Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Northwestern
University
LIBRARY
Evanston, Illinois

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Northwestern University Library

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1845.
Erster Band.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

L 830.5
J25
1845
(Doc.)

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

L80.5
J25

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Januar 1845.

593407

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Januar-Heftes.

Jahrbücher Nr. 1—20.

Seite

Grundzüge der Geschichte und Verfassung der rheinischen evangelischen Kirche von Bessel. Neuwied, 1844. — Jacobson. 1

Grammatik der italiänischen Sprache von Dr. L. G. Blanc. Halle, 1844 Fuchs. 119

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christ. August Brandis. Berlin, I. Th. 1835. II. Th. erste Abtheilung. 1844. (Erster Artikel.) — Kühn. 105

Corpus Inscriptionum Graecarum. Auctoritate et impensis academiae litterarum regiae Borussicae ex materia collecta ab Augusto Boeckhio academiae socio edidit Ioannes Franzius. Voluminis tertii fasciculus primus. Berolini, MDCCCXXXXIV. — Keil. . 142

Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer und aus seiner so wie der nächstfolgenden Zeit. Von Jacob Grimm. Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften am 24 April 1843. Berlin, 1844. — Sommer. 153

Seite

Ueber die Bedeutung der Synoden in der evangelischen Kirche und das Gesetz ihrer Organisation von E. W. Klee. Posen, 1843. — Jacobson. . . . 1

Kölner Dombriefe oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Von J. Kreuser. Berlin, 1844. — Guhl. 38

Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt von Dr. Heinr. Theod. Rötscher. Berlin, 1841. — Fortlage. 70

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Vierte Abtheilung. Von Demselben. Berlin, 1842. — Fortlage. 70

Der Kunst der dramatischen Darstellung zweiter Theil, oder: Cyclus dramatischer Charaktere. Nebst einer einleitenden Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung, von Demselben. Berlin, 1844. — Fortlage. 70

Digitized by Google

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

I.

Ueber die Bedeutung der Synoden in der evangelischen Kirche und das Gesetz ihrer Organisation von E. W. Klee, Reg. Rath und beider Rechte Dr. Posen, 1843.; *bei Gebr. Scherk.* 52 S. 8.

Grundzüge der Geschichte und Verfassung der rheinischen evangelischen Kirche von Bessel, Landgerichtspräsident. zu Saarbrücken. Neuwied, 1844.; *bei E. W. Lichtfers.* 64 S. 8.

Eine wesentliche Verschiedenheit besteht für die Volksreligionen (die ethnischen und jüdische) und das Christenthum in ihrem Verhältnisse zum Staate. Während in jenen das religiöse Element vom politischen, bis zur Aufhebung der Unterschiede, durchdrungen ist, und zwar in den ethnischen so, dafs die Religion nur Mittel der Politik wird, im jüdischen Staate aber umgekehrt eine politische Theokratie entsteht, erzeugt das Christenthum eine Sonderung von *Staat* und *Kirche.* Diese Scheidung ist bedingt durch den Zweck des Christenthums, die Reinigung beider. Die Unvollkommenheit der vorhandenen Zustände ist dafür maafsgebend, nicht aber das Wesen des Christenthums selbst. Da nämlich dasselbe eben so wie die Kirche auch den Staat als eine göttliche Stiftung anerkennt, so erscheinen beide eigentlich nur als die zusammengehörigen Bestandtheile (Glieder) des Reiches Gottes, die sich zwar von einander unterscheiden, aber doch nur Ein harmonisches Ganzes bilden.

Der *Staat* ist seinem Begriffe nach eine politische und rechtliche Anstalt, in welcher das Volk in einer bestimmten Verfassung organisch gegliedert und geeinigt ist, so dafs der Wille jedes Einzelnen mit dem Willen der Gesammtheit übereinstimmt. Der Gesammtwille ist aber Freiheit, deren Wirklichkeit von der Existenz und Verwirklichung des Rechtes abhängt. Für den Staat, in welchem das Christenthum zur vollen Anerkennung gelangt, wird das Recht selbst ein christliches, somit auch die dadurch gesetzte Freiheit eine christliche. Vom Staate gesondert erscheint *die Kirche,* ein religiöses Institut, die Gemeine des Κύριος, Christi, deren Gesammtwille der Wille des Herrn ist, ausgesprochen im Evangelium. Des Herrn Wille ist aber Freiheit und die Freiheit des Evangeliums daher die Norm der Kirche und jedes Gebildes derselben. Christliches Recht und Evangelium stehen nicht im Widerspruche, sondern ergänzen sich in wahrer Einheit. Dasselbe gilt somit auch vom Staate und der Kirche, da sie Träger des Rechtes und Evangeliums sind.

Während die Betrachtung des Wesens beider Institute die Zusammengehörigkeit und Einheit derselben im Reiche Gottes erkennen läfst, zeigt die gegenwärtige Gestaltung die Nothwendigkeit der Fortdauer der durch das Christenthum herbeigeführten Trennung. Noch ist der Staat kein wahrhaft christlicher, noch die Kirche keine wahrhaft evangelische; Recht und Evangelium bilden noch in mannigfachen Beziehungen einen Gegensatz. Bis eine Ausgleichung der bestehenden Widersprüche erfolgt ist, können Staat und Kirche nicht anders, denn als zwei Anstalten aufgefafst werden, welche aber nach ihrer Vereinigung, als ihrem Ziele, hinringen. In dem Streben nach dieser Union, in den auf dem Wege dahin eintretenden Kämpfen und Schwankungen ist der eigentliche Gegenstand der ganzen Weltgeschichte enthalten. Sie zeigt uns, wie, je mehr eine der beiden bewegenden Mächte gewaltsam hervortritt und zur Alleinherrschaft gelangt, der Bruch und die Trennung gröfser, die Aussicht zur Vereinigung entfernter wird. Je mehr sich jede auf ihre Sphäre beschränkt und in ihr das Ziel der Vollendung zu erreichen bemüht ist, desto mehr

Digitized by Google

nähern sich beide, desto zahlreicher werden ihre Berührungspuncte, desto gröfser wird ihr gegenseitiger Einflufs, bis sie sich im Reiche Gottes völlig versöhnen und vereinigen.

In den ersten Jahrhunderten des Christenthums sind Staat und Kirche im Gegensatze der Feindschaft, doch so, dafs die letztere jenen zur Wahrheit zu führen sucht. Dies gelingt, und mit dem Siege des Christenthums im römischen Reiche nähern sich beide zur Vereinigung; indessen fehlt es nicht an beiderseitigen Uebergriffen und, wenn schon das Princip richtig bezeichnet wird (m. s. z. B. Justinians Novella VI.), doch an dem Vorwalten der Politik in der Kirche. Seit dem achten Jahrhunderte besitzt in Deutschland der Staat die Uebermacht, seit dem eilften die römisch-katholische Kirche. Der Staat knechtet die Kirche und macht so das vorchristliche heidnische Element zum leitenden, die Kirche unterdrückt den Staat, bildet eine politische Theokratie und stellt das jüdische Princip an die Spitze. Seit dem vierzehnten Jahrhunderte tritt eine wirksame Reaction ein, um das aufgehobene Gleichgewicht wieder herzustellen. Während der Zeit des Ueberganges zum normalen Zustande bleibt jedoch das Verhältnifs ein schwankendes.

Die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts, bemüht die vorhandenen Mifsstände zu heben, forderten vor allem die Scheidung der bisherigen Vermengung des politischen und kirchlichen Regiments. So sagt Luther „Man mufs die beiden Regimente mit Fleifs scheiden, und Beides bleiben lassen . . . Keins ist ohne das Andere genug in der Welt" und die Symbole bestätigen es (Augsburg. Conf. Art. XVI. XXVIII. Apologie der Conf. Art. VIII. XIV. Schmalkald. Artikel im Anhange von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes u. a. m.). Zwingli, Calvin und die Symbole der Reformirten stimmen damit überein. Nach erfolgter Scheidung ist aber eine selbstständige Organisation wie des Staats, so auch der Kirche nothwendig. Die letztere, als ein lebendiger Leib, hat ihre innere und äufsere Seite und fordert für beide die entsprechende Entwickelung und Gestaltung. Die Reformatoren haben beiden nicht einen gleichen Eifer und dieselbe Sorgfalt widmen können. Indem sie die Reform von Innen her, mit der Lehre, als dem wahrhaft christlichen, evangelischen Elemente begannen, beschränkten sie zunächst die sichtbare Seite der Kirche auf Predigt und Spendung der Sacramente und riefen dadurch einen Zwiespalt mit dem Leben selbst hervor. Dieses nöthigte sie zwar auch die eigentlich kirchliche, den Organismus betreffende Seite der Kirche zu berücksichtigen und deren Grundlagen zu erwägen, ohne aber für dieselbe eine entsprechende Form zu bezeichnen. Die Befestigung der evangelischen Kirche hing von der territorialen Begrenzung ab und der Staat wurde veranlafst, die Verfassung zu regeln. Der christliche Adel deutscher Nation, die Landesherren stellten sich an die Spitze, übernahmen ein ihnen fremdes Amt und wurden Nothbischöfe. Dieses geschah indessen mehr in den Ländern der lutherischen Kirche, während für die reformirte eine selbstständigere äufsere Verfassung, jedoch meistens im Conflicte mit dem Staate, errungen ward, bis bei später eingetretener Versöhnung sich auch hier der landesherrliche Episkopat geltend zu machen wufste.

Theils die Herrschaft der Landesherren in der Kirche, theils die damit in Verbindung stehende Beschränkung des kirchlichen Organismus auf die einzelnen Territorien hat die Entwickelung der Verfassung der evangelischen Kirche sehr gehemmt und das weltliche Regiment in die Kirche hineingetragen. Die von den Reformatoren geforderte Scheidung beider Regimenter ist nicht zur Vollziehung gekommen und es besteht noch die alte Aufgabe, die vorhandene Vermengung beider Regimenter aufzuheben. Demnach darf eben so wenig der Staat in das geistliche, als die Kirche in das politische Gebiet eingreifen. Der Staat, im Unterschiede von der Kirche mit ihren verschiedenen Confessionen, hat die Eigenthümlichkeit einer jeden zu schützen und nur darüber zu wachen, dafs die Rechtsordnung durch die kirchlichen Institute nicht beeinträchtigt werde; er übt daher die sogenannten jura circa sacra. Die Kirche selbst verwaltet sich dagegen autonomisch in ihrer Sphäre und besitzt die sogenannten jura in sacra. In solcher Weise findet sich bereits die Verfassung der Kirche in den Niederlanden vollständig wirksam (vergl. die Anzeige der Schrift von *Roijaards* in den Jahrbüchern 1844. II. nro. 51—53) und nach gleichem Ziele ringen jetzt die Evangelischen in Frankreich, Schottland, Deutschland u. s. w. In Frankreich ist das Princip ausgesprochen: La non-intervention de la loi dans les choses de la religion: nach welchem die kirchlichen Behörden nicht als Staats-

Digitized by Google

behörden das bürgerliche Recht in Religionsangelegenheiten einmischen sollen. In Schottland zielt dahin der Non-intrusion-Streit und in Deutschland werden von allen Seiten her Stimmen laut, welche die Freiheit der Kirche für ihre Sphäre dringend fordern, wie in Baden, Bayern, Würtemberg u. a., insbesondere auch in Preufsen, wo namentlich seit 1840 die Frage über die Umgestaltung der kirchlichen Verfassung Gegenstand lebhafter Besprechung geworden ist. Aus der bereits vorliegenden zahlreichen Literatur erscheinen die beiden in der Ueberschrift genannten Abhandlungen vorzüglich geeignet, um die verschiedenen Beziehungen dieses hochwichtigen Gegenstandes einer näheren Prüfung zu unterwerfen. An ihnen vermögen wir zugleich die differente Auffassung des Princips, so wie die gegenwärtig vorhandenen Abweichungen in der Gestaltung der Kirche der östlichen und westlichen Provinzen der preufsischen Monarchie zur Anschauung zu bringen. Klee macht erst Vorschläge für die Neubildung der Verfassung überhaupt, während dieselbe im Wesentlichen schon in Rheinland-Westfalen besteht und vom Verf. der zweiten Schrift bereits für eine principmäfsige Fortbildung die geeigneten Anträge gemacht werden können. Klee's Abhandlung ist durch die Berufung der Kreissynoden mittelst des Circulars vom 10. Juli 1843 zunächst veranlafst, die zweite ist durch das Rescript des Ministers vnm 30. April 1844 an die Rheinisch-Westfälische Provinzial-Synode hervorgerufen, und hat insofern einen halbofficiellen Charakter, als sie sich selbst bezeichnet „Vortrag eines Aeltesten, gehalten in der rheinischen Provinzial-Synode vom August 1844. Gedruckt auf deren Verlangen." Sie wird um so beachtenswerther, als sie zugleich eine ausführlichere Motivirung von Anträgen enthält, welche von der Synode selbst theilweise ausgegangen sind, und worüber ein Aufsatz über dieselbe von *Nitzsch* in der Monatsschrift für die evang. Kirche von Rheinland-Westfalen Jahrg. III. Heft X. (Oct. 1844) S. 220 flg., so wie die Verhandlungen der Synode, in der Bearbeitung von *Kling* (Beil. zur cit. Monatss. Dec. 1844) weitere Nachrichten und Belehrungen mittheilen.

Die Aufgabe unserer Relation ist nunmehr die Feststellung des Princips der evangelischen Kirchenverfassung und der daraus folgenden Organisation im Einzelnen, mit Berücksichtigung und Prüfung sowohl der gegenwärtig bestehenden Verfassung, als der von beiden Schriftstellern gemachten Vorschläge.

Das Princip der evangelischen Kirchenverfassung ist: Der äufsere Bau der evangelischen Kirche mufs dem Begriffe derselben entsprechen. Diesen Begriff entnehmem wir aber aus der heiligen Schrift und aus der schriftgemäfsen Auffassung und Darstellung der Reformatoren. Eine den ganzen Inhalt des Wesens der Kirche erschöpfende Definition finden wir indessen nicht in einer einzelnen Stelle und wir sind daher genöthigt, die Zeugnisse aus den verschiedenen Büchern der Schrift, so wie aus den Symbolen, den älteren Kirchenordnungen, die fast ohne Ausnahme unter Beirath der Reformatoren verfafst sind, und den sonstigen Aussprüchen der ersten Begründer der evangelischen Kirche mit einander zu verbinden. Dann ergiebt sich, dafs die Kirche die Gemeinschaft aller Gläubigen sei, bei denen das Evangelium recht gelehrt, die Sacramente nach demselben gereicht, die Sünden vergeben und behalten, die Sorge für den Jugendunterricht, für die Armen und Kranken, für das kirchliche Gut u. s. w. wahrgenommen wird. Es kann hier natürlich nicht beabsichtigt werden, den Begriff der Kirche in seiner Totalität zu entwickeln, sondern nur der irrigen Ansicht zu begegnen, als ob die Erklärung der Augsburg. Confession Art. VII., XXVIII. u. s. w. den ganzen und vollen Begriff enthalte, folglich Predigt und Verwaltung des Sacraments die alleinige Aufgabe der Kirche sei. Klee und Bessel sind auch von diesem Irrthum weit entfernt, und beide stimmen mit ein in das oben aufgestellte Princip, in den Forschungen jedoch kommen sie zu verschiedenen Ergebnissen. Der erstere äufsert darüber: „Nachdem die Christenheit sich durchgerungen zu dem völligen Bewufstsein der Freiheit, wie sie in der Wiederherstellung der Kirche schon zum Anfang des Daseins gekommen, da ist auch in ihr das Verlangen lebendig geworden, sich auf diesem Grunde zu erbauen zu einem *freien* Organismus, der das Gesetz seiner Verfassung nur in diesem Grunde habe, und kraft dessen sich in *Unterscheidung* setze gegen alle übrigen Organisationen des menschlichen Daseins. Aber welches ist die Verfassung, die diesem Grunde entspricht? Sollen wir zurückgehen auf die Zeiten der Apostel, die Kirche zu gestalten, wie sie damals war? Auch hier ist es allein des Herrn Wort, das gewifs macht u. s. w." Diesen Gedanken führt er dann weiter aus, indem er das Resultat seiner speciellen Darstellung (das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi aus dem in der heiligen Schrift gegebenen Begriff entwickelt.

Digitized by Google

Magdeburg 1839 und 1841. 2 Bde. 8.) wieder giebt. Bei der Auffassung Klee's vermissen wir indessen einen der beiden Factoren, nämlich die Rücksicht auf die geschichtliche Entwickelung der evangelischen kirchlichen Organisation; es fehlt die Anknüpfung an den historischen Verlauf und es wird somit der Zusammenhang der vorgeschalgenen neuen Verfassung mit der bisherigen Gestaltung unterbrochen. Wir sind zwar mit der Verfasser darin einverstanden, dafs „die rein geschichtliche Bemühung", die Beschränkung auf die Geschichte nicht zum Ziele führen könne: indem er aber selbst anerkennt, „Wir finden gleich im Beginne der Reformation die Kirchenordnung unbewufst (?!) sich gestalten, wie es der Begriff erheischst" (das Recht der Einen Kirche Bd. I. S. 9), so ist doch in der Reformation selbst, die sich wieder mit der apostolischen Kirche in eine festere Verbindung setzt, ein Zeugnifs gegeben, das nicht unbeachtet bleiben darf, ein Anhaltspunkt, der nicht aufgeopfert werden kann. Denn wenn Klee von der ferneren Ausbildung der Kirchenordnung nach der Reformation bemerkt: „Noch hatte man das Princip des Protestantismus in seinem ganzen Begriff nicht erfafst, vielmehr, noch befangen von dem kirchlichen Leben, aus dem man sich hervorgearbeitet, war man unbewufst (?) theilweise auf die Grundlagen der römischen Kirche zurückgekommen", und als Resultat des Verlaufs bis zur Gegenwart ausspricht: „Noch ist bis auf den heutigen Tag keine dem Begriff dieser Kirche entsprechende Auffassung der darin waltenden rechtlichen Ordnung hervorgetreten, weshalb es unseren Tagen noch vorbehalten geblieben, die diesem Begriff entsprechenden Grundlinien eines allgemein anzuerkennenden christlichen Kirchenrechts aufzustellen", — so können wir nicht umhin, ihn des Irrthums zu zeihen. Die Behauptung, die Reformatoren hätten „unbewufst" die Kirchenordnung gestaltet, wie es der Begriff erheischt, ist falsch: denn die bestimmtesten Aussprüche, deren weiterhin einige angeführt werden sollen, zeigen, dafs sie ihre Vorschläge für die Organisation der Kirche auf den evangelischen Begriff derselben mit Bewufstsein und voller Einsicht gegründet. Eben so ist es falsch, dafs man „unbewufst" späterhin theilweise auf die Grundlagen der römischen Kirche zurückgekommen. In einigen episkopalistischen Anschauungen mag dies freilich geschehen sein. Wenn dies aber auf die Geltung der Symbole, die Handhabung der Disciplin, die mehr als Seelsorge sein will, und verschiedene Anordnungen der Administration bezogen wird, so ist zu erinnern, dafs dergleichen Bestimmungen nicht unbewufst zur Geltung gebracht sind, und dafs dabei immer der Unterschied, ja der Gegensatz der römischen Kirche festgehalten ist. Insbesondere erscheint es aber auch als ein Irrthum, wenn behauptet wird, es sei bis auf den heutigen Tag keine dem Begriff der evangelischen Kirche entsprechende Auffassung der darin waltenden rechtlichen Ordnung hervorgetreten: denn die Geschichte der Synodal- und Presbyterialverfassung mehrerer Länder widerlegt jenen Ausspruch in seiner Allgemeinheit. Eine *vollkommene* der Kirche entsprechende Form ist allerdings noch nicht gewonnen, und ob dieselbe jemals auf Erden erreicht werden wird, kann gar sehr bezweifelt werden. Dafs aber eine dem Wesen der evangelischen Kirche sich eng anschliefsende, bis zu einem gewissen Grade der Trefflichkeit gelangte Ordnung der Verfassung schon seit Jahrhunderten bestehe, und dafs es nur darauf ankomme, dieselbe ihrem Ziele näher zu bringen, nicht aber erst der Bau völlig neu aufzuführen sei, dies hat Klee nicht erwogen und Bessel's Schrift ist ganz geeignet, das Fehler- und Mangelhafte der Darstellung jenes zu berichtigen und zu ergänzen. Bessel erklärt: die deutschen Reformatoren vermochten es in ihrer Zeit nicht, ihre Grundsätze von der Verfassung der evangelischen Kirche durchzubilden: die ihnen nachfolgenden Geschlechter wurden daran durch die schweren Kämpfe um die Glaubensfreiheit gehindert: dann bereiteten sich andere Zustände für die europäischen Völker vor, und das christliche Leben trat mehr in die engeren Kreise zurück: auch die calvinische Verfassung der Kirche kann, obwohl sie rein kirchlich ausgebildet ist, nicht als die eigentliche betrachtet werden, weil sie die Lehre von der kirchlichen Verfassung als Glaubensartikel hinstellt, und das richtige Verhältnifs zwischen der Kirche und dem Landesherrn *gleicher* Religion zum Nachtheile der Kirche nicht vermittelt. — Die Aufgabe der Reformatoren war also einem ferneren Zeitalter vorbehalten, — dem unsrigen." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Ueber die Bedeutung der Synode in der evangelischen Kirche und das Gesetz ihrer Organisation von E. W. Klee.

Grundzüge der Geschichte und Verfassung der rheinischen evangelischen Kirche von Bessel.

(Fortsetzung.)

Diese Sätze für sich allein genommen, könnten vielleicht die Vermuthung veranlassen, als ob beide Schriftsteller nicht von einander abweichen und nur die Deutung des Referenten auf einem Mifsverständnisse beruhe, ja dieser selbst mit Klee übereinstimme, da ja eben behauptet wurde, die Aufgabe der Reformatoren sei nicht zur Vollziehung gekommen, und liege uns jetzt ob. Allein dem ist keineswegs also: denn eben so wenig, wie man nach der weiteren Auseinandersetzung des Referenten in der Art und Weise, wie das Princip der evangelischen Kirchenverfassung zu realisiren sein dürfte, Uebereinstimmung mit Klee würde behaupten können, ist dies in Bessel's Grundzügen der Fall, da diese ebenfalls neben der Schrift auch den geschichtlichen Anknüpfungspunkt festhalten und keinen neuen Bau, sondern nur einen weiteren und verbesserten Ausbau der bestehenden Kirche beabsichtigen. Dies erhellt sowohl aus den generellen, leitenden, als den besondern, reformirenden Grundsätzen. Diese sind nämlich: Eine Ordnung der Kirche des *Evangelii* kann nur *in dieser Kirche*, nur *in ihrem Innern* gegründet werden: jede evangelische Kirchenverfassung wird wesentlich der thatsächlichen Grundlagen des apostolischen Zeitalters und der Reformation bedürfen. — Diese Sätze werden genauer motivirt, an die bestehende Kirchenordnung vom 5. März 1835 gehalten, und als Ergebnifs die hiernach erforderlich scheinenden Modificationen vorgeschlagen. Hieran schlofs sich auch die von der Rheinischen Provinzial-Synode zu Neuwied bestellte: *Commission zur Revision der Kirchenordnung*, deren Richtung dahin ging, „das, was die Kirchenordnung von 1835 gegeben, wenn es noch nicht lebt, zum Leben zu bringen, ohne Abschaffung oder Entstellung der seitdem entstandenen Gemeindeinstitutionen ihre kirchliche Wirksamkeit und Bedeutung sicher zu stellen. *Wir wollen erhalten und ausbilden*; auch die zeitgemäfsen Modificationen der alten Verfassungen nicht verleugnen, sondern nur klarer bestimmen, dafs sie nicht Entstellungen und Vernichtungen werden, und sie des Hinderlichen, das sie an sich haben können, zu Gunsten der kirchlichen Wohlfahrt entledigen" (Verhandlungen u. s. w. von Kling S. 48).

Diese Auffassung der Reform des jetzigen kirchlichen Organismus entspricht übrigens auch der Absicht des preufsischen Gouvernements, wie aus der von Bessel als Motto seiner Abhandlung vorgestellten „Mittheilung vom 30. April 1844" entnommen werden kann. Der Herr Minister spricht darin den Willen Sr. Maj. des Königs in folgenden Worten aus: „Allerhöchstdieselben erwarten, ohne der innern kirchlichen Entwickelung irgend vorgreifen zu wollen, dafs die Provinzial-Synoden bei ihren Berathungen über eine neue Gestaltung der kirchlichen Ordnung stets auf die apostolische Grundlage, im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwickelung der deutsch-evangelischen Kirche, zurückblicken mögen. Nur so läfst sich ein segensreicher Erfolg erwarten." Damit steht auch in Einklang, was für die östlichen Provinzen der preufsischen Monarchie in den Circularen vom 10. Juli 1843 und 21. September 1844 wegen des Zusammentretens der Kreis-, so wie der Provinzial-Synoden ausgesprochen worden ist. Die Absicht, nach dem Princip der apostolischen und evangelisch-protestantischen Kirche die jetzige Consistorial-Verfassung zu reformiren, erhellt aus den Erklärungen des Herrn Ministers, wenn er sagt: „die Synoden, wenn auch *zur Zeit* nur

Digitized by Google

aus geistlichen Mitgliedern bestehend, sind vornämlich als diejenigen kirchlichen Organe zu betrachten, von welchen die Vorschläge für eine bessere Gestaltung und Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse zunächst angeregt und vorbereitet werden können", und ferner, wenn er in dem zweiten Erlasse ausspricht: „Behufs weiterer Erörterung und Berathung der den Kreissynoden ertheilten Aufgabe erscheint die Berufung einer Versammlung zweckmäfsig, welche, ohne der Entwickelung der Kirche vorzugreifen, vielmehr lediglich an bestehende Verhältnisse sich *anschliefsend*, die angedeuteten Erfordernisse in sich vereinigt" —. Die Provinzial-Synoden der östlichen Provinzen scheinen auch sämmtlich die Reform-Vorschläge in der bezeichneten Weise gemacht und begründet zu haben. Von der Synode der Provinz Preufsen kann dies wenigstens mit Bestimmtheit behauptet werden, da dieselbe das Resultat ihrer Verhandlungen in einer kurzen Uebersicht durch öffentliche Blätter zugänglich gemacht hat. Hiernach wurde auf den Vorschlag eines eigenen Ausschusses der Synode für die Angelegenheiten des kirchlichen Gemeindewesens und der Kirchenverfassung fast einstimmig von der Versammlung beantragt, „dafs zunächst die Gemeindeverfassung in *der* Weise lebendig und selbstständiger sich gestalte, dafs den sogenannten Laien, den Nichtgeistlichen, ein gröfserer Antheil an der Leitung des inneren und äufseren kirchlichen Gemeindewesens zukommen, und dafs aus dieser erweiterten Gemeindeverfassung auch ein Antheil an allen Synoden sich entwickeln und gleichzeitig der Antheil der Obrigkeit an der Kirchenverwaltung in *eine* Behörde *kirchlichen* Charakters verwandelt werden möge. Auf dieser Basis hatten die Arbeiten des Ausschusses zu dem Entwurfe einer Kirchen- und Gemeindeordnung geführt, in welcher das Presbyterial-Synodal-Princip, das seine belebende Kraft in der evangelischen Kirche der Rheinlande seit Jahrhunderten aufs heilsamste bewährt hat, *unter möglichstem Anschlusse an das historisch und gesetzlich Bestehende* durch alle Stufen des kirchlichen Lebens dergestalt entfaltet war, dafs ihm von Oben her das uns geschichtlich gegebene konsistoriale Element begegnete und sich beide Principe, wie es auch eben jetzt in den genannten westlichen Provinzen unserer Monarchie von anderer Seite her vermittelt wird, zu einer unsern Verhältnissen angemessenen Verfassung der evangelischen Kirche durchdrangen."

Wir konnten nicht umhin, schon hier die materielle Seite der Reform-Frage zu berühren, indem in der Auffassung der preufsischen Provinzial-Synode die formelle Seite mit jener fester verbunden erscheint. Der volle Inhalt des Princips mufs aber jetzt in nähere Erwägung gezogen werden und zwar so, dafs wir das Wort der heiligen Schrift im Zusammenhange mit den Aussprüchen der Reformatoren und dem geschichtlichen Verlauf selbst berücksichtigen.

Der Bau der Kirche ruht auf ihrem Begriff. Dieser Begriff hat seine Wahrheit im Geiste Christi, und der Bau ist der Leib des Herrn, dessen Glieder alle Mitglieder der Kirche sind. Christus ist das Haupt, der Oberpriester seiner Gemeine, des auserwählten Geschlechts, des königlichen Priesterthums (vgl. I. Corinth. c. III. Epheser I, 21—23. Colosser I, 18. I. Petri II, 5. 9. u. a. m.). Besteht aber ein allgemeines Priesterthum, so sind auch alle, die nicht aus natürlichen Gründen ganz oder zum Theil verhindert sind (wie Kinder und unselbstständige Familienglieder, Frauen u. a.), verpflichtet und berechtigt, sich an den Functionen dieses Priesterthums zu betheiligen, folglich mitzuwirken bei den mannigfachen Zweigen der kirchlichen Verwaltung, als der Seelsorge, der Disciplin, der Armen- und Krankenpflege, der Sorge für die äufseren Güter der Gemeine. Die Ordnung der Gemeine fordert indessen, unbeschadet der allgemeinen Verpflichtung und Berechtigung, eine regelmäfsige Vertheilung der Arbeit, daher die Scheidung der Aemter, wie gleich Anfangs der Apostel, der Aeltesten, Diaconen, Diaconissen u. s. w. (m. s. z. B. Apostelgesch. VI, 3—6. I. Corinth. XII, 4 folg. Epheser IV, I. Timoth. III, Tit. I. u. v. a. m.). Diese und andere aus dem angedeuteten Princip folgende Bestimmungen wurden im Laufe der Zeit, durch den in die Stelle des Unterschieds der Aemter getretenenen Gegensatz von Klerus und Laien, verdrängt, und während die Lehrer der Gemeine dienen sollten (Matthäus XX. 26—28. I. Corinth. III. IV, 1 u. a.), beherrschten sie dieselbe. Die Versuche, die apostolische Ordnung herzustellen, scheiterten, bis im sechszehnten Jahrhunderte es den Reformatoren gelang, das Princip wieder zur Anerkennung zu bringen. Unzählige Aussprüche bezeugen

Digitized by Google

dies, wie schon in Luther's Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation: „Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied, denn des Amts halben allein" und in der Erklärung der Epistel Petri, der Pfarrer bekleidet, „ein gemein offentlich Amt für die, so da alle Priester, d. i. Christen sind."

Wie zum Wesen des lebendigen Leibes die Wirksamkeit aller Organe, so gehört zum Wesen einer lebendigen Gemeine die thatsächliche Theilnahme aller Personen, die eben Organe oder Glieder der Gemeinschaft sind. Die römisch-katholische Kirche betrachtet die Gemeine als ein *Object* der priesterlichen Thätigkeit, deren wirksames Subject der Priester selbst ist. Die evangelisch-katholische Kirche sieht dagegen die Gemeine als das *Subject* an, welches zugleich Object ist. Nicht das Verhältnifs zum Klerus, sondern zu Christo selbst bestimmt die wahre Christlichkeit und mit dem Wachsthum derselben steigt auch die eigentliche Kirchlichkeit. Zu den einzelnen Gegenständen derselben gehört vor allen die Seelsorge. Das darin liegende Lehramt (Predigt, Jugendunterricht u. s. w.) und die Verwaltung der Sacramente übernimmt nach der bestehenden Ordnung der dazu gesetzte Pfarrer. Die Erhaltung der Lehre selbst ist aber immer Sache der ganzen Gemeine, denn „Christus giebt Matth. VII, 15 nicht den Propheten, Lehrern das Urtheil, sondern den Schülern oder Schaafen. Darum sollen und müssen alle Lehrer dem Urtheil der Zuhörer unterworfen sein und mit ihrer Lehre" (Luthers: Grund und Ursach, dafs eine christliche Versammlung oder Gemeine Recht und Macht habe, alle Lehre zu urtheilen u. s. w., Werke. Jenaer Ausgabe II., 243. b) „I. Thessalon. V. will der Apostel keine Lehre noch Satz gehalten haben, es werde denn von der Gemeine, die es hört, geprüft und für gut erkannt . . . Aller Apostel und Propheten Sprüche, da sie lehren, Menschenlehre zu meiden, die thun nichts anders, denn dafs sie das Recht und Macht, alle Lehre zu urtheilen, von den Lehrern nehmen und mit ernstlichem Gebot bei der Seelen Verlust den Zuhörern auflegen u. s. w." (a. a. O. 244. b). Zur Seelsorge gehört auch die Beförderung christlicher Ordnung, gewissenhafter Kinderzucht, des frommen Wandels der Gemeindeglieder u. s. w., Functionen, die in Gemeinschaft mit dem Pfarrer die Glieder der Gemeine übernehmen. Damit steht auch die Handhabung der Disciplin oder Kirchenzucht in Verbindung. Die heilige Schrift ordnet sie an (vgl. Ev. Matthäi XVIII. I. Corinth. V. u. a.), und die Kirche hat sie stets für nothwendig gehalten. Es hatten sich aber nach und nach grofse Mifsbräuche eingeschlichen und geistliches und weltliches Regiment war hierbei vorzugsweise vermischt worden. Dieser Vermengung sollte begegnet, ihr abgeholfen werden, nicht aber etwa durch Aufhebung jeder Zucht, sondern durch Beschränkung auf das rechte Maafs und die dem Wesen der Kirche entsprechende Art der Vollziehung. Daher erklärt Luther: „In diesen Sprüchen Matth. XVIII. wird das allervollkommlichste Recht und der Brauch aufs allervollkommenste zugeeignet und bekräftiget, dafs *die ganze Gemeinde* alle Christen binden und lösen möge, es wäre denn, dafs wir wollten Christo selbst das Recht und den Brauch der Schlüssel versagen, wenn er unter zweien wohnet u. s. w." In dem Sendschreiben an die Nürnberger von 1540 heifst es: „Restituatur et excommunicatio, non ante ut in litibus rerum profanarum, sed de judiciis manifestis, *adhibitis in hoc judicium senioribus in qualibet ecclesia*" (Corpus Reformat. ed. Bretschneider III, 965). Melanchthon in der Schrift de abusibus emendandis (a. a. O. IV, 542 seq.) äufsert: „Nec liceat soli pastori ferre sententiam excommunicationis sine ulla decuria judicum aut nemine adhibito ex honestioribus viris suae ecclesiae. Ut enim vocantur haec *judicia ecclesiae*, ita sunt *plures* adhibendi, ut Paulus voluit. Tyrannis est inimica ecclesiae." Eben so Zwingli in den Conclusionen vom Jahre 1523 Art. XXXI. und XXXII. (Niemeyer collectio confess. in eccles. Reform. p. 8. 8), Calvin in den institutiones christianae lib. IV. cap. XI. § 3: „*Non unius arbitrio*, sed *per legitimum ecclesiae consensum* administranda est haec spiritualis potestas, a jure gladii prorsus separata" u. v. a. Im richtigen Zusammenfassen dieser Aeufserungen mit den lutherischen Symbolen (Augsburg. Conf. Art. XXVIII., Apologie Art. IV. XIV., den Schmalkald. Artikeln Th. III. Art. IX. u. a.) ergiebt sich auch, dafs die Bischöfe oder Pfarrer, wie in allen Angelegenheiten der Kirche, dabei doppelte Verpflichtungen haben, insbesondere auch die Leitung des Verfahrens übernehmen, und im Namen der Gemeine das Urtheil aussprechen sollen. Auch haben die lutherischen Kirchenordnungen dies

Digitized by Google

Anfangs und zum Theil auch später festgehalten (m. s. z. B. die erste preufsische Kirchenordnung von 1526, so wie die von 1544, *meine* Geschichte der Quellen des preufsischen Kirchenrechts I, II, 25 folg. — den summarischen Begriff der Lutheraner in Jülich-Berg von 1677 cap. II., die Kirchenordnung für Cleve-Mark von 1687 cap. IX. XII. XIV. XX. a. a. O. IV., III. Urkunden S. 234. 242 folg. u. a. m.), allgemeiner aber die Reformirten. Da, wo das Interesse für religiöses und kirchliches Leben sich erhielt, blieb auch die Disciplin in Uebung und ist als Bedürfnifs anerkannt worden. Wo dies Bedürfnifs nicht gefühlt wird, kann auch die etwaige Wiedereinführung nicht erfolgen und es mufs die innere freie Entwickelung der Kirche selbst dazu drängen. Dies hat denn auch die neue Belebung und die der Gegenwart entsprechende Reform der Disciplin in Rheinland-Westphalen herbeigeführt (m. s. *Kling* a. a. O. S. 67. 125, *Bessel* S. 51. 52 vergl. S. 17. 18. 63. 64). Während Bessel ganz richtig erinnert, die Kirchenzucht, als Befugnifs der Kirche, fliefst aus ihrer innern Beziehung zur christlichen Lehre und zum kirchlichen Leben, erklärt sich Klee S. 16 gegen die Uebung der Kirchenzucht überhaupt, da diese „allein in der Handhabung der Seelsorge ihre Wahrheit hat und daher den Pfarrherrn gebührt," nicht aber den Synoden. Klee hat seine Ansicht ausführlich in der Schrift: das Recht der Einen allgemeinen Kirche B. I. S. 263 folg. B. II. S. 286 folg. zu begründen versucht. Das Amt der Schlüssel ist, wie er annimmt, nach dem Abscheiden der Apostel nichts Anderes, als „das Verkündigen des Worts . . ., das Werk des Herrn in seiner Gesammtheit." Die Handhabung der Zucht ist „nur ein Nachklang aus dem Leben in der römischen Kirche und aus der Anschauung der Formen, in welchen diese im Gegensatz gegen die christliche Ordnung im Staate die apostolischen Satzungen für die werdende Kirche festgehalten hatte. An den Abstractionen des päpstlichen Rechts zum Theil festhaltend, dachte man eine Sonderung der Kirche von dem Staatsgebiete — trotz dessen, was dagegen die Wirklichkeit des Lebens unwillkührlich aufgerichtet — in jenem Sinne fortbestehend" . . . „Nachdem mit der Wiederherstellung der Kirche die Entgegenstellung zwischen staatlicher und kirchlicher Ordnung durch die Wahrheit des Lebens vernichtet, nachdem in der Einheit des Organismus die Staatsordnung zugleich ein immanenter Theil der kirchlichen Ordnung geworden, wie umgekehrt, nachdem endlich das Walten und Richten der Kirche mit dem Schwerdt des Geistes in die Totalität der Freiheit wieder eingesetzt, jetzt erst zu der Fülle seiner Macht erhoben worden, — ist jeglicher Grund zu einer kirchlichen Gerichtsbarkeit aufgehoben." Abgesehn davon, dafs die Zucht keine Gerichtsbarkeit ist, wäre die Deduction Klee's richtig, wenn seine Voraussetzung von der Einheit des Staats und der Kirche sich als richtig anerkennen liefse. Dafs dem nicht also sei, ist zum Theil schon oben dargelegt und wird, unter genauerer Berücksichtigung der Klee'schen Auffassung, noch weiterhin bei der Entwickelung der Katholicität der evangelischen Kirche erörtert werden müssen. Uebrigens ist die Disciplin allerdings als eine seelsorgerische Thätigkeit anzusehen, welche aber, wie die Seelsorge überhaupt, nicht blofs mit dem Pfarramte verbunden ist. Die Disciplin ist vorzugsweise Sache der Gemeine.

Dafs die Sorge für Arme und Kranke Beruf der Gemeine sei und dafs zunächst aus dieser eigene Beamte (Diakonen und Diakonissen) dafür bestellt werden, ist durch die heilige Schrift (Apostelgesch. VI u. a.) anerkannt und ist stets von der Kirche mit Recht in Anspruch genommen, eben so wie auch die unmittelbare Verwaltung andrer kirchlicher Institute und des Vermögens derselben nicht füglich der Kirche versagt werden kann.

Wenn nach dem auf der Grundlage der Schrift, der apostolischen Verfassung und den Aussprüchen der Reformatoren beruhenden Princip die nunmehr bezeichneten Functionen der kirchlichen Administration anheimfallen, so ergiebt sich, dafs, insofern dieselben auf den Staat und die bürgerlichen Behörden nach und nach übergegangen sind, unbeschadet der jura circa sacra und der sonst bestehenden jura quaesita des Landesherrn und Anderer, ihre Restitution an die Kirche gerechtfertigt wäre. Mit diesem Grundsatze ist auch Klee S. 12 und Bessel S. 49 folg. einverstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Ueber die Bedeutung der Synoden in der evangelischen Kirche und das Gesetz ihrer Organisation von E. W. Klee.

Grundzüge der Geschichte und Verfassung der rheinischen evangelischen Kirche von Bessel.

(Fortsetzung.)

Beide, besonders der letztere, haben auch die preufsischen Zustände hierbei ins Auge gefafst. Wenn aber Bessel bemerkt, die Form der Vertheilung der Kirchengewalt zwischen den Consistorien und Regierungen, welche unserm Staate eigenthümlich, sei sonst in Deutschland nicht herkömmlich, so ist dies nicht richtig (m. s. die Nachweisungen in Richter's Lehrbuch des Kirchenrechts § 157. 158). Die in Preufsen angenommene Scheidung der Externa, welche den Regierungen, und der Interna, welche den Consistorien zur Bearbeitung überwiesen sind, ist aber auffallender Weise in der neusten Zeit sogar in andern deutschen Ländern recipirt worden. Im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen wurde am Schlusse des Jahres 1841 durch einen landesherrlichen Erlafs die Justiz von der Verwaltung in den höheren Instanzen getrennt und bei dieser Gelegenheit die erst kurz vorher getroffene Einrichtung, dafs Kirchen- und Schulsachen von Einer Behörde in drei Abtheilungen (Consistorium I. II. III.) verwaltet wurden, wieder aufgehoben, und die äufseren Angelegenheiten der Kirche der Regierung, als Verwaltungsbehörde, die Angelegenheiten der Schule einem besondern Schulcollegium, die inneren Angelegenheiten der Kirche aber einem Consistorium überwiesen. Die beiden im Fürstenthume vorhandenen Consistorien sind je mit einem geistlichen Präsidenten, zwei geistlichen Räthen und einem weltlichen Assessor besetzt. Im Grofsherzogthum Oldenburg ist für das Fürstenthum Lübeck seit dem 1sten Januar 1845 sogar das Consistorium ganz aufgelöst und der Regierung, als der allgemeinen Verwaltungsbehörde einverleibt worden. Bei solchem Schwanken und Wechsel der Behörden für die kirchlichen Angelegenheiten und bei der Wichtigkeit dieser Sache, so wie bei der Bedeutung, welche der Vorgang Preufsens in der Umgestaltung der kirchlichen Organisation für ganz Deutschland haben dürfte, scheint eine nähere Auseinandersetzung hier wohl erforderlich zu sein.

In den einzelnen Provinzen der preufsischen Monarchie waren die Einrichtung und das Ressortverhältnifs der kirchlichen Behörde früher sehr verschieden, während dieselben jetzt im Allgemeinen übereinstimmend geworden sind. Es ist aber von Belang, bei der Betrachtung der gegenwärtigen Verfassung einen Blick auf den allmäligen Uebergang aus der älteren zu werfen, weil daraus die nach und nach erfolgte Verweltlichung der Kirche und die gegenwärtige Subjection derselben unter den Staat sich deutlicher herausstellt. Es wird hier übrigens genügen, bei der Aufzählung der einzelnen Objecte die Resultate der ausführlicheren genetischen Entwickelung, wie dieselbe in des Referenten Geschichte der Quellen des preufsischen Kirchenrechts vorliegt, anzudeuten. Für Rheinland-Westphalen giebt Bessel daraus einzelne Nachweisungen und Auszüge.

Der leitende Gedanke bei der Feststellung der Ressortverhältnisse ist einfach die Scheidung der jura in sacra und der jura circa sacra, deren Vermischung eine Folge des Territorialsystems ist. Dieses System hat in der neueren Zeit in Preufsen mehr durch die Praxis und deren gesetzliche Anerkennung, als durch das Princip der ganzen Legislation selbst eine Stütze erhalten. Das allgemeine Landrecht, so sehr es das specifisch-christliche Element der Religionsgemeinschaft, der Kirche unberücksichtigt läfst, giebt in der Hauptsache doch richtig den Unterschied der selbstständigen Wirksamkeit der Kirche und der Oberauf-

Digitized by Google

sicht des Staats. Das zur Zeit der Redaction des Landrechts so beliebte Collegialsystem, in Verbindung mit der bestehenden Consistorialverfassung, bildet die eigentliche Grundlage des Titel XI im zweiten Theile. Daher erklärt Suarez „der Staat hat die Aufsicht über die Kirchen-Gesellschaften, so wie ihm solche über alle und jede in ihm befindliche Corporationen zusteht. Die Wichtigkeit und der Einflufs, welchen diese Art von Gesellschaften auf die Sicherheit, Ordnung und Wohlfahrt der grofsen bürgerlichen Gesellschaft haben, sind die Ursache, warum sich der Staat um die Kirchen-Gesellschaft näher und genauer, als um andere Corporationen bekümmert; ohne dafs dadurch in dem Grunde seiner Befugnifs etwas geändert wird. Unter dieser Aufsicht des Staats kann jede Kirchen-Gesellschaft die ihr nach der Natur der Sache und nach den vom Staat gebilligten Gesetzen und Verfassungen zukommenden jura collegialia frei exerciren..... Die bisherige Theorie scheint mir ex notione societatis, den man doch bei dem ganzen Kirchenrecht zum Grunde legen mufs, und auch wirklich gelegt hat, natürlich zu folgern. Die Kirchen-Gesellschaft hat alle Jura collegialia einer andern Corporation. Sie kann sich ihre Vorsteher und Beamte, ingleichen die Administratores ihres Vermögens wählen. Sie exercirt und vertheidigt durch diese ihre äufseren Rechte. Ihre inneren Angelegenheiten regulirt sie in ihren Zusammenkünften nach der Mehrheit der Stimmen" (Materialien zum Allg. Landrechte XV, 139 folg. (v. Kamptz) Jahrbücher für die preufsische Gesetzgebung LVIII, 73. 75). Das episkopale Element fällt im Landrechte mit dem consistoriellen zusammen, daher heifst es Th. II. Tit. XI. § 143: Bei den Protestanten kommen die Rechte und Pflichten des Bischofs in Kirchensachen, der Regel nach, den Consistoriis zu: (vgl. a. a. O. § 115: Bei den katholischen Glaubensgenossen ist der Bischof der gemeinschaftliche Vorgesetzte aller Kirchengesellschaften des ihm angewiesenen Districts). Einen Episkopat des Landesherrn im Sinne des Territorialsystems kennt das Allg. Landrecht nicht. Die Ansicht der Redactoren ist darüber sehr bestimmt: „Der protestantische Landesherr hat jure superioritatis keine mehreren Rechte in Absicht der Religion, als ein jeder andere Regent. Sollte er in Absicht der protestantischen Religion mehrere andere Rechte haben, so müfste er sie jure episcopali haben. Ob er sie wirklich habe? adhuc sub judice lis est. Ob es gut sei, dafs er sie sich anmaafse oder wirklich habe, ist wohl zu verneinen, weil die protestantische Religion sonst in jedem Regenten einen besondern Papst haben würde."

In der preufsischen Gesetzgebung seit Emanation des Allgemeinen Landrechts ist auch von einem landesherrlichen Episkopate nicht die Rede, während freilich früher der Ausdruck: Bischof, Episkopalrechte des Landesherrn u. s. w. sehr häufig sowohl in allgemeinen, als provinziellen Gesetzen gebraucht wird (m. s. besonders: Ueber das bischöfliche Recht in der evangelischen Kirche in Deutschland. Berlin 1828 und in v. Kamptz Jahrbüchern B. XXXI); indessen ist dabei wohl zu berücksichtigen, dafs diese Ausdrücke vom evangelischen Landesherrn nicht blofs im Verhältnisse zum evangelischen, sondern auch zum römisch-katholischen Religionstheile gebraucht werden, wie auch katholische Landesherren sich Bischöfe der katholischen und evangelischen Kirche genannt haben (vergl. meine Geschichte der Quellen des evangelischen Kirchenrechts von Rheinland-Westphalen S. 179 folg. 346 Anm. 118 u. a.). Aus dem Sprachgebrauche folgt daher nichts und es mufs vielmehr auf die einzelnen Gerechtsame selbst und deren innere Bedeutung Rücksicht genommen werden. Betrachtet man nun die Rechte, welche das Oberhaupt des Staats sich in kirchlicher Hinsicht reservirt hat, so findet sich kein Unterschied im Verhältnisse zu den Evangelischen und den römisch-Katholischen. So bei der Besetzung höherer kirchlicher Aemter und Würden, bei der Dispensation von allem Aufgebote (Allg. Landrecht Th. II. Tit. I. § 153. Nur die im § 156. 157. allgemein statuirten Ausnahmsfälle sind auch ausdrücklich den Bischöfen zugestanden, wie das Circulare vom 10ten December 1796 in Stengel's Beiträgen B. X. S. 173. 174 ergiebt) u. a.

Entsprechend den vorhin mitgetheilten Paragraphen 115 und 143 des Allg. L. R. II, XI. unterscheidet auch die Verordnung über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden vom 27. October 1810 Lit. C. (Gesetzsamml. d. J. S. 13) von der obersten Aufsicht und Fürsorge des Staats in Beziehung auf die Religionsübung (jus circa sacra) die Consistorialrechte der verschiedenen Religionsparteien (jus sacrorum). Die Wahrnehmung der letztern gebührt nach

Digitized by Google

dem Landrechte kirchlichen, vom Oberhaupte des Staats eingesetzten oder bestätigten Behörden, für die Evangelischen eben den Consistorien. Schon im Jahre 1804, war aber in Ostpreufsen das Consistorium aufgehoben und zu einer Abtheilung der Kammern (Regierungen) gemacht worden (meine Geschichte a. a. O. I. II., 204.). Im Jahre 1808 ward dies verallgemeinert, die Idee eigentlich kirchlicher Behörden gänzlich aufgegeben und für angemessen gehalten, alle christlichen Confessionen denselben Instituten zu unterwerfen. Jede Kammer, seitdem Regierung genannt, erhielt eine Geistliche- und Schuldeputation, besetzt mit lutherischen, reformirten und katholischen Räthen. Die nach den Confessionen verschiedenen höchsten kirchlichen Behörden wurden gleichmäfsig in einer gemeinsamen Section für den Cultus und Unterricht des Ministeriums des Innern vereinigt (a. a. O. S. 209 folg.). Diese Verweltlichung der Kirche, welche jeder Selbstständigkeit entbehrte, wurde übrigens als eine höchst nachtheilige wohl erkannt und Abhilfe des Uebels gleich Anfangs gewünscht. Darüber liegt ein bemerkenswerther Bericht des Staatsraths Nicolovius an des Königs Majestät vom 29. März 1810 vor (A. Nicolovius Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn 1841 S. 179. 180), worin es heifst „die Section für den Cultus hat... insbesondere auch der Revision der äufseren Verfassung der lutherischen Kirche eine desto gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet, da mehrere ... Vorschläge sie dazu besonders aufgefodert haben. Diese Vorschläge kommen fast alle darin überein, dafs dem Verfall der protestantischen Kirche am kräftigsten durch eine selbstständigere, vom Staate unabhängigere Verfassung abgeholfen werden könne. Das Beispiel derjenigen protestantischen Länder, in welchen bei der Reformation diese Verfassung, nämlich das Episkopal-Regiment, ganz oder zum Theil beibehalten worden, empfiehlt dieselbe zwar weder durch eine vorzügliche Beschaffenheit der Geistlichen, noch durch einen höheren Grad von Religiosität des Volks zu unserer Zeit; dennoch ist unleugbar diese Verfassung mit mehreren wesentlichen Vortheilen verbunden, und die Section würde den auf die Wiederherstellung einer solchen Verfassung abzweckenden Vorschlägen beizustimmen sich geneigt fühlen, wenn nicht ein zwiefaches Bedenken im Wege stände. Nämlich: 1) diese Verfassung macht eine reichliche Dotirung der höheren Geistlichkeit durchaus nothwendig, die aber, wo bei der Reformation die Güter der Kirche eine andere Bestimmung erhalten haben, sehr schwierig und im preufsischen Staate bei seiner gegenwärtigen Lage unmöglich sein würde. 2) Der Erfolg einer solchen Einrichtung ist abhängig von der öffentlichen Meinung, indem die hohe Geistlichkeit ihr Ansehn nicht blofs durch landesherrliche Ernennung, sondern vornehmlich durch die in den gedachten protestantischen Ländern aus der katholischen Kirche beibehaltene, und dem Lehrsysteme nach von den Aposteln ununterbrochen fortlaufende bischöfliche Consecration erlangt und besitzt; ein Glaube, der wo er aufgegeben ist, nicht eingeführt oder geboten werden kann." Die Section schlug daher die Einführung von General-Superintendenten vor und wünschte, dafs denselben übertragen würde, 1) die Ordination der Candidaten zum Predigtamte; 2) die Einführung der Superintendenten; 3) die Aufsicht über die Amtsführung der Superintendenten, die Befugnifs, dieselben zu Berathungen in kirchlichen Angelegenheiten zu convociren und die Verpflichtung zu General-Kirchenvisitationen; 4) die Bekleidung der vom Könige festgesetzten geistlichen Mitdirectorstelle in den geistlichen Regierungs-Deputationen; 5) die erste und zu Vermeidung des Aergernisses geheime Untersuchung der bei den Regierungen angebrachten Beschwerden über den Lebenswandel oder die Amtsführung eines Geistlichen.

Diese Vorschläge wurden indessen nicht genehmigt. Bis zum Jahre 1815 blieben die geistlichen Deputationen inzwischen Abtheilungen der Regierungen, dann wurde durch Verordnung vom 30. April d. J. jenen ein selbstständigerer Charakter als: Consistorien: beigelegt, ohne aber ihre eigentliche Bedeutung zu verändern: denn sie sollten für die Evangelischen die Consistorialrechte übernehmen, über die Katholischen die jura circa sacra, die Aufsicht über die andern Religionsparteien, und überhaupt die Inspection der Unterrichts- und Bildungsanstalten. In den Regierungsbezirken, in welchen ein Consistorium vorhanden, sollte unter dessen Leitung und Anweisung eine Kirchen- und Schulcommission diejenigen Consistorialgeschäfte besorgen, welche einer näheren persönlichen Einwirkung bedürfen möchten. Im Jahre 1817 wurden aber auch bei den Regierungen, an deren Sitz ein Consistorium vorhanden, solche Kirchen- und Schulcommissionen eingerichtet und mit der ersten Abthei-

Digitized by Google

lung der Regierung verbunden. Endlich wurde 1825 das Consistorium zu einer rein evangelisch-geistlichen Behörde umgestaltet, indem die Unterrichts-Angelegenheiten dem Provinzial-Schulcollegium in dem Umfange zufielen, wie das Consistorium dieselben bisher verwaltet hatte. Alle übrigen Kirchen- und Schulsachen übernahm dann die neu gebildete eigene Abtheilung der Regierung für die Kirchenverwaltung und das Schulwesen.

Bei dieser jetzt noch bestehenden Verfassung ist der Unterschied der Externa und Interna des Kirchenwesens zum Grunde gelegt, indem jene von den Regierungen, diese von den Consistorien ressortiren. Die ganze Unterscheidung ist aber selbst in thesi nicht haltbar, da sich Inneres und Aeufseres in kirchlichen Angelegenheiten nicht so streng sondern lassen, und in der Anwendung um so bedenklicher. Daher verwaltet jetzt auch die Regierung nicht wenige Objecte, welche vielmehr das Innere, als das Aeufsere berühren, und welche da, wo eine reine Consistorialverfassung besteht, den Consistorien überwiesen sind. Berücksichtigt man zugleich, dafs die Regierung eine bürgerliche Behörde ist, besetzt mit evangelischen sowohl als katholischen Räthen und Assessoren, so erscheint die Vermengung des Weltlichen und Geistlichen hier im vollsten Maafse, damit aber auch zugleich der Antrag auf eine Herstellung des normalen Zustandes wohl vollkommen gerechtfertigt. Für die westlichen Provinzen wurde bereits seit 1816 von den rheinisch-westphälischen Synoden zur Erreichung dieses Ziels gewirkt (s. meine Geschichte des evangelischen Kirchenrechts von Rheinland-Westphalen S. 861 folg.), und auch nach dem Erlasse der Kirchenordnung vom 5. März 1835 auf Erfüllung der darüber geäufserten Wünsche hingearbeitet. Die Bemühungen der Provinzial-Synoden von 1844, zum Theil durch Bessel's Schrift mit unterstützt, sehen jetzt ihrer Erledigung entgegen. Die Commission der rheinischen Synode hatte darauf angetragen, den König zu erflehen, dafs die Absonderung der evangelischen Kirchenverwaltung vom Ressort der Regierungen verordnet und der Name dieses Collegiums aus § 148. der Kirchenordnung weggelassen, § 59. nro. 14. mit dem des Consistoriums vertauscht, oder doch ein fester, klarer Unterschied der staatlichen und kirchlichen Aufsicht über das evangelische Gemeindeleben ausgedrückt werde, welcher nicht nach dem oft zweifelhaften Begriff von Innerem und Aeufserem zu bemessen ist, sondern nach dem Unterschied der hoheitlichen Rechte und der Kirchengewalt. (Verhandlungen u. s. w. von Kling S. 51). Die Synode selbst hat demgemäfs wirklich den Antrag gestellt „des Königs Majestät wird Namens der Gemeinden der rheinischen evangelischen Kirche angefleht, die Gesammtheit der landesherrlichen Rechte in Bezug auf diese Kirche zwar durch ein nur ihm verantwortliches geistliches Ministerium auszuüben, aber durch ihre Regierungscollegien nur das allgemeine hoheitliche Recht ausüben zu lassen" (a. a. O. S. 54). Dasselbe hat die westphälische Synode beantragt (daselbst S. 115 folg. 121). Damit stimmen aber auch die Provinzial-Synoden der östlichen Provinzen lediglich überein. In der dem Ministerialrescript vom 21. Septbr. 1844. beigefügten Zusammenstellung der gutachtlichen Anträge und Vorschläge aus den Verhandlungen der Kreis-Synoden, ist sub no. IX. A. 1 mitgetheilt „die Vereinigung der zwischen dem Consistorium und den Regierungen getheilten Befugnisse in Einer Provinzial-Behörde, ist vielfach beantragt." Der bereits oben erwähnte Schlufs der Synode der Provinz Preufsen zeichnet dies besonders wieder aus.

Die Befugnisse selbst, welche hiernach von der Regierung auf die kirchliche Behörde übergehen, würden folgende sein. 1) *Die Besetzung sämmtlicher, dem landesherrlichen Patronatrechte unterworfenen geistlichen und Schullehrerstellen, so wie die Bestätigung der von Privatpatronen und Gemeinen dazu erwählten Subjecte und die Uebung des Devolutionsrechts.* Den Regierungen gebührt diese nach der Instruction vom 23. Octbr. 1817 § 18 a. Cab. Ordre vom 31. Decbr. 1825 B. nro. 3. Früher stand sie den Consistorien zu. So in Ostpreufsen, wo aber Friedrich Wilhelm I. sich dieselbe reservirte (meine Geschichte I. II, 82. 112. 117). Friedrich II. überliefs sie den Ministern 1768, endlich 1775 und 1788 wieder den Consistorien (a. a. O. S. 180 und Urkunden-Anhang S. 149).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Ueber die Bedeutung der Synoden in der evangelischen Kirche und das Gesetz ihrer Organisation von E. W. Klee.

Grundzüge der Geschichte und Verfassung der rheinischen evangelischen Kirche von Bessel.

(Fortsetzung.)

Dies ist auch der landrechtliche Standpunct (vgl. Th. II. Tit. XI. § 345. 346. 361. 369. 386. 391. 392. 398 flg. 522. 614), der jedoch nachher verlassen wurde. Aehnlich ist der Entwickelungsgang in den andern Provinzen (vgl. auch Bessel S. 52. 53. 56. 57, der mit Recht zugleich auf die Mitwirkung der Gemeine selbst dringt, verb. Klee das Recht der Einen Kirche II, 85 folg.).

2) *Die Beobachtung der Amts- und moralischen Führung der Geistlichen und Lehrer.* (Instruction für die Regierungen von 1817 § 18 b. verb. mit Instr. für die Consistorien § 2. nro. 8. 9.). Nach der jetzigen Praxis (s. bes. Ministerial-Rescript vom 12. Februar 1844 im Ministerial-Blatt des Innern d. J. S. 27—29) sind Regierung und Consistorium in den ihrem Ressort zugewiesenen Angelegenheiten zu einem disciplinarischen Strafverfahren gegen Geistliche competent, bei den Regierungen tritt aber eine Beschränkung ein, wenn es sich um die Suspension und Remotion handelt, wobei es auf die Einleitung einer förmlichen Disciplinar-Untersuchung ankommt, welche jederzeit dem Consistorio zu überlassen ist. Dasselbe gilt von der Versetzung eines Geistlichen, welche durch die Cab.-Ordre vom 12. April 1822 (Gesetzsamml. d. J. S. 105 folg.) rücksichtlich des Untersuchungsverfahrens der Amtsentsetzung gleichgestellt wird. — Diese Distinction unterliegt grofsem Bedenken und einfacher ist es, die Amts- und moralische Führung überhaupt der kirchlichen Behörde, gemeine Verbrechen aber der Cognition der bürgerlichen Gerichte zu überweisen. Bei der Einrichtung der Consistorien haben daher auch die Reformatoren die Competenz derselben für die bezeichneten Fälle angenommen und diese hat sich auch in vielen Ländern bis jetzt erhalten. (Richter Lehrbuch des Kirchenrechts § 217). So war das Verhältnifs auch im Herzogthume Preufsen, wo die Bischöfe und deren Officiale, später die in deren Stelle getretenen Consistorien die Führung der Geistlichen überhaupt zu beurtheilen hatten (meine Geschichte I, II, 47. 83. 111. 112. 179 Anm. u. a.). Dies ist auch das Princip des Allg. Landrechts Th. II. Tit. XI. § 530 folg. verb. II, XX. §. 499 folg., welches seit den neueren Ressortveränderungen aufgegeben wurde (vgl. auch Bessel S. 51. 52. 63. 64).

3) *Die Ertheilung der Urlaubsbewilligungen für Geistliche* erfolgte früher und auch nach dem Landrechte Th. II. Tit. XI. § 414. 415. durch die kirchliche Behörde. Die spätere Aenderung (vergl. Circular vom 18. Septbr. 1829 in v. Kamptz Annalen XIII, 521) entbehrt eines rechten Fundaments, da zunächst die geistlichen Obern für die vollständige Wahrnehmung des Lehramts und der Seelsorge bemüht sein müssen (vergl. auch Kirchenordn. v. 5. März 1835 § 72.).

4) *Die Aufrechthaltung der äufsern Kirchenzucht und Ordnung* (s. Instr. für die Reg. §. 18 c.) kann, wie überhaupt, dem Staate nur in sofern zustehen, als das landespolizeiliche Element in Betracht kommt. (Allg. Landrecht II. XI. § 50 folg. 89 folg. vergl. auch die obige Ausführung über Disciplin).

5) *Die Aufsicht über sämmtliche äufsere Kirchen- und Schulangelegenheiten, insbesondere über das gesammte Kirchen-, Schul-, kirchliche Armen- und Stiftungsvermögen* (s. Instr. für die Reg. § 18 c. d. f. g. l.). Die mannigfachen hier in Betracht kommenden Gegenstände sind zum Theil rein kirchliche Externa oder auch gemischte Angelegenheiten. Die nächste Aufsicht steht dabei den geistlichen Obern zu, wie das Allg. Landrecht regelmäfsig anerkennt (II. XI. § 167.

Digitized by Google

168. 180. 186. 238 folg. 294 folg. 419 u. s. v. a.) und nur die Oberaufsicht ist Staatssache (vgl. Bessel S. 64).

6) *Die Dispensation und Concession zu Haustaufen, Haustrauungen, vom dritten Aufgebote und den verfassungsmäfsigen Erfordernissen der Confirmation* (Instr. für die Regier. § 18. b., für die Consistorien § 2. nro. 10.). Diese gebührten früher den Consistorien mit mehr Grund, gingen dann auf die Regierungen als „Consistorialbehörde" über (s. z. B. mein Kirchenrecht von Rheinland-Westphalen S. 360 Anm. 198) und sind ihnen später als ein Externum verblieben.

Erscheint nach dieser Erörterung der erweiterte Geschäftskreis der kirchlichen Behörden gerechtfertigt, so ergiebt sich zugleich die Nothwendigkeit einer Umgestaltung derselben, jedoch nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit dem gesammten kirchlichen Organismus. Dieser selbst mufs aber aus dem Begriff der Kirche hervorgehen und ihm mufs die kirchliche Verfassung überhaupt entsprechen. Sowohl in der bisherigen wissenschaftlichen Begründung und Entwickelung, als in ihrem wirklichen Bestande in den einzelnen Territorien ist die kirchliche Gestaltung eine höchst verschiedene. Sie ruht bald auf einem einzelnen Grundprincip, bald auf einer gemischten Basis, ohne rechte Vereinigung und Lösung der Widersprüche und Inconsequenzen. Der rechte Bau beginnt aber von unten und steigt nach oben, nicht umgekehrt. Die kirchliche Gemeine ist daher das Fundament, auf welchem die Gesammtkirche sich erhebt. In der Gemeine stehen Lehrer und Lernende, Beamte und solche, für die das Amt verwaltet wird, Geistliche und Nicht-Geistliche. Zu den nicht-geistlichen Beamten gehört insbesondere auch der Landesherr evangelischen Bekenntnisses. Er ist ein praecipuum membrum ecclesiae, seine amtliche Wirksamkeit eine erhöhte, ihm gebührt die summa ministerii. Die Verschiedenheit der Verfassungsprincipien und des Organismus selbst wird nun dadurch herbeigeführt, dafs von sämmtlichen Gliedern der Gemeine eins als das herrschende hervortritt und die anderen hinabdrückt. Dadurch wird das Gleichgewicht gestört, dessen Herstellung durch eine verhältnifsmäfsige gleiche Betheiligung aller Glieder bewirkt werden mufs. Ist der Landesherr der alleinige Inhaber der Kirchengewalt, so wird eine Cabinets- oder ähnliche Verwaltung in die Kirche hineingetragen. In milderer Form entsteht die blofse *Consistorialverfassung*, in strengerer macht sich das *Territorialsystem* geltend. Wird dagegen die Geistlichkeit als der alleinige Träger des Regiments betrachtet, so entsteht die *Episkopalverfassung*, die Klerokratie, und sind endlich nur die nichtgeistlichen Gemeindeglieder im Besitze der kirchlichen Macht, so bildet sich die *Collegialverfassung*, als ein Independentismus. Mischungen dieser Verfassungen sind in mannigfaltigen Combinationen üblich geworden und die gegenwärtigen preufsischen Zustände bieten selbst ein Beispiel derselben dar, jedoch wieder verschieden in den östlichen und westlichen Provinzen der Monarchie. Während in den letzteren das collegiale, oder als ein wahrhaft kirchliches das presbyteriale Element mehr in den Vordergrund tritt, ist in jenen das consistorielle Element das herrschende, doch influirt zugleich das episkopale und territorialistische. Die jetzige Aufgabe ist die Versöhnung der streitenden Elemente. Dabei ist zuvörderst zu erwägen, dafs das Territorialsystem seinem Princip nach unevangelisch ist, indem dasselbe die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit der Kirche vernichtet, das in ihm aber liegende praktisch Richtige durch die vollständige Erhaltung der landesherrlichen jura circa sacra anerkannt wird und der dem Landesherrn gleicher Confession gebührende Antheil am Kirchenregimente durch die Consistorialverfassung gesichert bleibt. Die Episkopalverfassung hängt ihrem Princip nach mit der römischen Hierarchie zusammen, während der den Geistlichen gebührende Antheil am Kirchenregimente durch die Presbyterial-Synodalverfassung vollkommen, und zugleich unter Berücksichtigung des Rechtes der Gemeine selbst, deren Mitglied ja auch der Pfarrer ist, erhalten wird. Die Aufgabe der Verfassung ist demnach die harmonische Verbindung der Consistorial- mit der Presbyterial-Synodalverfassung. Diese Verbindung ist nach der äufsern Seite zugleich die Union der lutherischen und reformirten Kirche und in sofern als ein Mittel, auch die innere Union zu befördern, wohl zu berücksichtigen. Dafs sie in der That bereits dazu beigetragen habe, lehrt die Erfahrung (vergl. meine Geschichte des rheinisch-westphälischen Kirchenrechts S. 296. 818. 821 folg. u. a. m.) und weitere Erfolge dürfen wohl mit Recht erwartet werden.

Ohne Anknüpfung an die bereits vorhandenen

Digitized by Google

Zustände macht Klee S. 8 flg. 18 flg. nunmehr bestimmte Vorschläge. Indem er von der Ansicht ausgeht, dafs das Zusammentreffen der staatlichen und kirchlichen Organismen in der fürstlichen Gewalt allein die wahre Ordnung in der Kirche selbst sicher stelle, wenn nur die staatlichen und kirchlichen Organe auseinander gehalten werden, fordert er für die letzteren den Ausdruck des kirchlichen Bewufstseins in den Synoden, jedoch nicht in der früheren Bedeutung, nach welcher Gesetzgebung und Verwaltung, Bestimmung der Lehre und Gestaltung der Ordnung ihnen zustehen. Die Synoden können nur Wahrheit haben als Repräsentanten einer zur Bestimmtheit einer Ordnung gesetzten Kirche, welche, gleich dem ständischen Elemente eines Staats, in der Gesetzgebung mitzuwirken haben. Sie sind nur dazu gesetzt, Theil zu nehmen an der Realisation der Ordnung, damit die im kirchlichen Organismus vorhandene Intelligenz über das, was im Wege der Legislation zu ordnen ist, ergänzt werde durch diejenige Einsicht, wie sie nur auf dem unmittelbaren Standpunkte des kirchlichen Lebens selbst und vor allem in dem stetigen Dienst am göttlichen Wort zu gewinnen ist, da nur sie den sichersten Anhalt zur Erforschung der auf diesen Punkten hervortretenden Mängel und Bedürfnisse gewähren kann. Die Basis der Synodalverfassung ist die Gemeindeordnung, deren Gesetz sich dahin stellt: Der Geistliche, so wie die auf seinen Vorschlag von der kirchlichen Behörde bestätigten Repräsentanten bilden den Vorstand der Gemeinde (*Presbyterium*), in welchem der Geistliche den Vorsitz hat. In diesem Vorstand wird die Gemeinde dergestalt vertreten, dafs derselbe über alle ihre Angelegenheiten rechtsverbindliche Beschlüsse fassen kann. Aus den Presbyterien gehen die kirchlichen Primär-Versammlungen hervor, die *Kreis-Synoden*. Die Geistlichen aller Gemeinden eines Kreises sind die durch ihr Amt berufenen Mitglieder derselben. Jedes Presbyterium hat das Recht, aus dem nichtgeistlichen Stande ein Mitglied in Vorschlag zu bringen. Die kirchliche Behörde (Consistorium) hat dasselbe zu bestätigen, dabei aber ein unbedingtes Verwerfungsrecht mit der Befugnifs, in die Stelle der Zurückgewiesenen Andere aus andern Gemeinden sich in Vorschlag bringen zu lassen. Der Gegenstand der Berathung bestimmt sich 1) durch die Nothwendigkeit der Gestaltung der Versammlung zu einer Form der Ordnung, was auf die Wahl eines Vorsitzers u. s. w. führt. 2) Durch den Inhalt der Interessen, die hier vertreten werden: dahin gehört Alles, was in den Kreis des kirchlichen Lebens fällt. Was als Resultat der Berathung gewonnen wird, mufs zur Geltung in dem öffentlichen Organismus kommen. Bezieht es sich auf von der Behörde vorgelegte Fragen, so ist damit die Geltung, wie sie von dem Inhalte bedingt wird, gesichert. Wird aber selbstständig über die Mängel und Bedürfnisse Etwas ausgesprochen, so hat erst die höhere Stufe der Repräsentation darüber zu befinden. Selbst jedoch nicht eine verwaltende Behörde, hat die Kreis-Synode das Resultat ihrer Beschlüsse bei dem Consistorium vorzulegen, damit es durch dieses an die weitere Instanz gelange. Endlich vollendet sich die Kreis-Synode 3) durch die Wahl der Repräsentanten zur *Provinzial-Synode*. Diese wird in einer Provinz (Regierungsbezirk) gebildet von den Repräsentanten aller Kreis-Synoden für den geistlichen und nichtgeistlichen Stand. Ihr sind alle Entwürfe zu kirchlichen Gesetzen vor der Begutachtung der Reichs-Synode jedesmal zur Erklärung vorzulegen. Ihre Gutachten gehen allemal zunächst an das Consistorium. Die Provinzial-Synode wirkt auch bei der Besetzung des Consistorii, indem es den Vorschlag hat bei der Besetzung der Stelle eines geistlichen Mitgliedes, das Recht des Widerspruchs bei nichtgeistlichen Stellen. Aus der Wahl der Provinzial-Synoden geht die *Reichs-Synode* hervor, in welcher die Totalität der Kirche, wie sie innerhalb eines Staates zu einem in sich abgeschlossenen Organismus der Ordnung gesetzt ist, als repräsentirt zu betrachten ist. Sie wirkt bei der Berathung aller kirchlichen Interessen des gesammten Landes, soweit sie in das Gebiet der Gesetzgebung fallen, oder als der Verwaltung angehörend von der Central-Behörde ihrem Gutachten unterworfen werden. Ohne die Zustimmung der Reichs-Synode kann kein Gesetz in der Kirche Geltung erlangen.

Gegen die hier proponirte Gliederung der kirchlichen Organe ist nichts zu erinnern, denn sie entspricht der natürlichen Ordnung der Lebenskreise und wird auch durch das Muster der vorhandenen Presbyterial-Synodal-Verfassungen bestätigt. Was aber die Bildung der einzelnen Organe betrifft, so erscheint die des Presbyterii der einzelnen Gemeine (des Kirchspiels) nicht annehmbar, da die Mitwirkung der Ge-

Digitized by Google

meine selbst fehlt. Will man nicht eine völlig freie Wahl den dazu geeigneten Gliedern gestatten, so scheint wenigstens der Vorschlag durch den Pfarrer *und* das Presbyterium an die Gemeine selbst erforderlich. Die Bestätigung würde der Kreis-Synode (dem Presbyterium derselben) gebühren, nicht dem Consistorium, dessen Stellung überhaupt nicht dem Organismus in rechter Weise einverleibt ist, was wieder daraus folgt, dafs die Synoden nur berathende Behörden sein sollen und ihnen der entsprechende Antheil an der Verwaltung versagt wird, wie bei der Lehre, dem Cultus, der Disciplin, dem Kirchengute, dem kirchlichen Leben und der Ordnung überhaupt, was sogar bei Verfassungen angenommen ist, die nicht einmal so freie Entwickelungen enthalten, wie sie zum Theil Klee voraussetzt (vgl. Richter Lehrbuch des Kirchenrechts § 174. 183 u. a.). Der Zusammenhang der einzelnen Synodalkreise selbst, das Instanzenverhältnifs derselben wird auch durch den von Klee proponirten Organismus gestört und unterbrochen. Hätte der Verf. nicht zu sehr von der geschichtlichen Gestaltung der evangelischen Kirchenverfassung abstrahirt, und die bereits durch die Erfahrung in ihrer Zweckmäfsigkeit erkannten, dem Princip auch völlig entsprechenden Einrichtungen zu Rathe gezogen, so würde er annehmbarere Vorschläge gemacht haben, wie sie aus der weiteren Entfaltung und resp. Modification der Kirchenordnung von 1835 zum Theil Bessel bezeichnet hat. Derselbe erinnert, dafs, wenn die Rheinisch-Westphälische Kirchenordnung nicht den Bedürfnissen entspreche und eine Reform erfordere, der Grund davon in ihrer nichtkirchlichen Entstehung liege, da sie vielmehr den Charakter eines Staatsgesetzes an sich trage, sodann, dafs es an einem das Ganze haltenden und leitenden Prinzip fehle, da vier in ihren Grundprincipien durchaus verschiedene Kirchen-Verfassungen neben einander bestehen; jene, wo die evangelische Kirche in einzelnen wichtigen innern Angelegenheiten noch einer gemischten Verwaltungsbehörde untergeordnet ist, dann die Consistorial-Verfassung, das Bisthum, die Presbyterial-Kirche. Jedes dieser Elemente, von denen keines zur völligen Entwickelung gediehen ist, unter ihnen die Verwaltung wenigstens in der vergangenen Zeit, nimmt, seiner wahren Eigenthümlichkeit nach, die *ganze* kirchliche Wirksamkeit in Anspruch, und empfindet als eine Hemmung, einen Eingriff, das Dasein anderer Gewalten (a. a. O. S. 50 flg.). Er fordert daher eine Rückkehr zu den Grundlagen der apostolischen Zeit und zu der Kirchenverfassung von Jülich, Cleve, Berg und Mark, welche der Kirchenordnung von 1835 zum Vorbilde gedient hat, also zu den apostolischen Einrichtungen, denen in jenen Landestheilen eine bestimmte Gestaltung geworden war; er verlangt, dafs wir die durch Erfahrung berührte Erkenntnifs der Mängel der früheren Zustände benutzen, die Wohlthat der Pflege, der Förderung und des Schutzes der Kirche durch einen Landesherrn gleicher Religion berücksichtigen, und macht dann S. 54—64 praktische Vorschläge, deren Resultat die Rheinische Synode im Princip mit übernommen hat. Der schon oben berührte Antrag lautet: „des Königs Majestät . . wird angefleht . . . durch die Regierungscollegien nur das allgemeine hoheitliche Recht ausüben zu lassen, das Pflegerecht (als Oberältester) dagegen durch eine kirchliche Oberbehörde, durch ein Collegium, das mit der Presbyterialkirche in organischer Verbindung steht, nach Vorschlägen, deren Modalität näherer Bestimmung unterliegt, vom Könige ernannt und mit Instruction versehen werde: 1) in Gemeinschaft mit der Provinzial-Synode, in welcher seine Mitglieder Sitz und Stimme haben, die kirchlichen Ordnungen zu berathen und zu beschliefsen; 2) die Beschlüsse zur landesherrlichen Sanction zu bringen; 3) nach den so sanctionirten Ordnungen die Provinzial-Gemeinde zu beaufsichtigen; die Candidaten zu prüfen und zu qualificiren, die verfassungsmäfsig vocirten Pfarrer und deren Vocation, beziehungsweise nach Benehmung mit den Regierungen, zu bestätigen, die Lehr-, Liturgie-, Gesang- und Unterrichtsbücher mit der Provinzial-Synode zu prüfen und zu approbiren, in Ansehung der Disciplin über Pfarrer, Aelteste, Candidaten und des Haushalts in den Gemeinden die obere Instanz zu bilden, ohne den verfassungsmäfsigen Vorstufen vorzugreifen, die in Eigenthums- und Ehrensachen Recht suchenden Gemeinden durch seinen Justitiarius zu berathen und zu vertreten, und zur Vollziehung der Kirchenordnung anweisend, einschreitend, bescheidend, schlichtend zu verfügen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Ueber die Bedeutung der Synode in der evangelischen Kirche und das Gesetz ihrer Organisation von E. W. Klee.

Grundzüge der Geschichte und Verfassung der rheinischen evangelischen Kirche von Bessel.

(Schlufs.)

Diese Instruction wäre als integrirender Bestandtheil in die Kirchenordnung aufzunehmen" (Verhandlungen u. s. w. von Kling Seite 51). Während so die Presbyterial-Synodal- und Consistorial-Verfassung in Harmonie mit dem Staate vermittelt wird, sind auf der Westfälischen Provinzial-Synode ebenmäfsig Vorschläge gemacht, die dasselbe Princip festhalten, in der Ausführung jedoch theilweise abweichen (Kling a. a. O. Seite 115 flg.). Dasselbe gilt auch von den Provinzial-Synoden der östlichen Landestheile, soweit deren Schlüsse bekannt geworden. Um übrigens harmornisch die berathenden und die verwaltenden kirchlichen Organe zu verbinden, liefse sich etwa folgende Gliederung annehmen:

1) die *Ortsgemeinde* mit dem *Presbyterium*. Dieses ist ein weiteres zur Berathung, ein engeres zur Verwaltung.

Das Muster der Niederländischen, Schottischen u. a. Kirchen könnte dabei leitend sein.

2) Die *Kreisgemeinde*, deren berathendes Organ die *Kreissynode* ist: die Verwaltung würde dem Moderamen derselben unter Beifügung einiger Beisitzer als *Kirchenrath* zufallen.

3) Die *Provinzialgemeinde* mit der berathenden *Provinzialsynode* und dem verwaltenden *Consistorium*.

4) Die *Reichsgemeinde* mit der *Reichs-* (*Landes-*) *Synode* und dem *Oberconsistorium*.

Die Vollziehung dieses Organismus hängt zunächst von der Entwickelung des presbyterialen Elements in den östlichen Provinzen ab. Dieses würde aber also zu vermitteln sein. Nach dem allgemeinen Landrecht hat jede Ortsgemeine ein Kirchencollegium zur Wahrnehmung der Externa. Das Ministerial-Rescript vom 2. Januar 1817 (v. Kamptz Annalen I, 126 flg.) verfügte, dafs, wo solche Collegien noch nicht beständen, ihre Einführung erfolgen solle, und erweiterte zugleich den Geschäftskreis, indem es dem Geistlichen mit den Aeltesten die Specialaufsicht über die inneren Angelegenheiten der Gemeine übertrug, somit die Kirchencollegia zu Presbyterien umgestalet wissen wollte. Auch wurden zugleich die Kreissynoden, jedoch nur aus Geistlichen bestehend, angeordnet. Die Presbyterien waren bisher wohl fast nirgend eingeführt und sind daher jetzt zu begründen. Die nichtgeistlichen Glieder der Kreissynode gehen dann aus ihnen hervor, und Repräsentanten geistlichen und nichtgeistlichen Standes, zugleich mit solchen, welche die Gerechtsame des evangelischen Landesherrn wahrzunehmen haben, treten für alle Kreise zusammen.

Nach der bisherigen Betrachtung findet die Repräsentation der Kirche ihre Grenze innerhalb der Landeskirche. Ob dieselbe aber nicht auch für mehrere Landeskirchen, zunächst die deutschen, dann auch die übrigen annehmbar und ausführbar sein sollte? Von Seiten der römisch-katholischen Kirche wird der evangelischen das Prädicat der Katholizität bestritten und besonders darum auch zugleich behauptet, dafs die Protestanten als Akatholiken gar nicht eine Kirche bildeten. Darauf geht dann weiter sogar der Befehl, die Akatholiken sollen sich eben als solche Protestanten und nicht Evangelische nennen, um sie von der Einheit im Herrn zu trennen. In den Zeiten des deutschen Reichs war der Ausdruck Akatholische verboten, insofern damit die Evangelischen bezeichnet werden sollten. Wir wollen uns daher auch den uns als Christen gebührenden Namen: Katholisch: nicht entziehen lassen; denn wo Christus herrscht, da ist die katholische

Digitized by Google

Kirche. "Οπου ἂν ᾖ Χριστὸς Ιησοῦς, ἐκεῖ ἡ ἐκκλησία καθολική" (Ignatius ad Smyrnaeos cap. VIII.). So wie die Herrschaft Christi eine geistige ist, ist auch die Katholicität eine innere, bestehend in der allgemeinen Anerkennung des Evangeliums. Darum bilden alle, die wahrhaft dem Herrn zugehören, unabhängig von jeder Oertlichkeit, die katholische Kirche. So ist die apostolische Kirche katholisch, so auch die auf dem Fundamente derselben ruhende evangelische. In dem geistigen Verbande dieser katholischen Kirche ist irgend eine äufsere Begrenzung nicht denkbar. Anders ist es bei der katholischen Kirche, sobald sie ihre Innerlichkeit auch manifestiren will in entsprechender äufserer Organisation. Darüber bemerkt nun Klee (über die Bedeutung u. s. w. S. 9), es habe die Kirche, als die Gemeinschaft der Bekenner des Herrn, nur in der Sichtbarkeit ihre Wahrheit, sei aber in dieser unterthan dem Gesetz aller Lebensordnung in der zeitlichen Entwickelung; daher sei das Gesetz der kirchlichen Ordnung kein anderes, als das, welches dem menschlichen Leben in seinem *creatürlichen* Dasein eingepflanzt ist als eine *Macht*, in *äufserlicher* Weise zusammenhaltend und dem sündlichen Verderben wehrend. Das ist das Gesetz der *staatlichen Ordnung*, wie sie durch den Begriff des menschlichen Geistes gegeben und aus diesem zu erkennen ist. So wie diese nur Wirklichkeit hat innerhalb bestimmter *Nationalitäten*, welche durch das Gesetz der Verfassung zu einem Organismus d. i. Staat abgeschlossen sind; so kommt auch nur innerhalb dieser Schranken die kirchliche Ordnung als solche zu ihrer Wahrheit; die Trennung der Kirche in *Landeskirchen*, so weit es die Realisation ihrer Ordnung gilt, ist daher eine nothwendige Entwickelung ihrer selbst, ohne dafs die Einheit dadurch zertrennt wird, weil diese erhalten bleibt in der Einheit und Universalität des Grundes, in dem über alle räumliche Schranken fortgehenden Bekenntnifs zur ausschliefslichen Geltung des Wortes Gottes (vgl. das Recht der Einen allgemeinen Kirche I, 246 flg.). Indem Klee als das Einende die Gemeinschaft der Lehre und des Gebets betrachtet, bezeichnet er doch als hervorgehend aus dem Bewufstsein der Einheit noch ein gemeinsames Werk, wo die Schranken des Raumes nicht entgegentreten, das Werk der *Mission*, sei es in der Absendung von Lehrern oder in der Verbreitung des geschriebenen Worts der Verkündigung (a.a. O. I., 468).

Dieser Auffassung können wir nicht beitreten. Bei der Entwickelung des Rechts der Einen allgemeinen Kirche abstrahirt der Verf. von der geschichtlichen nationalen Bildung der Kirche, und will das gesammte Recht auf das Princip der Schrift zurückführen. Liegt nicht darin eine Inconsequenz, dafs nun doch die Verfassung der Kirche an die Nationalität gebunden wird? Wenn der Verf. die menschliche und staatliche Ordnung bei der Realisation der Ordnung der Kirche berücksichtigt wissen will; so ist nicht abzusehen, warum nicht eben so, wie die in ihrem Organismus begrenzten Staaten mit einander in gröfsere Vereinigungen und Bündnisse treten, unbeschadet der Selbstständigkeit jedes Territorii, auch den Landeskirchen eine gleiche Entwickelung zugestanden werden dürfte. Die Staaten gewinnen durch Vereine; warum sollen nicht auch die Kirchen durch äufsere Gemeinschaft, als Folge ihrer inneren Uebereinstimmung, durch weitere Befestigung derselben Vortheile erzielen! Es ist in der That nicht abzusehen, warum solche Erweiterung der Lebenskreise der Kirche zu hemmen sein sollte, wenn die Sphäre der kirchlichen Wirksamkeit selbst festgehalten wird. Die eigenthümlichen Verhältnisse jeder Landeskirche, insbesondere die Stellung im Staate, die Einheit mit dem Landesherrn u. s. f. werden durch diese Union nicht verändert. Klee will die Sichtbarkeit der allgemeinen Kirche, jedoch beschränkt auf Lehre und Gebet. Läge darin die volle Sichtbarkeit, so müfste consequent auch für *jede* kirchliche Gemeinschaft dieselbe genügen und eine weitere Organisation wäre überflüssig, wenn nicht gar vom Uebel. Entfaltet sich aber die sichtbare Seite der Kirche auch weiter in Wissenschaft, Cultus, Disciplin, Verfassung, so ist wie für jeden, selbst den kleinsten kirchlichen Kreis, die gleiche Entwickelung auch für den gröfsten Kreis der Kirche zu beanspruchen. Dies läfst Klee unbeachtet und er, der lieber Begriffen, als geschichtlichen Vorgängen zu folgen liebt, läfst sich hier durch eine geschichtliche Schranke beengen. Die freie Betrachtung der Geschichte hätte ihn aber auch hier auf das Richtige leiten können.

Die römische Anschauung von der Katholicität der Kirche hat ihn vermocht, diesen Begriff selbst zu beschränken. Eine Nothwendigkeit der Beschränkung ist allerdings vorhanden, aber auch vollständig durch volle Anerkennung der selbstständigen Landeskirchen

Digitized by Google

vermittelt. Daraus folgt schon die Zurückweisung des römisch-katholischen Typus, welchem die Einheit in dem sichtbaren Stellvertreter des Herrn, in der allgemeinen römischen Kirchensprache, der gleichen Form beim Cultus, dem stereotypen Inhalt der Lehre und Wissenschaft u. s. w. entspricht. Darum erklärt sich Rom gegen die freie Bildung und Entwickelung der Nationalkirchen von jeher, wie insbesondere auch Innocenz III. im Jahre 1206 bei Einrichtung des Kirchenwesens in Constantinopel, und wiederholt auch der jetzige Papst Gregor XVI., wie in dem Erlasse an den Erzbischof v. Freiburg und dessen Suffraganen vom 4. October 1833 und sonst, indem er „die wahrhafte Chimäre der Nationalkirche" verwirft. Anders ist es mit der Katholicität der evangelischen Gesammtkirche, deren Realisirung seit der Zeit der Sonderung der Landeskirchen überhaupt erst wahrhaft möglich geworden ist. Es würde uns zu weit führen, wenn wir geschichtlich die Anfänge solcher evangelischen Verbindung hier im Einzelnen nachweisen wollten (m. s. auch Bessel S. 19. 25. 30 flg. 62. vgl. Kling a. a. O. S. 102. 110. 123. vgl. auch *Stahl* die Kirchen-Verfassung nach Lehre und Recht der Protestanten S. 240. *Puchta* das Recht der Kirche S. 67 flg.); die Ausführbarkeit wird aber jedenfalls durch die allgemeinere Begründung der Synodal-Presbyterial-Verfassung, wenn schon diese nicht zur Realisirung nothwendig ist, erleichtert werden. Und könnte nicht auch die Gustav-Adolf-Stiftung in ihrer wahrhaft kirchlichen Ausbildung einen besonderen Anknüpfungspunct darbieten?

Die Wichtigkeit des Gegenstandes hat eine ausführlichere Relation veranlafst, als sonst die beiden besprochenen Abhandlungen erfordert hätten. Wir sind dabei aber von dem Wahne frei, als ob das Heil der Kirche von ihrer Organisation abhänge, da diese immer nur das Secundäre ist, welches sich wahrhaft aus dem rechten und kräftigen Leben der Kirche, aus wahrer Glaubensgemeinschaft selbst entwickeln mufs. Andrerseits darf indessen nicht verkannt werden, dafs durch die Beförderung des kirchlichen Organismus für die innere Gemeinschaft zugleich ein nicht geringer Vortheil erzielt werden könne. Bei nicht wenigen Gliedern der Kirche kann erst inneres, geistiges Leben durch Hebung des äufsern, leiblichen geweckt werden. Die evangelische Kirche ist meistens bisher zu wenig kirchlich gegliedert gewesen, zu wenig katholisch, im wahren evangelischen Sinne dieses Ausdrucks. Durch Förderung des kirchlichen wird zugleich dem christlichen Element der Kirche einiger Vorschub geleistet werden. Auch hier gilt der Ausspruch der Schrift „das Eine thun und das Andere nicht lassen."

H. F. Jacobson.

II.

Kölner Dombriefe oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Von J. Kreuser. Berlin, 1844. *Verlag von Duncker u. Humblot.* 384 S. 8.

Das vorliegende Werk besteht aus acht Sendschreiben, die der Verf. an den rühmlichst bekannten Dombaumeister Zwirner gerichtet hat und die er, hier zusammengefafst, als Beiträge zur altchristlichen, insbesondere aber der deutschen, Kirchenbaukunst der Oeffentlichkeit übergiebt. Durch die Zeitfrage des Kölner Dombaus angeregt und zugleich das Ergebnifs wissenschaftlicher Forschung hat es eben so in Bezug auf seinen Endzweck eine wesentlich gedoppelte Richtung; es ist auf das Praktische gerichtet, indem es den Kölner Dombau im Allgemeinen zu fördern, so wie dessen Ausführung im Einzelnen zu bestimmen sucht; eben so ist es theoretischer Natur, indem es sich mit der Darstellung des christlichen Kirchenbaus und vorzüglich der deutsch-mittelalterlichen Kirchenarchitektur beschäftigt. Was die praktische Seite des Buches betrifft, so können wir hier nur im Allgemeinen bemerken, wie erfreulich es sei, auch die Kunstwissenschaften aus ihrem bisher mehr oder weniger isolirten Bereich beherzt in das Kunstleben der Zeit eingreifen zu sehen und es wird bei der grofsen Bedeutung des Dombaus selbst auch diesem Bestreben des Verf.'s die allgemeine Aufmerksamkeit nicht entgehen. Was dagegen den theoretischen Theil betrifft, so gewinnt derselbe ein besonderes Interesse dadurch, dafs er eine ziemlich verbreitete Ansicht von der Kunst überhaupt in ihren äufsersten Consequenzen für die Kunstgeschichte darstellt. Es betrifft diese Ansicht das nahe und innige Verhältnifs der Kunst zur Religion und wenn wir der Auffassungsweise, in der Kunst nichts, als die ausschliefsliche Dienerin der Religion

Digitized by Google

und in ihrem Zwecke nichts, als den reinen, und durch kein anderes Element bedingten Ausdruck religiöser Anschauungen und Ueberzeugungen zu sehen, schon gewohnt sind, ja wenn wir diese Auffassung wohl nicht mit Unrecht als die herrschende bezeichnen dürfen, so gewinnt dieselbe jedoch eine ganz veränderte Gestalt bei unserem Verf., der sie gleichsam auf die Spitze treibt und in ihrem äufsersten Extreme darstellt.

Nicht die Religion als solche ist ihm jene höhere Macht, die wie die Grundlage so auch den letzten Endzweck der Kunst ausmacht, sondern die mit allen Anzeichen der Endlichkeit behaftete äufsere Erscheinung derselben; und wenn jene Ansicht die Kunst als den Ausdruck der tiefsten religiösen Empfindungen, der innigsten Ueberzeugungen, mit einem Worte, der ganzen durch die Religion bestimmten Individualität, erfafste, so tritt bei dem Verf. an die Stelle jener allgemeinen Wahrheiten und der religiösen Weltanschauung selbst die reine Aeufserlichkeit der religiösen Formen in ihrer strengsten, wir möchten sagen, orthodoxen Geltung. Auf diese Weise aber gehen nun alle diejenigen wahrhaft geistigen Elemente verloren, die man in jener Ansicht, ohne sie für die ausschliefslich richtige zu halten, doch nicht verkennen kann; ja sie schlagen in ihr vollkommenes Gegentheil um. An die Stelle der Religion tritt die äufserliche endliche Gestaltung der Kirche; an die Stelle der tief innerlichen durch die Religion bedingten Weltanschauung das unverrückbare Wort der Schrift; an die Stelle des Geistes, mit einem Worte, der da lebendig macht, der Buchstabe, der tödtet. Denn der wörtliche, buchstäbliche Ausdruck der Schrift gerade ist es, den der Verf. urgirt. (Vgl. S. 64. 79. 80). Dafs aber eine solche buchstäbliche Nachbildung das innerste Leben der Kunst aufheben und für die Geschichte derselben jede Entwickelung vernichten mufs, ist klar, wenn man bedenkt, dafs eine solche Auffassung — um hier sogleich auf die Baukunst überzugehen — sich über die allmälige nothwendige Entwickelung der Bauformen, deren keine ohne die zusammenhängende Reihe aller vorhergehenden verstanden werden kann, kühn hinwegsetzt und Bildungen, deren Entstehung man in einer ununterbrochenen Kette von Entwickelungsformen sicher nachweisen kann, urplötzlich aus der zufälligen Absicht, dieses oder jenes Wort der Schrift nachzuahmen entstehen läfst; wie wir dies besonders an dem hohen Chore der deutschen Architektur sehen werden. Andererseits aber wird dadurch das Wesen der Kunst gänzlich verkannt, wenn dies eben nur darin bestehen soll, ein ihr ganz Fremdes und nur von aufsen an sie herangebrachtes auszudrücken — denn als solches können wir die einzelnen Worte und Ausdrücke der Schrift nur betrachten, wenn wir auch das oben angedeutete Verhältnifs zwischen Kunst und Religion zugeben —, die darin enthaltenen ganz partikulären Vorstellungen sinnlich darzustellen, ja zum grofsen Theile schon ganz bestimmte und bis ins Kleinste fixirte Bilder, wie z. B. in der Apokalypse, streng und ohne weitere selbständige Thätigkeit nachzubilden, d. h. nachzuahmen. Denn es fallen auf diese Weise die Idee und deren Darstellung, der Inhalt und die Form des Kunstwerkes gänzlich auseinander und auf zwei durchaus verschiedene, um nicht zu sagen entgegengesetzte Gebiete, während die innigste Vereinigung derselben als das erste Bedingnifs jeder Kunstthätigkeit und jedes Kunstproduktes betrachtet werden mufs.

Hierin besteht nun des Verf.'s symbolische Auffassungsweise der germanischen Architektur, die er aber, da es sich lediglich um die Nachahmung bestimmter Bilder handelt, lieber die allegorische hätte nennen sollen. Andrerseits beruht auf den oben angedeuteten Grundzügen seine Ansicht, dafs die Baukunst, wie sie in dem Dienste der Kirche gestanden, in den Zeiten der Blüthe auch durch die Kirche selbst ausgeübt worden sei. Von diesen beiden Gesichtspunkten haben wir daher das vorliegende Werk zu betrachten und wenden uns zunächst zu dem ersten Sendschreiben (S. 1—62), welches den altchristlichen Kirchenbau, jedoch ohne eine durchgehende feste Zeitbestimmung, vorzüglich nach schriftlichen Quellen behandelt. Hier ist es nun besonders die innere Einrichtung der Kirche und die durch die Verhältnisse der Gemeinde bedingte Eintheilung derselben, auf die der Verf. sein Augenmerk richtet und die er auf eine klare und verständliche Weise darstellt; jedoch tritt auch hier schon die Symbolik des Verf.'s hervor; z. B. in Betreff der Eingangsthür, der beiden Pulte, von denen die Worte der Schrift verlesen werden, des Altartisches, des Ciboriums u. a. m.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Kölner Dombriefe oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Von J. Kreuser.

(Fortsetzung.)

Was zunächst die Thür betrifft, so glaubt der Verf. die besondre Sorgfalt, die man auf diese verwandt habe, könne nur aus den Worten des Heilandes: *ich bin die Thür* u. s. w. erklärt werden, ohne zu bedenken, dafs schon in der klassischen, namentlich der römischen Architektur, mit der die altchristliche in so vielen wesentlichen Dingen zusammenhängt, die Thür des Tempels oder jedes sonstigen Gebäudes Gegenstand eines besonders sorgfältigen Schmuckes gewesen ist, zu welchem sie sich der Natur der Sache nach auch gleichsam von selbst darbietet. Daher darf man denn auch im christlichen Bau nicht erst nach einem bildlichen Ausdruck des Erlösers suchen, um das besondere Schmuckwerk der Tempelpforte zu erklären, welches, wenn man ihm anders jenen Ausspruch zu Grunde gelegt hätte, auch wohl auf andre Weise hätte gebildet sein müssen, als dies der Fall gewesen ist.

Noch viel weniger zu bezweifeln ist die Uebertragung aus der römischen Architektur bei der Absis. Der römische Basilikenbau, das Vorbild einer ganzen Klasse altchristlicher Kirchenbauten, hat bekanntlich im Mittelpunkt der Hinterwand eine halbkreisrunde Nische für das Tribunal, und wenn wir nun im früheren Kirchenbau dieselbe fast durchgängig und auf eine durchaus unveränderte Weise angewendet finden, so kann doch wohl kein Zweifel obwalten, dafs diese Form ganz einfach aus jenem Bau in die christliche Kirche aufgenommen sei, zumal der bekannte Gebrauch hier die Büsten der verstorbenen, göttlich verehrten Kaiser aufzustellen, diesem Raume schon bei den heidnischen Römern eine besondre Weihe verliehen hatte. Wozu dient es also, dieser Form der Konche noch einen sinnbildlichen Grund unterzuschieben, wie z. B. den von Symeon von Thessalonike angeführten und vom Verf. gutgeheifsenen, dafs die Kirche *auch den Himmel darstellte* (S. 51)? Ist doch nirgend mehr Bestimmtheit nöthig, als gerade auf dem gefährlichen Felde der Symbolik! Soll nun dieser sinnbildliche Grund irgend wie annehmbar gemacht werden, so leugne man den historischen Uebergang der Absis aus den römischen Basiliken in den christlichen Kirchenbau und behaupte dann, aber bestimmt: weil die Kirche ein Abbild des Himmels sein sollte, darum bauten die ältesten Christen diese runde Konche! Denn nur in dem Falle, dafs die Christen jene Form im Basilikenbau nicht gekannt und folglich auch nicht nachgebildet oder benutzt haben, kann der symbolische Grund Wahrscheinlichkeit gewinnen. Kann man dies aber, wie im gegenwärtigen Falle, nicht nachweisen und steht das Factum der Uebertragung jener Form unzweifelhaft fest, so ist jener zweite symbolische Grund eine leere Spielerei, die wohl in einer Zeit, als die unmittelbare Begeisterung des Glaubens die historische Vermittelung übersehen und entbehren konnte, nicht aber in unseren Tagen und bei dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft verziehen werden darf.

Denn es kommt bei dieser Untersuchung nicht darauf an, ob ein phantasiereicher Kopf oder immerhin ein schwärmerisch gläubiges Gemüth bei irgend einer Form, hier also bei der Konche an diese oder jene mythisch-symbolische Bedeutung gedacht habe (multa *videntur* mystico sensu facta S. 68): sondern ob eine symbolische Absicht ursprünglich zu Grunde gelegen, ob hier z. B. die Form der Konche, der Schmuck der Thür, die Anordnung der beiden Pulte einen sinnbildlichen Grund d. h. Ursprung und Entstehungsgrund gehabt habe. Ersteres ist durchaus gleichgültig, indem es auf den wirklichen Bau, um dessen wissenschaftliche Erkenntnifs es sich handelt,

Digitized by Google

keinen Einflufs gehabt hat; und dennoch sind alle die vom Verf. für seine eigne symbolische Auffassung angeführten Zeugnisse dieser Art, und folglich, wie wir noch öfter zu zeigen haben werden, für die wissenschaftliche Behandlung dieser Fragen ganz ohne Bedeutung.

Auch scheint es dann wieder dem Verf. mit seinen Sinnbildnereien nicht so recht Ernst zu sein; denn wenn er bei der Stellung der beiden Pulte für das Lesen der heiligen Schrift, des einen für das Evangelium auf der nördlichen, des andern für die Episteln auf der südlichen Seite, wörtlich sich dahin äufsert, dafs *man darüber wieder leicht sinnbildern könnte* (S. 84), so stellt er es offenbar in das subjective Belieben des Einzelnen, ob er sinnbildern wolle, oder nicht, und hebt somit die innere Nothwendigkeit jener Symbolik selbst auf. Denn der Grund, den ein historisches Factum — und als solche dürfen wir die Erscheinungen in der Kunstgeschichte allerdings betrachten — gehabt hat, ist ein bestimmter, unwandelbarer, und es heifst den Ernst wissenschaftlicher Forschung mifsachten, wenn man glaubt mit einer zufälligen Laune denselben bald auf diese, bald auf jene Art fassen zu dürfen. — Die hierauf folgenden und das Sendschreiben beschliefsenden Bemerkungen über die Bedeutung des Altartisches, über die Stellung und allmälige Umwandlung desselben, über Ciborium und Tabernakel sind klar und anschaulich gehalten; jedoch scheint uns der Verf. ein zu grofses Gewicht auf seine Ansicht von dem Altartische zu legen, wenn er S. 56 sagt: „Doch kurz und rund die Sache herausgesagt, eine Kirche ist nach altchristlicher Ansicht nur geweiht durch den Altar und der Altar durch die Ueberbleibsel (der Märtyrer als Patrone der Kirche), welche unter ihm liegen;" denn es sind diese Verhältnisse, namentlich in Betreff der Reliquien der heiligen Märtyrer in der Wissenschaft schon anerkannt, wie denn Kugler dieselben schon bündig dargestellt hat und noch früher ein mehr geistreicher, als frommer Dichter sang:

Fackel und Pechkranz warf in die heidnischen Säulengebälke
Christlicher Eifer, es wich Pallas und Bacchus und Mars;
Aber der Märtyrer Knochengeripp, der fanatische Moder
Ward nun über dem Schutt rauchender Tempel verehrt. —

In demselben Sinne, jedoch der Natur der Sache nach in gröfserer Ausdehnung, behandelt der Verf. im zweiten Sendschreiben (S. 63—114) die Symbolik des Kölner Doms, bei deren Beurtheilung wir wiederholt darauf aufmerksam machen, dafs in Betreff jeder architektonischen Symbolik sehr wohl unterschieden werden mufs, ob der symbolische Gedanke den architektonischen Eigenthümlichkeiten ursprünglich zu Grunde gelegen habe, oder ob er in dieselben von dem gläubigen Betrachter hineingelegt sei; ob die Symbolik eine *bewufste* sei, oder nur eine *gewufste*. Dafs symbolische Auffassungen letzter Art von sehr trefflicher und erhebender Art sein können, wollen wir keineswegs in Abrede stellen; ja man mufs gestehen, dafs die Möglichkeit derselben ein grofses Lob der Architektur selbst enthalte, indem nur das von tiefem Geist erfüllte Kunstwerk so tiefer Betrachtungsweise Raum geben und nur das in sich selbst mannigfaltig gegliederte so mannigfaltige Auffassungen hervorrufen kann. Soll indefs die Symbolik Werth und Bedeutung für die streng wissenschaftliche Erkenntnifs der Architektur haben, so mufs sie eine *bewufste* sein, d. h. ein bestimmter symbolischer Gedanke oder ein bestimmtes Bild der Schrift oder endlich ein bestimmter Satz der Dogmatik (denn dahin kommt es beim Verf.) mufs dem bildenden Künstler vorgeschwebt und ihn bei der Ausführung des Kunstwerkes geleitet haben. Wo uns der Verf. dies Verhältnifs mit Gründen nachweisen kann, wo es klar ist, dafs nur eine solche symbolische, und zwar nur diese *eine* Auffassung irgend einer architektonischen Form zu Grunde liegt, da wollen wir seiner Sinnbildnerei allen Glauben beimessen; wo es dagegen nachzuweisen ist, dafs die in Rede stehende Eigenthümlichkeit des Baus ihren Grund und Ursprung nur in der historisch nothwendigen Entwickelung der architektonischen Formen selbst hat, dafs die symbolische Auffassung erst aus reflektirender Betrachtung des vollendeten Ganzen hervorgegangen und so vielmehr die Folge, als der Grund des Architektonischen ist, da ist es Pflicht, sich mit allen Kräften diesen Ansichten zu widersetzen, um die Wissenschaft vor einer Richtung zu bewahren, die eher zu allem Anderen, als zu einem klaren Verständnifs der Wahrheit führen würde.

Man betrachte nur die vom Verf. S. 65 zusammengestellten mönchischen Ansichten von der Kirche, dem *einen* ist sie das Abbild Christi, dem anderen eine Nachahmung der sichtbaren und unsichtbaren Welt;

Digitized by Google

noch andere gefallen sich in Vergleichung derselben mit Sara oder Rebekka; sollen wir nun diese Auffassungen als mystisch-poetische Aeusserungen einer frommen Seele betrachten, gut, so können wir uns daran gar wohl erfreuen, und es möchte kaum schwer fallen, dieselben noch um ein Beträchtliches zu vermehren; sollen wir sie indefs als *wirkliche* Vorbilder des Baues selbst betrachten, so ist leicht zu sehen, in welche unlösbare Schwierigkeiten man dadurch verwickelt wird; Schwierigkeiten, deren geringste nur die ist, dafs bei der Zulässigkeit so verschiedener Ansichten eine derselben doch nothwendig immer die anderen aufheben und ausschliefsen mufs. Dies hat denn auch dem Vf. nicht entgehen können, und so stellt er einen neuen Grundsatz jener Symbolik auf, der denn allerdings so weit ist, dafs er mit Bequemlichkeit alle anderen in sich enthalten kann. „Mit klaren und kurzen Worten zu reden", sagt er S. 65, „so heifst der Grundsatz, an welchem das Mittelalter festhielt, also: *die christliche Kirche ist, und sei auch in ihrem Baue das Bild der christlichen Welt.*" Dieser Grundsatz soll am Kölner Dome nachgewiesen werden und der Verf. beginnt seine symbolische Exegese mit dem *Paradiese*, als welches er den äufsersten westlichen Raum, die Vorhalle betrachtet wissen will, wobei er nicht bedenkt, dafs dieser Raum, weit entfernt aus der Symbolisirung des christlichen Weltanfanges hervorgegangen zu sein, seine besondere Ausbildung und Stellung zum Gesammtkörper der Kirche lediglich den ursprünglichen Verhältnissen der frühesten christlichen Gemeinden und deren Eintheilung in mehr und weniger am Gottesdienst betheiligte und berechtigte Mitglieder verdankt, welche natürlich auch eine ganz bestimmte Eintheilung des Kirchengebäudes hervorrief. Ob Adam und Eva in dieser Halle sich befunden, und ob sie daher auch im neuen Dome wiederherzustellen seien, diese Fragen, als von rein praktischem Interesse, dürfen wir hier füglich aufser Betracht lassen.

Wie nun auf Adam und die an ihn sich knüpfende Verheifsung die Verheifsungen des alten Testamentes folgen, so folgen, wenn man weiter ins Innere der Kirche geht, die *Propheten*, die Vermittler des alten Bundes mit dem Christenthume; denn es hält die christliche Baukunst wörtlich an dem Spruche Pauli: *Auferbauet seid ihr auf dem Grunde der Apostel und Propheten!* „Wie diese Propheten", äufsert sich der Verf. weiter S. 66 flg., „behandelt werden sollten, oder ob man blos die eigentlichen sogenannten Propheten oder auch die prophetischen Urväter mit aufzunehmen gewillt gewesen, darüber läfst sich natürlich mehr streiten, als Zuverlässiges behaupten (!). Für mich und jeden folgerechten Denker vielleicht (zu denen die Kirche gewifs von jeher gehörte) ist auch kein Zweifel, dafs *die vier gröfseren Säulen, die vor dem Lettner den Mittelthurm tragen und den Chor an der Durchschneidung des Querschiffes absperren sollten, den vier grofsen d. h. Messiaspropheten bestimmt waren*, nämlich Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel." Soll sich diese *Bestimmung*, die der Verf. hier mehr andeutet als ausspricht, darauf beziehen, dafs man die Statuen jener Propheten an den vier Hauptsäulen aufgestellt habe, so ist dagegen nichts zu bemerken auch gehört dies nicht zur Symbolik *des Baues*; sollen jedoch die Säulen selbst wegen ihrer gröfseren Stärke die vier grofsen Propheten repräsentirt haben, so mufs man dagegen einwenden, dafs diese Eigenthümlichkeit statt durch symbolische Gründe vielmehr durch die, auch dem Verf. nicht entgangenen Verhältnisse des Baues, insbesondere durch die Kreuzung des Haupt- und des Querschiffes, so wie dadurch geboten war, dafs man die Kreuzung durch einen Thurm zu bezeichnen pflegte, der wiederum eine gröfsere Stärke der Stützen hervorrief.

Im Chore nun treten die Symbole des Neuen Bundes auf, was kann da nun wohl auf die Propheten anderes folgen, als die Apostel? Ihre Symbole sind die Säulen des Chores. Die Säulen, weil auch hier die Schrift die Richtung gab, welche Jakob, Kephas und Johannes *Säulen und Pfeiler* nennt, wie denn auch geschrieben steht: *Wer überwindet, den will ich zur Säule machen im Tempel meines Gottes*" (Offenb. III. 12)! Dieser Spruch hat in der Architektur entschiedenes Gewicht (S. 69), *man fafste ihn wörtlich auf, und führte ihn buchstäblich aus.* Hiermit sind also die Säulen des Chores und zweitens ihre Anzahl als unbedingt nothwendig vorgeschrieben: zwölf Säulen erbaute man im Chor der christlichen Kirche, *weil* die zwölf Apostel, die Stützen des neuen Bundes, dessen Platz der Chor ist, nach den Worten der Schrift als Säulen gebildet werden sollten. Nun können wir aber die Entwickelung des hohen Chores der deutschen Architektur Schritt vor Schritt von der einfachen

Digitized by Google

Konche bis zu jener reichen Gestaltung verfolgen, in welcher die deutsche Architektur ihre reichsten Blüthen entfaltete, ohne dafs sich ein Zeitpunkt nachweisen liefse, in welchem jene Symbolisirung der zwölf Apostel als ein architektonisches Bildungselement in den Bau der Kirche eingetreten sei. Die ursprüngliche Nische der frühesten Kirchen war durchaus glatt und ohne alles Säulenwerk und bietet also jener Ansicht auch nicht den geringsten Anhaltspunkt dar; dasselbe gilt von dem Vieleck, in welches die Rundung der Absis allmälig überging, und von dem Chore, welcher durch Herausschiebung jenes Abschlusses entstand; und als man sodann anfing, die Seitenschiffe um den Chor herumzuführen, ergab sich die vollkommen entwickelte Form des auf Säulen ruhenden und von einem Umgange umgebenen hohen Chores, ohne dafs in der enggeschlossenen Kette nothwendiger Entwickelungen sich Raum für jenes symbolische Bildungselement fände. Dazu kommt nun endlich noch, dafs auch in der so entwickelten Gestalt des hohen Chores die Zahl der Pfeiler der Hypothese des Vf.'s durchaus nicht entspricht, da selbst grofsartige Kirchen und Dome nicht unbedingt die Zwölfzahl der Chorsäulen zeigen und die Anzahl derselben, statt in der starren Regel einer einseitigen Sinnbildnerei und tödtenden Wortdienstes befangen zu sein, vielmehr in dem lebendigen Organismus des gesammten Baues begründet ist.

In der neuen Bundeshalle der Erfüllung, in die man aus dem alten Bunde der Verheifsung getreten war, in dem Chore des Messias begann das Christenthum mit den Aposteln. Was *mufs* folgen? fragt der Verf. (S. 70). Das *gewordene fortdauernde* Christenthum, welches seiner Ansicht nach in der Offenbarung Johannis enthalten ist (S. 79). Aus dieser sollen daher die Gegenstände der Malereien im Chore entnommen werden, und zwar vor allem die Engel der Offenbarung, weil von allen Arten Engeln nur „sie allein in die Bausymbolik des Domes passen, auch früher keine andere Engel *da waren*, als gerade die apokalyptischen" (S. 74). Wir können die hierauf bezüglichen rein praktischen Erörterungen, wie der Chor des Domes ausgemalt werden solle, hier füglich übergehen, um uns zu den allgemeineren Behauptungen des Verf.'s zu wenden, die der Wissenschaft bisher ungeahnte Quellen in der Apokalypse zu eröffnen versprechen. Hören wir denn selbst: „Die Offenbarung ist das *gewordene* Christenthum, das wirklich fortlaufende, nicht mehr unterdrückte, sondern siegende Reich des Lammes." Daher gewinnt denn auch „*dies sinnbildliche Gedicht* in der christlichen sinnbildlichen Baukunst bald *eine gewaltige Bedeutsamkeit*." — „Denn die Kirche als Bauwerk soll ja ein Abbild der geistlichen Kirche sein. Namentlich aber stellt der Chor, die Opferstätte des Lammes, vorzüglich die Kirche, das *himmlische Jerusalem* dar und deshalb wurden die Gesichte der Offenbarung hier gerade angewandt und verwirklicht." — „Man kann sogar bei edlen Bauwerken von dem Chore sagen, dafs *die alte Baukunst vorzüglich die Offenbarung vor Augen gehabt hatte und wörtlich sie nachzubilden versuchte*" (S. 80). Und nun folgt die Blüthe der mystischen Offenbarungsbaukunst in so überraschenden Behauptungen, dafs wir nicht umhin können, jeder derselben eine besondere Betrachtung zu widmen.

In der Apokalypse Kap. XXI, Vers 3 liegt der Schlüssel zu dem gesammten symbolischen Baue des Chores, welcher denn hiernach nichts mehr und nichts minder als ein *Zelt* vorstellen soll. Die Worte der Schrift sind einfach und schlicht ἰδοὺ, ἡ σκηνὴ τοῦ θεοῦ μετὰ τῶν ἀνθρώπων, καὶ σκηνώσει μετ' αὐτῶν κ. τ. λ. Luther übersetzt: *Siehe da, eine Hütte Gottes, bei den Menschen* und er wird bei ihnen wohnen; die katholische Bibelübersetzung der Gebrüder van Ess hat: *Siehe Gottes Wohnung* u. s. f. Unser Verf. dagegen weicht hiervon ab und übersetzt: Siehe da *ein Zelt Gottes* und baut auf das Wort *Zelt*, welches beide Uebersetzungen mit einem feinen Takt und sehr richtigem Gefühl umgehen, seine ganze Hypothese. „Man deute" sagt er S. 81, „diese Beschreibung (?) auf den Chor mit seinen Stabsäulen und seinem *zeltartig* überdeckten (?) Gewölbe, *oder* auf den Altar mit seinem Ciborium, und die buchstäbliche Wahrheit und Aehnlichkeit (?) springt in die Augen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Kölner Dombriefe oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Von J. Kreuser.

(Fortsetzung.)

Es scheint, als ob das Zelt eine ungeahnte Bedeutung in der Architektur gewinnen wollte —, jedoch möchte es hier wohl kaum nöthig sein, das Haltungslose dieses ganzen Vergleiches nachzuweisen. Wer hat wohl je in diesem gewaltigsten und schönsten Erzeugnifs der mittelalterlichen Architektur auch nur die geringste Aehnlichkeit mit einem Zelte erblickt? Welcher Unbefangene wird dieselbe auch nach der Entdeckung des Hrn. Kr. wohl je darin erblicken? Und wenn dies ja irgendwie denkbar wäre, wie könnte man den Gedanken eines Zeltes als den Grund und das Vorbild des Chores ansehen, da man alle einzelnen Theile desselben aus rein architektonischen Gründen erklären und ihre allmälige Entwickelung Schritt vor Schritt in der Geschichte der Baukunst nachweisen kann? Es scheint aber auch der Verf. selbst seiner eigenen Entdeckung, dafs die alten Baumeister (hier also Albertus Magnus) den hohen Chor nach Anleitung der Apokalypse Kap. XXI, V. 3 gebaut hätten, nicht recht zu vertrauen, indem er ja selbst zugiebt, man könne das Zelt der Offenbarung *entweder* auf den Chor, *oder* auch auf den Altar mit dem Ciborium deuten. Mit diesem *entweder-oder* aber hat er ein recht eigentliches *weder-noch* ausgesprochen und — uns selbst der Mühe überhoben, noch weiter auf die Widerlegung seiner Hypothese einzugehen.

Die grofsen Dome, meint der Verf., hätten an jeder Seite drei Thore nach derselben Stelle Vers 13, wo das neue Jerusalem zwölf Thore hat, drei nach Abend, drei nach Mitternacht, drei Thore nach Mittag und drei Thore nach dem Morgen. Nun ist es aber erstens zu bekannt, um auch hier nur gesagt zu werden, dafs keine Kirche nach Osten, wo der Chor sich befindet, auch nur *eine*, geschweige denn drei Thüren hat und somit die Zwölfzahl, auf die es doch hier allein ankommen kann, niemals erreicht wird; und wenn dies der Verf. selbst mit den Worten bemerkt: „die östlichen Thore an der bischöflichen Kathedra müssen im Christenthum mit den zwölf Stämmen Judae wegfallen", — denn diese bedeuten die zwölf Thore in der Apokalypse — so begreift sich wirklich schwer, weshalb er denn überhaupt jene Stelle hierher gezogen hat. Bedenkt man nun übrigens noch, dafs keineswegs alle grofsen Dome auch an den anderen Seiten drei Thore hatten, so besagen die Behauptungen des Vf.'s eben weiter nichts, als dafs die christliche Kirche Thüren hat, und dafür, dächte ich, brauchte man doch wahrlich die Gründe nicht erst in der Offenbarung Johannis zu suchen!

Apokalypse XXI, 14 haben die Mauern des himmlischen Jerusalems zwölf Grundpfeiler mit den zwölf Namen der Apostel des Lammes. Deshalb sind denn auch an den Säulen der Apostel im Dome die Namen angeschrieben. Sind denn aber die θεμέλιοι der Schrift, die *Gründe*, wie Luther übersetzt, Säulen? Oder, wollen wir mit der katholischen Uebersetzung *Grundsäulen* verstehn, können diese mit den Säulen des Chors auch nur im Entferntesten verglichen werden? Sind diese θεμέλιοι oder stützen sie die Mauer der Kirche? Denn in der Schrift heifst es καὶ τὸ τεῖχος τῆς πόλεως ἔχον θεμελίους δώδεκα; Worte, die wir nur buchstäblich, wie es Hr. Kr. so oft verlangt, verstehen dürfen, und die so jede Möglichkeit einer Nachahmung in den Chorsäulen ausschliefsen. — Die eigentliche Kirche ist ein Viereck, denn nach Offenb. XXI, V. 16 ist das himmlische Jerusalem auch viereckig. Dafs nun die christliche Kirche kein Rhombus oder Dreieck sei, sondern dafs sie, etwa mit Ausnahme runder und achteckiger Kirchen, in der Hauptsache vielmehr eine viereckige Gestalt habe, ist allerdings eine anzuerkennende

Digitized by Google

Wahrheit; ob diese Eigenschaft indefs nur aus jener Beschreibung des neuen Jerusalems erklärt werden könne, möchte füglich bezweifelt werden, wenn man bedenkt, dafs die christliche Kirche dieselbe mit allen heiligen und profanen Bauten der Aegypter, Griechen und Römer, ja selbst mit dem gotteslästerlichen Babylon gemein hat, und dafs diese Form schlechthin fast allen nur irgendwie ausgebildeten Bauten zu Grunde liegt, unsere Wohnhäuser, Ställe u. s. w. nicht ausgenommen. Werfen wir aber einen Blick auf die Worte jener Stelle: καὶ ἡ πόλις τετράγωνος κεῖται καὶ τὸ μῆκος αὐτῆς ὅσον τὸ πλάτος so ist kaum zu begreifen, wie sich der Verf. auf dieselben berufen kann. Denn es ist uns wenigstens keine einzige Kirche im deutschen Style bekannt, die, ganz abgesehen von dem weiteren Zusatze der Schrift τὸ μῆκος καὶ τὸ πλάτος καὶ τὸ ὕψος αὐτῆς ἴσα ἐστί, jener Beschreibung entspräche und vier gleiche Seiten hätte, indem die Grundform statt des Quadrates der Apokalypse vielmehr durchgängig das langgestreckte Oblongum ist. Oder was nennt der Verf. die *eigentliche* Kirche? Ist es der Raum für die Gemeinde, oder der Chor oder das zwischen beiden liegende Querschiff? Aber auch von diesen besonderen Theilen der Kirche entspricht keiner den in der Offenbarung vorgezeichneten Bedingungen und der Verfasser mufs eine ganz besondere Vorstellung vom deutschen Kirchenbau haben, wenn er in Wahrheit jene Stelle der Offenbarung in demselben ausgeführt glaubt.

Weshalb der Chor mit Mosaiken auf Goldgrund und edelen Steinen geziert sei, fragt der Verf. Ganz einfach, weil er der würdigste und heiligste Platz der Kirche ist und die christlich-byzantinische Kirche, der dieser Gebrauch eigentlich angehört, wie noch jetzt der Katholicismus in der Entfaltung sinnlicher Pracht und blendenden Gepränges einen grofsen Anhalt suchte und fand; wie es denn auch dem gläubigen Gemüthe ganz nahe liegt, den Ort, der sein Höchstes und Allerheiligstes umschliefst, auf das prächtigste mit den edelsten Stoffen, die ihm zu Gebote stehen, zu verherrlichen und so auch in der äufseren Erscheinung seiner inneren Würde entsprechend darzustellen. Heifst es nun nicht den Geist der Sache gänzlich verkennen, wenn man diese tiefe und innerliche Begründung jenes Umstandes verleugnet und einen ganz äufserlichen Grund in Vers 18 der angeführten Stelle der Offenbarung sucht, wo es vom himmlischen Jerusalem heifst: „Und der Bau ihrer Mauern war von Jaspis und die Stadt von lauterem Golde, gleich dem reinen Glase." Eine Beschreibung, die übrigens trotz aller Bemühungen des Verf.'s nimmermehr von Unbefangenen als das Vorbild und Modell des Chorschmuckes betrachtet werden wird. Will es aber der Verf. durchaus zwingen, warum übergeht er so manche andre Einzelheiten, auf welche die Offenbarung dasselbe Gewicht legt, als auf die von ihm vorzugsweis hervorgehobenen, wie z. B. die Mauergründe von Jaspis, Sapphir u. s. f., die goldnen Gassen der Stadt, die er ja füglich auf die Schiffe der Kirche beziehen könnte und die Thore derselben, deren jedes aus einer Perle bestand?

Einige ähnliche Proben der apokalyptischen Architektur des Hrn. Kr. können wir füglich übergehen; dagegen müssen wir noch auf einige andre Punkte Rücksicht nehmen, die, theils den Kölner Dom, theils die deutsche Baukunst überhaupt betreffend, von dem Verf. zwar nicht aus der Apokalypse, doch aber in seiner gewohnten symbolischen Weise erklärt werden. Dahin gehören zunächst die sieben Chöre oder Kapellen um den grofsen Chor des Kölner Domes, auf die nach der Ansicht des Verf.'s (S. 92) die schon früher auseinandergesetzte Symbolik der Zahl Sieben ganz gut pafst (7 Gnadenmittel, 7 Gaben des heiligen Geistes, 7 Stücke des Glaubens, 7 Werke der Barmherzigkeit u. s. f.), wie er denn auch S. 51 hieraus die sieben Kapellen erklärt. Daselbst sagt er nämlich wörtlich: „Die Siebenzahl ist bekanntlich heilig, da sie aus Drei, dem Sinnbilde Gottes, und aus Vier, dem Sinnbilde der Welt, besteht. *Auch die Baukunst liebt die Siebenzahl und hat sieben Kapellen um den Chor unseres Domes, wie nach alter Ansicht sieben Planeten um die Sonne,*" d. h. der Baumeister des Kölner Domes baute um den Chor *sieben* kleinere Chöre oder Kapellen um dadurch die Heiligkeit der Siebenzahl zu verherrlichen und nebenbei die sieben Planeten um die Sonne nachzubilden. — Hören wir nun dagegen den Vf. S. 93, hier nimmt er *lieber* die Volkssage an, nach welcher noch zwei andre Chörchen (?) mitzugezählt werden: „*So hätten wir also neun Chöre um den grofsen Chor, den Thron des Opfers und des Heilands, wie um den Thron Gottes die neun Chöre der Engel stehen,*" d. h. der Baumeister des Kölner Domes baute *neun* Chöre um den grofsen Chor (?) um dadurch die

Digitized by Google

neun Chöre der Engel, die um den Thron Gottes stehn, symbolisch nachzubilden. Sapienti sat! — Wir wollen hiebei nur bemerken, dafs in solchen Resultaten einer mit Hintansetzung aller wissenschaftlichen Besonnenheit maafslos sich ergehenden Sinnbildnerei jene an dieser sich rächend hervortritt; denn es liegt ihnen das richtige, aber unbewufste Gefühl und die unwillkürliche Confession zu Grunde, dafs es bei allem Sinnbildern sich um gar nichts Reales und Wirkliches handele und dafs es folglich ganz gleichgültig sei, ob dieser so und jener so, und ich selber heut auf diese, morgen auf jene Weise über eine und dieselbe Sache symbolisire — wie es denn in der That auch der Fall ist.

Von den Rosen in der christlichen Baukunst bemerkt der Verf. S. 93, dafs sich wohl viel darüber *reden liefse*, d. h. sinnbildern. Bei den Aegyptern sollen nämlich die Rosen das Bild des Geheimnisses gewesen sein, noch jetzt sage man *sub rosa* um Geheimnifs und Schweigen anzuempfehlen: „es pafste also diese Verzierung vortrefflich auf den Bau, der gerade dem geheimnifsreichsten Opfer bestimmt ist." — Dagegen ist nun zuvörderst zu bemerken, dafs der vom Verf. besprochene Ornamenttheil gar keine Rose ist und auch keine solche vorstellen soll, dafs die Benennung vielmehr rein technischer Natur ist und für den Ursprung des Ornaments selbst durchaus nichts Bezeichnendes enthält; wie denn dieser in der That auch als ein ganz andrer sich ergiebt. Und angenommen auch jenes Ornament sei und solle auch eine Rose vorstellen, welch eine Folgerung — weil die Rose den *Aegyptern* ein Zeichen des Schweigens war, und weil ferner die Päpste den Fürsten mit vertrauten Mittheilungen eine goldne Rose übersandten (denn nur auf diesem Gebrauch beruht jenes Sprüchwort): deshalb wandte man das Ornament der Rose im christlichen Kirchenbau an! Gewifs ein kühner Schlufs bei so losen und schwankenden Prämissen!

Dasselbe gilt auch von der Symbolik des Kleeblatts in den Fenstereinfassungen. Das vierblättrige Kleeblatt, sagt der Verf., bringe Glück in der Symbolik des Volkes. Da nun aber das sogenannte Kleeblatt in der Architektur dreiblättrig sei, müsse man es als „*das Zeichen der Dreieinigkeit und der christlichen Lehre*" betrachten. Wer die Entwickelung der architektonischen Formen kennt, wird die Unmöglichkeit dieser Erklärung leicht einsehen. Denn was bedeutet dieser technische Ausdruck und woraus ist die Form entstanden, die man später, keineswegs um den Ursprung derselben anzuzeigen, sondern lediglich vergleichsweise, Kleeblatt nannte? Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf den Gebrauch, gröfsere Bogen durch kleinere Halbkreisbögen oder Segmente auszufüllen. In der romanischen Architektur entstand daraus die Verzierungsart des bekannten Rundbogenfrieses, wonach man der inneren Seite der Rundbogen kleinere Kreisstücke einfügte; dies ergab auf die einfachste Weise die Form, die man jetzt ziemlich willkürlich Kleeblatt zu nennen pflegt. An diesen Rundbogenfriesen zeigt sich die Kleeblattform zuerst, aus ihnen ging die Anwendung derselben als Fensterfüllung hervor, wenn anders diese Ableitung bei der grofsen Einfachheit und Natürlichkeit der Form selbst, von der noch unzählige andre Beispiele im deutschen Bau nachzuweisen sind, überhaupt nöthig ist. Sollen wir jene Form der Fensterfüllung also wirklich von dem Bestreben des Baumeister ableiten, die heilige Dreieinigkeit symbolisch darzustellen, so sind wir genöthigt, der Kleeblattverzierung im Rundbogenfriese denselben Sinn und dieselbe Bedeutung unterzulegen und hätten somit das tiefsinnige Symbol der Dreieinigkeit, das tiefste Räthsel der Gottesnatur und so gewissermafsen den Inbegriff des ganzen christlichen Glaubens zu einer stets wiederkehrenden Verzierung des Dachfrieses angewendet! Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!

Nach einigen ähnlichen, zum Theil noch weniger bestimmt gehaltenen Sinnbildnereien kommt der Verf. endlich auf den Wechsel der Knäufe an den vielen Säulen und Säulchen im Aeufseren und im Inneren des Tempels, der nach ihm S. 94 noch ganz unerklärt geblieben ist; er aber erklärt ihn ganz allgemein aus dem Reichthume des grofsen Gotteshauses der Welt, *die man nachahmen wollte*. Denn nicht genug an den bisherigen, schon ziemlich bunten und mannigfaltigen Erklärungsweisen der Kirche, so soll dieselbe auch, zum Theil im schneidendsten Widerspruche gegen die vorhergehenden Auffassungen, ein Bild der Welt sein. Dies nun aber nicht in dem tiefen und richtigen Sinne, wonach das vollendete Bauwerk ein treuer Spiegel des Geistes der Völker ist, und der christliche Dom eben so für das Bild der christlichen Welt gelten kann,

Digitized by Google

als die Tempel der Hellenen für das der griechischen, nicht als das unreflektirte Product des allen seinen Reichthum in freier Kunstübung zusammenfassenden und äufserlich setzenden Geistes der Nationen und Zeiten, sondern ein Bild der Welt in reflektirter, in bewufster und gewollter Nachahmung der wirklichen Welt: ein Bild zunächst der äufseren, sinnlichen Welt, „denn in ihr — der Kirche — vereinen sich die drei Reiche der Natur, die edle und unedle Steinwelt, wie sich von selbst versteht, eben so das Mineral- (?) und Pflanzenreich" (S. 97). Warum weis't der Verf. nicht lieber die vier Elemente nach? Endlich aber läfst sich die Kirche nach aufsenhin noch als Bild und Symbol der unsichtbaren, triumphirenden Kirche betrachten, weil Heilige und Engel an der Aufsenseite in grofser Anzahl befindlich sind und Wache halten vor dem Heiligthume. Man sieht, es ist schlechthin für Alles und für Alle gesorgt und es bleibt nur räthselhaft, wie der Verf. die buchstäbliche Nachahmung so mannigfaltiger und disparater Bilder und Gedanken in dem Einen symbolischen Kunstwerke sich vorstellen kann. Uns würde diese Vereinigung stets unmöglich erscheinen, selbst wenn uns alle die einzelnen symbolischen Erklärungen der Kirche so trefflich und annehmbar erschienen, als wir sie in der That für verfehlt und verwerflich erachten müssen.

Es hat sich aus den bisherigen Betrachtungen ergeben, dafs der Verf. nicht die Religion als solche, und die durch sie theils hervorgerufenen, theils modificirten Gesinnungen, Empfindungen und Gefühle, nicht die durch sie bedingte Weltanschauung der Erklärung der christlichen Architektur zu Grunde gelegt hat, sondern vielmehr die sinnlich fixirte und äufserlich gewordene Lehre, die Schrift, und zwar die Schrift in ihren äufserlichsten und zufälligsten Theilen, den Bildern und Gleichnissen, deren wörtliche und buchstäbliche Nachahmung er an die Spitze seiner Ansicht stellt; es hat sich uns aber zu gleicher Zeit gezeigt, dafs eine so beschränkte Auffassung der Kunst, wie der Religion in den Blüthezeiten der christlichen Kirchenbaukunst niemals stattgefunden hat. Der Vorwurf, den wir dem Verf. zu machen haben, ist der, dafs er nicht den Geist zu Grunde gelegt hat, der allein Leben giebt; sondern den Buchstaben, der tödtet. Dies äufsert sich nach beiden Seiten hin; nach der der Religion, denn der Sinn derselben geht ihm über der Form verloren; er achtet nicht auf die Quellpunkte des tiefsten geistigen Lebens und der mächtigsten Umwandlungen, die das Christenthum in den Völkern hervorgerufen und genährt hat; er klebt vielmehr an den Worten von zufälligen Bildern und Gleichnissen, an deren Stelle eben so gut tausend andre stehen könnten, wie z. B. Offenb. XXI, 13 es statt Zelt eben so gut Haus, Hütte, Wohnung, Palast oder Tempel heifsen könnte, ohne der Sache auch nur den geringsten Eintrag zu thun. Eben so äufsert sich dies nach der Seite der Kunst. Das eigentliche Bauen, in der Baukunst doch wohl die Hauptsache, wird zur gleichgültigen, kaum beachteten Nebensache; die Lösung der schwierigsten statischen Aufgaben kaum geahnt, geschweige denn erkannt; der rastlose Kampf mit dem todten Material, dessen rohe Kraft nie so bewältigt und der Herrschaft der vom Geiste gesetzten Form unterworfen ist, als in der deutschen Architektur — diese wahrhaft geistigen Elemente der Baukunst, sie kennt der Symboliker nicht, er ahnt sie nicht einmal, sie existiren ihm gar nicht. „Hier ist der Buchstabe — dort soll er nachgeahmt und in Stein fixirt werden!" Was Wunder, wenn er tödtet? Und so tödtet er denn auch hier — alles Leben, alle Entwickelung, alles geistige Regen und Schaffen in der Kunst, die Kunst selber. Das ist die Kunst als willenlose Dienerin der Schrift!

Enge mit dieser Anschauungsweise, aus der auch das sechste Sendschreiben hervorgegangen ist, ist die 2. S. des vorliegenden Werkes verknüpft, nach welcher der Verf. die *Kirche* in ihrem praktischen, thätitigen Einflufs auf die Architektur darzustellen sucht; die Kirche in ihrer äufserlichen realen Existenz, nicht aber im protestantischen Sinne, als Gemeinde; sondern, wie sich von selbst versteht, im katholischen Sinne, als Klerus. Will man nun aber die Baukunst in ihren religiösen Bezügen vorzugsweise betrachten, so ist es die Gemeinde, die da baut, die Gemeinde, in der der Geist der Religion zur Existenz kommt, thätig, lebendig und wirklich wird; sie ist es, die die Kunst übt, damit sich in dieser ihr eigner Geist auch äufserlich in schöner Gestaltung gegenständlich werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Kölner Dombriefe oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Von J. Kreuser.

(Fortsetzung.)

So lange indefs die Gemeinde im Werden begriffen ist, so lange sie die geistige Kraft, zu der die Religion sie heranbilden will, noch nicht erreicht hat, so lange bedarf sie allerdings eines Hauptes, nach dem sie sich richten, und in dem ihr der Geist, dem sie sich noch nicht innerlich assimilirt hat, äufserlich entgegentreten und bewufst werden mufs. Dies sind die Vorsteher der Gemeinde, die Geistlichkeit, der Klerus. Insbesondre stellt das Mönchsthum diese Ideen im Gegensatze zu der sich bildenden und von ihm selbst zu bildenden Gemeinde dar. Die Mönche — wir nehmen den Namen in seiner reinsten Bedeutung — hatten die Aufgabe, die Gemeinde zu bilden und ihr, so lange sie im Bildungsprocesse begriffen war, Lehrer und Erzieher für das geistige und sinnlichreale Leben zu sein: für das geistige: denn der Geist war noch nicht lebenskräftig in jenen geworden, die nur in ihrer Geistlichkeit sich dessen bewufst werden konnten; für das sinnliche: denn das Christenthum war inmitten der Cultur des Heidenthums erstarkt und erschien, wo es auftrat, mit den Reminiscenzen alter Bildung ausgestattet, denen es zum grofsen Theile seine Verwirklichung und feste Gestaltung verdankt. So wurden die Verkündiger des Wortes Lehrer zugleich von Wissenschaften und Künsten, unter denen die Baukunst nicht den untersten Rang einnimmt.

Hievon geht der Verf. aus und er fehlt nur darin, dafs er nicht weiter geht. Er kommt nicht über das ursprüngliche Verhältnifs von Geistlichkeit und Gemeinde hinaus und bleibt dabei stehen, sich die Geistlichkeit als den Geist der Gemeinde zu denken, die, selbst unbetheiligt daran, sich desselben in einem Fremden bewufst werden mufs. Dies ihr Fremde, die Geistlichkeit, mufs ihr daher heilig und ehrwürdig sein und es kann kein anderes Verhältnifs stattfinden, als das des Lehrers zum Schüler, des Erziehers zum Zöglinge. Dies Verhältnifs fand nun allerdings statt, aber nur als eine nothwendige Vorstufe der Entwickelung der Gemeinde, während der Verf. es als das wesentliche und allein wahre betrachtet und diese Entwickelung der Gemeinde gar nicht anerkennt. Er bedenkt dabei nicht, dafs Lehrer und Erzieher nothwendig einmal aufhören müssen, Lehrer und Erzieher dieses Schülers und Zöglings zu sein, und dafs gerade darin der Ruhm einer guten Erziehung liegt, den Zögling dahin zu bilden, dafs er eben keiner Erziehung mehr bedürfe, sondern im Gegentheil selbständig und frei von jeder Zucht werde. So sind denn aber auch die Gemeinden frei geworden und zwar früher und in höherem Grade, als der Verf. zugeben will; das Christenthum hatte sie, wie ein guter Erzieher, dahin gebildet, der Zucht und Ruthe entbehren zu können, hatte sie frei gemacht und erst in der freien Gemeinde konnte die Kunst, die bisher nur ihrem Begriffe nach frei gewesen, auch in der That und Wirklichkeit frei werden; denn nun übernimmt die Gemeinde die Geschäfte, die die Geistlichkeit bisher für sie verrichtet; wie sie vom Fleisch und Blut der Freiheit selber kosten will, so will sie auch die Arbeiten des Geistes selbst übernehmen, selbst denken, selbst thun und selbst schaffen in Religion und Staat, in Wissenschaft und Kunst. Dies aber kommt beim Verf. nicht zum Bewufstsein; er bleibt dabei stehen den Klerus als alleinigen Besitzer der Kunst, vorzüglich der Baukunst zu betrachten, während die Gemeinde daran ganz unbetheiligt sei; ein Verhältnifs, welches er im vierten Sendschreiben (S. 126 — 216) ausführlich behandelt und das er mit vollkommener Ausschliefslichkeit bis auf das zwölfte ja dreizehnte Jahrhundert ausdehnt. Gegen diese ausschliefsliche Ausübung der Baukunst

Digitized by Google

durch den Klerus sprechen nun sowohl innere als äufsere Gründe, und ohne uns auf eine ins Einzelne gehende Widerlegung der Ansichten des Verf.'s einlassen zu können, wollen wir hier nur bemerken, dafs aus dem zehnten, elften und zwölften Jahrhunderte Thatsachen vorliegen, die die Ausschliefslichkeit jener Kunstübung durchaus in Abrede stellen. Dahin gehört zunächst das frühe Erscheinen der Baubrüderschaften, welches der Verf. eben deshalb zu leugnen sucht. Wie grofs aber schon in sehr früher Zeit die Bedeutung und Selbständigkeit jener weltlichen Baugesellschaften gewesen sein mufs, geht daraus hervor, dafs dieselben in England sich schon im Jahre 926 zu einer grofsen Maurerbrüderschaft verbanden und sich selbst Gesetze und Verfassung geben konnten. Es geht daraus ferner hervor, dafs schon vor dieser Zeit die Baukunst von Weltlichen geübt worden und dafs dieselbe schon hie und da in kleinere Gesellschaften sich vereinigt hatten, indem eine so grofse und mächtige Verbrüderung nicht urplötzlich und ohne alle vorhergehende Vorbereitungsstufen sich bilden konnte. Im elften Jahrhundert läfst sich das Bestehen dieser Gesellschaften an einem Ereignisse nachweisen, auf welches wir hier nur der ausgesprochenen Opposition des Verf.'s wegen näher eingehen, womit er die Anführung desselben bei Leo geradezu als *lächerlich* bezeichnet, ein Urtheil, vor dessen voreiligem Ausspruche ihn die oberflächlichste Kenntnifsnahme der Quellen hätte bewahren können. Im Jahre 1099 wird nämlich nach den übereinstimmenden Berichten der Annales Wirceburgenses und Hildesheimenses der Bischof von Utrecht am Osterfeste von einem frisischen Manne getödtet. Dasselbe berichtet nach glaubwürdigen, meist gleichzeitigen Quellen Ioannes de Beka in seinem Chronicon (Hist. vett. Episcopp. Ultraj. sedis ed. Furmerius Franequer 1612) p. 32 s. a. 1099, wobei er zugleich die Umstände des Mordes auf folgende Weise angiebt: His diebus Conradus Episcopus ad foelicem recordationis suae memoriam superaedificare proposuit in occidua parte civitatis suae Canonicorum ecclesiam, qui fundum adeo lutosum ibidem repperit, quod bases pilariorum stabilire non potuit. Fuit autem in *latomorum consortio* quidam Friso, Pleberus nomine, qui eandem ecclesiam sub indicio mortis fundare promisit, veruntamen immoderatum inde salarium exegit, quapropter Episcopus largis encomiis a filio praefati Frisonis *archanum magisterium* didicit — quamobrem idem Friso concepit invidiae zelum adversus Episcopum, praemeditans qualiter eidem posset inferre mortis interitum cett. Hiemit ist Heda zu vergleichen (a. a. O. p. 301): „causam mortis suae variam scribunt, alii ab uno suorum, alii a pluribus occisum volunt, alii patrem illius architectis, qui secreto allectus pretio, templum ipsum in ceno et fluida terra fundavit et columnas firmavit, auctorem necis afferunt, ob odium idcirco in ipsum conceptum," von welchen Ueberlieferungen die letzte, die der Autor schon durch gröfsere Ausführlichkeit als die gewichtigste hervorhebt, durch ihre grofse Uebereinstimmung mit jener Stelle des Beka noch gröfsere Bedeutung gewinnt. Hieraus ergiebt sich also ein latomorum consortium, ein Maurer- oder vielmehr Steinmetzgenbrüderschaft in den niederrheinisch-friesischen Gegenden, wohin sie Stieglitz und Leo aus dem mit diesen Gegenden in engem commerciellen Konnex stehenden England kommen lassen, welches man gemeiniglich als das Vaterland dieser Verbindungen betrachtet. Dagegen sind aber auch in Italien, vorzüglich in der Lombardei die Spuren derselben so häufig, dafs Hope, der in seinem Essay S. 229—245 trefflich von den Baubrüderschaften handelt, sie schlechthin aus der Lombardei, jenem in Beziehung auf Kunst, Industrie und feste Gestaltung aller bürgerlichen Verhältnisse so bedeutend hervorragenden Lande, ableiten konnte. Wie nun diese Gesellschaften, denen die Baukunst eine wesentliche Förderung verdankt, nur aus Weltlichen bestanden und dem Klerus häufig feindlich entgegengesetzt waren, so lassen sich auch vorzüglich im elften und zwölften Jahrhunderte in Italien die Meister mancher bedeutenden Bauwerke nachweisen, die keineswegs dem geistlichen Stande angehörten, was um so mehr zu beachten ist, als überhaupt nur wenig Namen von Baumeistern auf unsre Zeit gekommen sind. Endlich sprechen für unsre Ansicht die vom Verf. selbst angeführten Gründe, weshalb die Baukunst aus dem ausschliefslichen Besitz der Geistlichkeit in die Hände Weltlicher überging. Diese findet er nämlich, da die Dokumente wenig aufklären (S. 178—180) neben der Einführung des Werksteinbaus in dem sittlichen Verfall des Klosterlebens und in der zunehmenden Entwickelung des Städtewesens. Wie nun aber das Städtewesen, welches seit Kaiser Heinrich in rastloser Entwickelung vorwärts

Digitized by Google

strebte, schon früher zu einer festen Gestaltung gelangt war, so ist auch in Betreff der Ausartung des klösterlichen Lebens zu bemerken, dafs dieselbe schon im elften, ja im zehnten Jahrhundert so überhand genommen, dafs der gröfste Theil des elften und der Anfang des zwölften Jahrhunderts gerade als die wichtigsten Zeitpunkte für die sogenannten Klosterreformationen betrachtet werden müssen; wie denn aus dieser Zeit sich die lediglich aus den Reformationsbestrebungen hervorgegangenen Congregationen herdatiren, die sich, wie die der Camaldulenser (1027), von Vallombrosa (1038), der Karthäuser, Karmeliter u. s. f., insgesammt mehr durch Strenge der Ordensregel, als durch gelehrte oder Kunstbildung auszeichnen. Darauf beschränkt sich auch die allerdings praktische Richtung des Mönchsthums im dreizehnten Jahrhundert Die neuen Orden, unter denen die des H. Franciscus und Dominicus die bedeutendsten sind, hatten, wie Leo sagt, „den geistigen Kampf für das Kreuz", Predigt des Christenthums im Volke und Bekehrung der Ketzer zur Aufgabe; es lag ihnen somit alle besondere praktische Thätigkeit für Kunst und Wissenschaft fern, wie ihnen auch die Mittel dazu fehlten, indem im Gegensatz zu den übrigen Orden nicht nur dem Einzelnen, sondern auch der gesammten Körperschaft der Besitz alles dessen untersagt war, was nicht zur strengsten Nothdurft gehörte; wie denn z. B. auch die Kirche des H. Franciscus zu Assisi von einem Fremden, einem Deutschen, also keineswegs durch die eigene Thätigkeit des Ordens erbaut wurde.

Es ist also ziemlich willkürlich, wenn der Verf. den Uebergang der Baukunst aus den Händen der Geistlichkeit in den Besitz weltlicher Meister auf das Jahr 1248 feststellt, und es scheint dies auch nur deshalb geschehen zu sein, um die alten Verhältnisse auch für den Kölner Dom noch geltend zu machen. Es sei zwar jenes Jahr der Wendepunkt der alten und neuen Zeit, meint der Verf., indefs hätten in demselben doch noch die alten Verhältnisse fortgedauert, und so sei denn auch der Bau des Kölner Domes doch von der Geistlichkeit ausgegangen; auch sei nur dieser ein so bedeutendes Werk möglich gewesen, nur sie könne den Entwurf gemacht haben — denn wer hatte wohl sonst die Kenntnisse zu so glänzender Herstellung des *himmlischen Jerusalems?* (S. 192). Was es nun aber mit dem himmlischen Jerusalem zu sagen habe, hat sich schon oben ergeben und es verliert dieser Grund mithin alles Gewicht für des Vf.'s Behauptung; was indefs die weitere Entwickelung derselben und namentlich die nähere Bestimmung des Dombaumeisters betrifft, als welchen der Verf. Albertus Magnus nachzuweisen sucht, so kann man derselben das Lob trefflicher Beweisführung nicht versagen. Wir können jedoch hier nicht auf des Verf.'s Argumentation, die des Wahrscheinlichen allerdings viel für sich hat, näher eingehen und wollen dagegen nur den Einen Punkt hervorheben, dafs auch nicht eine Nachricht dieses wichtigen Umstandes Erwähnung thut, was nun zwar an und für sich nicht gegen des Verf.'s Meinung streitet, was indefs dadurch eine gröfsere Bedeutung erlangt, dafs doch so manche kleinere und viel unbedeutendere Bauten dem grofsen Albertus ausdrücklich zugeschrieben werden (S. 193—195).

Ging nun der Verf. bisher darauf aus, die Kirche als allein und ausschliefslich selbstthätig in der Ausübung der Baukunst darzustellen, so bestrebt er sich ferner, auch in den Zeiten, wo diese Kunst schon erweislich von Weltlichen und zwar ausschliefslich von diesen geübt wurde, einen wenn auch nur mittelbaren und gegen die frühere Zeit nur in schwachen Nachklängen noch zu erkennenden Einflufs (S. 190) der Geistlichkeit auf die Architektur nachzuweisen, und dies an einer Erscheinung, in welcher unsrer Ansicht nach ein solcher am wenigsten zu suchen ist. Es sind dies eben jene Baubrüderschaften, deren Wesen und ausgebildete spätere Verfassung der Verf. in dem siebenten Sendschreiben „die Steinmetzen und ihre Hütten" S. 289—343 behandelt. Es ergiebt sich aus dieser, nach den schon bekannt gemachten Statuten jener Verbindungen unternommenen Darstellung ein heiteres und wohlthuendes Bild jener Gemeinschaften, deren noch immer geheimnifsvollen Verhältnissen zwar schon manche Untersuchung zu Theil geworden ist, die aber noch immer Stoff genug zu ferneren Untersuchungen geben, deren Resultate für deutsche Kunst wie deutsche Sitte gleich wichtig sein würden*). Uns erscheinen nun diese Zustände um so erfreulicher, als sie nicht durch weltliche Gesetze, noch durch geist-

*) Erst nach Abfassung dieser Zeilen erschien das Werk von Heideloff: die Bauhütte des Mittelalters, das Ref. noch nicht zugänglich geworden ist.

Digitized by Google

liche Disciplin hervorgerufen sind, sondern sich vielmehr frei aus dem wohlthuenden Einflusse einer erhabenen Kunstübung entwickelt haben. Der Verf. bemüht sich dagegen vergebens ihren Ursprung aus dem Mönchsleben abzuleiten und ihren fortwährenden Zusammenhang mit Klosterleben und Sitte nachzuweisen. Was den ersten Punkt betrifft, so behauptet er schon S. 190, dafs die Bauleute an Kirchen und Domen *alte Klosterbrüderschaften* gewesen wären; dafs sich von daher die Vorrechte, Freiheiten und Privilegien schrieben, die sie von Päpsten und Bischöfen, von Kaisern, Königen und Städten für sich erlangten und durch welche ihnen eine freie Verfassung und eigenes Gericht gesichert waren. Aber alle diese Koncessionen entspringen vielmehr aus dem Bewufstsein, dafs man ihrer bedürftig sei, wie aus der hohen Achtung, deren damals die ehrwürdige Kunst sich erfreute, und nichts deutet darauf hin, dafs man dies alles einem unwahrscheinlichen und, wenn er je stattgefunden haben sollte, nur äufserlichen und losen Zusammenhang mit dem Klosterleben zu Liebe gethan haben sollte. Dafs sich unter den zu einem Kloster gehörigen Personen, wie Arbeitern und Handwerkern, auch Bauverständige befanden (S. 136), versteht sich wohl von selbst, indem ohne ihre Kunst weder das Kloster, noch die Kirche hergestellt, und so weder die materielle Sicherheit und Wohlfahrt der Mönche gefördert, noch der höhere geistige Zweck ihrer Mission erreicht werden konnte. Baumeister und Architekten waren der sich konsolidirenden Kirche ein unumgängliches Bedürfnifs: die Kirche suchte sie deshalb an sich zu fesseln und sie schlossen sich der Kirche an, ohne dafs sie deshalb mit in den Bereich des geistlichen Lebens gezogen worden wären, an das sie, neben dem allerdings vorauszusetzenden frommen Eifer der Sache des Heils zu dienen, nur das Interesse der Ausübung ihrer Kunst band. Auch fand zwischen den beiden Bestandtheilen eine scharfe Sonderung statt, und ihr gegenseitiger Verkehr war auf eine so strenge Weise begrenzt (S. 135), dafs man eher auf eine tief begründete Spannung, als auf Gemeinsamkeit der Interessen schliefsen möchte. Ja, wenn man mit neueren Forschern annimmt, dafs der sittliche Abscheu vor dem ausgearteten Lebenswandel, in den die Klöster nur allzubald verfielen, die Masse der kunstübenden Laien bewogen habe, sich aus aller und jeder Gemeinschaft mit demselben zurückzuziehen, so beruht die Bildung der Baubrüderschaften, statt auf einem engen Zusammenhange mit dem Klosterleben, vielmehr auf einem Bruche mit demselben, der in seinen Folgen um so bedeutender sein mufste, als das frühere Verhältnifs nur ein loses und durch äufserliche Rücksichten hervorgerufenes, die Lösung desselben aber eine auf tief sittlicher Ueberzeugung beruhende That war. Dieser Sachlage entspricht nun einerseits die mehr oder weniger offene Opposition der Bauvereine gegen Mönchereí und Pfaffenthum, andererseits aber ergiebt sich daraus, dafs weder mönchische Tendenzen noch mönchische Sitten und Gebräuche in die Verfassung der neu sich bildenden Körperschaft übergehen konnten. Aus jener Opposition sind allein die zahlreichen Darstellungen zu erklären, die in den Kirchenbauten mit beifsender Ironie die Geistlichkeit verspotten und geifseln durften und die eben so sehr auf die zwischen Geistlichkeit und Baubrüderschaften obwaltende Spannung, als auf die Macht und Selbstständigkeit der letzteren hindeuten, welche allein sie zu so kühnen Demonstrationen ermuthigen konnten. Dasselbe Resultat einer nicht nur zufälligen und äufserlichen, sondern innerlichen und tief begründeten Opposition gegen die Geistlichkeit würde ebenfalls aus der Ansicht hervorgehen, nach welcher man die Schutzheiligen der Brüderschaft, die drei oder vier Gekrönten, für symbolische und nach Bau- und Bundesbegriffen erfundene Personifikationen zu betrachten pflegt, wie der Verf. S. 299 Claudius, den Schliefser, als Bild des Gewölbeschlusses, Symphorianus als das der Zweckmäfsigkeit des Baues, Castorius als das der von den Mitgliedern geforderten Sittenreinheit auffafst. Uns wenigstens bedünkt es durchaus unkatholisch, für die damalige Zeit also schlechthin unchristlich, sich seine Heiligen willkürlich und nach beliebigen Begriffen zu erdichten, da doch die Heiligkeit der Heiligen auf der Legende und deren Wahrhaftigkeit begründet sein soll. Sich selbst symbolische Heilige aus menschlichen Begriffen zu bilden, heifst nichts anderes, als diese der Legende gleichsetzen, menschliche Begriffe für göttlich und heilig erklären.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Kölner Dombriefe oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst. Von J. Kreuser.

(Schlufs.)

Den Umstand aber, dafs die Brüderschaften überhaupt ihre Schutzheiligen hatten, als einen Grund für ihre Entstehung aus dem Klosterleben anzuführen, hat eben so wenig Werth, als wenn jemand Schuhmacher und Schneider als eine ursprünglich geistliche Korporation bezeichnen wollte, die ja auch, wie überhaupt jedes Handwerk, jeder Stand endlich, nach der Sitte jener frommen Zeiten ihre besonderen Schutzheiligen hatten. Von nicht gröfserer Bedeutung sind die übrigen Beläge, die der Verf. zum Beweise seiner Ansicht beibringt, „in der Steinmetzenbrüderschaft sei *Nichts, dessen mönchischer Ursprung sich nicht nachweisen läfst*" (S. 343). Hierher gehört z. B. die Sitte, dafs der Meister den Arbeitern das Zeichen zum Beginn der Arbeit mit dem *Hammer* gab (S. 309), was uns bei einer Beschäftigung, deren Hauptwerkzeug neben dem Meifsel, der sich zum Zeichengeben eben wenig eignet, in dem Hammer besteht, in der That keiner Erklärung zu bedürfen scheint; ferner die Eintheilung in verschiedene Massen, die man noch heut zu Tage bei grofsen Bauausführungen bemerken kann (S. 319); das Stillschweigen bei der Arbeit (S. 335), das sich beim Zusammensein einer grofsen Anzahl von Arbeitern in Einem Raume von selbst als nothwendig herausstellen mufste — endlich das Geheimniss, mit welchem die Baubrüderschaften ihre Lehren, Erfahrungen und Principien umhüllten, welches sich indefs aus den Verhältnissen des Bundes, aus seiner Stellung zur Welt von selbst ergab und übrigens auch in anderen, industriellen wie künstlerischen Verhältnissen des Mittelalters manche Analogieen hat.

Schliefslich wollen wir nun noch ein Wort über denjenigen Theil des Buches sagen, der die Verhältnisse der Gegenwart ins Auge fafst und der vorzugsweise in dem achten Sendschreiben: *Ansichten und Hoffnungen* (S. 344—362), zum Theil auch in dem sechsten: *Gothische Baukunst* (227—274), enthalten ist; hierbei schliefsen wir jedoch die rein religiösen Ansichten des Verf.'s von unserer Betrachtung aus, wie z. B. das trotz der Verwahrung S. 314 fast auf jeder Seite deutlich hervortretende Bedauern der Kirchenspaltung d. i. der Reformation, welches den Verf. S. 316 so weit führt, *Gustav Adolph* den *gefeierten Schlächter Deutschlands* (!!), *die Gegennemesis des grofsen Karl* zu nennen, ein Ausspruch, der einen grellen Mifston zu einem unser Vaterland so allgemein bewegenden Bestreben enthält, und dem wohl noch von einer anderen Seite begegnet werden dürfte; die sehnsüchtigen Seufzer über den Verfall des Mönchswesens (S. 96. 152) u. s. f. Ebenso wenig dürfen wir die allgemeine Verstimmung und ungerechte Bitterkeit des Verf.'s gegen die Interessen und Bewegungen unserer Zeit, *die an Freiheitsbegriffen kränkelt* (S. 112), beachten (vgl. S. 70. 110. 111. 127. 209. 228), indem es die Wissenschaft mit subjektiver Verstimmung nicht zu thun hat. Es bleibt uns daher, da es hier nicht die zufällige Laune des Einzelnen, sondern das Interesse der Wissenschaft gilt, nichts übrig, als des Verf.'s Ansichten und Hoffnungen in Betreff der Kunst unserer Tage näher zu erörtern. Was nun zunächst jene betrifft, so drängt sich uns dabei von neuem die betrübende Ueberzeugung auf, dafs man in Bezug auf die beiden grofsen Epochen der klassischen und der romantischen Baukunst trotz aller der mannigfaltigen Schwankungen, die der Geschmack der Zeit und die Wissenschaft in Betreff derselben durchlaufen haben, trotz aller Bemühungen einer gesunden, rein historischen Ansicht der Sache, im Allgemeinen noch immer so wenig zu einem vernünftigen, unpartheiischen Urtheil gelangt sei. Der eine studirt und liebt die klassische

Digitized by Google

Kunst, und glaubt deshalb die des Mittelalters herabsetzen zu müssen. Der andere schwärmt für die germanisch-romantische Architektur und thut deshalb verächtlich gegen die Antike und ihre Verehrer.

Zu den letzteren gehört der Verf., und in seinem einseitigen Eifer für die mittelalterliche Kunst scheint er gegen die Antike fast dieselbe Barbarei zu begehen, deren eine frühere Zeit, von den Vorzügen der klassischen Kunst ausgehend, sich gegen die des Mittelalters zu Schulden kommen liefs. Daher denn die ungerechten und beleidigenden Ausfälle gegen die Verehrer der Antike, die *geistigen Bettler, die nichts schaffen können* (S. 94); womit S. 228 zu vergleichen: man lobe die griechische Architektur als allein schön, „weil sie blos aus einer *einzigen* Säule bestehe (vgl. jedoch S. 269), die am Ende jeder beschränkte Kopf leicht zu übersehen und zu zergliedern lernt"; daher denn auch die unverantwortliche Verunglimpfung des würdigen *Hirt*, den der Verf. sich nicht entblödet, einen *platten Gesellen* zu nennen (S. 269), eine Stelle, die wir zur Ehre des Buches und des Verf.'s hinweglöschen möchten, und Aeufserungen, wie die folgende S. 96, „weil kein Geist mehr nöthig, darum baut jeder Geistesöde in seinem sogenannten griechischen oder römischen *Besenstiele* (!!)", deren Würdigung wir dem Urtheil des unbefangenen Leser selbst anheimstellen müssen.

Nun ist es aber keineswegs der hohe Grad statischer Vollkommenheit, den die germanische Architektur erreicht hat, noch die blühende künstlerische Schönheit derselben, noch die Fülle und der Reichthum der Formen und Ornamente, durch welche allein der Geist der christlich germanischen Nationen zum Ausdruck zu kommen vermochte, noch endlich der Umstand, dafs diese Kunstweise, aus klimatischen und nationalen Bedürfnissen hervorgegangen, diesen auch besser, als die aus ganz andern Bedingungen hervorgegangenen Formen der klassischen Baukunst, genügen kann — nichts von diesem Allen ist es, was den Verf. die deutsche Architektur so hochhalten läfst und ihn zu so heftigen Invektiven gegen jede andere Kunstweise verleitet. Er berührt kaum einen dieser Punkte, sein Enthusiasmus beruht vielmehr lediglich auf den beiden Punkten, denen unsere bisherige Betrachtung gewidmet war: erstens, dafs man in der deutschen Architektur nur den Buchstaben der Schrift nachgeahmt habe; zweitens, dafs dieselbe nur durch den Klerus, oder später doch unter dem fortwährenden Einflusse des Mönchsthums geübt worden sei. Hiervon geht er aus bei seinem Urtheil über den heutigen Zustand der Architektur, deren Verfall er S. 301 (vgl. S. 63. 255. 351) mit herben, doch nicht durchaus ungerechten Worten schildert und wenn wir ihm auch in der Sache selbst leider! nicht ganz Unrecht geben können, so halten wir doch die Gründe, die er für den Verfall dieser Kunst aufsucht, für durchaus falsch und irrig. Diese beruhen ihm nämlich auf dem jetzigen Mangel der beiden obenberührten Punkte: der heiligen Symbolik und des heiligen Kirchenregimentes auch in Sachen der Baukunst. Beide haben aber einen allgemeineren tieferen Grund: die Trennung der Kirchen (S. 248. 252), das *Unglück der Kirchenspaltung* (S. 96), zu der sich noch der *Heide* oder die gelehrte *Antikenwuth* (!) gesellt (vgl. die starke Stelle S. 233): *denn wo der Geist ausgeht, geht auch die Kunst aus!* Dies wagt Hr. Kr. unserem Volke ins Gesicht zu sagen, welches es zu seinen theuersten Ueberzeugungen zählt, dafs jenes Ereignifs der Reformation, mit der nach ihm der Geist ausgegangen, gerade die gröfste und segensreichste That des Geistes selber gewesen sei; solcher Gesinnung rühmt sich Hr. Kr. vor unserem gesammten protestantischen Vaterlande, dem es zum Bedürfnifs geworden ist, jene Ueberzeugung auch durch das Wort und gemeinsame Bestrebungen auszusprechen und zu bethätigen!

Dies die Gründe oder vielmehr der Eine Grund des Verfalls der heutigen Baukunst. Worin liegt nun das Mittel, dieselbe wieder zur alten Blüthe emporzuheben? In der Religion, sagt der Verf. Meint er die christliche Religion als solche, den ächten Geist des Christenthums, wie er aus allen verschiedenen Kirchenformen hervorleuchtet? Nein, er meint die Eine, ungetheilte, alleinseligmachende Kirche: „Ein Gott, Eine Religion, Eine Baukunst war auch der Wahlspruch der deutschen Bauweise" S. 353; woran sich dann ferner die ausschliefsliche Ausübung der Kunst durch den Klerus und eine ausschliefsliche Herrschaft der apokalyptischen Symbolik schliefst. Dies sind die Bedingungen zur Hebung der deutschen Baukunst und man mufs gestehen, dafs dieser Vorschlag an das deutsche Volk nicht bestimmter und klarer, als es geschehen, zur öffentlichen Kenntnifs gebracht werden konnte.

Demgemäfs sieht der Verf. denn auch das Heil für die nach ihm eben so tief gesunkene Malerei in derselben

Digitized by Google

Richtung, nicht gegen die tiefe Innerlichkeit der Religion, sondern gegen die zufälligste Gestaltung derselben: die Legende, deren Studium er S. 114 als wichtiges Förderungsmittel der heutigen Malerei empfiehlt. Der Legende ist ihr grofser Werth für die bildende Kunst nicht abzusprechen, ihr Studium aber als einziges oder vorzüglichstes Rettungsmittel der Malerei zu betrachten, heifst alle Entwickelung derselben über den Haufen werfen und den Geist der Kunst selbst, wie die Forderungen unserer Zeit verkennen und verleugnen. Nun sind wir zwar weit davon entfernt, den Zusammenhang von Kunst und Religion in Abrede zu stellen, ja wir hegen die Ueberzeugung, dafs derselbe auf eine viel tiefere und innigere Weise zu erfassen sei, als dies durch ein stumpfes Anschmiegen unter das Joch des Buchstabens geschieht. Dafs nun aber nicht durch ein blos äufserliches Anknüpfen an die Religion — die weiteren Besonderheiten der Ansichten des Verf.'s können hier natürlich gar nicht in Betracht kommen — der *armen Kunst* aufzuhelfen sei, der Baukunst durch eine Kreusersche Symbolik, der Malerei durch das Studium der Legende, das wird wohl jedermann zugeben, der unbefangen das Princip der neueren Kunst aufgefafst hat, und ihrer Entwickelung bis jetzt aufmerksam gefolgt ist. Nicht etwa deshalb fehlt der heutigen Kunst die Blüthe der Vollendung, weil in unseren Tagen „schon Knaben ihren Stolz darein setzen, von dem Heiligen sich los und frei zu sagen" (S. 355), sondern weil die Zeit in der Gährung liegt, verstandene und unverstandene Kräfte mit einander ringen, Extreme mit gleicher Gewalt zur festen Gestaltung drängen und eben darum der feste Boden sicherer und bewufster Entwickelung fehlt, auf dem allein eine gemeinsame, volksthümliche Kunstübung gedeihen kann. Denn nur auf jener lichten Höhe nationaler Existenz, wo der Staat, jede Gemeinschaft und jedes Individuum im Staate mit sich selbst, mit seinen politischen und religiösen Interessen im Reinen und Klaren ist, gedeiht die Himmelsblüthe wahrer Kunst; wie ja auch im Einzelnen jene Harmonie die Bedingung jeder ächten Kunstthätigkeit ist und den Künstler erst zu dem Geweihten macht, als welchen jede kunstliebende und kunstverständige Zeit denselben anzusehen gewohnt war. Und wenn nun eine solche Bildung die Bedingung aller nationalen Kunstblüthe ist, so kann auch beim Mangel derselben jede plötzlich hervorgerufene That nur ein momentaner Anstofs und von momentaner Wirkung sein. Daher übereilt der Verf. auch die Frage, wenn er, zu jener That drängend, durch sie alle Kunst urplötzlich zu heben gedenkt. Diese That ist ihm der Bau des Kölner Domes, von ihm erwartet er alles Heil für die heilige Kunst und — für alles, was er mit dieser vermifst. Daher sein wiederholtes, und, wir wollen es glauben, wohlgemeintes: *Baut am Dome!* Auch wir knüpfen Hoffnungen an den Kölner Dombau; die Hoffnungen indefs, die der Verf. hegt, können und werden nicht in Erfüllung gehen. Für die Kunst schon aus dem Grunde nicht, weil die vereinzelte That nichts fruchten kann ohne jene Bedingungen, deren Mangel in unseren Tagen allerdings nur leider noch allzufühlbar ist.

E. Guhl.

III.

1) *Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt von Dr. Heinrich Theodor Rötscher, Prof. am Königl. Gymnasium zu Bromberg. Berlin,* 1841; *Verlag von Wilh. Thome. XII u.* 419 S.

2) *Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Vierte Abtheilung. Von Demselben. Berlin,* 1842; *Verlag von W. Thome. XII u.* 182 S.

3) *Die Kunst der dramatischen Darstellung zweiter Theil, oder: Cyclus dramatischer Charaktere. Nebst einer einleitenden Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung, von Demselben. Berlin,* 1844; *Verlag von W. Thome. XIV u.* 339 S.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst — dies möchte man dem Verf. obiger Werke bei vielen Stellen derselben, insbesondere des ersten, zurufen, wo er mit einer solchen wissenschaftlichen Gravität auf den Gebieten der Anmuth und Schönheit lustwandelt, als gälte es hier gar nichts anderes, als mindestens lauter Aufopferung für das Wohl der Menschheit. Die wirklich und praktisch in den Höhen des dramatischen Kunstlebens sich Sonnenden werden nicht ohne ein eigenthümliches Vergnügen hier lesen, dafs eben der

Digitized by Google

dramatische Künstler ganz vorzüglich derjenige sei, welcher (nach No. 1. S. 11) sich seiner ganzen erscheinenden Persönlichkeit nach verläugne, indem er seine endliche Individualität für die Idee aufopfere, und seine vergängliche Persönlichkeit an eine ewige hingebe. Und wenn nun noch dazu als auf eine Vorbereitung dieses Opfers hingewiesen wird (nach S. 14 u. 17) auf die Vertiefung in die Mühseligkeit der Arbeit, welche aber wiederum nicht zum Ziele gelange, ohne zuvor das natürliche Denken durch die Zucht des philosophischen zur Freiheit und Allgemeinheit erhoben zu haben, so klingt dies so feierlich, dafs man Mühe hat, dabei nicht zu vergessen, wovon denn eigentlich die Rede ist.

Der Verf. glaubt durch die wissenschaftlichen Constructionen in No. 1. der Bühne einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben. Ref. kann sich davon nicht recht überzeugen, fürchtet sogar, dafs das System des Verf.'s, wenn es jemals zur praktischen Geltung gelangen und als eine Kunstschule eingeführt werden sollte, in sofern verderblich wirken müfste, als es gewifs eitlen Schauspielern nur als ein neues Werkzeug hohler und kunstverderbender Prätension, sich mit halbverstandenen philosophischen Phrasen zu brüsten und einen Nimbus zu geben, dienen würde. Leidet die Bühne Mangel an guten Künstlern, so können bekanntlich keine wissenschaftlichen Constructionen, sondern nur eine gute Schule praktischer Einübung der Sache abhelfen. Ref. kann nicht anders, als diesen höchst trivialen Satz hier wiederholen, obgleich ihm der Verf. auf S. IV in der Vorrede versichert, dafs wir bei der erstarkten Einsicht in das Verhältnifs der Wissenschaft zu Kunst und Leben bereits nur mehr im schwachen Nachhall noch die Reflexion hören, welche die wissenschaftliche Erkenntnifs einer Kunstthätigkeit darum für unnütz erklärt, weil sie niemals einen Künstler zu bilden vermöge. Ja, wenn die Belehrung eine nur auf's Papier getragene Praxis selbst ist, ein leicht überschaubares Häuflein von Aphorismen und der Natur abgestohlenen Zügen, die eine langjährige Bühnenpraxis sich allmählig sammelte, an sich selbst und anderen erlauschte — dann allen Respect. Was aber der Schauspieler mit einer so vornehmen und kostbaren Bühnenwissenschaft machen soll, wie die des Verf.'s ist, welche sich, wie es ebendaselbst heifst, nicht zu einem blofsen Hebel der Praxis herabsetzen mag, sondern ihren Zweck in sich selbst hat, indem sie sich selbst für einen nothwendigen Theil der Einen Wissenschaft hält, welche uns bereits das innerste Mysterium des religiösen Bewufstseins und des dichterischen Schaffens aufgeschlossen habe, das weifs Ref. nicht, wenn nicht etwa diese speculative Bühnenwissenschaft vorzüglich dazu dienen soll, dramatischen Künstlern überhaupt einen Anreiz zu philosophischen Studien zu geben, welche ohne Zweifel einem jeden Menschen in einer jeden Lebenslage nur nützlich sind. Aber das letztere scheint doch auch wieder nicht ernsthaft des Verf.'s Absicht gewesen zu sein, da er durch die Form seines Werks, welches in seiner ganzen Composition und Gliederung die Strenge des philosophischen Begriffes durscheinen lassen soll, doch zufolge S. V nichts Gröfseres in der Seele des Künstlers bezwecken will, als dafs letzterer die zwingende Gewalt der Entwicklung nur *fühle*, wenn ihm auch die Werkstatt unbekannt bleibe, wo das Rüstzeug zu dieser friedlichen Agitation auf dem Kunstgebiete bereitet worden sei. Was nun dies blofse respectvolle *Gefühl* vor der Gewalt einer Entwicklung, deren Werkstatt ihm unbekannt bleibt, in der Seele des Schauspielers Grofses wirken soll, kann Ref. wiederum nicht recht einsehen, wenn das Grofse nicht etwa in der Gröfse seines Erstaunens über die Geschicklichkeit des philosophischen Virtuosen bestehen soll, welcher höchst bekannte Dinge, und von denen sich das allermeiste von selbst versteht, mit einem solchen Aufwande von wohlklingenden, mitunter geistreichen Wendungen vorzubringen weifs, dafs es den Anschein gewinnt, als verständen jene sich nicht von selbst, sondern bedürften erst des Beweises. Auf der anderen Seite ist so viel klar, dafs z. B. die abgerissene Bemerkung aus der Feder des berühmten Talma über das Verhältnifs des gefühlten zum reflectirten Spiel, welche S. 69 in der Anm. angeführt wird, ungefähr eben so viel gute Anleitung in ihren neun Zeilen enthält, als die systematische Ausführung desselben Themas von S. 59 bis 94.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

1) *Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt von Dr. Heinr. Theodor Rötscher.*

2) *Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Vierte Abtheilung. Von Demselben.*

3) *Der Kunst der dramatischen Darstellung zweiter Theil, oder Cyclus dramatischer Charaktere. Nebst einer einleitenden Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung, von Demselben.*

(Fortsetzung.)

Auf jeden Fall empfängt also hier der Schauspieler eine Belehrung, nämlich die, wie eine Bemerkung, welche aus dem Munde eines grofsen Künstlers auf neun Zeilen Platz hat, sobald sie aus dem Munde des Philosophen wiedergeboren wird, 35 Seiten gebraucht, aber Ref. zweifelt, ob eine solche Belehrung geeignet sein wird, ein grofses Einverständnifs zwischen Schaupielkunst und Philosophie hervorzubringen.

Ref. möchte indessen hierin nicht so verstanden werden, als sei er etwa mifsgestimmt durch den vom Verf. überall an den Tag gelegten schönen Kunstenthusiasmus überhaupt, oder insbesondere durch den von ihm S. VI offen und freudig bekannten schönen Trieb, die Kunst ihrer Zersplitterung zu entreifsen, eine tiefere Basis für dieselbe zu erobern, ein erhöhetes, zur Standesehre sich allmählig erweiterndes Selbstgefühl in der Gesammtheit der ausübenden Künstler herbeizuführen, und zur Begründung nationaler Institute (Bildungsschulen für die Schauspielkunst), durch deren Hülfe (S. VIII) die Zukunft dieser Kunst dem blinden Zufall entrissen werden möge, mitzuwirken. Im Gegentheil wäre wohl eher der Umstand gemacht gewesen, ihn zu verstimmen, dafs im Verf. dieser Enthusiasmus nicht den Muth zeigt, seine wahre und klare, natürliche und angeborene Sprache zu reden, sondern es für gerathener hält, sich in eine so dicke Kruste ungehöriger Phrasen bis an die Zähne einzuwaffnen, dafs er sich dadurch eben so sehr auch wieder verhüllt, als er sich verräth.

Das Werk No. 1. oder „die Kunst der dramatischen Darstellung" zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Theil. Der allgemeine Theil stellt zuerst den Begriff der Schauspielkunst auf, zugleich mit der anerkennenswerthen Nebenabsicht, das noch hie und da herrschende Vorurtheil gegen diese Kunst zu beseitigen. Die Schauspielkunst habe die künstlerische Darstellung der von der freien Phantasie geschaffenen Gestalten im Sinne des Dichters zu ihrer Aufgabe, sie erschaffe gleichsam der dramatischen Poesie ihren lebendigen Leib (S. 4). In der dramatischen Poesie aber als in der aus der Lyrik und dem Epos organisch hervorgegangenen reifsten Frucht der Poesie, entfalte sich vor uns die *sittliche Idee* durch das Organ freier Individualitäten. Schade, dafs an dieser wichtigen Stelle der Verf., welcher doch sonst mit Worten eben nicht spart, es ganz bei dem einfachen, trockenen und vieldeutigen Ausdrucke einer *Entfaltung der sittlichen Idee* bewenden läfst. Denn so sehr sich dieser Ausdruck einerseits dadurch empfiehlt, dafs unter den mancherlei verschiedenen Ansichten vom Zweck des höheren Dramas sich vielleicht keine einzige findet, die demselben nicht irgend eine entsprechende Seite abgewinnen würde, so enthält doch auch wieder eben diese mögliche Vieldeutigkeit einen Tadel gegen die sonderbare und unvermuthete Wortkargheit im Definiren, welche den wifsbegierigen Leser gerade da im Stich läfst, wo es das tiefste Wesen der Sache gilt. Gerade hier mufste der Verf., wenn es ihm um wirkliche Belehrung der dramatischen Künstlerwelt zu thun war, sein gröfstes Licht anzünden, um damit

Digitized by Google

hernach die entferntesten Winkel seines Gebäudes zu durchstrahlen. Finsternifs hier erzeugte Finsternifs überall. Und das ist doch ohne Zweifel eine rechte dicke wissenschaftliche Finsternifs, wenn man statt einer deutlichen Erklärung über die Sache, wovon man handelt, ein hohl klingendes gänzlich unerläutertes Wort hinwirft, das eben jeder hinnimmt, jeder aber auch sogleich wieder liegen lässet, weil es eben in seiner Fadheit niemanden stöfst, aber auch niemandem etwas giebt. Man sieht zugleich an dieser mageren Abspeisung mit einem unerklärten Wort in Betreff des Grundpunctes vom ganzen Werk, wie gering der Verf. im Stillen von dem Künstlerpublicum dachte, für welches er schrieb. Wer aber gering von seinem Publicum denkt, hohle Worte ihm für gut genug achtet, wird dasselbe nie stark zu fassen vermögen. Die Kunst der dramatischen Darstellung habe, so fährt er fort (S. 6), zu ihrem Material die ganze Persönlichkeit des Menschen (soll doch wohl nur heifsen: die ganze Persönlichkeit in ihrer äufserlichen Erscheinung), und benutzt sodann diesen Punct, um das gegen den dramatischen Künstlerstand noch vielerwärts herrschende Vorurtheil zu widerlegen, womit er sich aber ein überflüssiges Spiel macht, indem er der Sache einen fingirten Grund unterlegt, an den niemand glaubt und den folglich niemand vertheidigen wird. Denn wie viele fänden sich wohl, die aus *der* Ursache gegen den dramatischen Künstlerstand eingenommen wären, weil in ihm (S. 9) der Mensch seine ganze Persönlichkeit gegen eine andere aufgebe, und weil ihm sein ganzer Beruf gebiete, seine wahre Natur und Eigenthümlichkeit vor der Welt zu verhüllen? Weit besser trifft er in dieser Beziehung den Nagel auf den Kopf, wenn er es einfach (S. 17) als einen Fortschritt der Civilisation anerkennt, den Stand bereits in den Schoofs der Gesellschaft aufgenommen zu haben, und wenn er daran für die Künstler die Aufforderung knüpft, sich durch die ernstere Durchdringung einer specifischen Technik für diese Kunst immer mehr nach dem Vorbilde anderer Kunstgenossenschaften zu einem *Künstlerstande* abzuschliefsen.

Unter dem absoluten Gesetz der dramatischen Darstellung (S. 18) versteht der Verf. die Durchdringung von *Idealität* und *Naturwahrheit*. Idealität sei das Gesetz der plastischen Schönheit; die Naturwahrheit aber bringe im Gegensatz zu ihm den rein menschlichen Antheil an dem individuellen Leben hervor, das der Künstler versinnlichen solle. In diesem Abschnitte ist Gutes gesagt, wenn man von der meistentheils zu grofsen und pretiösen Wortfülle abstrahirt. Die Stellung des Künstlers zu den verschiedenen dramatischen Charakteren (S. 23 ff.) sei eine dreifache. Entweder habe er einen Charakter darzustellen, in welchem sich Idealität und individuelle Lebendigkeit völlig durchdringen; dann habe er diese Gestalten schöpferisch im Geiste wiederzugebären, getreuer Interpret des Dichters zu sein. Oder er stelle Charaktere dar, in welchen das Gleichgewicht der idealen und individuellen Lebendigkeit gestört sei. Entweder überage das ideale Element, oder die individuelle Lebendigkeit sei auf Kosten der Idealität geltend gemacht worden. Im ersten Fall habe der Künstler die Aufgabe, seine Gestaltungskraft aufzubieten, um den ätherischen Leib in einen wirklichen zu verwandeln, z. B. bei Nathan dem Weisen, Marquis von Posa, Max Piccolomini und Thekla. Ein genialer Schauspieler werde hier über den Dichter hinausgehen. Im zweiten Fall, z. B. bei den meisten Gestalten der Schröderschen, Ifflandschen und Kotzebueschen Dramen, habe der Künstler den Charakter zu heben, zu veredeln, so wie von Schröder und Eckhof berichtet werde, dafs sie auch den Charakteren des gewöhnlichen Lebens immer eine ideale Seite abzugewinnen vermochten.

Nachdem sodann in zwei folgenden Abschnitten von dem Verhältnisse des darstellenden Künstlers zum Publicum und zur Kritik ist gehandelt worden, führt ein dritter Abschnitt über die drei Naturbedingungen der dramatischen Kunst, welche seien: Körperlichkeit, Physiognomie und Ton, hinüber in das Hauptthema dieses allgemeinen Theils, in das Thema von den *drei Entwicklungsstufen des dramatischen Künstlers*. Die drei Uebergangsabschnitte sind mit den trivialsten Wahrheiten angefüllt, beim Abschnitt von den drei Entwickelungsstufen hebt sich wieder um etwas die Darstellung. Diejenige Macht (S. 59), welche die Naturseiten der dramatischen Darstellung (Körperlichkeit, Physiognomie und Ton) kraft ihrer Souveränität ergreife, sei der *Genius* des Künstlers. Dieser erscheine zunächst als der natürliche Kunstgeist, welcher seinen Entwickelungsprocefs zu durchlaufen habe, um sich zu dem wirklichen und regierenden Geist der Kunst zu machen, zu dem ihn die Natur selbst bestimmt

Digitized by Google

hat. Es sei (S. 60) die Sache der Wissenschaft, diesen Entwicklungsprocefs des dramatischen Künstlers in seinen nothwendigen Momenten zu begreifen, wobei es natürlich (?) gleichgültig sei, ob der Einzelne diese Stufen mit Bewufstsein durchlebe, ja, ob er sie überhaupt durchlaufe. Seltsame Nothwendigkeit der Entwicklung, bei der es einerlei ist, ob sie überhaupt vor sich geht oder nicht! Und herrliche Theaterschule, der es gar nicht darauf ankommt, ob der einzelne Schauspieler ihre Entwicklungsgänge überhaupt durchmacht oder nicht! die also nichts weiter von ihm verlangt, als den drei Graden des philosophischen Begriffs seine respectvolle Reverenz zu machen, und im übrigen sich selbst zu helfen, so gut er kann. Noch nie ist wohl eine praktische Anweisung für Künstler mit einem so rührenden Mifstrauen in ihre eigene Wahrheit und Anwendbarkeit aufgetreten, als diese.

Als der erste Standpunct der dramatischen Darstellung wird bezeichnet der der *unmittelbaren Empfindung*. Auf dieser Stufe (S. 61) erscheine dem Künstler das darzustellende Leben als sein eigenes, von ihm untrennbares Wesen; er gehe daher nur sich in dieser gesteigerten Stimmung. Aber dieser Standpunct erweise sich unzulänglich, ganz besonders in unserer Zeit, wo (S. 69) überall der selbstbewufste Geist die Herrschaft führe, welchem gegenüber in keinem Gebiete ein naives Schaffen und Verhalten beharren könne, indem alles instinctliche Dasein von dem selbstbewufsten Geiste aufgelöst sei; wo daher (S. 70) die lyrische Empfindung sich in ihrem Entstehen schon als Empfindung geschwächt vorfinde, und wo diese geschwächte Intensität des Empfindens daher auch in der Kunst nicht mehr die Wirkungen wie früher hervorbringen könne, indem kein Darsteller mehr in einer ungeschwächten und ungebrochenen Kraft des unmittelbaren Empfindens angetroffen werde. Die Klage (S. 71) über den Mangel jugendlich-kräftiger Heldennaturen, denen die Poesie des Lebens gleichsam aus allen Poren herausdringe, müsse daher vor dem Gesetz des Weltgeistes verstummen, welcher gebiete, dafs sich jede geistige Thätigkeit aus der Tiefe des Selbstbewufstseins regenerire. Das nennt man noch eine recht künstlerische Freude haben an unserm tintenklecksenden Seculo und dessen schwachmatischen Empfindungen.

Der Standpunct der *Reflexion*, heifst es S. 74 ff., beginne mit einem scheinbaren Verluste der Empfindung, indem er sich von ihrer unmittelbaren Herrschaft löse. Erst hier befinde sich der Darsteller wirklich auf dem Boden der Kunst, deren Schwelle er mit dem Momente überschreite, wo er sich nicht damit begnüge, nur sich selbst zu spielen, sondern sich zum Object für ein künstlerisches Ganze zu machen trachte. Hier citirt der Verf. auf's neue den Talma, dessen Ausspruch über die inegalité des acteurs, qui jouent d'ame, und den Vorzug derjenigen, qui jouent de reflexion, schon S. 69 als Beleg gegeben war. Im Grunde läuft aber das, was Talma sagt, dennoch auf etwas viel Einfacheres hinaus, als was der Verf. will. Talma sagt: J'ai joué longtemps d'inspiration; mais sans parler de l'épuisement où me laissait cette methode, j'étais inégal; bon, quand j'étais bien disposé, mauvais lorsqu'un souci personnel me ramenait malgré moi à la realité. Talma unterscheidet sich also darin von Rötscher, dafs ihm die Stufe der Reflexion nicht um ihrer selbst willen, sondern lediglich um zweier Nebenumstände (der gröfseren Erschöpfung, und des in ungünstiger Stimmung eintretenden ungleichen Spiels) willen eine höhere dünkte, als die der Inspiration, Rötschern hingegen an sich selbst und um ihrer selbst willen, indem ja in ihr zu allererst die Regeneration der ganzen Künstlerthätigkeit aus der Tiefe des Selbstbewufstseins vor sich gehe. Das kommt vermuthlich daher, weil Talma noch der Zeit eines minder erstarkten Selbstbewufstseins angehörte, wo es noch jugendlich-kräftige Heldennaturen gab, denen die Poesie des Lebens gleichsam aus allen Poren herausdrang. Das Auffallende ist hier nun besonders wieder das, dafs der Vf. nicht den Muth zeigt, seine Ansicht von der Hoheit der Reflexion gegen die triviale Ansicht Talma's, die ein höheres Moment der Kunst unverzeihlich zu einem blofsen unentbehrlichen Nothbehelf herabsetzt, in ihrem Gegensatze zu behaupten, sondern um des schönen Wortes reflexion willen ein Auge zudrückt, und fünfe gerade sein läfst.

Der dritte Standpunct (nach S. 81 ff.) sei der einer zur Natur zurückgekehrten Kunst und zur Kunst erhobenen Natur, und enthalte die beiden ersten Stufen als Momente einer höheren Einheit in sich aufgehoben. Je nachdem der Künstler sich hier entweder von der intuitiven Anschauung des Ganzen aus zum Be-

Digitized by Google

sondern zurechtfinde, oder aber den durch die Reflexion ihm bewufst gewordenen Reichthum in die Einheit der Anschauung zurückführe, entstehen hier wieder drei Grade: 1) *Vorwaltende genialische Intuition.* Der Darsteller habe den Reichthum der Lebensäufserungen eines Charakters mehr auf einen Schlag gegenwärtig, und es assimilire sich ihm, wie durch einen Naturprocefs, das Besondere zu einem vollständigen Organismus. Starkes Hervortreten der persönlichen Wahlverwandtschaft der Künstler zum Kreise ihrer Rollen, und daraus hervorgehende gröfsere Beschränktheit dieses Kreises, besonders in Beziehung auf dämonische, humoristische, phantastische Figuren, wie Karl und Franz Moor, Faust, Lady Macbeth, Kleopatra, Medea, Fallstaff, u. s. f. Wirkungssphäre von Fleck, von Ludwig Devrient, von der ganzen weiblichen Künstlerschaft. 2) *Vorwaltende Reflexion.* Diese habe dort zu herrschen, wo eine Künstlernatur, mit geringeren Naturmitteln begabt, mit ihnen so haushalten müsse, dafs nur die besonnenste und vorsichtigste Vertheilung der Kräfte die richtige Wirkung erzielen könne. Iffland. Seydelmann. 3) *Volles Gleichgewicht* beider Richtungen, absolute Verwirklichung der Idee der dramatischen Darstellung. Garrik. Schröder. — Ein Abschnitt über Originalität und Manier beschliefst den allgemeinen Theil.

Wenn man sich bis hierher noch immer von einem, wenn auch breiten, doch in einer gewissen edlen Fülle strömenden Räsonnement gehoben fühlt, so verschwimmt nun im besondern Theil die Darstellung vollends ins Unbedeutende und Matte, und es ist nur hier und dort, dafs aus den unendlichen Fluthen der Rede über das, was jedermann ohnehin weifs und über das, was im Grunde niemandem zu wissen frommt (so wird z. B. S. 212 eine ganze Seite lang über den dem dort abgehandelten Thema im Buche des Verf.'s angewiesenen Platz discutirt) einige Inseln concreter und specieller Anweisung auftauchen, wie z. B. S. 124 der gewifs nützliche Vorschlag einer einfachen Declamationsübung durch mannichfaltige Pronuntiation eines einfachen Vocals, oder S. 156 in der Anmerkung die guten und lehrreichen Beispiele vom Athemnehmen, oder S. 198—99, ebenfalls in der Anmerkung, die weitere Ausführung des Lessingschen Gesetzes über die Recitation sententiöser Stellen im Dialog, und mehreres von dieser Art. Ueberhaupt kam dem Ref. öfter der Wunsch, der Verf. möchte lieber lauter Anmerkungen geschrieben, und dabei dem Leser den Text ganz erspart haben. Denn seine Anmerkungen enthalten immer etwas Solides, und reden dabei die anwendbare Sprache der Menschen, während mit hohlem Orgelton das Pathos des Textes in seiner nichtssagenden Göttersprache darüber hinrollt. Man sollte doch denken, die Ehre sei gar zu klein, die jemand heutzutage noch darin suchen könnte, mit wohltönenden Worten unendliches Papier zu beschreiben. Wie sehr es aber dem Verf. ganz vorzüglich hierum zu thun gewesen ist, sieht man z. B. auch unter anderem daran, dafs er, wo er im Begriff ist zu reden von den Gesetzen des dramatischen Vortrages, es nicht unterlassen kann, zuvor auch noch die Gesetze des epischen (S. 203 ff.) so wie die des lyrischen Vortrags (S. 206 ff.), nämlich nicht in sofern dieselben auch im dramatischen Vortrage anwendbar, sondern in sofern sie ihm vielmehr ganz entgegengesetzt sind, und ganz entgegengesetzte Regeln mit sich bringen, abzuhandeln und in gesonderten Abschnitten für sich zum weitläuftigen Bewufstsein zu bringen. Welcher andere Grund in aller Welt konnte ihn hierzu bewegen, als nur die unendliche Schwatzlust?

Es möge daher in Beziehung auf diesen besonderen Theil nur noch erwähnt werden, dafs auch in ihm wieder die Dreitheilung beobachtet worden ist, indem die erste Abtheilung, in welcher von Ton, Aussprache, Accent und Vortrag geredet wird, sich mit der zweiten, welche von der körperlichen Beredsamkeit, Haltung, Anstand, Geberde nebst den durch sie darzustellenden Affecten und Gemüthszuständen handelt, zur Totalität der Charakterdarstellung zusammenschliefst, welche den dritten und letzten Abschnitt bildet, dessen Unterabtheilungen dann wiederum die ideale Auffassung, die Charaktermaske, das Kostüm, den Grundton, das stumme Spiel u. s. w. befassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

1) *Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt von Dr. Heinrich Theodor Rötscher.*

2) *Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Vierte Abtheilung. Von Demselben.*

3) *Der Kunst der dramatischen Darstellung zweiter Theil, oder: Cyclus dramatischer Charaktere. Nebst einer einleitenden Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung, von Demselben.*

(Fortsetzung.)

Zu allerletzt kommt der Verfasser wieder auf seinen zu Anfang ausgesprochenen Wunsch einer Hebung der dramatischen Kunst und des dramatischen Künstlerlebens zurück, wozu er ein Hauptmittel erblickt in einer geistigen Leitung der dramatischen Darstellungen durch häufige Leseproben und eine mit ihnen zu verbindende Entwickelung der inneren Bedeutung der aufzuführenden klassischen Werke, ihrer Architektonik, der Stärke und Schwäche ihrer einzelnen Figuren, der Gesichtspunkte für die Auffassung der Charaktere, der Momente, wo der Schauspieler den Dichter zu überholen, zu ergänzen habe u. s. w. Hierin wird jeder, welcher unserer dramatischen Kunst Gutes wünscht, dem Verf. gewiſs beistimmen, und es bedauern, daſs er diesen seinen Wunsch nicht auf eine anmuthigere und ansprechendere Weise vors Publikum zu bringen verstand.

Ref. wendet sich zu den dramatischen Charakterdarstellungen des Verf.'s in Nr. 2 und Nr. 3. Auch bei ihnen ist zunächst wieder, obwohl nicht völlig in gleichem Maaſse, die zu groſse Weitschweifigkeit zu rügen. Es wird jedesmal zu viel mit nebenher gesagt, was sich von selbst versteht und jeder leicht von selbst hinzusupplirt, es ist zu sehr auch hier eine tönende Redekunst geübt, der man ihre abstracte Topik immer wie ein schlagendes Herz unter der Haut anfühlt. Aber Weitschweifigkeit verleidet die schönsten Gedanken. Weitschweifig sein heiſst sich kostbar machen. Denn Zeit ist Geld. Folglich ist kurz sein, wohlfeil sein, populär sein: der höchste Zweck des Schriftstellers. Indessen schwamm der Verf. hier offenbar mehr in seinem Elemente. Und wenn es auch weniger der praktische Künstler, als der Psychologe und ästhetische Kritiker sein möchte, der aus Charakterschilderungen von dieser Art einen unmittelbaren Nutzen ziehen kann, so wird es gewiſs mittelbar und indirekt auch jedem dramatischen Künstler nur von Nutzen sein können, seine allgemeine poetische Anschauungssphäre durch derartige psychologische und ästhetische Studien zu erhöhen und zu erweitern. In diesem Sinn, und nicht im Sinn von Anleitungen zum dramatischen Spiel, möge auch hier von ihnen die Rede sein.

Bereits früher (1837) hatte der Verf. im ersten Theile seiner Abhandlungen zur Philosophie der Kunst, zu denen Nr. 2 die vierte Abtheilung bildet, den Anfang solcher Charakterschilderungen gemacht in Beziehung auf den König Lear. Er hat dieses Verfahren in Nr. 2 fortgesetzt an Romeo und Julie und dem Kaufmann von Venedig. An diese gröſseren Entwickelungen der ganzen Architektur einzelner groſser Dramen nebst ihren Charakteren schlieſsen sich in Nr. 3 die mehr vereinzelt gehaltenen Bilder groſser dramatischer Charaktere an, nämlich die von Richard III., Hamlet, Macbeth, Don Gutierre, Othello, Marinelli, Nathan, Burleigh, Leicester, Falstaff, Gretchen, Clärchen, Donna Mencia, Desdemona, Lady Macbeth und Kordelia. Denn auch die letzteren sind nicht als bloſse nackte Charakterschilderungen gehalten, sondern es ist, wo sich nur Gelegenheit fand, und an

Digitized by Google

dieser mangelte es nirgends, immer auf die Idee des ganzen Drama's, von welcher aus die einzelnen Charaktere erst ihr volles Licht empfangen können, zurückgegangen. Dabei beschenkt uns der Vrf. in Nr. 3 noch aufserdem mit einer Theorie über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung, welche für eine concretere Ausführung des Abschnitts von der Charakterdarstellung in Nr. 1 angesehen werden kann, und den verknüpfenden Uebergang zwischen beiden Werken bildet. Ref. hebt hieraus blofs das Princip, welches den Verf. durchgängig bei seinen speciellen Charakterdarstellungen leitete, hervor. *Der Charakter* ist ihm (nach S. 21) kein Naturgewächs, sondern ein Geschöpf des Geistes; nämlich (nach S. 1) der eigenthümliche Ausdruck, welchen sich der Wille gegeben hat, und durch welchen er sich gerade in dieser, von anderen unterschiedenen Form darstellt. Darum stehen denn (nach S. 21) auch alle einzelnen angebbaren Momente im Charakter unter der Herrschaft eines *Princips*, welches sich in der den ganzen Menschen erfüllenden Gesinnung und Richtung offenbart. Das Thema der Tragödie ist ihm aber (nach S. 25) die *Darstellung der Weltordnung* als der absoluten Macht, welche jeden einzelnen Charakter in ihre Dialektik hineinreifst und seine Einseitigkeit und sein Unrecht herauskehrt. Wie dieses letzte zu verstehen sei, erfahren wir besser, als aus der vagen Theorie, aus der speciellen Anwendung in concreten Fällen.

In *Romeo und Julie* stehe (nach Nr. 2, S. 9) der Wahlverwandtschaft der Persönlichkeiten gegenüber das Recht der Familie, und näher der Wille der Eltern, selbst für das Wohl der Kinder Sorge zu tragen. Dieses Recht erscheine in seiner Einseitigkeit als der ausschliefsliche Wille der Eltern, der nur sich als die berechtigte Macht anerkenne. Ein so ausschliefslicher Wille aber verletze doch auch wieder das heilige Recht der freien Innerlichkeit. So treten die beiden Seiten, das Recht der Eltern und das Recht der freien Empfindung, mit einander in einen unversöhnlichen Kampf, in welchem beide Seiten zu ihrem Rechte, wie zum Falle kommen müssen, in welchem sich mithin die Dialektik dieses Widerspruchs entwickeln und die Wahrheit beider Seiten bewähren müsse. Wie entwickelt sich nun aber die Dialektik dieses Widerspruchs? Wir wissen, es wäre Alles, was zwischen Julia und Lorenzo verabredet war, glücklich zur Ausführung und einem fröhlichen Ende gekommen, wenn nicht Bruder Markus, welcher Lorenzo's Brief zu Romeo nach Mantua bringen sollte, durch eine abzuhaltende Quarantäne zufällig aufgehalten wurde. Was nun das für eine Art Dialektik ist, welche durch einen zufälligen Umstand vor sich geht, ist schwer zu begreifen und wird auch durch die Erklärungen, welche S. 42 über diesen Punkt gegeben werden, nicht recht klar. Es heifst dort, die ganze tragische Katastrophe, welche der Dichter dem scheinbaren Zufalle Preis gegeben habe, sei so weit entfernt, nur ein blindes Ohngefähr und das rohe Schicksal zu ihrer Wurzel zu haben, dafs sie sogar auch bei dem ersten Eindruck fast ganz den Gedanken an die Form des Zufalls zurückdränge. Der Eindruck wäre nicht tragisch, sondern nur empörend, wenn diese Hülle des Zufalls nicht dasjenige Geschick einschlösse, welches durch die Collisionen und die Charaktere selbst von Hause aus schon bedingt sei. Der Zufall trage also nur dazu bei, das Unabwendbare zu offenbaren, indem er nur eine der mannichfaltigen Formen sei, durch welche das an und für sich Nothwendige zur Existenz komme. Soll der letzte Ausspruch überhaupt einen Sinn haben, so kann es doch nur der sein, dafs Romeo und Julia einmal unumgänglich zum Untergang bestimmt waren vermöge ihres am Recht der Familie begangenen Frevels, und dafs folglich, trat jener zufällige Umstand nicht ein, einen glücklichen Ausgang ihres Vorhabens zu verhindern, dann nothwendig an seine Stelle ein anderer zu demselben Zwecke eintreten mufste. Nun findet sich aber doch im ganzen Shakespeare gar keine Spur davon, dafs er zur Annahme eines solchen dem antiken Fatum ähnlichen Schicksals in den Weltbegebenheiten sich irgend hingeneigt habe, ohne dessen Annahme dem Verf. überhaupt keine Tragödie geniefsbar zu sein scheint, und wodurch ihm also im Grunde der ganze Shakespeare ungeniefsbar werden müfste. Aber er weifs sich zu helfen, er legt schnell unter, es pafst immer alles. Zwar verlangt ihm die Tragödie nothwendigen Schicksalsgang, und Shakespeare giebt ihm statt dessen den Zufall. Nun so wird gewifs der Zufall eben nur die Form der Nothwendigkeit gewesen sein. Auf diese Weise offenbart sich denn auch hier wieder des Verf.'s Unsicherheit und Muthlosigkeit, irgend eine feste Behauptung aufzustellen. So wie er in der oben bezeichneten Stelle nicht den Muth

Digitized by Google

hatte, mit seiner Meinung von der Hoheit der Reflexion dem Talma entgegenzutreten, so wie er in Nr. 3, S. 39 ff. nicht den Muth zeigt, eine unhaltbare Meinung des Aristoteles schlechthin falsch zu nennen, eben so wenig wagt er hier gegen Shakespeare, was er eigentlich seiner Theorie nach müfste. Sondern in allen solchen Fällen mufs fünf gerade sein. Talma mufs das Richtige gesagt haben, weil er es beinahe sagte, es fehlte nur ein Zoll. Aristoteles Ausspruch mufs, obgleich er falsch ist, dennoch eine Wahrheit sein, freilich nur für das antike Schauspiel, nicht überhaupt. In demselben Sinne wird nun auch, wo bei Shakespeare ein zufälliger, d. h. ein aufserhalb des Bereiches der kämpfenden Principien liegender Umstand die Katastrophe in allen ihren Theilen bestimmt, dies ein Bild der aus der Dialektik der Einseitigkeiten hervorbrechenden Idee (S. 57) genannt, und wir S. 58 aufgefordert, im Anblick aller dieser Opfer die grofse Wahrheit zu lesen, dafs weder die List des Verstandes, noch die Besonnenheit, weder Drohen noch Strafen die Geschicke zu lenken vermögen, welche sich nur durch ihren eigenen immanenten Procefs fortentwickeln und uns darin das ewige Gesetz der sittlichen Weltordnung darstellen, welche sich stets aus der Vernichtung aller Einseitigkeiten gebiert. Auch hier fehlt freilich nur ein Zoll, nämlich die Kleinigkeit des dialektischen Zusammenhangs zwischen einer heimlichen Heirath und einer Quarantäne. Allerdings hat Shakespeares Poesie ihre Grundkraft darin, die selbstzerstörerische Kraft des Bösen vor Augen zu rücken, so wie er uns in Romeo's und Julia's Schicksal eine der leicht möglichen Folgen der Parteienkämpfe furchtbar vor Augen rückt. Nicht minder mischt sich in den Eindruck der tragischen Katastrophe hier leicht das dunkle Gefühl einer wie von unheimlicher Macht ausgegangenen Vergeltung für das entsetzenvolle Spiel, das Julie mit dem Tode getrieben. Gehen wir aber näher auf dieses Gefühl ein, so stellt sich als sein reeller Grund doch nur die Einsicht von der *überaus leichten Möglichkeit* eines schlimmen Ausgangs in diesem Fall heraus, eben so wie auch das Schicksal Romeo's und Julia's in der Grundlage des bürgerlichen Parteienzwistes nicht als schlechthin nothwendig, sondern nur als *überaus leicht möglich* begründet war. Dies ist der grofse Unterschied zwischen dem Schicksal der Shakespearschen und dem der antiken Tragödie, dafs das letztere einen Gang der Begebenheiten fingirt, welcher schlechthin nothwendig und unausweichlich sei, das erstere hingegen immer nur ganz naturgemäfs durch das Hinzutreten zufälliger Umstände sich ereignen läfst, was *überaus leicht möglich*, ja was durch die Schuld der Individuen *bis aufs äufserste vorbereitet* war. Diesen grofsen Unterschied ignorirt der Vrf. gänzlich, beurtheilt Shakespeare so, als ob in seinen Produktionen ein antikes Fatum walte, und bricht dadurch der Schärfe seiner eigenen dramatischen Beurtheilungskraft von vorn herein die Spitze ab. Und so wie bei Beurtheilung der Hauptbegebenheit der Verf. fehlgriff in der Angabe der Art von moralischer Nothwendigkeit, welche hier herrsche, so setzt sich dasselbe Fehlgreifen in Beziehung auf die Nebenhandlungen fort bis zur Spielerei, wenn z. B. der Tod des Paris durch Romeo's Hand daraus als nothwendig deducirt wird, dafs (nach S. 57) das Recht der Liebe Romeo's sein Urtheil vollziehen mufste an dem, welcher an ihm gefrevelt hatte (da doch der einfachere Grund jenes Todes der ist, dafs, sobald Romeo durch Paris Hand fiel, die Begebenheit nicht zu Ende spielen konnte), oder wenn S. 50 Merkutios Tod darum für nothwendig erklärt wird, weil Merkutio als Repräsentant der humoristischen Weltanschauung da nicht mehr erscheinen dürfe, wo die tragischen Conflikte selbst die Rolle des auflösenden Humors übernehmen (da doch der Dichter zu diesem Endzweck den Merkutio noch gar nicht zu tödten brauchte, sondern ihn auch auf gelindere Art vom Schauplatz entfernen konnte).

Besser trifft des Verf.'s Beurtheilungsweise zu im *Kaufmann von Venedig*. Dieses Drama habe (nach S. 102—103) die Dialektik des abstracten Rechts zu seiner innersten Seele, nämlich des Rechtes des Buchstabens, des starren Ausdrucks des Gesetzes, welches mit sich selbst in Widerspruch gerathe, indem sich dieselbe Starrheit der Form, d. h. der todte Buchstabe gegen dasselbe kehre und es in seiner Ohnmacht und Nichtigkeit gegen das Recht des sittlichen Geistes aufzeige, in welcher Dialektik des abstracten Rechts dann eigentlich der todte Buchstabe zum Leben erweckt werde. Hier drückt allerdings der Begriff der Dialektik treffend den Fortgang des Schauspiels aus, welcher darauf beruhet, dafs derselbe Schein, der nach einfacher Auslegung dem Shylock

Digitized by Google

erlaubt, der Antonio ein Pfund Fleisch auszuschneiden, nach der genaueren Auslegung der schalkhaften Porzia ihm in dialektischer Umkehrung nicht allein dieses auch wieder verwehrt (indem er ihm keinen Tropfen Blut verstattet), sondern auch noch dazu eine Anklage gegen ihn begründet. Daher gehöre nun aber (nach S. 104) diese Auflösung dem Humor an, der immer seine Kraft darin bewähre, jede Bestimmtheit, welche sich für fest hielt, zu Fall zu bringen. Dies ist wahr, indessen scheint doch dem Ref. der Humor bei diesem Stücke tiefer zu liegen, indem dasselbe schon überhaupt durch die zugelassene kecke Unmöglichkeit solchen Scheines und seiner Geltung vor Gericht, so wie durch die märchenhafte und die Grenzen des Wirklichen eben so keck überschreitende Geschichte mit den Kästchen der Porzia, auf einem phantastischen Grunde ruht, welcher durch seine schalkhafte und scheinbar ernste Einführung ins Reich der Wirklichkeit den Humor erzeugt. In diesem das Ganze durchdringenden Humor wird dann der Humor jener Dialektik nur als ein integrirendes Agens der das Ganze durchherrschenden übermüthigen Stimmung aufgenommen. Das Stück ist doch offenbar seiner ganzen märchentollen Anlage nach so gut ein phantastisches Scherzspiel, als z. B. der Sommernachtstraum und der Sturm, nur dafs der humoristische Uebermuth, den Scherz mit tragischen Elementen zu würzen, und so das Shakespearsche Trauerspiel, welches den tragischen Grundernst überall gern mit Humor würzt, total auf den Kopf zu stellen, hier seinen Gipfel erreicht hat. Daher erscheint dem Ref. die Auffassung zu schwerfällig, wenn es unter anderem S. 125 heifst, es sei nicht der glänzende Einfall, mit dem sie das Gewicht des Buchstabens auf den zurückfallen lasse, welcher daran festhielt, was Porzia berechtige, als Retterin zu erscheinen, sondern dies sei vielmehr ihre ganze, durchaus im höchsten Gleichgewicht aller Kräfte stehende ideale Natur — oder S. 110, Porzia schöpfe aus der Harmonie ihrer durchgebildeten sittlichen Natur die Zuversicht, dafs der Segen des Vaters fortwirken, dafs ihre Pietät (nämlich den Wähler des rechten Kästchens zu ihrem Gemahl erheben zu wollen) nicht mit der tiefen Neigung für die ihr entsprechende Persönlichkeit in Widerspruch gerathen werde, und hierin liege die indirekte Anerkennung der auch den Einzelnen zu seinem Heile lenkenden göttlichen Vorsehung, von welcher sich Porzia geschützt und getragen fühle — oder S. 131—32, dafs in der Art der Entführung der Jessika, durch ihre Verkleidung und die völlig naive Art, mit der dieselbe auch den Raub der Kostbarkeiten und Dukaten wie eine ganz unbefangene Handlung ausführt, schon der tragische Ernst gemildert sei — anstatt von vorn herein zuzugeben, dafs in allem diesem gar kein Ernst, weder tragischer noch heiterer zugelassen ist, sondern überall der Spafs der übermüthigen Komödie waltet. Auch darin ist des Verf.'s Auffassung zu schwer, dafs er in den Spielen dieses Humors überall tiefsinnige Zusammenhänge sucht, und z. B. S. 117 für Antonio's ihm selbst unerklärliche Melancholie einen principiellen Grund findet in dem in ihm bewufstlos wirkenden Widerspruch seiner idealen Natur mit den Interessen und Zwecken seiner merkantilischen Thätigkeit (weil der gewöhnlich angegebene Grund einer Vorahnung seines Unglücks ihm nicht genügt), auch S. 120 das Gesetz ausspricht, dafs, wenn Antonio gar keine verwundbare Seite darböte, dann auch selbst diese Katastrophe, der er durch Shylocks Rachsucht entgegengeführt werde, dichterisch nicht zulässig sein würde, daher er dann ihm sein Geldausleihen ohne Zinsen als eine tragische Schuld anrechnet. Man sieht aus diesen Proben, dafs Shakespeares freie Grazie in der Composition, welche nicht sowohl durch Gliederung eines Systems wirkt, als durch Verknüpfung glücklicher Zusammenhänge auf dem Boden des Zufalls, süfs wie das unverhoffte Begegnen von Liebenden in einer Wildnifs, in der Seele des Verf.'s wenig Resonanzboden fand. Aber abgesehen hiervon ist ihm dies zuzugeben, dafs eine Dialektik des geschriebenen Rechts im Haupttheile des Ganzen den Grundhebel bildet, eine Dialektik, welche sich auch noch einmal hinterher (wie er S. 133 richtig erwähnt) in dem Scherz mit den verschenkten Ringen wie in einem Miniaturbilde wiederholt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Harvard University Library

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

1) *Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt von Dr. Heinrich Theodor Rötscher.*

2) *Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Vierte Abtheilung. Von Demselben.*

3) *Der Kunst der dramatischen Darstellung zweiter Theil, oder: Cyclus dramatischer Charaktere. Nebst einer einleitenden Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung; von Demselben.*

(Fortsetzung.)

Was dem Verf. bei Romeo und Julia gar nicht, beim Kaufmann von Venedig nur erst auf dem Boden des Scherzes gelingen wollte, nämlich eine dialektische Weltordnung als Grundlage des Dramas aufzuweisen, gelang ihm zuerst bei *Richard III.*, mit welchem der Cyklus dramatischer Charaktere in No. 3. beginnt, ernsthaft und wirklich, indem er (No. 3, S. 72—74) Richard als das consequente Product des Kampfes der beiden grofsen Geschlechter York und Lancaster auffafst, eines Kampfes, durch welchen der Staat ununterbrochen der Selbstsucht einzelner Familienglieder geopfert wurde. Nachdem in diesem Kampfe alle Glieder dieser beiden Geschlechter nach und nach sich mit Schuld belastet hätten, falle endlich mit Richard auch die letzte Illusion eines formellen Rechts an den Thron, hinter welche alle früheren Machthaber der beiden Geschlechter ihre Selbstsucht noch verborgen gehalten. So erscheine Richard als die Nemesis des Weltgeistes, um das Haupt derer zu treffen, welche die Entsittlichung theilen, und alle die Häupter hinwegzumähen, welche das Gemeinwesen zerrüttet und sich mit Verbrechen bedeckt hatten. Hier ist allerdings eine dialektische Weltordnung. Das fast zur Regel gewordene Verbrechen reizt einen mifsmuthigen Geist von grofser Kraft, es zur wirklichen ausnahmlosen Lebensmaxime zu erheben, und so in dialektischer Steigerung an allen anderen den Begriff zu vollziehen, zu welchem sie allmählig und in der Gesammtmasse die Elemente der Induction hergegeben hatten. Zu bedenken ist freilich auch hier, dafs diese Dialektik kein unausweichliches Schicksal ist, sondern nur ein leicht möglicher Erfolg, indem ja ihr Boden nirgends anderswo gefunden wird, als im Willen Richards (I am determined to prove a villain), und dafs damit der Anstrich von strengabwägender Gerechtigkeit, welchen der Verf. dieser Dialektik zu geben bestrebt ist, ganz wegfällt. Eine dialektische Weltordnung ist vorhanden, aber nicht von selbst, sondern auf dem Boden eines individuellen Willens; nicht nach strengem Gesetz, sondern nach treffendem Zufall; wen sie trifft, den trifft sie; findet sich zufällig kein individueller Wille zu ihrem Boden, so ist sie nicht vorhanden; macht sich aber ihr Organ, wie z. B. Richard, das Böse zur Maxime, so schlägt es nothwendig neben dem Schuldigen auch manchen Unschuldigen, und seine Dialektik ist also in Beziehung auf die letzteren Opfer nicht eine sittliche, sondern eine unsittliche Weltordnung. Immer tritt beim Verf. also diese Sache, obgleich in ihrem Grunde eine richtige, mit einer starken falschen Schminke auf, besonders auch in der Schlufsbehauptung (S. 97—98), dafs das Gericht Richards ein vollständig dargestelltes sei; er sei durch alle Stufen des Schreckens hindurchgegangen, und lasse auch nicht den geringsten Raum für eine jenseitige Vergeltung übrig, die Gröfse des Darstellers könne nur darauf beruhen, jene vom Dichter ganz entwickelte Auflösung des unsittlichen Bewufstseins vollständig wiederzugeben, und damit jede Forderung einer jenseitigen Strafe, als im Diesseits bereits erfüllt, zu entfernen. Abgesehen von der kindischen Vorstellung, als seien Pein und Leiden ohne

Digitized by Google

alle Willensumkehr für sich allein hinreichend, die Seele auf den Zustand ihrer Vollendung vorzubereiten, erscheint diese Wendung durchaus darauf berechnet, der besprochenen Weltdialektik den Glanz einer sittlichen Vollständigkeit und Reinheit mitzutheilen, die sie nicht besitzt. Denn dasselbe dialektische Gesetz, welches hier die Welt von Missethätern reinigt, senkt auch den Stahl in die Brust der beiden unschuldigen und liebenswürdigen Prinzen Eduard und Richard, der Söhne Eduards IV. Wird der an den Söhnen Eduards von dieser Weltordnung begangene Frevel dadurch ein geringerer, dafs dieselbe hinterher den Arm bestraft, durch welchen sie ihn verübte?

Aehnlich hat auch beim *Hamlet* der Verf. die Nachweisung von der Sittlichkeit des tragischen Vergeltungsgesetzes, das hier walte, viel zu weit ausgedehnt. Hamlets tragische Schuld sei (nach S. 105) der Mangel an Energie, das als nothwendig, als vernünftig Erkannte nicht in das Fleisch und Blut des wirklichen Lebens umsetzen zu können; der Ausgang aber sei (S. 132), dafs die sittliche Idee Alle verschlinge, welche an ihr gefrevelt haben, ohne irgend einen zum Helden zu machen, weil der, welcher es nach der Höhe seiner idealen Bildung zu sein vermochte, sich durch die Krankheit seiner Reflexion um den Ruhm des Heldenthums brachte. Nun aber ist hier der Ausgang des Stückes wieder eben so sehr, wie bei Romeo und Julie, ja in noch vielfach erhöhetem Maafse, ein Complex von lauter Zufallsspielen (Verwechselung der Degen, Vergreifung der Königin am vergifteten, für Hamlet bestimmten Kelch, Zurückführung Hamlets durch Seeräuber u. s. f.), und wenn die Laune des Dichters gerade in diesen eine Art von poetischer Gerechtigkeit vermischt mit spukhaftem Schicksalszusammenhang zu Tage brachte, so verdient ein solches subjectives Gesetz, das die Laune des Dichters befolgte, doch gewifs keinen Namen weniger, als den eines getreuen Bildes der objectiven Weltordnung, nach welcher die sittliche Idee Alle verschlinge, welche an ihr gefrevelt haben. Wenn hier das Verschlingende nur die sittliche Idee wäre, so wäre der Untergang des Polonius und der Ophelia in diesem Stücke ein grofser Fehler, dem ästhetischen Eindruck, den er hervorbringt, gerade entgegengesetzt. Von der vergeltenden Weltordnung bleibt aus der grofsen Confusion, welche hier der Vf. wieder angerichtet hat, nach Abzug der Rache Hamlets am König und der geübten poetischen Gerechtigkeit an der Königin und am Laertes, nur so viel zu retten, als in der tragischen Schuld Hamlets liegt, welcher, weil er nicht zur That kommen kann, zu seiner eigenen Nachhülfe eine exaltirte Stimmung vorschnell benutzt, und so sich selbst zum Schmerz und Verdrufs den unrechten Ort (die Brust des Polonius statt der des Königs) trifft. Hierin vollzieht sich allerdings rächend eine objective Weltordnung, wenn auch keine dialektische, doch eine psychologische, freilich auch hier nur wieder in der Gestalt einer *sehr leicht möglichen Folge*, wie wir sie im Leben auszusprechen pflegen in der gewöhnlichen Redensart: das kommt davon, wenn man u. s. w. Dann aber sind auch die feineren Bestimmungen dieser tragischen Schuld, welche die Tragödie so tief und herzzerschneidend machen, gar nicht berührt. Hamlet ist, weil er die That wirklich will, und auch in Folge des Willens dieselbe zweimal (das eine Mal verkehrt, das andere Mal recht) vollzieht, so lange er zögert, von einem Mangel an Energie nicht frei zu sprechen. Seine Schwäche beruht aber in seinem Adel, weil seine Natur, obgleich im Verstande entschlossen, sich im Herzen doch nicht zum Greuel eines vorbedachten und kaltblütigen Meuchelmords herabspannen kann. Die Verderbnifs der Lage, worin er steht, fordert von ihm als Pflicht, schlechter zu sein, als er ist. Der Geist des erschlagenen Vaters ruft in ihm den Dämon, und findet nur den Engel zu Hause. Und wie herrlich, wie anbetungswürdig ist die Donnersprache dieses Engels im grofsen Auftritt mit der Mutter, eine wahre Rede Gottes! Wie wenig tief geht aber hier die Auffassung des Verf.'s (nach S. 105), dafs in Hamlet nichts Geringeres individualisirt sei, als die Schuld des theoretischen Bewufstseins, welches sich nicht zur That entschliefsen könne, weil es nur dann handeln wolle, wenn es sich der absoluten Reinheit seines Handelns und aller seiner Folgen vergewissert habe; als ob das verderbliche Zögern Hamlets nur blofs diesen prosaischen Verstandesgrund habe, und nicht zugleich vom Widerwillen eines edlen Herzens gegen eine That, die schlechter ist, als es selbst, begleitet sei. (The time is out of joint; — O cursed spite! That ever J was born to set it right!) Bei solcher prosaischen Auffassung wird

Digitized by Google

der Herzenswiderwille gegen die That zu einer blofsen Feigheit, und Hamlet zum unausstehlichen Menschen, was Gott verhüten wolle.

Macbeth wird vom Verf. mit Reichard III. in Parallele gestellt als die beiden grofsen Gestalten der modernen Tragödie, in welchen sich die Erweiterung derselben gegen die antike am schlagendsten hervorthue, welche darin bestehe, dafs sie auch eine in Freveln wachsende Natur zum Helden der Tragödie machen könne, weil erst in der modernen Welt (S. 133) der Geist in den Abgrund der Subjectivität herabgestiegen sei, und sich aus ihrer Entzweiung die Versöhnung erarbeitet habe. Diese Phrase hat lediglich Aristoteles auf dem Gewissen durch seinen Ausspruch, dafs die Tragödie keine schlechten Charaktere (φαῦλα ἤθη) dulde, als ob die kindermordende Medea, die gattenmordende Klytämnestra, der den Philoktet betrügende Odysseus, der die Antigone lebendig begrabende Kreon, die den Orest zum Muttermord anstachelnde Elektra nicht in ihren Thaten einen bedeutenden Grad auf der Stufenleiter der Frevel erstiegen. Es ist sogar die Frage, ob wir die moralische Garstigkeit der die Mutter wo möglich zweimal zu morden schreienden Elektra auf unserer Bühne ertrügen. Dem Ref. scheint daher der Charakter Richards III., so wie Macbeths, keinen Fortschritt des modernen Dramas gegen das antike zu bezeichnen, sondern in Beziehung auf Darstellung dämonischer Beschaffenheit, woran das antike Theater so reich war, eher eine Annäherung an dasselbe. Dafs Richard oder Macbeth absolut schlecht seien, d. h. dafs sie das Böse aus purer Lust am Bösen thäten, dies zu behaupten, ist kein Grund. Sondern sie sind besessen und trunken vom Dämon der Herrschsucht, wie Medea, Klytämnestra, Elektra vom Dämon der Rache. Daher vermag Ref. schlechterdings nicht einzusehen, warum Charaktere wie Macbeth und Richard nicht sollten vortrefflich in die antike Tragödie gepafst haben, wenn sie sich gerade angeboten hätten. Und so möchte denn Aristoteles berühmter Ausspruch am Ende wohl nur auf die Trivialität hinauslaufen, dafs es keine absolute Bosheit, d. h. kein Thun des Bösen um sein selbst willen, auf Erden, und folglich auch nicht in der Tragödie geben könne, eine höchst überflüssige Behauptung. Im übrigen stellt sich der Verf. in der Beurtheilung Macbeths einmal ganz rein auf den Standpunct derjenigen wirklichen Weltordnung, deren Walten Shakespeare so klar und erschütternd vor Augen zu stellen weifs, nämlich der psychologischen. Das Interesse an Macbeth bilde (S. 135—36) die Durchführung aller der Phasen des Bewufstseins, welche der sittliche Fall einer grofsartigen Natur bis zu ihrer Selbstzerstörung durchlaufe, eine ununterbrochene Kette eines inneren Lebens, in welcher jeder neue Ring eine Fortbewegung in der inneren Zerstörung und Verödung eines grofsartigen Menschen zeige. Dafs der Frevel den Frevel erzeuge, dafs, um den Preis des ersten Frevels zu gewinnen, der folgende geboten werde, dies tauche mit einer furchtbaren Gewifsheit in Macbeths Bewufstsein auf, er erfahre sich an das Verbrechen gebunden und demselben wie einer Naturnothwendigkeit unterworfen, während in Trotz und geheimen Grauen sich der Rest des sittlichen Bewufstseins offenbare, bis zuletzt (S. 151) der wilde, gegen die ganze Schöpfung rasende Wahnsinn beginne, worin sich Macbeth, im Gefühl, einer unentfliehbaren Nothwendigkeit zu erliegen, zur Schlachtbank stürze. Hier ist der Nagel auf den Kopf getroffen. Dieselbe richtige psychologische Betrachtungsweise setzt sich dann auch beim *Othello* fort, in welchem der Verf. ebenfalls mit Recht einen für eine tragische Schuld innerlich gestraften erblickt, so dafs (S. 190) der Gemüthszustand Othello's selbst das Gericht sei, welches seine Leidenschaft an sich erfahre, deren dämonische Gewalt seine Schuld sei, wie die daraus erwachsende Qual seiner Seele seine Strafe. Auch ist die Vergleichung Othello's mit *Don Gutierre* im „Arzt seiner Ehre" des Calderon eine gut ausgeführte zu nennen.

Dahingegen ist der Verf. bei seiner Auffassung der *Emilia Galotti* von seinem Bestreben, die Weltordnung als eine dialektische zu begreifen, wiederum hart geneckt worden. Es vollziehe sich (so behauptet er S. 192—93) in dem Bekenntnifs Emiliens, auch der Sinnlichkeit unterliegen zu können, nur die Dialektik ihres ganzen *nur moralischen Standpuncts*. Denn es zeige sich in ihrem Entschlufs, zu sterben, eben sowohl die Anerkennung der sittlichen Idee, als auch die Schwäche des sittlichen Bewufstseins, welches sich nur durch die Flucht vor einer durch die Sinnlichkeit gedroheten Niederlage retten könne. Die freie That, durch welche Emilia sterbe, sei zugleich ein Geständnifs der sittlichen Ohnmacht.

Digitized by Google

Diese Dialektik bringe uns das Werk zur Erscheinung, ohne sie zugleich in einen höheren Standpunkt aufzulösen. Sinkt nun aber hier nicht das Wort Dialektik zu einer blofsen Neckerei herab, welche uns auffordert, auch hier an einen wirklichen dialektischen Procefs zu denken, wo doch nichts ist, als ein dialektisches Gedankenspiel des Verfassers über den Seelenzustand Emiliens? Und hat diese Dialektik, näher besehen, nur irgend einen Gehalt, oder löset sie sich noch dazu in Dunst auf? Worin besteht sie? doch einfach darin, dafs Emilia so stark ist, ihre Schwäche einzusehen. Nun würde Referent den Verfasser vollkommen verstanden haben, wenn er diese Stärke entweder überhaupt, oder bei einer weiblichen Natur insbesondere, unnatürlich und übertrieben gefunden hätte; wenigstens würden sehr wenige Menschen die Gröfse haben, sich zu dieser furchtbaren Aufrichtigkeit gegen sich selbst hinaufzuschrauben; aber dafs Emilia dadurch, dafs sie die ganz aufserordentliche Kraft besitzt, sich ihrer Schwäche bewufst zu sein, sich wirklich schwach und ohnmächtig zeigen soll, ist ein dialektisches Paradoxon, das schlechterdings im Verstande des Ref. keinen Raum hat. Auch müfste dadurch der Eindruck der Tragödie in sich zur Mattigkeit zusammensinken, der allgemeinen täglich sich wiederholenden Erfahrung entgegen. Ist denn der Mensch schon dadurch stark, dafs er sich einbildet stark zu sein? und ist das Herz, welches sich stark fühlt, ohne es zu sein, welches wohl zu heucheln und sich selbst zu schmeicheln weifs, und sich den angenehmen Träumen seiner Selbstkraft hingiebt, nicht unwidersprechlich schwächer, als die gegen sich selbst aufrichtige Heldennatur, welche mit Klarheit weifs, was sie will, und darum ihr Handeln nach dem Grade ihrer wirklichen Kraft abmifst? Indessen bekommen wir dabei vom Verf. die Beruhigung, dafs ein Emporhelfen der Emilia über ihren Heroismus hinüber auf einen höheren Standpunkt (vermuthlich den des Sichstarkfühlens ohne es zu sein) dem Lessing bei der Auffassung des *nur moralischen* Standpunkts, über den die damalige Zeit, wie ja auch die spätere Philosophie der praktischen Vernunft Kants nicht hinauskam, unmöglich gewesen sei. Armer Lessing!

Bei den nun folgenden Charakteren begnügt sich der Verf. grofsentheils damit, ihre principielle Grundlage anzugeben, und die moralische Schwere derselben, wie sie sich im Conflikt mit entgegenstehenden Principien bewahrheitet, aufzuweisen, ohne ein anderes Gesetz der Weltordnung in Anspruch zu nehmen, als das psychologische, welches überall leicht mit voller Klarheit ins Auge springt. Daher auch dem Ref. das Meiste von dem hier Gesagten beifallswerth erschienen ist. Es folge hier ihre ganze Reihe im kurzen Abrifs:

Marinelli (S. 195 ff.) erfährt, trotz aller seiner Schlauheit, stets die Beschränktheit seiner Natur, welche sich sogleich herauskehrt, sobald eine sittliche zum Handeln entschlossene Gesinnung, an die er nicht glaubt, sich in das Spiel mischt, dessen Gewinn nur auf der Voraussetzung niedriger Gesinnung beruht. So sehen wir ihn Appiani gegenüber scheitern; so paralysirt ihn die Gräfin Orsina; seine letzte Combination endlich durchsreifst die That Emiliens.

Im *Nathan* ist das Princip (S. 206 ff.) der Zorn einer grofsen Seele gegen die Tyrannei der Bigotterie, den religiösen Hochmuth und die Unduldsamkeit. Nathan, durchdrungen von dem über alle engherzige Beschränktheit siegenden Humanismus, geht, wenn er sich in den Kampf mit Vorurtheilen einläfst, mit dem Vorgefühl des Sieges heran, weil er sie alle in sich selbst schon einmal polemisirt hat.

Wenn gegen *Burleigh* in der Maria Stuart, den schroffen Vertreter des protestantischen Princips, wiederum der historische Geist reagiren soll als ein Geist, welcher (nach S. 228) in unablässiger Thätigkeit begriffen, die Ausschliefslichkeit des Principes und seine gewaltsame Durchsetzung an dem räche, der dasselbe mit Verletzung des gleichfalls hohen Rechts reiner Menschlichkeit vertreten hatte: so ist dies nur eine etwas nebulose Aussprache des an sich wahren Gedankens, dafs allerdings in der Person der Elisabeth das Princip der Humanität gegen Burleighs rücksichtslose Härte reagirt, zwar nicht aus dem Herzen der Königin, sondern aus ihrer Schaam vor dem Urtheile der Welt. Denn um vor der Welt den Schein zu erwecken, als verurtheile sie die gewaltsame Handlung der Hinrichtung, und als habe man dieselbe mit übereilter Dienstfertigkeit gegen ihren Willen vollbracht, verbannt sie den Vollstrecker derselben. Also tragische Vergeltung in der Gestalt eines leicht möglichen Erfolgs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

1) *Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt von Dr. Heinr. Theodor Rötscher.*

2) *Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Vierte Abtheilung. Von Demselben.*

3) *Der Kunst der dramatischen Darstellung zweiter Theil, oder Cyclus dramatischer Charaktere. Nebst einer einleitenden Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung, von Demselben.*

(Schlufs.)

In *Leicester* kommt dagegen, wie in Marinelli, der Geist der Intrigue zu Fall. An ihm wird es klar (S. 237 ff.), dafs in den grofsen geschichtlichen Krisen die List des Verstandes unzureichend, und die Intrigue unfähig ist, die geschichtliche Bewegung zu leiten, wozu es der entschiedenen Gesinnung bedarf. Die Schwäche der Intrigue wird an der Gewalt der Leidenschaft offenbar. Einerseits ins Netz einer hochverrätherischen Verschwörung für Maria verflochten, andererseits befehligt, selbst das Schwerdt auf das Haupt der Maria fallen zu lassen, wird er das gequälte Opfer seiner Doppelzüngigkeit, womit er einander ausschliefsende Zwecke erreichen will.

Falstaff's Lebensprincip (S. 251 ff.) ist gerichtet auf die Auflösung alles Ernstes des Lebens, aller Leidenschaft, aller Affekte, und schwebt auflösend über jedem besondern Interesse, welches für den Menschen einen exclusiven Werth hat und sein Inneres in eine wirkliche Spannung versetzt, Ruhm, Ehre, Heldenmuth, Gemeinsinn, Alles, was das selige Behagen, die schrankenlose Freiheit des Gemüths aufhebt. Als historische Person angesehen, parodirt er (S. 266) durch sein Treiben das mit dem Schein der Idealität umgebene Ritterthum, den kläglichen Rechtszustand, den unsittlichen Inhalt der Parteikämpfe, die Selbstsucht der Grofsen, die Falschheit und Unzuverlässigkeit im Lebensverkehr, die Abwesenheit jeder sittlichen Autorität im Staate.

Gretchen im Faust (S. 271 ff.) stellt uns die drei grofsen Phasen der ewigen Geschichte des menschlichen Geistes dar, die Unschuld, den Fall und die Erlösung. Der Verlust der Unschuld erzeugt den Tod der Mutter und des Bruders als furchtbare Folgen; der Mord des Kindes erweitert die Schuld zum Verbrechen; die Verzweiflung darüber erzeugt Geisteszerrüttung. Aus ihr aber bahnt sich ein Weg zur Erlösung und Geisteshelle, die den Irrsinn überwindet, durch die entschlossene Verweigerung der Flucht und die Abkehr von Faust. Die Wahrheit der Bufse ist die freiwillige Unterwerfung unter das Gesetz. Darum weist Gretchen jeden Gedanken der Flucht ab, weil sie für sich kein anderes Heil sieht, als in der freiwilligen Übernahme der Strafe.

Clärchen im Egmont ist Trägerin des politischen Pathos der gesunkenen Niederlande (S. 292 ff.). Was von Kraft und Selbstgefühl in dem niederländischen Volke ist, erscheint in Clärchens durchdringenden Tönen concentrirt. Schon beim ersten Erscheinen Clärchens vernehmen wir gleichsam die raschen Rhythmen einer durch ein bewegtes Volksleben erhöheten Stimmung. Aber besonders in der letzten Scene fühlt man es, dafs hier nicht ein einzelnes Individuum zu uns spricht, sondern dafs der Geist der Geschichte sich in ihrem Entsetzen zusammenfafst. Sie stirbt, und hinterläfst uns die ernste Betrachtung, dafs sich die grofsen Katastrophen der Völker nur durch jene todesmuthige Energie lösen, welche das Leben geringer hält, als die idealen Güter des Lebens.

Donna Mencia im „Arzt seiner Ehre" (S. 300 ff.) ist Trägerin einer Schuld, indem sie mit einem Wider-

Digitized by Google

spruch ihrer Empfindung in die Ehe trat. Aus diesem ihr selbst nicht verborgenen Widerspruch ihrer Pflicht und Neigung entwickeln sich alle Kollisionen, in welche sie versetzt wird, als organische Konsequenzen.

Desdemona im Othello geht an der Uebermacht der Verhältnisse zu Grunde, in welche sie sich (S. 300 ff.) freiwillig versetzt hatte, ohne ihre furchtbare Gewalt zu kennen. Denn ein allen Angriffen trotzendes Verhältnifs ist nur unter der Bedingung möglich, dafs zugleich mit den allgemeinen sittlichen Elementen der Vereinigung eine allseitige Durchdringung auch der individuellen Persönlichkeiten vorhanden sei, welches hier nicht der Fall ist.

Bei *Lady Macbeth* (S. 326) hat das Gericht des sittlichen Geistes die Form einer über sie verhängten Zerrüttung. Wie einst aus ihrer Brust die Entzückungen des Ehrgeizes als begeisterte Laute heraustönten, so brechen in dem Strafgericht, welches sie an sich erfährt, die Furien des Bewufstseins als unfreiwillige Töne eines zerstörten Wesens hervor, das sich geistig wie physisch aufreibt.

Wenn nun der Verf. bis hierher sich gröfstentheils in den schönen und sicheren Grenzen einer psychologischen Weltordnung hielt, so gleitet er, als müsse er so viel Gutes zuletzt noch wieder verderben, bei der Beurtheilung *Kordeliens* im Lear, noch einmal aus in die hohlste poetische Gerechtigkeit. Die Schuld Kordeliens (S. 335 ff) bestehe zuerst in ihrer verletzenden Wortkargheit, indem sie die Gefühle kindlicher Liebe nur mit dem Verstande abzumessen sich entschliefsen könne, und für ihre Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit unmäfsig besorgt erscheine: sodann in die Verletzung der Pietät gegen das eigene Vaterland, indem sie an der Spitze eines französischen Heeres England mit Krieg überziehe. Sie erfahre daher durch den Tod nur ihr Recht, wenngleich die Art und Weise dieses Todes natürlich immer ein Verbrechen bleibe, das daher auch ganz konsequent dem ruchlosen Edmund zugetheilt sei, wenn gleich Kordeliens Untergang durch das höhere Recht des Staats und der Nationalität bedingt sei. Die Meinung ist also, Shakespeare habe die sittliche Weltordnung als Dichter dadurch gerettet, dafs er, wo ihr natürliches Gesetz von selbst zur Bestrafung der Schuld nicht völlig zureichen wollte, zur wohlthätigen Nachhülfe ein Verbrechen einschaltete, damit das unartige Kind seiner Ruthe nicht entgehe, und so ein böses Beispiel gebe.

Fassen wir nun in Einen Blick Alles zusammen, was der Verf. unter der *sittlichen Weltordnung* und ihrer *Dialektik* begreift, so kann man ihm nur nach sehr verschiedenen Graden Beifall zollen. Wo er darunter das psychologische Gesetz der Verderbnifs des eigenen Seelenzustandes durch eine aufgeladene Schuld versteht, wie bei Macbeth, Lady Macbeth, Othello, Gretchen, da ist eine sittliche Weltordnung unläugbar, und zwar eine solche, welche mit unausweichlicher Nothwendigkeit ihre Opfer ereilt, deren Wirksamkeit aber lediglich auf die eigene Seele des Schuldigen beschränkt ist, und daher zwar den Namen einer *psychologischen, nicht aber* einer *dialektischen* Weltordnung verdient. An dieses erste und ausnahmslose sittliche Weltgesetz schliefst sich dann ergänzend ein zweites, dessen Vollziehung aber dem Zufall Preis gegeben ist, weil es in der Rache besteht, welche die schuldvolle Handlungsweise einer Person in ihrem Zusammentreffen mit anderen Personen von aufsenher auf sich zieht, wie es bei Hamlet, Richard, Macbeth, Burleigh, Leicester, Donna Mencia der Fall ist. Hierbei zeigt nun der Verf. das falsche Bestreben, den Unterschied zwischen einem Gesetze, wodurch ein *unumgänglicher Ausgang* mit *Nothwendigkeit*, und einem solchen, wodurch ein *leicht möglicher* Ausgang mit mehr oder weniger *Wahrscheinlichkeit* erfolgt, zu verwischen, was ihm im Auge des unsorgfältigen Lesers am ehesten da gelingen mufs, wo, wie bei Richard, Macbeth, Donna Mencia, beide Arten von Weltordnung gleichen Schritt gehen. Sie unterscheiden sich aber auch noch dadurch von einander, dafs zwar auf die erstere der Name einer *dialektischen* schlechterdings nicht pafst, auf die zweite aber bisweilen, nämlich dann, wenn sich Schlag und Gegenschlag der Principien wie Frage und Antwort verhalten, und so gleichsam ein thatsächliches Gespräch bilden, z. B. wenn Elisabeth das Verfahren Burleighs mit seiner Verbannung, wenn Emilia Galotti die Ränke Marinellis mit ihrem eigenen Tode beantwortet. Als eine Spielart solcher thatsächlichen Dialektik, mufs es denn auch betrachtet werden, wenn z. B. Porzia die Grausamkeit Shylocks damit beantwortet, dafs sie seinen Schein ins Umgekehrte auslegt, oder wenn

Digitized by Google

Richard die Frevel seines Hauses damit beantwortet, dafs er sie übertreibt und dadurch rächt. Es ist folglich die dialektische Weltordnung immer nur eine mit *gelegentlicher*, niemals mit absoluter Nothwendigkeit sich vollziehende psychologische. Daher hatte der Verf., welcher überall nach der Entdeckung einer absoluten und unausweichlichen sittlichen Weltordnung trachtete, an den unzähligen Orten, wo das wirklich nachweisbare dialektische Gesetz nicht ausreicht, eine Ergänzung nöthig, welche er in den Dichtern darin zu finden glaubte, dafs sie oft, was das sittliche Gefühl gern möchte, was aber nicht im nothwendigen Zusammenhange der Begebenheiten liegt, durch das Zwischentreten zufälliger Ereignisse geschehen lassen. Dabei begeht er dann aber den grofsen Sprung, diese poetische Gerechtigkeit, welche doch nur eine Weltordnung im Gehirn des Dichters ist, zum objectiven Weltgesetz zu stempeln, wodurch er Alles verwirrt. Denn indem die poetische Gerechtigkeit, wo sie wirklich gehandhabt wird, kein anderes Gesetz befolgt, als Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen, und folglich ganz und gar eine *sittliche* Weltordnung ist, so wird durch ihre ungehörige Vermischung mit der wirklichen Ordnung der Dinge der Schein hervorgebracht, als ob die wirkliche dialektische Weltordnung durchgängig und in allen Theilen eine sittliche sei, was doch keinesweges der Fall ist, weder im Original des Lebens, noch in der treuen von der Dichtkunst entworfenen Copie. Denn die gutmüthige Anwirkung wird eben so gut durch böswillige Gegenwirkung paralysirt, als durch wohlwollende unterstützt, und die böswillige Anwirkung wird eben so gut durch ordinäre Gegenwirkung unterstützt, als durch edelgesinnte paralysirt. Man hat also gerade so viel Recht, diese Dialektik eine sittliche, als man hat, sie eine unsittliche zu nennen. Sie ist beides, wie es sich eben trifft. Will man aber hier lieber auf dem Gesetze fufsen, dafs grofse Schuld am Ende immer ihre Reaction im Bewufstsein der Massen hervorruft, so gilt dieses allerdings sicher zutreffende Gesetz doch nur von grofser, leicht bemerkbarer, besonders öffentlicher Schuld, und von dieser auch oft (wie z. B. bei Macbeth und Richard) nur dann erst, wenn die Rache zum angehäuften Uebermaafs von Frevel in keinem Verhältnifs mehr steht. Auch läfst dies Gesetz sich nicht umkehren. Nämlich was am allgemeinen Bewufstsein der Menschen und der Zeitläufe scheitert, ist nicht immer das kolossale Schlechte, sondern vielleicht eben so häufig das kolossale Gute. Es ist vielmehr die Bestimmung des Kolossalen und Abnormen überhaupt, gegen welches das Bewufstsein der Allgemeinheit seinem unmittelbaren Selbsterhaltungstriebe nach nothwendig immer gerichtet ist. Dieses kann entweder ein Angelisches oder ein Dämonisches oder ein aus beiden (kolossalen Tugenden und Lastern) Zusammengesetztes sein. Denn was zwischen beiden in der Mitte liegt, ist sicher. Und wir bekommen, je nachdem es das eine oder andere Princip ist, das am Laufe der Welt scheitert, Gelegenheit, eben sowohl den Frevel von ihr bestraft, als auch das Strahlende von ihr geschwärzt und das Erhabne in den Staub gezogen zu sehen. Eben so wenig, als wir nun von einer Tragödie, welche den Untergang enthusiastisch entflammter oder kindlichfrommer Gemüther am Gegenstofs der Welt und der Umstände zum Thema hat, wie z. B. Kabale und Liebe, Emilia Galotti, Egmont, Othello, Antigone, behaupten werden, ihr Thema sei die unsittliche Weltordnung, vermöge deren untergehe, was zu herrlich und reingut sei für diese Welt, eben so wenig darf man im entgegengesetzten Fall das Wort einer sittlichen Weltordnung im strengen Sinne nehmen als eine Ordnung, welche einfach darauf hinauslaufe, das Gute zu begünstigen, das Böse aber zu tilgen. Und daher kann Ref. das, was der Verf. die sittliche Weltordnung nennt, durchaus nicht als solche gelten lassen, und eben so wenig sich von einer solchen sittlichen Weltordnung, wenn sie sich durch den Flimmer einer poetischen Gerechtigkeit bis zur Täuschung vor unseren Augen ergänzt, irgend erhoben fühlen. Denn die Wirkung der Kunst hört sogleich auf oder sinkt zum blofsen Scherz herab, sobald sich die Kunst in ihrer Auffassung des Lebens kleiner, enger, kindischer zeigt, als das Leben selbst. Wie wenig eine nur dem Scherze des Lustspiels wohlanständige Verkettung zufälliger Begebenheiten nach dem Gesetz einer poetischen Gerechtigkeit gemein habe mit der wirklichen sittlichen Weltordnung, welche über zwei Welten gebietet und der Gegenstand unseres Glaubens ist, merkt man an nichts lebhafter, als an der ästhetischen Widerwärtigkeit der Rührspiele, in welchen eben jene Verkettung herrscht. Denn sobald nur mit ihr völliger Ernst gemacht wird, fühlen wir die schlaraffenartige Unwahr-

Digitized by Google

heit, welche uns ekelhaft ist. Und von diesem Ekel sollte auch nur ein einziger Gran dazu beitragen, das staunende Entzücken zu erklären, was Shakespeares Meisterwerke in empfänglichen Seelen hervorrufen? Nicht einmal das darf zugegeben werden, dafs in den Tragödien, worin die wirkliche dialektische Weltordnung ihr Gericht am Bösen vollzieht (wie Macbeth, Richard), auf der Genugthuung, die uns dies Gericht giebt, der Haupt- und Grundeindruck der Tragödie ruhe. Wir finden vielmehr bei näherer Betrachtung, dafs alles Kolossale, sei es im Guten oder im Bösen, sei es angelisch oder dämonisch, an und für sich poetisch wirkt, dafs die in den Tod gehende Emilia Galotti und Antigone einen eben so starken poetischen Eindruck hervorbringen, als der in den Tod gehende Macbeth und Richard, und dafs, sobald uns ein grofses, sei es angelisches, sei es dämonisches Princip mit dem Gefühle seiner Macht und Realität erfüllt, es dabei als eine Nebensache erscheint, ob die dialektische Weltordnung das Princip begünstige oder niedertrete, indem es sich in dem einen Fall so grofs zeigen kann, als im andern. Und wie oft besteht die Gröfse des principiellen Eindrucks einer Tragödie eben darin, dafs wir den unangenehmen und betrübenden Eindruck, den wir aus dem hier sich vollziehenden dialektischen Weltgesetze haben müfsten, gerade über einem weit höheren Gefühle vergessen! Wenn wir z. B. im Egmont weder seinen, noch Klärchens Tod als einen Untergang, sondern beides nur als das Anschüren des Princips der niederländischen Volksfreiheit empfinden, wenn wir Emilia's Tod nicht als einen Untergang, sondern als einen Sieg ihres Lebensprincips über das des Marinelli empfinden, wenn wir in Kabale und Liebe den Untergang der Liebenden nicht als einen Untergang, sondern als eine einzig auf diese Art mögliche Rettung ihres Lebensprincips empfinden, wenn in der Iphigenie in Aulis des Euripides, wie in der Antigone des Sophokles der Untergang dieser beiden idealen Gestalten vielmehr ein Triumph derselben ist, indem im Tode der ersteren Hellas, im Tode der letzteren das religiöse Gesetz, welchem mehr, als den Menschen, zu gehorchen ist, triumphirt, so geht überall hier das höhere Interesse für das Princip mit dem niederen Interesse für die das Princip darstellende Person, und für das Schicksal, was diese nach dem dialektischen Gesetz der Weltordnung trifft, nicht mehr Hand in Hand. Sondern das Gesetz der Weltordnung, nach welchem die Person untergeht, wird uns ein beinahe gleichgültiges gegen die Herrlichkeit und Gröfse des Princips, welches durch den Untergang der Person in unserem Geiste aufgeht. Es ist keine Art von tragischer Schuld, welche uns erst mit dem Schicksal Egmonts, Emiliens, Ferdinands, Iphigeniens, Antigone's versöhnen müfste. Denn gerade darauf beruhet hier der tragische Effect, dafs wir mit dem Weltlauf weder versöhnt sind, noch versöhnt sein wollen, weil wir etwas Herrlicheres empfangen, fähig uns über diese ganze sublunare Weltordnung emporzuheben. Auch wenn Desdemona stirbt, bekommen wir keinen versöhnenden Eindruck durch eine Erinnerung an ihre tragische Verblendung, wohl aber zum höheren Ersatz dafür das Gefühl, dafs ihr Princip der Liebe und Hingebung in unserm Herzen triumphirt über die schlechten Künste Jago's und der ganzen spottsüchtigen Welt. Und wenn Romeo und Julie sterben, was ist es in uns, dafs wir sie glücklich preisen, die untergegangenen, als ob dies allein das einer so tiefen Leidenschaft auf Erden würdige Ende sei? Ist es, weil wir auf die tragische Schuld ihrer Verletzung der Familie reflectiren, oder weil wir ihnen im Herzen Beifall jauchzen, dafs sie in dem ihnen zum Verderben ausgeschlagenen gefahrvollen Wagnifs auf die ihnen einzig mögliche Weise die Substanz des sie tragenden Princips bejaheten? Ist es aber wahr, dafs dort, wo der Eindruck der tragischen Grundprincipien nicht mit dem Eindruck der Weltordnung, welcher die Personen des Schauspiels unterliegen, Hand in Hand geht, der erstere sich jedesmal als ein den zweiten überwindender und überstrahlender zeigt, so kann dies nur daher rühren, dafs überhaupt ein tragisches Princip etwas Gewaltigeres und im ästhetischen Eindruck Bedeutenderes ist, als ein tragisches Schicksal, d. h. eine in einer Gesellschaft von Personen durch das Zusammentreffen von Principien hervorgebrachte gelegentliche Wirkung. Ist aber dieses so, so kann auch der letzte Zweck des höheren Dramas nicht in der Darstellung des tragischen Schicksals einer vergeltenden dialektischen oder psychologischen Weltordnung liegen, sondern nur allein in der Darstellung von tragischen Principien und ihren Conflicten, welcher dann die Darstellung einer psychologischen und dialektischen Weltordnung von daraus gelegentlich entspringenden Vergeltungen als ein untergeordnetes, einerseits zwar wirksames, andererseits aber auch wieder ganz und gar entbehrliches Mittel, zu dienen hat. Der Verf. hingegen hat die Sache umgedreht.

C. Fortlage.

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

IV.

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christ. Aug. Brandis. Berlin, bei G. Reimer. I. Th. 1835. *XII u.* 548 *S. II. Th. erste Abtheilung.* 1844. *VI u.* 570 *S.* 8.

Erster Artikel.

Wenn wir es hier unternehmen ein Werk von ausgezeichnetem Verdienste, dessen erster Theil schon längst anerkannt und im allgemeinen Gebrauche ist, einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, und uns nicht etwa mit einer Anzeige und Charakteristik des neuerschienenen zweiten Theils begnügen, so geschieht dieses nur aus Rücksicht auf das Interesse der Wissenschaft, welches nicht durch die immer mehr aufkommenden Referate, sondern durch die Kritik und zwar des Bedeutenden, nicht des Unbedeutenden zu fördern sein dürfte. Wir werden deshalb aber auch nicht umhin können, neben der vollsten Anerkennung, die dieser reifen Frucht eines grofsartigen, vieljährigen Forschens gebührt, alle die Puncte herauszustellen, in welchen uns entweder in der Auffassung, oder in der Entwickelung noch kein vollkommnes Resultat erlangt zu sein scheint. Ja der Natur der Sache nach werden wir in den Ausstellungen weitläuftiger sein, als in den Anerkennungen, weil diese meistens durch einfache Hervorhebung und Zustimmung abgemacht sind, während jene bewiesen sein wollen. Jedoch glauben wir hierin nur dem echt wissenschaftlichen Sinne des verehrten Hrn. Verf.'s zu entsprechen. Derselbe ist nach seiner hohen Idee von der Wissenschaft soweit von dem Glauben entfernt, als könnten seine Resultate etwas in allen Puncten und in jeder Hinsicht Vollendetes sein, dafs er nicht nur in der Vorrede zum ersten Theil versichert, sehr gern begründeten Einspruch entgegennehmen zu wollen, sondern sogar in der Vorrede zum zweiten Theile das allzubescheidene Wort ausspricht, er habe durch sein Werk nichts weiter bezweckt, als in das Studium der alten Philosophie einzuführen, während es doch offenbar ist, dafs er dieses Gebiet auch für den strengsten Forscher wenigstens zum grofsen Theile zum Abschlufs gebracht hat.

Jeder, der auf dies Werk näher eingegangen ist, wird leicht in das Urtheil einstimmen, dafs sich darin echter historischer Sinn, sorgfältige Umsicht, umfassende Forschungen und Benutzung der schon vorhandenen Resultate zu einem Ergebnisse vereinigt haben, welches alles auf diesem Gebiete zuvor Geleistete hinter sich läfst. Auch darin wird wohl Jeder einstimmen, dafs die Darstellung durch ihre, den Gegenständen angepafste, nicht aus irgend einem Systeme entlehnte Sprache eine nicht geringe Objectivität erreicht, und wird es ferner als einen ausgezeichneten Vorzug derselben anerkennen, dafs sie durch fortwährende Gegenüberstellung der Belegstellen aus den griechischen Originalen jeden Leser in den Stand setzt, selbst das Object zu ergreifen. Jedoch dürfte man an derselben nicht selten eine volle Anschaulichkeit und eine genügende Entwickelung vermissen. Es ist indefs klar, dafs dieser Mangel zum grofsen Theil die Folge ist von der in dem Werke eingeschlagenen Paragraphenform, welche auch die continuirlichste Wissenschaft in vereinzelte Sätze zwängt, deren Belege nachkommen, also zu einer Art Euklidischer Geometrie macht. Auch möchte wohl das grofse Streben nach Objectivität, welches freilich in anderer Hinsicht der Vorzug dieses Werks ist, das Seinige dazu beigetragen haben, die innere Entwickelung zu stören, weil dasselbe, zumal in einem grofsen, zerstreuten Stoffe, unbedingt festgehalten, es zu keinem geschlossenen Ganzen kommen läfst. Der Hr. Verf. hat selbst

Digitized by Google

gefühlt, dafs die von ihm eingeschlagene Form für eine stetige innere Entwickelung nicht die vollkommen angemessene sei; er glaubte sich jedoch durch den vorgesetzten Zweck, dem Studium der alten Philosophie ein Lehrbuch in die Hand zu geben, daran gebunden. Wir dürfen daher mit ihm nicht über dieselbe rechten, nur fragt es sich, wenn einmal diese Form nöthig war, ob sich nicht wenigstens an solchen Stellen, in welchen ein allzugrofses Ineinanderdrängen, oder ein zu schematisches Aufzählen, sich als nachtheilig für die Darstellung erweist, durch eine etwas freiere Haltung der Paragraphen eine Ermäfsigung hätte erreichen lassen. Obgleich aber der Hr. Verf. in seiner Darstellung keine im Einzelnen stetige Entwickelung giebt, so hat er doch keinesweges die Aufeinanderfolge der Philosopheme vernachlässigt, sondern zur Auffindung der objectiv vorhandenen, nicht durch beliebige Betrachtungsweisen hineingetragenen Vermittelungen vorzüglich im ersten Theile mehr gethan, als alle seine Vorgänger, auch mehr als diejenigen, welche sich der eigentlichen speculativen Methode, die ja durchweg vermittelt, rühmen.

Vorzüglich beachtenswerth ist in dieser Hinsicht, wie er die Bedingtheit des Empedokles durch Heraklit, die Eleaten und Pythagoräer, des Anaxagoras durch die Eleaten, des Diogenes von Apollonia und Archelaus durch den Dualismus des Anaxagoras, durch denselben Dualismus und durch die Eleaten die des Leucipp und Demokrit nachweist; wie er das Verhältnifs des Xenophanes, Parmenides und Zeno zu einander feststellt, und vieles Andere dgl. Wenn er aber in seinen Vermittelungen nicht so weit geht, dafs er den Plato aus den übrigen einseitigen Sokratischen Schulen als aus seinen Momenten hervorgehen läfst, so ist dies gerade der Vorzug seiner objectiven Darstellung, welche sich vor unhistorischen Constructionen hütet. Freilich mufs man eingestehen, dafs diese Vermittelungen und Verknüpfungen mehr im Einzelnen aufgezählt werden, als in der Sache selbst hervortreten. Aber dieser Nachtheil wird durch eine einfache, sorgfältige, wenn auch nicht in allen Puncten über jeden Einspruch erhabene, doch im Allgemeinen trefflich gewählte Gliederung des ganzen Stoffs aufgewogen. Schon die Anlage des ganzen Werkes ist eben so einfach als sachgemäfs. Durch Ausschliefsung der orientalischen Philosophie und Abschliefsung mit dem Neuplatonismus und der römischen Philosophie wird ein abgerundetes, in sich zusammenhängendes Gebiet gewonnen, welches sich gleich einem physischen Organismus durch eine stetige Entwickelung vollendet hat. Erste Entwickelung, Blüthe und Herabsinken vom Höhenpunkt, bis zum endlichen Verfall geben 3 Perioden, von denen die erste bis Sokrates sich durch Versuche in verschiedenen Richtungen charakterisirt, die zweite, die der Platonischen und Aristotelischen Philosophie, durch Concentration der verschiedenen Richtungen und dennoch gleichmäfsige Umspannung des ganzen Gebietes, und durch das volle Bewufstsein des Begriffs der Wissenschaft hervortritt; endlich die dritte, vom Stoiker Zeno bis zum Absterben der speculativen, durch Zerfallen, Einseitigkeit und Abfallen von jenem Begriffe sich kenntlich macht. Diese Anlage theilt zwar Brandis mit Andern, wie zum Beispiel mit Reinhold, aber er hat sie wenigstens im Bewufstsein aller ihrer Vorzüge gewählt. Ebenso wohlerwogen und gröfstentheils auch wohlbegründet, ist die Gliederung im Einzelnen, nur dafs sie trotzdem auch wiederum einige Uebelstände mit sich bringt, worauf Rec., wenn er auf das Einzelne eingeht, zurückkommen wird.

Was aber die Auffassung anbetrifft, so durchdringt sie nicht nur mit der sorgfältigsten Genauigkeit das Einzelne, giebt sich mit der gröfsten Unbefangenheit den Objecten hin, vernachläfsigt keins der Momente, sondern bringt es auch gröfstentheils zu einem bestimmt erkannten Ganzen. Jedoch mufs man in Bezug auf den letzteren Punkt gestehn, dafs, wie bereits oben angedeutet worden, in der Zusammenfassung der Resultate hin und wieder rücksichtlich der Anschaulichkeit noch Einiges zu wünschen bleibt, ja dafs auch zuweilen ein Mangel an Schärfe in der Verfolgung und Herausstellung der speculativen Momente fühlbar wird. Beides möchte schon vom ersten Theil gelten, schadet aber doch weniger, weil hier gröfstentheils nur Einzelnes und Einfaches vorliegt, im zweiten Theil aber, wo es eine weit umfassendere Totalität, die des Platonischen Systems, aufzufassen galt, verursacht es, dafs die oben gerühmte allseitige Umsicht in einigen nicht unwichtigen Punkten zu einer Unbestimmtheit wird, die sich mit dem Zusammenfassen ohne scharf erkannte Einheit begnügt. Auch kommt dem zweiten Theile der Vortheil, der aus den fort-

Digitized by Google

laufenden Belegen erwächst, nicht in demselben Maafse zu gut, da für ein so reiches, in so vielen Schriften dargelegtes System, wie das Platonische, die einzelne Stelle begreiflicher Weise nur selten entscheidend ist. In dieser Beziehung ist auch nach des Rec. Urtheile der erste dem zweiten Theil unbedingt vorzuziehen. Die vorhin ausgesprochene Bemerkung, welche Rec. nachher zu begründen suchen wird, betrifft aber durchaus nur einzelne, freilich nicht unwichtige Punkte. Im Allgemeinen dagegen mufs man sagen, dafs auch die Auffassung des Ganzen entweder durchaus gelungen ist, oder doch das Object dem vollkommenen Begreifen um Vieles näher gebracht hat. Darum wird man wohl das Brandissche Werk auch seinem neu erschienenen zweiten Theile nach als eine treffliche Leistung, durch die das Verständnifs der alten Philosophie um ein Bedeutendes weiter gefördert worden ist, allseitig anerkennen müssen. Vorzüglich werden alle, wenn sie auch den verschiedensten philosophischen Richtungen angehören, in der Anerkennung des echt historischen Sinnes, der sich darin überall kund giebt, sowie des Umfangs der Forschungen und des Scharfsinns, mit welchem auch das Einzelnste durchdrungen ist, übereinstimmen. Der historische Sinn bewährt sich vielfach auch im Gegensatz gegen die speculativen Vorurtheile unserer Zeit. So wird in der Einleitung der Hegelschen Behandlungsweise der Geschichte der Philosophie, nach welcher die Aufeinanderfolge der Systeme dieselbe ist mit der Aufeinanderfolge in der logischen Ableitung der Begriffsbestimmungen, zwar nicht bestimmt entgegentreten *), aber doch kein Einflufs auf die eigne Behandlung der Thatsachen gestattet. Andern speculativen Vorurtheilen dagegen, welche z. B. auf die Rittersche Darstellung nur allzumerklich eingeflossen sind, wird auch, wo sie sich auf eine einseitige Weise geltend gemacht haben, geradezu entgegengetreten. So dem Spinozistischen, nach welchem alles Religiöse, welches neben oder über die inhaftenden Weltprincipien tritt, aus der wahren Speculation zu entfernen, und wo es bei den Alten entgegentritt, wegzuerklären ist (man vgl. z. B. d. 1. Th. S. 485 und 2 Th. S. 327), und dem idealistischen, welchem alle materiellen Grundlagen ein Anstofs sind, und welches dieselben bei den Alten verflüchtigen möchte (man vgl. den 2. Th. S. 305.) Auch haben wir es wohl demselben echt historischen Sinn zu danken, dafs der Verf., ungeachtet seiner sonstigen Uebereinstimmung mit Schleiermacher, dennoch die künstliche Auffassungsweise, in welche die Betrachtung der alten Philosophie von diesem grofsen Forscher an manchen Punkten gezwängt worden ist, fast überall, wo sie der Sache Abbruch thut, durchbrochen hat, und dafs durch dieselbe nur an einigen Punkten, auf welche Rec. zurückkommen wird, die Brandissche Auffassung befangen geworden ist.

Der Umfang der Forschungen aber und der das Einzelne durchdringende Scharfsinn zeigt sich darin, dafs die Basis, auf welcher sich unsere Auffassung der alten Philosophie begründen kann, durch das Brandissche Werk bedeutend an Umfang und Festigkeit gewonnen hat, indem darin erstens besonders durch genaue Vergleichung des Aristoteles und seiner Commentatoren nicht wenige maafsgebende Stellen ausgemittelt worden sind, und indem zweitens nicht wenige Stellen überhaupt durch die Brandissche Auffassung erst in ihr rechtes Licht gesetzt worden sind. Es versteht sich übrigens, dafs bei dem grofsen Material, welches der Hr. Verf. beherrschen mufste, nicht wenige Stellen sein werden, über deren Verständnifs man mit demselben rechten kann, und dafs es nicht gar schwer sein wird, demselben einzelne kleine Mifsverständnisse wirklich nachzuweisen. Auch diesen Punkt wird der Rec. wenigstens durch einige Beispiele belegen.

Doch gehen wir nun auf das Einzelne ein, und suchen besonders diejenigen Punkte, in welchen uns die Brandissche Auffassung oder Ausführung noch als ungenügend erscheint, nachzuweisen, und zwar zunächst soweit sie den ersten Theil betreffen.

I. Was zunächst die Eintheilung des ersten Th. betrifft, so folgt in ihr Brandis der Aristotelischen Behandlungsweise der vorangegangenen Systeme. Da-

*) Zu solchem Entgegentreten war insofern auch kein Grund vorhanden, als die Behauptung, dafs die geschichtliche Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme mit der Aufeinanderfolge in der logischen Ableitung der Begriffsbestimmungen übereinstimme, sich in Hegels Schriften nirgends findet. Hegel war allerdings überzeugt, dafs, wie in der Weltgeschichte überhaupt, so auch in der Geschichte der Philosophie, Vernunft zu finden, und dafs beide somit als ein System aufzufassen seien, besafs aber auch genug historische Unbefangenheit, um das logische System nicht ohne Weiteres der Geschichte der Philosophie aufzuzwingen. (Anmerk. des verantwortlichen Redacteurs.)

Digitized by Google

nach zerfällt die erste Entwickelungsperiode der griechischen Speculation in die drei Weisen der Philosophie, die Jonische, Eleatische und Pythagoraeische, welche in einem Coordinationsverhältnisse zu einander stehen. Hierzu sind die poetischen und mythischen Anfänge des Denkens als Einleitung, und die Sophisten als Epilog und Uebergang zu einer neuen Periode zu nehmen. Offenbar zeichnet sich diese Anordnung und Gliederung nicht blofs äufserlich aus durch Einfachheit und Uebersichtlichkeit, sondern auch in vielen Rücksichten, die das Innere der Sache betreffen. Denn einmal wird durch dieselbe mit einem richtigen und tiefen Sinne das der Philosophie zum Mutterschoofs gegeben, woraus sie wirklich geboren worden ist. Zweitens werden die drei verschiedenen Richtungen der ersten griechischen Speculation, welche wirklich unabhängig von einander auftreten, und sich im Ganzen sich selbst getreu fortsetzen, auch durch die Eintheilung in ihrer Coordination festgehalten, und bis zu Ende durchgeführt. Dadurch wird es auch möglich, dafs die Atomiker als Schlufspunkt einer einseitigen Richtung dargestellt und so in ein besseres Licht, als bisher geschehen, gesetzt werden können. Es bringt jedoch diese Anordnung auch wiederum einige Uebelstände mit sich. Denn einige Speculationen, in welcher neue Principien bestimmt heraustreten, wie die des Anaxagoras, oder in welchen entgegengesetzte Weisen vereinigt werden, wie die des Empedokles, werden mit den Entwickelungen einer einseitigen Richtung zusammengeworfen. Andere, welche erst nach einer Reihe von Entwickelungen hervortreten, werden aus ihrer begrifflichen und geschichtlichen Verbindung gerissen, wie die des Demokrit aus ihrem Gegensatze zu der eleatischen und pythagoräischen Philosophie. Aristoteles hatte hier auch insofern zum Muster dienen können, als er bei seiner geschichtlichen Erörterung nicht blofs einen, sondern zwei Hauptgesichtspunkte hat, nämlich aufser dem allgemeinen Charakter der Richtung, auch noch die Rücksicht auf das Hervortreten neuer Principien.

Was nun die Behandlung des Einzelnen betrifft, so hat Rec. schon oben seine Anerkennung ausgesprochen, aber auch bemerkt, dafs er dieselbe nicht auf alle Theile gleichmäfsig ausdehnen könne. Am gelungensten erscheint ihm die Behandlung der eleatischen Philosophie durch eine genau eingehende Darlegung ihres Verhältnisses zu den ionischen Weisen der Philosophie, durch scharfe Auffassung ihrer speculativen Motive, durch genaues Auseinanderhalten und Inverhältnifssetzen der einzelnen Philosophen, welche dieser Weise angehören.

Ihr kommt nahe die Auffassung der Pythagoräer, in welcher ebenfalls die speculativen Momente bestimmt hervortreten, der ethische Hintergrund hervorgehoben, und mit glücklichem Erfolg der schwierige Versuch gemacht wird, verschiedene Richtungen der pythagoräischen Schule zu sondern. Die Behandlung der Sophisten ist zwar treffend, doch möchte sie vielleicht solchen, welche eine reiche Anschauung der Entwickelung des griechischen Lebens haben, nicht umfassend genug sein, weil der Hr. Verf. Bedenken getragen, geschichtliche und Culturverhältnisse und Principien in die Geschichte der Philosophie weiter aufzunehmen, als schlechterdings nöthig ist, um die Entwickelung derselben für nicht mehr selbstständig, sondern durch fremdes bedingt zu erkennen. Doch dürfte dies eher ein Vorzug als ein Mangel sein. Nicht ganz in gleicher Weise kann Rec. der Auffassung der jonischen Philosophie wenigstens nicht in allen ihren Systemen zustimmen, weil einestheils dieselbe in manchen Punkten zu sehr als durch die Schleiermachersche Auffassung bedingt erscheint, anderntheils von ihr vorzüglich gilt, was wir oben bemerkt, dafs die Darstellung des Hrn. Verf.'s nicht zu einem anschaulichen Ganzen gelangt, und auch die speculativen Momente zuweilen nicht scharf genug hervorhebt und verfolgt. Wir belegen zunächst den ersten Punkt, indem wir auf die Behandlung des Anaximander und Heraklit eingehen. Nach derselben soll nämlich Anaximander den Begriff des Stoffs *rein gefafst* zum Princip erhoben, und deshalb zu einem ἀόριστον, d. h. nach Brandis zu einem gänzlich qualitätslosen gemacht haben, weil er nämlich sonst selbt bedingt sein und somit etwas früheres voraussetzen würde. Dagegen dürfte bei unbefangener Erwägung sich ergeben, dafs keiner der ionischen Physiologen den Begriff des Stoffs rein gefafst hat, weil sie ihm sonst den der Form gegenüber gestellt haben würden. Vielmehr fafsten sie alle Stoff, Form und die meisten auch Bewegung in Eins, und zwar galt ihnen meistens Form und Bewegung für accidentiell.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Chr. Aug. Brandis.

(Schlufs.)

Darum war die allgemeinste Weise, in der sie den Stoff aufzufassen vermochten, immer nur in der Art eines Elements und zwar vorzüglich eines bewegten oder doch flüssigen.

Wenn aber Anaximander kein bestimmtes von denselben zu seinem Urgrund auswählt, so lag dies darin, dafs er einestheils in seinem Urgrunde das Zusammensein der Elemente setzte, anderntheils die Gegensätze derselben anerkannte, vermöge deren sie sich gegenseitig in ihrem Zusammensein neutralisirten. Darum läfst auch Anaximander alles Bestimmte durch *Ausscheidung* (ἔκκρισις) werden, worin offenbar liegt, dafs es schon im Urzustande, aber gebunden, vorhanden war. Dagegen, wenn Anaximander den Stoff schlechthin, ohne alle Qualität, auffafste und doch auch nicht noch ein anderes Princip der Form daneben annahm, so sieht man nicht ein, woher die Qualität kommen könnte, und noch weniger, warum sie durch *Ausscheidung* kommen sollte. Und wenn der Hr. Vf. p. 130 sagt: „War der Stoff qualitätslos aufgefafst, und zugleich die Bewegung untrennbar mit ihm gesetzt, so lag es nahe, als erste Stufe im Processe des Werdens Ausscheidung der gegensätzlich bestimmten allgemeinsten Qualitäten sich zu denken", so ist dieses Naheliegen eben nur eine Wendung, welche den Mangel verdecken mufs. Dem Heraklit wird aber nach Schleiermachers Vorgange ein bedeutendes Gewicht beigelegt, und ihm zugeschrieben, dafs er eine neue Periode begonnen habe. Er habe als Princip eine allem Stoff vorausgehende Kraft des Werdens, oder wie es an einer anderen Stelle heifst, Kraft der Bewegung aufgestellt. Damit habe er dann noch eine zweite Annahme verbunden, die Welt sei ein ewig-lebendes Feuer, was aber durchaus nicht etwa heifsen solle, das Feuer sei der Grundstoff der Dinge. Aber durch Nichts läfst sich darthun, dafs Heraklit die Bewegung an und für sich als Princip gesetzt hätte; noch vielweniger, dafs er gar auf den Begriff Kraft, welcher erst von Plato und Aristoteles entwickelt wird, zurückgegangen sei. Und auch Brandis mufs ja doch zuletzt zugestehen, dafs die Bewegung bei Heraklit ein Substrat habe, und dafs dies das Feuer sei. Was heifst aber dies anders, als Heraklit habe als Princip ebenfalls einen Urstoff angenommen, aber einen solchen, der seiner Natur nach immerfort in Bewegung sei, als welchen die Erfahrung das Feuer aufweist. Der ganze Unterschied von den frühern ist also der, dafs er nicht blos die Bewegung mit dem Stoff als Eins setzt, sondern sie als wesentlich urgirt und danach das Wesen der Dinge als einen stetigen Flufs ausspricht. Er fafst also nur den Grundgedanken der Einheit des Stoffs und des Werdens, der schon bei den frühern Physiologen zu finden ist, schärfer auf, aber beginnt keine neue Periode.

Um aber den zweiten Punkt der obigen Ausstellung zu belegen, gehen wir noch einmal auf die Darstellung des Anaximander zurück. Zuerst ist der Begriff des ἄπειρον, welchen Anaximander, wie die Belegstellen darthun, nicht nur auf die qualitative Unbestimmtheit bezieht, sondern auch auf die räumliche Unendlichkeit und die Unendlichkeit der Zahl ausdehnt, nicht benutzt worden, um die Stellen, wo von unendlichen Welten oder Himmeln (ἄπειροι κόσμοι oder οὐρανοί) geredet wird, zu verstehen. Denn unmöglich kann Anaximander, der von unendlichen Welten redete und behauptete, es gebe in der Welt kein Unten und Oben, dennoch ein solches System für das All angenommen haben, in welchem die Erde der Mittelpunkt ist, so dafs, wie Brandis will, ἄπειροι οὐρανοί oder κόσμοι von den Himmelskörpern und ihren *Sphären*

Digitized by Google

um die Erde zu verstehen wären, eine Erklärung, gegen welche schon der Ausdruck κόσμοι zu sprechen scheint. Noch weniger kann man das ἄπειροι in dieser Verbindung auf die Unendlichkeit in der Ausdehnung beziehen, wie dies Brandis nicht undeutlich thut, indem er p. 134 andeutet, dafs die Gestirne deshalb von Anaximander unendlich genannt würden, weil sie gleichsam aus dem Unendlichen geboren seien. Vielmehr mufs Anaximander unendlich *viele* coexistirende Welten angenommen haben, deren eine die Erde zum Mittelpunkte hatte, und es ist also bei dem Ausdruck ἄπειροι κόσμοι oder οὐρανοί von den Gestirnen gar nicht die Rede. Ferner dürfte in Beziehung auf dasjenige, was Anaximander nun wirklich von den Gestirnen sagt, wohl ein Mifsverständnifs obwalten. Hören wir die Belegstellen, so geht daraus hervor, dafs Anaximander annahm, in der Bildung *unserer* Welt (τοῦδε τοῦ κόσμου) habe sich aus dem Grundgemisch des Warmen und Kalten ein Erzeugnifs abgeschieden, in welchem nach innnen zu die kalten Elemente, also die Erde und dann die Luft, sich festgesetzt haben, während das Aeufserste von dem Warmen eingenommen worden sei. Und somit sei unsere Welt von dem Feuer wie mit einer Rinde umgeben gewesen. Diese Rinde sei aber zerplatzt, und daraus einzelne, die Erde umgebende Ringe (κύκλοι genannt und mit der ἀψὶς eines Rades verglichen) geworden, welche wiederum mit Luft, wie mit einem Filze überzogen worden seien. Jedoch hätten diese von der Luft gebildeten Futterale der Feuerringe an einer Stelle runde Oeffnungen, woraus das Feuer ausstrahle; dies seien die Gestirne. So sei der Feuerring, oder wie Anaximander sagt, der Kreis der Sonne 27mal gröfser als die Erde, während die Sonne selbst, also die Oeffnung dieses übersponnenen Ringes nur gerade so grofs, als die Erde sei. Die hier angedeutete Erklärung des Anaximandrischen Philosophems geben alle Belegstellen an die Hand mit Ausnahme einer einzigen p. 127 Anmerk. i, in der aber offenbar von Referenten eine unrichtige Erklärung eingemischt ist. Der Hr. Verf. dagegen spricht von einem aus Luft und Feuer zusammengefilzten Kern, welchen Anaximander den Gestirnen beigelegt habe, obgleich davon die Stellen durchaus nichts haben; und in der Stelle, wo einmal der Kreis der Sonne 27mal gröfser als die Erde und dann die Sonne der Erde gleich gesetzt wird, ist er geneigt, das erstere auf den Kern der Sonne, das zweite auf den Dunstkreis zu beziehn. Offenbar sind hier die einzelnen Züge, in welchen die Bildung unserer Welt beschrieben wird, nicht zu einem vollen Bilde ergänzt.

Wiewohl sich Aehnliches auch bei der Darstellung einiger der folgenden Systeme erinnern liefse, so gehn wir doch, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch auf die des Anaxagoreischen Systems ein, und heben auch hier nur einen Punct hervor, um zu zeigen, wie zuweilen das eigentlich treibende speculative Moment nicht scharf genug aufgefafst und hervorgehoben sein dürfte. Der Grundgedanke der Anaxagorischen Philosophie nämlich ist in einer Schlufskette enthalten, welche, wenn man die Grundbegriffe und einige Erfahrungssätze, die dabei vorausgesetzt werden, zugiebt, richtig ist, und einen stetigen Zusammenhang giebt. Er läfst sich etwa so aussprechen. Das Seiende ist nicht ohne seine Bestimmtheit, sondern ist mit derselben Eins. Darum können die Qualitäten nicht als ein später Hinzugekommenes angesehen werden. Auch kann man sich nicht damit begnügen qualitativ bestimmte Elemente als das Ursprüngliche vorauszusetzen, sondern grade das Bestimmteste hat den Anspruch darauf das ursprüngliche Reale zu sein und umgekehrt ist das Unbestimmte als zufälliger Zustand und als nicht an und für sich real anzusehn. Es sind also Homoeomerien, d. h. mit seiner Bestimmtheit in Eins gefafstes Seiendes, als das Ursprüngliche vorauszusetzen, und zwar so viele als es verschiedene Bestimmtheiten giebt. Es ist demnach nicht möglich, dafs irgend etwas qualitativ Bestimmtes entstehe, wohl aber kann es gebunden und verdeckt sein durch anderes qualitativ Bestimmtes, und kann also auch wieder aus diesem Zustande der Gebundenheit hervortreten. Mithin ist alles Werden und alle Veränderung eine Mischung und Entmischung. Was also wird ist in dem, woraus es wird, schon in seiner völligen Bestimmtheit enthalten. Nun zeigt die Erfahrung, dafs Alles aus Allem wird. Mithin ist Alles in Allem enthalten, und die bei einem Dinge wahrnehmbare Bestimmtheit ist nur die vorherrschende Homoeomerie. Aus dieser Grundbeschaffenheit der Dinge ist Werden und Veränderung als möglich zu begreifen, damit man aber einsieht, dafs sie keine Grenzen habe, ist auf den Begriff des Unendlichen zurückzugehen. Einestheils sind die Arten der Homoeomerien als un-

Digitized by Google

endlich viele vorauszusetzen; anderntheils ist das Ineinander derselben als schlechthin anzunehmen, d. h. noch die unendlich kleinen Theile enthalten dieselbe Zusammensetzung. Darum giebt es für das Werden, oder was dasselbe ist, für das Entmischen keine Grenze, denn es kann kein Theil genommen werden, welcher schlechthin unendlich klein ist, und es kann also auch nicht irgend eine Art der Homoeomerien aus der andern völlig ausgesondert werden. Es bleibt somit die Möglichkeit, dafs aus dem scheinbar Gesonderten noch unendlich Vieles entstehe. Ferner stellt die Erfahrung den Inbegriff des Gewordenen als einen κόσμος dar, es sind also nicht nur Homoeomerien, sondern ein dem Werden vorstehender νοῦς vorauszusetzen. Damit aber die Welt einheitlich sei und doch Alles enthalte, mufste sie von *einem* Puncte aus ihre Entwickelung anfangen und von einem Zustande, in dem Alles schon eingewickelt zusammenlag. Statt eines solchen Ganzen, wie wir es hier zu geben versucht haben, giebt uns der Hr. Verf. die einzelnen Philosopheme nach einander und führt die Gründe, aus denen hier geschlossen worden ist, zwar gröfstentheils auch auf, hebt aber dennoch nicht genug hervor, warum Anaxagoras nicht nur qualitativ Bestimmtes, sondern sogar das Allerbestimmteste wie Fleisch und Knochen, als das Ursprüngliche, und dagegen, was bei den übrigen jonischen Physiologen als ursprünglich galt, die Elemente, als etwas Abgeleitetes ansah. Auch übergeht er dasjenige, was hier für die Annahme eines ursprünglichen chaotischen Gemisches gesagt worden ist, wiewohl es auf bestimmten Andeutungen des Aristoteles beruht.

Wir gehen nur noch auf einige Stellen ein, um unsere obige Behauptung zu rechtfertigen, dafs sich über einzelne Auffassungen trotz aller Gründlichkeit, welche man überall anerkennen mufs, gar wohl noch Bedenken erheben lassen. So wird der Grund, warum die Pythagoreer Winkel bestimmter Figuren bestimmten Göttern zueigneten, darin gesucht, dafs dadurch die Richtung ihrer Wirksamkeit bezeichnet werden soll. Dies wird p. 470 zwar nur als Vermuthung gegeben, aber p. 517 bestimmt vorausgesetzt. Nun hat es aber schon an sich sein Bedenkliches eine Richtung durch einen Winkel andeuten zu wollen, da eine Richtung sonst durch eine Linie gegeben wird. Dann aber möchte es auch nahe liegen, dafs die Winkel die Grundbestimmungen für die regulären mathematischen Körper enthalten, diese aber wiederum wie im Platonischen Timaeus, für die Grundbestandtheile der vier Elemente genommen, und diese Elemente endlich bestimmten Göttern zugetheilt wurden, z. B. ist der rechte die Grundbestimmung des Würfels, diese der Grundbestandtheil der Erde. Darum wird der rechte Winkel der Εστία zugeschrieben.

Um noch ein anderes derartiges Beispiel zu geben, gehen wir auf eine, von Brandis behandelte Stelle aus dem Platonischen Theätet ein. Es handelt sich darin um die Vertheidigung des Protagoras gegen den Einwurf, warum Protagoras, da nach seinem Satze Niemand weiser als der Andere sein könne, sich dennoch für einen Lehrer ausgebe. Hier läfst Plato von Protagorischer Seite dagegen sagen, dafs nach ihm zwar der Unterschied des Weisen und Unweisen, eben so wie der des Wahren und Unwahren, aufgehoben sei, dafs aber doch der des bessern und schlechteren Befindens in seinen Meinungen bleibe, wie man ja auch ein besseres und schlechteres körperliches Befinden gelten lasse. Wenn er also auch nicht Wahreres zu geben, und von Irrthümern zu befreien vermöge, so könne er doch von widerwärtigen Meinungen heilen, welches durch die Rede geschehe (cf. Theaet. p. 167). Offenbar sind dergleichen Meinungen, wie die von der Gerechtigkeit gemeint. Obgleich nämlich nach Protagoras keine Meinung davon, was gerecht ist, wahr oder falsch ist, so ist doch die eine zuträglicher als die andere. Aber der Hr. Verf. wendet die Sache ganz anders. Er sagt p. 529: „doch sollte zwischen bessern und schlechteren, naturgemäfseren und naturwidrigeren Empfindungen bedingt durch *die gröfsere oder niedere Selbstthätigkeit* des empfindenden Subjects unterschieden werden, und die Weisheit in der Kunst bestehen, schlechtere Empfindungen und Wahrnehmungen in bessere zu verwandeln, d. h. die Selbstthätigkeit des Subjects zu spannen und zu erhöhen." Wo aber ist in der Platonischen Stelle Etwas von einem Unterschiede der Meinungen angedeutet, den *die Selbstthätigkeit* machen soll? Doch es möge hiermit genug sein, und wenden wir uns hiernächst zum zweiten Theil dieses lehrreichen Werkes.

Kühn.

Digitized by Google

V.

Grammatik der italiänischen Sprache von Dr. L. G. Blanc, zweitem Domprediger und o. ö. Prof. an der Universität zu Halle. Halle, Schwetschke u. Sohn, 1844. 821 S. *gr.* 8.

Der Standpunct, von welchem die vorliegende Sprachlehre betrachtet werden mufs, wird vom Hrn. Verf. selbst so bezeichnet: „Seit einer langen Reihe von Jahren war ich veranlafst, über die italiänische Sprache öffentliche Vorträge bei der hiesigen Universität zu halten. Schon dieser Umstand mufste eine von der Einrichtung der gewöhnlichen Grammatiken abweichende Behandlung des Gegenstandes herbeiführen, und mich bestimmen, meiner Schrift vorzüglich einen etymologisch-historischen Charakter zu geben. Diesen habe ich nach Kräften überall in diesem Werke festzuhalten mich bemüht. Den Ursprung der heutigen Formen der Sprache in den Bildungen der älteren italiänischen und in der Sprache der Römer nachzuweisen und auf die Analogien in den übrigen romanischen Sprachen aufmerksam zu machen, war eine Hauptaufgabe für mich." Eine *geschichtliche* Sprachlehre haben wir also zu erwarten und in der That ist es eine der schönsten und belohnendsten Aufgaben des Sprachlehrers, geschichtlich nachzuweisen, unter welchen Umständen und Einflüssen eine Sprache sich gebildet und von Jahrhundert zu Jahrhundert sich entwickelt hat; ja, eine Sprachlehre soll recht eigentlich die Geschichte einer Sprache sein. Wie es aber in der allgemeinen Geschichte nicht genügt, blofse Thatsachen hinzustellen, sondern wie dort nothwendig der Zusammenhang zwischen Früherem und Späterem, zwischen Ursachen und Wirkungen dargestellt werden mufs, so mufs auch in der Sprachlehre nachgewiesen werden, warum die Sprache der Eigenthümlichkeit des sie redenden Volkes und den äufsern auf sie einwirkenden Ursachen gemäfs, gerade so sich entwickeln mufste. Hr. Blanc nun hat das Seinige gethan, diesem Ziele nahe zu kommen. Durch vieljährige Beschäftigung mit der italischen Sprache und dem italischen Schriftenthum innig vertraut, hat er nicht nur die besten Werke der Italier über ihre Sprache und Fernow mit Umsicht und Sorgfalt benutzt und mit selbständigem Urtheile verarbeitet, sondern auch die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen überhaupt, namentlich die von Diez, nicht unbeachtet gelassen und so ein Werk geliefert, welches wir, ungeachtet einiger etwas schwachen Seiten und ungeachtet wir die grofsen Verdienste Fernows, dem auch unser Verf. sehr viel verdankt, keineswegs verkennen, als die beste italische Sprachlehre, welche wir besitzen, zu bezeichnen keinen Anstand nehmen. Sie ist so wenig wie die von Fernow für Solche geeignet, welche sich mit einer oberflächlichen und fürs Leben nützlichen Kenntnifs der italischen Sprache begnügen wollen, sondern nur für die, welche in den Geist und die Geschichte dieser Sprache eindringen und in ihr ein Abbild des italischen Geistes erkennen wollen.

Der Hr. Verf. giebt zunächst in der Einleitung (S. 1—31) eine kurze Geschichte der Entstehung und Entwickelung der italischen Sprache. Sein Gedankengang ist ungefähr folgender: die ältern Sprachen unterscheiden sich von den neuern dadurch, dafs jene mehr zusammensetzen, diese mehr auflösen, oder, nach Schlegels Ausdruck, dafs jene *synthetisch*, diese *analytisch* sind. Alle zusammensetzende Sprachen zeigen eine Neigung, im Laufe der Zeit auflösende zu werden; so hat sich aus dem noch sehr zusammensetzenden Latein, im Kampfe mit den germanischen Sprachen der Ostgothen und vorzüglich der Longobarden, das heutige Italische gebildet. Manche sind der Meinung, welche zuerst Leonardo Bruni ausgesprochen hat, dafs „die alte Pöbelsprache der Römer" schon der jetzigen italischen sehr nahe verwandt gewesen sei. Andere verwarfen diese unbegründete und unhaltbare Meinung vollkommen und leiteten den Ursprung des Italischen lediglich von der allmählig überhand nehmenden Ausartung und Verwilderung des Lateinischen her, wobei Einige den Ausländern einen bedeutenden Einflufs auf die Entstehung und Bildung des Italischen einräumten, während dagegen Andere diesen Einflufs gänzlich leugneten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

New York University Library

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Grammatik der italiänischen Sprache von Dr. L. G. Blanc.

(Fortsetzung.)

Nach diesen geschichtlichen Andeutungen über die bisherigen Ansichten von der Entstehung der italischen Sprache, stellt nun der Hr. Verf. seine eigene Meinung darüber auf. Ueberall, wo es einen Gegensatz zwischen höhern und gebildeten und niedern und rohern Ständen giebt, erhält sich die Sprache im Munde und in den Schriften der erstern reiner und edler als im Munde der letztern. Auch in Rom finden sich schon seit den frühesten Jahrhunderten Verschlechterungen, Verunstaltungen und Verstümmelungen der lateinischen Sprache im Munde des Pöbels. Dies nahm besonders vom dritten Jahrhundert n. Chr. an bedeutend zu und wir können die überhand nehmende Ausartung der lateinischen Sprache etwa bis zum sechsten Jahrhundert verfolgen. Als die Gothen am Ende des fünften und die Longobarden im Anfange des siebenten Jahrhunderts sich des gröfsten Theiles von Italien bemeisterten, entschied sich der Sieg im Sprachenkampfe zwar für die Sprache der Römer, aber die Spuren des Kampfes blieben der siegenden Sprache unvertilgbar aufgedrückt, indem eine grofse Anzahl der edelsten Wörter der römischen Schriftsprache durch gemeinere ersetzt wurden, die Aussprache und Betonung den Siegern zu Liebe bedeutende Veränderungen erlitt, die Endungen abgeschleift wurden u. s. w. Aus dieser gänzlich verdorbenen und entarteten *romana rustica* bildete sich allmählig die italische Sprache; wie dies geschehen ist, erkennen wir theils, theils können wir es schliefsen aus der grofsen Menge lateinischer Urkunden vom sechsten bis zwölften Jahrhundert, in welche Vieles aus der Volkssprache eingedrungen ist, und von denen Hr. B. zehn nach der Zeitfolge geordnet (von 718 bis 1170) mittheilt. Das älteste bis jetzt bekannte Denkmal der neuern Volkssprache ist eine vierzeilige gereimte Inschrift vom Jahre 1135, die sich sonst an dem Gewölbe über dem Hauptaltare der Hauptkirche von Ferrara befand, und aufser der sich nur wenige sichere Denkmäler italischer Sprache aus dem zwölften Jahrhundert finden. Erst mit dem dreizehnten Jahrhundert, in welches schon ein Theil der Werke Dantes fällt, beginnt die wahre Blüthe der italischen Sprache. Man schwankte noch lange, wie man diese neue Sprache nennen sollte (latino, volgare, italico) und im Grunde ist noch heute unter den Italiern der seit dem sechzehnten Jahrhundert mit Eifer und selbst mit Erbitterung darüber geführte Streit nicht geschlichtet, indem die Florenzer durchaus nur den Namen *lingua fiorentina*, die übrigen Toscaner den Namen *lingua toscana* wollen gelten lassen, die übrigen Italier dagegen natürlich und mit vollstem Rechte nur den Namen *lingua italiana* anerkennen wollen.

Im Anfange der Erhebung der italischen Sprache erfuhr diese bedeutende Einflüsse von der noch früher ausgebildeten provenzischen Sprache. Einzelne Dichter des dreizehnten Jahrhunderts bedienten sich noch der Mundart ihrer Vaterstädte, werden aber dafür von *Dante* streng getadelt, der zuerst mit Bewufstsein eine von allem Mundartlichen freie (wir möchten lieber sagen: eine über allen Mundarten stehende) Sprache zu bilden begann, welche von *Petrarca* für die Gefühlsdichtung feiner ausgebildet wurde. Während alle bedeutenderen italischen Dichter der spätern Zeit diesen grofsen Vorbildern nachstrebten, ist der Bildungsgang der italischen Prose nicht so glücklich gewesen, da für diese leider *Boccaccio's* steife, schwerfällige, unerquickliche Schreibart von Vielen für mustergültig gehalten wurde, während die schöne Prose *Dantes*, *Passavantis* u. A. viel reichere Keime der Ausbildung dargeboten hätte. Auch später haben die Italier keine eigentliche Musterprose erhalten.

Digitized by Google

Das vierzehnte Jahrhundert bietet einen Glanzpunct der Sprache dar, wie wenige andere Völker in so früher Zeit ihn gehabt haben; im funfzehnten Jahrhundert erlischt dieser Glanz, da die besten Köpfe, der vaterländischen Sprache sich schämend, Lateinisch schrieben; das sechzehnte Jahrhundert bildet in seinem Anfange, in *Ariosto* und *Macchiavelli* vielleicht den glänzendsten Zeitraum der italischen Sprache, die gegen Ende des Jahrhunderts in *Tasso* und *Guarini* wohl den Gipfel ihrer tonkünstlerischen Ausbildung erreicht; doch beginnt schon der Verfall des Geschmacks, der im berüchtigten siebzehnten Jahrhundert immer mehr überhand nimmt. Im achtzehnten Jahrhundert äufsert sich ein sehr verderblicher Einflufs der französischen Sprache, indem die Sprache eines *Cesarotti*, *Algarotti*, *Bettinelli*, *Denina* fast nur noch Französisch mit italischen Wörtern ist; erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist die italische Sprache auf dem Wege, ihre Reinheit und Eigenthümlichkeit wieder zu erstreben.

Dies ist ungefähr der kurze Inhalt der Einleitung, welcher Hr. Blanc schliefslich eine Uebersicht der wichtigsten Werke über die italische Sprache anfügt. Wir werden nun anzudeuten versuchen, in wie weit wir von der Ansicht des Hrn. Verf.'s abweichen zu müssen glauben.

Zunächst können wir nicht ganz mit dem einverstanden sein, was Hr. Bl. über den wesentlichen Unterschied zwischen zusammensetzenden und auflösenden Sprachen sagt. Bekanntlich ist diese Benennung (*langues synthétiques* und *langues analytiques*) zuerst von A. W. Schlegel gebraucht worden, der den Unterschied beider Arten von Sprachen so auffafst — und Hr. Bl. folgt ihm darin —, dafs die erstern fast alle Beziehungen der Wörter durch blofse Endungen auszudrücken vermögen, ohne zu äufsern Hülfswörtern ihre Zuflucht nehmen zu müssen; sie sind also Sprachen, fügt Hr. B. hinzu, „welche gleichsam ein organisches, inneres Leben haben und die Veränderungen und Endigungen, auf welchen ihre Declination und Conjugation beruht, gleichsam aus sich selbst, wie die Pflanze ihre Organe, hervortreiben;" die letztern dagegen sollen „aller, oder doch der meisten dieser Vortheile entbehren." Damit ist denn nun freilich gleich ausgesprochen, dafs die zusammensetzenden Sprachen einen entschiedenen Vorzug vor den auflösenden haben, und dafs zwischen beiden Arten von Sprachen ein gewisser Gegensatz Statt findet. Jenen Vorzug halte ich eben so wie diesen Gegensatz für etwas nur Scheinbares. Schlegel und Blanc geben selbst zu, „dafs die Trennungslinie dieser beiden Klassen von Sprachen nicht durchaus scharf gezogen werden kann." Ich möchte weiter gehen und behaupten, dafs eine solche Trennungslinie gar nicht vorhanden ist, und dafs die zusammensetzenden Sprachen eben so viel auflösen, wie die auflösenden zusammensetzen. Das Erstere ist freilich schwerer zu beweisen als das Letztere, weil wir die lebendigen Volkssprachen des Alterthums zu wenig kennen; doch wollen wir wenigstens einige Andeutungen aus dem uns hier am Nächsten liegenden Lateinischen geben (vgl. Hrn. Bl. S. 6 f.); schon hier finden wir *unus* als nicht bestimmenden Einzler; ungemein häufig Verhältnifswörter zur Unterstützung der Fälle, selbst für den Besitzfall und den Zweckfall häufig *de* und *ad;* häufig *magis* und auch *plus* statt der Erhöhungsstufe (Comparativ); in sehr vielen Fällen *esse* und *habere* zur Bildung der Zeiten u. s. w. — Alles Kennzeichen *auflösender* Sprachen. Umgekehrt: in neuern, auflösenden, Sprachen wird der Einzler an das Hauptwort angehängt, mit dem es zu einem Worte zusammenschmilzt, wie im Dakoromanischen, im nordischen Zweige des germanischen Sprachstammes u. s. w., wodurch in diesen Sprachen eine Umendung des Hauptwortes hergestellt wird; die persönlichen Fürwörter sind von den Zeitwörtern wenigstens im Spanischen und Italischen nicht nothwendig und in mehrern Mundarten werden sie dem Zeitworte noch einmal angefügt, z. B. Bologn. *oja* ho io, *jerl* era egli, *pssiv* oder *pssiu* potete voi, ganz wie im Lateinischen *vidis-ti*, im ältern Deutschen *hastu*, in deutschen Mundarten *siehste*, *sagte* (für *sagte er*); ganz gewöhnlich wird im Spanischen und Italischen das Fürwort, wenn es Zielwort ist, dem Zeitworte angefügt, z. B. *amarsi*, *vedendolo*, *dicesi* (ganz gleich dem lat. *dicit-ur*), altspan. und altit. *decillo* (aus *decirlo*) u. dgl.; im Portugiesischen ist sogar die Grundform veränderlich, z. B. *antes de comprar* ehe ich kaufe oder er kauft, *antes de comprares* ehe du kaufst, *antes de comprarmos* ehe wir kaufen, *antes de comprardes* ehe ihr kauft, *antes de comprarem* ehe sie kaufen; im ältern Italischen, besonders bei Boccaccio und Dante, schmolzen auch die besitzanzeigenden Fürwörter mit dem Haupt-

Digitized by Google

worte zusammen, z. B. *fratelmo*, *signorso*, *mogliama* u. dgl.; in der Abwandelung der Zeitwörter finden sich viele selbständig durch Zusammensetzung gebildete Formen; z. B. in fast allen romanischen Sprachen die Zukunft und die sogenannte Bedingzeit (Conditionalis), im Spanischen und in südfranzösischen Mundarten mehrere Formen für die Vergangenheit u. s. w. Ja die Beziehungen der Wörter werden bisweilen sogar auf eine höchst feine Weise durch den Ablaut ohne Zusammensetzung ausgedrückt, z. B. die Mehrheit im Napolischen und Rhätoromanischen (wie Nap. *piro* Mht. *pira*, *niespolo* Mht. *nespola*, Rhätor. *ief* Mht. *ovs*, *chierp*, Mht. *corps*), und die Vergangenheit der starken Zeitwörter in fast allen romanischen Sprachen — und doch sind dies Alles Eigenthümlichkeiten, an denen man die alten, *zusammensetzenden*, Sprachen erkennen soll. Wenn man einwirft, die in den neuern Sprachen vorkommenden Zusammensetzungen seien anderer Art, als die in den alten, denn jenes seien wirkliche Zusammensetzungen mit Hülfswörtern, diese hätten die Endungen „gleichsam aus sich selbst, wie die Pflanze ihre Organe herausgetrieben," so ist dies gewifs nur ein Vorurtheil. Hr. Bl. sagt zwar (S. 2), es sei die Eigenthümlichkeit der zusammensetzenden Sprachen, die Beziehungen der Wörter „durch leise Veränderungen der Consonanten und Vocale im Stamme des Wortes, oder durch Hinzufügung von Endigungen und Ableitungssilben, oder auch Augmenten, *welche für sich allein keine Bedeutung haben*," zu bilden, während er die Bildungsmittel der auflösenden Sprachen für *Hülfswörter*, also solche Wörter, die für sich eine Bedeutung haben, erklärt. Allein auch jene Bildungsmittel der alten Sprachen sind ursprünglich nur Hülfswörter und haben an und für sich eine Bedeutung, welche auch in den meisten Fällen (vorzüglich durch Bopp) schon richtig erkannt worden ist, denn ganz bedeutungslos ist in der Sprache auch nicht ein Laut, geschweige denn Laute, welche wichtige Beziehungen der Wörter anzudeuten bestimmt sind; will aber Hr. Bl. sagen, dafs jene Bildungsmittel *für sich allein*, d. h. getrennt vom Stamme, dem sie angefügt sind, keine Bedeutung haben, so gilt dies eben so zum Theile auch für die romanischen Sprachen, z. B. *ia*, *ei*, *ais*, *des*, *uve*, *ment* u. dgl. in *amaria*, *amerei*, *aimerais*, *amardes*, *tuve*, *facilement*, sind für sich allein bedeutungslos. Ich sehe in der That nicht ein, was für ein wesentlicher Unterschied sein soll in der Bildung vom Span. *and-uve*, Fr. *parler-ai*, It. *partir-ò*, Span. *comer-ia* und Lat. *ama-bam*, *pot-ui*, *doce-bo*; oder zwischen Fr. *je viens*, *je vins* und Lat. *facio*, *feci*; zwischen Span. *véa-se* und Lat. *videat-ur*; zwischen Altit. *fas-tu* und Lat. *faci-s*; Bol. *pssi-v* und Lat. *potes-tis* u. dergl. Dem Port. *chegar*, *chegares*, *chegarmos* u. s. w., dem Rhätor. *iess ossa*, dem Span. und Ital. *darmelo*, dem Altit. *fratelmo*, *ziso* u. dergl. wüfste ich im Latein. gar nichts Entsprechendes gegenüberzustellen.

Könnten wir wirklich damit einverstanden sein, dafs die alten Sprachen keiner oder weniger Hülfswörter zur Andeutung der verschiedenen Beziehungen sich bedienten, während die neueren Sprachen dieser fast immer bedürften, so müfsten wir allerdings auch beistimmen, dafs die alten Sprachen einen entschiedenen Vorzug vor den neueren hätten; allein wir können keinen anderen Unterschied finden, als den, dafs die Hülfswörter in den alten Sprachen den diese redenden Völkern mit der Zeit immer unverständlicher, also todter wurden, so wie auch uns erst in der neuesten Zeit das Verständnifs der meisten dieser zu Endungen gewordenen, oft auf einen einzigen Laut zusammengeschmolzenen Hülfswörter durch die vergleichende Sprachforschung eröffnet worden ist, und dafs dagegen in den neueren Sprachen diese Hülfswörter klar und durchsichtig uns vorliegen. Die bisherige Geschichte der Sprachentwickelung läfst uns schliefsen, dafs eine Zeit kommen wird, und käme sie auch erst nach einem Jahrtausend, wo auch diese Hülfswörter dunkel geworden sein werden, und wo man abermals die jetzigen Sprachformen verständlich machen wird. Wir können also keinen Gegensatz zwischen zusammensetzenden und auflösenden Sprachen anerkennen, auch jene nicht für vollkommener als diese gelten lassen (sonst müfsten wir auch die finnische Sprache mit ihren 14 Fällen für weit vollkommener halten als das Griechische und Lateinische), sondern zwischen beiden Klassen von Sprachen nur den Unterschied zugeben, dafs die alten Sprachen vielmehr die jungen, jugendlichen, einbildungskräftigen, die neueren dagegen die alt gewordenen, erwachsenen, verstandeskräftigen sind, dafs also, wenn von einer gröfseren Vollkommenheit die Rede sein soll, diese nur den neueren Sprachen zuerkannt werden kann, denen keineswegs „organisches, inneres Leben" mangelt.

Digitized by Google

Aber freilich kann Hr. B. dieses den romanischen Sprachen kaum zugestehen, da er sie aus einer durchaus verderbten, entarteten Sprache herleitet. Dafs die italische, wie die Schwestersprachen, aus der römischen Volkssprache entsprungen ist, wie Herr Blanc annimmt, kann durchaus nicht bestritten werden; es ist dies eine so klar vor Augen liegende Thatsache, dafs man kaum begreifen kann, wie dieselbe so lange hat verkannt werden können. Aber wir müssen uns über die römische Volkssprache zu verständigen suchen. Hr. B. erkennt in derselben eine Entartung der Schriftsprache, während wir umgekehrt die Schriftsprache als eine Veredelung der viel früher vorhandenen Volkssprache betrachten. Je mehr die Schriftsprache veredelt wurde, desto mehr mufste die Volkssprache — nicht ausarten, aber von jener sich entfernen, und bald gingen diese Sprachen getrennt von einander ihren eigenen Weg, der sie immer weiter auseinander führte, aber nicht so, dafs die Volkssprache immer mehr verfiel, sondern dafs sie sich ganz naturgemäfs fortentwickelte, während vielmehr die Schriftsprache, je unvolksthümlicher sie wurde, desto mehr verdarb und endlich erstarb. Dies im Einzelnen nachzuweisen und durchzuführen, würde die Gränzen einer Anzeige weit überschreiten und würde hier um so unnöthiger sein, da ich mit der Bearbeitung dieses Gegenstandes in einem besondern Schriftchen beschäftigt bin. Die italische Sprache nun kann ich für nichts Anderes halten, als für die naturgemäfs fortgebildete römische Volkssprache, so dafs also Leonardo Brunis von Hrn. B. verworfene Ansicht, dafs die alte römische Volkssprache der jetzigen italischen sehr ähnlich gewesen sei, ihre Richtigkeit hätte, nur so verstanden, dafs mit *Sprache* nicht sowohl die *Sprachform* wie der *Sprachgeist* gemeint wäre.

In Beziehung auf den Einflufs, welchen die deutschen Sieger auf die italische Sprache geübt haben, scheint Hr. B. in einen Widerspruch mit sich selbst zu gerathen; denn S. 8 schreibt er: „Als die Gothen . . . und die Longobarden . . . sich des gröfsten Theils von Italien bemeisterten, . . . mufste der dadurch hervorgerufene Conflict der Sprache der Sieger und der Ueberwundenen nothwendig *einen höchst bedeutenden Einflufs* auf die Sprache der Letzteren äufsern;" und dagegen S. 10: „Mit Ausnahme einiger hundert Wörter vielleicht, welche die Römer von den Germanen annahmen, haben die germanischen Sprachen *nicht den geringsten Einflufs* auf die Grammatik und auf die Formenbildung der neuen Sprache geübt." Und doch hat wiederum Hr. B. S. 9 namentlich angegeben, welches die Spuren des Kampfes seien, die der siegenden Sprache unvertilgbar aufgedrückt blieben: „Zuerst war es ganz natürlich, dafs eine sehr grofse Anzahl der edelsten Wörter der römischen Schriftsprache, welche dem Volke längst abhanden gekommen waren, durch plebejere ersetzt wurden. Statt *equus* braucht man *caballus*; st. *formosus*, *bellus*; st. *ruber*, *russus*; st. *domus*, *casa*; st. *urbs*, *villa*; st. *gladius*, *spatha*; st. *nominare*, *clamare*; st. *cognati* und *affines*, *parentes*; st. *os*, *bucca*; st. *caput*, *testa* und unzählige andere." Die Germanen sind daran gewifs ganz unschuldig, denn dafs jene edleren Wörter dem Volke längst abhanden gekommen, oder wohl vielmehr nie recht volksthümlich gewesen waren, sagt Hr. B. selbst, und dafs die unedleren grofsentheils gleichfalls schon vor dem Einbruche der Gothen vorkommen, ist bekannt: *caballus* Hor., *bellus* (schön) Cic., *russus* Lucr. Cat. u. A., *spatha* (Schwert) Tac. Apul. Veget., *bucca* (Mund) Cic. Mart., *testa* (Kopf) Auson u. s. w. Finden sich andere solcher Wörter nicht bei Schriftstellern, die früher sind, als der Einfall der Germanen, so kann dies rein zufällig sein.

„Die Aussprache", fährt Hr. B. fort, „mufste durch das Bestreben der Sieger, die Sprache der Besiegten mit widerstrebenden Organen nachzubilden und durch die Bemühungen der Besiegten, es den Siegern möglichst bequem zu machen, bedeutende Veränderungen erleiden: dafs bei dieser Gelegenheit manche unrömische Betonung der Wörter, manche Verstümmelung, manche Veränderung der Consonanten und Vokale und der Aussprache überhaupt eingeschlichen, ist durchaus nicht zu verwundern." Dies ist eine Ansicht, welche schon Muratori und A. W. Schlegel (Observations sur la langue et la littérature provençales S. 24) ausgesprochen haben. Es läfst sich auch wohl nicht geradezu leugnen, dafs die Deutschen einigen Einflufs auf die Aussprache und Betonung der romanischen Sprachen gehabt haben, aber dieser Einflufs ist überhaupt ein sehr geringer, und namentlich im Italischen dürfte er ganz unbedeutend sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Grammatik der italiänischen Sprache von Dr. L. G. Blanc.

(Fortsetzung.)

Alle jene Veränderungen erleiden im Laufe der Zeit alle Sprachen, auch ohne fremden Einflufs. Gänzlich zu verwerfen ist aber die Ansicht, dafs die Besiegten sich bemüht hätten, *die Aussprache den Siegern möglichst bequem zu machen*, da im Gegentheile die Besiegten, zumal wenn sie gebildeter als die Sieger sind, fest an ihrer Sprache halten, und es (aufser etwa den Deutschen) kaum ein Volk geben dürfte, das den Fremden zu Gefallen seine Sprache änderte und verdürbe. Auch jene Meinung ist schon früher für das Spanische ausgesprochen worden von *Aldrete* (Del origen i principio de la lengua castellana o romance, Roma 1606 S. 193 f.), nach welchem die Romanen den Siegern zu Liebe die von diesen verstümmelte Sprache angenommen haben. Auch alle übrigen von Hrn. B. angeführte Veränderungen sind nicht plötzlich, auf Veranlassung der germanischen Eroberer, eingetreten, sondern haben schon lange vorher begonnen und sind grofsentheils erst lange nach jenem Einbruche ganz allgemein geworden, so dafs wir also Hrn. B. nur darin beistimmen können, dafs die Germanen auf die *Form* der italischen Sprache gar keinen Einflufs gehabt haben, wohl aber auf den *Stoff*, indem sie ihr viele Wörter zugeführt haben. Es wäre sehr zu wünschen, dafs Hr. B. etwas bei diesen Wörtern und überhaupt bei der Bildung des italischen Wortschatzes verweilt hätte, allein weder in der Einleitung, noch in der Sprachlehre selbst findet sich ein Abschnitt über die Bestandtheile der italischen Sprache. Die Griechen und Araber, die nicht unbedeutenden Einflufs geübt haben, sind kaum gelegentlich erwähnt.

Ueberhaupt erscheint uns der ganze Abschnitt der Einleitung, welcher die Entwickelung der italischen Sprache seit ihrer ersten schriftstellerischen Bearbeitung verfolgt, etwas dürftig. Der Hr. Verf. hat allerdings keine Geschichte der italischen Sprache zu schreiben beabsichtigt; er hat blofse Andeutungen geben wollen, aber dennoch hätten wir wenigstens etwas Genaueres über den Einflufs der provenzischen Sprache auf die italische, etwas über die Kämpfe, welche die italische Sprache noch im 15ten und 16ten Jahrhundert gegen die lateinische zu bestehen hatte, über den Einflufs der Accademia della Crusca auf dieselbe u. s. w. erwartet. Die als das älteste Denkmal der italischen Sprache mitgetheilte. Ferrarische Inschrift von 1135 ist übrigens, beiläufig gesagt, von Muratori und Tiraboschi angezweifelt worden. Muratori Antiqu. Ital. med. aev. Diss. 32 und Quadrio Storia Ragione d'ogni Poesia I, 43, und nach ihnen Ruth, Gesch. d. ital. Poesie I, 191 geben die Inschrift anders als Hr. Blanc (S. 14) aus Affò Dizionario precettivo (S. 34) sie mittheilt.

Zum Schlusse der Einleitung giebt Hr. B. eine Uebersicht der wichtigsten Werke über die italische Sprache, denen er wohl auch ein Verzeichnifs der bedeutendsten Wörterbücher hätte hinzufügen sollen, da das Wörterbuch streng genommen ein wesentlicher Theil der Sprachlehre ist. Mit Unrecht hat Hr. B. aus seiner Sprachlehre alles Wörterbüchliche ausgeschieden, worin er aber doch nicht folgerecht ist; denn während er z. B. (S. 209) die verschiedenen Formen der Auszeichnungsstufe *il migliori l'ottimo* und *il buonissimo* u. dgl. der Bedeutung nach blofs andeutet, aber nicht weiter erklärt, weil dies mehr in ein Wörterbuch gehöre, bespricht er dagegen S. 232 ff. die Bedeutung der unbestimmten Zahlwörter, später die der unbestimmten Fürwörter u. s. w. sehr ausführlich, und so öfters. Unsere Meinung ist, dafs mit der Zeit Wörterbuch und Sprachlehre in eins werden zusammenfallen müssen.

Digitized by Google

Die Sprachlehre des Hrn B. zerfällt in vier Hauptabschnitte: I) Elementarlehre S. 35—123; 2) Formenlehre und Syntax S. 124—621; 3) Von den italiänischen Mundarten S. 622—677; 4) Verskunst S. 678—796.

Die Elementarlehre zerfällt wiederum in zwei Abschnitte: „die Buchstaben, ihre Verbindung und ihre Aussprache" und „Orthographie". Die Lehre von den Buchstaben ist im Allgemeinen klar und übersichtlich behandelt. Hr. B. giebt nicht blos die Aussprache an, sondern auch die Verbindungen, in welchen die einzelnen Laute vorkommen und nimmt namentlich sorgfältig Rücksicht auf die ältere Sprache und die in derselben vorkommenden Vertauschungen verwandter Laute unter einander. Dennoch haben wir zweierlei anzumerken. Erstens wünschten wir, dafs Hr. B. durchgängig das Verhältnifs der italischen Laute zu den lateinischen und deutschen, auch griechischen, deren Stelle sie vertreten, angegeben haben möchte. Dabei konnte er von zwei verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen; er konnte entweder die lateinischen, deutschen, griechischen Laute voranstellen und daraus geschichtlich die italischen Laute herleiten, wie es Diez gethan hat, oder er konnte rückwärts von den italischen Lauten ausgehen und diese aus den lateinischen und deutschen entwickeln, wie dies wirklich hin und wieder geschehen ist, z. B. beim *j* und hier und da in zerstreuten Bemerkungen. Wir können den Wunsch, dafs dies durchgreifend geschehen sein möchte, um so weniger unterdrücken, da sich bei Diez die trefflichsten Vorarbeiten für diese Art der Behandlung finden.

Unsere zweite Anmerkung bezieht sich auf die, wie es uns scheint, zu genaue und spitzfindige Unterscheidung gewisser Laute, namentlich des offenen und geschlossenen *e* und *o* und des harten und weichen *z*. Der Abschnitt über die Aussprache des *e* und *o* nimmt allein 14 Seiten (S. 40—54) ein, obgleich Hr. B. (S. 41) angiebt, wie uneinig die italischen Sprachlehrer selbst unter einander über die Aussprache dieser Laute sind, und dann hinzufügt: „Ueberblickt man das Chaos von Regeln, welche von ältern und neuern Grammatikern aufgestellt worden sind, um diese Aussprache des *e* oder *o* zu bestimmen, Regeln, welche sich stets zum Theile wieder einander aufheben, und wobei der Ausnahmen unzählige sind, so möchte man allerdings verzweifeln, die Sache auch nur einigermafsen auf feste Grundsätze zurückführen zu können." Aehnlich ist es mit der Aussprache des *z*. Uns scheint es, als ob nur durch die Spitzfindigkeit der Sprachlehrer diesen Lauten in vielen Fällen ein feiner Unterschied zugeschrieben worden ist, den sie eben nur in den Sprachlehren, nicht in der lebendigen Sprache haben, wo gewifs nicht so fein zwischen *letto* Bett mit geschlossenem und *letto* gelesen mit offenem *e*, *volto* Gesicht mit geschlossenem und *volto* gewendet mit offenem *o* unterschieden wird und wo nicht nur in verschiedenen Landschaften, sondern selbst an demselben Orte im Munde Verschiedener dasselbe Wort verschieden klingt. Es kommt mir ähnlich vor, wie im Deutschen (besonders in den oberdeutschen Mundarten) mit den weichen und harten Mitlauten. Die Mitlaute *p* und *t* z. B. können eine grofse Mannigfaltigkeit des Lautes vom weichsten bis zum härtesten haben, die aber weder durch die Schrift ausgedrückt, noch durch das Ohr genau festgehalten und durch Worte erklärt werden kann; von der langen möglichen Reihe der P- und T-Laute fassen wir nur den härtesten und den weichsten auf und bezeichnen jenen mit *p*, *t*, diesen mit *b*, *d*; alle dazwischen liegende Laute müssen sich gefallen lassen, unter einen dieser Buchstaben eingereiht zu werden; wer will so genau bestimmen, wo die weichen aufhören und die harten anfangen? Der Sprechende selbst, wenn man ihn fragt, wird gewifs in sehr vielen Fällen selbst nicht zu entscheiden wagen, ob er den eben ausgesprochenen Laut einen harten oder einen weichen nennen soll. So ist es auch mit dem italischen *z* nicht nur, sondern auch mit den Selbstlauten *e* und *o*, die (wie auch das *e* im Deutschen) gleichfalls eine längere Reihe von Mittellauten haben, welche nur durch viele Uebung und ein sehr feines Gehör ganz genau geschieden werden können. Hr. B. hat übrigens die betreffenden Abschnitte sehr gründlich, und übersichtlicher als Fernow behandelt. Vielleicht hätten sich aber seine Regeln über *e* und *o* durch mehr geschichtliche Darstellung vereinfachen lassen, wenn er als obersten Grundsatz hingestellt hätte (was er immer nur beiläufig erwähnt): *e* und *o* lauten offen, wie in *leben* (S. 40 steht fälschlich als Beispiel *geleert*) und in *Sonne*, wenn sie aus Lat. *ae* oder *e* und *au* entstanden sind, geschlossen, wie in *Meer* und *Sohn*, wenn sie sich aus Lat. *i* und *u* ent-

Digitized by Google

wickelt haben, und wenn er daran die Ausnahmen oder besondere Fälle geknüpft hätte, wodurch wenigstens viele Wiederholungen vermieden worden wären. So konnte auch statt der einzelnen Regeln über die Aussprache des *z* so ziemlich das genügen, was Hr. B. S. 73 darüber sagt, wo er die Abstammung entscheiden läfst.

Eben so scheint mir auch zu spitzfindig, was Hr. B. über die Doppellaute sagt. Er scheidet sie in ächte und unächte oder solche, die gar nicht für Doppellaute zu halten sind, obgleich er selbst zugiebt, dafs den Dichtern die Freiheit zusteht, die sogenannten unächten Doppellaute einsilbig und einen Theil der ächten zweisilbig zu gebrauchen. Mir scheint die Regel einfach die zu sein, dafs jede zwei in einem Worte zusammentreffende Selbstlaute als Doppellaute zu betrachten sind, und dafs nur da kein Doppellaut stattfindet, wo zwei Selbstlaute in der Zusammensetzung zusammentreffen, also zwei Silben angehören, wie in *proavo*, *coagulare*, *coevo*, *introire*, *cooperare*, *riuscire* u. s. w., und wo ein *i* blos als Hülfsbuchstabe steht, wie in *ciò* u. dgl.

Der Abschnitt „*Orthographie*" umfafst zugleich die Lehre vom Ton und Tonzeichen, von der um des Wohllautes willen eintretenden Verkürzung und Verlängerung der Wörter und von den Satzzeichen. Der ganze Abschnitt ist sehr klar, vollständig und gründlich abgehandelt und nur Einzelnheiten von geringerer Bedeutung möchten wir etwas anders wünschen. Besonders verdienstlich ist, dafs Hr. B. auch hier, wie überall, geschichtlich zu Werke geht, indem er auf die ältern und ältesten italischen Schriftsteller (auch auf die Schreibung in den Handschriften), so wie auf die Meinungsverschiedenheiten der italischen Sprachlehrer vorzügliche Rücksicht nimmt, wie er denn mit vollem Rechte auch die von Trissino vorgeschlagene Schreibung bespricht, von der leider nichts weiter als *j* und *v* zum Unterschiede von *i* und *u* geblieben ist, und die wohl Nachahmung verdient hätte, obgleich wir in der Art, wie Trissino die doppelte Aussprache des *e* und *o* unterscheiden wollte, mit Hrn. B. verwerfen müssen. Wir sind auch mit Hrn. B. vollkommen darüber einverstanden, dafs er bei dem Abschnitte über die Betonung sich nicht in eine Menge sogenannter Regeln eingelassen hat, und stimmen dem bei, was er selbst (S. 94) darüber sagt: „Was man gewöhnlich in den Grammatiken als Regeln über die Betonung der Wörter anführt, ist nichts als eine Aufzählung der Endigungen der Wörter, je nachdem sie sdrucciole oder piane sind, bei welchen die meisten Fälle dann die Regel, die weniger zahlreichen die Ausnahme genannt werden. Zum Nachschlagen sind solche Zusammenstellungen allerdings brauchbar, aber auch jedes gute Reimlexikon leistet die nämlichen Dienste."

Die Formenlehre und die Wortfügung hat Hr. B. mit einander verbunden und er äufsert zich in der Vorrede (S. V) darüber so: „Viele werden es tadeln, dafs hier die Syntax in Verbindung mit der Formenlehre behandelt worden ist. Ich kenne die Gründe sehr wohl, welche eine getrennte Darstellung rathsamer zu machen scheinen: mich bestimmte zu der hier befolgten Ordnung ganz vorzüglich der Umstand, dafs beim mündlichen Vortrage, aus welchem dieses Werk hervorgegangen ist, und zu welchem es mir auch ferner dienen soll, die getrennte Darstellung etwas sehr Ermüdendes hat: abgesehen noch davon, dafs die romanischen Sprachen in ihrem einfachern Bau eine solche Behandlung, wie ich sie gewählt, offenbar eher zulassen, als die klassischen." Ich meinestheils gehöre nicht zu denen, welche den Hrn. Verf. deswegen tadeln; vielmehr habe ich mich schon in der Anzeige von Mätzners „Syntax der neufranzösischen Sprache" (in der Halleschen Allgem. Lit.-Zeit.) darüber ausgesprochen, dafs die Wortfügungslehre meistens zu sehr von der Formenlehre getrennt wird, und dafs nach meiner Ansicht unter allen Behandlungsarten der Wortfügung diejenige vorzuziehen ist, nach welcher die Fügung und der Gebrauch der Wörter am Klarsten aus ihrer Form hergeleitet oder in die innigste Verbindung mit dieser gebracht wird, wo also Formenlehre und Wortfügung nicht als zwei abgesonderte Theile der Sprachlehre *neben* einander dastehen, sondern wo sie sich gegenseitig durchdringen und *in* und *durch* einander bestehen. Diese Behandlungsart hat auch Hr. B. angenommen, und wir glauben, nicht zum Nachtheile seines Werkes. Allerdings ist der die Wort- und Satzfügung betreffende Theil dieses Abschnittes hier und da etwas kurz und der Formenlehre sehr untergeordnet, doch giebt Hr. B. in der Vorrede die Hoffnung, die Satzlehre später noch besonders

Digitized by Google

und ausführlicher zu bearbeiten. Im Ganzen ist auch der Abschnitt über die Formen- und Wortfügungslehre sehr gründlich, klar und geschichtlich behandelt. Hr. Bl. hat überall gleich sorgfältig den Sprachgebrauch und die Meinung der verschiedenen Sprachlehrer beobachtet, die er in zweifelhaften Fällen gewissenhaft anführt. Regeln, die durch die Willkür oder Unkenntnifs der Sprachlehrer eingeführt worden sind, werden öfters durch Stellen bei verschiedenen Schriftstellern als unhaltbar nachgewiesen oder richtiger erklärt (z. B. in Sätzen, wie: *s'io fossi te*, wo *te* als von *essere* abhängiger Zielfall angesehen zu werden pflegt, wird S. 268 ff. *te* als die selbständige Form des Fürwortes neben *tu* erklärt, entsprechend dem Franz. *toi* neben *tu*). Zum Belege der aufgestellten Regeln oder der sehr vollständig aufgeführten Wortformen werden viele Stellen aus Schriftstellern der verschiedensten Zeiten (grofsentheils nach Cinonio und Corticelli) beigebracht und sehr genau angegeben; namentlich aus den ältesten Schriftstellern, wobei selbst verschiedene Lesarten berücksichtigt und die muthmafslich richtigsten hergestellt werden. Neben diesen Vorzügen der Blancschen Sprachlehre bedauern wir, dafs trotz der Worte in der Vorrede: „auf die Analogien in den übrigen romanischen Sprachen aufmerksam zu machen, war eine Hauptaufgabe für mich," doch nur sehr selten die Schwestersprachen verglichen worden sind, obgleich sich eine grofse Menge anziehender und lehrreicher Vergleichungspuncte darbot. Ueberdies wünschten wir einen Abschnitt noch hinzu, nämlich über die Ableitung und Wortbildung, doch hat Hr. Bl., der Vorrede nach, einen solchen nicht geben wollen, und er giebt selbst zu, dafs das, was er bei den einzelnen Redetheilen über die Ableitung beibringt, sich mehr im Allgemeinen hält und keinen Anspruch darauf macht, erschöpfend zu sein. Bei den Hauptwörtern z. B. bespricht er nur die Veränderungen der lateinischen Endungen des Nennfalls und von den Ableitungssilben nur die vergröfsernden und verkleinernden; ganz ungenügend, und geradezu verfehlt ist (S. 192 f.) das Verzeichnifs der eigenschaftswörtlichen Endungen. — Wir erlauben uns einige einzelne Bemerkungen über diesen Abschnitt, welche dem Hrn. Verfasser zeigen mögen, mit welcher Theilnahme wir ihn auf seinem Wege begleitet haben.

Den Stamm der italischen Hauptwörter leitet Hr. Bl. (S. 133 f.) mit Diez vom lateinischen Zielfalle (Accusativ) ab. Ich habe dagegen schon früher in diesen Blättern (März 1839 S. 435 ff.), übereinstimmend mit Pott (Etym. Forsch. II, 341 f., welche Stelle Hr. Bl. selbst S. 135 anzieht), nachzuweisen gesucht, dafs der romanischen Form der Hauptwörter nicht der lateinische Zielfall, sondern der blofse Stamm der lateinischen Hauptwörter zum Grunde liegt. Und dafür scheint mir namentlich auch, aufser den a. a. O. beigebrachten Beweisen die Doppelförmigkeit vieler italischer Wörter zu sprechen, welche Hr. Bl. sich genöthigt sieht, daraus zu erklären, dafs öfters auch der Nennfall übergetragen worden sei. Die Italier trugen den Stamm über; da sie aber keine mitlautigen Ausgänge duldeten, so stiefsen sie entweder den auslautenden Mitlaut ab, oder hingen einen mildernden Selbstlaut an; daher statt *pied*, *merced*, *reg*, *servitut*, *libertat*, *tempestat*; *moglier* u. dgl. die doppelten Formen *piè*, *mercè*, *rè*, *servitù*, *libertà*, *tempesta*, *moglié*, und *piede*, *mercede*, *rege*, *servitute* und *servitude*, *libertate*, *tempestade*, *mogliere* u. s. w. Eben so braucht man die Formen *sangue*, *frate*, *suora* u. s. w. nicht vom *Nennfalle sanguis*, *frater*, *soror* abzuleiten, sondern sie können eben so gut vom *Stamme sangūen*, *frater*, *soror* herkommen. In den norditalischen Mundarten, die auslautenden Mitlaut dulden, so wie im Spanischen und Französischen, läfst es sich deutlicher erkennen, dafs meistens der blofse Stamm übergetragen wird.

Beim Abschnitte über das *Geschlecht der Hauptwörter* (S. 138 ff.) vermissen wir einige allgemeine Bemerkungen, namentlich über die Ursache des Mangels des sächlichen Geschlechts. — Sehr schätzenswerth ist der Anhang zum Abschnitte vom Hauptworte: „*die Eigennamen*."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Grammatik der italiänischen Sprache von Dr. L. G. Blanc.

(Schluſs.)

Hr. Blanc giebt in demselben eine sorgfältige Uebersicht der italischen Taufnamen mit allen ihren im gemeinen Leben vorkommenden, zum Theile ganz unkenntlichen Verstümmelungen, von denen wir ein Beispiel, allerdings das längste aus der Uebersicht des Hrn. B., mittheilen: „*Jacobus:* Jacopo, Giacobbe, Giocomo, Coppo, Ciacco, Ciapo, Ciappo, Jaco, Lapo, Lappo, — Jacopino, Pino, — Jacoperino, Perino, — Jacobino, Bino, — Giacomino, Comino, — Jacobuccio, Buccio, Puccio, — Giacomozzo, Mozzo, — Giacominuccio, Minuccio, Nozzo, — Jacopaccio, Paccio, Bacciò." Daran knüpft Hr. Bl. auch noch einige Bemerkungen über die Entstehung der italischen Familiennamen und über die Benennung einzelner Personen überhaupt.

Die Einführung des *Einzlers* scheint mir Hr. B. nicht ganz richtig aufzufassen, wenn er (S. 168) sagt: „Das Latein hatte bekanntlich keinen Artikel, und es bedurfte desselben nicht, *da die scharf ausgeprägten Casusendigungen vollkommen ausreichend waren für die Deutlichkeit der Rede.* Als aber mit der sinkenden Latinität das Gefühl für das Regimen der Verba und der Präpositionen, so wie der richtige Gebrauch der Casusendigungen immer mehr abstarb, entstand das unabweisbare Bedürfniſs, der Deutlichkeit der Rede auf einem andern Wege zu Hülfe zu kommen, und wie uns Urkunden schon des fünften Jahrhunderts belehren, wählte man dazu die lateinischen Pronomina *ille* und *ipse*, woraus im Italiänischen sowohl der Artikel, als auch einige Pronomina sich bildeten." Damit wird also gesagt, daſs der Einzler entstanden sei, um *an der Stelle der absterbenden Fallendungen* die Deutlichkeit der Rede zu befördern; aber Stellvertreter und Ersatz der Fallendungen sind vielmehr die Verhältniſswörter; der Einzler entstand im Altgriechischen und fand sich auch im Gothischen ein, als die Fallendungen, mit denen er überhaupt gar nichts zu thun hat, noch in voller Kraft und Blüthe waren; auch in der sinnlichen, der Volksmundart sich nähernden Sprache des Plautus u. s. w. findet sich bei vollkommen ausgeprägter Umendung *hic*, *ille*, *ipse* sehr häufig, wo es in der feinern Sprache nicht stehen würde. Der Einzler gewährt der Sprache eine Deutlichkeit und Bestimmtheit, welche bloſse Fallendungen niemals gewähren können.

Dem Abschnitte von den *Zahlwörtern* fügt Hr. Bl. (S. 225 ff.) einen dankenswerthen Absatz über die italische Stundenrechnung ein, mit Abbildung des Blättchens, welches in die Taschenuhren gelegt zu werden pflegt und welches die jedesmalige Mittagsstunde (auf unserm Blättchen für Rom) angiebt.

Ueber *ci*, welches Hr. Bl. „vielleicht aus *hic*" herleitet, während es zuverlässig aus *ecc' hic* entstanden ist (Diez II, 387), sagt der Hr. Verf., es könne nur von *i* in *c'* abgekürzt werden, und gleichwohl folgt noch in demselben Absatze unter den Beispielen: *c' è nissuno in casa.* Solche Ungenauigkeiten sind jedoch sehr selten; vielleicht ist auch nur durch einen Druckfehler *e* weggeblieben. — Bei der Ableitung der unbestimmten Fürwörter finden sich gleichfalls einige Ungenauigkeiten. Von dem schwierigen Worte *catauno* wird nur gesagt (S. 316), daſs es offenbar mit dem Frz. *chaque*, *chacun* und mit dem Sp. *cada*, *cadascuno* verwandt sei, obwohl der Zusammenhang mit *chaque* (d. i. quisque), dem im Italischen *ciascuno* entspricht, mehr als zweifelhaft ist. Diez versucht es (II, 375) von *usque ad unum* abzuleiten. Bei *nulla* steht bloſs *nihil* in Klammern, statt *nulla causa*, bei *altrui alterius* statt *alter' huic* (Diez II, 66); *desso* („eigentlich nur eine verstärkte Form von *esso*" S. 330) ist wohl

Digitized by Google

richtiger Abkürzung aus *metipse*, Prov. *meteis*, *medeis*; *stesso* ist nicht aus *istissimus* gebildet (S. 331), sondern aus *iste ipse*; *medesimo* (S. 332) nicht aus *metipse*, sondern aus *metipsissimus* (*metipsimus*), Prov. *smetessme* aus *semetipsissimus*.

Sehr genau und vollständig ist auch der Abschnitt von den *Zeitwörtern* behandelt. Hr. Bl. stellt hier zuerst (S. 336) den Grundsatz auf: „der einzige Weg, ihre Conjugation richtig aufzufassen, ist, dafs man zuerst sie an die ihr zu Grunde liegende lateinische halte, dann aber die Gesetze zu erkennen suche, nach welchen sie von den lateinischen Formen abgewichen und die ihr eigenthümlichen sich gebildet hat." Demgemäfs führt Hr. Bl. die Formen jeder Zeit einzeln auf und zwar in den Abtheilungen: jetzige Form, alt und dichterisch, fehlerhaft; dann folgen Bemerkungen über die Betonung, über die italische Form im Allgemeinen verglichen mit der lateinischen, dann ein Verzeichnifs aller nur irgend einmal bei Schriftstellern vorkommenden Formen mit genauen Belegstellen; öfters werden hier auch die Volksmundarten berücksichtigt, besonders die florenzische und römische.

In der Betrachtung der *unregelmäfsigen Zeitwörter* stimmt Hr. Bl. im Ganzen mit mir überein, auch darin, dafs er (S. 417 ff.) die unregelmäfsigen Zeitwörter nach dem Stammselbstlaute ordnet; doch übergeht der Hr. Verf. den Grundsatz, auf welchen die Selbstlautsteigerung beruhet, als aufser den Gränzen der italischen Sprachlehre liegend. Die Formen der Gegenwart ordnet er nun wiederum so: 1) blofse Selbstlautsteigerung („Diphthongirung"); 2) blofse Mitlautverbindung („Position"); 3) Selbstlautsteigerung und Mitlautverbindung zugleich; 4) Veränderung des Stammselbstlautes (in *udire*, *uscire* und *dovere*, welche auch mit zu 1) gerechnet werden könnten); 5) Anfügung von *isco*. So wie die Formen der Gegenwart, so ist auch die grofse Masse der unregelmäfsigen Formen der Vergangenheit übersichtlich unter gewisse Gesichtspuncte zusammengestellt, je nachdem nämlich die Vergangenheit auf *i*, oder *si* oder *ui* endigt, und je nachdem diese Endungen unmittelbar an den Stamm angehängt sind oder eine Veränderung desselben veranlassen.

Auch den *Gebrauch* und die *Verbindung* der Zeitwörter und Zeitwortsformen ist sehr klar und einfach dargestellt, besonders die Bedeutung der Zeiten; die sogenannten *Condizionali* sind mit Recht den Zeiten der Aussageweise zugerechnet.

Die *Umstandswörter*, *Verhältnifswörter* und *Bindewörter* bespricht Hr. Bl. zunächst der Form nach als ursprüngliche, abgeleitete und zusammengesetzte; dann hebt er mehrere hervor, die er nach Ableitung, Bedeutung, Gebrauch durchgeht, wozu ich mir einige wenige beiläufige Bemerkungen erlaube. *Eziandio* erklärt Hr. Bl. (S. 535) als entstanden aus *etiam* und *dio* d. i. deus, „wie denn die Italiäner, aus mifsverstandener Frömmigkeit, den Namen Gottes auch sonst wohl hinzufügen, wo er gar nicht hingehört." Die richtige Ableitung ist gewifs die von *etiamdiu*, welche auch Hr. Bl. mit der Bemerkung anführt, dafs sie „allerdings Vieles für sich hat." Bei *guari* wird angemerkt: „Ob unser *gar*? Andere wollen es von *graure* (grandis res)? ableiten." Die provenzischen Formen dieses Wortes (Diez II, 376) setzen die Ableitung von *gran ren* aufser Zweifel. Beim Verhältnifsworte *a* setzt Hr. Bl. (S. 552) ohne weitere Erläuterung „*ad* und *ab*" in Klammern hinzu, da doch nur *ad* angegeben sein sollte, denn *ab* (nicht das lateinische, sondern das altromanische aus Lat. *apud* entstandene *ab*) liegt höchstens in einem Falle im italischen *a* versteckt, nämlich wenn es ein Mittel bedeutet (Diez II, 405 f.). *Pure*, *pur* wird, obwohl zweifelhaft, von *per* abgeleitet, da es doch gewifs nichts Anderes als das lateinische *pure* ist.

In den Abschnitt von den *Ausrufungen* hat Hr. Bl. auch die Haupt- und Eigenschaftswörter und Redensarten mit aufgenommen, welche durch den Gebrauch zu Ausrufungen gestempelt worden sind; es ist dies ein zwar kurzer, aber anziehender und belehrender Abschnitt. Bemerkenswerth ist u. A., dafs die Italier bei Ausrufungen der Verwunderung den Namen Gottes nicht durch Verstümmelung umgehen, wie im Deutschen *Potztausend*, im Französischen *parbleu* u. dgl., sondern ihn ganz vermeiden und dagegen den Namen des Teufels vielfach verändern: *diavolo*, *diacine*, *diamine*, *diascane*, *diascolo*, *diaschigni*. Es müfste sehr anziehend sein, derartige Ausrufungen der verschiedensten Völker und Zeiten zusammenzustellen, anziehend und lehrreich für Völkerkunde und Sprachforschung.

Dem Abschnitte von der Formen- und Wortfügungslehre folgen zwei Anhänge: Verzeichnifs aller

Digitized by Google

unregelmäfsigen Zeitwörter und Verzeichnifs der Zeitwörter auf *ire* nach den verschiedenen Formen ihrer Gegenwart.

Der dritte Abschnitt (S. 622—677) behandelt die *italischen Mundarten*, meistens nach Fernow und mir, doch hatte Hr. Bl. auch einige Quellen, welche mir wenigstens nicht zugänglich waren. Der Hr. Verfasser giebt zuerst eine schätzbare Einleitung und bespricht dann die mittelitalischen Mundarten, die ich übergangen habe, weil ich für diese aufser Fernow keine Quelle hatte, also diesen nur hätte ausschreiben können, dann die norditalischen und zuletzt die süditalischen. Bei jeder Mundart werden in den Hauptzügen die dieselben wesentlich unterscheidenden Eigenheiten übersichtlich zusammengestellt und von den meisten eine kleine Probe gegeben. Die mailändischen Wörter *asca* senza und *nagot* niente, welche nach Hrn. Bl. (S. 642 f.) ganz unbekannten Ursprungs sein sollen, sind Lat. *absque* und *ne gutta*. Bei der kalabrischen Mundart sagt Hr. Bl. (S. 662), ich sei zweifelhaft über die Aussprache des *j* für *ll*; er meine, es sei eben so entstanden, wie die gezierte Aussprache mancher Franzosen aus *médaille*-*méda'ie* mache. Allerdings ist diese Erklärungsart die einfachste: *j* würde dann wie immer im Italischen lauten; aber Hr. Bl. hat meinen Zweifel dadurch doch nicht gehoben; denn in der von mir (S. 169 f.) angeführten Stelle Conias sagt dieser ausdrücklich, dafs *j* diesen Laut nicht genügend bezeichne, obwohl er in mehrern Orten Kalabriens *j* gesprochen werde; Andere drückten den fraglichen Laut durch *dd* aus; daher habe ich gemeint, dafs Kalabrisches, Italisches *ll* vertretendes *j vielleicht* etwa wie *dj* lauten möchte. Wenn Hr. B. ferner sagt (S. 665), ich leugnete gegen Fernow das Vorkommen von *uo* und *ie* im Kalabrischen gänzlich, so kann ich es natürlich nicht in der von Fernow gegebenen und von Hrn. Bl. aufgenommenen Probe leugnen (vielmehr habe ich selbst die dort vorkommenden Wörter mit *ie* und *uo* verzeichnet); ich habe (S. 170) nur sagen können, dafs sich diese Doppellaute im Kalabrischen, wie es sich in Conias Gedichten darstellt, nicht finden, und dafs wir annehmen müssen, die Mundart habe sich entweder seit 1737 so verändert, oder die Schreibung sei in jener Probe nicht genau.

S. 678—796 folgt noch ein vortrefflicher und erschöpfender, von der Vertrautheit des Verfassers mit der italischen Dichtung zeugender Abschnitt über die Verskunst, dem wir unsere vollste Anerkennung nicht versagen können, und den Schlufs des trefflichen Werkes macht (S. 797—821) ein sehr sorgfältig und genau gearbeiteter Nachweis.

Wir scheiden von dem verehrten Verfasser mit aufrichtigem Danke für sein schönes Werk und mit wahrer Hochachtung vor seiner gründlichen Kenntnifs der italischen Sprache. Die Bemerkungen, welche ich mir erlaubt habe, sollen dem Werthe des Buches durchaus nicht zu nahe treten, sondern ich habe in ihnen nur meine hier und da etwas abweichende Meinung aussprechen wollen, um den Hrn. Verfasser dadurch vielleicht zu etwas anderer Auffassung oder Darstellung einiger Einzelheiten bei einer zweiten Auflage zu veranlassen.

Die Verlagshandlung hat für eine dem inneren Werthe des Werkes entsprechende Ausstattung Sorge getragen.

August Fuchs.

VI.

Corpus Inscriptionum Graecarum. Auctoritate et impensis academiae litterarum regiae Borussicae ex materia collecta ab Augusto Boeckhio academiae socio edidit Ioannes Franzius. Voluminis tertii fasciculus primus. Berolini ex officina academica. Vendit G. Reimeri libraria. MDCCCXXXXIV. 280 *pag. in Fol.*

Als vor zwanzig Jahren das erste Heft dieses grofsen Werkes, eines wahrhaften κτῆμα ἐς ἀεί, erschien, da liefs sich noch nicht ahnden, wie bedeutend schon in den nächsten Decennien der epigraphische Schatz anwachsen, und wie viel derselbe zur tieferen, allseitigen Erkenntnifs des griechischen Alterthums beitragen würde. Seitdem ist nun ein neues Königreich Griechenland erstanden und hat auf seinem Festlande wie auf den Inseln eine unverhoffte Fülle von Inschriften zu den früher bekannten gespendet; seitdem sind durch gelehrte Reisende auch sonst überall, wo einst griechische Bildung die Völker zu schöner Menschlichkeit veredelte, namentlich in Kleinasiens vor Zeiten so blühenden Staaten, eine Menge beschriebener Steine wieder aufgefunden worden, die

Digitized by Google

mit dem Dichter zu sprechen, da wo öfters die Geschichte schweigt, redend zeugen, dafs in den jetzt meist traurig verödeten Gegenden vor vielen Jahrhunderten ein reich entfaltetes Dasein gelebt wurde. Je mehr sich aber in rascher Folge ergiebige Entdeckungen drängten und je häufiger noch fortwährend epigraphische Denkmäler zu Tage kommen, desto gröfser wurden die Schwierigkeiten und Mühen bei einem Werke, dessen Aufgabe es ist, sämmtliche griechische Inschriften zu umfassen. Denn der wachsende Stoff bietet zu den im Druck erschienenen Abschnitten des Corpus Inscr. Gr. immer und immer wieder Nachträge, und rückt einen völligen Abschlufs der einzelnen Sectionen in das Unbestimmte. Zugleich aber stellt auch das massenhaft aufgespeicherte Material noch jahrelang beanspruchende, mannigfach auch langweilige Arbeiten in Aussicht. Darum gehörte fürwahr Muth und Begeisterung dazu, um vor einer sich so gestaltenden Sachlage nicht zurückzutreten. In welcher Art nun Hr. Geh. Rath Boeckh das Werk eine geraume Reihe von Jahren hindurch allein geführt hat, davon legen die zwei ersten Bände des Corpus I. G. hinlänglich Zeugnifs ab. Deshalb braucht hier nicht ausführlich davon gesprochen zu werden, wie erst durch jenen grofsen Gelehrten die griechische Epigraphik mit den übrigen philologischen Doctrinen verknüpft worden ist, oder wie vortrefflich er das Ganze in dessen Architektonik angelegt und wie hochverdient er sich um Herstellung und Erklärung tausender von Titeln gemacht hat, noch wie er dadurch fruchtbar auf so viele Gebiete der Alterthumswissenschaft eingewirkt. Nur zweier Tugenden sei hier bei einem dankbaren Rückblicke auf jene zwei Theile mit ihren viertausend Inschriften in besonderer Ehre gedacht. Die eine davon ist die Treue im Ausharren bei der einmal übernommenen schweren Arbeit; als die andere mufs das weise Maafs gerühmt werden, welches vom Anfang an bei Erläuterung der Titel inne gehalten worden ist; eine Eigenschaft, welche in sich zugleich die Möglichkeit einer Vollendung des Ganzen schliefst.

Soll nun insbesondere über den unlängst erschienenen ersten Fasciccl des 3ten Bandes berichtet werden, so drängt es den Unterzeichneten zunächst auszusprechen, was mit ihm gewifs nicht Wenige fühlen, die sich überhaupt für diesen Zweig der griechischen Litteratur interessiren. Dies ist eine aufrichtige Freude darüber, dafs sobald nach dem lange sehnlich erwarteten Abschlufs des 2ten Bandes im Sommer 1844, jetzt ein neues Heft darthut, es habe der Begründer des hochwichtigen Werkes fördersamst für das Fortschreiten desselben Sorge getragen. Zwar erscheint Hr. Geh. Rath Boeckh nicht mehr selbst als Herausgeber, und es berichtet aufser der praefatio zum 2ten Bande kein weiteres Vorwort ausführlicher über die Aenderung dieses Verhältnisses. War aber in dem erwähnten Vorworte erklärt worden, dafs Hr. Geh. Rath Boeckh sich auch in Zukunft an dem Werke betheiligen und dafs die eigentliche Herausgabe ein so sachkundiger Gelehrter wie Hr. Professor Franz, der Verfasser der Elementa Epigraphices Graecae, übernehmen werde, so stand auch fernerhin das Beste zu erwarten, und diese Hoffnungen erweisen sich durch die Vorlage selbst als vollkommen gerechtfertigt und in Erfüllung gegangen. Denn einmal erhellt aus nicht wenigen Stellen, dafs Hr. Geh. Rath Boeckh fortwährend dem Unternehmen seine pflegende Theilnahme zuwendet (s. zu n. 3915. 3936. 3945. 3950. 3965. 4000. 4070. 4169. 4321, b. 4335. 4342 u. 4342, b. 4367, k. 4621); sodann aber sind die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, welche die zwei früheren Bände charakterisiren, auch dem neuen verliehen worden. Zeigt sich nämlich überall eine bis in das einzelnste Detail gehende Vertrautheit mit dem epigraphischen Stil und der Palaeographie, eine umfassende Sachkenntnifs und reiche Belesenheit in der griechischen Litteratur, und ein glücklich treffender Scharfsinn, wo etwas zu ergänzen und herzustellen ist, so begegnet man auch jener knappen Beschränkung des eigentlichen Commentares wieder, der in möglichster Kürze, mit Vermeidung polemischer Digressionen, immer nur auf das zunächst Nothwendige eingeht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Western University Library

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

Corpus Inscriptionum Gaecarum. Auctoritate et impensis academiae litterarum regiae Borussicae ex materia collecta ab A. Boeckhio academiae socio edidit Joannes Franzius. Voluminis tertii fasciculus primus.

(Schlufs.)

Dem Unterzeichneten, welcher das ganze Inschriftenwerk einigermafsen zu kennen glaubt, ist daher zuletzt der Eindruck geblieben, dafs Hr. Prof. Franz sich recht eigentlich in das Corpus Inscr. wissenschaftlich eingelebt hat. Ein einzelnes bestimmtes Beispiel aber wird gleich erhärten, wie erst durch die Behandlung jenes Gelehrten nicht wenige der hier publicirten Inschriften die Gestalt wieder empfangen haben, welche als die ursprüngliche oder doch als eine dieser sehr nahe gelten darf. Den unter N. 4059 nach Pococke's Copie gegebenen Titel hat nämlich auch der vielverdiente Altmeister Friedrich Jacobs, was Herr Franz noch nicht wissen konnte, im VIII. Bande seiner Vermischten Schriften, S. 62 flgde. ausführlich besprochen und herzustellen versucht. Die Ueberlieferung ist, mit Weglassung zweier Blättchen am Ende der 3ten und 7ten Zeile, folgende:

ΘΕΟΣΚΑΤΑΧΘο
ΝΙΟΣΚΑΤΕΣΚΕΥ
ΑΣΕΝΤΗΝΚΑΥ
ΕΤΡΑΝΚΑΙΤΟΝΒΩΜ
ΟΝΛΕΙΟΣΕΑΥΤΚ
ΑΙΤΟΙΣΔΙΟΙΣΜΝΗ
ΜΗΣΧΑΡΙΝ

Dies liest der ehrwürdige Greis (S. 65) also: Θεοῖς καταχθονίοις. Κατεσκεύασεν τὴν καμάραν καὶ τὸν βωμὸν Δεῖος ἑαυτῷ καὶ τέκνοῖς μνήμης χάριν. Doch Z. 3—4 und Z. 6 ist das Richtige verfehlt. Das hat offenbar Herr Franz getroffen, welcher ohne ein Wort beizufügen, καύστραν (vergl. C. J. Gr. n. 3290. 4105 und Strabo V. 232 vol. I. p. 373 Kram.) und ἰδίοις (n. 3314. 3364. 3369. 3371 u. s. w.) schrieb. Absichtlich wurde diese verhältnifsmäfsig leicht zu bessernde Inschrift ausgewählt, um darauf hinzudeuten, wie sehr die epigraphische Kritik durch eine genauere Kenntnifs des conventionellen Stiles derartiger Monumente gefördert wird. Weil ihm diese abging, war auch Reisig's Bemühen umsonst, als er in n. 4622 einen Pentameter, der vereinzelt unter mehreren Hexametern steht, wegemendiren wollte: man sehe noch zu n. 4582. 4618. 4622. 4623, über Seidler zu n. 4537. 4558, über Gesenius zu n. 4525. 4526, und über Porson das Lemma zu n. 4207. Nicht jedoch blos die kritischen Versuche solcher Gelehrten, die bei sonstiger Trefflichkeit doch gerade auf diesem Felde keine tieferen Studien gemacht hatten, werden durch den neuen Herausgeber mannigfach berichtigt: auch Männer, die als Epigraphiker mit Recht einen geachteten Namen haben wie Welcker (n. 4132. 4310), Letronne (n. 3886, Lemma n. 4661), Leake (n. 3832. 3835) boten zur Nachbesserung Gelegenheit.

Die Inschriften selbst, welche bis auf wenige (christliche wie 3876. 3989, d, f. 3998. 4103. 4191. 4575. 4580 oder jüdische wie 4129) dem heidnischen Alterthume angehören, sind in nachstehenden Abtheilungen enthalten: Pars XVII. Inscript. Phrygiae. Sectio I: Dorylaeum, Prymnesia, Orcistus et vicinia n. 3810—3822 e. Sect. II: Cotyaeum, Aezani et vicinia, Acmonia, Blaundus, Sebaste et quae in orientem vergunt n. 3823—3883. Sect. III: Eumenia, Hierapolis, Laodicea ad Lycum et vicinia, Attuda, Apamea Cibotus n. 3884—3968. Sect. IV: Phrygia Pisidice et Paroreus. Apollonia, Antiochia, Philomelium, Tyriaeum n. 3969—3986. Sect. V: Lycaonia. Laodicea com-

Digitized by Google

busta et Iconium n. 3987—4009, f. Pars XVIII. Inscr. Galatiae. Sect. I. Ancyra n. 4010—4080. Sect. II: Pessinus et vicinia n. 4081—4098. Sect. III: Inscriptiones Galatiae reliquae n. 4099—4148. Pars XIX. Inscr. Paphlagoniae. Amastris, Pompeiopolis, Sinope n. 4149—4167. Pars XX. Inscr. Ponticae. Amasia et reliqui Ponti inscr. n. 4168—4189. Pars XXI. Inscr. Cappadociae. Soandus, Tyana et. n. 4190—4197. Pars XXII. Inscr. Lyciae. Sect. prior: Telmissus, Cadyanda, Tlos, Pinara, Sidyma, Xanthus, Patara n. 4198—4297. Sect. posterior: Antiphellus, Megiste insula, Myra, Cyaneae, Sura, Limyra, Arycanda, Milyas, Chelidoniae, Olympus, Phaselis n. 4298—4338. Pars XXIII. Inscr. Pamphyliae. Attalia, Perge, Aspendus, Magydus, Side n. 4339—4361. Pars XXIV. Sect. I: Termessus et vicinia, Sagalassus et vicinia, Pednelissus et vicinia n. 4362—4379, p. Sect. II: Cibyratis. Cibyra, Balbura, Oenoanda n. 4380—4381, b. Sect. III: Isauria, n. 4382—4400. Pars XXV. Inscr. Ciliciae. Hamaxia. Jotape, Selinus s. Traianopolis, Seleucia, Corycus, Soli s. Pompeiopolis, Tarsus, Adana, Aegae n. 4401—4443. Pars XXVI. Inscr. Syriae. Sect. I: Syria propria. Hierapolis, Beroea et vicinia, Seleucia, Antiochia ad Daphnen, Laodicea ad Mare, vicinia Apameae n. 4444—4477. Sect. II: Palmyra n. 4478—4510. Sect. III: Coele Syria. Emesa, Damascus et vicinia, Heliopolis, Libanus n. 4511—4528. Sect. IV: Phoenice. Berytus n. 4529—4536. Sect. V: Palaestina. Trachonitis et Auranitis n. 4537—4666 (zu n. 4551 vgl. Rofs inscr. Gr. ined. fasc. II. n. 152. b). Sect. VI: Arabia petraea n. 4667—4669. Pars XXVII. Inscr. Mesopotamiae et Assyriae n. 4670—4672. Pars XXVIII. Inscr. Mediae et Persidis. n. 4673—4676.

Von diesen Titeln sind zunächst mehrere hier zum ersten Male ihrem eigentlichen Vaterlande zugeschrieben worden: so zu n. 3950. 4018. 4021. 4037—8. 4061. 4069. 4073. 4077. Schon vordem bekannt gemacht waren aber etwa zwei Drittel der ganzen Anzahl 866. Doch fällt die Publication eines guten Theiles auch dieser erst in die neuere und neueste Zeit, wo in einem Jahre mehr Gelehrte als fast in einem Jahrhunderte die classischen Gegenden durchreisen (Arundell, Hamilton, Fellow u. A.). Die hier zuerst mitgetheilten verdankt man gelehrten Reisenden, welche ihre Abschriften selbst oder durch Andere eingeschickt haben, wie die Herren Schönborn, Loewe, A. de la Borde, de St. Martin, Baron Wolff, du Bois, Hamilton, oder deren älteren Papieren, wie denen Seetzen's aus dem Jahre 1803, die Copieen entnommen sind. Hierbei mufs noch namentlich O. Müller's Verdienst gerühmt werden, welcher bei seinem Aufenthalte in England gar viele Stücke aus dem codex Askewianus, aus Beaufort und sonst abgeschrieben hat.

Fragt sich weiter, ob die vorliegenden Inschriften zur Förderung unserer Kenntnifs über die Länder und Städte, denen sie angehören, wie für die Alterthumswissenschaft überhaupt sonderlich viel Interessantes und Bedeutendes enthalten, so ist im Allgemeinen hierauf zunächst zu erwidern, dafs freilich eine grofse Anzahl rein private Verhältnisse von untergeordneter Wichtigkeit erläutern, so wie dafs die wenigsten Titel aus einem höhern Alterthume herstammen, die meisten vielmehr in der römischen Zeit und noch dazu der spätern abgefafst sind. Allein erstens fehlt es auch nicht an solchen Stücken, die allerdings ein allgemeineres Interesse erregen müssen. Hierher rechnet der Unterzeichnete die Inschrift aus Apollonia (jetzt Oluburlu) n. 3971 S. 54 flgde. Herr Prof. Franz hat nämlich mit glücklichem Scharfsinn entdeckt, dafs wie zu Ancyra so in genannter Stadt und gewifs auch anderwärts Copieen des römischen Verzeichnisses der Thaten August's, eines Compte rendu seiner Staatsverwaltung, zugleich mit einer griechischen Uebersetzung aufgestellt waren. Von den sieben Columnen, auf welchen letztere in jener phrygischen Stadt verzeichnet gewesen, haben sich nach den richtigen Combinationen des Herausgebers die Hälfte der 2ten und von den Anfängen der 3ten, 4ten und 5ten je sechs Zeilen erhalten (vgl. die Beilage zwischen S. 56 und 57), aufserdem darüber stehend Bruchstücke einer Weihung des Tempels an den Tiberius, welcher hier wie sonst noch bei Lebzeiten θεός genannt wird. Die muthmafslich verwitterten Buchstaben ΛΝΗΚΩΙ vor Τιβερίῳ Καίσαρι (nur bei Arundell, nicht bei Hamilton) lauteten ursprünglich vielleicht ΘΕΑΙΡΩΜΗΙΚΑΙ θεᾷ Ῥώμῃ καὶ Τιβ. Κ., wie öfters θεᾷ Ῥώμῃ καὶ Σεβαστῷ Καίσαρι dedicirt wurde, C. I. n. 478. 2696. 4039. Es mufs dem Leser selbst überlassen bleiben, zu sehen, wie Hr. Fr. mit geschickter Benutzung des Ancyrani-

Digitized by Google

schen Monuments die Trümmer lesbar gemacht und erläutert hat. An diese Inschrift reiht sich dann n. 4040: acht durch Hamilton aufgefundene, zum Theil aber sehr lückenhafte Columnen des griechischen Exemplars des eben erwähnten Monuments (Beilage zw. S. 88 und 89). Jede Columne übersetzt 15 — 16 Zeilen des lateinischen Originals, wonach S. 89, a berechnet wird, wie viel von dem Ganzen noch fehlt, zu dessen Aufspürung jedoch Aussicht vorhanden ist. In dem Commentar weist Hr. Fr. nach, wie die einzelnen griechischen Stücke, die theilweise von ihm erst ergänzt werden mufsten, dem lateinischen Texte entsprechen; auch giebt er zugleich gelehrte historische Erläuterungen in fruchtbarer Kürze. Nur scheint dem Referenten das lateinische Jovis Libertatis (im Griechischen Διὸς Ἐλευθερίου) von Becker im Handbuche der römischen Alterthümer I. S. 721 durch hinreichende Analogieen (Honoris-Virtutis, Herculis-Musarum) gegen die Aenderung Jovis Liberatoris geschützt zu sein. Uebrigens hat Egger aufser an dem im Lemma angeführten Orte seine Herstellung auch in dem Examen critique des Historiens anciens de la vie et du regne d'Auguste, Paris 1844, wiederholt. Neben diesen zwei Inschriften sei vorzugsweise noch einer, der lycischen aus Xanthus n. 4269, gedacht, welche nach Herrn Fr., ohne jedoch dessen Arbeit schon vor sich zu haben, Herr Professor Schneidewin behandelt hat. Auf 2 dactyl. Hexameter folgen, nach einer für das Alter des Epigrammes bemerkenswerthen Anomalie, 2 Pentameter, dann 2 elegische Disticha und zum Schlufs 4 Hexameter. Der König [Chers]is, des Harpagos Sohn — dies der Inhalt — weiht zum Andenken an seine Kriegsthaten den zwölf Göttern auf dem Markte zu Xanthus eine Säule. Ausführlicher als der etwas magere griechische Text scheint ein jüngerer lycischer den Ruhm jenes Königs verherrlicht zu haben. Ueber diese Art von Herrschern unter persischer Oberhoheit ist das Nöthige beigebracht. Die Buchstaben sind die älteren ionischen, wie sie in Asien um Olympias 80 bräuchlich waren; auch ist die Synizese in βασιλέας (für βασιλείας) auffallend. Die arkadischen Söldner aber *Z.* 10 weisen auf etwa die 100ste Olympiade; der erste Vers ist gänzlich dem Simonides entlehnt: Ἐξ οὗ τ' Εὐρώπην Ἀσίας δίχα πόντος ἔνειμεν, Bergk Poet. Lyr. Gr. S. 779.

Wird nun gleich zugestanden, dafs viele andere Titel nichts besonders Merkwürdiges aufzeigen, so ergiebt sich zweitens doch aus der Gesammtheit auch dieser Inschriften ein Reichthum von wissenswerthen Notizen aller Art, die bald bestätigend und erweiternd sich an vordem Bekanntes anreihen, bald auch diesen oder jenen Theil der Alterthumswissenschaft durch neue Aufschlüsse und Beiträge fördern. Namentlich ist es anziehend, zu verfolgen, wie sich das Griechenthum nach Sitte und Sprache in solchen Ländern gestaltete, wo es ursprünglich fremd mit einheimischen Elementen gemischt wurde. Ist es auch nothwendig, dafs Referent sich hier auf blofse Andeutungen beschränkt, so glaubt er doch einige Fingerzeige über das geben zu müssen, was geboten wird. In Bezug also auf Cultus und Feste verweist er auf Ζεὺς: βροντῶν 3810. 3819. 3822. 4135, βροντήσιος 4040 col. I, κεραύνιος 4520, Παπίας 3817 (Lobeck. Aglaoph. 1048), Aezanensis Jupiter 3835, Βουσσουρίτιος 4102, Σολυμεύς 4366, k und i, Ὀλύμπιος und Κορυφαῖος 4458, Βαιτοκαικεύς 4474, Jupiter Balmarcos und Βαλμάρκώς 4536, ἀνίκητος 4590, Διὶ καὶ τοῖς Βεννείταις (Μοξυνεῖται 3557) 3857, Διὶ Μαλβάχῳ καὶ Σελαμάνει 4449; Ἀρεία 4393; Μαλάχβηλος 4480; θεὰ Εὐβοσία 3906; Σεβαστὴ Εὐβοσία 3858, Σεβαστὴ Εἰρήνη 3886; θεὸς Ἰαρίβωλος 4483; θεοὶ Ἀνγδιστεῖς 3886 p. 25, a, ἡ Ἄγγδιστις 3993; θεοὶ Σωτῆρες 4558 p. 216, a; μητὴρ Βοηθηνή 3993, n. τρίκρανος μεγάλη 4121; Ἀχαία ἡ δεκάμαζος und τετρακόρη θεά 4000; Ἄρτεμις καλλίστη 4445; Λητὼ καὶ τὰ τέκνα 4259; θεὸς Χάνθος 4275; Ἀπόλλων ἀρχηγέτης 3905; Ἀ. Σούριος 4303, i und k; Ποσειδῶν Ἀσφάλειος und Ἀφροδείτη Εὔπλοια 4443; Διόπαν 4538; Ἠχώ 4539; πατρῷος Θεάνδριος 4609; Ἄζειζος 4619, Ἄζεὺς Ζεὺς ἅγιος 4665; wegen der winterlichen Nemeaden zu 4472, p. 221; θέμις Παμφυλιακή 4352.

Was die Personalnachrichten betrifft, so sehe man die Bemerkungen über die Geburtstagsfeier August's 3902, b, 3957 und Feste zu dessen Ehren 4039; über Commodus als Bruder des Septimius Severus 3837, Ἀδριανὸς Γενέτωρ 3841, Caracalla unter dem Namen Σεούηρος 3871, M. Οὔλπ. Τραϊανὸς ἀνθύπατος des Kaisers Vater 3935, Παυλείνα die Gemahlin Maximin's 4340, Lepidus (Lucian. Alex. 25) 4149, d. Tetrach. Lysanias (Evang. S. Lucae III. 1) 4521, Martius Verus (den Freund der Kaiser Aurelius und

Digitized by Google

Verus) 4601. Antiochus, ein sonst unbekannter Sohn Seleucus des III. kommt in der syrischen Königsreihe (vom Seleucus (Ζεὺς) Nicator bis Sel. IV. Philopator) 4458 vor; Ἀρταξάρης (Artakhsatrâ) der Stifter des Reiches der Safsaniden 4675, sein Sohn Σάπωρος 4676; von dem Geschlecht des Ὀδαίναθος ist zu n. 4057 gehandelt.

Für die Kenntnifs obrigkeitlicher und priesterlicher Würden bemerke man den σημειογράφος φυλῆς 3902, d; δι' αἰῶνος νομοφύλαξ 3937; μέγας Ἀντωνεινιανός 3953, l; στρατηγία ἡ διὰ νυκτός 3948; προστάται φυλῶν 3990, b (von den Phylen zu Ancyra zu 4016, υἱὸς φυλῆς 4018. 4019); ἐπίτροπος πρὸς ὄχθαις Τιβέρεως 3991; ἀκτωάριος Λανκιαρίων 4004; πεντεκαιδέκανδρος τῶν ἐκδικαζόντων τὰ πράγματα 4029; ποντάρχης 4157; ἀλαβάρχης 4267; ἀγορηταὶ τῆς πόλεως und ἀ. τῆς χώρας 4474; ἐπίτροπος Σεβαστοῦ δουκηνάριος 4485. 4498; ἀργαπέτης 4498; ἱεροταμίαι 4512; συνοδιάρχης 4489 (συνοδίαι 4485 Carawanen); zur Geschichte einzelner röm. Legionen dienen n. 4029. 4542. 4543. 4545. 4566. 4618. 4651; ἱππεὺς σίγκλαρις 4381, b; ἱππεὺς Ῥωμαίων 4498, χώρτης: cohortis 3902, c. — Ergiebig ist weiter der Gewinn, welcher der Geographie zu Gute kommt, wie denn für Phrygien Herr F. durch seine Schrift: Fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien, Berlin 1840, trefflich vorgearbeitet hatte: Αἰζανεῖται und Αἰξιαν. 3831; Μυσοὶ Ἀββαεῖται Lemma zu 3849; Βλαυνδεῖς Μακεδόνες 3866 (Stephan. Byz. Βλαῦδος); Εὐμένεια 3884; Ἄττουδα Lemma 3950; Λυδία (Schoba) Lemma 4602; Πεσσινοῦς = Balahazar Lemma 4085; Ἀδριανὴ Νικόπολις 4189; Ἀπέῤῥαι 4288; Παλαιτυρεύς 4380, m; Ἀντιοχεὺς ἀπὸ Δάφνης 4469; Μάμψαστον 4472; Φοράθης und Ὀλαγασιάς 4489; Ἔφκα πηγή zu Palmyra 4502; τὸ κοινὸν τῆς μητροκωμίας Ζοραουηνῶν 4562; Βόστρα 4644; κολωνεία Εἰκόνιον 3393, Κλαυδοκινιεῖς 3991 u. s. w. Allerlei neue, namentlich Verwünschungs-Formeln finden sich auch in den, wie schon angedeutet, zahlreichen Epitaphien, aus denen die Elementa Epigr. Gr. S. 341—2 und die Abhandlung von Lasaulx's: Ueber den Fluch bei Griech. und Röm. S. 20 manche Nachträge erhalten können: ὀρφανὰ τέκνα λίποιτο, χῆρον βίον, οἶκον ἔρημον 3862. 3875. 3990, k. 4000; οὕτως ἀώροις περιπέσοιτο συνφοραῖς zu 3814; ἔσται αὐτῷ πρὸς τὸν θεόν 3890. 3902. 3902, f, n. 3962, b. 4259. 4380, r, s; ἔσται αὐτῷ πρὸς τὴν χεῖρα τοῦ θεοῦ 3963; 3891; 3915; 4190; über den gemüthlichen Zuruf καὶ σὺ (σοὶ) τὰ διπλᾶ (nämlich χαῖρε) 4457. 4565. 4570. 4572. — In rein sprachlicher Beziehung, sei es etymologisch oder syntaktisch, erwähnt Referent σόν mit Dativ und nachfolgendem Genitiv 3989, b und d, τῆς ἀρετῆς ohne ἕνεκα 3970, die Genitive Λιοκλῆος 3852, Καλλικλῆδος 4366, a, Γέτας 3956, Ἰόβας 4269, b, μετέδων 3964, das schon angeführte περιπέσοιτο, ἱέρισσα 4009, b, προγονός privignus 4040. IV (Schoemann zum Isaeus 483), πενθεριδεύς 4079, ἡ πάτρα 3891, ταφεών 4507, κορακοῦν 3919, σκυλεῖν 4077, ἱεροκηρυκεῖν 4303 i und k. Mit Bezug auf die sorgfältig beibehaltene oft barbarische Orthographie (3922. 3923. 3968. 4453. 4588) sind zu notiren: ἐκλησία 4028. 4032, Ἀγοῦστα 3989, b, καστρῆσις castresis 3888, στήλλη 3902, b. 3982. 4077, Γέμελος Gemelus 3902, g, τεθνῆναι 3902 m und r, πανθερός 4390, ἀρχιειρέα 3839. — Manches wäre nun noch über die vielen Epochen der einzelnen Länder und Städte beizubringen. Doch Referent bricht ab, indem er nur die Notiz hinzufügt, dafs von den hier gegebenen Titeln inzwischen einzelne vor Ausgabe des Heftes schon durch Herrn Professor Welcker, im Rhein. Mus. 1844 behandelt worden sind, nämlich 3902 r S. 267, 3962 S. 266, 3964 S. 265, 4158 S. 272, 4174 und 4180 S. 249. Herrn Professor Franz aber, dies des Unterzeichneten herzlicher Wunsch, möge vergönnt sein, das rühmlich begonnene Werk zum glücklichen Ende zu führen!

K. Keil, in Pforte.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1845.

VII.

Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer und aus seiner so wie der nächstfolgenden Zeit. Von Jacob Grimm. Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften am 24. April 1843. Berlin 1844, in Commission bei Wilhelm Besser. 116 S. 4.

Unter den deutschen Kaisern hat Karl der Grofse in der Poesie seines Volkes den ersten Platz empfangen. Deutsche und romanische Dichter priesen seine Thaten, und das Heidenthum selbst, das er bekämpfte, trug zu seiner Verherrlichung bei: es klammerte sich noch im Erliegen an ihn an und erhob ihn, den eignen Feind, zum Halbgotte, um hinter ihm verborgen noch eine Zeit lang im Volke fortleben zu können. Karl der Grofse trat an die Spitze der wilden Jagd, an Wodans Stelle; Wodan ähnlich sitzt er noch jetzt mit seinem langen Barte im Odenberg in Hessen und im Unterberge bei Salzburg; er empfing Berchta zur Mutter, eine Waldfrau oder Meerminne zur Geliebten, und Riesen und Zwerge kämpften in seinem Heer. Ihm am Nächsten steht unter seinen Nachfolgern Friedrich Barbarossa. Obwohl auf diesen bei Weitem nicht so helles Licht der Poesie gefallen ist, so wurden doch auch seine Thaten von gleichzeitigen und späteren Dichtern besungen, und auch er haust noch jetzt im Kifhäuser und in andern deutschen Bergen und wird einst wiederkehren um eine grofse, untergegangne Zeit zurück zu bringen. Von Friedrich Barbarossa und der Poesie seiner Zeit handelt Jacob Grimm in seiner neuesten Schrift, deren Inhalt ich hier in den Hauptzügen angeben will; nicht weil ich glaubte, dafs meine oder irgend eines Referenten Worte die Schrift besser empfehlen könnten als des Verfassers Namen, nur weil sie nicht den gewöhnlichen Weg des Buchhandels durchläuft und darum manchem Freunde des deutschen Alterthums und der mittellateinischen Poesie entgehen könnte, während sie doch für ihn geschrieben ist und ihn gewifs erfreuen wird.

Unter den deutschen Gedichten des Mittelalters besitzen wir bekanntlich keins auf Friedrich I., doch war eins vorhanden, wie uns Rudolf von Ems in der literarhistorischen Stelle seines Wilhelm ausdrücklich sagt; dieses schilderte *wie der edel Stoufære, der keiser Friderich verdarp und lebende hôhez lop erwarp.* Für den Verfasser dieses Gedichtes hielt man bisher nach der gleichlautenden Lesart aller verglichnen Handschriften einen *von Absalône*, obgleich dieser Name sonst nirgend vorkommt und es kaum denkbar ist dafs ein deutscher Ort je so geheifsen hat. Lachmann schlägt, wie Grimm S. 6 anführt, vor *von Arbône*, und hierfür spräche, dafs „Rudolf vorzugsweise Dichter seiner Landschaft nennt und auch sehr unberühmte." Grimm dagegen vermuthet, dafs in Rudolfs Worten:

wolde iuch meister Fridanc
getihtet hân, sô wæret ir
baz für komen dann an mir;
oder von Absalône
hæt er iuch alsô schône
berihtet als diu mære
wie der edel Stoufære u. s. w.

nach *mir* zwei Zeilen ausgefallen sind, und dafs sich *von Absalône* auf ein andres verlornes Gedicht bezieht, dessen Erwähnung in den fehlenden Zeilen begann und mit *oder* (vielleicht mit *und*) fortgesetzt wird, so dafs dieses Gedicht wie das von Friedrich noch Freidank zufiele. Grimm hebt dabei hervor, dafs es nach dem, was wir von Freidank wissen, auffällt ihn unter den in Rudolfs Alexander und Wilhelm aufgeführten Dichtern zu finden, da Rudolf sonst nur epische Dichter nennt, und wenn er andre berühren

Digitized by Google

wollte, Walther neben Freidank füglich nicht übergeben konnte; dazu kommt dafs vor *von Absalône*, wenn dies ein Dichtername, *der* unentbehrlich ist, so wie dafs im Alexander die Worte über Freidank *dem elliu rede (der) volge jach swes er in tiutscher zungen sprach* auf mehr Werke Freidanks als die uns erhaltne Spruchsammlung zu deuten scheinen. Bei Absalon möchte Grimm dann lieber an den dänischen Bischof, Waldemars Rathgeber († 1201), als an Davids Sohn denken. Zugleich werden hier S. 10 f. 113 f. Gründe gegen die Identität Walthers und Freidanks angegeben.

Hierauf berührt der Verfasser Docens Mittheilung in den Miscellaneen 2, 159, dafs eine der Ueberarbeitungen der Rudolfschen Weltchronik ein Abenteuer von *hern Fridreich von Auchenfurt*, einem Gesellen Friedrichs I. enthielt, welches jedoch in der münchner von Docen benutzten Handschrift bald nach dem Anfang abbricht und aus andern Handschriften, wenn es in ihnen vorkommt, bekannt zu machen wäre. Die von Wilken im Verzeichnifs der Heidelberger Handschriften S. 544 erwähnten Bruchstücke eines Gedichtes auf Friedrich Rothbart dagegen haben sich bei näherer Betrachtung als der in vielen Rezensionen vorkommende Brief des Priesters Johannes erwiesen, welcher bald an Kaiser Emanuel (1143 — 1180), bald an Friedrich gerichtet ist. Es berichtet diese von einem Deutschen zu Königsberg in Ungarn verfafste Rezension, aus welcher die hieher gehörigen Stellen im Anhang S. 103 — 107 mitgetheilt werden, Johannes habe den Brief mit vielen Geschenken an Friedrich gesandt, und Friedrich habe von den Kleinoden einen Ring behalten, der unsichtbar machte; als er später vom Papst gebannt wurde, habe er den Ring angesteckt und sei plötzlich verschwunden; das Volk aber hoffe seine Wiederkehr. Dieser Schlufs weist sicher auf Friedrich I., von dem man schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts scheint geglaubt zu haben, dafs er verschwunden ist und einst wiederkehren wird (Myth. 910): doch starb Friedrich I. nicht im Banne, so dafs der Dichter Züge aus der Geschichte Friedrichs II. einzumischen scheint.

Unter den mittellateinischen Dichtern werden Gottfried von Viterbo und Günther, der in den fliefsenden Hexametern seines Ligurinus nichts als einen Auszug aus Otto von Freisingen und Radevicus giebt, nur kurz erwähnt. Um so ausführlicher handelt der ganze übrige Theil der Schrift von einem bisher unbekannten lateinischen Dichter, der Walther hiefs, unter verschiedenen Beinamen als Archipoeta, Abbas, Subprior, Primas, Presbyter vorkommt und dem besonders mehrere, vielleicht alle Gedichte gehören, die unter den Namen Gualtherus Mapes und Golias überliefert sind. — Zunächst enthält eine göttinger Handschrift von ihm acht (S. 49 — 63 mitgetheilte) Gedichte, deren sieben die Aufschrift *Archipoeta* führen. Dieses Wort, das noch in der neuen Ausgabe des Ducange fehlt, weist Grimm nach aus Cäsarius heisterbacensis De miraculis et historiis memorabilibus 2, 16, wo erzählt wird, wie ein *vagus homo, Nicolaus nomine, quem vocant archipoetam*, krank zu den Cisterciensern nach Heisterbach kam und in Todesfurcht die Kutte nahm, doch genesen wieder entfloh. Ob dies derselbe Archipoeta sei, von welchem die Lieder stammen, ist aus Cäsars Erwähnung so wie aus den Liedern nicht zu ersehen; der Zeit nach wäre es nicht unmöglich, doch müfste der Name Nicolaus auf einem Irrthum beruhen, und das Ereignifs müfste allerdings in des Dichters höchstes Alter fallen, da er schon um 1162 erscheint, Cäsar aber, welcher den Fall als *anno praeterito* vorgekommen erwähnt, sein Werk erst 1222 vollendete, so dafs man des Archipoeta Versuch Mönch zu werden, auch wenn man annimmt, dafs Cäsar mehrere Jahre an seinem Werke schrieb, doch nicht füglich über 1215 hinauf rücken darf. „Es käme darauf an, Archipoeta in andern Stellen als einen Ausdruck allgemeinerer Bedeutung nachzuweisen." Grimm führt nur noch einen Archipoeta aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts an, Camillo Querno, den Hofsänger und Hofnarren Leos X. — In den acht Gedichten der göttinger Handschrift schildert der Verfasser sich selbst als fahrenden Sänger, der in gröfster Armuth, doch, sobald er etwas besitzt, verschwenderisch und ausschweifend, auch in der Noth stets sorgenlos umherzieht: er zeigt entschiednes, grofses poetisches Talent und beherrscht die Form mit seltner Leichtigkeit. Der gröfsere Theil der Gedichte ist an den Erzkanzler Reinald von Köln gerichtet, zu welchem der Dichter eine Zeit lang in nahem Verhältnifs gestanden haben mufs, da er von sich selbst in einem Gedicht an

Digitized by Google

Reinald sagt *tuus quondam adoptivus* und erwähnt, wie glücklich er einst an des Erzkanzlers Hofe gelebt habe:

ut jam loquar manifeste,
paupertatis premor peste
stultus ego, qui penes te
nummis, equis, victu, veste
dies omnes duxi feste.

Von Reinald beauftragt, schrieb der Dichter, wie sich aus dem vierten Gedicht ergiebt, *que gessit in Latio cesar Fredericus.* Schon die Verbindung mit Reinald führt auf die Vermuthung, dafs der Dichter ein Deutscher war; diese Vermuthung wird dadurch unterstützt, dafs er die Freigebigkeit der Deutschen gegenüber dem Geize der Italiäner, der „*gens proterva,*" rühmt, und dafs er die Ermordung Philipps von Schwaben in einem besondern Gedichte beklagt (auch vergl. die S. 34 von Grimm für deutschen Ursprung angeführten Ausdrücke). Die Gedichte der göttinger Handschrift, welche ihrem ganzen Tone nach in heifser Jugend und nicht lange nach einander verfafst sind, fallen wohl nicht vor 1162, da die Zerstörung Mailands in zweien erwähnt wird, und nicht nach 1167, da Reinald im Herbst dieses Jahres starb. — Zu diesen acht göttinger Gedichten kommen drei, die in einer früher zu Stablo, jetzt zu Brüssel befindlichen Handschrift erhalten und zuerst von Reifenberg im *Bulletin de l'academie royale de Bruxelles tom.* 9. (1842) No. 5. herausgegeben sind: das letzte ist das siebente göttinger, die beiden andern, von denen das zweite mit dem göttinger vierten sechs Strophen gemein hat, sind in berichtigtem Text hier wiederholt (S. 64 — 71). Beide sind glänzende Zeugnisse für des Dichters Talent. Das erste ist an Friedrich I. gerichtet; im zweiten (*Poete confessio*) klagt der Verfasser sich selbst an, Liebe, Spiel und Wein seien sein Verderb, und hier finden wir von der zwölften Strophe an das bekannte Lied *Meum* (wie die Handschrift giebt, nicht *mihi*) *est propositum in taberna mori*, welches nebst vielen andern unter dem Namen des Gualtherus Mapes geht. Dieser Gualtherus Mapes war ein Zeitgenosse unsers Dichters; nach Wrights Vorrede zur Ausgabe seiner Gedichte lebte er noch 1210. Der älteste Zeuge für ihn scheint Giraldus cambrensis, der ihn als Heinrichs II. Günstling und Caplan erwähnt, und zu welchem Walther selbst einst sprach *Multa, magister Giralde, scripsistis et multum adhuc scribitis, et nos multa diximus; vos scripta dedistis et nos verba* (S. 30). Hiernach hätte Walther Map nichts geschrieben; gleichwohl werden ihm Gedichte und mehrere Prosaschriften (wie die Quelle der altfranzösischen Romane von Lancelot und Tristan, s. Anhang *B*) beigelegt: bei diesen allen aber erscheint Walthers Name erst im 14. Jahrhundert, und auch dann noch steht nur Galterus, Gauterus, nie der Zusatz Map; Walther jedoch hiefs auch unser deutsche Dichter (S. 40). Andre, wie es scheint ältre, englische Handschriften geben denselben Gedichten die Ueberschrift *Golias*, welches gleichbedeutend mit *Goliardus* (*gouliard, goulard*) einen fahrenden Sänger bezeichnet, also für unsern Archipoeta, nicht für Heinrichs II. Caplan pafst. Nun ist in dem oben erwähnten Gedicht *Poetae confessio* Str. 24 statt *electe Colonie* gesetzt *presul coventrensium;* die Erinnerungen an Friedrich und Reinald aber sind in den Gedichten sämmtlich getilgt, wonach es kaum zweifelhaft sein kann, dafs die Gedichte unsers Archipoeta, ursprünglich vielleicht nur durch einen Irrthum, welchen der gleiche Name veranlafste, dem Engländer zugeschrieben, später aber absichtlich verfälscht wurden, damit nicht die Spuren ihrer Herkunft gegen die Autorschaft des Engländers zeugten. Dafs Walther Map selbst die Gedichte sich angeeignet und sie verfälscht habe, dies anzunehmen haben wir keinen Grund, zumal da Walthers Worte bei Giraldus dagegen sprechen. Noch gewagter aber wäre es den deutschen und englischen Walther für identisch zu halten, so dafs entweder der Deutsche nach Reinalds, seines Beschützers, Tode sich nach England gewandt hätte, oder der Engländer in seiner Jugend durch Deutschland, Frankreich und Italien, wo wir den Archipoeta finden, gezogen wäre. Gegen diese Identität läfst sich nicht blofs das Zeugnifs des Giraldus in noch höherem Grade geltend machen, sondern vorzüglich sähe man bei ihr nicht, weshalb die Gedichte verändert seien; auch würde in den Nachrichten über Map sich wohl eine Spur seiner langjährigen Wanderungen und seines Verhältnisses zu Reinald und Friedrich finden; die von Heinrichs II. Caplan verfafsten Gedichte würden nicht in, wie es scheint, ältern Handschriften einem Golias zugeschrieben werden, und bei Walther würde der Zusatz Map kaum fehlen.

Digitized by Google

Von demselben deutschen Walther nun finden sich Gedichte in einer münchner Handschrift, aus der schon Docen in Aretins Beiträgen und in den Miscellaneen Proben mitgetheilt hatte. Hier nennt sich der Dichter Walther, giebt als seinen Geburts- oder Wohnort an *nostra Briciawia* (wie Grimm vermuthet, der Breisgau), erwähnt die feurigen Weine von Trier und führt in einem der Gedichte ausdrücklich das Jahr 1177 an, in dem Friedrich I. von Alexander III., vorzüglich durch Vermittlung des Erzbischofs Wichmann vom Bann gelöst sei. Aus dieser Handschrift giebt Grimm S. 71—97 reiche Auszüge nebst einem Facsimile. Besonders schön ist unter diesen Gedichten das von Phyllis und Flora, welches in provenzalischer Weise den Streit zweier Jungfrauen darstellt, von welchen die eine einen Ritter, die andre einen Geistlichen liebt; sie ziehen gemeinsam zum Liebesgotte, welcher den Streit zu Gunsten des Geistlichen entscheidet. Als Beispiel, wie der Dichter auch Nebenzüge fein ausmalt, kann die kurze Schilderung des Zuges der Jungfrauen gelten:

Equitabant pariter ambe domicelle,
vultus verecundi sunt et gene tenelle:
sic emergunt lilia, sic rose novelle,
sic decurrunt pariter due celi stelle.

In einer Strophe, welche die *Poetae confessio* aus dieser Handschrift neu empfängt, bietet sich der Verfasser dem Erzkanzler Reinald zum Briefschreiben und Dichten an und fügt hinzu „*vices in dictamine potero supplere*," was auf die Vermuthung leitet, dafs eine S. 35 erwähnte, unter Reinald geschriebne, doch noch nicht genauer untersuchte *ars dictandi* oder *summa dictaminum* demselben Verfasser gehöre. Zugleich nennt sich hier der Dichter *Subprior*, *Abbas cucaniensis* (aus Schlaraffenland) und *Primas, qui dicitur vilissimus*, wonach es scheint, dafs diese kirchlichen Würden, wie vielleicht auch Archipoeta, im Scherz zur Benennung der fahrenden Schüler dienten. Unter der Aufschrift „*versus Primatis presbyteri*" nun hat Grimm ferner in einer venediger Handschrift des 14. Jahrhunderts Gedichte gefunden, deren Ton unzweifelhaft den Archipoeta als Verfasser erkennen läfst, und unter denen sogar vier Strophen aus der Confessio desselben wiederkehren. Zu diesen Gedichten gehört auch das in Haupts Zeitschrift 3, 523 ff. aus einer breslauer Handschrift gedruckte von den fünfzehn Zeichen des jüngsten Gerichtes, welchem, wie die venediger Handschrift zeigt, in der breslauer Einleitung und Schlufs, im Ganzen sieben Strophen, fehlen. Presbyter nennt sich der Dichter schon im vierten der göttinger Gedichte, Strophe 29, 4. Zu der Benennung Primas aber führt Grimm aus den Annales colmarienses an „*Primas vagus multos versus edidit magistrales*" (Haupts Zeitschrift 4, 573), was sich ebenfalls auf unsern Dichter beziehen kann; vorzüglich aber scheint ihn Boccaccio in einer (im Anhang S. 108—110 beigefügten) Erzählung des Decamerone (1, 7) unter dem *Primasso* zu meinen, den er *un gran valente uomo in gramatica, oltre ad ogn' altro grande e presto versificatore* nennt.

So hat Grimm einen begabten, fruchtbaren Dichter der Vergessenheit entrissen und in seinen Dichtungen zugleich einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Poesie des fahrenden Volkes gegeben, von dessen Sitten und Bräuchen er bei anderer Gelegenheit ausführlicher zu handeln verspricht.

Sommer, in Halle.

Digitized by Google

Northwestern University Library

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Februar 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Februar-Heftes.

Jahrbücher Nr. 21—40.

Seite

Bullettino archeologico napoletano; pubblicato da Francesco M. Avellino. Napoli, 1. Novembre 1842—1844. Zwei Jahrgänge. — Brunn. 161

Ueber die neueren Vorschläge zur Verbesserung des Criminal-Verfahrens in Deutschland. Von Dr. Friedrich August Biener. (Aus dem zwölften Bande der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft besonders abgedruckt.) Berlin, 1844. — Zachariä. . 281

Ueber das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen. Von Dr. August Wilhelm Bohtz. Göttingen, 1844. — Danzel. . . . 263

Die Einheit der Sanskrit-Declination mit der Griechischen und Lateinischen. — Aus dem Gesichtspuncte der klassischen Philologie dargestellt von Friedrich Graefe. Erste Abtheilung. St. Petersburg, 1843. — Curtius. 199

Seite

Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von Carl E. Meinicke. Prenzlau, 1844. — v. Roon. 217

Τὸ τελευταῖον ἔτος τῆς ἑλληνικῆς ἐλευθερίας. Ἱστορικὴ καὶ χρονολογικὴ πραγματεία, ὑπὸ Κ. Παπαρρηγοπούλου. Ἀθῆναι, 1844. — Kind. 238

Plato's Staat übersetzt von K. Schneider. Breslau, 1839. — Schrader. 313

M. Terentii Varronis Saturarum Menippearum Reliquiae. Edidit Franc. Oehler. Praemissa est commentatio de M. Terentii Varronis Satura Menippea. Quedlinburgi et Lipsiae. MDCCCXLIV. — Hertz. 252

Anzeigeblatt No. 1.

Seite

Literarische Anzeigen . . . . . 1—4

Digitized by Google

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei **Wilh. Besser** in Berlin (44 Behrenstrafse).

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Gefahren und Abwehren

der Ruthardtschen Methode

für den Unterricht in der lateinischen Sprache. Von Dr. *J. R. Köne*, Gymnasial-Oberlehrer zu Münster, und Mitglied des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Der in der lateinischen Sprachwissenschaft rühmlich bekannte Herr Verfasser hat in obiger Schrift überzeugend dargethan, dafs die Einführung der Ruthardtschen Methode, weil dieselbe von keinem doctrinellen Principe ausgehe, sehr verderblich sein würde, und sodann auf einige in der alten Methode herrschende Uebelstände hingewiesen und in deren Beseitigung eine feste Wehre wider die gefährliche Lehrart gefunden. Die vieljährigen, aus dem Leben der Schule geschöpften, für die alte und wider die vorgeblich neue Methode, in dieser Schrift vorgebrachten Erfahrungen sind so mannigfaltig und lehrreich, dafs diese Schrift nicht allein jedem zunächst betheiligten Schulmanne, sondern auch den Eltern, deren Söhne das Gymnasium besuchen oder noch besuchen sollen, auf das dringendste empfohlen werden mufs.

Münster, im Nov. 1844.

Friedr. Regensberg.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Monumenta Germaniae Historica inde ab anno Chr. 500 usque ad annum 1500; auspiciis *Societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi* edidit *Geo. Heinr. Pertz. Tomus VII.* oder: *Scriptores Tomus V.* 151½ Bogen. Mit 4 Tafeln Handschriften-Proben. Folio. Pracht-Ausgabe Nr. I. Subscr.-Preis: 13⅓ Thl. Ausgabe Nr. II. auf Velin-Papier, Subscr.-Preis: 9 Thl.

— — — — *Tomus VIII.* oder: *Scriptores Tomus VI.* 212½ Bogen. Mit 4 Tafeln Handschriften-Proben. Folio. Pracht-Ausgabe Nr. I. Subscriptions-Preis: 19⅔ Thl. Ausgabe Nr. II. auf Velin-Papier, Subscriptions-Preis: 13⅔ Thl.

Also zusammen 364 Bogen mit 8 Tafeln. Ausgabe Nr. I. 33 Thl. Ausgabe Nr. II. 22⅔ Thlr.

Die nunmehr erschienenen acht ersten Bände der MONUMENTA (oder Scriptores I. bis VI. und Leges I. u. II.) umfassen 1567½ Bogen mit 43 Handschriften-Tafeln in Folio und kosten vorerst noch im Subscriptions-Preise in der Ausgabe Nr. I. 142 Thl. — in der Ausgabe Nr. II. 96½ Thl. — Die Fortsetzung ist unter der Presse.

Die neue Auflage von

Sophoclis Electra ed. *Wunder* hat so eben berichtigt und bereichert die Presse verlassen und kostet jetzt: 16 gGr. = 20 nGr. (Auch von Ajax erscheint allernächstens die 2te A.)

Die Wunder'sche Ausgabe des Sophokles, dessen Dramen in derselben auch besonders zu beziehen sind, wurde oft schon von Eltern und Lehrern (so wie auch Euripidis tragoedd. ed. Pflugk et Klotz, Homeri Ilias ed. Spitzner, Xenophon und andere Autoren aus der Bibl. Gr.) zu Prämien gewählt. Daher verabreicht jede Buchhandlung Verzeichnisse gratis.

Hennings'sche Buchhandlung in Gotha.

Anzeige für Freunde des Alterthums, für Schul-Bibliotheken u. s. w.

betreffend die jetzt sehr erleichterte Anschaffung von

Mannert, K., Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargestellt. 10 Bände. Mit Karten. gr. 8.

Nachdem die bisherige Verlagshandlung des einzelnen VII. Bandes uns denselben käuflich gefälligst überlassen hat, ist nun dieses berühmte und inhaltsreiche Werk vollständig in unserem Verlage vereinigt und augenblicklich nur die 2. und 3. Abtheilung des VI. Bandes (Kleinasien) wieder vergriffen. Mit der ganz neuen und zeitgemäfsen Bearbeitung dieser wichtigen Abtheilung ist der durch seine trefflichen Leistungen und seine Reisen in Kleinasien bereits rühmlichst bekannte Herr H. Kiepert in Berlin thätig beschäftigt und ist von ihm ein ausgezeichnetes Werk zu erwarten, das auch selbständig ausgegeben werden soll, und worauf wir vorläufig aufmerksam machen. Um nun die Anschaffung der jetzt vorhandenen Bände I — VI. 1. u. VII — X. so viel als möglich zu erleichtern, haben wir den bisherigen sehr bedeutenden Preis auf 12 Thl. ermäfsigt, wozu dieselben (so wie einzelne Bände und Abtheilungen zur Hälfte des Ladenpreises) durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Hahn'sche Verlags-Buchhandlung in Leipzig.

In **Hartlebens** Verlags-Expedition in Pesth ist erschienen:

Urgeschichte der Slaven

oder

über die Slavinen

das heifst Prahler, vom trojanischen Krieg bis zu den Zeiten Kaiser Justinians I.

Von **Stephan v. Horvát.**

Aus dem Ungarischen übersetzt. Mit 2 Tab. gr. 8. 1 Thl. 16 gGr.

Marokko

in seinen geographischen, historischen, religiösen, politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zuständen.

Nach eigener Anschauung geschildert

von

Freiherrn von Augustin.

8. Mit Muley Abderahmanns Portrait, und 2 Ansichten in Stahlstichen. geh. 1 Thl.

Die Feuerschlünde Frankreichs haben mit erschütternder Gewalt gegen die Thore der Barbarei gedonnert, wo ein einst in Kunst und Wissenschaft vorleuchtendes Volk in geistiger Versunkenheit darnieder liegend in einem Lande, das einst so blühend nun so wüste, so reich und doch so arm, mit Menschen voll Muthes und doch Sclaven, die grofse Hand erwartet, die es entweder vernichten oder zu neuem Dasein erwecken wird. Der als Militair und Diplomat ausgezeichnete Verfasser schildert diese Zustände nach eigner Anschauung höchst freimüthig, wodurch sie einen wundervollen, oftmal poetischen Eindruck machen.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

University Library

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

VIII.

Bullettino archeologico napoletano; pubblicato da Francesco M. Avellino. Napoli, 1. *Novembre* 1842—1844. *Zwei Jahrgänge*, 35 *Bogen in* 4. *mit* 15 *Kupfertafeln.*

Das Bullettino archeologico napoletano ward bei seinem Erscheinen von dem Herausgeber, Hrn. Fr. M. Avellino, als eine archäologische Monatsschrift angekündigt, die in derselben Weise, wie das Bullettino des archäologischen Instituts für das gesammte Gebiet der Archäologie, so speciell für die Grenzen des Königreichs Neapel sich die Aufgabe stelle, einen fortlaufenden Ueberblick über die neu zu Tage geförderten Denkmale des klassischen Alterthums zu geben. Es solle demnach enthalten 1) Die Berichte über die Ausgrabungen in allen Theilen des Königreichs, wo nicht, wie in Pompei, vom Verf. an Ort und Stelle entworfen, nach den genauesten eingelieferten Berichten; 2) Nachrichten von vaterländischen Denkmälern, sowohl unedirten, als solchen, die bisher nur ungenügend bekannt waren; 3) Auszüge und Uebersichten der darauf bezüglichen Literatur; 4) vermischte Nachrichten und Notizen. Lange Erörterungen und Abhandlungen wurden von vorn herein ausgeschlossen, da nur eine Vollständigkeit des Thatsächlichen erzielt werden solle. Leider erstreckt sich die politische Spannung, die zwischen dem Festlande und Sicilien herrscht, auch auf die Wissenschaft, so dafs die sicilianischen Alterthümer vom Plane des Bullettino ausgeschlossen wurden. Zwar ward versprochen, nach Kräften auch über sie anhangsweise Mittheilungen zu machen; diese beschränken sich aber im Laufe von zwei Jahren auf die Anzeige einer einzigen Brochüre. Dennoch erscheint bei dem Reichthum Neapels an allen Arten antiquer Kunstdenkmäler ein Unternehmen innerhalb der bezeichneten Grenzen durchaus passend und auch der archäologischen Wissenschaft im Allgemeinen höchst wünschenswerth, indem nur durch ähnliches Streben und rege Aufmerksamkeit an vielen Puncten es möglich wird, die überall zerstreuten Schätze für die Gesammtaufgabe der Wissenschaft zu vereinigen. Vor allem aber war es erwünscht, dafs ein Mann wie Avellino an die Spitze trat, der eben so durch gründliche Gelehrsamkeit, wie durch die reichen Mittel, die seine Stellung ihm darbietet, im Stande ist, ein solches Unternehmen fruchtbringend zu machen. Ihm hat sich als unermüdlicher Mitarbeiter Hr. Minervini, sein Verwandter und Schüler, beigesellt, in der Weise, dafs die Zeitschrift als dieser beiden Gelehrten gemeinsames Eigenthum betrachtet werden kann. Ohne nun hier mit einem Urtheil über das Geleistete vorgreifen zu wollen, lasse ich die Sachen selbst reden, indem ich eine Uebersicht des Inhalts gebe mit kurzen Bemerkungen, wo es der Stoff verlangt. So wird Jeder im Stande sein, sich selbst sein Urtheil zu bilden, und es wird genügen, am Ende noch einige Gesichtspuncte anzugeben, die bei den besondern Verhältnissen der Herausgeber von Belang sind.

Ich beginne, wie der Herausgeber, mit den Berichten über die pompeianischen Ausgrabungen. Hier mufs zunächst dem Verdienste seine Anerkennung werden, welches der Verf. um das planmäfsige Fortschreiten derselben hat. Denn während man früher nur von der einen Rücksicht geleitet ward, möglichst schnell recht viele und bedeutende Schätze zu heben, unbekümmert um den Schaden, den die Wissenschaft durch das Verlorengehen so mancher einzelnen Notiz erlitt, ist es jetzt Regel, zunächst mit der Ausräumung der Strafsen zu beginnen, um schon durch den äufsern Anblick der Häuser beurtheilen zu können, welchen Puncten zuerst die gröfsere Sorge zuzuwenden sei. Die Berichte heben vom Jahre 1841 an, wo man zuerst

Digitized by Google

die Strafse, welche von den Bädern beim Tempel der Fortuna vorüber nach dem nolanischen Thore führt, vollständig säuberte, theils um einige vereinzelte frühere Ausgrabungen zu vereinigen, theils um für die Folge durch diesen mittleren Durchschnitt der Stadt eine leichtere Communication zu erzielen. Sodann wendete man sich im Anschlufs an die Hauptmasse der frühern Ausgrabungen nach den Strafsen, die mit der sogenannten Mercurstrafse parallel hinter dem Hause des Meleager hin bis nach der nördlichen Stadtmauer sich erstrecken. Endlich wurde noch einzelnes früher vernachlässigte zur Linken des Hauptweges, der von den Theatern nach dem Forum führt, jedoch nur theilweise in Angriff genommen. Leider ist dieser Stadttheil unbedeutend, die Häuser sind klein, in der Gesammteinrichtung sich alle gleich und mit bildnerischem Schmucke nur spärlich versehen. Die ausführlichen architektonischen Berichte des Bullettino mögen daher für eine ins kleinste eingehende Specialuntersuchung über das römische Haus einige Beiträge liefern, enthalten aber wenig von allgemeinerer Bedeutung. Neu sind einige Notizen (I) über das Verschliefsen der Thüren und Fenster, die sich aus den Eindrücken ergaben, welche das Holzwerk in der angehäuften Asche zurückgelassen hat; ferner die Beschreibung einiger Pfeiler, welche Balconen zur Stütze dienten; die Streitfragen über die Bedeutung von replum (Riegel zur Deckung der Fuge, in der die Doppelflügel der Thüren zusammenstofsen, vgl. Vitruv. IV, 6) und maenianum (vgl. Salmas. ad Spartiani Pescenn. c. 12; noch jetzt heifsen die Balcone meniani) sind dabei jedoch zu flüchtig berührt, als dafs hier näher darauf einzugehen wäre. Sodann verdient ein Atrium besondere Beachtung (XXVIII), in dem sich neun bleierne Kessel in einzelnen Heerden eingemauert fanden, jeder mit einer Oeffnung zum Unterlegen des Feuers versehen. Der Verf. stellt die nicht unwahrscheinliche Meinung auf, die sich durch die fernere Räumung des Hauses bestätigen möge, dafs es den offectores gehöre (Auffärbern alter Stoffe, im Gegensatz zu den infectores, die natürlichen Stoffen, z. B. der Wolle zuerst eine Farbe geben), da gerade dem Eingange gegenüber auf der Mauer eine Inschrift gefunden sei, in der sich diese nennen. Auch das Bild über der Thüre lasse sich darauf beziehen oder erhalte vielmehr erst dadurch gewissermafsen als Aushängeschild seine Bedeutung. Es stellt einen Mann vor mit leichtem Schurz bekleidet, welcher auf seinen Schultern eine Stange trägt, deren Enden mit verschiedenen Zeugen und Binden beladen sind, offenbar den zu färbenden Stoffen.

Mehr Ausbeute gewährt noch immer die Wandmaleri. Denn hier kömmt selbst jede Wiederholung eines schon früher bekannten Bildes in Betracht, sei sie eine blofse Copie oder nur in Nebendingen abweichend; da für diesen Zweig der Kunst, seine Ausübung und Ausbreitung uns Pompei fast allein Aufschlufs gewähren kann. Bei den letzten Ausgrabungen verdient besonders eine Reihe von Bildern Beachtung (I flgd.), die sich an den Aufsenwänden der Häuser in der nolanischen Strafse fanden. Da es fast ausschliefslich Götterbilder sind, so darf der Verf. wohl mit Recht annehmen, dafs nicht blos der Gefallen an Bilderschmuck, sondern eine gewisse religiöse Bedeutung diesen Darstellungen zu Grunde liege. Dagegen kann ich ihm nicht beistimmen, wenn er ähnliche, und noch tiefere, mystisch-cosmische Ideen auch da sucht, wo sich nur eine gewisse Gleichartigkeit der Darstellungen und der mit den Ornamenten verflochtenen Symbole oder gewisse Gegensätze in den Verzierungen eines Zimmers oder Hauses vereinigt finden. So sollen z. B. (XVIII) die Doppelgespanne der Ceres mit Schlangen, der Venus mit Tauben, des Bacchus mit Tigern, die an den drei Wänden eines Zimmers entdeckt wurden, auf die mystische Verbindung der beiden campanischen Gottheiten, Ceres und Bacchus, mit der pompeianischen Venus bezogen werden. Wäre es hier nöthig, eine bestimmte Beziehung zu suchen, welche man ebenso dann auch z. B. da nachweisen müfste, wo sich Diana, Ceres, Venus (XXIX) vereinigt finden, so läge hier die vom Verf. selbst berührte weit näher, nämlich die in dem Sprüchwort gegebene: sine Cerere et Baccho friget Venus. Eben so verhält es sich (XIX), wo die in zwei Felder vertheilte Darstellung des Apollo und Marsyas, ferner dionysische und apollinische Symbole und ein Bild mit Perseus (einem eroe solare) bezogen werden auf „religiöse Ideen einer höhern Ordnung, wie diejenigen, welche in dem Gegensatze der dionysischen Flöte und der apollinischen Leier lagen, die sich nachher glücklich vereinigten." Diese Behauptungen erscheinen hier vollkommen zwecklos und beruhen lediglich auf der

Digitized by Google

Vermischung zweier ganz verschiedener Thätigkeiten. Denn wenn bei der Mythenbildung die Vorstellungen von einem höheren, mysteriösen Walten thätig sind, und der Cultus diese vorzugsweise bewahrt, so hat zwar die Kunst in ihrer besten Zeit und in ihren gröfsten Meistern es wagen dürfen, diese tiefsten Ideen in ihre Sprache aufzunehmen und in diesem Sinne zu schaffen. Aber da es dem Künstler gestattet sein mufs, sich einzig und allein den thatsächlichen Inhalt der Mythen anzueignen, und diesen nach künstlerischen Gesetzen zu verarbeiten, ohne Beziehung auf den mysteriösen Sinn, dem der Mythus seinen Ursprung verdanken mag, so dürfen wir für die späte Zeit pompeianischer Wandmalereien und für die dort beschäftigten Künstler, die wir trotz ihrer Vertrefflichkeit doch nicht als Meister hohen Ranges betrachten müssen, nur eben diese Weise der Behandlung voraussetzen.

Aus den letzten Entdeckungen hebt der Verf. unter den Götterbildern einen Neptun hervor (XXVIII), nicht sowohl wegen Neuheit der Darstellung (er ist mit Schilf bekränzt, hält den Dreizack in der Linken und stützt den rechten Fufs auf einen mit einem Triton verzierten Schiffsschnabel), als wegen des Majestätischen der Haltung und der edlen Fülle und Schönheit der Formen. Besonders häufig sind in Pompei als Handelsstadt die Mercurbilder, von denen sich vier allein an den Aufsenwänden der nolanischen Strafse fanden. Besonders bemerkenswerth ist darunter eines (II), vor dem eine halbkreisförmige Figur am Boden sichtbar ist, um die sich eine Schlange windet. Erklärt wird diese durch ein anderes Bild aus einem Nebengäfschen der Mercurstrafse, wo die Halbkugel mit netzförmigen Binden umwunden ist, und sich daher deutlich als der Omphalos zu erkennen giebt, der sich sonst nur bei Apoll und Aesculap, in Pompei jedoch auch schon einmal zwischen den Laren gefunden hat. Ein anderer Mercur ist einem Bacchus durch eine bei beiden gleiche Rebenbeschattung zum bestimmten Gegenbilde gegeben. — In einer Gruppe des Mars und der Venus (XVIII) ist die nicht gewöhnliche Bärtigkeit des Gottes bemerkenswerth. — Die bacchischen Vorstellungen sind nicht von Bedeutung; einmal Bacchus die Ariadne findend, dann mit ihr vereinigt, zwei Bilder kelternder Satyren, Jahreszeiten u. s. w.

Besondere Beachtung verdienen zwei weibliche Colossalköpfe (I). Der erste ist mit einer Elephantenhaut bedeckt, unter der einige Aehren sichtbar sind. Bogen und Köcher auf dem Rücken erscheinen verhältnifsmäfsig klein. Bei dem zweiten gesellen sich zu der aus drei Thürmen gebildeten Mauerkrone und dem Aehrenschmuck zwei menschliche Beine, die von dem obern Theile des Kopfes symmetrisch bis fast auf die Schultern herabhängen; zur Rechten sieht man zwei lange Speere. Gegen die Bezeichnung des erstern als Personification Alexandriens hat bereits Cavedoni (IX) einige Bedenken erhoben und vielmehr Africa spicis et dente comas insignis eburno (Claudian. laud. Stilich. II, 256) erkannt, ohne jedoch einen bestimmten Beweis zu geben. Schon Bogen und Köcher sind für Alexandrien unpassend. Aber auch in dem Wandgemälde (Mus. Borb. IX, 4) läfst sich die mit der Elephantenhaut geschmückte Figur nicht darauf beziehen, sofern man nämlich mit Müller (Handbuch §. 418, 3) in dem Bilde passender Dido nach dem Abschied des Aeneas dargestellt sieht, als Cleopatra nach Antonius Besiegung. Gesichert wird aber die Erklärung des so geschmückten Kopfes als Africa dadurch, dafs er sich nicht allein auf Münzen von Alexandria findet, sondern auch in Cyrenaica, Numidien (bei Bochus, Juba u. s. w.), wodurch sich die allgemeinere Bedeutung unzweifelhaft ergiebt. Für den zweiten Kopf sind wohl die beiden Linien zu bezeichnend, um nicht mit dem Verf. Sicilien darin zu erkennen, selbst wenn die Mauerkrone nach Cavedonis Meinung gewöhnlicher zur Charakterisirung einer Stadt, als einer Provinz angewendet sein sollte.

Von den Heroendarstellungen ist Hercules mit seinem Opferthiere, dem Schweine, zur Seite und dem Skyphos in der Hand (III) schon aus andern Kunstwerken bekannt. Meleager und Atalante (XVIII) nach der Tödtung des Ebers im Gespräch begriffen, ein Narcissus (ibid.), dessen Gesicht, obwohl er etwas nach oben blickt, sich dennoch ganz im Wasser spiegelt, scheinen freie Copieen schon früher bekannter Wandgemälde. Eine Darstellung des Theseus vor dem Kampfe mit dem Minotaur (XXVIII) ist wenigstens in dem Zeitpuncte der Handlung von andern verschieden. Der Held, nachdem er Löwenhaut, Keule und Chlamys abgelegt, ist im Begriff, sich auch von der letzten Waffe, dem Schwerte zu entblöfsen,

Digitized by Google

um nur auf die eigene Kraft gestützt den Kampf mit dem Unthier zu wagen. Ihm zur Seite steht Ariadne mit der Stephane geschmückt, die in den Händen den rettenden Knäuel trägt. — Die Liebe des Leander zur Hero, durch Gemmen und Münzen bereits als Gegenstand der bildenden Kunst bekannt, tritt in einem Hause zwischen den Theatern und dem Forum auch in der Malerei auf (III). Leander mit den Wogen ringend ist nach der Linken des Beschauers gewendet. Am Ufer erwartet ihn vor der auf dem Felsenhange ruhenden Wohnung Hero mit der den Geliebten leitenden Leuchte. Ihr entspricht eine verschleierte Frau, die trauernd am entgegengesetzten Ufer sitzt, um, wie es scheint, dem rückkehrenden Leander mit einer Laterne als sicherer Leitpunct zu dienen. Von den beiden Erklärungen, welche der Verf. vorschlägt, dafs es entweder die Personification von Leanders Heimath Abydos, oder die traurig harrende Mutter sei, scheint die erstere vorzuziehen, da die Anspielung bei Virgil (Georg. 3,362): nec miseri possunt revocare parentes, zu allgemein, bei Musaeus dagegen ausdrücklich zweimal von der Rückkehr nach dem δῆμος Ἀβύδου (v. 229. 284) die Rede ist. — Sehr erwünscht ist endlich die kurze Notiz von einem Bilde, welches der Verf. als die Ankunft der Danae in Seriphos erkannt hat (IX). „Es stellt eine auf Gestein sitzende Frau vor (Danae), die in ihren Armen ein Kind hält (den Perseus). Neben ihr steht der Kasten, in dem Mutter und Sohn vom Akrisios eingeschlossen waren; und auf der andern Seite zwei Jünglinge, der eine (Dictys) in vollkommener Fischerkleidung, mit spitzer Mütze, kleinem Mantel und Angelruthe; der andere (Polydectes) in heroischer Stellung mit Scepter oder hasta pura, oder wie später berichtigt wird, mit einem Ruder, legt bedeutsam den Finger auf den Mund, schon darauf denkend, wie er sich in den Besitz der Danae setzen und das Kind bei Seite schaffen könne." Die nähere Erläuterung hat der Verf. in den Schriften der herculanischen Academie zu geben versprochen. — Nur ein Mosaik wird in den Berichten erwähnt (XXIX), man sieht darin Attribute und Symbole Mercurs und des Handels, denen die Inschrift Lucru acipe (so) entspricht.

Ueber die Mauerinschriften ist wenig zu sagen; sie sind der Mehrzahl nach Wiederholungen der Formeln für die Wahl der Magistrate und verlangen daher eine Behandlung im Zusammenhange. Neue Worte kommen zuweilen, doch nur selten zum Vorschein, so exmuccare von obscöner Bedeutung. Dagegen verdient perfusor (XXVI) als ein aller Analogie nach gutes Wort eine Stelle in den Wörterbüchern. Der Verf. hat es aufser in einer pompeianischen Inschrift in dem alten Glossar des Cyrillus gefunden, erklärt als περιχύτης, προχύτης, wodurch sich die Bedeutung: Badediener, feststellt, der aquam affundit iis qui lauantur, wie H. Stephanus παραχύτης erläutert (cf. Celsus VI, c. 24). Als der einzige Rest pompeianischer Poesie, den wir bis jetzt kennen, verdient ein Epigramm hier eine Stelle (XX), das auf der Mauer mit einem Nagel in den Kalk eingeritzt war, den Windungen einer darunter gezeichneten Schlange auch in den Schriftzügen folgend: seRPENTIS LVSVS SI QVI SIBI FORTE NOTAVIT SEPVMIVS IVVENIS QVOS FACT (so für facit) INGENIO SPECTATOR SCAENAE SIVE ES (so) STVDIOSVS EQVORVM . . . . (ergänzt von Hrn. Av. Sepumio nullum dixerit arte parem). Ob damit ein Gaukler bezeichnet ist, der die Bewegungen einer Schlange nachahmt, wie der Verf. glaubt, oder vielmehr einer, der mit Hülfe von Schlangen seine Gaukelspiele ausführt, mag für jetzt unentschieden bleiben.

So sehr nun die Berichte des Verf.'s, selbst wenn die Wichtigkeit der Entdeckungen etwas hinter der Erwartung der Mehrzahl zurückbleiben möchte, allgemeinen Dank verdienen, so sehr mufs es auffallen, dafs er nur von Architektur, Wandgemälden, Inschriften, den unbeweglichen Gegenständen spricht, die beweglichen, Hausgeräth u. s. w. gänzlich unberührt läfst. Dafs solcherlei Sachen, oft als Kunstwerk, oft für antiquarische Wissenschaft bedeutend, fortwährend gefunden werden, ist bekannt. Und sollte es der Zufall gewollt haben, dafs in den drei Jahren, welche die Berichte umfassen, nichts von Wichtigkeit ans Licht gekommen, sondern nur Wiederholungen des schon früher bekannten, so hätte dies wenigstens gesagt werden müssen, um ein vollständiges Bild der gegenwärtigen Ausgrabungen zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Notre Dame University Library

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Bulletino archeologico napoletano; pubblicato da Francesco M. Avellino.

(Fortsetzung.)

Eine interessante Beigabe ist der Aufsatz des Prof. A. Scacchi, des bedeutendsten der neapolitanischen Geologen und Mineralogen, über die Art, wie Pompei verschüttet ward (VI). Es wurde nämlich im J. 1810 von Carmine Lippi gegen die allgemeine Annahme und die Zeugnisse der Schriftsteller die Behauptung aufgestellt, nicht die vulcanischen Producte des Vesuv, sondern eine Alluvion habe Pompei bedeckt. Obwohl derselben nur von wenigen Beifall geschenkt wurde, ist doch diese neue Widerlegung wichtig, weil sie schärfer auf den Hauptbeweis Lippi's eingeht, dafs die Kalksteinfragmente, die sich in dem angehäuften Erdreich Pompeis finden, nicht vom Vesuv ausgeworfen sein könnten, ohne calcinirt zu werden. Der Verf. weist hier nach, zuerst, dafs dieselben Aschen- und Erdlagen mit Kalksteinfragmenten gemischt, wie in Pompei, an den Bergen von Castellammare und Gragnano in einer Höhe vorkommen, wohin sie unmöglich durch Alluvion gelangen konnten, dann aber, dafs sich in Pompei im Innern des Bimssteins Fragmente von uncalcinirtem Kalkstein finden, also die Möglichkeit nicht zu läugnen sei, dafs diese in den vulcanischen Producten vorkommen können.

Spärlicher als die Berichte über Pompei sind die Mittheilungen über jeden andern Punct des Königreichs. Ein unedirter Brief von Dom. Diodati aus dem J. 1770 (XI) sucht die Stelle zu bestimmen, an der Hannibal nach Livius 23, 1 einen Angriff auf Neapel machte. Das Resultat, wonach dies zwischen Capo di Chino und Ponte della Maddalena, auf der Ostseite der Stadt geschehen, wo die Grenze des Gebietes nicht fern und das Meer nahe gewesen (näher als jetzt wegen vielfacher Anschwemmungen), und cavae viae sinusque occulti (z. B. Grotta degli Sportiglioni) in weiter Ausdehnung sich fänden, scheint richtig, die Beweisführung aber nicht genügend. Vor allem ist die Grenzbestimmung des Stadtgebietes ungenau, das sich nach den Worten Lycophrons Alex. 735—37: παρ' ἄκλυστον σκέπας ὅρμων Μισηνοῦ συφλὰ — κλίτη bis nach Misenum erstreckt haben soll, während hier Misenum dichterisch für die ganze misenische Halbinsel gewifs mit Inbegriff von Pozzuoli gesetzt ist. Es hätte vielmehr darauf hingewiesen werden müssen, dafs die Westseite der Stadt durch den Posilip, der Neapel vom Gebiet Pozzuolis trennt, und die steilen Abhänge des Vomero und Castell S. Elmo gegen einen Reiterangriff (obequitare portis) gedeckt war und also einzig die Ostseite übrig blieb, wo Hannibal durch geschickte Hinterhalte die Neapolitaner von der Stadt abschneiden und ihnen als einzige Zuflucht das Meer übrig lassen konnte. — Die von G. V. Fusco (in n. VI) beschriebenen neapolitanischen Gräber bieten nichts von Bedeutung dar. Die Reste einer alten Strafse, die man beim Bau der Eisenbahn vor dem nolanischen Thore fand (XI), werden von G. M. Fusco benutzt, um zu zeigen, dafs die Richtung der alten nolanischen Strafse mit der heutigen übereinstimme und nicht, wie andere Topographen gewollt, vom capuanischen Thore ausgegangen sei. Eine dort gefundene sitzende Statue ist ohne Kopf und ihre Bedeutung deshalb ungewifs. — Am ausführlichsten sind die Berichte über die Nachgrabungen am Posilip, welche (IV flgdd.) in wörtlichen Auszügen aus einer Schrift von G. V. und G. M. Fusco und A. T. Giampietri gegeben werden: Giunta al commento critico archeologico sul frammento di Fabio Giordano, welcher die Publication des Fragmentes selbst mit Commentar vorangegangen war. Es wurde nämlich vor wenigen Jahren die fast verschollene Grotte des Sejanus (Sillanus nach Giordano, dann auch Seano, Sevaja) gänzlich gesäubert, die sich fast

Digitized by Google

an der äufsersten Spitze des Posilip von der Ostseite nach der Ebene von Pozzuoli durch den Berg erstreckt in einer Länge von fast 3000 neapolitanischen Palmen und in der geringsten Höhe und Breite von 17. Ueber Zeit, Bestimmung und Namen dieses bedeutenden Werkes, das mit der bekannten neapolitanischen Grotte wetteifert, wurde von den Verff. zuerst mit Zugrundelegung eines Fragments aus der unedirten Geschichte Neapels von Fabio Giordano gehandelt und zu beweisen gesucht, dafs die Grotte, welche Strabo zweimal erwähnt, nicht die neapolitanische, sondern die des Sejanus, und diese also von Cocceius unter Augustus angelegt sei. Der Widerlegung der Gegengründe, welche Dr. H. W. Schulz im Bullettino des archäologischen Instituts dieser Meinung entgegengesetzt, ist die zweite Schrift gewidmet, wie die erste, mit einer solchen Weitschweifigkeit und Unkritik geschrieben, dafs es fast unmöglich ist, sie durchzulesen. Ich gehe hier um so weniger auf diese Erörterungen ein, als sie auch das Bull. nap. von der Hand weist, und bemerke nur, dafs durch die von Kramer bezweifelte Echtheit der Worte Strabo's ἐκείνην τε καὶ ἐπὶ Νεὰν πόλιν ἐκ Δικαιαρχίας ἐπὶ ταῖς Βαΐαῖς dieser ohnehin schlecht begründeten Meinung eine Hauptstütze genommen ist. — Aufser dem topographischen Interesse boten diese Ausgrabungen nur eine sehr fragmentirte Inschrift über eine Restauration der Grotte dar, die mit den vorgeschlagenen Ergänzungen so lautet:

Impp. DD. NN. Arcadio et HONORIO
PP. Augg. cryptam hanc PAVSILIP
pi imperviam ac ne GLECTAM
ob ruinas Cl. J. Pac ATVS. V. C. CAMP
cons. usui PVBLICO REDDIDIT

Der Präcision des Lapidalstils scheint es angemessener, die dritte und vierte Zeile so zu vereinfachen.

pi longa aetate ne GLECTAM
Claud. Julius PACATVS. C. CAMP

für welche Form Beispiele nicht selten sind.

Anhangsweise giebt jenes Schriftchen die vom Bullettino wörtlich ausgezogenen Notizen über die Ausgrabungen, welche in der Villa des päpstlichen Nuntius fast unmittelbar am östlichen Ausgang der Grotte vier nicht unwichtige Gebäude ans Licht gefördert. Das erste ist ein Theater von 17 durch eine Präcinction getheilten Sitzreihen und einer oben herumlaufenden, früher wahrscheinlich bedeckten Gallerie. Es lehnt sich an einen Hügel an und ist daher ohne den äufsern Porticus und die Souterrains; nur ein Zimmerchen findet sich unter den Sitzreihen der linken Seite (von der Scene aus). Bemerkenswerth ist eine viereckige Vertiefung von der Mitte der Orchestra nach der Scene und zu beiden Seiten derselben je zwei Löcher. Von der Scene selbst hat sich nicht die geringste Spur auffinden lassen, und es ist daher wahrscheinlich, dafs sie beweglich und jedesmal von Holz aufgeschlagen war. Vielleicht dienten die vier Löcher zur Befestigung der vordern Wand derselben. — Dem Theater gegenüber ist ein kleineres, ebenfalls an einen Hügel angelehntes Gebäude, von den Verff. als Odeum bezeichnet. Es hat 10 durch eine Präcinction getheilte Sitzreihen, doch sind nur die vier untern vollständige Halbkreise, da sich in der Höhe der vierten nach hinten zu das Suggestum anschliefst, eine Art Loge, weshalb die übrigen nur kleine Kreisabschnitte bilden. Das Suggestum ist ein rechtwinkliges Zimmer mit einer kleinen Absis, in der sich die Basis einer Statue fand; ferner ist im Vordergrunde eine sitzähnliche Erhöhung, eine Art Pulvinar. Unter den obern Sitzreihen finden sich, ähnlich wie beim Theater, zwei kleine Zimmer. Von der Scene sind nur die Substructionen und von dem Porticus hinter derselben nur wenige Säulenschäfte ohne Basis erhalten. Verschiedene Zimmer meist von opus reticulatum schliefsen sich zur Rechten der Scene und des Suggestum an. — Der Zweck des dritten Gebäudes läfst sich nicht bestimmt nachweisen. Es ist von vier halbkreisförmigen concentrischen Mauern gebildet; die beiden äufsern, die sich wiederum an einen Hügel anlehnen, mufsten nach den vorhandenen Spuren zu einer Ebene verbunden sein, auf der sich ein Bogengang erhob. An die Enden der Halbkreise schliefst sich eine Reihe von Pilastern an, die ein Oblongum umfassen, um das zwei bedeckte Canäle herumlaufen. — Das vierte Gebäude, ein Tempelchen, ist auf Substructionen errichtet, die zwei niedrige, übereinander liegende Zimmerchen umschliefsen. Der obere Bau ist fast quadratisch mit zwei auf jeder Seite hervorspringenden Pilastern und einer Absis; im Innern ist der Thür gegenüber, die sich an einer Seitenwand befindet, eine mit Bogen überdeckte Erhöhung späterer Zusatz. — Die dort gefundenen Gegenstände sind unbedeutend und die Bezeichnung einer weiblichen Gewandfigur ohne Kopf als Muse wird von dem

Digitized by Google

Herausgeber des Bull. mit Recht als unhaltbar zurückgewiesen. — Ich übergehe hier ganz, was über eine denselben Gegenstand betreffende Schrift von Lancelotti: Pausilype et ses fouilles, und die in Gervasio's: osservazioni sopra alcune iscrizioni napoletane eingestreuten Bemerkungen berichtet wird, da sie theils nur Wiederholungen sind, theils die topographischen Schwierigkeiten über die Villen des Posilip nur obenhin berühren. So sehr ich überzeugt bin, dafs sich bei den reichlichen Resten und den vielfachen Erwähnungen alter Schriftsteller hier noch vieles zur Gewifsheit bringen läfst, so ist doch bei der jetzt herrschenden Verwirrung ganz besonders nöthig, die einzelnen Fragen nicht abgesondert, sondern im gröfsten Zusammenhange und mit der gröfsten Schärfe und Strenge der Kritik zu behandeln.

Ganz ungenügend sind zwei Artikel von P. G. Ciuffi über die Wasserleitung von Minturnae (XVII) und die Lage von Pyrae (XXVI). Vespasian soll die erstere haben bauen lassen zum Dank für die Hülfe, die ihm Minturnae in den Kämpfen gegen Vitellius geleistet, und zwar durch M. Flavius Postumus; dell' agnazione di Vespasiano. Dies soll aus einer Inschrift hervorgehen, die sich unweit Minturnae in der Kirche von Traetto findet: M. FLAVIO. POSTVMO || M. F. PATR. COLON || ORDO. ET. POPVLVS || MINTVRNEN. Aber es ist unbestimmt, ob sie von der Wasserleitung selbst herrührt, oder nicht vielleicht Basis einer Statue war; ferner ungewifs, weshalb dieser Denkstein errichtet ward, und endlich nicht die geringste Nöthigung vorhanden, einen Flavius Postumus für einen Zeitgenossen Vespasians zu halten. — Die Lage von Pyrae, das Plinius (3, 5) zwischen Formiae und Minturnae nennt, wird nach einigen Mauerresten bestimmt, die sich auf dem Grundbesitz der Herrn Urso und Faraone befunden, deren Lage wohl schwerlich allen Lesern des Bullettino bekannt sein möchte. Eine dort gefundene Grabschrift dient eben nicht sehr zur Bestätigung, da, wie bekannt, die Gräber sich vor der Stadt oft in ziemlicher Entfernung besonders längs den Strafsen fanden, wie sie denn gerade in jener Gegend selbst dem flüchtigen Reisenden sich häufig genug darbieten.

Ein Bericht von Stan. Aloë über das Amphitheater von Venusia ermangelt der Vollständigkeit, da die Ausgrabungen zur Zeit noch nicht beendigt waren. Die Construction dieses bedeutenden Bauwerkes (von circa 220 Palmen im Durchmesser der kleinen Axe) ist die bei ähnlichen Gebäuden gebräuchliche. Es ist von Ziegelsteinen errichtet mit der äufsern Mauer von Travertinquadern und einem Porticus aus Säulen von buntfarbigem Marmor. Bei einer Restauration, deren Andenken durch eine Inschrift bewahrt ist, wurde manches mit opus reticulatum ergänzt. Bemerkenswerth ist der Umstand, dafs in der Arena drei Gräber von Ziegeln nach römischer Art gebaut und über 200 Münzen aus der Zeit des Verfalls gefunden wurden. Die Zeit der Zerstörung ergiebt sich daraus, dafs im 9. Jahrhundert die Benedictiner die Kirche S. Trinità aus den Steinen des Amphitheaters zu bauen begannen. Leider werden die dort eingemauerten inschriftlichen Reste mit Kaiser- und Magistratsnamen, Nachrichten von öffentlichen Spielen und Bauten nicht mitgetheilt und so weitere Vermuthungen unmöglich gemacht.

Diesen Berichten schliefsen sich noch die Anzeigen einiger Bücher an, die Topographisches theils beiläufig, theils als Hauptsache behandeln. Es sind: Sannicola: monografia della città di Cajazzo; L'Occaso: della topografia e storia di Castravillari; Corcia: storia di Napoli. Letzterer will in den ersten Heften Chorographie und Topographie des Königreichs Neapel geben und beginnt zunächst mit der Provinz Abruzzo ulteriore. Er hat jedoch, was er beschreibt, nicht selbst gesehen, sondern berichtet nur aus Büchern. Bei allen drei Schriften möchte man glauben, der Herausgeber des Bullettino habe sie blofs berücksichtigt, um zu zeigen, wie ungenügend und unbrauchbar das sei, was in diesem Felde von seinen Landsleuten jetzt geleistet wird. Fast kann man es ihm daher verargen, dafs er so ausführliche Auszüge aus Büchern giebt, auf deren Grundlagen sich keine wissenschaftliche Erörterung weiter führen läfst, wenn nicht etwa die Absicht ihn geleitet hat, durch die Berücksichtigung auch des minder guten zu eifrigerem, sorgfältigerem Arbeiten anzutreiben, um die grofsen Lücken auszufüllen, die sich in der Kenntnifs Grofsgriechenlands bei jedem Schritte offenbaren. —

Die zweite Hauptmasse sollen dem Plane des Bullettino gemäfs die vaterländischen Denkmäler bilden, welche entweder unedirt oder bisher nur mangelhaft bekannt gemacht sind. Unter diesen haben sich

Digitized by Google

jedoch nur einige Klassen, namentlich Vasen, einer gewissen ausführlicheren Berücksichtigung zu erfreuen, während wir z. B. von Marmorwerken nichts erfahren. Ich fasse daher diese Denkmäler bis auf Vasen, Münzen und Inschriften zusammen. Hier ist zuerst eine neue Abbildung dankenswerth, die uns von der herrlichen pompeianischen Bronzegruppe des Hercules mit dem Hirsche in gröfserem Maafsstabe und von einem andern Standpuncte gegeben wird, als dies früher von Zahn und Clarac geschehen war (XII. Tav. anno I, n. 4). Nur ist zu bedauern, dafs dieser Zeichnung ein Gypsabgufs, nicht das Original im Museum von Palermo zu Grunde liegt, indem dieses in seiner Verbindung mit dem Brunnen, den es schmückt, uns zeigt, wie geschickt auch die Aufstellung der Denkmäler von den Alten berechnet war. — Zwei Mercurstatuetten in Bronze (XXIII) hätten vielleicht wegen ihres Kunstwerthes eine Abbildung verdient, während die Erörterungen, die Herr Minervini an die Attribute derselben, hauptsächlich über die tellurische Bedeutung der Eidechse anknüpft, zu sehr aus dem Zusammenhange gerissen sind, um zu Resultaten zu führen. — Nicht ohne Interesse ist ein Tintenfafs (XVI. Tav. I, 7.), sowohl für Bestätigung des schon anderwärts bekannten Umstandes, dafs immer zwei Behälter für verschiedene Tinten verbunden waren, als wegen des Bilderschmuckes, der mt Silber in die Bronze eingelegt ist. Wir sehen auf der einen Hälfte den Hercules, wie er den von der Hirschkuh gesäugten Telephus findet; zwei dabei gegenwärtige Figuren, eine männliche und eine weibliche, mögen mit Cavedoni vorläufig auf die Lokalität bezogen werden; auf der andern Hälfte ist ein Kampf schwerbewaffneter Helden dargestellt, den eine erschrocken herbei eilende Frau trennen zu wollen scheint; auch hier wieder eine Art Lokalgottheit. Dafs die von H. Min. vorgeschlagene Erklärung eines Kampfes zwischen Eurypylus, dem Sohne des Telephus, und Neoptolemus auf diese Scene nicht pafst, indem die herbei eilende Frau so keine Stelle findet, hat schon Cavedoni im Bull. (XXIV) geltend gemacht. — Die Beschreibung eines in Armentum gefundenen Silberschmuckes (VII), bestehend in Ringen, Kettten, Fibula u. s. w. liefert einen erwünschten Beitrag für eine zusammenhängende Betrachtung dieser ganzen Denkmälerklasse, für welche besonders eine genaue Bekanntmachung der Entdeckungen von Panticapeum reiches Material zu liefern verspricht; einen von dort nach Neapeal gelangten Ring mit einem leider nicht vollständigen Königsnamen ΤΙΜΟΠΩ ΒΑΣΙΛΕΙ neben einer eine Trophäe errichtenden Victoria theilt das Bull. mit. — Bei dem reichen Vorrath antiker Gemmendarstellungen müssen die ganz vereinzelten zwei geschnittenen Steine unbedeutend erscheinen, die in Abbildung gegeben werden. Es sind ein die Schlangen erdrückender Herculesknabe mit dem Caduceus zur Seite, und ein von drei Amoren umgebener schlafender Hermaphrodit; in deren Attributen, Leier, Flabellum und Syrinx, Hr. M. Beziehungen auf Hermes, Aphrodite und Pan findet. — Von Terracotten ist ein Unguentarium aus Armentum (XXVII) ausführlicher beschrieben, in dessen Reliefschmuck Dr. H. W. Schulz bereits im Bullettino des Instituts 1842, p. 34 die Vollstreckung des Urtheils an Marsyas im Beisein der Musen und der Diana (?) erkannte. Zwei Jünglingsfiguren, die aufserdem noch auftreten, sind bei dieser Erklärung nicht berücksichtigt. Indem H. A. die Hauptfiguren in derselben Weise auffafst, theilt er nur über eine der Nebenfiguren seine Meinung mit, die am linken Ende der Darstellung sichtbar ist. Sie hält als Attribut ein aus zwei Stücken bestehendes Instrument, dessen Enden sich in der einen Hand in einer Spitze vereinigen, während sie in der andern auseinandergehen. Es soll eine Scheere und durch sie eine Parze bezeichnet sein, die den Lebensfaden des Marsyas abzuschneiden im Begriff ist. Weist aber die Neunzahl der vorgestellten Frauen auf Musen hin und betrachten wir, dafs von den übrigen nur noch eine, die dem Apollo zunächst sitzende, das Attribut der Leier führt, so dürfen wir wohl in dem der andern die Doppelflöte erkennen, in deren Gegensatz zur Leier sich ja der ganze Streit des Apoll und Marsyas bewegte. — Ueber einige andere Terracotten, ebenfalls aus Armentum, auf denen sich eine vom Hrsg. d. B. nicht erklärte Vorstellung in ähnlicher Weise wiederholt, kann, ohne dafs man das Original oder eine Abbildung vor Augen hat, kein Urtheil abgegeben werden. — Einige Lampen aus Pozzuoli, deren Beschreibung H. M. (XXXV) giebt, sind wenig von Belang, die Zusammenstellung einiger Neujahrlampen, strenae, etwa ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Bullettino archeologico napoletano; pubblicato da Francesco M. Avellino.

(Fortsetzung.)

Endlich liefert der Hrsg. d. B. noch eine Notiz über ein bei Mola di Gaeta (Formiae) entdecktes Mosaik (XIII), das er mit zwei andern des Museo borbonico aus Pompei und Chieti (Teate der Maruciner) vergleicht, von denen das letztere schon durch Allegranza (opuscoli) bekannt gemacht ist. Dieses stimmt mit dem formianischen bis auf geringe Einzelnheiten überein, so dafs beide für Copien desselben Originals gelten müssen. Die Hauptgruppe bildet der mit dem Minotaurus ringende Theseus, im Hintergrunde ist der Chor der athenischen Jünglinge und Jungfrauen in banger Erwartung, während in dem pompeianischen an dieser Stelle nur das Labyrinth durch Mauerwerk, Bogen, Fenster bezeichnet ist. —

Mit besonderer Ausführlichkeit sind, wie schon gesagt, in dem Bullettino die Vasen bedacht worden. Von acht der besten sind die Abbildungen beigegeben worden, die hier zuerst besprochen werden sollen. Die beiden ersten sind cumanischen Fundorts und unterscheiden sich daher von den folgenden meist aus Basilicata herstammenden im Stil durch eine weit ruhigere und einfachere, aber sorgfältigere Zeichnung. Ebenso einfach sind auch die Darstellungen: des Kephalos Raub durch Eos und die Aussendung des Triptolemos (I. V. Tav. I. 1. 2.). Zu den beiden Hauptfiguren des ersten Bildes tritt noch ein Gefährte des Kephalos hinzu, wie so häufig in ähnlichen Scenen, zu gröfserer Veranschaulichung und Belebung der Haupthandlung; unsere Figur gewinnt an Werth durch den beigeschriebenen Namen ΚΑΛΛΙΜΑΧΟΣ. Glücklich ist vom Hrsg. d. B. die Analogie eines Gefäfses des Musée Blacas angewendet. Erschrocken erhebt dort Kephalos einen Stein zu seiner Vertheidigung, während dieser Gedanke in unserm Bilde auf seinen Gefährten übertragen ist. Bei dem zweiten Bilde begnügt sich der Hrsg. mit der blofsen Beschreibung, indem er sogar verschmäht, die Vorstellung mit Namen zu bezeichnen. Die Composition ist der ersten analog und berechtigt auch wegen des gemeinsamen Fundortes zu der Annahme, dafs wir in beiden Bildern Gegenstücke besitzen. Wie dort eine Göttin den Sterblichen raubt, so empfangen hier die Sterblichen Geschenke aus den Händen der Unsterblichen durch Triptolemos. Indem er den geflügelten Wagen mit Scepter und Aehren in der Hand besteigt, nahen ihm Demeter und Kora mit Fackeln und dem Pfluge, dem Werkzeuge, welches dem Geschenke der Aehren erst seinen vollen Werth verleiht. — Aus der vortrefflichen Jattaschen Sammlung wird ein Amphorenbild mitgetheilt, dessen Gegenstand in Statuen, Reliefs und Gemälden öfter, in Vasen erst einmal nachgewiesen ist, nämlich der Tod der Niobiden (VIIII. XIV. XV. Tav. I, 3). Unser Bild zeigt in einzelnen Gruppen eine bestimmte Analogie mit den florentiner Statuen, die H. A. sehr gut nachweist. Leider begnügt er sich damit, ohne auf den gröfseren Zusammenhang der Composition einzugehen. Diese besteht aus drei Figurenreihen übereinander, von denen die beiden untern die eigentliche Todesscene, die obere eine Götterversammlung ausfüllt. Wir sehen im Mittelpunkte des Bildes Apoll auf einer Quadriga seine Pfeile entsenden, bereits hinter ihm drei getroffene Söhne, einer davon dem andern noch Hülfe leistend, ähnlich wie in der vaticanischen Gruppe ein Bruder seine Schwester zu schützen sucht. An die Statuen erinnert ferner der Pädagog vor dem Viergespann, der den einen seiner Zöglinge mit den Armen schützend die Rechte nach dem zuletzt und kaum erst getroffenen Sohne ausstreckt. Diane auf einer mit Rehen bespannten Biga in der untern Reihe ist gegen die Töchter gewendet, von denen eine

Digitized by Google

vom Arm der Mutter, wie in der florentiner Gruppe, umschlungen ist, während die beiden andern noch im letzten Todeskampfe ihr die Arme entgegenstrecken. Wie nun die einzelnen Scenen trotz der offenbaren Reminiscenzen doch mit voller Freiheit und Berücksichtigung der Gesetze der Malerei aufgefafst sind, so zeigt sich doch auch die Composition im Ganzen sowohl von den Statuen, als von der Vase des Cabinet Durand sehr verschieden, von den erstern namentlich durch das Erscheinen des Götterpaares, von beiden durch die Trennung der Söhne und Töchter. Uebrigens möchten die zwei Abtheilungen der Darstellung, wie in dem Durand'schen Gefäfse in einer ursprünglicheren Composition auf zwei Seiten eines Gefäfses oder zu einer fortlaufenden Reihe verbunden gewesen sein. Ueber die Bedeutung der Götterversammlung in der obern Reihe hat der Hrsg. zu sprechen unterlassen. Die mittlere Figur auf einem reichen Throne ist wegen der Würde und Hoheit ihrer Haltung und wegen der Stirnkrone wohl richtig als Here bezeichnet. Ihr zur Seite entsprechen sich einander Hermes und Ares, Pallas mit Iris und Aphrodite mit Eros und Pan. Sie sollen vielleicht nur die Theilnahme der Götter an der Haupthandlung bezeichnen, die sich ja auch in der Sage offenbart, nach welcher sie die Sorge für das Begräbnifs übernehmen.

Von grofsem Interesse sind die beiden Darstellungen eines Crater aus Pisticci in Basilicata, in denen Hr. M. Odysseus in der Unterwelt und das Urtheil des Paris erkannt hat (XIII. XIIII. Tav. I, 5. 6). Den Mittelpunct des ersten Bildes nimmt ein sitzender bärtiger Mann ein, welcher in der über das Knie gelegten Rechten das Schwert ruhig herabhängen läfst. Sein verstörter Blick ist auf ein schattenartiges, bärtiges Haupt gerichtet, das zu seinen Füfsen zwischen den Köpfen zweier getödteter Widder auftaucht. Zwei jugendliche Begleiter zur Seite sind ebenfalls mit Aufmerksamkeit dieser Erscheinung zugewendet. Hr. M. sieht darin Odysseus, der den Schatten des Tiresias durch das Blut der Widder hervorgerufen, in den Jünglingen Eurylochos und Perimedes, seine Begleiter. Indem ich die Möglichkeit einer andern Auffassung dieses Bildes dem darzulegen überlasse, der sie zuerst behauptet hat, kann ich nicht umhin, eine vorgeschlagene Emendation des Pausanias genauer zu besprechen, da sie als Beispiel dienen kann, wie genaue Handhabung der Grundsätze strenger philologischer Kritik auch in der Archäologie erfordert wird, um vor falschen und gänzlich unhaltbaren Annahmen zu bewahren. Hr. M. will nämlich in dem Vasenbilde eine Nachahmung des polygnotischen Bildes in der Lesche von Delphi erkennen, und zwar auf Grund des Pausanias (X, 29, 4), wo Odysseus so beschrieben wird: Ὀδυσσέα ὀκλάζοντα ἐπὶ τοῖς ποσὶν, ἔχοντα ὑπὲρ τοῦ βόθρου τὸ ξίφος. Aus dem Worte ὀκλάζειν, das er übersetzt: piegar le ginocchia nel sedere soll sich eine Stellung, wie die in unserm Vasenbilde ergeben, in dem ich jedoch nur die eines ganz einfach sitzenden, nicht eines seduto colle ginocchia piegate erkennen kann; während die Bedeutung des Wortes eine Stellung ähnlich z. B. der des florentinischen Schleifers verlangt. Noch willkührlicher aber ist es, wenn Hr. M. nach dieser voraussetzlichen Gleichheit in der Beschreibung des Pausanias den Widder unter den Füfsen des Odysseus vermifst, und um völlige Uebereinstimmung zu erzielen, folgende Schreibart vorschlägt: Ὀδυσσέα ὀκλάζοντα, επὶ τοῖς ποσὶν (κρίον oder das Homerische ὀΐν!) ἔχοντα, ὑπὲρ τοῦ βόθρου τὸ ξίφος: „Ulisse seduto colle ginocchia piegale, tenendo presso a' piedi un ariete, sulla fossa la spada." Ὀΐν könne ja wegen der Aehnlichkeit mit der Endung von ποσὶν von den Abschreibern leicht übersehen sein. Wollte man hier selbst absehen von der Unzulässigkeit des poetischen ὀΐν, von der falschen Uebersetzung des ὀκλάζειν und des ἐπὶ (presso a' piedi), von der Abgerissenheit des ὑπὲρ τ. βόθρ. τ. ξ., so ist es doch eine völlige Willkür, die Stelle eines Schriftstellers, die an sich vollkommen klar und ohne jedes Zeichen eines Verderbnisses ist, einer bildlichen Darstellung wegen anzugreifen, für die sich kein Zusammenhang mit jener nachweisen läfst. — Die andere Seite der Vase mit dem Urtheil des Paris ist bereits in Gerhard's archäologischer Zeitung (1844. n. XVIII) in manchen Einzelnheiten richtiger erklärt, als von Hrn. M., namentlich die Verwechselung der Venus und Juno verbessert. Denn wenn auch der Spiegel mehr der Venus, als der Juno eigenthümlich ist, so mufste doch die Gegenwart des Amor, das Caninchen im Schoofs, der Haarputz im Gegensatz zum Diadem der andern Figur nothwendig in der zur Rechten Venus erkennen lassen, wonach für die mit Diadem und Spiegel nur die Deutung einer Juno übrig blieb. Die eigentliche Motivirung der Composi-

Digitized by Google

tion scheint aber auch von Gerhard noch nicht genügend erkannt zu sein, der an der sich waschenden Pallas symbolische Beziehungen nach Anleitung des callimachischen Hymnus aufzusuchen nicht unterlassen hat. Fassen wir jedoch ins Auge, dafs dieser Darstellung eine rein künstlerische oder etwa eine psychologische Motivirung zu Grunde liege, so lösen sich alle Schwierigkeiten in einer schönen Charakteristik der drei Göttinnen auf. Venus ist noch ganz darauf bedacht, alle Liebreize aufzubieten, und sich selbst nicht genug dabei, mufs Amor ihr hülfreiche Hand leisten. Juno scheint sich durch den Spiegel nur überzeugen zu wollen, ob sie die ihr als Götterkönigin eigene Würde und Hoheit auch im entscheidenden Augenblicke bewahren werde. Anders Minerva δὶς ἑξήκοντα διαθρέξασα διαύλως. Ihr sind die Künste des Putzes fremd; bedeckt von Staub und Schweifs kehrt sie vom Kampfplatz zurück. Nur das Verunzierende will sie durch das Bad beseitigen und im Bewufstsein ihrer Tugend nur mit dem Schmucke der Waffen den Kampf mit ihren Nebenbuhlerinnen wagen. Nach dieser einfachern Auffassung möchte es auch erlaubt sein, den Schmuck des Brunnens als aus der sich dem Auge des Künstlers häufig darstellenden Wirklichkeit ohne eine tiefere Beziehung herübergenommen zu betrachten. Auf jeden Fall sind die Bilder zu wenig charakterisirt, um eine bestimmte Erklärung des Einzelnen zu geben. — Von gleicher Herkunft, Form und Gröfse wie das eben beschriebene Gefäfs, ist ein anderes, die Ueberraschung des Dolon durch Diomedes und Odysseus darstellend (XV, Tav. I, 7). Zwischen vier Bäumen sehen wir in der Mitte eiligen Schrittes Dolon in abenteuerlicher, bunter Tracht, wie er erschrocken Bogen und Speer gegen Diomedes erhebt, der ihn, von hinten heraneilend, erfafst, während auf der andern Seite Odysseus bereits das Schwert gezogen. Es bedurfte bei der Klarheit der Darstellung nur der Hinweisung auf die Homerische Erzählung. Hr. M. hat jedoch aufserdem versucht, auf Veranlassung eines denselben Gegenstand behandelnden Gemmenbildes einige Worte im Homer zu verändern, wobei er jedoch mit eben so wenig Methode verfahren ist, wie bei der schon besprochenen Conjectur. Wir sehen nemlich auf der Gemme Dolon um Mitleid bittend an den Bart des Odysseus fassen im Widerspruch mit Homer (Il. X, 446), der dies dem Diomedes geschehen läfst, wo deshalb nach der Meinung des Hrn. M. πολυμήτις Ὀδυσσεὺς für κρατερὸς Διομήδης zu schreiben wäre (!). —

Unter mehreren Darstellungen des Neptun in seinem Verhältnifs zu Amymone, deren Beschreibung das Bullettino giebt, ist die vorzüglichste auch abgebildet und von Hrn. A. erläutert worden (XXV. Tav. III. des 2ten Jahrganges). Scharfsinnig erkannte er in den Mittelfiguren das Liebesabenteuer dieses Gottes. Poseidon, der nicht den Dreizack, sondern nur das Scepter führt, ist dennoch durch die würdevolle Bildung als Gott und durch sein lang herabwallendes Haupt- und Barthaar als Meergott bezeichnet. Der obere Theil seines Körpers ist wie bei Zeus unbedeckt, nur um die Hüften ist ein weiter Mantel geworfen. Amymone, mit der er im Gespräch begriffen, giebt sich deutlich als Wasserträgerin durch den Tragring (κερκίνη, τύλη) und eine Hydria, die zu ihren Füfsen umgestürzt liegt, zu erkennen. Zur nähern Bezeichnung dient auch noch das öfter wiederkehrende Brunnenhaus ihr zur Seite. Beide Figuren sind von der übrigen Scene durch einen über ihnen sich erhebenden Halbkreis bestimmt geschieden. Der Verf. will darin den Ort der Zusammenkunft, die Höhle erblicken, in der später die lernäische Hydra hauste, nach Apollodor II, 5, 2. παρὰ τὰς πηγὰς τῆς Ἀμυμώνης gelegen. Aber abgesehen davon, dafs Zeugnisse mangeln, welche die Handlung dorthin verlegen, deutet die strahlenartige Verzierung mehr eine Art Nimbus, eine wolkenähnliche Umhüllung an, in der sich öfter die Götter den Sterblichen nahten. Von allgemeinerer Bedeutung sind die übrigen Figuren; über der Hauptgruppe ein Amor, der eine Schlange zu spiefsen im Begriff ist; zu beiden Seiten desselben eine Frau, wie es scheint, Aphrodite von Amor begleitet und ein Ephebe mit einem Reh; darunter ein Mädchen, das ein Kästchen öffnet, nach dem ein Reh aufschaut, und ein anderer Ephebe mit leichter Chlamys und einem Stabe. Ob damit eben mehr, als die Bezeichnung der ländlichen Gefilde von Lerna und eine behagliche Ausschmückung der Liebesscene beabsichtigt sei, wage ich bei der Beweglichkeit und dem Schwanken ähnlicher Darstellungen nicht zu behaupten. Bestimmt aber ist die Bedeutung abzuweisen, die der Verf. dem zuletzt genannten Epheben beizulegen strebt. Wegen des etwas gesenkten und ungefähr nach der Urne der

Digitized by Google

Amymone gerichteten Blickes soll es Narcissus sein, dessen Geschichte hier mit den Geheimlehren des argivischen Mythus verbunden auftrete. Doch betrachten wir zunächst unser Bild, so ist weder die Richtung des Blickes bestimmt genug, noch kann die Hydria ohne irgend eine Bezeichnung des Wassers, des Abspiegelns in demselben zu geschweigen, besonders hier, wo das Quellenhaus ausdrücklich erscheint, absolut für den Quell genommen werden. Aber auch das in den Mythen selbst liegende Hauptbedenken, den böotischen Narcissus mit der argivischen Fabel der Amymone zu verbinden, vermag der Verf. nur durch falsche Folgerungen einigermafsen zu beseitigen. Indem nämlich Narcissus Sohn des Flufsgottes Kephissus genannt wird, wir aber von einem böotischen und einem argivischen Flusse dieses Namens Kenntnifs haben, nimmt der Verf. als gewifs an, dafs der letztere gemeint und Narcissus deshalb nach einer andern Wendung der Sage argivischen Ursprunges sei, während wir doch gezwungen sind, so lange den böotischen Jüngling als den Sohn des böotischen Flusses zu betrachten, bis der bestimmte Beweis geliefert ist, dafs der Mythus die Grenzen des Landes überschritten. — Die Rückseite der Vase (Tav. II, 4.) bietet rituelle Vorstellungen, die der Verf. im einzelnen durchgeht, ohne dafs sich jedoch ein Resultat von allgemeinerer Art daraus ergäbe. — Von fünf andern Darstellungen des argivischen Mythus, deren Beschreibung Hr. M. nach und nach gegeben, sind zwei, im Museum von Neapel (N. ant. Bildw. S. 285) und in der Sammlung Fittigaldi in Basilicata, in so fern der eben besprochenen ähnlich, als Neptun und Amymone in der Mitte bei dem Brunnenhaus von einem ähnlichen Chore umgeben erscheinen. Wenn aber Hr. M. in der einen derselben wegen einer satyrähnlichen Figur und eines neben dem Brunnen weidenden Rehes eine besondere Uebereinstimmung mit Apollodor's Erzählung (2, 1, 4) erkennen will, wonach Poseidon die Amymone gegen einen Satyr schützt, den sie nach einem Rehe jagend unversehens mit dem Geschofs verletzt, so kann ich ihm nicht beistimmen, da in dem Bilde nichts die Amymone als Jägerin bezeichnet, und der Satyr in keinem engen Verbande mit der Hauptgruppe steht, eben so wie das Reh, das in dem zuerst betrachteten Bilde auch auf der Rückseite erscheint. — Von den übrigen Bildern zeigt eines aus Pisticci die Amymone in Begleitung einer andern Jungfrau von Poseidon verfolgt, ein anderes aus Nola noch einfacher sie mit dem Gotte vereint, während über die Bedeutung des letzten noch einige Zweifel obwalten.

Von besonderem Werthe ist eine ruvesische Amphore wegen der Klarheit und Deutlichkeit ihrer Darstellungen, unter denen wir zunächst den Tod des Archemoros erkennen (XXIX. Tab. V, ann. II.). Entseelt liegt er am Boden unfern eines Baumes, um den sich eine riesige Schlange windet. Gegen sie wendet sich zumeist rechts ein älterer Kämpfer im Begriff einen Stein auf das Unthier zu schleudern, während näher dabei zwei Jünglinge mit Schwert und Speer es angreifen, ganz analog der Beschreibung des Statius (V. 555 sqq.), wo Parthenopaeos, Hippomedon und Kapaneus handelnd auftreten. Dem ersten Kämpfer entspricht auf der andern Seite ein Mann in gereiftem Alter, der nachdenkend die Linke erhebt mit bedeutungsvollem Hinweisen auf den Kampf, seine eigenen Waffen aber neben sich ruhen läfst. Es ist Amphiaraus, der Seher und Verkünder des Unheils, das diesem ersten Unfalle nachfolgen sollte. Unter ihm eilt in höchster Bestürzung Hypsipyle dem todten Knaben zu, während auf der andern Seite Nemea, der Ort der Handlung, als Frau in ruhiger Stellung, eine Patera in der Linken, die Composition schön abrundet. — Die andere Seite führt uns den Kampf der Götter gegen die Giganten vor Augen (XXXI. Tav. II, 6.). Zeus auf einem von Nike gelenkten Viergespann daherfahrend, schwingt in der Rechten den geflügelten (nicht dreifach gespaltenen) Blitz, dessen Feuer (fälschlich für Pfeile ausgegeben) bereits die Brust des einen Giganten umsprüht, der mit dem Ausdruck wilden Schmerzes in die Knie gesunken; auf ihn sind ebenfalls die Pfeile der Artemis gerichtet, die vor dem Wagen des Zeus sichtbar ist. Hinter demselben schwingt Pallas den Speer gegen einen von unten ebenfalls mit dem Speer drohenden Giganten, neben dem ein anderer einen mächtigen Stein zu seiner Vertheidigung erhebt. Diesen beiden entspricht auf der andern Seite die Gruppe des Hercules, der die Keule gegen einen mit Speer und Schild bewaffneten Giganten schwingt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Bullettino archeologico napoletano; pubblicato da Francesco M. Avellino.

(Fortsetzung.)

Als Ort der Handlung scheint wegen des über den Häuptern der Götter sich hinziehenden Kreises (ähnlich dem in der Vase der Amymone), wohl des Himmelsgewölbes, die Höhe des Olympos zu betrachten, gegen den die Giganten von den Tiefen der Erde aus anstürmen, ohne dafs sie deshalb mit den auf dem Bilde nicht sichtbaren Füfsen noch in derselben verborgen zu denken wären. Mindestens ist der vom Zeus getroffene Gigant nicht zugleich auch in die Erde hineingeschmettert, sofern die Abbildung richtig ist; danach liegt er niedergestürzt auf den Knien, so dafs die Füfse vom Knie an durch die Schenkel gerade gedeckt werden. Hr. M. unterläfst nicht den Giganten bestimmte Namen beizulegen, die ich hier nicht wiederhole. Wohl aber mufs ich meine Verwunderung aussprechen über seine Argumentation in Bezug auf die Nike. Es könne nämlich die Nike sein, indem diese seit dem Titanenkampf stets bei Zeus gewohnt. Nichtsdestoweniger sei es nicht unwahrscheinlich, Iris zu erkennen, da sie ja auch bei Homer die Wagenlenkerin der von Diomedes verwundeten Aphrodite mache, und sie hier nach dem Kampf der Elemente ganz an ihrer Stelle sei (?). — Die Darstellung am Halse der Vase, die Sühnung des Orestes (Tav. VII) ist von Hrn. Minervini wenig beachtet, der es vorzieht, die Beschreibung einer Vase des Museo Borbonico zu geben, welche bereits von Jahn (Vasenbilder T. I.) bekannt gemacht ist. Indessen ist unser Bild wegen einer Figur neben den zahlreichen ähnlichen Darstellungen von eigenthümlicher Bedeutung. Allerdings sind der zum Altar geflüchtete Orestes in der Mitte, die beiden Erinnyen zur Linken, Apoll zur Rechten nicht eben abweichend von schon bekannten Bildern. Auch die beiden Fackeln der an der äufsersten Rechten sitzenden dritten Erinnys, die Hr. M. ich weifs nicht weshalb Ecate ovvero la terza Erinni nennt, können nicht sehr befremden. Wohl aber verlangt die Figur zwischen ihr und Apoll unsere Aufmerksamkeit. Sie ist mit dem kurzen Chiton, Gürtel und der über der Brust gekreuzten Binde, wie die Erinnyen bekleidet. Auch die Schlangen im Haar und um den Arm sind ihr mit diesen gemein; nur führt sie in der Rechten keine Fackel, sondern ein Scepter. Der Verf. nennt diesen einen Speer und erklärt so die Figur für die aus Orestesbildern bereits bekannte Artemis, indem er sich begnügt, über die Schlangen zu sagen: pare per tal modo ravvicinata ad Ecate o a Proserpina; ohne zu beweisen, wie eine solche Beziehung gerade hier an ihrer Stelle sei. Ich kann in ihr deshalb nur eine Schicksalsgöttin erkennen, die mit den drei Erinnyen gemeinsam als Rächerin auftritt. Ihr ganz analog finden wir bei Sophokles Elect. III. von der Elektra zur Rache des Agamemnon aufser Hades, Persephone und Hermes chthonios angerufen:

καὶ πότνι' Ἀρὰ
σεμναί τε θεῶν παῖδες Ἐρινύες.

Dem Wesen dieser πότνι' Ἀρὰ entspricht unsere Figur, die Führerin und Gebieterin der wilden Göttinnen, an die auch Apoll zuerst seine Worte richtet. — Die Beziehungen, in denen die drei Bilder dieser Vase zu einander stehen, hat der Verf. darzulegen gesucht; doch da er sich mehr an Einzelheiten, als an die Grundgedanken der Compositionen hält, so ermangeln sie des Schlagenden und sind deshalb hier zu übergehen.

Zuletzt hat Hr. M. das Hauptbild einer Ruveser Amphora mitgetheilt und der Ceres Aufnahme bei Keleos in Eleusis darin erkennen wollen, welche Erklärung jedoch aus einer ungenauen Betrachtung hervorgegangen und deshalb ungenügend ist (XXXIV. Tav.

Digitized by Google

II, 7.). Wir sehen in der Doppelreihe übereinander geordneter Figuren zunächst unten einen auf drei Stufen sich erhebenden Altar. Auf ihm sitzen zwei Frauen in enger Vereinigung, von denen die eine, zwei kleine Zweige in der Hand haltend, mit gespannter Aufmerksamkeit umblickt, während die andere gegen einen vor ihr stehenden bejahrten Mann gewendet ist, der durch sein reich geschmücktes Gewand und das Scepter sich unzweifelhaft als einen König kundgiebt. Ihm entspricht auf der andern Seite ein Jüngling mit leichter Chlamys, der die vom Haupte genommene spitze Mütze bei dem obern Theile mit der Rechten gefafst hält, während in seiner Linken zwei nach unten gekehrte kurze Speere ruhen. In der obern Reihe sehen wir Apoll mit der Leier von einem Schwan begleitet; nach ihm blickt Pallas um, wie er, in sitzender Stellung. Sie ist durch die umgekehrte Lanze und ihr unbedecktes Haupt als friedlich bezeichnet. Vor ihr steht Hermes, den Ellenbogen auf das erhobene Knie aufstützend, aufmerksam, wie es scheint, Botschaft erwartend. Hrn. M.'s Meinung erklärt sich nun, wie gesagt, einfach aus einem Mifsverständnisse der Zeichnung. Indem die beiden sitzenden Frauen unter den Knien ihr Gewand zusammengezogen, tritt die Fläche des Altars zwischen ihren Füfsen in der Gestalt eines sich regelmäfsig nach oben erweiternden Vierecks hervor, ähnlich der Form mehrerer aus dem Alterthum uns erhaltenen Wasserbehälter. So glaubte Hr. M. damit das καλλίχορον φρέαρ bezeichnet, bei dem sich Demeter in Eleusis niederliefs; der übrige Theil des Altars schien ihm eine steinerne Bank neben dem Brunnen, die ἀγέλαστος πέτρα neben dem καλλίχορος φρέαρ. Hiervon ausgehend fafste er die Zweige in der Hand der einen Frau als die Aehren der Demeter auf, während ein genaueres Betrachten von Denkmälern ähnlichen Stils ihn hätte belehren müssen, dafs in diesem Bilde nur Zweige bezeichnet sein konnten. Obwohl ich nun für jetzt nicht im Stande bin, eine genügende Erklärung des ganzen Bildes zu geben, so erkenne ich doch hier offenbar die Zweige, welche den Schutzflehenden zukommen, die sich auf den Altar geflüchtet haben und jetzt den ihnen nahenden König zu besänftigen gedenken, während sich in der ganzen Haltung des Jünglings bereits eine friedliche Stimmung ausdrückt. Die Bedeutung der Götter wird sich erst nach der Bestimmung der Haupthandlung nachweisen lassen.

Diesen auch von mir ausführlicher berücksichtigten Vasenbildern ist eine Reihe von Beschreibungen minder wichtiger ohne Abbildungen, sämmtlich von Minervini nach und nach beigegeben, über die ich kürzer sprechen kann, da selbst eine genaue Beschreibung für die Beurtheilung des Einzelnen nicht immer ausreicht. Im allgemeinen scheint es, als ob Hr. M. manchen untergeordneten Vasenbildern einen zu hohen Werth beilegt, wenn er fortwährend z. B. einfache Kämpfe, Gastmähler, Scenen aus dem Alltagsleben auf bestimmte Namen zurückzuführen strebt. Den besten Gegenbeweis gegen die ausgesprochenen Vermuthungen liefert er oft selbst, indem er zugiebt, dafs eine andere Auffassung mit der seinigen gleich berechtigt sein könne, die seinige also nichts zwingendes habe. Einzelne Winke im folgenden werden dies bestätigen; zum Theil schon das erste Bild, welches ich erwähne (IV). Auf einer Vase ans Anzi in Basilicata sehen wir einerseits eine Jungfrau, die sich vergeblich bemüht, einem Satyr zu entfliehen; andrerseits ein Mädchen, das einem ithyphallischen Pferde einen Trank darreicht. Hr. M. will hierin die Metamorphosen des Zeus erkennen, der in Gestalt eines Satyrs der Antiope, in Gestalt eines Rosses der Dia, Tochter des Eioneus nahte. So gewagt diese Vermuthung schon an sich ist, so verliert sie alle Haltbarkeit, indem mir von anderer Seite versichert wird, dafs nicht ein Pferd, sondern ein in bacchischen Bildern so häufiges ithyphallisches Maulthier auf der Vase dargestellt sei. — Einige andere bacchische Scenen bieten nichts von Bedeutung. Die Vermuthung Hrn. M.'s, dafs in zwei sitzenden Frauen ohne Attribute und einem leierspielenden Satyr, die in Begleitung eines Dionysos und Hermes erscheinen, Tragödie, Komödie und Satyrdrama personificirt seien, würde eine Begründung durch weit schlagendere Analogien verlangen, als der Verf. aufstellt. — Hermes ein Mädchen, die Herse, verfolgend (X), ist bereits aus andern Vasenbildern bekannt. Bedeutender ist die Darstellung des Hercules, wie er von der Juno gesäugt wird (I), zur Seite treten dabei Athene und Aphrodite mit Eros auf, ferner Iris in Gespräch mit einer sitzenden Frau, deren Bedeutung nicht klar ist. Die Erläuterung und Abbildung hat der Verf. in den Schriften der Herculanischen Akademie zu geben versprochen. — An eine nicht seltene Vorstellung des Hercules (XV) im Kampf

Digitized by Google

mit einem tritonartigen Meerungeheuer halb menschlicher Gestalt, dem ein Greis und eine Frau zuschauen, knüpft der Verf. die Bemerkung an, dafs man den Triton nicht für Nereus zu halten berechtigt sei, da auf einer von De Witte beschriebenen Vase Nereus und Triton durch Inschriften besonders bezeichnet seien; man möge deshalb den Triton als zum Gefolge des Meergottes gehörend betrachten, gewissermafsen als den Vorkämpfer. — Auf einem nolanischen Gefäfs (X) will der Verf. Achill's Abschied von Deidamia nachweisen. Eine Jungfrau von Schmerz ergriffen, wendet sich nach einem hinter ihrem Sessel stehenden Jüngling; daneben erscheint Pallas und vor der Jungfrau ein Mann mit einem Schwerte, das er mit beiden Händen darreicht, während ein Schild zu seinen Füfsen steht. Etwas bindendes habe ich in der vorgeschlagenen Erklärung nicht finden können, da weder die Entdeckung durch das Ergreifen der Waffen, noch die Scene überhaupt durch die Gegenwart des Ulysses oder Lycomedes irgendwie bezeichnet ist. — Sehr zu bedauern ist, dafs eine ruvesische Amphora nicht in Abbildung mitgetheilt wird, wozu sie durch den Reichthum und die Wichtigkeit der Darstellungen sich vor vielen geeignet hätte (XIV). Die Rückgabe von Hectors Leiche schmückt die eine Hauptseite. Schon ist dem greisen Troerkönige von Achill seine Bitte gewährt. Er sitzt in tiefer Trauer zu Füfsen des ebenfalls vom Schmerz gebeugten Siegers. Dieselbe Trauer erkennen wir weiter in dem alten Nestor und Antilochos (wohl nur durch Verwechselung auf der Vase ΑΜΦΙΛΟΧΟΣ genannt), die zu beiden Seiten auf dem Ende seines Lagers sitzen. An sie reihen sich Hermes, der Geleiter des Priamus, und Pallas, die Beschützerin Achills an, während zu Füfsen der letztern die Wägung des von zwei Jünglingen getragenen Leichnams bereits vollzogen erscheint. Der troischen Scene, dem Erfolge des herrlichsten Sieges, den der Tapferste der Griechen errungen, entspricht als Bild der zweiten Seite der Kampf, welcher das letzte Ziel des Argonautenzuges war. Jason schwingt den Speer gegen den Drachen, den Wächter des an einem Baum aufgehängten goldenen Vliefses. Kalais über ihm schwebend, steht ihm mit gleicher Waffe bei, während auf der andern Seite Medea das Zauberkraut entgegenbringt. Einige andere Figuren werden nicht näher bezeichnet, da sie von modernen Restaurationen nicht frei seien. An dem Halse des Gefäfses sind über dem Kampfe die Dioskuren, über dem ersten Bilde ein Amazonenkampf gebildet. Wie aber die Dioskuren nur allgemein als Theilnehmer des kolchischen Zuges in Verbindung mit dem Drachenkampfe auftreten, so haben wir auch wohl den Amazonenkampf nur allgemein als einen Theil der Troerkämpfe anzusehen, ohne dafs es nöthig wäre, mit dem Verf. den Kampf Achills und der Penthesilea bestimmt vorgestellt zu finden. Die Aehnlichkeit der einen Scene mit den Worten des Quintus Smyrnaeus scheint mir bei der Freiheit, die dem Künstler in so unzählige Male wiederholten Kämpfen zusteht, noch kein zwingender Beweis, eben so wenig wie in einem andern von Hrn. M. beschriebenen nolanischen Gefäfse (X) das Schwert in der Hand der einen Amazone diese zu Penthesilea macht. Dasselbe gilt von den Reliefverzierungen der Henkel unserer Amphora, wo zweimal Pallas im Kampf gegen Giganten auftritt, denen der Verf. die Namen des Enkelados und Pallas beilegt. — Eine nolanische Amphora (XII) zeigt uns auf der einen Seite zunächst zwei Jünglinge auf einem Lager hingestreckt, von denen der eine gegen eine Frau von königlichem Ansehen, die ihm eine Patera darreicht, eine abweisende Bewegung macht; eine andere, vielleicht eine Dienerin, bringt zwei andern Jünglingen, die auf einem daneben stehenden Bette ruhen, Striegel und Salbgefäfs. Auf der andern Seite sehen wir einen Krieger eine mit dem Diadem geschmückte Frau so eifrig verfolgen, dafs er seiner Hand das Schwert entgleiten läfst. Vor ihr steht Apoll oder wie es scheint, das Bild dieses Gottes mit dem Bogen in der einen und einem langen Zweige in der andern Hand. Erschrocken flieht eine Gefährtin nach der andern Seite. Diese zweite von Hrn. M. nicht mit Sicherheit erklärte Seite bezieht Cavedoni nicht unwahrscheinlich auf Menelaos, dessen Zorn Helena bei der Zerstörung Troja's zu entgehen trachtet, indem sie dem Heiligthum Apolls zueilt. In der ersten erkennt Hr. M. den Telemach, der trauernd über seinen Vater im Hause des Menelaus den von Helena dargebrachten Trank abweist. Sollte für diese Erklärung wohl dieser eine Gestus hinreichen oder vielleicht nur ein einfaches Gastmahl dargestellt sein?

Digitized by Google

Endlich sind mehreren schon früher bekannten Vasenbildern aufser den an vielen Stellen eingestreuten Bemerkungen noch besondere Erläuterungen zu Theil geworden, so vor andern der von Roulez in den Nouvelles Annales de l'Institut (T. II, p. 261 sqq.) publicirten Tereusvase. Von dem ersten Erklärer war die Figur der Apate so aufgefafst worden, dafs sie den Sinn des Tereus von der Verfolgung der Procne und Philomele ablenke, und dafs diese dadurch den Nachstellungen desselben entgingen. Scharfsinnig erkannte nun Hr. Avellino (XIX) durch sorgfältige Betrachtung des Originals und die Vergleichung einiger in Pompei gefundenen Scheeren dieses Werkzeug in den Händen des Tereus und zu gleicher Zeit suchte Hr. M. die Bedeutung der Apate richtiger dahin zu bestimmen, dafs sie nicht den Tereus zurückhalte, sondern im Gegentheil seinen Sinn auf den Trug hinlenke, seine Grausamkeit unterstütze. Die neuen Schwierigkeiten, die sich dadurch für die Erklärung der beiden flüchtigen Frauen herausstellten, sind nun von Welcker (XXVIII) durch eine ganz neue Auffassung der ganzen Vorstellung folgendermafsen gehoben worden. Nur Philomele, die auch allein durch die Beischrift des Namens bezeichnet ist, tritt in unserm Bilde auf, aber wie Tereus in den gewaffneten Jünglingen ein Gefolge hat, so ist auch ihr eine Begleitung in der Frau des zweiten Wagens gegeben. Tereus sinnt auf Mittel, seine Schuld und sein Unrecht der Procne zu verbergen, da tritt ihm hülfreich Apate entgegen. Sie ist gewissermafsen die objectivirte Idee der Hinterlist, durch die er seinen Zweck zu erreichen glaubt. Symbolisch ist ihm das Werkzeug derselben, die Scheere, schon in die Hand gegeben zu gröfserer Versinnlichung der Schandthat, die bevorsteht, wie sich auch schon im Voraus bei der blofsen Erscheinung der Apate das Entsetzen darüber ausspricht. — In der Erklärung einer Hamiltonschen Vase (Tischbein IV, 60; auch bei Inghirami Vasi n. 120) stimmt Hr. M. (XVII) auffallend mit der ihm erst später bekannt gewordenen Erklärung Fontana's in der zweiten Ausgabe dieser Sammlung überein. Den Mittelpunct des Bildes nimmt ein Baum ein, zwischen dessen beiden Aesten ein Hase hervorspringt; auf ihn eilen von zwei Seiten vier Jünglinge zu, der eine mit leichter Keule, die andern mit Speeren bewaffnet. Hierin wird vom Verf. mit Anwendung einer Stelle des Pausanias (III, 22, 12) Boios, der Sohn des Hercules (daher die Keule), mit seinen Begleitern aus den Städten Etis, Aphrodisias und Side erkannt, die von einem Hasen geleitet die Stadt Boiae an der Stelle gründeten, wo sich dieser unter einem Myrthengesträuch verbarg. Wenn nun auch die Ueberinstimmung des Pausanias mit dem Bilde keineswegs so schlagend ist, wie der Verfasser meint, da im Gegentheil der unbefangene Blick nur Jäger sieht, die einen Hasen verfolgen und zu erhaschen streben, so würde doch die Erklärung einigermafsen annehmbar sein, sofern sich Analogien ähnlicher historischer Darstellungen beibringen liefsen. Sonderbar ist aber die Anwendung, die der Verf. von dem Vasenbilde für die Interpretation des Pausanias macht. Das λάγως ἐπιφαίνεται desselben soll seine rechte Erklärung erst dadurch finden, dafs wir uns den Hasen in der Luft fliegend (wie hier, wo er indefs blofs einen Sprung aus dem Baume hervormacht) zu denken haben, und dies durch die Worte καταδύντος δὲ ἐς μυρσίνην bestätigt werden, in denen das Herunterschweben bezeichnet sei (!). — Endlich giebt Hr. M. einige Ergänzungen seiner Bemerkungen im Bullettino des archäologischen Instituts (1842. p. 44) über eine von Millingen (vases grecs pl. 20. 21) und Inghirami (vasi IV, 219 — 220) bekannt gemachte Vase (XXXIII). In derselben ist zwischen dem Viergespann des Adrastus und der Eriphyle aufser dem Namen der letztern noch das Wort ΚΑΛΙΦΟΡΑ retrograd geschrieben, das auch nach seiner frühern Darlegung, wonach es zu einem Rosse des Adrastus gehöre, auf Eriphyle bezogen worden war. Der Verf. erhärtet jetzt seine Ansicht durch die Hinweisung auf den stehenden Gebrauch, wonach für die Vertheilung der Namen auf Vasen immer die Richtung der Figur maafsgebend ist, weshalb hier, wo die Pferde nach links, Eriphyle mit dem Blicke nach rechts gewendet ist, die retrograde Inschrift nur auf eines der Pferde bezogen werden darf. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Bullettino archeologico napoletano; pubblicato da Francesco M. Avellino.

(Schlufs.)

Für die Numismatik hat der Hrsg. d. Bull. einige recht schätzbare Beiträge geliefert, an die sich eine Reihe von Ergänzungen Cavedoni's anschliefsen. Ausführliche Auszüge davon zu geben erscheint hier nicht rathsam, da es eben nur kurze Notizen sind, die meist erst durch Verarbeitung in gröfserem Zusammenhange ihre Bedeutung erhalten. Das Richtigste ist die Zusammenstellung des Aes grave von Venusia mit dem früher fälschlich auf Velia bezogenen Monogramme *E. Der Verf. hatte bereits 1840 der herculanischen Academie eine ausführliche Abhandlung darüber vorgelegt; indem aber die Publication derselben, wie sehr häufig, sich noch lange verzögern zu wollen scheint, so giebt er im Voraus die Resultate im Bullettino nebst den Abbildungen fünf unedirter Stücke (XXII, Tav II, 2), auf denen sich als Haupttypen Delphin, Eberkopf, Muschel und drei Mondsicheln finden. Da nun Apulien im Allgemeinen der gegossenen Münzen entbehrt, so begründet ihr Erscheinen in Venusia die Vermuthung, dafs diese Stadt nur als römische Kolonie, wie Luceria, sich das Münzsystem der Mutterstadt angeeignet hat; eben so wie die doppelte Serie, die wir kennen, mit einem Asgewicht von acht und von sechs Unzen zu beweisen scheint, dafs zur Zeit der Gründung dieser Kolonie, 462 der Stadt, die Reduction der Münzen noch nicht mehr als vier Unzen auf das As betrug; die Verminderung auf sechs also erst zur Zeit des ersten punischen Krieges eintrat. Ist nun das Aes grave für Venusia und Luceria gesichert, so lassen die fast nur in Apulien sich findenden Stücke mit AΣ und H wohl mit Wahrscheinlichkeit sich auf apulische Städte beziehen, für welche der Verf. Asculum und Herdonia vorschlägt, die in der Mitte zwischen den beiden Kolonien gelegen, deren Münzsystem zur Erleichterung des Verkehrs befolgten. Zwei unedirte Stücke mit A auf der einen und einem Blitz auf der andern Seite werden in Abbildung mitgetheilt. — Die übrigen unedirten Münzen, 36 an der Zahl, sind mit Ausnahme einer bithynischen und einer ägyptischen sämmtlich von grofsgriechischen Städten. — Für Mythologie ist die Bemerkung des Verf.'s über eine capuanische Münze (II) interessant mit dem von der Hirschkuh gesäugten Telephus und dem phrygisch behelmten Kopf desselben, da hierdurch die Sage eine Bestätigung erhält, dafs Capua von Tyrrhenern gegründet sei, die von Telephus hergeleitet werden. —

Paläographisch und sprachlich wichtig ist die Inschrift, die auf einem Lekythos aus Kumae in sehr alten Schriftzügen retrograd eingravirt ist (XX. Tav. II, 1). Sie lautet: ΤΑΤΑΙΕΣ ΕΜΙ ΛΕϒΥΘΟΣ ΗΟΣ ΔΑΝ ΜΕ ΚΛΕΦΣΕΙ ΘΥΦΛΟΣ ΕΣΤΑΙ. In der Paläographie ist von dem für Grofsgriechenland in Franz El. epigr. p. 25 freilich als dorisch und äolisch aufgestellten Alphabet abweichend: Δ nicht gleichschenkelig, sondern ▷, I nur ein senkrechter Strich, M mit fünf Strichen, wie in melischen Inschriften ⋁⋁|, Σ dreischenkelig ϛ, Φ mit senkrechter den Kreis nach beiden Seiten durchschneidender Linie, ΦΣ statt Ψ. Besonders bemerkenswerth ist aber das gleichzeitige Erscheinen des Koppa in λήκυθος und des Kappa in κλέψῃ, für welchen Gebrauch bis jetzt noch kein bestimmtes Gesetz aufgefunden ist. Die Meinung Graffs (Schriften der Berl. Acad. 1839 p. 8), wonach Koppa vor O und Υ stände, möchte sich gegen die Beispiele, die der Verf. zur Widerlegung beibringt (Hektor, Kroton, Patroklos) allenfalls noch dadurch rechtfertigen lassen, dafs der Vokal O trotz des Dazwischentretens eines Consonanten seine Geltung behalte. Die Anführung des Galassischen Gefäfses hat deshalb keine Bedeutung, weil dort die Vokale ΙΑΥΕ bei allen Consonanten wieder-

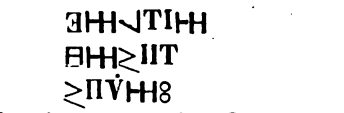
Digitized by Google

kehren. Wohl aber hätte aus Böckh C. J. n. 32: ϘΕΙΡΙΛΕΟ (des zweifelhaften ΕΘΕϘΕΝ nicht zu gedenken) angeführt werden müssen, besonders da diese Inschrift, wie die unsere, aus Kumae herstammt. — Für eine schon früher publicirte Inschrift (bei Welcker Sylloge n. 53, 2te Ausg. n. XXIII.) sind die Varianten Τρειναχρία γαῖα für Τρειναχρίη γαίη und ἐνειχαμένην für ἐνεγχαμένην von Werth, so wie auch die genaue Copie einer wieder aufgefundenen Inschrift (IV), die Gruter und Capaccino von einander abweichend mitgetheilt hatten: θέ ΟΙΣ. ΣΕΒ. ΚΑΙ. ΘΕΟΙΣ. ΦΡΗΤΡΙΟΙΣ. ΘΕΩΤΑΔΑΙ dadurch bedeutend ist, dafs sie die einzige Nachricht von einer neapolitanischen Phratrie der Θεώταδαι sicher stellt.

Ein kleiner Aufsatz (XXXII) über eine puteolanische Inschrift des C. Prastina Pacatus erfüllt vollkommen die Erwartungen, die man von allem hegt, was aus der Feder Borghesi's fliefst. Die Zeit dieses Mannes, die vollkommen ungewifs war, stellt er scharfsinnig aus der fragmentirten Inschrift eines Ziegelstempels fest, auf dem sein Consulat mit dem Namen der Cosinia Gratilla zusammen erwähnt wird. Indem nun ein anderer Stempel diese im J. 899 der Stadt nennt, kann kein Zweifel obwalten, dafs sein College Largus der Consul des Jahres 900 war. Mit diesem zusammen wird aber sonst Messalinus genannt; das Fragment einer beneventaner Inschrift macht nun klar, dafs Prastina aufser dem Cognomen Pacatus auch den des Messalinus führte, wofür drei unedirte Münzen aus dem handschriftlichen Catalog Sestini's einen neuen Beweis liefern, in denen ein Nachkomme des Prastina als Präfect des untern Mösiens zur Zeit des Philippus mit dem Beinamen Messalinus auftritt. — Eine Inschrift aus Minturnae (VII), vermuthlich die Basis einer Statue, von der noch Reste gefunden wurden, vermehrt die nicht zahlreichen Beispiele der Vernichtung von Kaisernamen auf Inschriften: IVLIAE MAESAE ‖ AVG. AVIAE. IMP ‖ . . . . Es ist hier die Wahl frei zwischen dem Elagabal und dem Alexander Severus, da beider Namen auf öffentlichen Monumenten vernichtet wurden, und Julia Maesa bei beiden Kaisern in gleich grofsem Ansehen stand. — Ein merkwürdiges Vererben eines bestimmten Handelsgeschäftes in einer und derselben Familie bezeugt von neuem ein puteolanischer Stein (XXIV) eines Weihrauchhändlers L. Faenius. Es ist dies der vierte L. Faenius, der uns als thurarius bekannt wird, zur Unterscheidung Puteolanus genannt, und nur eben Faenier mit dem Vornamen Lucius kommen als thurarii vor. — Eine Inschrift aus Baiae liefert für die verschiedenen Arten der Freilassung bestimmte Formeln:

HOC SEPVLCRum FREQVENTENT A ME
QVI SINT LIBERI. Cum VMVERSOS (sic) QVOS
RELIN
QVAM VEL MANVMITTI VOLAM. AT POSTREMA
PATEAT IPSIS. QVIQVE EX IS. PROVen ERINT
VOLVSIA Q. F. PIA. ANNIA. A . . . . . NA
SIC MANDAVI. SIC fia T
DIS. MANIBVS. SACRVM.

Wir haben hier die bei Lebzeiten der Volusia freigelassenen: a me qui sint liberi; dann die, welche im Testament die Freiheit erhalten: quos relinquam, endlich die, welche etwa nach Abfassung desselben in Codicillen noch dazu bezeichnet werden: quos manumitti volam. Schwierigkeiten haben Hrn. Minervini die Worte at postrema gemacht, er zieht sie zum folgenden, indem er die zuletzt genannten nicht gleich berechtigt mit den ersten betrachtet. Wahrscheinlicher ist wohl die mir von anderer Seite gemachte Mittheilung, wonach AT für AD zu nehmen sei, was in einer so späten Inschrift nicht auffalle, und danach zu verbinden quos manumitti volam ad postrema: bis zu meinem Lebensende. Das folgende hat dann den Sinn der gewöhnlichen Formel: libertis posterisque eorum. — Die anderen lateinischen Inschriften sind fast nur Grabsteine und bieten meist nur unwichtige orthographische Abweichungen, einige neue Namen u. s. w. dar. Eine oscische Inschrift, wie es scheint, eines Minatius Tlemetius oder Telmetius, verdient wegen der Seltenheit der Denkmäler dieser Sprache hier angeführt zu werden:



Diese Uebersicht über den Inhalt des Bullettino wird vollkommen genügen, um zu behaupten, dafs es sich durch das darin niedergelegte gelehrte Material nicht blofs ein vorübergehendes Interesse, sondern auch einen dauernden Werth in der Wissenschaft erworben hat, und dafs der Fleifs und das darin bekundete Streben besonders in Italien Anerkennung und Nachahmung

Digitized by Google

in weitern Kreisen verdient. Legen wir aber einen andern Maafsstab an, den der strengen Kritik, welche die Wissenschaft oft mehr als übermäfsiges Lob fördert, so möchte noch manche Erwartung, die man von dieser Zeitschrift gehegt, nicht vollkommen befriedigt erscheinen. Es handelt sich hierbei um eine doppelte Frage: 1) Wie entspricht die Methode der Behandlung den strengern Anforderungen gründlicher Wissenschaftlichkeit? 2) Wie verhält sich die Menge des Gegebenen zu der Masse des Stoffes, den Neapel für die Zwecke einer archäologischen Zeitschrift bietet? Es handelt sich bei Beantwortung der ersten Frage eigentlich nur um die Beurtheilung der Herrn Avellino und Minervini, da das, was von andern beigetragen ist, so die Bemerkungen von Welcker über die Tereusvase und über einige auf den tragischen Cyclus bezügliche Kunstwerke Neapels, die Nachträge Cavedoni's zum Bullettino selbst, im Verhältnifs zu der Menge der von den beiden Hauptarbeitern gelieferten Aufsätze nur als ausnahmsweise Beigabe betrachtet werden kann. Ohne nun hier den anerkannten Leistungen des Herrn Avellino zu nahe treten zu wollen, so scheint er zum Schaden seines Unternehmens dem Satz eine nicht ganz richtige Deutung gegeben zu haben, dafs ausführliche Erörterungen vom Bullettino ausgeschlossen bleiben sollten. So richtig dies war, insofern z. B. in einem periodischen Blatte lange mythologische Erörterungen über einen ganzen Mythen- oder Denkmälerkreis nicht bei Gelegenheit irgend eines dahin einschlagenden Monuments gegeben werden dürfen, so verlangt man doch mit Recht, dafs einem solchen, wo es zum ersten Male bekannt gemacht wird, kurz und präcis, ohne breite Darlegung gelehrten Materials die Stelle angewiesen werde, die es in dem Zusammenhange ähnlicher Darstellungen einnimmt. Während aber im Bullettino über manches weniger Wichtige oft recht gute Bemerkungen beigebracht werden, kommt es, dafs wir gerade bei bedeutendern Sachen mit der Erklärung uns beruhigen müssen, die gerechte Würdigung derselben überschreite die Grenzen dieser Zeitschrift und solle an andern Orten gegeben werden. Wenn nun Hr. Minervini zuerst wegen seines regen Eifers und des emsigen Studiums der Monumente sowohl als der Schriftsteller volle Anerkennung verdient, so kann doch die Methode seiner Kunsterklärung keineswegs befriedigen. Ich verweise hier auf das, was ich im Einzelnen bei den Vasenbildern berührt habe. Wie ich dort bemerkte, scheint dies durch ein Verkennen des Verhältnisses verursacht, das ein Denkmal zum andern und dieses wieder zu den Zeugnissen der alten Schriftsteller hat, wodurch die Auffassung des Einzelnen bedingt und z. B. an die Stelle einer wissenschaftlichen Erörterung zuweilen ein Eingehen in künstlerische Motive erfordert wird. Indem aber gerade hier Hr. Minervini nicht streng und scharf den Mittelpunkt, das Hauptmotiv einer Kunstvorstellung, ins Auge fafst, sondern sich über Einzelnheiten verbreitet, sind seine Arbeiten zwar reich an manchen richtigen Bemerkungen über die letztern und an gelehrtem Material, geben uns aber selten ein deutliches Bild von dem wahren Gehalte eines Kunstwerkes und ermüden den Leser, indem sie des Brennpunktes entbehren, durch den das Einzelne erst seine Bedeutung erlangt.

Wenn man in Bezug auf die Masse des dargebotenen Stoffes bekennen mufs, dafs bei dem Reichthum Neapels an antiken Denkmälern jeder Art eine gröfsere Fülle gehofft werden durfte, so sollen dabei die Schwierigkeiten keineswegs verkannt werden, mit denen der Herausgeber zu kämpfen hat: der Geiz, mit dem sowohl Privatsammlungen, als auch das öffentliche Museum dem gelehrten Gebrauch verschlossen werden, die Heimlichkeit des Kunsthandels, der oft gerade einheimischen Gelehrten gegenüber mifstrauisch ist. Eine Lücke ist es ganz besonders, deren Ausfüllung gewifs von jedem Archäologen sehnlich gewünscht wird: eine genaue Kenntnifs der Oertlichkeiten Grofsgriechenlands, die eine so grofse Masse der herrlichsten Denkmäler spenden und bis jetzt fast eine terra incognita sind; und genaue Nachrichten über die Ausgrabungen. Kann nun hier der Mangel an Mittheilungen, ja das absichtliche Dunkel, das darüber erhalten wird, zur Entschuldigung von den Archäologen der Hauptstadt angeführt werden, obwohl es vielmehr eine Aufforderung sein sollte, selbst hinzugehen und an Ort und Stelle zu forschen, so ist doch auch da, wo nichts behinderte, nicht die gebührende Sorge angewendet worden, wie ein bestimmtes Beispiel lehren kann. Von den Ausgrabungen des Lord Vernon bei Kumae werden einige recht schöne Denkmäler mitgetheilt, während von eben so grofsem Interesse ein genauer Bericht über das Local,

Digitized by Google

über die Beschaffenheit der Gräber u. s. w. gewesen wäre, aus denen die Entdeckungen hervorgegangen. Wie gering die Menge dessen ist, was an Marmorwerken, Bronzen, Anticaglien vom Bullettino besprochen ist, geht aus der obigen Uebersicht hervor, und doch ist gerade an letztern kein Ort reicher als Neapel. Auf jeden Fall entbehrt aber das Bullettino der beabsichtigten Vollständigkeit des Thatsächlichen, wenn es die bei weitem gröfseste Masse seines Inhaltes dem Vorrathe eines einzigen unter vielen neapolitanischen Kunsthändlern, dem des Hrn. Raffaele Barone entnimmt. — Diese Bemerkungen habe ich geglaubt um so mehr aussprechen zu dürfen, als auch nach Abzug des Tadels noch immer genug übrig bleibt, weshalb diese Zeitschrift nicht blofs innerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes, sondern auch auswärts eine weit gröfsere Theilnahme verdiente, als ihr bis jetzt geworden ist. Wenn diese für den Herausgeber wenig Ermuthigendes hatte, so bürgt dennoch sein Eifer für die Wissenschaft, dafs er diesem sehr dankenswerthen Unternehmen seine Sorge nicht entziehen wird. Als einen Beweis dafür freue ich mich mittheilen zu können, dafs es ihm gelungen ist, die Erlaubnifs zu freier Benutzung der schönen Jattaschen Sammlung ruvesischer Kunstschätze zu erlangen, die für sich allein im Stande ist, dem Bullettino auf lange Zeit eine Menge des gewähltesten Materials zu liefern.

Dr. H. Brunn, in Rom.

IX.

Die Einheit der Sanskrit-Declination mit der Griechischen und Lateinischen. — Aus dem Gesichtspunkte der klassischen Philologie dargestellt von Friedrich Graefe. Erste Abtheilung. St. Petersburg, 1843.

Die Stellung der vergleichenden Grammatik zur klassischen Philologie ist noch immer keine festbegründete und allgemein anerkannte. Je geringer auch von Tage zu Tage die Zahl derer wird, die spöttisch jede Anwendung vergleichender Grammatik auf die Erforschung der alten Sprachen von der Hand weisen, je erfreulicher es für die so lange und vielfach verkannte Wissenschaft ist, dafs in neuester Zeit selbst die Koryphäen der klassischen Philologie ihre Berechtigung und Wichtigkeit anerkannt haben, um so auffallender mufs es erscheinen, dafs von manchen Seiten mit halber Kenntnifs der Sache oder mit schiefem Urtheil die wesentlichsten Resultate jener Forschungen wieder in Zweifel gezogen oder doch nur zu sehr geringem Theile und in buntem Gewirre mit andern zum Theil sehr willkürlichen Theorien angenommen werden. Vor solchen falschen Freunden hat sich die vergleichende Grammatik gewifs mehr zu hüten, als vor ihren Feinden oder denen, die sie gänzlich ignoriren. Die Forschungen eines Lobeck werden, obgleich sie keinen Gebrauch von der Sprachvergleichung machen, dennoch von ihrem Standpuncte aus immer höchst werthvoll und als Vorarbeiten für Untersuchungen, die aus einem weiteren Gesichtspuncte unternommen werden, von der gröfsten Wichtigkeit sein, aber jene Schriftsteller, die zur einen Hälfte die Berechtigung der vergleichenden Grammatik anerkennen, zur andern Hälfte jede Abweichung von der bestehenden Lehre als ein Zugeständnifs betrachten und wenn sie ihren bisherigen Ansichten und Theorien sich nicht fügen will, gänzlich von der Hand weisen, bringen der Sprachvergleichung und der klassischen Philologie gleich wenig Nutzen. Zu diesen Männern gehört Hr. Graefe. Derselbe hat schon im Jahre 1836 eine aus den Memoiren der St. Petersburger Akademie besonders abgedruckte Abhandlung über „das Sanskritverbum im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen" herausgegeben, worin derselbe einen ähnlichen Standpunct, wie in der vorliegenden Schrift einnimmt. Hr. Graefe ist ein Kenner des Sanskrit und von der Wichtigkeit dieser Sprache für die genauere Erforschung der klassischen Sprachen überzeugt, aber er glaubt in sehr vielen Puncten von den Ansichten Bopp's abweichen und andre Erklärungen der Formen suchen zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Die Einheit der Sanskrit-Declination mit der Griechischen und Lateinischen. — Aus dem Gesichtspuncte der klassischen Philologie dargestellt von Friedrich Graefe.

(Fortsetzung.)

Vor Allem hat Hr. Graefe eine grofse Abneigung gegen die „*Agglutinationstheorie.*" Eine solche Abneigung ist erklärlich. Schon im Worte liegt etwas Widerwärtiges, wenn wir an Leim und Anleimen dabei denken. Es scheint dieser Begriff der Auffassung der Sprache als Organismus zu widersprechen. Und da wir überhaupt so geneigt sind, sprachliche Erscheinungen denen der vegetabilischen Natur zu vergleichen, wer möchte da nicht lieber aus den Stämmen und Wurzeln die Endungen hervorkeimen und hervorwachsen lassen? Schade nur, dafs die Sprache selbst einer solchen poetischen Auffassung widerspricht. Hr. Gr. selbst gesteht zu und es ist wohl allgemein anerkannt, dafs die Endungen der Personen aus Pronominibus entstanden sind. Also schon gleich hier bei den einfachsten Verbalbildungen zeigt sich ein Zusammenwachsen zweier Elemente oder nach der technischen Sprache eine Agglutination; warum also, wenn in dem doch sonst so naturwüchsigen Verbum, nicht auch im Nomen? Den Gegnern der Agglutination mufs, wenn sie auch, wie Hr. Gr. (das Sanskrit. p. 110), so weit gehen sollten, in *amav-eram*, *amav-ero eram* und *ero* zu verkennen, das Verbum possum ein Stein des Anstofses sein. Denn hier die Zusammensetzung mit sum zu läugnen, möchte doch auch Hr. Gr. wohl nicht unternehmen. Die Sprache selbst also gibt uns deutliche und unverkennbare Spuren einer Agglutination, und in der That das Verfahren, zwei heterogene Sprachtheile zu verbinden, ist, weit entfernt, dem Begriffe der Sprache zu widersprechen, ein ihrer einzig würdiges und zulängliches. Bedenken wir doch, dafs zur Bezeichnung der Personen, der Casus zu dem Stamme des Verbums, des Nomens auch begrifflich etwas hinzutreten mufs, was die Beziehung des Verbalbegriffs auf eine Person, das Verhältnifs des Nominalbegriffs angibt. Dieser heterogene Bestandtheil kann eben so wenig aus dem Stamme hervorsprossen, wie etwa aus dem des jungen Baumes die Stütze, die ihn gegen den Angriff der Winde schützen soll. Jene Vergleichung mit dem Naturgebiete hinkt hier völlig; wir müssen sie aufgeben und bedenken, dafs die Sprache zwar ein Naturerzeugnifs, aber ein Naturerzeugnifs des Geistes ist. Die schöpferische Kraft der Sprache zeigt sich aber darin, dafs sie zwei so heterogene Bestandtheile wie Verbal- und Pronominalstamm zu einer phonetischen Einheit verbindet. Nur dadurch wird es ihr möglich jene Verbalformen in ihrer gedrängten Kürze, in ihrer leicht beweglichen und übersichtlichen Form hervorzubringen und für den mannichfaltigen Gebrauch der Rede fähig zu machen. In der Vollkommenheit der Agglutination also liegt ein Hauptvorzug der sanskritischen Sprachen, in dem Verwachsen der zusammengefügten Bestandtheile, nicht in dem ursprünglichen Mangel daran. Allerdings hat die Agglutination gewisse Gränzen. So hat z. B. Bopp evident gezeigt, dafs in der Tempusbildung sich öfters eine Zusammensetzung mit schon ausgeprägten Formen des Verbum Substantivum zeigt, wie im Futurum, wo *dâ-sjâmi* aus der Wurzel *dâ* und dem einfach nicht mehr erhaltenen Futurum der Wurzel *as*, sein, entstanden ist, im Aor. 1. auf *sa*, worin das Imperfectum derselben Wurzel nicht zu verkennen ist. Man könnte diese Art der Agglutination eine Hülfsagglutination nennen; denn sie folgt nicht mit Nothwendigkeit aus der Natur der Verbalbildung, sie ist gewissermafsen eine Bequemlichkeit der Sprache, die statt aus der bedeutungsvollen Wurzel unmittelbar eine solche Form zu erzeugen, sich der schon fertigen, gangbaren

Digitized by Google

vom Verbum *sein* bediente. Eben deswegen ist diese Art der Agglutination fest begränzt und es ist thöricht, überall Zusammensetzung mit *as* zu vermuthen, wie dies bis in's Unglaubliche kürzlich ein Hr. Bock in seiner Analysis Verbi gethan hat, worüber wir anderswo ausführlicher gesprochen haben. Auch in den Sylben, welche im Präsens und Imperfect vieler Verben aufser der Stammsylbe und den Endungen sich zeigen (*nu* in *ki-nu-mas*, u. a. m.), hat man oft ohne Noth Einschiebsel gesehen, während es vielmehr eher lautliche Entwickelungen zu sein scheinen. Dem besonnenen Forscher liegt es also ob, genau den Spuren, die in den Formen selbst liegen, zu folgen und darnach mit genauer Berücksichtigung der Lautgesetze zu bestimmen, ob wir eine Form für einfach, oder zusammengesetzt zu halten haben. Das ist aber nicht die Sache des Verf.'s vorliegender Schrift. Von dem blinden Vorurtheile gegen jede Agglutination ausgehend, nimmt er lieber zu den kühnsten Mitteln seine Zuflucht, als dafs er eine Zusammensetzung zugibt. Wir wollen die Beispiele dazu nicht aus jener früheren Schrift entnehmen, obwohl sie darin sehr zahlreich sind. Ueber eine der kühnsten Behauptungen, dafs nämlich der griechische Infinitiv auf αι aus der 1sten Person des Imperativs auf *âni* herzuleiten sei, hat schon Bopp in seiner vergleichenden Grammatik p. 692 sich gebührend ausgesprochen. Wir wollen nur aus der vorliegenden Schrift einige der Behauptungen zusammenstellen, die am klarsten zeigen, dafs der Verf. mit den Lauten des Sanskrit, Griechischen und Lateinischen auf das Willkürlichste verfährt und seiner Antiagglutinationslehre zu Liebe die kühnsten Vertauschungen der Casus, die wunderlichsten Einschiebungen und Auslassungen von Lauten annimmt, dafs also er gerade des Fehlers sich schuldig macht, dessen er die bisherigen vergleichenden Forscher beschuldigt, nämlich der Sprache Gewalt anzuthun.

Hr. Gr. scheint eigentlich gar keine Casusendungen zugeben zu wollen, wenigstens keine mit einem Consonanten beginnenden Sylben. S. 51 erklärt er, „es gibt keine Suffixa φι, φιν und σφιν, oder *hi*, *bi*, *bis*, *bus* u. s. w., oder wie man sie sonst nennen mag, wenn man darunter fertige Wörter irgend welcher Bedeutung und Art denkt; diese Casusendungen sind vielmehr aus dem Wortstamm in innerer Nothwendigkeit hervorgetriebene Rudimente (?), die sich bald vollkommner, bald minder vollkommen auswuchsen und in denen die Analogie verwandter Sprachstämme sich eben darum so ähnlich oder gleich ausgeprägt hat, weil sie auf der Nothwendigkeit ihrer gemeinsamen Natur beruhen" *). Dieser Ansicht zu Liebe werden nun jene genannten Endungen aus anderen einfacheren durch Einschiebung der mannichfaltigsten Laute erklärt. So namentlich S. 27 *mihi* aus *mi* durch Einschiebung eines *h* ohne Berücksichtigung des Sanskrit *mahjam*, die Sylbe θε oder θεν aus der Dativendung *e* für *i*, auf die aus einigen böotischen Formen geschlossen wird, eben so θι in οὐρανόθι und σι in θύρασι, das Hr. Gr. von den Dativen des Plural wohl zu scheiden räth, ferner φι in βίηφι, χι in ἦχι, *bi* in *ubi*, *ibi*. Diese Laute, nämlich θ, σ, χ, φ, im Latein. *h* und *b* gelten Hrn. Gr. für „Trennungszeichen" oder „einem Digamma ähnliche Hemmungen." Hätte uns doch der Verf. aus den Lautgesetzen des Griechischen und Lateinischen ähnliche Beispiele consonantischer Einschiebungen nachgewiesen! Aber die Lautgesetze sind ihm gleichgültig, seiner Theorie zu Liebe wird alles dies als zweifellos hingestellt. Ueberall tauchen, wo nichts zu hemmen, sondern vielmehr etwas zu verbinden ist, solche Hemmlaute auf, die für Hrn. Gr. wie Atome die Luft zu erfüllen und auf seinen Wink überall sich einzudrängen scheinen.

Auf diese Weise hört die Sprache auf organisches Gebilde zu sein, sie wird das Spielwerk der Laune dessen, der jene Atome zu beschwören weifs. S. 28 wird vermuthet, das *d*, das sich in den alterthümlichen lateinischen Ablativen zeigt, sei wohl seiner Natur nach „mehr ein Schlepp" — also doch auch wohl das an gleicher Stelle sichtbare *t* des Sanskrit und Zend? S. 32 wird daran gedacht, die Vocative auf *e* Griech. ε der zweiten Declination und die auf οι der Wörter auf ω und ως könnten ursprünglich Dative sein. S. 38 wird die Form des Dat. Plur. aus dem Dat. Sing. abgeleitet. Es heifst dort wörtlich: „Es zeigen diese Formen (αισι, οισι) am klarsten den nächsten Zusammenhang mit dem Singular, dessen αι (ᾳ) und οι unmittelbar jenes αισι, ησι, οισι, ωισι (?) kürzer αις, ης, οις, ωις und mit der S. 27 zum Singular be-

*) Der Verf. verweist hiebei wie öfter sonst auf einzelne in dem Recueil des Actes des Séances de l'Acad. Imp. des sciences de St. Petersb. und andern uns leider nicht zugänglichen Sammlungen abgedruckte Abhandlungen.

Digitized by Google

merkten Trennung αFις, ηFις, οFις (ωFις) das Lat. *abus*, *ēbus*, *ōbus* und in gleichester Form sogar *obis* wie in *nobis* und *vobis* geben mufs." Wir brauchen dies wohl nicht zu widerlegen. Das ist freilich eine leichte Art mit den Formen fertig zu werden. Im Folgenden wird die latein. Form *manubus* angeführt, die natürlich vorausgesetzt werden mufs, damit die Hypothese, dafs der Dat. Pl. aus dem Dat. Sing entstanden sei, bestehen bleibe. Aus demselben Grunde wird ἰχθύσι aus ἰχθύϊσι oder mit Schwächung des ι zu ε ἰχθύεσι, πόλεσι aus πολίϊσι, γένεσι aus γενέϊσι, ἀληθέσι aus ἀληθέϊσι abgeleitet, wobei naiv bemerkt wird, so nahe auch die analoge Diphthong-Endung εισι lag, eben so ναῦσι aus ναύϊσι u. s. w., endlich gar ὄψι im Vergleich mit vocibus aus ὄπισι; „mit dem zwischen *ii* stehendem σ ist F = *b* als ein *verwandtes Element* verwechselt worden" (S. 41). Die Verwandtschaft besteht hier darin, dafs σ dentaler Sibilant, *b* aber labiale Media ist. Doch von der Natur der Buchstaben scheint Hr. Gr. keinen Begriff zu haben. Das Digamma gilt ihm vollends als ein Laut, den man überall bequem einschieben kann, wo er einem pafst. Doch nicht blofs dies, sondern ja auch, wie wir sahen, die Buchstaben σ, ϑ, φ, χ, *h*, *b*. Dazu kommt noch S. 45, nebst *n*, *j* und *v* im Sanskrit, *r* „gleich einem Digamma," das sich nämlich nach dem Verf. im Gen. Plur. „zwischen die schwer auseinander zu haltenden Vocale schob" (*a-um*, *arum*). Solche Laute meint er, fände die „anstofsende, sich verwickelnde Zunge von selbst." Aber wessen Zunge kann sich denn zwischen den Lauten *a* und *um* verwickeln oder anstofsen? Die Zunge kommt ja bei der Aussprache zweier Vocale gar nicht ins Spiel. Eben so soll das *r* in *mures* eingeschoben sein, verglichen mit μύες. Allein das Sks. *mûsha* von V. *mûsh stehlen*, zeigt deutlich, dafs hier ein *s* stand, das sich im Lat. regelrecht in *r* verwandelte, im Griechischen zwischen zwei Vocalen ausfiel. Doch dies will freilich Hr. Gr. nicht gelten lassen. Während er selbst, wie wir gezeigt haben, die kühnsten Uebergänge, die willkürlichsten Einschiebungen annimmt, zieht er mit höhnischer Bitterkeit gegen die von Bopp mit sorgsamer Prüfung der Lautgesetze aufgestellte Behauptung zu Felde, dafs das σ im Griechischen zwischen zwei Vocalen öfters ausfalle. Und dies führt uns unmittelbar zu unsrer zweiten Hauptaufgabe.

Wir glauben durch das bisher Gesagte, das wir noch durch viele andre Belege vermehren könnten, hinlänglich gezeigt zu haben, dafs Hr. Gr. der Mann nicht ist, sich über Willkühr, unzeitige Vergleichungen u. s. w. zu beklagen und als Reformator der Grammatik der alten Sprachen aufzutreten. Dessen ungeachtet nun kämpft derselbe gegen verdienstvolle deutsche Gelehrte in einer Weise, die es — was sonst bei dem geringen Werthe dieser Schrift füglich hätte unterbleiben können — durchaus nothwendig machte, darauf etwas zu erwidern. Zur Zielscheibe sucht sich Hr. Gr. nicht sowohl den Begründer und Hauptförderer der vergleichenden Grammatik, Bopp aus, als den diesem nur sich anschliefsenden Kühner. Dieser nämlich hat in seine ausführliche Grammatik bekanntlich einige Hauptresultate der Forschungen Bopp's aufgenommen, denselben aber nie den Schein eigner Erfindung zu geben gesucht, sondern auf das Gewissenhafteste seine Quelle citirt. Dafs er es zuweilen an Sorgfalt hat fehlen lassen, dafs Manches besser geordnet sein könnte, dafs hie und da der vergleichende Stoff zu sehr als eine gesonderte, nicht gehörig verarbeitete Masse erscheint, gestehen wir zu. Im Allgemeinen aber wird man Hrn. Kühner dafür zu danken haben, dafs er viele wesentliche Ergebnisse der vergleichenden Grammatik gebührend berücksichtigt und durch sein Werk in Umlauf gesetzt hat. Hr. Gr. aber macht ihn nun für diese von Andern zuerst ausgesprochenen Behauptungen verantwortlich und zwar in einer Weise, die gewifs jede Gränze wissenschaftlicher Besprechung überschreitet. S. 2 wird behauptet, das Sanskrit habe durch seine oft einseitigen und verblendeten Verehrer Verwirrung in die lateinische und griechische Grammatik gebracht, wodurch namentlich dem Griechischen unerhörte Formen durch unzeitige Vergleichung aufgedrungen seien. Dann heifst es: „Thun dies nun Sanskrit-Grammatiker, so ist ihnen vieles zu verzeihen — non omnia possumus omnes; — unverzeihlich ist es, wenn Grammatiker der klassischen Sprachen, die für die Jugend schreiben, sich bethören lassen und mit diesem unnützen Ballast die ohnehin schwere griechische Grammatik den Lernenden nur noch schwerer machen." Hierauf ist einfach zu erwidern, dafs entweder jene Behauptungen der vergleichenden Grammatiker falsch sind: dann passen sie gleich wenig in die allgemeine, wie in die griechische Grammatik; oder wahr: dann sind sie von solcher

Digitized by Google

Wichtigkeit zur Erforschung der alten Sprache, dafs sie in einer „*ausführlichen* Grammatik", denn dies und kein Schulbuch ist das angeführte Werk Kühners — nicht unberücksichtigt bleiben durften. Der Verf. fährt fort: „In dieser Beziehung verdient Kühner in seiner ausf. Gr. d. Gr. S., deren anderweitigen Werth wir dahin stellen, den strengsten Tadel und man weifs nicht, soll man sich mehr über das servile Nachbeten fremden Wahnes wundern, oder über das gedankenlose Verkennen der Sache selbst, die doch unmöglich fremd sein konnte." Hätte doch Hr. Gr. sich statt dieser beleidigenden Declamation lieber in eine Prüfung der Sache selbst eingelassen! Die Behauptungen nämlich, über die der Verf. in solchen Zorn geräth, sind die von Bopp zuerst ausgesprochenen, von Kühner mit Anführung der Stellen wiederholten, dafs die Genitivi Singularis der Masculina der ersten und der zweiten Declination auf αο und οιο, dem Sanskrit *asja* analog aus ασιο und οσιο entstanden, und dafs die Neutra der dritten Declination auf ος nebst den verwandten Adjectiven auf ης ein stammhaftes σ haben. Gegen diese beiden Behauptungen kämpft Hr. Gr. S. 2—19 mit allem Eifer.

Zunächst richtet er S. 2—4 seinen Angriff gegen die erste Behauptung und zwar gegen Kühner, der Bd. I. S. 289 des angeführten Buches von den verschiedenen Genitivendungen handelt. Wir wollen die Fassung des dort Gesagten nicht vertheidigen; sie ist allerdings ungenau und für den mit der Sache nicht Vertrauten unverständlich. Namentlich weicht auch darin Kühner wohl mit Unrecht von Bopp's Lehre (Vergl. Gr. S. 220) ab, dafs er die gewöhnliche Genitivendung ου nicht aus οιο ableitet, sondern durch Abfall eines ς aus οος, das heifst gerade so, wie Hr. Gr. erklärt. Dieser letztere geht aber noch einen Schritt weiter und glaubt auch λόγοιο aus einem ursprünglichen λόγοος, durch Diphthongisirung entstanden. Er hält diese Lehre, dafs es also ursprünglich nur eine Genitivendung ος gegeben habe, für so unzweifelhaft, dafs er behauptet, nur „durch dämonische Verzauberung" könne man sie verkennen. Prüfen wir aber diese Meinung etwas näher auch auf die Gefahr hin, vor dem Herrn für dämonisch verzaubert zu gelten. Was zunächst den Abfall eines ς am Ende betrifft, der nach dieser Ansicht statt gefunden hat, um aus dem vorgeblichen λόγοος ein λόγοο, λόγου werden zu lassen, so ist derselbe durch die Lautgesetze des Griechischen durchaus nicht motivirt. Durchlaufen wir, um dies näher zu erkennen, kürzlich die Reihe der Verbal- und Nominalsuffixe, die mit ς schliefsen, so wird dieser Laut zunächst als Nominativzeichen stets erhalten, wo nicht das Lautgesetz, welches zwei Consonanten am Ende in der Regel nicht duldet, den Abfall desselben gebot z. B. θὴρ für θῆρς, δαίμων für δαίμονς, und selbst hier machte sich das ς wenigstens nach ν bisweilen geltend und verursachte die Veränderung der vorhergehenden Laute z. B. in den Participien θείς für θεντς, δούς für δόντς u. s. w. Nur bei den in ihrer Declination überhaupt mannigfaltig abweichenden Femininis auf ώ fehlt das ς des Nominativs, ohne dafs ein Lautgesetz ihm hindernd in den Weg träte. Wir glauben, dafs hier die Analogie der Feminina auf α und η vielleicht Anlafs zu dieser Abweichung gegeben hat. Im Nom. und Acc. Plur. wird das ς nie abgeworfen, was namentlich in dem letzteren Casus, Sanskritformen, wie *vrkân* (λύκοος), *pitrn* (πατέρος), gegenüber, auf eine grofse Neigung, das ς am Schlusse zu erhalten, schliefsen läfst. Das ς der zweiten Person Sing. wird stets bewahrt, scheinbar die einzige Form εἶ, die neben εἶς erscheint, ausgenommen, doch ist dies εἶ wohl vielmehr eine Contraction aus ἐσι (Skt. *asi*), der Verkürzung des homerischen ἐσσι. Also hier überall bleibt das ς unangefochten. In der ersten Pers. Plur., in der nur die Dorer und Aeoler ihr μες dem Skt. *mas*, Lat *mus*, Ahd. *mês* entsprechend bewahrt haben, mag der bei der Feststellung der griech. Verbalformen offenbar nicht mehr ganz lebendige Sinn für Unterscheidung der Haupt- und der historischen Tempora mitgewirkt haben. Denn im Imperf. ist μεν (das ν ist ein unwesentlicher Nachklang) dem Skt. *ma* ganz analog. Wie leicht also konnte diese Form auch in das Präsens eindringen! Umgekehrt haben die Dorier, Aeolier, Lateiner und Deutschen ihr μες, *mus*, *mês* auch über die historischen Tempora ausgedehnt, wohin sie nicht gehören, wie denn auch das μι in der 1. Sing. Optativi mit Recht befremdet statt des zu erwartenden ν. Hier also läfst sich die Spur des Abfalls des ς verfolgen und hat gewisse Veranlassung, die im Gen. Sing. gänzlich fehlt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Die Einheit der Sanskrit-Declination mit der Griechischen und Lateinischen. — Aus dem Gesichtspuncte der klassischen Philologie dargestellt von Friedrich Graefe.

(Schlufs.)

Es ist daher die Annahme, für λόγου ein älteres λόγοος vorauszusetzen, *sehr gewagt.* Herr Graefe führt dafür die Pronominalformen ἐμεῦς, τεῦς an, die, wie er behauptet, sich augenscheinlich in ἐμεῦ, τεῦ abgestumpft hätten. Es ist auffallend, dafs er sich hier dieser seltenen dorischen Formen zur Unterstützung seiner Ansicht bedient, während er sonst als strenger Atticist jede Form, die man aus Dialekten gegen seine Meinung vorbringen könnte, verwirft, z. B. S. 9, wo die lakonischen Formen μῶα u. s. w. einer balbutirenden Aussprache zugewiesen werden; S. 17, wo die nicht wohl nach des Verf.'s Ansicht erklärbare Genitivendung ως, so attisch sie ist, „dialektisch" genannt und als solche beseitigt wird; als ob nicht auch die Formen der Dialekte nach festen Gesetzen und Normen sich gebildet hätten. Also dafs ἐμεῦς, τεεῦς mit der Nebenform τεῦς und alle andere Genitive der Pronomina Personalia auf ς, die am vollständigsten Ahrens de dial. Dor. p. 249 verzeichnet, dorisch sind, ist an und fur sich kein Grund, sie minder gelten zu lassen. Indefs ist wohl zu berücksichtigen, dafs diese Formen sich in der alten epischen Sprache noch nicht finden, sondern erst dem mittleren Dorismus angehören und auch hier in bunter Fülle mit andern Gestaltungen abwechseln, ferner dafs in der Declination der Pronomina in allen Sprachen die gröfsten Unregelmäfsigkeiten erscheinen, wir also diese am wenigsten zur Regulirung der Nominaldeclination gebrauchen können. Mit Recht scheint daher Bopp (vgl. Gr. S. 468) anzunehmen, dafs das ς hier späteren Ursprunges und nach Analogie der Genitive der 3ten Decl. nachgebildet sei. Wenn es aber auch alt sein sollte, so würden wir diese Formen lieber für anders gebildete Nebenformen, als für Normalformen halten, aus denen auf andere etwas geschlossen werden könnte. Das Letztere wird uns namentlich bedenklich, wenn wir dagegen die grofse Analogie aller auf ο und α (Skr. ă Lat. ŭ) schliefsenden Wortstämme im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen bedenken. Alle diese unterscheiden sich durchaus in ihrer Genitivbildung von den übrigen. Ein *as*, Griech. ος, Lat. *us* erscheint nirgends einem solchen Stamme im Genitiv angehängt. Formen wie λόγοος sind reine Hypothesen, die durch nichts bestätigt werden. Das Zend hat sogar vom Pronomen der 2ten Person den Genitiv *thoahja* d. i. tvasja, das also zum homerischen τεοῖο trefflich stimmt. Auch jene angeblich „gewöhnliche" Diphthongisirung von ο zu οι, die angenommen werden mufs, um nach Herrn Gr. λόγοιο aus λόγοο zu erklären, ist keineswegs so gewöhnlich. Denn die scheinbar so häufige epische Dehnung von ε zu ει beruht sehr oft auf einem ursprünglichen I-Laut (z. B. in εἶν auf Metathesis, in χρύσειος in Vergl. mit der Sanskritendung *êja*), auf einem alterthümlichen Dyphthong, die Dehnung von ο zu οι ist verhältnifsmäfsig selten. Aufserdem ist zu berücksichtigen, dafs die Endung οιο nicht blofs episch, sondern auch nach der übereinstimmenden Angabe vieler Grammatiker (vergl. Ahr. de dial. Aeol. p. 221) zugleich thessalisch ist. Nach alle dem ist es gewifs sehr bedenklich, die uns als die älteste Endung des Genitivs überlieferte Form οιο auf solche Weise gegen die Analogie der verwandten Sprachen aus dem blofs vorausgesetzten οο(ς), die homerischen Formen ἐμεῖο, σεῖο aus den bei Sophron und Epicharm üblichen ἐμεῦς, σεῦς abzuleiten. Dagegen stützt sich die von Bopp vertheidigte, von Kühner aufgenommene Ansicht über die Entstehung dieser Formen durchaus auf feste Lautgesetze. Das ο fällt im Griechischen zwischen

Digitized by Google

zwei Vocalen häufig aus. In der Endung der 2. Sing. Med. σαι (τύπτεαι, τύπτῃ) und doch wohl auch der entsprechenden der historischen Tempora σο (ἐτύπτεο-ἐτύπτου) gesteht Hr. Gr. selbst S. 5 den Ausfall des σ. Dieser ist aber auch unverkennbar in vielen Formen des Verbum Substantivum z. B. ἐών für ἐσών, ἦεν für ἦσεν (Wurz. ες, Skt. as), im Fut. Sec. auf εω für εσω, was freilich Hr. Gr. nicht gelten lassen will, der wunderbarer Weise in den späten d. h. blos attischen und offenbar contrahirten Formen μενῶ, τελῶ etc. ursprünglichere, d. h. mehr nach seinen Vorstellungen gebildete Formen wittert als im altepischen μενέω, τελέω (das Sanskritverb S. 104 f.). Mit einem Worte, der Wegfall eines σ zwischen zwei Vocalen ist ein entschiedenes Lautgesetz der griechischen Sprache, begründet auf die zwischen zwei Vocalen sich in allen Sprachen mildernde Aussprache des Sibilanten. Demnach mufste aus dem vorauszusetzenden λόγοσιο ein λόγοιο werden. Verfolgen wir die erwähnte Analogie der Futura Secunda, so verhält sich das hypothetische λογοσjο oder λογοσιο zu ἀγγελεσjω, wie λογοο zu ἀγγελέω oder λόγου zu ἀγγελῶ. Die att. Spr. verdrängte neben dem σ auch das j, dessen Laut in jenen Futuris zwar nicht der homerische aber der dorische Dialekt (ἀγγελίω) bewahrte (vergl. meine Recension von Ahrens de dial. Dor. in der Zeitschr. f. d. Alterthumsw. Juli 1844. No. 81 S. S. 646), und contrahirte dann regelrecht in ου. Dagegen mit Bopp S. 468 λύκοιο mit λύκου durch ein dazwischenfallendes λύκεο nach Analogie von ἐμέο zu vermitteln, ist kein hinlänglicher Grund vorhanden; vielmehr müfsten wir dann auch wie ἐμεῦ so λύκευ erwarten. — Wir glauben hierdurch gezeigt zu haben, dafs die Darstellung der Genitivbildung, die von Bopp ausgegangen, sich auch über andere Bücher verbreitet hat, durchaus in der Analogie der verwandten Sprachen und den Lautgesetzen derselben begründet ist. Wir haben sie ausführlicher besprochen, weil auch in andern selbst neueren Büchern sich die von Hrn. Gr. vertheidigte ältere Ansicht über die Bildung jenes Casus findet, die mit solcher Prätension gegen die von uns vertheidigte geltend zu machen gewifs kein Grund war.

Der zweite Punct, über welchen der Verf. Kühner'n angreift, ist die Stammhaftigkeit des ς in den Neutris auf ας und ος nebst den verwandten Adjectiven auf ης. Hr. Gr. beginnt S. 5: „Eine gleiche Rüge verdient der Mifsbrauch, der mit einem wiederum am unrechten Ort aus dem Sanskrit entlehnten σ alle Paradigenen von S. 321—23 verunstaltet hat." Wir schweigen hier über die Weise, wie Hr. Gr. in einer Sache, worüber man doch verschiedene Ansichten haben kann, ohne eine „Rüge" zu verdienen, Hrn. Kühner wie einen Schulknaben meistern will. Untersuchen wir lieber, ob jene Lehre wirklich eine „Verunstaltung" des Kühnerschen Buches sei. Vorher aber müssen wir erwähnen, dafs der Vorwurf der Inconsequenz, den Hr. Gr. dem Angeklagten macht, unverdient ist. Denn so gut wie für γένος das Thema γενες, wird S. 323 auch für κλέος das Thema κλεες aufgestellt, und S. 321 Z. 2. wird von allen hierher gehörigen Wörtern, also auch von τριήρης, das demnächst angeführt wird, und von den Eigennamen auf κλῆς behauptet, dafs darin ein σ ausgestofsen sei. Dafs nicht in den Paradigmen aller dieser Wörter die Formen mit σ mit aufgeführt sind, scheint seinen Grund rein in typographischen Rücksichten gehabt zu haben. Hr. K. stellt also ganz dieselbe Ansicht über das Suffix dieser grofsen Wörterclasse auf, die schon Bopp zuerst in seiner Abhandlung über einige Demonstrativstämme u. s. w. S. 4 ff., dann in seiner vergleichenden Grammatik §. 128 und 146 ausgesprochen hatte. Dennoch findet Hr. Gr. es rathsam, lieber Hrn. Kühner als diesen anzugreifen. Was nun die Sache selbst betrifft, so läugnet Hr. Gr., dafs eine Analogie die Vergleichung der griechischen Neutra auf ος mit den sanskritischen auf *as* fordere. „Dafs im Allgemeinen ein schliefsendes s in die Flexion übergehen *könne*, konnte auch das Lat. *vas*, *vasis* auf näherem Wege lehren" bemerkt derselbe. Man erwäge die Kraft dieses Arguments. Das Lateinische *vas*, *vasis* soll beweisen, dafs das Griechische, wenn das ς der Endung ος stammhaft wäre, dasselbe im Genitiv hätte bewahren, also μένεσος, γένεσος bilden müssen. Deswegen nennt Hr. Gr. jene Vergleichung „widersinnig", deswegen sagt er, Kühner „verführe die Jugend durch fremde Götzen, schlimmer als Sokrates". Nun ein solches Verführen könnte man sich schon gefallen lassen, ein Sokratisches Verführen d. h. weniger ein Verführen als ein Führen vom Aberglauben zur Wahrheit. Hr. Gr. declamirt nun weiter. Er stellt S. 6 den bedenklichen Satz hin, „nur das, was man aus der Schwestersprache selbst nicht zu erklären wisse, solle man aus der Schwestersprache entlehnen", wie man ja jeden Schriftsteller zunächst aus sich selbst, dann aus seinen nächsten Stammverwandten, seinen Zeit- und

Digitized by Google

Kunstgenossen zu erklären hat." Aber wie wir zweifeln, dafs man einen einzelnen Schriftsteller richtig erklären könne, wenn man nicht von vorn herein sein Verhältnifs zu seiner Zeit, seine lebendigen Beziehungen zu seinem Volke und zu einzelnen Zeitgenossen, seine Stellung überhaupt erkannt hat, ebenso wenig kann man eine Form erst rein für sich betrachten und nur dann, wenn dies nicht gelingen will, mit Hülfe verwandter Sprachen erklären. Wie bei jener von Hrn. Gr. empfohlenen Interpretation der Schriftsteller die wesentlichsten Beziehungen übersehen, vielfache Anspielungen auf aufserhalb liegende Personen oder Sachen völlig verkannt werden müssen, so ist es mit der Sprache. Nicht einzelne Wörter und Formen, sondern der ganze Organismus der Schwestersprachen ist verwandt. Welche Stellung in demselben die einzelne Form einnimmt, mufs der wahre Sprachforscher zu erkennen suchen, während dem, der auf dem engeren Gebiete der einzelnen Sprache steht, oft scheinbar richtige, einseitige Erklärungen genügen. Eine specielle griechische Grammatik ohne lebendige Durchdringung der Sprachvergleichung kann heutzutage nicht mehr genügen. So ist es denn auch mit jenen Formen; die Vergleichung derselben mit den erwähnten sanskritischen fordert eine weite Analogie, die eben Hr. Gr. nicht begreift. Dafs nämlich das Neutrum kein Nominativzeichen habe, nennt ders. S. 9 „eine willkürliche Annahme, nur erfunden, um unpassende Sanskritformen dem Griechischen aufdringen zu können." Er mufs es also für zufällig halten, dafs *alle* indogermanischen Sprachen das Neutrum dadurch vom Masc. und Fem. unterscheiden, dafs es kein *s* im Nominativ annimmt. Wir erblicken darin einen tiefen innerlichen Zug der Sprache, dafs sie das Neutrum nicht für würdig hielt, einen besondern Nominativ oder Subjectscasus auszubilden, sondern wenn es einmal als Subject stehen mufste, es entweder ohne Endung liefs oder, was bei den Wörteru auf *a* geschah, ihm die Accusativendung *m* gab und es somit gewissermafsen als Object charakterisirte. Dies pafst denn auch genau zu der sehr wahrscheinlichen Vermuthung, dafs jenes *s* mit dem Artikel *sa*, der ebenfalls nur im Masculinum und Femininum mit *s* beginnt, zusammenhange (Bopp vergl. Gr. S. 157). Diese wichtige Thatsache also ist es, nicht, wie Herr Graefe meint, die blofse Aehnlichkeit von *manas* mit μένος, worauf zunächst der Beweis beruht, dafs das ς in jenen Neutris nicht Casuszeichen, sondern stammhaft sei *). Denn nur hier in den verwandten Adjectiven auf ης Neutr. ές und den wenigen Neutris auf ας ist ς scheinbar ein Nominativzeichen der Neutra. In den Participien auf ώς, ός Gen. οτος und ihren Analogien ergibt es sich leicht als regelrechte Schwächung des τ (vergl. προτί, πρός, θατί, θές u. s. w.). — Es ist also wohl ganz unzweifelhaft, dafs das ς hier stammhaft sei, dafs wir ein mit dem Sanskritischen *as* identisches Suffix ος haben, welches wie im Sanskrit vorzüglich zur Bildung abstracter Substantiva verwendet wird. Das *as* ist ein uraltes Suffix, das sich z. B. schon in den Veden, wie Rosen zum Rigvêda p. V erwähnt, in zahllosen Beispielen findet und das, wie ich in meiner Schrift de nominum Graecorum formatione p. 32 gezeigt habe, alle üblichen Stufen der Bedeutungen durchläuft. Wörter, in denen Stamm und Endung übereinstimmen, sind aufser *manas* und μένος z. B. noch *çravas* Ruhm von *çru* hören, wie Griech. κλέος von κλύω (Rosen ad I, 3), *vâk'as* das Wort, Griech. Fέπος, *nabhas* = νέφος (Slaw. nebo-nebeses) S. Bopp Gloss. Sanscr. s. v. Eben so findet sich für das Lateinische *opus* in den Veden (Rigv. II, 3, 3) die Analogie *apas*. Denn dafs hier das *s* stammhaft ist, kann Hr. Graefe nicht willkürliche Annahme nennen, indem uns ja Formen wie *foederis* geradezu als die älteren überliefert sind. Was er daher vom Aeolischen ρ redet, ist gänzlich unpassend, da auch das nur eine Schwächung des ς ist. Aeolisch ist aufserdem dies ρ für ς gar nicht, sondern nur in Elis, Lakonien und Eretria findet sich dieser dem Lautgesetze des Hellenismus übrigens widersprechende Wechsel (Ahr. d. dial. Dor. § 8.).

Dafs das ς von γένος im Gen. zwischen zwei Vocalen ausfallen mufste, geht schon aus dem oben Gesagten hervor. Also dagegen ist nichts einzuwenden. Erhalten hat sich indefs das stammhafte ς in den Zusammensetzungen ἐπεςβόλος, ἐγχέςπολος, ἐγχεςφόρος,

*) Es ist seltsam, dafs man dies ς Geschlechtszeichen genannt hat, da es doch dem Masc. und Fem. gemeinsam ist; noch seltsamer aber, dafs Rost in seiner 1844 erschienenen Schulgrammatik S. 61 unter der Zahl 3 behauptet, das ς trete als Geschlechtszeichen im Masc. und Femin., unter 4, viel seltner aber auch an den Stamm der Neutra. So kommt das ς zu der Ehre alle drei Geschlechter zu bezeichnen.

Digitized by Google

δρέςκωος, σακέςπαλος, ἀνθεςφόρος, wo kein Lautgesetz seinen Abfall erheischte. Dafs wenigstens nicht „metrische Brauchbarkeit" diese Formen erzeugte, beweist das attische Fest der ἀνθεσφόρια, der Ἀνθεστηριῶν u. s. w. Erhalten hat es sich in den Vocativen der Wörter auf ης, wo das Nominativzeichen durchaus nicht neben der Verkürzung am Platze wäre. Denn obwohl ja der Nominativ so oft für den Vocativ eintritt, so finden wir doch nie das ς des Nom. neben einer Verkürzung; im Voc. tritt vielmehr immer, wenn er nicht dem Nom. gleichlautet, der reine Stamm hervor, z. B. πόλι, πρέσβυ, μῆτερ, ναῦ, χαρίεν(τ), also auch Σώκρατες, κιλαινεφές etc. Erhalten hat sich dann ferner auch dieses ς in der Comparation, die freilich an und für sich nicht entscheiden könnte, weil die Griechen auch neben ἀληθέστερος, σαφέστερος ihr σωφρονέστερος bildeten, so aber ihre gebührende Erklärung findet. Es ist interessant, die Spuren dieses ς auch in der Wortbildung noch weiter zu verfolgen z. B. in κηδέστης von κῆδος, Ὀρέστης, ὀρεστιάς von ὄρος, in ἀγέραστος (schon Il. 1, 119) von dem dem Skt. *g'aras* entsprechenden, gewifs mit γῆρας nahe verwandten γέρας. Dafs es in einer bedeutenden Anzahl andrer Wörter verschwand, sobald durch den Ausfall in der Declination allmählig das Bewufstsein von der Natur dieses Buchstaben sich verwischt hatte, kann uns nicht Wunder nehmen.

Doch ergibt sich aus diesem Allen wohl mit Evidenz, dafs die Behauptung, das ς sei in den genannten Wörtern ein Theil des Suffixes, auf einem durchgreifenden Sprachgesetz beruht, den lautlichen Gesetzen des Griechischen vollkommen entspricht und durch zahlreiche Spuren in der Flexion, Derivation und Composition bestätigt wird, dafs also Alles, was Hr. Gr. zum Theil mit Recht darüber vorbringt, dafs nicht nothwendig derselbe Stamm in der verwandten Sprache sich mit derselben Endung bekleide, gar nicht die Sache trifft. Hr. Gr. nämlich zeigt nur, dafs dies nicht nothwendig immer der Fall sei — eine Behauptung, die ihm jeder zugestehen wird. In dem Falle des Suffixes ος sprechen aber gewichtige Gründe dafür, dafs dasselbe mit dem Skt. *as*, also μένος nach Stamm und Endung mit dem Skt. *manas* übereinstimme. Hr. Gr. vergleicht dafür lieber das Lat. *mens* d. i. *ment* und meint es hätte noch mehr Schein für sich hier das *t* für eine Entartung von *s* anzusehen (obwohl er auch das nicht billigt), unbekümmert um das Lautgesetz, dafs zwar die Tenuis *t* häufig in *s*, nie aber dies in jenes sich umwandelt. Doch solches Verkennen der einfachsten Lautverhältnisse ist in diesem Buche nichts Seltnes. Wir haben schon genug Beispiele davon gesehn, Erwähnung verdient aber noch die falsche Behandlung des Griech. η. Dies ist bekanntlich nur eine Wandlung des langen α; Hr. Gr. aber sucht darin immer, wie in dem diphthongischen ἐ (*ai*) des Sanskrit, einen Laut und schlägt S. 21 Anm. ein sehr weitläuftiges Verfahren ein, um das wie er es nennt „dialektische Ueberspringen" von α zu η zu erklären, indem er z. B. Μούσης durch Μουσαίας mit Μούσας vermittelt. Dies „diphthongische ε = η (!)" soll aus der Flexion hervorgegangen und sich dann „dialektisch" — hier kehrt dies mystische Wort wieder — auch anderswo eingeschlichen haben. Also z. B. das η von ἵστημι, von φήμη dem Lat. *fama*, von τιμήσω dem Dor. τιμάσω gegenüber soll aus jenen jonischen scheinbar gedehnten Genitiven, als deren Beispiel das erdachte Μούσαιας angeführt wird, eingedrungen sein. So lautet die „vom Standpuncte der klassischen Philologie" gefafste Ansicht des Hrn. Graefe.

Es lohnt sich nicht der Mühe, solchen bodenlosen Vermuthungen weiter nachzugehen. Wir schliefsen also mit dem Urtheile, dafs diese Schrift eine völlig verfehlte, der Tadel gegen Kühner und Bopp völlig unbegründet und um so ungerechter ist, als der Verf. selbst den gewagtesten, verwegensten Hypothesen sich hingiebt. Wir sind keineswegs der Meinung, dafs die vergleichende Grammatik schon irgendwie abgeschlossen und auch nur in irgend einem Theile vollendet sei. Aber dessenungeachtet glauben wir, dafs ihren Grundzügen nach die Auffassung Bopp's von der Declination und Conjugation des Griechischen und Lateinischen durchaus feststehe und dafs die Wissenschaft wohl thun wird von dieser Grundlage aus mit umsichtigem Blicke das specielle Material, das für die klassischen Sprachen so reichlich gegeben ist, zu durchdringen und für dieselben jene Resultate fruchtbar zu machen. Dies mufs auch der Standpunct der klassischen Philologie in Bezug auf die Grammatik werden. Von ihm aus steht der speciellen Grammatik der alten Sprachen eine geistvollere Auffassung und mannichfaltige Berichtigung bevor. Georg Curtius, in Dresden.

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

X.

Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von Carl E. Meinicke. Prenzlau 1844. 17½ *Bogen.*

Gewifs haben alle Freunde der Erdkunde mit dem Referenten schon lange den lebhaften Wunsch getheilt, dafs es dem durch seine treffliche *Monographie des Festlandes von Australien* *) rühmlichst bekannten Verfasser gefallen möchte, ein ähnliches Werk auch über die *Inselwelt* des Austral-Ozeans zu schreiben. Gewifs ist daher die vorliegende Schrift von ihnen mit herzlicher Freude begrüfst worden, obgleich ihr Titel nur eine *theilweise* Lösung dieser interessanten Aufgabe verspricht, für welche es — wenigstens in unserer deutschen Autoren-Welt — kaum einen geeigneteren Namen geben möchte.

Es lag nicht in des Verf.'s Absicht, eine alle ethno- und geographischen Fragen erschöpfende Monographie der Südsee-Inseln zu schreiben; er gibt uns, wie der Titel ausdrückt, nur „eine ethnographische Untersuchung," welche sich vorzugsweise auf die durch die christlichen Missionen näher bekannt gewordenen Inseln bezieht, namentlich auf *Neu-Seeland*, den *Samoa-* und *Tonga-Archipel* (Freundschafts-Inseln), die *Hervey-* (Cooks- und Mangea-), *Societäts-*, *Markesas-*Gruppe, auf *Hawaii* (Owaihi) und die übrigen östlichen Sandwich-Inseln, weniger auch auf die *Viti-* (Fidji-), die sogenannten *Austral-*Inseln (Rapa oder Oparo, Raivavai oder High, Tubuai, Rurutu oder Obeteroa und Rimatara) und auf die zahllosen Korallen-Eilande, welche im Osten von Tahiti auf mehr denn zehn Längengraden, zwischen 15 und 22° S. B., die Einförmigkeit des Ozeans unterbrechen und die bezeichnenden Namen der „*Niedrigen*" und „*Gefährlichen Inseln*" erhalten haben; der übrigen Theile der australischen Inselwelt wird nur gelegentlich gedacht. —

Dieser Beschränkung ungeachtet enthält die weniger umfang- als inhaltreiche Schrift soviel des Interessanten und Belehrenden, dafs eine ausführlichere Beleuchtung derselben wünschenswerth erscheint. —

Das Werk verdankt, wie der Verf. in der Vorrede ausspricht, „seine Entstehung dem Umstande, dafs die wissenschaftlichen Grundsätze, nach denen die *reine Geographie* in neuerer Zeit so erfolgreich bearbeitet ist, auf die *Ethnographie* noch niemals angewandt sind," weshalb der Verf., bei seinen Studien über die Inseln der Südsee und die sie bewohnenden Volksstämme, darauf geführt worden ist, einen Versuch zu machen, wie seiner Ansicht nach die Ethnographie wissenschaftlich zu behandeln sei.

Wir behalten uns vor, auf diese Ansicht zurückzukommen, nachdem wir das Buch durchlaufen und dadurch eine lebendige Anschauung von der Methode des Verf.'s gewonnen haben werden. —

Es leuchtet von selbst ein, dafs das in unseren Tagen vielfältig wiederholte Thema über die Bekehrung der Südsee-Völker, über den Einflufs, den das Christenthum auf sie geübt, bei einer solchen Stellung der Aufgabe, nicht nur nicht umgangen, sondern vielmehr einer der wesentlichsten Puncte der ganzen Untersuchung werden mufste. — Grade darüber hat die Tages-Literatur — mit und wider Willen — so viel Falsches und Halbwahres in die Welt geschickt, und dadurch die Ansichten und Meinungen derselben in einem so heillosen Grade verwirrt, dafs es auch in dieser Beziehung wirklich ei wahres Verdienst genannt werden müfste, wenn hier dem Publicum, auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung, die Wahrheit näher gebracht würde. Wir suspendiren indefs noch vorläufig unsere Ansicht über den Grad, in welchem das Buch

*) *C. E. Meinicke*, das Festland von Australien, eine geographische Monographie u. s. w. 2 Thle.; Prenzlau 1836 u. 1837.

Digitized by Google

diese Aufgabe löset, bis wir den Leser einigermafsen in den Stand gesetzt haben werden, selbst ein Urtheil darüber zu fällen, und gehen deshalb ungesäumt zu dem Inhalte der Schrift über.

Sie beginnt mit einleitenden Betrachtungen über die Entdeckung der Südsee-Inseln, und zerfällt aufserdem in zwei Hauptabschnitte, von denen sich der erste in neun Kapiteln mit den Südsee-Völkern, der zweite mit ihrer Bekehrung beschäftigt. —

In der *Einleitung* berührt der Verf. sogleich eine der für das richtige Verständnifs, nicht nur des polynesischen, sondern des Volkslebens überhaupt allerbedeutendsten Fragen, indem er des vielbesprochenen Gegensatzes gedenkt, der sich, wie bekannt, in der Ansicht der Seemänner und Naturforscher einer-, der protestantischen Missionare andrerseits über die Volksstämme der Südsee, seit Cook's, Vancouver's, Krusensterns, Kotzebue's, Dumont d'Urville's Weltumsegelungen, laut und lauter kundgegeben hat. Während nämlich jene mit mehr oder weniger Emphase die Meinung aussprachen, dafs die Insulaner der Südsee zur Zeit der Entdeckung von den grofsen Erfahrungen, welche das Menschengeschlecht gemacht, noch gröfstentheils unberührt gewesen und im Zustande primitiver Unschuld und ungetrübten Glückes gelebt, behaupteten die Missionare, dafs sie vielmehr bereits ein eigenthümliches geistiges Leben zu Ende gelebt und bis auf die tiefste Stufe geistiger und sittlicher Versunkenheit hinabgefallen wären. Dieser Meinungsverschiedenheit gemäfs mufste die letztere Ansicht in der Bekehrung jener Völker zum Christenthume ihre einzige Rettung erblicken, wogegen die erstere — grade umgekehrt — darin eben die Ursache ihres wachsenden Verderbens zu sehen glaubte, da sich hier, wie andrer Ortnn, sehr bald zeigte, dafs mit dem Christenthume und mit dem vermehrten Verkehr der Fremden auf jenen glücklichen Eilanden nicht nur die Segnungen, sondern auch — und begreiflicherweise in noch viel höherem Grade — die der sogenannten europäischen Civilisation anhängenden Verderbnisse heimisch wurden. —

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, diese Streitfrage, „bei der von einer Vermittelung keine Rede sein kann, vom Standpuncte der Wissenschaft aus, zu entscheiden," und man sieht leicht ein, dafs diese Entscheidung nicht allein für die richtige Beurtheilung jener schwachen Insel-Stämme, sondern auch aller übrigen, unter ähnlichen Verhältnissen lebenden sogenannten „Naturvölker," ja für das richtige Verständnifs der Geschichte des Völkerlebens, der Entwickelung der Menschheit überhaupt von der gröfsten Wichtigkeit ist. — Darum bildet sie auch mit Recht den eigentlichen Kern der ganzen ethnographischen Untersuchung, die sich der Verf. als Aufgabe gestellt hat. — „Die Frage, ob das Christenthum der Fluch oder der Seegen der Südseevölker, ihre Bekehrung ein Rückschritt oder ein Fortschritt in ihrer Entwickelung ist, läfst sich indefs nur so entscheiden, dafs man sich einen klaren Begriff von dem Zustande macht, in welchem diese Völker sich zu der Zeit befanden, als sie mit der christlichen Religion in Berührung traten." — Davon ausgehend bemerkt der Hr. Verf., zunächst in Bezug auf die Berichte der ersten Entdecker der Südsee-Inseln, als die Quellen, aus denen die Ansicht von dem paradiesischen Zustande ihrer Bewohner geflossen ist, namentlich in Bezug auf des deutschen Begleiters Cooks, auf *Reinhold Forster's* Nachrichten, die vorzugsweise jene Ansicht begründet haben, wie hierbei offenbare Selbsttäuschung mitgewirkt hat. „Ich bin weit davon entfernt," sagt er in Ansehung R. Forsters, „einen Mann herabzusetzen, dessen Bücher man jetzt fast vergessen hat, während doch seine Bemerkungen voll von schönen und scharfsinnigen Ansichten sind, die erst durch ihn zum Eigenthum der Wissenschaft wurden. Er hat darin auch zuerst jene Theorie von dem beneidenswerthen Naturzustande aufgestellt, dessen sich die Südseebewohner damals erfreut haben sollen, und ist als ein so früher und geistreicher Zeuge eine bedeutende Autorität dafür geworden. Man wird ihm aber nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn man die Zeit, in der er lebte, und deren Einflüsse auf seine Ansichten berücksichtigt. Es war zuerst von nicht geringer Bedeutung, dafs er unter allen Inselbewohnern die Tahitier am genauesten kennen lernte, bei denen das allen diesen Stämmen eigenthümliche, zutrauliche und einschmeichelnde Betragen gegen die Europäer am entschiedensten hervortritt. Zu solchen Menschen kam ein Mann von feurigem Geiste und wahrhaft edlem Charakter, der der Verworrenheiten und Laster, der politischen, religiösen und socialen Versunkenheit des gebildeten Europas recht überdrüfsig war, in einer Zeit, wo sich die Besseren vor dem sitt-

Digitized by Google

lichen Elend, das alle Kreise des Lebens durchdrungen hatte, nur in eine phantastisch ausgeschmückte Urzeit des menschlichen Geschlechtes zu retten wufsten. Zu verwundern war es nicht, dafs das milde und sanfte Volk, das im fruchtbarsten Lande unter dem günstigsten Klima ohne viel Arbeit sein harmloses Leben in Vergnügungen hinbrachte, ihm in paradiesischer Unschuld zu leben und ein wahrhaft beneidenswerthes Loos zu geniefsen schien in Vergleich zu dem Jammer, den die Cultur über Europa gebracht hatte, und dafs er demnach Fehler, die ihn in seinem Urtheile bedenklich hätten machen sollen, leicht entschuldigend als üble Angewohnheiten und Unarten glücklicher und verzogener Kinder betrachtete." — Es schien nothwendig, sowohl für die richtige Auffassung des Sachverhältnisses, als für die Würdigung seiner tiefen kritischen Manier, des Verf.'s eigene Worte hier anzuführen: denn es kommt bei jeder Untersuchung dieser Art nicht sowohl darauf an, dafs man die Stimmen *aller* Berichterstatter kennt und zählt, als vielmehr darauf, dafs man sie richtig wägt und beurtheilt, besonders da, wo es sich, wie hier, um die Aufhellung eines alten Irrthums, eines eingewurzelten Vorurtheils handelt. — „So wenig nun auch," fährt der Verf. fort, „eine solche Schilderung ein richtiges Bild von dem wahren Zustande des Volkes liefern konnte, so grofs war dennoch der Eindruck, den sie machte, weil sie überall gleichgestimmte Gemüther fand, und dafs die Forstersche Ansicht daher allgemein als die richtige anerkannt wurde und auch noch viel später dafür gegolten hat, kann nicht auffallend sein. Hiezu kam, dafs in funfzig Jahren fast kein Augenzeuge auftrat, der die Forsterschen Schilderungen widerlegt hätte. *Vancouver*, so genau er die Gruppe Hawaii kennen lernte, war blofs ein ernster, kalter Seemann.....; eben so wenig Einflufs hatten *Bligh's* und *Wilson's* Berichte über Tahiti, und *Langsdorff*, Krusensterns Begleiter, lieferte in seiner Schilderung der Nukahiwer eigentlich nur eine Ergänzung zu Forster. Ja selbst als nach Beendigung der grofsen europäischen Kriege die Regierungen die dadurch unterbrochenen Entdeckungsreisen wieder aufnahmen und *Kotzebue* zuerst die Südsee zu wissenschaftlichen Untersuchungen durchforschte, entwarf sein Begleiter *Chamisso* ein Bild von den Inselbewohnern, das im Ganzen blofs eine poetische Erneuerung des Forsterschen war. Chamisso war wesentlich ein Dichter und das sogar ehe er es ahnte; von den hergebrachten Einsichten eingenommen, betrat er die Gruppe *Radak*, deren Bewohner die harmlosesten und gutartigsten des ganzen Ozeans, damals mit Europäern noch in keinem Verkehr gestanden hatten, und bei ihnen lernte er den Karolinier *Kadu* kennen, einen Mann, in dem die schönen Seiten des karolinischen Volkscharakters auf das Glänzendste hervortraten. Auf solchen Grundlagen ist Chamisso's Schilderung der Radaker und Karolinier gebaut, sie bildet, was auch die wissenschaftliche Kritik dagegen einwenden möge, die schönste geographische Idylle, die es giebt und die wir um keinen Preis entbehren möchten."

Nichts war natürlicher, als dafs die von Männern, wie R. Forster und A. v. Chamisso vertretene Ansicht den allgemeinsten Wiederhall in der öffentlichen Meinung fand. Grade die tieferen, die phantasievolleren Naturen gaben sich einer solchen Täuschung am lebhaftesten hin, und die flache, blinde Menge, ohnehin gewöhnt einzelnen Stimmführern zu folgen, fand bald auch einen positiven Grund sich mit Eifer dafür zu erklären, als die beliebte Ansicht plötzlich von einer Seite her lebhaft bekämpft wurde, welche von vorn herein das allgemeine Vorurtheil nicht für sich zu haben pflegt. Es waren die Missionare, welche behaupteten, dafs dieselben Menschen, die man bisher als glückliche, harmlose Naturkinder zu betrachten gewohnt war, grausame Barbaren, Menschenfresser, Kindermörder, überhaupt im tiefsten sittlichen und geistigen Verfall begriffen seien. Dem Erstaunen, welches dieser Ausspruch erregte, folgten alsbald Zweifel und Mifstrauen, endlich sogar die härtesten Anschuldigungen gegen die Verbreiter solcher Meinungen. Da nämlich besondere Umstände, auf die wir weiter unten zurückkommen, Spannungen zwischen den Missionaren und den Seefahrern erzeugt hatten, und da die Werke der letzteren vorzugsweise verbreitet und gelesen werden, so theilte sich auch „die üble Stimmung, die darin gegen die Missionen herrscht, zumal da gegen diese schon" (aus Gründen, die der Verf. übergeht, weil sie jedermann kennt) „ein Vorurtheil bestand, der Mehrzahl der gebildeten Europäer mit" ..... und dadurch wurde dann auch der Standpunct gänzlich verrückt, aus dem die sittlichen Zustände der Südsee-Inseln beurtheilt werden mufsten. Ja, weil man an die Nach-

Digitized by Google

richten der ersten Südseefahrer eine, wie man meinte, über allen Zweifel erhabene Lieblingsvorstellung knüpfte, doch die auch anderweitig bestätigten Angaben der Missionare gleichfalls für wahr halten mufste, so glaubte man sogar den „Grund der Verderbnifs in den Missionaren und ihrem Christenthum" suchen zu müssen, da man auf keine andere Weise den Gegensatz in der Schilderung beider Partheien auszugleichen wufste. — Man übersah dabei gänzlich, dafs es in dergleichen Widersprüchen vorzugsweise auf die Feststellung der Glaubwürdigkeit der einen und der anderen Parthei ankömmt. Man vergafs, dafs es für die Seefahrer und Naturforscher, bei ihren kurzen Aufenthalten „unter Völkern, mit denen Verständigung gar nicht, oder nur durch Hülfe von nicht selten verdächtigen Mittelspersonen möglich war, unter Völkern, die dazu noch über die Beziehungen, welche das geistige Leben der Menschen bedingen, sich auszusprechen gänzlich aufser Stande waren", — äufserst schwierig sein mufste, richtige Vorstellungen von den sittlichen und geistigen Zuständen und Ansichten dieser Völker zu gewinnen; — dafs dagegen die Missionare, welche unter ihnen wohnten, ihrer Sprachen kundig waren, und sich eben die Erforschung und Besserung ihrer sittlichen Eigenthümlichkeiten zur Lebensaufgabe gemacht hatten, dadurch offenbar auch befähigt waren, ein tiefer begründetes Urtheil über den sittlichen Zustand derselben zu fällen. Man mochte die Befangenheit in der Ansicht der Mehrzahl dieser Geistlichen so hoch anschlagen als man wollte, immer hätte ihnen, in Hinsicht der Beurtheilung der Polynesier, aus den eben angeführten Gründen, eine gröfsere Glaubwürdigkeit zugeschrieben werden müssen, als den Reisenden, die ohnehin bei ihren oft nur flüchtigen Besuchen durch ihre nautischen, geographischen, naturwissenschaftlichen Interessen verhindert waren, ihre Aufmerksamkeit auf die Beobachtung der Insulaner zu concentriren.

Obgleich nun freilich schon aus dieser vorläufigen Bemerkung erhellt, dafs die Berichte der Seemänner und Naturforscher, hinsichtlich der darin enthaltenen ethnographischen Nachrichten im Allgemeinen weniger Vertrauen verdienen, als die der Missionare: so konnte doch die Streitfrage damit keinesweges als erledigt betrachtet werden. Der Verfasser, durchdrungen von der Nothwendigkeit vor allen Dingen von dem Zustande dieser Völker, zu der Zeit als sie mit der christlichen Religion in Berührung traten, eine deutliche Anschauung zu gewinnen, geht vielmehr nun zur Darstellung der Thatsachen über, indem er eben so tief als richtig bemerkt: „das Leben eines Volkes ist ohne Zweifel das Ergebnifs einer geistigen Thätigkeit, einer Idee, die abgesehen von dem mannigfach durchkreuzenden Einflusse anderer Kräfte, den Zustand des Volkes zu allen Zeiten gestaltet, und seine Fortbildung ist dadurch bedingt, dafs man eine Idee nur fassen kann als ein fortwährend sich entwickelndes. Um daher den Zustand, in dem ein Volk sich befindet, zu begreifen, hat man die Thätigkeit jener Idee in allen den einzelnen Richtungen, in denen sie sich manifestirt (und es gehören dahin selbst anscheinend ganz äufserliche wie Nahrung, Kleidung u. s. w.), zu verfolgen. Es wird für unseren Zweck jedoch genügen, diejenigen Seiten des Volkslebens bei den Südseevölkern allein ins Auge zu fassen, in denen sich das Wirken jener Idee am entschiedensten und unmittelbarsten offenbart, und das sind die *Religion*, der *Staat* und (da von Wissenschaft und Kunst hier nicht die Rede sein kann) die *Sprache*." — Diese Punkte sind es, die nun in dem folgenden *ersten Abschnitte* in Erwägung gezogen werden.

In welch gründlicher Weise dies geschieht, welch ein reiches Quellen-Studium dazu gemacht worden ist, und welche überzeugende Resultate aus dem Faktischen abgeleitet werden: das Alles ist nur aus dem eigenen aufmerksamen Studium des Buches zu entnehmen. Der Ref., der nicht alle der vom Verf. benutzten Quellenschriften und die wenigsten unter diesen mit erschöpfender Gründlichkeit kennen gelernt hat, will sich keineswegs anmaafsen, über die Benutzungsweise derselben ein entscheidendes Urtheil zu fällen: aber das leuchtet ihm dennoch ein, und wird jedem Unbefangenen einleuchten, der das Buch in die Hand nimmt, dafs es in Hinsicht der Gründlichkeit der Forschung, Schärfe und Tiefe der Kritik und Partheilosigkeit der Ansicht, der gröfseren Arbeit des Verf.'s über das Festland von Australien würdig zur Seite steht: denn man sieht es jeder Zeile an, wie sehr es dem Verf. um Ergründung der Wahrheit, um Entwirrung der Thatsachen, um Berichtigung von Irrthümern und Vorurtheilen zu thun ist, und man wird nicht leugnen können, dafs er zu allem Diesen ein entschiedenes Talent mitbringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Western University Library

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von Carl E. Meinicke.

(Fortsetzung.)

In diesem Sinne werden uns in den ersten vier Kapiteln die *Religion* und der *Cultus* der Südsee Inseln dargestellt. Ref. mufs darauf verzichten, dem Verf. in der Schilderung des überaus dunklen Götter-Labyrinths zu folgen, dessen Verworrenheit nicht blos die Unvollständigkeit der uns überkommenen Nachrichten, sondern noch vielmehr die allen versunkenen Völkern eigene Unklarheit in den religiösen Begriffen und Vorstellungen zu beweisen scheint. Die polynesische Götterlehre zeigt keine Spur von der bedeutungsvollen Naturauffassung, der dichtungsreichen Mythe der antiken oder auch der germanischen Welt, nichts von der monströsen Phantastik der indischen; ja sie ist, in ihrer Vorstellungsarmuth, in ihrem Mangel an Sagenpoesie, kaum noch Mythologie zu nennen. Es sind wenige durchaus materielle, ja krafs-prosaische Vorstellungen, in welche ihr religiöses Bewufstsein zusammengeschrumpft ist; sie reichen eben noch hin, um daran den allmäligen Verfall dieser Völker zu erkennen. Wie bei allen Nationen, die nur die *eine* Offenbarung Gottes, durch die Natur, empfangen haben, ist ihnen diese, oder vielmehr das mächtigste Wesen *in* derselben, der *Mensch*, das Bedeutendste und Höchste, was sie kennen. Und, wie bei allen der Natur unterworfenen Völkern, so stehen auch hier die religiösen Vorstellungen in der innigsten Verknüpfung mit den politischen Zuständen. Daraus erklärt sich die mit dem Glauben an die göttliche Natur des Menschen verknüpfte Vergötterung der Könige und Vornehmen, von denen man zu glauben schien, dafs sie schon durch ihre Abkunft göttlichen Wesens seien. Demgemäfs wurden dieselben schon bei Lebzeiten, noch mehr aber nach ihrem Tode, durch einen besonderen Cultus, durch Opfer und Anbetung, verehrt. Sie bildeten eine eigene Hauptklasse von Göttern (Tii), die den Menschen, wie man meinte, näher stand, als die allen den verschiedenen Inselgruppen gemeinsamen und daher wahrscheinlich ursprünglichen oder doch älteren Götter, unter denen der unerschaffene *Taaroa*, der Schöpfer Himmels und der Erde, zwar für den vornehmsten gehalten worden zu sein scheint, aber ohne dafs ihm deshalb eine besonders ausgezeichnete Verehrung zu Theil geworden wäre. Diese widmete man vielmehr den Tii, welche der gesellschaftlichen Schichtung (in Könige, hohen und niederen Adel) analog in drei Klassen zerfielen, und demgemäfs auch in weiteren oder engeren Kreisen, in ganzen Staaten, in einzelnen Provinzen, Distrikten oder in einzelnen Familien, je nachdem sie aus einer Königs-, oder aus einer mehr oder minder vornehmen und mächtigen Häuptlingsfamilie hervorgegangen waren, als Götter verehrt und gefeiert wurden. Die Zahl dieser, durch jeden Todesfall eines Vornehmen vermehrten, Gottheiten mufste natürlich unendlich anwachsen; doch lag es freilich zugleich in der Natur der Ansicht, welche die irdischen Gebieter ohne Unterschied in überirdische verwandelte, dafs besonders mächtige Könige, vorzüglich gefürchtete Häuptlinge nach ihrem Tode auch auf eine ganz besondere Verehrung Anspruch hatten. Daher kam es, dafs in einzelnen Inseln und Distrikten der Cultus irgend eines Lieblingsgottes den der übrigen mehr oder weniger in den Hintergrund treten liefs, jedoch natürlich nur so lange als die Familie, der jene Gottheit angehörte, das Regiment zu behaupten wufste. Eine neue Dynastie machte begreiflicher Weise auch die Verehrung ihrer Familiengötter in dem Staate, der ihr untergebenen Provinz, dem Distrikte u. s. w. zur allgemeinen Unterthanenpflicht. Man sieht daraus, wie sich Verehrung und Cultus so verschie-

Digitized by Google

den (nach Raum und Zeit) berechtigter Gottheiten bei diesen Völkern durchkreuzen, wie sich ihre Vorstellungen von der Bedeutung derselben allmälig verwirren mufsten; wie endlich auf diese Weise von der älteren, der allen den genannten Inseln gemeinsamen Götterwelt zur Zeit der Entdeckung nur noch Trümmer übrig waren, die, als etwas Todtes und Abgestorbenes, in dem religiösen Bewufstsein der Völker jede Bedeutung verloren zu haben schienen. — Mufs man dennoch annehmen, wie diese Ruinen beweisen, dafs einst eine allen diesen Völkchen gemeinsame Religion bestand, so ist damit zu verbinden, dafs dieselbe eben durch übermäfsige und einseitige Entwickelung einer ihrer eigenthümlichen Vorstellungen — der Menschenvergötterung — überwuchert und zerstört worden ist, ein Vorgang, der zugleich die grofse Menge verschiedener Gottheiten (auf Tonga zählte allein die oberste der sechs Götterklassen 300 Mitglieder) bei den einzelnen Völkerschaften, ungeachtet ihrer sonstigen grofsen Uebereinstimmung in Sprache und Sitte, leicht erklärt. —

Mit diesem Verfall steht auch die Vorstellung der Polynesier von dem Schicksal der Verstorbenen in engster Beziehung. Denn während man von den Mitgliedern der untersten Volksklassen glaubte, dafs sie mit dem Tode untergingen oder höchstens als Geister um ihre irdischen Wohnungen schwebten, wähnte man von den Königen und Vornehmen, dafs sie von den in der ewigen Nacht thronenden Göttern gefressen werden und *also* in sie aufgehen würden, woraus sich einerseits erklärt, wie man nach dieser Ansicht in den neuen Göttern gewissermafsen die alten mitverehrte, andrerseits aber auch, wie die Anthropophagie ein religiöser Brauch werden konnte. — Mit diesem Verfall hängt ferner auch die *Götterfurcht* zusammen, welche eigentlich die gesammte *Götterverehrung* bedingte, denn weil man eben Menschen vergötterte, die man im Leben mehr gefürchtet als geliebt, so erwartete man von den Gottgewordenen auch nichts als Zorn, Strafe, Tod und Krankheit.

Mit dieser Menschenvergötterung steht endlich auch der Gebrauch des „*Tabu*" in engster Verbindung. Unter Tabu (d. i. Heiligung) verstand man nämlich eine den göttlichen Wesen (hier also den Königen und Häuptlingen) inwohnende Kraft, welche sich darin äufserte, dafs Alles, worauf sie sie sich ausdehnte, dem Gebrauche der gewöhnlichen Menschen entzogen wurde. Alle Personen und alle Dinge waren daher entweder „*moa*" (heilig), und auf diesen ruhte das Tabu von selbst, — oder „*noa*" (gemein), und auf diese konnte es übertragen werden. Auf diese Weise nimmt das Tabu allerdings gelegentlich auch den Charakter einer wohlthätigen polizeilichen oder gesetzlichen Maafsregel an, indem z. B. die Felder bis zur Erndte, die Vorrathshäuser, Scheunen u. s. w. für tabu erklärt wurden: allein zugleich war es auch das furchtbarste Mittel in der Hand der Mächtigen, was Willkühr nur immer ersinnen konnte. Was der König u. s. w. berührte, war sein Eigenthum, denn Niemand anders durfte es fortan berühren; gewisse Früchte, die das Volk gleichwohl zu bauen verpflichtet war, waren ihm als Tabu verboten; ganze Distrikte, ja ganze Inseln wurden für Tabu erklärt, wenn der Vortheil oder die Laune der Grofsen es also geboten. Und wer das Tabu verletzte, irgend einen solchen Distrikt betrat, eine für Tabu erklärte Speise afs u. s. w., verfiel sofort dem Tode, wie man meinte auch dann, wenn der Arm des weltlichen Rächers ihn nicht ereilte. Manche der von den Wilden ausgeführten verrätherischen Ueberfälle europäischer Schiffe erklären sich daher auch aus dem fanatischen Eifer, die wenn auch unabsichtliche Verletzung irgend eines Tabu an ihnen zu rächen. — Gewisse Nahrungsmittel waren von selbst Tabu, und gewifs waren es nicht die widerwärtigsten. Um den sinnlichen Genufs drehte sich hierbei fast Alles, und es wird daher von dem Verf. auch besonders herausgehoben, dafs, in der Vorstellung der Polynesier, die Eingeweide, wie bei uns das Herz, vorzugsweise als die Grundbedingung des Lebens, als das vornehmste Organ des Körpers betrachtet wurden.

Der *Cultus* entbehrte, in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Begriffs-Verwirrung, die hinsichtlich der Götterwelt hereingebrochen war, natürlich gleichfalls jeder systematischen inneren Ordnung, besonders auf denjenigen Inseln, wo die immer in engster Verknüpfung mit der Religion zu denkende gesellschaftliche Ordnung am meisten verfallen war. Denn wo es, wie auf den Markesas und vorzüglich auf Neu-Seeland, keine allgemein anerkannten Herrscher mehr gab, da fehlten auch allgemein anerkannte Familiengötter. Wenn dessen ungeachtet auch hier die Be-

Digitized by Google

wohner nicht um jedes religiöse Gefühl und Bedürfnifs gekommen, sondern sich vielmehr ihres Zusammenhanges mit dem Göttlichen stets bewufst geblieben waren, so kann man daraus ohne Zweifel auf ein diesen Völkern eingeborenes, ungewöhnlich tiefes religiöses Bedürfnifs schliefsen, dessen Dasein auch durch den grofsen Erfolg der Missionen dargethan worden ist. Diesem angeborenen religiösen Sinne entsprechen auch die zahlreichen religiösen Feste und Feierlichkeiten, die einen bedeutenden Theil ihres Lebens in Anspruch genommen haben müssen, da kein nur einigermafsen wichtiges Ereignifs oder Geschäft ohne eine entsprechende religiöse Feier blieb. Unter diesen fanden die Missionare merkwürdigerweise auch eine Wassertaufe der Kinder und eine eheliche Einsegnung. — Von vorzüglicher Bedeutung erscheinen bei den meisten dieser Feste die *Opfer* von Lebensmitteln u. s. w. und von Menschen! Und wenngleich diese letzteren auf Tahiti u. e. a. Inseln nur symbolisch stattfanden, so dafs man etwa einen Baumstamm oder ein Fingerglied die Stelle des zu Schlachtenden einnehmen liefs, so treten sie dagegen bei den am meisten versunkenen Völkerschaften von Neu-Seeland, auf den Markesas-, Hervey- und Viti-Inseln in der gräfslichsten Gestalt auf, indem die Opfer hier von den Opfernden gefressen wurden, ursprünglich vielleicht blos um mit diesen Todten so zu verfahren, wie die Götter, nach dem allgemeinen Wahn, mit den gestorbenen Königen und Häuptlingen überhaupt verführen, später jedoch sicherlich aus Leckerei, so dafs es endlich, namentlich auf Neu-Seeland, dahin kam, dafs man Kriege anfing, um Gefangene zur Befriedigung der gräfslichen Schwelgerei zu haben, und dafs der Herr seinen Sklaven erschlug und briet, wenn ihn der Appetit auf Menschenfleisch anwandelte.

Wir überlassen es dem eigenen Nachdenken des unbefangenen Lesers zu entscheiden, ob diese der Religion der Polynesier eigenthümlichen Gräuel und Abgeschmacktheiten sich mit den Vorstellungen von paradiesischer Harmlosigkeit und primitiver Unschuld vertragen, die man ihnen angedichtet. Uns scheint es ein Frevel gegen Gottes Weisheit und Güte, anzunehmen, dafs Er, der Alles gut gemacht hat, den Herrn der irdischen Schöpfung *ursprünglich* zu einem Grade von Bestialität verdammt haben sollte, dessen kaum einzelne der niedrigsten thierischen Organisationen fähig sind. — Wir verzichten daher darauf, hier auf weitere Einzelnheiten einzugehen, und können dem Leser nur rathen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen, um daraus, wenn die Ueberzeugung noch fehlen sollte, selbst zu entnehmen, dafs das religiöse Bewufstsein dieser Völkerschaften mancherlei höhere Stadien durchlaufen haben mufs, bevor sie zu der Verwilderung gelangten, in welcher die Missionare sie fanden, und dafs es eine Täuschung ist, wenn man annimmt, das Verderben sei erst durch den Verkehr mit den Europäern über sie gekommen.

Ganz zu demselben Resultat gelangen wir, wenn wir dem Verf., im 5. und 6. Kapitel, in der Darstellung der *politischen* und *gesellschaftlichen Zustände* folgen. — Wir erfahren hier zunächst, dafs es auf allen Südsee-Inseln zwei scharf geschiedene Volksklassen gab, *eine* welche tabu war — die Könige und Häuptlinge — und eine die es nicht war — das gemeine Volk: beide von einander nicht allein durch verschiedene politische Berechtigung, sondern auch durch verschiedene Tättuirung, durch äufserliche Gestalt, hellere und dunklere Hautfarbe, durch Intelligenz und Bildsamkeit unterschieden, ohne dafs der Verf. indefs die von Kotzebue u. A. aufgestellte Hypothese von einer verschiedenartigen Abstammung beider Kasten gelten läfst. — Aufserdem gab es bei den kriegerischeren Stämmen Neu-Seelands, der Viti-Inseln u. s. w. Sklaven, deren Vorkommen jedoch lediglich auf der Kriegsgefangenschaft beruht. — Um keine Zwischenkaste entstehen und dadurch die mit religiöser Strenge festgehaltene Absonderung beider Stände gefährden zu lassen, schritt man allgemein zu dem scheufslichen Auskunftsmittel, alle aus der Vermischung adeligen und gemeinen Blutes entstandenen Kinder bei der Geburt zu tödten, ein Mittel, zu dem dann auch das niedere Volk bald allgemein gegriffen zu haben scheint, wenn der weder durch Sitte noch Gesetz gezügelte Umgang beider Geschlechter eine Fruchtbarkeit erzeugte, welche die Bequemlichkeit der Eltern bedrohte. — Die grofse Armuth desselben gab dazu überdies eine nahe liegende Veranlassung, denn wenngleich die Mehrzahl der Südsee-Inseln durch Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel ausgezeichnet ist, so war doch das Volk ohne alles Grundeigenthum und lediglich auf die Freigebigkeit der Häuptlinge, deren Felder es bebaute, auf die wild wachsenden Bäume und den Fischfang

Digitized by Google

angewiesen, soweit diese Nahrungsquellen nicht etwa mit einem Tabu belegt waren. Da zugleich der Feldbau mit grofser Nachlässigkeit betrieben und nur auf die fruchtbarsten und gelegensten Lokalitäten ausgedehnt wurde, so traten nicht selten Mifserndten und durch diese, noch mehr aber durch die im Gefolge der fast unaufhörlichen Kriege stattfindende Verwüstung Mangel und Hungersnoth ein, die hier und da die furchtbarste Höhe erreichten.

Wenn schon diese scharfe Scheidung in Adel und Volk hinlänglich darthut, dafs wir hier keinesweges an primitive Zustände zu denken haben, so geht dies doch noch bestimmter aus der näheren Betrachtung des polynesischen Staats hervor. Dabei drängt sich zugleich eine interessante Vergleichung zwischen diesem und dem europäischen Lehen-Staate wie von selbst auf, wenngleich dieselbe freilich nur bei der äufserlichen und allgemeinen Auffassung der Verhältnisse stehen bleiben mufs. — Hier wie dort wurde der König als der alleinige Landesherr betrachtet, der die einzelnen Landschaften und Provinzen, obgleich sie, in Polynesien wie in Europa, nicht blofs in Bezug auf administrative, sondern auch auf historische Besonderheit und Eigenthümlichkeit, als für sich bestehend betrachtet werden müssen, hier wie dort, an gröfsere und kleinere Lehnsträger vergab, die ihrerseits wiederum, durch Verleihung von gröfseren und kleineren Ländereien an den niederen Adel, das Gebäude vollendeten, als dessen Basis das nicht-besitzende, zu allerlei Leistungen und Frohnen verpflichtete hörige Volk anzusehen ist, mit dem Unterschiede jedoch, dafs auf den Südsee-Inseln die Vornehmen ihre Vorrechte kraft der ihnen zugeschriebenen göttlichen Natur genossen, und dafs das Tabu hier jegliche Willkühr *heiligte*, während sie dort immer nur als Gewaltthat betrachtet wurde. — Hier wie dort hing es dem Rechte nach ohne Zweifel überall von dem Ober-Lehnsherrn ab, den Vasallen ihre Lehne zu nehmen und an andere zu vergeben: allein es war natürlich, dafs er dergleichen nur mit Unterstützung und Beistimmung der übrigen Grofsen durchzusetzen vermochte. Daraus erwuchsen, hier wie dort, unzählige blutige Konflikte, die bald mit der Erblichkeit und Unabhängigkeit der Lehnsträger, wie im Tonga-Archipel und auf den Markesas-Inseln, bald sogar mit der gänzlichen Zertrümmerung des Staats, wie auf Neu-Seeland, bald, jedoch seltener, mit der entschiedenen Obmacht der Könige endeten, wie auf Hawaii u. s. w. Wer sich für die weitere Verfolgung dieser Analogien, die sich z. B. auch in der dem Heerbann ähnlichen Kriegsverfassung der Insulaner aussprach, interessirt: den verweisen wir auf das 6. Kapitel unseres Werkes. Aus dem Angeführten aber geht schon hervor, dafs auch die staatlichen Einrichtungen der Südsee-Inseln nichts weniger als Anfänge und Keime, sondern, wie die religiösen, vielmehr Ruinen eines einst geordneteren Zustandes sind; auch sie machen es daher, in ihrer künstlichen Gliederung, durchaus wahrscheinlich, dafs wir es hier nicht mit primitiven Naturkindern, sondern mit versunkenen und verstümmelten Volkstrümmern zu thun haben, wenngleich wir leider nicht im Stande sind, den Schleier zu lüften, der ihre dunkle Vorzeit verhüllt. „Man braucht", sagt der Verf. (S. 73), „in der That nicht viele Kenntnisse von der Geschichte der Entwickelung der Verfassungen bei den Völkern zu besitzen, um es zu erkennen, dafs ein Zustand der Dinge, wie man ihn hier findet, wo das politische Leben einzig auf den Eigenthümlichkeiten einzelner Grofsen, auf der Kraft, List, Stärke der Leidenschaften bei den Vornehmsten begründet ist, nicht der ursprüngliche Zustand der Staaten auf diesen Inseln gewesen sein, dafs er selbst nicht lange bestanden haben kann, obschon immer lange genug, um eine frühere Ordnung der Dinge fast überall ganz zu vernichten. Denn dafs vor Zeiten in den Staaten der Südsee eine geregelte Verfassung mit bestimmten Formen bestand, könnte man schon aus den Analogien, welche die Religion darbietet, schliefsen und es haben sich noch an einzelnen Stellen Spuren davon erhalten, die zu verfolgen sehr interessant ist, wenn sie gleich (in derselben Art, wie es mit den noch erkennbaren Spuren einer älteren Götterverehrung der Fall ist), nicht hinreichen, ein vollständiges Bild von der Gliederung des alten Staats zu entwerfen." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Western University Library

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von Carl F. Meinicke.

(Fortsetzung.)

Der Verf. weiset nun diese Spuren nach. Dahin gehört, dafs z. B. in Tonga die politische Thätigkeit des Adels sich nicht blofs auf die Verwaltung der ihm übertragenen Provinzen und Distrikte bezog, sondern auch, in einem ganz bestimmten und geordneten Verhältnisse, auf die Theilnahme an der Leitung der allgemeinen Staats-Angelegenheiten, „so dafs Verwaltung bestimmter Provinzen und Bekleidung gewisser hoher Staatsämter nothwendig verbunden und wahrscheinlich in gewissen Familien erblich waren." Der Verf. zählt nun diese Erbämter auf, und beschreibt die einem jeden zustehenden Funktionen und Berechtigungen, woraus sich das Bild eines so künstlichen und komplizirten Staats-Organismus ergibt, dafs man nothwendig zu dem Glauben an eine Reihe von Entwickelungsphasen gedrängt wird, die von diesen Staaten durchlaufen sein müssen, bevor sie zu ihrem gegenwärtigen Zustande gelangt sind; — und da zugleich die Art und Weise dieses Organismus, wie sich bei näherer Betrachtung ergibt, den Keim des unabwendlichen Verderbens *in* sich trägt; da sich endlich auch historisch nachweisen läfst, wie dieser Keim auf mehreren Inselgruppen die völlige Zerstörung des alten Staats zu Wege gebracht hat: so finden wir uns von Neuem der Nothwendigkeit gegenüber, die Zustände der Südsee-Inseln nicht für primitive, sondern für verfallene und versunkene erkennen zu müssen. Der Verf. weiset diesen Verfall der Südsee-Staaten im 7. Kapitel im Einzelnen nach. — Wir können ihm in diesen Details nicht folgen. — Um indefs dafür noch ein an sich merkwürdiges Faktum anzuführen, erwähnen wir noch der höchst auffallenden, unter dem Namen der „*Gesellschaft der Areoi*" bekannten Institution, die vornehmlich auf den Societäts-Inseln, doch auch in Rarotonga heimisch gewesen zu sein scheint. Diese Gesellschaft, die aus Vornehmen bestand, und ohne Rücksicht auf den Staat in sich ein Ganzes bildete, die der Tradition nach von den Göttern (nämlich von den Tii) gegründet sein sollte und daher des allgemeinsten Ansehns sich erfreute, war so äufserst künstlich organisirt, so reich an eigenthümlichen Gebräuchen, Prüfungen und Ceremonien, dafs man wahrhaft erstaunt, wenn man erfährt, dafs die ganze Thätigkeit der Areoi nur in der schrankenlosen Befriedigung sinnlicher Genüsse bestand, so dafs jeder Reisende, der ihre zuchtlosen Banden zu beobachten Gelegenheit gehabt, „mit dem tiefsten Abscheu und Widerwillen von den Lastern und der frechen Schamlosigkeit spricht, mit der sie ihre Orgien feierten," so wie von ihrem Hochmuth und dem Druck, den sie gegen das niedere Volk ausübten. Kann man nun wohl annehmen, dafs eine Gesellschaft lediglich für diese Zwecke sich mit einem solchen Aufwande von an sich unbedeutenden Aeufserlichkeiten umgeben haben würde, da diese Zwecke, bei den religiösen und sittlichen Verhältnissen der Südsee-Inseln, ohne Weiteres zu erreichen waren? Und wäre dies dennoch der Fall gewesen, würden dann nicht immer diese absichtliche Künstlichkeit, dieser Formenreichthum, der die lasterhaften Gewohnheiten der Gesellschaft nicht zu verhüllen, sondern zu zieren bestimmt scheint, auf eine gewisse Routine und Verfeinerung im Sinnengenufs hindeuten, welche der Einfachheit eines primitiven Zustandes gradezu widersprächen? — Es scheint uns aber viel wahrscheinlicher, dafs die Areoi ursprünglich nicht blofs für die Zügellosigkeit gebildet wurden, dafs aber die höheren Zwecke der Gesellschaft, bei dem allgemeinen Verfall der Religion, des Staats und der Sitten, gleichfalls verloren gegangen sind, während sich die

Digitized by Google

Formen erhielten; dafs sie verloren gegangen sind, wie vieles Andere, wovon gegenwärtig nur noch Trümmer vorhanden sind, wie der Begriff des Rechts und eine darauf begründete Gesetzgebung und Rechtspflege u. s. w. Und so wie wir in dieser letzteren Beziehung das religiöse Gesetz des Tabu als das einzige Ueberbleibsel einer Gesetzgebung zu betrachten haben, so dürfen wir auch nicht anstehen zu vermuthen, dafs eben diese *eine* Seite des polynesischen Rechtsbegriffs, in ihrer monströsen Ausbildung, den Rechtsbegriff selbst überwuchert und zerstört habe, so wie Aehnliches durch die Vergötterung der Tii mit dem Begriff der Gottheit geschehen ist. —

In dem 8. Kapitel handelt der Verf. von den *Sprachen* der Südsee-Inseln. Nachdem er hier zunächst, nach *W. v. Humboldt's* Angaben, der allgemeinen Klassifikation dieser Sprachen gedacht und, jenes grofsen Forschers Ermittelungen gemäfs, bemerkt hat, wie die Sprachen der bei seiner ganzen Untersuchung vorzugsweise ins Auge gefafsten Inselgruppen eine so grofse Verwandtschaft zeigen, dafs man sie für blofse Dialekte Einer Sprache halten könnte, — geht er auf den Zustand über, in dem sich die Sprachen befinden, um auch hier den Grundgedanken zu verfolgen, der seiner Untersuchung ihr gröfstes und allgemeinstes Interesse verleiht. — Was diesen Zustand betrifft, bemerkt er, so kann es grade nicht auffallend sein, wenn man bei den genannten Sprachen einen Verfall wahrnimmt; „denn es ist bekanntlich keine Sprache bekannt, bei der sich dergleichen nicht nachweisen liefse, indem nicht blofs ein Theil der ursprünglichen Wortstämme aufser Gebrauch gekommen, sondern noch viel mehr die ganze ursprüngliche Flexion zerstört, sogar wohl ganz verschwunden ist. Eben so bekannt ist es, dafs Völker von solcher Geisteskraft, dafs sie im Stande sind, sich durch eigene Mittel oder die Benutzung einer früheren Bildung fortzubilden und die Epochen des Verfalls, denen kein Volk entgeht, die aber für solche von kräftiger Organisation, wie für das ganze Menschengeschlecht, die Stufen des allmähligen Fortschrittes werden, zu überdauern und neue Wege selbstständiger und eigenthümlicher Entwickelung einzuschlagen, auch die verfallenen Sprachen neu fortbilden, durch Erfindung neuer Flexionen die verlorenen ergänzen und was sie an Mannigfaltigkeit, Fülle und Schönheit eingebüfst haben, durch gröfsere Schärfe und Bestimmtheit ersetzen. Wenn man nun das, was ich früher über den allgemeinen Zustand der Südseevölker nachgewiesen habe, erwägt, so wird man erwarten, dafs zwar der Verfall der Sprache, wie bei den europäischen Sprachen nicht fehlt, dafs aber von einer solchen fortschreitenden Entwickelung bei ihnen keine Rede sein kann, und das findet sich durchaus bestätigt." —

Diesem Ausspruche folgt unmittelbar der Beweis, indem sowohl an der Wortbildung als an der grammatischen Form jener Verfall nachgewiesen wird, soweit solches hier, wo Schriftsprache und Literatur, folglich auch ältere Sprachdenkmale fehlen, aus denen die frühere gröfsere Vollkommenheit der Sprache mit Evidenz hervorginge, möglich ist. —

Der eben gedachte Mangel einer Schriftsprache, die den von dem Verkehr mit anderen gebildeteren Nationen abgeschnittenen Südsee-Insulanern nicht, wie ihren west-malayischen Brüdern, durch die Berührung mit der indischen Welt zu Theil werden konnte, so wie unsere geringe Bekanntschaft mit den Traditionen und Liedern dieser Völker sind eben die Ursache, weshalb wir den Verfall ihrer geistigen Bildung nicht ohne Weiteres darzuthun vermögen. Dafs ein solcher indefs gleichfalls statt gefunden hat, weiset jedoch der Verf. an einigen, bisher nicht beachteten Punkten aufs bestimmteste nach. — „So ist es sehr merkwürdig," sagt er, „dafs man bei allen Südseevölkern noch eine *Chronologie* von einer Form findet, die sich aus dem jetzigen Zustande ihrer Bildung schwer erklären läfst," die mit ihrem so überaus einfachen Dasein unvereinbar ist, und auf eine ganz andere frühere Kultur-Epoche zurückweiset, von der sie sich als ein Bruchstück erhalten haben mufs. —

Einen anderen Fingerzeig dieser Art geben die früher von den Polynesiern unternommenen weiten *Seereisen.* Nur durch solche Unternehmungen konnten die Nachrichten, welche die europäischen Entdecker Polynesiens auf mehreren Punkten der Australwelt von den Eingeborenen über andere, oft sehr weit entfernte Inseln eingesammelt, dorthin gekommen sein. Denn obwohl die Insulaner noch immer, in Folge ihrer heimathlichen Natur, sehr geschickt in der Schifffahrt sind, so eignen sich doch die gebräuchlichen Fahrzeuge so wenig zu gröfseren Reisen, dafs diese ganz unmöglich geworden sind: denn selbst wenn eins die-

Digitized by Google

ser Boote, was zuweilen geschehen, durch einen Sturm etwa weit verschlagen und glücklicherweise an eine ferne Insel getrieben wurde, so fehlte es doch diesen Reisenden wider Willen an jedem Mittel sich auf dem Meere zurecht zu finden und in ihre Heimath zurückzukehren. Nun berichten aber die alten Lieder, dafs es in längst vergangenen Zeiten Sitte gewesen, dafs kühne, nach Ruhm strebende Männer in ihren Booten grofse Seereisen unternahmen, und Seltenheiten aus entlegenen Ländern nach der Heimath brachten. — Haben aber dergleichen Seefahrten mit bestimmten Zwecken, mit der Absicht und der Möglichkeit der Rückkehr stattgefunden, so setzt das nicht blofs viel bessere Fahrzeuge, sondern auch eine Menge von mautischen und anderen, allgemein verbreitet gewesenen Kenntnissen voraus, von denen sich nicht eine Spur erhalten hat. —

„Diese Folgerung," fährt der Verf. fort, „gewährt zwar nur *einen* Blick in die tiefe Nacht der Jahrhunderte, welche die Geschichte dieser Völker bedeckt, allein er reicht hin, die Thatsache zu beweisen, dafs der Bildungsstand derselben in früheren Zeiten ein anderer und viel höherer gewesen sein mufs".....

Wenn auf diese Weise gezeigt worden, wie die religiösen und politischen Institutionen, die Sprachen und die ganze geistige Bildung dieser Völker in tiefen Verfall gerathen war, als sie mit den Europäern in Berührung traten, so bleibt nur noch übrig von dem *sittlichen* Verfalle derselben zu handeln, was der Verf. in einem besonderen Kapitel — dem neunten — gethan hat, weil der Widerspruch in der Auffassung und Beurtheilung des Zustandes der Polynesier, zwischen den Naturforschern, denen die anderen Punkte der Untersuchung begreiflicherweise verschlossen blieben, und den Missionaren, grade an dieser letzten Seite der Betrachtung zu haften scheint. — Der Verf. geht dabei von einer kritischen Betrachtung über die Gröfse der Bevölkerung aus, indem das Zu- und Abnehmen derselben in einem Lande, wenigstens im Allgemeinen, als Beweis für den gröfseren oder geringeren Grad der in demselben herrschenden Sittlichkeit angesehen zu werden pflegt, wenngleich dieser Beweis freilich, wo es sich um rohe oder halbrohe Völker handelt, nicht gradezu als überzeugend gelten darf, da bei diesen eine Menge von anderen, dem Wachsen der Volkszahl nicht günstigen Umständen darauf einwirken, welche bei kultivirten Völkern nicht oder doch nicht in dem Maafse statt haben. —

(Dei Fortsetzung folgt.)

XI.

Τὸ τελευταῖον ἔτος τῆς ἑλληνικῆς ἐλευθερίας. Ἱστορικὴ καὶ χρονολογικὴ πραγματεία, ὑπὸ Κ. Παπαρρηγοπούλου. Ἀθῆναι, 1844. 45 S. in gr. 8.

„Das freigewordene Griechenland mufs die Geschichte seiner Knechtschaft studiren. Wir wollen die Augen nicht abwenden von unsern Unfällen; wir wollen nicht Denen gleichen, die, kaum reich geworden, sich der Erinnerung an ihre Vergangenheit schämen. Wenn wir uns vielmehr mit der Geschichte unserer Knechtschaft beschäftigen; wenn wir die Einzelnheiten dieser unserer Vergangenheit uns genau vergegenwärtigen, und sie nach Verdienst würdigen; — dann werden wir vielleicht finden, dafs, wie unerträglich auch diese Knechtschaft war, sie doch nicht so unfruchtbar gewesen ist, wie Viele vorausgesetzt und behauptet haben. Im alten Griechenland war Alles geeignet, eine gewisse Trennung und Sonderung der öffentlichen Verhältnisse zu vermitteln und zu erhalten. Die Religion, durch die Vielgötterei; die nationale Abstammung, durch die Verschiedenheit der Stämme; die Sprache, durch die Mannigfaltigkeit der Dialekte; die Staatsverfassungen, durch ihre schroffen Gegensätze. Das Volk, in solcher Weise untereinander getrennt und in sich zerrissen, konnte wohl eine Zeit lang eines Zustands hoher Vollkommenheit sich erfreuen; allein es konnte nicht seine Unabhängigkeit sich bewahren. Die Unabhängigkeit erfordert Einheit, die Einheit aber war für Griechenland unmöglich, so lange es aus solchen widerstrebenden Elementen bestand. Deshalb war Griechenlands Unterjochung unvermeidlich. Diese Unterjochung währte lange Zeit und war von furchtbaren Umwälzungen begleitet. Allein der Geschichtschreiber, der in ihr nur die Trümmer dieser Unfälle suchen und enthüllen wollte, wäre ein unglücklicher Geschichtschreiber. Das griechische Volk bedurfte zur Wiedererlangung seiner Unabhängigkeit neuere Elemente seines Daseins; damit es diese neuen Elemente gewinne, war es nöthig, dafs die alten vernichtet würden, und damit dieses geschehen könne, mufste das griechische Volk furchtbare Erschütterungen erdulden; denn eine ganze Welt von Ideen und Gegenständen verschwindet nicht plötzlich, wie eine Seifenblase. Daher waren viele Ereignisse dieser langen Zeit mit grofsen Umwälzungen verbunden; allein neben den Ruinen, welche diese Umwälzungen in Griechenland aufhäuften, keimte eine neue Welt von Ideen und Gegenständen. Der Vielgötterei folgte die Einheit des Christenthums; der Mannigfaltigkeit der Dialekte die Einheit der Sprache; der Verschiedenheit der Stämme die Einheit des Volks; und mit dieser dreifachen Waffe gerüstet, kämpft gegenwärtig die griechische Nation, ihre politische Einheit wiederzuerlangen. Glücklich derjenige, dem es beschieden ist, diese lange Odyssee eines edlen Volks, das viel Ungemach erduldet, würdig zu beschreiben! Sein Name wird leben, so-

Digitized by Google

lange die Berge Griechenlands stehen, und der Dank Griechenlands wird sein Gedächtnifs ehren! Aber wenn solches Werk rühmlich und ehrenvoll ist, so haben doch auch einzelne Untersuchungen über die verschiedenen Fragen, zu denen dieser lange Zeitraum Veranlassung giebt, ihren Werth. Sie zergliedern und fassen die Begebenheiten genauer ins Auge, als dies der Geschichtschreiber im Grofsen und Ganzen zu thun vermag; sie gehen in Einzelnheiten ein, auf welche Jener sich nicht einlassen kann; sie bereiten vor, wählen aus und reinigen gleichsam den Stoff, aus welchem sodann der grofse Baumeister sein glänzendes Gebäude aufführen wird."

Mit diesen Worten leitet der Verf. der vorliegenden, historisch-chronologischen Abhandlung, Konst. Paparregopulos, diese letztere selbst ein. Nicht ohne besonderen Grund hat auch der Unterzeichnete diese Worte hier vorangestellt, weil sie den Geist erkennen lassen, mit welchem der Verf. — der übrigens nicht Geschichtsforscher allein und gleichsam par excellence, sondern als Ministerialrath im griechischen Ministerium des Innern im Staatsdienste angestellt ist, — das Geschichtsstudium treibt, und dafs es ihm in der Hauptsache nicht blofs um Aufstapelung des Geschehenen, um Aufhäufung von Thatsachen, um trockene Untersuchungen, als ob dies Alles selbst Zweck wäre, zu thun ist, sondern dafs er mit dem Studium der Geschichte einen höheren Gesichtspunct verbindet, von welchem aus er dann auch um so leichter auf die Lehren achtet, die die Geschichte der Menschheit und der einzelnen Völker verkündet, und um so weniger unterlassen kann, auf diese Lehren hinzuweisen und aufmerksam zu machen. Das thut der Verf. auch hier; das thut er auch in den Worten, womit er seine Abhandlung selbst einleitet; das thut er auch sonst noch an mehreren Stellen derselben, und namentlich am Schlusse, wo er, gegen die Tadler sich wendend, die ihm eine solche Beschäftigung mit veralteten Gegenständen in den gegenwärtigen Wirren Griechenlands zum Vorwurfe machen möchten, die Meinung ausspricht: „ich denke, kein Werk eines schlechten Bürgers gethan zu haben, indem ich die, der Vergangenheit nur gar zu gern uneingedenken Bürger der Gegenwart daran erinnere, dafs auf dem Boden, auf dem wir wandeln, nicht selten die nämlichen Personen und Thaten wiederkehren, und dafs, wenn wir nicht vernünftiger sind, es gar leicht geschehen kann, dafs auch dieselben Wirkungen wiederkehren." Und auch an und für sich selbst hat sich der Verf., wie der Unterzeichnete von ihm unmittelbar weifs, mehr durch politische Gründe, als durch philologische, zu der vorliegenden Abhandlung bestimmen lassen; wie man denn auch die Wahl des Titels derselben für nichts weniger als absichtslos zu halten, in Versuchung kommen könnte, als ob nämlich darin ein Wink liegen solle, die Freiheit Griechenlands wohl zu wahren, damit nicht wieder, wie vor Zeiten, ein letztes Jahr der griechischen Freiheit komme, — ein Wink für alle diejenigen, die, „den Rath einiger wenigen Verständigen verachtend, das Schicksal des Vaterlands den Händen derer überlassen, die nur deshalb nach der Macht streben, um den Staat und seine Bürger plündern zu können, und ihr eigenes Heil nur in dem allgemeinen Verderben suchen, das allein ihre Schandthaten mit der Nacht der Vergessenheit bedeckt" (S. 29).

Was den eigentlichen Zweck und den Hauptinhalt der vorliegenden, in einem reinen und fafslichen Neugriechisch geschriebenen Abhandlung von dem „letzten Jahre der griechischen Freiheit" anlangt, so enthält dieselbe eine Untersuchung der Frage, welche der Verf., bei der Wichtigkeit des Ereignisses selbst, auf das sie sich bezieht, mit Recht für wichtig genug hält, der Frage nämlich: welches Jahr das letzte Jahr der griechischen Freiheit gewesen? in welchem Jahre Korinth zerstört worden und ob es in demselben Jahre zerstört worden sei, in welchem die Zerstörung Karthago's Statt gefunden habe? Der Verfasser geht deshalb auf die Zeugnisse zurück, die sich hierüber bei den alten Schriftstellern finden, ordnet dieselben in drei Klassen: 1) solche, die das Jahr jener Katastrophe von Korinth genau angeben und sie in das nämliche Jahr mit der Zerstörung von Karthago setzen, 2) solche, die jene Katastrophe und die Zeit, wann sie Statt fand, nur allgemein angeben, und dieses Ereignifs später ansetzen; 3) solche, die unvollkommen in den auf uns gekommenen Geschichtsbüchern des Polybios und Livius erhalten, kein bestimmtes Datum angeben, und nur Andeutungen enthalten, nach welchen sich dasselbe ermitteln läfst; und bemerkt zugleich, dafs fast alle Neueren die erstere Meinung für richtig halten (mit Ausnahme des Kasaubonus und Rottecks), und mithin annehmen, dafs die alte Welt in einem und demselben Jahre der zwei reichsten Handelsstädte beraubt worden sei (d. i. im zweiten oder dritten Jahre der 158sten Olympiade, nach Varro im Jahre 608, nach Kato im Jahre 606 nach der Erbauung Roms, und im Jahre 146 v. Chr. Geb.). Dagegen ist der Verf. keineswegs dieser nämlichen Meinung. Vielmehr hat er durch ein fleifsiges Geschichts- und Quellenstudium, dessen Ergebnisse er in der Hauptsache und der vorliegenden Abhandlung selbst darlegt, und nach genauer Erforschung der hier einschlagenden Daten und Momente, so wie unter sorgfältiger Vergleichung der einzelnen Begebenheiten vor und nach der Eroberung von Korinth durch die Römer unter Mummius, davon sich überzeugt, dafs diese gewöhnliche Meinung nicht die richtige sei; und er gelangt vielmehr zu dem Resultate, dafs, wennschon auch er annimmt, dafs Karthago im Jahr 146 vor Chr. Geb. zerstört worden sei, die Zerstörung von Korinth erst im darauf folgenden Jahre Statt gefunden habe. Natürlich beruht dieses Resultat hauptsächlich nur auf Combinationen und Schlüssen; indefs mufs Rec. gestehen, dafs nach seinem Dafürhalten die Meinung des Verf.'s, der durchaus nicht von dem gefährlichen Geiste des historischen Skepticismus angesteckt ist, sondern von sichern Thatsachen ausgeht, und darnach diejenige unsichere Thatsache ermittelt, der er ihren bestimmten Platz in der Chronologie anzuweisen sich bemüht, mindestens grofse Wahrscheinlichkeit für sich hat, und dafs es sich jedenfalls der Mühe lohnt, die Gründe zu prüfen, womit er seine Meinung unterstützt, und die Hauptfrage, auf die es hierbei ankommt, mit der bisherigen gewöhnlichen Beantwortung nicht für abgemacht anzusehen. Dr. Theod. Kind.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von Carl F. Meinicke.

(Fortsetzung.)

Nachdem sodann gezeigt worden, dafs hinsichtlich der Bevölkerungs-Abnahme die gröfsten Uebertreibungen verbreitet worden sind, dafs dieselbe seit den Zeiten der Entdeckung gleichwohl und zwar bis auf $\frac{1}{4}$, stellenweise sogar bis auf $\frac{1}{7}$, nicht aber, wie man behauptet, bis auf $\frac{1}{15}$, ja auf $\frac{1}{20}$ der damaligen Bevölkerungszahl stattgefunden hat, geht der Verf. zu den Ursachen dieser jedenfalls immer noch höchst auffallenden Verminderung über. Gewöhnlich werden Syphilis, Branntwein und Feuergewehr, überhaupt die jenen Wilden durch die Europäer gebrachten Geifseln als diese Ursachen bezeichnet. Der Vf. räumt die Wirksamkeit derselben ein, thut jedoch zugleich dar, dafs es mehr als zweifelhaft, ob die Lustseuche nicht schon vor der Ankunft der Europäer auf jenen Inseln heimisch gewesen, — dafs der Branntwein keinesweges, wenigstens nicht auf *allen* diesen Inseln, wo man übrigens die Bereitung anderer berauschender Getränke aus gekaueten Kafsave-Wurzeln u. s. w. kannte, allgemein verbreitet worden ist, dafs aber eine Menge von anderen Ursachen weit gewaltiger und durchgreifender auf die Lichtung jener Bevölkerung hingewirkt haben. — Diese sind nämlich vielmehr in der, besonders in Krankheitsfällen verderblich werdenden, Mangelhaftigkeit der Nahrung, Kleidung und Wohnung, — in dem nachtheiligen Einflusse der politischen und religiösen Institutionen, welche das Volk zur Trägheit und Sorglosigkeit und dadurch zu Noth und Mangel führten, — in der grenzenlosen Liederlichkeit, den unaufhörlichen grausamen Kriegen, — in der allgemeinen Sitte des durch Kasten-Vorurtheil erzeugten Kindermordes, — in den Menschenopfern und der Anthropophagie, die aus einem Akt des rituellen Gebrauchs, mit dem Verfall des religiösen Gefühls, zu einem Gegenstande des sinnlichen Vergnügens geworden war, und in anderen, gleichfalls nicht von Aufsen hinzugekommenen Beweggründen zu suchen. — Möge man hier nicht einwerfen, dafs die genannten Ursachen immer vorhanden gewesen, *ohne* die fürchterlichen Wirkungen zu äufsern, welche erst seit der Berührung mit der europäischen Civilisation sichtbar geworden! Wohl waren die genannten Laster und Verderbnisse immer vorhanden, und Niemand wird leugnen wollen, dafs sie zu allen Zeiten einen nachtheiligen Einflufs auf die Volkszahl Polynesiens ausgeübt haben müssen. Dafs sie — und eben so die an sie geknüpften Wirkungen — aber stets in wachsender Progression zu denken sind: das liegt an und für sich in der Natur des Lasters und seiner Mutter, der Sünde: denn wo diese schrankenlos über die Herzen der Menschen herrschen, da müssen ihr diese letzteren nothwendig auch von Generation zu Generation mehr und mehr verfallen und somit zugleich auch äufserlich das Verderben in höherem und höherem Maafse auf die nachfolgenden Geschlechter herabziehen, bis die mifshandelte und ermüdete Natur endlich in dem ungleichen Kampfe erliegt. Diese Ansicht ist bei der bisherigen flachen Beurtheilung jener merkwürdigen Bevölkerungs-Abnahme stets übersehen worden. Auch berechtigt uns nichts, es schlechthin zu verneinen, dafs nicht schon *vor* der Entdeckung eine ähnliche allmählige Verminderung statt gefunden habe; wir sind vielmehr aus inneren Gründen, wegen der nachgewiesenen Verwilderung dieser Nationen, genöthigt, eine solche als wahrscheinlich anzunehmen. — Dafs jedoch dieser Zerstörungs-Prozefs — äufserlich wie innerlich — durch das Hinzutreten und Mitwirken der Europäer, direkt und indirekt, beschleunigt werden mufste, ja dafs ihr Erscheinen (wenn von ihnen nicht zugleich ein Gegengewicht herzugebracht wurde) —

Digitized by Google

hier, wie überall, wo sie mit solchen Naturkindern in Berührung getreten — das Signal zur *völligen* Auflösung und Ausrottung jener Völkerschaften werden mufste, ist eben so klar und gewifs. Denn darin liegt eben der Hauptgrund der bekannten Erscheinung des Dahinwelkens und Absterbens aller mit Europäern in nähere Berührung getretenen Naturvölker, dafs der Auflösungs-Prozefs, in dem sie sich schon befinden, durch die Mittheilung neuer Ideen und Gewohnheiten, die den eigenen verbrauchten sittlichen Hebeln die letzte Kraft nehmen, nun mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich geht, wenn es nicht — wie leider zu selten geschehen — gleichzeitig gelingt, eine neue moralische Macht an die Stelle der abgenutzten und zerrütteten zu setzen. —

Unstreitig waren aber die sittlichen Ideen, welche den erwähnten eigenthümlichen Gestaltungen des religiösen, politischen und sittlichen Lebens der Südsee-Insulaner zum Grunde lagen, nicht mehr lebendig in ihnen, als die Europäer mit ihnen bekannt wurden; nur die von jenen Ideen bedingten Formen waren übrig geblieben, deren Hohlheit eben die ganze sittliche Verwilderung und materielle Auflösung in sich trug, denen wir hier begegnen. — Nun lehrt aber die Erfahrung, und selbst die Gegner der Mission können es nicht in Abrede stellen, dafs nur das Christenthum im Stande gewesen ist, den scheufslichen Lastern der Südsee-Insulaner Schranken zu setzen, und Liederlichkeit, Menschenopfer und Menschenfressen, Kindermord und Grausamkeit zu verringern und zu hemmen. Daher hat auch da, wo das Christenthum feste Wurzeln geschlagen, die Bevölkerungs-Abnahme fast immer aufgehört. Die Ansicht der Missionare, dafs nur die von ihnen gepredigte Religion die Ueberreste dieser Völker nicht blofs vom geistigen, sondern auch vom gänzlichen physischen Untergange bewahrt habe und bewahren könne, ist also wohl so unrichtig nicht. Man mufs es vielmehr anerkennen, dafs sich diese Völker, ohne das Hinzutreten des Christenthums, durch ihre Laster und Wildheit aufgerieben haben würden, wie dies schon in einzelnen Fällen (vgl. S. 125) geschehen ist. —

Wenn wir dem Hrn. Verf. bisher in dem *ersten Abschnitte* seines Werkes schrittweise gefolgt sind, so geschah es um dem Leser den Geist und Sinn zu bezeichnen, in welchem die Untersuchung geführt worden ist. Wenn uns dies zu etwas ausführlicheren Erörterungen verleitet hat, die man vielleicht besser und zusammenhängender aus dem Buche selbst geschöpft hätte, so möge uns das von dem Gegenstande bedingte Interesse entschuldigen, und gewifs! wer dieses Interesse mitzuempfinden, wer die Bedeutung desselben, nicht blos für die Ethnographie Polynesiens, sondern für die Ethnographie überhaupt, ja für die gesammte Weltanschauung jedes Gebildeten, zu ermessen im Stande ist, der wird eine solche ausführlichere Besprechung nicht unangemessen finden. Ref. hofft, sie werde hinreichen, um diejenigen Leser dieser Blätter, denen unsere treffliche Schrift noch nicht zu Gesichte gekommen, auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam zu machen, und begnügt sich daher, den Inhalt des *zweiten Abschnittes* in möglichster Kürze hinzuzufügen. —

Derselbe beschäftigt sich vorzugsweise mit der Geschichte der Südsee-Inseln, namentlich der Bekehrung derselben, und zwar handelt das 1. und 2. Kapitel von der Geschichte der Societäts-Inseln, das 3. von den Missionen in den Gruppen der Gefährlichen und Austral-Inseln, in Hervey, Samoa und den Markesas, das 4. und 5. von der Geschichte von Hawaii, das 6. von der der Tonga-Inseln; das 7. enthält die Geschichte von Neu-Seeland bis zur englischen Besitznahme. —

Wir dürfen, nach Dem was bereits über die Verfahrungsweise des Verf.'s gesagt worden ist, kaum noch ausdrücklich bemerken, dafs die in den sieben ersten Kapiteln enthaltenen historischen Nachrichten mit derselben Treue, Sorgfalt und Kritik zusammengestellt sind, welche das ganze Werk auszeichnen. Sie bilden die Beläge für die in dem ersten Abschnitte entwickelten Ansichten, die wesentlich auf diesem historischen Boden fufsen. Sie geben aber auch eine Darstellung der mehreren oder minderen Schwierigkeiten, mit denen die Einführung und Ausbreitung des Christenthums auf den verschiedenen Inselgruppen zu kämpfen hatte, so wie der Erfolge, welcher sich dasselbe im gegenwärtigen Augenblicke zu erfreuen hat. Wir entnehmen daraus, dafs es auf den Markesas, in Folge der auf diesen Inseln herrschenden politischen Zerrüttung, nur erst äufserst schwache Keime getrieben, auf den von Europäern wenig besuchten Austral-, Hervei- und Samoa-Inseln, auch in der Tonga-

Digitized by Google

und Viti-Gruppe, ungeachtet eines verhältnifsmäfsig geringen Kraftaufwandes, aber grofsen Anhang gefunden hat, ebenso auf Neu-Seeland, dessen nördliche Insel namentlich bereits ganz von Missions-Stationen übersponnen ist; dafs es endlich auf Hawii und den Societäts-Inseln fast allgemein verbreitet ist, und hier in der That feste Wurzeln geschlagen hat, ungeachtet es hier, zum Beweise, dafs die Einwirkungen der Mission mehr durch fremdartige Einflüsse, als durch die Unbildsamkeit und Zähigkeit des polynesichen Heidenthums beschränkt wurden, mit den gröfsten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, und wir wissen, dafs dieselben leider noch fordauern. —

In dem *achten Kapitel* wird die Einrichtung der protestantischen Südsee-Missionen im Allgemeinen geschildert. Wir erfahren daraus, dafs es im Jahre 1842 in der ganzen Südsee überhaupt 92 Missions-Stationen mit nicht mehr als höchstens 150, gröfstentheils der Londoner und amerikanischen Gesellschaft angehörigen, Missionaren und eine gewisse Zahl eingeborener Hülfsarbeiter für eine über unendliche Meeresräume spärlich verbreitete Bevölkerung von 5—600000 Menschen gab, unter denen, da die Taufe, bei der Weise der protestantischen Missionare, immer erst nach längerem Unterricht und strenger Prüfung ertheilt zu werden pflegt, vielleicht nur 50,000 *erwachsene* Getaufte sein mochten, während jedoch der gröfste Theil der übrigen Bevölkerung sich vom Heidenthum losgesagt hatte, und christlichen Einwirkungen geneigt war. — Zugleich lesen wir hier, wie die Arbeiten der Mission sich nicht auf die Seelsorge, die Predigt und den Religions-Unterricht beschränken, sondern auch die Errichtung und Pflege von Schulen und Seminaren, die Uebersetzung der heiligen Schrift, die Abfassung von Schul- und Andachtsbüchern, die Herausgabe von Sprachlehren und Lexiken u. s. w. umfassen.

Das *neunte Kapitel* handelt speziell von den *Missionaren und ihren Gegnern*, und verdient, im Interesse der obengedachten Streitfrage, vorzugsweise gelesen zu werden, so dafs ein besonderer, einer allgemeineren Verbreitung fähiger Abdruck desselben in diesem Interesse in der That höchst wünschenswerth wäre.

Im *zehnten Kapitel* werden schliefslich die *katholischen Missionen* und die *europäischen Kolonieen* auf den Südsee-Inseln mit derselben Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit geschildert, welche die ganze Darstellung auszeichnet. Eben um dieser anerkennenswerthen Unpartheilichkeit halber kann man sich nicht entschliefsen, so schmerzlich man auch davon berührt werden mag, Das was hier von den katholischen Missionen gesagt wird, zu bezweifeln. Es ist also leider wahr, dafs diese letzteren auf alle Weise bemüht sind, die Erfolge der protestantischen Glaubensboten zu schmälern und dabei in der Wahl der Mittel eben nicht ekel sind, indem sie z. B. die von „*verheiratheten*" Priestern eingesegneten Ehen den Eingeborenen als nichtig darstellen, und um der Strenge dieser letzteren das Widerspiel zu machen, nicht nur die alten heidnischen Ergötzlichkeiten, sondern auch den Genufs des Branntweines gestatten, obgleich es handgreiflich, dafs die schwachen Naturkinder, mit denen man es hier zu thun hat, in demselben untergehen müssen, da sie ihm allenfalls ganz entsagen, selten oder nie aber ihn mit Maafs gebrauchen lernen werden. Wie sehr übrigens diese scheinbar milde Weise als die angemessenste Taktik gegen die Protestanten betrachtet wird, geht aus den Schriften der Partheigänger der katholischen Mission, namentlich des Belgiers *Moerenhout* hervor und der Franzose *L. Reybaud* (gegenwärtig Kandidat der Akademie der moralischen und pol. Wissenschaften zu Paris) „hofft" sogar in der Liederlichkeit der tahitischen Weiber ein Haupthülfsmittel „zum Sturz des Protestantismus" zu finden. — Dieselbe Lauheit und Flauheit bezeichnet die gesammte Praxis der katholischen Mission, wie selbst *Dieffenbach* bemerkt, der übrigens eben kein Freund der protestantischen Glaubensboten ist. Während diese, wie schon bemerkt, erst nach einiger Reife und Festigkeit im Glauben zur Taufe schreiten, und das Abendmahl nur Denjenigen mittheilen, welche sich durch fortgesetztes christliches Streben als lebendige Glieder der Kirche erweisen, verschwenden die Katholischen diese Sakramente, namentlich das erstere an Alle, welche sich nur irgend, sei es auch blos in einer momentanen Aufwallung, zu ihrer Empfangnahme bereit erklären. Natürlich lockt diese grofse Leichtigkeit des Verfahrens eine Menge von Jüngern herbei, die die Strenge der protestantischen Geistlichen fürchten, da es von den Insulanern als Ehrenpunkt angesehen wird, zu jenen Ceremonien zugelassen zu werden. — Diese ganz unapostolische Praxis, welche die katholische Kirche bei ihren Mis-

Digitized by Google

hier, wie überall, wo sie mit solchen Naturkindern in Berührung getreten — das Signal zur *völligen* Auflösung und Ausrottung jener Völkerschaften werden mufste, ist eben so klar und gewifs. Denn darin liegt eben der Hauptgrund der bekannten Erscheinung des Dahinwelkens und Absterbens aller mit Europäern in nähere Berührung getretenen Naturvölker, dafs der Auflösungs-Prozefs, in dem sie sich schon befinden, durch die Mittheilung neuer Ideen und Gewohnheiten, die den eigenen verbrauchten sittlichen Hebeln die letzte Kraft nehmen, nun mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich geht, wenn es nicht — wie leider zu selten geschehen — gleichzeitig gelingt, eine neue moralische Macht an die Stelle der abgenutzten und zerrütteten zu setzen. —

Unstreitig waren aber die sittlichen Ideen, welche den erwähnten eigenthümlichen Gestaltungen des religiösen, politischen und sittlichen Lebens der Südsee-Insulaner zum Grunde lagen, nicht mehr lebendig in ihnen, als die Europäer mit ihnen bekannt wurden; nur die von jenen Ideen bedingten Formen waren übrig geblieben, deren Hohlheit eben die ganze sittliche Verwilderung und materielle Auflösung in sich trug, denen wir hier begegnen. — Nun lehrt aber die Erfahrung, und selbst die Gegner der Mission können es nicht in Abrede stellen, dafs nur das Christenthum im Stande gewesen ist, den scheufslichen Lastern der Südsee-Insulaner Schranken zu setzen, und Liederlichkeit, Menschenopfer und Menschenfressen, Kindermord und Grausamkeit zu verringern und zu hemmen. Daher hat auch da, wo das Christenthum feste Wurzeln geschlagen, die Bevölkerungs-Abnahme fast immer aufgehört. Die Ansicht der Missionare, dafs nur die von ihnen gepredigte Religion die Ueberreste dieser Völker nicht blofs vom geistigen, sondern auch vom gänzlichen physischen Untergange bewahrt habe und bewahren könne, ist also wohl so unrichtig nicht. Man mufs es vielmehr anerkennen, dafs sich diese Völker, ohne das Hinzutreten des Christenthums, durch ihre Laster und Wildheit aufgerieben haben würden, wie dies schon in einzelnen Fällen (vgl. S. 125) geschehen ist. —

Wenn wir dem Hrn. Verf. bisher in dem *ersten Abschnitte* seines Werkes schrittweise gefolgt sind, so geschah es um dem Leser den Geist und Sinn zu bezeichnen, in welchem die Untersuchung geführt worden ist. Wenn uns dies zu etwas ausführlicheren Erörterungen verleitet hat, die man vielleicht besser und zusammenhängender aus dem Buche selbst geschöpft hätte, so möge uns das von dem Gegenstande bedingte Interesse entschuldigen, und gewifs! wer dieses Interesse mitzuempfinden, wer die Bedeutung desselben, nicht blos für die Ethnographie Polynesiens, sondern für die Ethnographie überhaupt, ja für die gesammte Weltanschauung jedes Gebildeten, zu ermessen im Stande ist, der wird eine solche ausführlichere Besprechung nicht unangemessen finden. Ref. hofft, sie werde hinreichen, um diejenigen Leser dieser Blätter, denen unsere treffliche Schrift noch nicht zu Gesichte gekommen, auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam zu machen, und begnügt sich daher, den Inhalt des *zweiten Abschnittes* in möglichster Kürze hinzuzufügen. —

Derselbe beschäftigt sich vorzugsweise mit der Geschichte der Südsee-Inseln, namentlich der Bekehrung derselben, und zwar handelt das 1. und 2. Kapitel von der Geschichte der Societäts-Inseln, das 3. von den Missionen in den Gruppen der Gefährlichen und Austral-Inseln, in Hervey, Samoa und den Markesas, das 4. und 5. von der Geschichte von Hawaii, das 6. von der der Tonga-Inseln; das 7. enthält die Geschichte von Neu-Seeland bis zur englischen Besitznahme. —

Wir dürfen, nach Dem was bereits über die Verfahrungsweise des Verf.'s gesagt worden ist, kaum noch ausdrücklich bemerken, dafs die in den sieben ersten Kapiteln enthaltenen historischen Nachrichten mit derselben Treue, Sorgfalt und Kritik zusammengestellt sind, welche das ganze Werk auszeichnen. Sie bilden die Beläge für die in dem ersten Abschnitte entwickelten Ansichten, die wesentlich auf diesem historischen Boden fufsen. Sie geben aber auch eine Darstellung der mehreren oder minderen Schwierigkeiten, mit denen die Einführung und Ausbreitung des Christenthums auf den verschiedenen Inselgruppen zu kämpfen hatte, so wie der Erfolge, welcher sich dasselbe im gegenwärtigen Augenblicke zu erfreuen hat. Wir entnehmen daraus, dafs es auf den Markesas, in Folge der auf diesen Inseln herrschenden politischen Zerrüttung, nur erst äufserst schwache Keime getrieben, auf den von Europäern wenig besuchten Austral-, Hervei- und Samoa-Inseln, auch in der Tonga-

Digitized by Google

und Viti-Gruppe, ungeachtet eines verhältnifsmäfsig geringen Kraftaufwandes, aber grofsen Anhang gefunden hat, ebenso auf Neu-Seeland, dessen nördliche Insel namentlich bereits ganz von Missions-Stationen übersponnen ist; dafs es endlich auf Hawii und den Societäts-Inseln fast allgemein verbreitet ist, und hier in der That feste Wurzeln geschlagen hat, ungeachtet es hier, zum Beweise, dafs die Einwirkungen der Mission mehr durch fremdartige Einflüsse, als durch die Unbildsamkeit und Zähigkeit des polynesichen Heidenthums beschränkt wurden, mit den gröfsten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, und wir wissen, dafs dieselben leider noch fordauern. —

In dem *achten Kapitel* wird die Einrichtung der protestantischen Südsee-Missionen im Allgemeinen geschildert. Wir erfahren daraus, dafs es im Jahre 1842 in der ganzen Südsee überhaupt 92 Missions-Stationen mit nicht mehr als höchstens 150, gröfstentheils der Londoner und amerikanischen Gesellschaft angehörigen, Missionaren und eine gewisse Zahl eingeborener Hülfsarbeiter für eine über unendliche Meeresräume spärlich verbreitete Bevölkerung von 5—600000 Menschen gab, unter denen, da die Taufe, bei der Weise der protestantischen Missionare, immer erst nach längerem Unterricht und strenger Prüfung ertheilt zu werden pflegt, vielleicht nur 50,000 *erwachsene* Getaufte sein mochten, während jedoch der gröfste Theil der übrigen Bevölkerung sich vom Heidenthum losgesagt hatte, und christlichen Einwirkungen geneigt war. — Zugleich lesen wir hier, wie die Arbeiten der Mission sich nicht auf die Seelsorge, die Predigt und den Religions-Unterricht beschränken, sondern auch die Errichtung und Pflege von Schulen und Seminaren, die Uebersetzung der heiligen Schrift, die Abfassung von Schul- und Andachtsbüchern, die Herausgabe von Sprachlehren und Lexiken u. s. w. umfassen.

Das *neunte Kapitel* handelt speziell von den *Missionaren und ihren Gegnern*, und verdient, im Interesse der obengedachten Streitfrage, vorzugsweise gelesen zu werden, so dafs ein besonderer, einer allgemeineren Verbreitung fähiger Abdruck desselben in diesem Interesse in der That höchst wünschenswerth wäre.

Im *zehnten Kapitel* werden schliefslich die *katholischen Missionen* und die *europäischen Kolonieen* auf den Südsee-Inseln mit derselben Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit geschildert, welche die ganze Darstellung auszeichnet. Eben um dieser anerkennenswerthen Unpartheilichkeit halber kann man sich nicht entschliefsen, so schmerzlich man auch davon berührt werden mag, Das was hier von den katholischen Missionen gesagt wird, zu bezweifeln. Es ist also leider wahr, dafs diese letzteren auf alle Weise bemüht sind, die Erfolge der protestantischen Glaubensboten zu schmälern und dabei in der Wahl der Mittel eben nicht ekel sind, indem sie z. B. die von „*verheiratheten*" Priestern eingesegneten Ehen den Eingeborenen als nichtig darstellen, und um der Strenge dieser letzteren das Widerspiel zu machen, nicht nur die alten heidnischen Ergötzlichkeiten, sondern auch den Genufs des Branntweines gestatten, obgleich es handgreiflich, dafs die schwachen Naturkinder, mit denen man es hier zu thun hat, in demselben untergehen müssen, da sie ihm allenfalls ganz entsagen, selten oder nie aber ihn mit Maafs gebrauchen lernen werden. Wie sehr übrigens diese scheinbar milde Weise als die angemessenste Taktik gegen die Protestanten betrachtet wird, geht aus den Schriften der Partheigänger der katholischen Mission, namentlich des Belgiers *Moerenhout* hervor und der Franzose *L. Reybaud* (gegenwärtig Kandidat der Akademie der moralischen und pol. Wissenschaften zu Paris) „hofft" sogar in der Liederlichkeit der tahitischen Weiber ein Haupthülfsmittel „zum Sturz des Protestantismus" zu finden. — Dieselbe Lauheit und Flauheit bezeichnet die gesammte Praxis der katholischen Mission, wie selbst *Dieffenbach* bemerkt, der übrigens eben kein Freund der protestantischen Glaubensboten ist. Während diese, wie schon bemerkt, erst nach einiger Reife und Festigkeit im Glauben zur Taufe schreiten, und das Abendmahl nur Denjenigen mittheilen, welche sich durch fortgesetztes christliches Streben als lebendige Glieder der Kirche erweisen, verschwenden die Katholischen diese Sakramente, namentlich das erstere an Alle, welche sich nur irgend, sei es auch blos in einer momentanen Aufwallung, zu ihrer Empfangnahme bereit erklären. Natürlich lockt diese grofse Leichtigkeit des Verfahrens eine Menge von Jüngern herbei, die die Strenge der protestantischen Geistlichen fürchten, da es von den Insulanern als Ehrenpunkt angesehen wird, zu jenen Ceremonien zugelassen zu werden. — Diese ganz unapostolische Praxis, welche die katholische Kirche bei ihren Mis-

Digitized by Google

sionen fast überall als Regel betrachtet zu haben scheint, ergibt dann freilich in unglaublich kurzer Zeit eine Menge von Proselyten; man weiset stolz auf die Länge der Tauf- und Beicht-Register hin, und vergifst der unseligen religiösen Zustände des ehemals spanischen und portugiesischen Amerika's, die doch als furchtbare Warnungen für immer von einem solchen eitlen Verfahren abschrecken sollten. — Wie kann es nun Wunder nehmen, wenn sich die protestantischen Missionare dagegen sträubten, dafs Unkraut unter den Weizen gesäet werde, wenn sie selbst den mit ihrer Stellung natürlich verknüpften Einflufs anwandten, um das gewaltsame Eindrängen der römischen Missionare zu verhindern, die grade darauf auszugehen schienen, die Thätigkeit jener zu stören, und, um nur die Ausbreitung des vermeintlich ketzerischen Glaubens zu verhindern, gerade dorthin ihren christlichen (!) Eifer wandten, wo er am überflüssigsten und entbehrlichsten war, obgleich anderweitig die weitesten Felder für ihre Missions-Thätigkeit offen dalagen. —

Ein anderes, bisher noch bedeutenderes Hindernifs für die Ausbreitung des Christenthums und der wahren Civilisation auf den Südsee-Inseln bilden die Kolonisten, die sich dort, namentlich auf Hawaii, Tahiti und Neu-Seeland, aus Europa, den Vereinigten Staaten und Neu-Süd-Wales angesiedelt haben, der grofsen Mehrzahl nach aus Abentheurern, Perlenfischern, Rumhändlern und anderen Erwerblustigen, aus entlaufenen Matrosen und Gesindel aller Art bestehen, und das Wirken der Missionare bald als das wesentlichste Hindernifs für die Befriedigung ihrer Habsucht und liederlichen Absichten erkannten. Daraus entwickelte sich eine Spannung, die bald in den bittersten Hafs gegen die Missionare überging, und nicht wenig zur Verbreitung der finsteren Gerüchte über das Verfahren dieser letzteren beigetragen hat. Es war natürlich, dafs die Kolonisten, bei der Ankunft der katholischen Missionare auf Hawaii und Tahiti, mit diesen gemeinschaftliche Sache machten, und man war für dieses Entgegenkommen katholischerseits so dankbar, dafs der als Rächer der aus Hawaii verwiesenen katholischen Sendlinge auftretende französische Schiffs-Capitain *Laplace* in den der schwachen Regierung abgetrotzten Vertrag sogar einen Artikel aufnehmen liefs, in welchem nicht blofs der bis dahin verbotene Branntweinhandel wieder frei gegeben, sondern auch die Verpflichtung ausgesprochen wurde, solchen niemals wieder zu verbieten. Aehnliche Reibungen zwischen den katholischen Missionaren und den Kolonisten einer-, den protestantischen Missionen und der ihnen ergebenen einheimischen Regierung andererseits haben neuerdings die bekannte Katastrophe auf Tahiti herbeigeführt.

Es ist bekannt, wie sich eben jetzt die Politik dieser Angelegenheit bemächtigt hat; wir kommen am Schlufs dieses Aufsatzes nochmals darauf zurück, wenden uns zuvor aber noch, da wir jetzt von dem Gesammt-Inhalt der vorliegenden Schrift einen Ueberblick gewonnen haben, zu der formellen Seite derselben, indem wir in dieser Beziehung wenigstens *einen* Punkt zu berühren haben, der möglicherweise zu einem Mifsverständnisse Veranlassung geben könnte. —

Der Hr. Verfasser geht von dem gewifs richtigen Grundsatze aus, dafs die Ethnographie nicht allein der geographischen, sondern auch der historischen Grundlagen bedarf, um zu sicheren und verständlichen Resultaten zu gelangen. Er übergeht die ersteren hier jedoch gänzlich, indem er sie als bekannt voraussetzt, entwickelt dagegen die letzteren in ihrer ganzen Breite. — Wenn wir nun auch ein solches Verfahren in einem Falle, wo, wie hier, die historischen Verhältnisse der geschilderten Völkerschaften bisher entweder gar nicht oder in ganz falschem Lichte, von ganz unrichtigen Gesichtspunkten betrachtet worden sind, gut heifsen möchten: so müfsten wir uns dennoch gegen ein solches Verfahren erklären, sollte es als Muster für ethnographische Arbeiten überhaupt gelten. Denn die Völkerkunde hat, wie der Ref. meint, überall nur in so fern auf das historische Geschick und Streben der Völker zurückzugreifen, als sich ihre *gegenwärtigen* Zustände auf vergangene stützen, ohne sich auf ihre Entwickelung in der Zeit, die lediglich der Geschichte angehört und bei geographischen Betrachtungen in der Regel als bekannt angenommen werden kann, einzulassen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von Carl F. Meinicke.

(Schluſs.)

Die Lösung einer anderen Aufgabe liegt ihr viel näher, und ist ihr selbst unerläſslich. Dies ist die Nachweisung des natürlichen Zusammenhanges zwischen Land und Volk, die Darlegung des Einflusses, der nothwendigen Wechselwirkung, die beide auf einander ausgeübt und fortgesetzt auf einander ausüben müssen. Wenn dies freilich nicht ohne Beachtung des historischen Elements geschehen kann, so setzt es jedoch keinesweges die Angemessenheit, noch weniger die Nothwendigkeit einer vollständigen Entwickelung der Völker-Schicksale voraus; die Ethnographie ist — mit Einem Worte — nur die *lokalisirte Geschichte* der Völker im Lichte der *Gegenwart*, nicht ihre Geschichte selbst.

Ref. hat sich diese Bemerkung nicht in der Absicht erlaubt, um den Verf. über einen von ihm wahrscheinlich eben so reiflich durchdachten Gegenstand aufzuklären, auch nicht um damit die Verfahrungsweise desselben in dem *vorliegenden* Falle zu rügen, sondern nur um dem Miſsverständniſs zu begegnen, als sei die in Rede stehende Arbeit für *alle* Fälle als ein Schema für die wissenschaftliche Behandlungsweise der Ethnographie überhaupt zu betrachten, wozu die bedeutende Autorität des Hrn. Verf.'s und eine Aeuſserung desselben in der Vorrede wohl Veranlassung geben könnte. Das ist jedoch sicherlich nicht seine Meinung, und wenn er sich veranlaſst sehen sollte, z. B. eine Ethnographie von Europa zu schreiben, so würde er ohne Zweifel der geographischen Grundlage ihre volle Geltung einräumen, die historische hingegen nur in so weit *berühren*, als es zum Verständniſs der Schilderung gegenwärtiger Zustände wesentlich nöthig erscheint.

Nachdem wir in dem Vorhergehenden auf den hohen wissenschaftlichen Werth des vorliegenden Buches aufmerksam zu machen versucht haben, können wir nicht umhin, am Schlusse dieser Zeilen auch auf die allgemein menschliche Bedeutung desselben hinzuweisen. — Wenn ein eben so partheiloser, als scharfsinniger und gründlicher Forscher, auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchung Wahrheit und Irrthum sichtend, mit den Resultaten seines mühevollen Strebens ans Licht tritt, und damit die Truggebilde des Partheigeistes und des Halbwissens in das Dunkel zurückweist, dem sie angehören: so hat derselbe nicht blos den Dank des eigentlich wissenschaftlichen, sondern des gebildeten Publikums überhaupt verdient, um so mehr, wenn es sich, wie hier, um die Interessen der christlichen Civilisation und um die Frage handelt, ob das Christenthum an sich der Fluch oder der Segen jenes — wir haben gesehen, mit welchem Rechte — so hoch gepriesenen, oder irgend eines anderen Naturvolkes genannt werden müsse. Schon die Möglichkeit einer solchen Frage beweiset das Heillose der Verwirrung, welche hier aufsuhellen war. — Nach des Ref. Meinung ist indeſs diese schwierige Aufgabe vollkommen gelöst worden. Ihm bleibt daher nur der Wunsch, daſs man sich allgemein davon überzeuge, und daſs das gröſsere Publikum dem Buche die Aufmerksamkeit gönnen möge, die es verdient. — Wie wenig es freilich im Geschmacke der Zeit ist, in solche ernste Materien tiefer einzudringen, namentlich wenn dadurch gewisse Lieblingsmeinungen, die der Partheigeist als unumstöſsliche Resultate zu betrachten sich gewöhnt hat, bedroht werden: das zeigt sich leider häufig genug, unter Anderem auch in der vorliegenden Frage und bei den damit zusammenhängenden neuesten tahitischen Händeln. — Die Kälte des partheilosen Standpunctes erregt das Unbehagen der Menge, die sich lieber in fieberhaften Erregungen erhitzt, und Lebens-

Digitized by Google

wärme verschwendet, wo sie vielmehr trachten sollte, aus den elektrischen Funken der Wahrheit neue Lebenskraft zu gewinnen. —

Diese Bemerkung drängt sich auch bei diesem Anlafs unwiderstehlich auf. Was soll man sonst wohl dazu sagen, wenn sogar einer der erleuchtetsten Staatsmänner unseres Jahrhunderts, berufen die Angelegenheiten einer „grofsen Nation" zu leiten, sich nicht scheut, im Angesichte seines Volkes und der ganzen civilisirten Welt, mit dem ganzen Gewicht seiner amtlichen Stellung der Wahrheit Trotz zu bieten, um Parthei-Leidenschaften zu schmeicheln, die er im Grunde seiner Seele selbst verdammt; — wenn die soi disante civilisirteste Nation der Erde eben jetzt, auf den abgelegenen Eilanden eines fernen Ozeans, und zwar, wie es scheint, lediglich um einiger eitler Phrasen halber, einen ihrer durchaus unwürdigen Vertilgungskrieg führt, der, so grausam er ist, neben den grofsartigen transmarinen Kämpfen der Britten, dennoch immer nur wie ein Pygmäen-Spiel aussieht; — wenn die Schergen des „allerchristlichsten" Königs, der gesammten christlichen Gesittung zur ewigen Schmach, ein armes, nacktes, wehrloses, noch so eben wegen seiner kindlichen Harmlosigkeit übermäfsig gepriesenes Völkchen durch Blut- und Mordscenen der abscheulichsten Art, lediglich „pour la gloire nationale", hinschlachten, selbst ohne dafs sie, oder ihr König, oder ihre Nation davon auch nur den mindesten materiellen Nutzen erwarten können? — Man braucht eben nicht sehr sentimental zu sein, um sich mit Unwillen von solchen Gräueln abzuwenden. Frägt man aber nach den letzten Ursachen derselben, so sind diese weder in dem Streben nach politischen und kommerziellen Vortheilen, die dort gar nicht zu gewinnen sind*), noch in der Nothwendigkeit die vermeintlich verletzte National-Ehre wieder herzustellen, sondern lediglich in dem unseligen Partheieifer zu suchen, welcher die katholischen Missionare nach jenen Inseln geführt und dadurch zu einer wahrhaft unerhörten Begebenheit Veranlassung gegeben hat. Sollte man es glauben, dafs die Franzosen, die modernen Franzosen gegenwärtig einen Religionskrieg führen, und damit in Jahrhunderte zurückgekehrt sind, über denen sie sich, durch ihre Aufklärung, ihre gerühmte Civilisation und Toleranz, so unendlich erhaben dünken? Und dennoch ist es so! Wüfste man nicht, dafs sie selbst nicht ahnen, was sie thun, man könnte glauben, sie schämten sich ihrer Heldenthat, und hätten sich deshalb jenes ferne Inselchen zum Schauplatz für diesen nachbürtigen Epilog ihrer Dragonaden erwählt. Derselbe Partheigeist ist es auch, den wir in öffentlichen Blättern und einer bändereichen Literatur bisher über diesen Gegenstand vernommen haben. — Desto dankenswerther, desto nothwendiger ist daher eine Arbeit, welche, wie die vorliegende, mit jenem Dämon nichts zu schaffen hat. — Dabei ist die Partheilosigkeit des Verf.'s eine durchaus ächte; es ist nicht jene gangbare Maske, unter welcher man um so sicherer die Unbefangenen zu täuschen und einer blofsen Parthei-Meinung das Gepräge der Wahrheit aufzudrücken strebt. Wer das Buch mit Unbefangenheit lieset, wird Dem unbedingt beipflichten, ja selbst wer es mit Vorurtheil in die Hand nimmt, wird vor der Unwiderleglichkeit der Thatsachen verstummen müssen. —

A. v. Roon.

*) Man vergl. darüber S. 279 der vorl. Schrift!

XII.

M. Terentii Varronis Saturarum Menippearum Reliquiae. Edidit Franc. Oehler. Praemissa est commentatio de M. Terentii Varronis Satura Menippea. Quedlinburgi et Lipsiae. MDCCCXLIV. VIII u. 266 pp. 8.

Die Oehlersche Ausgabe der Bruchstücke der menippeischen Satiren des Varro ist eine eben so willkommene Erscheinung durch das in ihr Geleistete, als durch das, was sie verspricht. Denn sie kündigt sich zugleich als den ersten Theil eines Unternehmens an, das die Bearbeitung der sämmtlichen Fragmente des römischen Polyhistors bezweckt. Eine solche Arbeit ist, wie wir schon vor einiger Zeit in diesen Blättern andeuteten, eben so wichtig für die römische Litteraturgeschichte, als zeitgemäfs. Denn wenn Beiträge, wie wir sie in den letzten Jahren namentlich von Merkel, Krahner und Devit erhalten haben, über einzelne Theile dieser weitschichtigen Reste erwünschtes Licht verbreiteten, so ist doch seit der Sammlung des Ausonius Popma (1601), also seit fast drittehalb Jahrhunderten, eine durchgreifende Behandlung derselben nicht versucht worden, obwohl sich hier nach den Leistungen und Anforderungen der neueren Kritik

Digitized by Google

ein weites Feld der gelehrten Thätigkeit darbot. Die Satiren aber, mit denen Hr. Oehler seine Ausgabe begonnen hat, bieten auf der einen Seite dem Forscher eine wesentliche Erleichterung, auf der anderen gröfsere Schwierigkeit, als die Ueberbleibsel der vielfachen anderen Schriften des Varro. Während nämlich diese aus einer endlosen Masse von Autoren zusammengelesen werden müssen, bildet für die Satiren der einzige Nonius die Hauptquelle, neben der sich nur einzelne Anführungen bei anderen, leicht zugänglichen Grammatikern, namentlich bei Gellius, Macrobius, Charisius und Priscianus finden. Nonius aber ist uns in einer sehr verderbten Gestalt erhalten und die Hoffnung, die man auf die 1842 erschienene Ausgabe von Gerlach und Roth gesetzt hatte, ist insofern getäuscht worden, als diese sich begnügt haben, die Lesarten der von ihnen verglichenen Handschriften, wie sie sie eben vorfanden, in den Text zu setzen und nur einzeln nach Belieben Vorschläge zur Constitution desselben beizufügen. So bedurfte es namentlich kritischen Taktes und Scharfsinnes zur richtigen Herstellung der Bruchstücke und daneben, um sie in ihrer Beziehung zur Litteratur überhaupt und zu ihrem Verfasser insbesondere zu betrachten und um sie im Einzelnen zu erläutern, mannigfaltiger Kenntnisse und eingehender Sorgfalt, die, während sie den ungetrübten Blick für das Ganze sich erhält, auch minutiöse Betrachtung des Einzelsten nicht verschmäht. Vermehrt wird diese Schwierigkeit dadurch, dafs bei dem Wechsel gebundener und ungebundener Rede in den varronischen Satiren auch dieser Punct bei den einzelnen Fragmenten in Erwägung gezogen werden mufs. Hr. Oehler zeigt sich dieser Aufgabe gewachsen. Er hat, wie die Arbeit überall documentirt, gründliche und umfassende Studien gemacht und besitzt dabei ein nicht gewöhnliches Maafs kritischer Divinationsgabe.

Um dieses Urtheil im Einzelnen näher zu begründen, betrachten wir zunächst die vorangeschickte Abhandlung. Das prooemium derselben legt zuerst die Gründe dar, weshalb fast sämmtliche Schriften Varros uns verloren gegangen; es ergiebt sich dabei die Gelegenheit über die kürzlich herausgegebenen sententiae Varronis zu sprechen, die man als ein eigenes Werk desselben hat betrachten wollen, die aber hier als späte Excerpte aus verschiedenen Schriften Varros nachgewiesen werden. Specieller auf die Satiren eingehend, sucht der Verf. darauf den Beweis zu führen, dafs dieselben bis in das fünfte und sechste Jahrhundert, bis wohin die Citationen der Grammatiker reichen, gelesen worden seien. Doch mögen jene Citate zum Theil aus secundären Quellen geflossen sein: namentlich läfst sich z. B. daraus, dafs Symmachus gegen Ende des 4ten Jahrhunderts den Varro Menippeus nennt, nicht mit dem Verf. p. 11 sq. schliefsen, dafs dieser seine Satiren noch gelesen habe. Denn jener Beiname war für Varro traditionell, wie z. B. Athenaeus geradezu von Οὐάρρων ὁ Μενίππειος ἐπικαλούμενος spricht (IV. p. 160; andere Beispiele s. bei Oehler S. 48), so dafs aus der späteren Anwendung desselben kein weiterer Schlufs gemacht werden kann. Dafs Johannes von Salisbury (saec. XII.) die Satiren, die er einige Male citirt, nicht mehr selbst vor sich hatte, bemerkt auch der Verf. p. 13, der darauf kurz die neueren Sammlungen der varronischen Fragmente und der saturae insbesondere bespricht.

Die commentatio selbst besteht aus vier Capiteln: de genere saturae Menippeae Varronis, de aetate Menippi Gadareni Cynici et de tempore, quo scriptae sint Varronis Satirae, de indiciis quibus saturae agnoscantur, de charactere Varroniano.

Nach einem kurzen Ueberblicke über die Geschichte der satura bei den Römern, in welchem namentlich dem Ennius eine genauere Betrachtung zu Theil wird, zeigt der Verf. die varronische Satire in ihrer Mischung von Prosa mit poetischen Einschiebseln in verschiedenen Maafsen auf. Nicht darin aber besteht ihre Nachahmung des Menippos, des gadarenischen Kynikers, der nur in ungebundener Rede schrieb, sondern sie verdankt den Namen der menippeischen nur der stofflichen Verwandtschaft und der sonstigen ähnlichen Weise humoristischer Behandlung. Zur näheren Begründung dieser Ansicht wird nach dem Vorgange einer Abhandlung von Ley (Köln 1843) über die Werke und die Art des Menippos gründlich gehandelt und die spärlichen Nachrichten über ihn werden durch Betrachtung seiner anderen Nachahmer Meleager und Lukian auf eine ansprechende Weise ergänzt. Jene Vergleichung führt zunächst auf die chronologische Frage (cap. 2.); das Zeitalter des Menippos wird sorgfältig erörtert und darauf aus einzelnen Spuren die Zeit der Abfassung der varronischen Satiren bestimmt. Auch diese Untersuchung ist mit

Digitized by Google

eingehender Genauigkeit geführt, wenn man auch nicht in allen einzelnen Puncten dem Verf. wird beistimmen können. Um z. B. die Berechtigung zu gewinnen aus dem Τριχάρανος, der auf den ersten Triumvirat sich bezog, eine Zeitbestimmung für die saturae abzuleiten, sucht der Verf. dies varronische Buch als eine satura nachzuweisen: kann man ihm dieses Resultat auch zugestehen, so durfte er doch, um den Bezug derselben auf Menippos darzuthun, nicht an die in Lukians Todtengesprächen vorgebrachte Beziehung des dreiköpfigen Höllenhundes zu dem Kyniker erinnern. Denn Varro hat den Titel Τριχάρανος offenbar der, dem Theopomp untergeschobenen gleichnamigen Schmähschrift des Anaximenes von Lampsakos auf die drei Hauptorte von Hellas, Athen, Sparta und Theben entlehnt. Die Zeitbestimmung ferner aus dem Fragmente des Nonius, in dem Atticus als Senator erwähnt wird (S. 46), wäre wohl genauer zu gewinnen gewesen, wenn der Verf. berücksichtigt hätte, dafs dieser erst nach 79 v. Chr. (Cic. de fin. bon. et mal. V. 2. 4), wahrscheinlich erst nach seiner Rückkehr aus Griechenland (gegen Ende des J. 65) den Beinamen Atticus erhielt (s. Hulleman diatribe de T. Pomponio Att. p. 32). Dagegen sind die aus der Erwähnung des Apollonius und die aus der Stelle des Arnobius VI. p. 128 Elm. gewonnenen chronologischen Bestimmungen scharfsinnig aufgefunden und überzeugend durchgeführt.

Im dritten Capitel werden die verschiedenen Kennzeichen, nach denen die varronischen Satiren unter der Menge der erhaltenen Titel auszuscheiden sind, in sorgfältigen Andeutungen angegeben. Wenn man auch zuweilen im Einzelnen, wie das bei einer so grofsen Anzahl zum Theil verderbter Namen nicht anders sein kann, von den Ansichten des Verf.'s abweicht, so wird man doch seinen allgemeinen Bestimmungen, die im Speziellen mit Sorgfalt angewandt sind, namentlich der Art, wie er die gleichfalls mit doppeltem Titel versehenen Logistorici von den Satiren scheidet, (S. 57 sqq.) nur beistimmen können. Er gewinnt danach eine Summe von 96 varronischen Satiren, während Popma deren nur 89 aufführt, von denen der Verf. sogar noch neben der geschickten Beseitigung einiger anderen, in dem Verzeichnisse der Saturae und Logistorici von Fabricius enthaltenen Schriften, die libri Caei mit Recht ausscheidet. Die Art aber wie er das Citat: Varro Caei lib. II. bei Nonius beseitigt, entspricht nicht seiner sonstigen kritischen Gewandtheit, da die Conjectur: Varro Prometheo libero dafür zu setzen, geradehin unglaublich erscheint; mag, wie ich vermuthe, die Stelle den auch sonst vorkommenden Briefen Varros an Caesar entlehnt und Varro Caei lib. II. durch Varro Caesari lib. II. zu erklären sein, oder wie sonst: unter den Fragmenten des Prometheus steht sie gewifs mit Unrecht (p. 196 frgm. 7.). Glücklicher, obwohl immer noch handschriftlicher Beglaubigung bedürftig, ist die Vermuthung, nach der das nächst vorhergehende Bruchstück aus Diomedes (p. 395 ed. Putsch), wo poetico libro steht, dem Prometheus liber zugewiesen worden ist.

Nach diesen Voruntersuchungen kann nunmehr im vierten Capitel zu einer näheren Charakteristik der varronischen Satire übergegangen werden; in steter Berücksichtigung des Menippos wird aufgezeigt, wie nach seinem Beispiele auch Varro auf die Philosophie sein Hauptaugenmerk gerichtet habe und dies im Einzelnen aus den sorgfältig aufgesuchten Andeutungen der Bruchstücke verfolgt. Aus denselben aber wird auch aufserdem die Herbeiziehung der mannigfachsten anderen Gegenstände aus Wissenschaft, Kunst und Leben documentirt, woran sich endlich eine kurze, aber genügende Erörterung auch über den Stil und den poetischen Werth der varronischen Satura schliefst, die mit Recht auch ihre formale Vortrefflichkeit hervorhebt und mit Beispielen belegt.

So bieten diese Prolegomena in einer durchaus genügenden und in sich abgeschlossenen Untersuchung Alles dar, was zur Verständigung über die varronischen Satiren erwartet werden kann. Die Beweisführung so wie die Darstellung zeigen überall von Scharfsinn und Sorgfalt. Dafs einzelne kleine Versehen vorkommen, kann bei der Masse des zu bewältigenden Stoffes wohl entschuldigt werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern Univ. Library

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

M. Terentii Varronis Saturarum Menippearum Reliquiae. Edidit Franc. Oehler.

(Schlufs.)

Es gehört dahin z. B. dafs S. 2 Varro bei Gellius III. 10 so verstanden wird, als habe er sich beim Antritte seines 84. Jahres als Vf. von 490 Büchern bekannt, während „se quoque iam duodecimam annorum hebdomadem ingressum esse" den eben erfolgten Eintritt in die zwölfte Lebensjahrwoche, also wohl noch das 78ste Jahr bezeichnet, oder dafs S. 26 auf die Autorität des Lydus hin, freilich mit v. Heusde und Anderen, ohne Weiteres behauptet wird, Lucilius habe des Hexameters nach dem Muster der tarentinischen Phlyakographen sich bedient, obwohl bereits mehrfach, zuletzt von K. F. Hermann (Gött. Gel. Anz. 1843. n. 40. p. 389 sq.) die Unhaltbarkeit dieser Ansicht gezeigt worden ist. In Alten und Neuen zeigt sich Hr. O. belesen; entgangen ist ihm, dafs die von ihm S. 64 gemachte schöne Conjectur zu einer Stelle des Servius: Varro in Ephemeride (für Epimenide) schon vorweggenommen war, von Th. Bergk im rhein. Museum 1842. I. S. 373, der die Stelle auch sonst emendirt und auf Varro Atacinus überzeugend zurückgeführt hat.

Ob für die ganze Arbeit ein anderes Uebersehen von Nachtheil gewesen ist, kann ich im Augenblicke nicht näher beurtheilen, da wir die Verhandlungen der Mannheimer Philologenversammlung von 1839 nicht zu Gebote stehen. Es findet sich daselbst nämlich eine Mittheilung von Zell, dafs im handschriftlichen Nachlasse Desbillons sich Bemerkungen zu den im Nonius erhaltenen Satiren des Varro vorgefunden hätten, aus denen dort auch Proben gegeben sind.

Gehen wir nunmehr auf die Oehlersche Sammlung selbst ein, so haben wir zunächst zu bemerken, dafs sie, so viel der Ueberblick ergiebt, das erste Haupterfordernifs der Vollständigkeit durchaus zu besitzen scheint. Denn dafs z. B. die Anführung des Wortes quadriga bei Serg. ad Donat. II. p. 1843. Putsch auf die Erwähnung aus dem Exdemet(r)icus bei Gellius XIX. 8. (nr. XXXIV. p. 129 sq. Oehler) sich bezieht, oder dafs der späte Lexicograph bei Mai auctor. class. VIII. p. 62. 119 jedenfalls aus secundären Quellen eine Stelle des von Gellius XIII. 11 erwähnten Bruchstücks aus der Satire nescio quid vesper serus vehat (LX. 1.) und ein aus Priscian entlehntes Fragment der Andabatae (VII, 8) ohne Angabe der Titel mittheilt, ist zu unerheblich, um eine nur einigermafsen gerechte Ausstellung zu begründen.

Die Anordnung der Satiren ist alphabetisch, die Stellung der Bruchstücke in den einzelnen Satiren ist stillschweigend mit möglichster Berücksichtigung des oft dunkeln Zusammenhanges gemacht; dafs die kurzen Einleitungen zu den einzelnen Satiren nicht auf weitschweifige und doch immer höchst unsichere Vermuthungen sich einlassen, kann nur gebilligt werden. Es beschränken sich dieselben vielmehr auf die Erklärung der Titel und, so weit das in den einzelnen Fällen möglich war, auf die Nachweisung ihres Zusammenhanges mit dem Inhalte der Satire. Auch die Interpretation der einzelnen Stellen ist fast durchgehend einfach und klar: auf eine gründliche Kenntnifs, namentlich der alten Grammatiker basirt, erläutert sie das Nothwendige genügend und ohne Prunk.

Fast sämmtliche Ueberschriften der Satiren sind überzeugend richtig constituirt und erklärt. Unsicher bleibt etwa Sat. XXVI Ἐκκλησία, da das Wort ecclesiam an der betreffenden Noniusstelle s. u. inpancrare p. 59 M., in der sie allein angeführt wird, mit den neusten Herausgebern zu dem dort citirten Fragment zu ziehen sein möchte, und Varro im Nonius öfter ohne specielle Angabe einer Schrift erwähnt wird. In Sat. XXI Desultorius erscheint der griechische Titel περὶ τοῦ γράφειν nach den Andeutungen der Handschriften

Digitized by Google

sehr fraglich. Sat. LVIII Mystagogi ferner findet sich nur bei Fulgentius: diesem ist aber so wenig Autorität beizumessen, dafs die Existenz jener ganzen Satire problematisch wird, worauf der Verf. wohl hätte aufmerksam machen müssen. Dagegen scheinen die beiden, unter XXXVIII als Gloria, περὶ φθόνου vereinigten Fragmente zwei verschiedenen Satiren anzugehören, indem die Handschriften des Nonius für die erste Stelle jene Ueberschrift rechtfertigen, für die zweite dagegen aber so abweichen (in glorio iper toton, in glotto peri oton, in glorio peri toton), dafs mit einigen der älteren Erklärer, deren Conjecturen aber freilich sämmtlich nicht überzeugend sind, ein besonderer Titel scheint angenommen werden zu müssen. Dagegen hat sich uns bei Vergleichung des ersten Bruchstücks von Sat. LXVII, 1 περὶ αἱρέσεων (aus Nov. s. n. dextima p. 94 M. Prisc. l. III. t. I. p. 120 Kr.): „porro inde ab unoquoque compito ternae viae oriuntur, e quibus singulae exitum ac τέλος habent proprium. a primo compito dextimam viam munit Epicurus," mit dem siebenten und achten der Sat. LXXXI Sesquiulixes (Non. s. v. cupas und desubulare p. 83. 99. M.): „alteram viam deformasse Carneadem virtutis e cupis acris aceti" und „unamque viam Zenona moenisse, duce virtute, hanc esse nobilem: alteram Carneadem desubulasse, bona corporis secutum," die Vermuthung aufgedrängt, ob jenes nicht der zweite Titel dieser Satire sei: freilich wäre es auffallend, dafs Nonius abwechselnd immer nur je eines von beiden sich bedient hätte. Kritisch unsicher bleibt auch die Ueberschrift von Sat. XXVIII, wo übrigens Hrn. Oehler's Vermuthung sehr probabel ist, von XXXIV Exdemetricus, wo (nach der Lesart des Codex regius bei Gellius XIX. 8. 17. Exdemiticus) mit Salmasius Exdemeticus zu lesen sein möchte, während Hr. Oehler keine Abweichung angiebt; LXXII, wo Charisius Plautorino hat, Hr. Oehler Πλουτορίνῳ vorschlägt, ist mit Ritschl parerg. I. p. 178. Plutotoryne zu nennen. Die Erklärung von LXXIX Σεραπαρήκτη, als Verspottung derjenigen „qui a Serapide curationem morborum exspectant" erscheint gezwungen: mit einer leichten Verbesserung möchte das sera parecte in den Handschriften des Nonius in sero parectate zu ändern sein, s. Non. p. 67. Merc. „parectatoe hi qui de pueritia veniunt ad pubertatem, a Graeco vocabulo sumtum," wo auch ein Beispiel für den Gebrauch des Worts im Femininum gerade aus Varro angeführt wird.

Die Kritik der einzelnen Fragmente anlangend, so ergiebt sich aus der Natur der Sache, dafs, wo fast kein Schritt gethan werden kann, ohne eine Vermuthung zu wagen, nicht alle diese Vermuthungen von gleichem Werthe sein können. Das aber zeigt das ganze Verfahren des Hrn. Oehler, dafs er Schule und Methode hat, die ihn im Ganzen vor zu grofser Kühnheit bewahrt, während sie ihn auch, was bei dem Texteszustande des Nonius zu gar nichts führen würde, vor übertriebener Aengstlichkeit schützt. Eben diese desolate Beschaffenheit des Textes führt es nothwendig mit sich, das vielfach Conjecturen gemacht werden müssen, um den Stellen einen erträglichen Sinn zu geben, ohne dafs hier irgend etwas Sicheres ermittelt werden kann; auch hier empfiehlt sich das, was Hr. O. vorschlägt, fast durchgängig durch möglichstes Anschliefsen an die diplomatische Ueberlieferung. Als derartige Beispiele nenne ich die Vorschläge sustulimus (XI. 9; codd. scutulans), ἥλιον coronantem (XXVII. 2; aliud curvantem codd.), capuli (XXVIII. 2. codd. tepiti), ex rabidis (codd. exhibebis) morbi fluctibus (XXXI. 24), auch die geschickte Constituirung von LVI. 11; dafs an dergleichen Stellen zuweilen eine etwas freiere Behandlung eintritt (consuestis VI. 1. für quid non obvestis codd., LIII. 6; LVI. 15 gustarem für cubarem, LXXXI. 16 emisit für hic in) wird durch die Beschaffenheit des handschriftlich Ueberlieferten wenigstens entschuldigt und giebt sich eben auch immer nur für einen Versuch, während Hr. O. sich auch andererseits mit weiser Mäfsigung zu bescheiden weifs, z. B. XVIII. 1. LXXIV. 11. LXXXII. 8. XCII. 3. XCV. 5. Nur selten sind, meist in den Noten, willkührliche und grundlose Conjecturen vorgebracht, etwa sordida vestitu für sordido vestitu zu XXXI. 46, figmentis (codd. pingentes, woraus vulg. pigmentis) LIII. 19. oder die Atethese bei Gell. XIII. 11. (LX. p. 172 sq. Anm. d), die durchaus nicht gerechtfertigt erscheint.

Auch in der Beurtheilung der Conjecturen Anderer zeigt Hr. O. Tact und mit richtiger Auswahl sind Vorschläge von Popma, Rualdus, Laurenberg, Mercier, Gerlach und A. namentlich aber von Roth, theils unverändert, theils mit eigenen Vermuthungen combinirt in den Text genommen. Hie und da, was freilich selten möglich war, ist auch die handschriftliche Lesart,

Digitized by Google

den Vermuthungen Anderer gegenüber, in ihr Recht eingesetzt worden, z. B. XXXIX. 5 und 9. Nur selten hat Hr. O. eigene Vermuthungen recipirt, wo ältere besser erscheinen, z. B. LVII. 1 (Non. s. u. grallatores p. 115 M.) war jedenfalls die von Roth für die Corruptel fynareino gegebene Andeutung zu verfolgen, dafs hier ein griechisches Wort stecke, etwa εὐκίνητα (vielmehr ἀκίνητα; vielleicht φύσιν ἀκίνητα?); derselbe Tadel trifft die Herstellung von LV. 1., wo das von Roth vorgeschlagene causa? si fructuis sich durch die entsprechende Construction des fr. 2, das deutlich mit fr. 1 zusammenhängt und mit sin beginnt, eben so entschieden empfiehlt, als am Ende dieses Bruchstücks die alte Conjectur currere, statt deren Hr. O. die handschriftliche Lesart curare festhält: denn offenbar ist dies currere dasselbe, mit dem fr. 3 beginnt und LV. 1—3 bilden somit ein, nur durch den mangelnden Nachsatz am Ende von 1 unterbrochenes Ganze.

An vielen Stellen erheben sich dagegen die Vermuthungen des Hrn. O. zu einer grofsen Wahrscheinlichkeit. Dahin gehört z. B. Varro Agathone: δουλοπρεπῶς (codd.: Varro Agathone Duloreste) qui meritat, hominem et servum facit II. 8; scena quem senem Latina uidit derisissimum XI. 20 (codd. dirississimum, vulg. dirissimum); tu cupas und vinopocillum XXX. 4; die geschickte Combination XXXI. 36 aus drei bei Nonius erhaltenen Bruchstücken; auch XXXI. 38, das viele Schwierigkeiten bot, ist fast durchgängig überzeugend restituirt; eben so ist γαμήσω νοῦν ἔχων (XXXII. 1 für ταμησιονουν ἔχων) eine sehr ansprechende Verbesserung, eben so nonne hominem scribunt esse grandibus superciliis für nonne non unum scr. XXXIX. 1 (eben so nah liegt auch homulum); auch die in den Text aufgenommenen Vermuthungen LIII. 3. LVI. 4. LXVI. 1. (lepusculi timentes ... uiscum fucatum, codd. fugam oder fuge..), LXIX. 6 (μονογέροντας) sind scharfsinnig und gelehrt; die in der Anmerkung zu LXXX. 5 vorgetragene occipitium a rivo Deo ostendo, ex ora clam elimino me für ex oraclo erscheint dem Zusammenhange angemessener, als die vulg.; hieher gehören ferner LXXXIII. 2. 4 (zum Theil nach Roth), LXXXIV. 5 Neapolis ἡδύπνους (Mss. hedycus), LXXXVI. 7. Namentlich im letzten Theile der Arbeit finden sich überhaupt viele Emendationen, die geradezu vortrefflich genannt zu werden verdienen: So L. 1. cicer, ervillam, asparagos, alia, asperiora ceteris, wo die codd. ac paregia alia spiria ceteris bieten; LVI. 18 quate meas lubidines ad tibias bilingues (codd. quare m. lubidinis ac t. bilinguos); LXIII. 3. maerentis ut quietus ac demissior probandus | Ἀχιλλέως ἡρωϊκοῦ Ἰωνικὸς cinaedus (Ἀχιλλέως ἡρωϊκὸς, Ἰωνικὸς κιναίδου codd.); LXXXI. 18 ubi nitidi ephebi, veste pulla candidi | modestiam intus pascunt pectore für das handschriftliche modeste amictus p. p.; LXXXIV. 2. cum tot Romae vicarios honestos avidissimo dare possis, mittet (codd. cum toctro medicarios h. audissemus d. p.); LXXXVI. 12 coll. Macrob. Sat. V. 20 Romani ψαμμακόσιοι, non qui in urbe inter nundinum calumniarentur (codd. Romam ipsam marcosiae); ibid. 14. περιχονδριᾷ mihi facies maeandrata atque vermiculata (codd. περιεχοντάριαν mihi); LXXXVIII. 5. risi multum, lusi modice iambis (ambis codd.); XC. 3 an etiamsi audisset, reddere potuisset mulieri tetricae horrentes? ducat ad Appiam, moribus bonis virginem, wo das virginem durch Conjectur ergänzt ist, indem das folgende Citat: Virg. Aen. lib. VII. es verschlungen hat; ibid. 4. quare si Diogenes est ad amussim, per me licet adsumas γενεθλιακόν, das aus dem verderbten quare si diu gens est a. a. p. m. l. a. teneo διακον mit überraschender Sicherheit hergestellt ist. — Zum Schlusse erhöht endlich ein genaues Wortverzeichnifs die Brauchbarkeit der Sammlung. Die Correctur, namentlich der Citate, ist gleichfalls sorgfältig: p. 96 lin. 20 lies Non. p. 267 statt p. 367, p. 199 lin. 33 Prisc. p. 100 statt p. 101; p. 26 Anm. steht zweimal Ῥίνδων für Ῥίνθων, auch Merckel, Walther, Beyer, Munck statt Merkel, Walter, Beier, Munk ist stehen geblieben. — Nach der beiläufigen Aeufserung des Hrn. O. S. 163 in Bezug auf Non. s. u. saperdae p. 176 M. und Fest. s. v. saperda p. 325 Müll., „suspicio mihi est errasse Nonium et, qui eum exscripsit, Festum" scheint es, als ob Hr. O. wirklich nachweisen könnte, dafs Festus hier oder überhaupt des Nonius als Quelle sich bedient; in diesem Falle würde eine genauere Erörterung interessant und erwünscht sein.

Nach allen den speciell aufgeführten Beweisen von Vertrautheit mit dem Stoffe, tüchtiger Gelehrsamkeit und nicht geringem Scharfsinne kann schliefslich für das Werk des Hrn. O. gewifs das lobende Urtheil in Anspruch genommen werden, das wir oben darüber gefällt haben und wir dürfen uns nur der Aussicht

Digitized by Google

erfreuen, auch die anderen Reliquien der schriftstellerischen Thätigkeit des Varro von diesem Gelehrten bearbeitet zu sehen, der aber, wie wir hören, zunächst der Lösung einer anderen kritischen Aufgabe sich unterzogen hat. Auch was diese bringt soll uns willkommen sein; möchte aber nur dadurch die Ausführung des Planes für Varro nicht in allzuweite Ferne gerückt werden!

Hertz.

XIII.

Ueber das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen von Dr. August Wilhelm Bohtz, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Göttingen. Göttingen, 1844.

Ein Buch, das jeder, dem es um wissenschaftliche Erkenntnifs des Schönen zu thun ist, mit lebhaftem Interesse in die Hand nehmen wird. Denn wenn man im Uebrigen der Philosophie unsrer Zeit vielleicht nicht mit Unrecht vorwirft, dafs sie von der Höhe ihrer allgemeinen Betrachtungen nicht zur Auffassung und Durchdringung des Concreten herabzusteigen wisse, so dürfte die philosophische Kunstbetrachtung, wie sie sich neuerdings gestaltet hat, eher der entgegengesetzten Anklage unterliegen. In ihrem Gebiete übt das Concrete eine so mächtige Anziehung aus, dafs wir sie selten über die Aneignung und Erläuterung desselben hinauskommen sehen, welche doch, so unentbehrlich sie ist, eben sowohl wie jede andre Kenntnifsnahme von den Gegenständen, nur als eine Vorbedingung für die Philosophie gelten kann. Ja wir sollen es sogar für Kunstphilosophie hinnehmen, wenn man statt zu untersuchen, wie die in Vergangenheit und Gegenwart historisch vorliegende Kunst ihre Stoffe behandelt, der zukünftigen zu demonstriren sucht, mit welchen derselben sie sich noch ferner bemengen dürfe, und was für neue sie etwa hinzuzufügen habe. Natürlich, dafs bei einem solchen Verfahren die Möglichkeit einer Verständigung immer mehr in die Ferne zu rücken scheint. Es ist in keinem Gebiete so nothwendig, wie im ästhetischen, sich der Bestimmungen, welche man gebraucht, durch sorgfältige Untersuchung und Feststellung zu versichern; denn selbst noch wenn dieses beobachtet worden, giebt der Antheil von Geist, welcher zu seiner Bearbeitung erforderlich ist, den verschiedenen Ansichten einen Anstrich derselben Incommensurabilität, welche den Kunstwerken selbst unter einander eigen ist. Wie sollten wir nun also nicht eine Arbeit willkommen heifsen, in der einer der allgemeinsten und schwierigsten Grundbegriffe fixirt und einer umfangsreichen Erörterung unterworfen wird, die der streng wissenschaftlichen Discussion einen reinlichen Boden unterzubreiten verspricht.

Der Verf. erkennt das Komische für eine Phase des Schönen, und zwar für den Endpunct, bis zu welchem die das Schöne schaffende Thätigkeit reicht (S. 3). Er hält sich also für verpflichtet, den Prozefs selbst, durch welchen das Schöne erzeugt wird, wenigstens so weit nachzuweisen, als erforderlich ist, um diese Stellung des Komischen völlig überschauen zu können. Das Schöne, beginnt er zu diesem Behufe, kann allein als Idee begriffen werden. Diese ist die lebendige Einheit des Allgemeinen und Concreten. Das mufs für die Philosophie des Schönen vorausgesetzt werden. Die Schönheit ist nur eine besondere Weise der Idee, die *erscheinende* Idee. Es unterscheidet sich von dem rein Idealen, dem Gedachten, oder der Erkenntnifs der Wahrheit dadurch, dafs die Idee als Schönheit auch ganz im Sinnlichen gegenwärtig, für die äufsere Anschauung an dem Gegenstande erkennbar ist. „Auch demjenigen, der die Idee, insofern dieselbe die Wahrheit ist, in der Form des körperlosen Begriffs nicht zu erkennen vermag, diesem zeigt sie sich als Schönheit für die anschauende Phantasie." Das Schöne mufs also erstlich das Allgemeine, Wesentliche sein: „alle blofse Nachahmung des Wirklichen, die, indem sie das Einzelne treu wieder giebt, dadurch das Wesen oder das ideale Princip verliert, mufs den tiefer Gebildeten anwidern." Sodann mufs dieses Allgemeine in bestimmter concreter Form erscheinen. Allein dieses Urtheil, das Schöne sei erscheinende Idee, ist noch ganz allgemein; es sind nun auch die einzelnen Momente, in denen der Begriff des Schönen seine Wirklichkeit bethätigt, nachzuweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Ueber das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen von Dr. August Wilhelm Bohtz.

(Fortsetzung.)

Es bilden sich nämlich überall, wo das Leben seinem ursprünglich latenten Zustande entnommen ist, Gegensätze, ohne die die Einheit keine lebendige wäre. Dergleichen sind auch die Momente, in denen das Leben der erscheinenden Idee sich entfaltete. „Auch das negative Moment, welches in Folge des einander entgegengesetzten Richtigen sich äufsert und die dem Schönen zum Grunde liegende Harmonie zu vernichten droht, mufs ohne Verhüllung an den Tag kommen" (S. 10). Solcher Widerspruch wird jedoch durch die absolut geistige Macht der Idee überwunden. Es kann aber der Widerspruch in zwei Formen auftreten; einmal, indem das geistige Element sich zu isoliren strebt; woraus das Tragische hervorgeht. „Aber das Schöne, welches ohne Verbindung entgegengesetzter Elemente dies nicht wäre, kann auch dadurch gefährdet werden, dafs das nichtgeistige, dem natürlichen Leben angehörende Moment das Interesse an dem höhern, übersinnlichen Principe zurückdrängt. — — Das gemeine, creatürliche Begehren, wenn es dahin gelangt, dafs es das einzelne Moment fixirt, und gegen die im Schönen waltende Harmonie ankämpft, wird das *Häfsliche*." Und dieses wird dadurch seiner Isolirtheit enthoben, und in die Idealwelt aufgenommen, dafs es im Contraste mit der im Innern lebenden Wahrheit als das Wesenlose, Ohnmächtige erscheinen mufs, und somit Lachen erregt. Indem es aber so von der Idee bewältigt und in sie gleichsam umgewandelt ist, hat es doch zugleich wieder etwas Positives in sich, und so ist es das Komische (S. 24).

So weit die einleitende Uebersicht des Ganzen, welche der Verf. vorausschickt. Sie schliefst damit, dafs das Komische die Aufhebung des Häfslichen sei. Demzufolge wird in der Abhandlung selbst vor Allem die Natur dieses letzteren näher beschrieben (S. 28—51), sodann der Uebergang derselben in das Lächerliche und Komische behandelt, endlich dieses selbst in seinen besonderen Formen betrachtet.

Hr. B. giebt sich nicht dafür aus, der erste zu sein, welcher diesen Gang einschlägt. „Es ist das Verdienst des Hrn. Prof. Weifse in Leipzig, sagt er S. 29, den Begriff der Häfslichkeit zuerst seiner Bedeutung nach erkannt, und denselben dem ästhetischen Gebiete angeeignet zu haben." Aber wie verhält er sich nun zu diesem seinem Vorgänger? Darüber erklärt er sich nicht weiter; er polemisirt weder gegen ihn, noch erklärt er seine Beistimmung zu den einzelnen Bestimmungen desselben, ja man kann nicht einmal entdecken, ob er nur Weifse's Ansichten darzustellen glaubt, oder ob er sich gröfserer oder geringerer Abweichungen von denselben bewufst ist.

Ein solches Verfahren ist jedenfalls eine schriftstellerische Unart, welche die Kritik niemals ungerügt vorbeigehen lassen sollte. *Dieses* Berufen auf einen Vorgänger ist schlimmer als gar keins. Denn abgesehen davon, dafs es von dem, welcher mit ihm beehrt wird, für eine Beleidigung angesehen werden könnte, weil man damit bekennt, das von ihm Geleistete als blofse Anregung gebraucht, und sich nicht darum bekümmert zu haben, wie es damit übrigens bei ihm aussehe; müfste es auch, wenn es allgemein würde, das Studium der Wissenschaften ungemein erschweren, weil es den Ueberblick darüber, was jeder Schriftsteller Neues geleistet habe, unmöglich machen würde. Indessen würde Ref. sich nicht anmafsen, Hrn. B. deshalb zurechtzuweisen, wäre nicht, wie sich im weitern Verlaufe zeigen wird, in diesem Falle der Fehler in der Form einer in der Sache selbst.

Hr. B. erklärt in der Vorrede, dafs sich diese

Digitized by Google

Schrift von einer früheren „die Idee des Tragischen" dadurch unterscheide, dafs in ihr mehr, als in dieser, das dialektische Moment oder die Bewegung, die dem Princip des Schönen inwohne, berücksichtigt sei. Vermuthlich ist damit gerade vornämlich auf die Einreihung des Häfslichen hingedeutet, welches, wie wir oben gesehen haben, recht eigentlich das negative Element im Gebiete des Schönen repräsentiren soll.

Allein findet sich denn in dem vorliegenden Buche wirklich eine dialektische Entwickelung?

Nur eine genetische. Der Verf. referirt den realen Procefs, durch den, seiner Ansicht nach, das Schöne erzeugt wird (S. 1), den Weg, auf dem sich die absolute Idee verwirklichen soll. Was die früheren Aesthetiker als Prädicate des Schönen betrachtet haben, sind ihm Momente in dem *schöpferischen Leben* desselben (S. 10). Er hat eine gewisse persönliche Erhebung zur Idee im Auge, welche er in diese selbst verlegt. „Es ist die schöpferische Thätigkeit des Geistes selbst, heifst es S. 9, wodurch die Sprödigkeit und rohe Unmittelbarkeit des natürlichen Lebens, welches dem reinen Ausdrucke des Idealen widerstreitet, gebrochen, und so die bewufstlose Welt mit der ihr gegenüberstehenden bewufsten, das Nothwendige mit dem Freien wirklich ausgesöhnt wird." Und gleich darauf S. 10: „Die Idee des Schönen ist am wenigsten starres Sein, sie ist fortschreitendes schöpferisches Leben, und kann allein als ein in der idealen Welt vorgehender Procefs begriffen werden. Der Gegenstand des Schönen in seiner Trennung von der subjectiven Thätigkeit ist das abstracte geistlose Ding, und nicht mehr die in die Idealwelt verwandelte Wirklichkeit." Natürlich mufs er dabei von einem Dualismus ausgehen; dies liegt schon im Begriff eines Processes. Die beiden Principien, welche er voraussetzt, sind das Sinnliche und das Geistige, und die Momente des Schönen bestehen ihm in den Stufen der Ueberwindung des ersteren durch das letztere. So ist die Schönheit im engeren Sinne das Moment, in welchem das Geistige dem Sinnlichen am wenigsten *Gewalt anthut* (S. 11), die Anmuth geht aus dem Princip des *Seelenlebens*, der Freiheit hervor (S. 12) und ist darum unvollkommen, weil der Geist in ihr nur noch *Naturgeist* ist.

Hieraus läfst sich nun schon vermuthen, wie das Häfsliche aufgefafst werden wird. Es ist dem Verf. nicht, wie es in einer wirklich dialektischen Entwickelung unerläfslich wäre, ein nothwendiges Moment, sondern der genetischen Methode gemäfs, die nur etwas erfahrungsmäfsig Gegebenes taliter qualiter begreiflich zu machen sucht, ein blofs *mögliches*. „Das Schöne, heifst es S. 23, welches ohne Verbindung entgegengesetzter Elemente dies nicht wäre, *kann* auch dadurch gefährdet werden, dafs das nichtgeistige, dem natürlichen Leben angehörende Element das Interesse an dem höheren übersinnlichen Principe zurückdrängt."

Daraus ginge nun zwar an und für sich noch keine Verkennung der Sache selbst hervor. Denn wenn auch die dialektische Methode allein die wahre Verbindung der Dinge blofszulegen vermag, so setzt doch bekanntlich alle Philosophie eine Kenntnifs dieser letzteren voraus, die also auf einem von jener Methode verschiedenen Wege zu erlangen sein mufs. Freilich wird diese Kenntnifs nicht zu dem innersten Wesen der Dinge durchdringen können, denn dieses besteht ja eben in nichts anderem, als in ihrer wahren Verbindung. Indessen wird sie in den meisten Fällen doch hinreichen, dieselben genügend zu bezeichnen, und auf erträglich gründliche Weise über sie Rechenschaft zu geben.

Allein ein solcher Fall liegt hier nun gerade *nicht* vor. Das Häfsliche ist von solcher Natur, dafs es aufserhalb der dialektischen Entwickelung, in welcher es von Weifse zuerst aufgestellt ist, zwar empfunden, aufgefafst, aber nicht nur nicht begriffen, sondern auch auf keine Weise sprachlich ausgedrückt werden kann.

Um dieses der Annahme des Hrn. B. gegenüber zu erörtern, und unsere Einwendungen gegen seine Auffassung der Sache bestimmt formuliren zu können, müssen wir auf die Gefahr hin, nun auch unsererseits durch Mifsverständnifs Weifse's die Verwirrung noch zu vermehren, den Versuch wagen, den Gedankenzusammenhang seiner Lehre in der Kürze zu reproduciren.

Sehen wir recht, so läfst sich dieser dahin zusammenfassen, dafs alle Schönheit einzig und allein auf einem geistigen Act beruhe, und dafs die Häfslichkeit nur dieses sei, dafs dieser Act sich selbst nothwendig mifsverstehe. Ist dieses dargethan, so versteht es sich von selbst, dafs die letztere nur im dialektischen Zusammenhange begriffen werden kann, denn es ist bewiesen, dafs sie gar nicht anders existirt als in Bezug

Digitized by Google

auf dasjenige, was ihr in diesem unmittelbar vorangeht. —

Schon Kant erklärte damit, dafs er im Schönen ein Nothwendiges und Allgemeingültiges gegeben sein läfst, welches aber nicht constitutiv sei, dafs die Schönheit *aufserhalb des Gebietes der Wahrheit* liege. Nur in sofern ist ihm die Schönheit die *freie*; kommt die Wahrheit, die Normalidee der Dinge, bei ihr in Betracht, so wird sie etwas Beiläufiges. Die freie Schönheit beruht nach seiner Lehre auf der Reflexion auf das Spiel unserer Erkenntnifskräfte, mithin auf dem *Act* einer Erhebung über uns selbst. Schiller sah ein, dafs diese Erhebung selbst als ein Spiel zu bezeichnen sei, das wir mit den Gegenständen treiben, die ja nach Kant nur durch die Spontaneität unserer Anschauungs- und Denkkräfte gesetzt werden. Es war den Romantikern aufbehalten, dadurch, dafs sie mit dieser Lehre in der Ironie theoretisch wie praktisch Ernst machten, ans Licht zu bringen, dafs sie an einem wesentlichen Mangel leiden müsse. Denn sie verfielen in ihrer künstlerischen Praxis in Phantasterei oder Leerheit, und durch beides in Formlosigkeit, in ihrer Theorie in die nihilistische Verflüchtigung alles Substanziellen, deren Aufdeckung und Bekämpfung Hegel und die Hegelianer so vielfach beschäftigt hat.

Worin bestand nun dieser Mangel? Er war dadurch entstanden, dafs Kant die Sphäre, welche er in der Kritik der Urtheilskraft behandelt, der theoretischen und praktischen äufserlich *neben* geordnet hatte. Dadurch war dem Spiel seine Stelle *aufserhalb* der Wahrheit angewiesen, wo es dann freilich als das blofs Unwahre erscheinen, und, in sofern nichts gegeben war, *womit* gespielt werden konnte, auf ein Spiel mit dem Spiele hinauslaufen mufste.

Die Aesthetik, welcher Hr. B. die Erkenntnifs des Häfslichen zu verdanken behauptet, hat das Verdienst, das Verhältnifs dahin festgestellt zu haben, dafs das ästhetische Spiel *über* dem Wahren stehe, oder dafs dieses ein Moment desselben sei.

Wie dies zu verstehen sei, wird man am leichtesten erkennen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie es schon seit Lessing für die erste Voraussetzung aller Kunsteinsicht galt, der Regel einerseits, und andererseits der Naturtreue nur eine negative Bedeutung zuzuschreiben, so dafs zwar nichts ihnen widersprechen dürfe, aber eben so wenig durch sie irgend etwas bestimmt werde. Auch gab man zu, dafs der Künstler selbst sich den Gegenstand wählen müsse, und dafs die Regel ihm nicht äufserlich vorgeschrieben, sondern nur aus seinem eigenen Geiste hervorgehen könne. In ersterer Beziehung sprach Goethe das Richtige aus, indem er verlangte, dafs jedes Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sei, oder auf *Veranlassung* von etwas Wirklichem entstanden sein sollte. In dem andern Puncte war die Theorie noch nicht über die Antinomie hinausgekommen, wie denn eine Regel in meinem Thun sein könne, wenn nur sie durch mein Thun selbst gesetzt werden solle? Und so ist man denn praktisch in der That in die Regellosigkeit verfallen. *Die Sache ist aber diese:* dafs die Naturwahrheit und die Regel *als solche* der Dichtung immanent sind, oder dafs das Dichten darin besteht, *sich dieselben als rationale Basis entgegenzusetzen, um sie alsdann zu überwinden.*

Und dies gilt nicht nur von der Kunst, sondern von aller Schönheit, in sofern diese nicht etwas den existirenden Dingen als solchen anheftendes, — wie Kant sagt, von einem constitutiven Princip herrührendes — sondern nur — wenn man dies ein Nur nennen darf — etwas vom Geiste gesetztes ist. Die rationale Basis aber kann man überhaupt als das *Wahre* bezeichnen, in sofern sie immer etwas rein definissables, also durch den Gedanken zu erschöpfendes ist, wie z. B. ein mathematisches Maafs oder sonst ein natürliches oder geistiges Gesetz, oder ein einzelner Fall eines solchen, dergleichen, wenn auch die Wissenschaft etwa noch nicht so weit vorgedrungen sein sollte, dafs es schon gedacht wäre, an und für sich vollkommen denkbar sein mufs. Eines solchen bemächtigt sich nun ein Höheres, nämlich unser Handeln, und zwingt es, sich in besondern Fällen zu äufsern, welche in irgend eine Verbindung einzugehen geeignet sind.

Und darin ist freilich die Kunst die höchste Stufe, indem sie ihre Freiheit von der Wahrheit dadurch beurkundet, dafs sie eine unendliche Menge diesem oder jenem Wahren gemäfser Erscheinungen zu einem höchst concreten Ganzen vereinigt, das durch ein ganz andres Band, als das der Wahrheit, zusammengehalten wird.

Allein um dieses letztere seiner Natur nach zu begreifen und also das Schöne in seiner Wahrheit zu erkennen, bedarf es noch eines Umweges, den

Digitized by Google

wir hier jedoch nur einen Schritt weit verfolgen können.

Zunächst nämlich ist jenes höhere Band noch keinesweges *gesetzt*. Denn woher sollte es gekommen sein, da noch nichts vorhanden ist, als das Wahre, mit dem gespielt wird, und das Spiel selbst, das als solches nicht einem *wahren* Zusammenhange unterworfen sein kann. Es ist also nichts da, als ein ungebundenes Spiel, dem seine Ungebundenheit nicht vorgeworfen werden kann, denn sie ist sein Recht und sein Vorzug. Die einzeln für sich irgend einem Wahren oder einer rationalen Basis gemäfsen Elemente werden in heiterer Abwechslung durcheinandergemischt, ohne sich zu einem Ganzen zusammenzuschliefsen; das sie umschliefsende Spiel ist ihnen statt eines solchen. Die Sphäre, in welcher wirklich nichts als dies stattfindet, wird die Schönheit im engern Sinne genannt.

Nun mufs aber doch auch dieses selbst gesetzt werden, *dafs* im Schönen der höhere Zusammenhang noch nicht gesetzt sei. Und dies ist eben das Häfsliche, die Wahrheit des Schönen, das *nur* Schöne als solches gesetzt.

Auf diese Weise ist also das Häfsliche nur das, was mit dem Wahren sein *willkürliches* Spiel treibt, oder das Unwahre selbst, das Irrationale im *schlechten* Sinne des blofs *nicht* Rationalen, und es hat sich mithin in der That vor der ruhigen Geschlossenheit des Rationalen zu schämen, wenn es auch fühlen darf, dafs es *an sich* über diesem steht.

Allein gerade dadurch wird es der dialektische Angelpunct der ganzen Sphäre der Schönheit. Denn bei dem Schönen, welches sich nur mit dem Wahren, das es vorfindet, zu thun macht, kann immer noch dieses letztere als die Hauptsache, und das Spielen mit demselben als etwas Beiläufiges betrachtet werden, hier aber ist das Wahre *als solches* negirt, und somit ist es klar, dafs das Schöne vollkommen autonom ist, und dafs die ihm eigenthümliche Gesetzgebung, wenn sich eine solche wird nachweisen lassen, aus der Tiefe der Negation selbst, in welche es sich hier versenkt hat, wird entwickelt werden müssen. Wirklich würde es sich thatsächlich belegen lassen, dafs diejenigen, welche die Bedeutung des Häfslichen nicht anerkennen, in der Theorie des Schönen über das Wahre nicht hinauskommen, und die reine Kunstform, wenn sie sie auch, als hochgebildete Männer, gar wohl aufzufassen wissen, doch nimmer begreiflich zu machen verstehen.

Wie sich nun die Schönheit wieder aus dem Häfslichen erhebt, möge der Leser in dem Werke, dem wir hier gefolgt sind, selbst nachsehen; uns liegt es nunmehr ob, die von Hrn. Bohtz aufgestellten Ansichten mit der so eben gegebenen Entwickelung zu vergleichen.

Es darf als die nächste Folge aus derselben bezeichnet werden, dafs kein Gegenstand an und für sich häfslich sein könne, ja es ist eigentlich nicht einmal eine Folge zu nennen, sondern es ist gerade im Häfslichen die Bestimmung, von der wir eben ausgingen, dafs die Schönheit keine inhaftende Eigenschaft der Dinge sei, rein hervorgetreten. Ein Gegenstand ist nur in sofern häfslich, als ich ihn überhaupt in die Sphäre der Schönheit versetze. Es verhält sich damit genau wie mit dem Unrecht, das nur innerhalb der Sphäre des Rechtes stattfindet (Hegel Rechtsphil. § 82 ff.). Im Naturzustande, wenn ein solcher im strengen Sinne des Wortes unter vernünftigen Wesen möglich wäre, kann kein Unrecht geschehen, denn da ist der Mensch blofse Naturkraft, und begeht, wenn er eines Andern Feldfrüchte raubt, so wenig ein Verbrechen, wie das Hagelwetter, das sie zerstört: denn es giebt noch gar keine Feldfrüchte eines Andern. Das Unrecht besteht, da das abstracte Recht als solches auf Willkür beruht, nur darin, nun willkürlich auch das zu wollen, was *nicht* recht ist, — wogegen es im Begriffe des abstracten Rechtes keinen Schutz giebt, denn es ist die Consequenz desselben. Eben so setze ich in der Häfslichkeit mittelst desselben Actes, durch welchen das Schöne überhaupt nur existirt, das Unschöne, und dieses ist in sofern häfslich, obgleich es, wenn es nicht mittelst jenes Actes gesetzt ist, vollkommen gleichgültig ist. Ein gutes Beispiel bietet die Gemeinheit der Existenz, die Philisterhaftigkeit des Daseins dar. Diese ist an und für sich nichts als die gemeine Wirklichkeit, dafs es schwer ist, äufserlich durchs Leben zu kommen, dafs die meisten Menschen nichts anders wünschen und kennen, als eben dies, u. dergl.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Western University Library

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Ueber das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen von Dr. August Wilhelm Bohtz.

(Schlufs.)

Ich kann sie nicht vernichten, ich bin äufserlich vielleicht unauflöslich in sie verwickelt, aber ich kann mich geistig über sie erheben, und ihr in meiner Gesinnung eine andere höhere Wirklichkeit entgegensetzen. Fange ich aber an, etwa aus Ermattung, Wohlgefallen an ihr zu finden, und sie als das vorzustellen, worauf der Mensch angewiesen sei u. dgl. — was man im gemeinen Leben Versauern nennt — so ist Häfslichkeit vorhanden. Noch deutlicher ist die Sache bei Naturgegenständen. Ein verdorrter Baum ist an und für sich selbst nichts andres als dieses dürre Holz. Sehe ich ihn aber mit künstlerischem Auge an, so mag er für mich häfslich werden, obgleich er, ohne irgend eine Veränderung, etwa in einer romantischen Landschaft auch wieder zur Schönheit beitragen kann. Die Gegenstände sind schön und häfslich nur dadurch, dafs der Geist sie so setzt, und häfslich insbesondere nur dadurch, dafs ich daran denke, dafs ich sie auch als schön setzen könnte.

Dies verkennt Hr. B. durchaus. Er sagt zwar S. 31, das Häfsliche sei kein wirkliches Sein, aber dies hat bei ihm nur den Sinn, dafs es ein in sich unwahres Sein sei, ein Theil des Seins, welcher das Ganze zu sein begehre. S. 29 wird das Häfsliche als ein einzelnes Moment bezeichnet, das sich nicht in dem Flusse des Lebens fortbewegen, sondern in seiner Particularität fixiren wolle. Daher findet auch Hr. B. in der Natur *als solcher* Spuren des Häfslichen, obgleich sie nicht eigentlich häfslich sein könne, weil sie nicht zu *wollen* vermöge. Dergleichen soll die Verwesung sein, so wie die körperliche Krankheit und Deformität — da doch nicht der polypus Haquae häfslich ist, sondern dies, dafs er den Balbinus delectirt oder vielmehr wir ihn in sofern häfslich finden, als wir setzen, dafs wir uns mit ihm daran delectiren könnten — ja sogar in den gesunden Gestalten der Fledermäuse, Kröten und dergleichen, was unter den Fall des verdorrten Baumes fällt. Die Affen aber, die Hr. B. auch noch anführt, sind gerade ganz geeignet, unserer Ansicht zum Belege zu dienen. Jedermann giebt zu, dafs sie nur wegen ihrer Menschenähnlichkeit häfslich seien, und um so mehr, je gröfser diese sei. Was hat nun diese Vergleichung mit dem Menschen zu thun mit dem System von Knochen, Muskeln u. s. w., welches einen Affenkörper ausmacht? Denn von einem mifslungenen Versuche der Natur, einen Menschen zu bilden, wird man doch nicht reden wollen. Ohnehin würde in diesem Falle die Häfslichkeit mit der Aehnlichkeit nicht im geraden, sondern im umgekehrten Verhältnisse stehen müssen. Die Sache ist diese, dafs wir uns den Fall denken, dafs wir einen Affen für einen Menschen halten, und an ihm Wohlgefallen finden könnten, oder dafs wir auch etwa an einem Menschen das schön finden, was eben sowohl einem Affen zukommen kann, denn dies ist dasselbe. Es läuft auf dasselbe hinaus, wie die Häfslichkeit des polypus Haquae.

Hr. B. verbirgt sich selbst nicht, dafs er nach seiner Betrachtungsweise, in sofern doch nur das bewufste Wesen sich isoliren wollen kann, in Gefahr geräth, das Häfsliche mit dem Bösen zu vermengen (S. 35). Allerdings ist dies der schwierigste Punct in der ganzen Theorie. Hr. B. sucht sich damit zu helfen, dafs er sagt: „der ästhetische Standpunct fordert, dafs wir das Wesen oder den idealen Begriff nie nur für sich in seiner Allgemeinheit, sondern immer in Identität mit dem sinnlichen Scheine betrachten. Die Tiefe des Geistes ist noch nicht schön, sie wird dies vielmehr erst dadurch, dafs die sinnliche Form

Digitized by Google

den Geist wirklich offenbar macht." Somit verhielte sich etwa das Häfsliche zum Bösen, wie Erscheinung zum Wesen, z. B. im Physiognomischen. Jedoch soll man damit die Sache nicht etwa erschöpft glauben. „Obschon, sagt er S. 37, das Urtheil, dafs das Böse in sofern es erscheint, das Häfsliche sei, wahr ist, so darf doch nicht der Satz dahin umgestellt (?) werden, dafs das Häfsliche immer auch das Böse sein müsse." Der creatürliche Geist könne nämlich seiner Bestimmung entrückt werden, ohne dafs er sich *mit Bewufstsein* gegen das allgemeine göttliche Princip auflehne. Auch der Irrthum, der Wahn, seien häfslich. So wäre also der Geist häfslich, wenn er *ohne Bewufstsein* einen Abfall begeht, folglich als der blofs natürliche, böse aber, wenn er *als Geist* gesetzt ist, oder allgemein ausgedrückt, das Natürliche, wenn es sich isolirt, wäre häfslich, der Geist böse.

Allein das war auch wieder nicht gemeint. Es hiefs ja oben, in der Natur fänden sich nur *Spuren* des Häfslichen. Es scheint also zu diesem doch Geist erforderlich zu sein. Wie ist's nun?

Von unserer Ansicht aus läfst sich diese Unklarheit und zugleich die drohende Verwirrung des Häfslichen und Bösen mit leichter Mühe auflösen.

Wahn und Irrthum, sagt Hr. B., seien häfslich. Wie, an und für sich selbst, so dafs der Unglückliche, welcher in ihnen befangen ist, die Häfslichkeit als inhaftende Eigenschaft an sich trüge und dagegen etwa die Erkenntnifs der Wahrheit etwas an und für sich Schönes wäre? — Wir müssen immer wieder auf das Alte zurückkommen, — es mag sich dies und Anderes besonders dazu eignen, als häfslich gesetzt zu werden, aber an und für sich ist nichts weder schön noch häfslich.

Und unter eben diesen Satz fällt nun auch das Böse. Es *ist*, und darum hat es mit diesen ästhetischen Bestimmungen nichts zu thun. Zwar beruht es ganz auf einem geistigen Act, und scheint in sofern mit dem Natürlichen und Daseienden, welches wir angeführt haben, nicht in Eine Reihe gestellt werden zu können. Allein dieser Act ist bei ihm von ganz anderer Natur als beim Häfslichen. Hier besteht der Act nur darin, dafs er einen *Gegenstand*, indem er ihn als schön zu setzen meint, so setzt, dafs wir, die wir die Sache durchschauen, ihn vielmehr häfslich nennen, der Act des Bösen aber *ist selbst böse*. Soll der Act des Häfslichen selbst häfslich genannt werden können, so mufs er erst wieder von einem andern Geiste gesetzt werden; dadurch, dafs er das Häfsliche setzt, wird er nicht selbst häfslich, selbst wenn das Häfsliche, was er setzt, er selbst sein sollte. Mit dem Bösen verhält es sich gerade umgekehrt. Ich kann nicht nur Nichts, als mich selbst, böse setzen, denn Setzen heifst hier machen, sondern das Böse ist auch an und für sich von der Art, dafs es mir als solches ein Anderer durchaus nicht ansehen und beweisen kann und von seinem Vorhandensein in mir schlechterdings nur ich selbst zu wissen vermag, sei es während seines Stattfindens selbst — das radicale Böse — oder nachdem mir, in der Reue, die Augen über mich aufgegangen sind. Mit Einem Worte: das Häfsliche ist ganz ideal, das Böse zugleich real, und zwar so, dafs das ideale Moment, welches es in sich trägt, ganz von seiner Realität umschlossen und eingehüllt wird. So ist es also dem Letztern an und für sich vollkommen eben so zufällig, als Häfsliches gesetzt zu werden, wie irgend einem andern Gegenstande.

Hr. B. hat von dem Act, auf welchem das Häfsliche beruht, etwas gemerkt, sich denselben aber, weil er eine tiefe geistige Negation ist, nur durch den des Bösen zu erklären gewufst, und nun, da er sich nicht verbergen konnte, dafs nicht alles Häfsliche böse sei, das erstere für ein blofs *abgeschwächtes* Böse angesehen.

Und damit ist's auch zugleich erklärt, warum er den Ausdruck, welchen er Anfangs gewählt hatte, dafs das Häfsliche *Erscheinung* des Bösen sei, wieder fallen läfst. Er fühlt nämlich, dafs so das Letztere dem ersteren als sein Wesen gegenüber gestellt würde, was doch das Verhältnifs einer Sache selbst zu einer blofs abgeschwächten Gestalt derselben nicht sein kann.

Wir haben versucht, Hrn. B.'s Lehre vom Häfslichen ihrem wissenschaftlichen Werthe nach zu würdigen. Es mufste dies von der Ansicht Weifse's aus, den Hr. B. selbst für seinen Vorgänger anerkennt, geschehen, nicht, als ob ihm ein Vorwurf daraus gemacht werden sollte, wenn er etwa von derselben abwiche, sondern weil wir selbst uns zu derselben zu bekennen glauben. Gleichwohl könnte dies Einen, der dieser Ansicht nicht gewogen wäre, von vorn herein gegen unsere Kritik einnehmen. Was ist's nun weiter, dürfte er etwa sagen. Weifse hat den Begriff so und so be-

Digitized by Google

stimmt, kann ihn nun nicht B. modificirt und richtiger bestimmt haben? Hat er nicht wenigstens das Recht, zu antworten, das sei nun *seine* Ansicht vom Häfslichen?

Wir glauben wirklich, vollkommen bei der *Sache* zu bleiben, wenn wir ihm sogar dieses Recht absprechen, denn wir haben dafür einen Grund, welcher völlig unabhängig davon ist, ob Weifse's Begriff eine Bereicherung der Wissenschaft oder eine leere Einbildung ist.

Schon oben wurde getadelt, dafs Hr. B. nicht erörtert, wie sich seine Lehre zu der seines Vorgängers verhalte. Nachdem wir dies selbst auseinandergesetzt, können wir angeben, woher diese Unterlassung zu erklären sei. *Er weifs es nämlich selbst nicht.*

Und dadurch richtet er eine Verwirrung an, welche, wenn sie unaufgedeckt bliebe, dem, der sein Buch zu benutzen suchte, jeden Fortschritt in diesem Objecte der Wissenschaft sehr erschweren müfste.

Gehen wir auf seine allgemeine Schönheitstheorie zurück, wie sie in dem einleitenden Abschnitte, den wir oben ausgezogen haben, dargestellt wird. Die Schönheit ist ihm *erscheinende* Idee. Was wird nun erscheinen in dieser Erscheinung? Offenbar das Wesen, das Wahre, „die Idee, in sofern dieselbe Wahrheit ist in der Form des körperlichen Begriffs." Seine Lehre gehört also zu denjenigen, welche nicht darüber hinauskommen, die Schönheit auf die Wahrheit zurückzuführen, von der sie nur eine Art Verhüllung sei.

Aus einer solchen Lehre sucht also Hr. B. den Begriff des Häfslichen abzuleiten, und daher verfällt er auch darauf, dasselbe zur Erscheinung des Bösen zu machen *).

Nun haben wir eben erörtert, dafs das Häfsliche gerade nur dieses sei, dafs das Schöne sich als Negation des Wahren setze. Hieraus folgt unmittelbar, dafs die Theorie, welche das Häfsliche als das, was es ist, anerkennt, diejenige Lehre, welche die Shönheit durch die Wahrheit erschöpfen zu können glaubt, völlig in Abrede stellt — wie wir denn, jener Theorie zugethan, die Erkenntnifs des Häfslichen für den Angelpunct der Aesthetik erklärt haben.

Folglich ist Hr. B. in der Confusion befangen, *das* aus seiner Theorie ableiten zu wollen, was er, wenn er es wirklich aufgefafst hätte, entweder für eine Widerlegung derselben hätte anerkennen, oder gar keiner Berücksichtigung hätte werth halten müssen *).

So viel über die Weise, in der Hr. B. den Gegenstand, dessen Erforschung nach seinem eigenen Geständnifs die Grundlage für die Aufgabe seines Buches, die Erkenntnifs des Komischen, ausmacht, aufgefafst hat. Wir könnten uns jetzt im Grunde ersparen, auf das Weitere einzugehen. Denn das Komische ist die dialektische Aufhebung des Häfslichen; da wir aber gesehen haben, dafs im vorliegenden Buche weder das Wesen eines dialektischen Fortschrittes überhaupt, noch die Natur dessen, worüber hier fortgeschritten werden soll, richtig bestimmt ist, so läfst sich leicht ermessen, wie genügend das Wesen des Komischen in ihm erfafst sein wird. Wir beschränken uns daher darauf, den allgemeinen Charakter der hier aufgestellten Ansicht über dasselbe anzugeben, und zu zeigen, wie er durch des Verf.'s eben näher bezeichnete Grundlehren nothwendig bedingt wird.

Es hat uns immer bedünken wollen, als wenn man als das Merkmal des Komischen, über welches man am leichtesten übereinkommen dürfte, eine gewisse Subjectivität bezeichnen könnte. Wenn man es auch von andern ästhetischen Bestimmungen noch nicht zugeben will, vom Komischen wird man es eingestehen müssen, dafs es den Dingen ansich nicht zukommt. Indem es sich nun aber solchergestalt um die objective Thatsächlichkeit derselben nicht kümmert, erscheint es wesentlich als *einzelnes*, in Gestalt von einzelnen Einfällen, die nicht nur von dem objectiven Zusammenhange der Welt emancipirt sind, sondern auch gegen einander ein so starres Fürsichsein behaupten, dafs sie sich nicht wohl zu einem Ganzen verschmelzen lassen, — wie es denn anerkannt ist, dafs der wahre Humorist ein eigentliches Kunstwerk nie zu Stande bringt.

Hrn. B.'s Ansicht ist gerade die entgegengesetzte. Er sieht in dem Komischen vielmehr etwas Objectives und Allgemeingültiges, *eine totale Weltanschauung*, die nur darin etwa eine subjective Färbung habe, dafs

*) Dasselbe thut aus demselben Grund auch Ruge in seiner Vorschule zur Aesthetik, der aber dabei, weil jene Wahrheitstheorie in dem Hegelschen System reiner ausgebildet ist, weit entschiedener stehen bleibt.

*) Wie dies Letztere vollkommen consequent z. B. von Vischer in seinem Buche über das Tragische und Komische geschehen ist.

Digitized by Google

wir zufällig und plötzlich zu ihr gelangen. Nachdem er das Lächerliche, als die Stufe, auf der die negative Seite des Verhältnisses, das Auslachen, vorwalte, und auf der es sich daher nur um endliche Gegensätze handle, abgesondert hat, fährt er, um das eigentlich Komische zu bezeichnen, so fort: „Die endlichen Dinge sind auch dadurch im Widerspruch, dafs sie, die ein Verhältnifs zum Unendlichen, zur Idee haben, von dieser, ihrer Wahrheit, wie abgefallen erscheinen. Indem nun aber irgend ein Mensch darin sich gefällt, dafs er dem gemeinen, die Realisirung der endlichen Zwecke fördernden Treiben der Menge die Idee unterlegt, so wird durch eine solche Folie ein ungeheurer Contrast hervorgerufen, der ein den früheren, niederen Stufen unbekanntes Lachen zur Folge hat. Dieses nun entstehende Lachen ist nicht ohne die Mitwirkung der tiefsinnigen Vernunft, ja selbst nicht ohne eigentliche Religion möglich (S. 65). Diese tiefsinnige Vernunft besteht nun darin, dafs das Negative als solches als Moment der Idee aufgefafst wird. „Die Idealwelt, heifst es S. 75, braucht das Negative, wenn dieses ein vorübergehendes Moment ist, nicht zu scheuen, im Gegentheile, ohne ein Eingehen in die Widersprüche der Wirklichkeit ist das sogenannte Ideal gewöhnlich ein leeres Abstractum." „Obschon der Dichter dies in der Form der Reflexion nicht sagt (S. 77), so offenbart doch seine ganze Auffassung des Lebens, wie die Erde überall des Herrn ist, und in der göttlichen Welt alle Mifstöne zur reinen Harmonie verklungen sind." „Die einzelnen Momente (S. 76) sobald sie einmal ihrer Sprödigkeit enthoben, in die Totalität aufgenommen sind, dienen nur dazu, dafs das Universum des Schönen sich erweitert, und immer mehr die Macht und Herrlichkeit der Idee offenbar wird." Auf diese Weise wird die Komik zum *Weltkumor* (S. 117) und es liegt somit in derselben eine nahe Verwandtschaft mit dem Tragischen und ein tiefer Ernst (S. 80 ff.).

Nun kann aber eine Weltanschauung als solche offenbar nur entweder wahr sein, oder falsch. Wir können nicht zweifelhaft sein, welches von beiden in dem vorliegenden Falle gewählt wird. Das Komische ist Hrn. B. im Grunde nichts andres als eine unmittelbare Erkenntnifs, in welcher die speculative Idee in ihrer immanenten Negativität ergriffen wird, worin eben die Aufhebung des Häfslichen im Komischen bestehen soll (S. bes. S. 23 f.).

Allein, müssen wir fragen, wodurch unterscheidet sich denn nun das Komische von der absoluten Anschauung überhaupt? Die blofse Plötzlichkeit ihres Aufleuchtens kann's doch nicht ausmachen, denn die absolute Anschauung kann uns ihrer Natur nach immer nur plötzlich aufgehen. Wer von uns hätte sie aber, als sie ihm zuerst präsent wurde, mit fröhlichem Gelächter begrüfst? Woher also überhaupt dieses Phänomen des Lachens gerade nur beim Komischen?

Hierfür giebt es, soviel wir sehen, in Hrn. B.'s System keine Antwort. Er spricht zwar häufig von einem *Jubel der Idee*, der uns beim Komischen ergreife, und es scheint, als sollte von diesem das Lachen eine Aeufserung sein. Indessen wenn wir diesen Ausdruck mit ruhigem Blick betrachten, ohne uns selbst durch das, was er bezeichnet, mehr zum Jubeln, als zum besonnenen Nachdenken anregen zu lassen, so können wir uns bei ihm doch nichts weiter vorstellen, als die Freude über die Entdeckung der Idee von unserer Seite, und etwa über ihren Sieg in der objectiven Welt. Damit sind wir aber einer Erklärung des Lachens noch nicht näher gekommen. Denn es ist zwar bekannt, dafs wir, wenn wir lachen, vergnügt sind, und dafs wir, wenn wir vergnügt sind, zum Lachen mehr aufgelegt sind, als in der Traurigkeit, aber dafs das Lachen nichts anders sei, als eine Aeufserung der Freude, wird schon dadurch widerlegt, dafs wir, wenn man uns kitzelt, zugleich lachen und bitten, dafs man es bleiben lasse. Doch wozu die Weitläufigkeit? Hr. B. setzt das Lachen mittelst einer reinen petitio principii geradezu voraus. Er sagt S. 23, das Häfsliche wird durch die schöpferische Thätigkeit der Idee unschädlich gemacht. So erscheint es „als das Wesenlose, Ohnmächtige, welches im Contraste mit der im Innern lebenden Idee Lachen erregt," und S. 115 „Indem der Dichter die endlichen Dinge der Unendlichkeit, bestimmter, der absoluten Idee entgegenhält, so erscheint alles Endliche im Contraste mit der absoluten Idee klein und lächerlich." Dafs das Wesenlose im Contraste mit der Idee *ohnmächtig*, das Endliche im Gegensatz zum Unendlichen *klein* sei, das wissen wir wohl, aber warum wir das Ohnmächtige und Kleine gerade *lächerlich* finden — *das war hier ja eben zu erklären!*

— — Wie kommt nun das? — Sehr natürlich. Das Komische soll nach Hrn. B. darin bestehen, dafs wir anschauen, wie das Unwahre selbst in Wahrheit nur ein Glied des Wahren ist. Wie sollte aber die Wahrheit anders als *ernst* sein können?

Wilhelm Danzel.

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

XIV.

Ueber die neueren Vorschläge zur Verbesserung des Criminal-Verfahrens in Deutschland. Von Dr. Friedrich August Biener, Geh. Justizrathe. (Aus dem zwölften Bande der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft besonders abgedruckt.) Berlin in der Nicolaischen Buchhandlung. 1844. 8.

Als dem Unterzeichneten diese Abhandlung des um die Ermittelung und Feststellung der geschichtlichen Grundlagen unseres gemeinrechtlichen Inquisitions-Processes hochverdienten Verf.'s zuerst zu Gesichte kam und ein flüchtiger Durchblick schon die Ueberzeugung gewährte, dafs es hier keineswegs auf eine blofse Rechtfertigung des Bestehenden abgesehen sei, drängte sich unwillkührlich der Gedanke auf, dafs die vielen und lauten Klagen über die Gebrechen des deutschen Strafverfahrens und die oft wiederholten Forderungen nach einer gesetzlichen Reform desselben in ihrem Gewichte wesentlich dadurch verstärkt werden müfsten, wenn selbst Männer, die zu den Hauptvertretern der sogenannten historischen Schule, auch in dem willkührlich damit verbundenen Sinne einer die Codificationsfrage negirenden Richtung gerechnet werden, mit dem Bekenntnifs hervorzutreten genöthigt seien, dafs der deutsche Criminal-Procefs wirklich an erheblichen Mängeln leide und eine gründlichere Reform Noth thue, als bis jetzt von Denjenigen anerkannt worden ist, welche jene Klagen als gehaltlose Declamationen und jene Forderungen als blofse Ausflüsse einer krankhaften Verstimmung der jetzigen Zeit betrachten.

Der Unterzeichnete, welcher schon längst die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende und von politischen Nebenbeziehungen sich frei fühlende Ueberzeugung theilt, dafs eine die vorhandenen, zum Theil wirklich vortrefflichen, Elemente des deutschen Strafverfahrens in sich aufnehmende, zugleich aber dem Princip der *Mündlichkeit* und *Oeffentlichkeit* huldigende Reform des Criminal-Processes *zu den unabweislichen Aufgaben der deutschen Regierungen* gehöre und der gerade deshalb den neuen Strafgesetzbüchern die ihnen vindicirte Bedeutung noch nicht zugestehen kann, weil sie ohne eine gleichzeitige, zur Lösung der darin gestellten Aufgaben geeignete, Gesetzgebung über das Strafverfahren in's Leben getreten sind, — hat deshalb die Schrift des geehrten Verf.'s ungeachtet ihres, wie vorauszusetzen war, sehr beschränkten Standpunctes mit Freude begrüfst und sie, wie alle Schriften des Verf.'s, nicht aus der Hand gelegt, ohne daraus mannigfache Belehrung geschöpft zu haben.

Die *erste* Frage, welche sich bei der Beurtheilung derselben von selbst aufwirft, ist natürlich die: Was denn der Verf., neben den Vorzügen, als Mängel des gemeinrechtlichen Verfahrens anerkenne und wie er diesen Mängeln abzuhelfen gedenke? Die *zweite* Frage wird dann sein, ob die von ihm vorgeschlagenen Abhülfen als ausreichend zu betrachten und sein Urtheil über die „reformatorischen Anträge" der neuern Zeit ein gerechtes und befriedigendes sei?

Als *Vorzüge* des gemeinrechtlichen Verfahrens betrachtet der Verf. 1) die Trennung des untersuchenden und des urtheilenden Richters; 2) die zuverlässige Fixirung des Ermittelten durch schriftliche Protocolle; 3) die Unabhängigkeit der Richter sowohl von der öffentlichen Meinung als von dem Einflufs des Staats; 4) die Unpartheilichkeit der Richter und 5) die Rechtsmittel gegen das erste Urtheil. Als *mangelhafte Erscheinungen* werden dagegen anerkannt: 1) die Vereinigung verschiedener Partheirollen in der Person des Richters; 2) Mangel der Trennung verschiedener Stadien der Untersuchung; 3) beschränkte Thätigkeit

Digitized by Google

des Vertheidigers; 4) Mangel unmittelbarer Anschauung der Sache (ja selbst der Acten) von Seiten der urtheilenden Richter, ohne hinreichende Mittel zur schnellern Lösung einzelner Zweifel; 5) Unzulässigkeit der Verurtheilung auf Indicien in die volle Strafe; 6) dafs, Todesurtheile abgerechnet, die Resultate und Gründe der Urtheile nicht öffentlich bekannt gemacht werden; 7) Langsamkeit des Verfahrens. — In Beziehung auf die Mittel zur Abhülfe werden dann vom Verf. gegenüber gestellt: 1) die *praktischen Juristen*, welche sich in das bisher Bestehende mit Ueberzeugung und Erfolg eingeübt haben, das ganze bisherige Verfahren festhalten und nur einzelne Verbesserungen ohne wesentliche Abänderungen wollen; 2) *diejenigen, welche dem Liberalismus huldigen* und besondern Werth auf Einführung des Anklageprocesses, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, so wie der Geschwornengerichte legen; 3) *historische Juristen*, welche vor allen Dingen die allmählige Ausbildung und Umbildung des Criminal-Verfahrens in Deutschland vor Augen haben und in den Elementen, welche darin liegen, selbst wenn sie theilweise antiquirt sind, die Mittel zur Verbesserung suchen, indessen Erfahrungen aus andern als deutschen Ländern ebenfalls nicht verschmähen. Der Verf. gesteht dabei, dafs ihm diese historische Ansicht am mehrsten zusage, obwohl er die beiden andern Ansichten ebenfalls zu beachten und in ihren gerechten Forderungen zu berücksichtigen sich gedrungen fühle.

Man ersieht hieraus, dafs es der Verf. recht redlich meint und Alles verspricht, was sich eben von einem „historischen Juristen" erwarten läfst. Er fühlt sich selbst gedrungen, die „gerechten" Forderungen der beiden andern Ansichten zu berücksichtigen, obwohl damit anderer Seits wenig oder nichts zugegeben ist, so lange nicht feststeht, mit welchem *Maafs* diese „gerechten" Forderungen zu messen und dafs es ein anderes, als das rein Historische sein soll. Denn was heifst „gerecht," abgesehen von demjenigen, was dem geltenden positiven Rechte entspricht? Die Antwort wird nach dem verschiedenen Standpunct des Urtheilenden stets eine sehr verschiedene und eben keine andere sein, als der gewählte Standpunct an und für sich zur Norm giebt.

Doch wenden wir uns zur kritischen Betrachtung der vom Verf. ausgesprochenen Ansichten und zwar:

I. Desjenigen, was zu den *Vorzügen* des gemeinrechtlichen Verfahrens gerechnet wird, so ist zunächst die *Trennung* des Untersuchungsrichters von dem urtheilenden Richter in der Weise, wie sie sich der Regel nach gestaltet hat, dem gemeinen Strafprocefs kaum als Verdienst anzurechnen, überdies nicht allgemein, nicht aus der Ueberzeugung innerer Gründe der Nothwendigkeit hervorgegangen und, wenn man die Sache beim Lichte betrachtet, der *eigentliche Grund alles Uebels*. Bekannt genug ist, dafs jene Trennung mit *dem* Verfahren und *der* Gerichtsorganisation, welche wir noch in der peinlichen Gerichtsordnung beschrieben finden, an sich nicht verbunden ist, obwohl sie durch das so häufig angeordnete Rathsuchen, welches ein hauptsächlich mit der Gültigkeit der fremden Rechte im Zusammenhang stehender Nothbehelf war, besonders in zweifelhaften Fällen, vermittelt wurde. Später, bei der allmähligen Aufhebung der Schöffenverfassung und der immer weiter um sich greifenden Herrschaft des Inquisitions-Processes, wurde diese Trennung auch nicht principmäfsig verwirklicht, sondern ist nur aus der zur Urtheilsfällung ungenügenden Besetzung der Land- und Stadtgerichte mit rechtsgelehrten Beisitzern gewissermafsen zufällig hervorgegangen, dabei aber durch die oft zu weit gehende Abhängigkeit des Untersuchungsrichters von den aus der Ferne erlassenen Instructionen der Spruchbehörde nicht unbedeutend beschränkt worden. Es erklärt sich aber hieraus, weshalb sie überall, wo jener Grund wegfiel, nicht realisirt wurde und bis auf den heutigen Tag (gemeinrechtlich und abgesehen von dem von Bundeswegen nun auch zu Grabe getragenen Rechte des Angeschuldigten, die Einholung eines auswärtigen Urtheils zu begehren) rechtlich gar nicht besteht. Wo und in so weit aber die Trennung existirt, oder bei einer, Untersuchung und Urtheilsfällung vereinigenden, Gerichtsbarkeit durch Ueberweisung der Untersuchung an eine Gerichts-Deputation verwirklicht zu werden pflegt, darf man sie deshalb, wie gesagt, als den Grund alles Uebels betrachten, weil sie zugleich die *Unmittelbarkeit* der richterlichen Erkenntnifs durch unzweckmäfsige Ausdehnung auf das Hauptverfahren vernichtete und dem Procefs mithin diejenige Garantie einer gerechten Urtheilsfällung entzog, für deren Herstellung jetzt mit Entschiedenheit gestritten werden mufs. Was man also auf der einen

Digitized by Google

Seite durch Beförderung unpartheiischer und weniger von leidenschaftlicher Präoccupation inficirter Beurtheilung der processualischen Schritte selbst gewann, ging in reichem Maafse auf einer andern Seite wieder verloren.

Noch problematischer ist der 2te, vom Verf. dem gemeinrechtlichen Verfahren beigelegte, Vorzug der *zuverlässigen* Fixirung des Ermittelten *durch schriftliche Protocolle*. Hätte der Verf. überhaupt blofs davon geredet, dafs das in den Protocollen Niedergelegte nun nicht blofs dem Gedächtnifs der Gerichtspersonen anvertraut und durch die Schrift sichergestellt sei, so wäre dagegen nichts zu erinnern. Wenn aber dabei von einer *zuverlässigen* Fixirung die Rede ist, so mufs dieses Epitheton als das ungeeignetste um so mehr betrachtet werden, als gerade in der *Unzuverlässigkeit* unserer Protocolle, welche im Vergleich mit dem wirklich Geschehenen bald zu viel, bald zu wenig, bald etwas Anderes als vorging, enthalten, von Jedem, der Erfahrungen aus deutschen Gerichtsacten gesammelt hat, der Hauptgrund für die Einführung der Mündlichkeit des Verfahrens gefunden werden mufs. Wären die Protocolle wirklich zuverlässig, würde nicht eben durch das (unzweckmäfsig genug) vielleicht gar vom Richter dictirte Protocoll, der geistig nicht gewandte Angeschuldigte mehr oder weniger der Willkühr des Untersuchungsrichters Preis gegeben, wodurch wieder der Nutzen einer Trennung des untersuchenden und urtheilenden Richters bedeutend eingeschränkt wird, — so könnte in der That überhaupt fast gar nicht von der Nothwendigkeit einer Reform unseres Strafverfahrens die Rede sein.

Wenn ferner zum Dritten die *Unabhängigkeit der Richter*, sowohl von der öffentlichen Meinung (welche oft übereilt sei) als von dem Einflufs des Staats (weil sie nur durch Urtheil und Recht absetzbar seien) als ein besonderer Vorzug des gemeinen deutschen Verfahrens gerühmt wird, so darf man allerdings zur Ehre des deutschen Richterstandes bezeugen, dafs deutsche Gerichthöfe in vielen Fällen in beiden Beziehungen ihre Unabhängigkeit bewährt haben. Nur kann dies nicht als ein absoluter Vorzug der deutschen Einrichtungen im Vergleich z. B. mit Englands und Frankreichs Gerichtsverfassung hingestellt werden, indem auch da die Gerichte der Regel nach ihre, zum Theil noch anders garantirte, Unabhängigkeit, sowohl der Regierung und der öffentlichen Meinung gegenüber festgehalten haben und die einzelnen Fälle, wo z. B. Geschworne mehr ein politisches als rechtliches Urtheil fällten, oder vielleicht unwillkührlich durch die öffentliche Meinung bestimmt worden sind, auch in Deutschland nicht zu den unerhörten Dingen gehören. Auch hier haben die Richter gegen die Gewalt der öffentlichen Meinung keinen undurchdringlichen Panzer und der verfassungsmäfsige Schutz gegen willkührliche Absetzung *) schliefst die indirecte Einwirkung der Regierung in Sachen, wo sie selbst in ihrer Individualität Parthei ist — in andern fehlt das Interesse und deshalb die Gefahr — durch Versetzung, Pensionirung, versagte Beförderung u. s. w. nicht aus. Kurz der Vorzug, welchen der Verf. hervorhebt, ist jedenfalls nur ein relativer und mehr oder weniger durch die Gröfse des Staats, durch die ganze Organisation des öffentlichen Dienstes, und vor Allem durch den wirklich rechtlichen Sinn der Regierung bedingt.

Die demnächst noch besonders hervorgehobene *Unpartheilichkeit* der Richter fällt gewissermafsen mit der Unabhängigkeit zusammen, da letztere eben zur Garantirung der Unpartheilichkeit gefordert wird, und ohne Unabhängigkeit auf keine Unpartheilichkeit gerechnet werden kann. Was dabei als eine, dem deutschen Verfahren eigenthümliche, Garantie hingestellt wird, nämlich die Verpflichtung der Richter *Gründe anzugeben*, ist *mit* der Unabhängigkeit nur *Stütze* der Unpartheilichkeit; weshalb es auch wohl logisch richtiger gewesen wäre, diese vorauszustellen und Unabhängigkeit und Entscheidungsgründe zusammen als die Garantieen derselben zu betrachten. Dabei soll auch keineswegs in Abrede gestellt werden, dafs die Verpflichtung der Richter zu Entscheidungsgründen, wodurch die richterliche Ueberzeugung mehr den Charakter der objectiven Wahrheit gewinnt, von Werth sei; nur ist dieser Werth wesentlich durch andre, eine gerechte Justizpflege sichernde Einrichtungen bedingt, da *Gründe* „so gemein sind wie Brombeersträuche" und es noch nie, auch der schlechtesten Sache nicht, an *Gründen* gefehlt hat. Ueberdies ist nicht zu übersehen, dafs jene Verpflichtung noch keineswegs überall

*) Auch dieser besteht nicht überall auf gleiche Weise und ist nicht immer für die verschiedenen Stufen des Richteramtes derselbe.

Digitized by Google

gehörig bestimmt und festgestellt, zum Theil noch auf das Enderkenntnifs und hierbei wieder mehrfach auf condemnatorische Urtheile beschränkt ist *), so wie sie auch wieder sehr an Werth verliert, wenn nicht dem Angeschuldigten das *Recht* zusteht, ohne Unterschied zwischen verurtheilenden und freisprechenden Erkenntnissen, Mittheilung und Abschrift der Entscheidungsgründe zu fordern.

Was endlich die unter den Vorzügen des gemeinrechtlichen Verfahrens berührten *Rechtsmittel* gegen das erste Urtheil betrifft, in welcher Hinsicht freilich viel Willkühr und Unbestimmtheit in Theorie und Praxis herrscht und wobei nach der Entwickelung, welche die Sache genommen hat, der Staat mit seinem Interesse eigentlich zu kurz gekommen ist, so würde auch diese Behauptung zu weit gehen, wenn damit indirect z. B. dem französischen Verfahren jede Anfechtung des Urtheils abgesprochen werden sollte. Man darf aber gewifs annehmen, dafs der Verf. dabei nur die eine wirkliche Revisions- und nicht blofs Cassationsinstanz gewährenden Rechtsmittel des deutschen Processes (zu Gunsten des Angeschuldigten) im Auge gehabt hat.

II. Wenden wir uns jetzt zu Demjenigen, was der Verf. zu den *mangelhaften Einrichtungen* des deutschen Strafverfahrens zählt, so dürfte derselbe wohl kaum von den eifrigsten Vertheidigern des Bestehenden den Vorwurf zu befürchten haben, dafs er die vorhandnen Mängel vergröfsert, oder über das vorhandene Maafs erweitert habe, obwohl darüber, ob etwas eine mangelhafte Einrichtung sei, allerdings auch *gegen* den Verf. und vielleicht von einer Seite her, von welcher er es nicht erwartet, Widerspruch eingelegt werden könnte. Denn abgesehen z. B. davon, dafs Diejenigen welche den bestehenden Inquisitions-Procefs vertheidigen, von einer angeblichen Unvereinbarkeit verschiedener Rollen in der Person des Untersuchungsrichters nichts wissen wollen, sondern ihn sich blofs als partheilosen Forscher im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit idealisiren, — wie schon Papst Innocenz III. in den auch vom Verf. S. 74 angeführten Stellen des canonischen Rechts — so dürfte z. B. von ganz anderer Seite dagegen Protest eingelegt werden, dafs die Unzulässigkeit einer Verurtheilung auf Indicien bei *unserem jetzigen Verfahren* ein Mangel und die particularrechtliche Abhülfe dieses Mangels, welche der Vf. wie es scheint als *Fortschritt* hervorhebt, wirklich zu loben sei, indem Ref. wenigstens der festen, durch mehrjährige praktische Erfahrungen begründeten Ueberzeugung ist, dafs die mit einer fast dem Leichtsinn verwandten Eilfertigkeit den Richtern beigelegte Befugnifs, auf Indicien zu verurtheilen, ohne gleichzeitige Begründung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens, den deutschen Strafprocefs aller und jeder Garantie für eine gerechte Urtheilsfällung beraubt und eine doppelt so furchtbare Gewalt dem Richter einräumt, als in dem, auf Unmittelbarkeit beruhenden, durch Oeffentlichkeit und gewisse eigenthümliche Garantieen die Gefahr für die Unschuld vermindernden, Urtheilsfällen der Geschworenen enthalten ist. Wer irgend darin Erfahrung gesammelt hat, wie die Indicien erst für die Acten zurechtgemacht werden, damit sie sich doch etwas stattlich ausnehmen; wie sie dann, wenn der Referent mit seiner Meinung im Reinen ist, — (und es hat ihrer genug gegeben, die von vorn herein ihre Meinung zu haben pflegten und nur deren Bestätigung, nicht die Wahrheit aus den Acten herauszuholen verstanden, —) gedehnt, gereckt und gezerrt, zertheilt, haarscharf gespalten mit sich selbst multiplicirt und mit einer Menge von *Unwahrscheinlichkeiten* doch am Ende zu einer, dem äufsern Ansehn nach respectablen *Wahrscheinlichkeit* herausstaffirt werden, — der kann es in Betreff des gemeinrechtlichen Verfahrens allen denjenigen nur zum hohen Verdienst anrechnen, welche wider die fast schaudererregende Willkühr unseres Indicien-Beweises protestiren und an dem Artikel 22. der peinl. Gerichtsordnung v. 1532, also lautend: „*Item es ist auch zu mercken, dafs niemant auff eynigerley anzeygung, argkwons warzeichen, oder verdacht, entlich zu peinlicher straff soll verurtheylt werden,*" — wie an einem Palladium des Rechts festhalten.

*) Z. B. auch in *Hannover* nach dem Gesetz über das gerichtliche Verfahren in Criminal-Sachen v. 8. Septbr. 1840. §. 24.; wodurch überhaupt erst die Verpflichtung der Gerichte begründet worden ist, mit der nothwendigen Bestimmung, dafs die Entscheidungsgründe künftig die als erwiesen angenommenen *Thatsachen* und die zur Anwendung gebrachten *gesetzlichen Strafbestimmungen* enthalten müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Ueber die neueren Vorschläge zur Verbesserung des Criminal-Verfahrens in Deutschland. Von Dr. Friedrich August Biener.

(Fortsetzung.)

Geht man der Sache recht auf den Grund, und fragt, worin im Allgemeinen die Hauptursache der Gebrechen des Inquisitions-Processes, wie wir ihn nun einmal haben, zu suchen sei? so mufs hauptsächlich der Mifsbrauch und die einseitige Anwendung eines Princips in Betracht kommen, welches, so wahr es an sich ist und so unbezweifelt es der Legislation über das Strafverfahren zur Grundlage dienen mufs, doch das Strafverfahren, wenn ihm nicht ein anderes, gleichmäfsig zu berücksichtigendes Princip als Gegengewicht beigesellt und mit ihm verbunden wird, in ein monströses Ungeheuer verwandeln kann, wie wir in der spanischen Ketzer-Inquisition ein berüchtigtes Beispiel finden. Jenes Princip, welches wir hier im Auge haben, ist „*Erforschung materieller Wahrheit*" im Gegensatz zum formellen Recht des Civil-Processes; das Gegengewicht aber: „*Schutz der Unschuld* (und selbst der *Schuld*) gegen Willkühr, unnöthige Vexation und vielleicht unbewufste oder im Diensteifer übersehene Anwendung des verwerflichen, jesuitischen Grundsatzes: dafs der Zweck die Mittel heilige, durch gewisse *formelle Schranken*." Wer will und kann es leugnen, dafs man mit jenem Grundsatz in der Theorie des Inquisitions-Processes allmählig fast alle schützenden Formen älterer Gesetze über Bord geworfen, oder sich auch in praxi ihrer, so gut es gehen wollte, zu entledigen gesucht hat *), obwohl nicht alle derartigen Versuche vollständig geglückt sind? Schon was die *Einleitung* einer Inquisition betrifft, wie bald wufste man sich über die canonischen Fundamente hinwegzusetzen, obwohl noch *Julius Clarus*, ohne ein solches, den Procefs für *nichtig* erklärte „etiamsi delictum fuisset deinde plene probatum!" Hieran schlofs sich dann die allmählige Verwischung des Unterschieds zwischen *General*- und *Special-Inquisition*, welche spätere Gesetzgeber *) zum Theil absichtlich ignorirten, gleichsam als handele es sich dabei nur um Beseitigung einer ganz müfsigen, nutzlose Streitigkeiten hervorrufenden Terminologie, wodurch aber der Criminal-Procefs im engern Sinne (gegen einen bestimmten Angeschuldigten) *allen sichern Halt verlieren* und die Möglichkeit, eine grundlose Untersuchung ins Blaue hinein fortzuführen, sie auf Abwege zu bringen und ihrem Gegenstande nach auf die allerschädlichste und den Procefs verschleppendste Weise zu vervielfältigen, nur zu sehr befördert werden mufste. Jeder Sachverständige weifs, dafs die dem Inquirenten mögliche, willkührliche *Ausdehnung* der Untersuchung *über ihren ursprünglichen Gegenstand* **) ein wahrer Krebsschaden des deutschen Strafprocesses und ein Hauptgrund für die jahrelange Verschleppung der Processe und Verzögerung der endlichen Entscheidung ist. — Wie überall der *Mangel bestimmter Formen*, in Verbindung

*) Selbst auf den endlichen (formellen) Schutz der gemeinrechtlichen Criminal-Verjährung hat man im blinden Eifer für jenen Grundsatz, einen glücklicher Weise auch in der neuern Gesetzgebung zurückgewiesenen, Angriff gemacht.

*) *Preufs.* Verordn. v. 17. Octbr. 1796. *Klein's* Annalen Bd. XV. S. 327 und die Criminal-Ordn. v. 1805. Auch das österreich. Gesetzb. v. 1803 vermeidet es, von General- und Special-Inquisition zu sprechen, während noch die Const. crim. Theresiana Art. 25. den Unterschied im Ganzen richtig bestimmt hatte. Dagegen machte die Baierische Gesetzgebung v. 1813 wieder einen tüchtigen Fortschritt zum Bessern, obwohl es durch Aufstellung der vielen Ausnahmen von der Regel den Nutzen der Letztern wesentlich beeinträchtigte.

**) Das *Hannov.* Gesetz v. 8. Septbr. 1840 über das gerichtliche Verfahren in Criminalsachen § 5. hat hiergegen einige, jedoch durchaus ungenügende Beschränkungen gegeben.

Digitized by Google

mit der *einseitigen* Anwendung des Princips der Erforschung materieller Wahrheit die Hauptschuld an den Gebrechen des deutschen Strafprocesses trägt, läfst sich auch fast an allen Perioden, einzelnen Handlungen und theoretisch-praktischen Sätzen zeigen. Denn wo sind z. B. schützende Formen gegen willkührliche Verhaftung unter der Herrschaft des gemeinrechtlichen Strafprocesses zu finden, abgesehen von ein Paar Particular-Gesetzen der neuern Zeit und der bekannten Bestimmung neuerer Verfassungs-Urkunden, dafs der *Verhaftete* binnen 24 Stunden u. s. w. über den Grund seiner Verhaftung vernommen werden müsse? Und wie hat man die *materiellen* Bedingungen der Verhaftung in jedem einzelnen Falle durch die aus dem Princip der Erforschung materieller Wahrheit so leicht gerechtfertigte und im überschwenglichen Maafse zur Anwendung gebrachte s. g. *Collusionshaft* glücklich zu umschiffen gewufst, und aufserdem noch (den gemeinrechtlichen Gesetzen zuwider) die Abwendung der Haft durch Bestellung einer *Caution* auch in der neusten Zeit auf eine oft unverantwortliche Weise erschwert! Was sind nicht in der gemeinrechtlichen Theorie für verwerfliche Sätze über die *Haussuchung* aufgestellt *), wie oft ist die Beschlagnahme der Papiere und die Brieferbrechung aus Mangel einer gehörigen gesetzlichen Beschränkung mifsbraucht und die Editionspflicht dritter Personen auch gegen die gesetzliche Bestimmung — welche nur für den Anklage-Procefs gelten sollte — erweitert; wie häufig die gesetzliche Befreiung gewisser Personen vom Zeugnifs durch widerrechtliche Anmafsungen der Praxis zu einer illusorischen gemacht und selbst durch theoretische Irrlehren beschnitten worden! — alles in majorem gloriam, nicht des lieben Gottes, sondern eines seine Opfer verschlingenden, mit blinder Ehrfurcht angebeteten Götzen — des Princips der Erforschung materieller Wahrheit!

Wer wollte leugnen, dafs es eine Menge von Untersuchungsrichtern in Deutschland giebt und gegeben hat, welche die höchste Achtung verdienen und welche den Angeklagten nicht den mangelnden Schutz der Gesetze entgelten lassen, und dafs andrer Seits die beengenden Formen auch zu weit gehen und den Richter zu sehr beschränken können! Ueber Letzteres haben wir aber in Deutschland wahrhaftig nicht zu klagen, so wie andrer Seits die formellen Schranken natürlich nicht nothwendig wären, wenn alle Richter parthei- und leidenschaftslose Wesen wären und dem Bilde eines vollkommenen Richters in jeder Beziehung entsprächen. Dies ist aber, wie jeder weifs, nicht der Fall und an sich klar, dafs die processualischen Formen nicht der guten, sondern der schlechten Richter halber nothwendig sind, eben so wie die Verfassungen nicht der vollkommnen, sondern der unvollkommnen Regenten wegen.

Erwägt man, wie in unserm Verfahren der Angeschuldigte fast ganz und gar der Willkühr des Untersuchungsrichters Preis gegeben und wie, abgesehen von dem strengen Gewahrsam, welcher allerdings durch den Zweck der Untersuchung bis zu einer gewissen rechtlichen Grenze geboten wird, der Untersuchungsrichter vermöge der auf Erlangung eines Geständnisses gerichteten Haupttendenz des reinen Inquisitions-Processes, möglicher Weise selbst bona fide, ihn den Qualen einer lange dauernden Folter unterwerfen und nach einem beliebten Kunstausdruck endlich „mürbe" machen kann, ohne gegen die Gesetze zu verstofsen und ohne Aussicht auf eine moralische Verantwortlichkeit vor der öffentlichen Meinung, — so kann auch bei den gemäfsigsten Gesinnungen und der nüchternsten Phantasie der Gedanke Grauen erwecken, unter der Herrschaft eines Leib, Leben, Ehre und Gut betreffenden Verfahrens zu stehen, welches nicht blofs keine hinreichende Garantie gegen eine endliche irrthümliche Beurtheilung der Schuld und ihres Grades gewährt, sondern auch während seiner oft so langen Dauer den Verhafteten schutzlos einer willkührlichen Mifshandlung Preis giebt, um ihn dann nach langem Leiden, vielleicht durch das Zwitter-Urtheil einer absolutio ab instantia einem kümmerlichen Dasein, mit erheblich beschränkter Rechtsfähigkeit, zurückzugeben. — Aber, wird man vielleicht einwenden, das Alles beruht auf Uebertreibung; der Angeklagte ist nicht schutzlos, er kann sich beim Oberrichter beschweren, den verdächtigen und partheiisch oder leidenschaftlich verfahrenden Richter recusiren, er ist durch eine s. g. *innere* Gerichtsöffentlichkeit, Protocolle und Schöffen geschützt, erhält einen Vertheidiger, welcher auch alle Regelwidrigkeiten, Formfehler und widerrechtliche Ein-

*) Z. B. dafs der Richter keine erfolglos gebliebene s. g. specielle Haussuchung, um sich nicht zu blamiren oder einer Verantwortung auszusetzen, in eine *generelle* verwandeln, also einen Fehler durch ein noch viel gröfseres neues Unrecht vertuschen dürfe.

Digitized by Google

wirkungen zur Erlangung eines Geständnisses geltend machen und der einseitigen Auffassung von Seiten des erkennenden Richters vorbeugen kann! Allein alle diese an sich guten Einrichtungen sind doch erfahrungsmäfsig nur zu oft wirkungslos, weil man sie, abgesehen davon, dafs sie sich nicht überall auf gleiche Weise finden, durch Anlegung hemmender Fesseln in ihrer Wirkung wieder wesentlich beeinträchtigt findet und weil es dem einzelnen Guten an einer haltbaren Grundlage, und an allen, den Erfolg sichernden, allgemeinen *Garantieen* und wesentlichen *Vorbedingungen* für ihre vollständige Wirksamkeit fehlt.

Der Angeklagte kann sich beim Oberrichter beschweren! Aber wie kann er sich beschweren und wonach werden diese Beschwerden beurtheilt? — Der Verhaftete hat in der Regel kein anderes Mittel, als seine Beschwerde durch die Feder desjenigen, gegen welchen sie gerichtet ist, zu Protocoll zu geben, welcher nicht ermangeln wird, ihr durch die Fassung und die beigefügten Gegenbemerkungen von vorn herein den Stachel zu nehmen, oder sie in der von ihm verlangten Berichterstattung als einen frivolen Angriff, als eine aus der Luft gegriffene Verunglimpfung seiner Inquirenten-Ehre darzustellen. So steht dann Behauptung gegen Behauptung; der Oberrichter aber, welcher nicht selbst sieht und hört, den Angeklagten nur aus den Schilderungen des — wir wollen annehmen, was doch möglich ist, — leidenschaftlichen Gegners kennt, handelt bona fide, wenn er der Versicherung des öffentlichen, durch Diensteid verpflichteten Beamten mehr Glauben schenkt, als dem gravaminirenden Querulanten. Geschieht sehr viel, so wird vielleicht vom Oberrichter eine Commission zur Untersuchung der Sache an Ort und Stelle abgeordnet. Allein, wie viel diese sehen und erfahren soll, hängt wieder mehr oder weniger vom Inquirenten ab. Man lese die *Nöllnersche* Darstellung des Processes wider Weidig und urtheile nach den hieraus sich ergebenden, nicht auf Entstellung oder Uebertreibung beruhenden, Thatsachen; nach demjenigen, was hier in der schonendsten Form zugegeben und andrer Seits zwischen den Zeilen zu lesen ist.

Der Angeklagte kann den verdächtigen Richter recusiren! — Allerdings hat er gesetzlich dieses Recht, hat es aber bei unserer Gerichtsorganisation bekanntermafsen nur in einer sehr beschränkten Weise. Von einem freien Recusationsrechte, wie wir es in ältern und neuern (fremden) Gesetzgebungen begründet finden, ist in Deutschland, wenn nicht die neue Badische Procefsordnung einen andern Weg, wie es scheint, betreten hat, überhaupt keine Rede. Der Angeklagte mufs vielmehr in jedem einzelnen Falle bestimmte Gründe des Verdachts anführen und mufs sie auch beweisen, oder, wie man sagt, bescheinigen. Anstatt nun hier den meistens höchst schwierigen Beweis bestimmter Verdachtsgründe möglichst zu erleichtern, hat man im gemeinen Rechte selbst die Zulässigkeit des oft einzigen Beweismittels des *Perhorrescenz-Eides* — c. 11. de resor. in 6to — aus völlig nichtigen Gründen bestritten und in der Praxis mancher Länder entschieden verworfen; — anstatt bei einem, nicht offenbar frivolen, Perhorrescenz-Antrag den, möglicher Weise vielleicht zu ängstlichen, Angeklagten durch Bestellung eines andern Richters zu beruhigen, wird mit pedantischer Genauigkeit der Grad der Verwandtschaft oder Schwägerschaft, oder das Dasein des juristischen Begriffs einer solchen geprüpft, die Beweiskraft der für andere Recusationsgründe beigebrachten Zeugnisse haarscharf erwogen, zu leicht befunden und deshalb das Recusations-Gesuch auf eine, jedem Laien unerklärbare, und das allgemeine Vertrauen zur innern Gerechtigkeit der Justiz erschütternde Weise verworfen, der Angeschuldigte aber nunmehr rechtskräftig der Gewalt desjenigen überlassen, den er für seinen partheiischen Gegner hält und der — er müfste kein Mensch sein — durch den Angriff auf seine Unpartheilichkeit sich sogar in seiner Richterehre verletzt fühlend, nur zu leicht geneigt sein wird, den im ungleichen Kampfe Besiegten seine Macht fühlen zu lassen, um ihn für das Vergangene zu bestrafen und ihm für die Zukunft die Lust zu benehmen, wider den Stachel zu lecken. Auch dafür liefert z. B. die *Nöllnersche* Schrift ein Zeugnifs, das der deutschen Justiz, bei aller moralischen Verwerflichkeit der politischen Gesinnung des Angeklagten im fraglichen Falle, wahrhaftig nicht zur Ehre gereicht.

Nöllner selbst, dieser eben so ausgezeichnete und tüchtige Inquirent und gründliche Kenner unseres Inquisitions-Processes, dessen Urtheil durch die reiche Erfahrung und die Stellung des Mannes gewifs von hoher Bedeutung ist, und der sich schon mehrfach für die Nothwendigkeit einer, auf Mündlichkeit und Oeffent-

Digitized by Google

lichkeit basirten, Reform des Strafverfahrens ausgesprochen hat, ruft wiederholt den deutschen Legislatoren, mit anerkennenswerther Offenheit, wohl zu beachtende, warnende Worte zu *). „Von welcher innern Beschaffenheit, sagt er, der gemeinrechtliche Strafprocefs ist, hat Deutschland in neuester Zeit durch eclatante Rechtsfälle erfahren. Wo sind hier die schützenden Formen, wo die Bürgschaft für die Tüchtigkeit und Menschlichkeit der Untersuchungsrichter, wo die der Gerechtigkeit vorzugsweise förderlichen Antriebe für die urtheilenden Richter, welche die Menschen mit ihren Schwächen und Leidenschaften auf der rechten Bahn halten, wenn sie versucht sein sollten zu straucheln, wo endlich findet sich hier die Erfüllung der constitutionellen Principien, welche in Deutschland allgemein anerkannt sind? Von dem Katheder läfst sich Manches lehren, was im System abgerundet dasteht, aber wer im Leben sich bewegt, wer die Menschen durchdrungen hat, wer Anwalt, Inquirent und Richter gewesen ist, und dadurch *alle* Phasen durchlaufen hat, welche in ihrer Vereinigung das ganze wahrheitsgetreue Bild unserer strafprocessualischen deutschen Zustände gewähren, der *kann*, wenn ihm nicht alle philosophischen Wahrheiten fremd sind, und wenn er nicht absichtlich seine Augen vor dem Tageslichte schliefst, nicht mehr zweifeln, dafs nur eine vollkommene Reform, ein Erfassen des wahren *Princips*, die Gerechtigkeit sichern kann."

Noch in neuerer Zeit hat man freilich von Seiten der Gegner einer durchgreifenden Reform, wozu namentlich auch ausgezeichnete theoretische Kenner des Inquisitions-Processes gehören, viel von einer s. g. *innern* Oeffentlichkeit des gemeinrechtlichen Verfahrens zu rühmen gewufst, welche eine hinreichende Garantie gegen Irrthum und Partheilichkeit gewähre, und hat keine dialektischen Künste gespart, um den deutschen Strafprocefs — einige kleine Mängel abgerechnet und unter dem Zugeständnifs von der Nothwendigkeit einer geringen Dosis von *Unmittelbarkeit* zur vollständigen Herstellung des Patienten — als ein non plus ultra von Vortrefflichkeit darzustellen. Nun ist gewifs nicht zu leugnen, dafs wir kein *geheimes* Verfahren in dem Sinne haben, wie man von geheimen Gesellschaften redet. Denn bekannt ist der Ort, wo gehandelt wird, bekannt sind die Personen, welche thätig werden, meistens auch die Zeit und der Zweck wenigstens im Allgemeinen, wenn auch Niemand aufser den unmittelbar Betheiligten weifs, gegen wen, worüber und wie in concreto procedirt wird. Fragt man aber nach den Bestandtheilen dieser s. g. *innern* Gerichtsöffentlichkeit (bekanntlich sprach schon *Feuerbach* wohl richtiger von *mittelbarer* Oeffentlichkeit, da eine *innere* Oeffentlichkeit genau genommen einen Widersinn enthält), so wird uns wieder vorgeführt: die von Schöffen besetzte Gerichtsbank, die Actenmäfsigkeit, die Zulassung des Vertheidigers und die Verpflichtung zur Abgabe von Entscheidungsgründen, — wie dies besonders noch von *Bauer*, theils in dem vom Ref. nach dem Tode des Verf.'s herausgegebenen und kurz bevorworteten 3ten Bande strafrechtlicher Abhandlungen, theils in dem, ebenfalls als Opus posthumum erschienenen Aufsatze im neuesten Hefte der Zeitschrift für deutsches Strafverfahren (Bd. II. Heft 1. S. 123 f. der neuen Folge) nicht ohne eine gewisse Leidenschaftlichkeit wider die entgegengesetzte wissenschaftliche Ueberzeugung geschehen ist. Allein die *Schöffen*, die allerdings von Nutzen sein können, wenn sie in gehöriger Weise und nicht blofs nach Willkühr des Richters bestellt werden und auch bei einer Reform des Strafverfahrens für die Voruntersuchung beibehalten werden müssen, — sind sie nicht durch Particular-Gesetze aus der Mehrzahl der deutschen Gerichte, besonders schon im vorigen Jahrhunderte vertrieben? Was für Figuren sind es oft, und welche klägliche Rolle spielen sie nicht selten da, wo sie sich noch finden? Und wie können sie, selbst wenn sie Alles leisten, was sie leisten sollten, die fehlende Unmittelbarkeit der richterlichen Erkenntnifs in irgend einer Weise, und die wahre Oeffentlichkeit des Verfahrens zur Genüge ersetzen? — Wie schlimm es aber um die, die Actenmäfsigkeit des Verfahrens begründenden, *Protocolle* bestellt sei, wie unvollständig sie in allen wichtigern Fällen, besonders aber da, wo es auf eine psychologische und semiologische Beurtheilung des Angeschuldigten und der Zeugen ankommt, ihren Zweck oder vielmehr den Zweck der Justiz erfüllen, kann man zwar, in der Weise, wie es z. B. auch noch von *Martin* in Richter's Jahrbüchern geschehen ist, negiren; allein dadurch wird die Sache selbst nicht gebessert, so sehr sie auch einer Besserung bedarf.

*) Zeitschrift f. deutsches Strafverfahren. Neue Folge. Bd. II. S. 135.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

...tern
...rsity
Library

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Ueber die neueren Vorschläge zur Verbesserung des Criminal-Verfahrens in Deutschland. Von Dr. Friedrich August Biener.

(Fortsetzung.)

Doch davon ist schon früher die Rede gewesen, eben so wie von der im Ganzen nur leicht wiegenden Garantie der Entscheidungsgründe. — Was aber die *Vertheidigung* betrifft, nämlich die s. g. *formelle*, im Gegensatz zu der auch dem Richter mit obliegenden materiellen Defension, wie sehr liegt gerade Diese für Jeden, der deutsche Criminal-Acten kennt, im Argen! Dafs auch hierbei *Ausnahmen* vorkommen, dafs es in einzelnen Fällen dem Defensor durch eine tüchtige schriftliche Arbeit, durch rastlose Thätigkeit und überhaupt durch getreue, ohne Menschenfurcht und mit voller Rechtsüberzeugung durchgeführte, Pflichterfüllung gelungen ist, den Angeklagten vor dem drohenden Unheil zu bewahren, — wer wollte und könnte es in Abrede stellen. Allein die *Mehrzahl* der schriftlichen Defensionen ist schlecht oder höchst mittelmäfsig und kömmt überdies nur durch einen magern, die Geringschätzung des Referenten bekundenden, Auszug zur Kenntnifs derjenigen, welche das Urtheil sprechen sollen. Dabei ist die Vertheidigung selbst, was auch der Verf. der hier recensirten Schrift als ein Uebel anerkennt (S. 72. 120), fast lediglich auf den Schlufs des Verfahrens, als s. g. End- oder Strafvertheidigung beschränkt und kann dann manche schon eingetretene Nachtheile nicht wieder gut machen; — den Defensor hemmt das Mifstrauen von Gesetz und Richter in seine Redlichkeit und unterwirft ihn bei der Einsicht der Acten, bei der Unterredung mit dem Angeschuldigten den hemmendsten Fesseln, so dafs es auch ihm oft unmöglich wird, das begangene Unrecht zu constatiren, von dem vielleicht eingeschüchterten Angeklagten rückhaltlosen Aufschlufs zu erlangen und die Vertheidigung, besonders auch während des Processes, mit Kraft, Nachdruck und Aussicht auf günstigen Erfolg zu führen. Seine Anträge auf Vervollständigung des Defensional-Beweises finden meistens kein bereitwilliges Ohr und die gerügten Formfehler werden besonders dann, wenn der Richter meint, dafs in der Sache selbst kein Unrecht geschehe, um keine „unnöthigen Weiterungen" in der Sache zu veranlassen, gern als unerheblich betrachtet. Ueberdies wird, gerade hier im Widerspruch mit dem Princip der Erforschung materieller Wahrheit, der Verzicht des Angeschuldigten auf die Vertheidigung, selbst durch neuere Landesgesetze, mehr als Recht ist, begünstigt.

Wodurch kann nun aber, dies ist die *zweite Hauptfrage*, allen diesen vielen und grofsen Gebrechen unseres deutschen Strafverfahrens, — die von unserem Verf. nicht in ihrem vollen Umfang erkannt, und, in so weit es der Fall ist, nicht mit hinlänglicher Entschiedenheit als solche bezeichnet und entwickelt sind, — *gründlich abgeholfen* werden? Kann es geschehen durch blofses Bessern in einzelnen Dingen? Auch dem Verf. unserer Abhandlung erscheint dies, wie wir gesehen haben, als ungenügend und auch wir sagen *Nein!* Sollen wir uns vielleicht blofs nach fremder Hülfe umsehen und z. B. das *französische* Strafverfahren, ohne Weiteres, als das allein seligmachende recipiren? Wir sagen eben so entschieden, wenn auch nicht ganz in der Weise des Verf.'s (S. 83) *Nein!* Deutschland ist leider nur zu gesegnet mit recipirten Rechten, die mit einem Theile des nationalen Bewufstseins und der selbstständigen Volksentwickelung nur zu theuer bezahlt worden sind, und wir haben daran genug. — Aber *prüfet Alles und das Gute behaltet*, — mufs auch hier unser Wahlspruch sein. Auch wird es nicht schaden, wenn wir Deutsche uns recht oft zurufen: *Lafst uns nicht grofse Dinge versäumen über kleinen Bedenklichkei-*

Digitized by Google

ten! — Diese sind ein Erbfehler des deutschen Charakters, durch den schon oft mehr Gutes unterblieben als Schlechtes verhindert ist.

Wenden wir aber, der vorliegenden Aufgabe gemäfs, vor allen Dingen unsern Blick auf die Darstellung *Biener's* und auf die Vorschläge, die er für die Reform des Strafverfahrens macht, so können wir zunächst mit den (S. 85) gegebenen Begriffsbestimmungen, besonders der *Mündlichkeit*, eben so wenig übereinstimmen, als wir zugeben können, dafs das Verhältnifs, in welchem Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nur als *Accessorien* des *Geschwornengerichts* hingestellt sind (S. 86), als das richtige zu betrachten sei *). Denn wenn wir auch einräumen, dafs die Einführung von Geschwornengerichten ohne Oeffentlichkeit und Mündlichkeit zu einem in gewissem Sinne monströsen Strafprocefs führen müsse, so ist es doch eine durchaus unrichtige Ansicht, dafs Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Strafverfahrens die Geschwornengerichte nothwendig im Gefolge habe, oder dafs die Frage, „ob angestellte juristische Richter oder ob Geschworne das Urtheil sprechen sollen"? wie der Verf. (S. 86) behauptet, für die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit *präjudiciell* sei. Nach der Ansicht des Unterz. ist dies eine der schlimmsten und gefährlichsten Wendungen, die man der ganzen Reformfrage in Deutschland geben kann. Durch sie wird von vornherein über Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Stab gebrochen und den Gegnern einer wünschenswerthen und nothwendigen Reform der Sieg erleichtert. Sie ist durchaus *unphilosophisch*, weil sie dem innern Wesen und der Natur der Dinge nicht entspricht; sie ist aber auch *nicht historisch-juristisch*, wofür sie der Verf. erklärt, weil sie durch positiv rechtliche Einrichtungen, die wirklich waren und noch sind, widerlegt wird, und weil Mündlichkeit und Oeffentlichkeit sich allerdings auch ohne Geschworne *rechtlich* begründen lassen. Wer vielleicht nur aus Tagesblättern von Geschwornen, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gehört hat, mag wohl meinen, es seien drei von einander unzertrennliche Schwestern und mag dann, weil er die gefährliche Nähe der Einen fürchtet, auch die beiden Andern verwerfen. Wer aber die Gesetze und die Einrichtungen der verschiedenen Länder selbst kennt und ihr Verhältnifs gründlich, mit unbefangenem Blicke erwägt, mufs zu der Ueberzeugung gelangen, dafs der Glaube an diese Unzertrennlichkeit in der That gar keinen Grund hat. Bedarf es doch nur eines Blickes selbst auf den *französischen* Strafprocefs, und die mit der Unterscheidung zwischen crimes, delits und contraventions zusammenhängende verschiedene Gerichtsorganisation, um zur Erkenntnifs des Irrthums zu gelangen, — der Einrichtungen von *Holland*, verschiedener *Schweizer*-Cantone und mehrerer *italiänischer* Staaten gar nicht zu gedenken, wo wir auch bei den schweren Verbrechen Mündlichkeit und Oeffentlichkeit *ohne* Geschwornengerichte finden.

Deshalb können wir auch die *Ordnung*, in welcher der Verf. S. 86 f. die zu behandelnden Fragen aufführt und erörtert, indem er 1) Anklageschaft; 2) Geschwornengericht; 3) Oeffentlichkeit und erst 4) Mündlichkeit bespricht, durchaus nicht zu der unsrigen machen. Die Frage, ob Geschworne richten sollen oder nicht, ist für uns jedenfalls die letzte und die Mündlichkeit mufs nothwendig *vor* der Oeffentlichkeit zur Erörterung kommen, weil es keine Oeffentlichkeit ohne Mündlichkeit giebt, wohl aber *Mündlichkeit ohne Oeffentlichkeit*, und weil die Einführung der Mündlichkeit noch auf andern und dringendern Gründen beruht als die Oeffentlichkeit. Auch macht erst die Begründung eines mündlichen Verfahrens die Einführung einer *accusatorischen Form* des Processes — unter Beibehaltung des inquisitorischen Princips — durchaus nothwendig. Uebrigens ist mit jenen vier Fragen der wesentlichen Reformation des Criminal-Processes keineswegs Genüge geschehen. Wenigstens ist für Ref. z. B. auch die Frage von der *Orga-*

*) Auch was *Biener* später (S. 116) bemerkt, dafs in den reformatorischen Vorschlägen der Neuern die *Mündlichkeit blofs im Zusammenhang mit dem Geschwornengericht* und der *Zulassung des Publicums* zu den Gerichtsverhandlungen in Anspruch genommen werde — dafs es indessen *erlaubt* sein werde, diesen Punct an und für sich zu betrachten, ferner dafs in dem Verlangen nach Mündlichkeit eigentlich *dreierlei* liege: 1) die persönliche Stellung des Angeschuldigten; 2) die Unterlassung des Protocollirens; 3) das Plädiren (S. 118 f.), dafs aber unter Mündlichkeit von vielen auch die Verhandlung des Processes vor den erkennenden Richtern verstanden werde, was aber bei der Frage wegen der Oeffentlichkeit zur Sprache gekommen sei, — beruht auf einer Umkehrung des wahren Verhältnisses und Zusammenhanges der Dinge. — Die persönliche Stellung des Angeschuldigten (doch wohl auch der Zeugen u. s. w.) kommt aber als ausgemachte Sache gar nicht in Frage.

Digitized by Google

nisation und Besetzung der Gerichte sowohl bei der Untersuchungsführung als hinsichtlich der Urtheilsfällung, ferner von dem Umfang und dem richtigen Verhältnifs der *Angriffs-* und *Vertheidigungsmittel*, so wie von den zur möglichsten Ausschliefsung der Willkühr nothwendigen *Formen* der processualischen Handlungen von der gröfsten Bedeutung.

Was nun zunächst:

I. Die *Mündlichkeit des Verfahrens* betrifft, so ist es eine, die damit ausgesprochene Forderung ganz ins unrechte Licht stellende Angabe, wenn der Verf. (S. 85) sagt: unter Mündlichkeit werde theils die Unterlassung des Protocollirens, theils das Plädiren (Anklage- und Vertheidigungsreden), häufig auch beides zugleich verstanden. Dafs man im gemeinen Leben diese Vorstellung finden mag, ist möglich; allein der gegenwärtige wissenschaftliche Standpunct der Sache, wie er sich selbst in neuern ständischen Verhandlungen in Würtemberg, Sachsen und Baden herausgestellt hat, wird durch jene theils unwesentlichen theils nur accessorischen Momente eben so wenig richtig bezeichnet, als es Beifall verdient, wenn die Vertheidiger des herrschenden Verfahrens das Wesen des *schriftlichen* Verfahrens in dem *Schriften-Wechsel* von Partheien finden, und auf diesem Wege zu der beruhigenden Ueberzeugung gelangen, dafs unser Inquisitions-Procefs *schon jetzt mündlich sei* und dafs die Bezeichnung desselben als eines schriftlichen Verfahrens als eine das Institut verdächtigende Calumnie betrachtet werden müsse. (Vergl. z. B. *Bauer*, in der Zeitschr. f. deutsches Strafverf. Neue Folge. Bd. II. S. 124 f.). Das Wesen der Mündlichkeit, wie es z. B. auch schon in einer für eine preufsische Provinz (Neu-Vorpommern) versuchsweise — wir wissen nicht mit welchem Erfolge — erlassenen Verordn. v. 18. Mai 1839, wenn auch ungenügend, aufgefafst zu sein scheint, besteht darin, dafs unmittelbar ab ore ad aures verhandelt wird, d. h. dafs die Haupthandlungen des Processes, auf deren Resultat das Erkenntnifs zu gründen ist, nicht blofs durch das Medium der Schrift zur Kenntnifs des urtheilenden Gerichts gelangen, sondern *unmittelbar vor ihm selbst* vorgenommen und vollzogen werden. Dafs dies eben in unserem Processe nicht der Fall ist, ja dafs nicht einmal die über die gerichtlichen Verhandlungen aufgenommenen Protocolle zur *unmittelbaren* Kenntnifs der Richter gelangen, sondern wieder erst durch das Medium der Relation, — (wodurch dem so trefflichen Ausspruch *Hadrians:* „*Testibus* se, non *testimoniis* crediturum" offenbar auch zuwider gehandelt wird) — und dafs darin gerade das Haupt- und Grund-Gebrechen unseres Verfahrens besteht, ist allgemein bekannt und fast von Allen, die in der Sache das Wort geführt haben, — auch von unserm Verf. — zugegeben. Viel richtiger hat man daher die Forderung der *Mündlichkeit* durch das Verlangen nach *Unmittelbarkeit* des Verfahrens bezeichnet, was dann auch auf die Frage von der *Oeffentlichkeit* des Verfahrens analog zur Anwendung kommen kann, indem es sich auch hier darum handelt, ob die Bürger blofs *mittelbar*, oder auch *unmittelbar* von den Verhandlungen des Gerichts Kenntnifs zu nehmen in Stand gesetzt werden sollen. (Vgl. *Feuerbach*, Betracht. üb. die Oeffentlichk. u. Mündlichk. Th. I. S. 25 f.).

Diese *Unmittelbarkeit* des Verfahrens, oder die s. g. *Mündlichkeit*, führt aber keineswegs die Unterlassung des Protocollirens oder einer möglichst getreuen schriftlichen Aufzeichnung der Verhandlungen mit allen erheblichen Nebenumständen mit sich. Im Gegentheil erscheint es als nothwendig, dafs auch diese stattfinde, nicht um darauf *durch das Medium einer Relation* das Urtheil zu gründen, sondern weil eine solche Aufzeichnung für spätere Zwecke, besonders für die *Instanz der Rechtsmittel*, nicht entbehrt werden kann. Dafs ferner alle Momente der Anschuldigung und Vertheidigung von den dazu berufenen Personen zusammengestellt und in freier lebendiger *Rede* ausgeführt werden, ist wünschenswerth und entspricht dem ganzen Zweck und Geist des auf Unmittelbarkeit gegründeten Verfahrens; als absolut nothwendige Folge kann man es aber nicht betrachten und Modificationen verschiedener Art sind hier denkbar, und schon in Gesetzen z. B. der Würtembergischen Strafprocefsordnung zu finden. Als *Hauptfrage* stellt sich vor allen Dingen heraus: Ob die Gegenwart des erkennenden Gerichts bei den zur Periode der Untersuchung gehörigen Handlungen *von Anfang an* eintreten, die Unmittelbarkeit des Verfahrens also eine ganz unbeschränkte sein soll? Diese Frage kann und mufs aber entschieden *verneint* werden. Die Unmittelbarkeit in solcher Ausdehnung wäre offenbar nutzlos und zweckwidrig. In der Natur der Sache liegt die Nothwendigkeit einer Trennung der *Voruntersuchung* von dem *Hauptverfahren* und auf Letzteres mufs die Gegenwart des

Digitized by Google

erkennenden Gerichts beschränkt werden. Jeder Sachkundige weiſs, daſs zur Production der, die Verurtheilung oder Freisprechung bedingenden, thatsächlichen Momente eine Menge vorbereitender Schritte erforderlich ist, bei deren Vornahme man noch gar nicht wissen kann, ob sie ein Resultat liefern werden. Diese Schritte müssen, wenn sie nicht meistens erfolglos bleiben sollen, vor allen Dingen mit der möglichsten Schnelligkeit vollzogen werden, wobei selbst der Ort der Handlung nicht selten wechseln kann, z. B. wegen der nothwendigen Local-Besichtigungen und anderer auf Ermittelung des objectiven Thatbestandes gerichteten Handlungen. Die Theilnahme des erkennenden Gerichts würde hier häufig dem Zwecke der Voruntersuchung nachtheilig und hindernd in den Weg treten und der Vortheil eines *zusammenhängenden* Beweis- oder Hauptverfahrens, wodurch zugleich der reelle Nutzen unserer *Relationen* conservirt wird, verloren gehen. Der einzige Einwand, der hiergegen erhoben werden könnte, wäre, daſs ja doch das erkennende Gericht, wenn es bei Erhebung des s. g. objectiven Thatbestandes nicht gegenwärtig sei, in Beziehung auf diejenigen Objecte und Handlungen, deren Production und resp. Reproduction nicht vor ihm geschehen könne, keine unmittelbare Anschauung gewinne. Allein dieser Einwand ist in der That unerheblich, wenn man erwägt, daſs Localitäten, die äuſsern Spuren verübter Gewaltthätigkeit an Personen oder Sachen, die an einem Leichnam vorgefundenen Verletzungen u. s. w. rein *objective* Momente sind, die eine vollkommne getreue Beschreibung zulassen und auch auf andere Weise dem Nichtgegenwärtigen zur sichern Erkenntniſs gebracht werden können, was dagegen bei allen, die *subjective* Schuld des Angeklagten betreffenden, Momenten *nicht* der Fall ist. — Der Verf. hat sich über diese Frage nicht bestimmt ausgesprochen. Nur aus demjenigen, was er über das Auftreten des Staatsanwalts und Vertheidigers (S. 98 f.) in den verschiedenen Stadien des Processes, über diese selbst und die „Zulassung des Publicums" dabei (S. 110 f.), bemerkt, läſst sich durch Schluſsfolgerungen etwas darüber entnehmen.

Sind nun auf diese Weise, in Verbindung mit der Frage über die Unmittelbarkeit des Verfahrens, zwei Hauptstadien des Processes — die *Voruntersuchung* und das *Hauptverfahren* — festgestellt, so läſst sich hieran die weitere Frage knüpfen, ob nicht auch die Voruntersuchung wieder in zwei Stadien gesondert und dabei in *bestimmter Form* das erste von dem zweiten Stadium zu trennen sei? Hierbei greift, wie auch *Biener* richtig erkannt hat, der in der Natur der Sache begründete Unterschied des gemeinrechtlichen Processes zwischen General- und Special-Inquisition ein und was der Verf. darüber (S. 98 f.) bemerkt, muſs auch vom Unterz. gebilligt werden. Der Moment, wo eine bestimmte Person als Angeschuldigter behandelt werden muſs, mag er auch gleich nach Einleitung des Verfahrens eintreten, bleibt zu wichtig und bedeutungsvoll, als daſs er nicht auf die Form des Verfahrens Einfluſs haben müſste. Zugleich kömmt aber auch dabei wieder die Gerichtsorganisation in Frage.

II. Bei der *zweiten* Hauptfrage, ob die Reform des Strafverfahrens die *Anklageschaft* in sich aufzunehmen habe (*Biener* S. 87 f.), ist es, wie die Sache jetzt steht und schon lange gestanden hat, kaum nothwendig, sich dagegen zu verwahren, daſs damit keineswegs eine Erneuerung des alten accusatorischen Processes, wie ihn z. B. noch die P. G. O. als modus procedendi ordinarius hinstellt, und noch weniger ein Aufgeben des *inquisitorischen Princips* — wie es sich ja schon im römischen Rechte neben der Form des Anklageprocesses geltend gemacht hat und auch in der P. G. O. schon durch Art. 47. im Gegensatz zur s. g. Verhandlungsmaxime des Civil-Processes anerkannt wird — gemeint sei. Auch ist es bekannt genug, daſs der Strafproceſs der neuern Zeit überhaupt, auch z. B. der französische, wesentlich auf dem inquisitorischen Princip beruht. — Die Hauptfrage, wie sie auch der Verf. unserer Abhandl. richtig gestellt hat, ist, ob *eine besondere Vertretung des Staats* durch einen s. g. *Staatsanwalt* sich als eine nothwendige und zweckmäſsige Einrichtung, im Gegensatz zur jetzt gewöhnlichen Gestaltung unseres Inquisitions-Processes, darstelle? Auch wir bejahen diese Frage mit voller Ueberzeugung und fordern mit dem Verf., daſs der Richter von der Function als Ankläger entbunden und seine Stellung möglichst zu einer rein richterlichen, zu einer *über* Anklage und Vertheidigung stehenden, aber doch nach dem inquisitorischen Princip für beide selbstthätig mitwirkenden gemacht werde.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

Ueber die neueren Vorschläge zur Verbesserung des Criminal-Verfahrens in Deutschland. Von Dr. Friedrich August Biener.

(Schlufs.)

Was man dagegen einwenden könnte, dafs der Staat bei sich selbst, oder dem Strafrichter als seinem Repräsentanten, nicht wieder besonders vertreten werden könne, wäre eine völlig unpraktische, überdies durch die Stellung des Staats in Civilstreitigkeiten widerlegte, Idee. Nur gegen zwei Extreme mufs man sich hierbei von vornherein verwahren: *Erstlich*, dafs nicht das Institut des Staatsanwalts dem, ohne Staatsanwalt beendigten Inquisitions-Processe in seiner jetzigen Form blofs *angehängt* werde, wie in neuerer Zeit einige derartige Versuche gemacht worden sind; und *zweitens*, dafs dem Staatsanwalt Nichts überlassen werde, was zum Amte des Richters gehört. Der Staatsanwalt mufs die richterliche Thätigkeit provociren und im Laufe des Verfahrens seine Anträge stellen können. Allein der Richter hat frei über ihre Zulässigkeit zu entscheiden und der Staatsanwalt kann und darf nie selbst Untersuchungshandlungen vornehmen. Auch ist es eine von der Gerechtigkeit gebotene, nothwendige Forderung, dafs dem Vertheidiger, für die Zwecke der Defension, im Ganzen *die nämlichen Rechte eingeräumt werden*, wie dem Staatsprocurator für die Zwecke der Anklage. Beide müssen schon in der Voruntersuchung wirksam werden können; *Angriffs-* und *Vertheidigungswaffen* müssen aber auch in dieser Hinsicht gleich sein. Was der Vf. (S. 99 f.) darüber bemerkt, würde vollkommene Billigung verdienen, wenn es noch schärfer und bestimmter ausgedrückt wäre.

III. Wie schon früher angedeutet worden ist, mufs die gehörige *Organisation* und *Besetzung der Gerichte* als eine der ersten und wichtigsten Forderungen betrachtet werden. Hierin liegt gewissermafsen das belebende Princip, das Triebrad für den ganzen Procefs; auch ist es eine alte Erfahrung, dafs die besten Einrichtungen und Gesetze nichts fruchten, wenn nicht die sie anwendenden Personen dazu willig und geschickt sind. Vor allen Dingen handelt es sich dabei um die durchgreifende Trennung der Untersuchungs- und erkennenden Gerichte, wenigstens in Beziehung auf die wichtigern Criminalfälle. Ferner müssen auch die Untersuchungsgerichte, als solche, eine collegialische Verfassung erhalten, damit besonders die wichtigen Schritte, die Einleitung und Fortsetzung der Untersuchung, Verhaftung, Special-Inquisition u. s. w. nicht blofs dem Ermessen und der, sich gewöhnlich steigernden Willkühr des Einzelnen überlassen bleiben, wenn auch die *provisorische* Vornahme der Untersuchungshandlungen, besonders wo Gefahr beim Verzuge ist, dem Arbitrium *eines* Beamten, oder s. g. *Instructionsrichters* überlassen bleiben mufs. Von besonderer Wichtigkeit ist dann gerade die Bestellung dieses Instructionsrichters und die Wahl tüchtiger Actuare oder Protocollführer. Leider findet man in beiderlei Beziehung in Deutschland noch die mangelhaftesten Einrichtungen und schädlichsten Mifsbräuche, zum Theil in Folge eines besonders hier übel angebrachten, Ersparungssystems, welches z. B. die Bestellung tüchtiger, der Rechte kundiger und geschickter Protocollführer hindert und blofs lebendige Dictir-Maschinen an ihre Stelle setzt. Dabei ist es, namentlich in Ländern, wo die Untergerichte noch mit allen möglichen Administrativ- und gerichtlichen Geschäften beauftragt sind, eine sehr nachtheilig wirkende Gewohnheit, dafs häufig gerade die jüngsten Mitglieder des Gerichts mit den Untersuchungssachen beauftragt werden, während doch gerade zu Instructionsrichtern nur solche Männer bestellt und ausschliefslich dazu committirt werden sollten, welche schon hinreichende Erfahrungen, möglichst auch als Räthe eines Mittelgerichts, gesammelt haben und sich im erprob-

Digitized by Google

ten Besitze derjenigen theoretischen Kenntnisse und moralischen Eigenschaften befinden, ohne welche eine tüchtige Verwaltung der Untersuchungs-Geschäfte unmöglich ist. — Dies wird um so leichter geschehen können, wenn (auch mit Beseitigung der einer guten Criminalrechtspflege besonders hinderlich gewesenen Patrimonial-Gerichte) die Criminal-Untersuchungsgerichte einen umfassendern Sprengel erhalten und dabei zugleich durch gehörige Feststellung des Rechts und der Pflicht des *ersten Angriffs* in Betreff der Local-Behörden den möglichen Nachtheilen einer zu weiten Entfernung des Untersuchungs-Gerichts begegnet wird. Auch wird nur unter dieser Voraussetzung (der Einrichtung gröfserer Criminal-Sprengel) die Ausführung guter Gefängnifsanstalten und anderer Institute der s. g. gerichtlichen Polizei möglich sein. Die Zuziehung von *Schöffen* bei den wichtigern Untersuchungshandlungen, besonders bei den Verhören des Angeschuldigten, würde aus dem gemeinrechtlichen Strafverfahren auch beizubehalten, dabei aber durch Erlassung einer zweckmäfsigen Wahlordnung die willkührliche Bestellung durch den Untersuchungsrichter zu beseitigen sein. Bei einer selbstständigen Gemeinde-Verfassung mit Gemeinde-Vorstehern und Bürger-Repräsentanten würde sich das zeitige Schöffenamt sehr gut damit in Verbindung bringen lassen.

Die *erkennenden* Gerichte — vorläufig abgesehen von dem Institute der Geschwornen — müssen mit einer gröfsern Anzahl rechtskundiger, und hinsichtlich ihrer Stellung als Richter wahrhaft selbstständiger und unabhängiger Personen besetzt werden. Dabei ist dem Angeschuldigten ein *freies Recusationsrecht* hinsichtlich zweier oder dreier Mitglieder des Gerichts einzuräumen und die Geltendmachung anderer, durch Anführung und Bescheinigung von bestimmten Verdachtsgründen bedingten, Recusationen nicht zu sehr zu erschweren. Wieviel Beisitzer in jedem Falle das Urtheil zu finden haben, wäre, mit Rücksicht auf die Schwere des Verbrechens, genau zu bestimmen und aufserdem festzusetzen, dafs eine Verurtheilung auf Indicien, z. B. nur mit zwei Drittel der Stimmen beschlossen und die Todesstrafe nur durch Einstimmigkeit erkannt werden könne. — Alles dies sind Einrichtungen von der gröfsten Wichtigkeit, die von dem Verf. unserer Abhandlung nicht erörtert worden sind. Dagegen hat er sich

IV. ausführlicher über die *Oeffentlichkeit* des Criminal-Verfahrens (S. 110 f.) oder vielmehr *dagegen* ausgesprochen. Ref. mufs sich aber entschieden *für* die Oeffentlichkeit des Hauptverfahrens erklären. Wenn irgendwo, so tritt hier die Einseitigkeit der *blofs historischen* Betrachtungsweise an's Licht. Der Verf. bemerkt: Ein *Recht* für das Publicum, der Schlufsverhandlung beizuwohnen und von dem Gange der Untersuchung unmittelbar unterrichtet zu werden, lasse sich *wohl* nicht nachweisen. Wie kann denn hier überhaupt von einem *Rechte* die Rede sein, wo es sich um eine im öffentlichen Interesse zu verwirklichende *Einrichtung* handelt? Die Frage kann blofs sein, ob die Oeffentlichkeit im *Interesse* nicht sowohl des Publicums, welches gerade zuzuhören Lust hat, sondern im Interesse des *Staats* und der durch ihn zu gewährenden, lebendigen Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit und im Wesen der *Strafjustiz* als solcher liege? und da ist es doch in der That eine zu leichte Abfertigung der Sache, wenn der Verf. meint, „die rechtsphilosophischen Gründe, welche von Andern ausgeführt worden seien, schienen ihm nicht mehr als die Veröffentlichung der Urtheile und ihrer Gründe zu ergeben," womit also nur die Nothwendigkeit einer Art *mittelbarer* Oeffentlichkeit zugegeben wird, obwohl auch hier von vornherein würde behauptet werden können, dafs so wie „schon im Allgemeinen die *unmittelbare* Erkenntnifs eines Dinges ohnstreitig der *blofs mittelbaren* vorgeht," so auch die unmittelbare Oeffentlichkeit die Vermuthung für sich haben müsse, wenn doch einmal, wie zugegeben wird, *eine* sein soll. Das Sonderbarste aber ist, dafs hier die historische Methode sich gewissermafsen selbst um ihr Eingebrachtes bringt. Denn anstatt hier das althistorische Institut der Gerichtsöffentlichkeit zu vertheidigen und auch für unsere Zeit m. m. in Anspruch zu nehmen, findet sie, was freilich nicht schwer ist, heraus, dafs die altdeutsche Gerichtsöffentlichkeit sich hierin und darin von der neuern Gerichtsöffentlichkeit unterscheide und deshalb für uns nicht passe. Sie ist aber unfähig, das wahre Interesse und Bedürfnifs der Gegenwart gehörig zu fassen und auf diesem Wege, das alte, von einem fremden Eindringling hauptsächlich bei Seite gebrachte Erbgut der Vorfahren zu retten und für die jetzige Zeit passend zu gebrauchen. Die altdeutsche Gerichtsöffentlichkeit steht allerdings

Digitized by Google

mit der ganzen germanischen Verfassung, wonach insbesondere die versammelte Gemeinde der Freien auch der Richter über die Genossen war, im engsten Zusammenhange und hatte also zunächst darin ihren Grund, dafs das Volk in diesem Sinne als Inhaber der richterlichen Gewalt natürlich bei dem Gerichte gegenwärtig sein *mufste*. Allein hat sich die Gerichtsöffentlichkeit nicht fernerhin erhalten, als die Idee von der dem Volke zuständigen Gerichtsbarkeit längst in den Hintergrund getreten war und das Gericht nun im Namen des Königs oder des mit der Gerichtsbarkeit Beliehenen, später auch als Bestandtheil eines *eigenen* Rechts, geltend gemacht wurde? und ist nicht da, wo der Entwickelung der germanischen Elemente kein äufseres Hindernifs in den Weg trat, wie z. B. in England, aus dem alten Keim, wenn auch auf einem zum Theil veränderten Boden, eine neue Blüthe und eine den Volksgeist stärkende und nährende Frucht hervorgewachsen? — Für Deutschland hat, wie der Verf. selbst (S. 114) bemerkt, noch die P. G. O. Art. 78 f. in dem endlichen Rechtstag eine Erinnerung an die alte Gerichtsöffentlichkeit festgehalten, welche freilich auch allmählig in die Hegung des sogenannten hochnothpeinlichen Halsgerichts bei Execution von Todesurtheilen zusammengeschrumpft ist. Damit läfst sich aber kaum zusammenreimen, wenn es S. 111 heifst: „Die Oeffentlichkeit des endlichen Rechtstages in der P. G. O. ist übrigens wirklich eine *moderne*, nicht die altdeutsche." Der Freiherr von *Schwarzenberg*, der treffliche Mann, der seine Zeit und was dem Volke und der Rechtspflege Noth thue, wohl begriff, scheint wenigstens nicht in der Meinung gestanden zu haben, dafs er etwas Modernes sanctionire, wenn er (Art. 123. der Bamb. H. G. O.) sagt: „und soll doch nichts desto weniger auf dem endhaften Rechtstag *um des gemeinen Volks* und *alter Gewohnheit* willen, die *öffentliche* gerichtliche Handlung, wie vor davon aufgeschrieben ist, *aufs guter Meinung* auch nicht unterwegen bleiben."

Die Gründe, welche für die Oeffentlichkeit sprechen und sie als eine nothwendige Garantie einer unpartheiischen, durch das allgemeine Vertrauen geheiligten, Criminal-Rechtspflege erscheinen lassen, hier ausführlich darzustellen, oder die gewöhnlich hervorgehobenen Nachtheile, welche von den Vortheilen gewifs weit überwogen werden, als unerheblich und als auf eitlen Befürchtungen beruhend zu widerlegen *), würde die Gränzen dieser ohnedies schon so ausgedehnten Recension zu weit übersteigen und kann um so weniger von Ref. hier gefordert werden, als auch der Verf. diese Fragen (S. 115) aus den Gränzen seiner Untersuchung verwiesen kat. Nach Ref. innigster Ueberzeugung ist die *Oeffentlichkeit*, obwohl sie nicht als eine so durchaus und *unmittelbar* nothwendige Voraussetzung für eine gerechte Urtheilsfällung erscheint, wie die *Mündlichkeit* in dem oben damit verbundenen Sinne, doch *mittelbar* der unentbehrliche *Schlufsstein* für den Aufbau eines reformirten Strafverfahrens, ohne welchen dem Gebäude immer die innere selbstständige Tragkraft fehlen und die Wirksamkeit der besten Criminalprocefs-Gesetze nur eine beschränkte bleiben wird. Wo aber die für die Entwickelung unseres öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland so nachtheilige und beklagenswerthe *Scheu* vor der Oeffentlichkeit einmal die Gemüther beherrscht, da läfst sie sich durch *Gründe* eben so wenig beseitigen, als man überhaupt den Furchtsamen durch vernünftige Gründe in einen kühnen und tapfern Mann verwandeln kann. Gewisse, durch die Rücksicht auf die Sittlichkeit gebotene Schranken der Oeffentlichkeit sind als blofse *Ausnahmen* natürlich nicht ausgeschlossen; auch mufs den der unreifen *Jugend* überhaupt und es kann dem, für das öffentliche oder Staatsleben nicht geeigneten, *weiblichen Geschlechte* der Zutritt zu den Schranken des Gerichts versagt werden. Eine blofse *Veröffentlichung* der *Resultate* der gerichtlichen Verhandlung ist dagegen ungenügend. — Erfreulich ist es aber, selbst von dem Verfasser unserer Abhandlung, ungeachtet der historischen Bedenken *wider* die Oeffentlichkeit des Criminal-Verfahrens, doch noch (S. 115) das Bekenntnifs zu vernehmen: „Es scheine nach den bisher gemachten Erfahrungen, als ob die Oeffentlichkeit keine grofsen Nachtheile hervorbringe, besonders wenn die Voruntersuchung gut und vollständig geführt sei, — und man würde

*) Am auffallendsten könnte es sein, dafs selbst ein französischer Advokat, Herr *Fölix*, sich in neuester Zeit in einer besondern Schrift (deutsch: Carlsruhe 1843) gegen die Oeffentlichkeit ausgesprochen hat (S. 54—67); allein zur Widerlegung desselben genügt schon der Aufsatz des Gen. Adv. *de Vaulx* in der Zeitschr. f. Rechtsw. und Gesetzg. des Auslandes. Bd. XVI. Heft 2. S. 153 f.

Digitized by Google

den Gewinn haben, dafs Richter und Advocaten mit vermehrtem Eifer ihren Pflichten genügten und in der öffentlichen Achtung stiegen." —

V. Es bleibt jetzt, abgesehen von einer Menge anderer für die Reform des Strafverfahrens wichtiger Erwägungen, z. B. über die (materiellen) Rechtsmittel und ihre Vereinbarkeit mit dem Princip der Mündlichkeit — noch eine vom Verfasser (S. 102 f.) behandelte Frage, nämlich über die Einführung der *Geschwornengerichte*, — welche nach des Refer. Ansicht durchaus unabhängig von Anklageschaft, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens gehalten werden mufs — zur Betrachtung übrig. Doch können auch nur einige kurze Bemerkungen *hier* ihren Platz finden. — Der Verfasser erklärt sich *gegen* die Einführung der Geschwornen-Gerichte und Referent kann deshalb um so weniger mit ihm rechten, als er selbst gegen ihre Einführung derselben in Deutschland stimmen würde; mehr würde im Einzelnen gegen die Art und Weise, wie die Gründe für und wider aufgestellt und abgewogen sind und gegen *die* Voraussetzung einzuwenden sein, dafs bei dem gemachten Vorschlage, statt rechtsgelehrter Richtercollegien Geschworne einzuführen, blofs die *französische* Juri in's Auge gefafst sei. Ist damit blofs die grofse Menge, nebst der Mehrzahl der Zeitungsscribenten gemeint, so mag der Verfasser Recht haben; diese kommen aber hierbei doch zunächst nicht in Betracht. Gerade in neuerer Zeit ist mehrfach und gründlich nachgewiesen, dafs man das Geschwornengericht, wie es in England in reiner und unverfälschter Gestalt uns entgegentritt, und nicht die französische Umbildung desselben in's Auge zu fassen habe. Eine Hauptfrage, welche vorher gründlich erwogen werden mufs, ist die Möglichkeit, Zweckmäfsigkeit und der rechtliche Werth einer *gesetzlichen Beweistheorie*, und auch in dieser Beziehung steht die Sache in England etwas anders als bei dem französischen Institut. Wie alle menschlichen Einrichtungen, so haben auch die Geschwornengerichte ihre gute und ihre schlechte Seite. Dasselbe gilt aber auch von den rechtsgelehrten Richtercollegien. So wie es thöricht ist, von einer absolut besten, für alle Zeiten und Völker anwendbaren Staatsverfassung zu reden, so mufs auch die Behauptung, dafs es eine absolut den Vorzug verdienende Gerichtsorganisation gebe, eine Thorheit genannt werden. Das Geschwornengericht bietet gewisse eigenthümliche Garantieen für eine gerechte Urtheilsfällung dar, welche den rechtsgelehrten Richtercollegien fehlen. Dasselbe mufs aber auch umgekehrt von der in Deutschland herrschenden Einrichtung behauptet werden. Der Werth der Geschwornengerichte ist ein höchst relativer. Er wird vor Allem bedingt durch die Beherrschungs- und Regierungsform des Landes, durch andere politische Einrichtungen, insbesondere eine freie Presse, und durch den Charakter und die moralische und politische Bildungsstufe des Volks. Wo sich die Jury aus nationalen Elementen entwickelt hat, wo sie mit der politischen Verfassung und dem ganzen Volksleben zusammengewachsen ist, da wird sie allerdings als ein grofses und wichtiges Gut betrachtet. Daraus folgt aber nicht, dafs sie überall und auch da einzuführen sei, wo sich ein wahres Bedürfnifs danach noch nicht geltend gemacht hat und wo sie, wegen mangelnder Vorbedingungen und wegen des Widerspruchs mit einer Menge anderer nothwendiger und nicht zu beseitigender Institute nur ein kümmerliches Dasein geniefsen, mehr schädlich als vortheilhaft wirken würde.

Was der Verfasser schliefslich noch (S. 122 f.) wider einige, dem Inquisitions-Procefs gemachte, unbegründete Vorwürfe, bemerkt, z. B. gegen die Behauptung, dafs er hauptsächlich zu Gunsten der Hexen-Processe in Deutschland eingeführt sei, verdient vollkommene Billigung. Nur eine Bemerkung (S. 126) hätte Referent lieber nicht vorgefunden. Sie lautet: „Das Abnehmen der Hexen-Processe erklärt sich sehr einfach aus dem eintretenden Religions-Indifferentismus, welcher ein Stück der neuern sogenannten Aufklärung ist." Es liefsen sich hieran manche Folgerungen anknüpfen, die wir aber nicht aussprechen, weil wir überzeugt sind, dafs es der Verfasser nicht so schlimm gemeint hat, wie die Worte verstanden werden könnten. Jedenfalls brauchen wir nicht zu fürchten, dafs das Gottlob auch in der evangelischen Kirche wieder erwachte lebendige Interesse für Religion und kirchliche Verhältnisse uns zu den Hexen-Processen zurückführen werde! —

H. A. Zachariä.

Digitized by Google

Univers Library

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1845.

XV.

Plato's Staat übersetzt von K. Schneider. Breslau, 1839. *Schletter. IV. u.* 316 S. 8.

Wie verschieden auch die Ansichten sind, welche man seit dem wiederbelebten Studium der griechischen Philosophie über Aechtheit oder Unächtheit einzelner platonischer Dialoge, über das Verhältnifs derselben zum ganzen System, über die Reihenfolge ihrer Abfassung aufgestellt und vertheidigt hat: so stimmen doch im wesentlichen Alle über die Bücher vom Staate überein, dergestalt, dafs sie in ihnen den Abschlufs vieler früher aufgenommenen Fragen finden und so ziemlich den Mittelpunct des Systems überhaupt erkennen. Je eifriger nun aber unsere Zeit bei dem grofsen Gange der Philosophie sich betheiligt und je unverkennbarer sie das Ziel verfolgt, über bestimmte ethische Fragen von grofser Wichtigkeit sich klar zu werden und mit Auffindung der letzten Grundsätze zugleich ein Regulativ für die Zukunft zu gewinnen, um so wichtiger mufs es ihr natürlich sein, hierüber auch die alten Philosophen zu vernehmen. Es verdient daher volle Anerkennung, dafs Sachverständige sich der in vieler Hinsicht höchst undankbaren Arbeit unterziehen, solche Werke des Alterthums wie das vorbenannte durch Uebersetzungen auch den Nichtkennern der griechischen Sprache vorzulegen, und wird dadurch die Vergleichung mit den entsprechenden Schöpfungen deutscher Philosophie wie besonders der Fichte'schen Staatslehre um so leichter und die philosophische Bildung im Allgemeinen gefördert und geklärt. So bedarf es keiner weitern Beweisführung, um den vortheilhaften Einflufs darzuthun, welchen Schleiermacher durch seine Uebersetzung Plato's auf die Kenntnifs der griechischen Philosophie ausgeübt hat. Wie aber die Uebersetzungen klassischer Meisterwerke ihr Ziel das Vorbild in fremder Sprache möglichst treu zu wiederholen nur annähernd erreichen können, so ist eben deswegen ein immer erneutes Hinstreben zu diesem Ziele nicht nur entschuldigt sondern vollkommen gerechtfertigt. Besonders gilt dies aber im vorliegenden Falle, da sowohl Auffassung und Erklärung der platonischen Philosophie in den letzten Jahrzehnten sehr vorgeschritten ist, als auch bei der Schleiermacherschen Uebersetzung das Bestreben selbst die Satzbildung des Originals treu wiederzugeben der Verständlichkeit und Schönheit bedeutenden Eintrag gethan hat. Hr. Schneider rügt diesen Mangel selbst (Vorr. III.); wir sind deshalb zu erhöhten Ansprüchen an seine Leistung berechtigt, um so mehr als er ja durch seine Ausgabe der Republik und andere hieher einschlagende Arbeiten, welche leider wohl noch nicht allgemein die verdiente Berücksichtigung gefunden haben, seine vorzügliche Kenntnifs platonischer Sprache und Philosophie dargelegt hat. Und wirklich sind alle die Schwierigkeiten, welche eine so bedeutende Aufgabe wie die vorliegende bietet, von ihm in hohem Grade überwunden und reihet sich seine Uebersetzung würdig an die besten Uebertragungen, welche wir aus der griechischen Sprache überhaupt besitzen. Besonders tritt das Bestreben hervor durchaus deutsch zu schreiben, sowohl in der Ausmerzung vieler einzelnen Fremdwörter als auch in dem ganzen Satzgefüge. Ist dies nun mit möglichster Treue der Uebertragung wirklich verbunden und in Einklang gebracht, wie es sich bei der bekannten Genauigkeit Hrn. S. von selbst versteht, so folgt daraus schon, dafs auch die Schönheit der Form sehr gewonnen haben müsse, und stehen wir nicht an in seiner Leistung einen ganz bedeutenden Fortschritt gegen Schl. anzuerkennen. Der Belag dazu läfst sich durch einzelne Stellen nicht leicht geben; wir können den Leser nur auffordern, selbst den Vergleich anzustellen, wozu wir besonders das siebente Buch und den Schlufs des zehnten empfehlen. Verfolgen wir nun das Werk im Einzelnen, so geschieht dies theils um

Digitized by Google

das Gesagte näher zu bestimmen, theils auch um einige Stellen hervorzuheben, welche uns kleinen Ausstellungen zu unterliegen scheinen.

Zunächst ist schon das Verdienst anerkannt, für einzelne Fremdwörter die entsprechenden deutschen hergestellt zu haben, wie z. B. II, p. 376 „Turnkunst" und „Tonkunst," wofür Schl. „Gymnastik" und „Musik" hatte unnöthig stehen lassen; denn der weitere Begriff der Tonkunst wird ja gleich im Folgenden erklärt. Auch scheint es durchaus zu billigen, dafs VII, p. 533 statt Dialektik, was Schl. bietet, Erforschung des Grundes gesetzt ist, wodurch die ganze Stelle an Klarheit sehr gewinnt. Eben so würde III, p. 410 ἡ φιλόσοφος φύσις durch „wissenschaftliebende Anlage" besser und verständlicher übertragen sein als durch Schl. „philosophische Natur," wenn man nur einer Anlage noch Neigung oder Liebe zuschreiben könnte. Warum nicht „wissenschaftliche Anlage?" Besonders gut ist II. p. 375 flg. der Unterschied zwischen φιλόσοφον und φιλομαθές durch wissenschaftliebend und kenntnifsliebend ausgedrückt, wenn es auch von Plato selbst nachher identificirt wird. Schl.'s „philosophisch" und „lernbegierig" verwischt das Verhältnifs der beiden Begriffe zu einander fast ganz. Weniger einverstanden möchte ich mich damit erklären, dafs φιλόσοφος durch Freund der Wissenschaft übersetzt ist. Offenbar giebt dies in der berühmten Stelle V, p. 473 einen schiefen Begriff, und wird durch die weitere Ausführung und Induction p. 475 nicht vollkommen gerechtfertigt. Denn Plato will doch nicht die blofsen Freunde und Liebhaber der Wissenschaft zu Herrschern machen, sondern diejenigen, welche im wahren Besitz der Philosophie sind, und dies ist gewifs durch Philosoph am besten ausgedrückt. Die blofse Consequenz das griechische Wort immer durch das nämliche deutsche wiedergeben zu wollen, darf hier nicht entscheiden, da ja die Terminologie bei Plato selbst nicht eine ganz feste ist; und andrerseits ist der Begriff der Philosophie besonders seit Aristoteles ein so bestimmter geworden, dafs sich auch für das Wort meistens kein anderes herstellen läfst. Ob nicht unsere Philosophie später mit Auffindung des wahren Princips auch einen andern bessern Namen finden werde, kann natürlich jetzt noch nicht in Betracht kommen. Eben so ist VI, p. 495 C. ἔρημον καὶ ἀτελῆ φιλοσοφίαν λείποντες nicht passend durch „die Wissenschaftsliebe einsam und unreif verlassen" wiedergegeben, da es sich dort ganz besonders um ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft, nicht um blofse Liebe zu derselben handelt. Ein gleiches gilt gewifs von ὅρος Begriff, das H. S. I, p. 331 durch Begrenzung, und besonders von ἰδέα, das er VI, p. 505 u. s. f. durch Begriff übersetzt. Denn die platonische Idee ist weit mehr als der reine Begriff und will *angeschaut* sein, was ja auch sonst mit der platonischen Philosophie stimmt; der Begriff kann aber zunächst nur begriffen oder erkannt werden. Fichte hat versucht, *Idee* durch *Gesicht* zu ersetzen, was aber wegen der vorwiegend subjectiven Bedeutung des letztern abzuweisen ist. Damit hängt denn auch zusammen, dafs θεωρία VI, p. 486 nicht Anblick, wie bei Hrn. S., noch weniger Ueberblick wie bei Schl., sondern Anschauung zu übersetzen ist. Ein anderes Verhältnifs ist es VI, p. 510 wo εἴδεσιν richtig von Schn. und Schl. durch Begriff übertragen ist. Nicht gelungen scheint mir auch die Uebertragung von θυμοειδής „erzürnbar" II, p. 375 u. s. f., was gegen das Original offenbar viel zu enge gefafst ist. Auch Schl., der es „eifrig" übertragen hat, genügt nicht; ganz falsch und aufserdem geschmacklos hat es Fuchse übersetzt „voll leidenschaftlicher Hitze und Temperamentsfeuer." Etwas besser giebt es Brandis (Gesch. der Phil. II, 401) durch eiferartig wieder. Offenbar will Plato den eigentlichen Grund und Boden des Handelns, d. h. bei uns *das Gemüth*, bezeichnen, nur mit der nähern Bestimmung und Richtung auf das Wehrhafte. Es darf also in der Uebersetzung der Anklang an Gemüth nicht fehlen, mag man es nun einfach durch *muthig*, oder näher durch *zornmuthig* wiedergeben.

Schleierm. hat an manchen Stellen aus Bestreben selbst die gehäuften Participialconstructionen des Originals wiederzugeben ganz Undeutsches und Schwerverständliches geliefert. Z. B. III, p. 402 D. „Und nicht wahr, sprach ich, bei wem zusammentreffen gute Gesinnungen, die der Seele einwohnen, und in der Gestalt ihnen gleichmäfsiges und übereinstimmendes, weil derselben Grundzüge theilhaftig, der wäre das schönste Schauspiel für den, der schauen kann?" Wie klar ist dagegen die Stelle in der vorliegenden Uebersetzung: „An welchem also, sagte ich, schöne Sitten in der Seele zusammentreffen mit übereinkommendem und zustimmendem und gleiches Gepräge tragendem in der Gestalt: das gäbe wohl das schönste Schauspiel für

Digitized by Google

den, der sehen kann." IV. p. 435 C. übersetzt Schl.: „da sind wir ja wiederum — auf eine schlimme Untersuchung gestofsen (εἰς φαῦλον σκέμμα);" wogegen Hr. S. richtig „da wäre ja wieder eine Kleinigkeit zu untersuchen," ironisch nämlich. Den Beweis hierfür hat Hr. S. selbst schon in seiner Ausgabe Anm. zu IV, p. 423 C. geliefert; vgl. dazu noch II, p. 368 C. „εἶπον οὖν - ὅτι τὸ ζήτημα, ᾧ ἐπιχειροῦμεν, οὐ φαῦλον, ἀλλ' ὀξὺ βλέποντος," und Theaet. p. 147 C. Besonders erhellt dies auch aus dem folgenden „ἴσως γὰρ τὸ λεγόμενον ἀληθές etc., wodurch ja der Grund für den Einwand des Glaukon „οὐ πάνυ εἰς φαῦλον" angegeben wird. V. p. 456 C. hat Hr. S. die schon von Bekker hergestellte Leseart der Handschriften beibehalten „ἔτι ἐγὼ εἶπον· τί μάλιστα," deren Richtigkeit er bereits in seiner Ausgabe vollkommen bewiesen, und übersetzt also: „Was? wiederholte ich." Schl. hat „weil ich gesagt hatte, was doch (ὅτι ἐγὼ εἶπον cet.); nach seiner Anm. („nicht als ob dergleichen nicht auch sonst und in ganz unbezweifelten platonischen Schriften vorkäme, aber ohne Noth hineinbringen möchte ich so etwas nicht") scheint er ἔτι irrthümlich für handschriftlich unbeglaubigt gehalten zu haben. VI, p. 486 A. μή σε λάθῃ μετέχουσα ἀνελευθερίας übersetzt Schl. schwerfällig: „dafs nicht etwa eine (Natur), ohne dafs du es merkst, auch am unedlen Antheil habe." Viel besser und bündiger Hr. S. „dafs nicht Gemeinheit in ihr versteckt sei." So wird auch seine Uebertragung von φύτουργος X, p. 597 durch „schaffender Meister" den Vorzug verdienen vor dem Schleiermacherschen „Wesenbildner," was vielmehr nur eine Erklärung des platonischen Ausdrucks abgeben kann. Die schwierige Stelle VII, p. 534 D. τοὺς παῖδας — οὐκ ἂν ἐάσεις ἀλόγους ὄντας ὥςπερ γραμμὰς — κυρίους — εἶναι, für welche Schl. nur versuchsweise eine Erklärung vorgeschlagen hat, ohne diese selbs für gewifs zu halten (Anm. p. 584), ist durch Hrn. S. schon genügend in seiner Ausgabe mittelst einer Stelle des Euklid erklärt (αἱ δὲ sc. γραμμαὶ ἀσύμμετροι ἄλογοι καλείσθωσαν) und sind dadurch die anderweitigen unzulänglichen Erklärungsversuche und Conjecturen wie z. B. Stallbaums γραφάς abgewiesen. Seine Uebersetzung „des Grundes ermangelnd wie Irrationalgröfsen" rechtfertigt Hr. S. noch besonders in einer Anm. p. 306. Anschaulich und leicht verständlich ist freilich die Uebersetzung dieser Stelle auch so noch nicht geworden und dies scheint Hr. S. selbst gefühlt zu haben (a. a. O. „man wird die Uebersetzung wenigstens nicht mifsverstehen"). VI, p. 495 E. übersetzt Hr. S. „wie am Leibe verdorben, so auch an der Seele eingeschrumpft und vertrocknet am Ofen ihres Tagewerks," was den Sinn der platonischen Stelle im ganzen richtig wiedergiebt und wenigstens viel besser ist als bei Schl., „die wie schon ihr Leib verkrüppelt ist durch ihre Künste und Gewerbe, so auch durch das unedle darin der Seele nach ganz verweichlicht und gedrückt sind," wo „verweichlicht" und „gedrückt" sich nicht zu einem Begriffe vereinigen lassen. Hr. S. hat hier aus der Etymologie von βαναυσία ein glückliches Bild entnommen, obschon Plato schwerlich an diesen bestimmten Begriff gedacht hat.

An andern Stellen freilich scheint auch Hr. S. der deutschen Sprache einige Gewalt angethan zu haben, wie das bei der Uebersetzung eines so ausführlichen Werkes durch den steten Einflufs des Originals kaum anders kommen kann. So I, p. 342 D. „Beachtet oder befiehlt nun nicht auch kein Arzt, sofern er Arzt ist, das dem Arzte sondern das dem Kranken zuträgliche?," was geradezu undeutsch ist; und verdient hier hinsichtlich der Satzverbindung und der Negationen Schl. den Vorzug: „nicht wahr, also auch kein Arzt als Arzt sieht auf das dem Arzte zuträgliche, noch befiehlt es, sondern das dem Kranken;" nur dafs bei ihm auch das Ende schwerfällig und fremdartig klingt. I, p. 344 B. καὶ ἱερὰ καὶ ὅσια übersetzt Hr. S. „heiliges und gemeines;" Schl. „heiliges und unheiliges." Beides ist zwar nicht falsch, aber doch leicht zu mifsverstehen, da ὅσια zwar öfters und so auch hier das dem allgemeinen Gebrauche Zugängliche bezeichnet, aber nicht, das durch seine innere Natur dem Heiligen und Reinen Entgegengesetzte, woran „Unheiliges" oder gar „Gemeines" so leicht erinnert. Vielleicht ist daher „Geheiligtes und Nichtgeheiligtes" vorzuziehen. Ebendas. E. ist ἔοικας — ἤτοι etc. zu hart übersetzt: „Du scheinst es oder fürwahr um uns dich nicht zu kümmern;" wo schon Schl. deutlicher und gelenker: „Du scheinst fast so, oder doch um uns dich gar nicht zu kümmern. I, p. 354 A. „Aber elend zu sein ist doch unstreitig nicht erspriefslich sondern glücklich" ist undeutlich, wofür also: „sondern glücklich zu sein." Unverständlich ist II, p. 383 C.: „wird sie (die Lüge in der Rede) nicht gegen die Feinde sowohl als auch wenn von solchen, die Freunde heifsen, *welche* von Wahnsinn oder irgend einem Unverstande getrieben etwas übles zu thun unternehmen, dann der Abwendung wegen wie ein Arzneimittel nützlich;" wo abgesehen von der überhaupt schwerfälligen Satzfügung mindestens für *welche* etwa *einige* oder *irgendwelche* zu setzen wäre. Sonst ist der Sinn freilich richtiger getroffen als bei Schl. und die ganze Stelle hat durch Tilgung des Komma hinter φίλων (worüber Hrn. S. Anmerk. in seiner Ausg. nachzusehen) ihre Erklärung gefunden. III, p. 396 E. ist „σμικρὸν δέ τι μέρος ἐν πολλῷ λόγῳ τῆς μιμήσεως" wörtlich übersetzt „einen kleinen Theil in einer langen Rede von der Nachahmung. Allein τῆς μιμήσεως hängt von μέρος ab, wie aus dem folgenden hervorgeht, also:

Digitized by Google

„einen kleinen Theil Nachahmung in einer langen Erzählung." IV, p. 438 B. genügt die Uebersetzung Schleiermachers allerdings nicht: „was von der Art ist, dafs es sich auf etwas *bezieht*, das *bezieht* sich u. s. w." Denn der Begriff der Beziehung ist dem Originale fremd, da von einer viel unmittelbarern Theilnahme die Rede ist. Indefs die Stelle, deren Uebersetzung freilich wegen ihrer abstracten Fassung grofse Schwierigkeiten bietet, ist auch bei Hrn. S. nicht gelungen und kaum verständlich: „Aber doch, sagte ich, ist wie mir scheint alles was das, was es ist, von etwas ist, das wie Beschaffene das (?) von etwas wie Beschaffenen, das an sich aber immer nur das von einem an sich." Vielleicht ist der Satz in folgender Uebertragung deutlicher: „Aber doch, sagte ich, was so beschaffen ist, dafs es durch diese Beschaffenheit irgend einem angehört, ist dies so Beschaffene nur als von einem so Beschaffenen; das aber, was nur an sich ist, ist dies nur von einem Ansichseienden." VIII, p. 556 B. wird die Uebersetzung ebenfalls durch zu genaues Wiedergeben der griechischen Satzfügung undeutsch und unklar. Es heifst nämlich: „So aber, sprach ich, machen die regierenden eben um alles des erwähnten willen die regierten im Staate zu solchen, sich selbst aber und die ihrigen etwa nicht zu Schwelgern die Jünglinge und abgeneigt der Anstrengung u. s. w.;" wo allerdings im Original auch der doppelte Accus. steht σφᾶς δὲ αὐτοὺς καὶ τοὺς αὑτῶν ἄρ' οὐ τρυφῶντας μὲν τοὺς νέους καὶ ἀπόνους." Das ist aber nicht deutsch, und mufs mindestens hinter „ihrigen" noch „anlangend" oder dem ähnliches eingeschoben werden, wie es auch Schl. gethan hat, bei dem überhaupt diese ganze Stelle durch Satztheilung klarer ist. — Ganz unverständlich ist die Uebersetzung X, p. 621 B. „Und dieses, o Glaukon, ist eine wahre Geschichte und nicht mein Mährchen aus," worin ich wenigstens gar keinen Sinn finde, selbst wenn man die Erklärung Hrn. S. in seiner Ausgabe annehmen wollte, wonach οὗτος Subject und μῦθος Prädicat wäre. Gegen diese Erklärung scheinen übrigens die andern platonischen Stellen zu sprechen Phileb. p. 14 A.; Legg. I, p. 645 B.; Theaet. p. 164 D. und überhaupt ist wohl der Artikel ὁ aus dem Par. K aufzunehmen, wie es auch Stallbaum gethan hat.

Hier und da dürfte noch einiges über die Erklärung zu bemerken sein. So giebt Hr. S. I, p. 343 A. „ὅτι τοί σε — κορυζῶντα περιορᾷ durch „Nun ja, weil sie deine Nase übersieht" mit der Anm. p. 288 — „man hat also nicht nöthig hier auch noch an die symbolische Bedeutung der fliefsenden Nase als eines Zeichens der Dummheit zu denken. Auch würde durch eine solche Beziehung, die nur für erwachsenere gelten kann, jene erste durch die *Amme* unzweifelhaft gegebene Andeutung des kindischen Zustandes wiederum aufgehoben." Allein diese symbolische Bedeutung des κορυζᾶν war ja sprüchwörtlich allgemein, wie aus Ruhnken. ad Tim. p. 165 (nicht p. 164, wie Hr. S. in seiner Ausg. citirt) erhellt, und pafst aufserdem zu dem Charakter des Thrasymachus so gut, dafs sie gewifs auch hier festzuhalten ist. Jener Altersunterschied, von dem Hr. S. spricht, fällt hierbei ganz fort, da ja gerade die Erwachsenen durch Beilegung des κορυζᾶν in diesen Zustand der Stumpfheit zurückversetzt werden, welcher als Krankheit vorzüglich den Kindern eigen ist, vgl. Arist. probl. I, 16. — Bei der Erwähnung des Archilochos II. p. 365 B. (τὴν – Ἀρχιλόχου ἀλώπεκα ἑλκτέον) hat Hr. S. schon in seiner Ausg. gegen Ruhnken ad Tim. p. 256 und Stallb. erwiesen, dafs hier nicht an das Fuchsfell, sondern an den Fuchs zu denken sei, was ja auch schon die Uebereinstimmung mit den Worten des Archil. beweist („ἀλώπηξ κερδαλέη συνήντετο πυκνὸν ἔχουσα νόον" frgm. 82 ed. Bergk, der auch unsere Stelle citirt). Uebrigens meint Hr. S. in seiner Ausgabe, dafs Plato hier nicht gerade an diese Fabel des Archil. vom Fuchs und Affen denke („sed magis probabile ex utraque — sc. fabula — petitum et compositum perfectae astutiae exemplum quum ab aliis tum a Platone hic notari"), wogegen er in der Anm. zur Uebers. p. 290 sich für die Anspielung auf eben diese Fabel zu entscheiden scheint. Auf die andere Fabel des Archil. vom Fuchs und Adler kann sich Plato gar nicht beziehen, da in derselben nicht von der List des Fuchses, sondern von der vergeltenden Gerechtigkeit überhaupt die Rede ist. Dafs dagegen die oben erwähnte von Plato gemeint sei, wird aufser dem übereinstimmenden κερδαλέη besonders durch die Gestalt der Fabel erwiesen, wie sie im Babrius erhalten ist, welche doch gewifs dem wesentlichen Inhalte nach mit dem verlorenen Theile der archilochischen Bearbeitung übereingestimmt hat. Dort steht fab. 81 ed. Lachmann cet. V 3 u. 4.

κερδοῖ πίθηκος εἶπεν „ὡς θέλεις ψεύδου,
ἔλεγχον οὐκ ἔχουσα τῆς ἀληθείας"

und dies pafst ganz zu dem Streben nach dem Scheine der Tugend, wovon Plato eben spricht.

Wenn Hr. S. die Anmerkungen, welche er seiner Uebersetzung beigegeben hat, nur vom philologischen Standpuncte aus beurtheilt wünscht (Vorr. p. IV.), so soll dies wohl so viel heifsen, dafs dieselben sich nicht auf das Philosophische sondern auf das Geschichtliche und Litterärische beziehen; denn in ihrer Natur nach scheinen sie weniger für die Philologen als für einen gröfsern Kreis von Lesern berechnet. Für diesen sind sie allerdings höchst willkommen und liefern demselben das Nöthige in gedrängter Kürze. An einigen Stellen wäre eine etwas gröfsere Ausführlichkeit gewifs erwünscht gewesen z. B. I, 368 A., wo über den dichterischen Liebhaber des Glaukon die Vermuthung Schleiermachers (Uebers. p. 537) wohl zu erwähnen war. Doch ist im Ganzen gewifs das richtige Maafs getroffen und verdient auch von dieser Seite die vorliegende Uebersetzung mit Recht empfohlen zu werden.

Dr. W. Schrader.

Digitized by Google

Northwestern University Library

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

März 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des März-Heftes.

Jahrbücher Nr. 41—60.

Seite

Babrii fabellae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonadii passim reficta cum brevi annotatione critica ediderunt J. C. Orellius et J. G. Baiterus. Turici, 1845. — Hermann. 461

L'année de l'ancienne Belgique. Mémoire sur les saisons, les mois, les semaines, les fêtes, les usages dans les temps antérieurs à l'introduction du christianisme en Belgique, avec l'indication et l'explication de différentes dates qui se trouvent dans les documents du moyen âge, et qui, en partie, sont encore usitées de nos jours. Par le doc. Coremans. Bruxelles, 1844. — Sommer. 365

Auserwählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Bd. XXXIX — XL. enthaltend Dante Alighieri's prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegiesser. Th. 1. und 2. Leipzig, 1845. — Göschel. 377

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard. 2 Theile. Frankfurt a. M. (Zweiter Artikel). — Bleek. 321

Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Consorten. Von Fr. Engels und K. Marx. Frankfurt a. M., 1845. — Schmidt. 438

Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico-literaria por D. V. A. Huber. Marburg, 1844. — Diez. 422

Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und anderen seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von M. Christian Adolph Pescheck. Dresden u. Leipzig. I. Bd. 1843. II. Bd. 1844. — G—g. 401

Digitized by Google

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei **Wilh. Besser** in Berlin (44 Behrenstrafse).

Bei **J. A. Mayer** in Aachen ist für Deutschland in Kommission erschienen:

PTOLEMAEI EORDAEI,

Aristobuli Cassandrensis

et

Charetis Mytilenaei

RELIQUIAE.

EDIDIT

JANUS GERARDUS HULLEMAN,

Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct.

8. Trajecti ad Rhenum. brosch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

In dem Verlage von **George Westermann** in Braunschweig ist so eben erschienen:

Dr. **Ernst Kapp,**

Philosophie der Erdkunde.

Wichtig für Lehrer der Erdkunde, Anthropologen, Politiker, Staatsmänner und gebildete Leser aller Stände.

Das vorliegende Werk erscheint in 2 Bänden, und wird in 8 à 10 Lieferungen zu 5 Bogen ausgegeben, welche sich rasch einander folgen werden, so dafs das Ganze im Sommer vollständig in den Händen der Subscribenten sich befinden wird.

Subscriptionspr. pr. Lieferung 12 Ngr.

Februar 1845.

So eben ist erschienen:

Stuttgart, Verlag von **S. G. Liesching:**

Der moderne Pantheismus als Religion,

in seinen jüngsten Manifestationen vom Standpunct des christlichen Theismus beurtheilt

von

J. G. F. Haussmann,

Diaconus in Lorch.

gr. 8. VIII und 37 Seiten Velin. In Umschlag. 5 Sgr.

Männer vom Fach, wie Laien, welche an den geistigen Bewegungen der Zeit gerade auf dem hier besprochenen Gebiete Theil nehmen, werden in dieser klar und geistvoll, dabei allgemein verständlich geschriebenen Schrift, die sich zunächst an eine Kritik der neuesten Producte von Feuerbach und Daumer lehnt, mannigfache und willkommene Belehrung finden.

Frühjahr 1845.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands.

So eben ist erschienen:

Zeitschrift

für

deutsches Alterthum.

Herausgegeben

von

M. Haupt.

V. Band 2tes Heft.

gr. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Mit Beiträgen von Bethmann, Dietrich, Jac. u. W. Grimm, Ph. v. Karajan, Kühn, Wh. Müller, Pfeiffer, Wh. Wackernagel und dem Herausgeber.

Leipzig, den 10. Mai 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Zur ältesten

Völker- und Mythengeschichte.

Von

F. Hitzig,

Der Phil. und der Theol. Dr. und der letztern öffentl. ordentl. Professor in Zürich.

Erster Band.

Urgeschichte und Mythologie

der

Philistäer.

gr. 8. Preis 1 Thl. 22½ Sgr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

XVI.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard. 2 Theile. Frankf. a. M. bei H. Zimmer. gr. 8.

Zweiter Artikel
(über Theil II., S. 751—1110).

Von den beiden Abtheilungen des zweiten Theiles zerfällt die erstere „Kritik der evangelischen Geschichte" in zwei Kapitel, 1) „die negativen Hypothesen;" 2) „die sicheren historischen Data über die evangelische Geschichte." Im ersten Kap. § 115—120. S. 753—822 beleuchtet der Verf. hinter einander die Hypothesen von *Strauss*, *Weisse*, *Gfrörer* und *B. Bauer*. Am längsten verweilt er bei Strauss. Mit sarkastischem Humor und meistens sehr treffendem Witze bezeichnet er zuerst dessen destructive Methode in einem „Recept, ein Leben Jesu von Dr. Dav. Fr. Strauss zu schreiben," legt dann im Ganzen sehr richtig seine constructive Methode dar, und schliesst daran die Kritik dieser Hypothese an, worin er nachweist, 1) welche Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der von Strauss vorausgesetzte historische Rest des Lebens Jesu darbiete, möge man auf dessen Jünger und Anhänger sehen oder auf die Person Jesu selbst oder auf die weitere Geschichte des Christenthums und der Kirche; 2) wie unmöglich die von St. angenommene Mythenbildung sei; 3) wie unvereinbar Strauss' eigene Zugeständnisse über die Entstehung der Evangelien mit seiner übrigen Hypothese; 4) wie die Straussischen Mythen, welche unbewusst und unwillkührlich entstanden sein sollen, eine solche Reflexionsarbeit voraussetzen, wie sich nur bei absichtlicher Erfindung denken lasse. Auf ähnliche Weise verfährt der Verf. bei der Beurtheilung der anderen genannten Hypothesen. (Von B. Bauer's Synoptikern kam der dritte Theil, dessen Beschaffenheit am allerwenigsten geeignet ist, dem Werke nur irgend einen bleibenden Werth zu sichern, dem Verf. erst später zu und ist von ihm nur in einer Anmerkung des Schluss-Paragraphen S. 1109 kurz charakterisirt). — Dieses ganze Kapitel ist im Allgemeinen als sehr gelungen und trefflich zu bezeichnen. Es finden sich zwar wohl hin und wieder zu starke und nicht ganz haltbare Behauptungen z. B. S. 780, dass, wenn in den Zeiten der Apostel die *Entstehung* der Mythen nicht denkbar, so nachher ihre *Aufnahme* unbegreiflich sei, oder S. 782, dass, um die allmählige Entstehung von Mythen zu begreifen, die Hunderte von Einzelnen, durch deren Mund sie wandern mussten, ehe sie zum Glauben einer Gemeinde werden konnten, alle *unredlich*, *kein einziger* Redlicher darunter gewesen sein müsste. Aber mit wenigen Ausnahmen ist hier die Kritik und Beweisführung des Verf.'s so geistvoll wie schlagend, den faulen Fleck der gegnerischen Kritik treffend hervorhebend und sie in ihrer Nichtigkeit und Haltungslosigkeit darstellend; und vollkommen berechtigt erscheint der Verf. am Schlusse des Kapitels zu der Behauptung, dass es bis jetzt durchaus nicht gelungen sei, unter Voraussetzung der Unwirklichkeit der evangelischen Geschichte die Entstehung der evangelischen Schriften erklärlich zu machen; wie wir denn mit dem Verf. auch die Ueberzeugung theilen, dass ein solches Verfahren, wie von diesen Kritikern, namentlich von Strauss, angewandt ist, in Beziehung auf geschichtliche Werke einer andern Gattung, auf eine wunderlose Geschichte angewandt, in seiner Verkehrtheit gleich von Allen würde erkannt werden und gewiss von Strauss u. s. w. selbst am allermeisten. Sicher ist es daher etwas ganz Anderes als die namentlich von Strauss zur Schau ge-

Digitized by Google

stellte Voraussetzungslosigkeit, wodurch sie bei der evangelischen Geschichte eine Kritik der Art zu üben getrieben werden.

Auch Kap. 2. enthält manches recht Gute und Tüchtige, obwohl daneben auch manches Unhaltbare und womit Ref. nicht übereinstimmen kann. In drei Abschnitten behandelt der Verf. hier A. die Data über die Erwartung eines Messias § 121—125. S. 823—869; B. die über Jesu Person und Leben § 126. S. 870—880; C. solche über die erste Thätigkeit der Apostel § 127—131. S. 880—925. — Der erste Abschnitt ist gegen die Behauptung *B. Bauer's* (Synopt. Th. I. Beil. S. 391—416) gerichtet, dafs die Messias-Hoffnung zur Zeit Jesu noch gar nicht als bestimmte Erwartung (als Reflexions-Begriff) bei den Juden herrschend gewesen sei, sondern sich erst nach der Zerstörung Jerusalems und durch die Berührung der Juden mit der christlichen Kirche dazu gebildet habe, als ein auch für das jüdische Bewufstsein wichtiger Gedanke und Mittelpunct einer ihm bis dahin unbekannten idealen Welt. Mit Recht macht der Verf. es B. Bauer zum Vorwurfe, dafs er in dieser Abhandlung gar nicht zwischen einer bestimmten Messias-Hoffnung und einer christologischen Dogmatik unterscheidet. Auch zu der letzteren waren die Grundzüge zur Zeit Christi unter den Juden sicher schon herrschend, nur nicht in einer bestimmten als kanonisch anerkannten abgeschlossenen Gestaltung, sondern noch in freierer suchender Bewegung durch Deutung der prophetischen Aussprüche der Schrift. Es mag auch sein, dafs manche fromme Juden auch damals noch und selbst unter den schweren Bedrängnissen ihres Volkes sich nur mehr an *die* Aussprüche der Schrift hielten, worin im Allgemeinen von dem dem Saamen Abrahams, dem Volke Jehovah's beschiedenen Heile die Rede ist, ohne ihren Blick besonders auf *die* Aussprüche zu richten, welche von der Person dessen handeln, durch den Gott es vollführen werde. Aber dafs auch die Erwartung einer solchen bestimmten Persönlichkeit, als durch die Propheten von Alters verkündigt, zur Zeit Christi wie schon früher eine sehr verbreitete Vorstellung war, ist auch von den Zeugnissen unserer Evangelien abgesehen sicher genug; und es zu leugnen, erfordert noch etwas mehr als ein wenig Muth. — Der Verf., nachdem er das Verkehrte in der Stellung wie in der Behandlung der Frage im Allgemeinen bei B. Bauer beleuchtet, betrachtet zu seiner Widerlegung die Zeugnisse über die Messias-Hoffnung bei den Juden vor und unmittelbar nach Christo, im A. T., im makkab. Zeitalter, in den Thargumin, bei Philo und Josephus, indem er zugleich gelegentlich eine Erklärung der wichtigsten in den Evangelien citirten Stellen des A. T. gibt. — Was die Behandlung der alttestamentlichen Prophetie betrifft, so schliefst der Verf. sich ganz an *Hofmann* an und hat mit diesem Gelehrten sowohl das Richtige in der allgemeinen Ansicht über die Bildung und Entwicklung der messianischen Hoffnung gemein, als auch das Verkehrte und Unnatürliche in der Deutung und Beziehung so manches Einzelnen, obwohl er im Einzelnen auch mitunter von seinem Vorgänger abweicht. Schon Th. I. S. 541 spricht der Verf. sich dahin aus, dafs es eine falsche, ganz niedrige empirische Ansicht sei, als seien im A. T. einzelne abrupte Stücke aus Jesu Leiden ordnungslos hie und da prophezeit, während vielmehr die ganze Entwicklungsgeschichte Israels Eine grofse Weissagung und typische Vorbildung Christi sei, wo es dann nur durch Leitung Gottes im Einzelnen geschah, dafs manche Züge aus dem Leiden alttestamentlicher Gläubigen sich auch in ihrer Vereinzelung bei Jesu wiederfanden. Und hier will er (S. 828) nachweisen, „wie aus den Grundmomenten der israelitischen Religion *ganz natürlich* ein Bedürfnifs nach einem Erlöser sich entspinnen mufste, welches dann von den prophetischen Offenbarungen Gottes nur näher bestimmt und zur sichern Hoffnung erhoben wurde." So ist die Aufgabe der alttestamentlichen Christologie im Allgemeinen richtig gestellt, und nach diesem Gesichtspuncte bearbeitet wird sie sich ganz anders anschaulich gestalten als in dem ordnungslosen Werke von *Hengstenberg*. Auch finden sich beim Verf., wie bei *Hofmann*, richtige Grundgedanken zur Ausführung, wie namentlich über die verschiedenen Persönlichkeiten, des Propheten (Deut. 18), des David und David-Sohnes, des Knechtes Gottes, des Bundesengels, denen im A. T. messianische Functionen beigelegt werden, ohne dafs hier noch über deren Verhältnifs zu einander etwas ausgesagt ist. Aber in der Ausführung treffen wir vielfach auf Unklares, Gezwungenes und Verkehrtes. So im höchsten Grade unklar und gezwungen ist die Weise, wie der Verf. (S. 836 sq. Anm. 9) Hos. 11, 1 behandelt, und dabei meint, dafs der Evangelist bei seinem Citate

Digitized by Google

Matth. 2, 15 eben so reflectirt habe wie er; nicht minder, wie er, um das Citat Matth. 2, 18 zu rechtfertigen, Jerem. 31, 15 foltert, als auch im Sinne des Propheten sich auf eine zukünftige Klage beziehend (S. 838 sq. Anm. 11), während ganz klar ist, dafs von der Klage über die geschehene Wegführung der Israeliten (der 10 Stämme) die Rede ist, deren Wiederherstellung der Prophet verkündigt. Dergleichen Künste sind am wenigsten geeignet, die rationalistische Exegese und Behandlung der biblischen Prophetie zu überwinden. Dahin gehört auch z. B. die Weise, wie der Verf. (S. 834 sq. Anm. 5) Ps. 22 und namentlich v. 17 als zugleich auf den David, dessen Hände und Füfse wie von einem Löwen umklammert (und dabei durchbohrt (?)) werden, und auf Christi Kreuzigung bezieht, oder wie er (S. 844 sqq. Anm. 18) die Nennung des Jeremias gerechtfertigt findet; u. a. Der Verf. hat zwar in diesen Dingen seine Vorgänger; aber damit wird die Sache nicht wahrer. — Entschieden falsch ist auch, von allen bis jetzt vorgeschlagenen Erklärungen wohl eine der unnatürlichsten, wenn der Verf. (S. 842 sqq. Anm. 16) meint Matth. 2, 23 als Citat von Sachar. 6, 11 erklären zu können, so dafs der Sinn des Evangelisten wäre, dasselbe Wort, Ναζωραῖος, welches Bewohner von Nazareth, נזרת, heifse, bezeichne den Inhaber der heiligen Krone, נזר. Natürlich könnte hier von einer möglichen Beziehung auf jene Stelle des Sacharias nur dann die Rede sein, wenn dort wirklich נֵזֶר stände, und nicht ein ganz anders lautendes Wort, עֲטָרוֹת. Ref. trägt kein Bedenken, hier derjenigen Erklärung beizutreten, welche, wie schon eruditi Hebraeorum zur Zeit des Hieronymus, auf das נֵצֶר in der messianischen Stelle Jes. 11, 1 zurückgeht, und annimmt, dafs davon dieses Wort später, nämlich schon vor der Zeit des Evangelisten, wie eine Art von Eigennamen für den Messias üblich geworden war, gleich wie aus Jerem. 23, 5 (33, 15) צֶמַח schon zur Zeit des Sacharias (3, 8, 6, 12). Dabei hält aber Ref. es für wahrscheinlich, dafs dem Evangelisten eine spätere jüdische aramäische Schrift bekannt war, worin bereits von jenem Worte in Beziehung auf den Messias ein solcher Gebrauch gemacht war, dafs er ohne weiteres als נֵצֶר bezeichnet ward, oder worin sich vielleicht die Worte grade in der Form fanden, wie der Evangelist sie citirt: „er wird נֵצֶר heifsen." Darin konnte aber der Evangelist eine Beziehung auf die Vaterstadt des Herrn leicht finden, da diese bei den Juden grade auf dieselbe Weise נֵצֶר geschrieben ward (worüber s. *Hengstenb.* Christol. II. S. 1 sqq.). Ist dieses übrigens richtig, so liegt auch darin ein rechter Beweis dafür, dafs damals die Messias-Hoffnung ein Reflexiv-Begriff war, gleich wie dasselbe sich für den Sacharias aus der Art und Weise ergibt, wie er denselben als צֶמַח bezeichnet, was der Verf. hierfür nicht, wie er hätte können, benutzt hat. — Eine wahrhafte Geschichte der Bildung der messianischen Hoffnung kann natürlich nicht zu Stande kommen, ohne ein richtiges Urtheil über das Zeitalter und den Ursprung der alttestamentlichen Bücher. In dieser Beziehung scheint aber der Verf., wie sein Lehrer Hofmann, sich unbedingt an Titel und Tradition zu halten. So behandelt er das Zeugnifs des Deuteronomiums ohne weiteres als mosaisch. Dabei finden aber auffallende Inconsequenzen statt; so namentlich, dafs er den Daniel erst § 123: „die Messias-Hoffnung in der makkabäischen Zeit" behandelt; obwohl er doch nicht blofs sich hier so ausdrückt, dafs er die Echtheit des Buches vorauszusetzen scheint, sondern schon an einer früheren Stelle (§ 44. S. 220) ausdrücklich sagt, dafs die historischen und sprachlichen Gründe gegen die Echtheit desselben durch Hengstenberg und Hävernick hinlänglich widerlegt seien. Nach dieser Analogie sind wir nun wohl auch nicht berechtigt, wenn der Verf. S. 838 sq. sich für die Gestaltung der messianischen Hoffnung während des Exils auf den zweiten Theil des Jesaias beruft, daraus zu folgern, dafs er dessen Abfassung, abweichend von Hofmann, wirklich erst ins exilische Zeitalter setze, obwohl es nach der Weise, wie er sich hier ausdrückt, allerdings so scheinen mufs. Ref. vermuthet, dafs der Verf. hinsichtlich dieses Punctes, wie vielleicht auch die Echtheit des Daniel, sich selbst in einem Schwanken befunden hat, dafs er sich den zwingenden Gründen, welche bei diesen Schriften für ein späteres Zeitalter sprechen, nicht hat entziehen können, ohne doch den Muth zu haben, sie anzuerkennen. — Dafs der Verf. Dan. 9, 25 eine Weissagung auf das Jahr der Erscheinung Christi findet, ist uns nicht aufgefallen; wohl aber begreifen wir nicht, was ihn veranlassen konnte, die so wichtige und einflufsreiche messianische Weissagung Kap. 7, 13 ganz unerwähnt zu lassen. — Als ein sicheres Zeugnifs für die Erwartung eines persönlichen Erlösers im

Digitized by Google

Zeitalter des Antiochus Epiphanes, und zwar unter den alexandrinischen Juden, hätte Orac. Sib. III., 590 sq. angeführt werden können (s. Schleierm., De Wette und Lücke theol. Zeitschr. H. 1. S. 232 sq.), und mit ganz anderm Rechte als 1 Makk. 14, 41, welche Stelle der Verf. (S. 849) so anführt und behandelt, als ob statt προφήτην πιστὸν da stände τὸν πιστὸν προφήτην, und bestimmt der rechte Deut. 18 verheifsene Prophet gemeint wäre. — Sehr gut dagegen hat der Verf. § 124. die Zeugnisse der Thargumin, besonders der ältesten, des Onkelos und Jonathan, und § 125. die des Philo und besonders des Josephus, den B. Bauer ganz mit Stillschweigen übergeht, zum Beweise gegen ihn benutzt. Auffallend ist nur und als Ungenauigkeit zu betrachten, dafs der Verf. dem ersteren § die Ueberschrift gibt: „die Messias-Hoffnung der Juden in den Zeiten nach Christo" (dem letzteren dagegen: „die Messias-Hoffnung zur Zeit Jesu"), da er die genannten beiden Thargumisten, mit welchen er sich dort zumeist beschäftigt, noch vor oder zu Christi Zeit setzt. Ob dieses freilich richtig ist, ist eine andere Frage und uns, was den Onkelos betrifft, daher zweifelhaft. Irgend zuverläfsige geschichtliche Zeugnisse gibt es dafür bekanntlich durchaus nicht; die von dem Verf. angeführten allgemeinen Gründe sind gar nicht beweisend, und aus den von *Gfrörer* geltend gemachten Stellen Gen. 49, 27. Deut. 33, 18 sq. geht durchaus nicht hervor, dafs der Tempel damals noch bestand. Was aber das Thargum über die Nebüm betrifft, so ist es auch gewifs falsch, wenn der Verf. mit Gfrörer aus Jes. 53, 14 (32, 14) auf eine Zeit vor dem glänzenden Umbau des Tempels durch Herodes d. Gr. schliefst; vielmehr werden wir auf eine Zeit nach der Zerstörung des Tempels (durch die Römer) geführt. Dagegen andere Stellen, wie namentlich 1 Sam. 2. Jerem. 2, 3. Ezech. 36, 38. Hab. 3, 17 uns wieder mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit in die Zeit vor Jerusalems Zerstörung, (die letzte Stelle in eine Zeit, wo die Juden den Römern Census zahlen mufsten), führen; so dafs demnach der Verfasser, wenn das Ganze das Werk desselben Thargumisten ist, vor und nach der Zerstörung Jerusalems würde gelebt haben. Doch hat Referent darüber kein irgend abgeschlossenes Urtheil. Darin wird aber jeder unbefangene Forscher dem Verfasser Recht geben, dafs die messianische Hoffnung, wie sie sich in diesem und auch den späteren Targumin kund gibt, eine frühere Messias-Hoffnung bei den Juden voraussetzt, und dafs es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, dafs sie diese erst von der christlichen Kirche sollten adoptirt haben. Woraus sich denn, was der Verfasser wohl als sich von selbst verstehend nicht besonders hervorgehoben hat, ergibt, mit welchem Rechte ein Grund gegen die Wahrheit der geschichtlichen Darstellung unserer Evangelien von daher entnommen werden kann, dafs in ihnen diese Hoffnung zur Zeit Christi unter den Juden herrschend erscheint.

Sehr befriedigend im Allgemeinen ist B: „Data über Jesu Person und Leben" (§ 126 S. 870—880), nämlich aus den apostolischen Briefen. Hr. E. betrachtet besonders zuerst deren übereinstimmende Lehre über die Präexistenz Christi und folgert daraus, dafs Jesus selbst sich für den ewig persönlichen Sohn Gottes müsse erklärt haben, und dann deren Zeugnisse für Jesu Auferstehung und Himmelfahrt. — Auf den Hebräer-Brief hat der Verfasser dabei keine Rücksicht genommen, obwohl er (S. 875 Anm.) meint, dafs dessen paulinische Abfassung sich wohl dürfte beweisen lassen; aber auch den zweiten petrinischen Brief hat er, und zwar ohne Erklärung, unberücksichtigt gelassen, eben so wie bei einer spätern Gelegenheit (S. 889 mit Anm. 4, wo er die petrinischen Reden der Apostelgeschichte mit 1 Petr. vergleicht). Für die Berechtigung, 1 Tim. als echte paulinische Schrift zu benutzen, verweis't er (S. 881 A. 11) auf *Matthies*. Dabei ist es aber sehr bedenklich, dafs er (S. 873 Anm. 1 und S. 984 sq.) — anders als z. B. *Matthies*, *Heydenreich* u. a. — in diesem Briefe K. 5, 18 ein Citat von Luc. 10, 7 findet. Referent wenigstens hält es für platterdings unmöglich, dafs der Apostel Paulus, wenn auch, was schwerlich der Fall, Lukas sein Evangelium zu dessen Lebzeiten geschrieben hätte, einen darin mitgetheilten Ausspruch Christi sollte mit der Formel λέγει ἡ γραφή, statt ὁ κύριος, angeführt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

Der letzte Abschnitt dieses Kap., C: „Data über die erste Thätigkeit der Apostel" §. 127—131 S. 880—925, hat es ganz mit der Apostelgeschichte zu thun. Was der Verf. hier in dem letzten §. giebt über die Data des Buches über die Urgeschichte der Kirche — und zwar als Anhaltspunkte für die Abthl. II. folgenden Untersuchungen (S. 918), nebenbei aber doch auch wohl als Bestätigung für die vorhergegangene evangelische Geschichte — ist im Allgemeinen richtig und sehr gut. Dagegen sich in den vorhergehenden Untersuchungen über die Authentie und Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte im Einzelnen sowohl in den Behauptungen manches Uebertriebene oder Unrichtige als in den Beweisführungen manches Ungenügende und Unhaltbare findet. — Dafs der Verf. (§. 129) den im letzten Theile des Buches wiederholt communicativ erzählenden Begleiter des Paulus aufs entschiedenste für den Lukas selbst, den Verf. der ganzen Schrift, hält, und die entgegengesetzte Ansicht, welche annimmt, dafs Lukas hier den Bericht eines anderen Paulinischen Freundes, namentlich des Timotheus, vor sich gehabt und zum Theil wörtlich in sein Werk aufgenommen habe, im höchsten Grade wunderlich findet, darüber wollen wir nicht viel mit ihm rechten. Ref. kann nur sagen, dafs er sich von der Richtigkeit der letzteren auch von ihm (Theol. Stud. und Krit. 1836 4) geltend gemachten Ansicht immer mehr überzeugt hat und am wenigsten durch des Verf.'s Bemerkungen zweifelhaft geworden ist. Die Schwierigkeit, welche bei Voraussetzung, dafs Lukas auf diesen Missionsreisen den Paulus begleitet habe, die Art seiner Erwähnung in den Paulinischen Briefen darbietet, worauf Ref., und zwar dies, nach dem Vorgange von *Mayerhoff*, hingewiesen hat (a. a. O. S. 1026—30), hat der Verf. gar nicht berührt, wie seine Polemik es denn nur mit der Abhandlung von *Ulrich* (Theol. Stud. 1840, 4) zu thun hat. Ref. bemerkt noch, dafs er jetzt nicht zweifelt, dafs Kap. 20, 5 das Pronomen οὗτοι sich nur auf die beiden zuletzt und besonders genannten Asiaten Tychikus und Trophimus bezieht, wie schon frühere Ausleger und zum Theil ohne alle Beziehung auf diese Streitfrage angenommen haben (s. *de Wette* z. d. St.), und wie besonders auch bei der Lachmannschen Lesart οὗτοι δὲ sehr wahrscheinlich wird, bei der die, auch ohnedas unnatürliche, Erklärung des Vf.'s (S. 904 sq.), dafs mit Θεσσαλονικέων δέ eine neue Periode beginne, deren Prädicat das προελθόντες ἔμενον ἡμᾶς sei, natürlich ganz beseitigt wird. Uebrigens wird natürlich die Glaubwürdigkeit dieser Reiseberichte durchaus nicht gemindert, wenn der sie abfassende Begleiter des Apostels Timotheus, als wenn es Lukas selbst ist. Die Weise aber, wie Lukas im ersteren Falle den fremden Bericht aufgenommen, beweist, mit welcher geschichtlichen Treue, wenn auch nicht mit gleicher schriftstellerischen Geschicklichkeit, er in der Bearbeitung seines Werkes verfahren ist. — Wenn der Verf. (S. 882) sich so ausspricht, dafs, wenn der Verf. der Apostelgesch. der Cap. 16 f. erzählende Begleiter des Paulus sei, er kein anderer als der in den Paulinischen Briefen erwähnte Lukas sei, so ergiebt sich diese Folgerung nicht ohne Weiteres, wie ja auch Mayerhoff ungeachtet jener Voraussetzung eine andere Ansicht über die Person des Verfassers geltend zu machen gesucht hat. Doch hat Ref. nie Veranlassung gefunden, zu zweifeln, dafs die Apostelgeschichte wie das Evangelium dem Paulinischen Lukas, dem die Ueberlieferung sie beilegt, wirklich angehören. — Aber

Digitized by Google

sicher fällt die Abfassung später als ans Ende der zwei Jahre der Römischen Gefangenschaft des Paulus, was der Verf. wenigstens für wahrscheinlich hält, S. 887. A. 15; vergl. damit aber S. 983, wo er nur sagt, es sei nicht wahrscheinlich, dafs Lukas gar zu lange nach jenem Termine geschrieben habe, und gleich darauf, dafs dessen Evangelium nach der Tradition wie nach der Stellung im Kanon nach den beiden ersten geschrieben sei, „also c. um das Jahr 70"; womit aber wieder nicht stimmt, wenn gleich darauf in 1 Tim. 5, 18 ein sicheres Paulinisches Zeugnifs für das Evangelium des Lukas (siehe oben) und eine Bestätigung dafür, dafs dasselbe unter den Augen des Paulus entstanden sei, gefunden wird. Referent zweifelt indessen nicht, dafs schon die Abfassung dieses Evangeliums erst nach der Zerstörung Jerusalems fällt, und glaubt, dafs dieses auch solche Forscher, die weit entfernt sind, „keine Möglichkeit der Weissagung anzunehmen", aus Kap. 21 zu folgern sich berechtigt achten können, wenn man v. 20 sq. mit Matth. 24, 15 sq. und v. 24 sqq. mit Matth. 24, 21 — 30 vergleicht. Denn wie die Vergleichung der drei ersten Evangelisten nicht verkennen läfst, dafs auf den Ausdruck in den weissagenden Reden Christi über die Jerusalem und Judäa bevorstehende Trübsal und deren Verknüpfung mit der Parusie des Herrn die Persönlichkeit der evangelischen Schriftsteller einigen Einflufs geübt hat, so führt das in jenen Stellen zwischen dem ersten und dem dritten Evangelium stattfindende Verhältnifs darauf, dafs die Abfassung des ersteren vor, die des letzteren nach der Zerstörung Jerusalems fällt; wie denn Hr. E. selbst nach S. 785 scheint das Richtige gefühlt zu haben. Wie er aber in der Anführung der Apostelgesch. bei dem nicht vor dem Ende des 2ten Jahrh. schreibenden *Theodotus* (Clem. Al. Opp.) oder in *Epiphan.* Haer. XXX, 16 (S. 883 sq., 884 sq.) einen Beweis für die frühere Abfassung dieses Buches finden kann, ist kaum zu begreifen. — Dafs die in der Apostelgesch. mitgetheilten Reden der christlichen Lehrer im Allgemeinen nicht von Lukas auf freie Weise componirt sind, hat Ref. selbst zunächst gegen Mayerhoff nachzuweisen gesucht, und er ist darin mit dem Verf. einverstanden, dafs derselbe sie aus guten und zwar schriftlichen Quellen geschöpft haben mufs (S. 898). Allein eine gewaltige Uebertreibung und Verkehrung des wirklichen Verhältnisses ist es, wenn der Vf. meint, dafs in den Reden der Einzelnen, wie sie hier mitgetheilt sind, namentlich des Paulus und Petrus nicht blofs der Lehrtypus derselben, sondern auch der sprachliche Charakter des Einen und des Anderen in Wörtern, Redensarten, Wortstellung und Construction aufs genaueste und sorgfältigste wiedergegeben sei (S. 889 sqq. 894). Wenn er aber dabei sich so ausdrückt (S. 898), dafs die Christen, welche den Petrus und Paulus persönlich genau kannten, wufsten, *wie* beide zu reden, wie sie sich auszudrücken pflegten, und dafs, wenn sie sich nun ihrer Reden erinnerten, dieses *unwillkührlich* so geschah, dafs sie sich jeden Apostel in der Weise redend dachten, wie sie es wirklich von ihm gewohnt waren: so kann dieses leicht von gegnerischer Seite als ein Zugeständnifs in einem ganz anderen Sinne gedeutet werden, als es vermuthlich gemeint ist. — Kein Bedenken trägt Referent — gegen den Verfasser Seite 901, der aber selbst schwankend erscheint — für das Wahrscheinlichste zu halten, dafs der *Theudas* Kap. 5, 36 derselbe ist mit dem Joseph. Ant. XX, 5, 1 erwähnten und darnach nicht vor dem Jahre 44 auftretenden Aufrührer, und somit in der Rede des Gamaliel einen Anachronismus anzunehmen, der hier aber natürlich nur von dem Schriftsteller herrühren kann, wie denn überhaupt dieser Abschnitt in der Apostelgeschichte manches Unbestimmte und Ungenaue darbietet. — Befriedigend hat der Verf. die von *Baur* in Tübingen gestellte Behauptung beantwortet, dafs Gal. 2, 7 nicht vereinbar sei mit dem Verfahren, welches die Apostelgeschichte den Paulus beobachten läfst, dafs er sich überall zuerst an die Heiden gewandt habe (S. 914 sq.). Nicht ganz natürlich dagegen ist, wie er sich (S. 915 sqq.) über Kap. 28, 17 sqq. erklärt. So verkehrt es ist, mit *Baur* (und *Schneckenburger*) die Weise, wie die Juden hier zum Paulus reden, als eine ungeschichtliche Fiction des Verf.'s der Apostelgesch. zu betrachten, da dieses sich in dem Berichte eines Begleiters des Apostels findet, so ist es doch nicht ohne Schwierigkeit, dafs die Juden, wenn sie auch nicht offen und ehrlich reden wollten, sich auf solche Weise hätten ausdrücken können, wenn damals zu Rom schon eine förmlich constituirte Gemeinde bestand, wie denn auch der Brief an die Römer eine solche keineswegs voraussetzte; ganz unstatthaft ist, was der Verf. S. 960 in Concession gegen die kirchliche Tradition als möglich

Digitized by Google

setzt, dafs die Gemeinde ihren Ursprung einer vorhergegangenen wenn auch nur transitorischen Wirksamkeit des Petrus sollte zu danken haben. — Noch weniger genügend ist, was Hr. E. S. 913 bemerkt, um Gal. 1. 2 mit den in der Apostelgesch. aufgeführten Reisen des Paulus in Uebereinstimmung zu bringen. So wenig darüber ein Zweifel sein kann, dafs Gal. 1, 18 sq. = Apgsch. 9, 26 ist und Gal. 2, 1 sqq. = Apgsch. 15 ist, so undenkbar ist es nach des Ref. Ermessen, wenigstens im höchsten Grade unwahrscheinlich, dafs Paulus in dem Briefe nach dem ganzen Zwecke, wozu er seiner Reisen nach Jerusalem Erwähnung thut, sollte eine zwischen jenen beiden liegende unerwähnt gelassen haben. Er kann daher nicht bei Gelegenheit der in Antiochien gesammelten Collecte nach Jerusalem gekommen sein, und es ist als eine Ungenauigkeit der Apostelgesch. zu betrachten, wenn es hier (11, 30. 12, 25) so dargestellt erscheint. Vermuthlich hatten die Antiochenischen Christen die Besorgung der Collecte ihm in Gemeinschaft mit dem Barnabas übergeben, er ist auch mit diesem nach Judäa abgereist und mit ihm von dort nach Antiochien zurückgekehrt, aber er nicht nach Jerusalem selbst gekommen, wie er denn diese Stadt zu meiden wohl Veranlassung kann gefunden haben.

Die zweite Abtheilung (von Thl. II.) zerfällt in zwei Kapitel, von denen das erste (§ 132—139. S. 926—1004) die Entstehung der Synoptiker behandelt, das zweite (§ 140—147. S. 1005—1108) die des Johannes, worauf noch ein Schlufs-Paragraph S. 1108—1110 folgt. — Um über diese Abtheilung gleich ein allgemeines Urtheil vorauszuschicken, so enthält das zweite Kap. manches Gute und Tüchtige, während das erste durchaus unbefriedigend ist, ohne Zweifel die schwächste Parthie des Werkes. — Der Verf. hält für angemessen, die Untersuchung über die Synoptiker nicht „mit den Hypothesen zur Erklärung des Verwandtschaftsverhältnisses zu beginnen", da das ein zu unsicherer Weg wäre, sondern „auszugehen von dem Sicheren, was wir über jeden Synoptiker für sich wissen, und alsdann erst zu versuchen, ob aus diesen sicheren Datis sich nicht von selbst ein Weg zur Erklärung des Verwandtschaftsverhältnisses finden lasse." Solche „sicheren Data" entnimmt der Verf. theils aus den Evangelien selbst, theils aus den Nachrichten und Citaten bei Kirchenvätern, theils aus der „Beschaffenheit und Geschichte der apokryphischen Evangelien", und stellt mit deren Zugrundelegung Untersuchungen über die Entstehung und das Alter der einzelnen dieser Evangelien nach einander an, des Matthäus § 132—134, des Marcus § 135—136, des Lukas § 137—138, worauf er sich zur Betrachtung und Erklärung ihres Verwandtschaftsverhältnisses wendet § 139. Dieses wäre nun ganz schön und zweckmäfsig, wenn nur die sicheren Data des Verf.'s wirklich irgend sicher wären und nicht vielmehr vielfach im höchsten Grade unsicher, zum Theil entschieden falsch, und auch die darauf gebauten Schlüsse des Verf.'s wenig berechtigt. — Bei den „sicheren Datis" aus dem Matthäus § 132, 1 sucht der Verf. zu zeigen, dafs aus der Beschaffenheit unseres griechischen Evangeliums nichts gegen die Möglichkeit einer ursprünglichen aramäischen Abfassung folge, auch nicht aus den alttest. Citaten. Hier ist aber das Verhältnifs, welches hinsichtlich dieser stattfindet, unklar und ungenau dargestellt, wie das freilich meistentheils geschieht. Die alttest. Citate beim Matthäus sind zweierlei Art, theils solche, wo der Evangelist pragmatische Nachweisungen über die Erfüllung alttestamentlicher Aussprüche in den von ihm dargestellten Verhältnissen und Ereignissen giebt, wie Kap. 1, 23. 2, 6. 15. 18. 4, 15 sq. 8, 17. 12, 18—21. 13, 35. 21, 5. (27, 9); theils solche, wo im Laufe der Erzählung in Reden der auftretenden Personen gelegentlich Stellen des A. T. angeführt oder benutzt werden, wie Kap. 3, 3. 4, 4. 6. 7. 10. 5, 5. 21. 27. (31. 33.) 38. 43. 9, 13. 12, 7. 11, 10. 13, 14. 15. 15, 4. 8 sq. 19, 4. 5. 18 sq. 21, 13. 16. 42. 22 (24), 32. 37. 39. 44. 23, 39. 24, 15. 26, 31. Hierbei findet nur aber der Unterschied statt, dafs die Stellen der letzteren Art nach der Uebersetzung der LXX. angeführt werden, zum Theil wörtlich und mitunter auch in Fällen, wo diese Uebersetzung vom hebr. Texte abweicht, wie 3, 3. 13, 14 sq. u. a., zum Theil etwas freier, aber nicht so, dafs Veranlassung wäre zu vermuthen, die Abweichung sei durch Berücksichtigung des hebr. Textes bewirkt (allenfalls nur mit Ausnahme von K. 11, 10. 26, 31); dagegen die Stellen der ersteren Art nach eigener Uebersetzung aus dem hebr. Texte angeführt werden, zum Theil ganz abweichend nicht blofs von den Worten, sondern auch von dem Sinne der LXX, so dafs nur selten deren Ausdrücke mit durchblicken. Dieses Verhältnifs ist der Art, dafs es nach unserem

Digitized by Google

Ermessen, wenn wir auch auf die Vergleichung der anderen Synoptiker noch keine Rücksicht nehmen, sich durchaus nicht auf natürliche Weise erklären läfst bei der zwiefachen Voraussetzung, dafs das Evangelium ein durchaus selbstständiges schriftstellerisches Werk sei, und, von seinem Verf. in aramäischer Sprache geschrieben, uns daraus in einer Uebersetzung vorliege. Denn was die Stellen der zweiten Klasse betrifft, welche sich in Reden Christi und anderer Personen finden, die wenigstens bei weitem dem gröfsten Theile nach sicher Aramäisch gehalten sind, so ist durchaus unwahrscheinlich, dafs wenn diese Erzählungen ursprünglich in aramäischer Sprache concipirt wären, die Stellen hier in einer der Uebersetzung der LXX auch selbst gegen den hebräischen Text entsprechenden Gestalt sollten mitgetheilt sein; diese Gestaltung müfste das Werk des mit einiger Freiheit verfahrenden und an die LXX gewöhnten griechischen Uebersetzers sein, und würde, wie sie beschaffen ist, auch da sich schwer begreifen lassen; noch schwerer, dafs der Uebersetzer sich nicht derselben Freiheit auch bei den Stellen der zweiten Classe sollte bedient haben. Nach unserem Ermessen ergiebt sich schon aus dieser Betrachtung für den Ursprung unseres Evangeliums mit grofser Wahrscheinlichkeit Folgendes: 1) dafs der Verf. desselben, dem jene pragmatischen Nachweisungen angehören, ein gelehrter gläubiger Jude war, und zwar wohl ein Palästinenser, dem das A. T. im Original bekannt und geläufiger als nach den LXX war; 2) dafs er aber dasselbe schon griechisch geschrieben; und 3) dafür schon frühere evangelische Schriften — eine oder mehrere — benutzt hat, worin, gleichfalls schon in griechischer Sprache, die Erzählungen über die Begebenheiten und Reden enthalten waren, welche die Citate der zweiten Classe enthalten. — Auf einzelne Wortspiele, wie 6, 16, auch 21, 41, legt Ref. dabei kein zu grofses Gewicht. Aber unverkennbar spricht für eine ursprünglich griechische Conception auch 27, 46; denn in einer aramäisch geschriebenen Schrift würde, dafs der Erlöser die Worte des Psalmes in aramäischer Sprache ausgerufen habe, gar nicht besonders hervorgetreten, und so daher auch vom Uebersetzer wohl schwerlich auf die Weise, wie hier geschehen, bemerklich gemacht sein. — In der Betrachtung der Data aus den Kirchenvätern bekämpft der Verf. (S. 931 sq. Anm.) recht gut die — nicht blofs von *Lachmann* und *Credner*, sondern auch von *Weste* und zu allererst von *Schleiermacher* geltend gemachte — Erklärung des τὰ λόγια in der Aussage des Papias, während, dafs dieses, wie der Verf. (S. 930 sq.) mit *Sieffert* meint, ein Zeugnifs des Johannes Presbyter sei, in dem Zusammenhange der Stelle bei Eusebius keine gehörige Berechtigung hat. Auffallend ist aber und nicht zufällig, dafs Hr. E. die bei Papias unmittelbar auf Ματθαῖος ἑβραΐδι διαλέκτῳ τὰ λόγια συνετάξατο folgenden Worte ἡρμήνευσε δ'αὐτὰ ὡς ἦν δυνατὸς ἕκαστος hier (S. 930 sq.) zwar mit anführt, aber gar nicht weiter in Betracht zieht, sondern erst später (S. 952 sq. Anm.) gelegentlich behandelt und auf eine sicher falsche Weise, indem er meint, was er S. 954. 955 wiederholt, dafs der Schreibende hier der damaligen Zeit, wo die Eine kanonische Uebersetzung, die er als bekannt voraussetze, die vorhergehende Zeit gegenüberstelle, wo Jeder, der das Evangelium lesen wollte und doch kein Palästinenser war, sich selbst dasselbe, so gut er eben konnte, übersetzte. Wäre das ἡρμήνευσε hier überhaupt in dem Sinne gemeint, so würde sich doch mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, dafs der Schreibende, wenn ihm daneben etwas über eine schriftliche in kanonischem Ansehen stehende griech. Uebersetzung bekannt gewesen wäre, dieses hier mit erwähnt hätte, wo dann auch Eusebius nicht würde unterlassen haben, es mit anzuführen. Aber viel wahrscheinlicher ist wenigstens, dafs der Schreibende bei dem ἑρμηνεύειν selbst an schriftliche Uebersetzungen gedacht hat. Dann ergiebt sich aus der Stelle so viel, dafs dem Schreibenden, dem Papias, ein aramäisches Evangelium bekannt war, welches man dem Matthäus beilegte, und verschiedene griechische, welche er als Uebersetzungen aus demselben betrachtete. Hier läfst aber schon der Ausdruck des Papias schliefsen, dafs diese letzteren verschiedenartig waren; und mit vieler Wahrscheinlichkeit läfst sich wohl vermuthen, dafs er dabei an verschiedene griechische Evangelien wenigstens mit gedacht hat, welche mit jener aramäischen Schrift nur eine gröfsere oder geringere Verwandtschaft darboten, wo er sie dann wohl, unter Voraussetzung, dafs die aramäische die Urschrift sei, als Uebertragungen aus derselben ansehen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

Dafs aber ein einzelnes bestimmtes griechisches Evangelium als authentische Uebersetzung jener Urschrift galt und als solche in besonderem kanonischem Ansehn stand, darüber kann dem Papias nichts bekannt gewesen sein. — Aber war denn überhaupt jenes aramäische Evangelium wirklich die Urschrift des Matthäus? und unseres kanonischen Matthäus? Unser Vf. nimmt dieses als ein sicheres Datum an, und das wird bekanntlich durch die kirchliche Tradition seit dem Ende des zweiten Jahrh. sehr begünstigt, hat aber doch, auch selbst abgesehen von den Gründen für die griechische Originalität unseres Evangeliums, nicht unbedeutende Gründe gegen sich. Nach den Zeugnissen der Kirchenväter war das Evangelium, welches als die Urschrift des Matthäus betrachtet ward, das sogenannte εὐαγγέλιον καθ' Ἑβραίους, welches wir vom *Hegesipp*, *Clemens Al.*, *Origenes* u. a. angeführt finden und welches auch später noch in aramäischer Sprache in Gebrauch bei den judaisirenden Nazaräern und Ebioniten blieb, bei diesen aber mannigfaltige Interpolationen erfahren hatte. Aber schon zur Zeit des *Origenes* und *Clemens Al.*, zu einer Zeit, wo es auch in der rechtgläubigen Kirche noch in einigem Gebrauche war, enthielt es nicht nur Abweichendes von unserm Matthäus, sondern auch solches, was nichts weniger als den Charakter des authentischen Apostolischen an sich trägt, wie die Aussprüche Christi ὁ θαυμάσας κ. λ. und: ἄρτι ἔλαβέ με κ. λ., welche der Verf. S. 938. 940 zu milde beurtheilt, u. a. (s. bei *de Wette* Einl. i. N. T. § 64, a.). Dazu kommt, abgesehen von der Angabe der Speise des Täufers als ἐγκρὶς ἐν ἐλαίῳ im ebionit. Evangelium nach *Epiphan.* Haer. XXX, 13, was allerdings auf der Berücksichtigung von Num. 11, 8 beruht (S. 944 sq. A. 17), aber offenbar doch aus dem griechischen ἄκριδες im kanonischen Evang. hervorgegangen ist, wovon sich jedoch allenfalls denken liefse, dafs es in einer der griechischen Uebersetzungen der aramäischen Schrift so verändert worden wäre, nach *Hieronymus* in Matth. 27, 16 in dem „evangelio quod scribitur juxta Hebraeos" der Name des Barabbas erklärt war: ihr Meister, magister eorum, was sich offenbar am natürlichsten als wörtliche Uebertragung des griechischen Βαραββᾶν begreift, indem man diesen Accusativ für die ursprüngliche Form des Wortes hielt und darnach בַּר רַבָּן erklärte, statt בַּר אַבָּא = Βαραββᾶς vergl. *Credner* Beitr. 1. S. 405). So zeigt sich also in diesem, vom Verf. ganz mit Stillschweigen übergangenen, Falle ein Fehler im aramäischen Evangelium, der sich nicht leicht anders als aus dem Griechischen erklärt, und unter der Voraussetzung, dafs das Aramäische dieses Evangeliums, wie Hieronymus wenigstens dasselbe kannte, nicht Ursprache war, sondern Uebersetzung aus dem Griechischen; und wenn nun auch jene Erklärung des Namens nicht unwahrscheinlich erst durch spätere Interpolation hineingekommen ist, so konnte das doch nur geschehen, wenn man denselben nicht seiner richtigen Form nach ברבא, sondern ברבן geschrieben vorfand, welche Form selbst nicht leicht erst später würde an die Stelle der ersteren gekommen sein, sondern sich nur als Beibehaltung der in einer griechischen Schrift befindlichen Accusativ-Form erklärt. Was ergibt sich aus diesem Allen? Nach des Ref. Urtheile mit grofser Wahrscheinlichkeit dieses: das hebräische Evangelium, welches schon Papias kannte, war nicht wirklich eine apostolische Urschrift, sondern eine zum Behufe der hebräischen Christen verfertigte aramäische Ueberar-

Digitized by Google

beitung einer griechischen Schrift, und zwar unseres in der Kirche schon ziemlich zeitig zu einem gewissen Ansehn gelangten ersten kanonischen Evangeliums. Nicht unwahrscheinlich hat schon der Uebersetzer oder erste aramäische Bearbeiter der Schrift derselben die Form gegeben, welche es wenigstens später hatte (*Epiphan.* XXX, 13; vergl. *Hieron.* adv. Pelag. III, 2), dafs es darauf Anspruch machte, als apostolische Schrift und namentlich des Matthäus angesehen zu werden, und ist von da erst diese Vorstellung in der Kirche auch in Beziehung auf die griechische Urschrift entstanden, welche selbst in ihrem Inhalte einen solchen Anspruch durchaus nicht macht. Sollte vielleicht das griechische Evangelium auch einen Matthäus, wenn auch nicht den Apostel, zum Verfasser haben, so würde die Erklärung noch leichter sein; doch wollen wir auf eine solche Vermuthung kein Gewicht legen. Keine Schwierigkeit aber scheint es uns darzubieten, zu begreifen, wenn die Sache sich auf die angedeutete Weise verhielt, wie Papias zu der Voraussetzung komme und diese auch später selbst in der rechtgläubigen Kirche herrschend bleiben konnte, dafs das aramäische Evangelium Urschrift sei und die ihm verwandten griechischen Evangelien; namentlich dasjenige, woraus es hervorgegangen war und wovon es ursprünglich wohl nicht viele und bedeutende Abweichungen darbot, Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen desselben. — Hiernach braucht Ref. nicht weiter in's Einzelne auf dasjenige einzugehen, was der Verf. S. 946—954 — auf sehr ungenügende Weise — zur Bestreitung der griechischen Originalität unseres ersten kanonischen Evangeliums geltend macht. Wir bemerken nur noch, dafs wenn die ursprüngliche Abfassung unseres Evangeliums in aramäischer Sprache und durch den Apostel Matthäus wirklich „gewifs" wäre (S. 953), durchaus keine Berechtigung sein würde ohne weiteres (S. 954) anzunehmen, dafs die Uebersetzung „noch bei Lebzeiten der Apostel, ohne Zweifel unter den Augen, im Auftrage derselben" verfertigt worden sei. — Ueber das Alter des Evangeliums handelt der Verf. § 134. S. 955—963. Die bestimmtere Annahme, dafs es etliche und zwanzig Jahre nach Christi Tode, zwischen 50—60 n. Chr. (oder nach S. 960 in dem Anfang der sechziger Jahre) geschrieben sei, beruht auf wenig zuverlässigen Angaben des Eusebius und Irenäus; über die griechische Uebersetzung heifst es S. 961 no. 3, dafs sie noch vor dem Ende des ersten Jahrh. verfafst sei, während unmittelbar vorher in einem am Schlusse der vorhergehenden Nummer ohne Zweifel später hinzugefügten parenthetischen Satze dafür, dafs sie wahrscheinlich schon vor 70 n. Ch. verfertigt worden sei, auf S. 784 sq. verwiesen wird, wo sich aber etwas auf die *Uebersetzung* Bezügliches gar nicht findet, es müfste denn der Verf. den Uebersetzer als einen freien Bearbeiter betrachten, was doch seine Meinung gewifs nicht ist; vergl. S. 1000, wo er unser griechisches Evangelium als die treue Uebersetzung der Schrift des Matthäus bezeichnet. — Dafs auch Ref. die Abfassung unseres kanonischen Evangeliums vor Jerusalems Zerstörung setzt, ist schon angedeutet, und zwar halten wir mit *Hug*, der sich nur fälschlich mit auf Kap. 23, 35 beruft, für das Wahrscheinlichste, dafs sie auch nicht lange vor dieser Katastrophe fällt, in die Zeit des Krieges.

Bei der Aufsuchung der sicheren Data für die Entstehung und das Alter des *Marcus* S. 963—969 setzt der Verf. es ohne weiteres voraus, dafs die bekannte Aussage des Johannes Presbyter und Papias (Euseb. III, 19) sich auf unser Evangelium beziehe, und bezeichnet die entgegengesetzte Ansicht von *Credner* — auf die früher veröffentlichte ähnliche von *Schleiermacher* ist wieder keine Rücksicht genommen — als höchst wunderlich. Ref. mufs indessen bekennen, dafs er schon vor 22 Jahren, als er das erste Mal über neutestamentliche Einleitung las, ganz von selbst sehr zweifelhaft geworden ist, ob hier wirklich von unserm zweiten kanonischen Evangelium die Rede sei, und nicht von einer ganz andern Schrift des Marcus; und wenn er gleichwohl fortwährend das Erstere für überwiegend wahrscheinlich hält, so ist es nur, weil die kirchlichen Schriftsteller der folgenden Zeit von einer andern Schrift des Marcus durchaus nichts wissen, dagegen Aehnliches, wie in jener Stelle enthalten ist, in bestimmter Beziehung auf die Abfassung unseres Evangeliums aussagen, indem sie es auf die mündlichen Vorträge des Petrus zurückführen oder diesem Apostel selbst einigen Antheil bei dessen Abfassung beilegen. Denn wenn wir die Stelle blofs für sich betrachten, so werden wir veranlafst, an eine Schrift zu denken, worin die evangelischen Erzählungen ordnungslos an einander gereiht waren, wie Petrus die in seinen verschiedenen Lehrvorträgen je nach

Digitized by Google

dem Bedürfnisse seiner Zuhörer vorgetragen hatte, nicht aber in der Ordnung, worin die Begebenheiten wirklich auf einander gefolgt waren; während das Marcus-Evangelium für sich betrachtet, doch ganz den Anschein einer zusammenhangenden Geschichtserzählung hat, worin die einzelnen Begebenheiten und Reden in der Ordnung mitgetheilt seien, in welcher der Evangelist glaubte, dafs sie auf einander gefolgt seien. Ref. weifs sich daher die Aussage des Presbyters Johannes oder des Papias — denn in der Anführug des Eusebius tritt nicht bestimmt hervor, was dem Einen und was dem Andern angehört — nur etwa unter der Voraussetzung zu erklären, dafs derselbe, indem er dieses Evangelium mit einem anderen von abweichender Anordnung, das er aber in dieser Beziehung als genauer betrachtete, verglich, sich die unchronologische Reihenfolge der Begebenheiten im Marcus vermuthungsweise zu erklären gesucht hatte. Anders urtheilt indessen Hr. E., der die Aussage als für die Beschaffenheit unseres Evangeliums vollkommen passend findet. Dabei erklärt er das οὐ τάξει S. 964 sq. und Anm. 3 blofs im Allgemeinen: ohne bestimmte Ordnung, wo man aber nicht einsieht, wie das auf eine Schrift pafst, von der er selbst S. 95, worauf er hier noch ausdrücklich verweist, gesagt hat, dafs sie die Begebenheiten fast durchweg akoluthistisch verbinde, und wie er *Credner* so anfahren kann (S. 364 A. 3; vgl. S. 1004), weil dieser sagt, Marcus sei nach einer gewissen Ordnung geschrieben. Bestimmter aber äufsert er sich an einer spätern Stelle (S. 1004) dahin, dafs durch das οὐ τάξει nur der Mangel einer Eintheilung und principiellen Anordnung, im Gegensatze gegen eine solche, wie Matthäus sie darbiete — also gegen eine Real-Eintheilung — angezeigt werde. Allein so wenig dort das συνετάξατο τὰ λόγια in Beziehung auf den Matthäus sich blofs oder besonders auf dessen Real-Eintheilung bezieht — es hätte eben so wohl in Beziehung auf den Lucas gesagt sein können — so wenig läfst sich denken, dafs das οὐ τάξει vom Schriftsteller in diesem bestimmten beschränkten Sinne gemeint sein sollte. — In Beziehung auf die Zeit der Abfassung des Marcus hält der Verf. sich an die Aussage des *Irenäus* III, 1 (Euseb. V, 8), dafs er sein Evangelium geschrieben und ausgegeben habe μετὰ τὴν τούτων (Πέτρου καὶ Παύλου) ἔξοδον, versteht aber hier entschieden gegen den Sinn des Kirchenvaters die ἔξοδον dieser Apostel nicht von ihrem Tode, sondern von ihrer Abreise aus Rom (S. 967), von wo Petrus wohl den Paulus abgeholt hatte (S. 966); damals habe der in Rom zurückbleibende Marcus dort Veranlassung gefunden, sein Evangelium zu schreiben, nach den Erzählungen des Petrus. „Daraus," heifst es dann (S. 968 n. 4 ohne weitere Auseinandersetzung), „folgt ferner, dafs weder Marcus den Matthäus, noch viel weniger dieser jenen benützt hat;" Ref. überläfst es ohne weitere Bemerkung dem Leser zu urtheilen, wiefern der Verf. berechtigt war, dergleichen wie sichere Data hinzustellen, worauf sich weiter fufsen lasse.

In dem Proömium des *Lucas* will der Verf (S. 975 sqq.) die Arbeiten der πολλοὶ nur von kleinen fragmentarischen Aufzeichnungen im Kreise der (ersten) Leser des Lucas verstehen, während wir schon durch das ἀνατάξασθαι διήγησιν, zumal in Verbindung mit den folgenden Worten περὶ τῶν πεπληροφορημένων κ. λ., καθὼς παρέδοσαν ἡμῖν οἱ ἀπ' ἀρχῆς κ. λ., offenbar veranlafst werden, an zusammenhangende Erzählungen einer gröfseren Reihe von Begebenheiten zu denken, eben so wie im Nachsatze bei dem καθεξῆς γράψαι, uns auch das ἔδοξε κἀμοὶ, mihi etiam visum est, deutlich zeigt, dafs Lucas das von ihm beabsichtigte Werk in die gleiche Reihe mit den Unternehmungen seiner Vorgänger stellt, wodurch natürlich nicht ausgeschlossen ist, dafs Lucas hoffte sie in der einen oder der andern Beziehung, durch Vollständigkeit oder Genauigkeit der Darstellung, zu übertreffen. In den Worten des Lucas liegt demnach schwerlich ein Beweis dafür, wovon der Verf. (S. 979) meint, dafs es mit der gröfsten Gewifsheit daraus folge, dafs er nicht an unsere beiden ersten kanonischen Evangelien gedacht haben *könne;* vielmehr würden wir unter der Voraussetzung des Hrn. E., dafs sie ihm bekannt waren (vgl. S. 991), nicht zweifeln dürfen, dafs er sie benutzt hätte. Doch führen die Worte des Lucas uns allerdings darauf, dafs die von ihm gemeinten Schriften, so weit ihm bekannt war, nicht von Aposteln verfafst waren, sondern von anderen Gläubigen, welche dazu die, sei es schriftlichen oder mündlichen, Mittheilungen der Augenzeugen und Theilnehmer der Begebenheiten, also wohl der unmittelbaren Jünger des Herrn, benutzt hatten. Wie in dem καθὼς παρέδοσαν κ. λ. ein stiller Gegensatz gegen das παρηκολουθηκότι κ. λ. soll liegen können

Digitized by Google

(S. 978), sieht Ref. nicht ein. So ist er auch durchaus unberechtigt, es ohne weiteres als sich von selbst verstehend zu bezeichnen, dafs diese Schriften der πολλοὶ nicht Quellen des Lucas gewesen seien (S. 980; vergl. S. 991). Dazu konnten auf dem von ihm angedeuteten Wege entstandene evangelische Schriften von ihm benutzt werden, wenn er sich auch veranlafst gefunden hätte, sich in der einen oder der andern Beziehung tadelnd über sie auszusprechen, was aber auch gar nicht geschieht, auch nicht in dem ἐπεχείρησαν. — Ein Zirkelschlufs ist es, wenn der Verf. (S. 981) darin, dafs der Lucas, den die Tradition als Verfasser dieses Evangeliums nennt, dieser Tradition zufolge ein Arzt gewesen sein solle, einen Beweis findet für dessen Identität mit dem in den Paulinischen Briefen erwähnten Lucas, der Col. 4, 14 als Arzt bezeichnet wird, da jene kirchliche Ueberlieferung über das Gewerbe des Lucas wohl schwerlich auf einer von der Paulinischen Stelle unabhängigen Quelle beruht. So wenig nun nach unserm Urtheile irgend Grund vorhanden ist, die Richtigkeit der Ueberlieferung über die Person des Verfassers irgend in Zweifel zu ziehen, so ist doch sehr zu zweifeln, ob die von Hrn. E., (S. 981), wie schon von *Michaelis* u. a., geltend gemachten Stellen Luc. 4, 38 Apgsch. 13, 11 den ärztlichen Stand des Verfassers der Schriften bestätigen. — Ueber die Zeit der Abfassung des Evangeliums s. oben.

Steht es nun dergestalt in vielfacher Hinsicht unsicher, um uns nicht eines stärkeren Ausdrucks zu bedienen, mit den sicheren Datis des Verfassers, so sind sie natürlich nicht sehr geeignet, um eine sichere Grundlage für die Erklärung des Verwandtschaftsverhältnisses der drei Evangelien zu bilden. Damit beschäftigt der Verf. sich § 139. S. 985—1004, indem er die Ur-Evangeliums und die Benützungs-Hypothese, um mit seinen Kunstausdrücken zu reden, bestreitet und sich für die sogenannte „Traditions-Hypothese" als die allein haltbare und auch genügende erklärt. Diese letztere ist bekanntlich auf besonders geschickte und geistvolle Weise von *Gieseler* geltend gemacht worden, von welchem Gelehrten jedoch Ref. zu wissen glaubt, dafs er selbst schon längst dieselbe nicht mehr für ausreichend hält. An Gieseler hält aber der Verf. sich in diesem Paragraphen fast durchaus; nur findet er es gänzlich ungeeignet, von einer Uebersetzung des mündlichen Ur-Evangeliums ins Griechische zu reden, da er meint, dafs die Apostel die einzelnen Begebenheiten von Anfang an werden eben so oft Griechisch als Aramäisch erzählt haben (S. 998 sq. Anm.), und nimmt zugleich Rücksicht auf die Ergebnisse seiner bisherigen Betrachtungen über unsere Evangelien, sowohl was ihre Entstehung als ihren Plan betrifft, indem er meint, dadurch grade jener Hypothese ihre Haltung geben und durch diese Combination sie recht geeignet zu machen, das ganze Verwandtschaftsverhältnifs vollständig zu erklären. Aber die ganze Beweisführung hier ist durchaus unbefriedigend und schwach, sowohl im polemischen als im positiven Theile, und der Art, dafs es kaum begreiflich ist, wie der Verf. bei seinem Geiste und dem in einzelnen Parthieen des Buches sich bekundenden Scharfsinne nicht selbst zu dem Gefühle wenigstens des Mangelhaften gekommen ist, vielmehr kein Bedenken trägt, den Paragraphen wie dieses Kapitel zu schliefsen mit den Worten: „unsere Erklärung des Verwandtschaftsverhältnisses aus der sogenannten Traditions-Hypothese steht also unangefochten da." Ref. ist von jeher, seit er sich mit solchen Untersuchungen beschäftigt hat, der sicheren Ueberzeugung gewesen, dafs es durchaus unzureichend ist, das zwischen unseren Evangelien statt findende Verhältnifs auf einem solchen Wege zu erklären, wo angenommen wird, dafs weder der eine Evangelist den andern benutzt habe, noch auch sie gemeinschaftlich andere und zwar dieselben früheren evangelischen Schriften. Es läfst sich auf diesem Wege durchaus nicht die an so zahlreichen Stellen sich findende wörtliche Uebereinstimmung begreifen, welche zwischen allen drei oder zwischen zwei dieser Evangelien in Ansehung des *Ausdrucks* oder der *Redewendungen* stattfindet, sowohl in Reden Christi als in der Erzählung, man müfste denn annehmen, es habe in dem Kreise der Jünger, in welchem diese Erzählungen sich in ihrem bestimmten Ausdrucke und zwar auch schon in dem Griechischen fixirt haben, eine förmliche Verabredung in der Beziehung und ein mechanisches Auswendiglernen und Einlernen stattgefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

Man betrachte nur z. B. Matth. 12, 27. 28. Luc. 11, 19. 20, und beantworte sich aufrichtig, obwohl irgend wahrscheinlich sei, dafs dieser Ausspruch Christi, den er doch ohne Zweifel aramäisch vorgetragen, sich sollte in blofs mündlicher Ueberlieferung in so fixirtem Ausdrucke im Griechischen fortgepflanzt haben, dafs zwei von einander ganz unabhängige Schriftsteller ihn darnach mit solcher fast buchstäblichen Uebereinstimmung könnten niedergeschrieben haben, als hier sich kund giebt, wobei noch die einzige in Betracht kommende Differenz (ἐν πνεύματι θεοῦ: ἐν δακτύλῳ θεοῦ) solcher Art ist, dafs sie nicht wohl auf unbewufste Weise kann entstanden sein. Und so in so vielen anderen Fällen, dergleichen sich z. B. bei *de Wette* Einl. i. N. T. § 79, *b* angeführt finden. Dieses gilt namentlich auch von der Uebereinstimmung des Textes in den von mehreren Evangelisten citirten alttest. Stellen, und auch gerade in den Abweichungen von der Uebersetzung der LXX, nach der sie sonst citirt werden. Es erklärten sich diese Erscheinungen nur durch die Annahme, dafs diese Erzählungen und Aussprüche Christi in einer bestimmten Gestaltung *schriftlich* fixirt waren, und zwar schon griechisch, meistens ohne Zweifel in derjenigen, welche sie beim ersten Aufschreiben in dieser Sprache erhalten hatten, sei dieses nun durch einen unserer Synoptiker geschehen oder durch einen früheren Schriftsteller, und dafs diese Gestaltung dann auch die *Grundlage* für die nachfolgenden Erzähler blieb. Eben so wenig erklärt jene Hypothese die Uebereinstimmungen unserer Evangelisten hinsichtlich des ganzen *Cyklus* der von ihnen behandelten evangelischen Begebenheiten. Hätte sich ein bestimmter Cyklus evangelischer Erzählungen blofs in mündlicher Erzählung fixirt, so dafs dadurch denjenigen, die ein Evangelium schreiben wollten, eben derselbe sich dargeboten hätte, so hätte das allerdings nur in dem Kreise der Apostel zu Jerusalem geschehen können. Allein wie läfst sich denken, dafs in diesen Cyklus nicht auch namentlich Begebenheiten aus früheren Aufenthalten Christi zu Jerusalem wie aus den Hin- und Rückreisen sollten aufgenommen sein? und wie unwahrscheinlich, dafs drei von einander unabhängige Evangelisten in der Ausschliefsung dieses ganzen an sich und für die ganze Entwickelung der Geschichte doch so wichtigen Kreises von Begebenheiten sollten zusammengetroffen sein? Wie soll man auf diesem Wege sich erklären, dafs Matthäus (11, 21 sq.) und Lukas (10, 13 sq.) beide darin zusammentreffen, mit fast buchstäblicher Uebereinstimmung den Weheruf des Herrn über Chorazin und Bethsaida mitzutheilen und eben so darin, gar nichts oder fast nichts von den Ereignissen zu geben, durch welche derselbe veranlafst ist? Noch schwieriger erscheint hier der Umstand, dafs drei verschiedene Evangelisten in der *Verknüpfung* der von ihnen erzählten evangelischen Begebenheiten darin sollten zusammengetroffen sein, dafs es nach ihrer Darstellung den Anschein gewinnt, als sei Jesus wirklich, nachdem er nach seiner Taufe nach Galiläa gegangen war, erst zum letzten Passah nach Jerusalem zurückgekehrt und er dazu wirklich kurz vorher Galiläa verlassen habe, so wie dafs sie ihn am 13 Nisan gekreuzigt werden lassen, da wir namentlich nach Vergleichung des Johanneischen Evangeliums das Eine wie das Andere als ungenau anerkennen müssen und es daher nicht wohl sich denken läfst, dafs es sich in dieser Gestalt in der mündlichen Ueberlieferung durch die Apostel könnte fixirt haben. Werden wir nicht, wenn

Digitized by Google

wir alle diese Momente zusammenfassen und unbefangen betrachten — und Spezielles liefse sich noch vieles nicht minder Beweisendes anführen — zu der Vermuthung hingedrängt, dafs eine erste zusammenhangende *Schrift* über das Leben des Herrn, und zwar in griechischer Sprache, und verfafst nicht von einem Apostel, sondern von einem andern Gläubigen, welcher dazu die, sei es mündlichen oder schriftlichen, Berichte der unmittelbaren Jünger über die einzelnen Begebenheiten und Reden Christi sammelte, den Typus und die Grundlage gebildet hat für andere folgende evangelische Schriften sowohl was den Cyklus der aufgenommenen Diegesen als ihre Verknüpfung zu einem geschichtlichen Ganzen und die Darstellung im Einzelnen betrifft. — Was Hr. E. in dem polemischen Theile dieses Paragraphen gegen solche Vorstellungen überhaupt, wie die hier bezeichnete, beibringt, ist wenig bedeutend. Was er in der Bekämpfung der „Benützungs-Hypothese", der Ansicht, dafs von unseren Evangelisten der eine den anderen benutzt habe, gegen die Annahme anführt, dafs Markus die beiden anderen Evangelisten *aus dem Gedächtnisse* benutzt habe, welche aber auf die Weise gar nicht, wie er behauptet, von dem leider zu früh verstorbenen Saunier vorgetragen ist, ist zum Theil treffend; denn in dieser Modification ist die Annahme einer Benutzung unseres Matthäus und Lukas durch den Markus allerdings durchaus nicht ausreichend, um das wirklich stattfindende Verhältnifs zu erklären. Aber für die Vorstellung selbst, dafs von unseren Synoptikern Markus der jüngste sei (wie schon *Clem. Al.* Hypotyp. bei Euseb. VI, 14) und die beiden anderen als seine hauptsächlichsten Quellen benutzt habe, hat Ref. sich in seinen Vorlesungen von jeher aufs entschiedenste erklärt und ist darin auch durch die gelehrten und scharfsinnigen neuesten Versuche, das Verhältnifs umzukehren, nicht wankend geworden, wie auch *de Wette* sich zu unserer Freude durch dieselben nicht hat hinüberziehen lassen, vielmehr sie in der 4ten Ausg. s. Einl. i. N. T. namentlich gegen *Wilke* trefflich aufs neue zu begründen gewufst hat. Es spricht dafür auf gleiche Weise das Verhältnifs, worin Marcus zu den beiden Andern steht *a*) hinsichtlich des *Ausdruckes* in den Parallelstellen, wo vielfältig der des Markus unverkennbar aus dem eines der beiden anderen Evangelisten hervorgegangen oder durch Zusammenfassung der Ausdrücke Beider entstanden ist, nirgends aber eine bestimmte Wahrscheinlichkeit des Gegentheils stattfindet; was uns wohl berechtigt, auch in den Fällen, die, an sich betrachtet, uns über die Priorität zweifelhaft lassen könnten, es auf jene Weise auszudehnen. *b*) Hinsichtlich der *ganzen Erzählungen*, welche Markus mit dem Matthäus und Lukas gemein hat; wo nicht blofs ganz gewöhnlich die Verwandtschaft zwischen Matthäus und Lukas geringer ist, als die zwischen Markus und den beiden Anderen oder wenigstens einem derselben, sondern nicht selten die Darstellung des Markus unverkennbar eine solche, wie sie sich bei den Anderen findet, zur Grundlage hat und sich in ihrer Beschaffenheit nur bei einer solchen Voraussetzung erklärt; so z. B. in der Erzählung über die Taufe Jesu, wo namentlich Marc. 1, 9 sich nur erklärt durch das Zurückgehen auf Matth. 3, 16 als das Ursprünglichere, und in der Versuchungsgeschichte, wo rein undenkbar ist, dafs die ursprünglichere Gestaltung, worin die Erzählung der christlichen Gemeinde zukam und auch zuerst schriftlich fixirt ward, eine solche gewesen sein sollte, wie Marcus sie giebt, bei dem sich auch nicht im mindesten erkennen läfst, welchen Zweck sie könnte gehabt haben, vielmehr dieses unverkennbar ein dürftiger skeletartiger Auszug aus einer Erzählung ist, wie wir sie bei Lukas und namentlich bei Matthäus finden, und ohne eine solche Hinterlage gar nicht recht verständlich; vergl. auch *de Wette* §. 82. *c*) Hinsichtlich des *Inhaltes im Allgemeinen*. Ref. bemerkt hier nur zweierlei. Einmal ist von vorne herein sehr wahrscheinlich, dafs von der evangelischen Geschichte am frühesten Reden Christi aufgeschrieben sind, einzelne Lehrreden oder Sammlungen von Aussprüchen, während für die äufseren Begebenheiten nicht so frühzeitig ein Bedürfnifs dazu stattfand, sie durch die Schrift zu fixiren, da sie auch ohne das durch die mündliche Erzählung sich leichter erhielten; und so spricht auch der Umstand, dafs im Marcus die Reden Christi und besonders die ausführlicheren Lehrreden gegen die Erzählung anderweitiger Begebenheiten und namentlich der Wunder weit mehr zurücktreten als bei den beiden anderen Synoptikern, gegen die Priorität seiner Geschichtschreibung. Dazu kommt, dafs die beiden Wundererzählungen, die sich unter den wenigen dem Marcus überhaupt eigenthümlichen Abschnitten finden (7, 2—36. 8, 22—26), unverkennbar einen sehr eigenthüm-

Digitized by Google

lichen, von allen anderen synoptischen Erzählungen wunderbarer Heilungen verschiedenen Charakter (in etwas verwandt mit Joh. 9) an sich tragen. Wäre nun Marcus ein durchaus selbstständiger Geschichtschreiber und gar sein Evangelium das früheste, so würde sich immer schwer erklären lassen, wie es sollte gekommen sein, dafs gerade diese zwei Erzählungen in ihrem ganzen Charakter etwas so Eigenthümliches haben, wie auch, dafs gerade sie von den späteren Evangelisten nicht mit aufgenommen sind, während sich die Sache leichter erklärt bei der Annahme, dafs Marcus den bei weitem gröfsten Theil des Inhaltes seiner Schrift und so auch die übrigen Wunder-Erzählungen aus früheren evangelischen Schriften, worin sie schon einen bestimmten Typus an sich trugen, entnommen, diese beiden aber aus irgend einer anderen Quelle hinzugefügt hat. *d*) Hinsichtlich der *Reihefolge* der einzelnen Begebenheiten und deren Verknüpfung mit einander zu einem geschichtlichen Ganzen; in welcher Beziehung schon *Griesbach* im Ganzen das Richtige erkannt und nachgewiesen hat. — Ref. bemerkt hier nur gegen den Verf. (S. 996), dafs, wenn auch z. B. die Begebenheiten Marc. 5, 17—12, 37 und Matth. 14, 3—22, 46 alle akoluthistisch geordnet sein sollten, es gleichwohl rein unmöglich ist, sich zu denken, dafs zwei Jünger oder Apostel (Matthäus und Petrus, als Quelle des Marcus) sie unabhängig von einander gerade in der gleichen Reihefolge und Verbindung sollten mitgetheilt haben, da es Begebenheiten sind theils aus Galiläa, theils aus Jerusalem, theils auf der Reise dahin, die also einen ganzen Zeitraum einnehmen, so dafs wir schon, wenn wir uns blofs an die Synoptiker halten, nicht zweifeln können, dafs sie nicht in ganz unmittelbarem Zusammenhange auf einander können gefolgt sein, sondern durch manches Andere, zum Theil gewifs auch Merkwürdiges, unterbrochen, hinsichtlich deren aber die Vergleichung des Johannes deutlich zeigt, dafs die Aufeinanderfolge und Verbindung derselben in den synoptischen Evangelien auch keine genaue streng geschichtliche ist. Wenn der Verf. meint (S. 988 sq. 1), dafs diejenigen unter den Apostel-Gehülfen, „welche evangelische Schriften verfassen wollten, an den Aposteln und anderen Augenzeugen eine so reiche Quelle hatten, dafs es ihnen unnöthig erscheinen mufste, dasjenige aus Büchern zu studiren, was sie weit vollständiger erfragen konnten", oder wenn er, behauptend, dafs eine Benutzung früherer Evangelienschriften sogar unmöglich sei, frägt, ob wohl Marcus, wie er mit dem lebendigen Petrus reiste (er meint, von Palästina nach Rom) sich sollte mit einem aramäischen Matthäus beladen haben, um in Rom Dasjenige, was er Griechisch und Lateinisch (?) von Petrus hören konnte, Aramäisch zu lesen, so würde das natürlich nur dann treffen, aber auch selbst dann kaum, wenn diese Evangelien von ihren Verfassern wirklich zu einer Zeit geschrieben wären, wo sie sich in der Umgebung unmittelbarer Jünger des Herrn befanden. — Was der Verf. (S. 991 sq.) gegen die Ur-Evangeliums-Hypothese nach Gieseler bemerkt, trifft nur *die* Gestaltung derselben, worin sie theilweise früher aufgestellt ist, z. B. von *Eichhorn* und *Gratz*, wo man dasselbe unter Autorität der Apostel abgefafst werden läfst, was allerdings eine ganz unstatthafte Annahme ist, gar nicht aber eine solche Gestaltung, wie oben von uns angedeutet ist, in welcher Ref. die Annahme derselben zur Erklärung des Verhältnisses unseres ersten und dritten Evangeliums auf der einen Seite zu einander, auf der anderen zum Johannes allerdings für nothwendig hält. Dafs es ziemlich zeitig verschiedene solche von Privatpersonen ohne öffentliche Autorität, aber nach apostolischer Ueberlieferung, verfafste evangelische Schriften gab, zeigt das Proömium unseres Lucas nach der allein natürlichen Fassung seiner Worte aufs deutlichste; er redet sogar von πολλοῖς, die dergleichen unternommen hätten. Die erste dieser eine zusammenhangende Geschichtserzählung gebenden Schriften ist vermuthlich in Galiläa oder dessen Nähe entstanden. Da sie nach dem Bewufstsein der Kirche von der Person und Wirksamkeit des Herrn ein wenn auch nicht vollständiges doch wahres Bild gab und einen treuen Bericht über die einzelnen Begebenheiten seiner Geschichte, so fand sie wohl bald Verbreitung, und übte den Einflufs, dafs durch sie der Typus der evangelischen Geschichte in Beziehung auf den ganzen Charakter und allgemeinen Verlauf derselben wie in Beziehung auf die Darstellung mancher einzelnen Begebenheiten auf gewisse Weise fixirt ward, so dafs auch die folgenden evangelischen Schriftsteller, wenn sie nicht als unmittelbare Zeugen und anhaltende Begleiter des Herrn einen durchaus selbstständigen Bericht liefern konnten, dieselbe zu Grunde legten, so dafs ihre, gewöhnlich

Digitized by Google

wohl zunächst für besondere Kreise verfaſsten Schriften, sich zu jener und zu einander wie verschiedene Recensionen oder Ueberarbeitungen verhielten, indem Einzelnes, was ihnen für ihre Zwecke minder wichtig schien, weggelassen ward, Anderes umgestellt, sei es nach genauerer chronologischer Ordnung oder nach irgend einer Sachordnung, endlich Manches, was ihnen anderswoher Neues zukam, eingeschaltet. So sind denn auch unser erstes und drittes Evangelium entstanden, wobei sich jedoch nicht wohl mehr ermitteln läſst, ob ihre Verfasser die Urschrift in ihrer ersten Gestalt oder vielleicht eine oder mehrere Mittelglieder benutzt haben, wie es denn auch ganz unmöglich ist, aus dem Inhalte unserer Evangelien selbst noch durchaus mit Sicherheit jene Urschrift zusammenzuconstruiren. Jedenfalls aber müssen unsere beiden Evangelien von Anfang an oder sehr bald in der Kirche als vollständigere und noch mehr beglaubigte Schriften über das öffentliche Leben des Herrn betrachtet worden sein, so daſs die früheren bald in den Hintergrund traten und daher ganz verloren gegangen sind und daſs auch Marcus veranlaſst ward, für sein, zunächst wohl für die Römer verfaſstes, Evangelium diese beiden zur Hauptgrundlage zu machen.

Mehr findet Ref. sich zu seiner Freude mit dem Verf. in Uebereinstimmung über unser viertes Evangelium, mit dessen Entstehung das ganze zweite Kap. sich beschäftigt, obwohl es auch hier nicht an manchen unhaltbaren und nach unserm Urtheile nicht richtigen Annahmen fehlt, und auch die positive Beweisführung für die Echtheit des Evangeliums theilweise noch hätte geschärft werden können. Aber zur Bestreitung der neueren Angriffe auf dieselbe hat der Verf. recht Tüchtiges beigetragen. — In § 140. „Data aus dem Evangelium selbst" weist Hr. E. no. 2. (S. 1006—8) gut nach, was gewöhnlich zu sehr als sich von selbst verstehend vorausgesetzt wird, daſs der Verf. des Evangeliums sich als Augenzeugen zu erkennen gebe und als den in der Schrift vorkommenden geliebten Jünger, und daſs dieser von keinem andern gemeint sein könne als vom Apostel Johannes; wobei von Kap. 21. noch abgesehen wird, wie auch von 19, 35, Letzteres fast etwas zu vorsichtig, da die Stelle doch ohne Zweifel als ein Zeugniſs nicht bloſs für die ursprüngliche Quelle, sondern für den Schreibenden selbst gemeint ist, indem sonst die ganze Ausdrucksweise etwas sehr Unnatürliches haben würde. Stehen jene Puncte nun fest, so kann bei diesem Evangelium hinsichtlich seines Ursprunges die Frage nur die sein — ganz anders als beim ersten Evangelium — ob dasselbe von diesem Johannes wirklich verfaſst ist, oder von einem Andern, in dessen Namen und um als johanneische Schrift angesehen zu werden, also ob es echt ist oder unecht. Hier scheint uns nun aber grade schon diese Art und Weise, wie der sein sollende Verf. bezeichnet wird, ein sehr bedeutendes Zeugniſs für die Wahrheit dieser Bezeugung abzugeben, da sich nicht leicht denken läſst, daſs ein späterer Schriftsteller, der für den Johannes gehalten werden wollte, in der Andeutung des Verf.'s grade ein solches Verfahren würde eingeschlagen haben. Denn da sich aus dem Evangelium selbst zwar mit Sicherheit, aber doch erst durch etwas complicirte Betrachtungen und Combinationen auch mit den Angaben anderer neutestamentlichen Schriftsteller erkennen läſst, daſs der Verf. für den geliebten Jünger und dieser für den Johannes will gehalten werden, so hätte ein Falsarius gar nicht voraussetzen können, daſs die Leser gleich alle diese Combinationen machen, und, wenn diese Schrift mit einem Male, ohne daſs man vorher etwas von ihr wuſste, zum Vorschein kam, den Verf. für den Johannes halten oder auch nur erkennen würden, daſs er für diesen wollte gehalten werden. Ein solcher würde daher gewiſs nicht unterlassen haben, mit der von ihm affectirten Person auf viel bestimmtere Weise hervorzutreten. Dagegen Johannes selbst allerdings sich begnügen konnte, sich auf solche Weise zu bezeichnen, da Diejenigen, in deren Umgebung er sich befand und denen er zunächst seine Schrift übergeben hat, von vorne herein wuſsten, wer der Verf. sei und sein wolle, und das sich dann von da aus mit der Schrift selbst auch weiter verbreiten muſste. — Von nicht geringer Bedeutung ist hierfür auch der Schluſs des Evangeliums und dessen Verhältniſs zum übrigen Evangelium.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

Ref. hält Kap. 21. für einen Anfang von anderer Hand, und weicht in der Beziehung von Hrn. Ebrard ab, der (S. 1012—14) nur die beiden letzten Verse auf diese Weise ansieht. Inhalt und Tendenz der ganzen Erzählung dieses Kap. machen es sehr wahrscheinlich, dafs sie erst nach erfolgtem Tode des geliebten Jüngers aufgeschrieben ist, wenn gleich wahrscheinlich nach einer von diesem selbst herrührenden geschichtlichen Ueberlieferung. Aber auch dann selbst würde die Abfassung durch eine spätere Hand höchst wahrscheinlich sein, wenn das Evangelium überhaupt unecht wäre, das Werk späterer Reflexion, indem sich dann wohl würde annehmen lassen, dafs der kunstreiche Verf. auch den Inhat dieses Kapitels, wenn er ihn mittheilen wollte, gleich von Anfang an in seine Conception mit aufgenommen hätte, was doch nach der Weise, wie der Schlufs des 20. Kap. lautet, nicht könnte der Fall gewesen sein. Wird nun aber das anerkannt, dafs dieses Kap. 21. von einer andern Hand geschrieben ist als das vorhergehende Evangelium, wie das auch von mehreren der neuesten Gegner der Echtheit des Evangeliums angenommen wird, so werden wir durch den Umstand, dafs sich durchaus keine Spuren finden, dafs das Evangelium in der Kirche jemals ohne diesen Anhang bekannt gewesen sei, zu der Vermuthung berechtigt, dafs die Schrift ins Publicum von Anfang an gar nicht ohne diesen Anhang gekommen ist, und daher, dafs derselbe von Demjenigen oder Denjenigen herrührt, welche das Evangelium zuerst für einen gröfsern Kreis veröffentlicht haben, die es also vom Verf. selbst, wer dieser auch möge gewesen sein, eingehändigt erhalten hatten. Da nun aber erscheint die Aussage V. 24, wo der Verf. der Schrift ausdrücklich als der geliebte Jünger bezeichnet wird, als ein möglichst authentisches Zeugnifs für den Verf. und die Echtheit der Schrift, welche jeder unbefangene Kritiker als höchst bedeutend anerkennen mufs. Denn die Vorstellung, dafs das Evangelium unecht sei, macht die Annahme nothwendig, dafs nicht blofs der Verf. sich den Schein eines Theilnehmers und Augenzeugen der Begebenheiten und zwar des Apostels Johannes nur fälschlicher Weise zu geben gesucht und mit höchst schlauer und geschickter Hand zu geben gewufst hätte, sondern dafs auch ein Zweiter mit Bewufstsein in dessen Trug eingegangen wäre und über dessen Ursprung wie ein Unterrichteter ein Zeugnifs ausgestellt hätte, während er wufste, dafs dasselbe nicht der Wahrheit gemäfs sei oder wenigstens dafs er darüber ein solches Zeugnifs nicht ausstellen könne. — Derselbe Beweis übrigens würde bleiben bei der Annahme, dafs blofs die beiden letzten Verse von späterer Hand seien; doch wird das nicht leicht von Solchen angenommen werden, welche das Evangelium überhaupt für unecht halten, wie denn für sie dazu auch gar keine Veranlassung sein würde. Sehr unnatürlich ist aber, wenn Hr. E. meint, Johannes habe zwar Kap. 21., mit Ausnahme dieser beiden letzten Verse, selbst geschrieben, aber ursprünglich als eine einzelne für sich bestehende Erzählung (und zwar nach S. 1063 selbst früher als das übrige Evangelium), diese sei erst darnach durch Denselben, der V. 24. 25 geschrieben, mit dem Evangelium verbunden und dazu der Anfang V. 1 verändert worden, und

Digitized by Google

zwar dies (nach S. 1063) noch bei Lebzeiten des Apostels. Dagegen spricht auch entschieden V. 14 (τοῦτο ἤδη τρίτον ἐφανερώθη κ. λ.), worin sich eine offenbare Rückbeziehung auf die beiden Kap. 20. berichteten Erscheinungen findet. — Dafs der erste johanneische Brief von demselben Verf. geschrieben ist, wie das Evangelium, kann nicht bezweifelt werden; ob aber, wie der Verf. mit Anderen meint, gleichzeitig nur als Begleitung desselben, ist sehr problematisch; sicher bezieht das im Briefe nicht acht (S. 1010), sondern noch mehrere Male wiederkehrende γράφω und ἔγραψα sich nicht auf das Evangelium, sondern auf den Brief selbst. Dafs der Umstand, dafs in einer einzelnen Handschrift einmal die 3 joh. Briefe ihren Platz zwischen dem Evangelium und der Apostelgeschichte gehabt haben (S. 1011) kein Zeugnifs für die Gleichzeitigkeit der Abfassung der Briefe und des Evangeliums abgeben kann, versteht sich von selbst. Schon hiernach kann daher der erste Brief nicht zum Beweise benutzt werden, dafs der Apostel das Evangelium für einen Kreis von Lesern geschrieben habe, von dem er dazumal getrennt war (S. 1011). Der Verf. meint nämlich, es sei dasselbe auf Patmos geschrieben (S. 1042 sq.), indem er nicht blofs die kirchliche Ueberlieferung über die Verbannung des Johannes nach dieser Insel für geschichtlich hält und auf den Apostel bezieht, — auch selbst des *Tertullian* Praescr. haer. 36 Nachricht von der vorher zu Rom (?) erlittenen Oelmarter will er nicht unbedingt verwerfen — sondern auch, was damit zusammenhängt, diesem die Abfassung der Apokalypse beilegt, und sich in der Ansicht über dieses Buch und dessen Verhältnifs zum Evangelium fast durchaus an *Hug* anschliefst. Ref. benutzt diese Gelegenheit nur zu bemerken, dafs er sich zu der im J. 1822 von ihm veröffentlichten Ansicht im Wesentlichen auch noch bekennt, jedoch so, dafs er für den zweiten Theil nicht mehr eine spätere Abfassung wie für den ersten Theil annimmt, sondern das ganze Buch nach dem Tode des Nero entweder unter Galba setzt oder in die erste Zeit des Vespasians, jedenfalls noch vor der Zerstörung Jerusalems, dessen Bestehen zur Zeit der Abfassung beim ersten Theile Kap. 11. ganz deutlich ist und auch beim zweiten Theile durch 20, 9 (in Verhältnifs zu 21, 10 sq.) sehr wahrscheinlich wird. Hr. E. setzt die Abfassung dieses Buches in die letzte Zeit des Domitian um d. J. 96, einige Zeit später als die des Evangeliums (S. 1033 A. 3 S. 1046), indem er annimmt, dafs das ἐμαρτύρησε κ. λ. 1, 2. sich auf die Abfassung des Evangeliums beziehe, und sich gegen die Beziehung auf das Zeugnifs des Sehers in diesem Buche über die ihm zu Theil gewordene Offenbarung auf den Aorist beruft (S. 1034), den jedoch schon *Bengel* hinreichend aus dem Briefstile erklärt hat. — Bei der Abwehr der gegen die Identität des Verf.'s der Apokalypse und des Evangeliums angeführten inneren Gründe, finden sich die Behauptungen, dafs bei einem Buche wie die Apokalypse, bei Voraussetzung, dafs der Verf. wirklich die darin berichteten Visionen gehabt habe, von einem Ideenkreise eigentlich nicht dürfe geredet werden (S. 1035), und dafs die Verschiedenheit des Stils von dem des Evangeliums sich dadurch ergebe, dafs wer Visionen sehe und aufschreibe sich passive verhalte, vom Stoffe überwältigt auf keinen Leser Rücksicht nehme, was auch zur Folge gehabt habe, dafs der Apostel sich gehen lassend in das ihm natürliche aramäische Colorit zurückgefallen sei, wozu auch die Setzung der Form Ἰηρουσαλὴμ statt der im Evangelium gebräuchlichen Ἱεροσόλυμα gehöre. — Ref. zweifelt indessen, ob es dem Verf. gelingen wird, von der Richtigkeit solcher Argumente viele verständige Leser zu überzeugen. Wir wissen sie theilweise nicht recht zu reimen mit dem, was Hr. E. selbst (S. 1054 sq.) über das Verhältnifs der Inspiration im N. T. zur selbstthätigen Entwicklung der Schriftsteller bemerkt; abgesehen davon, dafs, wenn es auch als geschichtlich betrachtet wird, dafs dem Johannes die Visionen auf der Insel Patmos zu Theil geworden, doch Kap. 1, 9 (ἐγενόμην) sehr wahrscheinlich machen würde, dafs er sich bei der Abfassung des Buches nicht mehr auf derselben befand, und dafs daher auch die gegenwärtige Gestaltung der Form in den Visionen erst einer späteren ruhigeren Conception angehörte. — In der Betrachtung der Data aus den ältesten Kirchenschriftstellern für das Evangelium (§. 141. S. 1014—23) hat der Verf. einen Umstand nicht erwähnt, der uns für das Ansehn dieses wie der drei anderen Evangelien in der Kirche von nicht geringer Bedeutung scheint, dafs nämlich *Tatian* wie *Theophilus von Antiochien* grade unsere vier Evangelien, wie nicht bezweifelt werden kann, harmonisch behandelt

Digitized by Google

haben; denn darin liegt ein deutlicher Beweis von dem ausschliefslichen Ansehn, welches in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts schon grade diese vier Evangelien in der Kirche hatten, was hinsichtlich des vierten nicht wohl hätte der Fall sein können, wenn es in ihr nicht seit geraumer Zeit als echte Schrift des Apostels, von dem es verfafst sein will, bekannt gewesen wäre. Ref. ist aber der Meinung, dafs auch in neutestamentlichen Schriften selbst sich Spuren einer Bekanntschaft mit unserem Evangelium finden; wenigstens halten wir es für höchst wahrscheinlich, dafs nicht nur 2 Petr. 1, 14 sich auf die Erzählung Joh. 21, 18 und zwar nach der dort v. 19 vom Schriftsteller gegebenen Deutung bezieht, so dafs der Verf. jenes Briefes unser Evangelium gekannt hat und dessen Inhalt seinen Lesern als bekannt voraussetzt, sondern dafs dasselbe auch dem Marcus bekannt gewesen ist und er es hin und wieder benutzt hat, wenn auch nur selten und nicht für bedeutende Puncte; besonders Marc. 14, 3 (Joh. 12, 3) v. 6 (ib. v. 7); 6, 37 (Joh. 6, 7); 14, 65 (Joh. 18, 22); 15, 8 sq. (Joh. 18, 39); 16, 9 (Joh. 20, 14 sq.).

Die Angriffe auf die Echtheit des Evangeliums beleuchtet der Verf. §. 144—147. Zuerst gibt er (§ 144. S. 1047—51) eine Uebersicht derselben nach drei Perioden, wobei er aber nur die neuere Zeit berücksichtigt, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, nicht die Angriffe, welche von einer kleinen Parthei in der christl. Kirche schon seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrh. gegen dasselbe gerichtet wurden, und zwar, wenn auch zunächst aus dogmatischer Eingenommenheit, doch nicht ohne kritischen Anflug nach Dem, was *Epiphanius* Haer. LI darüber mittheilt. — Dann prüft er § 145. S. 1051—60 die *inneren* Gründe gegen die Echtheit, wo das vom Verf. Gegebene im Ganzen recht gut und treffend ist, wie namentlich das über den speculativen Geist des Evangeliums, die Logoslehre desselben und die Beschaffenheit der mitgetheilten Reden in Vergleich mit den synoptischen Gesagte. Bei der Logoslehre hätte der Verf. noch das bemerken können, dafs die ihr wesentlich zu Grunde liegende Idee sich bereits in den ältesten Schriften des A. T. findet, nämlich in dem Engel Jehovahs oder Engel Gottes, dessen Verhältnifs zu Jehovah oder Elohim schon in der Genesis als ein ganz ähnliches erscheint, wie das des Logos zu Gott dem Vater, so wie, dafs sich der Terminus Logos und zwar in der Anwendung auf Christus, auch in der Apokalypse (19, 13) findet, deren Abfassung durch einen Palästinenser ja auch die Bestreiter der Echtheit des Evangeliums meistens annehmen, wenigstens *Bretschneider* und *Schwegler*. Nicht aufser Acht zu lassen ist dabei aber auch dieses, dafs das Evangelium das Wort in diesem Sinne blofs im Eingange gebraucht, wo der Schriftsteller selbst redet und seine Betrachtungen über das Verhältnifs Christi zu Gott anstellt, nirgends aber in den mitgetheilten Reden, weder Christi noch des Täufers oder anderer Personen, was wohl geeignet ist, ein günstiges Vorurtheil dafür zu erwecken, dafs der Evangelist nicht seine eigenen Worte und Vorstellungen ohne weiteres Christo und den anderen Personen in den Mund legt. Mit welcher Treue er Aussprüche Christi wiedergegeben hat, zeigt besonders deutlich die Beschaffenheit der mitgetheilten Weissagungen Christi an sich und in Vergleich mit denen in den synoptischen Evangelien, namentlich diejenigen, welche sich auf die dem Erlöser selbst bevorstehenden äufseren Schicksale beziehen, sein Leiden, seinen Tod und seine Auferstehung, oder wenigstens vom Evangelisten darauf bezogen werden. Bekanntlich lauten bei den Synoptikern die Aussprüche dieser Art fast überall so, als ob Jesus jene Ereignisse seinen Jüngern wiederholt ohne Bild in den bestimmtesten Ausdrücken vorher verkündigt hätte, wobei es nicht ohne Schwierigkeit ist, dafs die Evangelisten selbst mehrmals hinzufügen, die Jünger hätten diese Reden nicht verstanden, und dafs es nachher, als es sich ereignete, ihnen wirklich scheint unerwartet gekommen zu sein, sowohl der Tod als die Auferstehung. Werden wir dadurch nun zu der Vermuthung veranlafst, dafs, was die Evangelisten geben, nicht grade die eigenen Worte des Herrn sind, sondern nur zusammenfassende Darstellungen des wesentlichen Sinnes seiner Reden, und dafs der Heiland selbst, wo er weissagend auf sein Leiden und seine Auferstehung hingewiesen, dieses nur in bildlichen Andeutungen gethan hat, deren eigentlicher Sinn den Jüngern erst recht klar werden konnte, als es sich erfüllte: so mufs es für die Treue des johanneischen Evangeliums und somit für dessen Echtheit gar sehr sprechen, dafs hier einen solchen Charakter wirklich

Digitized by Google

die sämmtlichen Aussprüche Jesu, welche sich auf seine zukünftigen Schicksale beziehen, an sich tragen, wie 7, 33. 34. 8, 21. 10, 11. 17. 18. 12, 23 sq. 14, 1—4. 18 sqq. 28. 16, 16; s. noch ib. v. 19 sq. Kap. 7, 6 sqq. 12, 8. 3, 4. Unleugbar lauten alle diese Aussprüche durchaus nicht so, wie man erwarten würde, wenn sie uns in einer Gestalt vorlägen, welche ihnen erst der evangelische Schriftsteller nach dem Erfolge gegeben hätte. Noch beweisender sind aber diejenigen Aussprüche in unserm Evangelium, bei denen der Evangelist selbst eine bestimmte Deutung in Beziehung auf diese zukünftigen Ereignisse angibt, wie namentlich 2, 19 sqq. 12, 32 sq. 7, 37—39. Hier kann man wohl zweifelhaft sein, ob die vom Evangelisten gegebene Deutung wirklich genau, dem Sinne des Herrn entsprechend und nicht über denselben hinausgehend ist, aber destoweniger darüber, dafs es eigene Worte des Herrn sind nach treuer Ueberlieferung, dafs sie weder auf willkührliche Weise ihm in den Mund gelegt sein noch auch allmählig auf diese Weise sich in der Gemeinde gebildet haben können, dafs es aber auch durchaus nicht wahrscheinlich ist, dafs sie, bevor sie niedergeschrieben wurden, erst durch mehrere Hände hindurchgegangen sein sollten. Aus den Reden solcher weissagenden Art aber, wo durch einen späteren Schriftsteller eine Veränderung so leicht und selbst unbewufst würde stattgefunden haben, läfst sich nur ein günstiger Schlufs für die Reden anderer Art ziehen, dafs auch sie im Allgemeinen mit geschichtlicher Treue überliefert sind und nicht etwa auf freie Weise vom Evangelisten componirt. Für einen eben so treuen als wohl unterrichteten Berichterstatter der Reden spricht auch gar sehr eine Stelle wie 14, 31 in dem Zusammenhange, worin sie sich dort findet. Doch ist Referent gar nicht gemeint, für die Reden in unserm Evangelium, namentlich die längeren, eine wörtliche Treue zu behaupten, und zu leugnen, dafs auf das Colorit derselben die Eigenthümlichkeit des Evangelisten einigen Einflufs geübt hat, was schon nicht wohl ausbleiben konnte, wenn er eine Rede, wie ohne Zweifel meistens der Fall ist (und dasselbe gilt wesentlich auch von den Dialogen) nicht ganz vollständig mittheilte, sondern nur in ihren wesentlichen Zügen, und was er um so weniger ängstlich zu vermeiden brauchte, je tiefer der Jünger in den Sinn dieser Reden eingedrungen war. — Dafs Referent mit dem Verfasser durchaus nicht zusammen stimmt in der Weise, wie dieser die geschichtlichen Differenzen zwischen dem Johannes und den Synoptikern ausgleicht oder vielmehr leugnet (s. wieder S. 1058 sq.) darüber siehe unseren ersten Artikel, wo wir auch gesehen haben, wie das hier stattfindende Verhältnifs, namentlich in zwei Hauptpuncten, den früheren Festreisen und dem Todestage Christi, durchaus zu Gunsten der johanneischen Darstellung spricht. — Auf den Beweis gegen die Echtheit, den nicht blofs *Fischer* (S. 1060), sondern schon *Bretschneider* in der Art und Weise finden, wie in unserm Evangelium von den *Juden* die Rede ist, und die allerdings etwas Auffallendes hat, würde Referent erwiedern, dafs wenn diesem Umstande eine beweisende Kraft beiwohnen soll, man allerdings so weit gehen mufs, daraus zu folgern, dafs der Verfasser überhaupt kein geborner Jude gewesen sein könne, während für diese Nationalität schon der pragmatisirende Charakter des Evangeliums spricht, worin dasselbe am meisten unserm Matthäus verwandt ist, wiefern nämlich darin wiederholt auf einzelne Aussprüche des Alten Testaments als solche, die in einzelnen Ereignissen oder Verrichtungen Jesu ihre Erfüllung gefunden hatten und daher ihn als den Verheifsenen und von Gott Zuvorbestimmten bezeugten, hingewiesen wird. Dazu kommt, dafs der Evangelist diese Stellen hier in der Regel nicht nach der LXX, sondern nach eigener Uebersetzung aus dem hebräischen Texte anführt, was wir selbst im 2ten Jahrhundert von keinem Heiden-Christen erwarten können, sondern nur von einem geborenen Juden, und zwar auch nicht von einem schon von Jugend auf Hellenisch gebildeten, wie einem Alexandriner, sondern am ehesten von einem Palästinenser, wie Johannes war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Schluſs.)

§ 146. „Sind die Einwürfe gegen die äuſseren Data für die Echtheit stichhaltig?" (S. 1060—84). § 147. „Sind die äuſseren Gründe für die Unechtheit gültig?" (S. 1084—1108). Hier ist die Ueberschrift des ersteren Paragraphen eine unpassende Bezeichnung, da die darunter unter No. 1 beleuchtete Ansicht von *Lützelberger*, daſs der geliebte Jünger im Evangelium nicht von Johannes, sondern von Andreas gemeint, die ganze Bezeichnungsweise für den Verf. des Evangeliums aber unnatürlich sei, ja nicht als ein Einwand gegen die *äuſseren* Data für die Echtheit der Schrift betrachtet werden kann. — In dem übrigen Theile des §, No. 2—9 beleuchtet der Verf. nach einander noch einmal die Zeugnisse der ältesten Kirchenväter und bekämpft Lützelberger's Einwendungen gegen dieselben, so wie im ersten Theile des § 147, 1—5 dessen Behauptung, daſs Johannes niemals in Ephesus gewesen sein könne, und desselben Argumentation aus dem Stillschweigen einiger älteren Kirchenschriftsteller über die Joh. Schriften gegen deren Echtheit. Diese Behandlungsweise ist nicht ganz angemessen, ist zu sehr zerstückelt und muſs nothwendig Wiederholungen mit sich führen. Zweckmäſsiger würde der Verf. dieses gleich mit seiner positiven Darlegung der „Data aus den Vätern" § 141 behandelt haben, wie es überhaupt nach unserem Darfürhalten zweckmäſsiger gewesen wäre, wenn er dort mehr eine eigentliche Geschichte des Joh. Evangeliums in der älteren Kirche, etwa vom Ende des zweiten Jahrhunderts ausgehend, und so zur früheren Zeit hinaufsteigend, gegeben hätte, ohne dabei auch die etwaigen Schwierigkeiten zu verdecken, welche entstehen, wo sich keine Zeugnisse finden, während man sich berechtigt achten könnte, dergleichen zu erwarten. Hr. E. hat aber auch hier den Angriff der anti-montanistischen Parthei in Kleinasien seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, der Aloger des Epiphanius, auf die Echtheit unseres Evangeliums nicht einmal erwähnt. — Was die Lützelbergersche Schrift betrifft, so ist nicht zu leugnen, daſs sie bei aller Unwissenschaftlichkeit der Form und ungeachtet mancher bizarren und abgeschmackten positiven Ansichten, die der Verfasser geltend macht, doch in ihrem polemischen Theile etwas sehr Blendendes und manches Beachtenswerthe hat, und Ref. trägt kein Bedenken, sie in dieser Beziehung für den bedeutendsten Angriff der neueren Zeit auf unser Evangelium zu erklären. Dieses gilt namentlich von seinem Beweise, daſs Johannes niemals im prokonsularischen Asien, namentlich zu Ephesus, gewesen sein könne, wiefern er sich darauf stützt, daſs sich in den Schriften der apostolischen Väter keine Spur von diesem Aufenthalte des Apostels in jener Gegend finde, auch wo man dergleichen wohl erwarten würde. Besonders scheinbar ist das aus den Ignatianischen Briefen hergenommene Argument, und Ref. wundert sich, daſs Hr. E. gerade dieses mit Stillschweigen übergangen hat. So ist es immer auffallend, daſs *Ignatius* in dem Briefe an die Epheser c. 12 diese preist, daſs von ihnen aus Paulus zum Märtyrertode gegangen sei, und sie von diesem Apostel in seinem Briefe belobt werden, ohne der Verherrlichung zu gedenken, welche ihnen durch den Aufenthalt des Johannes zu Theil geworden; dies könnte man wohl erwähnt erwarten, wenn Johannes vor nicht geraumer Zeit in ihrer Mitte gelebt hätte; eben so ist auffallend, daſs er an die Trallenser c. 5 schreibt, er sei kein Apostel wie Paulus und Petrus, ohne zugleich auch

Digitized by Google

des Johannes zu erwähnen; und auch in dem Briefe des *Polykarp* könnte man wohl eine Erwähnung des Johannes und Hinweisung auf sein Beispiel erwarten. Allein bei unbefangenem Urtheile müssen doch die von daher auftauchenden Bedenklichkeiten weichen gegen die Bedeutung der positiven Zeugen für den Aufenthalt des Johannes in diesen Gegenden, und besonders die des *Polykrates* und *Irenäus*. Da der Erstere selbst Bischof von Ephesus war und aus einer für die Kirche bedeutenden Familie, indem auch unter seinen Verwandten sich sieben Bischöfe befanden, so ist es gewiſs als sehr bedeutend zu achten, wenn er in einem Briefe an den römischen Bischof Victor (Euseb. V, 24) mit Bestimmtheit sagt, daſs Johannes zu Ephesus gestorben sei; was aber den Irenäus betrifft, so sind dessen Aussagen aus seiner Jugenderinnerung über seinen Verkehr mit dem Polykarp und andere asiatische Presbyter und deren Mittheilungen der Art, daſs vernünftiger Weise gar kein Zweifel darüber sein kann, daſs er einzelne derselben wirklich über ihren persönlichen Verkehr mit dem Johannes und dessen Aufenthalt in Asia hatte reden gehört, und daſs in seiner Jugendzeit dieser Aufenthalt des Apostels in diesen Gegenden eine allgemein angenommene Thatsache war, und man kann zweifelhaft sein, wie man es bezeichnen soll, wenn Lützelberger meint (S. 149 seiner Schrift), es sei leicht möglich, daſs Irenäus es nur sich gar nicht anders habe denken *mögen*, als daſs Polykarp und alle asiat. Presbyter den Apostel Johannes gekannt hätten und *daher* habe er es geglaubt. Daſs aber Irenäus den Polykarp nicht gerade über das Evangelium des Johannes hatte reden hören, kann man Lützelbergern gerne zugeben, so wie auch, daſs ihm nichts vorlag, woraus sich ein Gebrauch dieser Schrift durch denselben ergab. Das beweist aber gar nichts, da Irenäus von Schriften des Polykarps nichts weiter kannte als den mehrmals von ihm erwähnten Brief an die Philipper, und er auch wohl eben nur in seiner früheren Jugend den Polykarp mehrmals gesehen und gehört hatte, aber nicht gerade mit ihm in anhaltenderem Verkehr scheint gestanden zu haben. Was aber jene Erscheinung in den Ignat. Briefen betrifft, so glaubt Ref., die Echtheit derselben vorausgesetzt, worüber er für jetzt kein Urtheil zu fällen wagt, daſs wenn Joh. auch nur einige Jahrzehende vorher gestorben war, sich doch wohl denken läſst, daſs Ignatius unterlassen konnte, seiner an jenen Stellen zu erwähnen, zumal wenn man den kontemplativen, mehr in sich gekehrten und weniger nach auſsen hervortretenden Charakter berücksichtigt, wodurch Johannes nach der Himmelfahrt des Herrn sich z. B. vom Petrus und Paulus scheint unterschieden zu haben. Daſs aber in den Ignatianischen Briefen selbst ziemlich sichere Spuren von Reminiscenzen aus unserem Evangelium sich finden, hat Hr. E. gut dargethan (S. 1014 sq. 1087—94), so wie der Brief des Polykarp eine unverkennbare aus dem ersten Briefe des Johannes enthält, die bei dem Verhältniſs beider Schriften zu einander zugleich als ein Zeugniſs für das Evangelium kann betrachtet werden. Dieses gilt denn eben so auch in Beziehung auf den *Papias* (Euseb. III, 39). Diese Stelle des Papias behandelt der Verf. ausführlicher (S. 1094—98) gegen *Lützelberger*, der darin, wie schon *Rettig*, einen Beweis findet, daſs Papias noch kein Joh. Evangelium gekannt habe könne. Das wird mit Recht in Abrede gestellt, wenn gleich die gegnerische Erklärung grammatisch nicht in dem Grade unmöglich oder gar lächerlich ist, als der Verf. sie darstellt. — Ganz einverstanden ist aber Ref. mit der Weise, wie der Verf. im folgenden Theile des Paragraphen (No. 6. 7. S. 1096—1107) die *Schweglersche* Argumentation zurückweist. Von einiger Bedeutung, wenigstens einigem Scheine ist hier nur der aus den Osterstreitigkeiten im zweiten Jahrh. gegen die apostolische Autorität und Abfassung des Evangeliums hergenommene Einwand, den der Verf. im Ganzen recht gut behandelt und über welchen Ref. sich schon im ersten Artikel erklärt hat. Die übrigen Einwendungen von Schwegler aber wie seine positive Ansicht über den Ursprung des Evangeliums sind so abentheuerlich und romanhaft, daſs man es dem Verfasser nicht verdenken kann, wenn er sie mit ironischem Humor beseitigt. — Ueberhaupt aber ist Ref. der festen Ueberzeugung, daſs sich bei umfassender und unbefangener Forschung die apostolische Abfassung des vierten Evangeliums immer wieder von neuem bewähren und sich nimmer mehr herausstellen wird, wie es ohne Vergleich schwieriger ist, die Erscheinungen, welche dessen Inhalt an sich und in Vergleich mit den Synoptikern so wie seine Geschichte in der Kirche darbietet, bei Voraussetzung der Unechtheit der Schrift als bei der ihrer Echtheit zu begreifen. Steht

Digitized by Google

aber die Echtheit dieses Evangeliums fest, so besitzen wir an demselben eine feste und vollkommen zuverlässige Grundlage für die evangelische Geschichte, und zwar eine solche, welche, was die synoptischen Evangelien betrifft, nicht blofs einen Maafsstab zu ihrer Beurtheilung an die Hand giebt, sondern sie auch in den wesentlichsten Punkten zu bestätigen dient, da das vierte Evangelium unverkennbar einen Kreis evangelischer Erzählungen, wie die Synoptiker geben, als den Lesern bekannt voraussetzt. Dieses aber näher zu entwickeln, würde uns hier zu weit führen.

Wir schliefsen diese Anzeige mit der Hoffnung, dafs der geschätzte Verf. des uns zur Beurtheilung übergebenen Werkes in derselben, so oft wir auch seinen Ansichten und Beweisführungen haben entgegentreten müssen, nicht verkennen wird, wie viel lieber wir uns mit ihm in Uebereinstimmung als in Widerspruch befinden, und in der Zuversicht, dafs er bei seiner Gesinnung und seinen Gaben bald noch Vorzüglicheres für die Kirche des Herrn und die theologische Wissenschaft leisten werde.

Bleek.

XVII.

L'année de l'ancienne Belgique. Mémoire sur les saisons, les mois, les semaines, les fêtes, les usages dans les temps antérieurs à l'introduction du christianisme en Belgique, avec l'indication et l'explication de différentes dates qui se trouvent dans les documents du moyen âge, et qui, en partie, sont encore usitées de nos jours. Par le doc. Coremans. Bruxelles, Hayez. 1844.

Wenn man zur Beurtheilung der vorliegenden Schrift einen Mafsstab nähme, welcher dem Selbstgefühl des Verfassers einigermafsen entspräche, müfste man dieselbe völlig verunglückt nennen; weil neben so grofsen Ansprüchen so bescheidene Leistungen kaum bemerkbar wären. Der gröfste Theil der Schrift fällt in das Bereich der deutschen Mythologie; hierbei citirt der Verfasser Grimms Werk zwar oft und benutzt es weit öfter, als er es citirt, doch zeigt er sich mit den Ergebnissen der Grimmschen Forschungen durchaus nicht genügend vertraut; mehrere Male erwähnt er ausdrücklich als noch unerklärt, was Grimm vollständig erklärt hat. Von eigner Forschung aber findet sich in dem Werke keine Spur; anstatt derselben begegnen uns nur allgemeine Redensarten und völlig willkürliche, oft von grofser Unkenntnifs zeugende Mythendeutungen und Etymologien, welche jedoch stets mit vielem Nachdruck wie Ergebnisse tiefer Untersuchungen ausgesprochen werden. Das Uebelste aber ist, dafs der Verfasser die Lücken seiner Kenntnifs nicht blofs mit allgemeinem Raisonnement, sondern zum Theil mit angeblichem Material zu verdecken sucht, welches ohne Zweifel weder aus schriftlichen Quellen noch aus lebendiger Volksüberlieferung genommen, sondern rein erträumt ist; indem, wie es scheint, in des Verfassers Erinnerung sich Bilder aus modernen Gedichten mit alten Mythen gemischt haben, wofür ich später Beispiele anführen werde. Gleichwohl hebt der Verfasser wiederholt seine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit hervor: Seite 146 z. B. sagt er: En général, si pour éviter de donner plus de notes que de texte, nous ne citons pas, ou nous croyons pouvoir supposer des faits connus, nous ne nous *engageons pas moins formellement à prouver, carte sur table, chaque fait que nous avançons.* Nous n'ambitionnons pas de paraître savant en citant à tort et à travers, Pierre, Jean et Paul; notre but est tout bonnement de rétablir des faits très-simples il y a huit ou neuf siècles, mais que la science confuse, bien que gigantesque du XVIe et du XVIIe siècle, avait singulièrement embrouillés. Nous ne craignons nullement l'examen du vrai savant, car nous n'avançons pas un mot sans connaissance de cause. Wir werden mehrere Fälle finden, bei denen es Herrn Coremans schwer werden sollte, *carte sur table* seine connaissance de cause zu beweisen. Wenn wir jedoch dem Verfasser den Ruhm selbständiger, gründlicher Forschung, auf den er Anspruch macht, auch nicht zugestehen können, so bleibt seiner Schrift gleichwohl ein doppeltes Verdienst. Einmal bringt sie einiges neue Material, welches theils aus alten Volkskalendern und andern seltnen volksthümlichen Schriften, theils aus dem Munde des Volkes gesammelt und um so willkommner ist, je mehr die Zeit drängt, alle Reste alter volksthümlicher Ueberlieferungen sorgfältig aufzusuchen, weil dieselben bei der fortschreitenden, durch

Digitized by Google

Kirche und Schule beförderten Bildung des Volkes immer mehr zurücktreten, und in funfzig Jahren gewifs schon Vieles untergegangen sein wird, was jetzt noch zu retten ist. Dann trägt der Verf. einen Theil der von Grimm in der deutschen Mythologie gewonnenen Ergebnisse klar und übersichtlich vor und kann hierdurch, zumal da seine Schrift populär gehalten ist, mit dazu beitragen, diese Studien in den Niederlanden und in Frankreich auch dem gröfseren Publikum näher zu legen. Darum schien mir die Schrift auch in Deutschland einer kurzen Besprechung nicht unwerth, bei der ich des Verfassers Irrthümer nur in so weit es zur Rechtfertigung des obigen Urtheils nöthig scheint, berühren will.

Das erste der fünf Kapitel des Buches ist das ärmste. Es handelt von den Jahreszeiten, giebt jedoch fast nur Etymologien und unter diesen sehr verfehlte. Z. B. *Lente* (Lenz) soll von *lyn*, weich, kommen und mit *lind* zusammen hängen: das Richtige hätte der Verfasser in Grimms Grammatik 2, 510 und in Schmellers baierischem Wörterbuch 2, 483 gefunden. *Zomer*, *Sommer* soll von *Sunna* stammen, was nicht angeht, weil *n* im Inlaut nur bei Assimilation in *m* übergeht und weil sumar in allen deutschen Dialekten aufser dem neuhochdeutschen einfaches *m* hat.

Im zweiten Kapitel behandelt der Verfasser das Sonnen- und Mondjahr und hebt bei jedem einzelnen Monate passend die Tage hervor, die noch jetzt in Erinnerung an heidnische Sitten festlich begangen werden, oder an die sich sonst alte Ueberlieferungen, eigenthümliche Gebräuche knüpfen. Hierunter findet sich in der That manches Bemerkenswerthe, wovon ich das Wichtigste ausziehe. Wie in Deutschland wird in den Niederlanden die Ankunft der Schwalben und Störche gefeiert, und die Nester beider bringen Glück; beim Abzuge der Schwalben trank man früher auf ihre glückliche Reise (S. 19. 30). Mit dem Tage Mitfasten oder dem „Sommertage" begannen die Luxemburger noch bis 1576 das Jahr: man führte an diesem Tage hinter den festlichen Umzügen des Volkes einen Gefangenen, wie der Verfasser wohl richtig vermuthet, den Winter (Seite 18); vergleiche Kuhns märkische Sagen S. 324, wo nach dem Mairennen der, welcher zuletzt am Ziele angekommen ist, von den Uebrigen mit geschientem Beine im Dorfe umgeführt wird und Allen gezeigt als der nun Machtlose. In Friesland, so wie in Dänemark, heifst der März noch Thormaend (Seite 16), der Monat, in welchem die Gewitter beginnen, in dem Thor die Winterriesen schlägt und die Erde befruchtet. Der Mai wird in den Niederlanden *Vrouwenmaend* genannt, wobei schon der Verfasser an Freyja denkt (S. 21): aufserdem kommt die Form *Vrymaend* vor, mit der *Fritac* sich vergleicht, nach Grimms Erklärung der Tag der Frigg, die hier wie oft an die Stelle der Freyja getreten ist. Neun hehre Festnächte beginnen mit der Johannisnacht: in der ersten derselben werden die gewöhnlichen Festfeuer angezündet; man jubelt und tanzt um dieselben und springt hindurch, indem man ruft: „Es lebe St. Johannes! es lebe der Sommer!", was wiederum die noch fortlebende Erinnerung an den einst persönlich gedachten Sommer zeigt, die sich deutlich in den scenisch aufgeführten Kämpfen des Sommers und Winters und der festlichen Einholung des Sommers erhalten hat, auch noch in vielen Volksliedern durchbricht. Welcher der Götter, wenn überhaupt einer der uns mit Namen überlieferten, unter diesem Sommergotte gemeint ist, läfst sich nicht bestimmen; der Vermuthung am Nächsten läge Thor. In der sechsten dieser heiligen Nächte (der auf den Tag Petri und Pauli folgenden) kämpfen Männer und Weiber mit einander; der Sieger mufs eine Mitherrscherin oder die Siegerin einen Mitherrscher erwählen; hierauf tanzen die Anwesenden um ein mächtiges Feuer und singen: „*Vivat zinte Peter! vivat zinte Peternelle! djou, djou, djou, djou, djou*" (S. 26 f.). Dieses Paar ist deutlich der deutsche Maikönig und die Maibraut, und der heilige Petrus ist nur an die Stelle des alten Sommergottes getreten, wie er auch sonst in Sagen und Gebräuchen die verschiedenartigsten Gestalten alter heidnischer Wesen angenommen hat. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Western University Library

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

L'année de l'ancienne Belgique. Mémoire sur les saisons, les mois, les semaines, les fêtes, les usages dans les temps antérieurs à l'introduction du christianisme en Belgique, avec l'indication et l'explication de différentes dates qui se trouvent dans les documents du moyen âge, et qui, en partie, sont encore usitées de nos jours. Par le docteur Coremans.

(Schlufs.)

An dem auf diese neun geweihten Nächte folgenden Sonntage wird das Rosenfest gefeiert (S. 27). Auch an den Tag des heiligen Laurentius knüpfen sich noch heidnische Ueberlieferungen, und schon nach einem Kalender des 8. Jahrh. hat Laurentius in dieser Nacht, in der Sternschnuppen besonders häufig fallen sollen, Feuerthränen geweint (S. 29), welche an die goldenen Thränen der Freyja erinnern. Der 27. August, als der Tag der Enthauptung Johannes des Täufers, soll, wie der Verf. angiebt, celtischen und magyarischen Völkern heilig sein; womit sich vergleichen läfst, dafs Herodias in Deutschland an die Stelle der göttlichen Frauen getreten ist, die in den Zwölften vor dem wilden Heere ziehen. — Der 1—9. September sind wiederum Festtage, doch führt der Verf. von ihnen keine besonderen Gebräuche an. Am 10. November, dem Martinstage, scheint gegenwärtig auch in den Niederlanden wie in Deutschland nur noch die Martinsgans an alte Sitte zu erinnern. Früher jedoch mufs die Verehrung des heiligen Martinus, der ohne Zweifel ebenfalls ein heidnisches Wesen von seinem Platze verdrängt hat, in den Niederlanden weit verbreiteter gewesen sein. Gisbert Voet, Selectae disputationes theol. (Ultraj. 1659) 3, 448, erzählt, dafs die Knaben in Belgien einst in der Martinsnacht umherzuziehen und zu singen pflegten:

Stoockt vyer, maeckt vyer,
Sinte Marten komt her
Met syne blôte armen:
Hy soude hem gerne warmen,

so dafs ein feierlicher Einzug und Empfang des heiligen Martins noch durchzuschimmern scheint. Die blofsen Arme des Heiligen erklären sich aus der Legende, nach der er einst sein Oberkleid mit dem Schwerte durchschnitt und mit einem Armen theilte (J. Grimm Gedichte auf König Friedrich I., den Staufer, so wie aus seiner und der zunächst folgenden Zeit, Seite 51 Anmerkung zu 39, 4); wie Voet die Legende berichtet, schenkte er dem Armen sein ganzes Gewand und zog ein kleines, dürftiges an, das ihm die Arme nicht bedeckte. Auch hiefsen zur Zeit des Gisbert Voet (ib. 445) Verschwender, besonders die, welche Viel auf die Pflege ihres Leibes wandten, S. *Martens broeders.* — Wie in Deutschland sind in den Niederlanden die hehrsten Nächte des Jahres die zwölf vom 25sten Dezember bis 5ten Januar, in denen die Natur, auf der untersten Stufe ihrer Entwicklung angelangt, gleichsam mit sich selbst ringt, um sich neu empor zu schwingen. Am 25sten Dezember zieht ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen bespannt durch die Lüfte. Der gegenwärtigen Sage nach führt ihn ein Bauer, welcher, das Fest entweihend, einst am Weihnachtstage nach Holz ausgefahren ist. Auch in Limburg, sagt der Verfasser, erscheinen solche brennende Wagen, und er fügt hinzu „Nous citons ces faits, sans les discuter, en nous abstenant de toutes suppositions" (Seite 38); doch sind dies deutlich nur die Umzüge der wilden Jagd, welche mehrfach in Sagen als von Flammen umgeben geschildert wird.

Wenn man diese einzelnen Gebräuche und Sagen, die an bestimmten Tagen haften, überblickt, so bemerkt man, dafs der gröfsere Theil derselben

Digitized by Google

sich auf den Wechsel von Sommer und Winter und von Tag und Nacht bezieht. Dieser Wechsel und besonders der *Kampf* zwischen Licht und Finsternifs und zwischen der milden, fruchtbringenden und der rauhen, unfruchtbaren Jahreszeit nimmt, der Beschaffenheit unsres Climas gemäfs, in der deutschen Mythologie weit mehr Raum ein als in denen der andern indogermanischen Völker. Ein grofser Theil unsrer Götter hat Antheil an diesem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten. Odhins Auge ist die Sonne; Thor, Baldr, Hödhr sind seine Kinder, Loki ist sein Blutsbruder. Thor bekämpft als der mit den Frühlingsgewittern einziehende Sommer die Winterriesen; Baldr ist Lichtgott und der blinde Hödhr, der ihn tödtet, die Finsternifs. Loki ist meist die auflösende und zerstörende, nur in einzelnen Spuren auch die mild erleuchtende und erwärmende Kraft des Feuers; deshalb, weil noch mehr das roh wirkende Element in ihm hervortritt, heifst es, er stammt aus riesischem Geschlecht, und deshalb ist er oft im Einverständnifs mit den Riesen, doch kämpft er auch gegen sie auf der Seite der Asen und greift tief in den Wechsel von Sommer und Winter ein: er hilft Thor den von Thrym entwandten Hammer wieder erwerben; er schneidet der Sif das goldne Haar ab (nach Uhland das reife Aehrenfeld), doch er schafft es auch neu durch die Hülfe der Schwarzelbe; er lockt Idhunn mit ihren Aepfeln aus Asgardh zu dem Winterriesen, doch er bringt sie auch wieder; durch seine List behalten die Götter die Sonne, den Mond und die Freyja, welche sie dem Jötunn zugesagt, der ihnen gelobt hatte, im Winter eine mächtige Burg zu bauen und sie vor Anbruch des ersten Frühlingstages zu vollenden, u. s. w. — Freyr verleiht Regen und Sonnenschein *), und sein Eber erhellt die Nacht. Auch Heimdall scheint eine Lichtgottheit, wenn auch nicht, wie W. Müller will, der Mondgott. Die norwegische und dänische Huldra zeigt sich bald als graugekleidete finstre Alte, bald als blaugekleidete schöne Jungfrau; die ihr gleichstehende deutsche Holda aber sendet den Schnee und scheint identisch mit Frigg; indem Holda, die holde, wie Perahta, die leuchtende, wohl nur Beiwörter der milden, hehren Gemahlin des Himmelsgottes sind; man darf daher ohne Gefahr jene Kleidung der Huldra auf den umwölkten und wolkenlosen Himmel deuten. Ferner gehören hierher die Mythen von den Sonnen- und Mondfinsternissen, vom Wolfe Fenrir und zum Theil von den Licht- und Schwarzelben. — Unter den Hauptgöttern greift nur Zir in diesen Wechsel des Sommers und Winters, des Lichtes und der Finsternifs nicht ein; denn dafs er ursprünglich Sonnengott war, wie W. Müller aus seinem Namen (= Ζεύς) schliefst, ist eine völlig willkürliche Annahme.

*) Der Sonnenschein ging von Freyr wohl ursprünglich aus, als Odhin noch Sturmesgott war; erst später als dieser zum Himmelsgott und zum ethischen Weltlenker erhoben wurde, mag man die Sonne als Odhinns Auge gedacht haben, und Freyr als der Sonnenschein und Fruchtbarkeit verleihende Gott wurde von Odhinn zurückgedrängt, eben so wie Zir als Gott des Krieges später in Hintergrund trat, und wie Hel ihre Macht einbüfste, seit „zu Odhinn fahren," „bei Odhinn zu Gaste sein" allgemein so viel hiefs wie sterben, todt sein.

Im Einzelnen finden wir auch in diesem Abschnitte vieles Unhaltbare. So soll z. B. *kornung* von *kor* (Koth) abzuleiten sein, doch was bedeutete alsdann *nung?* ohne Zweifel ist *unc* die gewöhnliche Ableitungssilbe und *korn* der Stamm, dessen Bedeutung in dieser Bildung nicht deutlich ist (Gramm. 2, 360). Horn als Stamm setzt des Verfassers zweite Annahme voraus, nach welcher der Februar davon benannt ist, dafs die Hirten die Hörner des Viehes, ehe sie dasselbe im Frühjahr austreiben, abfeilen, damit es sich beim Kämpfen keinen Schaden thue. Dafs jedoch hiervon der Monat seinen Namen empfangen habe, ist ebenfalls sehr unwahrscheinlich. Von Freyja sagt der Verfasser, sie sei „à la fois l'idéalisation de la femme (la reproduction des êtres), de la liberté, de l'amour, de la joie, de la vie, de la lumière, ainsi que l'expriment toutes les formes de langues teutoniques (bas-allemand), *vrouw*, *vryheid*, *vryen*, *vreugde*, *lieven*, *leven*, *licht*, (haut-allemand) *frau*, *freiheit*, *freien*, *freude*, *liebe*, *leben*, *licht*" (S. 31). Dafs Freyja Göttin der Freiheit, des Lebens und Lichtes war, so wie dafs Liebe und Licht etymologisch zusammen hängen, hätte der Verf. beweisen sollen, da es gänzlich neu ist; schon ob *vrî* zu gleichem Stamme gehört mit *vrou* und *vröude*, die entschieden verwandt sind, ist zweifelhaft. Nach S. 32 hält der Verf. Holda und Berchta für Göttinnen der Jagd; doch sie führen nur das wilde Heer, dies aber hat nichts mit dem menschlichen Jagen gemein.

Digitized by Google

Unter den Bemerkungen über das Mondjahr finde ich nichts Neues, aufser dafs der Mond der Geliebte des Meeres sein soll, was wohl eine der von Herrn Coremans im Sinne moderner Gedichte erfundenen Mythen ist.

Im dritten Kapitel bespricht der Verf. die Wochentage, wobei er auf einige der deutschen Götter näher eingehen mufs, mit denen er sich wenig bekannt zeigt. S. 45 sagt er: „Le lundi était dédié à un dieu, frère de Sonna, Manan ou Monan, peut-être aussi nommé Sinthgunt." Woher dieser Manan oder Monan, der Bruder der Sonne stammt, weifs ich nicht; Sinthgunt aber, die bekanntlich nur in dem zweiten merseburger Gedicht vorkommt, gilt hier, wie es scheint, für einen Gott. S. 48 giebt der Verf. neben dem nordischen Tyr und hochdeutschen Zio noch die Form Zyr an, die nicht vorkommt. Der Ursprung von eritag, iretag u. s. w., heifst es S. 49, ist unbekannt, doch hat ihn Grimm (Myth. 183) scharfsinnig nachgewiesen. Freyja ist nach S. 54 Odhinns Schwester; doch gehört sie bekanntlich gar nicht zu den Asen, sondern zu den Vanen. Von Thor dichtet der Verf. S. 56 „Thor était pour nos ancêtres le dieu qui gouvernait tous les phénomènes atmosphériques; le tonnerre, la pluie, la grêle, la neige; frappant avec son immense marteau sur les nuages, il en faisait jaillir la foudre; les vents lui obeissaient, il domptait leur fureur ou les déchaînait." Es ist bekannt, dafs der Regen von Freyr, der Schnee von Holda, der Wind von Odhinn ausging. Auch dafs Thor den Blitz mit seinem Hammer *aus den Wolken* schlägt, ist wohl ein Mythus des Verfassers. Von bemerkenswerthen Einzelheiten bringt dieser Abschnitt nur Folgendes. Der Mittwoch (Wodans Tag) ist nach niederländischem Glauben nur für Zauberer glückbringend. Am sogenannten Katzenmittwoch, dem Mittwoch in der zweiten Fastenwoche, stürzt man Katzen vom Thurm zu Ypern, „wie man sagt" zur Erinnerung an den Tag, an welchem der Cultus Wodans und der Freyja aufgehoben wurde (S. 53); doch könnten sich die Katzen nur auf Freyja beziehen, Erinnerungen an Freyja aber müfsten sich an den Freitag knüpfen, an dem sie auch in Deutschland sich noch erhalten haben. Vielleicht hängt diese Sitte vielmehr mit der alten Verehrung der Elbe zusammen, da Kobolde oft als Katzen erscheinen. Auch in der Sage, dafs Zauberer und Hexen Katzengestalt annehmen, braucht man nicht mit dem Verf. eine Erinnerung an den Mythus von den beiden Katzen vor Freyjas Wagen zu sehen (S. 62); vielmehr scheint dieser Glaube, da die meisten Elfensagen später als Zaubersagen wiederkehren, sicher nur von den Kobolden auf die Zauberer übertragen. Merkwürdig endlich ist der Aberglaube, dafs wer am Sonnabend spinnt nach dem Tode mit einem Rade in der Hand umirren mufs; dies erinnert an das Rad, welches Krodo führt, Krodo aber ist mit Saturn, welchem der Sonnabend heilig war, nach Grimms durchaus wahrscheinlicher Annahme identisch. Der Sonnabend soll, wie der Verf. S. 67 angiebt, auch Nornentag heifsen, doch sagt er nicht, woher er dies nimmt.

Im vierten Kapitel kommt der Verf. zu den *Loostagen*, d. i. den Tagen, an denen man durch sehr verschiedenartige Mittel, bald activ durch bestimmte Verrichtungen, bald passiv durch Schlüsse aus dem Angang die Zukunft zu erforschen und in gewissen Fällen selbst sie zu bestimmen suchte. Der Verf. hat hierzu die Bauernkalender aus Antwerpen, Löwen, Gent, Brügge, Limburg und Geldern benutzt und bringt eine Reihe überraschender Angaben, die jedoch zu sehr ins Einzelne gehen, als dafs ich sie hier aufführen könnte. Die wichtigsten Loostage sind der Mittsommer- und Mittwintertag, der erste Mai und die zwölf heiligen Nächte im Dezember und Januar; sie beziehen sich also wieder auf den Wechsel von Sommer und Winter. Die meisten Loostage fallen mit christlichen Festen oder doch mit kirchlichen Heiligentagen zusammen und verbergen gleichsam hinter diesen ihr heidnisches Wesen. Wie die Heidenbekehrer an Plätzen, wo heidnische Heiligthümer gestanden, gern christliche Kirchen aufführten, damit gleichsam das Volk von frommem Gefühle getrieben den alten Weg wandeln und so den neuen Gott finden möge; ebenso änderten sie heidnische Festtage in christliche Heiligentage um, indem sie auch hier, wie noch oft bei ungefährlich scheinenden Aeufserlichkeiten, hofften durch Nachgiebigkeit gegen das Heidenthum das Christenthum um so rascher auszubreiten, da dieses den Heiden nun milder, weniger fremdartig und feindlich erschien. Auf gleiche Weise wurde in spätern Legenden auf die Kirchenheiligen selbst Viel aus heidnischen Mythen übertragen; und es ist in dem Aberglauben, der sich an diese Loostage knüpft, ohne Zweifel noch

Digitized by Google

weit mehr Heidnisches enthalten, als wir nach unsern Quellen für deutsche Mythologie bis jetzt beweisen können. Denn wenn Hr. Coremans sagt „Après les explications que nous venons de donner, nous croyons que chaque lecteur pourra distinguer sans difficulté ce qui appartient au christianisme de ce qui est paien" (S. 97), so ist dies nur Phrase: er hat zuvor nur angegeben, dafs dieser Aberglaube entweder heidnischen Ursprungs oder durch mifsverstandne christliche Lehren veranlafst oder aus Beobachtung unsres Klimas hervorgegangen ist; allein deshalb weil man von einem einzelnen Zuge nicht beweisen kann, dafs er durch das Christenthum oder durch Beobachtung des Klimas hervorgerufen ist, braucht er noch nicht heidnisch zu sein; z. B. die an diesen Loostagen gewöhnlichen Versuche das künftige Liebesglück zu erfahren, können, sobald sich nicht eigenthümliche, als heidnisch erkennbare Gebräuche daran knüpfen, sehr wohl ohne heidnische Grundlage in christlicher Zeit entstanden sein. Jünglinge und Mädchen haben an diesen Loostagen fast immer den Zweck ihr künftiges Liebesglück, ältere Personen das Gedeihen des Ackerbaues und der Viehzucht zu erforschen; und es bestehen diese Reste des Heidenthums noch besonders lebendig im Volke fort; das Volk scheint an ihnen mit gröfserer Innigkeit des Glaubens zu hängen als an vielen Sagen und Sitten, die eben so alt sind. Etwas tief Geheimnifsvolles knüpft sich an diese Tage. An ihnen sind gleichsam die Siegel der Natur erbrochen: die heidnischen Götter wachen wieder auf aus ihrem Schlafe und bekommen auf kurze Stunden Macht in ihrem alten Reiche. Der Mensch erkennt mit gelöstem Auge die höhern Gewalten, die von allen Zweigen ihn anschauen, in jedem Lufthauch zu ihm sprechen; er schaut in die Geheimnisse der Natur und darf einen Blick in die Zukunft werfen: doch trägt diese Erforschung des Künftigen nie zur Begründung seines Glückes bei.

Das letzte Kapitel führt die Ueberschrift „Divers faits" und enthält kurze alphabetisch geordnete Aufsätze über Gegenstände der Mythologie und des Volkslebens. Das Beste hiervon ist aus Grimms Mythologie entlehnt; diesem hat der Verf. vieles Allbekannte und noch mehr völlig Unsichres, Unbegründetes oder gar Falsches beigefügt. Gleich zu Anfang wird gesagt, unsre Elbe sind entweder weifs, grau oder schwarz: doch heifst „unsere" die germanischen überhaupt, so ist es eine Trivialität; heifst es die niederländischen, so wäre die Angabe sehr wichtig, weil die Däkalfar in Deutschland erst in wenigen Spuren nachgewiesen sind; allein dann wünschte man Belege. Wie ein Scherz klingt es, wenn der Verf. S. 112 f. meint, die bedeutendsten deutschen Gedichte seien belgischen Ursprungs; selbst die ursprünglich griechisch abgefafste Sage von Theophilus erklärt er für quasi-belge und fügt naiv hinzu „Le chant de géants même, les Nibelungen, pourrait très bien être né en Belgique:" wie hier die Nibelunge zu Riesen werden, so ist S. 120 die Sage vom Schwanritter ein Rest der „saga odinique." S. 116 wird bemerkt, dafs unsre deutsche Sprache viel von der Kraft und die ganze Naivetät eingebüfst hat, welche ihre verlafsne Schwester besitzt, notre bon et vieux flamand! Das Wort *theotisk* bedeutet nach S. 156 indigène ou appartenant au pays, weil „thiud ou diud" pays heifsen soll; und *Dornyck* kann nach S. 157 darum Eiche des Thor bedeuten, weil dem hochdeutschen *t* niederdeutsch *d* entspricht, wobei weder bedacht wird, dafs *Th* die Aspirata, nicht die Tenuis ist, noch dafs die hochdeutsche Form *Donar* lautet. Sif, Thors Gemahlin, ist S. 165, wiederum nach selbsterfundenem Mythus, Schützerin der Familien, der Verwandtschaft und Freundschaft, u. s. w. Es reichen diese Beispiele hin, um von der Schwäche dieses letzten Kapitels einen Begriff zu geben. Erwähnenswerth ist nur der Artikel Almanach, welcher einige gute Bemerkungen über Volkskalender enthält; ferner die Angaben, dafs in den Niederlanden ein *Frekeberg* vorkommt oder dafs gar mehrere Berge diesen Namen führen (S. 113. 126), dafs Frau *Freke* (Frigg) überhaupt in den Niederlanden noch allgemein bekannt ist, und endlich dafs eine niederländische Fee *Zifa* heifst, in welcher der Verf. vielleicht richtig die Sif, Sippja sieht. Zum Schlufs ist ein Kalender beigegeben, in welchem die Tage, an die sich noch heidnische Gebräuche knüpfen, bezeichnet sind, so dafs hierdurch die Uebersicht des Hauptinhalts der Schrift erleichtert ist. Ueberhaupt ist das ganze Buch sehr bequem geordnet, und es ist nur zu bedauern, dafs der Verf. dem mit Fleifs gesammelten Material und den von Grimm entlehnten Daten und Ansichten so viel Eignes hat geglaubt beifügen zu müssen. Auch in dieser Gestalt aber scheint die Schrift geeignet in den Niederlanden zu weiteren Nachforschungen über diesen Theil der deutschen Mythologie und des deutschen Volkslebens anzuregen. Mit gröfserer Sachkenntnifs unternommen, werden diese Nachforschungen gewifs zu weit reicheren Ergebnissen führen.

E. Sommer.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

XVIII.

Auserwählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Bd. XXXIX—XL. enthaltend Dante Alighieri's prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegiefser. Th. 1. u. 2. Leipzig, Brockhaus. 1845. *).

I.

Von Dante Alighieri's prosaischen Schriften war bisher nur die Vita nuova verdeutscht, zuerst von Friedrich von Oeynhausen (Leipzig, 1824.), sodann von Karl Förster (Leipzig, 1841). Durch die vorliegende Schrift erhält die deutsche Literatur die erste Uebersetzung der übrigen prosaischen Schriften, sowohl der italiänischen, nämlich des Gastmahls, *convito*, in 4 Büchern, als auch der lateinischen, nämlich *de monarchia* und *de vulgari eloquio*, wozu noch vierzehn theils ächte, theils verdächtige Briefe kommen. Das Unternehmen war auch für den wohl bekannten und bewährten Uebersetzer aller poëtischen Schriften Dante's nicht leicht, denn der Text bietet nicht geringe Schwierigkeiten: diese Schwierigkeiten liegen auch nicht allein in den Fehlern der Handschriften, sondern zum guten Theile in der Sache selbst, in der Tiefe der Gedanken und in der uns fremd gewordenen Anschauungsweise, in den vielen nicht zu Tage liegenden Erinnerungen an Schriftstellen und in der Methode der Deduction. Unter diesen Umständen liegt es eben im Anfange, in dem ersten Versuche, dafs diese Uebersetzung nicht überall zu voller Klarheit und Verständigung durchdringt, indem sie zwar deutsche Worte giebt, aber darum oft nicht verständlicher ist, als das fremde Idiom. Aber ein Anfang mufste endlich gemacht werden, und der Anfang wird weiter führen. Darum begrüfsen wir diesen Anfang als ein verdienstliches Unternehmen: er wird nicht blofs den Lesern, welchen das Original unzugänglich ist, zu einiger näherer Bekanntschaft mit dem reichen Gedankenkreise des berühmten Florentiners den Weg bahnen, er wird auch — und noch mehr — für diejenigen, welche aus den Quellen selbst trinken, von Interesse sein, um daran zu neuen Forschungen, zu neuen Verständigungen, deren noch viele rückständig sind, neuen Anhalt zu gewinnen, zu neuen Eroberungen neuen Anlauf zu nehmen.

Dies ist auch der Gesichtspunct, mit dem wir hier die beiden kleinen Bände betrachten, um hier und da blätternd eine und die andere Frage zu thun, welche zu weiterer Aufklärung Veranlassung geben kann.

Der erste Band enthält das *Gastmahl* in vier Büchern. Das Gastmahl ist eben nur der Anfang eines tiefsinnigen Werkes, welches für 14 Canzonen bestimmt und auf 15 Bücher berechnet war. Auch die ersten vier Bücher scheinen in der Ausarbeitung unvollendet geblieben zu sein. Von diesen enthält das erste die Einleitung; die drei folgenden sind ausführliche Commentare zu den drei ersten Canzonen. Wie die Vita nuova der ersten Liebe des Dichters, dem ersten, frischen, vollen Glaubensleben gewidmet ist, so zeuget das Gastmahl von einer zweiten Liebe, von der Störung der ersten Unmittelbarkeit durch den Tod, von dem Risse, den der Tod verursacht, und von der Heilung dieses Risses durch Vermittlung. Hier tritt uns nun zunächst das inhaltschwere Kapitel von der *Unsterblichkeit* der menschlichen Seele entgegen: II. 9;

*) Vergl. Jahrb. f. w. Kritik 1842. 2. Sem. No. 12 flg. S. 92 flg. über *Dante Alighieri's lyrische Gedichte.* Uebersetzt und erklärt von *K. E. Kannegiefser* und *K. Witte.* Leipzig, 1842. Brockhaus: und Jahrb. 1843. 1. Sem. No. 81 flg. S. 611 flg. über „Dante, über Staat und Kirche, Antritts-Programm von Dr. Karl Hegel. 1842."

Digitized by Google

es gehört unter die verständlicheren. Eine neue Liebe weckt die erste nur noch mehr: der Kampf, welcher daraus entsteht, führt zu dem Unterschiede derjenigen Liebe, welche ihren Gegenstand über der Erde hat, von der Liebe, welche mit den diesseitigen Verhältnissen beginnt; und daran knüpft sich wieder der Unterschied irdischer oder substanzieller und ewiger oder persönlicher Fortdauer. Der Anfang handelt von dem *Zwiespalte* der Gedanken in der von einer neuen Liebe angefochtenen Seele des Wittbers, denn verwittbet nennt Dante seine Seele nach Beatrice's Tode. Jener Zwiespalt wird la diversità che mi combattea genannt, und — „*Widerwärtigkeit, welche mich bekämpfte*" (?) übersetzt. Der Theil der Seele, welcher überwunden und *gebrochen* wird, ist als parte che si corrompea bezeichnet, und wird übersetzt — „*welcher verdorben wurde.*" (?) Zuletzt wird Christus als der eigentliche Geber und Bürge unserer Unsterblichkeit genannt: Quelli la n'ha data, che la nostra immortalità vede e misura. „Derselbige hat sie uns gegeben, der unsere Unsterblichkeit sieht und mifst." In der Uebersetzung ist die ganze Construction, wahrscheinlich nur durch ein Versehen, verfehlt. Aufserdem nennt Dante den Unglauben an die Unsterblichkeit der Seele die niederträchtigste *Bestialität*, bestialità, welche in der Uebersetzug zur — „*Vernunftlosigkeit*" abgeschwächt wird. Dafs der Dichter mit diesem Ausdrucke wirklich die Sünde der *Bestialität*, wie sie im Inferno XI. 83. nach Aristoteles klassificirt wird, hat bezeichnen wollen, ergiebt sich aus der ganzen Theorie, nach welcher auch die Gotteläugner und Gotteslästerer der Sünde der *Bestialität* verfallen XI. 47, woran zunächst die Läugner der Unsterblichkeit, che l'anima col *corpo* morta fauno, mit ihrem Materialismus X. 15. sich anschliefsen. Als *Bestialität* wird eben deswegen der Unglaube an die Unsterblichkeit bezeichnet, weil er den Unterschied zwischen Leib und Seele, zwischen dem Thiere und dem Menschen, näher zwischen der *Natur*, welcher nur eine selbstlose Fortdauer zukommt, und dem Selbst des *Geistes* gänzlich verkennt. Wir möchten jedenfalls durch diese wenigen Bemerkungen auf das ganze eben so kurze als inhaltreiche Kapitel die Aufmerksamkeit der Leser richten.

Im letzten Tractate ist die Aufgabe, nach Anleitung der an der Spitze stehenden Canzone den Begriff des *Adels* zu erörtern. Hier spricht der Autor von der schwierigen Aufgabe, das mit Unkraut bewachsene Feld der Vorurtheile zu jäten, *trafoglioso* campo sarchiare: die Uebersetzung lautet: „das *kleevolle* Feld zu jäten" (IV. 7.). *Trifoglio* heifst allerdings Klee, Dreiblatt: und dafür mag sonst auch wohl *trafoglio* gesagt worden; aber hier ist *tra* unzweifelhaft die Präposition *tra* oder *stra*, welche die Nebenbedeutung der Fälschung oder Verdrehung zuläfst. (Blanc: Grammatik der ital. Sprache 1844. S. 576). *Trafoglio* heifst hier offenbar *loglio*, und ist dasselbe, was vorher als erba bezeichnet wird: *trafoglioso* ist nichts anderes als *loglioso*.

Später wird von den eilf Tugenden nach Aristoteles gehandelt IV. 17. Die vierte ist Magnificenza — μεγαλοπρεπεία Arist. Eth. Nic. IV. 2 —, welche die grofsen Aufwendungen *mäfsigt*, moderatrice delle grandi spese: die Uebersetzung lautet: „*Prachtliebe*, welche die *Lenkerin* ist grofsen Aufwandes." (?) Die zehnte Tugend ist Eutrapelia geheifsen, welche uns mäfsigt in den Vergnügungen: sie wird in „*Gewandtheit*" übersetzt. Aristoteles sagt: Εὐτραπελία δ' ἐστὶ μεσότης βωμολοχίας καὶ ἀγροικίας. Magn. Mor. I. 30. Jedenfalls ist diese Eutrapelie mit der Leggiadria sehr nahe verwandt, von welcher die Canzone Poscia che Amor del tutto m'ha lasciato ausführlich handelt. Wir würden mit Kannegiefser Leggiadria eben so wenig „Hofzucht" als Eutrapelia „Gewandtheit" übersetzen. Für Leggiadria schlug weiland Wagner nach Otnit „Hübschheit" vor. Nahe verwandt ist auch im Sinne Freidanks „Bescheidenheit."

Im Gastmahle finden wir auch wiederholt die Lehre von der Entstehung des Menschen nach Leib und Seele, wozu dann der Geist aus Gott unmittelbar kommt III. 2. IV. 21. Eben davon handelt denn auch Dante's grofses Gedicht, besonders im Prg. XXV. und in Par. VII. 138 — 143. Am bündigsten ist der ganze Procefs, sowohl der *natürliche*, wozu auch der astralische Einflufs gerechnet wird, als auch der *übernatürliche*, im Convito IV. 21. zusammengefafst. Desto mehr ist zu bedauern, dafs in der Uebersetzung grade die Hauptstelle: E però dico che quando l'umano seme cade nel suo recettaculo, esso porta seco la vertù dell' anima generativa, e la vertu del Cielo; e la vertu degli elementi legata (cioè la complessione) matura e dispone la materia alla vertù formativa cet., theils in Folge unrichtiger Interpunction, theils in Folge des

Digitized by Google

verfehlten Sinnes gänzlich verunglückt ist. In dieser Stelle wird gesagt: 1) dafs der menschliche Saame in das für ihn bestimmte Behältnifs fällt, und sowohl die Bildungskraft der zeugenden Seele (nicht „der erzeugten") als auch die Kraft aus den Gestirnen des Himmels mit sich führt; 2) dafs diese doppelte aber noch gebundene Kraft der ersten Anfänge, d. h. die Complexion (nicht „die innere reife Beschaffenheit") den in dem Behältnisse (matrica) vorgefundenen Stoff für die Bildungskraft, welche die zeugende Seele giebt, zeitigt und bereitet; 3) dafs diese Bildungskraft der zeugenden Seele die Organe für die Bildungskraft der Gestirne des Himmels vorbereitet, von welcher aus der Potenz des Saamens die Seele in das Leben hervorgerufen wird, und dafs dann 4) diese sofort aus der Kraft Gottes das *Vermögen* des Geistes empfängt, — *Potenz* — welches sich demnächst zu *realisiren* hat. Alle diese Momente sind für die Lehre des Traducianismus und Creatianismus, für die Philosophie der Natur und des Geistes historisch und wissenschaftlich so wichtig, dafs wir die Leser, welche nicht blofs blättern wollen, darauf aufmerksam machen möchten.

Aus eben diesen Momenten erklärt der Autor den Begriff des menschlichen Adels, welcher nur im *Geiste* seine specifische Bedeutung haben könne, da nur dieser das Privilegium des Menschen sei, während die *Materie* und das *Leben*, welche durch Fortpflanzung übergehen, nur die Unterlagen bilden, die der *Geist* sich immanent macht. Aus eben dieser Lehre fällt auch auf die Einleitung des Tractats vom Adel ein Licht zurück. Dante erzählt dort, wie seine holdselige Geliebte, die ihn zur Philosophie anleitete, „in deren Strahlen die Blumen hervortreiben und befruchten den wahrhaften Adel der Menschen," — i cui raggi fanno i fiori rinfronzire e fruttificare la verace degli uomini nobiltà — ihre holdseligen Mienen eine Zeit lang gegen ihn verändert habe, weil er in Zweifel darüber gerathen sei, se la prima materia degli elementi era da Dio intesa IV. 1. Die Uebersetzung lautet: „ob der erste Stoff der Urdinge im göttlichen Verstande gedacht sei." Eine wortgetreue Uebersetzung würde auch den Sinn getreuer wiedergegeben haben: „ob die erste Materie der Elemente von Gott beabsichtigt, gewollt, gedacht, geschaffen war": oder, wie Thomas Aquinas, Dante's Lehrer, (Summa theol. I. qu. 44. art. 2.) sagt: utrum materia prima a Deo sit creata? Die Frage ist also, ob die Materie ewig, wie Gott, und Gott nur ihr Bildner (Demiurg), oder ob auch sie von Gott gedacht und aus seinem Gedanken geschaffen, aus seinem Innern entäufsert ist. Wir kennen auch anderwärts Dante's Antwort als die Wahrheit:

Forma e materia usciro insieme ad atto
Par. XXIX. 22. 23.

Form und Materie, oder Leben und Stoff, Seele und Leib sind als Momente Gottes mittelst der Schöpfung zur Entäufserung gekommen. Daraus besteht auch der Mensch nach Leib und Seele, so weit pflanzt sich der Mensch fort auf dem Wege der Natur: aber seine specifische Differenz gegenüber aller Natur, sein Privilegium ist der *Geist*, der unmittelbar von Gott kommt.

Prg. XXV. 70—78.

So ist der alte Autor aus dem Irrthume zur Wahrheit gekommen, und darum läfst er auch sein Lied ausziehen gegen die *Irrenden:*

Contr'agli erranti mia tu te n'andrai!

Und davon handelt er auch im letzten Kapitel des Tractats, welcher noch jetzt gegen die *Irrenden* auszuziehen geeignet ist, aber nicht blofs gegen die naturalistischen Vorurtheile über den *Adel*, sondern hauptsächlich und vor allen Dingen gegen die naturalistischen Irrthümer und Zweifel über den logischen Begriff Gottes und der Schöpfung, und das Verhältnifs dieser Begriffe zur Materie. Es ist Materialismus, den Begriff der Materie in ihr selbst, es ist auch Materialismus, den Begriff des Adels im Geschlechte zu suchen. Dante's Gastmahl wird auch in dieser Beziehung seine Gäste nicht ungespeist entlassen.

Wir wenden uns jetzt aus den vier Büchern des Gastmahls zu den drei Büchern von der *Monarchie*, welche Dante in den Jahren, wo Kaiser Heinrich VII. neue politische Hoffnungen weckte, mithin jedenfalls vor 1313. geschrieben zu haben scheint. Aus diesen wählen wir zum Beispiele nur eine schwierige Stelle des zweiten Buches. Der Autor behauptet, dafs der römische Staat den Zweck des Rechts, als seine Aufgabe, verfolgt habe, als er sich zur Bildung einer *Universalmonarchie* den Erdkreis unterworfen habe: denn diese Universalmonarchie sei der letzte Zweck des Rechts. Er behauptet ferner, dafs derjenige, welcher den Zweck des Rechts verfolge, ihn auch mit Recht verfolge. Finem juris intendentem oportet cum

Digitized by Google

jure intendere. Nun fährt er fort, dafs hiergegen auch nicht aus den Worten des Aristoteles — recht verstanden — eine Instanz entnommen werden könne, wenn dieser in seiner Erörterung über Eubulie lehre, dafs Gutes auch durch falsche Mittel erlangt werden könne: denn aus Falschem folge immer nur Falsches, und wenn Gutes folge, so sei dies ein Zeichen, dafs auch Gutes dazwischen liege. Verum importatur per voces illationis. Die lateinischen Worte, womit dieser eben so tiefe als schwierige Gedanke eingeleitet wird, sind nach der gewöhnlichen Interpunction folgende. Nec valet instantia quae de verbis Philosophi euhuliam pertractantis elici solet: dicit enim, sed et hoc falso syllogismo: Sortiri, quod quidem oportet sortiri, sortiri oportet: per quod autem, non: sed falsum medium terminum esse. Dieser Fassung des Textes folgt auch der Uebersetzer, wiewohl ihm die Stelle des Aristoteles (Eth. Nic. VI, 9.) nicht unbekannt geblieben ist. Aus dieser Stelle, so wie aus der italienischen Uebersetzung des Marsilius Ficinus wird es aber unzweifelhaft klar, dafs die Interpunction zwischen syllogismo und sortiri fortfallen und nach sortiri zu stehen kommen mufs, so dafs es heifst: dicit enim, sed et hoc falso syllogismo sortiri. Ἀλλ' ἐστι καὶ τούτου ψεύδει συλλογισμῷ τυχεῖν. Dann folgt: Quod quidem oportet sortiri, sortiri oportet: per quod autem, non: sed falsum medium terminum esse. Καὶ ὁ μὲν δεῖ ποιῆσαι, τυχεῖν· δι' οὗ δὲ, οὔ· ἀλλὰ ψευδῆ τὸν μέσον ὅρον εἶναι. Wir sehen hieraus, dafs Dante in seiner Demonstration dem Aristoteles wörtlich folgt, um zu beweisen, dafs das wahrhafte Recht nur auf rechtlichem Wege ins Leben treten kann, und dafs auf unrechtlichem Wege nur Unrecht, wenn auch mit dem Scheine Rechtens hervorgehen kann, wie die Spende des Diebes an den Armen wie Almosen aussieht und doch nicht ist. Wo aber der Zweck des Rechts wirklich erreicht wird, da ist er auch auf dem Wege Rechtens erreicht worden, ob auch die Menschen ihrerseits dabei gesündigt haben. Hiermit rechtfertigt der Autor alle Eroberungen des römischen Reiches.

Wir wenden uns jetzt zu dem letzten gröfseren Werke des Dichters, zu der lateinischen Schrift de vulgari eloquio d. i. von der *Volkssprache.* Sie besteht aus zwei Büchern, wozu nach Dante's Plane noch zwei kommen sollten, welche fehlen, und wahrscheinlich nicht zu Stande gekommen sind. In der Einleitung handelt der Autor von der *Ursprache* des Menschengeschlechts. Es wird auch unter andern in Frage gestellt, welches Wort Adam zuerst ausgesprochen habe: es wird ausgeführt, dafs es kein anderes gewesen sein könne, als das Wort El, Herr, oder das Gebet des zur Seligkeit geschaffenen Menschen zum Herrn, welcher der Quell aller Freuden ist. Freude war das erste Menschenwort, wie nach dem Falle der erste Laut des Menschen Klage ist, Heu. Es wird ferner erörtert, ob der Mensch zuerst von Gott angeredet worden sei, oder zuerst Gott angeredet habe. Der Autor entscheidet sich für die erste Alternative: er vermuthet auch, dafs das erste Wort Adams ohne Aufenthalt erfolgt sei, da er noch allein war, und zwar auf die erste Inspiration seines Schöpfers, ipsum loquentem primum, mox, postquam afflatus est ab animante virtute, *incuntanter* fuisse locutum I. 5. *Incunctanter* das heifst „unverzüglich," nicht „ununterbrochen." Darauf heifst es: Nam in homine *sentiri* humanius credimus, quam *sentire*, dummodo sentiatur et sentiat tanquam homo. Si ergo faber ille, atque perfectionis principium et amator, afflando, primum hominem omni perfectione complevit, rationabile nobis apparet, nobilissimum animal non ante sentire quam sentiri coepisse. Die Uebersetzung hebt an: „Denn wir halten es am Menschen für menschlicher, dafs er empfunden werde, als dafs er empfinde" u. s. w. Mufste einmal wörtlich übersetzt werden, wofür wir ganz stimmen, — denn die Uebersetzung kann nicht zugleich die Erklärung sein, — so würde eine noch getreuere Uebersetzung nicht allein verständlicher, sondern auch logisch correcter gewesen sein; nämlich: „denn am Menschen halten wir *Empfunden werden* für menschlicher, als *Empfinden.*" Der Sinn ist: der Stellung des Menschen ist es angemessener, in allen seinen Handlungen der Zweite zu sein: aller seiner Activität mufs die Receptivität oder Passivität vorausgehen, wie der Mond erst beschienen werden mufs, ehe er scheinen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Auserwählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Bd. XXXIX—XL. enthaltend Dante Alighieri's prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegiesser.

(Fortsetzung.)

Wie Gott den Menschen erst denkt, das heifst, schafft, ehe der Mensch ist und Gott denkt, so wird der Mensch auch erst von Gott gewufst, erkannt, geliebt, empfunden, ehe der Mensch seinerseits Gott empfindet, liebt, erkennt und weifs. Gott hat uns zuerst geliebt. 1. Joh. 4, 19. So ist auch der Mensch erst von Gott erkannt, ehe ihn der Mensch erkennet. 1. Kor. 13, 12. Phil. 3, 12. So hat Gott auch erst den Menschen angeredet, ehe der Mensch zu Gott hat sprechen, das heifst beten können. Gott ist der Anfänger und Vollender, das Princip alles Guten, perfectionis principium (Jac. 1, 17.), der Mensch wird erst damit begabt, ehe er es wieder reproduciren kann. So ist er auch mit dem Privilegium der Sprache begabt worden, über welches sich Adam selbst im Paradiese XXVI. 124. vernehmen läfst. Für die philosophische Begriffsentwickelung bemerken wir hier nur noch Folgendes. Anderwärts (Conv. III. 2.) hat der Autor ausgeführt, dafs dem Denken das Empfinden vorausgeht und zum Grunde liegt, ohne dafs darum jenes aus diesem komme. Hier führt er nun weiter aus, dafs dem Empfinden, welches doch selbst passiv ist, das Empfunden werden vorausgeht: d. h. auch zu dieser receptiven Empfindung wird der Mensch erst von Gott geweckt. So heifst es Conv. IV. 20. Le cose convengono essere disposte alti loro agenti, e ricevere li loro atti.

Jetzt ist noch der kleine Rest Dantescher Correspondenz übrig, welcher uns lebhaft in die damaligen Zeiten versetzt. Von besonderem Interesse ist in politischer Beziehung der Erlafs an K. Heinrich VII., welcher mit der gelehrten Schrift über die Monarchie in nahem Zusammenhange steht. Nicht minder wichtig ist in noch allgemeinerer, näher in literarischer Beziehung das Zueignungs-Schreiben an Herzog Can Grande della Scala zu Verona, welches die göttliche Komödie einführt und bespricht. In dem letzteren werden sechs unterschiedene Kategorien genannt, auf deren Erörterung es zum näheren Verständnisse des Gedichts ankommt: nämlich subjectum, agens, forma, finis, libri titulus und genus philosophiae. *Subject* oder Gegenstand des Gedichts ist der Zustand der menschlichen Seele nach dem Tode, die *Form* ist einerseits die äufsere Structur, andererseits die Poësie der Erzählung, der *Zweck* ist auf Errettung des Menschen aus dem Sünden-Elende, auf die Erweckung desselben zum Glauben gerichtet, der *Titel* ist die Aufschrift des Ganzen und seiner drei Abschnitte, und die *Art der Philosophie* ist die praktische, jedoch nicht ohne Hülfe der speculativen. Alle diese verschiedene Factoren des Gedichts werden ausführlich erörtert: nur ein Factor wird nicht näher erklärt: dies ist der Zweite, *Agens* genannt. Dieser *Agens* ist in „die wirkende Ursache" übersetzt. Und hierzu hat ohnstreitig der Uebersetzer die Anleitung darin gefunden, dafs die Commentatoren die Dantesche Kategorientafel aus der alten Unterscheidung zwischen causa *materialis* (subjectum), causa *formalis* (forma, titulus, genus philosophiae), causa *finalis* (finis), causa *efficiens* s. agens ableiten. Auf diese Unterscheidungen der causa bezieht sich auch wirklich der Dichter anderwärts selbst (Conv. IV. 20.): dafs sie ihm bekannt gewesen, ist mithin nicht zweifelhaft. Desto zweifelhafter ist es, ob sie der gegenwärtigen Eintheilung zum Grunde liegt. Hier ist die Gliederung sechstheilig, jene Eintheilung ist viergliedrig. Jedenfalls wäre aber auch damit nichts gewonnen, nichts erklärt,

Digitized by Google

wenn eben nur von der Sextuplicität auf die Quadruplicität zurückgewiesen würde. Denn immer fragt es sich nach wie vor, worin denn eigentlich der *Agens* der göttlichen Komödie besteht? Denn dafs agens wenigstens nicht zunächst als causa agens, dafs auch nicht das Agens, sondern der Agens zu verstehen ist, ergiebt sich aus der weiteren Folge des Sendschreibens ganz deutlich. Nachdem der Dichter von dem Gegenstande, von der Form und von dem Titel des Gedichts gehandelt und zuletzt den Titel *Comedia Dantis* noch einmal wiederholt hat, fährt er also fort: Inquisitis his tribus, in quibus variatur pars a toto, videndum est de aliis tribus, in quibus variatio nulla est a toto. *Agens* igitur totius et partis est *ille, qui dictus* est, *et totaliter esse videtur.* Zur Verständigung über den Uebergang von den ersten drei Kategorien zu den drei folgenden ist zunächst folgendes zu bemerken: die ersten drei Kategorien modificiren sich verschieden in den verschiedenen Abschnitten des Gedichts, sowohl der *Zustand* nach dem Tode (Hölle, Purgatorium, Paradies) als auch die *Form* (nur das Ganze ist dreigliedrig) und der *Titel*, der sich nach dem Gegenstande richtet; dagegen bleiben sich die andern drei Kategorien in allen drei Abschnitten des Gedichts gleich, und von diesen drei Kategorien nimmt *Agens* den ersten Platz ein, denn er ist totius et partis: er ist, so heifst es, schon genannt, und bleibt in allen Stationen derselbe. Und wer war vorher genannt? Dante selbst war es. Dante ist der Held, Dante ist der Dichter des Gedichts, actor et auctor, agens. Agente wird von Dante wiederholt als das thätige Princip erklärt, gegenüber dem paziente. So wird die Sonne agente, so wird Gott il primo agente (Conv. III. 14. IV. 20.) genannt. *Hier* ist aber der Held des Gedichts der Agens. Subjectum war also das Object, der Gegenstand des Gedichts, welcher im logischen Urtheile das Subject bildet: Agens ist das eigentliche Subject des Gedichts, der Mensch auf der Pilgerfahrt, Dante. Agens ist also der Autor, is qui dictus est. Eben darum ist auch der Dichter darüber als über sich selbst so kurz. Ist aber dem so, so kann darunter nicht die wirkende Ursache, causa efficiens, verstanden werden, denn diese ist auch hier Gott selbst: Gott ist es, der dem Dichter die Vision geschenkt, die Peregrination beschieden hat.

Vuolsi così colà, dove si puote
Ciò che si vuole.

Der Brief Dante's an den Herrscher in Verona, in welchem der Dichter eine Zeit lang die Hoffnung Italiens sah, ist der letzte in dieser auf zwei kleine Bändchen beschränkten Sammlung. Hiermit sind wir daher zu Ende: aber wir können darum noch nicht schliefsen. Wer ein Buch lieb gewonnen hat, der legt es nicht gern bei Seite, wenn er es durchgelesen, sondern er fängt es von vorn an. So geht es auch dem Referenten: er kehrt zum Anfang zurück, um länger dabei zu verweilen; denn diese beiden kleinen Bändchen, womit sich und uns „die auserwählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes" bereichert, enthalten Viel: es handelt sich um — kostbare *Reliquien Dante's.* Und darum wenden wir uns noch einmal zu ihnen zurück; jede Aufklärung über Dante ist zugleich ein Beitrag zum Verständnisse der vorliegenden deutschen Uebersetzung.

Hiermit sind wir in die Einleitung zum *Gastmahle* zurückversetzt, welche vom fünften bis zum letzten Kapitel des ersten Buchs ausschliefslich der *Volkssprache*, der *Muttersprache*, der *lebenden Sprache* das Wort spricht. Die Muttersprache wird der Sprache der Welt, der lateinischen, wie biado (Hafer) dem Waitzen (fromento), gegenübergestellt, aber auch kräftiglich vertheidigt, und der Hafer wird zum Gerstenbrode verklärt (pane orzato), von welchem Tausende sich sättigen. Nicht zu übersehen ist die Anspielung auf die fünf Gerstenbrode. — Dieses Thema von dem Werthe der Muttersprache wiederholt und steigert sich im ersten Buche de vulgari eloquio, wo der Autor für die Sprache, welche die Mütter die Kinder lehren, welche die Männer mit den Frauen verbindet, in die Schranken tritt, und zuletzt aus den verschiedenen Dialekten dieser Lebenssprache ein Vulgare Illustre, Cardinale, Aulicum et Curiale „die erlauchte, Angel-Hof- und Rechtssprache" als *lateinische* Volkssprache hervorgehen sieht. Es ist merkwürdig, dafs auch Dante's bukolische Correspondenz mit Johannes de Virgilio in Bologna, sein Schwanengesang, auf eben dieses Thema eben so heiter und launig als rührend zurückkommt. Das ist eine Nachlese.

Aus dem ersten Buche des Gastmahls wenden wir uns zu dem letzten, wo die Begriffe des *Adels* erör-

Digitized by Google

tert, und der Antheil, den das *Geschlecht*, die *Geburt*, daran hat, zwar anerkannt, aber dem höheren Principe des *Geistes*, der *Tugend*, der *Intelligenz* untergeordnet wird. Fleisch und Blut, Leib und Seele pflanzen sich fort, aber der *Geist* kommt von Oben: der Geist kommt nicht aus dem Geschlechte, folglich kommt auch der Adel nicht allein aus dem Geschlechte. Aber der Geist ist eben nur *Potenz*, intellectus *possibilis:* von der Pflege des anvertrauten Pfundes hängt daher in der letzten Instanz der Adel ab. Das ist die Lehre vom Adel im Gastmahle: wir können sie zur näheren Bezeichnung die Lehre *von dem neuen Adel* nennen. Man hat übrigens in Dante's göttlicher Komödie andere, dieser Lehre widersprechende Ansichten über den Adel finden wollen: dem Referenten ist es jedoch nicht gelungen, einen solchen Widerspruch des Autors mit sich selbst zu entdecken. Wohl klagt der Dichter wiederholt, dafs die *alten* Häuser in Florenz sich von *neuen* verdrängen lassen, aber — er bürdet es nicht den neuen auf, dafs sie nicht alt sind, sondern den alten giebt er die Schuld, dafs sie nicht neu werden. Es wäre jedenfalls lehrreich, und auch für unsere Zeit von Interesse, aus allen zerstreuten Aeufserungen Dante's über den *Adel* eine zusammenhängende Encyklopädie zu gewinnen, und damit die Geschichte der Standesunterschiede in Florenz, so wie — die fast gleichzeitigen Ideen in der deutschen Literatur zusammen zu halten: wir erinnern in erster Beziehung nur an Giano di Bella, in letzterer an Thomasin Tirkler's welschen Gast (1216), an Reimer's von Zweter Lieder (1246) und an das altdeutsche Lehrgedicht, genannt der Ritterspiegel. Das ist eine zweite Nachlese.

So wäre es auch sehr lehrreich, Dante's Ansicht von dem römischen Volke, welches er als den Träger des göttlichen Rathschlusses über den *Staat*, wie Israël als das auserwählte Volk für die *Kirche*, betrachtet, im Zusammenhange zu übersehen. Die Grundlage bildet hier das Werk von der *Monarchie*, aber wir finden auch im Gastmahle die begeistertste Standrede für die göttliche Erwählung Roms, IV. 5. die auch in der göttlichen Komödie überall durchscheint — Inf. II. 12—27. Und in das concreteste Leben tritt dieses politische Bewufstsein in dem Schreiben an Kaiser Kaiser Heinrich VII., denn hier fragt Dante, wie Johannes: *Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?* Luc. 7, 19. Der Fragende hat die harte Antwort der Geschichte noch selbst erlebt. Die Frage wäre wie frivol, wenn wir nicht bedenken müfsten, dafs der Fragende den Kaiser der Welt grade eben so wie das Oberhaupt der Kirche als unmittelbare Botschafter und Werkzeuge Gottes betrachtete. Wenn er aber auch wirklich einerseits zu den Jüngern gehört, welche auf dem Wege nach Emmaus ihre thörichten irdischen Hoffnungen bekannten: „wir aber hofften, er sollte Israël erlösen," Luc. 24, 21., so kann er doch auch andererseits dem fragenden Johannes an die Seite gestellt werden, denn es war ihm nicht um ein *irdisches* Reich, als *solches*, sondern um ein Reich auf Erden für den Himmel zu thun. Das wäre die dritte Aehre der Nachlese.

Und nun kommen wir zum Schlusse: wir wenden uns von der Individualität Dante's (er lebte von 1265—1321.) an die Zeit, deren Kind er ist, von welcher er selbst theils in der göttlichen Komödie, theils in den übrigen Schriften, namentlich in den Büchern von der Monarchie nicht allein Einzelbilder und persönliche Erinnerungen aller Art, sondern auch synchronistische Uebersichten gezeichnet hat. Darum möchten wir nur mit wenigen Erinnerungen einen Blick in diese Zeit eröffnen.

Die *Kreuzzüge* waren zu Ende (Par. XV. 139.). Ludwig IX. war verschieden 1270. Zuletzt fiel auch Ptolemais 1291. (Inf. XXVII. 87.). Die Zeit war vorüber, die „*Akkon und Rhodus beschützt.*"

Zu Ende war das *lateinische Kaiserthum* in Konstantinopel, wodurch der Occident noch einmal von der Gränzstadt des europäischen Orients Besitz genommen hatte: es herrschte nun die letzte Dynastie, das Haus der Paläologen.

Zu Ende war das Haus der *Normannen* in Unteritalien: der Unbestand irdischer Herrlichkeit trat wie zu seinem Selbstspotte an dem Namen des letzten weiblichen Restes von dem Hause hervor: denn dieses war *Constanze*, Kaiser Heinrichs VI. Gattin, K. Friedrichs II. Mutter, womit das fallende Haus in das Hohenstaufensche überging. Par. III. 118.

Es ist merkwürdig, dafs gleichzeitig und in gleicher Ironie eine andere *Constantie* das alte Haus von Oester-

Digitized by Google

reich schloſs und als Gemahlin Heinrichs des Erlauchten die Stammmutter des Sächsischen Hauses wurde.

Aber auch die hohen *Hohenstaufen* starben ab und aus: es fiel von dem groſsmächtigen Baume ein Ast nach dem andern, Friedrich II. (Inf. X. 119. XIII. 59. 68.), Konrad, Heinrich, Ezzelino (Inf. XII. 110.), Manfred (Prg. III. 112.), Conradin (Prg. XX. 67.), Enzio: es zitterte nur noch nach, wie Wetterleuchten nach dem Gewitter: und es war, wie Ironie, zur Bezeichnung des *Unbestandes* aller Mannesgröſse, daſs wiederum ein schwaches Weib, Constanze, Manfreds Tochter, die Gemahlin K. Peters III. von Aragonien allein zurückblieb Prg. VII. 129.

Es ist wohl zu merken, daſs mit den Hohenstaufen auch die deutsche Poësie fiel und verkam: die fahrenden Sänger im Volke, und die Sänger am Hofe verstummten und entarteten gleichzeitig, und um so mehr je mehr sie sich absonderten: die schwäbische Zeit war dahin. Wie politisch so trat auch literarisch mit Kaiser Rudolph mehr und mehr die Prosa des Lebens ein. Unser Dichter hat zwar von der groſsen deutschen Volks- und Hof-Poësie vor seiner Zeit keine Kenntniſs gehabt: auch von seinen deutschen Zeit- und Sang-Genossen — wir nennen nur Heinrich Frauenlob und Markgraf Otto von Brandenburg — nichts vernommen; aber er ist dennoch von dieser Zeit berührt gewesen: er hat namentlich auch die mit der deutschen fast gleichzeitig entstandene und gleichzeitig verkommene provenzalische Poësie gekannt, wovon wir nicht allein in seinen Canzonen und im Purgatorium XXIV. 115 flg., sondern auch in den uns nun verdeutscht vorliegenden Büchern von der Volkssprache II, 2 flg. die sprechenden Zeugnisse finden. Zu seiner Zeit waren bereits die Troubadours und Menetriers in Jongleurs ausgeartet. Es war, als sollte Alles mit einemmale in allen Verhältnissen versinken und verfallen, und alle Poësie des Lebens zum Bodensatze der Prosa sich niederschlagen. Aber am tiefsten empfand der Dichter mit dem Untergange der alten Häuser den Verfall in *Kirche* und *Staat*. Die *Kirche* ist — durch Reichthum verweltlicht: es ist kein Franz von Assisi, kein Domenikus, kein Benedict, kein Bernhard, kein Thomas Aquinas mehr; und der Eifer für das *Reich* und für den *Staat* hat sich in geschäftige Erwerbthätigkeit für *Haus* und *Hof* verkehrt.

Wie die *Normannen* und *Hohenstaufen*, so starb nun auch in Böhmen das alte Haus *Libussa's* und *Primislaw's* aus:

Parad. XIX. 115 flg. Prg. VII. 97 flg.

so sank auch in *Ungarn* — neuen Kämpfen um Erwerb zwischen Neapel und Oesterreich Raum zu machen, — das *Arpadische Haus*,

Prg. VIII. 64 flg. Par. XIX. 142.

welches wiederum, im Mannesstamme erlöschend, eben auch durch eine schwache Frau, — und durch welche? — durch Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen, in dem Hessischen Hause sich erhalten hat und erhält.

So laut predigte die Zeit den Unbestand aller irdischen Herrlichkeit

Perche una gente impera e l'altra langue,
Inf. VII. 82.
Le vostre cose tutte hanno lor morte,
Parad. TVI. 79.

und die Eitelkeit alles Uebermuths, woran der Brand des stolzen Ilion und die Versteinerung Niobe's

Purg. XII.

seit alter Zeit mahnte. So laut erscholl es durch alle Lande: „*Alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine „Güte wie eine Blume auf dem Felde: das Gras ver„dorret und die Blume verwelket; aber das Wort un„seres Gottes bestehet in Ewigkeit.*" Jes. 40, 6. — 1 Petr. 1, 24. Jac. 1, 11.

Wichtig ist aber besonders das Jahr 1300, in welches der Dichter die Mitte seines Lebens, den Wendepunct seiner Lebensführung, die Pilgerschaft durch das Jenseits vor seinem Tode versetzt; das Jahr 1300 scheidet nicht allein zwei Jahrhunderte, es scheidet zwei Zeiten: es scheidet einen denkwürdigen Aufschwung in Kreuzzug und Poësie für Kirche und Staat von einem traurigen Verfall der Kirche und Sitte. Ein kleines Weniges davon hat kürzlich *Vilmar* (Geschichte der deutschen National-Literatur) berührt. Davon ist auch Dante nicht unberührt geblieben, so verschieden auch der Entwickelungsgang in Deutschland und Italien war. —

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern Univers. Library

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Auserwählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Bd. XXXIX—XL. enthaltend Dante Alighieri's prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegiesser.

(Schluss.)

Aber alles dies sind eben nur einzelne Merkzeichen zur Orientirung in der Zeit, deren Mann Dante war, aus der er uns selbst erst verständlich wird. Er sehnte sich wohl aus der vergänglichen Zeit der Unruhe heraus:

Lascio lo fele e vo pei dolci pomi:
Ma fine al centro pria convien ch'io tomi;
Inf. XVI. 61.

aber er war auch wirklich in der Zeit, der er angehörte, und lebte für sie. Wie er seine Mission für diese Zeit erkannt hatte, so hat er sie auch für seine Zeit und für alle folgende Zeiten ausgerichtet; Beatrice hat ihn nicht vergeblich dazu gemahnt.

Tu nota; e sì come da me son porte
Queste parole, sì le 'nsegna a' vivi
Del viver ch'è un correre alla morte.
Prg. XXXIII. 52 – 54.

Indem die Poësie in Deutschland und Südfrankreich sank, war es Dante, der sie in der italienischen Sprache zum klassischen Mittelpuncte aller modernen Civilisation, zum allgemeinen Ausdrucke des christlichen Glaubens, zur Universal-Poësie erhob. Indem Staat und Kirche in Zerfall geriethen, war es Dante, der von der Wahrheit beider grofser Lebenskreise ein bleibendes Zeugnifs ablegte, und für die Universalität des Staats eben so wie für die Katholicität der Kirche in die Schranken trat.

Auf seine Thätigkeit in der streitenden Kirche weisen auch die Anfangsworte der Bücher von der Monarchie: diese sind eigentlich aus dem ersten Psalm und aus dem ersten Kapitel der Epistel Jacobi zusammengebaut, sie schliefsen mit den Worten der Epistel Jacobi, welche *beten* und *arbeiten*, *glauben* und *Frucht bringen* lehrt, von welcher der Dichter auch im Paradiese XXV. Zeugnifs ablegt. Dem Uebersetzer scheinen diese beiden wörtlichen Beziehungen auf die heilige Schrift entgangen zu sein, denn wir zweifeln nicht, dafs er sonst, wie Dante der Vulgata, der lutherschen Bibel-Uebersetzung wörtlich gefolgt sein würde. Jedenfalls sind aber Dante's einleitende Worte zu der Monarchie so wichtig, dafs wir damit diese Anzeige beschliefsen könnten: wir halten uns an die vorliegende Uebersetzung, die wir damit bei dem lesenden Publicum nur noch näher einzuführen hoffen, wir weichen nur insofern davon ab, als wir sowohl die Psalmstelle, 1, 3, als auch am Schlusse die Worte aus dem Briefe Jacobi 1, 5. nach Luther's Uebersetzung substituiren.

„*Alle Menschen, denen eine höhere Natur die Liebe zur Wahrheit einprägte,*" — fast eben so beginnt auch das Gastmahl nach dem Vorgange der Aristotelischen Metaphysik — *lassen es sich wohl hauptsächlich angelegen sein,* — omnium interesse videtur, — *so wie sie durch die Bemühung der Altvordern* — labore antiquorum — *bereichert werden, so auch ihrerseits für die Nachkommen sich zu bemühen,* — laborent, — *dergestalt, dafs* — quatenus — *die Nachwelt etwas durch sie erhalte, wodurch sie bereichert werde. Denn seiner Pflicht fernab zu sein, möge Der nicht zweifeln, den trotz öffentlicher Anmahnungen* — publicis documentis imbutus — *es nicht kümmert, zum Gemeinwohle* — ad rempublicum — *etwas beizutragen; denn er ist nicht wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet, zu seiner Zeit* Ps. 1, 3. — signum, quod secus decursus aquarum fructificat in tempore suo — *sondern vielmehr ein verderblicher Strudel, immer einschlürfend und nie das Ein-*

Digitized by Google

geschlürfte zurückströmend. Dies nun oft und auf's Neue bedenkend — saepe mecum recogitans — *verlangt es mich*, — *dafs man mich nicht zeihe*, *mein Pfund vergraben zu haben*, — *für das allgemeine Wohl* — publicae utilitati — *nicht nur anzuschwellen*, — turgescere, — *sondern vielmehr Frucht zu tragen, und von Anderen unberührte Wahrheitee an's Licht zu bringen.* — *Hehr* — arduum — *und meine Kräfte übersteigend ist das Werk, das ich in Angriff nehme*, — aggredior, — *nicht so wohl auf meine eigenen Kräfte vertrauend, als auf das Licht jenes Spenders*, — largitoris illius, — *der da giebt einfältiglich Jedermann, und rücket es Niemand auf.* Jac. 1, 5.

II.

Wir haben uns bisher mit der prosaischen Uebersetzung der prosaischen Schriften Dante's beschäftigt, und daran Betrachtungen geknüpft, welche zunächst dem Originale und dem Inhalte gelten, aber hiermit auch der deutschen Uebersetzung sich anschliefsen. Wir haben diese letztere als einen Anfang begrüfst, der weiter führen und zu weiteren Verständigungen den Weg bahnen wird. Wir wenden uns jetzt noch zu dem poëtischen Theile der vor uns liegenden Uebersetzung, das heifst zu den drei Canzonen des Gastmahls, welche Herr Kannegiefser gegenwärtig in der dritten Umarbeitung liefert. Die erste Uebersetzung erschien im J. 1827., die zweite Redaction in der ausgewählten Bibliothek der Klassiker des Auslandes XII. XIII. im J. 1842, die dritte beweiset nur noch mehr, dafs der Anfang weiter führt.

Wie der Florentinische Dichter in der Vita nuova unmittelbar an sein Leben sein Dichten, an sein Dichten seine Reflexionen knüpft, so knüpft er im Convito nicht unmittelbar, sondern nach einem längeren Zeitverlaufe an mehrere seiner Canzonen seine Betrachtungen, um den Inhalt derselben sowohl nach dem unmittelbaren, als auch nach dem entfernteren Sinne methodisch auseinander zu legen und zu entwickeln. Indem nun der Uebersetzer diese Commentarien verdeutscht, hat er auch den Gegenstand derselben, die Canzonen, sich wieder vergegenwärtigt und die frühere Uebersetzung einer neuen Prüfung unterworfen.

Eine probeweise Vergleichung zwischen der älteren und neueren Uebersetzung wird nicht allein von dem Fortschritte Zeugnifs ablegen, sondern auch von einer neuen Seite über den Gegenstand selbst und über die Gedankenwelt des Dichters, mit dem man doch einmal nicht fertig werden kann, neues Licht verbreiten.

In der ersten und zweiten Uebersetzung lautete der Anfang der ersten Kanzone so:

Die ihr im Geiste lenkt den dritten Bogen,
Horcht meinem Herzen, welche Sprach' es führt,
So neue, dafs ich kaum kann Worte geben:
Der Himmel, welchen eure Kraft regiert, —
Ihr Wesen, von der Gottheit vorgezogen, —
Schenkt die Gefühle mir, die mich durchbeben,
Weshalb die Rede nur von diesem Leben
An euch zu richten würdig mir erscheinet,
So bitt' ich denn, dafs ihr Gehör mir leiht!
Ich künd' euch meines Herzens Neuigkeit,
Wie die betrübte Seele drinnen weinet,
Und wie ein Geist begütigt ihre Qualen,
Der niedersteigt aus eures Glanzes Strahlen.

Daraus ist gegenwärtig die folgende Umarbeitung hervorgegangen:

Die denkend ihr bewegt der Himmel dritten,
Horcht meinem Herzen, welche Sprach' es führt,
So neue, der ich kaum kann Worte geben:
Der Himmel, welcher eure Kraft regiert, —
Ihr Kreaturen voll holdsel'ger Sitten, —
Zieht hin mich in den Zustand, den ich spüre,
Weshalb mir von dem Leben, das ich führe,
Die Red' an euch zu richten würdig scheinet,
So bitt' ich denn, dafs ihr Gehör mir leiht!
Ich künd' euch meines Herzens Neuigkeit,
Wie die betrübte Seele drinnen weinet,
Und wie ein Geist begütigt ihre Qualen,
Der niedersteigt aus eures Sternes Strahlen.

Eine Vergleichung mit dem Originale legt zu Tage, dafs die letzte Redaction in den durch den Druck ausgezeichneten Stellen gröfstentheils wort- und sinngetreuer geworden ist. Gleich in der ersten Zeile ist jetzt *intendendo* nach Anleitung der Erklärung im siebenten Kapitel „*denkend*" übersetzt, womit der innerste Sinn, dafs es der *Gedanke* der Engel ist, welcher die Welt bewegt, desto energischer ausgedrückt ist. Es ist daher gewifs auch nur ein Uebersehen, wenn hiermit im Widerspruche die erste richtige Uebersetzung der vierten Zeile

Der Himmel, welchen eure Kraft regiert

durch die neue Redaction dahin,

Der Himmel, welcher eure Kraft regiert,

verändert worden ist. Ja, wir würden geneigt sein, dieses Versehen für einen Druckfehler zu halten, wenn

Digitized by Google

es sich nicht in der Uebersetzung des siebenten Kapitels wiederholte, wie wohl der Uebersetzer sich wenigstens am Anfange des fünften Kapitels hätte überzeugen müssen, dafs es die Engel sind, welche den Himmel bewegen, und dafs es mithin nicht der Himmel ist, welcher die Engel bewegt. Damit stimmt auch überall die Lehre des Dichters überein. Parad. XXIX.

Auf diese Berichtigung glaubten wir um so mehr aufmerksam machen zu müssen, als wir dadurch Gelegenheit erhalten, die Lehre des Dichters von dem *Gedanken* in ihrem näheren Zusammenhange zu fassen. Wie der *Gedanke* der *Engel* die Welt bewegt, so ist es der *Gedanke Gottes*, welcher die Welt mit Einschlufs der Materie, als ihres untersten Niederschlags,

Pura potenzia tenne la parte ima,
Parad. XXIX. 34.

erschafft, das heifst, aus sich selbst nach ihren einzelnen Momenten herausetzt

Usciro ad atto che non avea fallo
Par. XXIX. 23.

Hiermit ist die Antwort auf die Frage im 1. Kapitel des IV. Tractats, se la prima materia degli elementi era da Dio *intesa*, vorab klar ausgesprochen, hiermit fällt das Licht der ersten Kanzone, welches von dem Gedanken der Engel zeuget, — intendendo —, auf den vierten Tractat, welcher den Gedanken Gottes nach seinem Verhältnisse zur Materie der Welt in Frage stellt, — da Dio intesa —, hiermit ist das Kreuz aller Philosophie, der Stein des Anstofses, an welchem Viele zerschellen, nicht allein zur Sprache gebracht, sondern auch gelöset. Es ist derselbe Gegenstand des Aergernisses, welcher in unseren Tagen die Hegelsche Philosophie eben durch das Mifsverständnifs der Gegner und vieler Anhänger in Verruf gebracht hat. Doch es ist hier nicht der Ort zur weiteren Ausführung dieses wichtigen Thema's, welches wir uns für eine gelegenere Zeit, so Gott will, *noch einmal* aufzunehmen vorbehalten dürfen.

Von der zweiten Kanzone hat der Uebersetzer den Anfang zum dritten Male verändert. Zuerst hiefs es:

Amor, der mir im Geiste Red' erhebet,
Sehnsuchtentbrannt von der Gebieterin,
Lenkt oftmals sein Gespräch auf Dinge hin,
Die der Verstand nicht fähig ist zu fassen.
Die Seele wird davon so süfs durchbebet,
Dafs sie, vernehmend es mit Ohr und Sinn,
Ausruft: Weh mir, dafs ich so kraftlos bin,
Um Worte dem Vernommnen anzupassen.
u. s. w.

In der zweiten Uebersetzung hiefs es:

Amor, der mir auf sehnsuchtsvolle Weise
Von der Gebieterin im Geiste spricht,
Bewirkt durch das, was in die Red' er flicht,
Oft, dafs mir der Verstand drob möchte schwinden.
Und meine Seele bei dem süfsen Preise,
Aufhorchend und es auch vernehmend, bricht
In Klagen aus: O weh mir, dafs ich nicht,
Was ich gehört, im Stande bin zu künden.
u. s. w.

In der gegenwärtigen 3. Uebersetzung heifst es dagegen:

Die Liebe, die im Geist mir von der schönen
Gebietrin spricht, mit sehnlicher Begier
Regt oftmals Dinge sie mir an von Ihr,
Dafs der Verstand drob abwärts wird verschlagen.
Ihr Reden klinget in so süfsen Tönen —
Die Seele, die es hört und fühlt: Weh mir,
So spricht sie, dafs ich ganz unmächtig schier,
Was von der Herrin ich gehört, zu sagen.
u. s. w.

Auch in diesen Veränderungen können wir, wenn auch unter grofsen Schwierigkeiten, die noch nicht sämmtlich überwunden sind, den sichtlichen Fortschritt nicht verkennen: aber der Uebersetzer wird auch hierbei nicht stehen bleiben wollen: er wird auch noch eine nähere Anschliefsung an das Original zu vermitteln wissen.

Eine geringere Umwandlung hat die dritte Kanzone erfahren. Beiläufig machen wir zunächst darauf aufmerksam, dafs die Definition des Adels — antica possessione d'avere con reggimenti belli — gegen welche der Dichter zu Felde zieht, zwar von ihm selbst (IV. 3) so wie von Torquato Tasso in den Dialogen della nobilita dem Kaiser Friedrich II. zugeschrieben, aber schon von Aristoteles (Pol. IV, 6.) erwähnt wird, wenn er sagt: ἡ γὰρ εὐγένειά ἐστιν ἀρχαῖος πλοῦτος καὶ ἀρετή, und diese Eugenie als eine zufällige Vermischung zweier Zustände, die auch getrennt sein können, nämlich des Reichthums der Oligarchie mit der Tugend der Aristokratie, treffend bezeichnet. Von der Definition des Adels geht dann der Dichter zu einer ebenfalls unrichtigen Definition des Menschen über, gegen welche er wieder die siegreichen Waffen führt, um zu dem wahren Begriffe des Menschen und des Adels zu gelangen. Das Ganze schliefst mit dem Bilde einer wahrhaft adeligen Seele. Hier ist in der siebenten Strophe durch die gegenwärtige Uebersetzung deutlicher als zuvor ausgedrückt, dafs es die Seele des Menschen ist, welche ihren Leib mit Schönheit schmücket, wenn es im Texte heifst:

E sua persona adorna di bittate
Colle sue parte accorte.

Desto mehr wünschten wir, dafs auch dem vorausgehenden Gedanken, welcher dahin geht, dafs die Seele dem Körper sich vermählt, sein Recht geschehen wäre, während es in der Uebersetzung immer noch heifst, wie früher:

„seit der Körper sie umschwillt."

Digitized by Google

Nachdem nämlich in der sechsten Strophe gesagt ist, dafs aus der Fülle der göttlichen Gnade dem Menschen zu *Leib* und *Seele* der Saame des *Geistes* verliehen wird, beginnt die siebente Strophe in der gegenwärtigen Uebersetzung so:

Die Seele, die mit diesem Heil beglücket,
Hält dieses nicht verhüllt;
Sie zeigt es, seit der Körper sie umschwillt,
Bis sie ihn mufs verlassen;
Denn sie wird schaamerfüllt, gehorsam, mild,
In erster Zeit erblicket,
Und macht, indem den Leib mit Reiz sie schmücket,
Das Glied zum Gliede passen.
Stark ist sie in der Jugend und gelassen,
Von Lieb und Ruhm erfüllt, doch sittigerweise,
Und wird durch edle Thaten nur erfreut.

In Ermangelung eines Bessern würden wir etwa folgende Uebersetzung zur weiteren Verbesserung vorschlagen:

Die Seele, welche solche Gnade weidet,
Hält diese nicht verhehlt;
Sie zeigt sie, seit dem Leib sie sich vermählt,
Bis an des Todes Rand.
Als Kind gehorsam, sanft, verschämt gefällt
Sie, weil sie sich bescheidet,
Und ihren Körper hold in Schönheit kleidet.
Denn züchtig in der Jugend, kampfgewandt,
Der Liebe voll, in edler Sitten Weise
Und nur im wackern Thun wird sie erfreut.

So viel von dem poetischen Theile der prosaischen Schriften Dante's. Die Bücher von der Volkssprache verbreiten sich demnächst über die Gegenstände und die Weisen der für die höhere Volkssprache geeigneten Poesie. Hiermit sind wir noch einmal nicht allein an die provenzalische Poesie erinnert, welche unserm Dichter bekannt war, sondern auch an die deutsche *Minne-Poesie*, welche, ihm unbekannt, zu seiner Zeit in Verfall gerieth, so wie an den *Meistergesang*, welcher sich damals zu heben anfing. In Dante's Kanzonen, Ballaten, Sonetten finden wir dieselbe Innigkeit und Züchtigkeit, dieselbe Verschämtheit und Tugendlichkeit, dieselbe Frauenhaftigkeit, denselben musikalischen Wohllaut, wie in der deutschen Minnepoesie, dieselbe Kunst und Zierlichkeit, wie in dem Minneliede und in dem Meistergesange. Wir möchten hiermit zu einer näheren Vergleichung zwischen diesen räumlich weit abgelegenen und unmittelbar nie in Berührung gekommenen Stationen der Literatur ernstlichst auffordern; und wenn in unseren Tagen die Beschäftigung mit unserer mittelalterigen Poesie erst wieder angefangen hat, wenn sie leider auch in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten noch nicht zum Gemeingute geworden ist, so dürfen wir wohl noch einmal auf die vor kurzem erschienene Schrift *Vilmars* über die deutsche Nationalliteratur verweisen: sie kann zu einer vorläufigen Bekanntschaft mit der altdeutschen Poesie, welche der Danteschen nicht allein nach der Zeit, sondern in mehr als einer Beziehung verwandt ist, nicht genugsam empfohlen werden. An der Verwandtschaft wird sich dann auch der Unterschied herausstellen. Der Unterschied besteht zunächst in der einerseits klassischen, andererseits scholastischen Bildung, deren Mangel den deutschen Minne- und Meistersängern zwar manche Schwierigkeit und Mühe erspart, aber auch den Gesichtskreis beschränkt und eine ganze Welt von Gedanken entzieht. Der Unterschied, wodurch sich Dante auszeichnet, besteht aber auch ferner in der freieren, alle Standesunterschiede überwindenden, mit dem innersten Lebensberufe zusammenhängenden und zu diesem gehörigen, weder auf Zeitvertreib berechneten, noch auf Feierabende beschränkten Lebensthätigkeit und eben deswegen in der höheren wissenschaftlichen und christlichen, hiermit für alle menschliche Verhältnisse genügenden Universalität, wodurch diese Nationalpoesie mehr als irgend eine andere, selbst mehr als die klassische zur Weltpoesie erhoben wird, und als ächt deutsch sich charakterisirt. Es wird, so hoffen wir, noch eine Zeit kommen, wo diese Ueberzeugung allgemeinere Anerkennung finden wird. Unserer Zeit, unserer Nation wäre wenigstens nichts mehr zu wünschen, als was ihr fehlt, was ihr viel mehr fehlt, als der Zeit Kaiser Rudolphs von Habsburg, nämlich — Poesie, wahrhafte Poesie, deutsche Poesie, christliche Poesie, wissenschaftliche Poesie. Je mehr wir die lange vergraben und vergessen gewesenen poetischen Schätze unserer eigenen Vorzeit heben lernen werden, um so mehr wird auch Dante Alighieri's universelle Bedeutung unter uns wirksam werden. Ein solches Studium würde dem Lebensbilde gleichen, welches die dritte Canzone schildert, denn wer seine Kinderzeit in dem Segen der Zucht — *ubidente, soave e vergognosa* — und seine frische Jugend in Lust und Liebe, mit vollen Segeln, doch nicht ohne Steuer und Ruder, — *temperata e forte, piena d'amore e di cortese lode, in lealtà* — nicht allein durchlebt, sondern auch mit reiferem Bewufstsein darauf zurückgesehn hat, der wird dann auch die Reife des Mannes, welche für das Allgemeine, für Staat und Kirche zu sorgen besimmt ist,

Prudente e giusta, e larghezza se n'ode,
E in se medesma gode,
D'udire e ragionar dall' altrui prode,

desto gründlicher zu schätzen wissen, und auch an der letzten Vorbereitung des Alters gern Theil nehmen, da die Seele, seit ihrem Eintritte in das Leben dem Körper *vermählt*,

Dal principio al corpo si sposa,

zuletzt der temporären *Scheidung* zur *Wiedervereinigung* mit ihrem Schöpfer entgegengeht.

Poi nella quarta parte della vita
A Dio si rimarita
Im vierten Lebenstheil weiht ihre Liebe
Sie Gott mit neuem Triebe.

Aber dieser letzte Act des exoterischen Lebens ist wichtig: — Dante hat ihn im acht und zwanzigsten Kapitel gezeichnet, ehe er ihn ausgelebt hat; — darum überlegt man sich's billig noch einmal, und schreibt getrost:

Im vierten Theil des Lebens kehrt dann gern
Die Seele heim zum Herrn.

C. F. Göschel.

Digitized by Google

Western University Library

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

XIX.

Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und anderen seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von M. Christian Adolph Pescheck. Dresden und Leipzig, Arnold. Buchh. I. Bd. 1843, *X. u.* 504. *S. II. Bd.* 1844, 570 *S. in gr.* 8. *Mit den Bildnissen des Budowecz und Slawata.*

Aus den Nöthen und Wirren des dreifsigjährigen Zeitraumes von der Prager Defenestration bis zu der Prager Schwedenbelagerung — wo nämlich die *böhmischen Geschichten* in den Vorgrund des Welttheaters rücken — hebt sich die sogenannte *Gegenreformation*, welche Ferdinand II. oder vielmehr der Orden der Gesellschaft Jesu (denn dieser hatte erst die Voraufgabe seiner Sendung gelöst) in den kaiserlichen Erblanden durchzuführen suchten, grell und widerlich, und dennoch einigermafsen grofsartig hervor: in dem düstersten aller Schicksalsdramen gleichsam eine infernalische Episode bildend. *Böhmen*, das einst das Vorspiel zu der grofsen Kirchenspaltung und unlängst wieder die Losung zu der allgemeinen Schutz- und Trutzfehde gegeben, deren Zündstoff, nachdem er am Horizonte der ganzen europäischen Christenheit fulgurirt, endlich nach drei Jahrzehnden für immer erstickt ist: Böhmen, dieses schon vordem *historisch* gewordene slawische Stamm- und deutsche Kurland und schliefsliche Habsburgische Erbkönigreich, war zum Hauptschauplatze der Bewegungen ausersehen. Von hier aus, wo bereits fünf Monate vor dem Augsburgischen Religionsfrieden, nämlich seit dem 18. April 1555, die *Jesuiten* ihren Sitz aufgeschlagen, hat sich der, in Rom, Wien und Madrid heimlich beschworene und durch Albrechts V. Successe in Bayern zur That gereifte, *Vernichtungsplan des Protestantismus* zuerst im Grofsen zu entrollen angefangen; hier ist zugleich der Schlufsstein der gesammten Gegenreformation — denn die Recrudescenz derselben nach dem westphälischen Frieden ist eine Erscheinung secundärer Art — gelegt worden. Immerfort waltete bei der Curie der Gedanke vor, des österreichisch-spanischen Hauses politische Suprematie in Europa fest zu gründen, für jetzt aber alle Reichslande und Gebiete in katholische Hände zurückzubringen, d. i. *Deutschland* (wie das damalige vulgäre Sprichwort lautete) *zu deformiren*. Das grofse Werk einer weltumfassenden Restauration der alten Kirche sollte bekanntlich in der (zuerst von *Ranke* nachgewiesenen) Weise einer künstlichen Reaction vollführt werden. Nicht zu verwundern ist, dafs das naturwidrige und gewaltvolle Medium umgekehrt wirkte und durch den Frieden von Münster und Osnabrück die Trennung der Nation erst eine grofse und vollkommene ward. Staunen mag man vielmehr, wie dem Protestantismus, der ohne alles jesuitenähnliche Rüstzeug, innerlich überdies schwer gespalten war, gleichwohl soviel zähe Glaubenskraft beiwohnte, dafs derselbe zweihundert Jahre lang glücklich widerstehen, ja zu seiner Genugthuung sogar noch die Bulle Dominus ac redemptor noster überdauern gekonnt hat. Freilich griff auch die Nemesis nicht einmal, sondern öfter in die Praktiken der Namensträger Jesu ein. Als ihnen während der ersten fünfzig Jahre die Unterdrückung des unkatholischen Wesens in Böhmen theilweise gar nicht, theilweise nur scheinbar oder zu langsam gelang, und sie gerade anfingen, ihren Eifer und ihre Wuth zu potenziiren: sieh! da schleudert Rudolph den Majestätsbrief seinen Völkern hin, Rom fällt auf unbestimmte Zeit aus der Rolle und wider Willen und Verhoffen wird zugleich die Welt über die Lage des arg hineingeführten Kaiserhauses enttäuscht. Was indefs Maximilian II. aus Regentenweisheit — Einige nennen es Indifferentismus — was Rudolph aus Noth

Digitized by Google

und Schwäche, Mathias aus Dankbarkeit gegen Diejenigen, deren Creatur er gewesen, verwilligt, daran glaubt Ferdinand II. mit nichten gebunden zu sein. Er hatte das Gelübde von Loretto hinter sich, die heilige Liga an seiner Seite, vor sich das Ideal eines uneingeschränkten Reichsregiments: es fehlt ihm nichts, als dereinst noch das himmlische Paradies, und die Gewifsheit des letzteren mufs erworben werden, ob darüber auch die Zeiten der ersten Christenverfolgung wiederkehren. Die Episode der „Gegenreformation" entfaltet sich.

Sehen wir uns nach den Hülfsmitteln zur Historie alles Dessen um, so hat allerdings auch dieser Theil der Geschichte seine Literatur; obschon diejenige, welche der Verf. des vorliegenden Werkes (I, 14—18) verzeichnet, sehr mangelhaft ist. Es wurde namentlich die Gegenreformation (die Graf *Mailath* lieber eine „kirchliche Reform des österreichischen Kaiserstaates nennt, obwohl der erstere Name katholischen we protestantischen Historikern längst geläufig ist) schon von Anbeginn Gegenstand einzelner monographischen Beiträge, zumal der gelehrten Exulanten, unter denen, nach *Peschecks* Forschungen, Holyk, Pulegius, Jacob Jacobäi und die Verff. des sogenannten Persecutionsbüchleins oben an stehen. Niemand aber hat bisher so vielartige und tüchtige Werkstücke zu dem Baue eines diese Ereignisse speciell darstellenden Ganzen ans Licht gefördert, als in dem anzuzeigenden Buche Hr. Pescheck selbst. Als Bewohner und Geschichtschreiber der Lausitz — eines Nachbar- und vormaligen Kronlandes von Böhmen — und überdies als Sprössling einer böhmischen Exulantenfamilie, welche in obigem Buche billigerweise ihr Andenken findet, als Wiederentdecker zahlreicher gleichzeitigen Flugschriften, endlich als Theolog von Beruf, konnte er es wohl vor Andern unternehmen, gewissermafsen die Leidensgeschichte Böhmens pragmatisch zu bearbeiten. Wenn der Verf. hierbei den Anschein nicht verschmäht, als wäre er — der sich auf dem Titel českého národu potomek, zu deutsch einen Nachkommen der czechischen Nation, nennt, — auch der slavischen Sprache Böhmens kundig, so ist freilich diese unschuldige Ostentation hier um so weniger am Orte, als die Quellen der böhmischen Gegenreformationsgeschichte, wie Rec. versichern kann, bis auf unbeträchtliche Ausnahmen *deutsch* und *nicht slavisch*, mithin für gegenwärtigen Zweck eigene slawische Sprachstudien, wie solche etwa zur Erforschung der früheren Geschichtszeiträume dieses Landes nöthig sind, füglich entbehrt werden können.

Es war zu erwarten, dafs der Darsteller jener, für die protestantische wie für die katholische Menschheit gleich folgereichen, Zeitepoche auch einen, wo möglich, *neuen* oder sonst eigenthümlichen Standpunct werde einzunehmen wissen. Solches aber ist keineswegs der Fall; vielmehr erhebt sich Hr. P. nicht über das Gewöhnliche. Wir vermissen daher mit Unbehagen eine höhere Idee, von welcher das Ganze getragen, und uns dargethan würde, dafs die Geschichtswissenschaft — diese erst unlängst aus dem Staube der Membranen und dem Wuste der Polemik entblühte *echt deutsche* Wissenschaft — nicht ohne Einflufs auf diese Arbeit geblieben sei. Eine Idee aber ist es doch, deren Consequenzen wir vom ersten bis zu dem letzten (siebzigsten) Bogen des mühseligen Buches wahrgenommen haben. Es ist die, überall und nur zu häufig mit ascetischer Wärme und Salbung hervortretende, dem Verf. förmlich fix gewordene *Idee*: nicht sowohl des blutig verfolgten und endlich völlig zertretenen Protestantismus in Böhmen, als vielmehr *eines* bis dahin nicht genug gewürdigten *evangelischen Märtyrerthums in diesem Lande seit den ältesten Zeiten* (!). Dieses Aufsuchen von „Blutzeugen der Wahrheit", von „Männern des Lichtes", die die andere Parthei Ketzer nennt und die in Kerkern, auf Foltern, auf Scheiterhaufen und anderen Richtplätzen haben leiden müssen, betreibt der Verf. mit einer so gewissenhaften Treue, dafs er nicht umhin kann, uns das, gerade darin am meisten suspecte, sogenannte *Persecutionsbüchlein* (Hist. persecutionum ecclesiae bohemicae, Amstelod. 1648, 12) in fast vollständiger Uebersetzung mitzutheilen. Wahr ist, dafs in keinem Lande aufser Böhmen von jeher soviel Sinn für Reformation, soviel Standhaftigkeit bei oft unnatürlichen Religionsbedrückungen bewiesen wurde; wahr aber auch, dafs in den Tagen, wo nun einmal (nach *Ranke's* trefflicher Bemerkung) der Geist einer exclusiven, in Formeln festgesetzten, den Gegner verdammenden Rechtgläubigkeit vorherrschte, die Zahl der sogenannten Märtyrer auf Seiten *beider* Religionspartheien fast gleich grofs war, und nur dort die Wagschaale stieg, wo der Grundsatz der Fürsten wie der Völker: seine Kirche

Digitized by Google

auf Kosten der andern zu schützen und zu mehren, mit weniger Schärfe und Härte geltend gemacht worden ist. Im absoluten Gegensatz zu unserem Verf. hat schon vor 64 Jahren der Kladrauer Benedictinerprior, *Aegyd Sexstätter*, in seinen „Beiträgen zur böhmischen und mährischen Brüderhistorie oder ob die Herrnhuter sich billig böhmischer Märtyrer rühmen können?" (Prag 1781, 322 S. 8.) zu erweisen gesucht: alle im Persecutionsbüchlein gefeierten Hussiten und Protestanten hätten theils als Mordbrenner (wie die berüchtigten Brüder vom Tabor), theils als Empörer (wie die Hingerichteten von 1621), theils als gemeine Opfer des Krieges (wie die unter der Tyrannei der kaiserlichen Soldateska Erlegenen) je nach dem Willen des Schicksals geblutet, und es sei die Märtyrerkrone blofs den durch die Gegenparthei gefallenen Priestern und Laien zuzuerkennen, deren Loos von *Sexstätter* (S. 51 – 81) zum Theil nach den übertriebenen Berichten Balbins geschildert wird. Ueber diese, von einem Mönche in der Josephinischen Zeit publicirten „Beiträge," die Hrn. P., so wie vieles Andere, entgangen sind, hat *Dobrowsky* in s. Magazin für Böhmen und Mähren 1786 eine geistreiche Recension geschrieben, worin unter andern ausdrücklich gesagt wird (I. 78): dafs das Persecutionsbüchlein „*viele grobe Unwahrheiten*" enthalte. Hr. P. ist indefs der gegentheiligen Ueberzeugung; er trägt den Heiligenschein auf die Genossen seiner Confession über. „Gesichert — sagt der Verf. S. XII. d. Vorr. mit inniger Selbstzufriedenheit — hat er das Andenken so vieler Kämpfer und Dulder, so standhafter Märtyrer für biblische Wahrheit und so vieler Unglücklichen aus dem Zeitalter von 1625." Dieser Forderung der Pietät dürfte aber Hr. P. viel zu sehr zum Nachtheil seiner Hauptaufgabe entsprochen haben, er kommt aus dem Tone des Contra-Martyrologisten gar nicht heraus, und so ist denn auch sein Werk naturnothwendig dem Index libr. prohib. einverleibt worden.

Hat sich nun Hr. P. einerseits auf so überschwengliche Weise einer Herzenspflicht entledigt, so that er sich auch anderseits kein geringes Genüge, insofern nämlich seine Darstellung vorweg und ausschliefsend vom *Standpuncte des Protestanten* gegeben ist. Das verkündet S. VIII d. Vorrede selbst. Was Namens der echten Geschichtschreibung gegen solche Einseitigkeit einzuwenden wäre, lassen wir dahingestellt; würden wir bei Peschecks Buche nur auch durch so glänzende anderweitige Vorzüge entschädigt, wie dies z. B. bei *Gfrörers*, eingeständlich vom ghibellinischen Standpuncte bearbeiteten, Leben Gustav Adolfs, oder bei *Ranke's*, mit allzustrenger, oft in vornehme Kälte ausartender Objectivität gehaltenen, Hauptwerken der Fall ist! Doppelt wohlgethan war es defshalb von unserem Verf., dafs er sein Buch keineswegs dem Mafsstabe der Historik unterworfen, sondern dasselbe (freilich im Widerspruche mit dem Titel) nur als „Materialien" zu einer Gegenreformationsgeschichte, als einen „Versuch" angesehen wissen will, eine Lücke in der deutschen Kirchengeschichte — als wenn die politische davon trennbar wäre! — auszufüllen und „auf diesem Gebiete überhaupt die Bahn zu brechen." Er sagt (Vorr. XII): was ihm an *historischer Kunst* abgeht, mag durch die Fülle der aus seltenen Quellen mitgetheilten Nachrichten ersetzt werden — und in Bezug auf seinen subjectiven Standpunct (S. IX): „es ist, was berichtet wird, nicht sowohl defshalb erzählt, um die Unbarmherzigkeit der Gegner, als um die schweren Leiden unserer unglücklichen Glaubensbrüder zu schildern." Wenn daher der Verf. *alle* Männer jener Zeit mitreden läfst, heftige oder unfeine Ausdrücke in den Zeugnissen weder der einen noch der andern Parthei mildert oder tilgt und sich hütet, auf dafs den katholischen Einrichtungen nicht zu nahe getreten und nirgends „geeifert wird mit Unverstand": so ist das an sich zwar kein Verdienst, am wenigsten bei einem Manne, der, wie Hr. P., anstatt des Prädicats eines Geschichtschreibers blofs das eines „*Nachrichtsvermittlers*" (Vorr. VI) für sich in Anspruch nimmt. Wohl aber beweis't es, dafs er bei allen confessionellen Partheizwecken doch auch eine höhere Unpartheilichkeit zu ehren weifs. Uebrigens will der Verf. (Vorr. X) nicht sowohl im Interesse der Theologie als der Geschichte geschrieben haben; wobei er uns wiederholt einschärft, dafs er in den Bibliotheken von Zittau, Görlitz, Dresden, Herrnhut und anderen Exulantenörtern eine bedeutende Ausbeute z. B. an Schriften gemacht, die *aufser* Böhmen von Ausgewanderten erschienen und in Böhmen gar nicht zu haben sind; dafs er Viel zusammengestellt und gerettet und mit einem Worte auf diesem Gebiete „mehr geleistet habe als irgend Jemand vor ihm." Darum werde hoffentlich dieses Werk nicht als eine über-

Digitized by Google

flüssige Arbeit anzusehen, und wahrscheinlich das Allermeiste dem gröfsten Theile der Protestanten (Vorr. XI), das Meiste dem jetzigen lesenden Publicum überhaupt (S. VII), Manches selbst böhmischen Historikern (S. X) neu sein, da „im gegenwärtigen Jahrhundert diese Gegenstände noch nicht (?) zur Sprache gebracht" worden wären. Man sieht hieraus und noch mehr aus den 1113 gelehrten Noten beider Bände, wie übermäfsig hoch der Verf. das von ihm angesammelte Material anschlägt, so dafs er in dieser Selbsttäuschung eine Menge der verbreitetsten Bücher, z. B. das Persecutionsbüchlein (Vorr. XV), den Phosphorus septicornis Pessinae (II, 329) für grofse Bibliotheksseltenheiten ansieht, und über den Fund der höchst dürren Parentatio des Pulegius (I, 462) beinahe in Emphasen ausbricht: dafs er ferner jedes Aktenstück aus jener Zeit für neu und wichtig, jedes Pamphlet — ungeachtet deren (was Hr. P. nicht zu wissen scheint) von *C. G. Weber* in seiner Literatur der deutschen Staatengeschichte Nr. 304—517, 636—740 centurienweise aufgeführt werden — für unbekannt oder unbenutzt hält und sich sogar zum Wiederabdruck vieler derselben verleiten läfst. Dieser Sammlerfreude des Verf.'s und vielleicht auch dem hohen Alter desselben ist die hastige Herausgabe des ganz und gar unfertigen Buches beizumessen. „Der Gedanke an Unvollständigkeit — lesen wir Vorr. X. XI. — durfte von der Mittheilung nicht abhalten; es sind doch nun wenigstens *diese* Berichte für die Nachkommen zusammengestellt."

Wägt man den ungeheueren Ballast angeblicher „Urkunden," die den ganzen ersten Band füllende *Vorgeschichte bis* 1621, dann die etwa halb so lange *Nachgeschichte von* 1631—1783, gegen die eigentliche *Hauptgeschichte* ab, für welche letztere blofs der Raum von zwanzig Bogen ausgefallen ist, so leuchtet ein, dafs unser Verf. unverhältnifsmäfsig *mehr* gegeben hat, als seine Aufgabe austrug, und anderseits in gleichem Mafse wieder *weniger*, als in dem natürlichen Stoffreichthum des so äufserst dankbaren Gegenstandes lag. Auch geräth Hr. P. da, wo er Rechenschaft über seine literarischen Acquisitionen ablegt, in einen so seltsamen Widerspruch, dafs man nicht weifs, ob er uns mehr dargeboten oder mehr vorenthalten habe. Er scheint alle, von Wien bis Stockholm zerstreuten Akten-Fundorte zu kennen. „Die Schweden (heifst es II, 331) erbeuteten auch Bibliotheken, die seit 1843 in der Stockholmer königlichen vereinigt sind; auch diese literarischen Schätze möchten Ausbeute für unsere Zwecke geben; *Dobrowsky* hat sie untersucht." Ferner (II, 276): „Eine Relation über den ganzen Verlauf der böhmischen Gegenreformation liegt unstreitig im Staatsarchiv zu Wien oder im erzbischöflichen zu Prag oder im Schwarzenbergischen (zu Wittingau). Der Verfasser dieses Werkes erwartet aber nicht den Vorwurf, sich um deren Benutzung nicht bemüht zu haben, da hier jeder Schritt vergeblich gewesen sein würde." Indefs irrt Hr. P. etwas stark, wenn er (Vorr. V) sagt, dafs namentlich das erzbischöfliche Archiv zu Prag die *allerwichtigsten Beiträge* zu einem solchen Geschichtswerke darbieten könnte. Dies mag nicht einmal von dem böhmischen Gubernial- und Statthalterei-Archiv gelten, obgleich darin die Instructionen und Berichte der Gegenreformations-Commissarien und viele anderen officiellen Papiere zu vermuthen sind. „Privathilfe endlich böhmischer Gelehrten ist defshalb in Anspruch gar nicht genommen worden, damit nicht Jemand durch Mittheilungen an einen Fremden in Verdrufs dort gerathen möge. Solche Mittheilung wird in Böhmen zur Zeit nicht geduldet. Daher ist aus Prag kein Buchstab empfangen, auch nicht weiter darum gebeten worden" (Vorr. VI). Wenn anders keine Ironie hinter dem letzteren Bekenntnisse steckt, so hätte der Verf. doch wohl nicht Anstand nehmen sollen, sich z. B. an die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften (deren Mitglied er ist) zu wenden, um sich von dorther, wenn gerade nicht Handschriften mittheilen, so doch die unentbehrlichsten gedruckten Behelfe, die Rec. nicht anführen mag, nachweisen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

University Library

Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und anderen seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von M. Christian Adolph Pescheck.

(Fortsetzung.)

Ist dadurch dem Gehalte des Pescheck'schen Werkes ein grofser Abbruch geschehen, so erwuchs demselben auch ein anderer durch Vernachlässigung der auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindlichen, überdies wohlgeordneten, Sammlung gleichzeitiger Flugschriften pro et contra aus der Epoche vom Tode Maximilians II. bis zu jenem Leopolds I., also aus der Zeit der Reformation und der Bürgerkriege, worüber es gerade in Böhmen und (nach *v. Hormayr*) in den österreichischen Archiven überhaupt so ungeheuere Lücken gibt, dafs eine absichtliche Zerstörung, und zwar von Seiten beider Partheien, vorgegangen zu sein scheint. Freiherr v. Hormayr hatte auch sonst Gelegenheit sich zu überzeugen, dafs vor dem übrigen Deutschland *Bayern*, welches immer katholisch und gröfstentheils ruhig blieb, den bei weitem gröfsten daher einschlägigen Quellenschatz aufzuweisen habe; so dafs, wenn jetzt oder künftig der katholische Reichstheil um seine mächtigsten Waffen sich umsieht, er dieselben *nur hier* findet, wo sich blofs im Reichsarchiv und in dem Aktenconservatorium des sogenannten alten Hofes 800 Fascikel über den dreifsigjährigen Krieg, so wie 1200 dergleichen in den Archiven von Würzburg und Nürnberg, dann 11 Folianten Originalcorrespondenz von Tilly, 7 Folianten von Wallenstein u. s. w. erhalten haben *). Wäre etwa auch dort jede Bitte vergeblich gewesen? Wer, wie Hr. P., die vielen bequem zugänglichen Hilfsmittel des Landes, dessen Gegenreformation er beschreibt, aus engherzigen Rücksichten ignorirt, in der Ferne nicht suchen kann oder will, sondern am Borne einzelner Localarchive und in Antiquarbuden den Forschergeist gesättigt werden läfst, der erzeugt, ist ihm nicht ein ungeheueres Compositionstalent eigen, kaum mehr als ein loses und todtes Stückwerk. Und so kam es, dafs in Peschecks Werke, bei überdies vorwaltender Unkritik und den crassesten Mängeln der Darstellung, oft ganze Reihen von Druckbogen inhaltsleer, unzusammenhangend und unlesbar sind.

Mit dieser summarischen, von keinerlei Vorurtheil oder Ungunst dictirten Anzeige — wobei die Persönlichkeit des Verf.'s, schon der herausfordernden Vorrede wegen, unmöglich aufser Spiel bleiben konnte — wäre es für gegenwärtige Jahrbücher allenfalls abgethan; Rec. glaubt aber im Interesse künftiger Bearbeiter der Gegenreformationsgeschichte Böhmens einige Hinweisungen nicht unterdrücken zu sollen, zumal ein Anderer sie schwerlich geben kann.

Die ältere Kirchengeschichte Böhmens hat freilich für den fähigen Historiker einen verführerischen Reiz; zum Verständnifs der, im Ganzen doch nur episodischen, Gegenreformation und ihrer Folgen genügt indefs eine kurze, kraftvolle, die wahren Prämissen aufdeckende, von Alltagsansichten freie Einleitung vollkommen. Hr. Peschek aber schreibt I, 2: „Gleichwie unsere Darstellung über diese Zeit (d. i. das erste Drittheil des siebzehnten Jahrhunderts) *hinaus*gehen mufs, so ist es eben so nothwendig, auch weiter, ja Jahrhunderte weit, *zurück*zugehen, weil sonst die Ereignisse von 1609 und in den folgenden Jahren nicht verstanden werden könnten, da Alles, was sich zugetragen, auf vorhergegangenen Begebenheiten beruht." Dieser, weder bündigen noch geistreichen, Argumenta-

*) Zufolge der Augsb. Allg. Zeitung 1843, Beil. Nr. 299. besitzt das königl. bayerische Reichsarchiv in München, ohne die pfälzischen und neuburgischen Akten, allein an bayerischen Berichten über den dreifsigjährigen Krieg 800 undurchsuchte Folianten.

Digitized by Google

tion des Verf.'s haben wir also eine weitausholende *Vorgeschichte* von 845—1621 zu verdanken, welche leider so unkritisch und fragmentarisch gerathen ist, dafs man bei genauer Lesung derselben schwindlig und unwillig und über die zahllosen unkenntlichen Namen und falschen Citate blind werden könnte. Auf vier Seiten resumirt der Verf. vorerst die Vorgänge seit 845, wie Böhmen christlich und „allmählig päpstlicher" (!) wurde und nach Karls IV. Tode die ersten reformatorischen Bewegungen ausbrachen. Rec. thut es beinahe weh, hier ausrufen zu müssen: soviel Zeilen soviel Fehler! Nur einige Grundirrthümer, welche sich leicht weiter verpflanzen könnten, sollen hier enthüllt werden. Die böhmischen Brüder stellen im Persecutionsbüchlein St. Wenzel, insofern er, wie sie, aus dem Kelche getrunken, an die Spitze ihrer Märtyrer; auch Hr. P. thut es I, 4 im Vorbeigehen, ohne den rein politischen Hintergrund von Wenzels Fall anzudeuten. Gläubig wiederholt er ferner die Faseleien eines Palacky u. A. von dem Einflusse der *byzantinischen* Kirche auf die Christianisirung Böhmens. Wie lange soll gegen dies absichtliche Gewebe von Täuschung noch gestritten werden? Vor mehr als fünfzig Jahren schon hat *Dobrowsky* die baare Unmöglichkeit eines solchen Einflusses dargethan und am Ende seines Lebens noch bezweifelt, dafs über die Donau, nach Grofsmähren, die griechische Kirche und ihr Substrat — die slawische Liturgie — je gedrungen sei (vgl. Wiener Jahrbb. d. Lit. XLV, 137). *Kopitar* ferner sprach für alle Zeiten den Satz aus: der Ursprung der slawischen Liturgie gehöre der *lateinischen* Kirche, davon Pannonien eine Diöcese war; in den Prolegomena seines Codex Remensis (Paris 1843) heifst es ausdrücklich: Concludamus ergo — in hodierna Moravia, Bohemia et Polonia (sc. liturgiam graeco-slavicam) viguisse nunquam. Der slawische Gottesdienst, welchen der Einsiedler Prokop von den Ruthenen (um 1030) nach dem böhmischen Kloster Sazawa verpflanzt hatte, erlosch, seiner Natur nach unfähig, Sympathieen für Neu-Rom im Lande zu erwecken, nach kaum siebzig Jahren für immer. Hr. P. vergifst nicht, von der Wiederentdeckung des — durch Ritter *Hanka* dem heiligen Prokop vindicirten — Evangeliarium Sazawo-Emautinum *) zu sprechen, wodurch angeblich die „*neu* versuchte Verbindung mit der griechischen Kirche" beurkundet werden soll (I, 502). Allerdings hielten im Jahre 1450 die böhmischen Compactatisten, wie dazu später auch Luther rieth, bei dem Patriarchen von Constantinopel um Bischöfe an; aber diese Annäherung war weder eine „neu versuchte," noch auch eine auf die Zukunft berechnete „Verbindung" mit der Kirche der Griechen, deren Kaiserreich bereits unterzugehen drohte. Bei Gelegenheit dieses Hinblicks auf die Urzustände bietet uns der Verf. unverhofft „*das erste Gegenreformationsaktenstück*," einen Brief Gregors VII., mittels dessen den Sazawer Mönchen die slawische Liturgie untersagt wird. Hier aber kann man einen kleinen Horror nicht verwinden. Den Text eines berühmten päpstlichen Breve's schöpft ein deutscher Theolog aus dem Persecutionsbüchlein und fragt I, 5: ob dasselbe vielleicht deutlicher in einem römischen Bullarium sei? — anstatt die Epp. Greg. VII. 7. 11 oder Assemani Kalendaria eccles. slav. IV, 221 aufzuschlagen, wo der betreffende Brief unter freilich anderem Datum (4. non. Jan. 1080, indict. IV.) abgedruckt erscheint. Gleich darauf I, 7 wird Karls des Vierten strenges Ketzeredict vom 18. Sept. 1376 besprochen und nicht geahnt, dafs schon 1782 *Pelzel* diese Urkunde als ein Concept des Chronikanten Hajek erkannt und verworfen hat. Der *Kelch* — das verhängnifsschwere Nationalsymbol der alten Böhmen — wird von dem Verf. bereits mit in die Anfänge des Prager Bisthums (973) eingeflochten, wo die Communion sub utraque, kirchengesetzlich erst durch das Kostnitzer Concil abgeschafft, noch die alleinherrschende war. Die nächsten Spalten versetzen uns schon in das fünfzehnte Säculum. „Wer sich wundert, sagt Hr. P. I, 18, wie über die Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt so gestritten werden und immer das Wort una oder utraque in Aller Munde sein konnte zweihundert Jahre lang, bedenke nur, dafs der Streit nicht allein den Genufs des Kelches betraf; die Sache war eine *Principienfrage:* ob es nämlich der katholischen Parthei freistehen dürfe, ausdrückliche Vorschriften Christi zu ändern, und den nichtkatholischen, sich zu unterstehen, Kostnitzer Beschlüssen entgegen zu sein."

*) Vgl. hierüber diese Jahrbücher 1835, Nr. 26. S. 219; damals galt der Rheimser Codex für verloren, aber schon 1836 prophezeihte *Kopitar* in seinem Glagolita Clozianus dessen Wiederfund.

Digitized by Google

So gelungene Stellen, wie diese, entdeckt man leider! wenige im Buche. Die Vorgänger des Johannes Hufs — den selbst der pragmatische *Aschbach* lange nicht mit der gehörigen Tiefe und Wärme aufgefafst — werden I, 6—9 geschildert, wobei Jacobellus von Mies als der eigentliche Urheber des Ritus der Utraquisten hätte hervorgehoben werden sollen; Rokyczana gilt hier I, 30 ganz willkürlich für den Stifter des böhmischen Kirchengesangs. Ueber die vier Prager Artikel, deren officielle Kundmachung auf den 3. Julius 1420 fällt, hat unser Verf. ziemlich unklare Begriffe. Was die sogenannten Baseler Compactate betrifft, so kann der Kirchenhistoriker dieselben jetzt vom ersten Entwurfe an (30. Novemb. 1433) bis zu ihrem vollkommenen Abschlusse zu Iglau (5. Jul. 1436) stufenweise verfolgen, da die Originale böhmisch und latein in dem neuen ständischen Archiv česky (Prag 1844, III. 398—444) nebst den dazu gehörigen Diätalakten gedruckt vorliegen, auch vom Bibliothekar *Hanka* eine sehr frei geschriebene Deduction hierüber vom J. 1513 aufgefunden ward. Was Luther, zu dessen Zeit die Compactate noch in Wirksamkeit standen, von Hufs und der böhmischen Kirche geurtheilt, hat der Verf. I, 44. 503 zusammengestellt. Wie wenig Hr. P. aber den mannigfach verschlungenen Knäuel des damaligen Secticismus zu entwirren verstanden, zeigen folgende Stellen. Z. B. „Es gab auch Anhänger der Compactate, die Hussiten nicht waren." Wen soll man sich darunter denken? „Die Brüder konnten sich von Hufs nicht benennen, weil der Name Hussiten schon von den stürmischen Calixtinern weggenommen war" I, 34 — eine neue Verwirrung; denn *Hussiten* war niemals ein Sectenname, und vollends kein einheimischer, da er eigentlich auf den streifenden böhmischen Kriegsschaaren jener Zeit haftete, heutzutage aber freilich von den Kirchenhistorikern für die Wissenschaft recipirt worden ist.

Die Skizze des zweiten Zeitraums von 1517—1609 ist erträglicher. Hier war von *Bucholtz* und Andern — wir nennen auch das Kernbüchlein *Ruzicka's* über die Geschichte der Protestantengemeinde 1841 — vorgearbeitet. In dieser Zeit sehen wir Luthern mit den Bischöfen der Brüderunität verkehren, Thomas Münzern in den Prager Kirchen predigen, aber auch die Jesuiten, über deren Ortus der Verf. I, 70 viel zu leicht hinweggleitet, den künstlichen Unterbau ihres Systemes zimmern. Unter Ferdinand I. konnte der Kampf des neuen Ordens gegen die Reformation nur ein versteckter sein; die Mandate von Seiten der Regierung waren blofs gegen die Picarditen gerichtet, und defshalb ist z. B. die Brüdersecte, sofern sie als nicht utraquistisch-strenggläubig den Uebergang zu dem deutschen Protestantismus vermittelte, damals von den herbsten Schlägen betroffen worden. Sonst erhellt eine beinahe blöde Arglosigkeit der Utraquisten gegen den Jesuitenorden aus der Randbemerkung, die ein Decan bei der Prager Universität zum Jahre 1555 eingeschrieben hat: fratres, ut se appellant de societate Jesu, Pragam venere et impetrato coenobio scholam pro pueris instituendis erexerunt (Acta Decan. Prag. II, 361). Als Ferdinand I. fast schon im Sterben lag, verkündete eine Scheda des neuen Prager Erzbischofs den Indult des Laienkelches (1564) und hierauf ein Patent K. Maximilians (1567) das Ende der Compactate. Dies gab sofort (1575) jenem beispiellos merkwürdigen Aktenstücke das Dasein, welches unter dem Namen „*böhmische Confession*" bekannt, keineswegs aber mit den vielen gleichnamigen Rechtfertigungen der Brüder zu verwechseln ist. Diese Confessio evangelica — nicht, wie unser Verf. will, 1610, sondern erst 1619 zu Prag gedruckt — spricht bereits die Idee eines Defensionswerkes aus. Rudolph II., im Grunde auch eine jesuitische Natur, gerieth dadurch auf den Einfall, die Böhmen zum alten Utraquismus zurückzuführen, und er verfolgte dies Ziel hier im slawischen Westen eben so beharrlich wie die Jesuiten gleichzeitig ein weit grofsartigeres im slawischen Norden, nämlich die Kirchen-Union von Rufsland und Polen.

Den letzten Abschnitt seiner Vorgeschichte (1609—1621) eröffnet Hr. P. mit dem *Majestätsbriefe*. Die Kette von Ereignissen, aus denen er entsprang, wird schlecht und recht abgewickelt. Die Urkunde selbst gibt der Verf. I, 159—168 nach der bekannten Ausgabe von *Johann Borott* (Görlitz 1803). Allein hier ist ein Mifsverständnifs aufzuklären. Borott behauptete, seinen Text aus einem in der Zittauer Rathsbibliothek befindlichen Duplicate des Majestätsbriefs entnommen oder vielmehr übersetzt zu haben. Da das (muthmafslich von Ferdinand II. vernichtete) Original böhmisch war, so wurde auf kaiserlichen Befehl schon am 15. Junius 1609 eine amtliche deutsche Ueber-

Digitized by Google

setzung — gedruckt in der Altstadt Prag bei Jonasen Bohutsky von Hranicz MDCIX, 4. — publicirt; und diese ist es, welche Borott seiner Ausgabe zu Grunde gelegt hat. Ohne von diesem Sachverhalte zu wissen, kündigt Hr. P. I, 168 triumphirend an: „dieser gegenwärtige Abdruck *aus ächtester Quelle* wird also wohl den Vorzug verdienen vor den vielen andern." Ein glücklicher Zufall, dafs sein Gewährsmann richtig abschrieb und druckte! Von der Erscheinung des Majestätsbriefes bis zur Weifsenberger Schlacht war die böhmische Presse thätig, wie nie zuvor. Die sogenannten Sendschreiben, Vereinigungen und Vergleichungen, wahrhaften Berichte, Defensionsartikel, Apologieen, Deductionen und Volkslieder für und wider — alle aus dem Jahrzehend 1609—1620 — gestalten sich unserem Vf. von selbst zum vermeintlichen Geschichtsganzen, wobei der Faden der Erzählung fortwährend zerrissen oder höchstens durch einige Zwischenworte locker angeknüpft wird. Im Sande dieser Scharteken zu waten ist um so unerträglicher, als der Quell lebendiger Historie gerade hier am frischesten und reichlichsten strömt. Allmälig geleitet uns der Vf. mitten in die Drangsale des böhmischen Krieges, wobei ihm blofs der *kirchliche Streitpunct* als factisch vorschwebt. Allein es schmolzen sehr bald die religiösen Interessen mit den habsburgisch-familiaren und diese, insofern Schweden und Frankreich sich einmischten, mit allgemein-politischen zusammen, die als das wahre, obgleich fremdartige, Agens des auf keinem inneren Bedürfnisse beruhenden, und daher keinerlei Parthei oder Richtung heilsamen, Krieges erscheinen. Legte das chimärische Ansinnen Rudolphs II. in Betreff der Wiederherstellung des alten Utraquismus den Keim zu der böhmischen Religionsbewegung, so erinnerte die gleichzeitige Spaltung im Erzhause, welche den in Grad und Linie gleich unberechtigten steyerischen Ferdinand zum Thron berief, die Stände Böhmens (wie jene Ungarns noch 1687) an ihre Wahlfreiheit. Der dynamische Anstofs zu einem Umwälzungskriege war *vom Hofe* aus gegeben und es darf, was *im Volke* ausbrach, von dorther am wenigsten als „Rebellion" bezeichnet werden. Den äufserlichen Charakter einer Rebellion aber nahm gleich der Anfang der Unruhen an. So die Eingangs erwähnte Defenestration, welche Hr. P. aus den Memoiren des nahe betheiligten Martinicz: „wahrhafte Beschreibung alles dessen, so sich vor und bei der Herabstürzung der Herrn obersten Landesoffiziere aus dem Prager Schlosse im J. 1618 zugetragen" (abgedruckt in v. Rieggers Archiv, Dresden 1793, II. 498—537) hätte erläutern können. Das vorzugsweise Historische in dem Fenstersturze sind dessen eventuelle Folgen, wie solche von den nichtkatholischen Ständen berechnet wurden. Der Defensoren grofser Zweck nämlich war: eine halb aus germanischen, halb aus slawischen Elementen erwachsene, protestantische Macht in Böhmen, also im Herzen des deutschen Reiches, aufzurichten — ob als Republik, war vor der Wahl des Winterkönigs noch nicht bestimmt. Genug, die Krone Böhmen sollte des Habsburgischen Hauses unerläfsliche Einbufse bilden. Um aber dem Protestantismus von hier aus das allmählige Uebergewicht zu sichern, mufste die böhmische Revolution, die nun eine allgemeine europäische Sache war, vollständig gelingen. Allein sie mifslang und mufste dies schon defshalb, weil Ungarn, Oesterreich und die Steyermark sich nicht mit in den Wirbel ziehen liefsen. Böhmen selbst hat den nothgedrungenen Aufstand am schwersten, und zwar mit dem Bruche seiner Volkskraft, gebüfst. Alsobald fürte Ferdinand II. eine Sprache, wie sie aufser Napoleon vielleicht kein Gesetzgeber je geführt hat. Mit der Phrase: „nachdem Wir durch Hilfe und Beistand der göttlichen Allmacht Unser Erbkönigreich Böheim wiederum mit dem Schwerte unter Unsere Gewalt und Gehorsam gebracht" eröffnet er z. B., um Zutrauen zu gewinnen, seine *Verneuerte Landesordnung*; den ersten Titel derselben — früher „von der Wahl des Böhmenkönigs" — formulirte er jetzt: „von der Erbsuccession im Königreich Böheim;" den seit 1420 in Böhmen (aber nicht in Mähren) erloschenen Prälatenstand schuf er zu neuem Dasein und zum ersten Stand des Landes um u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und anderen seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von M. Christian Adolph Pescheck.

(Schlufs.)

Zu den vertragswidrigen Religionsneuerungen von früher gesellte sich eine von den Jesuiten schändlich eludirte Amnestie und im Gefolge derselben die allgemeine Einziehung verwirkter Güter. Ohne des übrigen Elends — darunter das namenloseste erst mit der Gegenreformation eintreten sollte — zu gedenken, bemerkt Rec. beiläufig nur, dafs anstatt des schlechten Confiscationsprotocolls, welches Hr. P. I, 485—499 abdrucken liefs, wohl das genaue amtliche Verzeichnifs aus v. Rieggers Materialien zur böhmischen Statistik (Prag 1788—94) VI, 139. IX, 302. X, 295. XII, 215 ff. hätte beigebracht oder mindestens citirt werden können.

Die „*Hauptgeschichte*" endlich, das eigentliche, Gemälde der Gegenreformation (Bd. II. S. 1—330) erlaubt sich unser Verf. nicht auf *Böhmen* allein zu beschränken, sondern er trägt, namentlich wo ihm böhmische Berichte fehlen, sein Material auch aus Mähren, Schlesien, Oesterreich, Steyermark u. s. w. zusammen. Kaiser Ferdinand II. erscheint ihm, wo es sich um die Sache der Reformation handelt, als ein starres blutiges Ungeheuer, ohne vor der Hand erkennen zu lassen, dafs dieser vielgeschmähte Habsburger ein Werkzeug war in der Hand des Geschickes. Erst am Schlufse seiner Arbeit II, 507, wo Hr. P. eine Statistik der in allen fünf Welttheilen zerstreuten Brüdergemeinden liefert, gelangt er zu der Exclamation: „O welche segensreichen Früchte der Verfolgung in den kaiserlichen Staaten!" Gewifs, ein für Ferdinands Beginnen unerwartetes Zeugnifs, welches wenigstens einen Sonnenstrahl der Versöhnung auf all' die Gräuelthaten wirft, deren zum Theil willenloser Urheber er gewesen ist. Man hört wohl endlich auch hier auf, Alles schwarz zu sehen; widrigens mehr als einen Reichsfürsten der Gegenparthei — da ja auch katholisches Blut genug geflossen — eine gleiche Brandmarkung treffen müfste. Es liegt selbst eine Art Heldenthum in diesem Kaiser. „Wenn sein Werk — so lauteten die echt lutherischen Worte desselben an die lutherischen Stände — nicht aus Gott sei, werde er's auch nicht vollbringen; er wolle einmal seine irdische Hoheit und Leib und Leben daran setzen." Von den übrigen Gliedern des Erzhauses eignete sich Keiner zum Gegenreformator, ja Alle hafsten Ferdinand; nur hoffte man Heil von seinem festen, im Bekehrungswesen wahrhaft altrömischen Charakter. Treu seinem, auch in die böhmische Landesordnung vom 10. Mai 1627 (A. III) übergegangenen, Krönungseide, so wie den in eben diese Landesordnung A. XXIII eingerückten Satzungen über die herrschende Religion, glaubte Ferdinand mehr als kaiserliche Gnade zu üben, wenn er seit der Weifsenberger Schlacht, zuerst temporisirend, dann seit 1625 strenger verfuhr, 1627 mittelst eines Reformationsgerichts einschritt und hierauf noch eine Frist bis 30. März 1628 gewährte, so dafs das Katholischmachen der Böhmen allein acht volle Jahre gedauert hat. Diese acht Jahre aber geben ein historisches Bild, wie es in dieser Art zu keiner Zeit und in keinem Lande sich abstrahiren lassen dürfte. Unser Verf. weifs aus einer Menge von böhmischen Städten Bekehrungsscenen mitzutheilen, wobei Prag natürlich oft im Hintergrunde bleibt. Rec. könnte hier viel anderwärts Gedrucktes nachholen. Zu den Details aus Prachatitz II, 219 gehört z. B. auch die Nachricht von dem fürchterlichen Schicksale des jesuitischen Missionärs Burnatius 1629, gedruckt im Hesperus, Jahrg. 1814. S. 497—503. Hr. P. versichert (Vorr. X): „die jetzigen Bewohner böhmischer Städte wissen weit weniger von

Digitized by Google

den Ereignissen des Zeitalters 1625, als die in diesem Werke benutzten seltenen Quellen bieten." Das hat seine Richtigkeit. Als ein Hauptgebrechen aber erscheint, dafs die so wichtige Reformationsgeschichte des Egerlandes (welches bis 1787 zur Regensburger Diöcese gehört hat) nicht mit abgehandelt wurde, obgleich hierzu eine der gründlichsten Vorarbeiten — nämlich die in *v. Rieggers* Archiv für Böhmen, 1792 I. 272—316 abgedruckte kirchliche Chronik — sich benutzen liefs. Eger wird bei Pescheck II, 210 nur im Vorbeigehen genannt. Wie Ferdinand in den königlichen Städten, so trieben es die katholischen Obrigkeiten in den unterthänigen. *Wallenstein*, obwohl er selbst fünf Klöster und darunter zwei jesuitische gestiftet hatte, duldete zwar mehrere Jahre lang keine gewaltsamen Bekehrungen auf seinen Gütern, indem er, aufrichtig eifernd für die katholische Kirche, die er von der päpstlichen nicht schied, alle seine Unterthanen von selbst zu gleicher Ueberzeugung zu bringen hoffte. Allein die zunehmenden Reibungen der Partheien stimmten ihn um. Gern pflegte er später seinen supplicirenden Stadtgemeinden zuzurufen: „Ich gewähre nichts, auf dem weifsen Berge liegen Euere Freiheiten begraben; so Einer nicht katholisch ist, risquirt er den Kopf!" Das Beste vielleicht über die damaligen Bestrebungen der Jesuiten, ja das treffendste Motto zur ganzen Gegenreformationsgeschichte, hat ein späterer Jesuit — *Balbin*, zugleich ein Zögling des von Wallenstein gegründeten Gitschiner Collegiums — 1680 niedergeschrieben. Utinam (heifst es in seinem MS. über des Friedländers Privatleben) utinam hanc fundatoris nostri prudentiam reliqui per Bohemiam catholici Proceres et regii, ut vocabantur, Commissarii sequi voluissent! Sed cum omnia simul Haereticos facere jubent (eodem momento credere, confiteri, absque ulla praedicatione sacra nostra suscipere, vel de bonis omnibus periclitari, capitis ipsius dimicationem subire) nihil impetrarunt; sed dissiparunt populum, et quantum erat in Bohemia hominum fortunatorum et divitum, in exteras provincias singulari reipublicae damno emiserunt, ut, quod Judaeis olim in captivitatem Babylonicam abductis contigit, soli *Pauperes* terrae in patria remanerent.

Wenn die Darstellung der „Hauptgeschichte" gerechtem Tadel, namentlich in ihrer Gesammtheit, nicht entgehen kann, so trifft derselbe — mit alleinigem Ausschlufs des Abschnitts über die Exulanten — auch die Geschichte von 1631 ab, wo das vorübergegangene Erdbeben gleichsam noch in einzelnen erschütternden Stöfsen seine Nachwirkung äufsert. Es kam hier darauf an, den Umrifs einer *Geschichte der Intoleranz* zu entwerfen, die sich im Königreiche Böhmen keineswegs, wie Hr. P. will, mit dem Jahr 1732, sondern erst mit 1780 abschliefst, wo die Regierung selbst aussprach, es sei nicht mehr nothwendig, dafs das *Religionspatent* alle Jahre wieder verkündigt werde. Unter diesem Religionspatente — von welchem Hr. P. keine Kunde giebt, so dafs seine Darstellung II, 330 bis 405 der eigentlichen Basis ermangelt — wird vorzugsweise Ferdinands III. Edikt vom 26. November 1650 verstanden, welches (jedoch ohne die Nachträge vom 14. März, 15. April und 4. Mai 1651) in *Weingartens* Codex Ferdinandeo-Leopoldo-Carolinus, n. 147 abgedruckt ist. Ebendort finden sich n. 555 und 592 die sogenannten Ketzerrescripte Leopolds I. vom 17. Dec. 1697 und 23. Aug. 1740 — so wie in *Jaksch* Lexikon der böhmischen Kirchengesetze V. 49–52 die nicht minder strengen Mandate Karls VI. vom 10. Dec. 1717, 29. Aug. 1721 und besonders 28. Dec. 1725. Diese Gesetze sind ebensoviele Denkmale einer steigenden Unduldsamkeit und hieran schliefsen sich die, immer noch einigermafsen fanatischen, Decretationen aus der Zeit der Alleinherrschaft Maria Theresia's, namentlich jene vom 11. Sept. 1749 ff. (*Jaksch* V. 53–65), deren etliche bis 1780 nicht weniger als vierundzwanzigmal republicirt worden sind. Joseph dem Zweiten blieb es vorbehalten, zumal der Jesuitenorden lange zu Grabe gegangen und Böhmen durch mehrseitigen Sektenunfug gefährdet war, am 13. October 1781, also kaum sieben Monate nach seinem Regierungsantritte, das, unter dem Namen des *Toleranzpatentes* bekannte, Edikt herauszugeben, vermittelst dessen „das ganze Religionspatent aufgehoben", d. h. das Gebäude zweihundertjähriger Glaubenstyrannei destruirt werden sollte. Dasselbe Patent erging zugleich für Galizien 10. Nov. 1781 und für die Lombardei 30. Mai 1782, während hingegen der Ascher Bezirk, der österreichische Antheil Schlesiens und sämmtliche ungarische Provinzen schon vorher im Besitze freier Religionsübung gewesen und geblieben sind. Hr. P., der die Facta überall selbst reden und Reflexionen nur in manchen Noten einfliefsen läfst, hat sich in

Digitized by Google

diesem Kapitel aller Anwendung auf Zeitfragen, so nahe dieselben oft liegen mochten, zu enthalten gewufst; Rec. kann dieser kleinen Versuchung nicht widerstehen. So z. B. ist nicht allgemein bekannt, dafs der böhmische Prälatenstand bei der Krönung Leopolds II. auf Abschaffung der bereits einen zehnjährigen Segen verbreitenden Toleranzgeneralien drang. Der Kaiser aber dekretirte unterm 21. Oct. 1791 Folgendes: „Se. Maj. wollen, dafs, so wie es in allen übrigen deutschen Ländern geschehen ist, auch im Königreiche Böhmen das Toleranzwesen überhaupt in statu quo verbleibe, und versehen sich Allerhöchstdieselben zu den bekannten patriotischen Gesinnungen der Stände, dafs sie zur Fortsetzung der Ruhe und Eintracht zwischen verschiedenen Glaubensverwandten und zur Hintanhaltung jener Spaltungen sorgsam mitwirken werden, die dem Königreiche in ältern Zeiten manche Unglücksfälle zugezogen haben." Um aber dennoch etwas zu concediren, erklärte Leopold gleich darauf (25. Nv. e. a.) den Protestanten: „Da vermöge Landesverfassung die katholische Religion allein die dominante ist, und nur *durch Duldung* dermalen den Akatholiken hierlandes gestattet wird, ihren Gottesdienst auszuüben, jede Duldung aber blofs von dem Gutbefunde des Gesetzgebers abhanget, in wie lange er solche belassen will; so sei es auch unthunlich, dafs dieses Toleranzgesetz als ein immerwährendes *constitutionsmäfsiges Gesetz* angenommen werden könne." Diese beiden Entscheidungen sollen hier defshalb eine Stelle haben, weil daraus die Möglichkeit einer veränderten Zukunft für Oesterreichs Protestanten (der nichtunirten Griechen zu geschweigen) klar hervorleuchtet; nur das wiefern? und wann? hängt noch von den antijosephinischen Maximen der Nachfolger des grofsen Joseph ab.

Die *Exulantenhistorie* II, 431—570 hat der Verf. mit ungemeiner Vorliebe und einer beinahe musivischen Künstlichkeit zusammengetragen, so dafs er die verschiedenen Phasen derselben zuerst durch die Oberlausitz und Sachsen, dann durch das übrige Europa verfolgt. Vor drei Jahren hat Graf *Mailath* (Gesch. Oest. III., 15) auf die dem dreifsigjährigen Kriege eigenthümliche Exulantenliteratur aufmerksam gemacht und den Wunsch ausgesprochen, es möge ein böhmischer Gelehrter dieses verlassenen Zweiges sich annehmen — während Hr. Pescheck schon über seinem Buche safs. Es ist ergreifend, jene unglücklichen Böhmen (wie ihre Mitslawen, die heutigen Polen) die Welt durchwandern zu sehen, um vor jeder Thüre ihren Schmerz um das verlorene Vaterland auszuschütten. Edler zugleich als die Polen von heute, haben die alten Böhmen nicht um Rache gegen ihre Besieger, sondern nur um das tägliche Brod und christliche Theilnahme gefleht. Dieser letzte Abschnitt des Pescheck'schen Buches wirkt überhaupt wohlthuend auf den Leser; er ist Originalarbeit, denn die Archive und Kirchenbücher Zittau's, dieser Exulantenstadt par excellence, haben sich hier beispiellos ergiebig gezeigt. Angehängt sind einige bibliographische Notizen über die Gegenreformation in Schlesien (worüber jetzt freilich *Wuttke's* Meisterarbeit vorliegt), ferner über jene in Oesterreich, Steyermark, Ungarn und Polen. Rec. schliefst mit dem Wunsche, dafs dieser, im *populären* Geschmack gehaltenen Compilation Pescheck's recht bald eine *wissenschaftliche* Darstellung desselben Gegenstandes nachfolgen möge; einigen Werth wird die erstere immer behalten.

D. G—g in P—g.

XX.

Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico-literaria por D. V. A. Huber etc. Marburg, Bayrhoffer, 1844. *CXLVIII. u.* 355 *S. gr.* 8.

Der spanische Nationalheld, dessen Leben die vorstehende Chronik erzählt, ist, seit Herder seine Romanzen herausgab, auch in Deutschland so heimisch geworden, dafs alles, was ihn betrifft, sei es poetischer oder historischer Art, auf einen gewissen Grad von Theilnahme rechnen darf. In der That haben die Volkslieder anderer Nationen, die man vielfach zu übertragen versucht hat, wenn sie auch jenen Romanzen an innerm Gehalt, an Tiefe oder Zartheit des Gefühles, an Frische und Naturkraft weit überlegen waren, keine so günstige Aufnahme unter uns gefunden als jene spanischen Poesieen. Allein freilich waren diese Dichtungen, deren Werth und Alter so sehr verschieden ist, zu einer kleiner Epopoe verbunden, in gefälliger, wenn auch etwas nachlässiger Form, von

Digitized by Google

lyrischem aber keineswegs weichlichem Character, und, was die Hauptsache ist, zu einer Epopoe, welcher man volle historische Wahrheit unterzulegen geneigt war. Später wünschte man diesen Schatz auch in seiner Ursprünglichkeit kennen zu lernen; es erschienen wortgetreue Uebersetzungen, die aber, wie es scheint, wenig zusagten: Herders Geist hatte der fremden Dichtung einen so zauberischen Ton mitzutheilen und auch die schwächsten Stücke emporzuheben gewufst, dafs sich das Publikum von neuem zu ihm zurückwandte; sein Cid war ein Nationalwerk geworden. Auch von den Originalien wurden in Deutschland mehrere Ausgaben veranstaltet, nachdem sogar das alte Poema del Cid in einem correcten Abdruck erschienen war. Nichts fehlte uns mehr als die lateinische und spanische Chronik. Letztere, die überaus selten geworden, den Freunden der spanischen Literatur zugänglich zu machen, übernahm Hr. Prof. Huber, den sein vieljähriger Umgang mit der Sache, gründliche Kenntnifs der spanischen Sprache und Literatur, der Besitz vieler Hülfsmittel, selbst die eigene Anschauung des Landes vor Allen dazu befähigten. Das schön ausgestattete Werk bringt uns aber aufser dem Texte der Chronica auch eine Einleitung von nicht geringem Umfang über die Traditionen und Gedichte vom Cid, so wie über die Chronik selbst. Auf eine Würdigung der Verdienste des Hrn. H. um den Wiederabdruck kann Ref. nicht eingehn; er bemerkt nur, dafs sich dieser Abdruck auf keine Handschrift (zu Paris befindet sich eine solche), sondern auf die dritte und letzte Ausgabe (Burgos 1593) gründet, deren zahlreiche Fehler zum Theil mit Hülfe von Werken gleichen oder verwandten Inhalts berichtigt werden mufsten. Wir haben es hier allein mit der Einleitung zu thun. Sie ist in spanischer Sprache geschrieben und kann unsern „Brüdern" über den Pyrenäen einen Begriff von deutscher Gelehrsamkeit und Regsamkeit beibringen. Diese Einleitung bietet so viele Ansichten und Resultate, sie behandelt so viele streitige und räthselhafte Puncte, dafs die Geschichte der spanischen Poesie in ihren Anfängen dadurch fast eine neue Gestalt gewinnt. Eine sorgfältige der Bedeutung des Gegenstandes angemessene Prüfung könnte nur ein mit allen Hülfsmitteln ausgerüsteter Kritiker unternehmen; Ref. beschränkt sich daher auf eine gedrängte Darlegung des Inhaltes, die er hin und wieder durch eine Berichtigung oder durch einen Einwurf, sofern er ihn mit Gründen unterstützen kann, unterbrechen wird; unbegründeter Zweifel wird er sich überall enthalten.

Mit Recht sucht der Verf., bevor er sich zur Tradition wendet, die historische Grundlage derselben, die ja ihre Bedeutsamkeit und ihr Interesse bedingt, vorläufig im Allgemeinen festzustellen, indem er eine genauere Ausführung dieses Gegenstandes auf eine andere Gelegenheit verspart. Er stützt sich als auf das wichtigste Document, welches alle Zweifel an dem historischen Cid zerstreuen mufs, auf die bekannte von Risco herausgegebene und von Johann von Müller benutzte Gesta Roderici, von deren Aechtheit und Glaubwürdigkeit Hr. H. vollkommen überzeugt ist. Schon im Jahre 1829 hatten die spanischen Uebersetzer unsers Bouterwek das zuerst von Masdeu angefochtene Document in Schutz genommen und durch urkundliche Beweise vertheidigt. Ref. mufs, wie sich versteht, dies historische Problem Hrn. H. und den Geschichtsforschern überlassen. Indem der Vf. nun von dem historischen zu dem sagenhaften Cid übergehend, in Erwägung zieht, dafs sich nicht leicht eine geschichtliche Individualität finden wird, die der Einbildungskraft so lockende Seiten darbietet, wie unser Held, so glaubt er sich fast den Beweis ersparen zu können, dafs der Cid bereits bei seinem Leben oder doch frühzeitig nach seinem Tode in ächten Volksliedern gefeiert worden sei. Diese Ueberzeugung wird man theilen müssen; gleichwohl ist uns ein auch sonst schon benutztes und hier an rechter Stelle geltend gemachtes Zeugnifs aus einem lateinischen Gedichte auf die Einnahme von Almeria (1147) willkommen, worin der Cid mit klaren Worten bereits als Gegenstand des Gesanges und gewifs des Volksgesanges bezeichnet wird. Bei diesem Gedichte — ein Gedicht ist es freilich, aber in seinem Zusammenhange eigentlich nur ein Capitel in einer prosaischen Chronik von Alfons VII. — müssen wir einen Augenblick verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Harvard University Library

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico-literaria por D. V. A. Huber etc.

(Fortsetzung.)

Nach Hrn. Huber rührt es von einem Augenzeugen her (que no se puede dudar participase en aquella empresa), allein der Verf. desselben sagt ausdrücklich in der Vorrede: gesta Adefonsi imperatoris sicut ab illis qui viderunt didici et audivi describere ratus sum. Dies thut nun freilich wenig zur Sache: in jedem Falle ist die Chronik nebst dem Gedicht nicht lange nach dem Geschehenen niedergeschrieben worden und jede Verdächtigung desselben mufs als grundlos abgewiesen werden. Ref. bedauert nur, dafs Hr. H. auf einen fehlerhaften Text baut, der keinen genügenden Sinn gibt. Die wichtigsten Verse aus dem ganzen Zeugnifs sind die folgenden; der Chronist preist den berühmten Krieger Alvar Fañez:

Ipse Rodericus mio Cid semper vocatus,
de quo cantatur, quod ab hostibus haud superatus (leg. superatur),
qui domuit Mauros, comites domuit quoque nostros; (,)
nunc (hunc) extollebat (,) se laude minore ferebat.

Buchstäblich folgt hieraus zwar noch nicht, dafs die im dritten Vers berührten Dinge Gegenstände des Gesanges gewesen, ein Chronist konnte sie auch auf anderm Wege erfahren haben; da sie indessen bei Gelegenheit des Gesanges erwähnt werden, so darf man Hrn. Hubers Interpretation getrost annehmen. Die Stelle ist, wie man leicht sieht, für die Geschichte aller epischen Volkspoesie von Interesse: sie bestätigt von neuem die Voraussetzung, dafs sich die Anfänge dieser Poesie unmittelbar an das Leben und die Thaten des Helden knüpfen. Der carolingische Sagenkreis kann kein so altes Zeugnifs aufweisen. Ref. würde auch einen früher vorkommenden Vers auf Alvar Fañez

cognitus et omnibus est avus Alvar, arx probitatis

für das Alter der Sage hervorgehoben haben. Was ihm in obiger Stelle überdies beachtenswerth scheint, ist das gradezu als im Volksgesang vorkommend erwähnte Epithet des Helden „der Unüberwindliche" (quod ab hostibus haud superatur), sodann der kleine vermuthlich auch traditionelle Zug, dafs der Cid seinen Genossen Alvar Fañez erhoben und sich selbst gegen ihn zurückgesetzt habe. Weder das eine noch das andre scheint sich im Poema del Cid noch in den Romanzen zu finden.

Der Verf. beginnt nunmehr eine genaue Untersuchung über Spaniens älteste Volkspoesie, worin Ref. ihm mit Vergnügen folgt. Die Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts enthalten öfters Anspielungen auf jene Poesie, brauchen aber niemals den Ausdruck romances, sondern immer cantares. Letzteres Wort hatte also damals noch nicht, wenigstens nicht ausschliefslich, die spätere Bedeutung, oder jene cantares waren etwas anderes als die eigentlichen Volkslieder d. h. die vom Volke selbst gedichteten und gesungenen Lieder. Da indessen die Chroniken auch sonst von den cantares de los joglares reden, so ist es sehr wahrscheinlich, dafs sie unter cantares die gröfsern etwas kunstmäfsiger gehaltenen Gedichte verstanden, die von Spielleuten (joglares) vorgetragen wurden. Hier kommt es nun hauptsächlich darauf an, den formellen Unterschied beider poetischen Gattungen, der eigentlichen Volkslieder und der dem Volke vorgetragenen epischen Gedichte zu bestimmen. Bei den letztern hat dies keine Schwierigkeit: wir besitzen ein solches in dem von Sanchez bekannt gemachten Poema del Cid, was sich damit beweisen läfst, dafs dieses Poema sich selbst den Titel cantar beilegt, v. 2286:

las coplas deste cantar aquis' van acabando.

Wir ersehen hieraus, dafs die Form jener Epopöen eine aus der altfranzösischen Litteratur bekannte war,

Digitized by Google

Alexandriner nämlich zu einreimigen Tiraden verbunden.

Je wichtiger das Resultat ist, welches der Verf. aus seiner Untersuchung gewinnt, um so sorgfältigere Erwägung verdienen etwaige Zweifel, die man dagegen vorbringen könnte. Ref. gesteht, dafs er in Beziehung auf das Poema nicht ganz frei davon ist, wiewohl der Gedanke, der altspanischen Poesie durch des Verf.'s Argumentation mit einem Schlage etwas von dem epischen Glanze, der die altfranzösische so sehr auszeichnet, zugewandt zu sehen, auch für ihn etwas reizendes hatte. Allerdings kann eine von dem Volke selbst geübte und eine von gelernten Sängern oder Dichtern ihm vorgetragene Poesie auch in der Form zweierlei sein. Allein die Dichter, welche für die Spielleute arbeiteten, durften sie den Zuhörern etwas bieten, das gradezu aller rhythmischen Kunst ermangelte und in so weit unzweifelhaft hinter dem Volksliede zurückstand? Die ganze Kunst und das ganze Streben unsers spanischen Dichters besteht darin, in einer durch die Assonanz abgeschlossenen zwischen 8 bis 24 Sylben schwankenden Zeile, mit einer oft deutlich bezeichneten Pause in der Mitte, einen vollen Gedanken auszusprechen. Ref. ist keineswegs der Meinung, dafs die Verse der ältesten romanischen Heldengedichte sehr glatt gewesen seien: die von Michel herausgegebene Chanson de Roland, der Charlemagne und andre Denkmale, die wir, aus dem Styl erweislich, in alten Abfassungen besitzen, würden dagegen zeugen; allein wenn man auch zugeben wollte, es sei in Spanien bei dieser Verskunst hauptsächlich darauf angekommen, in dem musikalischen Vortrage den Abschnitt einzuhalten und die Stimme auf der Assonanz ruhen zu lassen, die Sylbenzahl sei minder wichtig gewesen, so wird doch in dem Mehr oder Weniger der Sylben eine verständige Gränze stattfinden müssen, wenn das Heldenlied nicht in die kirchliche Prosa übergehen soll. Nimmt man hierzu, dafs der Dichter im Gebrauche der Assonanz keine Regel beobachtet, indem er jene nach Willkür bei Seite setzt oder mitten in einer Periode aus einem Vocal zu einem andern übergeht, so wird man sich schwer überzeugen können, dafs in Castilien im zwölften Jahrhundert eine Epik vorhanden war, wovon sich im Poema del Cid eine Probe erhalten. Hr. H. selbst gibt als ein Unterscheidungszeichen dieser Poesie, dem Volksliede gegenüber, ihre gröfsere Kunstmäfsigkeit an, kann sich aber die Rohheit des Poema nicht verbergen. Dem Ref. scheint das Zusammentreffen des Titels cantar, den es sich beilegt und als den allgemeinsten Ausdruck für Lied kaum vermeiden konnte, mit den in weit spätern Chroniken vorkommenden cantares de los joglares kein hinlängliches Gewicht zu haben, um dem Gedichte im Widerspruch mit innern Gründen den Rang einer nationalen im Munde der Spielleute lebenden Epopöe einzuräumen. Vor allen Dingen wäre noch zu erwägen, ob es nicht als ein einzelner Versuch, die epische Form der Franzosen oder vielmehr der Provenzalen nachzubilden, betrachtet werden könnte; denn dafs diese Form sich in Castilien unabhängig entwickelt haben sollte, ist schwer zu glauben. An einer Kunde jener Poesie konnte es in Castilien nicht fehlen, da sie in Aragon seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bekannt genug sein mufste. Wären aber die einreimigen Tiraden mit Alexandrinern in Spanien national geworden, so würden sich wohl noch andre Spuren derselben erhalten und die epischen Dichter der beiden folgenden Jahrhunderte schwerlich blofs die vierzeilige Strophe gewählt haben. Damit soll jedoch die Bedeutung des mit manchem schönen epischen Zuge ausgestatteten Poema in der Geschichte der spanischen Poesie nicht angefochten werden: denn dafs der Dichter aus dem Volksgesang schöpfte, dessen Dasein im zwölften Jahrhundert Hr. H. beweist, ist nicht zu bezweifeln: es wäre ein Wunder, wenn er sich dessen hätte enthalten können. Die im übrigen richtige Würdigung dieses Gedichtes ist nicht das geringste Verdienst, das sich der Verf. um die spanische Litteratur erworben hat: als Kenner der altfranzösischen und altdeutschen Poesie, vertraut mit der Structur des volksmäfsigen Epos, lehrt er z. B. die lockende von andern Gelehrten aufgestellte Behauptung, das Poema bestehe theilweise aus einer mehr oder weniger sichtbaren Zusammensetzung von Romanzen, als unerwiesen ab.

Hr. H. sucht nun, nachdem er in dem alten Gedichte vom Cid eine Probe der poesia joglaresca gefunden, und die Form derselben daraus abgeleitet hat, auch die des alten epischen Volksliedes zu bestimmen. Es ist nach ihm keine andre als die bekannte der Romanze, aber mit dem wichtigen Unterschiede, dafs die kurzen Verse derselben nicht alternativ sondern con-

Digitized by Google

secutiv assoniren. Bei dieser Gelegenheit bestreitet er Jacob Grimms in der Silva de romances viejos angewandtes und zuletzt in Andreas und Elene überzeugend vertheidigtes Princip, wornach die epische Zeile aus zwei Halbversen besteht und keine Zerstückelung verträgt. Er setzt unter andern die ausdrückliche Vorschrift eines spanischen Metrikers so wie eine Probe älterer Volkspoesie mit überschlagender Assonanz dagegen. Allein ist der Gesichtskreis eines Spaniers aus dem sechzehnten Jahrhundert aufgeklärt genug, dafs ein über allgemeine Fragen der Rhythmik daraus hervorgehendes Urtheil uns überzeugen oder binden müsse? Und kann eine satyrische Strophe in einer ganz andern Versart (mehr Volkswitz als Volkspoesie) etwas für das epische Volkslied beweisen? Dafs die Assonanz hier alternire, ist nicht einmal erweislich, da der Mittelreim fehlt und der Chronist, der übrigens allerdings den Ausdruck coplas braucht, keine anderen Proben gibt: man darf, was Hr. H. in vier Verse abtheilt, mit demselben Rechte in zwei abtheilen:

Esta es Simancas, Don Orpas traydor,
esta es Simancas, que no Peñaflor.

Praktisch kann die äufsere Abtheilung der Verse allerdings streitig sein. Ref. erinnert z. B. an die italiänischen Alexandriner bei Ciullo d'Alcamo, die theils in Langzeilen theils in Kurzzeilen geschrieben werden; allein der Kritik bleibt ihr Recht damit unbenommen. Besäfsen wir Romanzen in *alten* Handschriften, so könnte man vielleicht aus der Interpunction ein äufserlich begründetes Urtheil fällen. Es ist noch nicht bemerkt worden, soll aber hier nicht als Argument, sondern als beiläufige Notiz angeführt werden, dafs schon der älteste provenzalische Lyriker öfters die Versart der Romanze gebraucht, wo denn die Handschriften den metrischen Punct an das Ende der Zeilen setzen:

empero no vueill c'om sapcha | mon afar de maintas res.
c'ambedui me son jurat | e plevit per sagramen.

Was Grimms Ansicht noch eine gewisse Bestätigung gibt, ist dafs der Abschnitt im epischen Verse der Spanier, ganz analog den epischen Versen der Franzosen (den zwölf- und zehnsylbigen) nach Gefallen des Dichters männlich oder weiblich sein darf, eine Freiheit, die sein Wesen nothwendig forderte, wie auch der provenzalische Sänger recht wohl gefühlt hat.

Als innerer Grund für die eben bemerkte Urform des Volksliedes wird angeführt, dafs sowohl die alternirende Assonanz der spätern Romanze wie die Vielsylbigkeit des Alexandriners sich mit der ursprünglichen Einfalt und Rohheit jener Liedergattung nicht vertragen würden; die Redondilienform aber mufs angenommen werden, weil sie der Natur und dem Charakter des spanischen Idiomes und Volkes am angemessensten ist. Der äufsere Beweis läfst sich mit Hülfe einer Romanze führen, die sich aus dem allgemeinen Untergange glücklicherweise erhalten hat. Sie fängt an Tres cortes armara el rey. Diese Romanze zeigt die consecutive Assonanz auf o, denn die Formen condes, cortes u. dgl. kommen auf Rechnung des Schreibers, der die ursprünglichen aus dem Lemosinischen eingeführten Formen conds, corts in das spätere Castilianische übertrug. Andre Wörter wie plazo, caballero sind mit dem Accent auf der letzten Sylbe plazó, caballeró zu sprechen. Diese Art die Verse zu lesen, ergibt sich aus dem Poema, worin man albors, pendons, sods statt albores, pendones, sodes schreiben und Alfonsó, suyó, fablemós, fijás der Assonanz zu Gefallen sprechen mufs. Nur 13 Verse von 70 unterbrechen die Assonanz, eine Anomalie, die sich in einem so alten Liede aus der Nachlässigkeit der Sänger oder Schreiber leicht erklärt. — Ref. mufs seinen Unglauben an dem Vorgetragenen offen bekennen. Es ist unerweislich, wenn auch spanische Gelehrte wie Sarmiento diese Meinung hegen, dafs die lemosinische Form der castilianischen vorausgegangen: die in den ältesten lateinischen Urkunden vorfindlichen spanischen Wörter werfen diese mit aller Sprachentwicklung unverträgliche Hypothese um. Unläugbar aber ist, dafs die castilianische Mundart in einigen alten Denkmalen noch nicht ganz rein abgesondert erscheint, dafs Formen wie pendons statt pendones als Licenzen geduldet wurden. Eben so wenig ist zu läugnen, dafs andre Denkmale, z. B. Maria Egypciana, sich einem gewissen Einflusse der lemosinischen Mundart hingeben. Allein in dem Umfange wie Hr. H. will, ist dies auf keine Weise einzuräumen: nothwendig mufste er sich an der lemosinischen Sprache selbst versündigen. Hier gibt es z. B. keine einsylbige Pluralform conds, sondern eine zweisylbige, provenzalisch comte, catalanisch compte, comptes; bodas, wäre es provenzalisch, liefse sich nicht in bods abkürzen, pobres nicht in pobrs. Ferner kann der Reim in den romanischen Sprachen

Digitized by Google

nur auf grammatisch betonten Silben ruhen: sein Wesen hängt ja mit dem Princip der Accentuation innig zusammen; es ist schon viel, wenn Troubadours zuweilen einsilbige tonlose Pronomina und Adverbia zum männlichen Reim benutzen. Was das Poema betrifft, auf dessen Reime Hr. H. sich beruft, so möchte es wenig beweisen, denn die zahlreichen Verse, die sich dem vorgeschlagenen Mittel nicht fügen, machen dies Mittel selbst verdächtig. Der Grund der so häufig verwahrlosten Assonanz ist in der Rohheit des Gedichtes zu suchen, die, wenn sie im Versbau eingeräumt wird, auch in der Anwendung der Assonanz eingeräumt werden darf.

Zur Bestätigung seiner Behauptung, die spanische Volkspoesie habe mit kurzen Versen angefangen, beruft sich der Verf. auf zwei ganz analoge Erscheinungen in der französischen Literatur, den Gormond und den Aucasin, beide, wie er sagt, in achtsilbigen Versen. Der erstere ist allerdings merkwürdig genug und reicht seinem Inhalte nach sehr hoch hinauf; indessen darf man ihn in der uns zugekommenen Abfassung, auf die es hier allein ankommt, nicht über die ältesten Heldengedichte in zwölf- oder zehnsilbigen Versen hinaufsetzen oder ihn etwa für ein Volkslied erklären, da er im Ausdruck nicht das geringste Alterthümliche zeigt und sich, gleich den verwandten Gedichten, bereits auf die geschriebene Ueberlieferung, namentlich auf das Chronicon Centulense bezieht, das gegen Ende des eilften Jahrhunderts vollendet ward. Dies Gedicht ist die einzige bis jetzt bekannt gewordene Probe einer Epopöe in Tiraden von achtsilbigen Versen, man müfste denn die in Hinsicht ihres Alters besser beglaubigte Legende von der heil. Fides anführen wollen. Es kommen in der alten Literatur Frankreichs solche einzelne, Ref. möchte sagen, provincielle Formen der epischen Poesie war: der Gerhard von Roussillon in seinen verschiedenen alten Recensionen liefert ein anderes nicht minder merkwürdiges Beispiel derselben. Was nun zweitens den Aucasin anlangt, so durfte der darin gebrauchte Vers nicht mit dem des Gormond auf gleiche Linie gestellt werden: er ist um eine Silbe kürzer und hat, wenn man so sagen darf, trochäischen Silbenfall d. h. eine *gleiche* Silbenzahl vor dem Reim. Der Verf. erblickt darin verdaderos romances franceses: soll dies wirkliche Volkslieder bedeuten, so bedauert Rf., nicht beistimmen zu können. Es ist offenbar keine durch Prosa verbundene Zusammenstellung schon vorhandener Lieder, sondern freie Erfindung, worin die Prosa so wesentlich ist wie die Verse, eine cante-fable, wie das letzte der Lieder, indem es Beziehung nimmt auf die Prosa, selbst aussagt, d. h. eine Composition, worin abwechselnd gesungen und recitirt ward. Uebrigens müssen alle Bemühungen den achtsilbigen zum altepischen Verse zu erheben, an der einfachen Thatsache scheitern, dafs der zehnsilbige in seinem epischen Zuschnitt bereits im zehnten Jahrhundert vorhanden ist.

Die Umgestaltung der ursprünglichen Romanzenform geschah nach Hrn. H. unter dem Einflufs der joglares. Diese vermochten ihren Alexandriner, da er dem Volke nicht zusagte, gegen den ältern einfachen Vers nicht zu behaupten und setzten daher zwei Redondilien für einen Alexandriner; die Assonanz der ungleichen Verse mufste wegfallen, weil sich an der entsprechenden Stelle des erstern keine solche fand. Am Schlusse seiner Einleitung theilt der Verf. nachträglich einige ihm unter dem Drucke seines Werkes zugekommene Bruchstücke in der pariser Handschrift der Chronica enthaltener noch unbekannter Gedichte mit, die seiner Hypothese zu Statten kommen sollen. Doch ist er selbst noch ungewifs, ob er jene Gedichte für alte Romanzen nehmen soll, worin die Urform zu der vermittelnden des Alexandriners überzugehen im Begriff ist, oder für Alexandriner, die sich in das Gewand der alternirenden Assonanz kleiden wollen. Rec. enthält sich jeder Bemerkung darüber, da ein bestimmtes Urtheil ohne Ansicht des Ganzen und ohne genaue Prüfung des Textes bedenklich scheinen mufs. Wünschenswerth wäre aber allerdings die Herausgabe dieses Fundes, für dessen Verkündigung wir Hrn. Huber verpflichtet sind.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico-literaria por D. V. A. Huber etc.

(Schlufs.)

Ref. hat vorhin die Muthmafsung ausgesprochen, die Form des Poema könne sich aus dem Einflusse französischer oder provenzalischer Epik erklären lassen. Er darf nicht verschweigen, dafs der Verf. eine ganz abweichende Vermuthung über diesen interessanten Gegenstand mittheilt. Im fünften Jahrhundert nämlich schrieb der heilige Augustinus einen grofsen für das Volk bestimmten s. g. Psalm gegen die Donatisten in sechzehnsilbigen Versen alle auf einen und denselben Reim; die Form dieses Psalmes, die dem Alexandriner des Poema am meisten gemäfs ist, hatte vielleicht Einflufs auf die Bildung dieser Versart, denn sie konnte sich sehr wohl unter den Geistlichen und Laien in Africa und demnächst in Spanien erhalten haben. Referent begleitet diesen Erklärungsversuch mit zwei Bemerkungen. Erstlich verträgt sich diese Popularität der im Augustinischen Gedicht vorliegenden Form, — denn für populär müssen wir sie halten, da sie sich trotz der ungünstigsten Umstände so viele Jahrhunderte unter dem spanischen Volke erhielt — nicht mit des Verf.'s Behauptung, das Poema habe wegen seiner Form (die ja doch mit jener fast identisch sein soll) nie populär werden können (que nunca esta forma poetica fue mui popular en España). Zweitens, zugegeben den Einflufs jener Form auf die Bildung spanischer Verse, könnte man dieselbe als Argument gegen den Verf. gebrauchen. Sie stimmt nämlich auf keine Weise zu dem Alexandriner des Poema, sondern in Silbenzahl und trochäischem Silbenfall so wie in dem durchlaufenden Reim genau zu der bekannten angeblich spätern Romanzenform. Man vergleiche den lateinischen Vers

abundantia peccatorum | solet fratres conturbare

mit dem spanischen

vido estar á Melisendra | en una ventana grande.

Was hindert uns nun zu behaupten, die heutige Form der spanischen Romanze mit der Assonanz am Ende des zweiten Halbverses, so wie J. Grimm sie feststellt, und nicht Hrn. Hubers kurze Verse seien die ursprünglichen, nämlich aus der volksbeliebten Psalmenform hervorgegangen?

Setzen wir auch alle positiven Gründe gegen die aufgestellte Urform der Romanze bei Seite, welchen Geist würde der epische Volksgesang in Spanien geathmet haben in den Banden eines so engen Verses? Ist es erlaubt, eine andere romanische Literatur zu vergleichen, so bietet die französische ein mit Ausnahme des kurzen Schlufsverses ganz identisches Beispiel in dem schon erwähnten Aucasin: siebensilbige Verse (die weiblichen achtsilbig) mit trochäischem Fortschritt oder richtiger sechs Silben vor der Reimsilbe; eine Form, die trefflich pafst zu dem weichlichen Tone des wunderlichen picardischen Productes.

Der Vf. kommt nun zu seinem Hauptgegenstande, der Chronica del Cid. Wichtige und schwierige Fragen bieten sich seiner Untersuchung dar. Das Verhältnifs dieser Chronik zur allgemeinen mufste festgestellt, den Quellen nachgespürt werden. Mit vorsichtiger Kritik rückt er voran, indem er selbst die entferntesten Zweifel sich aufwirft und sie zu lösen sucht. Ref. enthält sich, diese umständliche und etwas verwickelte, aber, wie ihm scheint, mit aller Umsicht und Genauigkeit behandelte Auseinandersetzung hier darzulegen; er begnügt sich, einige Puncte daraus hervorzuheben, die von allgemeinerem Interesse sein dürften.

Die Chronik des Cid steht in einem merkwürdigen Verhältnifs zur allgemeinen, einem grofsen unter Alfonsos X Anleitung, wenn auch nicht von ihm selbst,

Digitized by Google

verfaſsten Werke, das wir jedoch nach Hrn. Hubers Bemerkung nicht in seiner ursprünglichen Abfassung, sondern in Erwägung der Sprache in einer Erneuerung aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert besitzen. Der Inhalt der Chronik des Cid trifft nämlich wesentlich mit der gröſseren Hälfte des vierten Theiles der allgemeinen zusammen. Man hat daher behauptet, die erstere sei nichts anders als eben dieser vierte Theil der letztern. Zwar kommen Abweichungen vor — eine fleiſsige Auswahl giebt Hr. H. in einem besondern Anhang — mit diesen würde sich aber jene Behauptung noch nicht entkräften lassen. Die beste Aushülfe wäre, wenn man annehmen dürfte, daſs beide Erzählungen aus einem lateinischen Original zu verschiedenen Zeiten entsprungen wären. Auf der andern Seite giebt die Chronik des Cid in ihrer auf uns gekommenen Gestalt selbst zu verstehen, daſs sie Einschiebsel aus der allgemeinen Geschichte von Spanien in sich aufgenommen. Rühren diese aus den speciellen Chroniken oder aus der allgemeinen her, d. h. war im letztern Falle ihr vierter Theil vor der Chronik vom Cid vorhanden? Den Verf. bestimmen gewichtige Gründe zur Hypothese von einer ursprünglichen Chronik des Cid, unabhängig von der allgemeinen, aber nachher mit Stücken aus derselben interpolirt um das zu bilden, was gegenwärtig jenen vierten Theil oder die Chronik des Cid ausmacht. Fragt man nun nach dem Alter dieser letztern, so ist es nicht wahrscheinlich, daſs sie, wenigstens in der Landessprache, abgefaſst wurde, ehe Alfons in seiner Chronik das Muster gegeben. Auch streitet der Umstand dagegen, daſs die der Chronik des Cid angehörigen Facta in den ältesten Handschriften der allgemeinen fehlen, und doch würde der gelehrte König sie nicht übersehen haben. Was den Verf. unserer Chronik betrifft, so spricht Hr. G. die Vermuthung aus, der man gewiſs ohne Bedenken beipflichten wird, sie sei, lateinisch oder castilianisch, von einem Geistlichen des Klosters San Pedro de Cardeña, das in dem Cid gleichsam seinen Schutzherrn verehrt habe, abgefaſst worden.

Nicht minder inhaltreich ist die Untersuchung über die Quellen. Die einzige eigentlich historische ist die Historia latina (die Gesta Roderici). Mit Ausnahme der Angelegenheiten von Valencia, wofür andere Quellen benutzt wurden, wird in der Chronik nichts erzählt, das in der Historia nicht ebenso und oft sogar mit denselben Worten vorkäme. Die zweite Quelle ist das Poema: ihm folgt die Chronik in vielen Begebenheiten mit groſser Genauigkeit, oft Wort für Wort. Wo jenes nicht ausführlich genug ist, wählt sie die Historia latina zur Führerin, ohne jedoch das Poema ganz unberücksichtigt zu lassen. In den Ereignissen von Valencia bis zur Eroberung dieser Stadt entfernt sie sich von beiden Quellen, um einen arabischen Bericht zu benutzen. Prüft man diese Parthie genauer, so erkennt man zwei verschiedene Theile darin. Der eine, von der Gesandtschaft des Sultans von Persien bis zum Begräbniſs des Cid, zeigt einen traditionellen oder legendenartigen Charakter. In dem andern auf valencianische Angelegenheiten bezüglichen unterscheidet man einen Fond von Thatsachen, der sich nur durch einen in Valencia selbst verfaſsten Bericht genügend erklären läſst, wenn auch äuſsere Beweise fehlen. Gerade diese Parthie unserer Chronik gehört zu den interessantesten: ohne sie wäre es unerklärlich, wie der spanische Held mit so geringen Mitteln sich so bedeutender Städte wie Valencia und Murviedro bemächtigen konnte. Für den valencianischen Ursprung darf man namentlich anführen die Umständlichkeit des Berichtes und daſs er für den Cid und die Christen ungünstig lautet. — Darf Ref. bloſs nach dem Eindruck urtheilen, den diese Untersuchung auf ihn hervorgebracht, so erklärt er sich mit dem Vrf. vollkommen einverstanden.

Eine vierte Quelle wäre die Tradition, wie sie in den ältesten Romanzen enthalten sein muſste. Indessen spricht sich unsere Chronik wie auch die allgemeine entschieden gegen die Poesieen der joglares als unglaubwürdig aus. Da sie aber gleichwohl aus dem Poema schöpft, so muſs dies damals nicht mehr gesungen worden sein, der Chronist muſs es geschrieben vor sich gehabt haben. Ref. bemerkt hierzu (wenn er alles richtig verstanden hat), daſs der Chronist eine andere als die von Hrn. Huber entwickelte Ansicht von poesia joglaresca gehabt haben muſs, da er an dem oben erwähnten Titel cantar, den das Gedicht sich beilegt, keinen Anstoſs nahm: denn daſs das Wort geschrieben vor ihm lag, konnte vernünftiger Weise keinen Unterschied machen. Die Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts, unter welche auch die vom Cid gehören soll, müssen also wohl unter canta-

Digitized by Google

res de los joglares eine andere poetische Gattung oder Form als die des Poema im Auge gehabt haben? — Gleichwohl giebt es, fährt der Vf. fort, gewisse Züge, selbst ganze Abentheuer, die weder in den historischen Quellen noch im Gedichte vorkommen; woher können diese anders geschöpft sein als aus Romanzen oder der Tradition? Um diesen Widerspruch zu lösen, vermuthet Hr. Huber die Vermittelung einer lateinischen Chronik: die lateinischen Schriftsteller scheuten sich weit weniger aus der Volkspoesie zu schöpfen als die romanischen, wobei an die Turpinische Chronik zu erinnern ist. Doch kann dem Chronisten unbedingt manches Traditionelle in die Feder geflossen sein.

Es folgt nun eine genaue Classification der Romanzen vom Cid nach ihrem Alter. Hr. H. gedenkt diesen Gegenstand in einem eigenen Werke über die spanische Volkspoesie erschöpfender zu behandeln. Möge ihm Lust und Muſse bleiben, diese Aufgabe, deren Bedeutung Niemand verkennen wird, bald zu lösen. Für jetzt folgen wir ihm noch einen Augenblick. Die Romanzensammlungen vom Cid enthalten die verschiedensten Erzeugnisse aus etwa vier Jahrhunderten; einige derselben gehören unter die ältesten Denkmale wahrhaft epischer Volksdichtung, andere sind in hohem Grade manierirt. Man muſs drei Classen unterscheiden. Die Romanzen der ersten Classe übersteigen natürlich die seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts veranstalteten Sammlungen und gehören ihrem Ursprunge nach zum Theil in das vierzehnte, dreizehnte, selbst in das zwölfte Jahrhundert, letztere also bald nach den Ereignissen entstanden. Daſs diese alten Lieder, indem sie von Hand zu Hand, von Mund zu Munde gingen, Veränderungen und Interpolationen erfuhren, muſs eingeräumt werden, im Einzelnen läſst sich dieses selbst nachweisen. Ein charakteristisches Zeichen dieser Classe liegt in gewissen Verschiedenheiten, womit dieselben Begebenheiten hier und in der Chronik vorgetragen werden. Hr. Huber macht die Individuen dieser und der folgenden Classen sämmtlich namhaft. (Das hohe Alter und der volksmäſsige Charakter einiger zur ersten Abtheilung gerechneten Gedichte kann etwas verdächtig scheinen, wenn man die Wortspiele, den gezierten Styl, hier und da auch einen gelehrten Ausdruck u. dgl. erwägt; allein es wäre voreilig, ehe man des Verf.'s noch zu erwartende Rechtfertigung angehört, darüber aburtheilen zu wollen). Die zweite Klasse begreift die nach Chroniken gearbeiteten Stücke mit didactischer oder moralischer Tendenz. Für den Erfinder dieser Art von Romanzenfabrication hält Hr. H. den Herausgeber des Romancero von 1551, Sepulveda. Die dritte Classe endlich, aus dem Ende des sechzehnten oder Anfange des siebzehnten Jahrhunderts rührt von Dichtern her, welche die Sage wenig achteten und zum Theil aus eigner Phantasie schöpften. Wegen der Kriterien dieser Eintheilung muſs Ref., um seinen Bericht nicht zu weit auszudehnen, auf das Werk selbst verweisen.

Fr. Diez.

XXI.

Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Consorten. Von Fr. Engels und K. Marx. Frankfurt a. M., 1845. *IV.* 335 *S.* 8.

Die sogenannte linke Hegelsche Schule oder die angebliche Philosophie, die sich für berufen hielt, über das System der Wissenschaft, wie es Hegel vorgezeichnet hatte, hinauszuführen, hat in den wenigen Jahren, seit ihrem Auftreten bis jetzt eine stürmisch-schnelle Entwicklung in ihrem Innern erlebt. Wer sich etwa noch mit dem Strauſs'schen oder Michelet'schen Pantheismus begnügte, der wurde zeitig genug schon vom Standpunct des absoluten Selbstbewuſstseins überholt und von der Kritik zur bewuſstlosen und verstockten Masse geworfen, aber auch dem absoluten Selbstbewuſstsein erwuchs in einem ursprünglich Verbündeten ein gewaltiger Gegner, der Cultus des „wirklichen Menschen auf der Grundlage der Natur," der rohen Sinnlichkeit, der unmittelbaren Praxis u. dgl., eine angebliche Philosophie der Zukunft, vor welcher die Metaphysik vollends in Trümmern sank. Die einzelnen Acte dieser Bewegung standen nicht isolirt, sie suchten sich mit vorhandenen politischen, socialen und andern Bildungselementen zu verschmelzen und trauten sich zu, die innersten Beweger dieser Elemente zu sein; sie hatten von Haus aus einen Drang, mit der Theorie es zur Praxis zu bringen, und so sehen wir jene einzelnen Acte sich der Reihe nach an den Constitutionalismus, an den Republikanismus

Digitized by Google

zuletzt an die Socialtheorien anlehnen und mit ihnen liebäugeln.

Dieser Verlauf, der von der Nothwendigkeit einer natürlichen Consequenz getragen scheint, hat zur Philosophie wohl keine andre Stellung, als die bald mehr bald weniger seinen Trägern zum Bewufstsein gekommene Bestimmung, die Philosophie vollkommen zu vernichten. Mit prophetischer Gewifsheit sagt es das vorliegende Buch voraus: „die Metaphysik des 17. Jahrhunderts, welche von der französischen Aufklärung und namentlich von dem französischen Materialismus des 18. Jahrhunderts aus dem Felde geschlagen war, erlebte ihre siegreiche und gehaltvolle Restauration in der deutschen Philosophie und namentlich in der speculativen deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts. Nachdem Hegel sie auf eine geniale Weise mit aller seitherigen Metaphysik und dem deutschen Idealismus vereint und ein metaphysisches Universalreich gegründet hatte, entsprach wieder wie im 18. Jahrhundert, dem Angriff auf die Theologie der Angriff auf die speculative Metaphysik und alle Metaphysik. Sie wird für immer dem nun durch die Arbeit der Speculation selbst vollendeten und mit dem *Humanismus* zusammenfallenden *Materialismus* erliegen. Wie aber Feuerbach auf *theoretischem* Gebiete, stellte der französische und englische *Socialismus* und *Communismus* auf *praktischem* Gebiete den mit dem Humanismus zusammenfallenden *Materialismus* dar" (S. 196 f.). Das ist also nach Hrn. Marx Weissagung fürerst das Ende; was aber dann eintreten werde, wenn der Materialismus und Socialismus erschienen ist, darüber scheint dem Seherblick dieses Propheten kein Aufschlufs geworden zu sein. Nach der Analogie zu schliefsen, würde sich dann wohl der geschichtliche Verlauf, den das 18. und 19. Jahrhundert gesehn hat, wiederholen und die Metaphysik noch einmal in die Höhe kommen und so fort ins Unendliche, denn an einen Weltuntergang, an ein Ende der Tage glaubt doch Hr. Marx nicht, das wäre ja ein „theologischer" Standpunct. Hr. Marx hält die Grenzen seines Wissens überhaupt für die Grenzen der geistigen Entwicklung und hierin stimmt er mit allen Bekennern der sogenannten linken Schule Hegels überein, die bei jedem Acte, wo sie angekommen war, proclamirte, nun sei das Absolute erreicht, einen Schritt darüber hinaus gäbe es nicht; war bei Straufs und Michelet die Einheit des Endlichen und Unendlichen, bei B. Bauer das reine Selbstbewufstsein das Ende, so ist für Hrn. Marx der Materialismus und der Communismus der Abschlufs der Geschichte.

Es gehört eine grofse Frechheit dazu, der Menschheit ins Gesicht zu sagen: Ihr habt in der Religion eure Beruhigung und Seeligkeit gesucht, ihr habt die Gemeinschaft mit einem Gott gesucht, der im Geist und in der Wahrheit angebetet sein wollte: so wifst denn, ihr habt euch getäuscht, so lange das Menschengeschlecht existirt: die wahre Religion ist der Atheismus, der Glaube an das Sinnliche; ihr habt Philosophie getrieben, habt die Gründe des Daseienden und die Weise der Abhängigkeit der Dinge von ihren Principien entdecken wollen: wisset, nur in dem Sinnlichen, Unmittelbaren ist die Wahrheit; ihr habt das Privateigenthum für ein menschliches und vernünftiges Verhältnifs genommen: das ist die gröbste Illusion, sie hat euch in die unmenschlichsten, in die zwangvollsten Verhältnisse verwickelt, in denen ihr frei zu sein träumt: nur durch die Auflösung des Privateigenthums kommt ihr zu eurer Bestimmung, der Gleichheit zurück; ihr habt von der Freiheit, vom Denken, vom Geiste gefaselt, um die wahrhafte Natur des Menschlichen zu ergründen, ihr habt euch aber mit blofsen Abstractionen, mit ganz Unwirklichem zu thun gemacht, ihr seid nicht auf den wirklichen, leibhaften Menschen eingegangen; ihr habt bei euch den politischen Aberglauben genährt, dafs das bürgerliche Leben vom Staate zusammengehalten werde, dafs die Bestrebungen der Einzelnen in der bürgerlichen Gesellschaft dem sittlichen Zweck des Staatsganzen untergeordnet sind, ihr habt euch arg getäuscht, denn umgekehrt ist es, der Staat wird von dem bürgerlichen Leben zusammengehalten: wir sagen, es gehört eine grofse Frechheit dazu, der Menschheit dies als ihre höchste Wahrheit, als ihre Bestimmung, als ihr Ende vorzuhalten; es gehört eine dämonische Verrücktheit dazu, an diese Sätze zu glauben, in ihrem Spiegel die Geschichte zu erblicken, und von ihrer Evidenz Andre überreden zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Consorten. Von Fr. Engels und K. Marx.

(Fortsetzung.)

Inconsequent sind ihre Verfechter, dafs sie überhaupt überreden wollen, dafs sie ihre Einfälle in Sätzen und Urtheilen ausdrücken; denn dadurch haben sie sich schon wieder mit dem Denken, mit dem Geiste, mit dem Allgemeinen verwickelt, was sie doch Alles auf das Aeufserste hassen; mit jedem Worte, das sie sprechen, mit jedem Urtheil, das sie fällen, zerlegen sie ja das Ganze, was sie in seiner Gesammtfülle umspannen wollen, lösen sie das Wirkliche in Abstractionen auf, und zernichten die Unmittelbarkeit, mit der sie es allein wollen zu thun haben; mit jeder Mittheilung heben sie den Zauber auf, der in der Berührung des ganzen wirklichen Menschen mit dem ganzen wirklichen sinnlichen Object liegen soll; mit jedem Gesetz, von dem sie sagen, dafs nach ihm die Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu vollziehen sei, überschreiten sie ihre Schranken, ja, o welche Schmach! sie werden sogar dogmatisch, und taufen ihr Dogma mit einem Namen, sie nennen es Materialismus und Humanismus! Wie Schade, dafs diese Vollender des Menschlichen noch den Gesetzen den schuldigen Tribut entrichten müssen, denen sich überhaupt kein menschliches Sprechen, Denken und Thun entziehn kann; so viel an ihnen ist, und abgesehn von dieser abgenöthigten Inconsequenz, haben sie es auf radicale Umkehrung aller Verhältnisse abgesehn, und man kann sich zu einer deutlichen Uebersicht der ganzen Denkweise dieser Richtung erheben, wenn man die bisher gültige menschliche Betrachtungsweise von oben nach unten kehrt, und einmal einen Augenblick, das was für das Bewufstsein sonst als ein Abgeleitetes oder Secundäres galt, als das Erste und als das Prius denkt; in dieser verzerrten Stellung Alles sehn wollen, — denn es gehört eine gewaltsame Anstrengung dazu — ist in der That wohl nichts Andres als eine dämonische Verrücktheit. Nur aus ihrem Munde ist auch die Prophezeiung begreiflich: „das Volk ist communistisch, und zwar in eine Menge verschiedner Fractionen gespalten; die wahre Bewegung und Verarbeitung dieser verschiednen socialen Schattirungen hat sich nicht nur nicht erschöpft, sondern fängt erst recht an. Sie wird aber nicht in der reinen d. h. abstracten Theorie, wie es die kritische Kritik haben möchte, sondern in einer ganz *praktischen Praxis* endigen, die sich um die kategorischen Kategorieen der Kritik in keiner Weise bekümmern wird" (S. 243).

Ihre Gegner hat diese Richtung an allen denen, welche eine gewaltsame Umkehrung des gesunden, menschlichen Sinnes sich nicht wollen zumuthen lassen; indefs mufs es jene Richtung für ein Glück erachten, dafs sie einen Gegensatz zu bekämpfen hat; ohne einen solchen könnte sie sich gar nicht darstellbar machen, könnte sie gar nicht sagen, was sie wollte, sie kann sich nur vernehmlich machen durch die Beziehung auf das, was sie von oben nach unten kehrt; um sich aber in das helleste Licht zu stellen, mufste sie sich den Gegensatz vollkommen zurecht machen und ihn auf die äufserste Spitze treiben. So zurecht gemacht, und zu ihrem Zwecke bereitet, bot sich ihr die absolute Kritik Bruno Bauers und seiner Freunde dar. Die Vorrede sagt ausdrücklich: der reale Humanismus habe in Deutschland keinen gefährlicheren Feind, als den Spiritualismus oder den speculativen Idealismus, der an die Stelle des wirklichen individuellen Menschen das „Selbstbewufstsein" oder den „Geist" setze und mit dem Evangelisten lehre: „der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze." Was sie in der Bauer'schen Kritik bekämpften, sei eben die als Carricatur sich reproduci-

Digitized by Google

rende Speculation. Sie gelte ihnen als der vollendetste Ausdruck des *christlich-germanischen* Princips, das seinen letzten Versuch mache, indem es „*die Kritik*" selbst in eine transscendente Macht verwandle. In der „allgemeinen Literaturzeitung von Br. Bauer," auf welche sich die Darstellung besonders einlassen wolle, habe die Bauer'sche Kritik und damit der Unsinn der *deutschen Speculation überhaupt* den Gipfelpunct erreicht; die kritische Kritik sei um so lehrreicher, je mehr sie die Verkehrung der Wirklichkeit durch die Philosophie bis zur anschaulichsten Komödie vollende.

Wir können aus diesen Worten nur ersehn, dafs Hr. Marx und Hr. Engels gerade am meisten in der Beschränktheit befangen sind, welche sie deutschem Wesen und Denken vorwerfen. Gerade sie sind es, die nach der Nationalität die Bemühungen der Speculation einrangiren. Uns scheint es, dafs eine Philosophie, die auf Wahrheit Anspruch macht, wie überhaupt Alles, was zur Lösung der menschlichen Aufgaben beigetragen wird, nicht darauf berechnet sein darf, einem bestimmten Nationalcharakter sich zu empfehlen, sondern dafs dieser Fortschritt der Menschheit überhaupt angehören mufs; aber auch nur aus diesem Gesichtspunct kann und will eine Philosophie beurtheilt werden. Die genannten Hrrn. Verff. aber führen einen ganz äufserlichen Gesichtspunct ein, den sie sich erfinden, den ihr glühender Hafs gegen deutsches Wesen sie erfinden läfst, wie man ja bei Convertiten sehr häufig einen blinden Fanatismus wahrnimmt; sie, denen jede Kategorie ein Gräuel ist, sie acceptiren die Kategorie des „christlich Germanischen," sie machen sich aus einer Fiction, die aufser ihnen vielleicht nur noch einige in einer eitlen Romantik befangne Köpfe nähren, die aber vor allem die Philosophie zurückweist, da sie sich mit dem an und für sich Vernünftigen beschäftigt, aus dieser Fiction machen sie sich einen ernstlichen Gegensatz, um sich selbst mit einer um so herrlicheren Strahlenkrone zu zieren. Nein, Ihr Herrn, die nationale Befangenheit, die Ihr uns andichtet, die geben wir Euch selbst zurück; wir wissen zwar, dafs aus dem hohlen Gattungsbegriff Menschheit keine bestimmten menschlichen Individuen, keine bestimmten Völker hervorgehn, sondern dafs jede Nation unter ihren Bedingungen und Anlagen und in ihr jeder Einzelne nach seiner Befähigung die gesammte Aufgabe der Menschheit sich vorstellt und zu lösen sucht, und dafs in jeder Nation sich die Menschheit ausdrückt und dafs sie alle durch die gleiche Aufgabe auf einander bezogen sind: aber Eure Erdichtung ist es, einem bestimmten Volke das Christliche, den Idealismus, „den Geist," „das Selbstbewufstsein" zuzuschreiben. Alle Völker der Erde tragen diese grofse Schuld, deren Ihr die Deutschen zeiht und sie rühmen sich der Verblendung, aus der Ihr sie reissen wollt; sie wissen, dafs sie durch das Christliche, durch den Geist, durch das Selbstbewufstsein das sind, was sie sind, dafs sie durch dieses Band vereint sind, dafs ihre lebendige Beziehung nur auf diesem Bande sich gründet und vollenden kann. Der Weifse sieht in dem Schwarzen nicht mehr den Schwarzen, er sieht nicht auf das unmittelbare Sinnliche, auf das sinnenfällige Wirkliche, sondern er sieht in ihm den zur Freiheit Befähigten; in der niedern Culturstufe sieht er nicht die Rohigkeit sondern die Möglichkeit zu höherer Cultur. Und wenn der Verkehr die fernsten Völker im Austausch der natürlichen Bedürfnisse zu einander führt, so ist die bewegende Macht des Verkehrs nicht die rohe Begierde, — denn diese konnte am Nächsten Besten in der engsten Umgebung von dem Menschen in seiner Unmittelbarkeit befriedigt werden, — sondern der Gedanke, die Resultate der Naturüberwindung durch die durchgeführte Arbeitstheilung an alle Völker und Menschen zu bringen, die Arbeit und ihre Resultate ihnen allen gemeinsam zu machen. Wirken wir auf die Natur etwa blofs durch das Natürliche an uns oder ist nicht vielmehr der Hebel für die gesammte materielle Thätigkeit die Industrie, d. h. die Mitte, in welcher die Intelligenz die Materie und ihre Kräfte in ihren Dienst nimmt, also der Geist, der von den Gesetzen der Natur Wissenschaft erlangt hat? Ueberhaupt giebt es Fortbewegung nur dadurch, dafs das, was da ist, auf sein Princip bezogen wird; lassen wir Alles in seiner Unmittelbarkeit und Natürlichkeit, in seiner compacten Existenz, die es unsern Sinnen zeigt, gilt es uns so als das Wahre, und kennen wir nichts darüber Hinausliegendes, nichts Transscendentes, dann müssen wir Alles bestehn lassen, wie es ist, alle Mittel des Weiterbewegens sind uns abgeschnitten, denn über alles Daseiende haben wir nur Macht durch das Gesetz desselben, das wir mit unsrem Geiste gefafst haben.

Digitized by Google

Ohne die Principien des Seienden hat „der wirkliche individuelle Mensch" weder eine Beziehung auf den andern, noch auf das natürliche Daseiende; sie ständen ganz aufser einander und wüfsten nicht von einander, noch wirkten sie aufeinander; es ist die tollste Abstraction, die man Jemandem zumuthen kann, die Principien des Seienden hinwegzudenken; und es ist ein schlechthin unmögliches Verlangen, der Mensch solle sich des reinen Denkens, des Selbstbewufstseins, des Geistes entschlagen, um, wie er einmal sich findet, in die Unmittelbarkeit der Existenzen sich hineinzuhausen. Die Feuerbach'sche Erfindung ist die verdrehteste Phantasie, die es geben kann und er wäre vor Allem uns schuldig, seine Operation uns doch einmal vorzumachen, wie der wirkliche Mensch sich in das einzelne Wirkliche versenke und darin die Wahrheit finde. Denken, sprechen, urtheilen darf er dann nicht mehr, denn jedes Urtheil ist eine Subsumtion des Einzelnen unter das Allgemeine. So lange als diese Erfindung sich mit dem Kritisiren andrer Standpuncte breit macht und die Religion zu ihrer Rohheit herabzuziehn sucht, verdeckt sie noch einigermafsen ihre innre Unmöglichkeit, und verlockt durch ihre Frechheit einige Unverständige, aber sie trete doch einmal hervor mit ihren positiven Leistungen, sie mache doch einmal das Absurde wahr und das Widersprechendste glaublich! Sie zeige uns einen Menschen ohne Metaphysik! einen Menschen, der das Sinnliche als solches für seinen Gott hält!

Auch ohne diese Probe hat Feuerbach an unsern Verfassern ein Paar Gläubige gefunden; sie glauben ihm, dafs er die Metaphysik für immer zertrümmert hat, auch an Hrn. Proudhon glauben sie, er hat das Privateigenthum, als den Verfälscher aller nationalökonomischen Verhältnisse, aufgelöst. Was blieb nach solchen Heldenthaten den beiden Gläubigen übrig? Sie erachten sich trotzdem nicht für überflüssig, sondern versprechen in „selbständigen Schriften" ihre „positive Ansicht" und damit ihr „positives Verhältnifs zu den neuern philosophischen und socialen Doctrinen" darzustellen. Also sie stellen nach alle dem noch ein positives Verhältnifs zu den philosophischen Doctrinen in Aussicht!? Einstweilen aber wollen sie in diesem Buche dem christlich-germanischen Princip den Kopf abschlagen, indem sie seine höchste Vollendung, die absolute Kritik hinrichten.

Wir wissen aus dem Vorigen, dafs christlich-germanisches Princip etwa so viel sagen will als Speculation und Philosophie; wir wollen also sehen, ob „die Kritik" in der That der vollendetste Ausdruck der Speculation sei. Nun ist es schon an und für sich nicht denkbar, dafs in der Kritik die Philosophie ihre Vollendung erreichen sollte; die Kritik so gut als die Methode der Philosophie kann offenbar nur als Mittel, niemals als letzter Zweck gewollt werden. Es giebt zwar keine Philosophie ohne Kritik, denn die Philosophie datirt ihren Ursprung überhaupt und jederzeit aus dem Zweifel an der Wahrheit des unmittelbar Gegebenen und an der Wahrheitsfähigkeit der in erste unmittelbare Berührung mit dem Objecte tretenden Organe; und über diesen Zweifel kann sie nicht beruhigt werden dadurch, dafs Einige (wie Feuerbach) kategorisch sagen, in dem Ersten, Unmittelbaren sei die Wahrheit, denn jeder Beweis für diese Behauptung würde schon über das Erste, Unmittelbare hinausführen und ins Transcendente übergehn, daher die solches behaupten, auch nur mit Versicherungen und Berufung auf das unmittelbare Bewufstsein zu Werke gehn und sich so im Kreise herumdrehn; die Kritik ist also eine wesentliche Seite der Philosophie, und es übten sie so gut Parmenides und Heraklit und Plato, wie sie Kant übte und Hegel. Wenn Parmenides den Gedanken der Meinung gegenüberstellte, wenn Heraclit den Sinnen nicht traute, weil sie die Dinge in ihrem bestimmten einzelnen Sein geben, die Beständigkeit der einzelnen Dinge von ihm aber geleugnet wurde, wenn Plato nicht anders als durch die Ideen wollte erkannt wissen, wenn für Kant philosophische Erkenntnisse nur in synthetischen Urtheilen a priori bestanden, wenn Hegel alle Gestalten des Bewufstseins ihre eigene Kritik vollziehen liefs, bis sie ihren letzten wahren Grund erreichen sollten, wenn Spinoza und mit ihm Andere behaupteten, alle wahre Erkenntnifs müsse zum Ausgangspunct eine wahre Erkenntnifs, das durch sich selbst Gewisse haben, das Ansich-Wahre, so lag in all diesen Wendungen der verschiedenen Philosophien die Bedeutung *der Kritik* ausgedrückt, und es ist aus der Denkweise der beiden Verfasser des in Rede stehenden Buches erklärlich, dafs sie insbesondere die Kritik zum Gegenstande ihres Angriffs gemacht haben. Denn ihnen ist das Erste, Unmittelbare, was sie das Wirkliche nennen, das Unwiderlegbare

Digitized by Google

und Wahre; sie glauben, dafs dieses von der Kritik entstellt worden sei, und sie wollen durch eine Kritik der Kritik wieder auf das Unverdorbene zurückführen; die Kritik, die von ihr hervorgehobenen Unterschiede und Gegensätze, die Askese, die den Geist vom Leibe trennte, die Religion, die den Menschen seiner Endlichkeit, Hülfsbedürftigkeit überführte und auf eine höhere Macht hinwies, seinem gegenwärtigen Leben ein reineres, seligeres gegenüberstellte, die Ehe, welche ausschliefsliche Beziehungen zwischen den Geschlechtern gründete, die Staatsverfassungen, welche Privilegien zur Folge hatten, das Privateigenthum, das die Gleichheit vernichtete, die Metaphysik, die über der erscheinenden Wirklichkeit eine andere wahrhafte Wirklichkeit setzte, alles dies (und in Allem war die Kritik thätig) hat nur das Natürliche, Ursprüngliche verdorben und verunstaltet, hat das erste Ganze und Wirkliche aufgelöst und zersetzt; und gegen die kritische Macht, die sich in diesem ganzen Thun offenbarte, mufs sich jetzt die Kritik richten, um die erste Reinheit wiederherzustellen. Es wird dies auch so vorgestellt, dafs jene kritische Macht, welche das Ursprüngliche vernichtete, in sich selbst einen Procefs durchlebt, der sie negirt und so auf das Erste zurückführt. So erzeugt das Privateigenthum (eine Aeufserung der kritischen Macht) an sich selbst seinen Gegensatz, das Proletariat, und wird durch den hiermit gesetzten Procefs vernichtet, so dafs die Gleichheit sich restituirt, aus ihrer Entfremdung wieder bei ihrer ersten ungetrübten Reinheit ankommt. Man sieht, wie diese Richtung, so sehr sie der Philosophie den Krieg machen will, doch bona fide die Negation der Negation aus der deutschen Philosophie entlehnt, und zwar diese Methode gerade in der Form und Anwendung, in der sie am meisten von allen Secten der sog. Linken ist angefochten worden. Haben nicht alle diese Secten überlaut geschrieen, die Hegelsche Dialektik der Negativität, des Aufhebens der Unmittelbarkeit, des höheren Dritten u. dgl. sei eitel Taschenspielerkunst, durch welche nichts weiter gebracht, sondern nur das, wovon ausgegangen worden war, in seiner ersten Gestalt, in der es aufgenommen worden, wiederhergestellt werde? Dies Geschrei war freilich unverständig, denn die Philosophie will die Dinge nicht verändern, sondern sie in ihr rechtes Licht, in ihren wahren Zusammenhang setzen, sie will sie erkennen als das, was sie sind, in ihrem Ansich, in ihrem Wesen, in ihrem wahrhaften Werth, in der Weise ihrer Ableitung aus dem Princip; es fällt ihr nicht ein, wie Herr Feuerbach meint, ihre erscheinende Seite wegzuschaffen, „diesen Baum", „dieses Haus" durch das Denken wegzubringen, oder die Existenzen zu verändern, auch auf Umgestaltung sittlicher, geistiger Verhältnisse u. s. f. hat sie keinen unmittelbaren Einflufs, sondern nur mittelbare Einwirkung. War daher jenes Geschrei gleich unverständig, so haben doch die Herren Marx und Engels in ihrer Denkweise gar keine Berechtigung, die Negation der Negation zu sich herüberzuziehn, da sie bei Hegel (weit entfernt, ein realer Vorgang zu sein), nur der immanente Procefs des sich vergegenständlichenden und aus seiner Gegenständlichkeit sich zurücknehmenden Denkens, als des Princips aller Dinge ist; da sie nur die innere Thätigkeit ist, in welcher sich die Substanz als die Substanz alles Seienden *setzt*, und in welchem alles Seiende aus seiner Unmittelbarkeit sich befreiend seinem Princip zustrebt und sein Wesen erfüllt. Aber die in Rede stehende Richtung, welche die Negation der Negation usurpirt, erkennt sie denn eine an und für sich seiende Substanz an, deren Wesen jene Negativität ist, und ohne welche die Negativität ein Prädicat ohne Subject bleiben mufs? Nein sie hat fürerst gar kein Subject, sondern sie hat es mit lauter Prädicaten zu thun, und behauptet von ihnen, dafs sie alle nur negativ, nur verschroben auf ein Subject gehen und hindeuten, was noch gar nicht da ist, was durch die Negation jener negativen Prädicate erst soll erzeugt werden; solche Prädicate sind das Privateigenthum, das Proletariat, das religiöse Vorstellen, das philosophirende Betrachten u. dgl. Das gesuchte Subject ist das noch nicht hergestellte Ideal des „wirklichen Menschen", des aus aller Fährlichkeit der Kritik Erlösten, der Leib und Geist in Einem ist, der alle Abstractionen, alle Trennungen in sich überwunden hat und als dies concrete Ganze in Wahrheit das Absolute ist. Und diese Erlösung, diese Negation der Negation, das Resultat der Vernichtung aller Macht der Kritik, wird im Materialismus und Communismus gefeiert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Western University Library

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Consorten. Von Fr. Engels und K. Marx.

(Fortsetzung.)

Würde nun die bezeichnete Richtung sagen, allerdings haben wir ein Subject für den Proceſs der Negativität, denn uns ist der wirkliche Mensch das Erste und Letzte, dies Subject lag auch allen vederbten Erscheinungsformen zu Grunde, nur war es darin in seiner Entäuſserung, aus der es befreit werden soll: so können wir unsere Verwunderung nicht bergen, daſs diese Denkweise, die alles über die Erscheinung Uebergreifende mit Gewalt von sich fern hält, hiermit ein Transscendentes bei sich einführt, und wir müssen sie zu der Lösung der Frage auffordern, wie denn der „wirkliche Mensch" zu der Selbstentfremdung kam, wie das Positive in die Negation umschlug, wir müssen nach dem Zweck des Zwiespalts fragen, welchem der harmonische Mensch erlag, und was diese Verirrung, die bis in die Anfänge der Geschichte hinabreicht, für Gutes in ihrem Gefolge haben sollte. Und da kommen wir wieder in einen ganzen Kreis von „theologischen", „speculativen", „christlich-germanischen" Fragen. Oder sagt sie uns, der Mensch, den wir suchen, war noch nicht, er gehört der Zukunft an; die Vernichtung der Religion, des Staats, der Metaphysik, des Privateigenthums wird ihn erst ans Licht bringen, er ist nur der Möglichkeit nach in allen jetzt vorliegenden Verhältnissen da, so muſs uns billig befremden, daſs eine Denkweise, die den Menschen an das Unmittelbare weist, doch ein Sollen, eine Bestimmung, einen Zweck mit dem Gegebenen, Daseienden in Vergleichung bringt, ein Ziel vorhält, welches zu erreichen sei, und wir müssen sie anhalten, nicht bloſs nach Eingebungen einer rohen Phantasie, sondern mit Beweisen, nicht bloſs mit Verkennung, Verdrehung und angeblich widerlegender Beurtheilung vorhandener Zuständlichkeiten (denn wer da sagt, das, was vorhanden ist, sei falsch, thut noch nicht dar, daſs das von ihm Vorgezeichnete das Richtige sei), sondern mit demonstrirender Gewiſsheit darzuthun, daſs die von ihr verkündigte Bestimmung des Menschen wirklich seine Bestimmung ist, daſs sie in seiner Natur gegründet, und im Gesammtgedanken des Universums ihm angewiesen ist. Sonst können wir die Vorstellungen dieser Richtung auch nur für ein „theologisches" Phantasiestück halten. Freilich müſste sich dann diese Richtung wieder auf das Philosophiren einlassen, was doch bei ihr so sehr verpönt ist.

Der Kritik galt der Angriff des in Rede stehenden Buches, und wenn der Kritik, dann auch der Philosophie. Denn die Kritik ist eine wesentliche Seite der Philosophie, eine wesentliche Seite aller geistigen Thätigkeit. Denn alle geistige Thätigkeit und alle Entwickelung derselben beruht wesentlich darauf, daſs das gegenwärtige an dem Ziel gemessen, das Erscheinende durch das Princip verstanden, dem Einzelnen das Allgemeine entgegengehalten wird; aber die Kritik ist nicht Alles, sie kann sich nicht selbst zum Subject hypostasiren, sie ist nicht die productive Kraft. Sie ist Mittel, aber nicht Zweck. Es ist aber in einer Secte der sog. linken Hegelschen Schule geschehen, daſs die Kritik sich als die gesammte Philosophie gebehrdete, daſs sie sich als Gesammtzweck gerirte, daſs sie die Productivität in Anspruch nahm. Es geschah dies in ähnlicher Weise, wie eine andere Fraction die Negativität von dem Subjecte trennte, dem sie als seine Lebensmacht gehörte, und sie in dieser Ablösung für das Absolute ausgab. Diese Fraction hätte bekennen müssen, daſs es keine Wahrheit gäbe, daſs überhaupt nichts erkennbar wäre, weil ihr ja Alles im Fluſs des Negativen begriffen war. Zu diesem Bekenntniſs ist die reine Kritik, die nichts als dieses sein wollte, beinahe fortgegangen. Sie stellte sich als Ziel der Welt-

Digitized by Google

geschichte auf, sie allein wollte als das angesehn sein, zu welchem alles Gegenwärtige ein Verhältnifs habe, sie stellte sich als den Mittelpunct der geschichtlichen Bewegung der Jetztzeit hin, alle Gegensätze, die irgend zu entdecken seien, sollten sich auf den Gegensatz zu ihr reduciren. Denn die Kritik gab sich als das aus aller Entäufserung zu sich zurückgekommene Selbstbewufstsein in seiner schrankenlosen Allgemeinheit zu erkennen; vor diesem unendlichen Selbstbewufstsein konnte sich nichts Bestimmtes halten, es wurde kritisch aufgehoben, in „eine reine Kategorie und Bestimmtheit des Selbstbewufstseins" verwandelt; so gehörte Alles, mochte es noch so fest und selbständig sich darstellen, alle Gegensätze, alles Leben dem Selbstbewufstsein an, aufserhalb seines Kreises konnte sich nichts halten, und verblafste zum blofsen Schein. In dem unendlichen Selbstbewufstsein hat Alles seinen Urprung und seine Erklärung. An der Philosophie des Selbstbewufstseins hat auch die richtige Auffassung der evangelischen Geschichte ihre philosophischen Grundlagen. Wozu, wirft sich die Kritik ein, wozu ist der Geist da, wozu das Selbstbewufstsein? Als ob nicht das Selbstbewufstsein, indem es die Welt, den Unterschied setzt, und in dem, was es hervorbringt, sich selbst hervorbringt, da es den Unterschied des hervorgebrachten von ihm selbst wieder aufhebt, da *es also in der Bewegung nur es selber ist* — als ob es nicht in dieser Bewegung, die es selber ist, seinen Zweck hätte und sich selbst erst besäfse. Die Kritik oder das in seiner Reinheit hergestellte Selbstbewufstsein ist sich selbst das einzig' Inhaltsvolle, sie ist sich alle Realität. Alle Bewegungen der Gegenwart dürfen allein in ihrem Lichte betrachtet werden, als ihre Bestimmtheiten; dann sind aber auch ihre Probleme gelöst; denn das zu sich selbst gekommene Selbstbewufstsein ist auch die Macht über die Schöpfungen in seiner Entäufserung. Alle Mifsverhältnisse der Gegenwart finden daher ihre Lösung allein durch das reine Selbstbewufstsein. „Bildung und Bildungslosigkeit, Besitz und Besitzlosigkeit, diese Gegensätze müssen, wenn sie nicht entweiht werden sollen, ganz und gar *der Kritik* anheimfallen." Indefs gehört Kühnheit dazu, sich der Schranken eines bestimmten Standpunctes zu entschlagen und sich in die Allgemeinheit des Selbstbewufstseins zu erheben, und alles Bestimmte für einen Gegensatz gegen diese schrankenlose Allgemeinheit, daher für nichtig und unwahr zu erklären, die „Masse" erhebt sich nicht zu dieser Höhe, sie bleibt in ihrer Indolenz, Selbstzufriedenheit, Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit als der eigentliche Gegner dem Geiste gegenüberstehn. Diesem Gegner hat sich die Kritik selbst erst müssen entwinden, nachdem sie früher mannigfach mit ihm verwickelt war; ihr Kampf mit diesem Gegner, der seinen nothwendigen Verlauf hatte, bildet den Mittelpunct der neueren Bewegungen.

Das ist in einigen Zügen das freilich immer unvollständige Bild der absoluten Kritik, das in viel gröfserer Vollständigkeit das in Rede stehende Buch gegeben hat, indem es die Incarnationen dieses Absoluten verfolgt innerhalb der einzelnen Fragen der Gegenwart, und uns so in höchst witziger Weise in den Kreis der „heiligen Familie" einführt, in welcher das Absolute sich ein sichtbares Dasein gegeben hat. Es giebt kaum einen schärferen Gegensatz, als um welchen sich dieses Buch dreht und die Schärfe dieses Gegensatzes macht die geistreichen Pointen aus, in welchen sich der interessante Kampf fortbewegt. Für die Kritik ist das Selbstbewufstsein sich selbst alle Realität; für die gläubigen Anhänger Feuerbachs ist das Selbstbewufstsein die äufserste Abstraction, die vollkommenste Gegenstandlosigkeit und Unwahrheit; die Wahrheit liegt für sie nur in dem einzelnen Wirklichen, das für die Kritik so lange eine blofse Meinung, ein „Nichts" bleibt, so lange es nicht in eine „Kategorie" des Selbstbewufstseins umgewandelt ist. So scharf aber immer dieser Gegensatz, so ist doch die Grundlage eine und dieselbe, Denken = Sein, Sein = Denken. Für die Kritik ist sich das Selbstbewufstsein alle Realität, es hat an ihm selbst das Sein, für Feuerbach ist das Sinnliche an sich selbst Geist; für die Kritik ist das Selbstbewufstsein die Substanz; alles Seiende, Wirkliche, Natürliche nur eine Modification an ihr; für den Materialismus ist der Geist nur eine Modification am Sinnlichen, der Mensch und sein Verhalten nur ein Erzeugnifs der Umstände u. s. f. Die beiden Standpuncte haben sich einander viel vorzuwerfen, weil sie auf das Aeufserste auseinandergehn; oder sie haben sich nichts vorzuwerfen, und können einander nichts anhaben, weil sie beide nur an ihr Bewufstsein appelliren. Ueberweisen können sie sich einander nicht. Denn jeder von ihnen bewegt sich

Digitized by Google

fortwährend in seiner Grundvoraussetzung und kann nicht aus dieser heraustreten.

Ist denn aber „die Kritik" die Vollendung der Speculation? Das kann sie nicht sein, weil sie das Mittel zum Zweck macht. Giebt sie wirkliche Erkenntnisse? denn um diese mufs es der Philosophie doch zu thun sein. Nein. Denn das Selbstbewufstsein kommt gar nicht aus sich heraus; es bewegt sich nur in seinen Kategorieen. Es lebt und webt blofs in sich, denkt nur sich; Alles was aufser ihm ist, ist blofs Schein; die Kritik kann nicht weiter vordringen, als Parmeindes, sie sagt: Dasselbe ist das Selbstbewufstsein und das, um deswillen das Selbstbewufstsein ist. Das Andere, das Nicht-sein ist weder noch kann es erkannt werden. *Allein* das Selbstbewufstsein ist das Sein. Sie bestimmt weiter ihr Absolutes, das Selbstbewufstsein, wie Parmenides, durch lauter logische Prädicate: es ist unerzeugt, es ist untheilbar, sich ganz gleich, allseitig erfüllt mit Sein, durch Austilgung aller Bestimmtheit, alles Unterschiedes hängt es überall ganz mit sich zusammen, es ist unbeweglich, sich genugsam, unendlich, schlechthin allgemein u. dgl. Eine Synthesis vollzieht die Kritik nirgend, sie beantwortet auch nicht die Frage: ob denn das Selbstbewufstsein *ist*, sie traut ihm alle Realität und damit auch das Sein zu; sie sagt es ist, weil es ist. Warum ist das Setbsbewufstsein? Weil es in seiner Bewegung sich selbst hat und besitzt. Denn Selbstbewufstsein ist = Sein; jenseits desselben ist die Meinung, der Wahn, das Nichtige, das „Nichts". Erkenntnifs giebt die Kritik nicht; mit dem Sichsetzen des Selbstbewufstseins ist das Absolute da. Nur Kritik ist noch möglich, indem Alles, was da ist, an der Sich-gleichheit des Selbstbewufstseins gemessen und an ihr zum Nichtigen herabgesetzt wird. Nun freilich sagt die Kritik, ihre Aufgabe bestehe darin, Alles in eine Bestimmtheit, in eine Kategorie des Selbstbewufstseins umzusetzen, und das heifse, das Selbstbewufstsein aus seiner Entäufserung sich selbst wiedergeben; aber wenn es wirklich das Selbstbewufstsein ist, das sich entäufserte, also wenn die Kategorien die Bestimmtheiten sind, die es sich selbst gab und unter denen es sich entäufserte, so dafs auch nur durch sie das Entäufserte kann zurückgeführt werden, so mufs das Selbstbewufstsein nothwendig als ein System von Kategorien, als ein Kreis nothwendiger Bestimmtheiten aufgewiesen werden. Das aber hat die Kritik nicht gethan, und hier scheint sie sich in dankbarer Anerkennung auf Hegel beziehn zu müssen, von dessen Philosophie sie doch sonst hofft, dafs sie an innrer „Ermattung" erliegen werde. Aber zuletzt ist auch diese Mühe nicht nöthig; Kategorie ist nichts weiter als Selbstbewufstsein, wie auch für Spinoza im Grunde und wirklich in den ersten Versuchen der Darstellung seiner Denkweise Attribut und Substanz zusammenfällt, die Kategorie schlechthin ist das Selbstbewufstsein, und es ist kein andres Schicksal der Dinge denkbar, als dafs sie wegen ihrer Endlichkeit an der Unendlichkeit des Selbstbewufstseins zerschellen. Sie sind Gegenstände, Entäufserungen, endliche Verwicklungen — das ist genug, um sie vor der reinen Kritik zergehn zu lassen. In ihr allein ist „Ruhe des Erkennens," Auflösung aller Probleme. Die Kritik hat das menschliche Selbstbewufstsein zur vollkommenen Autonomie erhoben und selbst zum Princip gemacht; sonst hat festgestanden, dafs nur durch Principien erkannt werden könne, dafs nur durch sie eine Beziehung des Denkens zum Sein möglich sei, dafs nur durch sie eine Einheit des Denkens und der Anschauung herbeigeführt werde; nun aber ward behauptet und nie erwiesen, das Selbstbewufstsein sei an sich schon Sein, und alle Realität, es sei die reine Anschauung seiner selbst, es sei selbst sein Gegenstand. Das menschliche Subject, das die reine Kritik sich eigen machte, hatte dadurch mit Einem Schlage das Höchste erreicht, wenn es diese Abstraction durchsetzte und festzuhalten wufste; in der Kritik, in der es das für wahr Gehaltene als ein nichtiges aufzeigte, liefs es sich nur herab zu dem endlichen Kreise des Vorstellens, zur Masse, um auch sie zu sich heranzuziehen, wenn sie die Kühnheit der Abstraction besäfse. Denn der reinen Kritik waren alle Gegensätze anheimgefallen; sie war zum Mittelpuncte der Weltbewegung geworden.

Die Kritik ist nicht die Vollendung der Speculation; sie hat nur ein Element der Philosophie, das in unsrer Bildung zu einer hervorstechenden Entwicklung gekommen ist, einseitig und mit der künstlichsten Absichtlichkeit auf die Spitze getrieben. Wenn dieses Extrem fällt, so fällt die Speculation noch nicht. Die Philosophie wird sich durchbrechen, unbekümmert um solche schroffe Einseitigkeiten, denen allerdings das letzte System der Philosophie, das Hegel'sche, viel

Digitized by Google

Vorschub geleistet hat. Aber selbst die Hegel'sche Philosophie, wie Hr. Marx (S. 220) einräumt, ist über diese Einseitigkeit hinaus.

Ihre härtesten Gegner aber mufste die Kritik an denjenigen finden, die sich der Verkündigung einer „Philosophie der Zukunft" gläubig hingeben, einer Denkweise, welche die Aufgabe sich stellte, „die Philosophie aus dem Reiche der abgeschiednen Seelen in das Reich der bekörperten, lebendigen Seelen wieder einzuführen, aus der göttlichen, nichts bedürfenden Gedankenseeligkeit in das menschliche Elend herabzuziehn" (Feuerbach Phil. der Zuk. S. III), welche das Wirkliche in seiner Wirklichkeit, also auf eine dem Wesen der Wirklichkeit entsprechende Weise als das Wahre anerkennen und zum Principe und Gegenstande der Philosophie zu erheben (ebend. S. 56) gedachte, das Reale, das Sinnliche zum *Subject seiner selbst* machen, ihm absolut selbständige, göttliche, primitive, nicht erst von der Idee abgeleitete Bedeutung geben wollte, nur die Sinnlichkeit als Wahrheit und Wirklichkeit proclamirte (ebend. S. 58), die Wahrheit in die Unmittelbarkeit setzte (ebend. S. 64), alle unsre Ideen aus den Sinnen entspringen liefs (S. 67), das Wirkliche in seiner Wirklichkeit und Totalität zum Gegenstand des wirklichen und ganzen Menschen machte (S. 77) und die Einheit des Denkens und Seins nur so erreichbar dachte, dafs der Mensch als der Grund, als das Subject dieser Einheit gefafst, dafs ein reales Wesen als erkennend realen Dingen gegenübergestellt werde (S. 77). Eine Richtung, die in dem Sinnlichen, Individuellen die Wahrheit suchte, mufste in harten Kampf gerathen gegen diejenige, welche alles Bestimmte austilgte in das reine Selbstbewufstsein. Dieser Kampf spinnt sich durch das ganze Buch fort, das wir in Betrachtung gezogen haben, und führt zu den interessantesten Gegensätzen. So wird S. 19 von Hrn. Marx die Liebe, in welcher bekanntlich auch für Feuerbach das Geheimnifs seiner Philosophie der Zukunft liegt, in Schutz genommen gegen die Ausfälle der kritischen Kritik, die ihr nicht vergeben kann, den Menschen in ein schlechthin individuelles äufserliches Object umzusetzen; in der Restauration des wahren Proudhon gegen die kritische Uebersetzung, die ihn unkenntlich machte (S. 22 ff.), werden die Gegensätze und Mängel des socialen Lebens, wie sie aus dem Privateigenthum sich erzeugen, als wirkliche, sehr fühlbare, in Hunger und Blöfse sich kundgebende Gegensätze, den Machinationen der Kritik entgegengestellt, sie zu Kategorieen und Schatten zu machen und sie für sich zu sequestriren. Weiter wird (S. 50) der Philosophie vorgeworfen, weil sie nur der transscendente, abstracte Ausdruck der vorhandenen Zustände gewesen, habe sie wegen ihrer Transscendenz und Abstraction, wegen ihres imaginären Unterschiedes von der Welt die vorhandenen Zustände und die wirklichen Menschen tief unter sich gelassen; und anderseits, weil sie sich nicht *wirklich* von der Welt unterschied, konnte sie kein wirkliches Urtheil über sie fällen, keine reale Unterscheidungskraft gegen sie geltend machen, also nicht praktisch eingreifen, sondern mufste sich höchstens mit einer Praxis in abstracto begnügen. Dann wird das höchst künstliche Verfahren beleuchtet, durch welches die Kritik die in sie zusammengesunkene Welt wieder reconstruirt (S. 75 ff.) und unter Andrem die „Geheimnisse von Paris" des Herrn Eugen Sue in allen ihren einzelnen Zügen als nothwendig construirt; es wird aufgezeigt, wie diese Speculation einerseits scheinbar frei aus sich ihren Gegenstand a priori schafft, anderseits aber, eben weil sie die vernünftige und natürliche Abhängigkeit vom Gegenstande wegsophistiren will, in die unvernünftigste und unnatürlichste Knechtschaft unter den Gegenstand geräth, dessen zufälligste, individuellste Bestimmungen sie als absolut nothwendig und allgemein construiren mufs (S. 85).. Weiter wird die „Masse" gegen den „Geist" in Schutz genommen (S. 113 ff.), und dies „Dogma" der „*aufserweltlichen* d. h. aufser der Masse der Menschheit hausenden Existenz des Geistes" (S. 123), so wie dieser Dualismus als der speculative Ausdruck des christlich-germanischen Dogma's vom Gegensatze des Geistes und der Materie, Gottes und der Welt (S. 126) verworfen. Dann wird (S. 129 ff.) die Judenfrage aus der „theologischen" Behandlung, welche die Kritik ihr hatte angedeihen lassen, wieder in ihre menschliche, gesellschaftliche, praktische Bedeutung zurechtgestellt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Consorten. Von Fr. Engels und K. Marx.

(Schlufs.)

Ferner wird die Apologie beleuchtet, welche die Kritik für sich selbst geschrieben, um frühere Schwächen und Condescendenzen zur geistlosen Masse, ihr ganzes Thun und Begegnen mit den bestehenden Verhältnissen als nothwendig zu construiren und zu rechtfertigen (S. 150ff.). Es wird sodann der Kritik die Nothwendigkeit aufgezeigt, sich von der halben zur ganzen politischen Emancipation, vom constitutionellen zum democratischen Repräsentativstaat zu erheben (S. 174 ff.). Die Massenbewegung der französischen Revolution wird gegen die kritischen Ausstellungen gerechtfertigt (S. 185 ff.), und der Materialismus gegen idealistische Angriffe der Kritik (S. 195 ff.). Gegen den speculativen Kreislauf der absoluten Kritik und die Philosophie des Selbstbewufstseins wird der Messias Feuerbach aufgerufen, „der den metaphysischen absoluten Geist in den wirklichen Menschen auf der Grundlage der Natur auflöste, und die Kritik der Religion vollendete, indem er zugleich zur Kritik der Hegel'schen Speculation und daher aller Metaphysik die grofsen und meisterhaften Grundzüge entwarf (S. 215 ff.). Weiter wird an der Correspondenz der kritischen Kritik aufgezeigt, wie die heilige Familie zu Charlottenburg den gebührenden Cultus von ihren Correspondenten entgegengenommen habe (S. 228 ff.). Und nachdem die Kritik sich in ihren Kämpfen von der unkritischen „profanen Masse" und „Allem" abgelöst, und endlich ihre einsame, göttliche, selbstgenügsame, absolute Existenz herausgearbeitet hat, wird sie als Kunstgestalt, in ihrer Bufsevollbringung und endlichen Verklärung — als Rudolph, Fürst von Gerolstein — zum Gegenstand der Betrachtung des vorliegenden Buches (S. 257 ff.), und an dem der Bufse gewidmeten Leben Rudolphs, so wie seinem Verhältnifs zum Chourineur, zur Fleur de Marie u. dgl. die ganze theologische Unmenschlichkeit des Standpuncts aufgezeigt. Der maitre d'école, der der originellen Straftheorie Rudolphs erlag, „bewährt thatsächlich den Zusammenhang des christlichen Sündenbewufstseins mit dem Wahnsinn" (S. 293). „Wie für Rudolph alle Menschen auf dem Standpuncte des Guten oder Bösen stehn und nach diesen beiden fixen Vorstellungen beurtheilt werden, so für Herrn Bauer und Consorten auf dem Standpunct der Kritik oder der Masse. Beide aber verwandeln die *wirklichen Menschen* in *abstracte Standpuncte*" (S. 308). Zuletzt wird das jüngste Gericht, das von der Kritik über die Welt ausgeht, geweissagt, doch eine historische Nachrede giebt den Trost: „Wie wir nachträglich erfahren haben, ist nicht die Welt, sondern die kritische Literaturzeitung untergegangen" (S. 335).

Es ist nicht zu leugnen, dafs die Kritik der Hrn. Engels und Marx der absoluten Kritik und ihrem reinen Selbstbewufstsein einige harte Püffe gegeben hat, der Feldzug ist mit allen Waffen des Witzes und der Weltkenntnifs ausgeführt worden, die Widerlegung besteht freilich überall nur im Herunterziehn ins Lächerliche, in der Apellation an das empirische Bewufstsein, vor dem die künstlichen Gespinnste der Kritik keine Gnade finden. Denn entschieden können sich beide Standpuncte einander nichts anhaben; sie suchen jeder für sich unsre heutigen Zustände, Vorstellungen u. s. f. zu kritisiren und sie für sich gefangen zu nehmen. Nur bekommt bei ihrem Gegensatz Alles eine durchaus verschiedne Wendung, je nachdem es nach der einen oder der andern Seite hingezogen wird. Beide schmeicheln entgegengesetzten Neigungen unsrer Zeit und suchen in ihnen eine Bestätigung ihrer Behauptungen. Bei der „Masse" wird unfehlbar die Lehre Feuerbachs manchen Anklang finden, denn er

Digitized by Google

sagt ihnen, sie hätten in ihrem unmittelbaren Gefühl und Drang Recht gehabt, eine verschrobne Bildung hätte ihnen den natürlichen Sinn geraubt; ihr eingeborner Zug nach dem Sinnlichen, nach dem Fleische hin sei das eigentliche Organ für die Wahrheit. Es würde diese Lehre in unsrer Zeit kaum irgend ein Gehör gefunden haben, wenn sie nicht eine zum Theil verschuldete Reaction wäre, eine Mahnung, dafs die Aufgabe der Philosophie noch nicht vollständig gelöst sei; es kann, nachdem wir eine Reihe von philosophischen Systemen durchlebt haben, die das Ich oder das Denken zur Substanz der Dinge, zu dem einzig Realen gemacht haben, manche Geister ein allgewaltiger Drang ergreifen, das bisher zum Nichtigen Herabgesetzte wieder zur Geltung zu bringen, und da ihnen die Stetigkeit und Ruhe des Philosophirens abgeht, können sie im wilden Taumel und im Durst nach Wirklichkeit das bisher Vernachlässigte für das Absolute erklären; nur durch den Gegensatz und im Gegensatz ist solch eine Lehre begreiflich, welche den Entwicklungsgang der Menschheit von der Rohheit zur Bildung geradezu umwirft, aus der Fortbildung das Menschengeschlecht in seine Anfänge zurückversetzt, und einen Zustand für den vollendetsten ausgiebt, über welchen auch jeder Ansatz von staatlichem, socialem, sittlichem Zusammenleben schon hinausgeführt hat. Man gebe nicht für Philosophie aus eine Denkweise, die hinter den allerersten Versuch der Philosophie, hinter den des Thales zurückfällt. Man gebe nicht für eine Kritik des Christenthums eine Doctrin aus, die gar nicht im Stande ist, auf das Wesen der Religion sich einzulassen, die trotz aller wüthigen Gebehrden den Kern der Religion gar nicht treffen kann, weil sie mit der Religion aufser aller Beziehung bleibt; man gebe nicht für den Entwurf zur Heilung aller socialen Uebel eine Vorstellungsweise aus, die den Hebel des socialen Lebens geradezu verleugnet; oder für die Erlösung der Menschheit eine Proclamation, die gar nicht weifs, was der Mensch ist. Die Feuerbach'sche Vorstellung lebt und webt blofs in der Empfindung, die freilich einen Beweis ihrer Wahrheit nie führen kann; sie weifs nie das Warum? Sie ist ihrem Drange hingegeben, von dem sie sich nicht befreien kann, sie fährt grob zu, sie will immer ganz sein und mit dem Ganzen zu thun haben; sie hat nur den wüsten impetus auf das Totale. Sie schreit beständig nach dem Wirklichen, nach dem Vollen, und wiederholt fortwährend dies Geschrei, um alle Andern zu übertäuben, die zu Worte kommen wollen. „Wahr und göttlich ist nur, was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewifs ist, unmittelbar für sich spricht und einnimmt, unmittelbar die Affirmation, dafs es ist, nach sich zieht — das schlechthin Entschiedne, schlechthin Unzweifelhafte, das Sonnenklare. Aber sonnenklar ist nur das Sinnliche; nur wo die Sinnlichkeit anfängt, hört aller Zweifel und Streit auf. Das Geheimnifs des unmittelbaren Wissens ist die Sinnlichkeit" (Phil. der Zuk. S. 63 f.). Ja in der That ein Geheimnifs! denn dies Unbezweifelbare, unmittelbar Gewisse, dies *durch sich selbst* Gewisse und Bewährte, was um so viel mal höher steht als das durch die Nichtigkeit seines Gegentheils Gewisse (S. 64) ist das Unsagbare. Jawohl antwortet uns Feuerbach „das Unsagbare. Wo die Worte aufhören, da fängt erst das Leben an, erschliefst sich erst das Geheimnifs des Seins. — Die Existenz hat für sich selbst auch ohne Sagbarkeit, Sinn und Vernunft" (S. 49) — aber doch damit nicht für uns, nicht für den Menschen, für das „universale Thier," das auf „Gemeinschaftlichkeit" (S. 83) angewiesen ist. Darf er denn sagen, *dafs* etwas ist, und *was* es ist, darf er es mittheilen, ohne die Wahrheit zu zerstören, die in dem „Sein als Object des Seins, als *Object seiner selbst*," in dem „*Sein des Seins*, der Anschauung der Empfindung, der Liebe" (S. 59 f.) liegt, macht er nicht in jedem Worte, in jeder Mittheilung die Wahrheit zur Unwahrheit, zerstört er nicht die Empfindung durch seine Reflexion und löst das Leben in todte Elemente auf? Ist das Sinnliche in Wahrheit „*Subject seiner selbst*," dann ist freilich Gott, dann ist aber auch der Mensch überflüssig, und es ist nicht abzusehn, wie der Mensch überhaupt noch eine Stellung im Universum erhält. Fragen, wie die: wodurch denn die Sinnlichkeit geworden, wodurch Sinn und Vernunft in sie gekommen, wodurch ihre Harmonie mit dem Menschen erzeugt worden, welchen Zweck nun dies Ganze habe, solche Fragen, auf welche sich bisher die Philosophie eingelassen, müssen Hrn. Feuerbach und seinen Gläubigen fern bleiben, weil sie nur Thiere sein wollen, und wenn gleich universelle, doch immer nur Thiere, da auch gar nicht abzusehn ist, wo das Universale herkommen soll, wenn nur in der Sinnlichkeit das Wahre liegt.

Digitized by Google

Die Feuerbach'sche Lehre kann sich weiter keine innre Ausbildung geben, sie hat mit ihrem Satz, dafs das Sinnliche, Unmittelbare die Wahrheit sei, dafs Sein = Denken, dafs das *Sinnliche*, *Reale Subject seiner selbst sei*, ihre ganze Weisheit ausgesprochen, d. h. ein Paar Worte, ein Paar Namen hat sie gesagt, und will sie in ihrem Inhalte nur empfunden wissen. Die Empfindung mufs ihre eigne Probe sein. Eine höhere Sanction hat sie nicht. Mit gleichem Rechte stellt sich ihr die Kritik gegenüber und sagt: *das Selbstbewufstsein ist Subject seiner selbst.* Beide Sätze sind falsch. Weder ist das Selbstbewufstsein noch das Sinnliche Subject seiner selbst; wären diese Sätze wahr, so gäbe es keine Beziehung zwischen dem Selbstbewufstsein und dem in der Anschauung Gegebenen, es wäre keine Erkenntnifs, es wäre keine Fortbildung, überhaupt Menschliches und Freies nicht möglich. Subject seiner selbst ist nur das absolute Princip, durch welches die Dinge sind und durch welches erkannt wird, durch welches auch das Denken und die Anschauung auf einander bezogen sind, und der Natur wie dem Geiste ihr letzter Zweck vorgesetzt ist.

Alexis Schmidt.

XXII.

Babrii fabellae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonadii passim reficta cum brevi annotatione critica ediderunt J. C. Orellius et J. G. Baiterus. Turici, impensis Meyeri et Zelleri* 1845. *VIII u.* 107 *S. kl. Octav.

Wenige Wochen nachdem der Unterzeichnete die erste Erscheinung des neuentdeckten Babrius in diesen Blättern angezeigt hatte *), ist auch bereits aus den rüstigen Händen des Zürcherischen Duumvirats — oder Triumvirats, wenn wir Hrn. Sauppe mitzählen, der auch diese Ausgabe mit schätzbaren Beiträgen seines Scharfsinns bereichert hat — eine Recognition seines Textes hervorgegangen, über die wir das einmal übernommene Referentenamt um so mehr ausdehnen wollen, als wir dabei zugleich unsere Leser von einer Anzahl anderer kleinerer aber nicht minder werthvoller Arbeiten in Kenntnifs setzen können, welche sowohl in Frankreich als in Deutschland durch die neue Entdeckung hervorgerufen worden sind. Dort hat zuerst der ursprüngliche Herausgeber Boissonade selbst einen verbesserten Textesabdruck folgen lassen, dessen Varianten auch unsere Herausgeber am Schlusse mittheilen und der sich von der gröfseren Ausgabe namentlich durch consequentere Durchführung der ionischen Formen — hier und da bis zum Uebermafse — unterscheidet; dann ist von Meyer eine Duodezausgabe erschienen, von der wir jedoch nur den Titel in so weit kennen, um daraus zu entnehmen, dafs sie begleitet sei *d'une introduction historique et littéraire sur Babrius, d'un index de mots nouveaux, d'une concordance avec les fables d'Esope et de Phèdre, et de fables correspondantes de Lafontaine*; ferner hat Hr. Ambroise Firmin Didot von einem Nationalgriechen Doctor N. Piccolos *quelques observations sur le texte de Babrius* erhalten, die er in einem besondern Heftchen von 24 Seiten hat abdrucken lassen; insbesondere aber hat unser Landsmann Hr. Fix in der ersten Nummer der neuen *Revue de philologie, de littérature et d'histoire* S. 46—80 eine ausführliche Beurtheilung der Boissonadischen Ausgabe und der *Animadversiones* von Dübner geliefert, in welcher er zugleich einige polemische Blicke auf eine uns nicht

---

*) Ref. benutzt diese Gelegenheit, um einige Druckfehler zu berichtigen, die sich in jener Anzeige (December 1844, S. 801 fgg.) eingeschlichen haben. S. 801 Z. 16 l. philologischen st. philosophischen. Das. Z. 19 nur st. neue. S. 805 Z. 11 ἐπράθη st. ἐςράθη. S. 806 Z. 28 σαύρα st. σαῦρα. S. 808 Z. 7 ἐπὶ st. ἐςὶ. Das. Z. 10 ἐπειράθην st. ἐπειφάθην. S. 809 Z. 18 πόθων st. πόθεον. S. 810 Z. 11 Apollonius. S. 811 Z. 44 οὕτω st. οὕτιν. S. 819 Z. 37 εἰρηνεύοι. S. 822 Z. 18 αἰτίῃ st. ἀντίῃ. Das. Z. 23 Ἴτυν st. Ἴτον. S. 823 Z. 41 μόλην st. μόλην und ἑσπέρην. S. 824 Z. 5 πᾶσαν. Das. Z. 18 ἐνυπνώσας. Das. Z. 33 προὐκαλεῖτο. S. 826 Z. 1 τὸν δ' ἄρα τρυγὼν st. τρύγιον. Das. Z. 5 Parenthese. S. 827 Z. 3 πειρῶ st. πείρω. Das. Z. 40 ἵμερον und Z. 41 ἱκτῖνος st. ἔμερον und ἐκτῖνος. S. 829 Z. 21 κἄπευτ' ἀγρευταῖς und Z. 24 ἀλφίτων st. ἀλφυτων. Einen ärgerlichen Schreibfehler hat seine eigene Flüchtigkeit verschuldet. S. 822 Z. 44, wo die Betonung σίσυρα als Tribrachys statt als Proparoxytonon mit γέφυρα und ὄλυρα zusammengestellt ist; inzwischen fällt jene ganze Bemerkung jetzt durch einen anderen Verbesserungsversuch weg.

Digitized by Google

weiter bekannte Arbeit von Hrn. Egger wirft; und andererseits ist Hr. Rossignol in der *Gazette de l'instruction publique* durch Hrn. Dübner's metrische Behauptungen zu einer umfassenden Untersuchung über die choliambischen Gedichte beider Sprachen veranlafst worden, deren drei vor uns liegende Nummern übrigens leider noch nicht bis zu Babrius selbst gediehen sind, und das Resultat, worauf er für diesen hinausarbeitet, nur erst errathen lassen. Was sodann die deutsche Philologie betrifft, so hat hier zuvörderst die Recension der *Editio princeps* von Hrn. Schneidewin in den ersten Nummern der Gött. Gel. Anzeigen dieses Jahres auch zur selbständigen Kritik des Schriftstellers keinen geringen Beitrag geliefert; hiernächst bringt das Marburger Lectionsverzeichnifs für das Sommerhalbejahr 1845 von Hrn. Bergks bewährter Hand eine Anzahl scharfsinniger Emendationen; und so eben erhalten wir noch in dem Ilfelder Osterprogramm von Hrn. Ahrens eine treffliche Abhandlung *de Crasi et Aphaeresi cum corollario emendationum Babrianarum*, welche zwar nur auf zwei Seiten, gleichwohl nicht nur über einzelne Stellen, sondern auch über den ganzen Standpunct und Mafsstab der Babrianischen Kritik Andeutungen gibt, deren Fruchtbarkeit unsere Leser aus dem Folgenden bald erkennen werden. Dieselben erinnern sich, dafs eine der wesentlichsten Fragen, welche die neue Entdeckung angeregt hat, die Lebenszeit des Verf.'s dieser Fabeln betrifft, und in der That sehen wir auch die genannten Gelehrten über diesen Gegenstand in solcher Meinungsverschiedenheit befangen, dafs die Endpuncte ihrer Ansichten um mehr als vierhundert Jahre aus einander liegen: während Hr. Fix auf ähnlichem Wege wie wir in der vorigen Anzeige auf einen syrisch-römischen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Chr. gelangt, und nur nicht wie Boissonade unter dem βασιλεὺς Ἀλέξανδρος den Kaiser Severus Alexander, sondern *quelque prince ou roitelet du pays, vivant sous la dépendance des Romains*, versteht, neigen sich die Züricher Herausgeber und Hr. Schneidewin zu einem Dichter der alexandrinischen Zeit, der unter einem der Könige des Namens Alexander gelebt hätte, welche im zweiten Jahrhundert vor Chr. die Throne von Syrien oder Aegypten inne hatten; und Hr. Bergk geht sogar bis zum Jahr 250 a. Chr. zurück, wo Babrius, oder wie er ihn lieber nennen will Babrias diese Fabeln zu Korinth verfafst und dann ums Jahr 241 zu Chalkis auf's Neue herausgegeben habe. Um jene Zeit hatte sich nämlich ein Neffe des macedonischen Königs Antigonos, seines Halbbruders Krateros Sohn (Trogi Epit. l. XXVI) Alexander in Korinth unabhängig gemacht (Plut. V. Arat. c. 18.) und kommt wirklich bei Suidas s. v. Εὐφορίων mit dem Königstitel als Ἀλέξανδρος ὁ βασιλεύσας Εὐβοίας vor, vgl. Droysen's Gesch. d. Hellenismus B. II., S. 215 und Meineke's Anal. Alex. p. 9; hierher nach Euböa scheint sich dann auch nach seinem Tode und dem Verluste von Korinth (Droysen S. 371) seine Wittwe Nikäa zurückgezogen zu haben, und diese hält nun Hr. Bergk für die Mutter des Branchos, welchem Babrius Fabeln gewidmet erscheinen, so dafs darnach der Dichter nicht einmal oder kaum, wie Hr. Schneidewin will, ein Nachahmer des Kallimachos, geschweige denn nach unserer Ansicht von römischem Ursprunge gewesen sein könnte. So blendend jedoch auch diese Combination für den ersten Blick hingestellt ist, so gesteht Ref. doch, dafs er wenigstens bis zu der weitern Ausführung, die Hr. B. versprochen hat, die Gründe, welche ihn zu seinem Ansatze bestimmt haben, um so weniger aufopfern kann, als wie gesagt Hr. Fix ganz unabhängig auf ähnliche gekommen ist, die wir wenigstens theilweise anzuerkennen kein Bedenken tragen; und wenn dieser bereits auch im Versbau unseres Dichters wie in seiner Sprache Spuren eines jüngern Zeitalters findet, worunter wir namentlich auf das S. 56 über die Seltenheit der Elision Gesagte aufmerksam machen, so hat Hr. Ahrens geradezu ein Gesetz seines Choliambus nachgewiesen, wogegen Kallimachos und alle frühern Jambographen noch gleichgültig sind, und wovon er mit Recht sagt: *ceterum apparet in hac lege Babriana politicae quam dicunt poëseis initia spectari.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Babrii fabellae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonadii passim reficta cum brevi annotatione critica ediderunt J. C. Orellius et J. G. Baiterus.

(Fortsetzung.)

Einzelne zerstreute Beispiele stehen zwar auch seiner Theorie in ähnlicher Art entgegen, wie es die vorige Anzeige hinsichtlich der Dübner'schen Bestreitung der Anapästen *in sede pari* bemerkt hat; aber so wenig wir diesem darum im Ganzen unsere Beistimmung versagen konnten, eben so wenig zweifeln wir im Allgemeinen an der Richtigkeit der durch die überwiegende Mehrzahl der Babrianischen Choliamben bestätigten Bemerkung, dafs die vorletzte Silbe mit ihrer gesetzmäfsigen Länge zugleich den Wortaccent in solcher Consequenz verbinde, dafs eine Abweichung von dieser Regel wenigstens die Lesart stark zu verdächtigen hinreiche; und wenn wir auch diesem Anerkenntnifs einige unsrer eigenen Vermuthungen in der vorigen Anzeige opfern müssen, so thun wir dieses um so lieber, als wir damit andererseits ein mächtiges Gewicht in die Wagschaale unserer Gesammtansicht von dem Zeitalter des Dichters und seines Werkes gewinnen. Aufserdem stimmt Hr. Ahrens noch in dem Puncte mit uns überein, über welchen selbst Hr. Fix noch in Hrn. Dübners einseitiger Behauptung befangen geblieben ist, der inzwischen durch die Mehrzahl der vorliegenden Stimmen als entschieden gelten kann, dafs Babrius auch insofern von Kallimachos und den übrigen Jambographen seines Zeitalters abweiche, als er den Spondeus im fünften Fufse, welchen jene sorgfältig vermieden zu haben scheinen, unbedenklich zuläfst*); und wenn wir Hrn. Rossignol recht verstanden haben, so läuft auch seine ganze sorgfältige und gelehrte Entwickelung der Gesetze des choliambischen Verses nach den einzelen Zeiten darauf hinaus, zu zeigen, dafs eine Abweichung von der Strenge des alexandrinischen Versbaus in diesem Puncte unsern Dichter vielmehr in die römischen Zeiten hinabdrücke, in welchen er die allmälige Degeneration des Skazon von Stufe zu Stufe sehr einleuchtend verfolgt hat. Ja selbst Hr. Bergk räumt, was uns besonders freut, die Thatsache des Spondeus bei Babrius ein, indem er darauf sogar dieselbe Vermuthung, wie wir zu Fab. I.3 δρυμὸς für δρόμος gründet, und sucht sie nur mit seiner Chronologie dadurch zu vereinbaren, dafs er dieselbe Freiheit auch für die Alexandriner hin und wieder in Anspruch nimmt; aber die Beispiele, die er dafür anführt, scheinen uns zu diesem Beweise noch nicht ausreichend, und müssen wir also auch in dieser Hinsicht jedenfalls seiner weiteren Belehrung entgegen sehen. Von der Theokritischen Grabschrift auf Hipponax hat er mit Recht gar keinen Gebrauch gemacht, weil er unstreitig eben so wie Hr. Rossignol davon urtheilte: *Théocrite, en louant Hipponax, voulut rappeler un des rhythmes, qu' affectionnait le vieux poëte; l'emploi du spondée n'est là qu'une faiblesse d'érudit, une affectation d'archaïsme métrique, et rien d'autre*; es bleibt also nur noch das Fragment des Herodes: ἀγ' αὐτὸν εἰς τὸ ζήτρειον, und die interessante Stelle aus Kallimachos in Cramers Anecdd. Oxon. t. IV, p. 399, deren Schlufs Hr. B. schon in seinem vorjährigen Programm so constituirt hat:

μήτι παρὰ νύσσῃ δίφρον
ἄξωσιν, ἐκ δὲ κύμβαχος κυβιστήσῃς,

*) Nur für die verhältnifsmäfsig wenigen Verse mit hephthemimerischer Cäsur dürfte der Spondeus möglichst zu vermeiden sein; wenigstens ist hier das einzig sichere Beispiel das von Hrn. Dübner selbst p. 20 in Schutz genommene λευκανθιζούσας; während XXVI. 10 εἰς τὰς Πυγμαίων und CXII. 5 ἔνθεν δ' ἐκκύψας mit leichter Mühe schon von Andern verbessert sind. Μακρὰν (XXIII. 1), ὄνιν (XXXVII. 2), λίπους (XCIX. 3), ἀνίης (CXXII. 11) wird man uns eben so wenig wie das Epimythium XCVI. 6 entgegen halten.

Digitized by Google

ohne dafs wir jedoch die Nothwendigkeit dieser Anordnung wie jener Lesart einräumen könnten. Was die Stelle des Herodes betrifft, so mufs man nur den Artikel des Etym. M. p. 411, wo sie erhalten ist, im Zusammenhange nehmen, um sich zu überzeugen, dafs es mit ihr eine besondere Bewandtnifs haben müsse, weshalb sie nicht gleich zu Anfang unter den übrigen Beispielen der gewöhnlichen Form des Worts ζήτρειον steht; erst nachdem diese erwähnt sind, fährt der Grammatiker so fort: σύνθετον δέ ἐστιν ἐκ τοῦ ζα καὶ τοῦ τρέω τὸ φοβοῦμαι, ζάτρεον καὶ ζήτρειον· ἢ παρὰ τὸ δεῖν τὸ δεσμεύειν καὶ τὸ τρέω γίνεται δήτρειον καὶ ζήτρειον κατὰ τροπὴν τῆς ει διφθόγγου εἰς τὸ η, ἐν ᾧ δεῖσθαι τρέουσιν· εὕρηται δὲ καὶ διὰ τοῦ ι συνεσταλμένον, und dann erst folgt, wie offenbar gelesen werden mufs, ὡς παρὰ Ἡρώδῃ mit unserer Stelle, die dem Nächstvorhergehenden zufolge vielmehr als Beispiel der Form ζήτριον dasteht; oder will man ja den Zusatz: ἔστι δὲ χωλίαμβον τό μέτρον, auf einen skazontischen Schlufs deuten, so gehört das Beispiel zu der Etymologie von δεῖν und mufs so aufgefafst werden, dafs der Dichter hier das ζ wie ein einfaches δ behandelt und demzufolge eben wie das homerische Ζάκυνθος oder Ζέλεια ohne Position verbunden habe. Bei Kallimachos ferner heifst das ganze Fragment so: ἴσχε δὲ δρόμου μαργῶντας ἵππους, μὴ δευτέραν κάμψῃς μήτι παρὰ νύσσῃ δίφρον ἄξωσιν u. s. w., woraus Hr. B. selbst zunächst diesen reinen Choliamben gewonnen hat:

μαργῶντας ἵππους, μηδὲ δευτέραν κάμψῃς:

und schlossen sich daran, wie es der Sinn von selbst giebt, unmittelbar die nächsten Worte an, so bildeten diese vielmehr den Anfang des dritten Verses, der dann in der Mitte durch ein entsprechendes Epitheton des Wagens auszufüllen wäre, z. B. so:

μή τι παρὰ νύσσῃ τὸν παλίντροπον δίφρον
ἄξωσιν, ἐκ δὲ κύμβαχος κυβιστήσῃς,

so dafs auch hier wenigstens noch kein sicheres Beispiel eines Ischiorrhogicus aus alexandrinischer Zeit vorliegt. Steht aber auch in dieser Hinsicht der Gegensatz zwischen Babrius und den Alexandrinern fest, so werden wir drittens hinsichtlich des Dialektes viel zurückhaltender sein müssen, als es von den neuen Herausgebern und selbst von Hrn. Schneidewin geschehen ist, welcher Letztere zwar keinen reinen Jonismus, wie beim Kallimachos, von Babrius verlangt, sondern diesem nur eine mäfsige Färbung, so weit sie auch dem Epos zustehe, einräumt, aber doch überall, wo es der ionische Dialekt erheischt, für die Endung ῃ ist und darin völlig mit Hrn. Baiter übereinstimmt, der wenn auch nicht im Texte, doch in den Noten der Zürich. Ausg. den nämlichen Grundsatz consequent durchführt; dafs aufserdem auch Hr. Boissonade selbst in seiner kleineren Ausgabe demselben bis zum Extrem gehuldigt hat, ist oben bereits erwähnt, obgleich wir damit nicht beabsichtigen, ihn mit den deutschen Gelehrten in eine Classe zu setzen, die sich zu Formen wie μοίρην und εὐσεβείην oder auch nur μίην schwerlich bekennen würden. Doch auch da wo der epische Jonismus völlig zulässig, ja durch analoge Beispiele unseres Dichters selbst gerechtfertigt scheinen könnte, halten wir grofse Vorsicht für nöthig und ohne mit Hrn. Piccolos in Bausch und Bogen zu sagen: *j'aurais désiré que M. Boissonade eût montré dans sa petite édition moins de condescendance pour les partisans d'un ionisme équivoque*, möchten wir denselben doch bei Babrius ganz anderen Gesetzen als denjenigen der Grammatik, nämlich vielmehr euphonischen unterwerfen, die nicht sowohl an dem Worte und seiner Form, als an der Stelle des Verses und der sonstigen Verbindung, in der es steht, haften, und folglich immer nur aus der Natur des concreten Falles bemessen werden können. Wir lassen es uns wohl gefallen, was Hr. Schn. bemerkt, dafs auf die Abschreiber in diesem Puncte kein völliger Verlafs sei, und sind ihm namentlich für die Zusammenstellung der handschriftlichen Lesart mit den Citaten aus Suidas dankbar, woraus hervorgeht, dafs Letzterer oft ionische Formen, wo erstere gemeine darbietet, und umgekehrt; inzwischen kann es doch wohl kein blofser Zufall sein, dafs im zweiten Fufse mit Ausnahme einer einzigen Stelle (LVI. 1 εὐτεχνίης) nirgends eine ioninische Form vorkommt, und diese überhaupt in der ersten Vershälfte viel seltener ist, als in der zweiten, wo sie namentlich im vierten und sechsten Fufse allerdings bei weitem das Uebergewicht hat. Die Epimythien, in welchen Hr. Schn. auch auf das Vorherrschen der Formen mit ττ im Gegensatze der sonst üblicheren mit σσ aufmerksam gemacht hat, wollen wir nur insofern erwähnen, um zu bemerken, dafs ihnen jedenfalls Hr. Baiter die Jonismen nicht hätte aufdrängen dürfen, von welchen sie kaum hier und da

Digitized by Google

eine Spur zeigen (XII. 24 μοίρης: XXIII. 11 ὥρην); aber auch abgesehen von diesen glauben wir, dafs das Verhältnifs von 160 ionischen Formen zu 100 gemeinen, wie es Herr Schn. aufgestellt hat, sich bedeutend verändern wird, wenn man von ersteren die Beispiele des sechsten Fufses abzieht, die allein jenes grofse Mifsverhältnifs hervorbringen, während in den übrigen Füfsen auf vier ionische Formen mindestens drei gemeine kommen, und im zweiten, wie gesagt, die letzteren entschieden vorherrschen (IV. 6 σωτηρία: XII. 24 παραμυθία: XLVII. 15 φιλαδελφία: LIX. 13 οἰκίας: LX. 1 χύτρᾳ: LXXXV. 19 συμφωνία: LXXXIX. 2 βίᾳ: XCVII. 8 θύρᾳ: CII. 11 und CVI. 26 ἡμέραν: CXXII. 12 κνηκίαν). Auch das dürfte vielleicht nicht zu übersehen sein, dafs sich in den Casus, welche auf Consonanten endigen, das Verhältnifs ganz anders als in den vocalisch auslautenden stellt: während im Nominativ und Dativ, zumal wenn wir von den Epimythien absehen, die ionischen Formen in entschiedener Mehrheit sind, ja über das Doppelte der gemeinen betragen, stehen sich im Genitiv und Accusativ wenigstens für die fünf ersten Füfse beide Kategorien fast gleich, was doch auch kaum blofse Willkür des Abschreibers sein kann; und betrachtet man endlich solche Stellen, wie Fab. LXXXIII:

κριθάς τις ἵππου πᾶσαν ἡμέραν πίνων
ἔτριβεν, ἐκτένιζεν ἡμέρῃ πάσῃ,

so dringt sich unwillkürlich der Gedanke auf, dafs es insbesondere auch der Gleichklang mit benachbarten oder näher verbundenen Wörtern gewesen sein möge, was den Dichter bestimmt habe, mitunter sogar das nämliche Wort bald in der einen bald in der anderen Weise zu beugen. Wie leicht man hier in vermeinter Consequenz zu weit gehn kann, zeigt Hrn. Bois. Beispiel auch insofern, als dieser in seiner zweiten Ausgabe überall εἰς für ἐς geschrieben wissen will, wovon bereits Hr. Baiter das Gegentheil bewiesen hat; anderswo, wie in den Femininis auf εῖα und ήη, zwingt schon das Metrum zur Anerkennung beider Formen; nicht viel anders aber möchte es sich auch mit ἄν und ἤν verhalten, deren auffallendes Schwanken Hr. Schn. mit Recht bemerkt hat, ohne dafs wir deshalb die eine Form ἤν auch an den Stellen einsetzen möchten, wo die andere nach der feinen Bemerkung Meier's Comm. Andoc. V, P. 1, p. 15 durch vorhergehenden Apostroph oder ν ἐφελκυστικόν euphonisch gerechtfertigt ist.

Doch über diese Puncte wird die Kritik bei so geringen Hülfsmitteln vielleicht nie ins Reine kommen, zumal da wir aus Hrn. Schneidewins Anzeige sehen, dafs die Hoffnung auf eine zweite spanische Handschrift trügerisch gewesen ist; viel besser ist sie jedenfalls in metrischer Hinsicht daran, wo theils der Schlufs aus der Analogie weit zulässiger ist, theils auch die mittelbar erhaltenen Reste der übrigen Fabeln mit in die Betrachtung gezogen werden können, obgleich diese freilich auch nach den Bemühungen, welche Hr. Knoche und seine Vorgänger derselben gewidmet haben, noch bedeutende Modificationen werden erleiden müssen, wenn sie den Gesetzen entsprechen sollen, welche namentlich Hr. Fix und Hr. Ahrens aus der überwiegenden Anzahl der vorliegenden mit bemerkenswerther Uebereinstimmung abgeleitet haben. Denn selbst gegen die Regel ist von den Früheren hin und wieder verstofsen worden, welche Hr. Fix eigentlich mehr einschärft als neu aufstellt, *que partout ailleurs que dans le premier pied, l'ictus ou l'élévation de la voix, ne tombe jamais sur la finale brève d'un mot*, wie z. B. noch bei Knoche S. 121:

ὅμως δὲ δεῖ σχεῖν τὸν φίλον ὅ, τι δειπνήσει:

noch mehr aber gegen die beiden andern, welche allerdings für Babrius insbesondere noch in höherem Mafse als für den Choliambus überhaupt zu gelten scheinen, dafs die Cäsur und zwar namentlich die penthemimerische sorgfältig beobachtet und dafs eine *anceps* am Ende des letzten Fufses möglichst vermieden wurde. Was den ersteren Punct betrifft, so könnte man aus manchen Fragmenten selbst den neuen Unterschied zwischen Babrius und den Jambographen des dritten Jahrhunderts a. Chr. herleiten, dafs letztere die hephthemimerische Cäsur ungleich mehr als ersterer begünstigt hätten, und wenn auch dieses Zufall sein sollte, so werden doch Verse wie dieser des Aeschrion:

ἔγραψεν ἅσσ' ἔγραψ' ἐγὼ γὰρ οὐκ οἶδα,

oder des Phönix:

ἐγὼ δ' ὅπου πόδες φέρουσιν ὀφθαλμοὺς,

bei unserem Dichter nicht vorkommen dürfen: der andere aber, der übrigens mit dem, was wir schon oben nach Hrn. Ahrens über den Accent der Penultima gesagt haben, eng zusammenhängt, ist eine eben so positive Eigenthümlichkeit, wie diejenigen Eigenschaften, welche Hermann für den Bau des Hexameters seit Nonnos nachgewiesen hat, und ist jedenfalls principiell für Babrius festzuhalten, wenn auch einzelne Ausnahmen eben so wenig wie Anapästen *in sede pari* ganz weggeräumt werden können. Leider hat Hr. A. sich begnügt, zu bemerken: *primum raro in extremo versu admittit syllabas non natura longas*, mit dem Zusatze: *sed de hac lege nunc omitto accuratius quaerere;* und auch Hr. F. hat mehr einige entgegenstehende Fälle durch Emendation beseitigt, als dafs er seine schöne Beobachtung bis ins Einzelne und namentlich auch bis zu den Bruchstücken verfolgt hätte; doch hält sie auch bei näherer Prüfung vollkommen Stich, zumal wenn man erstens die Epimythien und

Digitized by Google

zweitens die Fälle ausschliefst, wo eine gröfsere Interpunction die *anceps* entschuldigt, und läfst sich sogar noch weiter dahin ausdehnen, dafs proparoxytonische Wörter überall nicht, properispomenische aber selbst mit langer *ultima*, wie κῆρυξ, ταῦροι, εἶναι mindestens eben so selten wie nach Hrn. Ahrens richtiger Bemerkung der Circumflex auf der *ultima* selbst vorkommen. Von Proparoxytonis bietet die Züricher Ausgabe drei Beispiele, Fab. L. 19 ἀπέκτεινας, LXXVI. 10 ἵππευσιν, und LXXIX. 8 (im Epimythium) ἀνήλωται, wovon aber die beiden letzteren auf blofser Vermuthung beruhen, und auch im ersten Hr. A. bereits ἀποκτείνας verbessert hat; eben so ist von den fünfen, die Hr. Knoche zurückgelassen hat, p. 99 ἄνθρωπος gar nicht beglaubigt, p. 110 für ἔκπνειεν mit Schneider ἐξέπνει, p. 119 für ἤλεγχε vielleicht ἠλέγχθη oder auch ἠλοία zu lesen; und wenn wir auch p. 183 und 188 je eine *anceps* stehen lassen müssen, so können wir doch τίκτοιτε und πανούργοισι nicht anerkennen, da sich für letzteres παντουργοῖσι darbietet, die erstere Stelle aber nach dem Cod. Bodlej. überhaupt so zu schreiben sein dürfte:

εἰ μὴ γὰρ ὑμεῖς στελεὰ πάντα γεννᾷτε,
οὐκ ἂν γεωργοῦ πέλεκυς ὑμᾶς ἐκκόπτοι.

Die Properispomena lassen sich freilich nicht ganz wegschaffen; doch bleiben auch hier mit den obigen Einschränkungen und nach Abzug der offenbar verdorbenen oder wenigstens verdächtigen Stellen in unserer Sammlung kaum ein Dutzend Beispiele übrig, und dazu kommen noch etwa fünf oder sechs Paroxytona mit kurzer *ultima*, wie VII. 2 φόρτον, XXIII. 4 ἄρνα, XXXI. 20 πρόσθεν, XCV. 101 und CII. 11 ἥτις, C. 4 πίστιν, die bei einer Summe von etwa funfzehnhundert Versen die Regel unmöglich umstofsen können. Nur 2 Fabeln sind dabei nicht mitgezählt, die allerdings fast eben so viele *ancipites* als die übrigen 121 zusammen darbieten, Fab. CVI. u. CXVI., von welchen aber die letztere durch ihren ganz heterogenen und höchst anstöfsigen Inhalt ohnehin des Dichters unwürdig erscheint, und auch die erstere, λέων πρᾶος betitelt, theils ohne Beglaubigung von Seiten der prosaischen Sammlungen, theils so gedehnt und salzlos ist, dafs wir auch sie ohne Versündigung an dem Dichter für untergeschoben zu erklären wagen; andere einzelne Verstöfse aber sind entweder schon früher theilweise aus ganz anderen Gründen emendirt, wie Prooem. v. 19 θηλᾶσαι in θηλύνας von Schneidewin und Ahrens, Fab. I. 5 σπεῦδε in σπεύσῃς von Fix, XVII. 6 αἰλούρου ζῶντος in ζῶντος αἰλούρου von Dübner, XXIX. 2 ἑσπέρην τάλας πᾶσαν in πᾶσαν ἑσπέρην οἴμοι τάλας στενάξας εἶπεν von Ahrens, L. 3 σωτῆρα in σωτήρων von Baiter und Fix, LIX. 3 ζῶον in ζώων von Fix und von demselben LXXVII. 8 ἀλλοῖον in ἀλλοίων, CVII. 9 ζῶντα in ζῴειν, endlich CXV. 4 ταῦτα in προςπτὰς von Piccolos; oder lassen sich mit ähnlicher Leichtigkeit noch wegräumen, wie XXII. 13 ἐγυμνοῦτο durch ἐγυμνώθη, wofern nicht schon der Schlufspunct die *anceps* entschuldigt; ferner XXX. 6 δεῖξαι durch die von uns in der vorigen Anzeige vorgeschlagene Ausmerzung der Interpolation, wofür auch die Fabel bei Avian 23 zu sprechen scheint; LXVII. 5 πρῶτος durch πρώτως, CVIII. 1 ἀρουραῖον durch ἀροὐρεύτην wie v. 27; und Prooem. II. 5 Λίβυς τινὸς, oder wie Boissonade hergestellt hat, Λιβυστῖνος durch Λυβιστίνοις, wodurch auch der Sinn wesentlich gewinnt. Ebenso wird auch bei Knoche p. 104 τί σοι τίκτει für τί γεννᾷ σοι, p. 121 κτείνειν für κτεῖναι, p. 127 ἐκαυχήθη für ἐκαυχᾶτο und ἀλλ' ἔχω τῆς σῆς κρείττω δορᾶς ἔγωγε ποικιλωτέραν γνώμην zu schreiben sein; ja selbst den schwer entstellten Fabeln p. 99 und 110 läfst sich nach diesen Gesetzen eine gewisse Eleganz wiedergeben:

ὁδοιπορῶν ἄνθρωπος εἰς ἐρημαίην
ἑστῶσαν εὗρε τὴν Ἀληθείην μούνην,
καί φησιν αὐτῇ· διὰ τίν' αἰτίην οὕτω
τὴν πόλιν ἀφεῖσα τὴν ἐρημίαν ναίεις;
ἡ δ' εὐθὺ πρὸς τάδ' εἶπεν ἠβαθυγνώμων·
ὅτι ποτὲ παρ' ὀλίγοισιν εὑρέθη ψεῦδη,
νῦν δ' εἰς ἅπαντας τοὺς βροτοὺς εἰλήλουθει:

woneben sich jedoch auch die Bodlejanische Fassung etwa so gestaltet:

ὁδοιπορῶν τις εὗρεν εἰν ἐρημαίῃ
μόνην κατηφῆ πάρθενόν τιν' ἑστῶσαν·
καί φησιν αὐτῇ· τίς σύ γ'; ἡ δ' Ἀληθείη
ἔγωγε, φησί· καὶ δι' αἰτίην ποίην
τὴν πόλιν ἀφεῖσα τὴν ἐρημίην ναίεις;
ἡ δ' εἶπεν, ὅτι πάλαι μὲν εὐαριθμήτοις
ψεῦδος παριῴκει, νῦν δὲ πάντας ἀνθρώπους
τοῦτ' εἰςελήλυθ' ἣν λέγῃς τι κἀκούῃς:

endlich Fab. XVI. bei Knoche, so weit sie noch der Emendation bedarf:

Ὄνον τις εἶχε κυνίδιόν τε τῶν ἁβρῶν·
χὠ μὲν παρ' αὐλῇ παρά τε φάτναις δεσμώτης
ἔτρωγε κριθάς, χόρτον, ὥσπερ εἰώθει·
ὁ κύων δ' ἔχαιρεν ἔνδον εὐρύθμως παίζων,
τὸν δεσπότην τε ποικίλως περισκαίρων,
πάλιν δ' ἐκεῖνος αὐτόν εἶχεν ἐν κόλποις.
ὁ δ' ὄνος ἀλήθων νυκτὸς ἦγε μὲν πάσης
πυρὸν φίλης Δήμητρος, ἡμέρας δ' ὕλην
κατῆγ' ἀφ' ὕψους, ἐξ ἀγροῦ θ' ὅσων χρείη.
ὀηχθεὶς δὲ θυμῷ καὶ περισσὸν οἰμώξας
σκυμνὸν θεωρῶν ἁβρότησιν ἐν πάσαις
φάτνης ὀνείης δεσμὰ καὶ κάλους ῥήξας
μέσην ἐς αὐλὴν ἦλθ' ἄμετρα λακτίζων·
δειπνοῦντα δ' εὐθὺς ἦλθε δεσπότην κρούσων,
σαίνων δ' ἐπῆδα καὶ θέλων περισκαίρειν
τὴν μὲν τράπεζαν ἐς μέσον βαλὼν ἔθλα,
ἅπαντα δ' εὐθὺς ἠλόησε τὰ σκεύη
νώτοις ἐπεμβάς· ἐσχάτου δὲ κινδύνου
θεράποντες εἰςορῶντες αὐτὸν ἐξῄρουν κ. τ. λ.

Hiermit sind wir übrigens schon an der Gränze des letzten Punctes unserer Anzeige, der Kritik einzelner Stellen, angelangt, die uns zugleich auf die vorliegende Ausgabe und ihre Verdienste um die Berichtigung des Textes selbst näher zurückführen mufs, obgleich wir auch hier die Rücksicht auf die Leistungen der übrigen genannten Gelehrten um so weniger dahinten lassen können, als allerdings auch dort noch manche Gelegenheit zu Verbesserungen geblieben ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1845.

Babrii fabellae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonadii passim reficta cum brevi annotatione critica ediderunt I. C. Orellius et J. G. Baiterus.

(Schlufs.)

Wir werden nun um der möglichsten Kürze willen die Lesarten, welche die Züricher Herausgeber in den Text gesetzt haben, mit Z, die Vorschläge der Hrn. Orelli, Baiter und Sauppe in den Noten mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen, die Conjecturen des Hrn. Ahrens mit A, des Hrn. Fix mit F, Schneidewin mit G, des Hrn. Bergk mit M, des Hrn. Piccolos mit P bezeichnen, und auf diese Weise zwar nicht alle augenblicklichen Eingebungen derselben, aber doch die wichtigsten von denjenigen aufführen, die uns der richtigen Lesart nahe zu kommen scheinen, oder zu sonstigen Bemerkungen Anlafs geben. Pr. v. 10 ἐλάλει δὲ πόντος, Βράγχε, νηῖ καὶ ναύτῃ S und M, weil nicht einzelne Geschöpfe, wie πόντιος ἰχθύς, sondern die ganze Natur als mit Sprache begabt aufgeführt wird; weshalb Hr. Bergk auch den folgenden Vers:

στρουθοὶ δὲ συνετὰ πρὸς γεωργοὺς ὡμίλουν,

für eingeschoben hält. — Ibid. v. 17 ὄφρα θῇς ἐν τῇ μνήμῃ S; v. 18 aber vielleicht mit F:

μελισταγὶς σοι τοῦτο κήριον πλάσσω:

für θήσω, aus dem folgenden θηλάσσαι, wofür wir mit G und A θηλύνας lesen. — Fab. I. 3 δρυμὸς für δρόμος A M P mit Ref. — Fab. II. 2 ἀνεζήτει für ἐζήτει F G wie XXIII. 2, wogegen wir unser früheres ἐζήτησε aufgeben; dagegen dünkt uns v. 3 τήνδ' ἔκλεψ' εἷς ἀγροίκων bei A zu hart; vielleicht:

μὴ τῶν παρόντων τήνδ' ἔχει τις ἀγροίκων?

Fab. III. 2 σηκόν τ' ἄγειν F wie Ref. — Ibid. v. 5 derselbe τὸ κέρας κατῆξε st. κατέαξε. — Fab. V. 4: ἔκυπτ' ἐς οἶκου st. ἐκρύπτετ' οἴκου A. — Ibid. v. 11 ἄλλου σε πλεῖον A F G. — Fab. VI. 2 ζητῶν für ζῴων O; σώζων B. wie Ref. — Ibid. v. 8 ψυχὶς ἐκκύει für ἀπέκυσεν A. — Fab. VII. 7 ἐνοχλήσεις A wie Rf. — Fab. IX. 2. 3 ἀμοχθήτῳ ... ἥξειν M; ἀμοχθήτως ἄξειν G; noch besser vielleicht ἕξειν. — Ibid. v. 4 ἠρέθιζεν für ἠτέριζεν M nach Anacr. XVIII. 5. — Ibid. v. 5 wohl ἔκαμε für ἔκαμνε. — Ibid. v. 8 τοιαῦτ' ἐκερτόμησε für τοσαῦτα Z. — Ibid. v. 13 τὸ κερτομεῖν G mit Referent; τότε A. — Fab. X. 4 κνήμης für κνήμας F. — Fab. XI. 2 αἰκίῃ Z wie Dübner. — Ibid. v. 5 λαβόντος für βαλόντος Z; βλαβόντος A. — Fab. XII. 1 μακρὸν ἐξεπωτήθη B mit Dübner; aufserdem vermuthet Letzterer in einer nachträglichen Mittheilung an Hrn. Schn. v. 4 τὸν Ἴτυλον ἄβρον, wo F. ὠμόν. — Ibid. v. 7 φιλτάτη ζωή O; ζῴων G; ζῴοις hält F fest, indem er sagt: *le* ζῴεις *de M. Dübner serait français, et non pas grèc;* da wir aber gerade jenen vermeinten Grufs nicht für griechisch halten, so können wir das handschriftliche ζῴεις nicht aufgeben. — Fab. XVI. 10: ὃς γυναικὸς ἤκουσα G; ἥττημαι P; gegen obige Regel, wie unsere eigene Vermuthung ἤκουον, die wir folglich bis auf Weiteres wieder dem handschriftlichen πιστεύω opfern, wofern nicht etwa ἢν ἥττων oder dgl. zu lesen ist; in dem Epimythium aber hat O mit Sicherheit ἀπειλαῖς für ἀπάταις hergestellt. — Fab. XVIII. 11 ἕλην für ἀλέην F. — Ibid. v. 13 αὖος für αὐτὸς G, womit aber der Anapäst σισύραν nicht verschwindet; vielleicht:

ῥίψας δὲ τὴν σίσυρναν ἀψ ἐγυμνώθη!

denn v. 3 liest auch Z σίσυρναν: dafs aber in der nämlichen Fabel die doppelte Form zulässig sei, wird wenigstens nicht mehr mit ἀσπαίρω und σπαίρω aus Fab. VI. zu vertheidigen sein, wo A auch v. 13 κἀσπαίρων herstellt. — Fab. XXII. 3 λευκὰς μελαίναις μιγάδας für μελαίνας G. — Ibid. v. 12 wohl ἔθηχ' ἑκάστη für ἔθηκαν, um den Anapäst zu vermeiden, weshalb auch Hr. Dübner bereits ἐθέτην vermuthet hat; aber das folgende ἑκάστη entschuldigt den Singular, wie ὁ μὲν — ὁ δὲ bei Meineke ad Menandr. p. 393. — Fab. XXIII. 3 ist das Epitheton νομαίῳ mit F G vielmehr zu Ἑρμῇ als zu πανὶ zu ziehen. — Ibid. v. 5 εἰ λάβοιτο τοῦ κλέπτου P. — Ibid. v. 8 καὶ βοῦν für βοῦς F. — Fab. XXIV. 3 λιμνίους für λιμναίους A. — Fab. XXVI. 5 σφενδονῶντι F, wegen ἐπέσχον, was auch S bestimmt hat σφενδονῶντα vielmehr mit dem folgenden κατεφρόνησαν zu verbinden; inzwischen ist dieses hart und wird durch den von uns angenommenen Latinismus unnöthig. — Fab. XXVII. 1 κἀπείγων für καὶ πνίγων O, obgleich Z die Korai'sche Lesart καὶ δήσας behalten hat. — Ibid. v. 2 κεναγγίῃ für συναγκείᾳ oder συναγγίᾳ F. — Fab. XXVIII. 4 πρῴης ὥρης für πρὸ τῆς M; kühner P:

τέθνηκε, μῆτερ, εἶπον. ἄρτι τῆς ὥρης,

weil Babrius allerdings das Verbum des Sagens selten ausläfst. — Ibid. v. 8 πρήθου für πρίου M, weil ihm die Glosse πρίεται bei Hesychios zu unsicher scheint;

Digitized by Google

sollten wir in diesem Verse etwas ändern, so würden wir statt μητρὶ die directe Anrede vorziehen: παῦε μῆτερ μὴ πρίου. — Ibid. v. 10 πιότητα M mit Korai und Ref. — Fab. XXIX. 5 μὴ δὴν für μὴ λίην S. — Fab. Fab. XXX. 9 ταλαντεύεις für ταλαντεύῃ M, der auch im Vorhergehenden wie Ref. eine Interpolation annimmt und nur gerade dasjenige herauswirft, worin wir den ursprünglichen Text erkennen. — Fab. XXXI. 20 ἑάλων αὐτόθεν S. mit Ref. — Ibid. v. 24 ἠὐτέλεια F. — Fab. XXXII. 4 οὐχ ἑκὼν O B, οὐκ ἐρῶν S; sollen wir unsere Vermuthung οὐ γέρων aufgeben, so würden wir am Ersten mit G ἰδὼν für ἔχων lesen, wie bei Plutarch de Superst. c. 6 ὕπαρ ἰδεῖν für ὑπάρχειν, welche unsere Vermuthung jetzt auch Hr. Dübner adoptirt hat. — Ibid. v. 9 γάμος δὲ δαιτὶ λέλυτο für γάμου-δέδυτο Z; will man nicht mit Boissonade δαιτὴ λέλυτο setzen, was jedenfalls den einfachsten Sinn giebt, so kommt M dem Texte näher: γάμου δὲ δαῖτ' ἐκδέδυτο. — Fab. XXXIII. 14 τότ' ἄρτον für τὸν ἄρτον G. — Fab. XXXIV. 2 κατεστρωκὼς für κατεστρώκει S gegen die Regel, die ein Paroxytonon verlangt; wollen wir nicht mit Hrn. Fix p. 64 das Asyndeton als Babrianischen Gebrauch anerkennen, so lesen wir am Einfachsten v. 3 mit G κρεῶν τραπέζας τ' εἶχε. — Fab. XXXVI. 7 λεπτός τις ὢν F G gewiſs besser als das auch von Hrn. Boiss. in die zweite Ausgabe aufgenommene λεπτός τ' ἐὼν, wofür Babrius keine Analogie darbietet. — Ibid. v. 10 σὺ μαχομένη μὲν F. — Fab. XXXVIII. 2 ἐνῆρσαν O, ἐνῆκαν S, am Besten wohl F ἐνεῖραν für ἐνῆραν. — Fab. XLII. 3 πρὸς αὐτὸν Z. — Fab. XLIII. 5 ἐπὶ τοῖς κέρασι δ'ὡς für ἐπὶ τοῖς δὲ κέρασι B, weil Babrius das α in κέρας durchgehends lang zu gebrauchen scheint. — Ibid. v. 18 μηδ' αὖτ' ἀπογνῷς für μήτ' αὖ Z. G. — Fab. XLV. 7. 8 stellt M um:

τὰς μὲν ἰδίας ἀφῆκε μακρὰ λιμώττειν,
ταῖσι δὲ φέρων ἔβαλλε θαλλὸν ἐξ ὕλης.

womit auch das folgende τὰς μὲν εὗρε τεθνώσας, αἱ δ'οὐκ ἔμειναν übereinstimmt. — Ibid. v. 12 ὁ δ' αἰπόλος γελαστὸς für γελάσας Z G mit Ref.; weiter gehn M und P, deren ersterer ὁ τάλας ἀπῆλθεν, letzterer αἰπόλοις γελαστὸς vermuthet, weil γελαστὸς zu bekannt gewesen sei, um corrumpirt zu werden. — Fab. XLVI. 3 ἑτοιμιον χιλὸν für ἑτοίμην Z F. — Ibid. v. 7 τῇ πείνῃ S st. πρὸς πείνης oder vielmehr von erster Hand πενίῃ: noch weiter geht F, der einen ganz neuen Halbvers substituirt: τοῦ νοσοῦντος ἀμνήμων, wodurch wir allerdings der Nothwendigkeit überhoben würden, den folgenden für interpolirt zu erklären. — Fab. XLVII. 8 οἱ δ'οὐκ ἄρ' ἠδύναντο Z mit Ref. — Fab. XLVIII. 6: ἄν μοι τοῦτο μὴ 'πιλιχμήσῃς B und F, welcher letztere nur noch μὴ 'πιλιχνεύσῃς als Alternative hinzufügt. Aufserdem hat B im Epimythium κἂν τῶν συνήθων αὐτοῖς αἰκιῶν für αὐτῶν αἰτιῶν richtig emendirt; nur das folgende ἀργῶσι für ἀργῆσαι ist nicht nöthig, da κἂν auch *saltem* bedeuten kann. — Fab. L. 3 πρὸς θεῶν σε σωτῆρων st. σωτῆρα Z F; dieselben und G M v. 6 ὤμνυ' für ὄμνυ. — Ibid. v. 15 und 16 hat M richtig die Dittographie erkannt. Aufserdem vermuthet F μιμνήσκου für μου μνήσκου, was aber G durch ein Anakreontisches Beispiel rechtfertigt; eher dürfte μοι für μου zu lesen sein: „gedenke mir's" nicht „gedenke mein". — Ibid. v. 17 εἰστήκειν Z F M; minder nöthig schreibt M vorher πῶς; οὐ γὰρ εἶδον für das ironische πῶς οὐκ ἄν, εἶπεν, zumal wenn nach obiger Bemerkung das Verbum des Sagens nicht fehlen darf. — Ibid. v. 19 ist schon oben bemerkt, dafs mit A gelesen werden mufs:

φωνῇ με σώσας, δακτύλῳ δ'ἀποκτείνας:

nur gehört dazu nothwendig auch im vorhergehenden Verse:

ἔρρωσο τοίνυν, κεἰ τὸν Ὅρκον οὐ φεύξῃ:

„lebe wohl, obgleich Du dem Eidrächer nicht entgehen wirst, da Du Deinen Eid nur den Worten, nicht der That nach gehalten hast." — Ibid. v. 21 φεύγει für φεύγειν A mit Ref. und dem Sinne nach eben so M: προσδοκῶν δίκην φεύγοι, wobei uns nur die Verknüpfung der beiden Participien ἐπιορκῶν προσδοκῶν etwas hart scheint. — Fab. LI. 1 ἔν τῳ für ἐν τῷ G mit Ref. — Fab. LII. 8: ὡς ἂν εἴγ' αὐτὸς κάμνοι S; dem urkundlichen ὡς εἴπερ αὐτὸς κάμνων aber dürfte A noch näher kommen: αὐτὸς ὡς ὑπερκάμνων. — Fab. LIII. 4 mufs der von beiden Herausgebern übersehene Spondeus im vierten Fufse mit M und A durch Umstellung gehoben werden:

ἐγώ σε νὴ τὸν Πᾶνα, φησί, ζωγρήσω:

wenn aber auch ζ einen Spondeus zu bewirken scheint und dieser nach der hephthemimerischen Cäsur anstöfsig ist, kann die Ordnung des Textes mit ναὶ μὰ Πᾶνα erhalten werden. — Ibid. v. 8 μηδὲ πάλιν ἐμοὶ für μηδὲ μοι πάλιν A wegen der Cäsur. — Fab. LIV. 2 ἀρνὸς ἧπαρ ἁπλώσας für ἀγνοεῖν παραπλώσας A vortrefflich. — Ibid. v. 3 εἶπεν αὖτ' ἴδω für εἰπ' αὐτοὺς ἴδω Z; besser noch εἶπε τοῦτ' ἴδω. — Fab. LVII. 4 σχέδην für σχεδίην S und M, welcher Letztere aufserdem für μέρος τι τῶν ἀνθρώπων überzeugend emendirt τῶν ῥώπων, nämlich νέμων ἑκάστῳ, wie diese Construction auch von Ref. bereits für die Vulgatlesart in Anspruch genommen worden ist. — Ibid. v. 11 ist dagegen keine der Vermuthungen nöthig, mit welchen S A F die Worte καίπερ ὄντας ἀνθρώπους heimgesucht haben: man braucht nur ἀνθρώπους mit εἰς ἄλλους zu verbinden, und höchstens mit Boissonade's kleinerer Ausgabe ἔτι προελθεῖν zu setzen: „sie liefsen den Wagen nicht mehr weiter zu andern Menschen gehn, obgleich deren noch vorhanden waren." — Fab. LIX. 3 ζῴων für ζῷον F., s. oben. — Ibid. v. 7 ἐχθραίνειν für ἐχθραίνων G. — Ibid. v. 12 ὡς ἂν βλέποι τις τὸν πέλας für βλέποιτο τὸν Z; τὸ τοῦ πέλας M ohne Cäsur; βλέποιτο τῷ πέλας P mit Ref., und damit bleibt diese auch fortwährend, weil der Mensch, dessen Construction getadelt wird, Subject sein mufs, nicht ein Anderer in Beziehung auf ihn. — Ibid. v. 14 θεμέθλοις für θεμελίοις F. — Fab. LX. v. 4 vielleicht τρυφῆς für τροφῆς. — Fab. LXI. 4 ἁλιπλώτων st. ἁλιπλώων F; ἁλιζώων Z, und dieselben v. 5 ἠρέτιζεν und v. 6 ἅ τ' εἶχον st. τά: aufserdem wird mit Hrn. Dübner, dessen Bemerkungen zu dieser Fabel wir in der vorigen Anzeige übergangen haben, v. 5 ἀγρείην für ἀγρίην und v. 9 ἐξολεῖτε für ἐξολεῖται zu lesen sein. — Fab. LXIII. 7 οὐδ' ἂν ἕν τις st. οὐδ' ἄν τις A, wofür

Digitized by Google

Boissonade οὐδὲν ἄν τις gesagt hatte; dagegen dürfte v. 8 für οὔτ' ἄν mit G P ὦ τᾶν zu lesen sein. — Ibid. v. 9 ἅ γε für ἅ τε F mit Ref. — Fab. LXIV. 8 τῶν πελέκεών τε für καὶ τῶν πελεκέων Z und F; letzterer auch v. 9 τῶν πριόνων τε für καὶ τῶν πελύκων. — Fab. LXVI. 3 δύω st. δύο Z. — Ibid. v. 6 ἰδίων δὲ τὴν ὄπισθεν F, worauf πολὺ ausfallen mufs. — Fab. LXIX. 1 λαγωὸν δασυπόδην st. δασύπουν A. — Ibid. v. 6 αὐτὸν für ἄλλον Z F mit Ref. — Fab. LXX. 2 ἐσχάτῳ Z wie Dübner. — Ibid. v. 3 ἦν χαρεὶς für Ἄρης B; ἦν μόνην F; keines von beiden genügt uns, und da auch wir unsere frühere Vermuthung der obigen Accentregel opfern müssen, so schlagen wir jetzt vor: ἦν ἄρ' αἶσαν εἰλήφει. — Ibid. v. 7 ἐφ' ὕβρις ἔλθοι προυσελοῦσα τὸν δῆμον A. — Fab. LXXI. 11 ψυχαὶ st. φύσεις S. — Fab. LXXII. 1 οὐρανοῦ γέφυρα καὶ κῆρυξ M, scharfsinnig, aber gegen die Cäsur; hätte er den Gedanken getroffen, so würden wir οὐρανοῖο πορθμὶς ἢ für οὐρανίου πορφυρῆ vorschlagen; vgl. Plat. Symp. p. 202 E: ἑρμηνεῦον καὶ διαπορθμεῦον θεοῖς τὰ παρ' ἀνθρώπων καὶ ἀνθρώποις τὰ παρὰ θεῶν. — Ibid. v. 4 πάντ' ἀέθλων für πάντα θεῖον Z, gewifs unnöthig, wenn man nur mit Hrn. Dübner θείων.. δώρων liest. — Ibid. v. 6 ἧς für καὶ S; über das folgende Adj. wagen wir nicht zu entscheiden. — Ibid. v. 19 κίχλη für κίχλα G, wie auch die zweite Pariser Ausgabe. — Ibid. v. 20 παιδῶν für παίζων O; der obigen Regel entspräche jedenfalls mehr σπίζων bei M, wenn nicht ναίων als das Allereinfachste erschiene. — Ibid. v. 21 εὔθηρος ὀρνέων ἴρηξ für ἔφηβος Z; ἐπίβολος M, doch *dubitanter;* am Nächsten dürfte den Zügen wie dem Sinne δὲ φῆλος bei G kommen. — Fab. LXXIII. 1 ἀρχὴν für ἄλλην B G; ἄλλως S; ἄλλοτ' εἶχεν δξέην κλαγγὴν F, wogegen wir jedoch fortwährend Hrn. Dübners ἔχει κλαγγὴν aufrecht halten; und wenn Hr. Ahrens um seines Gesetzes willen κλαγγὴν für ein Glossem statt γῆρυν hält, so würde uns dieses den obigen Bemerkungen zufolge aus dem Regen in die Traufe bringen. — Fab. LXXIV. 9 ἐθῶν für ἑτῶν A mit Hrn. Dübner, wogegen aber Hr. Fix p. 75 sehr richtig kämpft: *les trois animaux renoncèrent, en faveur de l'homme, chacun à une partie des années de sa propre vie, pour constituer de la somme la carriere de leur bienfaiteur; le cheval, s'acquittant le premier de sa dette, lui fournit la jeunesse; le boeuf plus tard l'âge viril; enfin le chien la vieillesse; et depuis lors l'homme, aux trois époques de sa vie, offre dans son caractère les différents instincts de ces trois animaux;* und um so weniger können wir dann v. 14 gegen Hrn. A.'s eigene Regel φασί που τελευταῖος st. τοὺς τελευταίους lesen. Denn für ἔτη steht nachher gleichbedeutend χρόνοι, worin auch Hr. Piccolos auf die Uebereinstimmung mit dem neugriechischen Sprachgebrauche aufmerksam gemacht hat. — Fab. LXXV. 4: ὁ δ' ἄτεχνος οὖν ἰατρὸς für ὁ δ' ἀτεχνῆς F. — Ibid. v. 7 τὠκρον (d. i. τὸ ἄκρον, *ad summum*) für τὸ μακρὸν A, sehr ansprechend, wenn nur der Sprachgebrauch feststünde; aber in der Stelle, die er nach Schneider dafür anführt, Plat. Auterast. p. 135 B, ist ἄκρον Adjectiv: τέκτονα μὲν ἂν πρίαιο πέντε ἢ ἓξ μνῶν ἄκρον, d. h. „einen Zimmermann, und zwar einen geschickten;" — Ibid. v. 14 πιόντες für πίνοντες F, wenn nicht der Sinn ist: „sie thun sich am Lethetranke gütlich." — Ibid. v. 16 haben F u. P allerlei versucht, um den ungeschlachten und matten Satz zu heilen; Ref. wirft am Liebsten den ganzen Vers heraus. — Fab. LXXVI. 8 u. 10 sind die Emendationen der *ultima* ἀλλοίων und ἱππείην bereits erwähnt; aufserdem liest F v. 12 σάλπιγξ τ' ἔκλαγξε statt des Anapästs ἐκέλευε, wo wir aber doch noch lieber ἐκάλεσε und dann πᾶσαν ἀσπίδα für πᾶσιν setzen würden. — Ibid. v. 14 αὖ τὸν für αὐτὸν Z F S mit Ref. — Fab. LXXVII. 2 ἰσχανῶσα st. ἰχανῶσα F. — Ibid. v. 10 τὸν δ' ἡ st. τὸν ἡ Z. — Fab. LXXX. 4 μήτι γ' ἐν für μήτι κἀν P; vgl. uns *ad Lucian* p. 182. — Fab. LXXXI. 1 u. 3 vertauscht A mit Huschke die beiden ersten Halbverse, weil allerdings die Prahlerei mehr dem Affen, die Abfertigung dem Fuchse ansteht. — Fab. LXXXII. 5 βασιλεύων λέων θηρῶν für βασιλεύων θηρίων Z; θηρίων δυναστεύων A; τυραννεύων F mit Ref. — LXXXIII. 2 ἔτριβεν ἐκτένιζε δ' Z; doch wohl θ'. — Fab. LXXXIV. 1 kommt noch einmal κέρατι mit kurzem α vor; sollen wir κρατὶ lesen? oder umstellen:

κώνωψ κέρατι καμπύλῳ 'ππτὰς ταύρου?

V. 3 hat jedenfalls A durch die Krasis κἀσαίνω d. h. καὶ ἀσαίνω für καὶ σαίνω das Richtige hergestellt. — Fab. LXXXVI. 5 προάξει Z F mit Ref.; im Folgenden aber wird weder δ' ἐνεδρεύσει noch κἀνεδρεύσει nöthig sein, sobald man nur ἐνέδρευσις als Substantiv nimmt. — Ibid. v. 8 τῶν πολεμίων μὲν F u. derselbe v. 10 εἰσὶν οἱ δ' Ἀκαρνάνων; wie auch v. 14 ἀλλ' οἱ μὲν für ἄλλοι μὲν; nur v. 15 möchte seine Lesart πυρροὶ (aus der Paraphrase) vielmehr Glossem zu λαμπροὶ als umgekehrt sein. — Fab. LXXXVI verwirft derselbe v. 9 ganz und verändert dann v. 10 τὴν in καὶ: wir halten für hinreichend, τοσαύτην für τοιαύτην zu lesen. — Fab. LXXXVII. 2 κατειλήφοι für κατειλήφει F. — Fab. LXXXVIII. 2. 3 stellt Z mit Ref. die Anfangsworte ὃς und καὶ um, und schreibt v. 8 mit F G κορυδαλοῦ: v. 13 dagegen mufs mit F so geschrieben werden:

ὡς δ' αὖτις ἦλθεν ἡλίου θ' ὑπ' ἀκτίνων.

V. 14 ῥέποντα st. ῥέοντα O; schwieriger sind die folgenden, wo wir nur mit P. v. 16 μισθὸν δ' ἔφασκε für μισθὸν δὲ πᾶσι, und dann v. 17 κορυδαλὸς εἶπε zu empfehlen wagen. — Fab. LXXXIX. 4: σὺ μ' εἶπε πέρυσι für σύ μέ τι πέρυσι Z; σὺ τί πέρυσίν με M; σὺ δ' ἐμὲ τί πέρυσι F; dem folgenden οὔκουν und οὐδ' ἄρα entspricht am Besten οὐ σύ μέ τι πέρυσι bei A; dagegen müssen wir dessen Frage v. 5 wenigstens so modificiren:

ἐγὼ σὲ πέρυσιν, ὃς γ' ἐπ' ἔτος ἐγεννήθην;

wofern es nicht dem Lamme besser ansteht, mit directer Verneinung zu antworten: ἐγὼ οὔ σε πέρυσιν. Für ἐπ' ἔτος schreibt M ἐπ' ἔτους: in dem Zeitalter aber, das wir dem Dichter beilegen, dürfte auch der Accusativ gerechtfertigt sein; vgl. Act. Apost. III. 1: ἐπὶ τὸ αὐτὸ δὲ Πέτρος καὶ Ἰωάννης ἀνέβαινον εἰς τὸ ἱερὸν ἐπὶ τὴν ὥραν τῆς προσευχῆς. — Fab. XCI. 4 τὸν ταῦρον ἐμβᾶς für ἐμβάντα Z G M, wodurch wenigstens die Länge in κέρασιν besser als durch ἐμβαλόντα bei F gewahrt wird. — Ibid. v. 5 δειμαίνων st. δ' ἐκκλίνω A. — Fab. XCV. 2 vielleicht γῆς ἔφ' ἁπλώσας für ἐφαπλώσας. —

Digitized by Google

Ibid. v. 12 ἔκυσσε Z; ἔσκυσσε A. — Ibid. v. 26 τότ' οὖν γένοιτο st. τότ' ἄν S. — Ibid. v. 47: πάλιν δ' ἀλώ. πεχ' ἱκέτευε F, um den Anapäst zu vermeiden; einfacher wohl:

πάλιν δὲ κερδὼ καθικετεύει φωνήσας.

v. 66 ἐτρέφθη st. ἐτέρφθη F wie Ref. — Fab. XCVIII. 9: τίς δ' ἰδοῦσα μὴ κλαύσῃ für κλαύσει G, wie oben XXIV. 7: τί μὴ πάθωμεν. — Fab. C. 4 τὠκύπτερόν σου μὴ μεθεῖναι F A. — Fab. CII. 3 πρᾶος δὲ καὶ st. δ' ἄρα καὶ S. — Ibid. v. 7 χὡς ὑπέσχον F, um den Hiatus zu vermeiden; besser M mit vorhergehendem Schlufspuncta:

τὰ ζῷα πάντα δ' ὡς ὑπέσχον εὐθύνας.

v. 8 πάρδαλις δέ γ' αἰγάγρῳ st. δ' ἐπ' S. — Fab. CIII. 6 θηρῶν δ' ἐπ' αὐλὰς st. ἐπαύλας Z. — Ibid. v. 17 σῴζοιο st. ζῴοιο S mit Ref. — Fab. CIV. 7 wird Boissonades ἐπειικείης für ἐπιεικείης durch περιόντες für περιιόντες in der Fabel bei Tzetzes unterstützt. — Fab. CVI. 1 ἀρίστων st. ἄριστον S M. — Ibid. v. 10 συνεζήκει st. συνεζήτει F mit Ref. — Ibid. v. 12 χρεῶν τε st. δέ Z F mit Hrn. Dübner, einfacher und, wenn wir nicht irren, des Dichters Sitte entsprechender als wenn M v. 13 ἐπεί τις oder ὁσάκις für ὅς εἴ τις schreibt; dagegen pflichten wir diesem vollkommen bei, wenn er mit B die Verse 18 u. 19 umtauscht. — Ibid. v. 29 ἕλεως τε μειδήσας für ὡς λέων Z; minder nöthig scheint es mit F v. 30 φησὶ st. ταῦτα zu setzen, weil, so richtig auch im Ganzen (denn Ausnahmen finden sich auch hier, vgl. Fab. 89) seine Theorie ist, dafs die Verba des Sagens bei Babrius selten fehlen, doch diese Fabel oben noch aus andern Gründen verdächtigt ist. — Fab. CVII. 5 θηρῶντι Z mit Dübner; θηρῶντα F u. G, ziemlich gleichgültig; dagegen geben wir der Conjectur des letzteren v. 7 θέμις σῶν für ἀμέσσων den Vorzug vor allen andern, welche diese Corruptel hervorgerufen hat, und freuen uns auch, v. 10 in κἄπειτ' ἀγρευταῖς mit unserm verehrten Collegen zusammengetroffen zu sein. — Ibid. v. 12, der sich schwerlich mit richtiger Cäsur herstellen läfst, wird mit F aufgegeben werden müssen. — Ibid. v. 15 τοῦ τὸ φῶς βλέψαι ohne folgendes Komma S A; dann v. 17 εὖ νοοῦσιν st. εὐνοοῦσιν Z und v. 18 μηδὲ σῶν ἀπελπίζειν st. τῶν S, wofür jedoch einfacher mit F πῶς wäre. — Prooem. II. 2 παλαιὸν st. παλαιῶν F und derselbe v. 4 mit G φασὶν st. πᾶσιν. — Ibid. v. 5 ist oben Λιβυστῖνος in Λιβυστίνοις verbessert, wodurch die Zürcherische Emendation Λίβυς θινὸς λόχῳ Λιβύσσης vollends unnöthig wird; denn v. 6 haben schon G A und auch Hr. Bergk in seiner Zeitschrift S. 160 übereinstimmend den Κυβίσσης oder Κύβισσος aus Theo Prog. I. 3 und Diogenian. Prov. p. 180 ed. Gott. erkannt, und nur darüber liefse sich vielleicht noch rechten, ob für λόγου mit jenen λόγους und nicht vielmehr, dem obigen φασὶ entsprechend λόγῳ zu lesen sein dürfte. — Fab. CVIII. 13 ἀσπάλαξι Z und dieselben v. 16 πλήθη für πλήρη mit Ref. und F, der sich jedoch nicht hätte sollen über Hrn. Egger's Conjectur πήρη lustig machen, worauf auch G und A gefallen sind. — Ibid. v. 30 μεστὰ Z mit Dübner und der zweiten Pariser Ausgabe. — Fab. CX. 3 οὐραίην st. οὐραίης B mit Ref. — Ibid. v. 4 σὺ βαρδύνεις für βραδύνεις A; oder wäre dieses nur Glossem zu στραγγεύῃ? — Fab. CXI. 12 πάλιν πολλοὺς st. ὅλους Z matt; will man nicht mit Dübner παλιμβόλους lesen, so rettet A wenigstens das Metrum durch κἆτα πάλιν; aufserdem hat derselbe dem lahmen v. 14 durch eine jedenfalls scharfsinnige Conjectur unter die Arme gegriffen:

ὁ δ' ἔμπορος κάπηλον ἐπινοεῖ τέχνην.

v. 17 προσῆλθε st. προῆλθε Z mit Ref. und F; nur hat letzterer p. 55 die ganze Fabel für unächt erklärt, wogegen wir uns jedoch begnügen bis auf Weiteres zu protestiren, und mit kleineren Verbesserungen, wie v. 6 ἠλαφρόνθη und v. 8 μεσόγεων auszureichen glauben. — Fab. CXII. 9 interpungiren F und A richtiger hinter δυνατός. — Fab. CXIV. 2 λάμπει κρεῖσσον ἐν für κρείσσων λάμπειν A hart; bedarf es einer Aenderung, so empfehlen wir v. 3 λάμπει θ' ἅπασιν. — Fab. CXV. 5 χελύνη st. χέλυμνα S. — Ibid. v. 12: τίς γὰρ und τίς ἦν B, worauf auch Hr. Dübner nachträglich verfallen ist; eleganter A:

τί γὰρ νεφῶν μοι χῆτις ἢ πτερῶν χρείη.

Fab. CXVI. 10 derselbe ἀμηχανῶν für μηδὲν χανών. — Fab. CXIX. 7 καὶ τοῖς φίλοισιν Z mit Dübner; doch zieht Ref. jetzt um der Cäsur willen mit F G M A σκαιός τις ἐσσὶ oder εἴ σὺ vor, wodurch die Einschaltung des Artikels unnöthig wird. — Fab. CXXI. 3 πάντα σοι für σοὶ πάντα Z u. F; derselbe v. 4 ἢ δ' ἂν st. ἢ δ' ἐάν. — Fab. CXXII. 7 εἰρύσσας st. εἰρύσας F u. G; letzterer auch v. 13 γομφίους ohne folgendes τέ. — Fab. CXXIII. 2 gewifs mit G:

ὁ δεσπότης θησαυρὸν ᾤετ' εὑρήσειν:

aufserdem schlagen wir v. 4 λάψειν für λήψειν vor, was wenigstens der blinden Gier des Thoren sehr entsprechen würde. Doch seine eigenen Vermuthungen gibt Ref. hier, wie das vorige mal, als anspruchlose Hariolationen, für welche er in dieser Anzeige selbst zur Genüge bewiesen hat, dafs er jeder besseren Belehrung durch sich und andere leicht zugänglich ist; dafs aber die Kritik des Dichters im Ganzen seit den drei oder vier Monaten, welche er in den Händen des philologischen Publicums ist, wesentliche Fortschritte gemacht hat, liegt klar vor, und so wird man es verzeihlich finden, wenn auch er an seinem Theile nicht hat dahinter zurückbleiben wollen. Manche Mühe hätte ihm freilich wohl die längst ersehnte Berliner Ausgabe erspart, die vielleicht, wenn diese Anzeige im Drucke erscheint, schon ihr Licht über die Dunkelheiten des Textes verbreitet hat; aber neben der Sonne darf die Wissenschaft doch auch des Mondes und der Sterne nicht vergessen, und je heller diese hier in die Finsternifs unseres Babrius hereingestrahlt haben, desto weniger wird man die ihnen von uns gewidmete Betrachtung überflüssig finden.

K. Fr. Hermann.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

April 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des April-Heftes.

Jahrbücher Nr. 61—80.

Seite

Geschichte der römischen Literatur. Von Dr. Joh. Crist. Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Karlsruhe, 1844. und 1845. — Jacob. 516

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christ. Aug. Brandis. Berlin, I. Th. 1835. II. Th. erste Abtheilung. 1844. (Zweiter Artikel.) — Kühn. 481

Introduction à l'histoire du Buddhisme indien. Par E. Burnouf. Tome I. Paris, 1844. — Spiegel. . 537

Beiträge zur religiösen Erkenntnifs, von J. H. Deinhardt. Hamburg und Gotha, 1844. — Dalmer. . . . 493

Das wahre königliche wort Friedrich Wilhelms des dritten dargestellt gegen die verdrehungen des Doctors Joh. Jacoby in Königsberg. Berlin, 1845. — Leo. . 593

Das königliche wort Friedrich Wilhelms III. Eine denkschrift an gewisse statsweise. Berlin, 1845. — Leo. 593

Seite

Zur verständigung über die preufsische verfassungsfrage. Auf veranlassung der vom herrn Dr. Jacoby in Königsberg darüber veröffentlichten denkschrift von Dr. Leop. v. Henning. Berlin, 1845. — Leo. . . 593

Hesiodi Theogonia. Librorum MSS. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit David Jacobus van Lennep. — Köpke. 609

Johann Georg Schlosser's Leben und literarisches Wirken. Von D. Alfred Nicolovius. Bonn, 1844. — Jacob. 629

Dante et la Philosophie catholique au treizième siècle; par M. A. F. Ozanam. Nouvelle edition, corrigée et augmentée, suivie de recherches nouvelles sur les sources poétiques de la divine Comédie. A Paris, 1845. — Göschel. 577

Die Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung von Dr. Friedrich Wieseler. Göttingen, 1844. — Brunn. 564

Digitized by Google

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei **Wilh. Besser** in Berlin (44 Behrenstrafse).

In meinem Verlage erschien so eben:

Die Epochen der Geschichte der Menschhheit.

Eine historisch-philosophische Skizze

von

C. F. Apelt, Dr.

ausserordentlichen Professor zu Jena.

1ster Band mit 2 Kupfertafeln. 28 Bogen gr. 8. Preis 2 Thlr.

(Der 2te Band erscheint zu Michaelis.)

Die Glaubwürdigkeiten der evangelischen Geschichte

mit Bezug auf

Dav. Fr. Strauss, Bruno Bauer und die durch dieselben angeregten Streitigkeiten

von

C. L. W. Grimm

Dr. der Theologie und Philosophie, Professor in Jena.

15 Bogen 8. Preis 22½ Sgr.

Oeffentliche Reden

von

Wilh. Ernst Weber

Vorsteher der Gelehrtenschule in Bremen.

Erstes Bändchen 260 Seiten. 8. Preis 22½ Sgr.

(Das 2te Bändchen erscheint zu Michaelis.)

Jena im Juni 1845.

C. Hochhausen.

Bei **George Westermann** in Braunschweig erschien so eben:

Vita Aesopi, edidit *Ant. Westermann.* 8. maj. geh. 10 Ngr.

Hessenmüller, C., Die Gegner der Gustav-Adolph-Stiftung. Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung. gr. 8. geh. 8 Ngr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

XXIII.

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christ. Aug. Brandis. Berlin, bei G. Reimer. I. Th. 1835. *XII u.* 548 *S. II. Th. erste Abtheilung.* 1844. *VI u.* 570 *S.* 8.

Zweiter Artikel.

Der zweite Band des Brandisschen Werkes umfaſst Sokrates, die einseitigen Sokratiker und Plato und macht nach der Brandis'schen Anlage die erste Abtheilung des zweiten Theiles der alten Philosophie aus, zu welcher als zweite Abtheilung die Darstellung des Aristoteles hinzutreten soll. Wenden wir uns zuerst zum ersten Abschnitt desselben, zur Darstellung des Sokrates und der einseitigen Sokratiker. Derselbe gehört ohne Zweifel zu den gelungensten Parthien des ganzen Werkes, wie denn überhaupt der Hr. Verf. einen vorzüglichen Blick und tiefen Sinn in der Auffassung des Sittlichen beurkundet. In der trefflichen, auch äuſserlich durch schöne, gemessene, und dabei doch nicht unlebendige Sprache ausgezeichneten Darstellung des Sokrates wird, um zwischen der Platonischen Idealisirung und der Xenophontischen Veräuſserlichung glücklich hindurch zu steuern, Aristoteles als Compaſs angewendet, und auſserdem von dem Schleiermacherschen Grundsatze ausgegangen, im Sokrates müsse das Charakteristische der neuen Entwickelungsperiode der Philosophie, als Bewuſstsein über Idee und Form des Wissens herausgetreten sein. Brandis faſst seinen Gegenstand hoch, er sucht ein groſsartiges aber sich dennoch eng an die objectiven Grundlagen anschlieſsendes Bild zu entwerfen. Er läſst es darum auch nicht bei solchen allgemeinen Formeln bewenden, wie die bekannte ist, die Sophisten hätten Alles in's Subjective aufgehen lassen, Sokrates aber habe das Subjective selbst zu etwas Objectivem erhoben. Er sucht vielmehr den neuen Factor, welchen Sokrates zur Entwickelung der Philosophie hinzugebracht hat, nachzuweisen, welcher ohne Zweifel das Ethische, als innerster Grund des Bewuſstseins und Grundlage alles Wissens betrachtet, ist. Aber eben deſshalb läſst sich Brandis durch den vorhin ausgesprochenen Grundsatz Schleiermachers, welcher bei diesem mehr die Wendung nimmt, dem Sokrates die Idee des *speculativen* Wissens als solchen zu vindiciren, nicht so weit leiten, daſs er nicht den ethisch-religiösen Charakter des Sokratischen Wisssens vorzüglich hervorheben sollte.

Dennoch dürfte auch noch bei Brandis nach jener Seite hin, so wie auch in der Beziehung, daſs dem Sokrates so bestimmt die Erkenntniſs des specifisch-Ethischen im Gegensatz zum Nützlichen beigemessen wird, leicht etwas zu viel geschehen sein. Denn dadurch wird dasjenige, was im Sokrates nur principiell erschienen ist, zu bestimmt gefaſst, mit welcher bestimmten Fassung sich dann wieder Anderes nicht vereinigen läſst. Dies giebt sich schon dadurch kund, daſs Brandis dem Xenophon ein solches mangelhaftes Verständniſs seines Meisters zuschreiben muſs, welches gradezu Miſsverständniſs einschlieſst (cf. p. 41 Anm. z u. p. 47 Anm. tt) und den Hervorgang des Aristipp aus der Sokratischen Schule aus innern Gründen keineswegs genügend zu erklären weiſs. Ferner aber auch dadurch, daſs er S. 38 den bekannten Sokratischen Grundsatz, alles Streben gehe auf das Gute, in den umkehrt, alles Wissen sei auf das Gute und Beste gerichtet. Wenn man bei der Auffassung des Sokrates nicht genug festhält, daſs das, was ihm mit Recht zugeschrieben wird, nicht sowohl eine Lehre, als eine Tendenz sei, so wird das beständige nachdrückliche Hervorheben seines Nichtwissens zu einer leeren Manier, während es doch aus dem tiefsten Grunde seiner

Digitized by Google

Tendenz selbst hervorgeht. Wenn man ferner wohl anerkennt, dafs diese Tendenz bei Sokrates auf das Gute geht und dafs er dabei voraussetzt, es komme auf das Wissen an, damit das Gute im Handeln erreicht werde, wenn man aber mit Brandis nicht gelten läfst, dafs Sokrates das Gute in der Allgemeinheit und Unbestimmtheit gelassen habe, in welcher das Nützliche noch keinesweges bestimmt davon getrennt, geschweige demselben entgegengesetzt ist, so kann man nicht begreiflich machen, wie es seine Schule so verschieden hat auffassen können: warum es bei Xenophon in das Nützliche überspielt; warum es Antisthenes in rigoristischer Tugend, Aristipp in angenehmen Zuständen, endlich Euclid im Sein sucht. Eben so mufs wohl das Wissen, welches Sokrates wollte, in der Art ein unbedingtes genannt werden, als es durch seine Evidenz das Gegentheil ausschliefsen und darum jederzeit Wirkung haben sollte. Aber schwerlich darf man mit Brandis annehmen, dafs es schon von Sokrates der Erfahrung bestimmt entgegengesetzt worden sei, weil dem Sokrates sonst seine Induction, welcher er noch dazu bestimmte, im bürgerlichen Leben gegebene Verhältnisse zu Grunde zu legen pflegte, unbrauchbar geworden wäre, und weil sonst der Hervorgang des Aristipp, der das letzte Entscheidende fürs Wissen in der Empfindung gesucht hat, unerklärlich wäre. Man kann darum doch annehmen, was Plato vollendet habe, sei der Hauptsache nach im Sokrates principiell erschienen, welche Annahme bei der Brandis'schen Darstellung wohl mit Recht Grundvoraussetzung ist. Denn offenbar betreffen alle jene kleinen Bedenken, welche der Brandis'schen Auffassung entgegenstehn, nicht die Idee, sondern die Bestimmtheit derselben. Eben so treffend wie die Auffassung des Sokrates ist die der Sokratiker, welche Brandis als einseitige bezeichnet. Da Ref. die Brandis'sche Auffassung des Sokrates im Allgemeinen durchaus billigt, so stimmt er auch in diese Bezeichnung ein, und erkennt mit Brandis an, dafs nur Plato dasjenige, was im Sokrates der Idee nach erschienen ist, vollständig aufzufassen vermocht hat. Ohne jedoch näher auf jene Sokratiker einzugehen, gehen wir sogleich zu Plato, als dem wichtigsten Theil dieses Bandes über.

Auch dieser Theil des Brandis'schen Werkes verdient grofse Auszeichnung, indem er mit derselben Umsicht und Gründlichkeit und mit demselben Scharfsinn, als die vorigen ausgearbeitet ist, und daher das von frühern Bearbeitern desselben Stoffs Gegebene entweder erweitert und berichtigt, oder von einer andern, nicht minder bedeutenden Seite, darstellt. Er ist mit grofser Liebe gearbeitet, so dafs der historische Stoff fast zur eignen Sache geworden ist. Darum ergeht sich in ihm auch Brandis weit freier als in den meisten vorigen Abschnitten, namentlich denen des ersten Bandes. Man darf aber darum nicht erwarten, dafs in ihm die Sprache leichter fliefse. Die Brandis'sche Sprache ist der Abdruck seines umsichtigen, Alles ergänzenden Geistes, darum zwar überall gemessen, aber je reicher der Stoff, desto gedrängter. Um so klarer und übersichtlicher ist dafür die Anordnung und Vertheilung des ganzen, so reichhaltigen Stoffes. Durch eine sehr wohl gewählte Eintheilung erreicht Brandis, dafs derselbe in keinem wichtigen Puncte verkürzt wird, und dafs alle einzelnen Platonischen Lehren, die bei Plato selbst so vielfach in einander gewebt sind, an ihrer Stelle in klaren Umrissen heraustreten. In der Haupteintheilung folgt er seinem Vorgänger Ritter, indem er ebenfalls das Ganze der Platonischen Lehre in die drei Theile, Dialektik, Physik, Ethik zerfällt. Er sondert aber wieder die Physik im engern Sinne von der Psychologie, und die Ethik im engern Sinne von der Politik und schickt allen Theilen zusammen als Einleitung die Erörterung der Platonischen Schriftenreihe voraus. Diese Erörterung hat zwar für das Ganze der Behandlung nicht die Bedeutung, welche sie haben würde, wenn wirklich darin nachgewiesen wäre, dafs wesentliche Modificationen der Lehre in den verschiedenen Platonischen Schriften stattfänden, oder umgekehrt, wenn dadurch sich wirklich ergeben hätte, was Schleiermacher will, dafs alle Dialogen, wenn sie nur ihrer ursprünglichen Verbindung wiedergegeben werden, sich von selbst zu einem systematischen Ganzen zusammenschliefsen. Denn in beiden Fällen würde man nicht mehr den Gesammtinhalt der Platonischen Schriften ohne weiteres zerfällen und zu einem systematischen Ganzen verarbeiten können. Aber obgleich der Hr. Verf. zu einem mittleren zwischen jenen beiden Resultaten gelangt, ist jene Erörterung auch so noch für das Ganze von Bedeutung. Denn dieselbe weist wenigstens einer Anzahl von Dialogen in der systematischen Behandlung ihre Stelle an und veranlafst, dafs der Phädrus zum

Digitized by Google

Ausgangspunct genommen wird, wenn schon auch Brandis sich genöthigt sieht, die meisten Dialogen und selbst die Republik zu zerfällen, um zu einem systematischen Ganzen zu gelangen. Man mufs es daher jedenfalls Brandis Dank wissen, dafs er diese schwierige Untersuchung nicht wie sein namhaftester Vorgänger bei Seite geschoben hat. Von den drei Haupttheilen, welchen alle Platonische Philosopheme untergeordnet worden sind, nimmt die Dialektik den bei weitem gröfsten Umfang ein. Sie giebt zuerst in einem stufenmäfsigen Fortschritt die Entwickelung des Platonischen Begriffs vom Wissen und knüpft dann daran die Platonische Lehre vom Stoff, und von der Gottheit. Im ganzen Entwickelungsgange dieses Theils trifft Brandis vielfältig mit Ritter zusammen, wiewohl er auch manche neue Puncte hinzubringt und in andern schon in der Grundauffassung von ihm abweicht. Ueberall aber zeigt er, dafs er den Vortheil, der Spätere zu sein, gründlich benutzt hat. Gleich wie Ritter, stellt er die Erörterung des Theätet und des Sophisten an die Spitze, um dem Plato eine mittlere Stellung zwischen dem Heraclit und den Eleaten anzuweisen. Er benutzt aber diese Erörterung noch mehr zu positiven Resultaten als zuvor. Eben so zeigt er, wie Ritter, die Allgemeinheit, in der Plato seinen Begriff Idee anwendet, er bringt aber dabei alle Beziehungen, unter denen jener Begriff vorkommt, unter bestimmte Gesichtspuncte. Eigenthümlich ist ihm ferner die Berücksichtigung des von Aristoteles über die Platonische Lehre Ueberlieferten. Er weist nicht, wie Ritter, die Aufgabe, hierauf einzugehen und dasselbe mit dem im Plato Vorliegenden zu vereinbaren, von der Hand, sondern unterzieht sich dieser schwierigen Aufgabe mit der gröfsten Sorgfalt und mit Aufwendung eines nicht geringen Scharfsinns. In der Auffassung der Platonischen Lehre vom Stoff und von Gott ist seine Grundansicht von der Ritterschen verschieden. Brandis historischer Sinn erlaubt ihm nicht, den Platonischen Stoff zu verflüchtigen, oder den Platonischen Gott zum allgemeinsten Begriff zu machen, und er vergiebt lieber darüber der Consequenz Etwas.

Auch die Physik und die Ethik sind mit derselben eindringenden Gründlichkeit behandelt, und in beiden selbst blofse Ansätze zu künftigen Lösungen der Probleme nicht unberücksichtigt geblieben.

Am kürzesten ist die Politik abgefertigt, und von ihr gilt nicht, was Rec. zu Anfang gesagt hat, dafs Brandis den historischen Stoff fast wie seine eigene Sache behandle. Allgemein aber gilt es, dafs er seinen Gegenstand hoch gefafst hat, was sich schon darin ausspricht, dafs er es liebt, alle wissenschaftliche Meinungen, welche sich in späterer Zeit als gewaltig erwiesen haben, der Anlage nach auf den Plato zurückzuführen, wenn er darin auch nicht so weit geht, als Schleiermacher, welcher Plato zum ersten wissenschaftlichen Vertheidiger der stehenden Heere macht. So weist Brandis die Keime der spätern dogmatischen Beweise fürs Dasein Gottes, der Theodicee, des Ptolemaischen Weltsystems, der Anwendung der Mathematik auf Physik u. a. m. der Platonischen Philosophie nach. Obgleich nun so der Ref. sich gedrungen fühlt, den Werth auch dieser Leistung hoch anzuschlagen, und anzuerkennen, dafs Brandis auch hier seine Vorgänger vielfältig hinter sich gelassen hat, so kann er doch, wenn er einen absoluten Mafsstab an dieselbe legt, sie nicht für so vollständig gelungen, als die andern erklären, da einige nicht unwichtige Puncte auch durch die Brandissche Auffassung noch nicht aufs Reine gebracht, ja wohl geradezu mehr oder weniger verfehlt sein dürften. Diese Puncte betreffen theils das Verhältnifs der Platonischen Schriftenreihe, theils die Ideenlehre selbst, theils die Bedeutung des Parmenides, theils endlich die Vereinigung der Platonischen Principien.

Möge es erlaubt sein, in diesen Puncten das vom Verf. Gegebene schärfer zu trennen, damit klar und bestimmt heraustrete, wo noch Etwas mangele.

Wir gehen zuerst auf das Verhältnifs der Platonischen Schriftenreihe, wie es Brandis feststellen will, ein. Im Paragraph stellt er im Wesentlichen die Schleiermachersche Ansicht auf, indem er sagt: „um seinen Schriften die Vortheile lebendiger Wechselrede zuzuwenden, habe Plato sich der dialogischen Form in der Weise bedient, dafs nur wer einestheils das Verhältnifs der Theile zu einander und zum Mittelpuncte ein und desselben Dialogs, anderntheils *die Beziehungen der verschiedenen Dialogen zu einander* sorgfältig ausmittelt, zum wahren Verständnifs derselben gelange (p. 151). In der Ausführung des Paragraphen wird Hermann zugegeben, dafs die Verschiedenheiten, welche in den Platonischen Dialogen sich finden, nicht

Digitized by Google

etwa blofs der Form nach in dem Unterschiede des Alters oder der Gegenstände, sondern in wirklichen Modificationen seiner philosophischen Ueberzeugungen begründet sind" (p. 165). An einer anderen Stelle, p. 177, wird darauf hingewiesen, dafs es bei der Ausfindung des Verhältnisses der Dialogen zu einander hauptsächlich auf eine Gliederung, nicht auf eine historische Anordnung ankomme. Endlich wird auch ausdrücklich fallen gelassen, dafs diese Nachweisung der Beziehungen auf wirkliche Priorität und somit auf Platonische Anlage sich beziehe. Was heifst das aber weiter, als dafs das Wesentliche der Schleiermacherschen Ansicht fallen gelassen wird. Offenbar ist doch das Wesentliche derselben, dafs das Verständnifs des einzelnen Dialogs objectiv und schon nach Platonischer Anlage bedingt sei durch sein Verhältnifs zu den anderen Dialogen, also, dafs das Verhältnifs wechselseitiger Beziehung, welches zwischen einigen Dialogen augenscheinlich statt hat, ein durchgängiges sei, und das Wesentliche des Platonischen Schriftenthums ausmache. Durch solche Ansicht wird alles Zufällige, was bei der Entstehung der einzelnen Dialogen mitgewirkt haben könnte, ausgeschlossen; die Beziehungen, welche die einzelnen Dialogen zu einander haben sollen, und welche noch dazu oft erst errathen werden müssen, zum Wesentlichen gemacht und der Fortbildung und Modificirung der Ansicht die Stelle benommen. Wenn man aber dieselbe so limitirt, wie es Brandis thut, was bleibt da weiter, als dafs, wenn auch nicht immer objective, von Plato schon angelegte, Beziehungen da sind, man doch das ganze Platonische Schriftenthum in eine Art systematischer Anordnung bringen könne, die sich dem Verständnifs erspriefslich erweise. Das kann man mit jeder Reihe Schriften, die auf denselben Gegenstand Bezug haben, sogar mit den Schriften der Bibel. Läfst sich die Schleiermachersche Hypothese nicht halten, so hätte viel mehr Werth auf die Anordnung nach historischen Principien, wie sie von Stallbaum und Hermann versucht worden ist, gelegt werden sollen, als dies von Brandis geschieht, indem sie keineswegs für das Verständnifs gleichgültig ist. Denn nicht etwa blofs die Entwickelung der Platonischen Persönlichkeit, worauf Hermann den meisten Werth zu legen scheint, kann dann vor Augen gelegt werden, sondern auch der Fortschritt seiner Philosophie von einzelnen Problemen zu umfassendem Ganzen, die Herausbildung des eigentlich Platonischen aus dem Sokratischen, die Vermählung desselben mit dem Pythagoreischen, und die allmälige Umschmelzung zu diesem kann dadurch sichtbar gemacht werden. Spricht doch selbst Brandis vom Sokratischen Standpuncte des Plato und p. 453 von einem allmäligen Fortschreiten und einer Bildungsgeschichte der Platonischen Sittenlehre. Wenn aber Brandis so Etwas gelten lassen will, dann hätte er die historische Abfolge nicht so gering achten und gar, um sie zu entkräften, p. 168, annehmen sollen, dafs Plato, auch nachdem er schon auf seinem eigenen Standpuncte gestanden habe, sich doch nachher manchmal auf den Sokratischen habe versetzen können. Wir wenden uns zu dem zweiten Punct, zu der Brandisschen Auffassung der Ideenlehre. Ungeachtet Brandis mit rühmlicher Sorgfalt die betreffenden Stellen gesammelt und ihrem Sinne nachgespürt hat, ungeachtet er von denselben weit mehr als Ritter zusammengebracht, so erscheint doch das Resultat noch als kein solches, was die Ideenlehre in ihrer Eigenthümlichkeit scharf genug ausspräche.

Er zeigt, wie ἰδέα bei Plato ursprünglich dasselbe als bei den früheren Philosophen, nämlich Form, Gestalt bedeute; win Plato das Wort anwende auf jede nur irgend denkbare Bestimmtheit, und kommt endlich zu dem Resultat, dafs Idee im engeren Sinne das Beharrliche im Gegensatz zum Veränderlichen, sowohl in Beziehung auf das Subject als das Object sei, und dafs sie in letzterer Beziehung gleichgelte mit dem beharrlichen Träger oder der Wesenheit der Dinge (p. 221—223). Ferner soll nach ihm Plato die Ideen getrennt von den Dingen, oder wie er selbst sagt, ohne Einwirkung auf das Werden und die Veränderung nicht für denkbar gehalten haben (p. 279 und p. 562 u. a.). Endlich soll die Verbindung der Ideen und des Stoffes nicht ein Hinzugekommenes, und weder den Ideen noch dem Stoffe zufällig sein (p. 564), also der Stoff in ursprünglicher Relation zu den Ideen und umgekehrt stehen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

...ern
University
Library

№ 62.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christ. Aug. Brandis.

(Schlufs.)

Ist dies Resultat genau, so hat ja Plato nichts Anderes gelehrt, als Aristoteles; so sind ja die Ideen die Aristotelischen οὐσίαι κατὰ τὸ εἶδος; so ist ja bei Plato ebenfalls die ursprüngliche Relation zwischen οὐσία und ὑποκείμενον, die keines Dritten zur Vermittelung bedarf und die Aristoteles auch durch die Worte δύναμις und ἐνέργεια bezeichnet. Warum polemisirt dann aber Aristoteles gegen Plato, indem er ihm beständig vorwirft, er habe die Ideen χωριστάς gemacht?

Dies Wort kann doch nur besagen, Plato habe gemeint, die Ideen seien, abgesehen von der Erfahrung und getrennt von den Dingen, für sich etwas Wesenhaftes und Seiendes, und wohnten keinem Dinge rein ein, sondern nur entstellt und im Abbilde; es gebe also aufser der empirischen Wirklichkeit noch eine andere, das Reich der Wahrheit an und für sich. Dies bestätigt sich, wenn wir auf die Platonischen Stellen merken, in welchen er den Unterschied der Ideen von den Dingen deutlich macht. Denn in diesen pflegt er mathematische Begriffe herbeizubringen, und daran zu zeigen, wie diese in ihrer Reinheit in keinem empirischen Dinge sein können (cf. Phaed. p. 74 und 75). Wenn aber die Ideen nichts sind als die Wesenheiten der Dinge, so müssen sie ja auch in den Dingen gegeben sein. Der Begriff Stier mufs in jedem Stier sein. Und ist dies der Fall, dann sind sie ja auch vervielfältigt und nicht nur einmal vorhanden, welches letztere doch Plato immer behauptet. Denn jedes Exemplar trägt den Begriff seiner Gattung in sich. Nun sagt zwar auch Brandis, dafs nach Plato bestimmt das Gegentheil der Fall sei. Dann kann aber auch seine Darstellung der Ideen nicht genau und vollkommen richtig sein. Freilich hat Brandis Recht, wenn er sagt, dafs nach Plato alles Sein im Werden, alles Wesenhafte im Veränderlichen von den Ideen herrühre; aber er hätte nicht weglassen müssen, dafs dennoch dieses Innewohnen der Ideen nicht ihre wahre Wirklichkeit sei; er hätte nicht verwischen sollen, dafs man es mit etwas Zwiespältigem zu thun habe, indem nach Plato einmal die Ideen, wie die reinen Begriffe von aller Vervielfältigung frei, von Raum und Zeit eximirt, dennoch wahrhaft objectiv vorhanden sind, und es zweitens ein Sein derselben in den Dingen giebt, welches nicht ihr wahrhaftes Sein ausmacht.

Die Brandissche Auffassung des Parmenides, zu der wir uns jetzt wenden, ist eine Combination der Schleiermacherschen, Stallbaumschen und Zellerschen Ansicht, jedoch nach eigener Ansicht vielfältig modificirt. Mit Schleiermacher wird die dialektische Erörterung, welche im zweiten Theile des Dialogs angestellt wird, für eine Uebung gehalten. Mit Zeller wird angenommen, dafs die erste Schlufsreihe aus der ersten Thesis (ἕν εἰ ἔστι) beweise, dafs das Eins in seinem unterschiedslosen Fürsichsein festgehalten sich selbst aufhebe, und dabei wird Stallbaums Annahme, dafs dieses ἕν die Materie sei, sehr beachtenswerth gefunden. Mit letzterem werden endlich bei der zweiten Schlufsreihe (aus der Thesis ἕν εἰ ἔστι) die Antinomien weggeschafft durch Annahme verschiedener Beziehungen, in denen hier geredet werden soll. Nur das, wovon geredet wird, wird anders gedeutet. Stallbaum nämlich nimmt an, das ἕν εἰ ἔστι sei in einer Beziehung die Gesammtheit der Ideen, in der andern die einzelnen Ideen in Bezug auf die sinnlich wahrnehmbaren Dinge. Auf ähnliche Weise verhält sichs bei den übrigen Schlufsreihen. Aufserdem wird zwar versichert, es sei hauptsächlich dem Plato mit diesen dialektischen Erörterungen über das Eins auf eine Uebung abgesehen gewesen, hernach aber doch gesagt, es sei ihm mit dem Vorgeben einer Uebung nicht Ernst

Digitized by Google

gewesen. Aber abgesehen davon, dafs Brandis sich zum Theil selbst widerspricht, so sind auch alle jene Deutungen willkürlich und verletzen die Platonische Anlage selbst. Man darf nur den Parmenides unbefangen lesen, um sich zu überzeugen, dafs in jenen dialektischen Erörterungen nicht Lehren sollen vorgetragen werden, sondern die Aporien, welche Zeno durch seine Dialektik in Bezug auf die Dinge zum Vorschein gebracht hatte, durch eine höhere Dialektik in Bezug auf die Begriffe, und zwar nach allen Seiten hin, sollen hervorgerufen werden; dafs ferner eine Lösung derselben nicht in den Aporien selbst zu finden sein könne, sondern nur da, wo es zur Anerkennung bestimmter logischer und ontologischer Gesetze kommt, das ist im Sophistes. Offenbar liegt der Nerv dieser ganzen dialektischen Erörterung darin, dafs aus *ein und derselben* Voraussetzung Entgegengesetztes geschlossen wird. Darum nennt Plato dieses Verfahren eine πλάνη und ἀπορία und vergleicht es mit dem Zenonischen. Wenn man aber der Voraussetzung verschiedene Bedeutung unterlegt, so hört ja jede Aporie auf, aber auch jeder Vergleichungspunct mit der Zenonischen Dialektik.

Was endlich die Einheit anbetrifft, in welche Brandis die Platonischen Principien zusammenfafst, so führt diese die Fragen mit sich, wie verhalten sich Ideen zum Stoff, wie beide zur Gottheit und wie diese zur Weltseele. Wir haben schon vorhin gesehen, dafs nach Brandis die Relation zwischen Ideen und Stoff eine ursprüngliche ist, die also an sich schon eine Einheit mit sich bringt, und keines Dritten, Vermittelnden, bedarf. An den Stellen aber, wo die Frage nach dem Verhältnifs der Gottheit dazu verhandelt wird, stellt sich die Sache anders. Da sollen nach Brandis beide Principien zwar auch ohne die Gottheit ihr Bestehen haben und insofern unabhängig von derselben sein, aber sie sollen doch auch wieder dadurch durch die Gottheit bedingt sein, dafs die Ideen erst durch diese beseelt und in Wirksamkeit gebracht werden (p. 328 und 329). An einer andern Stelle (p. 304) heifst es, dafs Plato die Ursächlichkeit der Ideen auf Freiheit zurückgeführt habe, und dafs er ohne Zweifel darunter die nach Zwecken wirkende Ursächlichkeit verstanden habe. Danach zu schliefsen, scheint es, als ob Brandis dafür halte, nach Plato habe die Gottheit die sonst todten Ideen mit einer Seele ausgerüstet, und so hätten sie nun wirken können. Dies scheint aber doch wunderbar, wenn man bedenkt, was Plato Alles für Ideen gehalten hat. Also die Gröfse, damit sie wirke, habe von Gott eine Seele bekommen, die nur alles Grofse grofs mache! Brandis Meinung mufs wohl eine andere sein. So heifst es ja gleich p. 304, was der Geist der Ideen entsprechend wirke, werde dem nach Nothwendigkeit Werdenden entgegengestellt. Danach sind also die Ideen blofs Zweckbegriffe und mithin Gedanken Gottes. Aber dagegen erklärt sich Brandis bestimmt. Hören wir darum lieber erst, was nach ihm der Platonische Gott ist. Brandis steht nicht im mindesten an, zu behaupten, dafs derselbe die Idee des Guten sei, und dafs ihm die Einheit, welche Aristoteles als Platonisches Princip der Ideen überliefert hat, gleichzusetzen sei. Nur dann ist es ja nicht mehr zweifelhaft, wie Gott wirkt. Denn ist er eine Idee, so wird er ja auch wirken, wie eine Idee. Wie aber die Ideen wirken, spricht Plato oft genug aus. Sie sind Formprincipien und theilen ihre Bestimmtheit dem mit, dessen Form sie sind. Durch die Güte wird alles Gute gut, wie durch die Gröfse alles Grofse grofs. Gott ist also immanentes Formprincip. Ist das Gute oder Gott Princip der Ideen, so kann es dieses nur sein, weil es die Form, innere Natur, aller Ideen ist. Wirklich scheint Brandis zu dieser Annahme nicht ungeneigt. Wenigstens die Einheit, welche doch nach ihm der Idee des Guten gleichgilt, soll Formprincip sein. Aber auch diese Lösung kann wiederum nicht gelten, weil Brandis mit Recht den Platonischen Gott für einen sich selbst bestimmenden, vernünftigen Geist nimmt. Danach kann er ihm also nicht ein immanentes Princip sein. Er kann aber auch dann nicht die Einheit und so ohne Weiteres die Idee des Guten sein und die ganze Aufgabe steht nach wie vor ungelöst da.

Ebenso unterliegt das Verhältnifs Gottes zur Weltseele, wie es Br. auffafst, manchen Schwierigkeiten und Bedenken. Ref. verkennt übrigens nicht, dafs diese Widersprüche in der Vereinigung der Platonischen Principien durch die Schwierigkeiten der Sache verursacht sind, weil Plato sich selbst nicht zur bestimmt erkannten Einheit erhoben hat. Wenn aber einmal eine Einheit hereinzubringen versucht wird, so mufs es doch eine solche sein, die irgend etwas Haltbares bietet, und von der es sich wahrscheinlich machen

Digitized by Google

läſst, daſs sie wenigstens implicite in dem vom Plato Gegebenen gelegen habe.

Mit all diesen kleinen Ausstellungen soll jedoch der Werth des Buchs, den wir gleich im Anfange hoch angeschlagen haben, nicht herabgesetzt, sondern nur angedeutet werden, was selbst so gründliche Forscher künftigen Forschungen noch übrig lassen.

Dr. Kühn.

XXIV.

Beiträge zur religiösen Erkenntniſs, von J. H. Deinhardt. Hamburg und Gotha, 1844; *bei Perthes. VIII u.* 144 *S.* 8.

Blicken wir zurück in die Geschichte der philosophischen Wissenschaften, so finden wir überall Differenzen, nicht bloſs in den Bestimmungen über einzelne Gegenstände, sondern auch in der Annahme und Feststellung der ersten Principien. An diejenigen, in denen solche principielle Gegensätze zuerst zum Vorschein gekommen, haben sich dann Andre als Schüler und Anhänger angeschlossen. So entstehen die Parteien und gegenseitiges Bekämpfen. Da aber die absolute Wahrheit nur Eine sein kann, so hat sich immer die Forderung aufgedrungen, daſs auch der Ausdruck derselben, das Wissen von ihr Eines sein müsse. Die Wahrheit selbst, wie Aristoteles sagt, hat die Menschen zu immer tieferer Erfassung der Grundprincipien getrieben. Hier tritt dann als ein weiteres Factum ein, daſs eine solche tiefere Erfassung nie oder selten aus den vorhandenen Parteien hervorgegangen. Wer mit der Natur menschlicher Dinge und Bestrebungen vertraut ist, der wird hieran weder Anstoſs nehmen noch auch gar einen Vorwurf darin erblicken wollen. Aus ursprünglichen Principien ein System, eine Weltanschauung aufzubauen, oder ein solches auch nur nachzudenken und in seinen Zusammenhang volle bis zur freien Reproduction gereifte Einsicht zu gewinnen, das ist nicht so ein Kleines, das sich im Augenblicke ausführen lieſse. Und ist nun auch der Zusammenhang im Groſsen und Ganzen erkannt, so bleibt immer noch ein Weiteres die Durchführung der Principien bis in das Einzelne und Concrete, welche Arbeit gewöhnlich und mit Recht von den Schulen als ihre eigentliche Aufgabe angesehen wird. So bietet sich Stoff und Inhalt genug, um den Umfang des Lebens, die Thätigkeit des Einzelnen auszufüllen und in Anspruch zu nehmen. Aber woher kommt denn, wenn meistens nicht aus den sich bekämpfenden Schulen und Parteien, eine principielle Weiterbildung? Wie die Erfahrung lehrt, sind es Einzelne, deren Natur nicht sowohl darauf angelegt ist, an ein Factisches sich anzuschlieſsen und das Vorgefundene reproducirend weiterzubilden, sondern die vielmehr die zu lösenden Probleme in eigenthümlicher Anschauung erfassen und eben dadurch zu anderen Grundlagen geführt werden. Denn eine andere Fassung der Wirklichkeit, des Lebens, woraus die Probleme entnommen werden, fordert zur Erklärung andere Principien. Solche aufzustellen, ist eine Gabe nur der ursprünglich schöpferischen Geister. Aus diesen Bemerkungen dürfte sich für den Unterricht in der Philosophie diese Lehre ergeben, daſs der Schüler zunächst mit den Aufgaben und Problemen der Philosophie bekannt zu machen, nicht aber sofort durch Beweise fertiger Systeme gefangen zu nehmen sei; denn letzteres kann auf eine mögliche Eigenthümlichkeit der philosophischen Anlage, an deren Herausbildung es vorzugsweise gelegen sein muſs, offenbar nur nachtheilige Einwirkung haben. Vor Allem wichtig aber wird es sein, da, wo das geistige Leben der Gegenwart (wie zu unsrer Zeit) in so extreme Richtungen zerfahren, daſs was auf der einen Seite als absolute Wahrheit gilt, auf der andern als vollendeter Irrthum nachgewiesen wird, mit freier Reflexion die Differenzen nach ihrem Thatbestande vor Augen zu legen und die extremen Grundlagen in ruhiger Erwägung zu prüfen. Solche Bemühungen werden für die die Bahn des wissenschaftlichen Lebens betretende Jugend die beste Anleitung zu einer selbständigen Bildung abgeben. Blinde Entscheidung können auch die Parteien für sich nicht fordern wollen; ein reifes Urtheil aber giebt nur die auf der Bekanntschaft mit den Problemen gestützte Einsicht in die obwaltenden Controversen.

Von solchen Betrachtungen und Grundsätzen ausgehend werden wir die vorliegende Schrift der Beachtung und Empfehlung sehr werth erachten müssen. Finden sich darin auch grade keine wesentlichen und neuen Aufschlüsse über die Natur der behandelten Gegenstände, so macht doch auſser der Wichtigkeit des zum Vorwurf Gewählten ganz besonders die klare

Digitized by Google

und umsichtige Darstellung — eine schöne Frucht aus dem pädagogischen Beruf des Autors — das Buch lesenswerth und sichert ihm einen nicht geringen propädeutischen Nutzen. Der auch sonst als Schriftsteller schon rühmlichst bekannte Hr. Verf. wollte zunächst sich selbst über die Gegensätze der religiösen Erkenntniſs, welche in den letzten Jahren die Zeit bewegten, namentlich über den Gegensatz des *Pantheismus* und *Theismus* und seine weit greifenden Consequenzen ein deutliches Bewuſstsein verschaffen und über die logischen Grundlagen derselben sich Rechenschaft geben. Aus diesem Bestreben sind die dargebotenen einzelnen Abhandlungen entstanden, die zwar nicht in systematischem oder dialektischem, wohl aber in sachlichem Zusammenhange stehen und ein Ganzes bilden. Das wissenschaftliche und freisinnige Urtheil, das über die Bedeutung der Gegensätze von der erwähnten Art und namentlich über den Pantheismus gefällt wird, verdient alles Lob. Es heiſst: In Gegensätzen hat sich das Leben der christlichen Kirche nicht bloſs, sondern das geistige Leben der Menschheit bewegt, so weit die Geschichte reicht. Der Gegensatz ist so wenig als ein Unglück anzusehen, daſs nur in seiner Aufhebung das Leben des Geistes sich in seiner unendlichen Kraft und Fülle darstellt und zu erkennen giebt (S. 91). Gegen den berüchtigten und gefürchteten Pantheismus können weder Abscheu und Verwünschung retten, noch auch die bloſse Berufung auf das sittliche und religiöse Gefühl und auf das bessere innere Selbst. Ist er überhaupt widerlegbar, so muſs man ihn aus seinem eignen Principe heraus sich widerlegen lassen (S. 62). Auch der in der Vorrede angeführte Grund von dem Interesse an seinem Gegenstande giebt ein gutes Zeugniſs von der wahren Einsicht des Verf.'s in die eigentliche Aufgabe philosophischer Bestrebungen. An den religiösen Bewegungen der Gegenwart Theil zu nehmen, erscheint ihm nicht bloſs als ein äuſserliches durch das Verwachsensein mit der Zeit und ihren Tendenzen wie von selbst herbeigeführtes Bedürfniſs, sondern als eine sittliche Pflicht, weil es sich um die letzte Kategorie aller sittlichen Pflichten handelt oder um das Princip der Sittlichkeit, welches die beseelende Kraft ist in allem sittlichen Thun. Wo von solchen Grundsätzen die Forschung beseelt ist und geleitet wird, da hat man zum Voraus wenigstens die Garantie, nicht mit sophistischen Wortgefechten gelangweilt zu werden. Wir hätten hier, bevor wir an die nähere Betrachtung der Schrift selbst gehen, noch Einiges zu sagen über das Thema derselben, wiefern es richtig sei oder nicht, in den religiösen Bewegungen der Gegenwart als Gegensatz zum Theismus nur den Pantheismus und nicht vielmehr den Atheismus anzusehen. Der Verf. nämlich stellt es in Abrede, daſs überhaupt Jemand bei gesunden Sinnen ein Atheist sein könne. Es wird sich indessen weiter unten noch Gelegenheit bieten, diese Sache zu besprechen. Hier finde vorläufig ein richtiges Wort Jacobi's seine Stelle: „Wirkliche Gottesleugner waren und sind in Menge. Ja man findet keine Meinung, die so fest stünde wie diese, wenn sie sich des Menschen einmal bemächtigt hat. So bitter verachtet der Theist nicht den gläubigen Bibelverehrer, als der Atheist den Anhänger einer Vernunftreligion verachtet. Wer hieran zweifelt, muſs mit Philosophen dieser Klasse nie Umgang gehabt haben." (Werke II, 475). Unsre kritischen Betrachtungen nun sollen besonders auf die den einzelnen Abhandlungen zu Grunde liegenden Gedankenbestimmungen gerichtet sein und das Genügende oder Ungenügende an ihnen herauszustellen versuchen.

Die ersten beiden Abhandlungen, „über den Begriff der Religion" und „von der Offenbarung Gottes in der Welt," sind als Einleitung anzusehen. Es wird ausgegangen von dem Unterschiede der menschlichen Seele von der Thierseele. Jene ist nicht, wie diese, bloſs Princip des Leibes, sondern sie ist auch ein Insichsein, Selbstunterscheidung, Selbstbewuſstsein. Und in diese selbstbewuſste Innerlichkeit fällt die Religion, sie ist das Leben Gottes im Menschen oder das Leben des Menschen in Gott. Die Religion ist aber nicht die specifische Angelegenheit von einer der psychologischen Thätigkeiten, des Denkens, Wollens, Fühlens, sondern sie ergreift und erfüllt den Menschen in dem ganzen Umkreis seines individuellens Daseins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Beiträge zur religiösen Erkenntnifs, von J. H. Deinhardt.

(Fortsetzung.)

Dafs der Mensch überhaupt ein unendliches Wesen voraussetzt und nach Vereinigung mit Gott strebt, dafs er Religion hat, davon liegt der Grund in dem Bewufstsein seiner individuellen Beschränktheit. Abhängig und beschränkt wissen wir uns sowohl in der Erkenntnifs als im Willen und im Gefühle. In diesem Bewufstsein der Schranke liegt aber zugleich ein Bewufstsein des Hinausseins über das Endliche wenigstens der Bestimmung nach, und darum lebt im Menschen auch der unwiderstehliche Trieb, sich seiner Unvollkommenheit zu entäufsern und an den Unendlichen, an Gott sich hinzugeben. Dies ist das erste Moment der Religion, der Cultus. Ein Zweites ist das Resultat dieses Befreiungsprocesses des Menschen aus seiner natürlichen Bestimmtheit, die ideale Gestalt, in welcher er mit Gott in freier Einigkeit steht, die Sittlichkeit. Das Dritte oder vielmehr das Erste in der Religion ist die Erkenntnifs Gottes; denn irgend ein Begriff, eine Vorstellung vor der Gottheit mufs schon existiren, wenn Cultus überhaupt nur möglich sein soll. So weit der erste Aufsatz (S. 1—22). In diesen Bestimmungen des Begriffs der Religion ist nun allerdings im Allgemeinen wohl der richtige Ausdruck oder Abdruck von dem religionsphilosophischen Bewufstsein der Gegenwart enthalten und wiedergegeben, aber auch nur dieses. Es lag doch sehr nahe, weitere Untersuchungen anzustellen z. B. über den sogenannten psychologischen Sitz, über die Region der menschlichen Seele, in welche die Religion fällt. Der Verf. will nun zwar auch weder in die Vorstellung, noch in das Gefühl vorzugsweise die Religion verlegen, wie Hegel und Schleiermacher, sondern er will sie angesehen wissen als angehend den ganzen innern Menschen als individuelle Totalität, worin die Unterschiede in concreter Unterschiedslosigkeit zusammengefafst sind. Allein dies scheint doch mehr nur ein Vermeiden der Einseitigkeiten, als eine schärfere Bestimmung der Sache zu sein. Denn gesetzt auch, die Religion wäre Angelegenheit des ganzen Ich, des selbstbewufsten Subjects als der gemeinsamen Wurzel der besonderen psychologischen Thätigkeiten: wie soll denn dies Subject in seinem religiösen Verhalten gedacht werden, als ruhend oder als thätig? Offenbar ist es als thätiges zu denken, so aber ist es denkendes, wollendes u. s. w. Danach wäre also für die Religion das Vorhandensein aller jener Thätigkeiten erforderlich; auch müfsten alle, obschon der Art nach unterschieden, doch dem Werthe nach einander gleich stehen, keine dürfte der andern untergeordnet oder Mittel für dieselbe sein. Denn wenn letzteres, so würde eben eine die höhere sein (etwa Vorstellung oder Gefühl) und ihr vorzugsweise die Religion angehören, was gegen die Thesis wäre. Da nun bisher jenen Thätigkeiten in religiöser Beziehung keineswegs ein gleicher Rang vindicirt worden, und die Sache auch durchaus nicht so unmittelbar einleuchtend ist, so war für den Verf. Veranlassung genug vorhanden, seine Ansicht mit gröfserer Ausführlichkeit zu begründen.

Eine sichere Entscheidung über diesen Gegenstand wird sich nur dann gewinnen lassen, wenn man von der Untersuchung über Möglichkeit und Genesis der Religion im Menschen ausgeht. Hier ist die erste Frage, wie kommt der Mensch dazu, das unendliche Wesen, Gott überhaupt vorauszusetzen und ihn im Glauben als das Unendliche anzuerkennen? Wenn man gesagt hat, Propheten und Dichter hätten Gott dem Menschen geoffenbart, so ist damit die Frage, warum denn nun dies Geoffenbarte auch geglaubt und anerkannt werde, noch nicht beantwortet. Zur Erklärung dieses innern Grundes dient jetzt ziemlich allgemein

Digitized by Google

das Argument: der Mensch ist wie alle Naturwesen ein Beschränktes, aber er hat zugleich auch ein Bewuſstsein seiner Schranke, und daraus entsteht ihm der Begriff des Unendlichen. So auch Hr. Deinhardt (S. 9). Allein es verhält sich damit grade umgekehrt, was hier als Grund angesehen wird, ist vielmehr nur Folge. Denn das Bewuſstsein des Endlichen hat zur Voraussetzung das Bewuſstsein des Unendlichen, wie immer das Höhere Grund ist des Niederen. Wir sehen uns zu der Annahme gezwungen, daſs im Menschen selbst die Gottheit oder, wenn man lieber will, ein Ebenbild von ihr liegen müsse. Es fragt sich hier nur, in welcher Form oder Thätigkeit sich dieses für das Bewuſstsein darstelle und kenntlich mache. Wenn der Mensch allein Religion hat, ein bewuſstes Verhältniſs zu Gott, so muſs der Grund davon innerhalb der menschlichen Natur in dem liegen, was den Menschen zum Menschen macht, in dem eigentlich Menschlichen. Was dies nun aber sei, darüber scheint noch nicht allgemeine Uebereinstimmung zu herrschen. In der neusten welthistorischen Philosophie heiſst es: was den Menschen vom Thiere unterscheidet, ist das Denken, dies ist das Unendliche in uns. Wiefern diese Ansicht richtig sei oder nicht und wenigstens einer näheren Bestimmung bedürfe, das können wir hier um so mehr dahingestellt sein lassen, als es nach unsrer Ansicht gar nicht groſser Anstrengungen bedarf, um das Gesuchte zu finden. Halten wir uns an das wirkliche Leben, so zeigt sich allein der Wille als das, wonach letztlich jeder Mensch gemessen, und was als seine eigentliche Wesenheit und Realität angesehen wird. Kant und Fichte, indem sie dem Praktischen den Primat einräumten, haben damit nur ausgesprochen, was im menschlichen Bewuſstsein als das Geltende unmittelbar sich vorfindet; und wenn späterhin gesagt worden: Wollen ist Ursein, so müssen wir dem ganz beistimmen. Ist also der Wille als das eigentlich Menschliche anzusehen, so müssen wir nach unsrer Voraussetzung nun weiter sehen, wiefern denn durch den für das Bewuſstsein als gegenständlich gegebenen Willen im Menschen die Idee des Unendlichen entstehe und damit Religion möglich werde. Um an dem Willen den Charakter des Absoluten und Schlechthinnigen aufzuzeigen, brauchen wir uns auch hier nur auf Facta zu berufen. Der Mensch wird sich eines Unterschieds zwischen dem reinen und empirischen Willen bewuſst, es erschlieſst sich ihm über die sinnliche eine intelligible und ewige Welt, und wo dieser Gegensatz einmal in's Bewuſstsein getreten, da ist fortan der Glaube an ein schlechthin Seiendes und damit die Möglichkeit der Religion vorhanden. Wäre ein solcher Vorgang nicht innerhalb der menschlichen Natur für das Bewuſstsein gegeben, so würde Religion nicht nur unerklärlich, sondern unmöglich sein. Ist er aber gegeben, so sieht man leicht, wie religiöse Ideen auf einem solchen Grunde Wurzel fassen, wie sie dem Menschen verständlich sein können. Die Weisheit unsrer Tage glaubt nun freilich ausfindig gemacht zu haben, daſs jenes Intelligible und Ewige die Dignität eines Uebermenschlichen und Göttlichen nur für die Phantasie haben könne, in der That und Wahrheit aber ein nur Menschliches sei, und daſs demnach die Religion auf Irrthum beruhe. Aber wenn dies Philosophiren nur nicht gar zu unphilosophisch wäre. Sonst hat man wohl aus dem Endlichen das Dasein Gottes beweisen, oder auch aus dem Absoluten die Dinge begreifen wollen, und darin giebt sich wenigstens doch ein philosophisches Bestreben zu erkennen. Wenn nun aber heut zu Tage aus dem Endlichen (aus dem Feuerbach'schen Bewuſstsein) das Nichtdasein Gottes dargethan werden soll und dabei an einen weiteren Zusammenhang der Dinge gar nicht mehr gedacht wird, so müssen wir dies ganze Treiben so lange unter die Rubrik der Einfälle und Launen stellen, bis man durch Begründung einer wahrhafteren, als der bisherigen, Aufgabe der Philosophie uns vom Gegentheil überzeugt haben wird. Was aus Feuerbachs Theorieen allenfalls werden kann, darüber erfährt man Einiges in Wigands Vierteljahrsschrift, wo unter Andern über den Beruf der Philosophie gesagt wird, sie habe bei Industrie und Agricultur Engagements einzugehen. Wir halten dafür, daſs solches Räsonniren von Seiten der Philosophie gar keine Berücksichtigung verdient. Nur die Bemerkung und Forderung kann gemacht werden, man möge doch, bevor man über den Inhalt des Bewuſstseins aburtheilt, zunächst das Bewuſstsein und den Menschen selbst erklären. Auf diesem Wege würde sich alsbald finden, daſs wenn man das Absolute über Bord wirft, Nichts mehr zu erklären ist. Kehren wir jetzt zu unsrer Betrachtung der religiösen Grundlage im Menschen zurück. Wir haben gesagt, daſs das eigentlich Reale im Menschen der Wille sei,

Digitized by Google

und daſs sich darin auch ein Anknüpfungspunct für den psychologischen Ursprung der Religion bieten müsse. Dem hier möglichen Einwurfe, wir machten die Religion zu einer Tochter der Moral, läſst sich leicht zuvorkommen. Fassen wir den Menschen als wirklich wollenden, sich offenbarenden und darstellenden (in Kunst, Philosophie, Staat u. s. w.), so werden wir diese Richtung des Willens aus sich heraus, in die Wirklichkeit weder selbst Religion nennen, noch auch daraus die Religion deduciren können. In der Religion hat der Mensch vielmehr eine grade entgegengesetzte Richtung, sie ist ein Wegwenden aus der Wirklichkeit zum Grunde, zum Ansichseienden hin. Daſs die Anlage hiezu mit der Natur des Menschen, mit dem Bewuſstsein und der Anschauung von einem reinen Willen gegeben, wurde schon oben bemerkt. Hier müssen wir nun zu bestimmen versuchen, was es denn im Menschen sei, worin sein religiöses Verhalten, die Frömmigkeit falle und sich bethätige. Das bloſse Vorstellen, Anschauen, Denken des religiösen Inhalts kann es nicht sein, was den Menschen zu einem religiösen macht, denn damit ist nicht nothwendig schon ein Hingeben an das Unendliche gesetzt. Gleichwohl ist Religion auch nicht ohne solche Thätigkeit möglich, und deshalb kann sie nicht in das bloſse Gefühl fallen, denn dieses ist als solches ohne Inhalt. Doch aber wird auch das Gefühl hier nothwendig sein, denn erst durch es ist ein Inhalt für den Menschen und in ihm, der seinige. Reichen nun diese Elemente schon hin zur Construction wirklicher, lebendiger Religion? Orientiren wir uns hierüber im Praktischen. So lange der Mensch einen Inhalt, Zweck nur erst vorstellt, und denkt und fühlt, so lange ist er noch nicht wirklich und wirkend, nur erst elementarisch in ihm. Reale Existenz in der Seele hat dies Angeschaute und Gefühlte erst als Energie, als Wille. Und gar nicht anders wird es sich in der religiösen Sphäre verhalten. So lange der religiöse Inhalt, das Bilden und Bildenlassen des sündhaften menschlichen Willens nach dem heiligen Willen Gottes, nur erst ein Vorgestelltes und Gefühltes ist, so lange ist die Religion noch in elementarischem Zustande; lebendig und actu gesetzt im Menschen ist sie erst durch den in den Proceſs wirklich eingegangenen Willen. Nach diesen Andeutungen können wir dem Verf. zwar darin beistimmen, daſs die Religion nicht als Angelegenheit einer besondern psychologischen Thätigkeit, sondern als den ganzen innern Menschen angehend zu betrachten sei. Abweichen aber müssen wir von ihm, wenn er den Willen als eine solche besondere, anderen coordinirte Thätigkeit ansieht. Man versuche, den ganzen innern Menschen als thätigen zu bezeichnen und zu benennen, es wird sich kein anderer Ausdruck dafür darbieten als eben der Wille. Der Wille ist das alle andern Seelenthätigkeiten Voraussetzende und Umfassende, das, wodurch der Mensch religiös sowohl als practisch ist.

Irgend eine Vorstellung, Erkenntniſs von Gott ist für alle Religion Voraussetzung. An dies Resultat der ersten Abhandlung schlieſst sich die zweite, „von der Offenbarung Gottes in der Welt" (S. 25—42). Wir erkennen Gott durch seine Offenbarungen in der Welt und im Menschen. Denken, Erkennen heiſst im Einzelnen das Allgemeine, Identische finden. So erkennen wir die Natur durch Aufsuchen des objectiv Allgemeinen, des Gesetzes. Aber die Betrachtung der Welt kann unsre Erkenntniſs von Gott doch nicht erzeugen, wenn auch ergänzen. Niemand findet Gott auſser sich, der ihn nicht zunächst in seinem eigenen Geiste findet. Die Naturgesetze können wir nicht als Gott verehren; denn wer auch nur eine Ahnung von Geistesfreiheit hat, der weiſs, daſs das Einzige: ich will, über alle Naturgesetze geht. Die Natur weist auf den Menschen als Endzweck hin. In der menschlichen Gesellschaft ist eine höhere Offenbarung Gottes gegeben, und aus der Betrachtung der Weltgeschichte erkennen wir, daſs Ein wechselloser Geist die Völker durchdringt und leitet. Allein, muſs demnach das Unendliche, Gott zwar als Geist gefaſst werden, so ist doch noch eine weitere Frage, ob ihm als Geiste nur Substanzialität, oder auch Subjectivität und Persönlichkeit zukomme. Diese Frage bildet den Mittelpunct der heutigen Speculation. Mit dieser Reflexion wird der Uebergang gemacht in den dritten Aufsatz, „die logische Grundlage des Pantheismus" (S. 45—63). Bei der Darstellung und Widerlegung des Pantheismus, wie sie hier gegeben wird, haben wir zweierlei zu berücksichtigen. Der Verf. sieht mit Recht die spinozistische Philosophie als die Grundlage des modernen Pantheismus an, und er hält sich daher bei seiner Darstellung allein an diese. Wir werden also zuerst darauf zu sehen haben, ob der Verf. Spinoza's

Digitized by Google

Gotteslehre richtig gefaſst hat. Sodann aber wird auch zu erwägen sein, ob denn mit der Widerlegung des Spinozismus wirklich auch schon der Pantheismus der Gegenwart widerlegt sei, oder ob nicht vielmehr dieser, möge er auch auf jenem beruhen und von ihm ausgegangen sein, doch seinem Resultate nach ein ganz anderer sei und folglich auch eine andere Widerlegung erheische. In Bezug nun auf den ersten Punct ist die Argumentation folgende. Die Kategorie des Pantheismus ist die Substanz. Es handelt sich also um die Bedeutung dieses Begriffs. In der endlichen Natur besteht das Substantielle in der Negativität der individuellen Unterschiede, oder in der negativen Allgemeinheit, in der das Besondere und Individuelle noch nicht zur Existenz gekommen; die endliche Substanz ist die Sache in ihrer Ursprünglichkeit, der Saame. Aehnlich verhält es sich auch mit der absoluten Sustanz, sie ist die Negativität aller endlichen Dinge. Jedoch tritt hier der Unterschied ein, daſs die absolute Substanz nach Spinoza, nicht etwa das Absolute erst in seiner Ursprünglichkeit, sondern als solche schon das Ganze sein soll; die Substanz ist das Eins und das Alles, und was noch auſser ihr zu sein scheint (Welt, Mensch), ist eben nur Schein, dazu bestimmt, die Substanz als das allein Seiende zu bezeugen. Aber was ist denn die Substanz in sich selbst? Die Bestimmtheit der Substanz ist die, alle Bestimmtheit in sich aufzulösen, und wenn der Verstand ihr die Unterschiede des Denkens und der Ausdehnung beilegt, so ist das nur für seine endliche Reflexion; für die Substanz und in ihr sind jene nicht als Unterschiedene, sie ist bestimmungs- und unterschiedslos. So aber wäre sie, die Alles sein sollte, ohne Inhalt und Form, absolut Nichts. In diesem Widerspruch ist eben die spinozistische Philosophie befangen, und darin liegt ihre Widerlegung. Der Begriff der Substanz drückt also nicht wahrhaft das unendliche Wesen Gottes aus, Gott als Substanz wäre nur negative Unendlichkeit, Verschwinden ohne Bleiben, Macht ohne Erfüllung; und die Philosophie hat daher über den Pantheismus hinauszugehen.

In dieser Darstellung scheint uns der Spinozismus zu scharf nach dem Maaſsstabe der heutigen Logik gemessen und beurtheilt zu sein. Wir wollen damit keineswegs einer stumpfen Kritik das Wort geredet haben, sondern unsere Meinung ist nur, man müsse die Begriffe und Anschauungen früherer Systeme nicht in der Schärfe und Bestimmtheit nehmen, zu der sie in späterer Zeit ausgeprägt worden. Denn sonst wird man immer Gefahr laufen, das Frühere nur nach Einer Seite und nicht nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzustellen. Eine solche einseitige Auffassung der spinozistischen Substanz glauben wir bei Herrn Deinhardt nachweisen zu können. Es ist zwar ganz richtig, diese Substanz als absolute Negativität alles Endlichen zu bestimmen, aber damit ist noch keineswegs Alles ausgedrückt, was Spinoza in sie hineingelegt und in ihr angeschaut hat. Sie ist nicht ein abstract Allgemeines, absolut Bestimmungsloses, ohne Inhalt und Form; sie ist mehr, als man heut zu Tage unter diesen Begriff zu befassen pflegt, die spinozistische Substanz ist dasselbe, was bei Aristoteles das Denken des Denkens und in der neuesten Philosophie die absolute Idee heiſst, die sich selbst denkende ewige Ideenwelt. Wir begreifen nicht, wie man diese Philosophie als sich widersprechend ansehen könne. Kein philosophisches System, das der Aufgabe aller Philosophie gemäſs vom Ganzen ausgeht und darin das Einzelne als Moment zu bestimmen sucht, kann sich widersprechen; es kann wohl seine Aufgabe, die Principien durch die Mannigfaltigkeit des Gegebenen durchzuführen, ungelöst lassen, aber das ist noch kein Widerspruch. Auf diese gelöste oder ungelöste Ausführung des Princips wird die kritische Betrachtung historischer Systeme vornämlich gerichtet sein müssen. Ein Anderes ist dann aber noch die eigentliche Würdigung des Vergangnen, und diese nimmt jede Gegenwart aus ihrer Vorstellung von der höchsten Bestimmung des Menschen und aus der daraus flieſsenden Anschauung des Ganzen. Ist nun das gegenwärtig das menschliche Bewuſstsein Beherrschende die Idee der praktischen, sittlichen Freiheit, so ist damit der Philosophie die Aufgabe gestellt, diese Freiheit aus dem Absoluten zu begreifen. Von diesem Gesichtspunct aus würde es ein Leichtes sein, Spinoza's Pantheismus als dem Bewuſstsein der Gegenwart ungenügend darzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Beiträge zur religiösen Erkenntniſs, von J. H. Deinhardt.

(Fortsetzung.)

Aber wäre denn damit auch schon der Pantheismus unserer Tage als unzureichend nachgewiesen? Spinoza, bescheiden in die Konsequenzen seines Systems sich fügend, lehrte, daſs es keine Freiheit gebe; die heutigen Pantheisten dagegen treiben gar gewaltige Ostentation mit ihrer Freiheit. Offenbar muſs hier die Grundlage des Systems, die Substanz eine ganz andere sein, als dort. Diesen Unterschied hätte der Vf. wohl erwägen und herausstellen müssen, dann würde er auch bemerkt haben, wie Atheismus nicht nur überhaupt möglich sondern sogar zu einer festen theoretischen Ueberzeugung werden kann. Wenn die Substanz oder die Idee, nicht wie bei Spinoza als das an und für sich Vollendete, sondern wie im neuesten Pantheismus als das noch abstract Allgemeine und Unwahre angesehen wird, so liegt die Möglichkeit nicht fern, daſs der Mensch seine Beziehung zu diesem Substanziellen aus dem Bewuſstsein tilge und das bloſse Selbstbewuſstsein, das substanzlose Subject als das Höchste proklamire, daſs der Atheist als das einzige freie Wesen gepriesen werde. Und solche Atheisten giebt es jetzt in Menge. Hr. Deinhardt meint S. 45, selbst diejenigen wären keine Atheisten, die, wie z. B. die Gebrüder Bauer sich unumwunden dafür erklärten; denn sie erkennten im Selbstbewuſstsein das Absolute an. Man sieht nun wohl, worauf diese Befürwortung hinzielt, aber man muſs auch wissen, wo sie ihre Geltung hat und wo nicht. Bei Fichte z. B. würden wir sie unbedingt gelten lassen, denn hier wird das Ich wirklich als absolut gedacht und es wird versucht, alles Andere als durch es gesetzt zu begreifen; daſs das Ich ewig und unsterblich ist, versteht sich von selbst; Fichte selbst wollte auch kein Atheist sein und nicht dafür angesehen werden. Gerade das Gegenstück hiervon ist das Bauersche Selbstbewuſstsein; es versucht nicht die Welt und sich selbst zu erklären, ihm genügt's, sich gefunden zu haben; auch ist es weit davon entfernt, sich für das Absolute zu halten, nur das Vorzüglichste in der Reihe des Seienden will es sein, im Uebrigen aber wird wie aller Dinge so auch die eigene Hinfälligkeit eingeräumt. Wenn also nichts mehr als ein Ewiges und Unendliches gilt, wenn im Bewuſstsein nur noch endlicher und vergänglicher Inhalt ist, so wird ein solches Bewuſstsein nicht anders als ein atheistisches zu benennen sein. Gegen diese Atheisten selbst ist alles wissenschaftliche Kämpfen ein vergebliches und fruchtloses aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht auf dem Standpunct der Wissenschaft stehen, sondern auf dem lockern Boden des Raisonnirens ihre Manövers ausführen. Was also auch gegen solche Lehren gesagt werden mag, das kann nur den Zweck haben, Andere, die entweder noch wissenschaftliches Streben und Sinn dafür haben, oder bei denen ein solches erst zu erwecken ist, von der Leerheit und Unwissenschaftlichkeit jener Sophistereien zu überzeugen. Insofern es nun in der Philosophie allermeist um eine Anschauung der Totalität, um eine Weltanschauung sich handelt, ist der neuere Atheismus als der Philosophie gar kein Interesse Bietendes von vornherein bei Seite zu setzen, denn dieser Atheismus spricht gar nicht mehr vom Ganzen sondern nur noch von Einzelnheiten. Der neuere Pantheismus dagegen bewegt sich allerdings in der Anschauung des Ganzen, und er verdient deshalb eine kritische Berücksichtigung, um so mehr als gegenwärtig von der Mehrzahl der wissenschaftlich Gesinnten ihm gehuldigt wird. Bei der Beurtheilung und Widerlegung desselben fragt es sich zunächst nach dem rich-

Digitized by Google

tigen Gesichtspunct, woraus das Kriterium seiner Wahrheit oder Unwahrheit zu entnehmen. Hr. Deinhardt wollte, wie wir gesehen, den Pantheismus überhaupt durch eine Kritik des Substanzbegrifles widerlegen. Allein die Substanz läſst sich weder in der spinozistischen noch in der modernen Fassung als ein unwahrer Begriff nachweisen. Das einzig richtige Verfahren wird hier sein, daſs man untersucht, wiefern denn aus einem solchen Princip ein solches Resultat, aus der Substanz die Freiheit begriffen werden könne. Daſs dies möglich sei, behaupten die Pantheisten. Sie sehen die Substanz an als das Allgemeine, Unpersönliche, das sich durch die Natur hin im Menschen ewig personificirt, Selbstbewuſstsein und Freiheit gewinnt. Hiegegen würde die Kritik Folgendes einwenden müssen. Keine Substanz kann über ihre Natur hinaus, wenn nun jene absolute Substanz nicht selbst schon Freiheit und Selbstbewuſstsein sein soll, so kann sie Solches auch nicht aus sich erzeugen, denn damit würde sie über ihre Natur hinausgehen. Oder ist denn etwa das Thun der menschlichen Freiheit nicht ein absolut Anderes, als das immanente Wirken der Natur? Wenn aber der Mensch ein schlechthin Anderes ist als die Natur, so kann sein Entstehen aus ihr allein nicht erklärt werden. Demnach müſste alle Philosophie, die von der Freiheit ausgeht, ein über die Natur hinaus und ihr voran Seiendes, ein Transcendentes voraussetzen.

Was nun der Pantheismus gegen ein solches Transcendentes einzuwenden habe, werden wir sehen, nachdem wir den Verf. begleitet, durch die folgenden beiden Abhandlungen, „über den Theismus" und „über den Begriff der Persönlichkeit mit Rücksicht auf Straus" (S. 67 — 102). Die Kategorie des Theismus ist das: im Andern bei sich sein. In diesem Begriff hat jedes wahre geistige Verhältniſs seine logische Grundlage und vor Allem auch die christliche Idee der Gottheit als Liebe. Zur Liebe gehören zwei freie selbstständige Wesen, und das absolute Leben, die Religion besteht in dem Einssein der beiden selbstständigen Seiten Gottes und des Menschen. Die erste wesentliche Bestimmung ist hier also das Anderssein, ohne welches der Religion alles Leben und aller Proceſs fehlen und sie überhaupt gar nicht existiren würde. Dies Anderssein Gottes und des Menschen, diese reale Unterscheidung, welche ewig bleibt, ist einer der wesentlichsten Unterschiede des Theismus vom Pantheismus. Der Pantheist hält diese Bestimmung der Selbstständigkeit und Persönlichkeit mit der Idee Gottes als des Unendlichen für unvereinbar, und er denkt daher Gott als allgemeine Substanz, Wesen des Menschen. Allein so wäre Gott nur ein negatives Unendliches. Der Pantheist, namentlich Straus, nimmt die Person nur als unverletzbare Selbstständigkeit, anderen Wesen gegenüber; d. h. er faſst an der Persönlichkeit nur das Moment der Repulsion, das Endliche auf. Das Wahre der Persönlichkeit aber ist, wie es auch schon Hegel bestimmt: die Isolirung aufzuheben, in dem Andern sich selbst zu finden und zu haben. Und so erst, als persönlicher ist Gott positive inhaltsvolle Unendlichkeit.

Der Theismus des Verf.'s ist, wie man ersieht, der speculative, der wohl zu unterscheiden ist von dem abstracten theologischen, nach welchem letzteren Welt und Mensch mit dem Absoluten nur durch die göttliche Willkür in Zusammenhang stehen. Mit der Bemerkung gegen den Pantheismus, daſs gar keine Religion sein könnte, wenn Gott nicht als freies persönliches Wesen geglaubt und gedacht werde, hat es seine völlige Richtigkeit. Man könnte hiegegen als Widerlegung anführen den Spinoza, dessen Tiefe und lebendige Religion doch gar nicht in Abrede zu stellen sei. Allein es wurde schon oben bemerkt, daſs der moderne Pantheismus eben kein spinozistischer mehr sei. Wenn heut zu Tage, anders als bei Spinoza, der Wille, die Freiheit als das Höchste angesehen wird, so kann das Absolute, zu welchem sich der Mensch, die Freiheit in der Religion verhält, nicht ein Unvollkommeneres und bewuſstloses Allgemeines sein; denn an ein Solches wäre keine religiöse Hingabe der Freiheit möglich. Wenn auf diesem Standpuncte Religion noch möglich sein soll, was doch behauptet wird, so muſs das Absolute selbst mindestens auch Freiheit und Persönlichkeit sein. Die Pantheisten leugnen weder Gott, noch auch wollen sie die Religion aufheben; das geistige Leben des Menschen soll nur dann ein gesundes sein, wenn es nicht ein bloſs aus sich herausgehendes und praktisches, sondern wenn es zugleich auch ein religiöses ist. Allein was ist denn der Inhalt dieser pantheistischen Religion? Sie soll sein eine von der Idee des All durchdrungene Betrachtung, eine Contemplation, wo wir uns mit allen unsern Bedürfnissen

Digitized by Google

und Wünschen in die kühlende Tiefe des Einen Grundes aller Dinge versenken. Unverkennbar drückt sich in solchen Redeweisen noch religiöser Sinn aus. Aber sehen wir von dem Subjectiven ab, und halten wir uns an das Objective, fragen wir: was ist denn der bestimmtere Gegenstand und das Resultat dieser religiösen Contemplation, die doch wohl nicht eine leere sein soll? Hier würde uns nichts Anderes vorgelegt werden können, als eben das pantheistische System selbst, wonach die Substanz das sich zur Welt und zum Menschen Entwickelnde ist. In dieser Religion würde also der Mensch nicht von sich weg und zu Gott, sondern nur zu sich selbst kommen. Dieser Prozeſs kann, wenigstens in dem sonst gebräuchlichen Sinne des Worts, nicht mehr Religion genannt werden. Wenn man von diesem Pantheismus ausgeht, und dabei auf rein theoretischen Boden sich stellt, so erfolgt der Atheismus als eine unvermeidliche und nothwendige Consequenz. Betrachten wir nun noch die Einwendungen des Pantheismus gegen einen transcendenten und persönlichen Gott. Diese fuſsen zumeist auf die kurzen Andeutungen, die Fichte darüber gegeben im kritischen Journal. Es heiſst daselbst: Bewuſstsein und Persönlichkeit sind nicht ohne Beschränkung und Endlichkeit zu denken, und folglich sind jene Begriffe nicht auf Gott zu übertragen. Wiefern solche beiläufigen und polemischen Bemerkungen als hinreichend zu erachten seien, um danach die theistische Weltanschauung überhaupt als für den philosophischen Gedanken nicht Stich haltend zu erklären, wollen wir nicht weiter erwägen; unmittelbar einleuchtend aber ist, daſs das Ansehen der Substanzphilosophie wenig gefördert wird, wenn sie ihre Grundlagen durch solche Sätze aus einer ihr entgegengesetzten Philosophie zu erhärten sucht. Wenn man sich übrigens in Fichte's System nur nicht an Nebendinge hält, sondern auf das eigentlich Philosophische sieht, so würden sich darin im Gegentheil manche Vorarbeiten zur Construction der absoluten Persönlichkeit entdecken lassen. Ueberhaupt aber scheinen uns all die Bemühungen und Fragen, wie das Absolute zu setzen sei, ob als Persönliches, oder als Substanz, Idee u. s. f., zu keinem entscheidenden Resultat gelangen zu können, wenn man nicht zuvor über die Setzung des Absoluten überhaupt sich orientirt und verständigt. Daſs nun ein Absolutes zu setzen, das wie von sich selbst so auch von allem Andern Grund sei, haben Alle eingeräumt, die auf ein Erkennen und Begreifen ausgegangen; das Denken zwingt dazu. Wenn die Atheisten ein solches leugnen, so folgt daraus weiter nichts, als daſs sie nicht mehr denken und aufgehört haben Philosophen zu sein. Mit ihnen haben wir hier also nichts zu schaffen, und eben so wenig können wir mit den endlichen und empirischen Philosophen zu thun haben, die zwar ein Absolutes setzen, übrigens aber glauben, nichts weiter von ihm sagen zu dürfen oder zu können. Wir haben vielmehr sofort zu sehen, ob das Absolute als ein nur möglich Seiendes, oder als ein wirklich Seiendes zu setzen sei. Es muſs als das Letztere gesetzt werden; denn das Philosophiren geht davon aus, zu dem wirklich seienden, existirenden Endlichen den Grund zu finden; dieser Grund kann deshalb nicht ein bloſs möglich Seiendes, sondern er muſs selbst ein wirklich Seiendes sein. *Das Absolute muſs als solches existiren*; der Unterschied seines wirklichen Seins von dem des Endlichen liegt in der Absolutheit. Die überhaupt ein Absolutes setzen, müssen auch ihm als solchem Fürsichsein und Existenz beilegen, denn sonst wäre es ein Unwirkliches. Erst wenn man hierüber entschieden hat (ὅτι), kann man weiter fragen und untersuchen, wie, als was das Absolute sei und existire (τί). Betrachten wir nun den neueren Pantheismus, so muſs gesagt werden, daſs in ihm das Absolute als solches nicht existirt. Denn die Substanz, die Idee ist nur das Abstracte, Allgemeine, das erst in der Welt zur Wirklichkeit kommt. Da nun aber dieser Pantheismus das Absolute doch nicht leugnet, sondern anerkennt und setzt, so bliebe ihm nur übrig zu sagen, das Universum, das All-Eine sei das existirende und wirkliche Absolute. Allein dann fiele das Absolute mit der Summe der Endlichen, Existirenden zusammen, und würde nicht als solches existiren; es wäre nur Flieſsen, Werden, Prozeſs und damit für den Gedanken unfaſsbar und unhaltbar. Mögen die Pantheisten selbst sehen, daſs ihnen das Absolute bei ihrer angeblichen Setzung desselben nicht entschlüpfe. Auſserdem hätten sie noch den Beweis zu liefern, daſs aus der Natur ein schlechthin Anderes, Freiheit entstehen könne. Vor den Pantheisten haben die Theisten sogleich dies voraus, daſs bei ihrer Setzung des Absoluten dasselbe für den Gedanken wenigstens faſsbar und haltbar ist, und auſserdem

Digitized by Google

haben sie durch die Annahme eines Transcendenten auch eine Möglichkeit, die Entstehung der Freiheit zu erklären. Die Einwürfe gegen den theistischen Gott werden in unsrer weiteren Darstellung ihre Beseitigung finden. Hier müssen wir zunächst untersuchen, wovon man bei der Frage nach dem Was des Absoluten ausgehen müsse. Offenbar ist es die Erfahrung, wovon man bei der Bestimmung des Absoluten immer ausgegangen und wovon man auch ausgehen mufs. Wenn die Empirie sich dies dahin zu Nutzen macht, dafs sie sagt, das Gegebene sei nur Endliches und folglich könnten die aus diesem entnommenen Kategorieen nicht auf das Unendliche übertragen werden, so ist dagegen nur zu bemerken, dafs das Absolute nicht blofs offenbart sondern *sich* offenbart hat. Wie wir oben gesehen haben, dafs keine Religion möglich sein würde, wenn nicht das Absolute irgendwie im Menschen selbst wäre, so mufs hier gesagt werden, dafs auch das Philosophiren, das Suchen nach dem letzten Grunde seinen Ursprung allein darin habe, dafs dieser Grund auch im Menschen gegeben sei als das Treibende. Die Beweise vom Dasein Gottes sind deshalb auch mit Recht auf den ontologischen zurückgeführt worden. Wenn also bei der Erkenntnifs und Bestimmung Gottes von der Erfahrung überhaupt ausgegangen werden mufs, so ist auch einleuchtend, dafs als ausreichende Wesensbestimmungen Gottes nur diejenigen Kategorieen gelten können, die innerhalb des Gegebenen aus dem entnommen sind, was als das Höchste und Vollendetste anzusehen ist, d. h. aus dem Menschen. Ein solches Verfahren liegt denn auch bei allen gröfseren Philosophen vor. Die alte Philosophie sah als das Höchste im Menschen das Denken an, und deshalb setzte sie Gott als das reine Denken. Spinoza sah die Substanz als Identität des Denkens und der Ausdehnung an, weil er den Menschen als eine solche Identität fand; zugleich unterschied er in der Substanz das nothwendige Erkennen von dem nothwendigen Handeln. Aber in welchem Verhältnifs stehen denn dies Erkennen und Handeln Gottes zu einander? Nach dem zu schliefsen, was in dieser Hinsicht über den Menschen gesagt wird, hat Spinoza auch in Gott das Erkennen für ein Höheres angesehen als das Handeln. Und auf diesem Puncte steht die Sache im Allgemeinen noch jetzt. Wir halten nun diese Ansicht keineswegs für die richtige, sondern glauben, dafs schon in der allgemeinen Bewegung der Zeit zum Handeln und Praktischen sich Spuren einer wahrhafteren Erkenntnifs sowohl des eigentlichen Wesens des Menschen als auch Gottes zu erkennen geben. Sehen wir auf die der menschlichen Natur zu Grunde liegenden metaphysischen Kategorieen, nöthigen denn nicht auch diese, das Wesen des Menschen als Willen, Freiheit zu bestimmen? Wenn jetzt allgemein zugestanden wird, dafs der Mensch eine Identität des Denkens und Seins, der Intelligenz und Natur, so mufs doch diese specifische Identität auch mit einem besonderen Namen benannt werden. Hier wird sich eben kein andrer Name finden als „Wille." Wenn also im Gebiet der Erfahrung die höchste Kategorie der Wille ist, so wird auch das als solches sein müssende Absolute vor Allem als Wille bezeichnet werden müssen, und wenn als Wille, dann auch als Wollendes, Subject, Persönlichkeit. So führt die unbefangene Erwägung der Probleme zur theistischen Weltanschauung und damit zur Anerkennung der christlichen Gotteslehre. Die als Einwurf gegen den Theismus gebrauchte Vorstellung, dafs Persönlichkeit immer nur als beschränkt und endlich zu denken sei, kann auf diesem Wege gar nicht mal entstehen. Uebrigens aber läfst sich ohne Widerspruch eben sowohl eine absolute Persönlichkeit, als eine absolute Substanz denken. Nur ist das Erstere schwerer, weil mit dem Begriff der Persönlichkeit sogleich eine Beziehung Zweier gesetzt ist; die Substanz dagegen läfst sich in der Anschauung eher für sich festhalten. Diese Schwierigkeit für den speculativen Theismus, die zweite Person, durch welche auch die erstere und absolute erst wirklich ist, als freies Wesen zu begreifen, läfst sich nur so lösen, dafs man sie nicht als schlechthin gesetzte, sondern als sich auch selbst setzende fafst. — Stellen wir nun einen kurzen Vergleich an zwischen dem Verfahren des Pantheismus und Theismus bei ihrer Setzung und Bestimmung des Absoluten. Vom Pantheismus giebt es zwei Arten. Wenn er auf religiöser Anschauung beruht, so wird er Emanationsphilosophie, wie bei den Neuplatonikern und Spinoza; hier ist zwar das Absolute gesetzt, aber das Endliche bleibt unerklärlich und die menschliche Freiheit wird entweder nicht behauptet oder auch consequent geleugnet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Beiträge zur religiösen Erkenntnifs, von J. H. Deinhardt.

(Schlufs.)

Wenn der Pantheismus dagegen von Naturanschauung und logischer Abstraction ausgeht, so wird er Evolutionsphilosophie, wie in der modernen Fassung; hier ist das Absolute nicht als solches gesetzt und die Freiheit, wenngleich sie auf diesem Standpuncte wohl als ein Höheres und Höchstes in der Reihe des zumal Seienden sich darstellen läfst, kann doch nicht ihrer Entstehung nach aus der als Natur wirksamen Substanz oder Idee begriffen werden. Das einzige vor der gemeinen Erfahrung wie vor dem philosophischen Gedanken sich rechtfertigende System ist der speculative Theismus. Derselbe beruht auf der Anschauung und Erkenntnifs des wirklichen Wesens des Menschen, als des Höchsten in der Offenbarung des Absoluten. Sein Verfahren bei der Bestimmung des Absoluten besteht nicht etwa in einem Abstrahiren von seinem Ausgangspuncte, vom Menschen, sondern in einem Suppliren des Gegebenen, er setzt den Menschen als absolut, das Ebenbild als Urbild; und sein philosophisches System wird, von dem Absoluten ausgehend, ein ideell genetisches Nachschaffen des Wirklichen und Realen sein müssen. Was die Methode des theistischen Systems betrifft, so wird die dialektische Bewegung nicht eine solche sein können, die von einem Niederen anhebend durch Negation desselben zu dem Höheren fortgeht, sondern der Theismus, der von dem Höchsten als einem Wollenden und Setzenden anzufangen hat, wird seine Methode aus dem Handeln und Schaffen zu entnehmen haben. Was wir hiemit meinen, wird für die Pantheisten klar werden, wenn wir sagen, man möge einmal den Anfang machen mit dem Ende des Hegelschen Systems, mit dem absoluten Geist und die Totalität des Seienden als eine von ihm gesetzt und geschaffen werdende ansehen. Dafs jene Philosophie uns zu einer solchen Aufforderung nicht berechtige, wird Niemand behaupten können, der sich erinnert, dafs nach Hegels eigner Ansicht der absolute Geist nur für seine (Hegels) methodische Entwicklung als das Letzte, der Wirklichkeit nach aber als das Erste angesehen werden soll. Ist aber der absolute Geist wirklich das Erste und läfst sich von ihm aus das Ganze anschauen, dann ist unmittelbar einleuchtend, dafs für eine solche (theistische) Anschauungsweise die negativ dialektische Methode des Pantheismus noch nicht als die vollendete und absolute gelten kann. So viel zur Ergänzung der im Ganzen richtig begründeten Ansicht des Verf.'s über Theismus und Pantheismus.

Die sechste Abhandlung „Gott als Liebe" (S. 105—124) können wir hier übergehen, da sie nicht sowohl philosophische Erkenntnifs, als vielmehr nur eine Exposition des dogmatischen Inhalts der christlichen Lehre über diesen Gegenstand bietet. Dagegen sind noch einige Bemerkungen zu machen bei dem letzten Aufsatz „über die Idee der Freiheit" S. 127—144. Nächst der Erscheinung Christi, sagt der Verf., und nächst der Reformation ist der prägnanteste Moment in der Weltgeschichte die gegenwärtige Zeit wegen ihres allgemeinen Sehnens und Strebens nach Erfüllung und Verwirklichung des wahren menschlichen Wesens, der Freiheit. Die Freiheit ist das rechte und einzige Loosungswort der Menschheit, die allgemeine Grundbestimmung des menschlichen Geistes. Der zunächst innerliche Begriff der Freiheit drängt sich nach Offenbarung, weil er erst dadurch sich selbst entspricht. Daher kommt der unendliche Trieb, die innere Unendlichkeit zu einer realen Unendlichkeit zu erheben. So beginnen die Befreiungsprocesse. Frei macht sich der Mensch in der Erkenntnifs, in der Liebe, in jedem selbstlosen Handeln; denn dadurch assimilirt er sich

Digitized by Google

die Objecte, ist in dem Andern bei sich selbst. Allein wie viel Schranken der Mensch auch aufhebe, immer wieder treten ihm neue entgegen; die Freiheit bleibt für den Menschen ein Postulat. Es zeigt sich hier der unendliche Prozeſs, die schlechte Unendlichkeit. Da nun aber doch der Mensch die Idee der absoluten Freiheit hat, so wird er aus dem Gebiete der menschlichen Geschichte hinausgetrieben in das Gebiet der wahrhaften Unendlichkeit, der Ewigkeit Gottes. Gott ist die absolute Freiheit, und der Mensch ist nur frei, wenn er von sich und allem Menschlichen absieht, sich über alles Zeitliche und Endliche erhebt und Gott denkt; dann denkt er die Freiheit und ist selbst frei; Gott zu erkennen ist des Menschen höchstes Glück, einziger Zweck. — Wollte der Verf. mit dieser Entwicklung des Freiheitsbegriffs den von den Revolutionszeiten herstammenden Liberalismus der Gegenwart dargestellt, oder wollte er ihn damit widerlegt haben? Das Erstere ist nicht geschehen, und das Zweite kann nicht geschehen. Der moderne Liberalismus will politische Freiheit, und daher kann ihm die hier aufgestellte Ansicht wenig genügen; er würde sie mystischen Quietismus schelten, und dagegen mit Recht behaupten, daſs die menschliche Freiheit Realität habe, nur in dem wirklichen Handeln für das Allgemeine, für den Staat. Wenn der Verf. hier als höchste Thätigkeit des Menschen ansieht das Denken und Erkennen Gottes, so scheinen uns damit andre Stellen der Schrift in Widerspruch zu stehen. Nach der ersten Abhandlung z. B. soll in der ganzen menschlichen Thätigkeit das Denken Gottes nur ein Moment und das Resultat des religiösen Prozesses soll die freie Sittlichkeit sein. Eben so heiſst es S. 88, daſs der absolute Zweck des Lebens sei ein der Erkenntniſs Gottes entsprechendes Wollen. Offenbar hat der Verf. hier, wiewohl er auch von Liebe und Handeln spricht, die Freiheit doch vorzugsweise und einseitig als theoretische gefaſst. Wenn man aber, wie es auch hier die Absicht war, die Freiheit als Grundbestimmung der menschlichen Natur betrachten will, so muſs man sie als die sittliche nehmen, und auf diese würde der Satz durchaus keine Anwendung finden dürfen, daſs die Freiheit für den Menschen ein Postulat bleibe. Zur sittlichen Freiheit soll und kann Jeder gelangen. Die wahre Sittlichkeit aber, wenn sie nicht abstract bleiben soll wie im Atheismus, erfordert eine Erhebung des Willens über das Endliche zur Anschauung Gottes, d. h. sie muſs auf Religion beruhen. Nicht aber ist sie selbst Religion, sondern sie besteht in dem Darstellen und Offenbaren des Ewigen in der Erscheinungswelt. Die Ordnung dieser Erscheinungswelt, des Materials, für das Handeln ist Angelegenheit der Politik im engern Sinne, und hier ist es, wo es sich um politische Freiheit handelt. Diese letztere kann nur Mittel sein, und darf nicht als Zweck angesehen werden, wie es die heutigen atheistischen Liberalen thun.

Möge der Verf. unsre kritischen Bemerkungen ansehen als Erläuterungen zu seiner eignen Ansicht, die wir im Ganzen als die richtige anerkennen müssen. Wo die Gymnasiallehrer so vertraut sind mit den höchsten Interessen, wo sie Endzweck und Bestimmung des Menschen so klar durchdacht haben, da kann ein vortheilhafter Einfluſs auf die Geistesbildung der Jugend nicht ausbleiben. Den nächsten Zweck hat der Verf. gewiſs erreicht: seine Schrift wird den zurückgelassenen Freunden ein werthes Andenken sein, und in dem neuen Wirkungskreise wird sie ihm als gute Empfehlung dienen *).

M. Dalmer.

XXV.

Geschichte der römischen Literatur. Von Dr. Johann Christian Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Karlsruhe, 1844. *u.* 1845. *gr.* 8. **).

Bei der Besprechung eines neuen, umfangreichen Werkes über römische Literatur-Geschichte wird sich

*) Hr. Deinhardt, früher Lehrer in Wittenberg, ist jetzt Director des Gymnasiums in Bromberg.

**) Obschon bereits im vorjährigen Decemberheft unserer Jahrbücher eine vorläufige Anzeige des oben genannten, bedeutenden Werkes erschienen ist, so dürfte doch dessen fernere Besprechung unsern Lesern in mehrfacher Beziehung nicht unerwünscht sein. Ueber das äuſsere Verhältniſs beider Anzeigen zu einander, ist übrigens zu bemerken, daſs als das Anerbieten des frühern Hrn. Rec. zu Beurtheilung des Bährschen Werkes bei der Redaction einging, die bereits ertheilte ältere Zusage der hier vorliegenden Recension zufällig war übersehen worden und daſs diese Arbeit demnächst ausgeführt worden ist, bevor dem Hrn. Verf derselben die frühere Recension zu Gesicht gekommen war.

Digitized by Google

immer wieder die Frage über die zweckmäfsigste Behandlung derselben erneuern und mit ihr der Streit, ob eine solche mehr biographisch-bibliographisch in chronologischer Folge die Schriftsteller zusammengeordnet darstellen solle oder ob man auf systematisch-historischem Wege durch Zusammenstellungen der Schriftwerke nach Redegattungen und Disciplinen eine Geschichte der geistigen Entwickelung des Volks zu liefern habe. Eine vorzugsweise chronologische Zusammenstellung hat in der neuern Zeit trotz Matthiä's mehrmaliger Vertheidigung (zuletzt in seinen Vermischten Schriften S. 200—205) weniger Anhänger gefunden, weit häufiger haben die Bearbeiter einer römischen Literatur-Geschichte den von F. A. Wolf empfohlenen Weg verfolgt, freilich auf verschiedene Art. Denn man braucht nur einen Blick in die Vorlesungen der Gebrüder Schlegel, in Passow's Grundzüge und in Bernhardy's Grundrifs der römischen Literatur, oder in die Werke von Schöll und Charpentier zu thun, um sich zu überzeugen, in wie verschiedener Art danach gestrebt ist, alle Erscheinungen der römischen Literatur zu sammeln und zu einem lebendigen Bilde zu vereinigen. Ist gleich das höchste Ziel noch nicht errungen, so thut dies der guten Sache keinen Eintrag, denn wo Männer von so hellem Geiste und von so geschmackvoller Gelehrsamkeit, als die Schlegel, Passow und Bernhardy, einen Gegenstand behandeln, da kann die Wissenschaft nur gewinnen und kein folgender Bearbeiter wird solche Verdienste verkennen, gesetzt auch, dafs er nicht überall den gewonnenen Resultaten beipflichtete.

Zu so werthvollen Arbeiten giebt der Verf. des vorliegenden Buches einen schätzbaren Beitrag. Hr. Geheimerath Bähr hat seit einer Reihe von Jahren diesen Studien eine eindringende Beschäftigung gewidmet und rastlos die Vervollkommnung seiner römischen Literatur-Geschichte betrieben. Schon in der ersten Ausgabe (1828) war sein Buch das vollständigste auf diesem Felde und man konnte dies Lob auch der zweiten Ausgabe (1832) nicht versagen, glaubte aber doch auf der andern Seite nicht verschweigen zu dürfen, dafs die Zerstückelung des Gebietes in mitunter unpassende Abschnitte, und die Anhäufung empirischer Massen dem Buche nachtheilig sei und dafs ein tieferes Eingehen auf die neuen Untersuchungen über Handschriften, Ausgaben und Fragmenten-Sammlungen statt der blofsen Nennung dem Buche zu einer besondern Zierde gedient haben würde. In dieser dritten Ausgabe, die nach einem Zeitraume von dreizehn Jahren erscheint, hat sich der Verf. nicht entschliefsen können, den Plan und die Anlage des Ganzen zu verändern, sondern er beharrt (§ 26) dabei die Biographie und die Bibliographie mit der systematisch-historischen Darstellung zu vereinigen, um dadurch, billigen Anforderungen der Vollständigkeit und Genauigkeit entsprechend, ein getreues und nach allen seinen Theilen möglichst gleichmäfsig ausgeführtes Bild der gesammten römischen Litteratur zu bieten.

Nun ist es nicht unmöglich, dafs diese Beharrlichkeit des Hrn. Bähr sein Buch zum Gegenstande ähnlicher Angriffe macht als die waren, welche die zweite Auflage erfahren hat. Wir aber wollen einen solchen Tadel nicht aussprechen. Denn einmal dürften wir doch nicht glauben, in einem solchen Principienstreite das letzte Wort gesagt zu haben, zweitens aber billigen wir des Verf.'s Verfahren in den meisten Stücken und werden erst weiter unten einige Ausstellungen beibringen, drittens endlich erwarten wir nicht das einzige Heil für die Wissenschaft von einer und derselben Methode. Allerdings sind wir in den Vorlesungen der Gebrüder Schlegel durch edle Gedanken in würdiger Sprache und in Bernhardy's Grundrifs der römischen Literatur durch Grofs- und Klargesehenes vielfältig belehrt und erfreut worden, auch manche Franzosen, wie Lerminier und Nisard, haben kräftige und geistreiche Einzelstriche nicht ohne Geschicklichkeit zu römischen Literatur-Bildern zusammengefügt und die gewöhnlichen Leser bequemer unterhalten als durch die Mühe der Citate, zu denen Hr. Bähr's reichlicher Apparat einladet. Aber sollen wir deshalb eine Uebersicht der römischen Literatur, die weniger glänzt und schimmert, verwerfen? Bestehen nicht Bernhardy's und Ottfr. Müller's Schriften über die griechische Literatur in edelem und sicherem Maafse neben einander? oder sind wir gleichgültig gegen den würdigen, reinen Standpunct, von welchem Wachler seine Vorlesungen über die deutsche National-Literatur gehalten hat, seitdem wir uns der ausgezeichneten Leistungen eines Gervinus erfreuen? „Es ist nicht Jedermanns Ding, lesen wir in einem Briefe Georg Forster's an Merk

Digitized by Google

vom 13. November 1783*), etwas Neues zu sagen, zu schreiben, zu erfinden. Die Mutter Natur hat dergleichen Genies nur sparsam ausgesäet und wenn in einem Jahrhundert in einer Wissenschaft mehr als Einer aufsteht, so kann es für ein Wunder gelten. Allein das was nun einmal vorhanden ist, sammeln und ordnen und zurichten, so dafs es diesem und jenem gut schmeckt und Nutzen bringt, dazu finden sich Leute genug, die in ihrer Art auch nicht umsonst geschaffen sind."

Hiernach nehmen wir keinen Anstand zu erklären, dafs Hrn. Bähr's Buch ein im besten Sinne praktisches Buch sei, wodurch der Begriff der Wissenschaftlichkeit natürlich nicht ausgeschlossen ist. Unser Verf. hatte die mühsame, umfangreiche und schwierige Arbeit unternommen, eine vollständige und genaue Uebersicht der gesammten römischen Schriftthätigkeit zu geben, nicht aber durch ein in ewiger Spannung erhaltenes Interesse oder durch ein blendendes Licht, nachdem er die Leser in dunkeln Irrgängen umhergeführt hat, sondern er hat verstanden, das an sich ziemlich trockene Geschäft der Aufzählung, Sonderung und Anordnung von Notizen und Citaten durch das dem Gegenstande innewohnende Interesse angenehm zu beleben und durch seine unverdrossene, redliche Forschung den Gewinn an gelehrter Kenntnifs des römischen Schriftwesens immer mehr zu verbreiten. Diese löblichen Vorsätze machten aber eine Erweiterung des einen Bandes in zwei Bände nothwendig. Denn da des Neuen überaus viel ist und mehr noch des Neugestellten und in neuen Ueberblick Gebrachten, so ist die Zahl der Paragraphen, deren in der zweiten Ausgabe 383 waren, jetzt bis auf 422 angewachsen und die vergröfserte Seitenzahl beider Bände (der erste hat 521, der zweite 676 Seiten, ausschliefslich 90 Seiten Nachträge und Register) zeigt schon hierdurch, welche grofse Bereicherungen der Inhalt empfangen hat. Mit Recht konnte daher Hr. Bähr in der Vorrede Folgendes sagen: „es ist kaum eine Seite der älteren Ausgabe unverändert in die neue übergegangen, keine neue Erscheinung, so weit es nur immer möglich war, unbeachtet gelassen; Quellen und Hülfsmittel sind überall mit möglichster Genauigkeit und Selbstständigkeit verzeichnet worden, um selbst da, wo es nach der Natur der Sache nicht wohl möglich war, ein durchaus festes und sicheres Endergebnifs zu gewinnen, doch jeden in den Stand zu setzen, näher auf den Gegenstand einzugehen und auch in solchen Fällen sich ein Urtheil zu bilden, wo der Verf., der nur das geben wollte, was auf positiver Grundlage ruht, ein solches nicht wagen konnte, ohne in Vermuthungen sich einzulassen, welche dem Zwecke und der Bestimmung seines Buches fern lagen. Er glaubte diese Rücksicht einem Publikum schuldig zu sein, das durch die Theilnahme, die es seinen Bestrebungen in den beiden früheren Ausgaben bewies, gröfsere Ansprüche und Forderungen bei einer dritten zu machen berechtigt war. Sollte es ihm gelungen sein, diesen Anforderungen, wenn auch nur einigermafsen, entsprochen und dadurch das Studium der römischen Literatur gefördert zu haben, so kann er darin nur den schönsten Lohn für ein oft mühevolles Streben finden; er kann auch dann auf Nachsicht hoffen, wenn, wider Wissen und Willen, aller angewendeten Sorgfalt ungeachtet, irgend ein Irrthum oder Versehen auf dem weiten Gebiete der römischen Literatur sich eingeschlichen haben sollte." Nach diesen schlichten anspruchslosen Worten des hochgeachteten Gelehrten haben wir nun zu zeigen, wie er seinen Stoff zu leichtem Verständnifs und klarer Einsicht vor uns ausgebreitet hat.

Das ganze Werk ist von Hrn. Bähr in drei Hauptabschnitte oder Bücher eingetheilt worden, deren erstes (§. 1—27) den ersten oder allgemeinen Theil enthält, das zweite (§. 28—107) die poetischen Erzeugnisse der römischen Literatur umfafst und das dritte, welches den zweiten Band füllt (§. 109—422), sich mit der römischen Prosa beschäftigt. Der erste Theil zeigt in bedeutend vermehrten Paragraphen, unter denen wir nur §. 14 und §. 19 nennen wollen, die Anfänge, die Bestandtheile und die Entwickelung der römischen Sprache, führt die einzelnen Mundarten der lingua Romana und rustica auf und verbreitet sich darauf ausführlich und mit steter Benutzung der neuesten Hülfsquellen über die romanischen Sprachen der neueren Zeit und ihren Zusammenhang mit der altrömischen, wo nur in §. 6 über die Verbreitung des Römischen in den Donauländern noch auf Muchar's Buch über das römische Noricum I. 403 f. und auf Kohls Reisen in Südrufsland II. 11. 17. 34. zu verweisen war.

*) In der von Wagner herausgegeb. Briefsamml. Merk's S. 405.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Geschichte der römischen Literatur. Von Dr. Christian Felix Bähr.

(Fortsetzung.)

Hierauf kommen die verschiedenen Perioden der römischen Literatur zur Sprache, deren Hr. Bähr, wie auch schon früher, fünf annimmt. Diese werden so charakterisirt, dafs zuvörderst die hervorragenden Schriftsteller einer jeden genannt sind und daran die Betrachtungen über den Geist und die hervorstechende Richtung dieser Periode so wie bei den spätern über die Bildungsanstalten, Schulen und Bibliotheken des Reichs geknüpft sind. Mit grofser Sorgfalt ist hier das Thatsächliche zusammengereiht, um durch allgemeine Uebersichten für die nachfolgenden Schrittsteller vorzubereiten. Sollten wir hier etwas bemerken, so wünschten wir in §. 22 die Wechselwirkung der literarischen Cultur zwischen Rom und seinen Provinzen noch mehr berücksichtigt, als es schon geschehen ist, wobei über das so wichtige Spanien Böttiger in den Ideen zur Kunst u. Mythologie I. 412 ff. eine Reihe guter Bemerkungen niedergelegt hat. In §. 25 über den Charakter der römischen Literatur im Allgemeinen, finden wir den §. 18. der früheren Ausgabe wieder mit der richtigen Ansicht, wie die Idee von Rom und von dessen Weltherrschaft in alle Werke der römischen Schriftsteller übergegangen sei, wie sie die reine Speculation verschmähten, wie ihnen nur das zusagte, was in unmittelbarer Beziehung dem Staate nützlich sein konnte und wie hierdurch auch die Werthschätzung einer jeden wissenschaftlichen Thätigkeit bedingt wurde, zum wesentlichen Unterschiede von den Griechen und ihrer Literatur. Einen solchen Charakter trägt auch die Sprache Roms, ihr höchster Werth bestand für den Römer in ihrer Bildung zur Rede und zu schöner historischer Darstellung, ihr höchster Einflufs zeigte sich im politischen Leben und so erhielt die römische Bildung zur Grundlage die Rhetorik, die alle Werke der classischen Periode wie der spätern durchdrungen und die Poesie nicht ausgeschlossen hat, neben ihrem nach Inhalt und Form praktischen Charakter. Durch diesen wird sie ihren grofsen Einflufs, zu Nutzen und Frommen aller geistigen Bildung fernerhin ausüben, wie sie ihn seit Jahrhunderten ausgeübt hat. Denn, um ein schönes Wort Tegner's (Schulreden S. 90) diesen Worten des Verf.'s anzureihen: „kein Adler ist so weit geflogen als der römische und der mächtige Geist auf den sieben Hügeln herrscht noch aus seinem Grabe." Hätte Hr. Bähr hier auf die bedeutenden Aussprüche Wilh. von Humboldt's im Briefwechsel mit Schiller S. 480 f. und in diesen Jahrbüchern 1830 Nr. 47 Rücksicht nehmen wollen, so würde dies seinen Erörterungen zur schönsten Zierde gereicht haben.

Ref. kann sich mit den Ansichten des Verf.'s nur einverstanden erklären und billigt gleichfalls, was von demselben hier und an einigen anderen Stellen zur Vertheidigung der Selbstständigkeit der römischen Literatur gesagt ist. Aber wir hätten die Erscheinungen, durch welche sich Vieles bei den Römern als Natur erklärt, was Kunst zu sein scheint, einer weitern Ausführung würdig erachtet. Denn wenn man bedenkt, dafs die Römer aus mehreren Völkern verschiedenartiger Bildung zusammengeflossen waren, und mit fremder, griechischer Sprache bekannt gewesen sind, dafs aber ihre Bildung wegen der mannigfachen Kriege und inneren Zwiste sich nicht entwickeln konnte und dafs ihre Poesie z. B., so wie ihre Geschichtsbücher oder Familienchroniken, in den ersten Jahrhunderten denselben Charakter tragen mufste als bei andern

Digitized by Google

Völkern ähnlichen Ursprunges, so mufste nothwendig ein mächtiger, äufserer Anstofs erfolgen, um die Nationalliteratur sich freier entfalten zu lassen. Dieser kam durch die Griechen (§. 12). Wie konnte es da anders sein, als dafs man in Rom einerseits diesen folgte, andrerseits den alten Nationalcharakter, wenigstens der Form nach, festhielt, der natürlich nun, da das Kleid einen Körper einschlofs, für den es nicht gemacht war, erst dann, nachdem sich Beides wechselseitig nach einander bequemt hatte, das Ansehen eines Kunstwerkes empfangen konnte. Hierin eben offenbart sich bei genauerer Untersuchung, wie sie z. B. Gerlach im vorigen Jahre über die römische Satura angestellt hat, die wahre Originalität und Natur der Römer, die durch den zu oft und nicht immer mit gehöriger Begründung gebrauchten Ausdruck des „rhetorischen Gepräges" eine schielende Deutung erhalten hat.

Das zweite Buch der *Poesie* ist in 12 Kap. eingetheilt: älteste Denkmale röm. Poesie, Tragödie, Komödie, Epos, poetische Erzählung, didactische Poesie, Satire, lyrische Poesie, Elegie, bukolische Poesie, Fabel und Epigramme. Das dritte Buch, die *Prosa*, zerfällt ebenfalls in zwölf Kapitel: älteste Denkmale in Prosa, Geschichte, Beredsamkeit, Roman, Epistolographie, Philosophie, Mathematik, Baukunst und Kriegswissenschaft, Geographie, Medicin, Landbau, Grammatik, Rechtswissenschaft. Bei der Ausfüllung dieses Fachwerkes haben sich nun allerdings, was auch Hrn. Bähr selbst nicht entgangen ist, manche Unbequemlichkeiten ergeben, indem die verschiedenen Werke eines und desselben Schriftstellers es nothwendig machten, ihren Verfassern einen Platz in mehr als einer Kategorie anzuweisen, oder Schriften in Fächer zu bringen, für die sie eigentlich nicht pafsten. Wäre es da nicht besser gewesen, lieber ein Fach mehr einzurichten? Denn jetzt stehen Plinius der Aeltere, Julius Obsequens und Censorinus unter den Philosophen, Apicius ist unter die Schriftsteller über den Landbau gerathen, und die Panegyriker so wie die geographischen Dichter haben ihre Stellen unter den Verfassern poetischer Erzählungen angewiesen erhalten. Eben diese Nothwendigkeit des Einregistrirens in gewisse Kategorieen und dieses Trennen und Auseinanderhalten der Kunstgattungen, die doch in einem lebendigen Zusammenhange stehen, hat auch die Zerstückelung mancher Schriftwerke, wie der des Cicero und Ovidius, herbeigeführt und die Germania von den übrigen Werken des Tacitus getrennt, da doch alle diese eigentlich nach ihrer Gemeinsamkeit, nach ihrem nothwendigen Uebergehen in einander betrachtet sein wollen. Allerdings stehen Schriften, wie die eben genannte Germania, die Gedichte des Virgilius vom Landbau, oder der Roman des Petronius für sich ganz allein da und haben nicht ihres Gleichen, womit sie zusammengeordnet werden können. Aber von einer solchen Inconvenienz sind alle nach ähnlichen Grundsätzen eingerichtete Handbücher nicht frei, sie mögen einer antiken oder modernen Literaturgeschichte angehören. Für die göttliche Komödie des Dante läfst sich ebenfalls keine der gewöhnlichen Rubriken auffinden und den Götheschen Faust wird man doch wohl nicht in das Capitel der Tragödie einreihen wollen.

Für solche Unbequemlichkeiten sieht sich aber der Leser auf das Beste entschädigt durch die fleifsigen, fast überall ganz neu gearbeiteten Eingangs-Paragraphen zu jedem einzelnen Capitel. Die zweite Ausgabe war hierin etwas karg ausgestattet, Hr. Bähr hat dafür jetzt nach Kräften gestrebt, das Ganze harmonischer zu gestalten, und ein mit Sachkenntnifs und Wärme verfafstes Bild der einzelnen Erzeugnisse jeder Kunstgattung darzubieten. Hierher rechnen wir die Abschnitte über die älteste Volkspoesie (§. 28—35), über die Tragödie (§. 36. 37), über die Komödie (§. 46. 47), über die didactische Poesie (§. 103), über die Satire (§. 121), über die lateinische Lyrik und Elegie (§. 139 und §. 151). Ferner aus dem zweiten Bande die Abschnitte über die Literatur der Beredsamkeit, ihr Wesen und ihre Bedeutung in Rom bis auf Cicero (§. 265—268, wofür die erste Ausgabe drei kurze Paragraphen hatte), über die Epistolographie (§. 313) und die Gromatiker (§. 325), über die Ausbildung der Grammatik (§. 380—382) und die einzelnen Grammatiker (§. 385—387. 391. 398), eine fast ganz neue Arbeit, endlich den letzten Abschnitt über die Rechtswissenschaft, der durch die Benutzung der Schriften berühmter Rechtsgelehrten unserer Zeit eine ganz andere Gestalt gewonnen hat und eine sehr willkommene Ausstattung des Buches für alle sein wird, die den engen Zusammenhang der Philologie Roms mit

Digitized by Google

der Jurisprudenz zu würdigen verstehen. So tief wie die letztere in das ganze Leben des römischen Volkes eingriff, so war auch der Landbau ein wesentlicher Theil desselben und Hr. Bähr hat also sehr wohl gethan, in seiner Einleitung zu den Schriftstellern über den Landbau (§. 373) den Irrthum zu widerlegen, als wären die Römer ausschliefslich als ein kriegerisches Volk anzusehen. Es wäre nicht unpassend gewesen, hierbei einige der wichtigen Beweisstellen anzuführen, als etwa Cic. de Orat. I. 58, 249, pro reg. Dejot. 9, 27, p. Rosc. Amer. c. 15—18, Virgil. Georg. II. 458—474, Tibull. II. 5, 25 und II. 1, 21 mit Dissen's Anmerkungen, so wie dessen Abhandlung de poesi Tibull. p. XXXIX sq. Wie hoch Niebuhr dies Element zur Erklärung mancher politischen Erscheinungen angeschlagen hat, ersieht man aus seinen Briefen an Savigny im zweiten Bande der Lebensnachrichten, aus der römischen Geschichte I. 652 und aus Lieber's Erinnerungen an Niebuhr S. 126.

Aufser diesen lobenswerthen Ueberblicken haben wir aber auch den Fleifs und die Gelehrsamkeit des Hrn. Bähr in einer Anzahl von Artikeln zu loben, die sich auf einzelne Schriftsteller beziehen. Zu solchen gehören die Paragraphen über Attius (41), Plautus (52—54), Virgilius (72—74), Martialis (185), ferner über die ältesten römischen Historiker (194), über Cincius Alimentus (199), Terentius Varro (200 und 383), Petronius (310), Appulejus (311. 312), Seneca (§. 341—345), die Fasti Capitolini (§. 226), und Cornelius Nepos (208), über die Geschichtschreiber der Kaisergeschichte (251), und eine Anzahl Grammatiker, als Nonius, Festus und Priscianus (389. 390. 397). Andere gute Erörterungen und Berichtigungen früherer Irrthümer in der zweiten Ausgabe sind die über den Charakter des Sallustius und Tacitus (§. 214. 235), über die Schriften, die Schreibart und die Glaubwürdigkeit des Cäsar (§. 202), über den poetischen Gehalt des Catullischen Epithalamium Pelei et Thetidos (§ 94) und über die kleineren Virgilischen Gedichte (§. 168), zuletzt über einzelne Stücke der Ciceronianischen Schriften, wie über die Bücher de finibus bon. et mal. und de natura Deorum (§. 335. 336), über die Verrinischen Reden (§. 282), über Cicero's Briefe (§. 314) und über die Chronologie der ersten Catilinarischen Rede (§. 283). Das Urtheil über Cicero als Mensch und als Bürger ist dem früheren gleichgeblieben, worüber ich mich nur beistimmend äufsern kann, eine weitere Besprechung dieses Gegenstandes aber unterlasse theils des grofsen, hierzu erforderlichen Raumes wegen, theils wegen der Erörterung dieses Gegenstandes im vierten Excurse des von mir im Jahre 1839 herausgegebenen Briefes Niebuhr's an einen jungen Philologen. Auch nach Drumann's Angriffen finde ich nichts in meiner Darstellung zu ändern und gebe Hrn. Bähr ganz Recht, wenn er die Ansichten des Königsberger Historikers als einseitig und seine Urtheile als ungerecht an mehreren Stellen bezeichnet hat. Dagegen vermissen wir — um gleich hier einige Ausstellungen anzuschliefsen — die Angabe der anmuthigen Scenerie, durch welche einzelne Ciceronianische Schriften, wie die Bücher vom Redner, von den Gesetzen und vom Staate auf den Leser einen besondern Eindruck ausüben: nur bei dem Buche von der Freundschaft hat Hr. Bähr dies (§. 337) kurz angedeutet. In dem Artikel Livius sucht man auch jetzt noch, wie schon früher gerügt wurde, die öftere Erwähnung der römischen Geschichte Niebuhr's, ja es ist verhältnifsmäfsig mehr die neuere, vor zwei Jahren in England von L. Schmitz aus Niebuhr's Papieren besorgte Geschichte Roms angeführt worden. Den Artikel über Virgilius haben wir schon oben gerühmt und er verdient dies Lob durch die grofse Vollständigkeit aller Angaben und die richtige Würdigung der Aeneis (§. 73), wobei aber eine genauere Charakteristik der Art und Kunst des Versbaues, weshalb Herman (Element. doctr. metr. p. 357) diesen Dichter einen artifex in his rebus laboriosissimus genannt hat, noch wünschenswerth gewesen wäre. Dazu boten Vofs'ens Commentare zu den Gedichten über den Landbau und jetzt ganz besonders Wagner's vortreffliche Untersuchungen die schätzbarsten Hülfsmittel, auch Benary hatte in diesen Jahrbüchern vom J. 1834 Nr. 69 mehrere feine Bemerkungen über Virgils poetische Malerei niedergelegt. Die Charakteristik Cäsars (§. 205) hat uns nicht befriedigt; wir halten dafür, dafs statt eines mehr allgemeinen Urtheils die Resultate aus Cäsars eignen Büchern nach C. Schneider's Vorgange hätten gezogen werden sollen. Ebenso konnte der Aufzählung der älteren römischen Redner (§. 266. 267) durch kurze Beiwörter, wozu ein reichlicher Stoff in

Digitized by Google

den Anmerkungen sich vorfindet, eine frischere Farbe gegeben werden. Die Artikel über Ovidius (§. 91—94. 108—111. 160—164) haben unstreitig durch eigne Studien und zweckmäfsige Benutzung neuerer Arbeiten, wie des gelungenen Aufsatzes von E. von Leutsch in der Ersch-Gruberschen Encyclopädie, eine grofse Bereicherung erhalten. Doch gestatten wir uns, noch Einiges nachzutragen. So konnte über die Metamorphosen in §. 93 noch auf die Reihe guter Bemerkungen verwiesen werden, welche Hallam in seiner Introduction on the literat. of Europe T. I. p. 243 zum Behuf einer Vergleichung dieses Gedichts mit dem Rasenden Roland Ariost's gemacht hat, so wie bei den Fasten (§. 110) die Betrachtungen Niebuhr's (Röm. Gesch. III. 35 und 47) über den historischen Werth des Gedichts und die A. G. Lange's über die hier befindlichen Spuren der ältesten Volkspoesie in Jahn's Jahrbüchern 1830 I. 3 S. 256 f. angeführt sein. Von den übrigen Gedichten sind die Remedia amoris und die Ars Amatoria in ihrer Originalität und lebendigen Sittenschilderung des Augusteischen Zeitalters nicht genug hervorgehoben worden, worüber schon vor Adler in der Einleitung zu Ovid's Liebeskunst Manso in den Nachträgen zum Sulzer Bd. III. St. 2 S. 339 mit Feinheit und Gründlichkeit gesprochen hatte: vergl. Böttiger's Sabina I. 45 f. Von den Heroiden (§. 162) wird geurtheilt, dafs „sie in Erfindung, Anordnung, Darstellung und Sprache sich einander ganz gleich wären", wenige Zeilen darauf aber — und hier mit Recht — die Mannigfaltigkeit der einzelnen Gedichte nach den verschiedenen Lagen der schreibenden Heroinen belobt. Eine ähnliche Ungenauigkeit des Ausdruckes bemerkten wir auch in §. 93, wo Hr. Bähr von den Metamorphosen gesagt hat, dafs „die dramatische Form, in welche das Gedicht eingekleidet ist, demselben Leben und Mannigfaltigkeit verleiht." Wir verstehen allerdings, was der Verf. hat sagen wollen, und erkennen die dramatische Lebendigkeit Ovids an, nur mufste der Ausdruck geändert und bestimmter gefafst werden. Bei den Heroiden ist in Anm. 13 der neuern Nachahmungen gedacht, aber weder von Hrn. Bähr noch von seinem dort genannten Gewährsmann ist die beste aller modernen Heroiden angeführt worden, nämlich der schöne Brief der Vittoria Colonna an ihren Gatten Pescara, der sich nach der Schlacht bei Ravenna in französischer Gefangenschaft befand. Ein neuerer Abdruck desselben befindet sich in: le rime da Vittoria Colonna. Roma 1842. — Bei den mit allem Rechte öfters angeführten Aufsätzen aus den Nachträgen zu Sulzers Theorie können jetzt überall die Namen der Verff. genannt werden, nachdem Jacobs in den Personalien S. 348 und 351 und in den Vermischt. Schrift. VIII. S. X. seine sämmtlichen Verfasser genannt hat.

Indem wir hier unsere Bemerkungen abbrechen, wenden wir uns wieder zu denjenigen Vorzügen des Bährschen Werkes, die es zu einem sehr nützlichen Hülfsbuche erhoben haben, das an Rath, Aushülfe und Nachricht es selten fehlen läfst und einen Reichthum thatsächlicher Wahrheiten und interessanter Notizen über bedeutende Menschen des Alterthums darbietet. Weniger vielleicht als die kecke Behaglichkeit mancher Jüngern es fordert, tritt das eigene Urtheil des Verf.'s hervor. Aber Hr. Bähr hat um des Vortheils der Sache willen den Vortheil des Schriftstellers aufgeben wollen. Denn indem er im Texte nur Bewährtes und Festes, nichts Einstweiliges geben wollte und einen sicheren Ueberblick und guten Zusammenhang der Entwickelung seiner subjectiven Ansichten vorzuziehen entschlossen war, hat er die abweichenden Meinungen der Gelehrten, sowie die zahlreichen Hypothesen und Conjecturen der Philologen in den Anmerkungen fleifsig beigebracht und die Literatur des Gegenstandes sorgfältig angemerkt. Und damit dies Alles nicht blofs in einer starren Reihe von Citaten dem Leser vorläge, so sind wichtige Beweisstellen, wie z. B. bei Cicero, Livius, Quintilianus, wörtlich mitgetheilt und bedeutende Aussprüche neuerer Gelehrten oder Kritiker ganz ausgedruckt worden. Wie oft wiegen da nicht wenige Worte ganze Abhandlungen auf!

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Geschichte der römischen Literatur. Von Dr. Johann Christian Felix Bähr.

(Schluſs.)

Wir erinnern hier bloſs an A. W. Schlegel's treffende, kurze Vergleichung der röm. Elegiker: Propertius läſst mitten unter der verzehrenden Glut der Sinnlichkeit eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen; Tibullus rührt durch schmachtende Weichheit; die sinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lange ausspinnt" (Krit. Schriften I. 29 und hier Th. II. S. 442). Oder an Jac. Grimm's gewichtiges Wort in den Götting. gel. Anzeig. 1835. S. 1770. (hier Th. II. S. 518): „wer die Aechtheit und Redlichkeit der Nachrichten des Tacitus in Abrede stellt, entzieht unserer Poesie und Mythologie die Grundsteine" oder — um auch einen Ausländer zu nennen, der sich aber zu den Deutschen stark hinüberneigt — an Diderot's meisterhafte Aussprüche über die Werke des Seneca in §§. 341. 342 und 344.

Um nun zu einem so vollständigen Material zu gelangen, hat Hr. Bähr erstens die hierher bezüglichen philologischen, historischen, juristischen und allgemeinen Literatur-Werke älterer und neuerer Zeit fleiſsig benutzt, zweitens aber mit besondrer Unverdrossenheit und begünstigt durch seine vortheilhafte Stellung auf einer der berühmtesten Universitäten Deutschlands, fast alle philologischen oder wissenschaftlichen Zeitschriften, deutsche, englische, französische, italienische und belgische, durchmustert, um auch aus ihnen alles Wissenswerthe in dem Mittelpuncte seines Handbuches zu vereinigen. Drittens hat er sich eine sehr groſse Anzahl von Programmen und Gelegenheitsschriften, in welcher Gestalt oft die werthvollsten Abhandlungen erscheinen oder vielmehr verborgen bleiben, zu verschaffen gewuſst, so daſs norddeutsche Leser mit vielen in Süddeutschland und in der Schweiz gedruckten Schriftchen hier Bekanntschaft machen werden, süddeutsche Philologen dagegen eine reiche Nachlese solcher literarischen Erzeugnisse halten können, die bis jetzt noch immer das Eigenthum einzelner Provinzen geblieben sind, abgesehen von den zahlreichen, ausländischen Programmen, die in Deutschland so oft zu den gröſsten Seltenheiten gehören. Hierbei erwähnen wir auch, daſs die in der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie fast vergrabenen, gründlichen Arbeiten deutscher Philologen, als eines Jacobs, Passow, Hand, unsers Verf.'s und andrer, in dem vorliegenden Buche wieder zum Leben erweckt sind, unter denen wir nur den Aufsatz Fr. Haase's über die römischen Stoiker (Sect. III. Th. IX. S. 233 ff.) vermiſst haben. Wie wichtig nun auch immer alle diese Leistungen und selbst errungenen Hülfsmittel Hrn. Bähr's Werk für jeden Philologen machen, so ist doch manche überflüssige, ihrem Inhalte nach längst veraltete Schrift von dem höchst sorgfältigen Manne mit einregistrirt und dadurch der Raum beengt worden. Wir sind jedoch hierbei weit entfernt, unserm Verf. den Vorwurf machen zu wollen, als habe er bei der Vollständigkeit seiner Sammlungen unterlassen, von den scharfsinnigen, gelehrten Resultaten solcher Monographieen, an denen unsre philologische Literatur sehr reich ist, den gehörigen Gebrauch zu machen und ihre Ergebnisse möglichst in den Inhalt seiner Paragraphen zu verarbeiten. Sein Bestreben auch hierin allen billigen Anforderungen zu genügen, hat er unter andern in der Art und Weise bethätigt, mit der er Manso's Bücher bei'm Cassiodorus, Lachmann's und Zeiſs Forschungen bei den Grammatikern, Weichert's Untersuchungen über den Horatius, K. F. Hermann's und Madvig's Bemerkungen über Persius und Juve-

Digitized by Google

nalis, und Osann's Aufschlüsse über schwierige Gegenstände der römischen Literatur benutzt hat. Eben so ist über die seit längerer Zeit auf dem Gebiete der Philologie heimisch gewordenen Controversen mit grofser Belesenheit gehandelt und ein ungemeiner Reichthum von Notizen, oft von den entlegensten Puncten, zusammengebracht worden. Dahin rechnen wir die Streitfragen über das Zeitalter des Curtius (§ 239), über die Chronologie der Horazischen Gedichte (§ 126. 144), und über christliche Tendenzen im Seneca (§ 341), die Hr. Bähr in dessen Schriften nicht finden kann, die verschiedenen Ansichten über die ars poetica (§ 127.) und über die Anordnung der Tibullischen und Properzischen Gedichte (§ 155. 158.), die Zweifel über den Verf. des dialogus de causis corruptae eloquentiae (§ 299.) und über die Fabeln des Phädrus (§ 176. 177.), und um einige zugleich sachliche Gegenstände zu nennen die Anmerkungen über die Flucht des Horatius bei Philippi (§ 124.), über Hannibal's Zug über die Alpen (§ 219.) und über die Einführung der Gesetze der Zwölf Tafeln in Rom (§ 190.). Bei der letztern aber müssen wir bemerken, dafs aus der Anmerkung 4. nicht deutlich hervorgeht, ob Niebuhr (Röm. Gesch. II. 343. der zw. Ausg.) die Nachricht von der Absendung einer römischen Gesandtschaft nach Griechenland verworfen habe oder nicht. Er hat sie aber als wahr angenommen. Mit besonderer Umsicht hat Hr. Bähr die Controversen über Cicero's für unächt gehaltene Reden und Briefe (§ 284. 286. 316.) behandelt und sich namentlich über die Briefe an den Brutus ganz im Geiste K. Fr. Hermann's gegen den englischen Machtspruch, der hundert Jahre lang ein trauriger Beweis für den Mangel an Selbstständigkeit und Unbefangenheit gewesen war *), ausgesprochen. In allen solchen Fällen erscheint die Vollständigkeit, wonach deutsche Gelehrte vorzugsweise streben, in dem besten Lichte; hier und da aber hat sie die Kritik beeinträchtigt und sich selbst über den eigentlichen Werth einzelner Notizen getäuscht.

Dafs bei der grofsen Ausdehnung der von Hrn. Bähr sich gestellten Aufgabe dem eifrigen Forscher doch manche kleine Schrift entgangen und manche Notiz unbeachtet geblieben ist, liegt zu sehr in der Natur aller solcher Unternehmungen, als dafs es nicht die billigste Entschuldigung ansprechen müfste. Wir haben uns bei der Durchmusterung des Buches in dieser Beziehung Mehreres angemerkt und wollen mit Bezug auf Hrn. Bähr's Wunsch in der Vorrede Einiges als ein kleines Scherflein beitragen. In § 29. war der Berlinischen Doctor-Dissertation W. P. Corsen's (1844) de poesi Romanorum antiquissima, welche besonders die Salischen Lieder betrifft, Erwähnung zu thun. — In § 73. fehlt über die Sagen von der Ankunft des Aeneas in Italien die Abhandlung Ottfr. Müller's im Classical Journal (1822.) Vol. XXVI. Nr. LII. p. 308—318 und über die campanischen Vasenbilder aus dem Sagenkreise des Aeneas die Sammlungen Millingen's im zweiten Bande der Transactions of the R. Society of Literature. Hierher würde auch der Aufsatz von Lersch gehören: über die Idee und antiquarische Bedeutung der Aeneis, im Museum der rhein. westphäl. Schulmänner II. 1. S. 18—35. — Ueber den C. Matius (§ 94.) und den in § 71. und dann nochmals in § 94. angeführten Dichter Luxus enthalten die Sammlungen E. v. Leutsch'ens in der Zeitschr. für Alterthums-Wissensch. 1834. Nr. 20. viel Brauchbares. — Ueber Ammianus Marcellinus (§ 263.) verweisen wir noch auf die wenigen, aber trefflichen Seiten in Cramer's Miscellaneen von Ratjen S. 139—142 und auf A. A. Ditki's Schulschrift de Ammiano Marcellino. Königsberg, 1841. Im folgenden Paragraphen (263) über Orosius fehlen aufser der Stelle aus Niebuhr's Röm. Geschicht. II. 163. Anm. über die Benutzung des Livius vom Orosius Grubitz: Emendationes Orosianae. Naumburg, 1835. — Zu § 308. über den Roman bei den Römern war noch aus Murr's Journal zur Kunstgeschichte Th. XIV. S. 4 ff. nachzutragen, dafs schon damals an illustrirten Romanen oder Schriften à la Grecourt mit Aretinischen Figuren kein Mangel gewesen sei. — Unter den Erläuterungsschriften zu Fronto (§ 322.) vermissen wir die sorgfältige Arbeit C. C. G. Kefsler's: de locis, qui in Frontonis Epistolis litura corrupti deprehenduntur, probabili coniectura sarciendis. Lips. 1829. — In dem Artikel über Gellius (§ 388.) sind von Hrn. Bähr zwei werthvolle Abhandlungen vergessen worden, nämlich

*) Der Hr. Rec. erlaube uns ein ? über die Richtigkeit dieses Satzes und eine Verweisung auf die gründliche Schrift A. W. Zumpt's de M. Tullii Ciceronis ad M. Brutum et Bruti ad Cic. epistolis, quae vulgo feruntur, Berol. 1845. Red.

Digitized by Google

J. Th. Kreyssig's Commentatio de locis Gellii Noct. Att. VI. 1. et Lactantii Epitom. Instit. Divin. c. 29. Misen. 1827. und A. W. Cramer's Trias Excursuum ad Gellium. Kilon. 1827., die in dessen Kleinen Schriften von Ratjen S. 63—136 und mit dem 1832. herausgegebenen vierten Excurse vermehrt wieder abgedruckt sind. — In § 399. wird künftig über den Planciades Fulgentius die von Lersch in ihren Resultaten abweichende Abhandlung von Klotz in Jahn's Jahrb. f. Philol. XCIII. 1. S. 71 ff. anzumerken sein. — In § 412. ist über die Schreibart Cajus oder Gajus eine reiche Literatur beigebracht worden, die etwa noch durch Dittmar's Zusätze in der Schrift: de nomine, aetate, studiis ac scriptis Gaii Jcti Rom. Specim. 1. Lips. 1820. p. 16 sq., durch Lachmann's Bemerkungen in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswiss. Bd. IX. S. 194 Anm. und durch Cramer's kritische Notiz im Excurs. quart. ad Gellium § 7. p. 119 vermehrt werden könnte. Ueber Cramer's Apparat zu einer neuen Ausgabe des Gellius giebt der eben genannte Ratjen in der Einleitung S. 57 ff. genauere Auskunft.

Zum Schlufs machen wir noch auf die gelehrte Genauigkeit aufmerksam, welche sowohl in den bibliographischen Angaben als in den biographischen Nachrichten mit präciser Kürze wichtige Notizen eingeflochten hat und im philologischen Sinne bei Lesarten und Worterklärungen, deren Erkenntnifs und Feststellung für gröfsere Abschnitte von Wichtigkeit ist, zu verweilen pflegt. Wir wollen einige Beispiele von jeder Art hinzufügen. Eine solche Lesart aus Vellei. Patercul. I. 17. in der berühmten Stelle über die römischen Komiker wird in § 59. besprochen, eine andre über Lucretius aus Cic. ad Quint. Fratr. II. 11. in § 106., eine dritte über mehrere Stellen des Columella in § 368., eben so sind in § 238. über die so verschieden erklärte Stelle bei Quintil. XI, 104. die abweichenden Meinungen aufgestellt, nicht minder über die Stellen in Curt. X. 9, 2. und IV. 4, 21., welche über die Lebenszeit des Schriftstellers handeln, die nothwendigen Erläuterungen gegeben und endlich ist über die berüchtigte Ueberschrift der Bücher des Orosius, Hormesta mundi, in § 263. eine ganze Reihe von Vermuthungen aufgezählt worden, wobei Ref. noch bemerkt, dafs in der Pfortaischen Handschrift, welche Grubitz in dem oben angeführten Programm beschrieben hat, dies sonderbare Wort gänzlich fehlt. Von den Erklärungen einzelner lateinischer Ausdrücke führen wir folgende an. In § 54. erhält die Horazische Stelle (Epist. II. 1, 58.) Plautus ad exemplar Siculi properare Epicharmi die ausführlichere Berücksichtung, und in § 67. das saltare carmen und Verwandtes. Ueber die punischen Stücke in Plautus (§ 54.), über die luxuries der spätern römischen Epiker (§ 77.), über die Verse in lateinischen Prosaikern (§ 237 und Berichtigung. S. 709), über den Styl der scriptores historiae Augustae (§ 251. 252.), über die Anklänge aus Virgilius im Tacitus und Lucretius (§ 237.) und Aehnliches finden sich genügende philologische Nachweisungen, so wie auch über orthographische Gegenstände, z. B. über die Schriftstellernamen Accius (§ 41. nebst der Berichtigung auf S. 685) und Sallustius (§. 211).

Den Angaben der Handschriften und ältern Ausgaben hat Hr. Bähr ebenfalls einen nachbessernden Fleifs gewidmet. Zeugen hiervon sind die Artikel über Livius, Plautus, Virgilius, Sallustius, Curtius, Quintilianus und andre: in dem Artikel über den ältern Plinius hat es uns befremdet, die langjährigen Bemühungen Sillig's um die Herstellung des Textes nicht erwähnt zu finden. Ueber die Handschriften des Tacitus namentlich über den codex Sambaci und die Florentiner Handschrift, findet sich in § 234. eine genügende Zusammenstellung, die noch durch Orelli's genaue Collationen in einem Programm über die beiden Mediceischen Handschriften (Zürich 1844) hätte können vervollständigt werden. Ueber eine Handschrift des Arusianus Messius (§ 307.), die einst Martyni-Laguna besafs, hat Görenz in Jahn's Jahrbüchern für Philologie I. 2. S. 321 Nachricht gegeben, über die neapolitanische Handschrift des Charisius Niebuhr nicht allein in der von Hrn. Bähr (Th. II. S. 605) angeführten Stelle, sondern auch in einem Briefe, der in den Lebensnachrichten (II. 510.) abgedruckt ist. Dazu gehören noch die Erörterungen Grotefend's in der Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft 1841. Nr. 45. 46. und Weifsenborn's ebendas. Nr. 95. und 96. Endlich gedenken wir der Handschrift der Pandecten, über die Hr. Bähr bei der hohen Wichtigkeit dieses Manuscriptes noch mehr hätte sagen können, als im Schlusse des § 423. geschehen ist. Ueber ihre Auffindung war nämlich auf Savigny's Geschichte des römischen

Digitized by Google

Rechts III. 83. und 412. und auf Blume's Iter Italicum II. 55. zu verweisen, dann ihrer Schicksale zu erwähnen, dafs man sie nämlich in Florenz vergraben und dadurch den plünderungssüchtigen Franzosen entzogen hatte, und auch wohl eine kurze Beschreibung derselben zu geben nach Förster's Correspondenzen aus Italien in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft II. 2. S. 271 ff. und v. Strombeck's Erinnerungen aus Italien Th. II. S. 55—58. Zu vermerken war endlich Eichstädt's zur Säcularfeier der Handschrift am 28sten December 1834. geschriebenes Programm im Lections-Verzeichnisse der Universität Jena für den Winter dieses Jahrs und der Aufsatz Göschel's: codex pandectarum Florentinus in den Hand- und Hülfs-Acten eines praktischen Juristen Bd. 3. Abth. 1. S. 149—162.

Nachträge und Berichtigungen können bei einem Buche, wie das vorliegende ist, trotz aller Vorbereitungen, Hülfsmittel und Sammlungen nicht ausbleiben. Und so erhalten denn von S. 677—713 eine Anzahl Angaben und auch Druckfehler ihre Verbesserung von der Hand des Verfassers, der sich aufserdem der Mitarbeit des Hrn. Dr. Hertz und des Hrn. Diaconus Bardili zu erfreuen gehabt. Von dem letztern rühren eine Reihe werthvoller bibliographischer Berichtigungen her, Hr. Hertz hat sich auch über andre Gegenstände verbreitet und seinen gelehrten Fleifs besonders dem rein philologischen Theile des Buches zugewendet. Seine Bemerkungen über den Dichter Ninnius Crassus (S. 694), über den Grammatiker Rhemmius Palämon (S. 696), über die Aenigmata des Symposius (S. 702) und ähnliche zeigen den mit derartigen Gegenständen vertrauten Mann und verdienen bei einer neuen Ausgabe des Bähr'schen Buches ihre Stelle im Texte zu erhalten. Es ist nur zu wünschen, dafs der rüstige Verfasser bis dahin auch von andern Seiten Förderniſs und Unterstützung erhalten möge *).

Der Vortrag im vorliegenden Werke ist klar, verständlich, ohne Uebertreibung und dem Gegenstande angemessen. Sollte man ihn hier und da nicht genug geglättet finden, so wollen wir deshalb keinen Streit erheben, weil in dem Buche so viele Richtungen vereint und so verschiedenartige Bestandtheile zusammengebracht sind, dafs eine durchaus gleichmäfsige Gestalt desselben fast unmöglich geworden ist. Einige Ungenauigkeiten im Ausdrucke haben wir schon oben namhaft gemacht. Von dieser Art ist auch die etwas auffallende Anführung eines „gewissen Nicander" (I. 283.), den Hr. Bähr mit wenigen Worten besser charakterisiren konnte, und die Behauptung (I. 226), dafs die römische Sprache vor Virgilius eine „ungebildete" gewesen sei, da doch der Verfasser selbst hinlängliche Beispiele ihrer Kraft und Würde in der vorvirgilianischen Zeit gegeben hat.

Die Ausstattung des Buches in Papier und Druck ist lobenswerth und weit vorzüglicher als in den frühern Ausgaben. Mehrere Druckfehler sind bereits in den Nachträgen verbessert, andre wie Lepsius statt Lipsius, Wendt statt Wenck, Rein statt Rein, Pütz statt Pütze, Ludewig statt Ladewig und ähnliche Irrthümer in Eigennamen sind in einem solchen Buche beinahe unvermeidlich, dürften aber von solchen Lesern, welche das Verdienst desselben in Betreff des gelehrten Forschens und der sorgfältigen Arbeit anerkennen, dem Verfasser nicht zu hoch angerechnet werden.

K. G. Jacob.

*) Zur gelegentlichen Erfüllung dieses Wunsches des Hrn. Rec. bemerken wir, dafs § 29. nicht von der Aufnahme *eines Varus* in das Lied der Salier die Rede sein sollte: es ist der Kaiser L. Verus gemeint. § 247 wird M. Servilius, hingerichtet 812 u. c. als einer der sich in der Geschichte versucht habe, genannt, und § 248 Servilius Nonianus erwähnt, welchen Quintilian rühme. Dies ist ein und dieselbe Person, M. Servilius Nonianus, gestorben in hohem Alter aber nicht hingerichtet 812 u. c. in der guten Zeit Nero's. § 341. Seneca ist vor seinem Exil nur Quästor gewesen, erst nachher wurde er Prätor a. 49, stieg aber bis zum Consulat a. 58 nach Chr. Geburt. Red.

Digitized by Google

University Library

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

XXVI.

Introduction à l'histoire du Buddhisme indien. Par E. Burnouf. Tome I. Paris. Imprimerie Royale 1844. *V u.* 647 *pg.* 4*to.*

Unter den vielen Religionen, welche der Orient geboren und gepflegt hat, ist ohne alle Frage die buddhistische eine von denen, welche mit in die erste Reihe gestellt werden müssen. Die weite Ausbreitung derselben, die vielen Proselyten, die sie besonders unter sonst ganz rohen Völkern machte und noch macht, die wohlthätigen Folgen, welche für dieselben daraus entsprangen, ihre ausgebildete Hierarchie und Klosterwesen, die Berührungen mit dem Christenthume in einzelnen Sätzen und Ceremonien, Alles dies mufste ihr Aufmerksamkeit von verschiedenen Seiten zuwenden, auch von solchen, denen sonst das Studium des Orients nicht zur Lebensaufgabe geworden ist. Es ist klar, dafs diese Theilnahme auch viele Schriften und Meinungsäufserungen hervorrufen mufste, darunter Schriften von bleibendem Werthe. So wird es sich wohl der Mühe verlohnen, ehe wir das oben genannte hochwichtige Werk betrachten, einen Blick auf die Geschichte dieser Studien unter uns zu thun und uns dadurch auf den Standpunct zu stellen, auf dem wir standen, ehe Hrn. Burnouf's Werk erschienen war.

Die erste Beschäftigung der Europäer mit dem Buddhismus war eine rein praktische. Die Jesuiten, welche im sechzehnten und den folgenden Jahrhunderten an der Belehrung Chinas arbeiteten, fanden ihn dort vor und Einzelne studirten ihn gründlich um ihn widerlegen zu können. Viele dieser Schriften sind noch jetzt brauchbar, wir erwähnen sie hier blofs, und gehen zu der späteren Periode fort, wo der Buddhismus wissenschaftlich studirt wurde. Diese Periode fällt viel später und beginnt, wie fast Alles, was Bedeutendes für den Orient geleistet wurde, mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Und zwar waren es die Sinologen, die, wie in anderen Gegenständen, auch hier auf die Jesuiten sich stützten und vom wissenschaftlichen Standpuncte die Resultate derselben zu begründen und weiter zu fördern trachteten. Einer der geistreichsten der Männer, welche sich überhaupt mit dem Oriente beschäftigt haben, A. Remusat wandte seit dem Jahre 1811. diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zu und was er errungen hat, wird den Ruhm seines Namens bleibend auf diesem Gebiete sichern. Nur in einzelnen Fällen war er durch seinen religiösen Standpunct verhindert, das Richtige zu sehen, oder vielleicht wollte er es nicht sehen. Beispiele dieser Art hat einer der ersten unsrer deutschen Sinologen, Hr. Prof. Neumann in München im dritten Bande der Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes nachgewiesen. — Remusat's Beispiel feuerte auch seine Schüler und Freunde an, ihm auf diesem Felde nachzueifern, und in der Zeit, als er Secretär der asiatischen Gesellschaft zu Paris war, ist wohl kaum ein Jahrgang des Journal asiatique ohne Beiträge für diesen Gegenstand geblieben und dies aufser Remusat von Deshauterayes, Klaproth u. A. m. Man kann wohl sagen, dafs die Resultate dieser langjährigen Studien concentrirt seien in der Uebersetzung des Foe kue ki, der Reise eines chinesischen Buddhisten, Fa hian, durch Indien, um sich verschiedne buddhistische Werke zu verschaffen, die in China nicht vorhanden waren. Der Text dieses Buches bildet den geringsten Theil eines ziemlich grofsen Quartanten, den meisten Raum füllen die Anmerkungen, welche theils Geographie, theils Buddhismus betreffen und in welchen aufser Remusat, der während der Arbeit starb, noch Klaproth und Landresse die Fülle ihrer Gelehrsamkeit niedergelegt haben.

Ein andrer Zweig der orientalischen Studien, der auch noch dazu bestimmt war, die Kenntnifs des Bud-

Digitized by Google

dhismus zu erweitern, war das *Mongolische*, welches vorzüglich von J. J. Schmidt in Petersburg gefördert worden ist. Ob eigne, speciell den Buddhismus berücksichtigende Werke auf diesem Gebiete zum Vorschein gekommen sind, ist dem Ref. nicht bekannt, in den beiden von Schmidt herausgegebenen Büchern: „Forschungen zur Geschichte Mittelasiens" und: „Geschichte der Ostmongolen" macht sich das buddhistische Element so breit, dafs sie wohl für buddhistische Schriften gelten können. Der schätzbarste Beitrag aus diesem Zweige aber ist Schmidt's Abhandlung: Ueber einige Grundlehren des Buddhaismus.

Etwa zehn Jahre später als die zuerst genannte Schrift von Schmidt, wurde die buddhistische Literatur wieder durch das Auftauchen einer neuen, vorher ungekannten erweitert. Wir meinen die *tibetanische*. Der Ungar Csoma Coeroesi war durch Zwecke zu ihrem Studium getrieben worden, die er zwar durch sie nicht erreichen konnte, wohl aber eine genaue Kenntnifs der tibetanischen Literatur. Die Analyse der heiligen Schriften der Tibetaner im zwanzigsten Bande der Asiatic Researches, so wie einige Aufsätze im Asiatic Journal der bengalischen Gesellschaft zu Calcutta, sind die Hauptergebnisse seiner Studien. Nach ihm ist auch noch Schmidt auf diesem Felde thätig gewesen, er lieferte den ersten gröfseren Text, eine buddhistische Legendensammlung Dsangs-blun genannt. Ksoeroes Absicht, ein gröfseres Werk, den Lalita-vistara-purâna herauszugeben, wurde leider durch seinen Tod verhindert. Wir hoffen, dafs diese Arbeiten bald von Anderen fortgesetzt werden mögen.

Weniger als in den nördlichen Ländern ist allerdings für die Erforschung des Buddhismus in den südlichen Ländern geschehen. Aufser dem bekannten Aufsatze von Buchanan (As. Res. T. VIII.) sind hauptsächlich Judsons Burman dictionary und Clougs Singhalese dictionary zu nennen, die schätzbare Erklärungen vieler den Buddhisten eigenthümlicher Ausdrücke enthalten.

Alle diese Schriften weisen unzweideutig auf Indien als das Vaterland des Buddhismus hin. In Indien selbst ist derselbe bekanntlich ausgerottet und es wäre daher den Indianisten nicht zu verargen gewesen, wenn sie sich erst spät mit demselben beschäftigt hätten. Trotzdem ist derselbe auch bei ihnen schon früher ein Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden, als man glauben sollte und eher als man in Indien Schriften über den Buddhismus gefunden hatte oder hoffen durfte, solche zu finden. Der Umstand, der erst neuerdings von Burnouf erkannt und ausgesprochen worden ist: dafs die Entstehung des Buddhismus einen der wichtigsten Abschnitte und Anhaltspuncte für die Geschichte Indiens gebe, wurde von den frühesten Forschern auf dem Gebiete der indischen Literatur, wenn auch nicht erkannt, doch dunkel geahnt. Bei der unzulänglichen Kenntnifs des Buddhismus sowohl als des Brahmanismus, entstand die Frage, welche von beiden Religionsformen die ältere sei. Dieser Streit, der vorzüglich von Engländern geführt ward, entschied sich für den Brahmanismus nach dem Urtheile der berühmtesten Gelehrten — wir nennen hier nur A. W. v. Schlegel, der in seinen Reflexions die Buddhomanie bekämpft hat. Nachträglich wird nun der Vorrang des Brahmanismus durch die buddhistischen Schriften selbst bestätigt, welche gar nicht für älter gelten wollen und aus welchen zur Genüge hervorgeht, dafs der Brahmanismus schon vollständig ausgebildet war, als der Buddhismus hervortrat. Die erste Entdeckung von buddhistischen Schriften war nicht in Sanskrit, sondern in einer davon abgeleiteten Sprache, dem Pâli, der heiligen Sprache Ceylons. Im Jahre 1826. wurde diese Sprache durch den von Burnouf und Lassen herausgegebenen Essai sur le Pâli zuerst in Europa bekannt; denn obwohl schon zwei Jahre früher eine Pâligrammatik von Clough in Colombo gedruckt worden war, so wurde diese doch in Europa später bekannt. Bei diesen rein grammatischen Vorarbeiten war es auch bis in die neuste Zeit geblieben, blofs die Uebersetzung des ersten Capitels der Kammavâchâ ist hier vielleicht noch zu nennen, die sich in Buchanans oben angeführter Abhandlung vorfindet. Erst die neuste Zeit hat auf diesem Gebiete zu neuen Arbeiten geführt, hauptsächlich durch einen zu früh verstorbenen Engländer G. Turnour. Der von ihm 1837. zu Colombo herausgegebene Theil des Mahâvanso ist zwar mehr ein historisches Werk, enthält aber besonders für die Geschichte des Buddhismus wichtige Beiträge. Mehr noch für denselben ist seine Examination of Pâli buddhistical annals von Wichtigkeit, so wie einige kleinere Aufsätze im Journal of the Asiatic Society of Bengal. Endlich darf man hieher auch die Entzifferung der Açokainschriften

Digitized by Google

durch Prinsep zählen, die für den indischen Buddhismus von gröfster Wichtigkeit sind.

Im Jahre 1822 wurde durch den englischen Ministerresidenten in Nepâl, Hodgson, noch ein unerwarteter und kaum mehr zu hoffender Fund gethan, nämlich: Sanskrithandschriften von buddhistischen Werken. Er selbst wufste sich Abschriften von vielen dieser Werke zu verschaffen und hat in mehreren Abhandlungen, die in den Transactions of the Royal Asiatic Society, den Asiatic Researches und dem Journal of the Asiatic Society of Bengal stehen, seine Entdeckungen und Studien bekannt gemacht. Wir bemerken nur noch, dafs diese Abhandlungen auch in einem Bande gesammelt in Scrampore gedruckt worden sind, wenn wir nicht irren im Jahre 1837. Ref. hat selbst längere Zeit ein der Königlichen Bibliothek zu Copenhagen gehöriges Exemplar dieses Buches in Händen gehabt. Wiewohl man nicht leugnen konnte, dafs der nepâlesische Buddhismus im Ganzen derselbe sei, wie bei den anderen nördlichen Völkern, so enthielt er doch auch viele Lehren, welche ihm eigenthümlich waren und die seine Glaubwürdigkeit in den Augen Einzelner herabsetzten. Wir erinnern nur an die Lehre von âdibuddha.

Nach dieser vorläufigen Uebersicht wird es nun an der Zeit sein, zu unserem Werke selbst überzugehen. Wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich sein wird, sind alle bisherigen Forschungen über Buddhismus blofse Anfänge, wenn auch unter denselben sich achtungswerthe Beiträge befinden. Die Erforschung des Buddhismus und seiner Geschichte war nicht einmal innerhalb einer einzelnen Verzweigung desselben, viel weniger im Ganzen abgeschlossen. Ueberblickte man aber vollends das Ganze, so zeigte sich eine chaotische Masse von Uebereinstimmungen und Widersprüchen. Der Versuch einer Lösung war nur möglich durch gründliches Studium des indischen Buddhismus, verbunden mit steter Rücksichtnahme auf den Buddhismus anderer Länder. Diese Aufgabe erforderte aber neben grofsen Studien und Kenntnissen noch günstige Verhältnisse, die Benutzung vieler und weitschichtiger Werke über diesen Gegenstand. Nicht leicht konnte die Sache in bessere Hände kommen als die von Burnouf. An Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichnet, mit den Hülfsmitteln der pariser Bibliothek und einer ungeheuren Belesenheit ausgerüstet, konnte man von ihm erwarten, dafs er ein epochemachendes Werk liefern werde. Und dies ist auch in der That geschehen. Eine Menge neuer, den Orientalisten aufser Burnouf fast gänzlich unbekannter, Texte werden uns hier vorgeführt, eingetheilt und erklärt, eine Menge verwickelter Fragen auf eine eben so klare und einfache als für die ganze Geschichte des indischen Lebens bedeutungsvolle Weise gelöst. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, dafs dieses Buch einen grofsen Theil der Vorstellung, als sei der Buddhismus ein äufserst abstruses Gebäude, stürzen und wenn es ihn auch vor dem Vorwurf der Weitschweifigkeit weder schützen kann noch will, so wird es doch Manchem die Kraft geben, die ermüdende Arbeit nicht zu scheuen und diese geistesdürren Steppen zu durchwandern, indem es auf die Früchte hinweist, die durch Erforschung dieses Gebietes gewonnen werden können.

Obwohl seit mehreren Jahren mit dem Studium des Buddhismus beschäftigt, hat Ref. doch nie Gelegenheit gehabt, sich mit den Schriften des nepâlesischen Buddhismus bekannt zu machen, seine Studien sind mehr dem südlichen Buddhismus zugewandt gewesen. Auf diesen geht Hr. B. hier im ersten Bande seines Werkes nicht ein, wiewohl man aus dem Wenigen, was er über denselben sagt, sehen kann, dafs er in diesen Schriften eben so gut bewandert ist, wie in denen des nördlichen Buddhismus. Erst im zweiten Bande will er den südlichen Buddhismus zum Gegenstand einer ähnlichen Untersuchung machen, wie hier im ersten den nördlichen. Ref. hat daher längere Zeit Anstand genommen, bei der Uebersicht über den Inhalt des wichtigen Buches, die er in dem Nachfolgenden zu geben gesonnen ist, auf die sich ihm darbietenden Aehnlichkeiten des südlichen und nördlichen Buddhismus aufmerksam zu machen, da er Grund genug hat zu glauben, dafs dieselben für Hrn. B. nichts Neues sind. Es möchte indefs noch längere Zeit vergehen, ehe der zweite Theil erscheint, und wenn auch für Hrn. B. diese Bemerkungen nicht neu sind, so darf Ref. doch wohl glauben, dafs sie aufser ihm nur Wenigen bekannt sind. Vielleicht findet sich darunter auch ein Citat aus dem einen oder andern Buche, das sich auch in Paris nicht vorfindet. Besonders dürfte dies mit dem einen oder andern Theile des Commentars von Buddhaghesa der Fall sein, der sich über die sämmtlichen heiligen Schriften erstreckt und voll-

Digitized by Google

kommen gleiches Ansehn geniefst, wie diese selbst. Er steht in ganz gleichem Verhältnisse zu diesen, wie Çankaras Commentar zu den Upanishad's und den Sûtras der Vedântaschule.

Die Mittel zu dieser schönen Arbeit hat Hr. B. gröfstentheils aus dem freigebigen Geschenke von nepâlesischen Handschriften genommen, welches der ebengenannte Hr. Hodgson der asiatischen Gesellschaft zu Paris machte, und das die genannte Gesellschaft noch vervollständigt hat, indem sie andere noch dazu abschreiben liefs. Schon Hodgson hatte gesehen — was durch Csomas Studien noch bestätigt wurde — dafs die Schriften des nepâlesischen Buddhismus dieselben seien, die man in Tibet besitze. Die Wichtigkeit, welche die nepâlesische Sammlung dadurch erhielt, ward noch durch den Umstand erhöht, dafs von der tibetanischen Sammlung die Schriften der Mongolen hergeleitet werden müssen, und dafs die Schriften der Chinesen, so weit man dies beurtheilen kann, gleichfalls dieselben sind, wenigstens lassen sich einzelne Schriften der nepâlesischen Sammlung unter den chinesichen nachweisen. Da nun alle diese Völker angeben, dafs ihre Schriften aus Indien stammen, so haben wir in der nepâlesischen Sammlung diese Bücher in der ursprünglichsten Gestalt.

Es kommen noch andere Gründe hinzu, die uns die nepâlesische Sammlung ganz besonders werthvoll machen müssen. Der grofse Nutzen, den die tibetanische und andere Sammlungen haben, soll ihnen unbestritten bleiben, sie sind auch für die unentbehrlich, welche die Sanskritschriften studiren wollen; denn bei der eigenthümlichen Sprache der nepâlesischen Buddhisten ist oft keine andere Möglichkeit, um zum richtigen Verständnifs zu kommen, als das Nachschlagen in den Uebersetzungen. Dies ist aber auch nur ein Vortheil gegen die vielen Nachtheile, die sie haben. Einmal ist eine Uebersetzung doch immer blofs eine Nachbildung und bei dem eigenthümlichen Gepräge der buddhistischen Schriften mufs diese immer eine sehr unvollkommene bleiben. Ein Uebelstand der Uebersetzung ist auch der, dafs sie alle in einer Sprache verfafst sind, was bei den Sanskritwerken nicht der Fall ist, da sie bedeutende poetische Stücke in abgeleiteten Dialekten enthalten. Wir werden später sehen, von welcher Wichtigkeit dieser Umstand für die Kritik der Texte ist. Nun sind aber auch sonst die Uebersetzungen so wörtlich, dafs man sie ohne Kenntnifs des Originals gar nicht verstehen kann. Uebersetzungen im europäischen Sinne des Wortes scheinen überhaupt die Orientalen nicht zu kennen. Entweder sind es Umarbeitungen, die blofs den Sinn, nicht die Worte des Originals wiedergeben, oder sie sind so knechtisch wörtlich, dafs sie unverständlich werden. So sind die Uebersetzungen der Parsen und ganz so sind auch die Uebersetzungen der Buddhisten. Von den tibetanischen hatte Ref. diesen Uebelstand bereits seit längerer Zeit bemerkt, und in seiner Ausgabe der Kammavâchâ p. X. ausgesprochen. Hr. B. ist natürlich bei dieser Erkenntnifs nicht stehen geblieben, sondern hat die Sache genau untersucht. Dieser Uebelstand der allzu knechtischen Uebersetzungen wird noch durch den Zustand unserer tibetanischen Wörterbücher erhöht, die, wie Hr. B. p. 18 sqq. schlagend darthut, nicht blofs das richtige Verständnifs nicht eröffnen, sondern noch irre leiten. Dies geschieht vor Allen mit solchen proteusartigen Worten wie Nirvâna, das von jeder buddhist. Schule anders erklärt wird, und wo sich der Uebers. doch ein für allemal für eine bestimmte Weise entscheiden mufste, wie er dasselbe wiedergeben wollte. Aus der tibetanischen Uebersetzung allein würde man nimmer den richtigen Sinn finden. Ref. fügt noch einen anderen Uebelstand hinzu, auf den er schon a. a. O. aufmerksam gemacht hat, es ist dies die gesonderte Uebersetzung der Präpositionen und Wurzeln bei Zeitwörtern und Nominibus. Wer weifs, wie sehr oft die Bedeutung einer Wurzel durch den Hinzutritt einer Präposition im Sanskrit modificirt wird, der wird einsehen, dafs man die Bedeutung eines solchen Wortes nicht bestimmen kann, ohne die Sanskritform zu kennen. Ein dritter Uebelstand ist, dafs die indischen Eigennamen übersetzt sind und dafs es, ohne die indische Form zu kennen, unmöglich ist, dieselben zu restituiren. Hr. B. hat p. 22 einen solchen Fall geltend gemacht. Diese Uebelstände, die wir hier blofs an den tibetanischen Uebersetzungen nachgewiesen haben, gelten, wenn auch vielleicht in geringerem Maafse, von den mongolischen und chinesischen. So wird man den richtigen Maafsstab haben, um zu beurtheilen, von welcher Wichtigkeit uns die nepâlesische Sammlung sein mufs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Introduction à l'histoire du Buddhisme indien. Par E. Burnouf.

(Fortsetzung.)

Zuerst handelt Hr. B. von der Zahl und Eintheilung der buddhistischen Schriften. Es sollen einmal 80000 gewesen sein und Hrn. B. scheint dies nicht geradezu unmöglich, da die Buddhisten zwar Bücher von sehr grofser Ausdehnung aber auch solche haben, die nur aus einer Silbe bestehen. Jedenfalls, meint er, müsse der Umfang sehr verschieden gewesen sein. Wenden wir uns von diesem Puncte, der vielleicht immer problematisch bleiben mufs, zur Eintheilung der uns zugänglichen buddhistischen Schriften überhaupt, so finden wir eine, die gewifs sehr alt ist, denn sie kommt bei den verschiedensten buddhistischen Völkern vor; Hr. B. weist sie bei den Chinesen und Tibetanern nach, bei den südlichen Buddhisten ist sie die ausschliefsliche. Es ist die Eintheilung in drei Pitakas oder Körbe, nämlich: Sûtrapitaka, Vinayapitaka und Abhidharmapitaka. Bekanntlich haben auch die Brahmanen Sûtras, man versteht darunter Aphorismen, bei denen die gröfstmöglichste Kürze zur Bedingung gemacht ist. Sûtras dieser Art sind zwar den Buddhisten auch nicht ganz fremd, doch sind sie nicht die gewöhnlichen. Die Sûtras der Buddhisten sind vielmehr Dialoge Çâkyamunis mit seinen Schülern, in welchen er ihnen moralische und philosophische Wahrheiten exponirt. Die Sûtras stehen im hohen Ansehn, da sie als Schriften Çâkyas selbst betrachtet werden. Die zweite Abtheilung ist das *Vinayapitaka.* Vinaya (im brahmanischen Sanskrit: Bescheidenheit) heifst bei den Buddhisten: gute Aufführung, Disciplin. Es behandelt das Ceremoniell, giebt Gesetze für die Mönche etc. Es ist besonders für die Geistlichkeit bestimmt. Von diesem Pitaka befindet sich kein Theil in der pariser Sammlung, was Hr. B. dadurch zu erklären sucht, dafs er annimmt, es sei diese Abtheilung nicht genau genug von der vorhergehenden geschieden worden. Er weist auch p. 39 mehrere solche Tractate nach, die zur Vinaya gehören. Ohne die Wahrheit dieser Annahme bestreiten zu wollen, so möchte doch wohl auch der Umstand zu dieser Lücke beigetragen haben, dafs in Nepâl so gut wie in Ceylon die Vinaya mehr Eigenthum der Priester ist und besonders von ihnen verborgen gehalten wird. Von den singhalesischen Buddhisten sagt Clough ausdrücklich, dafs die Bücher der Vinaya am schwierigsten zu bekommen und einige wie der Pârâjiko sogar so heilig seien, dafs nicht einmal buddhistische Laien sie lesen dürfen. Nach der einzigen Handschrift zu schliefsen, welche sich von dieser Abtheilung aufser der Kammavâchâ in Copenhagen findet, dem Parivâro, möchte dieselbe vom geringsten Interesse für die Europäer sein, einmal weil diese Abtheilung die geistloseste zu sein scheint — der Parivâra behandelt die Mönchsceremonien bis in die ermüdensten Einzelheiten — dann auch weil er wahrscheinlich viele jüngere Bücher enthält. Wenigstens vom Parivâra kann ich dies versichern und nachweisen, dafs er erst auf Ceylon geschrieben sein kann. Doch darf man wohl nach diesem einzelnen Buche nicht die ganze Abtheilung beurtheilen.

Wir kommen zu dem letzten der drei Pitakas, dem *Abhidharma.* Der Commentar zum Abhidharmakoça, einem nepâlesischen Werke, erklärt Abhidharma durch: abhimukho dharmah, das offenbare Gesetz. Die chinesischen Buddhisten übersetzen das Wort durch: discours, entretien (p. 40), die südlichen Buddhisten durch: discours prononcé pour les Dieux. Die einfachste und richtigste Erklärung scheint dem Ref. die des Buddhaghosa in der Atthasâlini (einem Commentar zum Dhammasangani) aufgestellte zu sein. Er sagt nämlich: abhidhammoti kenatthena? abhidhammo dhammâtirekavisesatthena atirekatthavisesappadipako

Digitized by Google

hi abhisaddo. „In welchem Sinne steht abhidhammo? in dem Sinne von Gesetz, das über das Gesetz hinausgeht" (d. h. das höchste ist). Die Partikel abhi drückt eine Ueberschwänglichkeit aus. Der Abhidharma enthält die buddhistische Metaphysik. In diese Abtheilung gehören die Tractate, welche Prajñâ parâmitâ's heifsen. Von dieser letzten Abtheilung geben die nördlichen Buddhisten mit ausdrücklichen Worten zu, dafs sie nicht von Buddha selbst herrühre. Nicht so die südlichen Buddhisten. Buddhaghosa in dem eben angeführten Buche sagt ausdrücklich, Çâkya habe sie seiner Mutter und den Göttern gepredigt *). Vielleicht ist es erlaubt, den Ausdruck mâtrikâ, welcher den Abhidharma bezeichnet und der sowohl von den nördlichen wie von den südlichen Buddhisten gebraucht wird, von dem Umstande zu erklären, dafs diese Lehren der Mutter Çâkyas verkündet worden sind.

Diese Eintheilung in drei Pitakas ist gewifs schon sehr alt und früh zu hohem Ansehn gekommen, mit vollem Rechte aber entscheidet sich Hr. B. gegen die Ansicht, als ob diese Eintheilung dem Çâkyamuni selbst zuzuschreiben sei.

Es giebt aber auch noch andere Eintheilungen der buddhistischen heiligen Schriften als die genannte. Eine solche ist die der 4 Âgamas. Hr. B. hat schon gesehn, dafs diese sich blofs auf die Sûtras bezieht. Endlich von p. 51— 66 bespricht Hr. B. eine Eintheilung, die er, ebenso wie auch Ref., bei den südlichen Buddhisten vorgefunden hat. An den Stellen, wo Rf. sie gefunden hat (in Buddhaghosas Commentaren zum Majjhimanikâya und zu den Theragâthâs) sind die Namen etwas unterschieden; sie lauten nämlich: suttam, geyyam veyyâkaranam, gâthâ, udânam, iti uttakam, jâtakam, abbhutadhammam, und vedallam. Man sieht auch, dafs mehrere Namen fehlen. In dem letztgenannten Commentare werden sie nava sâsanañggâni genannt. Neben diesen Eintheilungen übergehen wir einige von untergeordnetem Werthe, die sich bei den Tibetanern und Nepalesen vorfinden, und folgen Hrn. B. zur Beschreibung der Schriften selbst.

*) Die Stelle lautet: chakkavâlasahassehi dasabhâgamma sabbaso sannisinnena devânam ganena parivârito | mâtaram pamukham katvâ tassâ pañnâya tejasâ abhidhammakathâmaggam devânam sampavattayi. Bekanntlich nehmen auch die nördlichen Buddhisten an, dafs Buddha seiner Mutter das Gesetz verkünden müsse. Cf. p. 171.

Die erste Classe, die der *Sûtras*, ist die wichtigste, weil die in ihr enthaltenen Schriften als Aussprüche Çâkyas selbst angesehen werden, weshalb man sie auch Buddha-vachana oder Mûla-grantha nennt. Die Sûtras theilen sich in zwei Klassen, die mahâvaipulya-sûtras und in Sûtras schlechtweg, die alle ein und denselben gemeinschaftlichen Rahmen haben, nämlich: Buddha befindet sich an diesem oder jenem Orte und trägt seine, meist moralischen, Lehrsätze vor, worüber alle Anwesenden höchlich erfreut sind. Die einfachen Sûtras unterscheiden sich von den Legenden oder Avadânas blofs dadurch, dafs in diesen eben die Erzählung die Hauptsache ist, in jenen hingegen die in die Erzählung verflochtene moralische Lehre. Die Mahâ-vaipulyasûtras hinwiederum unterscheiden sich von den einfachen Sûtras durch grofse poetische Stücke, die in denselben enthalten sind, aber die Handlung nicht weiter fördern, sondern ein Resumé von dem geben, was vorher in Prosa erzählt worden ist. In den einfachen Sûtras sind metrische Stellen, wenn sie vorkommen, auf wenige Strophen beschränkt. Was die Sprache der Sûtras anlangt, so unterscheidet sie sich ebenso wesentlich vom Sanskrit der Brahmanen wie die übrigen buddhistischen Schriften, theils in Hinsicht auf Syntax als Wortbedeutung. Die meisten dieser Eigenthümlichkeiten der Sprache finden sich auch bei den südlichen Buddhisten wieder. Im Ganzen tragen die Sûtras das unverkennbare Gepräge einer populären Form; je mehr sich die Form der der Schriften des Brahmanismus nähert, desto jünger sind solche Schriften.

Mit unwiderleglicher Kritik und grofsem Scharfsinne hat Hr. B. nachgewiesen, dafs die einfachen Sûtras die älteren sind. Dies geht zuerst hervor: aus der *Sprache*. Die eingeschalteten Verse der grofsen Sûtras sind nämlich nicht immer Sanskrit, sondern sie sind auch zum Theil in einer entarteten Mundart geschrieben, die blofs später entstanden sein kann. Ferner die *Form*. Die Gesellschaft, welche Çâkya umgiebt, sind meist Menschen, an welche sich bisweilen Götter anschliefsen, in den Mahâ-vaipulya-sûtras dagegen sind es ausschliefslich Götter und Bodhisattvas; man sieht daraus, dafs das Leben des Religionsstifters schon in eine mythische Ferne gerückt war, als diese Schriften geschrieben wurden. Endlich unterscheiden sich die grofsen Sûtras auch noch durch die *Lehre*. Alle jene Züge, die nicht allgemein buddhisti-

Digitized by Google

sches Eigenthum sind, sondern die man theils in den Schriften der nördlichen Buddhisten, theils in den nepâlesischen Büchern allein fand, die Verehrung des Manjuçrî z. B. und des Avalokiteçvara, endlich die Lehren vom Âdibuddha und den Dhyânibuddhas, von allen diesen Lehren findet sich in den einfachen Sûtras noch keine Spur, sondern erst in den gröfseren. Auf diese Weise ist die Confusion, die bis in die neueste Zeit über diesen Gegenstand herrschte, gänzlich beseitigt, der Buddhismus im Norden und Süden erweist sich in seinen Grundlagen und ursprünglichen Schriften vollkommen gleich, dann hat er sich aber in den nördlichen Ländern in der Weise weiter gebildet, wie wir dies in den späteren Schriften sehen. Es folgt hieraus, dafs die einfachen Sûtras der Zeit Çâkyas näher stehen, als die weiter entwickelten, welche in die Zeit gehören, wo der Buddhismus schon vollkommen ausgebildet und triumphirend war.

Der Hr. Verf. betrachtet nun diese einfachen Sûtras von einer Seite, deren Wichtigkeit über den Buddhismus hinausgeht und für die Geschichte und Archäologie Indiens von gröfster Bedeutung ist. Es ist dies nämlich die aus diesen Sûtras gezogene *Darstellung der indischen Lebens- und Religionsverhältnisse zur Zeit Çâkyas.* Hr. B. kommt hierbei auf die alte Streitfrage, ob der Buddhismus älter sei als der Brahmanismus, was natürlich von ihm verneint wird, doch war der Brahmanismus zur Zeit, als der Buddhismus entstand, noch nicht zu der Ausbildung gelangt, in der wir ihn jetzt sehen. So scheint der Cultus Krishnas noch nicht bekannt gewesen zu sein, die gewöhnlichen indischen Götter kommen jedoch vor, am häufigsten Indra. Wie der indische Götterglaube, so war auch schon die Einrichtung des indischen Lebens, insbesondere die Kasteneintheilung schon zu ihrer ganzen Festigkeit gelangt, so wie denn auch Çâkyas Lehre selbst auf den Voraussetzungen der brahmanischen Lehre beruht. Einzelne Dogmen des Brahmanismus, wie die Lehre von der Seelenwanderung, der Vergeltung der Uebelthaten und guten Werke in folgenden Geburten, sind auch von Çâkya aufgenommen und benutzt worden.

Wie Çâkya selbst aus der indischen Gesellschaft hervorgegangen und in ihrem Glauben und Sitten aufgewachsen war, so unterschied sich seine Lehre Anfangs nicht so schroff vom Brahmanismus, wie dies später der Fall wurde. Wir haben Andeutungen genug in den Sûtras, dafs Çâkya und seine Schüler nichts weiter waren als indische Asceten und dafs sie so friedlich neben den Brahmanen lebten, als ihre Namen in den Sûtras zusammenstehen. Lange kann indefs das gute Einvernehmen nicht gedauert haben. Der populäre Anstrich, den Çâkyas Reden hatten, verschafften ihm und seinen Schülern bald die Verehrung der Menge und machten dadurch den Neid der Brahmanen rege, weil ihnen dadurch manche Vortheile entgingen. Die Form der Predigt war, wie es scheint, in Indien gleichfalls neu und trug wohl nicht wenig dazu bei, Çâkyas Lehre auszubreiten. Dafs Çâkya aber sich dieser Form bedient habe, darf man um so mehr vermuthen, als wir aus dem Mahâvanso wissen, dafs auch seine ihm nahestehenden Schüler sich derselben Form bei ihren Bekehrungen bedient haben.

Der Buddhismus war demnach besonders dazu gemacht, die Massen anzuziehen und zog sich dadurch, wie oben bemerkt, den Hafs der Brahmanen zu, weil ihnen Manches entging. Er zog sich aber auch ihre Verachtung zu, weil er sich viel mit den niedern Kasten abgab. Es kamen aber auch noch politische Gründe hinzu, die den Buddhismus verhafst machen mufsten, denn es mufste bald klar werden, dafs derselbe bei seiner Nichtachtung der Kasteneintheilung, wenn er mit der reifsenden Schnelligkeit sich zu vergröfsern fortführe, die ganze indische Regierungsform umstofsen müsse, welche ganz auf jene Einrichtung gebaut worden war.

Auf diese Weise betrachtet, kann es nicht fehlen, dafs Çâkyas Persönlichkeit, wenn wir sie aus den langweiligen Erzählungen einmal heraus gefunden haben, an Interesse bedeutend gewinnen und dafs man einsehen mufs, welch' eine bedeutende Persönlichkeit er war. Dies wird man besonders zugeben müssen, wenn man die Verhältnisse bedenkt, unter denen er geboren war. Das Kastenwesen war nicht blofs schon vorhanden, sondern auch zu einer grofsen Festigkeit bereits vorgeschritten, es gehörte ein ungeheurer Muth dazu, diesen Unterschied als nichtig anzusehen, wie Çâkya dies that, und auch die untersten Klassen an sich heranzuziehen. Grofs ist auch Çâkya durch das allgemein philanthropische Princip, das er in seine Religion legte. Das Gute, das die Brahmanen und ihre Anhänger verrichten, geschieht immer in der egoisti-

Digitized by Google

schen Absicht in einem künftigen Leben die Früchte davon zu geniefsen. Die guten Thaten der Buddhas und ihrer eifrigen Nachfolger kommen aber der ganzen Welt zu Gute. Grofs ist es auch von Çâkya, dafs er nicht blofs Theorien aufstellte, sondern das Gute, das er lehrte, auch factisch ins Leben zu rufen bemüht war.

Wir haben schon oben gesehen, dafs die einfachen Sûtras den Mahâ-vaipulya-sûtras an Alter vorausgehen. Es entsteht nun die Frage, ob diese einfachen Sûtras alle aus ein und derselben Zeit herrühren. Diese Annahme ist unbedingt zu verneinen. Für die Buddhisten zwar sind sie alle vom Buddha, der eben so gut das Zukünftige als das Vergangene weifs, der kritische Leser aber wird in die Authenticität solcher Sûtras, wo Çâkya von Personen prophezeit, die nach ihm lebten, gerechte Zweifel setzen. Vor Allem gehören dahin Bücher der Art wie das Karandavyûha-sûtra, welches Hr. B. analysirt und das die Art Buddhismus enthält, die man früher für den allgemeinen Charakter des nepâlesischen Buddhismus gehalten hatte. Wie der Inhalt sich mehr dem Çivaismus annäherte, so nähert sich auch die Form und Schreibart den Purânen und läfst eine gelehrte Bekanntschaft mit denselben vermuthen. Unter allen Sûtras ist diese Gattung im correctesten Sanskrit geschrieben.

Nachdem wir so den Inhalt des Textes angegeben haben, sei es dem Ref. auch erlaubt, eine der Worterklärungen hier zu berücksichtigen, deren Hr. B. in den Noten mehrere beibringt. Sie betrifft das Wort iriyâ. Auf mehrere Stellen und auf andere Gewährsmänner gestützt, giebt Hr. B. dem Worte die Bedeutung: Art zu sein, zu existiren. Ich finde das Wort noch einmal im Mahâvanso (p. 13 l. 1), aus welcher Stelle und aus Tournours Uebersetzung hervorzugehen scheint, dafs man von diesem Zustande befreit werden mufs, ehe man Arhn werden kann. Hr. B. der den Commentar zum Mahâvanso besitzt, könnte ohne Zweifel Gewifsheit über diesen Ausdruck geben.

Die Schriften der Disciplin oder *Vinaya*, die Hr. B. von p. 232 an behandelt, mangeln fast gänzlich in der pariser Sammlung und wir haben Hrn. B.'s und unsere Vermuthung über den wahrscheinlichen Grund dieser Lücke bereits oben angegeben. Vieles über die Disciplin kann man aus den Avadânas oder Legenden lernen, über welche Schriften und ihre Unterscheidung von den Sûtras wir bereits früher gesprochen haben. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dafs die buddhistische Hierarchie nicht ursprünglich ist. Çâkya und seine Schüler waren, wie gesagt, indische Anachoreten, das vollständige Religionssystem hat sich erst später herausgebildet. Ursprünglich unterrichtete Çâkya seine Schüler selbst und scheint auch Jeden ohne Unterschied aufgenommen zu haben; die Klugheit mochte jedoch bald ihm oder seinen ersten Nachfolgern gebieten, hierbei gewisse Restrictionen eintreten zu lassen. Blofs unabhängige Leute, keine Kranke u. s. w. konnten aufgenommen werden, wie wir dies zum Theil aus der Kammavâchâ wissen, zum Theil es Csoma in seiner Analyse der Hdul-ba mitgetheilt hat. Bald hat sich jedoch eine Eintheilung in 4 Classen gestaltet (vgl. auch Abhidhâna-ppadîpikâ II. 5. 8.): *Bikhsu*, die eigentlichen Mönche, die auch, obwohl seltner Çramanas genannt werden, *Bikhsunî* oder Nonnen, nach der Tradition von Çâkya selbst, wiewohl nicht ohne Widerstreben eingesetzt, endlich Upâsakas und Upâsikâs. In ganz buddhistischen Ländern kann man die letzten beiden Classen füglich durch männliche und weibliche Laien wiedergeben, wo aber der Brahmanismus neben dem Buddhismus besteht, ist dies nicht ganz passend, weil die Tîrthopâsakas, den Buddhopâsakas gegenübergesetzt werden. Upâsakas und Upâsikas sind die, welche die Gesetze des Buddhismus halten und daran glauben, ohne jedoch in den geistlichen Stand zu treten.

Aus den Sûtras geht hervor, dafs es ursprünglich Çâkyas Sitte war, in der guten Jahreszeit mit seinen Schülern von einem Orte zum andern zu ziehen. Den Winter brachte jeder an einem festen Wohnplatz zu, bei frommen buddhistisch gesinnten Menschen, welchen er dafür das Gesetz lehrte. Man nannte dieses varshavasana. Sobald aber die Regenzeit vorüber war, vereinigten sich die Schüler von Neuem um ihren Lehrer und unterhielten sich mit ihm über das Gesetz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Introduction à l'histoire du Buddhisme indien. Par E. Burnouf.

(Fortsetzung.)

Der Aufenthaltsort einer solchen buddhistischen Versammlung hiefs vihâra, es war dies aber kein festes Gebäude, im Gegentheil solche Zusammenkünfte fanden meist in Gärten oder sonst im Freien statt und wurde oft gewechselt. In diesem Zusammensein findet Hr. B. die erste Grundlage der buddhistischen Hierarchie. Den Anstofs zu einem beständigen Zusammenleben gab ohne Zweifel den Buddhisten die Feindseligkeit der Brahmanen, zu welchen sie, sobald ihre Verschiedenheit fühlbar wurde, in einem ganz anderen Verhältnisse standen als die übrigen indischen Asceten, so dafs bald in ihnen das Bedürfnifs entstehen mufste, ihren Feinden gegenüber eine feste, compacte Masse zu bilden. War aber nur einmal das stete Zusammenleben zur Regel geworden, so mufste sich eine Hierarchie dann schnell ausbilden. Die Rangordnung der Mönche ist in den Sûtras und Avadânas stets nach dem Alter. Die Alten hiefsen Sthavira, mit welchem Worte das Pâliwort thera identisch ist (die unbesonnene Ableitung von einem supponirten sthairyah entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit), der Aelteste hiefs sthavirânâm sthavirah.

Es giebt aber aufser dieser Eintheilung nach dem Alter noch eine andere nach den Verdiensten. Solche verdienstvolle Buddhisten, die zu einer höheren Einsicht in die Lehren des Buddhismus gekommen sind, nennt man âryas und diese theilen sich wiederum in 4 Classen und diese wieder in 4 Unterabtheilungen. Die Namen dieser vier Classen sind bekannt genug, sie heifsen: Çrotâpatti, Sakridâgamin, Anâgamin und Arhat. Schwierig aber ist es, eine Erklärung für dieselben zu finden, da sie von den Buddhisten selbst nicht erklärt, sondern als eine bekannte Sache vorausgesetzt werden. Hr. B. glaubt, dafs die drei ersten Grade für die zukünftige Welt versprochen seien, der letzte, der der Arhats kommt unleugbar wirklich vor. Zu diesen Classen gesellt sich noch die der Mahâçrâvakas und Pratyeka-buddhas. Nach den Berichten eines Pâliwerkes, das Sâra-samgaho zerfällt die Classe der Mahâ-çrâvakas wieder in zwei Abtheilungen, die der Agga-sâvakas oder Hauptschüler, es giebt deren blofs zwei (Ânanda und Çâriputra?), Mahâ-çrâvakas aber achtzig. Letzteres sind vielleicht diejenigen Schüler Çâkyas, welche in den Sûtras namentlich aufgeführt werden; bekanntlich wird Çâkya immer unter einer grofsen Anzahl von Schülern lehrend dargestellt, aber nur einzelne davon genannt. Da ein jeder Buddha eine Anzahl solcher Schüler um sich hat, so können Buddhisten durch ihre Verdienste es dahin bringen, als solche Mahâ-çrâvakas wiedergeboren zu werden. Der Rang derselben ist ein sehr hoher, er wird mit dem des Vaters und der Mutter eines Buddha vollkommen auf eine Stufe gestellt. Beide Classen von Çrâvakas werden übrigens als Brahmanen oder Kschatriyas geboren. In Bezug auf die Pratyeka-buddhas stimmt unser Werk vollkommen mit Hrn. B.'s Erklärung überein.

In der Disciplin der Buddhisten steht das Bekenntnifs der Sünden oder die Beichte oben an. Diese Ansicht ist rein indisch, auch die Brahmanen glauben ihre Fehler sühnen zu müssen, daher die vielen Bufsübungen, denen sie sich unterziehen. Im Buddhismus ist das alles auf die Gesinnung der Reue zurückgeführt. Durch diese Bestimmung entstand die Casuistik der Buddhisten, welche in den nördlichen Schriften im Prâtimokhsa-Sûtra, in den südlichen im Pâtimokkha enthalten ist. Von dem nördlichen Buche sind blofs dürftige Auszüge bekannt geworden, doch scheint es im Wesentlichen mit dem Pâtimokkha übereinzustimmen. Die Eintheilung und der Inhalt dieses Buches

Digitized by Google

wird von Hrn. B. p. 301 sqq. ausführlich besprochen. Mit dem Pâtimokkha hängt auch der Parivâra — das einzige Werk der Vinaya, das Ref. kennt — aufs innigste zusammen, es steht zu demselben etwa in demselben Verhältnifs wie die Bibel zum Talmud. Wir bemerken auch hier noch, dafs der Titel des sechsten Capitels des Pâtimokkha, dessen Schlufs und Unterschrift in der pariser Handschrift fehlt, Surameraya-vaggo heifst.

Aus diesen casuistischen Gesetzen geht hervor, dafs die Moral bei den Buddhisten bei Weitem ausgebildeter sein mufs als die Dogmatik. In der That giebt es kaum eine Religion, die weniger Dogmen aufzuweisen hätte als die buddhistische. Wir wenden uns nun zum buddhistischen Cultus. Wie aus der ganzen Lehre, so geht auch aus den Sûtras deutlich genug hervor, dafs der Cultus für Çâkya selbst von sehr untergeordneter Bedeutung war, obwohl einige Schriften die Anfänge desselben schon in Çâkyas Zeit setzen wollen. Der Cultus war sehr einfach, in der ersten Zeit bestand er blofs in der Verehrung von Buddhas Bilde und seiner Reliquien. Die Verehrung des Bildes unterschied sich dadurch, dafs ihm nicht wie den Göttern der Brahmanen phantastische Köpfe und Hände angedichtet wurden, sondern dafs es rein menschlich dargestellt wurde, wie dies die in Java und Indien entdeckten Bildsäulen beweisen. Späterhin wurden auch die Bodhisatvas und andere Wesen der buddhistischen Mythologie abgebildet und in Nepâl, wo der brahmanische Glaube bekannt wurde, findet man auch den Avalokiteçvara mit mehreren Köpfen und Händen abgebildet. Die Verehrung der Reliquien, die nach den Buddhisten gleichfalls von Çâkya selbst geboten wurde, mufs ebenfalls erst ein späterer Gebrauch sein. Sie ist rein buddhistisch, wenigstens läfst sie sich nicht mit Sicherheit auf irgend einen brahmanischen Gebrauch zurückführen. Ursprünglich waren es blofs die Reliquien Çâkyas allein, die man verehrte, später erzeigte man den Reliquien seiner vorzüglichsten Schüler dieselbe Ehre, so wie auch den Königen, die sich besonders um den Buddhismus verdient gemacht haben. Auch errichtete man Cenotaphien für künftige Buddhas und glaubte dadurch ein verdienstliches Werk zu thun. Hieraus erklärt sich die grofse Menge der Stûpas, so wie der Umstand, dafs mehrere von denen, die man öffnete, leer gefunden wurden.

Ehe wir zur folgenden Abtheilung fortgehen, berücksichtigen wir wieder einige der von Hrn. B. erklärten buddhistischen Ausdrücke: p. 262 wird das Wort gandhakuti durch: „la salle des parfums" übersetzt, in der Note aber genauer als die Wohnung Buddhas während seiner Lebenszeit übersetzt. Diese Erklärung wird durch das Pâli vollkommen bestätigt, indem das Wort gandhakûti Abh. II. 14. mit jinassa vâsabhavanaṁ übersetzt wird. In derselben Bedeutung steht es auch noch Mahâv. p. 17 l. 5. Der Ausdruck satkâya drishti (p. 263) kommt auch im Pâli in einer interessanten aber mir unverständlichen Stelle von Buddhaghosa's Commentare zum Sutta-nipâta vor. Den Ausdruck pâchittiyaṁ, den Ref. in seiner Ausgabe der Kammavâchâ nicht zu erklären wufste, identificirt Hr. B. mit dem sanskritischen prâyaçchitta und wie Ref. scheint, mit vollem Rechte. Die Zusammenziehung der Silbe âya in â ist im Pâli ganz gewöhnlich, wir erinnern blofs an Worte wie Moggallâna, Kachchâna und die entsprechenden Sanskritformen Maudgalyâyana und Katyâyana.

Wir gehen nun zum dritten, dem Abhidharmapitaka fort, welches die Metaphysik der Buddhisten enthält und daher die bedeutsamste ist. Da dieser Theil in der pariser Sammlung in dem Grade reichlich bedacht ist als der Vinaya mangelhaft, so sollte es scheinen, als gehöre blofs Geduld dazu, um diese weitläuftigen Werke zu lesen und zu excerpiren. Leider erweist sich jedoch die Sache anders, indem die Bücher meist blos die wichtigsten philosophischen Bestimmungen aufzählen, diese aber unerklärt lassen, indem sie die Erklärung der Schule voraussetzen. Commentare zu diesen Werken finden sich nicht in Paris und scheinen selbst auch in Nepâl nicht mehr vollständig vorhanden zu sein *). Mifslicher wird die

*) In der Sammlung der buddhistischen Schriften in Pâli, die sich in Copenhagen befindet, sind mehrere Commentare des Abhidharma wie: Sammoha-vinodanîya und Atthasâlinî. Der einzige Text, den ich kenne, ist der, welcher die Unterschrift: Dhamma-saṅgaṇippakaraṇî trägt. Dieses Werk ist vielleicht mit dem Dhamma-saṅgaṇî identisch, das im Mahâvansa vorkommt, gewifs mit dem Werke, das die Verfasser der Essai sur le Pâli Boromat nennen. Der Name Boromat kommt zwar darin nicht vor, ich zweifle aber kaum, dafs er = p. Paramattha ist. Die p. 193 des eben genannten Buches gemachte Correctur wird durch die copenhagner Handschrift bestätigt.

Digitized by Google

Sache noch dadurch, dafs es mit einer Erklärung solcher Ausdrücke noch gar nicht gethan ist, jede Schule erklärt sie vielmehr anders. Ueber die verschiedenen Schulen der Buddhisten haben wir mehrere Nachrichten. Hodgson hat solche in Nepâl an Ort und Stelle gesammelt, er giebt Nachrichten von 4 Schulen, die in Nepâl vorkommen, den Svabhâvikas, Aizvarikas, Kârmikas und Yatnikas. Die Lehren dieser Schulen sind öfters, auch in Deutschland besprochen worden und wir dürfen sie als bekannt voraussetzen. Der Buddhismus hat sich aber in bei Weitem mehr Secten getheilt, dies beweist schon, dafs uns Csoma aus tibetanischen Quellen vier andere anführen kann, die sich Vaibhâshikas, Sautrântikas, Yogâchâras und Madhyamikas nennen. Diese vier Secten sind aus mehreren Gründen besonders wichtig. Einmal müssen sie in Indien entstanden sein, weil sie indische Namen führen, dann — und dies bestätigt diese Thatsache vollkommen — sind es gerade die Secten, gegen welche die gelehrten Indier, besonders Çaṅgkara Âchârya kämpfen, auch die nepâlesischen Schriften kennen sie, wie sich Hrn. B. bei näherer Untersuchung gezeigt hat. Man darf nun wohl mit Gewifsheit annehmen, dafs diese Secten die älteren sind, die oben genannten, welche Hodgson angiebt, die jüngeren, denn sie werden in keinem Buche von Autorität genannt. Auch die südlichen Buddhisten kennen viele Secten, deren Entstehung sie ausdrücklich nach Indien setzen, und welche der Mahâ-vansa (pg. 20. 21 ed. in 4to) aufführt. Da Handschriften dieses Werkes selten sind, so bemerke ich hier, dafs die Turnour'sche Ausgabe in diesem Verzeichnisse (wie auch sonst) kritischer Nachhülfe bedarf, indem mehrere Verse zwischen p. 20 und 21 in der copenhagner Handschrift stehen, welche dort fehlen. Die auch in den nördlichen Schriften vorkommenden Secten der Mahâ-sanghikas und Kâçyapûjas werden dort genannt, und die Secte, die im Mahâvanso Suttavâda genannt wird, ist vielleicht mit den Sautrântikas identisch.

Wie wir bereits oben gesagt haben, gestehen die nördlichen Buddhisten selbst zu, dafs der Abhidharma jünger sei als die übrigen Theile. Eine genauere Einsicht hat Hrn. B. gezeigt, dafs die Lehre des Abhidharma eine Entwicklung und Fortbildung der Lehre der Sûtras sei und dafs die Schriften desselben oft nur Worte zu den Gedanken der Sûtras hinzufügen. Wer Hrn. B.'s Auszüge aus der Pâramitâ gelesen hat, der wird ihm gern zugeben, dafs die in derselben enthaltenen Lehren nicht das Gepräge einer ursprünglichen Religion, sondern einer Lehre tragen, die schon vollkommen ausgebildet ist und auch die absurdesten Consequenzen nicht scheut. Uebrigens ist die Pâramitâ selbst wieder zweierlei, eine gröfsere und eine kleinere, die gröfsere ist aber nur reicher an Worten, nicht an Gedanken, wie die kleinere. — Der Grundgedanke, der durch den ganzen Buddhismus geht, sowohl in seiner früheren Entwicklung in den Sûtras als in seiner späteren im Abhidharma, ist das Gesetz der Causalität, die Verkettung von Ursachen und Wirkungen, die durch die ganze Welt geht. Geht der Mensch von seinem jetzigen Standpuncte des gebrechlichen und sterblichen Lebens aus und forscht den Gründen seines Zustandes nach, so kommt er durch eine Reihe von Ursachen zur Avidyâ, der Unwissenheit, aus der er entsprungen ist. Diese Verkettung von Ursachen, 12 an der Zahl, welche von den Buddhisten Nidânas genannt werden, haben Hrn. B. zu einer längeren Discussion (p. 491—508) Veranlassung gegeben, welche diesen schon von Remusat und Hodgson behandelten Gegenstand berichtigt und vervollständigt. Sie darf von Keinem, der sich mit dem Studium buddhistischer Schriften beschäftigt, ungelesen bleiben und Ref. bekennt dankbar, dafs ihm erst nach dem Lesen dieser Abhandlung viele vorher unverständliche Stellen buddhistischer Schriften deutlich und klar geworden sind. In Bezug auf die Namen zweier dieser Nidânas — die Wörter upâdâna und avidyâ — ist, wie Ref. scheint, die von Hrn. B. in den Noten gegebene Erklärung von Hrn. Th. Goldstücker vorzuziehen. Die Entfernung dieser Ursachen und folglich auch ihrer Wirkungen ist das, wonach die Buddhisten streben sollen, nach der Entfernung dieser Nidânas bleibt aber nicht etwa ein Nichts übrig, sondern das Individuum selbst (von den Buddhisten pudgola genannt), welchem eben die Kraft zugeschrieben wird, sich von den genannten Zuständen zu befreien. Mit einem Worte: in der Lehre der Nidânas wird das Subject als etwas Wirkliches gesetzt, das Object aber — die sichtbare Welt — als etwas Nichtwirkliches negirt. Wenigstens scheint dies die Lehre der Yogâchâras und Sautrântikas zu

Digitized by Google

sein, es läfst sich aber nicht leugnen, dafs in anderen Schriften noch weiter bis zur Negation auch des Subjectes fortgegangen wird.

Wir kommen nun zu dem letzten Theile der nepâlesischen Schriften, den Hr. B. behandelt, zu dem der Tantras. Diese Schriften gehören der eignen Fortbildung des nördlichen Buddhismus an, sie sind ihnen nicht mit den andern buddhistischen Völkern gemein, und sind auch an sich betrachtet die werthlosesten. Gleichwohl ist es Hodgson nicht ohne Mühe gelungen, sich gerade von diesen Büchern Copieen zu verschaffen, da sie für sehr heilig gelten und sehr geheim gehalten werden. Ihr Inhalt sind Anrufungen an verschiedene Buddhas und Bodhisatvas, Anleitungen in der Kunst, mystische Cirkel zu ziehen, wodurch man sich die Gottheiten günstig macht. Kurz der Buddhismus, wie er in diesen Büchern dargestellt wird, ist ein sehr bequemer, es ist keine Spur mehr von den moralischen Lebensvorschriften der Sûtras, durch die blofse bequeme Art, mystische Kreise zu ziehen und Gebete herzusagen, macht man sich die Gottheiten geneigt und erlangt augenblicklichen Vortheil. Man findet in diesen Schriften Anrufung der fünf Dhyâni-buddhas und diese noch um einen sechsten vermehrt, welcher Vajra-sattva heifst, Verehrung weiblicher Çaktis oder Kräfte dieser Gottheiten, die blofs aus dem spätern Brahmanismus herüber genommen sein können. Ein Buch dieser Art, das Hodgson nach Calcutta geschickt hatte, ist vom Professor Wilson im sechzehnten Bande der Asiatic Researches herausgegeben worden. Dieses Buch hat uns eine merkwürdige und wichtige historische Aufklärung verschafft. Es zeigt sich nämlich, dafs die Namen der in diesem Buche angerufenen Buddhas neben dem Namen Çâkyamunis in den Sanskritlexicis des Hemachandra und im Trikanda-çesha vorkommen. Es ist nun gewifs, dafs der Verf. des letztgenannten Werkes im 10. spätestens im 11. Jahrh. unserer Zeitrechnung gelebt hat, folglich mufs man die Entstehung dieser Lehre wenigstens in jene Zeit setzen. Auf der anderen Seite ist es eben so gewifs, dafs weder die südlichen Buddhisten noch die einfachen Sûtras auch nur Spuren dieser Lehre darbieten. Welche wichtige historische Folgerungen sich aus dieser Thatsache ziehen lassen, liegt am Tage. — Auch die Sprache der Tantras zeigt übrigens durch manche Eigenthümlichkeiten ihr späteres Alter.

Wie aus dem Gesagten bereits hervorgeht, ist es nicht der Mühe werth, sich lange Zeit bei diesen superstitiösen Schriften aufzuhalten. Hr. B. giebt jedoch eine Analyse eines der berühmtesten Werke dieser Gattung, des Suvarna-prabhâsa, von dem zwei verschiedene Redactionen existiren. Wir müssen jedoch bitten, diese Analyse bei Hrn. B. selbst nachzulesen (p. 529 - 36). Der Inhalt ist aufserordentlich dürftig, die buddhistische Metaphysik nur sehr mager behandelt, der Text aber dermafsen mit Segensverheifsungen für die angefüllt, welche das Buch lesen werden, dafs das Buch fast darin untergeht. Gleichwohl ist dieses Buch noch das beste von den Tantras und steht auch bei den nepâlesischen Buddhisten in sehr hoher Achtung. Es empfiehlt noch moralischen Lebenswandel und beschäftigt sich auch noch viel mit der Persönlichkeit Çâkyas. Die Sprache ist unrein und wie die Mahâ-vaipulya-sûtras mit Formen aus Vulgärdialekten gemischt. Der einzige Grund, warum man einige dieser Tantras, deren Namen sich in Hrn. B.'s Werke finden, lesen kann, sind einige wenige historische und geographische Notizen, die sich daraus gewinnen lassen. — Die Tantras haben auch das mit den Mahâ-vaipulya-sûtras gemein, dafs man in ihnen Mantras und Dharanis findet. Welches der eigentliche Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Gebeten ist, läfst sich nicht ganz mit Bestimmtheit angeben, doch scheint er blofs darin zu bestehen, dafs eben die Dharanis länger sind als die Mantras. Dieser letzte Name ist bekanntlich auch bei den Brahmanen gebräuchlich, während die Benennung Dharani ihnen unbekannt ist. Die in den Tantras vorgetragene eigentliche Lehre ist aber ein Gemisch aus allen Zeitaltern des Buddhismus, mit Hinzufügung der Lehren und obscönen Gebräuche des späteren Çivaismus und zwar so, dafs man annehmen darf, dafs diese çivaitische Lehre doppelt so viel Raum einnimmt als die buddhistische. In einigen Tantras wird man nur durch die hier und da vorkommenden Namen von mythischen Buddhas noch daran erinnert, dafs man ein buddhistisches Buch liest.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

...ersity
Library

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Introduction à l'histoire du Buddhisme indien. Par E. Burnouf.

(Schlufs.)

Es ist nun die Frage, und diese ist auch früher schon aufgestellt worden: Wie kommt es, dafs der Buddhismus sich gerade mit dem Çivaismus vereinigt hat, warum nicht lieber mit dem Vishnuismus? Hr. B. stimmt mit der Meinung W. v. Humboldt's zusammen, dafs diese Einigung eine durch zufällige äufsere Umstände bedingte gewesen sein müsse. Er macht aber auch mit Recht aufmerksam, dafs man eigentlich von einer Einigung des Buddhismus und Çivaismus gar nicht sprechen könne, indem der letztere die Fundamentallehren des Buddhismus durchaus nicht berührt hat. Die Anrufung çivaitischer Gottheiten ist die Hauptsache, wie wir schon gesagt haben, bestehen die ganzen Tantras aus solchen Anrufungen. Die çivaitischen Gottheiten werden gedacht als an Macht unendlich über den Menschen erhaben, aber sie verleihen blofs irdische Macht und Gröfse. Von grofsem Gewicht in dieser Frage müfsten die indischen Felsentempel sein, welche von Buddhisten herrühren, wenn wir kritische Arbeiten über dieselben besäfsen. Dies ist jedoch nicht der Fall, die Arbeiten, die über sie geliefert worden sind, stammen aus einer Zeit, wo man sowohl die Mythologie des Brahmanismus als des Buddhismus nur ungenau kannte, und man wird daher wohl thun, sich aller luftigen Hypothesen über diesen Gegenstand zu enthalten, bis die Sache genauer erforscht ist.

Endlich werfen wir noch einen Blick auf die nepâlesischen Bücher, welche die Namen der Autoren tragen. Man kann sich wohl denken, dafs die Buddhisten, die eine so voluminöse Sammlung heiliger Schriften besitzen, auch eine grofse Anzahl secundärer Schriften besitzen müssen. Wir finden dies auch in der That und zwar sind, wie es scheint, die Legenden am fleifsigsten wieder bearbeitet worden und zwar in Versen. Hr. B. macht mehrere solche Werke namhaft, was er mit den prosaischen Avadânas verglichen hat, ist seinem Zeugnisse gemäfs so genau, als es die gebundene Rede nur erlaubt. Es finden sich auch Commentare über verschiedene Schriften, und diese sind bekanntlich bei dem jetzigen Stande der orientalischen Literatur eine unentbehrliche Hülfsquelle. Die Commentare über die Tantras können uns freilich nicht sonderlich interessiren, wir finden aber auch andere von ungleich gröfserem Interesse. Dahin rechnen wir vor Allem die Madhyamika-vritti, einen Commentar über die Kârikâs des Nâgârjuna, einer bei den nördlichen Buddhisten sehr berühmten Person, von Chandra-Kirti. Auch die Tibetaner kennen diesen Commentar, und Chandra-Kirti nennt schon wieder mehrere Vorgänger, von denen gleichfalls einige den Tibetanern bekannt sind. Diese Kârikâs werden zwar blofs abgekürzt citirt, auch ist der Commentar sehr incorrect, doch sieht man leicht den Sinn des Ganzen ein. Man sieht daraus, dafs die Madhyamikas eine der obengenannten Schulen sind, die Alles, auch das Subject verneinen. Wahrscheinlich haben sie den Namen Madhyamikas (die Intermediären) daher, weil sie sich immer zwischen Affirmation und Negation in der Mitte halten. Das wichtigste Buch dieser Art ist aber die Abhidharma-koça-vyâkhyâ, eine wahre Fundgrube für alle Theile des Buddhismus, das auch Hr. B. mehrmals in seinem Werke anzuführen Gelegenheit hatte. Verf. dieses gelehrten Werkes ist ein gewisser Yaçomitra, der Verfasser des commentirten Buches selbst aber ist Vasubandhu, der seiner Gelehrsamkeit wegen in hohem Ansehn bei den nepâlesischen Buddhisten gestanden haben mufs. Das Sanskrit, das er schreibt, ist correct, bei grammatischen Anführungen folgt er dem Systeme Pâninis. Unter den vielen interessanten Bemerkungen, die Hr. B. aus seinem Buche mitgetheilt hat, heben wir blofs

Digitized by Google

hervor, dafs er auch die Lehren verschiedener anderer Buddhisten berücksichtigt und unter diesen die Singhalesen oben anstellt. Es wäre zu wünschen, dafs gröfsere Auszüge aus diesem interessanten Buche uns mitgetheilt würden. In der siebenten und letzten Section des ersten Bandes behandelt endlich Hr. B. die Geschichte der nepâlesischen Schriften, die natürlich in diesen selbst nicht gegeben ist, sondern die er sich selbst zu entwerfen genöthigt ist. Zuerst nimmt unser Hr. Verf. die Buddhisten überhaupt gegen Wilson's Vorwurf in Schutz, dafs bei ihnen wo möglich noch weniger Sinn für Geschichte anzutreffen sei als bei den Brahmanen. Er macht darauf aufmerksam, dafs sich die ganze buddhistische Literatur auf die der Brahmanen stütze, dafs also, wenn die historische Wissenschaft bei den Buddhisten auch nur dürftig angebaut sei, die Schuld eben daran liege, dafs sie bei den Brahmanen gar keine Vorbilder angetroffen haben. Er erinnert ferner daran, dafs das Wenige, was wir über indische Geschichte besitzen, wir lediglich den Buddhisten zu verdanken haben, erst seit ihrem Auftreten beginnen die wichtigen Inschriften vom historischen Interesse in Indien und aus keinem brahmanischen Werk dürfte man so viele historische Notizen ziehen können, als aus dem Mahâvanso Wichtiges für Indien gezogen worden ist. Das einzige historische Werk der Brahmanen in Kaschmir, die Râjâtaraṅgini ist wohl auch auf buddhistischem Grund und Boden erwachsen. — Was den nepâlesischen Buddhismus selbst betrifft, so stellt er sich als einen dreifachen in einer wenig verschiedenen Sprache dar; der Buddhismus der einfachen Sûtras, der Mâha-vaipulya-sûtras und der Tantras. Die Buddhisten selbst haben uns die wichtige Nachricht erhalten, dafs ihre Schriften in drei verschiedenen Concilien festgestellt worden sind. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dafs in der ersten Redaction, die kurz nach Çâkya's Tode statt fand, noch nicht alle Schriften aufgenommen waren, die jetzt für canonisch gelten. Die späteren Concile sind wohl hauptsächlich durch die Fortbildung der Lehre nothwendig geworden und ihnen wird die Einschaltung neuer Werke und wahrscheinlich auch die systematische Umarbeitung der älteren (wenigstens theilweise) zugeschrieben werden müssen. Wir besitzen wahrscheinlich nur die letzte Redaction, nach der Tradition der nördlichen Buddhisten die des Kanishka.

Wir haben versucht, in möglichster Kürze den Inhalt dieses hochwichtigen Werkes anzugeben. Bei dem ungeheuren Reichthum von eben so interessanten als neuen Aufschlüssen, welche uns dasselbe gewährt, haben wir darauf verzichten müssen, in das Einzelne einzugehen, besonders auf so viele und zum Theil sehr interessante Auszüge, welche im Verlaufe des Werkes gegeben werden, und so können wir auch nicht auf die zum Theil sehr ausführlichen Discussionen eingehen, welche im Anhange enthalten sind. Wir sehen mit Ungeduld dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen, welches den südlichen Buddhismus behandeln wird. Zum Schlusse bemerken wir noch, dafs uns Hr. B. auf das baldige Erscheinen der Uebersetzung des Saddharma-pundarika, eines wichtigen Werkes aus der nepâlesischen Sammlung, Hoffnung giebt. Möge er sie bald erfüllen! Dr. Fr. Spiegel.

XXVII.

Die Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung von Dr. Friedrich Wieseler, Professor in Göttingen. Mit vier Tafeln in Steindruck. Göttingen. Dietrichsche Buchhandlung. 1844. *VIII. u.* 62 S. 8.

Das unter dem Namen der Ara Casali bekannte Weihgeschenk des Ti. Claudius Faventinus, welches jetzt auf dem Altar des August im Cortile del Belvedere des Vatican aufgestellt ist, war trotz der vielfachen Berücksichtigung, die ihm von jeher zu Theil geworden, einer erneuten Betrachtung nicht unwürdig, theils um manche richtige Deutung noch mehr zu erhärten, theils um an die Stelle einiger falschen Erklärungsversuche etwas Begründeteres zu setzen. Die Abhandlung des Hrn. W. hat demnach „die Absicht, indem sie das bekanntere sowohl, als das unbekanntere Richtige in kurzer Uebersicht zusammenstellt und gegen das Unrichtige, wo es zweckmäfsig erscheint, rechtfertigt, und in genauerer und ausführlicherer Darlegung über Einzelnheiten sowohl als ganze Darstellungen neue Ansichten aufzustellen und zu begründen und die Composition des Ganzen darzulegen versucht, die Erklärung des vielbesprochenen Monuments, so viel das die Kräfte des Verf.'s erlauben, zum Abschlufs zu bringen." Insofern der folgende Aufsatz gegen

Digitized by Google

manche neue Ansicht des Verf.'s vielfache Bedenken erheben, ja selbst die Betrachtung des Ganzen etwas modificiren soll, ist ihm darin vielleicht in Deutschland schon eine andere Beurtheilung vorausgegangen. Seine Berechtigung mag er dann darin finden, dafs er von der Betrachtung des Originals ausgeht, die dem Verf. versagt war, auf die Erklärung mancher Einzelnheiten aber immer einigen Einflufs hat *).

Der Gang der Untersuchung war durch das Monument selbst gegeben, dessen Bilderschmuck sich in drei Abtheilungen sondert: die Fesselung des Mars und der Venus auf der Vorderseite, troische Sagen auf den beiden Nebenflächen und als deren Erfüllung Roms Ursprung auf der Rückseite. Die Betrachtung der erstern veranlafst den Vf. zu den Fragen: *warum* und *wem* die Ara geweiht. Er geht dabei von dem Eichenkranze aus, der Sol und Vulkan in der obern Hälfte von der untern Gruppe des Mars und der Venus trennt und in seiner Mitte die Inschrift enthält. Auf den Grund einer von Orlandi beigebrachten Stelle des Tacitus (hist. III, 57): Sed classem Misenensem (tantum civilibus discordiis etiam singulorum audacia valet) Claudius Faventinus, Centurio, per ignominiam a Galba dimissus ad defectionem traxit, fictis Vespasiani epistolis pretium proditionis ostentans, glaubt er damit eine Bürgerkrone bezeichnet, die ihm in Folge dieser That von Vespasian im Namen des Staates gegeben und die Veranlassung zur Weihung gewesen sei. Ist nun bei dieser voraussetzlichen, mehr als zweifelhaften Verleihung des Kranzes zu verwundern, weshalb dieser That gerade diese Art von Belohnung zu Theil ward, so müssen wir ferner fragen, was uns berechtigt, einen in der Composition geschickt verwendeten Eichenkranz gerade für eine Bürgerkrone zu halten, deren Bedeutung anderwärts erst durch die Beischrift ob cives servatos gesichert wird? Ob mit dieser Vermuthung der Styl der Skulpturen übereinstimme, wagt der Vf. nicht zu unterscheiden. Freilich liefern auch in guter Zeit schlechte Techniker geringe Arbeiten. Die keinesweges sorgfältigen und regelmäfsigen Schriftzüge aber und die ganze übrige Ausführung lassen den unbefangenen Beschauer nicht an ein Werk des ersten, sondern höchstens des zweiten Jahrhunderts denken. Das Leben, welches diese Bilder immer noch haben, rührt sicherlich nur von den bessern Vorbildern her, die ihnen zu Grunde liegen, während die Zeichnung incorrect und die Ausführung des Einzelnen roh, ja oft gefühllos genannt werden mufs. Welche Vorsicht endlich eine zufällige Namensübereinstimmung erheischt, bedarf keines Beweises.

Wem die Ara geweiht sei, sucht der Verf. aus den Vorstellungen der Vorderseite zu erweisen, die er mit dem Namen des Stifters in Verbindung setzt. „In den Vorstellungen der Vorderseite spielen jedenfalls Vulcan einerseits und Mars und Venus anderseits die Hauptrolle, freilich in ganz verschiedenen Beziehungen, und zwar so, dafs, wer einmal zugestanden hat, die Vorstellung der Vorderseite müsse für die Bestimmung, welchem Gotte die Ara dedicirt wurde, den Ausschlag geben, schwerlich umhin können wird, anzunehmen, dafs der Gott kein anderer als Vulcan sei" (S. 8). Dieser aber stehe durch sein Handwerk in Verbindung mit claudere und Claudius und sei demnach als Schutzpatron der Claudier zu fassen. „Dann war auch eine Darstellung der Venus und des Mars, wie diese eng vereinigt waren,

*) Die der Abhandlung beigefügten Zeichnungen, die freilich nicht geeignet sind, von dem Styl der Skulpturen auch nur einigermafsen einen Begriff zu geben, indem sich der Zeichner begnügt hat, ihre geringe Ausführung auf seine Weise durch schlechte Zeichnung nachzubilden, sind in den sachlichen Einzelnheiten genauer als die früheren. Doch bemerke ich aufser dem später zu Erwägenden Folgendes. Seite I: Vulcan hat die ziemlich weit vorgestreckte Rechte auf den Kranz gestützt. II, 2: Minerva legt ihre Rechte an den Arm des Hercules. Dieser führt ein Schwert, das in der Mitte breit nach vorn spitz zuläuft. II, 3: Der Kämpfer auf dem Wagen scheint eine Fufsbekleidung zu haben, von der ein Ring an der Mitte des Schienbeins sichtbar ist. III, 1: Hector hat über dem kurzen Rocke deutlich einen Panzer, um den in der Mitte der Gurt herumläuft. IV, 1: Auf der Brust des Mars ist die Chlamys sichtbar. IV, 2: Der Tiber scheint bekränzt; der vordere der zwei Hirten ist richtig ohne Kopfbedeckung; beide haben Fufsbekleidung, wie auch der zweite auf dem folgenden Streifen. IV, 4: Beide Hirten haben Mützen und sind bärtig. Die Wölfin liegt *in* der Höhle, die durch einen starken Vorsprung bezeichnet ist; der Hirt zur Rechten des Beschauers kommt also nicht hinter der Wölfin, sondern hinter der Höhle hervor. — In Bezug auf S. 54 füge ich hier hinzu, dafs der Hirt auf dem jetzt im Palast Mattei befindlichen Relief *bärtig* ist; ferner, dafs die beiden Hirten auf dem von Raoul-Rochette mon. in. VIII, 1 publicirten Fragmente, nach einem Gypsabgusse zu urtheilen, so verstümmelt sind, dafs über ihre Unbärtigkeit sich nichts entscheiden läfst.

Digitized by Google

wegen der Vorstellungen auf den andern Seiten nöthig (wo Venus an der Spitze trojanischer, Mars römischer Sagen steht). Was konnte, wenn einmal diese beiden letzten Aufgaben fest standen, und, wie billig, der Wunsch vorwaltete, eine zusammenhängende Darstellung in *einer* Handlung zu geben, anders vorstellig gemacht werden, als das, was wir vor Augen sehen, — wenn auch an und für sich und genauer betrachtet, weder der Vulcan als Hahnrei noch Venus und Mars in der Schmach der Fesseln sehr passende Vorwürfe waren, — zumal bei jener Darstellung durch das Schliefsen in gewifs erwünschter Weise auch der Name des Stifters seine Berücksichtigung fand?" (S. 9) — Das Gewagte der obigen Combinationen mufs jedem auf den ersten Blick einleuchten. Aehnliche Bezüge, die zuweilen eine blofse Namenspielerei sind, lassen sich allerdings nicht ableugnen. Doch wird man immer besser thun, sie abzuwarten und sie nur dann anzunehmen, wenn sie sich nicht abweisen lassen, nicht aber sie überall selbst aufzusuchen. Will man dies dennoch, so müssen vor allem die Beweise auf thatsächlichen Grundlagen beruhen. Die obigen Combinationen z. B. würden erst dann einigen, wenn auch immer noch bedingten Halt gewinnen, wenn Vulcan wirklich als Schutzpatron der Claudier nachgewiesen wäre. So lange ähnliche Grundlagen mangeln, dürfen derartige Verknüpfungen keine wissenschaftliche Geltung in Anspruch nehmen, sondern bleiben nur ein mehr oder weniger glückliches Spiel der Phantasie.

Nachdem (S. 10 und 11) die verschiedenen Ansichten über die zweite und dritte Seite der Ara vom Verf. dargelegt sind, wendet er sich, um feste Anhaltspuncte zu gewinnen, zu dem ersten Streifen der dritten (S. 12), wo wir einen Krieger an eine Quadrige gebunden und geschleift sehen, der eine andere vorauseilt, während in einem Thore drei klagende Frauen erscheinen. Mit Recht wird der Zusammenhang der Darstellungen gegen Raoul-Rochette geltend gemacht, der hier den Wettkampf des Pelops und Oenomaus zu erkennen glaubte. Eben so erkennt der Verf. die eigene Vermuthung einer Schleifung des Troilus als unzulänglich und kehrt so zu der fast allgemein anerkannten Annahme zurück, dafs Hektors Schleifung dargestellt sei. Diese Deutung sei wenigstens nicht aus dem Grunde verwerflich, dafs die Besonderheiten der Darstellungen Schwierigkeiten veranlassen, da sich deren auch in den andern Bildwerken der Ara fänden. Die angeführten Beispiele haben jedoch keine bindende Kraft. Zuerst dafs Mars auf der Vorderseite das Haupt unbedeckt hat, hält der Verf. selbst nicht für etwas in seiner Art einzeln Dastehendes und ist auch an und für sich nicht befremdend. Was ferner die Erörterungen über den Kopfschmuck der Juno und Venus (S. 14 u. 15) anlangt, so lehrt ein Blick auf das Original, dafs beide Göttinnen mit der Stephane geschmückt sind, somit alles Auffällige gänzlich wegfällt. Wie endlich die Keule in der Mitte der zweiten Seite ganz an ihrem Platze sei, soll weiter unten gezeigt werden. Nichtsdestoweniger können die Besonderheiten der Darstellung die gegebene Deutung nicht umwerfen, sofern nur „die meisten doch nicht völlig einzeln dastehen und das besonders Befremdende doch eine plausible Erklärung zuläfst" (S. 16). Diese ist meist genügend, ja fast mit allzu ängstlicher Sorge gegeben, da doch z. B. der Bekleidung des Hektor auf einem Kunstwerke so untergeordneten Ranges keine besondere Bedeutung beigelegt werden darf. Das doppelte Viergespann kann man durch die zuerst von Welcker angedeutete Beziehung auf Wettspiele für erklärt erachten, ohne dafs es weiter nöthig wäre, an Hektors Wagen zu denken, den Achill mit durch die Stadt habe fahren lassen, analog dem praeferre spolia Hectoris ante ora hostium bei Dictys 3, 16.

In der Erklärung der beiden folgenden Streifen (S. 19 flgd.) befolgt der Verf. die richtige Deutung auf die Leichenfeier des Hektor. Die Verbindung der beiden Bilder, die er etwa durch das Umblicken der zweiten Frau angedeutet wünschte, könnte man in dem Umsehen des Popa finden, der auf keine Weise im Gespräch mit den schweigend vorschreitenden Frauen, wohl aber passend mit dem Victimarius des obern Streifens in Verbindung gedacht werden kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

University Library

Die Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung von Dr. Friedrich Wieseler.

(Schluſs.)

Hiernach geht der Vf. (S. 21 flgd.) auf den zweiten und dritten Streifen der zweiten Seite über, da der erste mit dem Parisurtheil keine weitere Erörterung erheischte. Seine Erklärungen weichen von den frühern weit ab und sind deshalb schärfer zu prüfen. In dem ersten Kampfe sollen wir als den Schützling der Minerva Telephus erkennen, der den Tod eines Gefährten an Thersandrus rächt (Dictys 2, 2. Proclus); also die Schlacht am Kaïkus, das Vorspiel der eigentlich troischen Kämpfe; in dem zweiten Aeneas, wie er den zum Kampfe unvorbereiteten Protesilaus angreift, d. h. den ersten Kampf auf troischem Grund und Boden. So genehm diese Ansichten besonders in Verbindung mit dem über den Zusammenhang des Ganzen später Gesagten auf den ersten Blick scheinen, so bestimmt ist ihre Richtigkeit bei genauerer Betrachtung zu läugnen. Ich gehe, wie der Verf., von der ersten als der am meisten charakteristischen Vorstellung aus. Die Körperbildung, das unbedeckte Haupt, der Schutz der Minerva, die Keule, sollen den Telephus als den Sohn des Herkules bezeichnen μάλιστα ἐοικότα πατρί (Paus. X, 28). Doch zu viele Beweise sind oft kein Beweis. Die Körperbildung hat nicht „etwas Herkulisches," sondern ist eben ganz die des Herkules. Das unbedeckte Haupt charakterisirt vor andern gerade den Herkules selbst; eben so der Beistand der Minerva. Ueberhaupt mag man sich die Verbindung zwischen ihr und Telephus noch so eng denken, so ist doch gerade im Kampf am Kaïkus ihr Beistand mehr als zweifelhaft, was durch den Einwurf nicht gehoben wird, daſs Thersander nicht eigentlich den von ihr beschütztem Griechen angehöre. Da sie nun aber dem Achill gegen Telephus nicht beisteht, so mag man sie am besten als in dieser Schlacht gar nicht betheiligt denken. Endlich die Keule: jeder Unbefangene theilt sie zunächst dem Herkules zu; dem Telephus aber kann sie nicht angehören, insofern ich wenigstens kein einziges Beispiel habe auffinden können. daſs sie überhaupt in den geregelten Kämpfen der Helden des trojanischen Krieges vorkomme. Sie gehört einem frühern Zeitalter an, in dem auſser waffengerechten Kämpfern Ungeheuer, Halbmenschen, Riesen zu überwältigen waren. Daſs die keulenartigen Stöcke der Hirten und Reisenden der wirklichen Waffe entgegenzusetzen sind, hat mit Recht der Vf. bemerkt, und in diesem Sinne kann z. B. der keulenartige Stab das Polyphem keinen Gegenbeweis liefern. Als Schildzeichen ferner, wie die Hydra bei Aventinus, könnte die Keule auch bei Telephus ihre Stelle finden. Wie sie hier steht, muſs man immer glauben, daſs sie zum Behufe des Kampfes als wirkliche Waffe da sei, werde sie nun augenblicklich dazu angewendet oder nicht. Daſs sie aber in diesem Sinne dem Telephus zuertheilt werden dürfe, ist eben zu leugnen.

Leitet nun die Darstellung an und für sich ein unbefangenes Urtheil auf Herkules hin, so erhält dies die schönste Bestätigung durch die Vergleichung eines andern Monuments, die so augenfällig ist, daſs ich kaum einsehe, wie sich der Vf. ihr entziehen konnte. Ich meine den Bonner Bronzebecher, den Urlichs in den Jahrbüchern der rheinischen Alterthumsfreunde (1tes Heft) erläutert und in Abbildung mitgetheilt hat. Hier haben wir zwei Gruppen: des Mars Besuch bei der Rhea Silvia auf der einen, auf der andern Seite Herkules in hartem Kampfe mit einem mächtigen Krieger, der über einem andern bereits niedergesunkenen entbrennt. Wenn schon wegen der Verbindung auf einem Kunstwerke auch ohne weitere Andeutung so lange anzunehmen wäre, daſs beide Darstellungen einer Idee angehören, bis das Gegentheil erwiesen wäre, so wird diese Verbindung noch dadurch bestätigt, daſs der dem Herkules

Digitized by Google

gegenüberstehende Held durch sein Schildzeichen, die Wölfin mit den Zwillingen, in Beziehung zu römischer Sagengeschichte gesetzt wird *). Auch das Bild der Ara Casali hat Bezug auf Rom; der Kampf entspinnt sich ebenfalls über einem Gefallenen, und der Beistand der Pallas dient nur um so mehr, ihren Schützling Herkules erkennen zu lassen; genug alles führt darauf hin, beide Darstellungen für identisch zu halten. Dafür hat sie auch bereits Urlichs erkannt und den Kampf des Herkules und Laomedon darin gesehen. Hiergegen hat sich Hr. W. erhoben, die Uebereinstimmung geleugnet und zwei durchaus abweichende Erklärungen an die Stelle der Urlichs'schen gesetzt. Ich mufs daher auf die in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft (1843. n. 61 flgd.) gegebene Widerlegung des Hrn. W. zurückgehen, da er selbst auf diese verweist. Doch sei es gestattet, aus den etwas sehr ausfürlichen Erörterungen nur die Hauptpuncte auszuwählen, die sich im Ganzen auf zwei Sätze zurückführen lassen: 1) Laomedon sei kein Vorgänger Roms, also unpassend in Darstellungen römischer Sagengeschichte; 2) auf der Ara Casali widerstreite dieser Deutung die Zeitfolge und die Idee des Ganzen — p. 487: „Aber sagt Hr. U., Laomedon ist ja „ „ein Vorgänger Roms." " Hr. U. scheint vergessen zu haben, dafs Aeneas von der Seitenlinie des Assaracus stammte. Aber nicht das allein, Hr. U. scheint auch nicht einmal an das gedacht zu haben, was er selbst, S. 52 sagt, die Römer hätten für keinen Trojaner Parthei genommen, aufser für den Aeneas, Hector's Tod, Ilion's Brand hätten sie ohne Anstofs dargestellt." Ich steigere noch die Behauptung des Hrn. U. und sage: trotz dem, dafs die Römer nicht für Laomedon, sondern gegen ihn Parthei nahmen, waren sie doch gezwungen, ihn als einen Vorgänger Roms zu betrachten, als ein nothwendiges Moment für die Entstehung Roms. Schon die vom Vf. selbst angeführte Stelle der Aeneis (8, 18), in der Aeneas Laomedontius heros genannt wird, mufste Anstofs erregen, da sie doch zeigt, wie Aeneas als der, auf welchen die Herrschaft der Laomedontiaden überging, in der Idee auch als sein Nachkomme galt, ähnlich wie wir ja z. B. auch die römischen Kaiser bis Nero als Nachkommen des Augustus bezeichnen, von dem sie doch nicht in directer Linie abstammten. Es ist aber ein wirklicher Fehler, wenn Hr. W. Rom als gegründet von Troja und Aeneas mit seiner Familie, die es beherrschte, völlig identificirt. Hr. W. betrachte nur die in Bezug auf Assaracus von ihm (S. 487) angeführten Stellen Virgils einmal näher, so wird er finden, dafs sie sich lediglich auf Aeneas und sein Haus, d. h. die Führer und Herrscher, durchaus nicht auf das ganze Rom als Neu-Troja beziehen. Ist von diesem, dem *Volke*, das von Troja ausziehend Rom gründete, die Rede, so tritt die Abstammung von Assaracus völlig in den Hintergrund und man geht auf Teucros, Dardanos, oder, und dies häufig genug, auf Laomedon zurück. Die Stellen bei Forcellini s. v. Laomedon liefsen sich leicht vermehren. Besonders bezeichnend sind solche, wie Juvenal 6, 326, wo Laomedontiades geradezu einen Römer alten Stammes bezeichnet, ferner Virgil Georg. 1, 501: Jampridem sanguine nostro Laomedontiadae luimus periuria Troiae. Denn wie könnten die Römer Troja's und Laomedons Meineide zu büfsen haben, wären sie nicht durch Blutsverwandtschaft mit ihm verbunden? Zugleich dient diese und viele andere Stellen, wo Troja periura genannt wird, zum Beweise meiner obigen Behauptung, wie die Römer selbst gegen Troja und Laomedon Parthei nahmen, was aus dem Folgenden noch deutlicher zu ersehen ist.

Es ist nämlich jetzt zu untersuchen, welche bindende Kraft der Einwurf habe, dafs Herkules und Laomedon nicht in die Reihenfolge der Darstellungen auf der Ara Casali hineinpassen. Sehen wir zuerst, wie der Vf. die Grundidee aufstellt (S. 37): „Der Künstler wollte durch Darstellungen aus dem trojanischen Sagenkreise Rom als Neu-Troja verherrlichen; aber das gewifs nicht *allein*, ja nicht einmal *hauptsächlich*, — wie hätte er sonst die Schleifung Hektors und sein Leichenbegängnifs vorgestellt? — sondern *vornehmlich* wollte er, um Rom zu verherrlichen, zeigen, *dafs* es und *wie* es *Neu-Troja* ward." Hierin ist manches Wahre enthalten, jedoch nicht alles. Der Verf. nahm an Hektors Schleifung Anstofs und stellte deshalb die Verherrlichung Trojas in den Hintergrund. Aber selbst die übrigen Erklärungen des Vf.'s zugegeben, frage ich,

*) Mit Recht sagt daher Urlichs, S. 51, bei der Deutung dieser Scene auf Cycnus Tod sei die Wölfin auf dem Schilde des Mars ein Anachronismus, der nur dann zu rechtfertigen wäre, wenn Mars in diesem Kampfe als wirklicher Vorfahr des Romulus aufträte, d. h. wenn dieser Kampf einen Bezug auf Roms Sagengeschichte hätte. Dies in Bezug auf die Anm. S. 486 der sogleich anzuführenden Recens. des Vf.'s

Digitized by Google

wo denn überhaupt eine Verherrlichung Trojas oder mittelbar Roms in den Darstellungen der zweiten und dritten Seite liege? Im Urtheil des Paris doch nicht. Telephus könnte nur mit einer gewissen Gewalt, mindestens nur durch ein Abschweifen vom Thema dahin gezogen werden. Der Kampf des Aeneas und Protesilaus endlich ist doch nicht bedeutend genug, um diese Idee zu begründen. Lassen wir also die Verherrlichung Trojas ganz fallen und betrachten nur das Sichere, das Parisurtheil und Hektors Tod und Leichenfeier, so können wir dies nur in diese gemeinsame Idee zusammenfassen: der Künstler wollte *den Untergang Trojas* hinstellen *als die nothwendige Bedingung zur Gründung Roms.* Dieser wird aber nicht unmittelbar vorgestellt, sondern, was in der Idee dasselbe ist, die nothwendigen Ursachen, welche Ilions Verderben herbeiführten; so auf der dritten Seite die nächste Veranlassung, Tod und Leichenfeier Hectors, cum quo sua Troia sepulta est, also gewissermafsen die Todtenfeier Trojas selbst. Dafs auch Laomedons Untreue und die damit verbundene erste Einnahme Trojas in der Idee zu der zweiten Zerstörung als Bedingung der Gründung Roms gehöre, spricht sich besonders deutlich bei Valerius Flaccus (2, 570 flgd.) aus. Dort täuscht Laomedon den Hercules wegen der versprochenen Rosse und sucht ihn zu ermorden:

Namque bis Herculeis deberi Pergama telis
Audierat. Priami sed quis iam vertere regni
Fata queat? manet immotis nox Dorica lustris
Et genus Aeneadum et Troiae melioris honores
. . . . . Promissa infida tyranni
Jam Phryges, et miserae flebant discrimina Troiae.

Es fragt sich also nur, ob Laomedon nach dem Urtheil des Paris noch Platz finden darf. Sehen wir nun aber darin nicht, wie der Vf., eine Verherrlichung des Trojaners Paris und der trojanisch-römischen Göttin Aphrodite, sondern die Handlung, welche den Grund legte zu Trojas Verderben, so läfst sich wohl die Vereinigung denken, wie sie schon Urlichs betrachtet, indem die Götterangelegenheit, die Erregung des Götterzornes durch Paris, das Verhängnifsvollste für Troja, der Menschenangelegenheit, dem Untergang des periurus Laomedon durch den von Minerva beschützten Herkules übergeordnet wurde, gleichsam als ob dieser erste Betrug erst durch die folgende Handlung des Paris seine rechte Bedeutung erhalte. Es ist erfreulich eine schöne Stelle des Horaz anführen zu können, die ganz von derselben Auffassung ausgegangen, und so dem Künstler gewissermafsen vorgedichtet hat (Od. III, 3, 18 flgd.).

. . . Ilion, Ilion
Fatalis incestusque iudex
Et mulier peregrina vertit
In pulverem, ex quo destituit deos
Mercede pacta Laomedon mihi (Junoni)
Castaeque damnatum Minervae
Cum populo et duce fraudulento.
. . . . nec Priami domus
Periura pugnaces Achivos
Hectoreis opibus refringit.

Erst dann kann Rom gegründet werden:

. . . . protinus et graves
Iras et invisum nepotem,
Troica quem peperit sacerdos,
Marti redonabo . . . .

Also Parisurtheil, Laomedons Trug, Hektors nicht ausreichende Macht und daraus Rom. Nach dieser Auffassung wird der Verf. anerkennen, dafs Ulrichs mit Recht Laomedons Kampf die entferntesten Ursprünge Roms, d. h. die entfernteste Ursache, die zur Entstehung Roms nöthig war, nennen konnte.

Ich darf jedoch eine Schwierigkeit nicht verhehlen, die bei dieser Erklärung übrig bleibt. Der Kampf entbrennt über einen Gefallenen. Wer aber ist dieser? So erwünscht es wäre, die Meinung von Ulrichs, der an Oikles denkt, begründen zu können, so ist doch das Gorgonenhaupt als Schildzeichen auf dem Bonner Gefäfs, selbst wenn es mit der bedeutungsvollen Wölfin sich in einem Bilde vereinigt findet*), zu allgemein, um deshalb mit Sicherheit den Todten als auf die Seite des Hercules gehörig zu betrachten, des Schützlinges der Minerva. Die Lage des Besiegten läfst hingegen auf einen durch diesen Gefallenen schliefsen. Wollte man nun etwa annehmen, der Todte habe keine Bedeutung, wie z. B. in dem Capitolinischen Relief (Foggini IV, 7. Millin gal. myth. CLIII. u. 552) beim Kampf des Hektor und Achill ein Todter rein überflüssig erscheint, so wäre dies ein sehr willkürliches Auskunftsmittel. Wohl aber möchte es annehmbar scheinen, den einen Todten als Bezeichnung der ganzen Niederlage gelten zu lassen, die mit Laomedons Fall verbunden war. Diodor. IV, 32: Λαομέδων δὲ ἐπανελθὼν καὶ πρὸς τῇ πόλει τοῖς μεθ' Ἡρακλέους συμβαλὼν αὐτός τε ἔπεσε καὶ τῶν συναγωνιζομένων οἱ πλείους. — Auf keinen Fall jedoch scheint mir diese Schwierigkeit so bedeutend, dafs ich deshalb hier, wo ich mitten unter troischen Scenen einen Kampf des *Hercules* sehe, den Gedanken an Laomedon unterdrücken könnte; um dafür einer Erklärung Platz zu machen, die zwar von dem Todten Rechenschaft giebt, aber den Zusammenhang der Darstellung fallen lassen mufs.

Dafs es in dem dritten Bilde nicht auf eine Verherrlichung des Aeneas abgesehen sein konnte, ist aus dem Gesagten ersichtlich; auch die Reihenfolge der Darstellungen kann nicht mehr für die Deutung auf Aeneas und Protesilaus als etwas Bindendes geltend gemacht werden. Aber auch der Beweis, den der Vf. aus der Vorstellung selbst hervornehmen will, genügt nicht. Aus der Erwägung, dafs ein vollständig gewaffneter Krieger zu Wagen gegen einen nur durch Helm und Schild gedeckten anstürmt, sollen wir (p. 35) „mit Nothwendigkeit zu der Ansicht gedrängt werden, dafs der, welcher nackt und ohne Wagen ist, ehe er vollständig zum Kampfe gerüstet und eingerichtet war, zu demselben gezwungen ward." Mag immerhin der ältere Krieger in der Bewaffnung etwas voraushaben,

*) Und nur eben in dieser Vereinigung legt ihm U. diese Bedeutung bei, wie er noch ausdrücklich gegen mich in einem Briefe bemerkt, dem ich noch einige andere Notizen in diesem Aufsatze verdanke.

Digitized by Google

so ist doch Helm, Schild und das in der Rechten zu denkende Schwert für einen jugendlich kräftigen Helden ausreichend, in ruhiger, sicherer Stellung einen Angriff auszuhalten. Nach Entsendung des Wurfgeschosses wird auch jener gezwungen sein, den Wagen zu verlassen und mit gleicher Waffe zu kämpfen. Wer der Sieger sein werde, läfst sich aus der vorliegenden Darstellung nicht bestimmen. Für den vermutheten Kampf würde man aber mit Recht eine Andeutung des Lokals verlangen. Wer nun die beiden Helden sein mögen, wird sich bei dem Mangel einer bestimmten Charakterisirung und schlagender Analogien nicht leicht nachweisen lassen. Ich habe an den Kampf des Patroklus mit Sarpedon gedacht, dem gewaltigsten der troischen Bundesgenossen. Sein Tod wird als der Verlust der mächtigsten Stütze nächst Hektor beklagt, als eine Niederlage Trojas (Il. 16, 549. Dictys. 3, 8: scilicet Sarpedonis interitu publicam cladem rati; 9: Troianis non alii casus acerbissimi, ne interitus Priamidarum, prae desiderio eius cordi insederant: tantum in eo vivo praesidium, et interfecto opes ablata credebatur). Sein Fall wird Veranlassung von Patroklus Tod und so mittelbar zur Rache Achills an Hektor, wäre also hier in doppelter Weise passend, als ein Hauptverlust der Troer und als Uebergang zu dem auf der dritten Seite Vorgestellten. Doch, wie gesagt, zum Beweise dieser Vermuthung sind bestimmte Analogien nöthig, die für jetzt mangeln.

Die Erörterungen des Verf.'s über die letzte Seite mit den Bildern aus Roms Sagengeschichte bedürfen keiner Besprechung in allen Einzelnheiten. Ihre etwas zu grofse Ausführlichkeit beruht einestheils in dem Mangel der Autopsie, die durch schwankende und sich widersprechende Berichte ersetzt werden mufste, wo ein Blick auf das Original das Richtige hätte zeigen können, andrerseits auf dem Verkennen des Werthes und der Bedeutung, die unserm Denkmale beizulegen sind. Rein philologische Gelehrsamkeit, so nöthig und erwünscht sie für die Erklärung ist, kann doch auch in der gröfsten Fülle und Schärfe nicht ersetzen, was langer Umgang mit den Monumenten selbst lehrt. Erst dieser setzt uns in den Stand, die ihnen eigenthümliche Sprache zu erlernen und den Werth des Einzelnen, wie des Ganzen andern Werken, monumentalen und schriftlichen, gegenüber richtig abzuschätzen. Es ist aber bei dem wirklich geringen Kunstwerth unserer Ara bestimmt zu leugnen, dafs der Künstler sein Werk mit Bewufstsein in allen den Einzelnheiten durchgebildet habe, auf welchen die Auffassung des Verf.'s beruht. Jener entnahm offenbar den Stoff seiner Bilder aus der Sage, wie sie gangbar war unter dem Volke, in dessen Mitte er lebte, ohne dabei, wie die Historiker, nach den Quellen derselben zu fragen; und benutzte dabei andere Kunstwerke, wie deutlich aus der ersten und letzten Scene hervorgeht. Zwischen diesen, der Zeugung und der Errettung des Zwillingspaares, waren zwei Momente darzustellen, der, welcher es der mütterlichen Fürsorge raubte, und der, welcher ihm den Untergang bringen sollte. Ob nun im ersten die beiden Hirten (S. 42) „die von Amulius eingesetzten Wächter der Silvia sind, oder die Beauftragten des Amulius, deren einer der Silvia ihr und ihrer Kinder oder doch dieser Geschick verkündigte und von welchen ferner anzunehmen wäre, dafs sie unmittelbar nach dem dargestellten Acte Mutter und Kinder oder doch diese fortschleppen werden, oder eigens ausgesandte Kundschafter des Amulius, oder endlich Hirten, die von ungefähr an die Stelle kommen und nachher das Geschehene weiter verkündigen werden, das läfst sich aus der Darstellung selbst nicht entscheiden und kann uns gleichgültig sein, da diese uns klar vor Augen stellt, was nöthig war: die Angst der Mutter, die bei dem Anblick der Männer den Verlust ihrer Kinder unwiderruflich vor Augen sieht. Eben so wenig kann uns darauf ankommen, zu wissen, ob die Hirten der folgenden Scene dieselben sind, wie in dem ersten Bilde; genug dafs wir die Aussetzung und durch die Erscheinung des Gottes die nahende Hülfe deutlich erkennen. — Der künstlerischen Auffassung, nicht der Gestaltung der Sage gehören ferner die Verschiedenheiten der Darstellung des Tiber in den drei Bildern an. Die lang hingestreckte Figur der Rhea Silvia im ersten Streifen hiefs den Künstler von der gewöhnlichen Darstellungsweise der Flufsgötter abgehen, während in dem folgenden die breitgelagerte mächtige Figur in der Composition den beiden Hirten ein passendes Gegengewicht bot. In dem dritten Bilde hatte die allgemein gangbare Sage den Flufs bestimmter charakterisirt, und so dürfen wir seine erhöhte Lage daraus herleiten, wozu wir noch besonders durch die ihm zur Seite auf der Höhe gelagerte Figur berechtigt werden, in deren Erklärung der Verf. sich vergeblich abgemüht hat. Den Zeugnissen gemäfs, welche Faustulus von der Höhe des Aventin die Aussetzung beobachten lassen, glaubt der Verf. diesen hier erkennen zu müssen, wodurch er bei der Erklärung der beiden Hirten des letzten Bildes in Verlegenheit geräth, unter denen er den Faustulus nur ungern vermifst. Ohne nun hier auf seine Beweisführung einzugehen, die aufser von einigen Unklarheiten auch von nicht genügenden Schlüssen nicht ganz frei ist (so S. 53 in Bezug auf die zwölf Kinder der Acca Laurentia; vergl. Gell. VI, 7, 8: *ex* duodecim filiis maribus unum morte amisit), genügt es darauf hinzuweisen, dafs ein unbefangener Blick nach der Analogie unzähliger Bildwerke in der liegenden Figur nur die Personification des Locals, den Palatin, erkennen kann (wie Ulrichs annähernd die Nymphe des Ortes), bis zu dessen Füfsen nach allgemeiner Uebereinstimmung der Sagen der Tiber herangetreten war, eben so wie in dem ersten Bilde das Local durch den Baum genauer bestimmt wird, sei er nun, worüber auch der Verf. nichts Bestimmtes festzustellen vermag, eine Andeutung des lucus Martis oder die ficus Ruminalis.

H. Brunn, in Rom.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

XXVIII.

Dante et la Philosophie catholique au treizième siècle; par M. A. F. Ozanam, Professeur de litterature étrangère à la Faculté des lettres de Paris. Nouvelle edition, corrigée et augmentée, suivie de recherches nouvelles sur les sources poétiques de la divine Comédie. A Paris, chès J. Lecoffre et Co., Libraires, Rue du Pot-de-fer Sain Sulpice. 8. 1845.

Ozanam's Studien über Dante, zuerst 1839 erschienen, treten schon jetzt in einer zweiten sehr vermehrten Ausgabe an das Licht, nachdem sie, wie der Vf. selbst bemerkt, bereits vier französische Uebersetzungen in Mailand, Neapel, Pistoja und Florenz, und auch eine Verdeutschung zu Münster*), aber nicht minder in Deutschland und Italien mehrere eingehende Beurtheilungen erfahren haben, von welchen der Verf. diejenigen nennt, welche ihm zu Gesicht gekommen sind. Die Aufnahme, welche dieser Schrift im Publikum, die Aufmerksamkeit, welche ihr von Kritikern zu Theil geworden ist, zeugt nicht allein von dem wachsenden Interesse für Dante, sondern auch von dem Werthe der Forschungen: wenigstens können wir uns diese schnelle Verbreitung weder aus dem emphatischen Eifer für die alleinseligmachende Kirche, noch aus den einseitigen, ohnehin nur beiläufigen und vereinzelten Ausfällen des Verf.'s gegen die protestant. Kirche, worüber in der Evang. Kirchenzeit. 1841 No. 48 flg. ein ausführlicher Artikel erschienen ist, sondern nur aus den fleifsigen Forschungen über Dante, über Dante's Poesie und Philosophie vollständig erklären. Um so lieber sehen auch wir von jenen Schattenseiten ab, um desto ungestörter und dankbarer den verdienstlichen Bemühungen um Dante's Literatur und die Philosophie seiner Zeit uns hinzugeben. Wie sich diese „Recherches" gegenwärtig gestaltet haben, erstrecken sie sich nicht weniger auf den gesammten Cyklus der poetischen Vorstellungen vom Jenseits, als auf die gesammte Philosophie des Mittelalters. In dieser zweiten Auflage finden wir sogleich am Eingange einen „discours préliminaire de la *tradition littéraire* en Italie, depuis la decadence latine jusqu'à Dante", welcher der ersten Ausgabe noch fehlte. Der Verf. sucht den Faden, welcher sich in der successiven Bildung des Menschengeschlechts durch alle Jahrhunderte fortzieht, historisch nachzuweisen, die Stufen der Fortentwickelung, von welchen eine auf der andern ruht, als dem Weltsysteme angehörig darzustellen, den organischen Zusammenhang aller Momente in dem Laufe der Zeiten, von welchen keines ohne das vorausgehende ist, zu entwickeln, und zuletzt *Rom* als den Mittelpunct politischer, religiöser und literärischer Ueberlieferung, *Dante Alighieri* als den Spiegel des Mittelalters preisend anzuerkennen. *Il y a en effet un sujet inépuisable d'étude dans les grandes épopées d'Homère, de Virgile et de Dante, parcequ'elles représentent trois moments solennels dans l'histoire du monde: l'antiquité grecque dans sa fleur, la destinée de Rome liant les temps anciens avec les nouveaux, le moyen âge enfin qui touche à nous. Voilà ce qui fait aujourd'hui la popularité de la Divine Comédie, et lui assure, non pas une faveur passagère, non pas, comme on dit, un triomphe de réaction, mais un attrait sérieux, une autorité durable. Ce que nous y cherchons, c'est l'histoire, c'est le génie du XIIIe siècle, le génie des troubadours, des republiques italiennes, de l'école théologique et de S. Thomas d'Aquin.*

Die Schrift selbst zerfällt in vier Hauptabschnitte, welchen noch Anhänge beigefügt sind: ihre Aufgabe

*) Dante und die katholische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts von A. F. *Ozanam*, Dr. der Rechte und der Philosophie. Aus dem Französischen. Münster 1844. Verlag von J. H. Deiters.

Digitized by Google

ist, das christliche Dogma und die Philosophie des 13ten Jahrhunderts überhaupt, Dante's Orthodoxie und Philosophie insbesondere zu entwickeln, das Leben des Dichters ins Licht zu setzen und das grofse Gedicht nach seinem Inhalte und Sinne zu erläutern.

Von den biographischen Notizen sei hier nur des Artikels: Béatrix. — De l'ascendant des femmes dans la société chrétienne" S. 279 flg. mit wenigen Worten erwähnt: er knüpft sich von selbst zunächst an die Nuova vita. Der Verf. hat aber nicht unterlassen, mancherlei comparative Beläge über den Einflufs der christlichen Frauen zusammen zu tragen, unter welchen wir neben der Mutter des Augustinus — auch Mathilde von Toscana und Jeanne d'Arque genannt finden. Wir erfahren auch, dafs St. Hieronymus die Vulgata à la piété de deux dames romaines, Paule et Eustachie, widmete.

In der eigentlichen Biographie wird auch der Reisen Dante's gedacht, und namentlich eine Reiseroute über Arles, Paris, Bruges und London bis Oxford componirt. Dafs er in Paris als junger Mann de quolibet, und ein Jahr vor seinem Tode in Verona de duobus elementis aquae et terrae *) disputirt habe, wird (S. 59. 60) als gewifs erzählt.

In dieser zweiten Ausgabe finden wir hiernächst noch aufser der Einleitung interessante Zusätze zu den früheren Forschungen. Dahin gehören (S. 315—323) auch die neuen Mittheilungen über den Aufenthalt Dante's in Paris, über die Zeit desselben, welche der Verf. gegen Boccaccio vor das Jahr 1300 setzt, so wie über das Leben, die Schriften und die Legende von Sigieri,

Che leggendo nel vico degli strami
Sillogizò invidiosi veri: (*Par.* X. 137 *flg.*)

Nachrichten, welche Le Clerc im 21ten Bande der Französischen Literargeschichte ausführlicher darzulegen sich vorbehalten hat. Nach diesen Aufschlüssen ist Sigieri ein *Welt*weiser gewesen, der zum *Gottes*weisen geworden ist: als solcher lehrte er die Weisheit, welche den Juden ein Aergernifs und den Griechen eine Thorheit ist: nam veritas odiosa. Ueber eben diesen Professor in der Strohgasse enthält schon Vincent de Beauvais (Vincentius Bellovacensis Spec. hist. XXV, 89) interessante Sagen.

Noch interessanter, noch wichtiger und inhaltreicher sind die fleifsigen literar-historischen Nachforschungen des Verf's. über die Analogien, welche dem Gegenstande der divina commedia in der Poesie aller Zeiten und Völker zum Grunde liegen. Es ist das Kapitel der *Eschatologie*, welches Dante's unsterblichem Gedichte seine Unsterblichkeit verleiht: es ist die Frage des jungen Brahminen Tadjkita, wie sie der Verf. aus dem Atharva-Veda (S. 413 flg.) vortrefflich nacherzählt, es ist die einfache Frage: *Que se passe-t-il après la mort?* um welche sich ein grofser Cyklus von Mythen, Sagen und Legenden herumdreht. Ueber eben diese Sagenkreise hat der Verf. mit grofser Liebe seine „Recherches" ausgedehnt und in dieser zweiten Ausgabe seines Werkes fortgesetzt: er hat viele Materialien zusammengetragen und hierdurch eine wissenschaftliche Bearbeitung und Durchdringung wenigstens vorbereitet. Schon früher ist von ihm eine darauf bezügliche lateinische Dissertation erschienen, und zwar unter dem Titel: De frequenti apud veteres poetas heroum ad inferos descensu. Nach der ersten Ausgabe des vorliegenden Werkes hat ein Landsmann des Verf.'s Namens *Labitte* in gleicher Weise gesammelt: die Schrift führt den Titel: *La divine Comedie avant Dante.* Ugo Foscolo hat sich im Edinbourgh review T. XXX. über denselben Gegenstand verbreitet: Ampère hat sich in seiner Literatur-Geschichte von Frankreich, welche auch in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (Januar 1842) zur Anzeige gekommen ist, nicht minder damit beschäftigt, und in Deutschland hatte Kopisch wenigstens einige Materialien aus dem Conversations-Lexikon der Zeit Dante's mitgetheilt, nämlich aus dem Speculum historiale des Vincentius Bellovacensis (Vincent de Beauvais), welcher ungefähr im Geburtsjahre Dante's gestorben ist.

An diesen gegenwärtig von Ozanam so vielfältig vermehrten Compilationen dürfen wir nicht zu flüchtig vorübergehn: das Thema ist wichtig genug, um das es sich handelt. Jener junge Brahmine Tadjkita spricht aller Menschen Gedanken aus, wenn er zu dem Gotte des Todes sagt: Vous me dites, demandez-moi beaucoup d'années. Si à la fin il faut mourir, que gagnerai-je au nombre des années? und der junge

*) Die angebliche Dissertation Dante's über Wasser und Erde finden wir als Anhang in einer neueren Sammlung seiner Briefe. Epistole di Dante Alighieri. Aggiuntavi la dissertazione intorno all' acqua e alla terra. Per cura di Aless. *Torri*, Veronese. In Livorno, 1842.

Digitized by Google

Brahmine hat auch nicht vergeblich um Aufschlufs gebeten: sein Verlangen nach Gewifsheit über die Zukunft des Menschen jenseits des Todes bietet eben nur die Einleitung zu den Visionen in jener Episode des Altharva-Veda. Aber je wichtiger nach ihrem Inhalte die Frage ist, um welche sich alle Sagen drehen, die der Verf. als ebensoviele Analogieen zur göttlichen Komödie aufzählt, desto ansprechender müssen auch die verschiedenen Weisen der Vorstellung sein, in welchen immer derselbe Gedanke, dieselbe Frage mit ihrer Antwort hindurchbricht. Und je bunter die Sagen und Legenden, die Träume und Visionen, die Verzückungen und Wanderungen in den vorliegenden Mittheilungen durcheinander laufen, desto mehr nehmen sie das Interesse in Anspruch. Wirklich hat der Verf. das Entlegenste zusammen zu lesen nicht gescheut. Wir heben nur einzelne Züge aus der reichhaltigen Sammlung hervor, um zum eignen Lesen aufzufordern. So finden wir hier die rührende Sage vom heiligen Carpus, wie sie in den angeblichen Werken des Dionysius Aeropagita aufbehalten ist (S. 388), eine Legende, welche mit den stillen Hoffnungen Dante's für die Heiden im Zusammenhange steht —, so finden wir hier auch den „Chant de Soleil", welcher wie christlicher Sonnenschein mitten unter den heidnischen Liedern der Edda erglänzt (S. 348). Auch des altdeutschen Gedichts Muspilli, auch der altsächsischen Evangelien-Harmonie, Heliand genannt, wird erwähnt; der Verf. schreibt mifsverständlich l'Harmonie des Evangiles, par le Saxon Héliand (S. 349). Wir möchten ihn auf die so eben darüber erschienene Schrift Dr. *Vilmar's* aufmerksam machen, in welcher er namentlich über die Vorstellungen der neu bekehrten Sachsen von dem *Tode*, von der *Hölle*, von dem *Himmelreiche* (Wang, Wiese) S. 15 flg. die wichtigsten Erläuterungen finden könnte*). Dafs Ozanam auch die Dialogen Gregor's des Grofsen (S. 384) nicht vergessen hat, ist begreiflich. Er erwähnt nicht minder eine Predigt Georg's VII., die zu Arezzo gehalten worden ist (S. 382), und ebenfalls von einer Vision aus der Unterwelt berichtet. Bemerkenswerth ist auch die Sage von *Hermas*, le livre du Pasteur, (S. 389 sq.) weil sich hier, wie in Dante's Leben, die hinüberleitenden Träume und Visionen ebenfalls an den Heimgang einer vielgeliebten Jungfrau anschliefsen. Hermas, der Hirt, ist wohl sonst mit dem jungen Christen in Rom identificirt worden, welchen Paulus am Ende des Römerbriefes (16, 14.) so zärtlich grüfsen läfst.

Aufserdem werden auch die vielbesungenen und in allen Weisen nacherzählten Sagen von dem Purgatorium des *Patricius*, des Apostels von Irland, (S. 340. 367), von *Tundalus* S. 367 (vergl. *Gervinus* Geschichte der poëtischen Nationalliteratur der Deutschen II. 240), von *Brandanus*, (S. 342 (vergl. *Vilmar's* Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur S. 209), ferner von *Barlaam* und *Josaphat* S. 346 (vgl. ebendaselbst S. 203) und von dem Mönch *Wettin* in der Abtei Reichenau auf der Insel gleiches Namens im Bodensee S. 360 mehr oder weniger ausführlich als Vorspiele zur göttlichen Komödie aufser vielen anderen Mittheilungen in Erinnerung gebracht. Wichtig ist auch die mittelalterige Sage von *Alexander* (S. 339), il veut forcer le paradis et tirer tribut du peuple des anges. (Vergl. *Vilmar* a. a. O. S. 186). Am bekanntesten ist, am frühesten genannt war in Beziehung auf Dante's Visionen — die Vision des jungen Benedictiner Mönchs *Albericus*, welche sich bereits in mehreren Ausgaben der Werke Dante's abgedruckt findet. Aufserdem theilt der Verfasser ein Poème inédit du XIIIe siècle unter der Ueberschrift la vision de Saint Paul (S. 425 flg. S. 349 flg.) wörtlich mit, wodurch er sich ein besonderes Verdienst erworben, denn das Gedicht wird die Aufmerksamkeit von mehr als einer Seite an sich ziehen: es endet mit der göttlichen Erhörung einer Fürbitte für die Verdammten. St. Paulus und St. Michaël beten: alle Heiligen stimmen ein in der Bitte um Erbarmen, denn das Heulen der Verstofsenen dringt in die seligen Jubellieder der Auserwählten. La Justice éternelle se laisse fléchir; elle accorde aux réprouvés l'interruption régulière de leurs souffrances, chaque semaine, au jour du Seigneur. La trêve de Dieu s'étend sur ses ennemis. Aber wir verweisen auf das Original,

*) „Deutsche Alterthümer im *Heliand* als Einkleidung der evangelischen Geschichte. Beiträge zur Erklärung des altsächsischen *Heliand* und zur innern Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland von Dr. A. F. C. *Vilmar*, Dir. des kurf. Gymnasiums zu Marburg. 1845." — Diese Schrift gehört recht eigentlich zugleich zur Missionsliteratur, und insbesondere zum Verständnisse der älteren Mission.

Digitized by Google

dessen Alt-Französisch sich wenigstens zum grofsen Theile entziffern läfst. Aufserdem darf hier noch bemerkt werden, dafs dieses Gedicht den Saint Pol eben so *le ber* nennt, wie Dante den Petrus Par. XXIV. 115., den Jacobus Par. XXV. 17. und den Markgrafen Hugo von Toscana und Brandenburg, Par. XVI. 128. *il barone* nennt. Nicht minder wichtig sind die vielbehandelten Sagen über die Höllenfahrt Christi selbst, S. 352 flg. nach dem apokryphischen Evangelium des Nikodemus, wovon wir die sichtlichsten Spuren in der göttlichen Komödie wieder finden. Aber der Verfasser ist auch dabei nicht stehen geblieben; denn flugs führt er uns auch in die Sagen und Poësien des klassischen Alterthums: wir werden an Aeneas, Odysseus, Herkules, Theseus, Orpheus, an Proserpina, an Baucis und Philemon, an Amor und Psyche, an Plutarchs Thespesius, an Lucians Menippus, an Cicero's Traum des Scipio erinnert: wir finden auch in der divina Commedia solcher klassischen Erinnerungen mehr als eine. Ozanam erinnert selbst an verlorene Tragödien des Aeschylus, die Psychagogie und die „Abenteuer" des Sisyphus. S. 399 flg.

Aber wir kehren noch einmal zum Mittelalter zurück, denn es werden auch die Sagen von den hohlen Bergen (S. 349) in den Kreis der Betrachtung gezogen: die Sage von dem Kiffhäuser Berge ist dem französischen Verfasser leicht begreiflich unbekannt geblieben. Desto mehr kann es Wunder nehmen, dafs er die Sage von dem Suchen nach dem heiligen Graal, la quète de St. Graal, die er nur beiläufig (S. 322) erwähnt, nicht in seinen Kreis zu ziehen gewufst hat: sie schliefst sich recht eigentlich an die von ihm erwähnten Bemühungen um das verlorene Paradies an: darum verweisen wir ihn auch diesfalls an *Vilmar* (Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur S. 150 flg.) zur weiteren Information über einen ihm so lieb gewordenen Gegenstand.

Besonders wichtig sind übrigens Ozanam's Mittheilungen aus den Werken des Abts Joachim über die Ekstasen desselben (S. 380 flg.), welche sich zugleich an den Verfall der Kirche und des Staats, wenn auch in anderer Weise wie Dante's Klagen, anschliefsen. Joachim war Abt eines Klosters in Calabrien + 1202: er wird von Dante namentlich erwähnt, denn der Pilger fand ihn im Paradiese:

Il Calabrese Abate Giovacchino
Di spirito profetico dotato
Par. XII. 140 *flg.*

Zu Joachim's hinterlassenen Schriften gehört insbesondere das Psalterium auf 10 Seiten, und der Commentar zum Propheten Jeremias.

Jetzt hätten wir aus der bunten Fülle dieser Legenden nur noch zwei mitzutheilen, welche die uns zunächst liegenden *deutschen* Verhältnisse betreffen; denn die Helden dieser beiden Sagen sind — *Markgraf Hugo von Brandenburg* (S. 383) und *Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen* (S. 439).

Die Sage von *Hugo* gründet sich auf die ausführliche Erzählung in der Florentin. Gesch. *Ricordaccio Malespini's*, der ältesten Chronik von Florenz, derselben, welche wir in den vor Kurzem begonnenen „*Schriften der Akademie von Ham*" und zwar in des ersten Bandes erster Abtheilung unter dem Titel: „*Geschichte von Florenz. Studien aus den Lehrjahren eines unzünftigen Freimeisters.* Hamburg, 1844. Druck und Lithographie des Rauhen Hauses zu Horn" S. 10 flg. näher bezeichnet finden.

Die Sage von *Ludwig* entlehnt der französische Verfasser aus *Grimm:* deutsche Sagen II. 339. Wegen dieser können wir daher auf das deutsche Werk verweisen: wir müssen nur noch hinzusetzen, dafs sich an die Sage von Landgraf Ludwig dem Eisernen eine andere Erzählung der Chronisten von dem Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange anschliefst, welcher durch die scenische Vorstellung der 5. thörichten Jungfrauen in eine Schwermuth verfiel, die erst mit seinem Tode endigte. (Die Wartburg. Altes und Neues aus der Geschichte und dem Leben. 1826. S. 118 flg.). Der poëtischen Behandlung des celèbre jeu des Vierges Sages et des Vierges folles gedenkt übrigens unser Vf. S. 336 im Allgemeinen, aber nicht ihrer merkwürdigen Wirkung auf den Landgrafen Friedrich, den Gebissenen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Dante et la Philosophie catholique au treizième siècle; par M. A. F. Ozanam.

(Schlufs.)

Ueber die Sage von Hugo schreiben wir den kurzen französischen Auszug wörtlich ab: „*Dante avait dû mettre la main sur le chapitre quarante-huitième, où est contée l'histoire du marquis Hugues de Brandebourg, venu en Italie à la suite de l'empereur Othon III. Comme le marquis chassait aux environs de Florence, il arriva par la volonté divine qu'il s'égara dans la forêt, et que, cherchant les gens de sa suite, il se trouva près d'une forge où l'on travaillait le fer. Et là, il vit des hommes noirs qui, au lieu de fer, semblaient tordre d'autres hommes dans le feu et sous le marteau. Et il lui fut dit que c'étaient des âmes damnées, et que l'âme du marquis Hugues était condamnée à une peine semblable pour sa vie mondaine, s'il ne venait à penitence. De quoi le marquis épouvanté se recommanda à la vierge Marie, et, revenu à Florence, fit vendre tout son patrimoine d'Allemagne pour bâtir sept abbayes qu'il dota richemement. Voilà une forêt qui ressemble fort à celle du premier chant de la Divine Comédie, où l'on ne s'égare pas impunément, et où l'enfer est au bout.* So wurde schon frühzeitig die Klosterstiftung des Markgrafen Hugo und die Feier des Thomastages zum Todesgedächtnisse seiner Mutter Willa historisch erklärt: eine ähnliche Veranlassung zur Stiftung von Klöstern und Kirchen wiederholt sich übrigens oft in der Geschichte und in den Chroniken. Der Kaiserliche Markgraf Hugo von *Toscana* wird aufserdem nach seinem Geschlechte zugleich als Markgraf von *Brandenburg* bezeichnet. Den Erzählungen Ricordaccio Malespini's folgt auch offenbar der Dichter, wenn er im Paradiese Hugo's rühmlichst gedenkt,

Del gran Barone, il cui nome e 'l cui pregio
La festa di Tommaso riconforta.
Par. XVI. 128 *flg.*

Ueber diesen Ugo Marchese di Toscana findet man in jedem Guida della città di Firenze unter dem Artikel Chiesa e Convento di Badia die bezüglichen Nachrichten. Die Vision, die ihm geworden, die ihm zum Wege des Heiles geworden, stammt aber, wie es scheint, allein aus jener ältesten Chronik von Florenz. Uns interessirt indessen neben dem Wichtigsten, neben dem *Jenseits*, an welches der Markgraf so vernehmlich gemahnt wurde, auch das *Diesseits*, nämlich die Abstammung Hugo's aus *Brandenburg*, welche die ältesten Nachrichten einstimmig wiederholen, und die historischen Schriftsteller Italiens zugleich mit den Commentatoren der divina Commedia bestätigen. Dennoch liest man in den älteren Brandenburg-Preussischen Geschichtschreibern, (*Pauli* Einleitung zu einer Geschichte der Preuss. Staaten 1751. S. 31 flg. — *Pauli* Preuss. Staatsgeschichte 1760. I. S. 126 flg. — *Buchholz* Versuch einer Geschichte der Mark Brandenburg 1765. I. S. 301), dafs nur Märkische Geschichtsschreiber diesen Hugo fälschlich für einen Markgrafen von Brandenburg ausgegeben, und dafs seine Grabschrift in Viterbo dazu Veranlassung gegeben, indem die Worte „Marchioni Andeburgensi", bald M. Brandenburgensi, bald M. Magdeburgensi gelesen worden wären. Andere haben eben diesen Hugo als einen *Luxemburger* bezeichnet. Immer kann es nicht ohne Interesse sein, dafs uns das grofse Gedicht, welches uns von der Erde in das Jenseits zu versetzen bestimmt ist, durch die obigen Andeutungen unter anderen auch von Florenz nach der Mark Brandenburg versetzt.

Hiermit müssen wir aber unseren Auszügen aus

Digitized by Google

den französischen Notizen, welche ihrerseits mit dem — *Erlenkönige* abschliefsen, ein Ziel setzen. Es ist genug gesagt worden, um auf den langen vollen Zug eschatologischer Volkssagen aufmerksam zu machen, welcher sich wie ein viel umschlungener Faden durch alle Geschichte und Literatur hindurchwindet, und nicht blofs auf einzelne exaltirte Subjecte beschränkt. Wer könnte in dieser langen Reihe nach dem Jenseits langender Sagen das allgemeine Bedürfnifs der Menschheit, eine Brücke zwischen hier und dort zu entdecken, den Ruf der Seelen nach Licht und Rath verkennen? In Beziehung auf das Verständnifs der göttlichen Komödie müssen wir aber auch an diesen Digressionen immer mehr bestätigt finden, wie zu Dante's Bilde aufser ihm auch seine Umgebung, seine Zeit in politischer, kirchlicher und literarischer Beziehung, und wiederum zu seiner Zeit deren Vorzeit als Staffage gehört. Hierin besteht eben das, was unser Verfasser tradition littéraire nennt. Aber je weiter man sich in dieser Weise nach allen Seiten ergeht, desto mahnender wird es auch zur Einsicht kommen, dafs eben diese *Extension* des Studiums nur um so mehr auf die andere Seite der Interpretation, auf die *Intension* des Studiums führt. Diese besteht in der Interpretation des Dichters aus ihm selbst, gegen welche jene Extension eben nur als unerlafsliche Hülfswissenschaft erscheint. Je mehr uns letztere zerstreut, um so dringender zieht uns das intensive Studium zur Sammlung, um aus dem Gedichte selbst ein immer reicheres Verständnifs zu schöpfen.

Um so mehr wäre auch für die gegenwärtige Anzeige für jetzt noch übrig, wenigstens die *philosophisch-theologische* Seite der geistreichen Schrift, als die Seite, nach welcher sie auf dem Titel vorzugsweise genannt ist, hervorzuheben: denn wir werden wirklich nicht allein in Dante's Wissenschaft, sondern auch in die scholastische und mystische Theologie überhaupt eingeführt. Wir finden auch hier schätzbare Compilationen, interessante Excerpte, verständige Bemerkungen, geistreiche Combinationen, wozu eben nur noch der speculative Standpunct der gegenwärtigen Philosophie gehören würde, um zur Durchdringung zu gelangen. Der Verfasser hat gerade die Zeit der Philosophie des Mittelalters zu seinem Gegenstande, welche in dem so eben erschienenen vierten Theile von *D. H. Ritter's* Geschichte der christlichen Philosophie eine neue gründliche Exposition erhalten hat. Aber es ist nicht unsere Absicht, zwei so verschiedene Werke mit einander zu vergleichen. Wir bemerken nur, dafs der Verf. (S. 214—233) in Dante's Philosophie und Poësie *Buonaventura's* Mysticismus und des *Thomas von Aquino* Dogmatismus vermittelt und vereinigt findet. Eine nicht unerhebliche Bemerkung des Verfassers ist es auch, dafs Dante mit seiner philosophischen Ausbildung sich ausschliefslich an das dreizehnte Jahrhundert halte, indem er von den neuen Erscheinungen seiner Zeit an der Schwelle des vierzehnten Jahrhunderts, von Raimundus Lullus, Duns Scotus, Occam keine Notiz genommen habe; es ist indessen hinzuzusetzen, dafs Dante eben so wenig irgendwo und wie Roger Baco's Erwähnung thut.

Zu der eigenthümlich französischen Weise der vorliegenden Schrift gehört es übrigens, dafs der Verfasser sich nicht damit begnügt, Dante als die rechte Mitte zwischen Plato und Aristoteles, zwischen Buonaventura und Thomas Aquinas zu fassen. Er geht sogleich weiter, um seinen Helden auch mit den Gegensätzen der neuern Philosophie in Rapport zu setzen. Diese reicht ihm aber nicht über Leibnitz hinaus; und so findet er denn — in dem Capitel: Analogie de la philosophie de Dante avec la philosophie moderne S. 234 flg. — auch die lange nach Dante zur Erscheinung gekommenen Gegensätze des „Empirisme et rationalisme" durch Dante's Standpunct vermittelt. Dies ist so wahr, dafs diese Wahrheit noch weiter reicht, als es von dem Verfasser gemeint ist: sie reicht bis in die neueste Philosophie. Dante's speculativer Standpunct ist nach der Sprache der gegenwärtigen Wissenschaft die Identität des Empirismus und Apriorismus, des Realismus und Idealismus. Hiermit ist nichts anderes gesagt, als dafs die Vernunft als wirklich und die Wirklichkeit als Vernunft zu erkennen ist, oder dafs der Gedanke die Erfahrung, und jede Erfahrung den Gedanken zur Voraussetzung hat. Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu: nihil est in sensu, quod non prius fuerit in intellectu. In Dante wird der Gedanke durch die Vision lebendig und concret, die Vision durch den Gedanken allgemein und verständlich.

Für die Beurtheilung der vorliegenden Schrift

Digitized by Google

käme es indessen auf spezielle Puncte an, in welchen der Verfasser an Dante's Lehren sich versucht hat. Insofern könnten wir, wie vorhin in literarhistorischer Beziehung, wiederum an die eschatologischen Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und von der Auferstehung des Fleisches, oder wenigstens von dem nächsten Gegenstande der Visionen, nämlich von dem Mittelzustande zwischen dem Tode und der Auferstehung uns halten: die theologische Lehre würde uns aus allen jenen Sagenkreisen zu dem festen Anker der einfachen evangelischen Wahrheit zurückführen und die Philosophie würde das Verständnifs vermitteln. Aber *Dante's* Eschatologie ist ein Gegenstand, welchen Referent, seit Jahren damit beschäftigt, einer besondern Erörterung, einer ausführlicheren Entwickelung vorbehalten mufs.

Wir könnten daher statt der Lehre vom *Ende* die Lehre vom *Anfange*, nämlich von der *Schöpfung* in's Auge fassen. Aber der Verfasser hat nur die *Worte* Dante's referirt, (S. 179 flg.) ohne auf den speculativen Inhalt des Gedankens einzugehen. Und wenn hier gleich am Anfange gesetzt wird: *Ce Dieu, qui se suffisait à lui-même dans la solitude de son essence, devait créer, non pour accroître son bonheur, mais pour que sa gloire, resplendissant dans ses oeuvres, se rendît à elle-même témoignage*; so scheint uns auch das *Wort* nicht genau ausgedrückt, der Vers (Par. XXIX. 15.).

Potesse risplendendo dir sussisto

nicht richtig gefafst zu sein, insofern das sussisto nicht auf das Geschöpf, sondern auf den Schöpfer bezogen wird, weshalb Referent der Kürze halber auf seine frühere Ausführung (Dante Alighieri's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung. Berlin, 1842. S. 121) und auf Dante's eigene Unterscheidung zwischen luce, raggio und splendore (Convito III. 14.) sich berufen mufs.

Der Lehre von der Schöpfung geht in Ozanam's Zusammenstellung die Lehre von Gott selbst voraus, welche er (S. 179) treffend mit der Bemerkung schliefst, dafs Gott von Dante la première Equation

La Prima Equalità
Par. XV. 74.

genannt wird. Der Verfasser laudirt dazu „Platon, Phedon" und scheint damit die Stelle 74. zu bezeichnen, wo von der nur im Begriffe sich vollendenden *Gleichheit* (ἴσοτης) gehandelt wird. Wir fügen nur hinzu, dafs zur näheren Erklärung des unerschöpflichen Begriffs der Equalità, welche Gott selbst ist, Dante's Vorstellung von der unbeweglichen *Ruhe* des Empyreums

Convito II. 4. Epist. ad Canem § 25.

im wesentlichen Zusammenhange steht. Im gleichen Sinne schliefst der XXIX. Paradieses-Gesang

Uno manendo in sè come davanti.

Indem wir aber einen anderen Gegenstand der Theologie suchen, über welchen sich der Verfasser näher ausläfst, können wir Dante's Bericht von den drei Frauen, welche am Himmel als Sterne erglänzen, wenn es will Abend werden und alle eignen Kräfte schwinden (Prg. VIII. 89.), aber auch auf Erden mit vier anderen wie Mädchen tanzen, Prg. XXXI. 106.

Noi sem qui Nimfe, e nel Ciel semo stelle,

oder mit anderen Worten die Lehre von den *Glauben*, von der *Hoffnung*, und von der *Liebe*, worüber der Pilger von den Aposteln Petrus, Jacobus und Johannes (Par. XXIV. XXV. XXVI.) verhört wird, nicht vorüber gehen. Oder wir bleiben vielmehr bei dem Cardinal-Principe dieser Lehre, bei der Definition des *Glaubens* stehen, aus welcher alles Weitere folgt. Dante definirt den *Glauben* wörtlich nach Hebr. 11, 1. und erklärt auch diese Definition, und zwar, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, als *Quidditüt.* XXIV. 64 folg. Als *Quidditüt* fassen auch die ältesten Ausleger die Definition des Glaubens im Hebräer-Briefe: namentlich Chrysostomus, Thomas Aquinas, Hugo von St. Victor. Und hiermit ist eben Alles gesagt: unser Verfasser sagt aber darüber nicht mehr als folgendes. La foi peut se définir: la substance des choses qu'il faut espérer, l'argument des vérités invisibles: *substance*, car elles n'ont pas pour nous, en ce monde, d'autre réalité que celle que notre croyance leur prête: *argument*, car ces croyances deviennent les prémisses essentielles de tout syllogisme ultérieur S. 154. Hiermit scheint uns so wenig als durch Luther's Uebersetzung der tiefe Sinn erreicht, nach welchem der Glaube nicht eine blofse Qualität oder Eigenschaft, nicht eine subjective Vorstellung, die ihren Gegenstand als das Ding an sich aufser sich

Digitized by Google

hat, sondern vielmehr sein Gegenstand selbst, seine eigene *Quiddität* ist. Der Glaube ist hiernach nicht ein blofses Verhältnifs des Subjects zu einem entfernten Gegenstande, sondern vielmehr die wesentliche Berührung mit seinem Gegenstande: er ist nicht blofs eine gewisse *Zuversicht*, sondern eine wirkliche, substanzielle *Zuständigkeit* dessen, das man hoffet; der Glaube an Christum ist — das Leben Christi in der Seele, — ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir Gal. 2, 20. — das Himmelreich inwendig in uns, das wirkliche Schmecken der Kräfte der zukünftigen Welt, der schon *gegenwärtige* Anfang der *Zukunft*, die *Substanz* der gehofften Gegenstände, und eben deswegen nicht zu erweisen, nicht zu demonstriren, sondern der *Beweis* selbst für das Unsichtbare, das Auge des Geistes für die Welt, welche dem Auge des Leibes unzugänglich ist. Wie dem Bewufstsein des Menschen von Gott beides, das Bewufstsein Gottes in ihm selbst und in dem Menschen, (Conscientia Dei), wie die Liebe Gottes, amor Dei im subjectiven Sinne des Genitivs, dem objectiven Genitive, der Liebe zu Gott, amor erga Deum, vorausgeht, so geht auch dem Glauben an Christum und an Christi Gottesreich die *wirkliche* Einkehr Christi und seines Reiches in unsere Seelen voraus. Eben deswegen kann der Glaube nur durch unmittelbare *Erfahrung* das Eigenthum des Menschen werden. Wer ihn nicht als eine Thatsache erfahren und empfangen hat, der kann auch von dem Glauben nur wie der Blinde von der Farbe sprechen. Wirklich wissen kann daher der Mensch nur das, was er, wenigstens nach seinem ersten Keime und Anfange, auch wirklich hat, empfangen hat, angenommen hat. Darum kann auch nur der gläubige Christ sagen: „*Ich weifs, an wen ich glaube.*" So bestätigt sich eben an dem Glauben die von der Philosophie gelehrte, aber von dem natürlichen Verstande so vielfältig mifsverstandene Identität des *Wissens* mit dem *Sein*: so erklärt sich an dem Glauben der Begriff des *immanenten* Wissens. Der Glaube verträgt und vereinigt hiermit die härtesten Widersprüche, den Widerspruch der *Transcendenz* Gottes mit seiner *Immanenz*, den Widerspruch schon *diesseits* im *Jenseits* zu wurzeln und zu leben, und den Anfang des *ewigen* Lebens schon in der *Zeit* zu feiern. Eben deswegen ist der Glaube wesentlich mystisch, und als mystisch auch speculativ: eben deswegen ist er nur durch wirkliche *Erfahrung* des ewigen Lebens zugänglich. Und dies ist eben die *Quiddität*, welche der Dichter von dem Glauben aussagt. Darum nennt er den Glauben, welcher eben deswegen nicht Jedermanns Ding ist, von allen Wundern, an die er glaubt, das gröfste Wunder.

Se 'l mondo si rivolse al cristianismo,
Diss' io, senza miracoli, quest' uno
'E tal che gli altri non sono 'l centesmo.

Nur aus dieser *Quiddität* erklärt sich auch das wunderbare Wort: „*Dein Glaube hat dir geholfen,*" denn subjective Einbildung oder Vorstellung kann solche grofse Dinge nicht thun. Nur aus dieser *Quiddität* erweiset sich die rechtfertigende Kraft des Glaubens, aus welchem es hervorruft: „Gott ist *hier*, der da „gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist „*hier*." Röm. 8, 33, 34. So bestätigt sich die evangelische Wahrheit von der Rechtfertigung mitten in der alten Kirche. Und es thut wohl in unserer *subjectiven* Zeit besonders Noth, alle Christen, evangelische und römische, an diese *Objectivität* des Glaubens als sein eigenstes Wesen zu erinnern, es thut Noth, die drei Paradieses-Gesänge von dem *Glauben*, welcher die Substanz des Lebens ist, von der *Hoffnung*, welche aus dieser Lebenswurzel hervorwächt, und von der *Liebe*, womit uns Gott *zuerst* geliebt hat, damit wir ihn wieder lieben, zu einem recht aufmerksamen Studium zu empfehlen. Es heifst auch hier, wie Dante anderwärts sagt: In homine *sentiri* humanius credinus, quam *sentire:* eine Wahrheit, welche unsere Zeit philosophisch entwickelt, und dennoch — im Allgemeinen praktisch vergessen zu haben scheint, weil sie — nur zu praktisch geworden ist. Insofern können wir Angesichts unserer Zeit mit M. de Lamartine (S. 246) sagen: *Dante semble le poëte de notre epoque:* er ist aber darum nicht weniger der Dichter aller Zeiten.

C. F. Göschel.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

XXIX.

Das wahre königliche wort Friedrich Wilhelms des dritten dargestellt gegen die verdrehungen des Doctors Johann Jacoby in Königsberg. Berlin. 1845. 8.

Das königliche wort Friedrich Wilhelms III. Eine denkschrift an gewisse statsweise. Berlin. 1845. 8.

Zur verständigung über die preuſsische verfaszungsfrage. Auf veranlaszung der vom herrn Dr. Jacoby in Königsberg darüber veröffentlichten denkschrift von Dr. L. von Henning. Berlin bei Wilh. Besser. 1845. 8.

Wer nur ein menschenalter hindurch das leben mit leidlicher beobachtungsgabe, geschweige wer in der entwickelung der geschichte die entfaltung menschliches lebens allgemeiner übersieht, wird der beispiele genug zur hand haben als beleg, wie menschen und ganze menschenklassen angeblich für etwas geschwärmt, ja zuweilen für etwas gut und blut eingesetzt haben, was zu erreichen sie gleichwohl fortwährend und consequent mittel vor- und wege eingeschlagen haben, die gerade das, was sie angeblich wollten, für sie vernichten oder für ihre person verderblich machen muszten. Bei einigen solcher erscheinungen mag man allerdings an die kurzsichtigkeit jenes russischen bauern denken, von dem die Polen erzählen, dasz er einen ast vom baume sägen wollte, und sich zu diesem ende dergestalt rittlings auf den ast setzte, dasz er denselben zwischen seinem sitze und dem stamme durchzusägen anfing, bis der ast ab- und der bauer den hals brach. Allein in den meisten fällen wird diese kurzsichtigkeit zur erklärung nicht ausreichen, sondern vielmehr eine egoistische speculation auf die kurzsichtigkeit anderer in rechnung zu bringen sein — also z. b. man möchte gern die eigene person zu einer wichtigen machen, hat aber dazu in sich nicht die soliden mittel; dann hängt man sich an irgend ein unklareres gelüste seiner zeit an, und sucht demselben einen sinn unterzuschieben, der auch unsoliden mitteln einige aussicht gewährt, wichtig werden zu können. Dasz *zuletzt* jedes solche verfahren mit dem ruin dessen enden müsze, der es anwendet, das wird übersehen — und dies übersehen bildet dann das tertium comparationis mit dem russischen bauer auch in solchen fällen.

Ohngeachtet die erfahrung der letzten zehn jahre deutlich gezeigt haben musz, dasz *wirkliche*, ehrenwerthe freiheit da weit gefährdeter ist, wo zwischen volk und regierung ein solcher unterschied besteht, wie er überall eintritt, wo zwei parteien im contractsverhältnisz einander verbunden sind, als da wo regierung und volk in der sittlichen einheit der liebe einander angehören, und die regiernng mit *zarter wahrnehmung* die fäden in ihrer hand zu halten suchen musz, die ihr diese liebe sichern; ja! dasz eigentlich die freiheit in ihrem tiefsten ursprung und keime von einem tödtenden wurmstich erreicht ist, sobald jenes contractsverhältnisz sie stützen musz, hört doch eine gewisse anzahl leute nicht auf, *im namen der freiheit*, die von ihnen in der that verrathen wird, bei uns nach einem solchen contractsverhältnisz zwischen regierung und volk zu schreien. Es erscheint als vollkommen verlorne mühe, wenn man diesen menschen begreiflich zu machen sucht, daſs eine regierung in dieser lage einer contractsstellung, sobald sie ihren contract erfüllt, die *härteste herrinn sein darf;* und dasz, da keine vorsicht und die gefügigkeit keiner sprache hinreicht, das lebendige leben zu umzäunen, jeder contract nothwendig ganze seiten des lebens frei laszen musz, so dasz (wenn auch natur und kunst nicht millionen schlupfwinkel darböten) es immer einer regierung, wenn man ihr nicht geradezu den reichthum der mittel selbst durchschnei-

Digitized by Google

det, dessen sie gleichwohl zu ihrem leben bedarf, möglich werden wird, ihren contract *buchstäblich zu erfüllen*, und doch nach den verschiedensten richtungen hin *gröbliche tyrannei* — und dann *unter vollkommener berechtigung* zu üben. Durchschneidet man ihr aber den reichthum der mittel, so fällt auch aller segen, der noch an der schlechtesten regierung, sobald sie nur eine kräftige ist, der möglichkeit nach hängen kann — also z. b. eine tüchtige vertretung nach aufzen, weg, und die scheinbar im hause contractlich nach allen seiten gesicherte Freiheit wird ein ding der unmöglichkeit, weil die regierung weder die zum *genufz der freiheit* nöthige ordnung im inneren, noch den zur *dauer der freiheit* nöthigen schutz nach aufzen herzustellen vermag. Was aber ist eine freiheit, die niemand geniefzt und deren dauer niemand für ein jahr garantirt? was ist sie anders als ein gedankending, ein unding? Einer der superklugen statsweisen, die sich in den zeitungen unserer tage vernehmen laszen, würde freilich sagen, *gerade solche freiheit wolle man auch;* denn darüber, *ob* man die freiheit wolle, hätten alle eine bejahende antwort abgegeben; das *wie* dieser freiheit aber, worüber man noch streite, könne man ruhig dahin gestellt sein laszen. Wir rathen diesem statsweisen, sich auf coulissenpapier einen himmel mahlen und bei dereinstigem tode in denselben eingewickelt begraben zu laszen; dann *ist er jedenfalls* nach seinem dahinscheiden *in den himmel gekommen* — das *wie* dieses himmels ist ja eine kleinigkeit! Solchen leuten kann man aber tausendmal darlegen, dafz es in einem contractlich zwischen regierung und volke aufgerichteten s. g. repräsentativen staate *lediglich* für die regierung darauf ankömmt, die majorität der repräsentanten zu gewinnen, um dann mit vollster berechtigung die härtesten, der sache nach ungerechtesten regierungsmafzregeln durchzusetzen; dafz die nothwendigkeit eines solchen suchens der majorität überall einen unsittlichen procefz zwischen regierung und volke einleitet, auch wenn dieses suchen nicht immer zu solchem scandal wird, dafz die ganze aufgabe der minister darin zu bestehen scheint, ehren und ämter und einkünfte für repräsentantenstimmen zu verhandeln; man kann auf tausend wegen darthun, dafz es *völlig unmöglich* sei, dafz das, was wir in Deutschland als ein sittliches verhältnifz zwischen regierung und regierten zeither betrachtet haben, da noch fortbestehe wo die repräsentative statsform zu entwickelung der ihr einwohnenden consequenzen ganz frei gelaszen sei; dafz aber da, wo diese entwickelung wider schranken findet, während doch ihr procefz schon eingeleitet ist, nur verbitterung und aufregung d. h. die sichersten brand- und schandmahle einer sittlich geknechteten seele, die nothwendigen folgen sein müszen — man kann alles das tausendfach und mit engelzungen darthun, *es hilft zu nichts;* zum klaren beweise, dafz es diesen leuten *um sittliche freiheit* in der that *gar nicht* zu thun ist, sondern nur um ihre eigene wichtigmacherei, die allerdings in unsittlichen zuständen mehr chancen für sich hat, als in sittlichen; — die von einem minister, dem es nur um *eine stimme mehr* (das *wie* ist ja dann gleichgültig) zu thun ist, allerdings leichter anerkennung, ehren, einkünfte und ämter zu erwarten hat, als von einem minister, dem an tausend unbedeutenden oder nichtswürdigen stimmen, die für ihn und seine plane sprechen, gar nichts, aber an *einer* sittlich-würdigen und von einem wahrhaft bedeutenden manne geführten stimme allerdings viel liegt.

Aber trotz der fruchtlosigkeit der mühe, diese politischen mohren weisz zu waschen, von der man im voraus allerwege überzeugt sein darf — trotz dem auch, dafz in letzter instanz von diesen leuten in unserer zeit in Preufsen nichts zu fürchten ist, da die preufsische regierung selbst in sittlichster haltung zu der sache steht, und jedesfalls mittel genug besitzt, diese schreier augenblicklich zur ruhe zu verweisen, sobald sie wahrhaft das bedürfnis fühlt, dies zu thun, sind doch einige gründe vorhanden, dem sophistischen gerede immer und immer von neuem protestationen entgegen zu setzen. *Einmal* aus einem ähnlichen grunde der menschenliebe, wie sie einen arzt treibt, der zwar auch in voraus weifz, dafs alle seine kunst nicht ausreicht, zu machen, dafz auch nur ein einziger mensch weniger sterbe, als deren geboren worden sind, und der dennoch nicht aufhört, dem tode wenigstens der zeit nach das terrän streitig zu machen; — man wird hier also, wenn man auch nicht die macht hat, gewisse gründlich vereitelte individuen von ihrer hohlheit und leerheit zu heilen, doch immer die im auge haben müfzen, die noch auf wegen sind, auf denen sie dieser hohlheit verfallen können, oder die sich ihr auch wirklich zuneigen. Solche seelen laszen sich noch von der knechtschaft der verbitterung, anmafzung, verdummung und des unsinns bewahren, oder von ihr wider loskaufen; und jede menschenseele ist der mühe werth.

Digitized by Google

Sodann aber wird man auch zu betrachten haben, dafz wie die sachen stehen, da einmal widersprüche und s. g. ungelöste zeitfragen (die aber nur für den, der selbst auf keinem festen boden steht, als ungelöst betrachtet werden können, soweit ihre lösung eine sittliche, nicht eine technische ist) in unser leben hereingreifen, es gerade zu dem sittlichen genufz der freiheit gehört, dafz diese widersprüche nur dann mit gewalt nidergehalten werden, wenn sie sich auf das terrän des verbrechens verpflanzen — und dafz sie im übrigen ihrer eigenen entwickelung also der freien discussion überlaszen bleiben; dafz aber diese discussion aufhören würde, eine freie zu sein, wenn man in ihr der einen partei das laute wort allein und sie wirklich zu der herrschaft über die tagespresse und über die vulgäre meinung kommen liesze, die sie sucht. Also um der sittlichen freiheit selbst willen, wie arg sie auch von den schreiern „nach repräsentativer freiheit auf contractlichem grunde" mit füszen getreten wird, musz man einerseits diese schreier einigermaszen gewähren, andererseits ihnen *nie* das wort *allein* laszen. Dasz sich nun aber in jenes liebeswerk wie in diese pflichtleistung zuweilen auch bittere gefühle mischen, ist erklärlich; weil nicht jeder diese hohlen, eitlen schreier für zuletzt so machtlos hält wie referent; und weil selbst nicht alle, die sie für machtlos halten, immer so viel unverwüstliche lustigkeit besitzen, um diese menschen als eine eigens zu ihrer aufheiterung bestimmte possenreiszerbande zu betrachten. Wer sich nicht auf diesen standpunct stellt, wird mehr oder weniger über unbequemlichkeit, importunität, gröblichkeit, hie und da auch über ehr- und schamlosigkeit einzelner äuszerungen der s. g. liberalen partei zu klagen haben, und dann also ab und zu in säuerlichere stimmung gerathen, als der bettel werth ist.

Von dieser säuerlicheren stimmung sind nicht zu leugnen zweie der über diesem artikel verzeichneten schriften ein wenig angesteckt. Die eine möchten wir in wahrhaft tragisch ingrimmiger stimmung verfaszt ansehen; denn unverkennbar geht durch den scherzhaften ton, den sie hie und da anstimmt, eine *tiefe verachtung der gegner*, und ein unverholener schmerz darüber, *dasz* es der verfasser doch für seine pflicht halten musz, einige worte *an diese menschen* zu richten, hindurch; es ist eine stimmung, wie wenn ein wahrhaft vornehmer mann einen pöbelhaufen zu irgend einem unsinnigen zwecke dahintoben sieht; sich von diesem zweck und diesem haufen vollkommen frei weisz; aber doch aus innerlichstem, menschlichem bedauern einige, — um ihnen beszeren eingang zu verschaffen, hie und da scherzhaft gewendete, worte an den haufen richtete; und in der voraussicht, dasz sie auch nicht viel helfen werden, zugleich eine innere frage an gott stellte: wozu giebst du mir menschliche sympathie mit diesen menschen, deren „unerhörte naivetät" gleichwohl mich schaudern macht. — Es ist ein vortreffliches schriftchen; aber wie wenig es verstanden worden ist, wie incurabel die eitelkeit der gegnerischen partei ist, sieht man am besten daraus, dasz sie die tiefe in dieser schrift ausgedrückte verachtung gar nicht gefühlt, und diese schrift mehr für ein product der humoristischen presse angesprochen hat. „*Suum cuique!*" so sagen auch wir mit dem verfaszer dieser schrift, welche „das königliche wort Friedrich Wilhelms III." betitelt ist.

Ungleich mehr achtung beweist den gegnern, *eben weil sie mehr auf dieselben schilt* und sich aufgeregter zeigt, die andere schrift: „das *wahre* wort Friedrich Wilhelms III." betitelt — ebenfalls von einem anonymen verfaszer. Gerade die aufregung aber, die sich hie und da in der abfaszung beurkundet, wird der gegnerischen partei auch wider waffen in die hand geben; und ob überall mit dieser schrift der sache *so* gut gedient sei, als ihr der verfaszer zu dienen wünschte, wollen wir dahin gestellt sein laszen. Das äuszere der abfaszung trägt manche zeichen von eile im niderschreiben an sich. S. 32—35 findet sich eine gute ausführung, dasz die *verordnung* vom 22sten Mai 1815 kein versprechen, sondern ein befehl, eine anordnung sei; dasz sie auch weder ein ruf in der noth (denn die war vorüber), noch ein dem preufsischen volke für die vertheidigung des vaterlandes zugesicherter lohn gewesen sei; denn eines solchen lohnes hätte es allenfalls nur für juden bedurft, da die deutschen einwohner des reiches in diesem falle mit ihrer regierung in sittlichster *nationaler* einheit verbunden waren, und also ihre thaten ihren lohn in sich trugen. Mit recht werden s. 40 aus der am 15. mai 1820 vollzogenen schluszacte der über die ausbildung und befestigung des deutschen bundes zu Wien gehaltenen ministerialconferenzen der 57ste und 58ste artikel als zur sache bei dieser erörterung dienend ausgehoben; sie lauten: „Da der deutsche bund mit ausnahme der freien städte aus souveränen fürsten besteht, so musz

Digitized by Google

dem hierdurch gegebenen grundbegriffe zufolge *die gesammte statsgewalt* in dem *oberhaupte des states* vereinigt bleiben, und der souverän kann durch eine landständische verfaszung nur in der ausübung *bestimmter* rechte an die mitwirkung der stände gebunden werden. Die im bunde vereinten souveränen fürsten *dürfen* durch *keine* landständische verfaszung in der erfüllung ihrer bundesmäszigen verpflichtungen gehindert und beschränkt werden." — Mit diesen bestimmungen sind *die* landständischen verfaszungen in Deutschland, die sich einigermaszen dem repräsentativsystem nähern, doch ein für allemal behütet vor der verderblichen entwickelung der unsittlichen keime, die in dem repräsentativsystem unmittelbar liegen. Diese keime sind dadurch in Deutschland, so lange jene bestimmung in kraft bleibt, gedörrt und getödtet; und erst die schwächung des in obigen artikeln aufgestellten grundsatzes könnte neue lebendige keime derselben art treiben laszen. Denn in dem ungetheilten verbleiben der statsgewalt in den händen des fürsten liegen zugleich die mittel, allen unvorhergesehenen wendungen genügend zu begegnen und entwickelungen einzuleiten, um nöthigenfalls einzelne früher gemachte zugeständnisse auf legalem wege zu wiederrufen; und in der beschränkung des wirthschaftlichen waltens in den einzelnen fürstenthümern durch den bund liegt die möglichkeit der mittel, jeden unterthanentrotz, der sich in verweigerung von abgaben geltend machen möchte, zu beseitigen.

Es wird überhaupt in der ganzen eben in beziehung genommenen schrift nachgewiesen, dasz alles, was in hinsicht auf verfaszungsangelegenheiten als von Friedrich Wilhelm III. *versprochen* angesehen werden kann, auch geleistet worden ist, da nur *sehr wenig* in seinen verordnungen *den character eines versprechens* trägt, und dies wenige längst erfüllt ist. Wenn dies nicht geschehen sein soll, wie die gegnerische partei fortwährend behauptet, so ist es nur, weil *erstens* vieles geradezu für ein versprechen genommen wird, was keines ist, und *sodann* weil das, was der hochselige könig hoffen liesz, von dieser partei in einem anderen sinne verstanden wird, als Se. Majestät es der natur der sache nach verstehen konnte. Die leute, welche immer und immer wieder auf dies s. g. unerfüllte versprechen zurückkommen, spielen hier in der that die rolle vertrotzter und verbockter kinder. Man kann sich nun allerdings zuweilen über ein trotziges, bockiges kind ärgern — aber dann mufz man es *lieb* haben! Es scheint, der verfaszer hat dies liberale gesindel sehr lieb.

In allen den erörterungen, die den ausdruck „repräsentation" und „repräsentativ" in älteren erlaszen so faszen, dasz er einen gegensatz zu *ständischer* vertretung enthält, liegt ein abscheulicher anachronismus; denn dieser gegensatz des sprachgebrauches ist erst seit 1830 *gäng und gäbe* geworden, wenn ihn auch früher etwa ein schriftsteller *hie und da* einmal festgehalten haben sollte. Es ist aber jede äuszerung nach dem in ihrer zeit herrschenden sprachgebrauche zu erläutern, nicht nach einem späteren; was man wahrhaftig nicht erst zu erwähnen nöthig haben sollte. Wie nun aber überhaupt leute von der art des Dr. Jacoby mit des königs worten umgegangen sind und noch damit umgehen, sie falsch, *absichtlich* falsch deutend, ihnen einen anderen sinn unterschiebend, als sie ursprünglich haben, wird durch fast die ganze schrift in specie s. 48—50 dargelegt. So ist dann auch s. 72 ff. gezeigt, dasz der ausdruck: *reichsständische versammlung* (welcher in der verordnung wegen der künftigen behandlung des gesammten statsschuldenwesens vom 17. jan. 1820 gebraucht ist) *keinesweges* den begriff *solcher* stände involvirt, welche in der weise einer repräsentativverfaszung in neuerem sinne durch jedes ständeglied ohne rücksicht und beziehung auf dessen stand im bürgerlichen leben das ganze land in allen provinzen und ständen vertreten, sondern dafz auch hier *nur* nach provinzen und ständen geordnete reichsstände, in der weise wie die gesammtheit der vereinigten provinzialstände oder auch die provinzial-ständeausschüsze es wirklich sind, gemeint worden seien. Ferner ist gezeigt, dasz bei dieser verordnung nicht von jeder art statsschulden, sondern nur von *solchen* die rede ist, „für welche der ganze stat und alle im staatsverbande befindliche bewohner haften, und dasz es daher ein groszer fehlschlusz sein würde, hieraus auch die nothwendigkeit der zuziehung der stände zu solchen schulden zu folgern, für welche weder alle mitglieder des statsverbandes haften, noch die darleiher deren garantie verlangen." Ferner dasz in dem betreffenden passus jener verordnung, „ein versprechen", reichsstände zu errichten, überall nicht vorhanden; sondern nur die bestimmung gegeben ist, dasz, *falls* sie errichtet werden sollten, diese angelegenheit zu ihren attributionen gehören solle.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Das wahre königliche wort Friedrich Wilhelms des dritten dargestellt gegen die verdrehungen des Doctors Johann Jacoby in Königsberg.

Das königliche wort Friedrich Wilhelms III. Eine denkschrift an gewisse statsweise.

Zur verständigung über die preussische verfaszungsfrage. Auf veranlaszung der vom herrn Dr. Jacoby in Königsberg darüber veröffentlichten denkschrift von Dr. L. v. Henning.

(Schlufs.)

Indem wir anerkennen, dafz alles dies gegenüber von leuten, welche sich in ein sittliches verhältnifs zur regierung *nicht* zu finden wiszen, und deshalb überall ein contractliches verhältnifs verlangen, einsichtig und treffend erörtert ist, können wir trotz aller gegnerschaft gegen die (nach unserer ansicht ein unsittliches verhältnifs nothwendig einschlieszende) *repräsentative* ständeverfaszung, hier nicht umhin zuzufügen, dafz wir doch ein besprechen der reichsständischen frage vom blosz contractlichen standpuncte nicht für der sache genugthuend ansehen können; vielmehr (vollkommen darin mit dem verfaszer übereinstimmend, dafz ein contractlich verbindliches versprechen zu einführung von reichsständen von seiten sr. hochseligen Majestät gar nicht vorliege) ist doch in *der* thatsache, dasz man, ohne mit voller energie etwas dagegen zu thun, den glauben an eine *weitere* vollendung der ständischen verfaszung durch *allgemeine stände* sich hat ausbreiten laszen; dasz im gegentheil vom throne selbst darauf hingewiesen worden ist: die provinzialständische verfaszung „solle einer für das geliebte vaterland und für jeden landestheil immer erspriesslicheren entwickelung" entgegen geführt werden; es ist, sagen wir, in diesen thatsachen *nicht blosz* die gewähr gegeben, dasz diese verhältnisse sich auf den einmal gegebenen grundlagen *weiter* harmonisch entfalten sollen, sondern es ist auch eine art sittlicher verantwortlichkeit für die herstellung dieser entfaltung übernommen worden. Wir können unmöglich blosz so verneinend abschlieszen, wie der verfaszer der eben besprochenen brochure, und wenden uns gern zu dem schlusze der zuerst angezogenen schrift zurück, welcher also lautet: „Auch wir theilen die meinung vieler, „dasz reichsstände in zukunft nöthig sind und wohlthä„tig einwirken werden. Zuvor aber möchten drei „dinge wohl zu erwägen sein: 1) was in der zeit ge„boren wird, braucht zeit, sich zu entwickeln. Schon „beginnt die ansicht durchzudringen, dasz „*constitu„tion im modernen sinne*" für Preussen ein rückschritt „wäre. Hat *diese* ansicht die seelen ergriffen, *dann* „wird die stunde da sein, um reichsstände freudig zu „empfangen. 2) Nöthig ist, dasz zuvor die provinzial„stände bescheidung in ihre eigenen grenzen überall „kennen, und mehr auf das thun, als auf das verlan„gen ausgehen. 3) Lehrt die geschichte aller poli„tischen völker und die geschichte Preussens, dasz „grosze gesetze, welche ihre wirkungen über jahrhun„derte erstrecken, nie gegeben worden sind, wenn „nicht zugleich ein groszer zweck des augenblicks da„mit erreicht wurde. Ob die beruhigung einer aufge„regten gegenwart *) ein hinreichend groszer zweck

*) Die aufregung ist übrigens gar nicht so grosz wie sie gemacht wird; sie ist vornämlich nur von einigen nach aufsehen-erregenden äuszerungen schnappenden scribenten, von einigen verblendeten beamteten und einigen sich wichtig machenden pastoren, endlich von einer anzahl landwirthen und fabricanten, die da meinen ein stat bepflanze sich wie ein kartoffelfeld oder schmiere sich ein, wie ein webstuhl, getragen und die masse des volkes nimmt, auszer wo ihr in einzelnen fällen von jenen agitatoren sand in die augen gestreut wird, nicht den geringsten theil daran — ja! freut sich von herzen darüber, wenn diese agitatoren eins über's ohr bekommen, weil sie durch deren treiben beunruhigt wird.

Digitized by Google

„des augenblicks ist, um deshalb reichsstände zu ge„ben, darüber überlaszen wir der zeit und jedem ein„zelnen das urtheil. Wir glauben, dasz ein statsmann „eben so wenig mit rechten als mit geldmitteln ver„schwender sein darf."

Faszen wir das, was die flugschrift: das wahre wort Friedrich Wilhelms des dritten wichtiges leistet zusammen, so ist es dies: dasz sie den auf ein contractliches verhältnisz pochenden vom juristischen d. h. contractlichen standpuncte aus darthut, sonnenklar darthut, dafs ein nichterfülltsein oder wo wie hier eine entwickelung im gange ist, ein nicht erfüllt werden der verheiszungen des hochseligen königs nur *rabulistischer* weise gefolgert werden kann, wenn man den ausdruck verfaszung ins blaue hin und so, dasz sich jeder dabei denkt, was *seine* theorie oder was *sein* gelüsten verlangt, utiliter beibehält, und dagegen die von Friedrich Wilhem III. bezeicheten elemente des inhaltes der verfaszung streicht, und ihnen *ganz andere unterschiebt*; wenn man annimmt, die verfaszung habe nicht aus den vom könige bestimmten elementen bestehen, sondern nach der theorie etwa des Dr. Jacoby abgefaszt werden sollen.

Indem wir uns nun zu der dritten der oben angezeigten schriften, deren verfaszer sich genannt hat, wenden, müssen wir zuförderst unsere vollkommene übereinstimmung darin aussprechen, dasz in ihr das ganze thema auf *den* sittlichen grund und boden verpflanzt ist, auf welchem allein es für unsere zeit und für unser preussisches volk mit erfolg erörtert werden kann; dasz in ihr der gegenstand einer blosz, wir möchten sagen: juristisch-mechanischen ansicht entriszen ist, der mehr oder weniger jeder verfällt, welcher sie unter dem gesichtspuncte, sei es der politischen klugheit blosz oder sei es des contractes betrachtet. Auch das müszen wir in voraus nach allen seiten rühmen, dasz an das agitatorische gesindel durchaus nicht mehr liebe in etwa hervorbrechender aufregung verschwendet ist, als dasselbe verdient, nämlich *gar keine*. Die hohlheit und lüge der jacobyschen schrift sind mit kühler ruhe zur evidenz gebracht; die gewöhnliche einseitigkeit derer, die für landständische verfaszung sprechen, welche dahin geht, die ständeglieder auch wieder nur wie eine art mechanismus zu betrachten, und sie lediglich auf die repräsentation ihres standes im engsten sinne zu beschränken, sie der regierung gegenüber wieder zu politischen atomen zu machen, und zu vergeszen, dasz doch in der that von jedem besonderen standesinteresse eine brücke zum allgemeinen statsinteresse geschlagen ist, ist in eben dem grade vermieden, als anderes theiles jene auffaszung der stände, nach der sie aus allem zusammengewürfelten volke erwählte repräsentanten eines ins blaue unbegrenzten allgemeinen statsinteresses sein sollen, energisch abgelehnt. „Einer unbefangenen betrachtung „kann es nicht entgehen, dasz so wie einerseits jene „fälschlich sogenannten wahren volksrepräsentanten „factisch nicht aufhören, mitglieder der wohl zu igno„rirenden, aber, als im wesen der bürgerlichen ge„sellschaft begründet, durch keine gewalt zu vertil„genden stände zu sein, und als solche auch nicht „unterlaszen werden, die zu ihrer berathung gelan„genden angelegenheiten zunächst vom standpuncte „ihres besonderen standes aus, aufzufaszen — eben so „auch umgekehrt ständische deputirte, in dieser eigen„schaft nicht blosz als vertreter ihres besonderen stan„des, sondern vielmehr als dazu verpflichtet und beru„fen zu betrachten sind, *zugleich mit ihrem standesin„teresse* das allgemeine interesse des states, dem sie „angehören, zum gegenstande ihrer ständischen thä„tigkeit zu machen. Es wird deshalb als ein wesent„licher vorzug unserer preussischen ständeverfaszung „zu rühmen sein, dasz hier die, den standesunterschied „bildenden hauptunterschiede der bürgerlichen gesell„schaft von haus aus als berechtigt anerkannt sind, „und die regierung sich dadurch in den stand gesetzt „sieht, das verhältnisz der verschiedenen stände zu „einander klar zu überblicken, und nach gerechter „abwägung der mit einander collidirenden interessen „festzustellen." Den gegen unsere preussische ständeverfaszung erhobenen einwurf, dasz sie im grunde nur den grundbesitzern eine theilnahme an der landständischen verfaszung einräume, hat der verfaszer in einer besonderen ausführung erörtert und erwiesen, wie sowohl in England als in Frankreich der grundbesitz *in weit ausschlieszlicherer weise* als in Preussen bedingung der theilnahme an der landesvertretung sei; dasz

Diese masse des volkes äuszert sich aber in der regel auch nicht, weil sie die dazu nöthige anstrengung noch mehr beunruhigen würde; nur kann die regierung auf ihren dank und ihre freudige anerkennung rechnen, wenn sie die agitatoren energisch ihrerseits zur ruhe verweist.

Digitized by Google

die industriellen und intellectuellen elemente in Preussen im gegentheil zu so vollkommener anerkennung gelangen, als es irgend das interesse des states verlangen kann. Die erörterung gestattet nicht wohl einen auszug und verweisen wir deshalb auf die kleine schrift, die leicht zu jedermanns handen, und der theilnahme des publicums nach allen seiten zu empfehlen ist. Nur möchten wir hieran noch zwei bemerkungen anknüpfen: *einmal* nämlich dasz der besitz in allen statsverfaszungen, die nicht von vorn herein auf einen verbrennungsprocesz der sittlichen kräfte der nation eingerichtet sind, ein groszes gewicht erhalten und behalten musz, ein gewicht welches zugleich das gröszte compliment für die intelligenz enthält. Am schärfsten und kürzesten hat Burke die sache gefaszt, indem er ausführt, dafs die *fähigkeit* (das talent, die intelligenz) eine *energische* gewalt sei, der besitzstand dagegen eine *phlegmatische*; deshalb sei der besitzstand in keiner verfaszung gesichert, als da wo er äuszerlich weit mächtiger vertreten sei als die intelligenz: und zwar müszen vor allen die gröszeren besitzstände repräsentirt sein, denn sie sind die am leichtesten bedrohten. Die besitzer eines groszen erblichen wohlstandes sind die natürlichen vertreter des erbrechtes überhaupt, welches als das natürliche centrum alles rechtes zu betrachten ist; — *sodann* aber möchten wir bemerken, dasz herr von Henning zu wenig an die *eigentliche* wurzel jenes geschreies nach verstärkter vertretung der intelligenz gedacht zu haben scheint, welche keine andere ist, als dasz gewisse leute, die bei dem jetzigen stande der dinge glücklicherweise nicht die mindeste hoffnung haben, ständeglieder zu werden, eine lage der dinge herbeiführen möchten, wo sie sich als vertreter der intelligenz in die ständischen corporationen hinein-schmieren, hineinschreien und hinein-intriguiren könnten als blosze intelligente scribenten oder docenten. Solche leute sind in der regel nicht einmal als scribenten oder docenten etwas werth, denn sonst würden sie an diesem berufe ein vollkommenes genügen haben, und theilnahme an landständischen verhandlungen eher als eine last und störung betrachten. „Gott helfe mir von Sir Henry Vane!" Das fehlte noch, dasz die viperae peritomatae, die jetzt schon wo die censur irgend eine lücke läszt, ihren geifer in die zeitungen hineinzischen, auch noch in unseren ständeversammlungen herumzüngelten! — Einen beleg der ehrlichkeit im referiren, welche diese art constitutionshelden vor augen haben, können wir gleich zu der weiteren besprechung des inhaltes der von Henningschen schrift anführen. Diese nämlich, *nachdem* sie ausgeführt, dasz von einem nichterfüllten versprechen gar nicht die rede sein könne, erörtert dann weiter, dasz aber, falls auch ein solches versprechen des hochseligen königes vorläge, auf eine erfüllung desselben niemand zu dringen das recht habe, der sich *auf contractlichen standpunct stelle*, denn von diesem standpuncte aus die sache betrachtet „erhalte, wie man sich aus jedem compendium des privatrechts belehren könne, ein versprechen erst dann die rechtliche natur eines vertrages, wenn dasselbe *gültig angenommen werde*." Er selbst, Hr. v. Henning, verwahrt sich ausdrücklich dagegen, dasz dieser contractliche gesichtspunct der seinige sei: „nach wahrer sittlicher auffaszung stehen ein fürst und sein volk überhaupt nicht als parteien gegenüber." — Diese ganze darlegung aber dreht ihm ein entweder selbst vollkommen wirrer oder geradezu absichtlich täuschender vertreter der deutschen und preussischen intelligenz in der Berliner vossischen zeitung (beilage zu sonnabend den 18ten april dieses jahres) im munde um, und sagt, nachdem auch er anerkannt, dasz von einem contractlichen verhältnisse zwischen fürst und volk nicht die rede sein könne: „Nichts destoweniger argumentirt *er* (sc. Hr. v. Henning) ganz aus dem vertragsverhältnifs heraus, indem er die verbindlichkeit das versprechen zu halten, schon aus dem grunde leugnet, weil ein versprechen erst dadurch bindend werde, dasz es gültig angenommen worden" u. s. w. als wenn herr v. Henning auch nur einen augenblick den contractlichen standpunct als den *seinen* zugegeben, und nicht jene widerlegung blosz für *diejenigen* zur belehrung angeführt, *die* auf dem contractlichen standpuncte stehen; für *diese* ist dann die widerlegung auch ganz treffend und schlagend. Dieser referent hätte sich vielmehr ein beispiel nehmen können an der verhältniszmäszigen achtung, mit welcher herr v. Henning sogar eine so sophistische schrift wie die jacobysche behandelt, um dem gegner *jedenfalls* gerecht zu werden und lieber sich als ihm zu nahe zu treten, denn dasz z. b. die mündigkeit des volkes in dem munde eines solchen schriftstellers nur eine äuszerung der niedrigen volksschmeichelei, durch welche

Digitized by Google

sich die demagogen aller zeit ausgezeichnet haben, ist und gar keiner besprechung werth, liegt auf offner hand, obgleich es für gewisse sich für mündig haltende männer vielleicht gar nicht überflüszig ist, wenn sie alle diese ernsten, von gröszerer gutmüthigkeit als über welche unsereins zu verfügen hat, eingegebenen widerlegungen lesen, z. b. s. 12 folgende: „wenn es „dann ferner heiszt: „je unbeschränkter ein fürst, um „so mehr wird selbstbeschränkung ihm zur heiligen „pflicht," und mit der gravitätischen miene eines Con„fucius hinzugefügt wird: „*so lautet das gebot der „sittlichkeit!*" so sollte man wohl meinen, es hätte dem „verfaszer bei einiger überlegung nicht entgehen kön„nen, dasz die berufung auf solchen abstracten ge„meinplatz, seine sache zu fördern, insofern nicht ge„eignet ist, als aus der pflicht der selbstbeschränkung „für den mächtigen nur dieses abzuleiten ist, dasz „derselbe sich seiner macht mit weisheit und vernunft „zu bedienen, nicht aber, dasz er dieselbe aus der „hand zu geben, und noch viel weniger, dasz er sie „solchen abzutreten hat, deren wille und befähigung „einen weiseren gebrauch davon zu machen, zumal da „wo es, wie im vorliegenden falle auf eine liberale „majoritätsregierung abgesehen ist, mit gutem grunde „zu bezweifeln sein dürfte."

Ref. braucht wohl kaum hinzuzufügen, dasz er in hrn. v. Hennings schrift einen ausdruck der ansicht und stimmung gefunden zu haben glaubt, wie sie in allen ruhigen, wohlgesinnten, über den gegenstand nachdenkenden kreisen in ganz Preussen zu grunde liegt, wenn auch nicht überall mit gleicher klarheit ausgesprochen wird — und so mag sich der verfaszer in der anerkennung dieser kreise, die ihm nicht entgangen ist, trösten über die hanswurstiaden des Berliner correspondenten der kölner zeitung, dessen zeichen ein skorpion (d. h. ein kalenderskorpion mit glattem schwanze) ist. Wenn dieser correspondent in nro. 87 besagter zeitung ausruft: „Dr. Jacobi und L. v. Henning! welche wehmüthige ironie bricht aus diesem gegensatze heraus!" so stimmen wir in die worte vollkommen ein, natürlich in einem sinne, der den correspondenten selbst als ein object wehmüthiger ironie faszt, und verschwenden an die ungetreue relation, die er von dem inhalte der schrift giebt, nicht eine sylbe. Aber eine offenbare *lüge* unter dem zeichen desselben glattschwänzigen skorpions in nro. 113 können wir nicht umhin hervorzuheben, da sie den moralischen werth dieses correspondenten bezeichnen hilft; da heiszt es nämlich: „Diese *auszer* oder *über* dem censurgesetze befindliche stellung hat man das frühere „Berliner politische wochenblatt" und zum theil jetzt noch die hiesige „evangelische kirchenzeitung" des hrn. Hengstenbergs, namentlich in besprechung sonst verschloszener tagesfragen und verbotener bücher behaupten sehen." — Dies ist geradezu unwahr und entweder leichtsinnig oder absichtlich gelogen. Referent weisz von keiner zeitschrift in Preussen, die von der censur eximirt wäre, mit ausnahme der allgemeinen hallischen litteraturzeitung, deren allgemeine richtung in politischen und kirchlichen dingen sich danach bemeszen läszt, dasz ein groszer theil der früheren mitarbeiter an Dr. Ruges jahrbüchern gegenwärtig dabei als recensenten thätig ist, und hat also, wenn in Preussen von censurfreiheit irgendwo die rede sein kann, gerade die liberale und rationalistische partei sich derselben vorzugsweise, wo nicht allein zu erfreuen. Wenigstens war es noch vor kurzem so, denn ob nicht vielleicht neuerdings in beziehung auf das genannte blatt beschränkungen eingetreten sind, weisz ref. nicht, da er in gar keiner beziehung zu demselben steht. So wenig ref. glaubt, dasz censurbeschränkungen, so wie sie nun sind, überall viel helfen und so sehr er sich daher der privilegirten stellung der litteraturzeitung freut, weil *sie* natürlich ein grund ist, auch für organe beszerer richtung gleiche freiheit zu fordern — so fände er es doch nur der billigkeit gemäsz, falls man *anderen* richtungen diese freiheit nicht gewähren *will*, eine *einzelne begünstigung* blosz zu gunsten der oppositionspartei eben so wenig eintreten zu laszen — und geradezu perfide und ehrlos findet er es, wenn ein correspondent so weit demselben das wahre Sachverhältnisz bekannt, gleichwohl in einer vielgelesenen zeitung dem publicum insinuirt, die regierung begünstige einzelne bei der liberalen partei verrufene blätter, die doch *nie eine begünstigung dieser art genoszen haben*, während ein wesentlich in liberalen händen befindliches blatt wirklich dieser begünstigung genieszt oder doch bis vor kurzem genoszen hat.

H. Leo.

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

XXX.

Hesiodi Theogonia. Librorum MSS. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit David Jacobus van Lennep. Amstelodami. Mueller. 1843. *XX.* 396 S. 8.

Die Vorliebe für die bukolischen Dichtungen des Alterthums, der er in ungestörtem Genufs auf seinem Landgute bei Amsterdam nachhängen konnte, führte Hrn. v. L. schon vor langen Jahren auf Hesiods Werke und Tage. Während er die Herausgabe dieses Gedichts in eine nicht allzuferne Aussicht stellt (p. VII) giebt er zunächst von seinen hesiodischen Studien eine sehr willkommene Probe in der vorliegenden Ausgabe der Theogonie. Es ist dieselbe das Resultat einer fünfjährigen anhaltenden Arbeit. Wenn wir uns jedoch wundern möchten, dafs trotz seiner Vorliebe für ländliche Gedichte der würdige Greis uns gerade mit der Theogonie beschenkt, so mögen, wenn überhaupt ein Geschenk solcher bedarf, die Gründe uns genügen, die er selbst als solche anführt, welche ihn zur Herausgabe der Theogonie bewogen hätten. Er hält das von ihm herausgegebene Gedicht für früher verfafst, als die Werke und Tage und sein vorgeschrittenes Alter läfst es ihm wünschenswerth erscheinen, auch noch seine Meinung über das hesiodische Gedicht neben die vielen anderen zu stellen, welche in neuerer Zeit laut geworden. Aber der Genufs, ihm in seinen Auseinandersetzungen zu folgen, wird uns verkümmert durch die unbequeme Anordnung, in der sich seine Ausgabe darstellt. Voransteht nämlich der fortlaufende Text mit den darunter gesetzten kritischen Noten. Von Seite 125 folgt der Commentar. Ein lästiges Hin- und Widerschlagen wird daher nöthig, will man anders Hrn. v. L.'s Erklärungen mit seinem Texte vergleichen, oder auch die nähere Begründung für manche kritische Aenderung suchen, für welche unter den „Variae Lectiones" kein Platz mehr zu sein schien. Allerdings nehmen diese schon einen grofsen Raum ein, weil Hr. v. L. die Varianten des breitesten erzählt, und gern alle Bedenklichkeiten heben möchte, die er vorzubringen oder zu widerlegen hat. Durch dieselbe wortreiche Ausführlichkeit zeichnet sich auch der Commentar aus. Wenn auch dieselbe und noch dazu in dieser Anordnung zuweilen lästig wird, so darf doch nicht verkannt werden, dafs sie gerade hervorgegangen ist aus dem Streben des Verf.'s möglichst vollständig und erschöpfend zu sein, nichts zu verschweigen, was ihm bei der Lectüre seines Autors aufgefallen. Knappe Commentare lassen allerdings die Verf. derselben oft ungerecht erscheinen; wiederholte Klagen in unserer Zeit über Plünderungen und stillschweigende Verwendung fremden Eigenthums liefern davon leidige Beweise. Die Arbeit v. L.'s trägt den Stempel der Ehrlichkeit, Vorsicht und gründlichsten Gewissenhaftigkeit an der Stirn. Als Publicum mag er sich wohl die Studenten des Amsterdamer Athenäums gedacht haben, an dem er nun schon über 40 Jahre wirkt, vielleicht ist selbst das gröfste Stück des Commentars für Vorträge an demselben ausgearbeitet worden und auch hierin möchte die Verbosität einen Grund haben und die Ueberschwemmung mit Citaten, die der Erklärung wenig oder nichts helfen. Sie erinnert an L.'s Lehrer Wyttenbach.

An handschriftlichen Mitteln hat Hr. v. L. manches bisher Unbenutzte gehabt. Die Vergleichung von 6 Florentinern ist ihm durch Fr. de Furia besorgt; unter diesen ist Flor. C. derjenige, welchen Hr. Mützell (de Em. Theog. p. 157) für den Mediceer hielt. Dafs dies mit Unrecht geschehen, beweiset die von Hrn. v. L. pag. XIV herausgehobene grofse Abweichung des D'Orvilleschen Med. vom Flor. C. Die Vergleichung des Neapolit. ist Hrn. v. L. ebenfalls durch Franz de Furia besorgt, die eines Vatican. no. 915 (Gött-

Digitized by Google

lings Vat. ist no. 1409) und des Parisin. E ihm durch Boissonade, und die von 8 anderen Parisern, von denen C und D auch Göttling kannte, durch Georgiades mitgetheilt worden. Benutzt hat Hr. v. L. aufserdem, was sonst noch verglichen war für die Ausgaben von Göttling und Gaisford und den Rehdigerschen Codex bei Markscheffel (Hesiodi etc. fragm.). Von den Ausgaben, welche Hr. Mützell kannte, sah er nur die Juntina von 1515 nicht, verglich dagegen die Frobensche vom J. 1521. (Basel). Vor Conjecturen wahrt sich Hr. v. L. sehr: er hält conservativ-gewissenhaft an der Lesart der Codd., so dafs er sogar für richtig erkannte Conjecturen nicht in den Text nimmt (v. 148. 656.). Sehr oft stimmt er in der Constituirung seines Textes mit Mützell überein, am häufigsten weicht er von Göttling ab, aber nur da, wo ihm die Codd. Besseres, als jener edirt hatte, darzubieten schienen. So ist nunmehr mit Recht durch Hrn. v. L. wieder in den Text gekommen: v. 5 Περμησσοῖο, v. 18 u. 371. λαμπράν τε σελήνην, v. 24. ἔειπον, v. 32. θεῖαν ἵνα κλείοιμι, v. 65. στόμα ὄσσαν, v. 67. κλείουσαι, v. 80. ἡ für ἢ, v. 127. καλύπτῃ, v. 131. ἠδὲ, v. 140, 148, 840. ὄβριμοι gegen die Codd. mit Mützell. v. 159, 843, 858. στεναχίζετο. v. 185, 472. Ἐριννῦς, v. 220. ἐφέπουσιν, v. 231. ἀλλήλῃσιν. v. 328, 442. κυδρὴ παράκοιτις, v. 345. Ἄλδησκον, v. 359, aus Hermanns Conjectur Χρυσηΐς, v. 371. Θεία, v. 377. ὃς καὶ πᾶσι. v. 432, 436. παραγίνεται, v. 438. in richtiger Erkenntnifs der Satzverbindung τοκεῦσι δὲ, v. 447. κὰκ, v. 519. ἀκαμάτοισι, v. 560. ἐπελήθεο, v. 574. κατὰ κρῆθεν, v. 655. πιφαύσκεαι, v. 669. Ἐρέβευσφι, v. 691. ἀστεροπῇ ποτέοντο. v. 725. Τάρταρον ἷκοι, v. 732, θύρας. v. 748. ἀμφὶς ἰοῦσαι. v. 781. ἀγγελίῃ als Botin, wie im Latein nuncius Bote und Botschaft. (Heyne ad Il. γ. 206.) v. 801. ἐννάετες. v. 835. ῥοίζασκ' v. 826. λελιγμότες, v. 872. μαψαῦραι, v. 924. γείνατ' Ἀθήνην. Das ν ἐφελκυστικόν hat v. L. v. 63. aus Cod. Paris. B und dem Bodl. in σφι λιπαροί gestrichen, eben so in v. 693. in ἐσμαράγιζε aus den Flor. b. c. d. e. Par. c. Rehd., dagegen setzt er es v. 92. ἀγρομένοισιν. Wenn er aber gegen die Codd. es wegstreicht in v. 451. und constantiae causa in 701. ὀφθαλμοῖσι ἴδοντο und ὀφθ. ἰδεῖν, um dem Digamma seine Geltung zu lassen, dessen Mifsachtung auch pag. 164 einen Zweifel gegen die Aechtheit des Verses 65, und pag. 335. adv. 767 ein Bedenken gegen δόμοι ἠχήεντες in ihm erregte, so möchte dies dem Principe nach zu rechtfertigen erscheinen; aber schon dies, dafs wenigstens in v. 701. alle Handschriften das ν halten, dann dafs auch im Homer dasselbe gerade in derselben Zusammenstellung in Il. τ, 174. ω, 246, 555. Odyss. κ, 387. ο, 76. π, 32, dafs Od. δ, 269. ο, 484. ἐγών vor ἴδον beibehalten wird, und endlich, dafs auch vor dem ι apostrophirt wird τε, δε, ἔνθα (Od. ρ, 118) in Versen, wo wie in ρ, 118. selbst durch eine etwanige Correctur der Apostroph nicht ohne Verletzung des Zusammenhanges oder des Metrums weggeschafft werden kann, beweiset hinlänglich, dafs selbst die Alten im Gebrauch des Digamma sich nicht gleich blieben, und dafs es ein hyperkritischer Versuch wäre, in diesen epischen Gedichten hierin eine Einförmigkeit herstellen zu wollen. Möchten wir hier also das ν stehen lassen, so ist ein ι subscr. zu streichen in v. 89. ἀγορῃφι, v. 138. ἤχθηρε, v. 882. βίῃφι, pag. XI, Zeile 13 σημηναντες.

Was uns in der Gestaltung des Textes und in seiner Behandlung sonst noch aufgefallen, ist folgendes: v. 15. sucht Hr. v. L. ἠδὲ Ποσειδάωνα γαιήοχον, ἐννοσίγαιον gegen das Metrum zu halten, weil, da überhaupt αι von γαῖα übergehen könne in γεη|μόρος, πόνος|, auch hier der Diphthong kurz gesprochen werden konnte. Das aber verstöfst gegen die aus Homer feststehende Praxis, nach welcher das αι immer lang ist. Aber wie bei Pindar. Ol. XIII, 114 mit Boeckh (vol. I. p. 424) γεαόχῳ zu lesen ist, so konnte ähnlich hier γεήοχον stehen, oder auch, anklingend gebildet an σκηπτοῦχος, γεοῦχος (Hesych. ὁ τὴν γῆν συνέχων. Suid. Ποσειδῶν, ὁ τὴν γῆν ἔχων). — Auch empfiehlt sich nicht, was Hr. v. L. v. 44. aus Junt. 1. 2. Paris. b. f. in den Text genommen θεῶν γένος αἰδοίων für das durch die überwiegende Mehrzahl der Codd. gehaltene und viel poëtischere θεῶν γένος αἰδοῖον, worin auch eine ähnliche Beziehung, wie in ἱερὸν γένος oder in Schillers: der Pappeln stolze Geschlechter. — Richtiger dagegen scheint es, dafs Hr. v. L. v. 48. das durch die Mehrzahl der Codd. geschützte λήγουσαι τ' ἀοιδῆς in den Text genommen für das die Construction und den Sinn entstellende λήγουσι, wenn auch der Spondaicus und die Synizese in αοι schwer zu tragen sein möchten; indessen spricht für dieselbe schon die Contraction in ᾠδή. — Für καὶ Ἀπόλλωνος ἑκάτοιο-υ, 94. was Hr. v. L. aus Themist. Or. VII. p. 107 u. XIII, p. 209 Dind. aufgenommen, ist die von allen Codd. gegebene Lesart καὶ ἑκηβόλου Ἀπόλλωνος beizubehalten, denn sie zu verwer-

Digitized by Google

fen kann nicht begründet werden durch den Verstofs gegen das Digamma, den Hr. v. L. in der Vulgata entdeckt hat. Genüge es auch hier auf Homer zu verweisen, wo demselben sicherlich auch kein Einflufs gestattet, es also unberücksichtigt geblieben ist. Il. α. 21. 438. und besonders χ. 302. Ζηνί τε καὶ Διὸς υἱεῖ, Ἑκηβόλῳ. — In den Versen 140. 148 weicht Hr. v. L. in der Schreibung ὄβριμοι von 5 Florent., 5 Paris., der Vatic. u. Bodlej. Handschrift ab, welche ὄμβριμοι lesen. Gern billigt Ref. dies Verfahren; wenn aber Hr. v. L. sagt pag. 21: Nobis Muetzellius p. 69 optime ex Sexto Emp. adv. Gramm. c. IX p. 253 et Etym. M. 613, 23 demonstrasse videtur ὄβριμος veram et antiquam esse formam, itaque μ inditum recentioribus deberi, so gesteht Ref., dafs er aus Sextus Emp. weiter nichts herausgelesen habe, als dafs dieser ὄ — βριμος gesprochen habe, und auch dies könnte noch aus dem Zeitzer und Königsberger Cod., die beide ὄμβριμος lesen, zweifelhaft gemacht werden (ed. Bekker. p. 638, 22.). Mehr als diese Deduction gilt wohl die Etymologie des Wortes selbst und die Wahrnehmung, dafs die Epiker sich dieser Form enthalten haben; auch bleiben sich die Codd., die hier ὄμβριμος lesen, nicht gleich, denn in v. 839. lesen nur der Vat., Bodl., Flor. a. und Paris. b. die vollere Form. — Mit 8 Paris. und 2 Flor. stellte dagegen Hr. v. L. v. 240. μεγήριτα wieder her, eine Lesart, welche schon von Alters her streitig war, wie selbst aus dem Etym. M. μεγήρατα erkenntlich ist. Auch unterstützt das Homerische εἰκοσινήριτα, und der Schol. Il. χ. 349. die Lennepsche Lesart. — Im v. 287. bieten sämmtliche Handschriften τριχέφαλον und v. 312. πεντηκοντακέφαλον für — κάρηνον, offenbar d. Richtige, dessen metrische Schwierigkeit gehoben wird, wenn wir im Aussprechen dieselbe Verdoppelung des λ annehmen, nach welcher auch v. 63. σφιλλιπαροὶ oder v. 229. Ἀμφιλλογίας gesprochen wurde. Ob aber, wie man Κεφαλλὴν, so auch τριχέφαλλον schreiben dürfte, mufs bezweifelt werden, und Hr. v. L. ist sich inconsequent, wenn er hier recentiorum consuetudini folgt, gegen welche er zu v. 140. geeifert. Das Doppel λ wird nur geschrieben, wie das verdoppelte ρ, nach dem augmentirenden ε und nach der mit dem Zeitwort componirten Präposition, ἔλλαβε, ἀπόλληγειν. — Den um v. 307. schon von den Scholiasten erhobenen Streit entscheidet Hr. v. L., gestützt auf Flor. e. Par. a. b. f. dahin, dafs ἄνεμον, nicht ἄνομον (Mützell p. 256) geschrieben werden müsse im Vergleich mit v. 869. Ref. pflichtet ihm darin bei, denn ἄνομος ist gar keine Vorstellung der älteren Epiker, fehlt doch auch selbst d. Wort νόμος im Homer, und auch bei Hesiod. v. 66. hat es nicht solche Bedeutung, dafs ἄνομος Sinn haben könnte; vergl. p. 164. — Der gewohnten Genauigkeit in der Behandlung ermangelt dagegen die kritische Exposition zu den Versen 308, 411. 374, 453, 561, 1013. In v. 308. bieten die Codd. ὑποκυσσαμένη oder weisen durch ὑποκισσαμένη darauf hin. Dennoch aber nahm Hr. v. L. ὑποκυσαμένη mit Dindorf und Göttling in den Text, da er durch Hermann (Opusc. I, 335.) über die Länge des υ belehrt war. Dasselbe κυσαμένη nahm er v. 405. in den Text; aber wo 411 dasselbe Wort wiederkehrt, schrieb er ὑποκυσσαμένη und in den Noten ὑποκυσσαμένη constantiae causa etiam hic scripsimus cum Dind. et Göttl. ὑποκισσαμένη Flor. a. b. Ceteri omnes SS. et Edd. ὑποκυσαμένη. — v. 374. nahm Hr. v. L. ὑποδμηθεῖσ' aus seinen Codd. auf, und doch sieht es aus, als halte er diese Lesart blofs für ein placitum librariorum und εὐνηθεῖσα für die richtige; denn in den Noten zu v. 453. steht: videtur ὑποδμηθεῖσα mirifice placuisse librariis, qui invehendum in hunc locum duxerunt pro αὖ δμηθεῖσα, ut supra v. 374. pro εὐνηθεῖσα. — v. 561. schreibt Hr. v. L. — Ὡς φάτο κερτομέων, ohne auch nur die Varianten anzugeben, da doch bei Loesner, Wolf, Göttling 1 u. 2 χωόμενος gelesen wird. Auch Göttl. giebt über χωόμενος nichts. Κερτομέων habe ich unter den Ausgaben, die mir zur Hand lagen, zuerst bei Schrevelius vom Jahr 1671 gefunden. Woher der die Lesart hat, ob sie schon früher vorkommt, habe ich nicht verfolgen können; auch Mützell schweigt über v. 561. gänzlich. In den Noten zu v. 1013. ist wohl bemerkt, dafs der Vers auch von Göttling aufgenommen, nicht aber, dafs die Handschriften, denen er folgt, ihm χρυσέην boten. Eben so ungenau ist Hr. v. L. in dem Gebrauch der grofsen Buchstaben bei den Erscheinungen, die bald als physische Gegenstände, bald in göttlicher Personification gedacht werden sollen. Befriedigen kann es, dafs er v. 106. Γῆ und Οὐρανός, v. 129. οὔρεα, v. 382. Ἄστρα geschrieben und v. 378 u. 870. ἀργεστὴν als Eigenschaftswort, wie Akusilaos schon in Schol. ad h. l., genommen, ist dies doch auch bei Homer ein Beiwort und zwar des Νότος. Il. λ. 306. Unrichtig erscheint die Schreibung in anderen Versen, wo wir verlangen, dafs

Digitized by Google

373, 382, οὐρανόν, 397 οὐλυμπόνδε, 700 und 814 Χάος geschrieben werde. Richtiger verfahren ist Hr. v. L. in der Gestaltung einiger Namen. Wir loben, dafs er v. 134. 375 Κρεῖος schreibt, wenn auch eben die Hinweisung (pag. 194) auf den Achäischen Flufs und den Argolischen Berg gänzlich ohne Nutzen sind. Die richtige Erklärung bot ihm der Schol., der Κρεῖον τὸν βασιλικὸν καὶ ἡγεμονικὸν nennt, so dafs dem Namen eine Verwandtschaft mit Κρέων beizumessen wäre. V. 135 steht Θεῖάν τε Ῥείαν τε nach den Handschriften. Hier müfste Hr. v. L. Θείαν schreiben, wie auch schon Boeckh in Isthm. N. 1. Μᾶτερ Ἀελίου πολυώνυμα Θεία, zu welcher Stelle der Scholiast die hesiodischen Verse 371. 374 anführt. An θεῖα als Femininum zu θεῖος durfte Hr. v. L. p. 196 nicht mit Hrn. Mützell denken, denn richtig bleibt wohl für die Etymologie, was das 2te Scholion sagt: Θείας γενεαλογοῦσι τὸν Ἥλιον διὰ τὸ τῆς θέας καὶ τῆς ὄψεως ἡμῖν αἴτιον εἶναι. Sie gilt als Göttin des ersten Lichtes, vergl. Pind. ed. Boeckh. II, 2. pag. 512. Den Namen Γύγης stellt Hr. v. L. mit Recht seinen Codd. folgend, die sämmtlich ihn v. 734 lesen, her; auch durfte er sich hier auf die erschöpfende Deduction Mützells p. 207 berufen. Βριάρεως ist durchgängig für das Dindorfsche Ὀβριάρεως beibehalten, denn v. 817, wo die erste Silbe kurz ist, konnte schon die Dindorfsche Correctur gar nicht annehmen. Auch mag wohl die verschiedene Messung derselben Sylbe Βρι bei demselben Dichter nicht auffallen, liest man doch bei Homer Ἄρες, Ἄρες. — Aus allen Flor. u. Par. C. ist 245 Ἁλίη Θαλίη herzustellen.

Zu billigen ist es, dafs Hr. v. L. v. 595 ὡς δ' ὁπότ' — μέλισσαι κηφῆνας βόσκωσι, αἱ μὲν σπεύδουσι, κ. λ. mit 2 Flor. u. 4 Par. für βόσκουσι beibehalten hat, denn bei derartigen Vergleichen kann der Wechsel der Modi nicht auffallen, wo in der weiteren Ausmalung des Bildes der Dichter, demselben nachgehend, sich immer mehr von der Anknüpfung desselben, also auch von der ersten Construction entfernt. Hatte diese Bemerkung schon Hermann gegen Göttling gemacht, so konnte Herr van Lennep auf ganz dieselbe Weise der Modusfolge aufmerksam machen, die sich Il. λ. 305 findet, ὡς ὁπότε νέφεα Ζέφυρος στυφελίξῃ, πολλὸν δὲ τρόφι κῦμα κυλίνδεται, ὑψόσε δ' ἄχνη σκίδναται — ὣς ἄρα κ. λ. — Sicherlich falsch aber ist es, dafs Hr. v. L. v. 658 und 659 gegen die Mehrzahl der Codd. ἀπὸ ζόφου und ἀπὸ δεσμῶν in den Text gesetzt. Aber ἀπὸ ζόφου ist gar keine Vorstellung der älteren Epiker, die ein ἀπὸ, sondern nur πρὸς (ποτί) oder am meisten ὑπὸ mit ζόφος verbinden. So denn auch hier; und es erinnert die Stelle Hesiods lebhaft an Il. φ. 55 sqq. ἦ μάλα δὴ Τρῶες μεγαλήτορες, οὕσπερ ἔπεφνον Αὖτις ἀναστήσονται ὑπὸ ζόφου ἠερόεντος. Und die Bedeutung des ὑπὸ cum gent.: von darunter hervor, beweisen auch noch Il. ρ. 234. 645, δ. 275. sqq., θ. 543, ω. 576, Odyss. δ. 39. Behalten wir also hier die alte Lesart bei.

Wir folgten bisher Hrn. v. Lennep in der Gestaltung des Textes; wir müssen ihn nun noch begleiten zu den Leistungen, in denen er die Kritik gehandhabt hat. Er hat schon in der Vorrede seine Ansicht über die Einheit des hesiodischen Gedichtes im Allgemeinen ausgesprochen; die Begründung derselben und das Eingehen in die Besonderheiten werden uns im Commentare geboten.

In pag. VIII. praef. spricht sich Hr. v. L., freilich unbestimmt, dahin aus: Rationes, quae Viros Doctos impulerint, ut Theogoniam, quae nunc exstat, variis locis vel interpolatam vel conglutinatis variis eiusdem enunciati recensionibus deformatam, vel mancam et mutilam ad nos venisse statuerent, non tam certis argumentis niti, ut non possit contra cum aliqua veritatis specie disputari. Er scheint also an die Authentie des Gedichtes zu glauben, und hält sich daher im Commentar in steter Opposition gegen diejenigen, welche Lücken oder Interpolationen im Hesiod entdeckt zu haben vermeinen. Seine conservative Kritik äufsert sich direct in gewissenhafter Besprechung und in ruhiger, wenn auch zu breiter Abwehr der von den Gegnern vorgebrachten Gründe, worin wir Hrn. v. L. eine gröfsere Bestimmtheit und Entschiedenheit im Ausdruck gewünscht hätten, denn das sic videri mihi (pag. XI,), was er nicht überschreiten will, ist zwar recht bescheiden, fördert aber nicht viel; oder indirect durch den Nachweis des Gedankenzusammenhanges und der Anordnung der einzelnen Theile zu dem Kunstganzen. Auch ist er nicht blind gegen die ästhetischen Fehler des Gedichtes, wohl erkennt er an, dafs vieles minus concinne und parum apte zusammengefügt und ausgedruckt sei; er gesteht müfsige Wiederholungen ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Univ. of Mich. University Library

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Hesiodi Theogonia. Librorum MSS. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit David Jacobus van Lennep.

(Fortsetzung.)

Auffallend aber mufs dabei bleiben, dafs er die Entschuldigung dieser Fehler in der Zeit finden will, in der der Dichter gelebt. Von der aber wissen wir doch leider zu wenig, sie bietet uns keine Vergleichspuncte; ja, was wir von ihr wissen, möchte eher zu den Vermuthungen der Gegner, als zu dem Glauben an die ursprüngliche Einheit der Theogonie, wie solche aus der Hand *eines* Dichters hervorgegangen, hinüberleiten; und wenn es gar heifst, dafs Hesiod Entschuldigung verdiene, weil seiner Zeit die Dichter magis ingenio, quam arte valuisse, so gestehe ich, dafs ich in diesen Götterkatalogen mehr Verständigkeit in der Anordnung, mehr praktischen Sinn, mehr den Ausdruck der Treue in der Art und Weise der Ueberlieferung gefunden habe, als ingenium. Wenn ich daher auch diesen Theil der Lennepschen Disputation nicht unterschreiben mag, so gebe ich ihm dagegen darin vollkommen Recht, dafs dann erst die Theogonie für verstümmelt und lückenhaft zu halten sei, wenn heute noch citirt würde, was in der Theogonie nicht mehr vorkäme, wenn nachgewiesen würde, dafs von den Göttern Griechenlands einer übergangen sei, oder andere Zeugnisse vorgebracht würden, als bisher vorgebracht sind. Gern adoptire ich seine Ansicht, die, je gröfser der Druck der Gegner ist, mit um so gröfserem Gegendruck sich geltend machen mufs: Theogoniam, ut nunc exstat, pro longo maiori certe parte ab Hesiodo profectam. Beweis dafür sind Hrn. v. L. die Alten selbst, die eine grofse Zahl von Stellen aus der Theogonie unter dem Namen Hesiod's entlehnt haben. Gewissenhaft hat er im Commentar stete Rücksicht auf diese Citate genommen, wodurch denn allerdings derselbe über Gebühr angeschwellt ist. Da sich Hr. v. L. (pag. X.) mit Mützells Leistungen einverstanden erklärte, so mochte ja wohl genügen, was diesem entgangen war, nachzutragen. Aufserdem enthält der Commentar (p. XI.) eine Vergleichung der von Homer und Hesiod erzählten Mythen, mit Hinzuziehung der Erzählungen anderer Schriftsteller und dessen, was über des Gottes Natur und Cultus sich sonst noch finden mag, wie auch einen Versuch, nachzuweisen, was Hesiod etwa älteren Dichtern verdanken konnte, oder selbst erfunden hatte. Hinzugethan sind noch die alten Glossen des Vatican. und der Par. c. g.

Das Prooemium 1—115 hält Hr. v. L. mit Ausnahme weniger Verse für ächt hesiodisch. Er erkennt einzelne Theile desselben an, und meint, dafs die Zusammenordnung entweder von Hesiod selbst herrühren könne, der als der erste Rhapsode (Schol. Pind. Nem. II. 1) beim Vortrag seiner Gedichte vor verschiedenen Zuhörern und in verschiedenen Orten zu einem ältesten Prooemium je nach Veranlassung einzelne zweckdienliche Zusätze mit nur leichter Verbindung der Theile habe anfügen können, oder von Anderen später in die Gestalt gebracht seien, in der das Prooemium heute noch vorliegt. Wenn eine von beiden, so wird die letztere Ansicht der Wahrheit näher kommen. Denn wenn das Prooemium selbst sich im Munde des Hesiod nach Mafsgabe des Ortes und der Person änderte, so würde dies unzweifelhaft die Folge gehabt haben, dafs, weil Hesiod selbst keinen Werth auf seine unveränderliche und bestimmte Gestalt gelegt, dasselbe als ein nur hier oder nur dort bekanntes, ich sage nicht Gedicht, sondern Grufs- oder Einleitungswort, wie andere hesiodische Lieder hätte verloren gehen müssen. Ja Hesiod hätte selbst nicht ein Mal behalten können, was er hier oder dort gesagt, und hätte er wieder in stillen Stunden aus der Erinnerung zusammenfinden wollen, was er selbst für dessen Auf-

Digitized by Google

bewahrung bedeutend genug hielt, er hätte eben wohl ein Ganzes daraus gemacht, was doch das hesiodische Prooemium nicht ist. Dasselbe, so glaube ich, besteht aus Gedichten, die mit Recht dem Hesiod zugeschrieben werden können; aber erst eine spätere Hand hat dieselben so redigirt, wie sie uns in dem Prooemium vorliegen. Hr. v. L. in seiner zuletzt vorgetragenen Meinung will dies nicht in Abrede stellen, enthält sich aber, die einzelnen Lieder nachzuweisen. Vielleicht mit Unrecht; bei andern seiner Vermuthungen hätte auch diese Platz gefunden, zumal da er mit Gründen der Wahrheit die Ansichten seiner Vorgänger wohl zu widerlegen verstand. Vielleicht würde dasselbe Geschick auch die Ansicht des Ref. erleiden, welche er hier als bündiges Resultat seiner Lectüre mitzutheilen nicht ansteht, wenn er auch die weitere Begründung einer andern Gelegenheit vorbehält. Das Prooemium, wie es heute vorliegt, ist zusammengeschweifst aus 3 Liedern, von denen das erste v. 1—34. 68—74; das zweite v. 36—67. 75—103 und das dritte v. 104—115 umfafst. Innerhalb der einzelnen Lieder ist allerdings der Ausdruck nicht immer präcis, auch wohl nicht frei von Wiederholungen; gewagt würde es sein, blofs deshalb Verse auszumerzen und für unächt zu erklären, da sich doch nicht beweisen läfst, dafs Hesiod nicht also im allgemeinen Charakter des Epos sollte gedichtet haben; denn nur wo wirklich ein Rifs im Gedanken ist, wo jeglicher Zusammenhang im Sinne fehlt, nur da darf eine höhere Kritik ihre Hand anzulegen wagen. Von den 3 Grundliedern, die ich anerkenne, beginnt jedes im Charakter eines Prooemiums 1) Μουσάων Ἑλικωνιάδων ἀρχώμεθ' ἀείδειν. 2) Γύνη, Μουσάων ἀρχώμεθα. 3) Χαίρετε τέκνα Διός, δότε δ'ἱμερόεσσαν ἀοιδήν, wie denn auch noch unter den Fragmenten des Hesiod (210 Göttl.) der Anfang eines vierten Proöms sich befindet. Dafs im ersten Liede auf v. 34, v. 68 folgt, findet seine Begründung darin, dafs, nachdem die Musen den Dichter mit dem Lorbeerzweig begrüfst, dahin zurückkehrend gedichtet werden mufsten, von wannen sie sich der Dichter gekommen dachte, zum Zeus. Das allgemeine Lob desselben εὖ δὲ ἕκαστα ἀθανάτοις διέταξεν ὁμῶς καὶ ἐπέφραδε τιμάς mochte das Lied recht wohl schliefsen. Das zweite Gedicht, Μουσῶν γένεσις, wurde zu Plutarchs Zeit (Quaest. conv. IX, 14) beim Spenden als eigener Hymnus gesungen. Dafs dasselbe nicht bei v. 67 abbrach, möchte die Erwähnung des mitgefeierten Ἀπόλλων Μουσηγέτης andeuten, der mit den Musen vereint v. 94 erst als Urheber des Gesanges genannt wird. Da ferner die Namen der 9 Töchter der Mnemosyne nicht genannt, wohl aber v. 66 und 67 die Themata der Musenlieder bezeichnet werden, die sie zu singen pflegten, πάντων νόμοι und ἤθεα κεδνὰ ἀθανάτων, so schliefst sich v. 75 daran an, ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον, der bis dahin ohne irgend welche Bezüglichkeit stand. An ihn reihen sich die Namen der Musen; das Lied endet mit der Schilderung der beglückten Fürsten, welche die Musen mit einweihendem Lächeln begrüfsten und der Seeligen alle, die den Göttinnen befreundet. Ich gestehe dabei gern, dafs das ἄειδον als Imperfect. in v. 75 zu hart ist, erwartet wird zum innigeren Anschlufs an 67 ein Präsens. Darf man den Vers für eingeschoben halten, so läfst v. 76 an 68 gehängt keine Lücke im Zusammenhang. — Das dritte Lied bildet ohne weiteren Zusatz ein Ganzes für sich, in seinem Inhalt von dem vorigen verschieden; denn das erste giebt die Dichterweise, das zweite den Musenhymnus, und das dritte den Inhalt der Theogonie; das gemeinsame Band, der Faden, auf den die drei Lieder sich reihen, ist die Feier der Pierischen Töchter selbst, deren Verherrlichung aus jedem der Gedichte hindurch klingt. Spätere Hand hat auch den Vers 35, der noch keinen Platz gefunden, den seinen angewiesen; mochte er das erste, zweite oder dritte Lied, oder gar alle 3 schliefsen, so sollte er wohl nie etwas anderes sein, als ein leichter Uebergang von dem Prooemium auf den eigentlichen Inhalt des Gedichtes. Nun ist er dahin geschoben, wo der Zusammenordner der Lieder den Uebergang aus dem ersten Theile des ersten Gedichtes in das zweite künstlich herstellen wollte, dazu veranlafst durch die Aufforderung der Musen an den Hesiod selbst, ihr Lob zuerst und zuletzt stets zu verkündigen. Hr. v. L. sucht die fühlbaren Lücken durch seine Erklärung zu beseitigen, und zugegeben kann ihm werden, dafs er hierin nicht ohne Scharfsinn verfährt, aber doch von dem Streben zu erhalten zu weit verführt werde. Mir zeigt er nur den Gedankengang, der in dem späteren Zusammenordner lebendig gewesen sein mag, da er die drei Lieder zu einer Einheit verband (vergl. Lennep zu v. 68. 71. 75). Auf keine Weise mag der Leser aber die ermüdende, unerträgliche Weise billigen, in welcher einige Theile des Tex-

Digitized by Google

tes behandelt sind. Von p. 141—145 wälzt sich die Betrachtung, ob Hesiod das Begegnifs mit den Musen erdacht ad maiorem sui carminumque commendationem, oder ob er Ursach gehabt, zu glauben, er habe in Wahrheit mit den Musen gesprochen und sei von ihnen beschenkt worden, etwa in einem Traumgesicht oder im Enthusiasmus. Ob die Beantwortung solcher Fragen zur Erklärung des Hesiod Erkleckliches beiträgt? Auch die Bemerkung, dafs dem Hesiod die Musen den Zweig gegeben (ἕδον δρέψασθαι), damit er ihn entblättere und die Blätter verspeise, ist zu wortreich (von p. 148—150). Bündig dagegen ist die Erklärung zu v. 35 περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην, die Hr. v. L. mit Recht aus Homers Il. χ. 126. Theocr. III, 8. Ovid. Her. V, 13 hernimmt. Sie liegt klärlich genug in den Worten ἀπὸ δρυὸς ἢ ἀπὸ πέτρης τῷ δαρίζεμεναι, ἅτε πάρθενος ἠΐθεός τε, d. h. schwatzen wie Jüngling und Mädchen, die unbeschäftigt vom Berg her oder vom Felsen kommen. — Mit p. 175 beginnt der Commentar zur eigentlichen Theogonie; aber auch den macht die Breite der Behandlung unerquicklich. Dafs v. 118 τάρταρα von ἔχουσι *nicht* abhänge, sondern zwischen Gaea und Eros als Geschwister einzuschieben sei, wird pag. 176, 182, 184 wiederholt. In der Sache hat Herr van Lennep Recht, wenn er die den v. 118 ἀτεθοῦντας grammaticos et viros doctos zurückweist; denn nicht allein, dafs sich eine ausdrückliche Bezugnahme auf seinen Inhalt bei Pausan. IX, 27. 2 und Plutarch Is. et Os. p. 56 findet, so müfste doch auch der Dichter, wie er den Olymp entstehen liefs, für die gestürzten Gewaltherrn den Raum geboren werden lassen, ja auch v. 821, wo der Typhoeus des Tartarus Sohn genannt wird, setzt das Dasein von v. 118 voraus. In der Etymologie des Wortes aber scheint Hr. v. L. unglücklich: a τάρω, unde τάρβος et ταράσσω dicta etiam Tartara nihil utique est, cur dubitemus. Τάρω kenne ich nicht, wohl aber kann ich den Namen mir erklären, als dem Laute nachgebildet, welchen ein von Schauder und Frost Geschüttelter ausstöfst, wie doch auch βάρβαρος ein Wort, wie Hottentot, ist, das den Eindruck eines rauhen unverständlichen Sprachklanges wiedergeben soll. Zu Κρόνος v. 132 erfindet Hr. v. L. ähnlich einen Stamm κρόω, zu Κόττος, κόω, nicht minder ungewöhnlich giebt er βριώ zu Βριαρεύς, γόω zu Γύγης. — Hr. v. L. gelangt nunmehr zu den Kindern der Erde und des Himmels. Sein Commentar hat schon Hrn. Schoemann vorgelegen, da dieser 1844 seine Dissertatio de Titanibus Hesiodeis verfafste, in welcher er mit scharfsinnigster Behandlung diesen Theil hesiodischer Theogonie in seiner gewohnten Meisterschaft verfolgt. Mit Recht tadelt er Hrn. v. L. p. 5, dafs er die städtegründenden Kyklopen mit den Söhnen des Himmels und der Erde verwechselt, dem Brontes, Steropes und Arges. Richtig erklärt Herr Schoemann den Namen Κύκλωπες hergeleitet von den rollenden Augen, wie solche den Wilden und Wüthenden eignen. Das hesiodische Etymon, was v. 143—145 steht, ist gewifs späteren Ursprungs, wie ich denn auch anstehe, solchem etymologisirenden Versuche andere anzuschliefsen v. 196—200, 207—210, 282. 283. — Zu v. 154 sqq. bemerkt Hr. v. L., dafs der Dichter habe sagen wollen: ὅσσοι γὰρ (παῖδες) Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο, ἦσαν δεινότατοι παίδων (ut significetur nullis parentibus magis terribiles enatos liberos, quam quotquot ex Coelo Terraque nati sint). So richtig die Bemerkung ist, so ungelöset läfst sie doch den Zweifel, wie das καὶ τῶν μὲν ὅπως τις πρῶτα γένοιτο, πάντας ἀποκρύπτασκε zu erklären. Denn wenn er neben die obengegebene Erklärung der ersten beiden Verse noch eine zweite stellt, die alle Schwierigkeiten heben soll: (ἦσαν) γὰρ (οὗτοι) δεινότατοι παίδων, ὅσσοι Γ. καὶ Οὐρ. ἐξεγένοντο, so fände das καὶ τῶν μὲν allerdings seine Erklärung so, wie der Dichter sicherlich sie wollte, dafs eben nur die Cyklopen und Centimanen, nicht aber das Geschlecht der Titanen vom Vater verborgen sei. Minder hart aber, auch ohne solche Gewaltthat, mit welcher Hr. Mützell die Verse behandelt, corrigirt Hr. Schoemann p. 8:

ὅσσοι δ' ἄρ Γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγένοντο
δεινότατοι παίδων, σφετέρῳ δ' ἤχθοντο τοκῆι
ἐξ ἀρχῆς, τούτων μὲν ὅπως τις πρῶτα γένοιτο,
πάντας ἀποκρύπτασκε,

so dafs der Nachsatz, angeschlossen an ὅσσοι (wie v. 422), mit τούτων μὲν begönne. — Die Lennepsche Behandlung von v. 185 sqq. tritt auch nicht entschieden genug auf. Hr. Mützell hat p. 418 aus Gregor. Naz. Or. III. p. 103 D. sqq. geschlossen, es wären die Namen der Giganten ausgefallen. Hr. v. L. erfindet auch die etwa fehlenden Verse:

Πορφυρίωνα, Μίμαντα καὶ ὄβριμον Ἀλκυονῆα,
Ῥοῖτόν τ' Ἐγκελαδόν τε καὶ Εὔρυτον ἠδὲ θοῶνα

wobei er nur aus einem verderbten Namen Φροῦτος, zwei Giganten macht, meint dann aber doch, man müsse beim Alten bleiben, da durch diesen Einschub die Con-

Digitized by Google

cinnität im Ausdruck gestört werde, ja auch die Namen der Erinnyen und Melischen Nymphen fehlen. Das aber kann der Grund nicht sein, jenen Einschub zu verwerfen. Der liegt offenbar in der Art, wie Gregor, wirre von den Kämpfen der ereignifsreichen Epen, selbst citirt. Er ist vollkommen ungenau, denn Κόττος, Βριάρεως, Γύγης sind Centimanen, keine Giganten; der einzige ist Enceladus; auch erzählt er weiter von ἐπιφερομέναις νήσοις, die βέλη τε ὁμοῦ καὶ τάφοι gewesen wären, hinweisend offenbar auf eine Gigantomachie, die, wenn hesiodisch, wenigstens nicht in der Theogonie zu suchen war. — Die Verse 195. 199. 200 sieht Hr. v. L., Wolfen folgend, als Einschiebsel der Glossatoren an und druckt sie aus den Handschriften ab, wie er sie fand, ohne irgend welche Berichtigung des Metrums vorzunehmen. Ref. stimmt ihm darin bei.

Dafs dagegen die Verse 211—232, gegen Thiersch de Hesiodo pag. 24. gehalten werden im Hinweis auf v. 106 des Prooemiums ist richtig. Er nimmt hier die Erzählung auf, was v. 124 sqq. schon begonnen war; dort waren es die Kinder der Nacht und des Erebos, hier sind es die Kinder der Nacht allein, die genannt werden. Mit Recht wird auch der Versuch Mützells zurückgewiesen, der hinter v. 215 die Namen der Hesperiden und in v. 216 den herakleischen Aepfelraub hineinbringen wollte; hätte nur Hr. v. L. für sein Verfahren einen Grund angegeben. Er begnügt sich, blofs den Scholiasten abzufertigen: Mentionem autem Herculis mihi videtur Scholiastes huc aliunde temere invexisse; dafs aber dem von Göttling verbesserten Mützellschen Verse, Αἴγλην, Ἑσπερόεσσαν, ἰδὲ κλειτὴν Ἀρέθουσαν kein Platz gegeben werden konnte, hat seinen Grund in den Worten des Servius, der durchaus nicht sagt, dafs er die Namen der Hesperiden in der Theogonie gefunden: Hesiodus has Hesperidas — ultra Oceanum mala aurea habuisse dicit. Wohl begründet erscheint dagegen die Ausweisung der v. 218 und 219, als aus v. 904—906 hier eingeschoben. Offenbar hat der Verf. dieser Verse die Moiren mit den Keren verwechselt, er würde sonst nicht Klotho, Lachesis und Atropos, die Moiren, als Keren genannt haben. — Hesiod schreitet in der Theogonie zur Nachkommenschaft des Pontos und der Gaea, und zu den Nereiden fort. Hr. Schoemann bemerkte in seiner vortrefflichen Abhandlung (vor dem Lections-Cat. $18\frac{33}{34}$) de Oceanidum et Nereidum Catalogis Hesiodeis, dafs die Zahl der genannten Nereiden, mit Hesiods Zählung v. 264 κοῦραι πεντήκοντα nicht übereinstimmen, es sei dieselbe 51, wenn man die beiden Πρωτώ v. 243 u. 248 als verschiedene und 49, wenn man sie für eine und dieselbe und etwa θοή als Eigenschaftswort nehme. v. 245. Hr. v. L. läfst Θοή stehen als Namen und zählt dann wohl mit Hermann das Πρωτώ nur ein Mal. Aber wie schon der Metaphrast Joannes Diaconus bei Gaisford p. 461 beweiset, ist für Proto v. 243 Πρωθώ (Propella) gelesen. Diesen Namen nimmt Hr. Schoemann in v. 248 auf, dann aber lauten nach seiner Correctur pag. 25 v. 245: Κυμοθόη, Σπειώτε θοὴ, Θαλίη τ' ἐρόεσσα und 248: Δωτώτε, Πρωθώ τε, Φέρουσά, Δυναμένη τε. — Die Namen der Nereiden, wie auch die der Nymphen v. 346 sqq. erklärt Hr. v. L. befriedigend, und wenn es bei ihm heifst: Εὐνείκη (v. 246) pertinet ad bonam cum mercibus navigantium aemulationem, so wollen wir es loben, dafs er die Göttlingsche Erklärung nicht wiederholt hat. Hr. Schoemann corrigirt p. 19 aus Apollodor. 1. 2 Εὐνίκη, und stellt sie in ihrer Bedeutung in eine Reihe mit Δυναμένη. Zu eng gefafst ist die Bedeutung von Θέτις, welche sine dubio a ponendis sive componendis dicta *fluctibus* genannt sein soll; die Herleitung des Namens von dem in τιθημι liegenden Stamme ist indefs richtig. Die Gräen und Gorgonen holet Hr. v. L. aus den Erzählungen Phoenicischer Küstenfahrer. Seien sie nun Robben oder andere Seeunthiere, oder eine Affenart, oder in Wahrheit Weiber und zwar der Neger oder der Celten gewesen, Phönicische Berichte haben ihnen zu dieser Form verholfen, in welcher sie Hesiod kennt. Glaub es, wer mag. So viel ist klar, dafs Lenneps Gräen mit dem Levezowschen Gorgonenideal verschwistert sind. Dafs Dino, welche dem Hesiod von Mützell v. 273 aufgedrängt werden sollte, jüngeren Ursprunges ist, hat Hr. v. Lennep richtig erkannt. — Mit den V. 472 sqq. τίσαιτο δ' ἐριννῦς πάτρος ἑοῖο παίδων οὓς κατέπινε schlägt sich der Hrsg. auch herum, aber ohne sie zu bewältigen. P. 287 schreibt er: Venit tamen aliquando mihi in mentem v. 473 legendum esse παίδων θ' οὓς κατέπινε, ut v. 472 πατρὸς ἑοῖο ad Rheam referendum sit, ultaque haec dicatur ἐριννῦς patris sui Urani, quibus ille Cronum devoverat ob facinus supra memoratum v. 180 sqq. et simul ἐριννῦς παίδων, quos Cronus devoraverat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Hesiodi Theogonia. Librorum MSS. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit David Jacobus van Lennep.

(Schlufs.)

Die Emendation ist ganz vortrefflich und es kann jene Stelle eben nichts anders heifsen, als dafs Rhea den Zeus verbarg, um durch ihn dereinst an dem Kronos die Strafe für dessen an ihrem Vater verübten Frevel zu vollziehen, und die Söhne zu rächen, welche der Gemahl hinabgeschlungen. Die Bedenken, welche von den Interpreten der Theogonie von v. 492 an, gegen die Integrität der Erzählung erhoben sind, hat Hr. v. L. nach seiner Art zu widerlegen versucht, und wenn es ihm auch gelungen ist, die Mützellsche Ansicht abzuweisen, als habe hier noch die Fesselung des Kronos Platz gehabt, so mufste doch ein tieferer Einblick in die Erzählung von dem Titanengeschlecht und den Cyklopen und Centimanen deren Zusammenhangslosigkeit und Zerrissenheit herauslesen. Nicht genug, dafs dieselbe in ihrem Verlauf an verschiedenen Stellen abgebrochen, an andern wieder aufgenommen ist (vergl. 207. 500), sie findet in sich selbst, wie schon Schoemann gezeigt, keinen vernünftigen Zusammenhang. Denn möchten wir uns auch die mindestens unwahrscheinliche Erfindung gefallen lassen, nach welcher Gaea die Veranlassung zu des eignen Gemahles Entmannung wird, so wird doch solche nur unternommen, um die Befreiung der Centimanen und Cyklopen zu erwirken. Diese aber ist erst eine That Jupiters (vgl. 501. 617). Wie dann Kronos selbst in den Besitz der Herrschaft gekommen, wie er solche verloren, wird nicht einmal angedeutet; nur der eine v. 496 νικηθεὶς τέχνῃσι βίῃφι τε παιδὸς ἑοῖο möchte eine Anspielung machen und das Geschick des Kronos sich aus v. 716 sqq. und 850 entnehmen lassen. Aber von diesen Schwierigkeiten merkt Hr. v. L. keine an, es liest sich ihm die Erzählung glatt fort, meint er doch: non continuam hic Deorum historiam tradi, neque in tam antiquo carmine perfectam artis concinnitatem quaerere nos debere pag. 292 sqq., während doch solche Widersprüche, in welche sich dieselbe mit sich selbst verwickelt, es mehr als wahrscheinlich machen, dafs spätere Hände Bedeutendes hinzugethan oder hinweggenommen haben. Eher aber glaube ich das erstere, d. h. lieber Interpolationen als Lücken. — Lobenswerth ist die Herstellung im Scholion zu 534 καὶ γὰρ ἤριζεν ὁ ἄνθρωπος ὅμοια ποιῆσαι τῷ θεῷ, θνητὸς ὢν· θνητὸς γὰρ θεὸς ὁ ἄνθρωπος. Der Grund, aus dem Hr. Mützell vermuthete, der Scholiast habe anders gelesen, als im Text steht, fällt somit fort. — In den wortreichen Auseinandersetzungen zur Prometheussage von v. 521—615 pag. 299—303. 304. 308—311, wird wohl keine Stelle alter Mythographen nachzutragen sein, obwohl die Behandlung derselben weder dem Hesiod noch dem Mythus überhaupt frommen mag. Zu bedauern bleibt es, dafs Hr. v. L. die letzten deutschen Arbeiten über diesen Mythus weder gekannt hat, noch zum Theil hat kennen können, auf das eigentliche punctum saliens hinzuweisen, wäre nicht blofs Versuch geblieben.

Von den späteren Bemerkungen des Commentars wählen wir nur noch die zu v. 927—929 heraus (pag. 365—373). In den 19 Versen aus Chrysipps Buch de Anima, wie sie bei Galen gefunden werden, glaubte Ruhnken zuerst die Hand eines Interpolators zu erkennen, Wolf in den Bemerkungen zur Theog. v. 927, und in den Prolegg. p. 134 schlofs nur auf 2 verschiedene Ausgaben, die unsere und die des Chrysippus. Hr. v. L. tritt dieser Ansicht bei, und glaubt einen Grund in des Chrysippus eigenen Worten ὁ δὲ Ἡσίοδος ἐπὶ πλέον λέγει ἐν ταῖς Θεογονίαις τινῶν μὲν ἐν τῇ θεογονίᾳ γραφόντων — τινῶν — δ' ἐν ἑτέροις ἄλλως γραφόντων zu finden; da sei Hesiod genannt als einziger Dichter beider Erzählungen; mit Mützell an ein

Digitized by Google

Gedicht aufser dem Kreise der Theogonie zu glauben, verbiete ἐν ταῖς Θεογονίαις; für diese Erzählung von der Metis sei auch kein anderer Platz irgendwo zu finden gewesen, sondern hier sei die Stelle, und das ἐν δὲ τοῖς μετὰ ταῦτα beziehe sich auf v. 928 und schliefse sich an Hesiods Worte an καὶ ζαμένησε καὶ ἤρισιν ᾧ παρακοίτῃ. Im weiteren Verlaufe seiner Deduction erkennt Hr. v. L. die Chrysippischen Verse als gleichaltrig der Orphischen Poësie. So sehr ich auch im Letzteren ihm beistimme, so mag ich doch an eine doppelte Recension der Hesiodischen Gedichte nicht glauben; wenigstens beweiset sie *diese* Stelle nicht. Dafs Hesiod als der Verfasser beider Erzählungen genannt wird, mag Hrn. v. L. gern zugegeben werden, weniger aus dem Anfang der Stelle, dem Hermann schon durch Correctur hat aufhelfen wollen, als vielmehr durch die Gedankenverbindung, welche sich an die eine Person des Hesiodus knüpft, in den Worten: εἶτα προελθὼν φησιν οὕτως· (seq. v. 924—926) στήθεσι γὰρ αὐτοῖς ἔνδον εὔδηλον ὅτι ἀπέθετο τὴν Μῆτιν καὶ οὕτως φησὶν αὐτὴν γεννῆσαι κατὰ τὴν κεφαλήν· ἐν δὲ τοῖς μετὰ ταῦτα πλείω διεληλυθότος αὐτοῦ, τοιαῦτ' ἐστὶ τὰ λεγόμενα sqq. versus 19. In der Theogonie, wie sie uns überkommen, lesen wir, wie sich Zeus der Metis, als der ersten, beigesellt, wie er dieselbe, da ihr die Zeit der Geburt Athenens heranrückte, auf Anrathen seiner Grofsältern verschlungen, dann sich der Themis und endlich der Here vermählt habe, von der ihm 3 Kinder geboren seien. Da erst sei seinem Haupte Athene entsprungen, und Here zürnend dem Zeus, sei aufser seiner Gemeinschaft aus sich selbst des Hephaistos Mutter geworden. Diese Erzählung las man schon zu Chrysipps Zeit in der Theogonie. Ἐν δ' ἑτέροις oder ἐν τοῖς μετὰ ταῦτα stand dagegen von einem Zwist des Zeus und der Here, in dessen Folge erst die Here ἄνευ Διὸς αἰγιόχοιο den Hephaistos gebar, dann Zeus sich zur Metis wendete, sie verschlang, und die in seinem Schoofse geborne Athene aus seinem Haupte wiedergebar. Ist nun auch diese letzte Erzählung mit dem Namen des Hesiodus bezeichnet, so brauchte sie noch immer keinen Platz in unserer Theogonie zu finden, ja sie konnte keinen finden. Denn beide Erzählungen sind in ihrem Entwicklungsgang zu verschieden, als dafs sie je zu einem verständlichen Ganzen aneinander gelegt werden konnten, was ja auch Chrysipp selbst erkannte und ganz verständlich aussprach: ἡ μὲν εἰς αὐτὸν κατάποσις τῆς Μήτιδος καὶ ἔνδον τοῦ Διὸς τῆς Ἀθηνᾶς γένεσις κατ' ἀμφοτέρους τοὺς λόγους ἐστίν· διαφέρουσι δ' ἐν τῷ πῶς ταῦτα συνετελέσθη. Und wenn man sich doch einen Interpolator denken wollte, der in einer zweiten Edition der Theogonie an v. 928. unserer Zählung mit Auslassung von 929, seine 19 Verse eingefügt hätte, man müfste zugeben, dafs er mindestens mit Ueberlegung dumm gewesen sei, da er eine vollkommne andere Mythe an die erste hing, ja sich mit den nun ganz unverständlichen Worten ἐκ ταύτης ἔριδος an das καὶ ἤρισεν ᾧ παρακοίτῃ anlehnte, denn, worauf schon Hr. Schoemann mit Recht aufmerksam gemacht (Lectionskat. Sem. aestiv. 1843. Greifsw. p. 24) gerade dieser Anfang des Chrysipp weiset auf eine vorangegangene Erzählung von Zwist und seinen Ursachen hin, dessen Folgen etwa mit den Worten ἐκ ταύτης ἔριδος eingeleitet werden. Aber — die 19 Verse werden hesiodisch genannt, sie sollen nach Chrysipp ἐν ταῖς Θεογονίαις stehen. Dafs dies nicht unsre Theogonie sei, beweiset der sogleich folgende Gegensatz, τινῶν μὲν ἐν τῇ Θεογονίᾳ γράφοντων τινῶν δ' ἐν ἑτέροις ἄλλως γραφόντων, für welches letztere hernach im Gegensatz zu dem in der Theogonie Erzählten der Ausdruck ἐν τοῖς μετὰ ταῦτα gebraucht wird. Ich gebe zu, Chrysippus konnte klarer im Ausdruck sein, aber verständlich ist er. Seine Zeit kannte noch, wie denn auch auf uns viele Bruckstücke gekommen, eine grofse Zahl von Liedern, welche die Geschlechter der Götter und die Götterverwandtschaften besangen. Die ganze Masse derselben warf man auf den Hesiod. Für sie machte sich Chrysippus den Namen αἱ Θεογονίαι, und konnte nun unter diesem allgemeinen Begriff sehr wohl ἡ Θεογονία unterscheiden von den ἑτέροις oder von den μετὰ ταῦτα, das sind aber Gedichte, die hinter der Theogonie stehen, also eben nicht die Theogonie selbst sind, wohinein denn auch wohl der Ladon, der Echidna Sohn, beim Schol. Apoll. Rhod. IV, 1396, und die aus dem Blut der Titanen erzeugten Thiere bei Nicand. Ther. v. 8. und vielleicht bei Galen. in Hippocr. de Nat. Hom. tom. III. p. 114 c. Chart. gewiesen werden müssen. Aus einem hesiodischen Gedichte sind daher die Verse des Chrysippus, ob aber von Hesiod ist eine andere Frage; aus der Theogonie sind sie sicherlich nicht. Also mufs denn doch wohl die von Hrn. v. L. verschmähte Ansicht Mützells p. 367: posita haec narratio ab Criticis erat in carmine aliquo, quod in universa Hesiodeorum

Digitized by Google

collectione post Theogoniam fuerat collocatum ihr gutes Recht behalten, es kam nur darauf an, was freilich blofs angedeutet war, Hrn. v. L. zu beweisen.

Dafs mit v. 963. ein neues Gedicht sich an die Theogonie anschliefse, eine Heroogonie ist richtig erkannt worden, und nicht mit Unrecht weist Hr. v. L., wenn auch widerstrebend und nicht ganz entschieden, v. 964. aus dem Text. Hr. v. L. hält bis an den Schlufs seiner Arbeit an seinen conservativen Principien fest. Und wenn Ref. sich schon im Verlaufe seiner Arbeit gern mit denselben einverstanden erklärte, so steht er jetzt auch nicht an, die Förderung dankend anzuerkennen, welche durch die Leistungen des Hrn. v. L. dem Studium des Hesiodus geworden ist. Einen wohlthuenden Eindruck macht im Gegensatze zu manchen Erscheinungen gerade auf dem Gebiete der hesiodischen Literatur die ruhig abwägende Besonnenheit und die treue Gewissenhaftigkeit des holländischen Gelehrten in Benutzung seiner Hülfsmittel, die ihm in den Codd. reicher zuflossen, als seinen Vorgängern.

Aber auch die Verlagshandlung verdient Anerkennung für die würdige Ausstattung im Druck; vergeblich würden wir bei uns zu Lande für einen Autor eine ähnliche suchen. Im Satz aber, so scheint es, wollen die Holländer vor unseren Typographen nichts voraus haben; denn an Druckfehlern sind noch die Menge stehen geblieben, für welche das hinter p. 396 gesetzte Verzeichnifs der Corrigenda nicht ausreicht. Ja selbst in dieses haben sich Fehler eingeschlichen, und wenn man in allen Fällen der Aufforderung: lege folgen wollte, man würde hie und da doch falsch lesen. Auch in der Setzung der Kommata wird oft abgewichen von den Grundsätzen, welchen Hr. v. L. sonst gefolgt zu sein scheint. Eine grofse Menge von Accenten und Spiritus sind ausgefallen oder anders zu stellen, so im Texte, wie im Commentar. In τύχοντι v. 973. Comment. p. 385 Z. 3, 16, 17, u. in Μούσων u. Μοίρων p. 140, 7. p. 223, 23, p. 224, 1. sind die Accentfehler mit zäher Consequenz beibehalten. Dr. Ernst Köpke.

XXXI.

Johann Georg Schlosser's Leben und literarisches Wirken. Von D. Alfred Nicolovius. Bonn, 1844. *gr.* 8.

Vor fünf Jahren hat Hr. Prof. Nicolovius die deutsche biographische Literatur durch eine Lebensbeschreibung seines frommen und verdienstvollen Vaters bereichert, die gewifs in allen Kreisen mit Anerkennung aufgenommen und auch von uns zu seiner Zeit nach ihrer Vortrefflichkeit gewürdigt worden ist *). Nun ist es zwar wahr, dafs Jeder, der für seine Zeitgenossen von seiner Zeit schreibt, nothwendig in den Fall kömmt Manches verschweigen zu müssen, was an sich recht gut gesagt werden könnte und der Nachwelt sogar gehören möchte, wenn es nur die Mitwelt überspringen könnte. Aber in dem genannten Buche ist trotz des frischen Eindruckes, des wohl erworbenen Ansehens und der edeln Persönlichkeit des verstorbenen Nicolovius, die Wahrheit durchaus nicht beeinträchtigt wroden. Der Sohn hat uns ein mildes, aber nirgends ein falsches Bild gegeben, er hat nichts erdichtet und nichts verhehlt und die einzelnen Züge mit solcher Geschicklichkeit geordnet, dafs Leser von Sinn und Liebe auch da ihn verstehen, wo er aus Rücksichten manchen Namen (hier vielleicht zu ängstlich) nicht genannt und manche Verhältnisse mit Schonung nur angedeutet hat.

Günstiger ist die Stellung des Schriftstellers allerdings in dem vorliegenden Buche. Wiederum zwar hat Hr. Nicolovius uns in Joh. Georg Schlosser einen nahe verwandten Mann, seinen Grofsvater von mütterlicher Seite, geschildert, aber derselbe gehört doch einer weit entlegenern Zeit an und er selbst hat dabei den Vortheil den Helden seiner Biographie von einer unverdienten Vergessenheit zu befreien, indem Schlosser's Name seit einer Reihe von Jahren unter uns fest geschlummert hatte und nur erst durch Gervinus Charakteristik (Neuer. Gesch. der deutschen poet. National-Literatur I. 554 f.) dem Gedächtnisse der Mitlebenden wieder empfohlen worden ist. War nun schon die Geschichte der persönlichen Erscheinung dieses rechtschaffenen, mit reichem Talente und grofsen Kenntnissen ausgerüsteten Schlosser, der sich während seines Lebens einer fast allgemeinen Hochschätzung und Verehrung erfreute, vollkommen würdig neu dargestellt zu werden, so erhält sie dadurch ein allgemeineres Interesse, dafs sie uns in Zustände führt, deren Entwickelung dem Freunde der deutschen Literatur weder gleichgültig noch fremd sein darf. Wir meinen die Zustände in den letzten vier Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, in denen für die Deutschen ein neues, eigenthümliches,

*) Blätter für literar. Unterhaltung 1841. Nr. 261. 262.

Digitized by Google

grofses Leben errungen ist, so dafs wir bis auf den heutigen Tag eben sowohl an das Vermächtnifs des vorigen als an den Erwerb des gegenwärtigen Jahrhunderts gewiesen sind. Daher gebührt es sich, jede wichtigere Mittheilung aus jener Zeit, die Immermann (Memorabil. I. 263.) das Geburtsjahr der eigentlich grofsen Literatur der Deutschen genannt hat, dankbar aufzunehmen und zwar nicht blofs die dichterischen Leistungen, sondern auch die Stimmen der Männer zu sammeln, die über Erziehung, Staat, Kirche, Volkswohl, gegenseitige Duldung und andre vielbesprochene Gegenstände unsrer Tage hellere, klarere Einsichten zu verbreiten gestrebt haben. Es ist dabei ferner wohl zu erwägen, dafs die Persönlichkeit jener berühmten Schriftsteller über alle böse Nachrede erhaben war, während jetzt die wenigsten unter denen, welche die beregten Gegenstände in Flugschriften und Journalen behandeln, auf einer solchen Höhe sittlicher Reinheit und tüchtiger Bildung stehen, als damals ein F. H. Jacobi, ein Lavater, ein Schlosser, ein Klinger, Jselin, Claudius und Herder.

Eigentlich neue oder ungedruckte Stücke zur Lebensgeschichte Schlosser's hat uns Hr. Nicolovius nicht dargeboten. Die hinterlassenen Papiere erwiesen sich als nicht geeignet zum öffentlichen Gebrauche und ein von ihm geführtes Tagebuch mufste auf sein Geheifs gleich nach seinem Tode verbrannt werden. Daher konnten dem Verf. nur Schlosser's eigne Schriften, die Aeufserungen der Freunde und Angehörigen, die mit ihm gelebt haben, wenige mündliche Ueberlieferungen und seine eigne Sachkenntnifs als Quellen dienen. Aber es erscheint uns schon verdienstlich viele fast vergessene Aufsätze und Briefstellen aus einer denkwürdigen Zeit unsrer vaterländischen Literatur wieder an das Licht gezogen und sie durch gute Anordnung, — zweckmäfsige Zwischenreden und literarische Nachweisungen mit geschickter Hand und wackrer Gesinnung zu einem Ganzen verknüpft zu haben. Hrn. Nicolovius ist wohl unter den hier einschlägigen Stellen kaum eine von Wichtigkeit entgangen.

Wir wollen zuerst die äufsern Umrisse des Schlosser'schen Lebens etwas genauer angeben. Johann Georg Schlosser war zu Frankfurt am Main am. 7. Dec. 1739. von angesehenen, wohlhabenden Eltern geboren. In seiner ersten, mangelhaften Erziehung, die durchaus auf den Frankfurter Advocaten berechnet war, entwickelte sich doch sehr frühzeitig schon ein männlicher Ernst, den er später auf der Universität Giefsen durch das mit besondrer Vorliebe betriebene Studium der alten Literatur ausbildete. Die rechtswissenschaftlichen Studien betrieb er in Jena, Giefsen und Altorf, am letztern Orte empfing er die Würde eines Doctors der Rechte (19. April 1762) und trat hierauf als Geheimsecretair in die Dienste des Friedrich Eugen von Würtemberg, der zu Treptow in Hinterpommern ein preufsisches Cuirassier-Regiment befehligte, zugleich mit der Verpflichtung, bei der Erziehung der fürstlichen Kinder mit Rath und That willig zu Händen zu sein. In dieser Stellung blieb er von 1762 — 1769., in seinen freien Stunden mit ernsten Studien über das Naturrecht und die Gesetze so wie über die griechische Literatur beschäftigt, kehrte dann nach Frankfurt zurück, wo ihn Goethe im Herbste 1771. fand und ihn als einen an Weltkenntnifs, an praktischem Geschick und Wohlwollen ausgezeichneten Mann schildert, der in seiner Uebersicht der deutschen und ausländischen Literatur auch nicht zurückgeblieben war. Ungern hielt Schlosser zwei Jahre in den Geschäften des Advocaten aus und sah sich nur durch den innigen Umgang mit Goethe und den Gelehrten des Darmstädter Kreises entschädigt, bis ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden als Oberamtmann nach Emmendingen mit dem Titel eines Hofraths berief, wohin er seine nunmehrige Gattin, Cornelia Goethe, führt, und in den besten amtlichen Verhältnissen sowie in einer glücklichen Häuslichkeit lebte, bis seine Gattin am 7. Junius 1777. mit Hinterlassung zweier Kinder starb. „Schlosser," sagt sein Biograph, „bedurfte aber einer Seele, die sich ihm ganz anschlösse und an die er sich wieder ganz anschliefsen konnte" (S. 70) und so erfolgte im J. 1778. eine zweite eheliche Verbindung mit Johanna Fahlmer, die, wie Goethe sich ausdrückt, durch die grofse Zartheit ihres Gemüths und durch die ungemeine Bildung ihres Geistes ein Zeugnifs von dem Werthe der Gesellschaft gab, in welcher sie herangewachsen war. Mit ihr und unter Amts- und Haushaltungsgeschäften, die mit Dienstreisen, Ausflügen zu benachbarten Freunden und unausgesetzten literarischen Thätigkeiten abwechselten, lebte Schlosser sehr zufriedene Jahre in Emmendingen, recht eigentlich als der Vater und Wohlthäter seiner Untergebenen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1845.

Johann Georg Schlosser's Leben und literarisches Wirken. Von D. Alfred Nicolovius.

(Schlufs.)

Eine Reise nach Wien in den ersten Tagen des Jahrs 1783., wohin ihn Joseph II. berufen hatte, um des erfahrenen Mannes Rath über Gesetzverbesserungen zu hören, unterbrach seine gewöhnlichen Arbeiten, ohne ihm jedoch nach ihrer Beendigung grofse Befriedigung zu gewähren. Die letztere fand er bald auch nicht mehr in seiner vaterländischen Wirksamkeit, da er den mit dem Wohle seiner Pflegebefohlenen unvereinbaren Anordnungen stets widersprach und bei seiner strengen Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe ein entschiedener Feind aller Willkühr war. Solche Mifshelligkeiten veranlafsten ihn im Herbste 1787. seinen Landesherrn um eine Stelle zu bitten, in der er (seinem Ausdrucke nach) nicht reden dürfte als bis man ihn fragte. In Folge dieses Wunsches ward er mit dem Titel eines Geheimen Hofrathes nach Carlsruhe versetzt, um das Directorium des Hofgerichts zu führen und an den Geschäften des höchsten Landescollegiums Antheil zu nehmen. Der erstern Stelle stand er bis zum Nov. 1792. vor, wo der Eingriff des Markgrafen in einen rechtlichen Beschlufs es ihm unmöglich machte, jenes Vorsteheramt noch länger zu verwalten. Die Entlassung von der zweiten Stelle erbat er sich im März 1794. und erhielt sie auch am 23. Jul. d. J. unter Bezeigung der vollkommensten Zufriedenheit seiner geleisteten Dienste.

Der eigentliche Zusammenhang dieser letztren Begebenheiten ist aus Hrn. Nicolovius Darstellung uns nicht ganz klar geworden, vielleicht fehlte es ihm auch selbst an der genauen Kenntnifs der einzelnen Umstände. Für das Badische Land war Schlosser's Verlust beklagenswerth, um so mehr begegnet Hr. Nicolov. selbst (S. 174) dem Vorwurfe, dafs sich Schlosser in einer Zeit, wo der Landesfürst ganz besonders uneigennütziger Diener bedurfte, demselben entzogen habe. Auf der andern Seite läfst sich freilich nicht verkennen, dafs Schlosser, der den Markgrafen von Baden so innig verehrte, gewichtige Gründe haben mufste, um sich von ihm und dem Lande, das ihm ein zweites Vaterland geworden war, zu trennen. Bedenkt man nun ferner, dafs die Kriege und Grundsätze der französischen Revolution auf viele der damaligen deutschen Staatsmänner und Beamten sehr nachtheilig eingewirkt haben und erwägt man, dafs der redlichste Wille eines Fürsten, wie Karl Friedrich von Baden war, in einer vereinzelten und verlassenen Stellung sich nicht gegen solche Umwälzungsstürme zu behaupten vermochte, so ist es wohl begreiflich, wie Schlosser bei seiner geraden, deutschen Gesinnung sich lieber zurückziehen als Handlungen gutheifsen wollte, die seinem innersten Gefühle widerstrebten.

Schlosser trat mit Planen zu einer schönen, geistigen Wirksamkeit in den Privatstand zurück. Er verlebte die erste Zeit in Ansbach vom Sommer 1794—1796., darauf zog ihn die Sehnsucht, mit dem Grafen Stolberg, Fr. H. Jacobi und seinem Schwiegersohne Nicolov. vereinigt zu leben, nach Eutin, Pflicht und Neigung aber hiefsen ihn im Oct. 1798. dem ehrenvollen Rufe des Magistrats seiner Vaterstadt Frankfurt folgen, um die durch den Tod seines Bruders erledigte Syndicats-Stelle zu übernehmen. Mit neu erwachter Neigung widmete er sich den öffentlichen Geschäften, das Bild seines Lebens, seine glückliche Thätigkeit, seine Zufriedenheit erfreuten seine Freunde, die schönste Krone schien seinem Alter verheifsen. Da raffte ihn, den erst Sechzigjährigen, ein plötzlicher Tod nach kurzer Krankheit am 17. Oct. 1799. dahin und der Mund war geschlossen, den Goethe gleich jenem von Filangieri, niemals ein gleichgültiges Wort hatte reden hören, der immer fest und unverdrossen, der Thorheit der Zeit zum Trotz, die ewige Wahrheit verkündet hatte.

Um nun diese Tugenden den Lesern des Buches

Digitized by Google

auf das Beste darzustellen, hat Hr. Nicolovius längere Stellen aus Schlosser's Schriften, und Auszüge aus seinen Briefen mitgetheilt, unter denen die an G. Forster die bedeutendsten sind. In beiden Beziehungen finden wir Schlosser'n mit grofser Vorliebe in das classische Alterthum versenkt, mit dessen edelsten Schätzen er sein Leben in allen Lagen genährt und sich zu seinem täglichen Berufe gestärkt hat, und das in einer Ausdehnung, wie sie nicht leicht bei einem hochstehenden Staatsbeamten oder praktischen Juristen der jetzigen Zeit wahrgenommen werden dürfte. Vieles erinnert hier an Wilh. v. Humboldt, der auch in den drangvollsten Tagen des Wiener Congresses seine kunstreiche Uebersetzung griechischer Chorgesänge durchbesserte, wenn auch sonst beide Männer durchaus nicht mit einander zu vergleichen sind. Dieser Neigung verdankten Schlosser's Zeitgenossen seine Uebersetzungen des Longinus, des Platonischen Dialogs Eutyphron, der Platonischen Briefe mit politischen Betrachtungen über die Lehre vom leidenden Gehorsam gegen die Regenten, der Frösche des Aristophanes, des gefesselten Prometheus des Aeschylus und seine letzte, im Jahre 1798. vollendete Schrift, die Uebersetzung der Aristotelischen Politik, die mit lehrreichen Sacherklärungen ausgestattet ist. In einem wie hohen Grade solche Leistungen von den urtheilsfähigsten Philologen anerkannt worden sind, bezeugte Hagen in einem Briefe an Schlosser, durch welchen er den D. Kayser, der die Erziehung seines Sohnes Eduard leiten sollte, bei ihm einführte. *Si quid enim est*, schreibt Hagen *), *quod optimo iuveni gratulandum videri posse dixerim, hoc est quod ille studia sua probabit Tibi, viro et literarum et rerum intelligenti, censori et arbitro perspicaci, quodque ille, aetati studiisque liberorum Tuorum regendis admotus, consiliis Tuis regetur ipse, et, dum vel quotidiano convictu et auditione fruetur, non tam ex antiqua disciplina exiisse, quam ad maiora ex eadem progressus esse videbitur, dum edocebitur a Te, quantum ex antiquis, omnis humanitatis ac virtutis magistris, veri fructus et utilitatis ad vitam instruendam et regendam percipi possit.*

So mit allen Kräften des antiken Lebens ausgerüstet, betrachtete Schlosser das moderne Leben als einen unabweislichen Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorlag. Die Verbesserung der Volkserziehung und die Sorge für das sittliche Wohl des Bürger- und Bauernstandes beschäftigte ihn schon frühzeitig und zeigte sich in seinem „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" (1771), der nach F. Chr. Schlosser's Urtheil (Gesch. des 18. Jahrh. III. 109.) zu den vortrefflichen Volksbüchern unsrer Nation gehört und ein Muster ist, wie man ohne zu revolutioniren, doch dem Volke helfen könne. Die von Hrn. Nicolov. auf S. 18—24. mitgetheilten Stellen sind noch jetzt aller Beachtung werth. Eine nicht minder feurige Theilnahme widmete Schlosser den religiösen Zeitbewegungen, und Christenthum, Deismus und Toleranz waren in seinen Aufsätzen und Briefen an F. H. Jacobi, J. G. Jacobi, Lavater, Jselin, Claudius, G. Forster und andre ein Gegenstand der eifrigsten Unterhaltung. Wir führen einige Stellen daraus an. Schlosser hielt die Religion überhaupt für den letzten, heiligsten Anker der Menschheit, den selbst der Despotismus noch verschonen mufs, er kannte ferner keine christliche Religion, als die, welche Christus gelehrt hat und verwarf alle Zwangsmittel, wie etwa ein Reichsgesetz zum Vortheile der symbolischen Bücher, in Glaubenssachen, einmal weil die Anwendung von Zwangsmitteln in moralischen Dingen ihnen alle Moralität nimmt und zweitens weil, wenn die Zwangsmittel auf der einen Seite etwas gut machen, sie auf der andern wieder drei Mal so viel Böses stiften. Um so eifriger empfahl er die gegenseitige Duldung und war daher auch nicht auf der Seite Nicolai's, Biester's und andrer Berliner Aufklärer, von denen er sich dafür mufste einen Vernunftfeind schelten lassen (S. 145). Wie warm er aber in religiösen Dingen fühlte, mag folgende Stelle aus der Schrift „die frohen Feste," mit welcher Schlosser im J. 1799. seine literarische Laufbahn beschlofs, darthun. Gegen die, welche die Lehren des Christenthums mürrisch und freudenlos nennen, schreibt er: „rechte mit der Schlaffheit, mit der Trägheit, mit der ganzen Dürftigkeit unsers Jahrhunderts, nicht mit dem Geiste unsrer Religion. Jeder Christ ist sein Priester, sein Opferer, sein Beter. Sein Gottesdienst ist gewebt durch das Leben und nicht gebunden an Tempel und Feste. Sein Gott braucht kein fremdes Organ, er hört die Stimme des Herzens. Seine Gebete, seine Opfer, seine dankenden Hymnen, seine heiligen Päane brauchen weder Tempel und Marmorsäulen, noch übergoldete Altäre, noch lange Schauzüge der Priester, noch Pfeifen und Posaunen. Wo Gottes Boden aus-

*) In der *Epistola ad J. G. Schlosserum, virum gravissimum.* von Kayser's Sammlung der Fragmente des Philetas, p. 11.

Digitized by Google

gebreitet ist, kann er, knieend, gehend, stehend, liegend, in Gebeten, in Seufzern, in unhörbaren Worten seine heiligsten Feste, die Feste seines Herzens feiern" (S. 271).

Schlosser's Philosophie war weder eine Schulphilosophie noch ein Systemwerk, er selbst war durchaus kein Gefühlsphilosoph, sondern ein practischer Mann, der nicht sowohl über das Wesen der Dinge philosophirte als über die Wirkung, welche die Dinge auf uns machen, oder die sie nach unseren Beobachtungen auf andere ausüben (S. 101 f.). Aber eben dies verführte ihn auch zu einer ungerechten Ansicht des Kantischen Systems, das ihm, wie sein Biograph sich Seite 260 ausdrückt, wie ein Palast in einer dürren Wüste vorkam, wo kein Tropfen Wasser quillt und nie ein Tropfen Wasser quillt. Goethe, Herder, J. H. Jacobi und andere Freunde billigten Schlosser's Benehmen nicht und hätten ihm gern den Verdrufs gelehrter Angriffe und Erwiderungen erspart. Aber wo die Philosophie mehr auf realem Boden wurzelte und sich mit Fragen der Gesetzgebung, Politik und Pädagogik verschwisterte, da trat Schlosser mit Freimüthigkeit und Beredsamkeit auf. So über die Duelle, über die Verhinderung der Kindermorde und ähnliche Gegenstände. Das Interesse des Inhalts ward aber immer durch die edle und schöne Form, die er namentlich dem Dialoge nach dem Vorbilde Plato's mit grofser Meisterschaft zu geben verstand, wesentlich erhöht. Als sein philosophisches Meisterstück gilt die weitere Entwickelung des Platonischen Euthyphron unter dem Titel: „Euthyphron der zweite", aber auch „das Gastmahl" zeigt den Geist des Alterthums und nicht in den Wendungen der Sprache allein, sondern noch mehr in der stillen Ruhe seines Gemäldes und der Mäfsigung der Farben.

Bekanntlich war auch die Verbesserung der Gesetzbücher und die Herbeiführung eines andern Rechtszustandes eine der wichtigsten Aufgaben, welche sich der Cosmopolitismus in Deutschland gesetzt hatte. Schlosser erwies sich hier in mehrfacher Beziehung thätig. Zuerst erschien im J. 1777 sein „Vorschlag zur Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechtes ohne Abschaffung des römischen Gesetzbuches", wonach ihn Hr. Nicolovius als den eigentlichen Stifter der heutigen historisch-juristischen Schule in Deutschland bezeichnen zu müssen geglaubt hat (S. 59). Ein ganz neues oder philosophisches Gesetzbuch, das ist die Hauptsumme jenes Aufsatzes, ist den gröfsten Hindernissen unterworfen, das deutsche Recht taugt nicht dazu, weil die Zeit seiner Entstehung von unserem Zeitalter so sehr verschieden sei, nur das Justinianische Gesetzbuch ist tauglich, ein neues aus demselben zu schöpfen. Mehrere Jahre später, als die Ausarbeitung des preufsischen Landrechts begonnen hatte, ward Schlosser zur Theilnahme an derselben aufgefordert, konnte sich aber mit den preufsischen Bearbeitern über die Bedingungen nicht vereinigen. Nach der öffentlichen Bekanntmachung dieses Entwurfes legte er in fünf Briefen über denselben (1789) unumwunden die Fehler in der Anlage und in der Ausführung dar und erklärte, dafs zu wünschen sei, es möge dieser Entwurf nur immer ein Entwurf bleiben, wobei er freilich grofsen Widerspruch von vielen Seiten her erfuhr und als Feind der Aufklärung und Humanität verschrieen wurde. Eine gewichtige Stimme war indefs für ihn und das war die Stimme Hugo's, dessen Urtheile Hr. Nicolovius (S. 156—160) aus längerer Vergessenheit hervorgezogen und diese, sowie das ganze Stück der Aufmerksamkeit der Mitlebenden näher gebracht hat.

Dieselbe theilnehmende Betrachtung verdienen die in zahlreichen Schriftchen niedergelegten Ansichten Schlosser's über den Staat, dessen Regierung, die Beamtenstellung, die Prefsfreiheit, den Adel und die übrigen Stände und Aehnliches aus diesem Bereiche. Es dünkt uns hier Mehreres der Hervorhebung werth. Zuerst ist die Ansicht und die freudige Zuversicht sehr zu loben, mit der Schlosser an mehreren Stellen es ausspricht, dafs jeder Mann einen Theil seines Lebens in einem bestimmten Amte zubringen müfste, wodurch Leib und Seele gegenseitig erstarkten (S. 4 f. 74). Bei einer solchen Gesinnung konnte er natürlich sich nicht in die Reihe jener Staatskünstler des achtzehnten Jahrhunderts stellen, welche den Kosmopolitismus über die Vaterlandsliebe setzten, im Gegentheil war ihm der Staat, dem er diente, als Staat lieb, und er achtete in seiner Würde als Staatsdiener das Oberhaupt desselben. Daher sein gerader, unbestochener Freimuth im Leben wie in seinen „politischen Fragmenten" (1777), die allerdings manche Paradoxien enthalten und ihn mitunter in ein falsches Licht gebracht haben, in der Abhandlung vom Geschwindregieren und von den Staatsreformen, und in dem Aufsatze „Sauthes oder der Monarch", an dessen Schlusse er der deutschen Staatsverfassung eine Lobrede hält, deren Wahrheit, Feinheit und eindringende Ueberredungskraft damals das Lob aller echten Patrioten verdiente, daher seine laute Freude über die Aufhebung der Leibeigenschaft in Baden. Als nun in den letzten zehn Jahren vor Schlossers's Tode alle Völker und Staaten die mächtigen Wirkungen der französischen Revolution empfanden und die regsameren Geister sich ihr zuerst so zuwandten, als wäre jenes grofse Weltereignifs eine auch ihnen heimische Angelegenheit, da blieb auch Schlosser von ihr nicht unberührt. Aber doch geschah dies nicht mit dem Feuer eines Klopstock und Stolberg, denn schon im J. 1789 hoffte er in dem tiefgedachten Aufsatze „über Staatsreformen", dafs seine Landsleute klüger sein würden als die Franzosen. „Das können sie nun zwar nicht verhüten, dafs das Volk nicht aus dem Beispiele der Franzosen merken sollte, dafs es wohl anders sein könnte; aber das ist doch noch möglich zu machen, dafs das Volk seine Gewohnheit zu gehorsamen erträglicher finde, als die Anstrengung, die das Widerstreben erfordert. Ein billiger Nachlafs der Abgaben, eine bescheidnere Hegung des Wildes, eine mäfsige Linderung der Frohnden, eine zeitige Unterstützung der Armuth, eine kluge Erleichterung des Gewerbes, eine männlichere Aufsicht auf die Staatsdiener, eine scharfsichtigere Wahl der

Digitized by Google

Regierungswerkzeuge, eine grofsmüthigere und freigebigere Behandlung derselben, eine geläufigere Justiz, eine weisere Organisation der Regierung u. s. w.: das ist die einzige Beredtsamkeit, welche die Unterthanen vom Aufruhr abhält und zum Gehorsam anmahnt, eine Beredtsamkeit, die überredet, wenn auch nicht gleich nach Komma und Punctum declamirt wird." (S. 166.) Nachdem aber die in raschen Verwandlungen stets wachsende Bewegung in Frankreich die deutschen Anhänger immer mehr abgestofsen und keine der edlen Hoffnungen sich verwirklicht hatte, da legte Schl. in seinen Briefen an G. Forster aus dem Jahre 1792 die entschiedenste Abneigung gegen eine solche Anarchie und einen solchen Wortpatriotismus an den Tag. Es waren einige Mainzer Papiere und Pamphlets mit des werthen Mannes Namen ihm zu Gesicht gekommen, er hatte auch gehört, dafs er von der Volkstribune herab gegen Frankfurt declamirt habe. „Unmöglich", so schreibt er an Forster, „kann das ein Mann wie Sie thun, ein so virulenter Parteigeist kann nicht der Ihrige sein. — Lassen Sie, ich beschwöre Sie bei meiner Freundschaft zu Ihnen, lassen Sie Andern das niedrige, teuflische Geschäft, schön geflochtene bürgerliche Bande zu zerreifsen, und sind sie auch nicht schön geflochten, so lassen Sie sie auch da, bis sie von selbst brechen" (S. 220). Die bald darauf erfolgte Hinrichtung Ludwig's XVI. erfüllte ihn mit tiefer Wehmuth und es war eine sichtbare Veränderung in seiner Gemüthsstimmung gar nicht zu verkennen.

Bei dem Rückblick auf das Niedergeschriebene vermissen wir noch die Erwähnung des glücklichen Familienkreises, in welchem Schlosser sein, überhaupt durch äufsere Verhältnisse sehr begünstigtes Leben hingebracht hat. Von seiner entschiedenen Liebe für die Traulichkeit jener Verhältnisse zeugt aufser vielen einzelnen Stellen, wie auf S. 86, die Darstellung derselben, im ganzen Buche, die einen Verf. verräth, der selbst in einem edlen Kreise, voll Erinnerungen an den ruhmwürdigen Grofsvater, aufgewachsen ist, ferner die Schlosser für die häuslichen Feste gedichteten Lieder (S. 234 ff,) und manche gemüthliche Aufsätze, wie das Gastmahl und das Lob der Heiterkeit, die in besonderer Beziehung zu den Seinigen stehen. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war von Jugend auf die Mathematik, ja es gab Zeiten, wo er ihr fast alle freien Stunden widmete und ähnliche Beschäftigungen seinen Freunden dringend anrieth. Hat er doch noch ein Jahr vor seinem Tode das bekannte Problem in Platon's Menon, nur mit Veränderung der Interpunction, einfach dahin erklärt, dafs die Triangelfläche in die Cirkelfläche gelegt werden sollte (S. 265).

Der wahre Herzensantheil des Hrn. Nic. an diesem Buche hat keine Schattenseiten aufkommen lassen. Wir geben allerdings zu, dafs solche nur im geringen Grade vorhanden sind, aber die Bezüge zu Leuchsenring, zu Cagliostro und zu den Illuminaten mufsten doch mit mehr Schärfe besprochen werden, als es auf S. 124—126. 145. 89—91 geschehen ist. Denn diese Vorgänge brachten Schlosser's Verstand bei den Zeitgenossen in üblen Ruf und erschütterten sein Ansehen. Was die Verbindung mit den Illuminaten, die er im J. 1783 schlofs, anbetrifft, so nehmen wir wohl als Entschuldigung an, dafs einem feurigen Geiste und starken Gemüthe wie Schlosser der Zweck des Illuminaten-Ordens, die Veredelung der Menschheit durch Wahrheit und Tugend zu bewirken, im Anfange durchaus löblich und unschuldig vorgekommen ist: bald aber hätten ihn doch schlimmere Zeichen warnen sollen, und er durfte sich nicht verhehlen, dafs selbstsüchtige und betrügerische Ränke mit eingemischt wurden. Weniger Entschuldigung finden Schlosser's Streitigkeiten mit Leuchsenring, gegen den er im Aug. 1786 gemeinschaftlich mit seinen Freunden J. Hr. Jacobi und Lavater an den traurigen Händeln über Krypto-Jesuitismus und Krypto-Katholicismus Parthei genommen hatte, namentlich dürfte hier der auf S. 124 nur kurz erwähnte Brief Schlosser's vom 3. Sept. 1786 nicht fehlen. Wir berühren hier die Sache nicht weiter, da Varnhagen von Ense sie in seinem Aufsatze über Leuchsenring (Verm. Schrift. und Denkwürdigk. IV. 513—519) ausführlicher dargestellt hat. Von dem Abenteuerer Cagliostro meint Hr. Nicolovius, dafs ihn Schlosser nur einmal und zwar wegen einer Kur, die er an einer Freundin Schlosser's glücklich vollbracht hatte, gegen offenbare Verläumdung in Schutz genommen habe, übrigens sei ihm jener ganz fern geblieben und Schl. am wenigsten der Mann gewesen, der sich von einem falschen Propheten oder Wunderthäter hätte können täuschen lassen. Indefs wird auf der anderen Seite Hr. Nic. recht gut wissen, dafs mancher sonst klare, verständige Mann durch ein plötzliches, glückliches Heilverfahren empirischer Aerzte in seinen bisherigen Ansichten irre geworden ist und erst Zeit bedurft hat, um sich wieder zurecht zu finden.

Es bleibt uns noch übrig, ein Wort über Schl.'s Sprache und Ausdruck zu sagen. In allen seinen Aufsätzen und Briefen zeigt sich ein aufserordentlicher Tact für Schicklichkeit, Präcision und Anmuth, wie er unsern besten Schriftstellern des 18. Jahrh. gemeinsam angehört, die Schreibart ist klar und worthell, aber nicht trocken oder einseitig, denn wir finden in ihr die heitere Abwechselung guter Laune und Ironie, deren Reiz aber nicht in heifsen Stichen besteht. Der ästhetische Sinn endlich, dessen Schlosser von früher Jugend an theilhaftig war, ist durch die Lectüre der alten Classiker und der besten neuen Schriftsteller im hohen Grade gesteigert und belebt worden.

So hat also auch in der letzten Beziehung Hr. Nic. wohl daran gethan, den Namen Schlosser's unter uns in ein helleres Licht zu setzen und dafür zu sorgen, dafs er den Deutschen nicht fremd werde. Denn was Schlosser mit Feuer gesprochen und mit Kraft gewirkt hat, enthält einen Schatz edler Wahrheiten, die noch heut zu Tage dem Zeitalter zur bedeutenden Lehre und zur gründlichen Warnung dienen.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

Northwestern University Library

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Mai 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Mai-Heftes.

Jahrbücher Nr. 81 — 100.

Seite

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Herausgegeben von C. O. L. von Arnim. Dritter und vierter Band. Leipzig, 1845. — Zeune. . . 656

George: Princip und Methode der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Hegel und Schleiermacher. Berlin, 1842.

George: Metaphysik. Berlin, 1843. (Erster Artikel.) — Schmidt. 641

Ramayana, poema indiano di Valmici. Testo sanscrito secondo i codici manuscritti della scuola Gaudana per Gaspare Gorresio. Vol. I. II. Parigi 1843. 1844. — Spiegel. 725

Codex Pomeraniae Diplomaticus oder Sammlung der die Geschichte Pommerns und Rügens betreffenden Urkunden. Nach den Originalien, Transsumten und alten Copieen mit Anmerkungen, Schriftproben und Siegelzeichnungen herausgegeben von Dr. Karl Friedr. Wilh. Hasselbach, Dr. Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten und Friedr. Bar. v. Medem. Erster Band. Heft 1 und 2. Greifswald, 1843. 1844. — Riedel. . . 793

Godofredi Hermanni Epitome doctrinae metricae. Editio altera recognita. Lipsiae, 1844. — Minckwitz. 740

Archäologische Aufsätze von Otto Jahn. Greifswald, 1844. — Brunn. 684

Die Eumeniden des Aeschylos übersetzt von Rudolph Kopisch. Berlin, 1845. — Franz. . . . 705

Miscellanea Latinitatis, edita a Guilielmo Leonardo Mahne. Lugduni Batavorum, 1845. — A. W. Zumpt. . 790

Italienische Zustände, geschildert von Dr. C. J. A. Mittermaier. Heidelberg, 1844. — Kind. . . 669

Τοῦ Κουτρούλη ὁ γάμος, κωμῳδία ὑπὸ Χρηστοφάνους Νεολογίδου. Ἐν Ἀθήναις 1845. — Sanders. . . 772

Des Aeschylos Eumeniden, deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von G. F. Schömann. Greifswald, 1845. — Franz. 705

Digitized by Google

Gedruckt in Berlin bei J. F. Starcke.

Digitized by Google

University Library

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

XXXII.

George: Princip und Methode der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Hegel und Schleiermacher. Berlin, 1842.

George: Metaphysik. Berlin, 1843.

Erster Artikel.

Es wäre wahrhaftig um die speculative Philosophie geschehn, unter welcher wir allein die productiven verstehn, wenn man überhaupt, wenn besonders die Deutschen ihr heifses Bemühn um die Form derselben aufgeben wollten. Denn in der Form des Denkens ist die Philosophie allein frei, und die Form ist ihr eigentliches und, recht verstanden, ihr einziges Eigenthum. Den wirklich wissenden, denen es mit der Philosophie ernst ist, die sie nicht als Mittel zu anderweitigen Zwecken benutzen und selbst in dieser Herabwürdigung, ohne es zu merken, ihre Herrschaft anerkennen, wäre es unnöthig, solches weiter beweisen zu wollen. Die Kritik, die nicht niedern Zwecken dient, sondern selbst frei dem schöpferischen Zuge des Geistes folgt, oder, wenn man will, ihm vorangeht, mit einem Worte, die selbst speculativ und somit productiv ist, aus dieser Höhe herabziehn und sie in den niederen Dienst des unmittelbaren Bedürfnisses zwingen, ihr die Bahn blofs endlicher Teleologie anweisen wollen, ist eiteles Bemühn. Der Geist seiner Unendlichkeit gewifs deckt und erhält eine endliche Form so lange, als er sich in ihr befriedigt fühlt, er durchbricht sie und streift sie ab, wenn er die Qual ihrer Endlichkeit empfunden hat. Dies thut er in allen seinen Regionen, den niedern und höhern. Wie sollte er es in der höchsten unterlassen, wo er absolut frei ist, wo er eben so seine eigenen Gesetze hat, und wenn sie ihm nicht mehr genügen, sucht, und wenn er sie gefunden und benutzt, aufs neue prüft?

Die Kritik hat mit der speculativen Philosophie, aus der sie hervorgeht, oder die sie begleitet, jene Ruhe gemein, welche die Wissenschaft besitzt, die sich aus ihrer eigenen Tiefe entwickelnd die grofsen Bewegungen, welche an ihrer Oberfläche sichtbar sind oder in ihren Umgebungen erscheinen, entweder beherrscht, weil sie nur Erscheinungen ihres eigenen Geistes sind, oder bewältigend in ihren Kreis zieht, weil sie den höchsten Zwecken dienen müssen. Wir haben hier kein bestimmtes speculatives System im Sinne und noch weniger eine Kritik, die sich selbst in die Schranken eines solchen eingebannt hat. Wir betrachten die speculative Evolution des Geistes so sehr als ein intensives Continuum, so sehr als ein in seinem innersten Mittelpunct ruhiges ungestörtes Continuum, dafs auch die einzelnen Systeme der Philosophie nur Manifestationen an der Peripherie, an dem Umschwung dieser grofsen kosmischen Bewegung sind. Die Kritik, welche an dieser Bewegung nur bisweilen Theil nimmt, sonst aber stillsteht und von den einzelnen Puncten ihres Stillstandes bald die rückwärts liegenden, bald die vorausgeeilten Manifestationen beurtheilt, ist nicht einmal die Kritik ihrer Zeit; denn sie steht mit dieser in Opposition, sie ist mit ihr in einem Kampf begriffen, der mit starken, bisweilen wilden Anstrengungen verbunden sein kann, aber ohnmächtig und fruchtlos bleibt. Sie ist, wiederholen wir, nicht einmal die Kritik ihrer Zeit, geschweige die speculative, welche eingeboren in das Centrum der speculativen Philosophie überhaupt ohne sich irgendwie beunruhigen zu lassen, an den Bewegungen Theil nehmen kann.

Unter den philosophischen Versuchen der neuesten Zeit nehmen auch die syncretistischen eine Stelle ein. Es entsteht uns hier zunächst die Frage von der Berechtigung des Syncretismus überhaupt, die zu beantworten wir nicht abweisen können, da er mit dem

Digitized by Google

Eklekticismus für eins und dasselbe gehalten wird und ihn die Anklage der Flachheit und die hieraus folgende Verachtung trifft. Haben sich beide Erscheinungen auch auf dem Gebiete der deutschen Denkwissenschaft gezeigt, so haben sie unstreitig hier einen andern Charakter an den Tag gelegt, als bei anderen Nationen, und die metaphysische Selbständigkeit der deutschen Natur hat sich hier durch Gründlichkeit, so weit jene Denkweisen ihrer empfänglich sind, möglichst geltend gemacht. Indem wir hier den Syncretismus zunächst von dem Eklekticismus unterscheiden, setzen wir seinen Begriff in den Versuch wenigstens zwei philosophische Systeme, nicht in beliebigen, hier und da aus dem Zusammenhang gerissenen, in gröfserer oder geringerer Anzahl aus beiden aufgenommenen Stücken zu verbinden, und hieraus irgendwelche philosophische Anschauungen zu erzeugen, worin er dem Eklekticismus gleich sein würde, sondern in das Bestreben zwei speculative Systeme ihrem Princip und ihrer Form nach so mit einander zu verarbeiten, dafs in der neuen Schöpfung Princip und Form von beiden, jedes für sich und doch in Verbindung mit dem andern sichtbar werden. Der Syncretismus hat also das dunkle oder klarere Gefühl, die wahre oder täuschende Ahnung von der Mangelhaftigkeit zweier Systeme nicht in einzelnen Theilen, sondern in der Totalität ihres Wesens, er hat die Absicht, jedes durch das andere zu ergänzen und diese ausgeführte Absicht ist seine Existenz. Man hat sich zu hüten, dem Syncretismus die Dürftigkeit aufzubürden, als wenn er in der Verschiedenheit der Existenz zweier Systeme, oder weil sie als verschiedene *da sind*, den ausschliefslichen Mangel eines jeden derselben behauptet. Der Syncretismus gehört noch immer zu den Aeufserungen des philosophirenden Geistes und er weist jene Beschuldigung zurück. Unternimmt er die Arbeit der Ergänzung zweier speculativer Anschauungsweisen, wie Leibnitz die der platonischen und aristotelischen wollte, so hat er die Ueberzeugung einer nicht blofs unmittelbaren und äufsern, sondern einer innern Unterschiedenheit gewonnen, und die Kritik hat herauszustellen, ob einem syncretistischen Versuche das wahre Verständnifs der beiden merklich oder vermeintlich mangelhaften Systeme und der Begriff des speculativen Verhältnisses beider zum Grunde liegt. Zunächst aber fragt sie überhaupt nach seiner Berechtigung. Sind zwei Systeme, welche der Syncretismus zusammen bringen will, für sich selbst schon syncretistisch oder gar eklektisch, wie sollte das aus beiden zusammengebrachte dritte wohl anders als eben so charakterlos sein? Sind zwei Systeme nicht so princip- und formlos, steht aber das Princip des Einen so unter dem andern, dafs man höchstens einen Unterschied der Form bemerkt, oder die Fassung desselben Princips in dem Einen nur eine allgemeinere, kaum eine höhere zu nennen ist, ein Verhältnifs, in welchem etwa der gemeine Materialismus und der Sensualismus stehn, dann hat das in der Form ausgebildetere ohnehin schon den Vorzug vor dem andern und der Syncretismus von Denkweisen, denen dasselbe Princip zum Grunde liegt, ist überflüssig. Zwei Philosophieen gleichzeitige oder nicht gleichzeitige können ferner in Princip und Form so von einander abweichen, wie die Platonische und Aristotelische, dafs das Eine das in beiden Rücksichten tiefere und vollkommnere ist, und das andere seinem ganzen Wesen nach so in sich aufgenommen hat, dafs das unmittelbare Dasein des unvollkommneren nur noch ein Gegenstand der Geschichte ist. Unternimmt der Syncretismus die Vereinigung solcher Philosophieen, so hat er nicht blofs etwas Ueberflüssiges sondern Widersinniges gethan, selbst dann, wenn das dem Princip noch vollkommnere System nur in einigen Theilen wirklich ausgeführt sein sollte. Endlich mögen zwei Philosophieen sich einander diametral entgegengesetzt sein, wie das Lockische und Leibnitzische. Auf den ersten Anblick erscheint der Syncretismus hier in seinem Rechte und deshalb nothwendig. Allein solche Gegensätze werden nicht in einer Einheit aufgehoben, in welcher sie blofs sich gegenseitig abgestumpft haben, eigentlich aber doch neben einander stehn bleiben; sondern in einer Einheit, wo sie beide durch einander zu Grunde gegangen sind und das neue Princip nicht blofs den Namen sondern der Sache nach ein ganz anderes ist, wie eins der beiden andern Systeme.

Der Syncretismus erscheint nach diesen Erörterungen, die man leicht in das Detail fortführen könnte, seiner ganzen Natur nach ohne alle Berechtigung. Seine Productivität, wenn wir sie anders so nennen dürfen, ist hohl, ist kernlos, und das angeblich Neue, was er auf die Bahn bringt, ist Reproduction ohne das Ferment einer umschaffenden Kraft. Er hat allerdings das mehr oder weniger beengende Gefühl des specu-

Digitized by Google

lativen Mangels. Der Mangel ist aber sein eigener. Er ist zuerst Mangel der gründlichen Erkenntnifs der wesentlichen Eigenthümlichkeit von Philosophieen, von denen die Eine die andere schon durch ihr tieferes Princip überflüssig gemacht oder zurückgedrängt hat, es ist der noch weit gröfsere Mangel an eigener speculativer Penetration, wenn er Systeme, die sich principiell ausschliefsen, zu *ergänzen* meint und die gegenseitige Ergänzung als solche für Erweiterung oder Vertiefung des speculativen Gedankens hält. Jener Mangel an speculativer und kritischer Selbständigkeit ist aber im letztern Falle besonders mit der Selbsttäuschung verbunden, in welcher er nicht in sich selbst empfunden, sondern nur in Systemen bemerkt wird, die nur auf ergänzende d. h. mechanische Weise reproducirt werden sollen.

Die Weise des Philosophirens, welche wir in den oben bezeichneten Schriften des Hrn. George eingeleitet finden, gab uns Veranlassung zu diesen allgemeinen Vorbemerkungen; der eigenthümliche Weg, den der Hr. Verf. eingeschlagen hat, nöthigt uns, noch eines der wichtigsten Elemente seines Versuches, ins Auge zu fassen, nämlich das Schleiermachersche Philosophiren und dessen speculativen Werth abzuschätzen. Die Vorlesungen Schleiermachers über die „Dialektik" sind die einzige Schrift, in welcher wir diesen Denker ganz auf dem Gebiete der eigentlichen Philosophie finden und seine Kräfte für die speculative ermessen können. Bei einem mehrseitigen Schriftsteller, wie er, seine philosophische Denkweise aus seinen theologischen Schriften erkennen wollen, wäre Unrecht, nicht deswegen, weil sein theologisches Wissen nicht wirklich auf irgend eine Weise mit seinen philosophischen in Verbindung stände oder aus ihm resultirte, sondern weil die Form des ersten der selbstgewählten Beschränkung unterliegt, in der philosophischen aber die volle Freiheit der speculativen Subjectivität an den Tag kommen *mufs*, oder ihre nicht freiwillige sondern ursprüngliche Beschränktheit und Unfreiheit.

Die Schleiermachersche Dialektik charakterisirt sich im Beginn ihres transscendentalen Theiles durch die Bestimmung des Wissens „als eines Denkens, welches vorgestellt wird mit der Nothwendigkeit, dafs es von allen denkensfähigen auf dieselbe Weise producirt werde." Man könnte sich versucht fühlen, einer solchen Bestimmung die entgegengesetzte sogleich gegenüber zu stellen, dafs nur das Wissen das wahre sei, was *nicht von allen* denkensfähigen auf dieselbe Weise producirt wird. Und dieser Versuch wäre in der That keine Kühnheit, er theilte mit dem Schleiermacherschen Worte nur den Fehler der blofs quantitativen Bestimmung. Noch charakteristischer ist die der vorigen beifolgende Bestimmung, „die Vollendung des Wissens wäre eigentlich darin, wenn jeder sein und aller andern individuelles vollkommen durchschaute." Keine gröfsere Kühnheit wäre es wieder, hier zu sagen, dafs das wahre Wissen das Individuelle nicht zu durchauen habe, und ihm *dieses als solches* höchst gleichgültig sei. Allein man sieht sich zu der viel allgemeineren Bemerkung genöthigt, dafs schon in dem Anfange dieser Dialektik die Elemente des Eins und der Allgemeinheit undialektisch aufser einander liegen und sich nur im unendlich quantitativen oder unendlich qualitativen Procefs auf einander beziehen sollen. Die Natur dieser Wissenschaft hat sich demnach schon von vorn herein angekündigt.

Noch deutlicher tritt ihr Charakter hervor in der Bestimmung des Denkens. Das Denken soll nämlich „ein gemeinschaftliches Product der Vernunft und (sic) der Organisation des Denkenden sein." §. 92. Die Vernunft liegt also neben der Organisation und aufserhalb derselben, ohne sie in sich aufgenommen zu haben, ohne sie zu beherrschen, und das Denken ist nur ihre gegenseitige Beziehung, es ist bald das plus der der Vernunft, bald das plus der Organisation, bald mehr die andere Function. Daher heifst es auch §. 98 „das Denken könne gesetzt werden als von der selbstständigen Thätigkeit der organischen oder (sic) der intellectuellen Function ausgegangen." Das heifst also, es giebt ein Denken, welches nur von der organischen Function ausgegangen ist, demnach weniger vernünftig ist, und welches mehr von der intellectuellen angesehen hat, und demnach weniger organisch ist.

„In jedem Denken wird ein Gedachtes aufser dem Denkenden gesetzt." §. 94. „Dieses aufser dem Denken gesetzte und auf beide Functionen des Denkens bezogene ist aber das Sein." §. 99. Es ist dies die zweite folgenreiche Bestimmung nächst der quantitativen Zerfallenheit der beiden Functionen im Denken, dafs das gedachte *aufser* dem Denken gesetzt, und dieses das *Sein* sei, das Sein demnach *aufser* dem Denken sei. Wenn nun hier wieder eine Beziehung

Digitized by Google

beider, des Seins und des Denkens festgehalten wird, „da uns das Wissen im Selbstbewufstsein nur im Sein gegeben ist, aber als ein von ihm verschiedenes", so ist sie die Beziehung eines Aeufsern (des Seins) auf ein Inneres (das Denken), selbst also nur eine äufsere Beziehung. Die bezogenen Glieder selbst (Denken und Sein) stehen im Verhältnisse des plus und minus, und so sehr sie auch in ihrer Beziehung eins zu werden trachten, so wird immer auf der Seite des Denkens der Ueberschufs des Denkenden, auf der Seite des Seins der Ueberschufs des Seienden bleiben.

Aus solchen Elementen baut sich nun das Wissen auf. „Das Wissen ist dasjenige Denken, welches nicht mit der Differenz, sondern in und mit der Identität beider Functionen (der intellectuellen und der Organisation) und von beiden aus gleich ursprünglich auf das aufser ihm als Sein gesetzte bezogen wird" (§. 99). Nachdem wir gesehen, welcherlei die Beziehung auf das Denken sein konnte, hat sich uns die Natur dieses Wissens im Allgemeinen enthüllt. Es ist nur ein „gegenseitiges Werden beider, des Denkens und des Seins, in der Reflexion und im Willen gegeben." §. 103., und die materiale Vollkommenheit des Wissens ist nur durch Approximation zu erreichen. Es ist wichtig den Antheil zu bestimmen, welchen die Vernunft an diesem Wissen hat, wie überhaupt das Verhältnifs der Vernunft und der Organisation innerhalb des Denkens anzugeben, und andererseits die Natur des Seins zu beleuchten, welches aufserhalb des Denkens gesetzt in blofser Beziehung auf das Denken stehen soll. Die Schleiermachersche Dialektik bemerkt hierüber: „In allem Denken ist die Vernunftthätigkeit der Quell der Einheit und Vielheit, die organische Thätigkeit aber der Quell der Mannigfaltigkeit." §. 118. „Ohne Einheit und Vielheit ist die Mannigfaltigkeit unbestimmt; ohne Mannigfaltigkeit ist die bestimmte Einheit und Vielheit leer. Die Verrichtung der Vernunft im Denken ist also die Bestimmung, die Verrichtung der Organisation ist die Belebung." §. 119. In diesen Worten ist der Vernunft die Function der leeren Form, der Organisation die Function der stofflichen Fülle gegeben. Das Sein, was sich aufser dem Denken befindet, ist nur die chaotische Mannigfaltigkeit, welche den Organismus afficirt und die leere Form der für sich nichts seienden Vernunft belebt.

§. 122 fafst endlich alles zusammen in die Worte: „Zusammengenommen, Mit der Idee des Wissens ist gesetzt eine Gemeinsamkeit der Erfahrung und eine Gemeinsamkeit der Principien unter allen mittelst der Identität der Vernunft und der Organisation in allen." Diese Worte und die unter dem Texte zur Erläuterung hinzugefügten p. 66. 67. lassen nun weiter keine Bedenklichkeit aufkommen. Fassen nun auch wir zusammen, was sich über das Schleiermachersche Wissen ergiebt, so weit es sich selbst nach für Wissen hält und dafür gelten will, so ist das Resultat folgendes. Da das Sein von dem Denken getrennt und die Beziehung beider nur die Approximation ist, so vollendet sich die Wissenschaft einerseits nur in der schlechten Unendlichkeit der Allheit der wissenden Individuen d. h. gar nicht. Andererseits *kann* sie sich nicht vollenden, da im Denken die Vernunft in ihrer formellen Leerheit des Seins, das nur die Organisation afficirt, nicht habhaft werden kann, und weil bei der blofs quantitativen Differenz des Seins und des Denkens, das Plus des Seins nicht in die allgemeinen Principien des denkenden Wissens aufgenommen werden kann. Dieses unauflösbare Residuum in dem chaotischen Sein ist aber das Individuelle, was bei der Beziehung, in welcher in der Schleiermacherschen Dialektik das Sein zum Denken steht, nie in die Allgemeinheit der Wissenschaft aufgelöst werden kann, wie sehr diese Dialektik diese Sprödigkeit ihres Individuellen äufserlich abzurunden oder zu bemänteln sucht. Sie will sich zwar überreden (p. 71), dafs „das individuelle und das in allen identische niemals streng von einander gesondert sei." Aber es bleibt dort beim Worte und höchstens bei der blofsen Selbstüberredungslust, und die Dialektik sagt dann eben so unbefangen wieder (p. 72). „Ist nun aber beides, das individuelle Denken und das gemeinsame nicht völlig getrennt, so ist es doch auch wohl zu unterscheiden. Beide sind in jedem Denken ohne Unterschied, indem das Organische den Stoff, das Intellectuelle die Form giebt."

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

University Library

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

George: Princip und Methode der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Hegel und Schleiermacher.

George: Metaphysik.

(Schluſs.)

Aber eben hierin, daſs die Vernunft zur bloſsen Leerheit der Form, das Organische zur chaotischen Masse verurtheilt ist, liegt die Sprödigkeit und Undurchsichtigkeit des Individuellen, seine wahre Unauflösbarkeit. Denn es versinkt in seiner ursprünglichen Trennung von dem wesentlich Allgemeinen in das Dunkel der chaotischen Materialität. Hätten wir die Absicht, hier mehr als die Dialektik in ihren Grundzügen zu beleuchten, so würden wir zeigen, wie diese dunkle Individualität für das Schleiermachersche Denken im Allgemeinen höchst charakteristisch ist. Doch wir beschränken uns auf das, was uns jetzt nothwendig ist.

Bis jetzt hält die Dialektik noch immer die Form der Wissenschaft fest und sie versammelt und begreift endlich alle Gegensätze unter dem ebensten und äuſsersten des Idealen und Realen. „Es giebt keine andere positive Erklärung dieses höchsten Gegensatzes, als daſs das ideale ist dasjenige im Sein, was Princip aller Vernunftthätigkeit ist, inwiefern diese durchaus nicht von der organischen abstammt, und das reale dasjenige im Sein, vermöge dessen es Princip der organischen Thätigkeit ist, inwiefern diese durchaus nicht von der Vernunftthätigheit abstammt." §. 133. „Die Annahme dieses höchsten Gegensatzes beruht uns, und hier lediglich, darauf, daſs beide Elemente im Denken unabhängig gesetzt werden, und dies ist, weil es nur auf der Ansicht des Bewuſstseins beruht, zuletzt Sache der Gesinnung." §. 134. Hier sehen wir nun das Verhältniſs zwischen Vernunft und Organismus und demnach zwischen Denken und Sein auf das schärfste ausgeprägt. Der Vernunft wird das Reich des Idealen, dem Organismus das Reich des Realen im Sein überwiesen. Die beiden Gegensätze laufen einander parallel, keiner stammt von dem andern ab, jeder ist von dem andern unabhängig und diese Duplicität ist die höchste. Ungeachtet ihrer totalen Unabhängigkeit sind sie aber doch wieder so auf einander bezogen, daſs jeder den andern an sich hat, aber *ohne der andere zu sein*, sondern seiner Natur nach von ihm verschieden, so daſs also das Ideale das Reale an sich hat, aber ohne es zu sein, das Reale das Ideale, ohne das Ideale zu sein, und in quantitativer Differenz sich abwärts in das Unendliche dupliciren und individualisiren. Die Wissenschaft hat den unendlichen Weg zurückzulegen, sie hat den unendlichen Progreſs dieser Differenzen zu erkennen, sich selbst in diese Differen zu differenziiren. Wie sie gleich der Relativität dieser Differenzen sich ins Unendliche relativirt, kommt sie niemals zum absoluten Selbstbewuſstsein, sondern ist in die schlechte Ewigkeit hin in die unendliche Relativität verschlungen. „Sonach giebt es in der Realität kein reines Wissen, sondern nur verschiedene concentrische Sphären der Gemeinsamkeit der Erfahrung und der Principien." §. 125.

Nachdem die Dialektik nicht nur den Gegensätzen des Idealen und Realen und ihrer Beziehung das absolute Wissen abgesprochen, sondern überhaupt nur ein relatives Wissen statuirt hat, gelangt sie an eine Grenze, über welche hinaus sie nur von ihrer Unwissenheit weiſs. „Wir müssen hinter der Differenz des gesonderten Wissens eine allgemeine Identität nothwendig voraussetzen." §. 135. „Der höchste Gegensatz ist die Grenze des transscendentalen und immanenten, und so wie er alles unter sich befaſst, worin sich das System der Gegensätze ausdehnt, so kann er nur, weil er ein leeres Mysterium wäre, wenn man bei ihm stehen bliebe, von dem einen Sein befaſst werden und

Digitized by Google

auf dieses zurückführen, welches ihn und mit ihm alle zusammengesetzten Gegensätze aus sich entwickelt." §. 135. „Das transscendentale ist also die Idee des Seins an sich unter zwei entgegengesetzten und sich auf einander beziehenden Arten oder Formen und Modis, dem idealen und realen, als Bedingung der Realität des Wissens." §. 136. „Diese Einheit des nur in beiden Modis seienden Seins ist das transscendente d. h. dasjenige, was wir niemals unmittelbar anschauen, sondern dessen wir uns nur als eines nothwendig anzunehmenden bewufst werden können, so dafs uns hier die allgemeine Einheit des Seins völlig hinter dem Vorhang bleibt." p. 78. „Das Transscendentale, repräsentirt durch die Idee des absoluten Seins = Gottheit." §. 126. „Die Idee der Gottheit ist dasjenige, was nicht mehr gewufst werden kann, aber immer vorausgesetzt werden mufs als die Identität vom Denken und Sein." p. 121. §. 188. Dies ist nun die höchste Spitze, in welche die Dialektik Schleiermachers hinaufsteigt und die letzte und wichtigste charakteristische Bestimmung dieses Philosophirens. Wie die Wissenschaft *erstens* nur in der Uebereinstimmung *aller* Denkensfähigen und in der Durchdringung der Totalität des Individuellen, somit in dem schlechtunendlichen Procefs der Allheit zu Stande kommen, wie sie *zweitens* nur als Wissenschaft in der Trennung von Denken und Sein, vom Idealen und Realen und der blofs äufsern Beziehung beider Modi bestehen soll, in welcher keiner des andern wirklich habhaft und gewifs wird, weil der quantitative Ueberschufs in jedem von beiden (im Idealen und Realen) bei ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit niemals in den Begriff des Andern aufgehen will und kann, wie also diese Wissenschaft, so weit sie noch Wissen sein will, nur in die Relativität des halben Wissens ins Endlose hinausgetrieben wird, so endigt sie *drittens* da, wo sie doch von dem Bedürfnifs über alle Relativität ein Absolutes auszusprechen überwältigt wird, mit dem absolut Dunkeln. Denn wenn das Wissen nur in der Trennung des Idealen und Realen bestehen soll, und das Ideale als das Denkende und Wissende eben nur denkt und weifs, insofern es als das ideale Plus nicht das Reale ist, und das Reale nur gewufst wird, weil es als das reale Plus aufser dem Idealen ist, so hat die Wissenschaft da aufgehört, wo das Ideale und Reale identisch geworden sind. Diese Identität, „diese quantitative Indifferenz, dieses absolute *hinter dem Vorhang*, wird zwar auch das absolute Sein, wird Gott genannt, und soll sich als die beiden Modi, Denken und Sein „entwickeln, sich in sie ergiefsen", aber weil es *jenseit* der Grenze des Idealen und Realen liegt, kann es *im* Idealen und Realen sich nicht als das Absolute entwickeln und ergiefsen, und ist also, wo es sich als Vernunft und vernünftige Wissenschaft darstellt, nicht mehr das absolute. Was sich demnach immer als speculative Wissenschaft, als wissende Vernunft manifestirt, sie wird niemals das unwifsbare Absolute manifestiren. Wie hat nun die Schleiermachersche Dialektik dieses Absolute, dieses Unwifsbare entdeckt, und wo hat sie von diesem absoluten Dunkel, von diesem übervernünftigen Dunkel die Kunde erhalten? Die Dialektik giebt die Antwort: „weil der höchste Gegensatz des Idealen und Realen ein leeres Mysterium wäre, wenn man bei ihm stehen bliebe, mufs er von dem Einen Sein befafst werden." Der kurze Sinn dieser kurzen Worte ist, weil die Relativität diesseit ein Mysterium wäre, so erhebt sie sich zu dem absoluten Mysterium jenseit. Wahrlich die Wissenschaft erblindet, auch die Wissenschaft des Endlichen, wie es dem Geiste jenseit der Grenze der Relativität schwarz und dunkel vor den Augen wird. *Die Grenze ist das absolute Dunkel.*

Es mufs bemerkenswerth scheinen, wie selbst bessere Denker, wie doch Schleiermacher einer war, die formale Logik zu der ihrigen gemacht haben, und zu einer Zeit, wo die Wissenschaft in allen ihren Theilen erschüttert oder wirklich umgewandelt war, die Gesetze jener Logik für die Philosophie, diese Wissenschaft des concret Unendlichen, über jeden Verdacht erhaben glaubten. Diesen Wahn hatte theils erzeugt, theils vollendet die Unbekanntschaft mit der eigentlichen Speculation des Aristoteles, mit dem Verhältnisse der aristotelischen Logik zur Metaphysik, der vollständigen Abhängigkeit jener von dieser, der organischen Verwachsenheit derselben mit der innersten Mitte des aristotelischen Systems, wovon die formale Logik fast nichts ahnen läfst, weil sie selbst nur ein saftloser Absult der aristotelischen ist. Das reflexive Denken begreift nicht, wie mit jeder neuen philosophischen Anschauung auch die Logik in der Sphäre des concret-unendlichen Denkens *factisch eine andere wird*, ja dafs es zunächst sogar nur die Logik selbst ist,

Digitized by Google

welche in sich erzittert in Umschwung geräth und alles in ihre Bewegung hineinzieht. Schleiermacher *hat diese Wahrheit nicht begriffen*, er hat gemeint auf der Basis einer Logik, die im Gebiete des Endlichen als Endlichen ausreicht, sich in die Sphäre des concret Unendlichen erheben zu können. Man mufs sich wundern, dafs ein Schriftsteller, der mit Platon viel verkehrt und sich aus ihm viel dialektische Beweglichkeit, besonders das negative Element der Dialektik angeeignet, in einem speculativen Werk, wo er die dialektische Negativität mit aller Freiheit walten lassen mufste, in den Beschränktheiten des endlichen Formalismus stecken blieb. Aber gerade dadurch bewies er, dafs es ihm mit der Negativität nicht ernst war, dafs er nur mit der *formalen* Negation an vieles herantrat, und so allerdings den Schein der Dialektik gewann, dafs er die Grenze seines Denkens zwar erkannte, und jenseit dieser Grenze nichts mehr *dachte*, die Grenze seines Denkens aber für die des Denkens überhaupt hielt, und sie nicht gedankenmäfsig zu überwinden vermochte, um durch die *wirkliche* Negation zu dem absolut Positiven hindurchzudringen. Denn nur seine Ralativität ist positiv, sein Absolutes aber negativ.

Es beweist eben so unspeculative Psychologie, wie es eine nur endliche Logik beurkundet, das Denken von der Totalität des Geistes zu trennen, und dann es sogar auf Begriff und Urtheil zu beschränken. „Das Wissen als Denken ist unter keiner andern Form als der des Begriffes und des Urtheils." „Aufserhalb und gleichsam unterhalb des Begriffes steht das Empfinden, aufserhalb und gleichsam oberhalb des Urtheils steht das Wollen" § 138. Man kann gewissermafsen den Aristoteles als Mitschuldigen an solcher unspeculativen Ansicht betrachten, als er die metaphysischen Kategorieen z. B. der Form, der Entelechie, der Dynamis u. s. w. in keine Beziehung zu den logischen gebracht hat. Der Mifsverstand einerseits, der Zug der blofsen Reflexion andererseits, haben an den logischen Formen nur Bestimmungen ihrer Endlichkeit zu besitzen geglaubt, und nicht erwogen, dafs auch die logischen Formen des griechischen Philosophen in einem wesenhaften Verhältnisse zu seiner Urentelechie stehn. So lange ein solches Denken sich bescheidet und in seinem Gebiete bleibt, mag ihm diese Abstraction nicht zum Vorwurfe gereichen, wo es aber an den absoluten Inhalt der Philosophie geht, und mit so beschränktem Organe das concret Unendliche zu erfassen sucht, mufs ihm diese Beschränktheit zum Bewufstsein gebracht werden. Beurtheilen wir solches Denken *aus dem Standpuncte des Geistes überhaupt*, nach welchem die Velleität weder oberhalb noch unterhalb des Begriffes steht, sondern der Wille eben so sehr begeisteter Begriff, als der Begriff durch die Schöpferkraft des Willens unendlich bewegt ist und der Geist *weder etwas vor sich noch hinter sich hat*, so müssen wir jene oben genannten Abstractionen nothwendig abweisen.

Der Begriff ist das unmittelbare Urtheil, das Urtheil der vermittelte Begriff. Dies ist die Beziehung dieser beiden Formen, in welcher der Begriff immer auch Urtheil, das Urtheil stets auch Begriff ist. In ähnlicher Beziehung stehn auch die Bestandtheile des Urtheiles, Subject und Prädicat. Das Subject ist unmittelbar alle seine Prädicate, die Prädicate sind aber in vermittelbarer Weise das sie alle befassende, aber nur in ihnen vorhandene Subject. Diese dialektische Bewegung des Begriffes und des Urtheils zu einander, hat die Schleiermachersche Dialektik nur unklar, die des Subjectes und des Prädicates gar nicht begriffen. Es giebt nämlich für sie „nach oben," wie sie sagt, ein Subject, „in welchem alles Sein gesetzt, und von dem also nichts zu prädiciren ist" § 160., nach unten aber ein Prädicat, dessen Maximum darin besteht, „wenn alles in allem gesetzt ist, wobei aber kein Subject im engern Sinne übrig bleibt." § 162. „oder eine Unendlichkeit von Prädicaten, für welche es keine bestimmten Subjecte giebt, d. h. eine absolute Gemeinschaftlichkeit des Seins." Diese Stelle gehört zu den wichtigsten, da sich hier, wie überall sonst, zeigt, wie der Charakter der Dialektik den Charakter des Absoluten im Philosophiren bedingt, wie insbesondere aus dem entschiedenen Mangel an Dialektik im Schleiermacherschen Denken die eben so entschiedene Dürftigkeit des Absoluten entspringt, wie es oben dargelegt worden. Giebt es für solches Denken ein Subject, von welchem nichts prädicabel, was aber doch absolutes Subject sein soll, so mufs es freilich über allem begreifenden Begriff hinaus, selbst nicht begreifend und nicht begriffen, „selbst nicht gewufst" hinausliegen. Giebt es ein Prädicat, zu welchem kein

Digitized by Google

Subject vorhanden, was aber doch das absolute Prädicat sein soll, so mufs es *unter* allem Urtheil liegen, und weil nach dieser Dialektik Begriff und Urtheil die einzigen Formen des Wissens sind „selbst nicht gewufst" hinabliegen. Dieses über allem Begriff hinausliegende absolute Subject, und unter allem Urtheil hinabliegende absolute Prädicat, ist die gleiche absolute Einheit des Seins „das transscendentale, repräsentirt durch die Idee des absoluten Seins = Gottheit" § 188.

Der reflexive Standpunct hat immer noch eine Ahnung vom eigentlich Speculativen. Daher der eben angedeutete Versuch der Schleiermacherschen Dialektik das transscendentale Sein, wie sie es nennt, noch als absolutes Subject zu fixiren. Sie vermag es nicht, weil sie es *nur* als Subject, nicht als Begriff, weil sie es demnach nicht zugleich als absolutes Prädicat zu fassen im Stande war. Dieses Subject blieb ihr begrifflos und unbegriffen. In derselben instinctartigen Ahnung macht sie auch den Versuch, das Absolute als Materie und als Form zu fassen. Es ist die vergebliche Anstrengung des Unvermögens, das dem Begriffe zu vindiciren, was doch wieder nicht Begriff sein soll und auch nicht derjenige Begriff sein kann, den die Schleiermachersche Dialektik allein kennt. „Die Idee (der absoluten Einheit des Seins) ist zwar der Materie nach Begriff, aber nicht der Form nach" § 150. „Sie ist aber der transscendentale Grund und die Form alles Wissens" § 154. Hier treibt sich das Undialektische auf dieselbe jähe Spitze hinauf, wie das kurz vorhergehende prädicatlose Subject und subjectlose Prädicat. Das Absolute soll der Materie nach Begriff sein und nicht Form, dann soll es wieder die Form alles Wissens (d. h. Begriff) sein. Aber es soll auch wieder „kein Wissen," „selbst nicht gewufst" sein. Es ist dies die peinliche Lage des endlichen Begriffes, der nicht mehr in seiner Naivetät belassen über sich hinaus die Ahnung vom concret Unendlichen hat, aus dem Dunkel des Gefühles herausstrebt, so oft er aber das Absolute zu *begreifen* sucht, ohnmächtig in sein Gebiet zurücksinkt, weil seine endlichen Formen das unzureichende Organ sind.

Schmidt, in Erfurth.

XXXIII.

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Herausgegeben von C. O. L. von Arnim. Dritter und vierter Band. Leipzig, 1845.*; bei J. C. Hinrichs.*

Ist der Hr. Verf. auch nicht ein „Empfindsam-Reisender," wie Yorik so er ist er doch ein „*Gemüthlich-Reisender*," ja das flüchtige Reisen geht sogar oft in ein weitläuftiges gemüthliches Reisen über, wie z. B. im III. Theile, wo er in Erinnerung seiner Jugendzeit zu Regensburg eine sehr ausführliche Schilderung der damaligen männlichen und weiblichen Berühmtheiten gibt. Ein streng Wissenschaftlich-Reisender ist er nicht, und geologische, botanische und zoologische Forschungen darf man nicht erwarten. Jedoch liegt die Kunst nicht aufser seinem Bereiche, wo er ein gesundes Urtheil verräth. Da der III. Theil mehr bekannte Gegenden enthält, welche der Hr. Verf. auch schon früher besuchte, so beschränke ich mich auch vorzüglich auf den IV. Theil, dessen erste Abtheilung die Reise durch Sicilien, (d. h. von Palermo über Messina, Catania und Syrakus) und Malta, die 2te Abtheilung aber die Reise durch Sardinien beschreibt. Auf dem Dampfschiffe Palermo fuhr er von Neapel nach Palermo. Das Schiff hatte sich das alte Zeichen von Sicilien zugeeignet, „bestehend in der Mitte aus „einem Gesichte, über welchem sich zwei Tauben „schnäbeln, und von dem drei Beine in verschiedenen „Richtungen, mit einer Krümmung am Knie, auslaufen. „Das ganze war mit der Ueberschrift ΠΑΝΟΡΜΙΤΑΝ, „versehen, und nicht allein an vielen Seiten des Schif„fes angebracht, sondern auch in das englische Ser„vice von Steingut eingebrannt. Dafs die Directoren „des Schiffes einmal den Befehl erhalten, gleich den „Tänzerinnen, die Hälfte des Oberbeins zu bekleiden, „steht sehr zu befürchten, und lasse ich dahin ge„stellt sein."

Die Woche in Palermo hat der Verf. bei dem schönsten Wetter zu den schönsten Ausflügen in die Umgegend benutzt. Dagegen war die Reise von Palermo längs der Nordküste bis Messina auf dem Dampfschiffe sehr stürmisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Herausgegeben von C. O. L. von Arnim.

(Fortsetzung.)

Von *Messina* sagt er S. 47. „Messina kann sich „an Schönheit in seinen Gebäuden nicht mit Palermo „messen, aber dagegen ist das Leben viel geschäfti„ger. Welch ein gelobtes Land ist nicht Sicilien, das „12 Artikel aus dem Thierreiche, 34 aus dem Pflan„zenreiche, und 19 aus dem Mineralreiche, in Allen „daher 65 einheimische Producte verschifft, und meist „von Messina aus, das Freihafen ist! Und doch ist „Sicilien arm, und Bettler sieht man zu viel. Dafs „dieses seinen Grund in der Administration haben mufs, „liegt klar am Tage; dafs man aber Unrecht hat, allen „Grund der Masse der Klöster zuzuschreiben, ist falsch." Hier geräth nun der Verf. in einen Widerspruch mit sich selbst, wenn er gleich darauf sagt: „Aber arm „ist und bleibt die Insel, und vielleicht hat gerade die „Wohlthätigkeit der Klöster insofern an der Armuth „schuld, dafs kein Armer ungenährt von ihnen geht, „aber wohl ungekleidet." Aufser dieser Ernährung der Faulenzer durch Faulenzer führt der Verf. S. 49 noch die schlechte Verwaltung der Klöster an: „Und hier „ist es hauptsächlich die kurze Pachtzeit ihrer Län„dereien von nur 3 Jahren, und die nicht verlängert „werden darf. Dafs auf diese Art der Bauer als Päch„ter nie die Zeit und Lust hat, ordentlich den Acker „zu bestellen, liegt klar vor Augen, weil er nie vor„her wissen kann, ob mit ihm nach 3 Jahren ein neuer „Contract wird geschlossen und ihm Gelegenheit ge„boten werden, das zur etwanigen Verbesserung des „Ackers verwendete Geld auch wieder herauszuziehen. „Und so bleibt Alles wie es ist, und Sicilien bleibt „stationair, trotz dem, dafs es ungleich dem Neapolitani„schen keine Soldaten stellt, keine Stempelsteuer zahlt, „und eben so wenig eine Salz- und Tabaksteuer hat."

Also sind und bleiben doch die Klöster nebst der faulenzenden Geistlichkeit und ihrer schlechten Verwaltung die Hauptursache der Verarmung in Sicilien. Man sieht es ja auch an der Verarmung des schlechtverwalteten Kirchenstaats. Ja man sieht es noch näher in der Schweiz, wo man nicht zu fragen braucht, ob man in einem evangelischen oder katholischen Cantone ist. Wo schlecht bestellte Felder, Schmutz und Bettelei herrschen, ist es römisch-katholisch; wo Ordnung und Fleifs herrscht, ist es protestantisch.

Den Riesen Siciliens, den Aetna oder Mongibello, konnte der Verf. wegen der rauhen Jahreszeit nicht bis zum Gipfel ersteigen. Ueber den Ritt nach *Taormina*, sagt er S .57. „Der Ritt durch Taormina dau„erte eine gute Viertelstunde, dann ward abgestiegen, „und an einer kleinen Thüre ward ich von dem Custos „des Theaters empfangen, der zu dem doppelten „Zwecke von der Regierung angestellt ist; einmal, „irgend eine Beraubung des Theaters zu verhindern, „und alsdann, den Fremden Alles zu erklären. In „diesem Custos fand ich wirklich einen, sein Fach gut „ausfüllenden Mann, der indessen fast ganz auf die „Belohnungen der Reisenden angewiesen ist, da sein „Gehalt, wie ich vernahm, einen halben Carlin des „Tages (d. h. anderthalb Groschen) beträgt, so dafs „der arme Mensch manchmal des Morgens wahrhaft „in Verlegenheit sein mufs, ob er und seine Familie „Brod, oder wenn dies zu theuer sein sollte, einige „Apfelsinen für den Tag zur Nahrung erhält."

Von Syrakus schifft der Verf. nach Malta. Da die Strafsen in Valetta, der Hauptstadt der Insel abschüssig sind, so sind die Bürgersteige an den Seiten Treppen. S. 135 vergleicht er den Hafen von Valetta mit dem von Syrakus: „Von der Queen (einem engli„schen Kriegschiffe von 110 Kanonen) aus, richteten „wir unsere Fahrt nach den sogenannten Dry Docks „(trockenen Werften), wo Schiffe völlig gesichert vor

Digitized by Google

„vor jedem Winde liegen, und wo die gehörigen Re„paraturen vorgenommen werden können. An die„sem grofsen Werke wird nun jetzt zwischen Vitto„riosa und Senglea gearbeitet und ein, wenn ich nicht „irre, 40 Fufs tiefes Wasserbecken durch Aushöhlung „hergestellt. Und so nimmt Malta mit jedem Jahre „an Kraft und Zweckmäfsigkeit zu, während in sei„ner Nähe Syrakus der prächtigste Hafen der Welt, „nutzlos in früherer Erinnerung an seine Bedeutsam„keit veraltet, und dennoch, ungleich der menschlichen „Natur, des schönen Vorrechts geniefst, jeden Augen„blick, wann der Herrscher befiehlt, verjüngt wieder „erstehen zu können."

Die zweite Abtheilung des 4ten Bandes ist sofern noch wichtiger als die erste, weil *Sardinien* noch ziemlich unbekannt ist, und die neuere Verbesserungen in Kunststrafsen u. s. w. die Gestalt der Insel zu ihrem Vortheile verändert haben. Der Verf. fuhr von Genua aus längs der Westküste von Corsica nach der kleinen Insel Asinara an der Nordwestspitze von Sardinien, von wo er nach Porto Torres übersetzte. Auf der kleinen Reise von hier nach Sassari heifst es S. 192: „bekommt man nun gleich einen ungefähren „Begriff vom Zustande des Landes. Die Felder im „Ganzen sind fruchtbar, sehr fruchtbar, und dort, wo „sie bebaut sind, was stets ohne allen Dünger ge„schieht, geben sie unglaubliche Erndten, und zwar „nach einer jährigen Ruhe, wo sie behütet werden. „Aber vielleicht ist im Ganzen kaum ein Viertheil des „Landes überhaupt bebaut, und drei Viertheile liegen „brach, auf denen Schaafe mit schlechter Wolle, de„ren Ertrag beinahe blofs in Käse und Milch besteht, „nebst Ziegen und Rindvieh weiden. Der Mangel an „Bevölkerung war auch hier gleich sichtbar, denn auf „dem ganzen Wege, beinahe drei deutsche Meilen, „lag auch nicht ein einziges Dorf, sondern wir erblick„ten nur zwei Häuser, welche beide für die Aufseher „der Chaussée gebaut sind. Ab und zu kamen theil„weise mit langen Flinten und Säbeln, gleich grofsen „Tranchirmessern bewaffnet, Männer geritten, welche „zur Miliz gehören; in einiger Entfernung sah man „wiederum Priester zu Pferde, manchmal eine Dame „hinten auf, als ich plötzlich durch ein langes, gelbes „reitendes Wesen in Verwunderung gesetzt wurde, „das nichts mehr und nichts minder, als eine Frau „war, welche ihren grofsen gelben Ueberrock, gegen „den Regen über den Kopf genommen, und deren „zwei magere nackende Beine von beiden Seiten des „Pferdes herabhingen." —

S. 193 „Endlich hörten die eigentlichen Felder auf, „und grofse Olivenpflanzungen, durch Steinmauern ein„geschlossen, zeigten an, dafs wir Sassari näher rück„ten, dessen Umgegend berühmt wegen dieser Frucht „ist, und höchst bedeutende Versendungen, man spricht „von 120,000 Barils, (ein Baril hat 88 Pf.) jährlich da„von macht. Grofse Gasthöfe mufs man in Sardinien, „bei den wenigen Reisenden und der allgemeinen Gast„freundschaft, natürlich nicht suchen, auch erwartete „ich diese nicht, erschrak jedoch etwas, als der Wagen „zu Sassari in einer dermafsen engen Strafse anhielt, „dafs die Fufsgänger nur mit Mühe daneben einen „Weg fanden, und ich erfuhr: wir wären vor dem „Hotel de France angekommen, wo die beste Küche „wäre." Da die Bevölkerung von Sassari zunimmt, so werden die Stadtmauern niedergerissen, und in den Vorstädten erheben sich breitere und schönere Strafsen.

Wenn der Verf. S. 196 das frühere Inquisitionsgebäude, was jetzt ein Gefängnifs für Uebertreter der Sitten und Religion ist, erwähnt, äufsert er sich über die beiden amerikanischen Arten der Strafgefängnisse: Das Schweig- oder Auburnische System, und das Zell- oder Pensilvinische System. „Das Auburnische Sy„stem, Zusammensein, Arbeit und Schweigen, ist ge„wifs dasjenige, was noch am ersten zur Besserung „des Menschen beitragen kann." Hier können wir mit dem geehrten Verf. durchaus nicht übereinstimmen. In den Schweighäusern wird jeder Verbrecher, der zu einem Andern ein Wort spricht, ja nur eine Gebehrde macht, vom Aufseher sogleich mit der Peitsche gestraft. Diese weifse Sclaverei ist noch gräfslicher als die schwarze bei den Negern, welche sprechen und singen dürfen, und nur bei Lässigkeit Peitschenhiebe bekommen. Die Gefangenen bekommen dadurch einen innern Ingrimm, wogegen die in den Zellenhäusern, durch Einsamkeit zum Nachdenken über ihre Vergehungen kommen.

S. 205 beschreibt der Verf. einen sehr schönen und durch Anbau fruchtbaren Garten bei Sassari, und weiset nach: „welche unglaubliche Kräfte in diesem „schönen Lande stecken, und wie Sardinien von neuem „werden könnte, was es einst war, sobald man der „gräfslichen Fieber in den meisten Ebenen der Insel

Digitized by Google

„Herr werden könnte, welche die Einheimischen der „Arbeit für 6 Monate fast entfremden, und dem Aus„wärtigen, ohne die gröfste Vorsicht meist tödtlich „sind." Diese allgemeine Bemerkung über den schädlichen Einflufs des Mangels an Anbau findet man in allen Ländern, welche vom Mutterlande nur als Nebenländer betrachtet werden, wie z. B. auch Ungarn, Irland u. s. w. Selbst Corsika, was den gröfsten französischen Helden hervorgebracht, ist in seiner Bildung noch weit hinter dem eigentlichen Frankreich zurück, und auf 1000 Bewohner kommt in Corsika ein Verbrecher, wogegen in dem gebirgigen patriarchalischen Departement de l'Ain nur auf 17,000 ein Verbrecher kommt.

Ende Mai verliefs der Verf. die Stadt Sassari im Eilwagen, der mit 3 Pferden neben einander bespannt war, und vom Kutschbocke aus geleitet wurde, wozu noch ein viertes vorn kam, das einen Reiter hatte. Der Kutscher gab dem Reisenden anziehende Aufschlüsse über die Pferdezucht in Sardinien. Der Kutscher erzählte ihm: „Die Sardinischen Pferde sind die „kräftigsten, die es nur giebt, aber sie müssen stets „so genährt werden, wie sie es gewohnt sind, d. h. „Gerste und Stroh müssen sie bekommen. Wir hat„ten deren viel bei unserm Regimente, da sie aber „in Piemont Heu und Hafer erhielten, so starben sie „zu Hunderten." Es giebt in Sardinien zwei Hauptraçen: *Eine grofse*, vielleicht ursprünglich spanischer Zucht, und *eine kleine*, die der Verf. aus Arabien ableitet, die aber vielleicht das ursprüngliche Bergpferd Sardiniens ist, wie die bekanten Ponnys in Hochschottland. Der Weg ging wohl eine Stunde durch die reichsten Olivengärten hindurch und erreichte gegen Morgen die frühere römische Strafse, die man an manchen Strecken zur neuen Kunststrafse benutzt hat. S. 214: „Von hier an bis sehr nahe an Cagliari glaubt „man sich meist in keinem südlichen Lande zu befin„den, denn nur von Zeit zu Zeit erblickt man Cactus„hecken, oder einen Palmbaum, dagegen sieht man „Getreidefelder, Wiesen, Heerden von Rindern, Schaa„fen mit der traurigsten Wolle der Welt, und sogar „die bei uns völlig geächteten Ziegen, von deren „Haaren schlechte Zeuge gemacht werden. Ja selbst „die Häuser sind nicht mehr von Stein, sondern von „Erde und Stroh, gleich sogenannten Batzen, oder „auch Luftsteinen bei uns. — Zwischen Commer und „Paulo Latino befanden wir uns nun in derjenigen Ge„gend, wo der bei weitem gröfste Theil der über ganz „Sardinien, vielleicht 3000 an der Zahl zerstreut lie„genden sogenannten *Nurhags* anzutreffen ist, denen „*La Marmora* so viele Seiten im 2ten Theile seiner „Reise, die schönsten Kupferstiche, und die gröfsten „Forschungen gleich andern widmet, und die Ge„schichte ihrer Entstehung dennoch nicht völlig auf„geklärt hat." — Der Conducteur liefs dem Reisenden zu Gefallen bei einem nahe am Wege liegenden halten, so dafs der Verf. durch das noch nasse Gras und Gestripp den Hügel, worauf der Nurhag stand, erklimmen konnte. Es heifst nun S. 217: „Die Nur„hags sind grofse conisch geformte runde Thürme, „von den ungeheuersten gehauenen und nicht etwa „gesägten Steinen zusammengesetzt, die ohne ein Bin„dungsmittel irgend einer Gattung nach Art der asia„tischen Bauten in regelmäfsigen Vierecken, und nicht „etwa in unregelmäfsigen, wie die cyklopischen Mau„ern, übereinander gelegt sind, und deren Linie kegel„förmig so grade in die Höhe geht, dafs niemals ein „Stein vor dem andern heraussteht. Unten am Bo„den ist als Thür eine Oeffnung zu sehen, in die man „aber hineinkriechen mufs, da es nur wenige giebt, „deren Thüren Menschenhöhe hätten. Von Zeit zu „Zeit erblickt man in der Mauer oben eine Art klei„ner Fenster. Der Kegel oben ist stets abgeschnit„ten, und es ist keine Anzeige vorhanden, dafs das „Gebäude spitz zugegangen, und dort erst geschlos„sen gewesen wäre. Sobald wir auf der Höhe des „Berges angekommen waren, wurde auch der Nurhag „selbst erklettert, er hatte einen Schlufs durch flache „Steine, und an der Seite ging eine Treppe in das „Innere hinunter. — Die Thüre bekommt stets ihren „Schlufs durch einen einzigen Stein von besonderer „Breite. Hat man dieselbe passirt, so kann man gleich „aufrecht stehen, und befindet sich gewöhnlich, wie es „auch hier der Fall war, zuerst in einem Corridor, „von dem die vorher erwähnte Treppe nach oben ging, „und sobald eine zweite Etage im Nurhag vorhanden „ist, auch in dieselbe führt. Vom Corridor aus mufste „man bei diesem Nurhag durch eine zweite Thür in „das untere Zimmer, welches indessen nicht immer „der Fall ist, indem man öfters gerade hineingehen „kann. Dies Zimmer ist völlig finster. Nichts ist „darin zu finden, als mitunter Nischen, die sehr klein

Digitized by Google

„sind, und von denen aus, sobald kein Corridor vor„handen ist, Oeffnungen durch die Mauer gebrochen „ins Freie gehen, sonst aber die Oeffnungen blofs den „Corridor sparsam erhellen. — Schon Manches ist „über die Nurhags geschrieben und mehrere Abhand„lungen sind darüber vorhanden, der Name sollte ent„scheiden, aber auch dieser giebt nur Andeutungen. „Nach den meisten kommt das Wort aus dem Phöni„zischen, Cartaginiensischen. Hiernach bedeutete seine „seine Wurzel *Nur*, *Feuer*, und es wäre ein Feuer„tempel, der Ort, wo das heilige Feuer aufbewahrt „wurde, wie man ähnliche Thürme auch in Indien ent„deckt hat, die dem Feuerdienste gewidmet sind." Wenn mir erlaubt ist, meine Meinung zu äufsern, so glaube ich, dafs die Nurhags nicht sowohl *Feuer-Tempel*, als vielmehr *Feuer-Warten* waren, da die zweite Silbe, die gar nicht erklärt ist, im Phönizischen als auch Hebräischen nicht sowohl Tempel, sondern Cheg und Heg Schoofs, auch eine Vertiefung zum Feueranlegen, kurz eine *Bake*, bedeutet. Es waren also wahrscheinlich Wachthürme, um die Umwohner vor plötzlichen Anfällen der Seeräuber zu warnen. Die Nurhags werden also eine gleiche Bestimmung mit den Feuerzeichen auf den Schweizeralpen haben.

Seite 222 zeigt sich der Verf. als guter Weinkenner, der nicht blofs die Weine zu trinken, sondern auch zu bereiten versteht. „Ehre daher den Sarden, die guten Wein zu liefern wissen." In Cagliari ist eine Eigenthümlichkeit, das Sommertheater, wo, wie bei den Alten, unter freiem Himmel gespielt wird, und wo nur die Logen bedeckt sind. Kotzebue's Johanna von Montfaucon wurde gegeben, und fand unglaublichen Beifall. Den anderen Morgen nach seiner Ankunft in Cagliari besuchte er den Vicekönig, welcher das Schlofs bewohnt, und von dem er gastfreundlich aufgenommen wurde. Diese Vicekönige geniefsen wirklich königliches Ansehen, aber nicht so ihre Gemahlinnen, welche deswegen auch immer zurückgelassen werden, was um so eher angeht, da die Stelle eines Vicekönigs zum Nachtheile des Landes nur 3 Jahre dauert. Der Vf. stimmt für Lebenszeit, und ich möchte mich selbst für 10 Jahre entscheiden. Das Museum, das ein rein sardinisches ist, enthält unter andern römischen Alterthümern vielleicht noch phönizische Ueberbleibsel, z. B. ein auf dem Titelkupfer unter dem Nurhag dargestelltes und ein Seite 244 beschriebenes irdenes Bildnifs der sogenannten Göttin der Natur, in der Linken mit einem Pfeil, in der Rechten mit einer Schlange, auf dem Kopfe mit einem Geweihe.

S. 248 u. flg. giebt der Verf. eine schöne Uebersicht des Ackerbaues in Sardinien: „Noch bis auf die „jetzige Regierung waren, mit wenigen Ausnahmen, „die *Klöster* und die *Belehnten* die einzigen Eigenthü„mer des Grundes und Bodens. Die spanische Be„sitznahme erschuf das Lehnsystem, und von mehr denn „374 Belehnten, bestand wenigstens die Hälfte, bis auf „die letzte Zeit aus gebornen Spaniern. — Es war „erst der jetzigen Regierung vorbehalten, das ganze „System umzuwerfen, und ein neues vernünftigeres „und zeitgemäfseres zu begründen. So wurde durch „eine Reihe von Edicten, seit dem Jahre 1835 erst das „eigentliche Eigenthumsrecht der Belehnten begründet, „indem die Krone ihr Oberlehnsrecht aufgab, dabei „aber die Jurisdiction der Letztern aufgehoben, die „Dienstleistungen der Bauern festgestellt, die Frohn„dienste abgeschafft, genug, sämmtliche Besitzungen „der Belehnten, entweder in freies Eigenthum zu de„ren Besten verwandelt, oder sobald sie ihre Güter „der Krone überliefsen, die Ansprüche in eine neue „Rente, zu Lasten der Krone, umgewandelt. Das der „Regierung nur der Art gehörige Land ist freies Ei„genthum derselben geworden, und wird in Parcellen „verkauft, und der neue Eigenthümer trägt die ge„wöhnlichen, früher damit verknüpften Lasten, nament„lich leider noch den, aller guten Agricultur wider„sprechenden, zur Erhaltung der Geistlichkeit dienen„den Zehnten, oder er wird auch, den Verhältnissen „gemäfs, von allen Lasten befreit. Und zu der letz„tern Art gehört nun das agronomische Etablissement „zu San Luri, bestehend aus zwei frühern Sümpfen, „von San Luri und Samassi von 2300 bis 2500 Hec„taren Land, früher einem spanischen Grofsen gehö„rig, welchen die Regierung in Gelde abgefunden, und „die Ländereien unter dem Namen Victor Emmanuel „im Jahre 1838 den Herren: Ferrand, Montarfier, Ra„vel und dem Schweizer Herrn Ehrsam, kostenfrei, „und 45 Jahre lang, auch frei von allen Abgaben, für „immer überlassen hat."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Herausgegeben von C. O. L. von Arnim.

(Schluſs.)

„Das Etablissement liegt ungefähr drei bis vier „deutsche Meilen von Cagliari entfernt, auf der Seite „der Chaussee nach Sassari zu, und es war daher „natürlich, daſs auch dahin schon sehr früh um *vier* „Uhr des Morgens aufgebrochen ward. Die Fahrt „ging nun auf der Chaussee bis Serrentini, 2 bis „2½ deutsche Meile weit, in des Vicekönigs eige„nem Wagen. Und dort erwartete uns derjenige (d. h. der Wagen) der Besitzer von San Luri, und auf „unebenem Lande waren wir nach einigen Stunden dort „angelangt, wo wir von Herrn und Madame Ferrand, „einer sehr eleganten jungen Französin, mit aller nur „möglichen Auszeichnung aufgenommen wurden. Nur „der Schweizer, Hr. Ehrsam, war noch gegenwärtig, die „andern beiden Compagnons im Augenblicke verreist."

Thaer's Schriften, ins Französische übersetzt, lagen beim Frühstück auf dem Tische, und Dombasle's Pflug ward von Herrn Ferrand sehr gepriesen. — Zur Entwässerung der Sümpfe war schon 1839 der groſse Durchschnitts-Kanal von etwa 24,600 Fuſs vollendet, so daſs schon in demselben Jahre der ganze Sumpf zu Pferde und zu Fuſs durchreiset werden konnte. Der Boden muſste nun gereinigt, und die Salztheile getödtet werden, die Luft muſste eindringen, aber auch jede Trockenheit vermieden werden. „Bei dem Ziehen der Seiten-Kanäle, „bei dem Bloslegen der Ackerfläche, bei dem Herum„wühlen darin, entwickelten sich alle jene giftige Aus„dünstungen, die die Fieber erzeugen; Fremde fan„den sich dazu ein, aber trotz aller Warnungen, sich „zu gewissen Zeiten nicht der Luft auszusetzen, be„hielt die eigene Klugheit die Oberhand, und der Tod „ereilte Manchen unter ihnen. Die Unternehmer er„schraken, und beschlossen daher, keine fremden Ar„beiter mehr anzunehmen." Sie nahmen nun lauter „Sarden, mit denen es vortrefflich ging. „Von Dün„ger weiſs man bekanntlich in Sardinien gar nichts, das „Feld trägt in Folge der Ruhe, ein Jahr wird es be„baut, und das andere behütet, darin wächst nun das „Getraide wohl gut, aber das Unkraut, bunte Blumen „und wilder Hafer erheben sich in üppigster Höhe.

Was die Viehzucht betrifft, so ist das Rindvieh klein, aber sehr kräftig, sehr ausgezeichnet, jedoch sind noch von der Römer Zeit her die Schweine. Kalbfleisch wird gar nicht gegessen, und Seite 259 heiſst es: „und warum? Weil man es für irreligiös und grau„sam hält, das Kalb von der Kuh zu entwöhnen. — „Dagegen ist man weniger mitleidig und zärtlich mit „den Schweinen, denn nichts ist gewöhnlicher auf „den sardinischen Tischen, als Spanferkel oft nur „von 6 bis 6 Tagen." — Seite 262: „Aber rücksicht„lich der in den Wäldern und selbst in den Feldern „lebenden wilden Thiere, so scheint es, als wenn die „gütige Natur Sardinien nur das Angenehme habe „spenden, und alles Verderben Bringende davon ent„fernen wollen; denn auſser den wilden Schweinen „giebt es Damhirsche und andere Hirsche in Menge, „eben so Vögel aller Art und jeder eſsbaren Gattung; „dagegen fehlen Wölfe, Eidexen, Maulwürfe, giftige „Schlangen, Vipern, Kröten und fast alles Dasjenige, „was es nur an schädlichen und widerwärtigen Thie„ren giebt." Doch führt der Verf. gleich darauf drei eben nicht angenehme Gäste vor: Skorpione, Heuschrecken und Flöhe. „Unter den Hausthieren steht „der Esel oben an", und der Sarde giebt ihm den Ehrennamen Molente oder Müller, der ein nothwendiges Stück jeder Mitgift ist.

Eine groſse Plage für Sardinien sind die Fieber, die nach S. 268 vorzüglich aus der Ausdünstung der Sümpfe entstehn, zu deren Austrocknung aber mehrere Millionen Menschen gehören würden. S. 271. „Der

Digitized by Google

„geistliche Stand ist der gesuchteste auf der Insel, „weil er die meisten Einnahmen hat. Nach der Zählung vom Jahre 1826 befanden sich im Lande 1857 „Weltgeistliche und 1125 Mönche. Die Zahl der „Nonnen ist aber nicht bedeutend." S. 277. „Gewiſs „ist eine Nation noch zu den rohen ungebildeten zu „zählen, deren tägliches Leben nicht einen gewissen „Comfort hat, sondern welche das Geld theils nur an „gewissen Tagen vergeudet, oder sich den Körper mit „den prächtigsten Stoffen an den Festtagen behängt, „und die anderen Tage vielleicht dafür darbt. Und „das ist noch immer in Sardinien, zum wenigsten in „der untern Klasse der Fall. Man blicke einmal „in die Wohnungen der ärmeren Leute, wo Kinder, „trotz dem daſs die Fruchtbarkeit in den Familien „nicht ihres Gleichen hat, an der Erde kümmerlich „liegend, zur Hälfte auch wiederum dahin sterben, „und wo der Junggeselle, bis zu dem Augenblicke der „Heirath, kein Bette kennt, während dagegen am Sonntage, Mädchen und Männer in den prächtigsten Brokatkleidern, die Mädchen mit goldenen Ketten und „kostbaren Ringen bis an die Spitze der Finger, beim „Schalle der Launedda (einer aus 3 einzelnen Röhren „bestehenden Schalmei, welche mit Mund und Nase „geblasen wird) tanzen. Gewiſs ein Contrast, der „nicht zum Vortheile der Intelligenz eines Landes ausgelegt werden kann.

Der Vicekönig hatte unsern Verf. zum Thunfischfange eingeladen, aber der immer stärkere Sturm verhinderte es. Nur der Thunfischfang gehört von der Seefischerei den Sarden. „Die Fischerei der groſsen „und kleinen Sardellen sind meist in den Händen der „Genueser und Sicilianer, gleich dem Corallenfange."

„Schöne Kirchen, wie im übrigen Italien, giebt es „in Sardinien nicht; die Kathedrale zu Cagliari ist „eigentlich nur nennenswerth. Zuerst in einem halbgothischen Style erbaut, was man noch an manchen „Nebenthüren erkennt, ist sie späther von einem Erzbischof verändert worden, und hat ein rundes Gewölbe „erhalten." Noch bis jetzt herrscht das traurige Vorrecht der Kirchen, den Verbrechern als Zufluchtsort zu dienen. „Recht und Gerechtigkeit sind überhaupt „noch nicht in Sardinien, was sie sein könnten, denn „die neuere piemontesische Gerichtsverfassung ist „noch nicht dort eingeführt." Seite 286 sagt der Vf.: „Die Sarden bilden sicher das gehorsamste und seinem Monarchen treu ergebenste Volk der Welt und „der Monarch ist ihnen Alles. Was er befiehlt ist ihnen Gesetz." Der Adel hat in Sardinien groſse Vorrechte, z. B. daſs sie nur von ihres Gleichen gerichtet, nicht gehängt, sondern nur geköpft werden können. Von Fabriken hat Sardinien nur eine Baumwollenfabrik zu Cagliari und eine Seifen- und Maroquinfabrik zu Sassari. Auſserdem macht man schlechte Tuche, wollene Fuſsdecken, jedoch scheint die Leinwand besser zu werden. „Aus der Pinne Marine, der „Steckmuschel, wird die sogenannte Guacara gemacht, „die zu Handschuhen und zu Shawls dient, und das wäre „wenn man nicht noch die seit einigen Jahren angefertigte ordinaire Töpferarbeit, die Bereitung des dem „Meere entnommenen und am Ufer getrockneten Salzes und einige Färbereien, die mittels der Blätter „der Myrte betrieben werden, dazu rechnen will, so „ziemlich Alles, was die Industrie leistet; denn noch „gehen die Rohstoffe in die Fremde und kommen verarbeitet zurück."

Die ganze Kriegsmacht in Sardinien besteht nur etwa in 3000 Mann, wozu noch etwa 10,000 Mann Miliz oder Landwehr kommt, wovon $\frac{1}{5}$ Fuſsvolk und $\frac{4}{5}$ Reiterei, die sich selbst bekleiden, beritten machen und besolden. Diese Landwehr macht das Reisen in Sardinien ganz sicher vor Räubern, und nur die Blutrache verursacht, wie in Corsika, einzelne Mordanfälle. Noch eine eigenthümlich bewaffnete Macht sind „die „Barracelli, von welchen, wenn ein Raub an Vieh oder „Ackergeräthschaften auf offenem Felde nicht entdeckt „wird, und der Räuber nicht zu bestrafen ist, dafür „aus einer gemeinschaftlichen Kasse, wozu jede der „Gemeinden ihren Beitrag liefert, eine Entschädigung „gezahlt wird." Eine andere gute Einrichtung ist der Monti di soccorso oder Unterstützungsberg, welcher den ärmeren Landleuten Vorschüsse an Geld und Getraide giebt. In Sardinien giebt es 3 Erzbischöfe (zu Cagliari, Sassari und Oristano), und zwei Universitäten (zu Cagliari und Sassari), wo vorzüglich Gottes- und Rechtsgelehrsamkeit gelehrt wird; dagegen die Arzeneikunde sehr gering geachtet und sogar von den Dorfbarbieren verfolgt wird. Uebrigens ist leider die Lustseuche sehr herrschend. Für den Volksunterricht sind jetzt Normalschulen errichtet, wo im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Catechismus und selbst in den Anfangsgründen des Ackerbaues Unterricht ertheilt wird.

Digitized by Google

Fast unglaublich erscheint es, dafs die durchschnittliche jährliche Einnahme der Insel kaum 1 Million Thaler beträgt.

Am 5. Juni fuhr der Vicekönig unsern Verf. bis an Bord des Dampfschiffes Ichnusa (eigentlich Fufstapfeninsel, der alte Name Sardiniens), auf dem der Vf. unter zwei aufsteigenden Gewittern, die sich jedoch in Wohlgefallen auflösten, diesmal aber an der Ostseite der Insel heimfuhr. Er fuhr an der Stadt Posada (ziemlich an der Nordspitze) vorbei, wo kürzlich das Fieber von 15 Soldaten 13 hinweggerafft hatte. — Bald sah er die Kalkinselgruppe Tavolara, welche ein einziger Hirt mit seinen Ziegen, Weibern und vielen Nachkommen bewohnt, weshalb er der König von Tavolara genannt wird. Etwas weiter kam er an den Golf degli Aranci, der vielleicht bald sehr wichtig für die Schifffahrt Sardiniens werden kann, da die Regierung von hier bis Sassari eine Kunststrafse anlegen will, und der Graf de la Marmora sich damit beschäftigt, Steinkohlengruben in der Nähe zu entdecken, so dafs die Dampfschiffe von Genua künftig schon hier landen könnten. S. 314. Noch etwas nördlicher sah er in der Strafse Bonifacio die nördlichste Küsteninsel Sardiniens, die kleine Insel Madalena, welche von einem Engländer Conllins nebst seiner Frau und Hausmädchen bewohnt wird, der sich den ganzen Tag mit Jagen und Fischen beschäftigt; dieser könnte der König von Madalena genannt werden. S. 312.

Der Leser wird sehen, dafs Sardinien der Glanzpunct der ganzen Beschreibung ist, deren Westseite er von Norden bis Süden zu Lande bereiset, und die Ostseite von Süden nach Norden vom Schiffe aus mit anmuthigen Bemerkungen begleitet.

Zeune.

XXXIV.

Italienische Zustände, geschildert von Dr. C. J. A. Mittermaier. Heidelberg, Mohr. 1844.

Bei der offenbaren Wichtigkeit, die Italien für einen Jeden hat, der den Gang der Entwickelung der Menschheit beobachtet, hat auch das vorliegende Buch aus der Feder eines Mannes, wie der Verf. desselben ist, einen um so gegründeteren Anspruch auf die Beachtung Derer, für die es bestimmt ist. Dieser Anspruch bleibt auch dann der nämliche und ganz ungeschmälert, wenn man selbst der Meinung sein müfste, dafs der Verfasser in der Einleitung jene Wichtigkeit Italiens, z. B. der des alten Griechenland gegenüber, welches übrigens mehr noch, als das alte Rom im heutigen Rom, im heutigen Griechenland fortlebt und sich erhalten hat, in gewisser Hinsicht zu hoch angeschlagen habe. Denn es ist auf der einen Seite nicht zu leugnen, wie falsch in vielen Beziehungen die im Auslande verbreiteten Ansichten über Italien und die Italiener sind, weil viele Personen gewohnt sind, auf die Schilderungen und Urtheile einzelner Reisenden zu horchen, die vornehm auf Italien blicken, von der Immoralität, von der Trägheit des Volkes, von dem Mangel des wissenschaftlichen Lebens schwatzen und das italienische Volk nach den Fuhrleuten, Schiffern und Lohnbedienten oder Lastträgern, überhaupt nach denjenigen Klassen des Volks beurtheilen, mit denen der flüchtig Reisende flüchtig verkehrt, und über ein Volk, dessen Sprache viele dieser Reisenden nicht kennen, den Stab brechen, weil sie in Italien entweder jene Comforts und Bequemlichkeiten nicht antreffen, an die sie gewöhnt sind, vielmehr statt deren auf gewisse Unbequemlichkeiten und Uebelstände stofsen, die sie selbst höher anschlagen, als es die Sache verdient, indem sie aus dem Floh einen Elephanten machen, oder weil sie in Italien nicht jene politische Formen und Einrichtungen finden, die ihnen als Ideale vorschweben (S. 3. 4.)! Auf der anderen Seite dagegen leuchtet es ein, dafs der Verf., welcher seit dem Jahre 1808 zu sieben verschiedenen Malen Italien besucht hat, wohl für berechtigt gehalten werden mufs, mit Entschiedenheit dahin sich zu erklären, wie er dies S. 4 thut, dafs ein grofser Theil jener Vorstellungen über Italien und die Italiener auf Vorurtheilen beruht, und dafs die Schilderungen jener Reisenden das Product der Unkenntnifs des Landes und seiner Bewohner, so wie einer einseitigen Auffassungsweise seien, indem diese Reisenden nicht Lust, Zeit und Geschick haben, sich die Mittel zu verschaffen, um die Zustände des Landes und des Volks kennen zu lernen, und nur nach oberflächlichen Eindrücken urtheilen, ohne tiefer in die Sache einzugehen. „Die Beobachtung des Volkes in den verschiedenen Klassen", sagt dagegen der Verf. S. 5, „war ein Hauptgegenstand der Studien auf meinen Reisen. Es war mir vergönnt, auch in den

Digitized by Google

höheren Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft in Italien Zutritt zu erhalten, und eine genauere persönliche, durch lebhaften Briefwechsel immer mehr erweiterte Bekanntschaft mit Personen, die in verschiedenen Theilen Italiens in einer hohen Stellung wirken, erfüllte mich immer mehr mit Achtung." Dabei hatte er bei seinen einzelnen Besuchen Italiens seine Aufmerksamkeit auch den mannigfaltigen Zuständen des gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Lebens daselbst mit Ernst zugewendet (S. 5), und er spricht als das Ergebnifs seiner Beobachtungen die Ueberzeugung aus (S. 10), dafs Italien noch fortdauernd in reichem Maafse alle Elemente besitze, welche einen höheren Aufschwung und das Glück Italiens verbürgen, dafs auch Italien in sittlicher Beziehung eben so wie in allen Zweigen des Wissens und der Technik grofse Fortschritte gemacht habe. „Wir sind überzeugt," sagt er, dafs auch in jenem Lande das Gefühl der Nothwendigkeit der Umgestaltung und der Verbesserung mit jedem Tage lebhafter sich äufsert, dafs vorzüglich durch die Thätigkeit achtungswürdiger, für wahre Volksbildung und Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände mit Begeisterung uneigennützig wirkenden Männer, und durch den in Italien verbreiteten Associationsgeist das Gelingen der Verbesserungsversuche und die Entwickelung der herrlichen Elemente der Wiedergeburt verbürgt wird. Wir müssen aber auch den Ausspruch der Ueberzeugung beifügen, dafs in Italien mehr als in jedem anderen Lande in vielen bestehenden Einrichtungen Hindernisse der Entwickelung des geistigen Aufschwungs und der Wohlfahrt Italiens liegen, und dafs vor Allem jene Hindernisse beseitigt werden müssen."

Durch gewissenhaft gesammelte, aus zuverlässigen Quellen geschöpfte Nachrichten die Wahrheit dieser Behauptungen nachzuweisen, und dadurch beizutragen, dafs ein unparteiisches gerechtes Urtheil über das oft verkannte Land und Volk gefällt werden könne, das ist die Aufgabe des vorliegenden Buchs. Zwar bemerkt der Verf. S. 11, dafs Vorliebe für Italien, die er auch in der That nicht verhehlen kann, vielleicht oft mehr, als er sich dessen bewufst sei, der Erforschung seinerseits eine gewisse Richtung gegeben und seine Feder geleitet habe; aber diese Liebe ist, wie er selbst hinzusetzt, und wie dies auch aus seinen Mittheilungen im Einzelnen unverkennbar ist, keine blinde, sondern eine solche, mit der man auch die Fehler und Schwächen an dem geliebten Gegenstande bemerkt und dazu beitragen möchte, dafs „kein Flecken das liebliche Bild trübe."

Der Inhalt des vorliegenden Buchs, auf das auch wir hier durch einige tiefer in diesen Inhalt eingehende Bemerkungen aufmerksam machen möchten, ist ein so mannigfaltiger und reichhaltiger, dafs wir uns nur auf die Hauptsache beschränken können, dabei jedoch hin und wieder auch auf Einzelheiten einlassen wollen, die von besonderem Interesse sind und den reichen Gehalt der Mittheilungen des Verf.'s beurkunden. Vor allen Dingen machen wir in diesen Mittheilungen, nach der nur Allgemeines enthaltenden Einleitung S. 1—11 auf die darauf folgenden Beobachtungen über Charaktereigenthümlichkeiten der Italiener (S. 11—40) aufmerksam, die besonders geeignet sind, auf den richtigen Standpunct zu stellen, von welchem aus die Letzteren beurtheilt und in ihrem Charakter aufgefafst werden müssen, und dabei zugleich gewisse Vourtheile zu beseitigen, die in dieser Hinsicht im Auslande herrschen. In vielen Beziehungen bilden diese Beobachtungen die Grundlage für die folgenden Mittheilungen, indem sie die italienischen Zustände selbst erklären, die sich zunächst natürlich nur aus jenen Charaktereigenthümlichkeiten haben entwickeln können, wie die Blüthe aus dem Saamenkorn sich entwickelt. Ob nicht das, was der Verf. hier über den Charakter der Italiener im Allgemeinen bemerkt, anderen Nationen zur Beschämung gereiche, die nicht selten mit Hochmuth und Geringschätzung auf die Italiener herabblicken, bleibe hier dahingestellt. Es ist dies übrigens eine Bemerkung, zu der wir uns beim Lesen des Buchs oft veranlafst gefunden haben; und in der That erscheint darnach der italienische Nationalcharakter an und für sich so erhaben, dafs, wo die guten Seiten desselben verwischt worden sind, dies hin und wieder nur durch die Fremden geschehen ist, die, in einzelnen bedeutenderen Städten in grofser Anzahl sich aufhaltend, auf die Moralität der Einheimischen nachtheilig eingewirkt haben (vergl. z. B. S. 24 u. 144). —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Italienische Zustände, geschildert von Dr. C. J. A. Mittermaier.

(Fortsetzung.)

Der dritte Abschnitt (S. 40—66) verbreitet sich über den Stand der Ansichten in Italien über politische Zustände. Was hier der Verf. zunächst über die, von vielen Seiten in Italien und zwar allgemein gewünschte Gründung eines Zollvereins mittheilt, findet in dem nächsten Abschnitte eine ausführlichere Behandlung. Er selbst findet diesen Wunsch für einen Jeden leicht begreiflich, der den jetzigen Zustand kennt, und der, auch abgesehen von den ökonomischen Nachtheilen der vielfachen Zollstätten, die moralischen und politischen Wirkungen in Betracht zieht (S. 52). Denn in keinem Lande wird die Conterbande auf eine so furchtbare und dem Staate so nachtheilige Weise betrieben, als in Italien; und wenn auf der einen Seite das Heer der Conterbandiers die Sittlichkeit und den Staat selbst gefährdet, wird zugleich in Betreff der Zollbeamten ein System der Bestechung eingeführt, welches ebenfalls verderblich auf die Moralität wirkt, und das Vertrauen des Volks zu den Beamten untergräbt (S. 53). — S. 54 f. kommt der Verf. auf den Einflufs der französischen Herrschaft in Italien zu sprechen. Er läugnet zwar im Allgemeinen nicht, dafs Italien in manchen Beziehungen durch französische Einwirkungen gewonnen habe, ist jedoch dabei der Meinung, dafs jener Einflufs überschätzt worden sei, wovon sich ein Jeder überzeugen müsse, der namentlich die mit der Herrschaft der Franzosen in Italien verbunden gewesenen nachtheiligen Folgen für Sittlichkeit beachtet, und davon ausgeht, dafs für die Unabhängigkeit Italiens, nicht einmal für eine geistige Einheit des Landes, die Franzosenzeit Etwas gewirkt habe. — Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen S. 57 f. über die verschiedenen Ansichten, über die Zukunft Italiens und die politische Gestaltung derselben. Der Verf. nimmt in dieser Hinsicht auf einige neuere Schriften besonderen Bezug, die er gleichsam als die Repräsentanten der verschiedenen Meinungen in Italien betrachtet, und die, wenn auch nach Grundrichtungen und Hoffnungen verschieden, doch innerlich durch eine gemeinsame Ansicht über das, was zunächst zu thun obliegt, und durch die Reinheit der Gesinnung ihrer Verfasser vereinigt sind. Zuerst gedenkt er der Schrift von Gioberti, eines in Brüssel lebenden und durch viele philosophische Schriften ausgezeichneten Piemontesen (Del Primato morale e civile degl' Italiani, per V. Gioberti, 1843), welcher das Heil für Italien, das in einer geistigen Einheit wirken und durch dieselbe mächtig werden soll, von einer politischen Conföderation der italienischen Staaten unter der ordnenden und leitenden Autorität des Papstes erwartet, wegen dieser Meinung aber, als einer ganz unpraktischen, vielfach angegriffen worden ist. Eine Conföderation der jetzigen italienischen Staaten will auch der Graf Balbo (Delle speranze d'Italia, 1844), — ein ausgezeichneter Gelehrter, Verf. einer Geschichte Italiens, so wie eines geistreichen Werks über die Universalgeschichte, und eines Lebens von Dante, sittlich hochgeachtet, an der Spitze aller Unternehmungen für Wohlthätigkeit, und von der edelsten Vaterlandsliebe begeistert. Aber er hofft für eine solche Conföderation Nichts von der Gegenwart und von der nächsten Zukunft, Nichts von einem bestimmten Ereignisse, sondern Alles nur von einer ungewissen Eventualität, nämlich von dem Falle des türkischen Reichs in Europa und von der politischen Veränderung, welche dieses Ereignifs in der Christenheit hervorbringen werde. Indefs ist man begreiflicher Weise auch mit diesen Ansichten in Italien wenig einverstanden gewesen; eben so mit dem Satze, den der Graf Dal Pozzo in einer, schon 1833 erschienenen Schrift durchzuführen bemüht gewesen ist, dafs

Digitized by Google

Italien am meisten durch den überwiegenden Einfluſs von Oesterreich gewinnen würde. Die Ansichten der gemäſsigten liberalen Partei in Italien gehen darauf hinaus, daſs die Wiedergeburt Italiens nicht statt haben könne ohne den Zusammentritt der Massen, und daſs deshalb das Streben aller Rechtschaffenen auf die moralische und intellectuelle Erziehung des Volks gerichtet sein müsse; daſs man, ohne die völlige politische Umgestaltung Italiens zu hoffen, die Wohlfahrt des Volks in den einzelnen Staaten als die Aufgabe seines Wirkens zu betrachten habe. Einer der edelsten Italiener, Graf Serristori, Gouverneur von Siena, hat kürzlich die Ansichten jener Patrioten, in der Einleitung zur zweiten Ausgabe seiner Statistica dell' Italia, 1842, ausgesprochen, worin er als nothwendig die Sorgfalt für Volkserziehung und Volksbildung nach dem Vorbilde des lombardischen Königreichs erklärt, und eine Vereinigung der italienischen Regierungen zur ferneren Wohlfahrt, zur Gleichheit der Münzen, gewisser Abgaben, zu einem Zollvereine, und die Sorge für die Entfernung der Hindernisse des freien Verkehrs für wesentlich hält.

Des folgenden Abschnitts (S. 66—98), der sich zunächst mit dem Stande der Ansichten in Italien über die Gründung eines Zollvereins beschäftigt, ist in dieser Beziehung schon oben gedacht worden; auſserdem verbreitet sich derselbe über Handel und Schifffahrt, Handelsmarine, Seefischerei und Industrie in Italien. Die Mittheilungen hierüber weisen nach, wie viele Gegenstände des Handels mit fremden Nationen Italien besitzt, wie sehr der Gewerbfleiſs sich zu heben beabsichtigt, wie aber fast überall der Handel herabsinkt und die Industrie ihrer früheren Blüthe entbehrt, weil auf dem Verkehre der Druck der Zollstätten und die Schwierigkeiten der Communication lasten, und der Aufschwung der Industrie dadurch gelähmt wird (S. 94 f.). Dennoch deutet Alles darauf hin, daſs man in Italien sehr gut die Nothwendigkeit begreift, durch Vereinigung theils von Privatpersonen, theils und vorzüglich durch Verbindungen der Regierungen, die reichen Elemente, welche Italien besitzt, auch zur Belebung der Industrie und des Verkehrs zu benutzen (S. 97), und es ist nur an den Regierungen, die Bemühungen der Privatpersonen in den einzelnen Beziehungen zu begünstigen und zu befördern, und selbst die Hindernisse der vaterländischen Industrie und des Verkehrs zu beseitigen.

Der nächstfolgende Abschnitt (S. 98—161) führt den Leser auf ein von den früheren verschiedenes Gebiet, das der Criminalstatistik Italiens. Auch hier drängen sich Vergleichungen mit andern Ländern auf, die nicht zum Nachtheile Italiens gereichen, besonders was die Thatsache anlangt, daſs die Zahl der in diesem Lande verübten Verbrechen zum Theil geringer ist, als in andern Staaten. Ausführlich verbreitet sich der Verf. über die Criminalstatistik des lombardisch-venetianischen Königreichs, des Königreichs beider Sicilien und Toskanas; was dagegen Sardinien und den Kirchenstaat anlangt, so sind die Mittheilungen unvollständig und ungenau, weil eine vollständige Criminalstatistik leider mangelt, und es an Materialien fehlt (S. 148 u. 154). Die Nachweisungen, die hier gegeben werden über die Zahl und Art der Verbrechen, mit Hinweisung auf die Ursachen derselben, so wie über die verschiedenen Alter der Verbrecher selbst, und die Betrachtungen, die der Verf. hin und wieder daran knüpft, sind wohl geeignet, auf manche Eigenthümlichkeiten der moralischen Zustände Italiens aufmerksam zu machen. Erfreulich ist in dieser Hinsicht namentlich das, was S. 160 mitgetheilt wird, daſs das weibliche Geschlecht in Italien in einem auffallend geringen Verhältnisse an Verbrechen Antheil hat, was insofern merkwürdig ist, als gerade die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Italien im Allgemeinen vorzüglich mangelhaft ist, wie dies der Verf. in einem späteren Abschnitte bemerkt; eben so erfreulich ist es, daſs die Zahl der Räubereien, vorzüglich der Straſsenraube und der mörderischen Anfälle auf Straſsen, bedeutend abgenommen hat (S. 160); wogegen die Bemerkung des Verf.'s S. 161, daſs das Douanensystem verderblich wirke, theils die Bestätigung einer allgemeinen Ansicht hierüber enthält, theils die auch schon oben erwähnte Behauptung des Verf.'s in Bezug auf Italien selbst bestätigt. Jene verderbliche Wirkung des Douanensystems zeigt sich besonders daraus, daſs auſser den Hauptstädten am meisten Verbrechen in den Grenzgebieten verübt werden, wo die Contrebandiers ihr schädliches Gewerbe treiben, und an Müſsiggang gewöhnt, entschlossen zum Aeuſsersten, ohne Achtung für die Gesetze, im Kampfe mit

Digitized by Google

den Beamten, rachsüchtig, gereizt gegen diejenigen, welche die Contrebande und die Schleichhändler zu verfolgen verpflichtet sind, leicht Tödtungen, Verwundungen und Widersetzungen gegen öffentliche Diener verüben. Uebrigens verdient kein Land Italiens in Bezug auf die Criminaljustiz so sehr als Toscana die Aufmerksamkeit Aller, die sich für die Wirksamkeit der Strafgesetze interessiren (S. 137). In diesem Lande versuchte es Leopolds grofser Geist, durch eine milde, von den Vorurtheilen der Vergangenheit gereinigte Strafgesetzgebung zu wirken; hier hat seit 1830 kein Opfer der Justiz auf dem Schaffot geblutet, und doch hat die Zahl der schweren, insbesondere der todeswürdigen Verbrechen sich nicht vermehrt (S. 147). Die einzelnen statistischen Angaben in Bezug auf Toscana, wie auch in Betreff der übrigen Länder Italiens, mufs man bei dem Verf., der hier ganz in seinem Elemente sich bewegt, selbst nachlesen; sie sind für den Psychologen und Criminalisten von dem höchsten Interesse. Vornehmlich bei Toscana geht die Darstellung tiefer in das Einzelne ein. Einen Wendepunct in der Criminaljustiz daselbst bildet das Jahr 1838, besonders insofern, als das Gesetz vom 2. August 1838 ein neues Verfahren einführte, nämlich die mündliche öffentliche Verhandlung, nach deren Schlusse die rechtsgelehrten Richter nach innerer Ueberzeugung (ohne Angabe von Gründen) das Urtheil zu fällen haben, und in Ansehung der Todesstrafe bestimmte, dafs auf diese Strafart nur dann erkannt werden sollte, wenn sie durch Stimmeneinheit als verdient erklärt werde (S. 145). Das eingeführte mündliche und öffentliche Verfahren hat sich bewährt, indem die Zahl der Verurtheilungen zugenommen hat, weil die urtheilenden Richter weit bessere und vollständigere Materialien erhielten, als früher. Die Ueberzeugung des Volks, dafs das Läugnen nichts nütze, dafs die von allen Seiten an den Angeklagten gestellten Fragen zuletzt bewirken, dafs ein klares Bild von der Schuld des Angeklagten vor der Seele der Richter steht; die Vorstellung, dafs die schlaue Zurückhaltung der Zeugen, die dem Angeklagten durchhelfen wollen, vergeblich ist, dem gewandten öffentlichen Ankläger und den, zu aufklärenden Fragen berechtigten Richtern gegenüber, hat sich durch das neue Verwahren befestigt und wird den Strafgesetzen eine neue gröfsere Energie geben. So urtheilt der Verf. S. 146. Ob man bei dem Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Criminalverfahrens, welches sich gegenwärtig in mehreren Ländern Deutschlands von Seiten des Volks selbst geltend macht, auch die Möglichkeit vor Augen hat und nach Befinden den Wunsch hegt, dafs die Verurtheilungen gegen früher zunehmen, — das ist eine Frage, die wir hier nur haben andeuten wollen. Dagegen entlehnen wir von S. 148, zur Beschämung für die Deutschen und zur Ehre für den italienischen Volkscharakter, wie er sich mindestens in Toscana ausgebildet hat, die Notiz, dafs in Florenz bei der letzten Hinrichtung im Jahre 1830 die Mifsbilligung der Todesstrafe sich dergestalt ausgesprochen hatte, dafs der Tag der Hinrichtung selbst als ein Tag der allgemeinen Trauer galt; viele Einwohner hatten die Stadt verlassen, die Strafsen, durch welche der Trauerzug ging, waren fast leer, und die geringe Zahl der Personen, welche am Hinrichtungsplatze selbst gegenwärtig waren, zeigte dem aufmerksamen Beobachter, wie wenig das Volk an jenem Acte der Gerechtigkeit ein Gefallen fand. In Deutschland pflegt sich bei solchen traurigen Gelegenheiten ein ganz anderes Schauspiel dem Beobachter darzustellen; und wie gern überhebt sich der ernst-gemüthliche Deutsche in seinem Vorurtheile über den gemeinen Italiener!

Der folgende Abschnitt (S. 161—191) beschäftigt sich mit unehelichen Kindern, Kinderaussetzungen, Selbstmorden und Geisteskranken in Italien. Der Vf. leitet denselben mit der gewifs wahren Bemerkung ein, dafs die richtige Erkenntnifs des moralischen Zustandes eines Volks unfehlbar wichtige Materialien durch die Nachrichten über den Zustand der geschlechtlichen Sittlichkeit gewinne; dafs da, wo geschlechtliche Ausschweifungen häufig sind, auch der sittliche Zustand des Volkes leide, und dafs, auch wenn heutzutage die Frivolität diese Ausschweifungen gleichgültiger betrachtet, es doch dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen könne, dafs mit der Verminderung der Reinheit der Sitten des weiblichen Geschlechts und mit der Gleichgültigkeit gegen die weibliche Keuschheit eine wichtige Grundlage eines glücklichen bürgerlichen Zustandes erschüttert werde. Was nun die Zahl der unehelichen Kinder in Italien anlangt, so ist dieselbe gegen andere Länder weit geringer (S. 162 und 163), — eine Erscheinung, die gerade in Italien in verschiedenen Verhältnissen und namentlich

Digitized by Google

auch in einer strengeren Sittenreinheit ihren Erklärungsgrund findet (S. 168 flg.), und ebenfalls Italien zur Ehre gereicht. Unter Anderem sind die bestehenden Dotationsinstitute (instituti dotali) für Aussteuerung armer Mädchen, über welche der Verf. in dem folgenden Abschnitte sich weiter verbreitet (S. 298 flg.), ein gutes Mittel, den Ausschweifungen entgegen zu wirken, und arme Mädchen, die sich gut aufführen, den Versuchungen zu entziehen, wenngleich dies zugleich der Grund ist, warum viele Ehen oft leichtsinnig geschlossen werden (S. 168.). Die Kinderaussetzungen sind in Italien sehr häufig, und werden besonders durch die vielen Findelhäuser (case dei trovatelli), über welche der Verf. ebenfalls S. 199 sich weiter ausläfst, befördert, wiewohl S. 179 die Meinung bestritten wird, als seien diese Anstalten vorzügliche Beförderungsmittel der Unsittlichkeit, und die grefse Anzahl der ausgesetzten Kinder in Italien beweise die Zunahme der sinnlichen Ausschweifungen in diesem Lande. Dagegen spricht schon der Umstand, dafs unter diesen ausgesetzten Kindern auch eheliche Kinder sich befinden, von denen jedoch später viele von ihren Aeltern wieder zurückgenommen werden (S. 177), auch beweist der Verf. S. 178 aus statistischen Tabellen, dafs die Findelhäuser zur Verminderung der Verbrechen beitragen, welche ihren Grund in dem Schaamgefühle haben, das aufserehelich Geschwängerte zu Verbrechen gegen ihre Kinder treibt. Die Zahl der Selbstmorde in Italien, auch wenn dieselbe im Zunehmen begriffen ist, erscheint doch im Verhältnisse zu andern Ländern gering (S. 183). Den Grund dieser Erscheinung sucht der Verf. theils in den religiösen Verhältnissen und in der katholischen Kirche, theils in der einfacheren, weniger dem Luxus ergebenen Lebensweise, theils in der frischen praktischen Lebensansicht des Italieners. Was das Verhältnifs anlangt, in welchem in Italien Geisteskranke und gewisse andere von Ursachen gestörten Seelenzustände vorkommen, so erklärt es der Vf. S. 186 für schwierig, mit Sicherheit die Zahl der Geisteskranken in Italien anzugeben, da keine Statistik auch die in Privatanstalten und in Familien vorkommenden Geisteskranken aufführt. Gleichwohl behauptet er nach den statistischen Angaben über italienische Irrenanstalten, dafs Italien weniger Geisteskranke habe, als andere Länder (S. 186), und er findet den Grund davon theils in den klimatischen Verhältnissen, theils in dem Charakter des Volks, theils in der katholischen Kirche und ihrem Glauben. Wenn demungeachtet in Italien noch so viele Geisteskranke angetroffen werden, so liegen wieder eigenthümliche Ursachen zum Grunde, die zum Theil nur lokaler Art sind (S. 187 flg.). Einen reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen liefert die Erforschung der moralischen Ursachen der Seelenstörungen in Italien. Der Verf. macht hierüber S. 188 flg. einige Bemerkungen, zugleich in Betreff der Geschlechter und des Alters der Geisteskranken, so wie ihrer Heilung, und zwar ebenfalls nach den Geschlechtern (es werden in den Irrenanstalten Italiens weit mehr männliche Irren geheilt, als weibliche, S. 190), und weist auf einige eigenthümliche Erscheinungen in dieser Hinsicht hin, wünscht übrigens (S. 191), dafs die von ihm mitgetheilten, gewissenhaft gesammelten Nachrichten einen Forscher veranlassen möchten, dieselben zu ergänzen und Schlüsse in Bezug auf Charaktereigenthümlichkeiten der Italiener und auf Verhältnisse des Landes abzuleiten.

Eben so reichhaltig, als ehrenvoll für das italienische Land und Volk sind die Mittheilungen des folgenden Abschnitts (S. 191—230) über Wohlthätigkeitssinn und Wohlthätigkeitsanstalten in Italien. Solcher Anstalten giebt es in diesem Lande in einer Weise und in einem Umfange, wie nirgends anders. Die Ursachen davon untersucht der Verf. S. 193 flg. ziemlich ausführlich, und entwirft dann ein Bild dieser Wohlthätigkeitsanstalten in den bedeutendsten Staaten Italiens (S. 196 flg.), das in der That einen Reichthum hieran erkennen läfst, der ans Unglaubliche und Wunderbare gränzt. Indefs verhehlt der Verf. auch nicht (vergl. S. 223 flg.), dafs diese Anstalten nicht immer so verwaltet und verwendet werden, wie der erhabene Zweck derselben es fordert, und dafs sie nicht die Früchte tragen, welche so leicht durch sie gewonnen werden könnten.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Italienische Zustände, geschildert von Dr. C. J. A. Mittermaier.

(Schlufs.)

Das Letztere ist namentlich insofern der Fall, als trotz dieses ungeheuren Reichthums an Wohlthätigkeitsanstalten in Italien die Anzahl der Bettler so grofs ist (S. 224), was nur als eine Folge davon angesehen werden mufs, dafs die vielfachen Unterstützungen den Müfsiggang befördern, dagegen in den bestehenden Armenhäusern und Beschäftigungsanstalten für eine zweckmäfsige Thätigkeit ungenügend gesorgt ist, und man zu wenig darauf sieht, die Jugend besser zu unterrichten, auch durch Sparkassen den Sinn für Oekonomie und die Lust der Sorgfalt für die Familie zu wecken und zu stärken. Uebrigens fehlen dort Sparkassen durchaus nicht (S. 226 flg.), sind vielmehr besonders in der Lombardei, im Königreich Sardinien, im Kirchenstaate und in Toscana ziemlich zahlreich, und haben auch da, wo sie vorkommen, sehr wohlthätig gewirkt, indem sie den Sinn für Arbeit und Fleifs befördert haben (S. 227). Nur im Königreich Neapel giebt es noch keine Sparkassen.

Der letzte Abschnitt (S. 230–276) behandelt die Anstalten für Volksunterricht und Ausbreitung der Bildung überhaupt, so wie die Wirksamkeit der Akademien und gelehrten oder gemeinnützigen Gesellschaften. Auch hier sind die Mittheilungen des Verf.'s wohl geeignet, gewisse Vorurtheile des Auslandes zu beseitigen, das in der Meinung steht, als begünstige die katholische Kirche und die Geistlichkeit in Italien den Volksunterricht nicht, als suche sie vielmehr die Unwissenheit des Volks zu erhalten, um es dann desto leichter in unbedingter Abhängigkeit von sich halten zu können. Diese Meinung wird S. 232 flg. ernstlich bekämpft, und S. 266 rühmt vielmehr der Verf. die Theilnahme der Geistlichen in Italien an dem Schulwesen, wenn schon er zugleich die ungeeignete Stellung tadelt, welche die Geistlichen in Bezug auf das Studienwesen in manchen Staaten Italiens haben, und hierin die Ursache findet, warum der Erfolg den Bemühungen der Regierungen und der für Volksunterricht thätigen Männer nicht entspricht (S. 266). Denn auch hier beschränkt sich die Darstellung nicht blofs darauf, den Zustand des Schulwesens in den einzelnen Ländern Italiens zu schildern (S. 235 flg.), sondern sie rügt auch die vorhandenen Mängel, von den Elementarschulen an, in Betreff der Lyceen und Gymnasien, bis zu den Universitäien (S. 265 flg.). Es ist nicht zu leugnen, dafs seit 20 bis 30 Jahren die Schulbildung auch in Italien grofse Fortschritte gemacht hat, namentlich in dem lombardisch-venetianischen Königreiche: aber dennoch ist der Zustand der Volksbildung noch sehr ungenügend. Das mag zum Theil darin liegen, dafs man sich, mit einigen Ausnahmen, im Allgemeinen gegen einen Zwang zum Schulbesuch von Seiten der Regierungen in Italien erklärt (S. 231), und mit der Armuth vieler Gemeinden, so wie mit den Vorurtheilen zu viel Nachsicht hat (S. 265), zum Theil darin, dafs, wie in Toscana, Jeder eine Schule gründen kann (S. 256), während das Gesetz Leopolds, dafs jede Gemeinde eine Schule haben sollte, nicht ins Leben getreten ist, — ein Umstand, der jedoch auch anderswo eintritt. Namentlich ist, wie schon oben bemerkt worden, der weibliche Unterricht in Italien im Allgemeinen sehr mangelhaft (S. 266). Der Verf. bemerkt in dieser Hinsicht S. 232, es sei eine auffallende Erscheinung, dafs in manchen Gegenden die Aeltern, während sie den Schulunterricht der Knaben begünstigen, bei den Töchtern den Unterricht nur auf das Lesen beschränken und den Schreibunterricht verbannen wollen; und als Rechtfertigungsgrund für diese Ansicht werde auf eine naive Weise angegeben, dafs, wenn die Mädchen schreiben lernten, die Gefahr zu grofs

Digitized by Google

wäre, dafs sie früh in Liebesverhältnisse verwickelt und Liebesbriefe schreiben würden! (Indefs läfst sich dagegen wohl bemerken, dafs in Italien, z. B. in Venedig, Rom, Neapel u. s. w. die Sitte herrscht, sich gewisser Schreiber zu Liebesdiensten zu bedienen, die man bisweilen ihnen dictirt oder dem Hauptinhalte nach angiebt, und dafs es besondere Klassen solcher Schreiber giebt.) Uebrigens ist hier von besonderem Interesse, was von Nachtschulen (S. 230), Sonntagsschulen (241), technischen oder Gewerbschulen in Italien (S. 254) mitgetheilt wird. Die Nachtschulen füllen in Italien eine Lücke in dem Schulwesen aus, und sind von unläugbarer Wichtigkeit, indem sie denjenigen Kindern in der Nacht Unterricht gewähren, die am Tage die Schulen aus mehreren Gründen nicht besuchen können. Auch an Kleinkinderbewahranstalten (asili d'infanzia) fehlt es in Italien nicht; in Parma erging deshalb sogar für Kinder vom zweiten bis achten Jahre ein besonderes ausführliches Gesetz vom 27. Januar 1841.

Bei dem vorliegenden Buche hatte der Verf. die Absicht, die moralischen und industriellen Zustände Italiens zu schildern; in einem späteren Hefte will er die politischen und Verwaltungseinrichtungen der einzelnen italienischen Staaten, die kirchlichen Zustände, die Gesetzgebung und Rechtspflege, den Zustand der Landwirthschaft und die Verhältnisse der ackerbauenden Klasse in den verschiedenen Gegenden schildern (S. 44 und 276). Wir wünschen, dafs die Hoffnung, die in dieser Hinsicht den Lesern gemacht wird, bald erfüllt werden möge. Wir wünschen es um des Publikums willen, dem diese Darstellung zunächst bestimmt ist, aber wir wünschen es auch im Interesse Italiens selbst. Denn wenn zunächst das Ausland, wenn das Publikum dem Verf. wegen der in der vorliegenden Schrift enthaltenen reichen und vielfachen Aufschlüsse zu lebhaftem Danke verpflichtet ist, so ist dies nicht minder Italien selbst, besonders auch insofern diese Schrift als eine glänzende Rechtfertigung dieses Landes und seiner Einwohner gegen einseitige Vorstellungen und Vorurtheile des Auslandes angesehen werden mufs. Von beiden Seiten kann aus ihm gar Manches gelernt werden; und das Nämliche läfst sich von den angekündigten ferneren Mittheilungen dieses Verf.'s mit Sicherheit erwarten. Namentlich aber verdient es Italien, dafs man sich die Mühe, es kennen zu lernen, wie es wirklich ist, nicht verdriefsen lasse. Denn Arndt hat Recht, wenn er sagt: „Man mag Italien lieben, verehren, segnen, oder man mag es hassen, verwünschen, verfluchen: es ist ein Land, ein Volk, eine Majestät, zu welcher man immer wieder zurück mufs."

Th. Kind.

XXXV.

Archäologische Aufsätze von Otto Jahn. Mit drei Kupfertafeln. Greifswald, 1844; *bei C. A. Koch. VIII. und* 195 *S.* 8.

Zur Beurtheilung dieser Aufsätze ist zuerst nöthig, das zu hören, was der Vf. über die von ihm befolgte Methode in der Widmung an Braun sagt. Er stellt als Hauptgrundsatz auf „das Bestreben, stets das Kunstwerk als solches aufzufassen und zu betrachten, und durch sorgsame und möglichst umfassende Vergleichung der Monumente Einsicht und Verständnifs der eigenthümlichen Sprache zu gewinnen, welche die Kunstwerke reden. Kenntnifs dieser monumentalen Sprache ist dem Kunsterklärer so sehr erstes und unerläfsliches Erfordernifs, wie dem Erklärer von Schriftwerken die Sprache. Sie ist nicht leicht zu erwerben, keine Grammatik noch Lexikon helfen hier aus, jeder ist vielmehr auf ein ernstes, stets wiederholtes, zusammenhängendes Studium der Kunstwerke selbst angewiesen, durch welches allein dieses Verständnifs erworben werden kann; angelernte Notizen und Kenntnisse, selbst in reicher Fülle, reichen nicht aus. Freilich sind die Gesetze dieser Sprache, — wie es im Wesen der Kunst, sowie in der Beschaffenheit des Materials, das, obgleich unermefslich, doch nur lückenhaft ist, begründet liegt — oft schwer nachzuweisen, erscheinen dunkel und zweideutig. Diese Wahrnehmung aber darf nicht zur Beschönigung schrankenloser Willkür dienen, sondern soll vielmehr zur Vorsicht ermahnen, dafs man auf einem Gebiet, wo Vermuthungen und Combinationen am wenigsten zu vermeiden sind, sich bescheide und in jedem Falle klar die Ueberlieferung sondere von der Hypothese." Wer es weifs, welche Verwirrung die Vernachlässigung dieser Grundsätze in der Kunsterklärung hervorgebracht, und wie selten noch immer ihre consequente Anwendung ist, für den bedarf die vorliegende Schrift keines andern Lobes, als dafs der Verf. diesen Grundsätzen

Digitized by Google

gemäfs gehandelt hat. Sein Buch hat dadurch einen doppelten Werth, einen praktischen, indem es die Wissenschaft mit neuen und gesicherten Resultaten bereichert, einen theoretischen, indem die in der Erklärung befolgte Methode andern zum Beispiel dienen kann. — Von geringerer Bedeutung als diese ersten Hauptpuncte ist eine andere Frage in Betreff der Ausführung des Einzelnen. „Es ist eine schwierige Frage, was und wie viel von dem, was man für sich selbst gearbeitet hat, man auch dem Publicum mittheilen solle, und die rechte Mitte zwischen allzuängstlicher Gewissenhaftigkeit und vornehmer Zuversichtlichkeit zu halten, ist nicht leicht." Der Verf. hat besonders in den Anmerkungen einen sehr dankenswerthen Schatz gelehrter Notizen niedergelegt, ohne, wie man bekennen mufs, den Gang seiner Untersuchungen dadurch zu verwirren. Doch darf man sich nicht verhehlen, dafs eine Vereinfachung derselben vielleicht gedient hätte, das eigentlich Entscheidende der Beweisführung mehr in den Vordergrund zu stellen. Denn oft reicht ein Hauptgrund vollkommen aus, und viele Wahrscheinlichkeiten und Analogien daneben dienen dann nur, seine Kraft weniger klar hervortreten zu lassen.

Die Aufsätze, von denen eine Anzahl schon früher in Zeitschriften mitgetheilt, hier aber umgearbeitet und erweitert erscheint, beschäftigen sich theils mit der Erklärung einzelner Monumente, theils fassen sie kleinere Kreise von Darstellungen zusammen. Hier ist natürlich nicht alles neu, aber dem Verf. bleibt immer das Verdienst der systematischen Zusammenstellung und der Beweisführung im Einzelnen. — In Bezug auf mich habe ich nur zu bemerken, dafs, wo ich vielleicht zu skeptisch bei der Prüfung der neuen Erklärungen des Verf.'s erscheinen sollte, man dies der Vorsicht zuschreibe, die der Verf. in der Kunsterklärung selbst empfiehlt. Ich habe dabei als Grundsatz festgehalten, auf allenfalls mögliche, aber dabei noch immer problematische Erklärungen lieber zu verzichten, um den wirklich sichern und ausgemachten dadurch eine um so reinere Beweiskraft zu sichern. Auch in Bezug auf Polemik hoffe ich dem vom Verf. gegebenen schönen Beispiele treu geblieben zu sein, meinen Widerspruch, freilich nicht rücksichtslos, aber unumwunden und frei ausgesprochen zu haben.

I. Der Kasten des Kypselos. Es wird in diesem Aufsatze die viel besprochene Anordnung seines reichen Reliefschmuckes einer erneuten Betrachtung unterworfen. Die bereits von Müller befolgte Deutung der Worte des Pausanias, wonach die Darstellung in fünf Reihen *über* einander geordnet, nicht auf die verschiedenen Seiten und den Deckel vertheilt war, ist sicher die richtige, und auch Welcker hat sich gegen seine frühere Ansicht mit ihr in seinen Vorlesungen einverstanden erklärt. Müller hatte ferner eine elliptische Form des Kastens angenommen, wogegen der Verf. mit Recht geltend macht, wie es dabei auffallend sei, dafs Pausanias abwechselnd die Streifen von der Rechten zur Linken und umgekehrt beschreibt. Hiernach ist es freilich angemessener, die Rückseite als des Schmuckes entbehrend zu betrachten. Doch wagt der Verf. nicht zu entscheiden, ob blofs die Vorder- oder auch die Nebenseiten die beschriebenen Reliefs enthalten, indem der Ausdruck περίοδος nicht das Rundumhergehen, sondern wie περιηγεῖσθαι und ähnliche Wörter nur die genaue, schrittweise Beschreibung des Einzelnen zu bezeichnen brauchten. Doch möchte die Wiederholung des περὶ in den Worten ἐξ ἀριστερᾶς περιιόντι wohl auf ein *Herum*gehen deuten, und, da Pausanias der Ecken nicht gedenkt, die auf der Rückseite des Schmuckes entbehrende elliptische Form festzuhalten sein. Zu gröfserer Rechtfertigung der Ordnung in fünf Streifen übereinander wird durch die Darlegung der einzelnen Gruppen nachgewiesen, wie nicht die Zahl derselben eine verschiedene Gröfse der Streifen verlange, indem die gröfsere oder geringere Ausdehnung der einzelnen Gruppen das Mifsverhältnifs der Zahl ausgleiche, eine Darlegung, welche einen besondern Werth noch durch die zahlreichen Nachweisungen von Denkmälern erhält, die uns Analogien bieten, um die kurze Beschreibung des Pausanias näher zu bestimmen und zu beleben.

II. Die Gemälde in der Poikile zu Athen. Während der Maler der Schlacht bei Oinoe gänzlich unbekannt ist, die Amazonenschlacht bestimmt dem Mikon, die Zerstörung Ilions dem Polygnot zugeschrieben wird, schwankt bei der Marathonischen Schlacht die Ueberlieferung zwischen Panaenos, Mikon und Polygnot. Bei der Gewichtigkeit der Zeugnisse bleibt daher wohl kein anderer Ausweg, als dieses Gemälde ihnen gemeinsam zuzutheilen. Darauf scheint mir auch die vom Verf. vorangestellte Erzählung des Aelian (h. an. VII, 38) hinzuführen, in der von einem Theile des

Digitized by Google

Gemäldes die Rede ist: ἔστι δὲ καὶ οὗτοι (οἱ ἀμφὶ τὸν Κυνέγειρον καὶ Ἐπιζήλόν τε καὶ Καλλιμάχον) καὶ ὁ κύων Μίκωνος γράμμα· οἱ δὲ οὐ τούτου, ἀλλὰ τοῦ Θασίου Πολυγνώτου φασίν? Weſshalb sondert Aelian hier die Gruppe aus und nennt das Ganze Μίκωνος γράμμα? Am einfachsten doch, weil ihm das nicht zukam. Daſs man vergessen, wer dieses so berühmte Bild gemalt, läſst sich nicht füglich annehmen; wohl aber, wenn es von mehreren herrührte, wem das Einzelne darin zukam.

III. Die Danaiden im Porticus des Palatinischen Apollo zu Rom. Bei den gar zu allgemein gehaltenen Nachrichten der Alten über diesen Statuenverein dürfen wir es kaum wagen, aus dem uns überkommenen Denkmälervorrath einzelne Werke nach bloſser Wahrscheinlichkeit darauf beziehen zu wollen, wo wir nicht, wie bei der Anchirrhoe der Blundellschen Sammlung durch eine alte Inschrift eine festere Grundlage gewinnen. Es wird daher der Vermuthung des Verf.'s über eine so zu deutende Statue des Museo Borbonico (in nicht genügender Abbildung bei Aarac t. 603. n. 1327; Müller Denkm. II, 25, 274) nicht einmal eine bedingte Geltung zuzugestehen sein. Es ist dies eine jugendlich kräftige, weibliche Gestaltung von stolzer Haltung, die mit ernstem, festem Blick gerade ausschaut. Das Gewand, welches den untern Theil des Körpers bedeckt, wird durch den linken Arm, den es oben etwas frei läſst, emporgehalten; die Rechte stützt sich auf den Schweif eines auf einem Felsstück ruhenden Delphin. (Zu den Repliken dieser Figur gehört ferner eine Statue ohne Kopf und Attribute, aber mit derselben Anordnung des Gewandes, in der Exped. scient. de Morée, III, t. 89; sie ist, wie bemerkt wird, von römischer Arbeit. An der Statue des Museo Chiaramonti, cf. Anm. 17, ist der rechte Arm sammt der Herme neu, nur die viereckige Basis der letzteren alt). Dieser Delphin läſst den Verf. in ihr die Amymone sehen. Ich weiſs nicht, ob die mehr jungfräulichen Formen des Körpers ein hinlängliches Gegengewicht gegen die zahlreichen Analogien ähnlich charakterisirter Venusbildungen sein können, in denen die völlige Entwickelung des weiblichen Körpers stets den Hauptcharakter bildet. Aber auch selbst dies zugegeben, könnte man an andern Wesen aus dem Kreise des Neptun, vor allen an Amphitrite selbst denken; und zuletzt bleibt noch immer die Schwierigkeit, ob wir selbst, wenn Amymone unter den 50 Töchtern des Danaus genannt wird, sie als die Geliebte des Poseidon unter dem Haufen der mordsinnenden Schwestern dargestellt denken dürfen.

IV. Zeus Urios — Juppiter Imperator. Insofern der Vf. durch die angebliche Darstellung eines Juppiter Imperator auf einer Münze des Commodus veranlaſst ward, von der in den Ann. dell' Inst. 1839. p. 62 sqq. ausgesprochenen Ansicht Abekens abzugehen, bekennt er zwar nach einer am Schlusse mitgetheilten Nachricht J. Friedländers, der zufolge dort nicht Juppiter, sondern Neptun dargestellt ist, seine Folgerungen freimüthig als nicht ausreichend, hält aber doch an zwei Puncten fest: der Ansicht von der Stelle des Cicero (Verr. IV, 57, 128 flgd.) in ihrem Verhältnisse zu Livius (VI, 29, 8); und vom Verhältnisse des Zeus Urios zum Juppiter Imperator. Cicero läſst nämlich eine Statue desselben durch T. Quinctius Flamininus aus Macedonien nach dem Capitol versetzt sein, während Livius einer von T. Quinctius Cincinnatus in Präneste erbeuteten Statue dieselbe Stelle anweist. Offenbar sind beide nach Cicero's Worten, der tria in orbe terrarum signa Jovis imperatoris uno in genere pulcherrime facta (auf dem Capitol, am Hellespont und das Syracusaner) kennt, ein und dasselbe Bild; und es fragt sich also, welcher von beiden Schriftstellern geirrt. Der Verf. entscheidet sich für Cicero. Dieser habe über diesen Gegenstand keine besonderen Untersuchungen angestellt. Der Irrthum sei um so verzeihlicher, da die Statue nicht mehr existirte, sondern bei dem Brande des Capitols (671 d. St.) vernichtet wäre; und Cicero auch sonst ähnliche Versehen begehe. Livius dagegen habe ganz augenscheinlich die von Cincinnatus auf dem Capitol geweihte Tafel selbst vor Augen gehabt, welche auch sonst noch erwähnt werde; er habe sich also gut unterrichtet, so daſs ihm ein solcher Irrthum nicht zuzutrauen sei. Ich wende zunächst ein, daſs es eine miſsliche Sache ist, eine Statue, die wir nach Cicero den beiden andern von *griechischer* Erfindung gleichsetzen müssen, im J. 375 d. St., 377 v. Chr. aus *Praeneste* nach Rom geführt sein zu lassen; daſs Cicero die Statue selbst noch gesehen hat: quod in Capitolio vidimus, Livius nicht mehr; endlich daſs Livius die Tafel ganz augenscheinlich nicht vor Augen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Archäologische Aufsätze von Otto Jahn.

(Fortsetzung.)

Man betrachte zunächst die Unbestimmtheit und das Präteritum in den Worten desselben: his *ferme* incisa literis *fuit*. Noch mehr lehrt aber die vom Verf. citirte Stelle aus Festus: Trientem tertium pondo coronam auream dedisse se Jovi donum scripsit T. Quintius Dictator, quum per novem dies totidem urbes et decimam Praeneste cepisset; id significare ait Cincius in Mystagogicon L. II. etc. Offenbar also entlehnte Verrius Flaccus seine Notiz nicht von der Tafel selbst, sondern, wie auch Livius, aus Büchern. Wichtiger aber ist, dafs diese Notiz uns lehrt, nicht eine Statue, sondern eine corona aurea habe Cincinnatus geweiht, bei der die von Livius nicht richtig angewendete Inschrift sich befand.

Was den Zusammenhang zwischen Zeus Urios und Juppiter Imperator anlangt, so läfst sich für ihn vielleicht eine weit einfachere Erklärung aufstellen, als bis jetzt geschehen. Man wird nach Abekens Erörterungen zugeben können, dafs dem Urios der Speer zukam. Die Römer waren gewohnt, den Juppiter mit dem Scepter zu sehen. Als nun die Statue des Flaminius nach Rom kam, was lag ihnen näher, als den mit dem Speer bewaffneten Herrscher als Imperator aufzufassen, zumal wenn, wie es scheint, schon im Griechischen eine Gleichstellung des Urios und Strategos vorangegangen sein sollte?

V. Apollon und Jdas. Drei Denkmäler werden vom Verf. auf diesen Mythus bezogen. Unzweifelhaft durch Inschriften ist zuerst eine Spiegelzeichnung (Gerhard t. 80), wo Marpessa zwischen beiden stehend den Streit schlichtet. Vollkommen überzeugend ist diese Deutung ferner bei dem Girgentischen Vasenbilde (Mon. d. Inst. I, 20), in dem zuerst Müller die Kampfscene erkannte: Apoll von Artemis begleitet, Jdas von Marpessa, zwischen ihnen ein Alter mit einem Stabe, bemüht sie zu trennen. Dafs es Euenos sei, scheint nicht zweifelhaft, wenn auch die Sage ihn abwesend oder schon todt sein läfst. Apollon freiete bereits um Marpessa, als Jdas sie raubte (Apoll. I, 7, 8). So läfst sich ohne Schwierigkeit der Kampf unmittelbar in der Nähe des Ortes, wo der Raub stattfand, und Euenos noch dabei gegenwärtig denken. Die hinter Apoll erscheinende Frau halte ich bestimmt für Leto. Here, die als Ehegöttin den Jdas in seinen Rechten schützen mufste, wie der Verf. meint, hätte auf der Seite des Jdas erscheinen müssen. Offenbar aber ist sie es, die Hülfe für ihren Sohn gegen den mächtigen Sterblichen verlangt. Deshalb sendet auch Zeus den Hermes nach der Seite des Jdas, nicht diesem beizustehen, sondern ihn zurückzuhalten von dem gewaltigen Anstürmen gegen den Gott. — Das dritte Bild (Gerhard: Aus. Vas. 46): Apollo, der auf Jris Weisung wegsschreitet, während ein mit Lanze und Panzer bewaffneter Krieger, Jdas, eine verschleierte Frau, Marpessa, wegführt, scheint trotz der Schwierigkeiten, welche die Bewaffnung des Jdas bietet u. s. w., doch mit Recht von dem Verf. so erklärt zu sein, da so wenigstens das gegenseitige Verhältnifs der vier Personen seine Erklärung findet.

VI. Apollon und Orion. Auf einem von R. Politi zuerst herausgegebenen Vasenbilde (wiederholt in der Élit. céram. II, 58) sehen wir einen jugendlichen, nur mit einem Fell und einer Mütze bekleideten Kämpfer, aufs Knie gestürzt, sich mit einer Keule gegen Apoll vertheidigen, der mit einem Palmbaum gegen ihn anstürmt; hinter diesem erscheint Diana im Begriff, einen Pfeil aus dem Köcher zu nehmen, um dem Bruder beizustehen. Die Erklärung des Verf.'s, dafs Orion der bekämpfte Jüngling sei, hat vor allem die grofse Schwierigkeit, dafs in allen Wendungen der Sage Artemis es ist, die ihn tödtet. Sollte nun im Widerspruch mit der Sage Apollon daran Theil haben, so

Digitized by Google

durfte dies entweder nur in secondärer Weise geschehen, oder ähnlich, wie da, wo er den Tityos besiegt, d. h. er mufste erscheinen, um die Schwester von der Unbill zu befreien, die der riesige Jäger ihr drohte. Hier aber erscheint Artemis durchaus nicht als die, um welche sich die Handlung bewegt, sondern nur als Beistand ihres Bruders. Da also in der Darstellung selbst nichts Beweisendes liegt, so werden wir auf diese Erklärung verzichten müssen.

VII. Athene Kurotrophos — Erichthonios — Dionysos. Ist eine nähere Ausführung und Begründung des Aufsatzes von Braun (Ann. d. Inst. 1841. p. 41), in dem dieser zwei Vasenbilder (Mon. d. Inst. I, 10 und Élite céram. I, 85., Gerhard: Aus. Vas. 151), auf welchen man früher die Geburt des Erichthonios gesehen, auf Dionysos bezieht, der von der Gäa, die ihn gezeitigt, im Beisein des Zeus, des Erzeugers, der Athene zur Pflege übergeben wird. Indem der Verf. die nicht geringen Spuren in Cultusgebräuchen und Mythen nachweist, dafs man Athene trotz des Charakters der Jungfräulichkeit auch als mütterlich sorgende Göttin, als κουροτρόφος, verehrt habe, bringt er in Bezug auf sie als Pflegerin des jungen Dionysos ein Kunstwerk zur Bestätigung hinzu, das Relief einer feinen Goldplatte (Nouv. Ann. I, 369 ff.; aus Durand's Sammlung in das Pariser Münzcabinet übergegangen), welches die Geburt des Dionysos aus dem Schenkel des Zeus darstellt. Hier erscheint an der Stelle der Eileithyia die Athene geflügelt, aber durch das Gorgoneion kenntlich. Auch in den Schriftstellern weist der Verf. die Spur dieses Mythus in einer Stelle des Nonnus nach (XLVIII, 948 sqq.), in der uns Jacchos als ein zweiter Erichthonios von Athene gepflegt entgegentritt. Und wenn er auch gegen die Autorität des Nonnus wegen seiner vielfachen Vermischungen und Erfindungen mifstrauisch ist, so betrachtet er doch diese Stelle mit Recht als eine Bestätigung, dafs diese Sage nicht nur dem antiken Sinn angemessen, sondern auch wirklich im Alterthum vorhanden war. — Bei Gelegenheit der Nymphe Oinanthe, die ebenfalls bei Nonnus (XIV, 225) unter den Pflegerinnen des Dionysos genannt wird, weist er durch eine Zusammenstellung analoger Fülle nach, dafs das ΚΑΛΕ auf Vasen nicht nothwendig immer als blofser Beifallsruf zu fassen, sondern öfter mit Bestimmtheit auf die vorgestellten Personen zu beziehen sei.

VIII. Athene und Herakles. Die zuerst von Braun nachgewiesene hochzeitliche Verbindung zwischen Herakles und Athene ward vom Verf. bereits in den Berl. Jahrb. 1840, II, 475 flgd. einigermafsen ausgeführt. Dieser erweiterte Aufsatz mehrt die Zahl der darauf bezüglichen Monumente und stellt sie systematisch zusammen. Da die allgemeine Anerkennung eines Mythus, der, wie dieser, den Schriftstellern gänzlich fremd ist, vor allem darauf beruht, dafs die Denkmäler, die ihn beweisen sollen, klar und deutlich sprechen, so ist hier ganz besonders darauf zu sehen, dafs sich in den Kreis derselben nichts zweifelhaftes einschleiche, welches, anstatt zu beweisen, nur mifstrauisch gegen das sichere machen könnte. Wenn daher zu dem vom Verf. zusammengestellten Kunstwerken leicht noch einige hinzugefügt werden könnten, so wird es hier gerathener sein, einige zweifelhafte Beispiele näher zu prüfen. Der Verf. beginnt seine Aufzählung mit den Bildern, welche die erste Liebesbegegnung der Göttin mit dem Helden darzustellen scheinen, die Liebeserklärung: Athene, die dem Helden die Hand, oder er, welcher der Göttin eine Blume reicht; wobei besonders Hermes, der sie zusammengeführt oder Jolaus, der Schildträger des Herakles zugegen ist. In den Bildern, wo sich beide gegenübersitzen oder Athene vertraulich neben Herakles steht, wird die erotische Bedeutung besonders durch ein Beispiel deutlich, wo Eros sich nahend bedeutsam auf Herakles hinweist, auf dessen Schulter Athene vertraulich die Hand stützt. Zweifelhafter scheinen die Darstellungen, wo Herakles gelagert ist und Athene (zuweilen an ihrer Stelle, wie es scheint Hebe) vor andern Göttern ihm entgegentritt. Es ist bekannt, wie der Herakles ἀναπαυόμενος eine nahe Beziehung zu seiner Vergötterung hat, und so möchten diese Darstellungen gröfstentheils auf seine, freilich besonders durch den Beistand der Athene mögliche Erhebung in den Olymp zu deuten sein. Wenigstens können sie bei dem Mangel erotischer Attribute und des bestimmten Ausdruckes einer Liebesbezeugung nicht zum Beweise dieses Mythus dienen. Der Verf. hat in seine Betrachtung ferner die Reihe von Darstellungen gezogen, wo Herakles und Athene vereinigt auf einen Viergespann erscheinen, begleitet von verschiedenen Gottheiten, namentlich Apollo, Artemis, Hermes, Dionysos. Der hochzeitliche Charakter ähnlicher Compositionen, wo an ihrer Stelle das Braut-

Digitized by Google

paar erscheint, ist allgemein anerkannt und daher auch für diesen Mythus festzuhalten; ob in der Ausdehnung, wie vom Verf. vorgeschlagen, glaube ich kaum. Zuerst ist wohl in zwei Bildern, E und F seiner Aufzählung, wo die neben Herakles erscheinende Frau aller Kennzeichen einer Athene entbehrt, vielmehr Hebe zu erkennen, wie der Verf. S. 103 für ein anderes Vasenbild, wo Athene noch aufserdem neben dem Wagen erscheint, richtig zugiebt. Aber auch von den Andern wird noch manches wenigstens vorläufig auszuschliefsen sein. Ich meine vor allen die unter V bis Z verzeichneten Bilder. Die Abwesenheit des Apollo, der besonders die hochzeitliche Beziehung dieser Bilder sichern hilft, die Gegenwart und der Beistand des Jolaus deuten vielmehr einen Auszug zu einer Kriegs- oder Heldenthat an. So sehen wir analog (Gerhard: Aus. Vas. 95, 96) Herakles im Kampf mit der Hydra, unter dem Beistand der Athene; und zur Seite das Gespann von Jolaus gehalten; ähnlich (Roulez: Bull. de l'acad. de Brux. Tom. VII. n. 8.) Herakles und Jolaus mit der Hydra beschäftigt, während auf der andern Seite Athene das Viergespann anhält, neben welchem Hermes steht. (Vgl. auch Gerhard: Aus. Vas. 131). Dafs wenn sie nicht beide auf dem Wagen vereinigt sind, sondern Athene daneben erscheint, diese als Nympheutria gefafst werden kann, lehrt das Beispiel S. 103, wo sie in ausgeführterer Weise die Hebe herbeiführt. Betrachten wir ferner, wie auch andere Götter in ähnlicher Weise auf Wagen erscheinen (S. 101, Anm. 36), so wird man gestehen müssen, dafs, wo hier die Grenze liege, sich kaum entscheiden lasse. Für jetzt nehme ich als sicher nur die Beispiele an, wo durch die Gegenwart des Apollo nach Analogie der andern Bilder, die hochzeitliche Beziehung aufser Zweifel gesetzt ist. — Von Vasenbildern des vollendeten Styls ist das Vorzüglichste das bei Gerhard (Aus. Vas. 146, 147), wo unter reichem Geleit Athene den Herakles in den Olymp einführt. Hier scheint es mir besonders von Bedeutung, dafs sie gerade zwischen die Hochzeitsgötter Apollo und Artemis gestellt sind. Die Elemente dieser Composition finden sich übrigens schon auf Vasen älteren Styles, nämlich dem S. 107 Anm. 49 citirten (Él. cer. I, 56), wo der Minervengeburt als Gegenbild Athene entspricht, die mit heftigem Schritt und lebhafter Geberde Herakles einem sitzenden Gott entgegenführt, den der Verf. mit de Witte für Poseidon nimmt, da sein Scepter eine Verzierung hat, die einem Dreizack entfernt ähnelt. Aber eben diese Unbestimmtheit läfst mich einen eigenthümlich verzierten Scepter vermuthen. In ähnlicher unbestimmter Weise sehen wir ihn auf zwei Vasenbildern bei Gerhard (Aus. Vas. 128), von denen das zweite, dem unsern fast analog ist, nur dafs dort noch Hermes zugegen ist. Wie passend hier neben der Geburt die Hochzeit wäre, bedarf keines Beweises. Auch Braun hat schon früher dieses Bild so aufgefafst (Ann. 1841. p. 94); und zwar betrachtet er es (so wie den capitolinischen Brunnen) so, das Athene, die noch vor der Geburt dem Hephästos zum Weibe versprochen war, nach Erklärung ihrer Abneigung gegen diesen den Herakles herbeiführt, als den Verlobten ihrer Wahl. — Durch den Hinblick auf die obere ausführlichere Vasencomposition zeigt sich auch die Beziehung des capitolinischen und korinthischen Puteal auf diesen Sagenkreis gesichert. Auch hier sind es vorzüglich wieder Apollon und Artemis, welche auf die hochzeitliche Beziehung leiten. Zu der Auseinandersetzung des Verf.'s hätte ich nichts hinzuzufügen, aufser bei dem erstern in Betreff der Verbindung des Hermes und der Hestia, dafs diese nicht blofs in dem Streben nach paarweiser Anordnung ihre Erklärung finde. Hermes ist Opferherold und führt als solcher den Widder herbei. Vorsteherin der Opfer und Göttin des heiligen Opferfeuers ist aber gerade Hestia (vgl. Jacobi myth. Handw. S. 453), und so sind beide als Opfergötter vereinigt. Bei dem korinthischen Puteal sehe ich keinen Grund, unter den Chariten auch Aphrodite zu sehen. Die Dreizahl ist doch die gewöhnliche; die Blume als Attribut führt auch sonst eine von ihnen; und es ist nichts seltenes, in ähnlichen Dreivereinen eine vor den andern ausgezeichnet zu sehen. — In ähnlicher Weise sucht ferner der Verf. mit Gerhard die Darstellungen auf den Aufsenseiten der Sosiasschale hierher zu ziehen. Bei einer Composition von so grofsem Umfange wird es immer gefährlich sein, eine bestimmte Erklärung aufzustellen, wenn mehrere Figuren fast ganz fehlen oder doch unkenntlich gemacht sind. Die hochzeitliche Beziehung ist klar durch die Vereinigung der Horen, des Hermes mit dem Widder und der Artemis Hymnia, wie wir sie wohl mit Vergleichung des von Braun publicirten Spiegels nennen dürfen. Im Uebrigen wage ich keine Ent-

Digitized by Google

scheidung: die mangelnde Charakteristik der Athene, für welche vor allem Beispiele aus Vasenbildern desselben Styls beizubringen wären, der Umstand, dafs Herakles dieser Figur vorausgeht gegen den stehenden Gebrauch aller andern Denkmäler, endlich der Platz, den dieses Paar, welches den Mittelpunct der Composition bilden müfste, ganz am Ende einnimmt, das sind Schwierigkeiten, die nicht sobald zu beseitigen sein werden. Den ersten Rang nehmen offenbar die vier sitzenden Götterpaare ein; und die zweite Seite schliefst sich an diese nur wie ein Festzug an zur Feier der obern Götter, wie analog am Parthenonsfries der panathanäische Festzug; deshalb ist auch die erste durch eine gewifs bedeutsame Erhöhung unterschieden. Man könnte vermuthen, dafs des Zeus und der Here heilige Hochzeit hier gefeiert würde. — In Bezug auf das dritte Paar scheint mir die Anwendung der Buchstaben ΦΑ für αΦροδιτΑ nicht passend; für fünf Buchstaben ist kein Platz, sondern nur für einen oder zwei; die Schrift scheint von der Rechten zur Linken gehen zu müssen, und so das Α dem Φ voranzugehen; endlich würde ich dieselben nach Analogie der andern Seite dem Manne und den Rest des Α oder Ε der Frau zutheilen. Sollte bei dem erstern vielleicht Η für Α, und so ΗεΦαιστος zu lesen sein? Endlich folgen noch die schon von Braun hierhergezogenen Monumente, in denen das Verhältnifs verändert und Herakles es ist, der mit Gewalt sich die Athene erwirbt, sei dies mehr griechisch als blofses διώκειν oder derber etruscisch als wirkliches Ringen dargestellt. Den Schlufs bildet die Geburt des Tages, die Frucht der Verbindung in ähnlicher Weise, wie Erichthonios die Frucht der Verbindung des Hephästos mit Athene. Glücklich ist die Vergleichung eines Vasenbildes (Gerhard Aus. Vas. 116), das in der Geburt des Hyllos uns eine ganz analoge Composition zeigt. — Dafs die Behandlung dieses Mythus durch den Aufsatz des Verf.'s manches gewonnen, wird gewifs jeder anerkennen, zugleich aber zugeben müssen, dafs noch vieles hier zu thun ist. Freilich ist dabei zu bedenken, dafs wahren Nutzen nur wirklich sichere Beispiele bringen. Da die Grenzen dieses Mythus in den andern von der Vergötterung des Heracles ganz übergehen, so müssen wir schon von vorn herein geneigt sein, wo ein Schwanken stattfindet, uns zu der letztern, viel verbreitetern Fabel hinzuneigen. In welcher Weise dies zu thun sei, kann uns die Schrift lehren, welche diesen Mythus zuerst begründet. Eine mit grofser Vorsicht gewählte Zahl von Denkmälern sprach so deutlich, dafs kein Zweifel übrig blieb; von diesem ist aber auch bis jetzt so gut wie nichts verworfen worden. Mehren sich in dieser gesicherten Weise die Beispiele, so ist jeder im Stande, Analogien und Aehnliches selbst und ohne Mühe zu finden.

IX. Inschriften auf Vasen. Eine Reihe von Beispielen, wo in Vaseninschriften an die Stelle der wirklichen Namen charakteristische Beiwörter gesetzt sind; so bei Göttern ἅλιος γέρων für Nereus, κλυτότοξος für Apollo, Δαίδαλος und Ενευάλτος für Hephaistos und Ares. Dagegen ist die Conjectur sehr wahrscheinlich, dafs auf einem Bilde mit der Bestrafung des Tityos (Gerhard Aus. Vas. 22), wo neben der Artemis ΑΙΔΟΣ gelesen wird, αρτε ΜΙΔΟΣ zu ergänzen sei. Aehnliches findet sich bei Heroenmythen, wo der Verf. sich mit Recht skeptisch zeigt gegen das hie und da angewendete Verfahren, bedeutsame Namen ohne Weiteres auf bekannte Heroen zu beziehen, wie z. B. Deinomachos und Eumache auf Theseus und Antiope (Cat. Beugn. n. 41), wo immer die gröfste Freiheit der Dichter und Künstler und der Reichthum der griechischen Sprache an solchen Namen sehr zu berücksichtigen sei. Nur die Beispiele können Geltung haben, wo eine bestimmte Person durch Attribute und die ganze Darstellung kenntlich mit einem charakteristischen Appellativum bezeichnet sei; so Argos als Panoptes und vielleicht α ΝΕΣΙΔΟΡΑ für Pandora (Gerhard: Festgedanken an Winkelmann, Taf. 1). Auf der bekannten Vase des Meidias sahen wir vor Aestes an der Stelle, wo wir Jason erwarten, einen Jüngling mit dem Namen ΦΙΛΟΚΤΕΤΕΣ bezeichnet. Mit Recht weist der Verf. auf die erotische Beziehung hin, die sich durch sämmtliche Vorstellungen dieser Vase hindurch zieht und offenbar der Gedanke ist, der sie vereinigt. S. 136: Allein auffallend ist doch die allenthalben hervortretende Beziehung auf χρυσός; Heracles holt die goldenen Aepfel, deren Hüterin Chrysothemis heifst, Oineus freit um Chrysis; bei der Entführung der Dioscuren sind Chrysippos und Chryseis hülfreich; nur wo Philoctetes um Medeia freit, fehlt eine solche Bezeichnung, und gerade hier handelt es sich um das goldene Vliefs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Archäologische Aufsätze von Otto Jahn.

(Schluſs.)

Sollte nicht eben deshalb Jason hier mit einem Namen bezeichnet sein, der wenigstens darauf hindeutete? Jedenfalls ist die Beziehung auf das Gold hier gewiſs absichtlich gewählt, wenn auch der Grund, warum man sie angebracht hat, nicht mehr nachzuweisen ist." — Jasons Namen hat man auch in dem ΑΡΧΕΝΑΥΤΗΣ und ΔΙΟΜΕΔΕΣ zweier sich vollkommen entsprechenden Vasenbilder (Gerhard Aus. Vas. 155) vermuthet. Da jedoch das Opfer nicht als heroisches bezeichnet sei, so zieht es der Verf. vor, diese Bilder als Scenen des Privatlebens zu deuten. Neben dem freilich nicht genügend nachgewiesenen ältern Namen Diomedes für Jason bringe ich jedoch die allerdings erst von Tzetzes (ad Lyk. 612. 629) erwähnte Fabel in Erinnerung, daſs Diomedes den nach dem goldenen Vlieſse suchenden kolchischen Drachen überwunden und getödtet, wodurch es allerdings weniger auffallend würde, Jason als ΑΡΧΕΝΑΥΤΗΣ und ΔΙΟΜΕΔΕΣ hier im Bilde und vielleicht auch in der Sage gleichgesetzt zu sehen, sei es nun, daſs Jason wirklich früher Diomedes hieſs und sich durch ein Miſsverständniſs daraus später dieser zweite Mythus von Diomedes bildete, oder umgekehrt. — Besonders aber zeigen Darstellungen des bacchischen Thiasos häufige Vermischungen von mythologischen und sonst gewöhnlichen Namen. S. 143. Hier bietet vielleicht der Umstand eine Erklärung da, daſs man in der That in Mummereien dergleichen Scenen und Aufzüge darstellte, so daſs hier die Namen der Darsteller mit denen des Dargestellten sich vermischen konnten." Als Beispiel wird hier besonders die Prachtvase des Museo Borbonico (Mon. A. Inst. III, 31) angedeutet mit der Vorbereitung eines Satyrdrama, wo sich unter den mit gewöhnlichen Namen bezeichneten Choreuten ΕΥΑ und ΠΑΝ, offenbar bacchisch, finden.

X. Tyro. Die Erklärung eines Spiegelbildes (Gerhard 113) für die Begegnung der Tyro mit dem Poseidon unter der Gestalt des Enipeus ist sehr ansprechend und gewinnt eine indirekte Unterstützung allerdings in dem Umstande, daſs die Sagen vom Tyro den Spiegelzeichnungen nicht fremd sind (s. Millin Gal. myth. t. 125. in. 415). Nicht überzeugend ist dagegen die Deutung eines Spiegelbildes (R. Rochette: Mon. in. IV. 1). Wir sahen auf demselben eine Frau in tödtlicher Angst einem Altar zufliehen. Ein Jüngling mit Chlamys und spitzem Hute bekleidet stürmt mit gezücktem Schwerte ihr nach, während auf der andern Seite des Altars eine Frau entsetzt die Hände zum Himmel erhebt. Wir sollen hier Pelias erkennen, der die Sidero am Altar der Juno tödtet, um Rache wegen der Knechtschaft seiner Mutter Tyro zu nehmen. Der Mythus ist offenbar dem der Antiope und Dirce analog, und eben so wie wir die Tyro, gleich der Antiope in dem bekannten Relief von ihren beiden Söhnen in dem obigen Spiegelbilde (Millin I. 1) erkannt sahen, so erwarten wir analog der durch den farnesischen Stier verherrlichten Sage auch von Beiden die Rache an Sidero vollzogen, wie die eine Wendung der Sage es ausspricht, Appollod. I, 9, 8: τελειωθέντες δὲ ἀνεγνώρισαν τὴν μητέρα καὶ τὴν μητρυιὰν ἀπέκτειναν Σιδηρώ· κακουμένην γὰρ γνόντες ὑπ' αὐτῆς τὴν μητέρα, ὥρμησαν ἐπ' αὐτήν. Auſserdem war noch eine andere Sage, die Apollodor offenbar in Widerspruch mit seinem Ausdruck ἀπέκτειναν mit dem ersten verschmilzt: ἡ δὲ φθάσασα, εἰς τὸ τῆς Ἥρας τέμενος κατέφυγε· Πέλιας δὲ ἐπ' αὐτῶν τῶν βωμῶν αὐτὴν κατέφαξε. Das Motiv, das dieser Wendung der Sage zu Grunde lag, sprechen die folgenden Worte aus: καὶ καθόλου διετέλει τὴν Ἔραν ἀτιμάζων. Es sollte also dadurch der spätere Haſs der Juno gegen Pelias eingeleitet werden, wie bei Apoll. Rhod. I, 14 durch die Vernachlässigung der Juno beim Opfer. Wollte der Künstler dieser

Digitized by Google

Wendung der Sage folgen, so können wir wohl von ihm verlangen, dafs er deutlich den Altar als der Juno geheiligt bezeichne. Fehlt dieses, so fehlt das einzige charakteristische Merkmal, welches diese Verfolgungsscene von andern unterscheidet.

XI. Amphiaraos. Der Verf. sucht den Kreis der Darstellungen des argivischen Sehers zunächst durch ein Vasenbild zu bereichern, das zuletzt von Inghirami (Mon. etr. V, 44) publicirt ist. Adrast dringt mit Lebhaftigkeit in Amphiaraos, ihn zur Theilnahme am Zuge gegen Theben zu bewegen; dieser zögert einzuwilligen; die verrätherische Eriphyle, umgeben von ihren Dienerinnen, horcht gespannt auf die Wendung, welche das Gespräch nehmen wird. Gegen diese Erklärung lassen sich gerade nicht viele positive Einwendungen machen. Doch mufs das vorgerückte Alter des Amphiaraos auffallen, der οὐδ' ἵκετο γήραος οὐδὸν (Od. XV, 246) und auch demgemäfs in allen sichern Denkmälern das kräftige Mannesalter nicht überschreitet. Auch die priesterliche Verhüllung, die freilich sonst den Sehern eigenthümlich ist, findet sich sonst bei ihm nicht. Aber auch die Art, wie die Hauptfigur unter den Frauen mit den beiden Männern verbunden ist, das blofse Aufmerken auf ihr Gespräch scheint mir zu wenig bedeutsam für Eriphyle. Man wünscht eine bestimmte Andeutung, dafs ihr die Entscheidung anheimfallen müsse. Auch dafs sie von Dienerinnen begleitet ist, ist nicht hinlänglich motivirt. Wird nun freilich eine nicht genügende Erklärung eines Kunstwerkes am besten durch die Entgegenstellung einer andern widerlegt, die solchen Bedenken nicht unterworfen ist, und alle Motive des Künstlers in sich aufnimmt, so mufs doch das Gesagte schon genügen, die vorgeschlagene Erklärung schwankend zu machen. Dagegen wird die Erklärung einer Scene auf einer Amphora des ältesten Styls (Micali tav. 95) sich gewifs allgemeiner Anerkennung zu erfreuen haben, da sie mit der Darstellung auf dem Kasten des Kypselos eine auffallende Uebereinstimmung zeigt. — Ueber die zuerst von Abeken (Ann. d. J. 1839, p. 261) beschriebene Vase genügt es hier auf den Aufsatz von Roulez (Ann. d. J. 1843. p. 206 sqq.) zu verweisen, der überhaupt als Ergänzung dienen kann. (Im Vorbeigehen sei bemerkt, dafs die dort zuletzt erwähnte Feolische Vase mit Unrecht in diesen Kreis gezogen ist, da sie nach de Witte's richtiger Bemerkung vielmehr eine überaus dunkele Eingeweideschau enthält.) Die Figur des von der Sonne abgewendeten Alten findet übrigens in der vor dem Wagen sitzenden trauernden Gestalt des vorerwähnten Bildes ein passendes Analogon. Zu dem Amphiaraos der Archemorosvase gesellt sich nun auch die zweite Vase dieses Mythus im Bullettino Napoletano II, n. 29. tav. 5.

XII. Telephos. Nachträge zu des Verf.'s Schrift: Telephos und Troilos. Da die Vereinigung des Hekles und Telephos in der Sage nicht hervortritt, die darauf bezüglichen Kunstwerke aber sämmtlich in die Zeit der spätern Kunstentwickelung zu sehen sind, so stellt der Verf. die sehr ansprechende Vermuthung auf, dafs Pergamos der Ort gewesen, von dem sich Mythus und Kunstwerke ausgebreitet. Dort sei Telephos als Nationalheros verehrt und dort sei von den Attelen die Kunst ganz vorzüglich begünstigt worden. Eine Bestätigung glaubt er in den Münztypen zu finden und führt demnach die Vermuthung des Herzogs von Luyns weiter aus, dafs der farnesische Hercules ursprünglich zu einer Gruppe mit der den Telephos säugenden Hirschkuh vereinigt gewesen wäre. Eben so theilt er Raoul-Rochette's Meinung, dafs der Vaticanische Torso zu einer Gruppe des Herakles und der Auge gehöre. Eigen ist es zwar, dafs gerade diese beiden Werke durch unverdächtige Inschriften Athenischen Künstlern zugeschrieben werden; und in Bezug auf den Torso ist gewifs der Einspruch eines hiesigen Künstlers der Beachtung werth, dafs die Lage der Muskeln verbietet, die Arme des Hercules erhoben zu denken, worauf gerade die Hypothese beruht, dafs man ihn sich mit einer andern Figur verbunden zu denken habe. — In dem Giebelfelde der Minerva Alea in Tegna vermuthet der Verf. mit Gerhard den Kampf um den gefallenen Thersander, was möglich, aber nicht nachweisbar ist. Eben so will er von Skopas Werke noch eine Spur in dem kämpfenden Helden auf Münzen von Tegna finden, den er Telephos nennt. Dieselbe Figur kommt auch auf Münzen der Opuntischen Locrer vor, wo ihr der Name Aias Oileus zugetheilt ist, und eben so in Trikka, wo sich kein passender Name gefunden hat. Der Typus der letztern soll daher von dem berühmten tegnatischen Original hergeleitet werden. Ich zweifle an der Haltbarkeit dieser Annahme, da die Stellung der Figur sich in Kampfscenen so von selbst ergiebt, dafs es überflüssig erscheint, sie so oft sie sich findet, auf ein und dasselbe Original zurückzuführen; und um nur ein Beispiel zu geben, wie sie schon weit älter, als diese Münzen und als Skopas ist, so bemerke ich, dafs sie bereits unter den Aegineten vorkömmt. Ueber das Relief der Ara Casali habe ich meine Bedenken bereits in der Recension der Wieselerschen Schrift über dieselbe ausgesprochen.

Die vom Vf. auf etruscischen Aschenkisten nachgewiesene Darstellung des mit dem jungen Orestes zum Altar geflüchteten Telephus hat sich nun auch auf griechischen Kunstwerken wiedergefunden. Der Verf. theilt ein Vasenbild mit, das in seiner Einfachheit einen geraden Gegensatz zu den etruscischen Werken eines verdorbenen Geschmackes bietet. Auf einem mit ionischer Voluta verzierten Altar sitzt der bärtige Telephus, die Lanze in der rechten Hand haltend. Die Wunde ist durch kreuzweise gelegte Binden am linken Schenkel bezeichnet. Nur eine leichte Chlamys hat er über die Schultern geworfen und trägt an der Seite, wie es scheint, das Schwert. Von auffallend kleinen Verhältnissen ist der Knabe Orestes, den er auf dem Schoofse hält. Ihm entgegen tritt Agamemnon, mit leichtem Mantel, rasch, aber mehr mit dem Ausdruck der Ueberraschung, als des Zornes. Die Lanze hält er ruhig in der Rechten, während er die Linke mit sprechender Geberde gegen Te-

Digitized by Google

lephus ausstreckt. Mit Recht bemerkt der Verf., dafs wir hier nicht an den Telephos des Euripides zu denken haben. — Es folgen noch die Beschreibungen von von vier etruscischen Aschenkisten (eine in Abbildung mitgetheilt) mit Darstellungen desselben Gegenstandes. In der Hauptsache findet sich hier stets Uebereinstimmung, doch in vielen Nebendingen fortwährend Abweichungen. Der Verf. meint daher, dafs die Verfertiger solcher Reliefs keineswegs immer das genaue Verständnifs dieser Mythen besessen und besonders durch ihre Vorliebe für Schreckensscenen veranlafst manches umgestaltet haben. Ich erlaube mir nur eine Bemerkung über eine öfter wiederkehrende Figur, die eines Jünglings, der den Agamemnon zurückzuhalten strebt. Möglich ist, dafs sie nur aus dem Streben nach Mannigfaltigkeit eingefügt ist, möglich aber auch, dafs wir einen bestimmten Zug der Sage in ihr ausgeprägt finden. An der Versöhnung und der Heilung des Telephos hatte nicht weniger als die List der Clytämnestra, welche das Hauptmotiv der bildlichen Darstellungen bildet, das Orakel Antheil, welches den Griechen verkündete, dafs sie ohne Telephos Führung nicht nach Jlion gelangen würden. Sollte nicht hierdurch diese Figur ihre Erklärung finden, dafs ein Grieche dem Agamemnon entgegentritt, um ihm den Sinn dieses, wie es scheint, dunkel gefafsten Spruches zu deuten und ihn auch dadurch von der Rache an Telephus abzuhalten? Freilich ist is in der Sage Odysseus, der dieses erräth, und er allerdings in dieser Figur nicht charakterisirt. Aber durch Modificationen der Sage und die Umbildung etruscischer Künstler liefse sich hier schon manches entschuldigen und die Darstellung gewönne an Reichthum der Motive.

Von einigen anderweits bekannt gemachten Telephosmonumenten giebt der Vf. an verschiedenen Stellen kurze Notizen, so dafs dieser Nachtrag mit der frühern Schrift sämmtliche Kunstvorstellungen dieses Mythus enthält. Es sind dies 1) eine mit Silber in Bronze eingelegte Zeichnung eines Tintenfasses; Telephos Ernährung durch die Hirschkuh, Bull. Napol. XVI, p. 121 tav. VII, 6.; 2) Terracottenrelief; Herkules, der den von der Hirschkuh gesäugten Telephos findet; Campana ant. op. in plast. tav. 25.; 3) Vase des Museo Borbonico, Telephos mit dem kleinen Orestes zum Altar geflüchtet, Welcker im Bull. Nap. V, p. 33; 4) Geschnittener Stein mit ähnlicher Vorstellung, Urlichs in den Jahrb. d. rhein. Alterthsf. III, p. 92 Taf. 3, 1.; 5) der von Gerhard 1843 publicirte Spiegel, die Heilung des Telephos durch Achilles.

XIII. Die Schale des Kodros. In der Erklärung dieses herrlichen Vasenbildes weicht der Vf. von Braun, der es zuerst bekannt gemacht, weit ab, wogegen er, wie nachträglich bemerkt wird, mit Bergk (Z. f. d. A. W. 1844, n. 177) in den Hauptpuncten übereinstimmt, dessen Aufsatz mir noch unbekannt ist. Der Hauptunterschied liegt in der Auffassung des zweiten Bildes der Aufsenseite, in dem Lykos, Aias, Menestheus auftreten. Er nimmt Lykos für den Bruder des Aigeus. S. 188: „Seinen Umtrieben schrieb die spätere historisirende Sage es zu, dafs Theseus der Herrschaft beraubt wurde und Menestheus dieselbe erlangte". S. 190: „Zugleich aber stellen die beiden Bilder den in der attischen Sagengeschichte so wichtigen Gegensatz der Herrschaft des Theseus und Menestheus vor Augen und eröffnen den Blick in die verschiedenartigsten Beziehungen." Um von vorn herein auszusprechen, was ich glaube, so wage ich zu behaupten, dafs bei dieser Auffassung die schöne Einfachheit, der schöne Parallelismus der Glieder, die streng antistrophische Entsprechung der Figuren getrübt und verwirrt wird, und halte es für nöthig, zu Brauns Erklärung zurückzukehren, welcher die jetzt von Jahn und Bergk aufgestellte Meinung anfänglich vor seiner Publication selbst gehabt, aber nach reiflicher Ueberlegung verworfen hat. Was ich hier zur Widerlegung sage, ist, wie ich glaube bemerken zu müssen, ganz unabhängig von ihm aus eigener Betrachtung des Kunstwerkes hervorgegangen. — *Eine* Frage ist vor allem entscheidend: wer sind in den beiden Bildern der Aufsenseite die Hauptpersonen? Jeder mufs zugeben: Theseus und Aias. Das ist der Grundstein, auf dem weitergebaut werden mufs. Aber dieser Basis entbehrt die Erklärung des Verfassers. Ihm ist ganz unvermerkt Menestheus statt des Aias Hauptperson geworden. Wozu wäre denn aber Aias da? Wie kann „mit gutem Grunde, der mit dem Menestheus verbundene Aias, der als der berühmtere billig voransteht, dem Lykos gegenübergestellt" sein? Menestheus müfste nothwendig vor Lykos stehen, und Aias wäre überflüssig, ja störend; denn ihn dem Menestheus unterzuordnen, wäre ungereimt. Er, der eine Nationalheros, den sich Athen angeeignet, steht dem andern, dem Theseus gegenüber, und Menestheus ordnet sich ihm unter. Dieser aber kann keine andere Bedeutung haben, als die eines Gefährten, eines Waffenmeisters, eben so wie Phorbas bei Theseus. Menestheus und Phorbas entsprechen sich, wie dem Platze, so der Bedeutung nach. — Die Bedeutung des Ganzen zu finden, wenden wir uns wiederum an den Parallelismus des Einzelnen. Theseus steht seinem Vater gegenüber; die Composition schliefst Aithra, seine Mutter. Ihr entspricht in dem andern Bilde Melite, der Demos, eine Localgottheit und, wie wir wohl hinzusetzen dürfen, die attische Heimath des Aias. Das ist die einfachste, auch durch die schriftliche Ueberlieferung unterstützte Auffassung, während für eine Verbindung des Aias mit der Melite, sei es als seiner Mutter oder als seiner Geliebten, jeder Anhalt fehlt. Hieraus ergiebt sich aber, dafs Lykos in attischer Umbildung nicht an die Stelle des Telamon getreten sein kann, dafs Lykos dem Aias nicht als Vater, wie Aigeus dem Theseus gegenübersteht. Wie der Mutter des Theseus die Heimath des Aias entspricht, so dem Aigeus, dem Vater, von dem Theseus die Heldentugend ererbt, der Ort, wo Aias in der Uebung der Kraft aufgewachsen, d. h. das Lykeion, wie Braun richtig erkannt; der Ort, wo bis zu Solons Zeit der Polemarch Athens seinen Sitz hatte. — Dafs Meda und Aithra hier beisammen sind, ist allerdings gegen alle

Digitized by Google

sonstige Ueberlieferung. Ihr Beisammensein ist mehr symbolisch, als historisch. Anthra, die Mutter, ist passend gegenwärtig, wo der Sohn sich anschickt, zu einem gefährlichen Kampfe auszuziehen. Medea, die Verwalterin des Königshauses, muſs helfen die Rüstung vollenden; deshalb der Helm in ihren Händen. Streng entspricht ihr Athene, die Schaffnerin auf den Kampfplätzen. Sie hilft die Schaaren rüsten und führt sie zum Kampfe aus. Wollte man einwenden, eine solche Heeresmusterung sei nicht ein passender und würdiger Gegenstand für die bildende Kunst, so wäre dies meinestheils ein Verkennen der Wichtigkeit, die das Ausziehen zu einem Unternehmen, wie der trojanische Krieg hatte; es läſst sich aber auch ferner hinzufügen: auch der Abschied des Theseus ist eigentlich nichts, als eine Musterung dieser Art; zum Zuge gerüstet und begleitet von Phorbas, einem Gefährten für viele, zeigt er sich zum letzten Male; Theseus und Aias treten auf, um sich gerüstet und den Kämpfen gewachsen zu zeigen, die ihnen bevorstehen. (In welchen Kampf Theseus auszieht, läſst sich freilich nicht mit voller Sicherheit entscheiden; folgen wir Brauns Ansicht, so fällt wenigstens eine Schwierigkeit weg, die bei dem Amazonenkampf, an den der Vf. denkt, sich zeigt, nämlich daſs bei diesem Aigeus nach der gangbaren Sage bereits todt war). — Dieser Verabschiedung der beiden Helden reiht sich nun schön das Innenbild der Schale an, wo Ainetos, der Seher, den Kodros zu nicht weniger würdigen Kampfe entläſst. Wir lieben in der Verknüpfung ähnlicher Darstellungen eine gewisse qualitative oder ideelle Steigerung zu sehen. So könnte man hier glauben: Theseus ziehe aus dem Kreise der Familie zum Kampfe; der Staat sei es, der Aias mit athenischen Schaaren nach Troja sende; und so sei es das göttliche Gesetz, welches Kodros dem Tode weiht.

An die archäologischen Aufsätze reihet sich in der ganzen Weise der Behandlung ein fast gleichzeitig erschienenes Programm desselben Verfassers:

Paris und Oinone von Otto Jahn. Einladungsschrift zur Feier des Geburtstages Winckelmanns. Greifswald, 1844. *Koch'sche Buchhandlung.* 13 S. 4.

Der, wie es scheint, besonders von den Alexandrinern ausgebildete Mythus des Paris und der Oinone hat eine häufige Anwendung auch in Kunstwerken gefunden, welche der Vf. auf eine sehr gefällige Weise in die Erzählung des Mythus nach der Zeitfolge der dargestellten Momente einreiht. Hiernach steht das Relief einer irdenen Lampe (Millingen: Anc. uned. mon. II, t. 18, 2. Braun. il giud. di Par. p. 5) voran, welches uns den Gatten in friedlicher Vereinigung bei den am Skamander weidenden Heerden zeigt ohne Andeutung der Ereignisse, welche sie später trennen sollten. Der Anlaſs war das Urtheil über die Schönheit der drei Göttinnen. Im Relief der Villa Ludovisi (Mon. d. Inst. III, 29) sehen wir Oinone hierbei gegenwärtig neben Paris. Aehnlich sehen wir sie in einem Vasenbilde (Braun: il laberinto di Porsenna, tav. 5) wo sie ernst auf die Scene blickt, welche für die Folge entscheiden soll. Dem Urtheil über die Göttinnen folgte die Anerkennung des Paris als eines Sohnes des Priamus. Auf etruscischen Aschenkisten sehen wir ihn noch unerkannt von seinen Brüdern bis zum Altar verfolgt. Hier erscheint zuweilen (mit Bestimmtheit wenigstens einmal: Micali mon. in. tav. 48. d. ersten Ausg.) eine ländlich gekleidete Frau mit einem Knaben als Theilnehmerin. Auch hier erkennt der Verf Oinone mit ihrem Sohne Korythos, die hier vielleicht die Erkennungsmittel herbeigeschafft, welche den Ausspruch der Kassandra über die Herkunft des Paris bestätigten. Paris trachtete nun einzig, Helena zu gewinnen. Eine Flotte wird gebaut, trotz dem, daſs Kassandra und Oinone, beide Seherinnen, Unheil verkünden. Auf den Abschied von der letztren bezieht der Vf. mit Welcker ein Pompeianisches Wandgemälde (Welcker Bull. Napol. I, p. 34): „Oinone sitzt voll Verzweiflung und Kummer da, und läſst trostlos beide Hände sinken; sie wendet sich von Paris ab, der vor ihr steht mit phrygischer Mütze und Hirtenstab; auf seinen Schultern sitzt Eros, der durch seine Einflüsterungen seinen Sinn bethört und von Oinone abgewendet hat." Ich nehme an dem Hirtenstab Anstoſs, der mir unpassend scheint in den Händen eines Paris, welcher im Begriff ist nach Griechenland zu schiffen und um Helena zu werben. Dies wird besonders deutlich durch die Vergleichung zweier Reliefs des Palastes Spada in Rom (Guattam Mon. ined. 1805. tav. 28 u. 29). Auf dem ersten, Paris von Eros verführt, sehen wir ihn in phrygischem Hirtencostüm mit Hirtenstab und Flöte; auf dem andern, vor der Abfahrt nach Sparta (siehe unten), dagegen nur den schönen Jüngling einfach mit der Chlamys bekleidet. Den ihm zuflüsternden Eros haben wir auch in dem Relief der Villa Ludovisi bei dem Urtheil, und in ähnlichem Sinne in dem auf diese zwei Figuren beschränkten ersten Spada'schen. Er ist auch vor allem da an seinen Platz, wo Paris überredet werden soll; und so erkenne ich auch in unserm Gemälde lieber eine Scene vor dem Urtheil. Daſs Oinone hier schon trauert, ist der Seherin vollkommen angemessen. Sehr glücklich ist dagegen die Abschiedsscene vom Vf. auf dem zweiten Spada'schen Relief erkannt worden, das schon bei Winckelm. Mon. In. 116 abgebildet ist; denn es handelt sich hier nicht um zwei verschiedene, wie der Vf. glaubt. (Das von Winckelm. Mon. In. II. p. 158 erwähnte Ludovisische Relief ist nicht vorhanden). Man hatte dieses früher auf die Abfahrt der Helena nach Sparta bezogen. Richtiger sieht der Vf. hier „Oinone, welche warnend und weissagend auf das Schiff hinweist, das für sie, wie für Paris verhängnisvoll werden soll, und das deshalb so wie die bedrohte Vaterstadt nur in der Ferne erscheint. Der Flufsgott ist der Skamander." Ich bemerke nur in Bezug auf die Attribute in den Händen beider, daſs sie neu sind. Wenn es eine indirecte Bestätigung für die Richtigkeit einer Erklärung ist, daſs sie von mehrern unabhängig aufgestellt wird, so erwähne ich, daſs Braun schon ein Jahr früher zu demselben Resultat gelangt war. — Zur Strafe für die Untreue versagte Oinone dem von Philoktet tödtlich verwundeten Paris die Heilung. Ihre Weigerung bildete den Gegenstand einer Statuengruppe, die Christodor (Ecphr. 215 flgd.) beschreibt. Dieselbe Scene will der Vf. auf einem Wandgemälde sehen: Mus. Borb. IX, 51. wo Paris als Bogenschütz bittend die Hand gegen eine Frau ausstrecke, die gesenkten Hauptes vor ihm sitzt und mit der Linken den Schleier faſst. Nichts charakterisirt jedoch hier die Nymphe, des Flufsgottes Tochter; der auch der künstlich gearbeitete Sessel nicht zukommen möchte. Dazu sieht man neben ihr eine Säule welche nach dem gewöhnlichen Gebrauche ein Grab bezeichnet. Hierdurch gewinnt das Gemälde eine auffallende Analogie mit einer Gruppe auf den von Winckelm. Mon. in. 137 u. 138 publicirten Reliefs, in der man Andromache oder Hecuba von Paris getröstet sehen will. Ich wage jedoch keine Entscheidung, da der vermeintliche Paris des Wandgemäldes nach dem Bau der Brust und der Hüften ein Weib, also wohl eine Amazone zu sein scheint.

So schlieſse ich diese Bemerkungen mit dem Wunsche, daſs diesen Aufsätzen nicht bloſs von Seiten des Vf.'s, sondern auch in weitern Kreisen eine recht zahlreiche Nachfolge werde. Nur durch ähnliche vorbereitende Monographien wird es möglich sein, das weit zerstreute Material in Uebersicht zu bekommen, und erst auf solchen Grundlagen wird sich zunächst eine durchgreifende Methode und aus ihr eine systematische Verarbeitung in gröſserem Zusammenhange ergeben.

Dr. H. Brunn, in Rom.

Digitized by Google

University Library

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

XXXVI.

Des Aeschylos Eumeniden, deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von G. F. Schömann. Greifswald, 1845.; *bei C. A. Koch.* (*I—VIII.* 1—232 S.).

Die Eumeniden des Aeschylus übersetzt von Rudolph Kopisch. Berlin, 1845. *Druck und Verlag von G. Reimer.* (80 S.).

Es ist im vorigen Jahre bekannt geworden, dafs S. M. der König, dessen alles Grofse und Schöne umfassendem Sinne wir die Wiederbelebung der griechischen Dramatik verdanken, seine Aufmerksamkeit auf die einzige uns erhaltene Trilogie des Aeschylos gerichtet und den Befehl zur Aufführung dieses Meisterwerkes gegeben habe. Da zu solchem Zwecke die vorhandenen Uebersetzungen nicht auszureichen schienen, so haben es die Herren Schömann und Rudolph Kopisch unternommen, eine neue Uebersetzung des Schlufsstückes dieser Trilogie der Oeffentlichkeit zu übergeben, wobei sie von dem rühmlichen Bestreben ausgegangen sind, eine künstlerische Nachbildung des Originals zu liefern, welche frei von abstofsenden Härten und störender Fremdartigkeit sein würde. Dieses Bestreben in Verbindung mit den theilweise wirklich hervorstechenden Eigenschaften beider Leistungen, und die Stellung, welche der Unterzeichnete zu dem neuen Unternehmen eingenommen hat, veranlassen ihn, die beiden Schriften zum Gegenstand einer Anzeige für diese Jahrbücher zu machen.

Unterzeichneter hatte nämlich im vorigen Jahre einem hochgestellten Freunde über die Möglichkeit einer theatralischen Aufführung der Eumeniden des Aeschylos ein Gutachten abzugeben. Er hatte sich die Bemerkung erlaubt, dafs die vereinzelte Aufführung der Eumeniden bei der religiösen und politischen Tendenz des Stückes und den gröfseren Anforderungen, welche dasselbe an die Zuschauer stellt, einen minder befriedigenden Eindruck machen würde, als die Antigone des Sophokles, dafs dagegen die Vereinigung der drei zusammenhängenden Stücke, des Agamemnon, der Choephoren und der Eumeniden, abgesehen davon, dafs sie als eben so viel Acte Eines grofsen Drama's angesehen werden können, deshalb vorzuziehen sein dürfte, weil die beiden ersten, welche, aller nationalen Unterschiedenheit zum Trotz, unsere menschliche und künstlerische Theilnahme gleich rege erhalten, das Verständnifs des dritten nicht wenig erleichtern würden. In diesem Urtheil traf Ref. mit der Ansicht des Hrn. Geh. Hofrathes Tieck zusammen, dessen Aeufserung dahin ging, dafs die drei Stücke, zweckmäfsig abgekürzt und zu einem Drama von drei Acten vereinigt, mit Erfolg aufgeführt werden könnten. So ward dem Unterzeichneten der Auftrag, die Trilogie des Aeschylos Behufs der beabsichtigten Aufführung zu bearbeiten. Es möchte nun allerdings wünschenswerth erscheinen, die einzige uns erhaltene Trilogie, welche nunmehr eine aufserordentliche Anerkennung erfährt, vollständig der Bühne übergeben zu können. Und viele werden bei diesem Wunsche stehen bleiben. Minder abstract Urtheilende dürften sich jedoch erinnern, dafs es bei der Wiederbelebung der antiken Dramatik die Absicht nicht sein kann, die formale Copie einer antiken Aufführung, eine Reproduction aus der Theorie, herzustellen, sondern vielmehr den Gesammt-Eindruck eines mit Annäherung an antike Form aufgeführten Stückes auf das Gefühl des gebildeten Zuschauers wirken zu lassen. Ein solcher Zweck macht die Aufnahme des unverkürzten Textes nicht zur Bedingung, am wenigsten bei einem Tragiker, der gewohnt ist, die lyrischen Partien in epischer Breite hinzustellen. Auf der andern Seite wird der Uebersetzer der Orestie durch die im Urtexte befindlichen Lücken, welche bei einer Bearbei-

Digitized by Google

tung für die Bühne ohnedies gröfsere oder kleinere Auslassungen nöthig machen, von selbst zum Versuche eingeladen, die drei Dramen dem Umfang dreier Acte näher zu bringen. Wird an einer Stelle die Abkürzung mit Nothwendigkeit gefordert, so kann solche an einer andern Stelle mit der Aussicht vorgenommen werden, durch Beschleunigung des Ganges der Handlung den Interessen eines gröfseren Publicums nur um so mehr zu genügen. Denn es ist doch wohl auch dieses zu erwägen. Die Wiederbelebung der antiken Dramatik ist äufserlich nicht unmittelbar an philologische Rücksichten und Axiome geknüpft; sie beruht vielmehr auf dem unmittelbaren Streben, durch Beschauung der Leistungen einer Kunstwelt, welche ihr Dasein erschöpft und ohne Nachhall vollendet hat, das Interesse derselben in einem gröfseren Kreise von Kräften zu verbreiten. Wir wollen es übrigens nicht verschweigen, dafs dieses Abkürzungssystem unter den drei Stücken der Orestie am wenigsten die Eumeniden treffen wird.

Doch wir kehren zur Anzeige der beiden Uebersetzungen zurück. Das Werk des Hrn. Schömann besteht in einer ausführlichen Einleitung (S. 1 — 103), in der Uebersetzung der Eumeniden, welcher in einem Anhange die Versmaafse der lyrischen Theile beigegeben sind (S. 105 — 162), hierauf in erklärenden und zuletzt in kritischen Anmerkungen (S. 163 – 231). Hr. K. Kopisch giebt die Uebersetzung ohne Einleitung mit kurzen erklärenden Anmerkungen. Die Leistung des Hrn. K. ist mehr populär, die des Hrn. Sch. mehr gelehrt. Abgesehen von diesem Unterschied unterscheiden sich die beiden Uebersetzungen im Allgemeinen dadurch, dafs die des Hrn. Sch. selbständiger ist, die des Hrn. K. abhängiger. Letzteres möchte nun Ref. nicht als einen Tadel angesehen wissen. Denn bei Uebersetzungen der Alten ist es nicht gerade ein besonderer Vorzug, unabhängig von den Vorgängern zu arbeiten, sondern vielmehr in der Abhängigkeit selbständig zu sein. Manche Stellen sind von Vofs, Droysen, O. Müller, Minckwitz (des letzteren erwähnt Hr. K. in der Vorrede nicht) so richtig und schön übersetzt, dafs es, um mit dem neuesten Bearbeiter der Antigone des Sophokles zu reden, Thorheit und eitle Selbstgefälligkeit wäre, das, was das Beste ist, darum weil es ein Anderer gefunden, mit Eigenem vertauschen zu wollen. Es ist nun allerdings die Aufgabe aller Uebersetzungen, in dem gebildeten deutschen Leser denselben Eindruck hervorzubringen, welchen der fremde Schriftsteller auf diejenigen macht, die ihn in seiner eigenen Sprache zu lesen und zu verstehen vermögen. Damit ist aber nur wenig gesagt. Denn es kommt darauf an, wie sehr der Uebersetzer die Individualität des Schriftstellers in sich aufgenommen hat. Die Nachbildung eines poetischen Kunstwerkes ist eigentlich eine nie ganz zu lösende Aufgabe. Man kann häufig nur annäherungsweise erreichen, was der alte Dichter ausdrückt. Hier giebt, wie O. Müller richtig sagt, nur Liebe und Begeisterung eine Freiheit in der Treue, ohne welche das Uebersetzen eine Knechtesarbeit ist. Die Schwierigkeiten mehren sich indefs bei einem Dichter, wie Aeschylos, dessen Werke wir überdies in einer höchst mangelhaften Gestalt überkommen haben. Nimmt man es genau, so mufs der Uebersetzer des Aeschylos, abgesehen von einem für Poesie empfänglichen Sinn, nicht nur eine erfahrene Kritik mitbringen, sondern auch es vermögen, seine Befähigung, Priester der Muse desselben zu sein, durch ächte Reproductionen in der Ursprache zu beweisen. Denn so sehr sich auch gerade das Verständnifs der Eumeniden seit den durch O. Müller hervorgerufenen Streitigkeiten erschlossen, so bleibt doch noch gar vieles im Texte ferneren Bemühungen vorbehalten.

Wenn es nun auch unpassend wäre, für die Uebersetzung des Hrn. Kopisch obigen zu strengen Mafsstab der Beurtheilung anzulegen, so verdient dieselbe eine ganz besondere Anerkennung, insofern sie eine leichte, gefällige, meist wohlklingende Sprache und gelungene Versification dargelegt. Nur selten finden wir Mifsklang, wie z. B. S. 29.

In bünd'gen Worten thu' ich, Zeuskind, dir es kund.

Selten auch finden wir das ursprüngliche Metrum verletzt, wie z. B. S. 25. 26.

Geistumstricker, Leierfeind, Menschenausdörrender.

S. 64. *Lodernder Fackeln erfreut, schalle laut.*

Etwas öfter ist der Gedanke nicht treu wiedergegeben, wie S. 12.

Das Licht des Tages macht die Schicksalsgötter blind.

S. 31. *Ehre geb' ich gern Ehrwürdigen.*

S. 32. *So dafs ich dieser Sorge frei und ledig bin,*

Digitized by Google

und bald darauf:

Einhüllend, statt des Bades ward ihm Tod zu Theil.

Im Ganzen ist eine ziemlich grofse Abhängigkeit von O. Müller's Leistung fühlbar, wenngleich auch das lobenswerthe Bestreben hervortritt, was Vofs und Droysen passend wiedergegeben haben, gastfreundschaftlich aufzunehmen. Aber bedauerlich ist es, dafs sich Hr. K. auch in den schwierigen oder verderbten Textesstellen O. Müller zum alleinigen Führer gewählt hat; daher es kommt, dafs wir die von O. Müller falsch übersetzten Stellen in der Uebersetzung des Hrn. K. unverändert wiederfinden; wie z. B. S. 26 *Sei er auch stark, es zehrt lange Drangsal die Kraft auf*; und dann: *unsere Leistung befreiet die Götter von Lasten.* S. 28 *wo Tageslicht auslischt.* S. 37 *höher thürmt die Klippe sich.* S. 45 *zur Ehre jenes Hügels.* S. 63 *und will der hellumstrahlten Fackeln Feuerglanz*, worauf die im Texte befindliche Lücke eben so wie bei Müller unberücksichtigt bleibt. Wäre dieser Uebelstand nicht, so könnte man die Uebersetzung des Hrn. K. als eine wohlgelungene begrüfsen, wenn gleich der würdevolle Inhalt bisweilen durch die Leichtigkeit der Diction Abbruch leidet.

Eine längere Betrachtung verlangt die selbständige Arbeit des Hrn. Schömann. Derselbe hat nicht blofs übersetzt, sondern, wie es namentlich bei Aeschylos nöthig ist, mit einer Textesrecension begonnen, worüber er in den kritischen Anmerkungen Rechenschaft ablegt. Wie er hierin verfahren, werden wir hernach sehen. Zuerst machen wir auf den Eindruck aufmerksam, welchen seine Uebersetzung im Allgemeinen auf den Leser macht. *Von der Uebersetzung*, heifst es in der Vorrede S. V, *hoffe ich, dafs Kenner in ihr die wahre und echte Treue künstlerischer Nachbildung, frei von abstofsenden Härten und störender Fremdartigkeit, nicht vermissen werden. Wer da weifs, worauf es bei Arbeiten dieser Art eigentlich ankommt, und wer das Wesentliche und Unwesentliche zu unterscheiden versteht, der wird die Grundsätze, nach welchen ich übersetzt habe, hoffentlich billigen; wer es aber nicht weifs, gegen den mich auf Erörterungen darüber einzulassen, würde eine undankbare Mühe sein.* Wir bekennen, dafs diese Uebersetzung zwei Vorzüge im hohem Grade besitzt, einmal den Vorzug der Treue (denn freiere Wendungen, wie vs. 824. 825. 907. 908. sind wohl selten darin zu finden), dann den Vorzug der Klarheit, namentlich in den schwierigsten Theilen, in den Chorgesängen. Auch geben wir gern zu, dafs in der Sprache die Härten einer Vofs'schen Uebersetzung fleifsig vermieden sind, obwohl z. B. v. 400

und wo denn ist des Mörders Flucht ihr Ziel gesetzt?

und v. 928. 929

mit dem sie den Mund und das Wort mir gelenkt bei diesen so hart sich weigernden hat.

nicht ohne Härte gesagt ist. So sehr wir aber auch mit des Hrn. Uebersetzers Grundsätzen, welche sich aus der Arbeit selbst ergeben, übereinstimmen, so können wir es doch nicht unterdrücken, dafs Wohlklang der Sprache und Schönheit des Rhythmus eine Eigenschaft ist, welche wir bei einer *künstlerischen Nachbildung* eines poetischen Productes nicht gern vermissen. Diese Eigenschaft tritt, wie uns bedünkt, in vorliegender Uebersetzung nur sehr mäfsig hervor, und in dieser Beziehung dürfte sie nicht zu ihrem Vortheil mit der so eben besprochenen Uebersetzung verglichen werden können. Verse, wie z. B.

60. *das Weitere nunmehr will ich dieses Tempels Herrn*

293. *nicht gegenred'st du und verabscheust nur mein Wort.*

409. *Wie soll belehr' mich, denn an Weisheit fehlt's dir nicht.*

418. *umfangen haltend sitzest meinem Heerde nah*

541. *gebührt sich Schweigen, auf dafs meine Satzungen*

553. 54. *der Kläger mag zuvörderst uns von Anbeginn den Fall berichtend nach Gebühr zu wissen thun.*

589. *wohl zu erkennen aber dieses Rechtes Kraft*

sind wenigstens dem Ref. eine unerfreuliche Erscheinung, und dergleichen finden sich hier leider in nicht geringer Anzahl. Weniger auffallend ist es, wiewohl nicht klar, warum die Verse 201. 399 auf zweierlei Art übersetzt sind. Aber unrichtig scheint es uns, wenn die Verse 294. 295 in der Uebersetzung verbunden werden, da offenbar die Verse 289—292 einer Erinnys, die Verse 293. 294 einer zweiten, die Verse 295. 296 einer dritten zufallen.

Der Abschnitt der erklärenden Anmerkungen ist nicht nur für Philologen von Fach berechnet und sehr zweckmäfsig ausgestattet. Einige Bemerkungen, wie z. B. zu v. 375. 536. 602. 919 finden im kritischen

Digitized by Google

Theile ihre Erledigung. Wir können daher sogleich zu den kritischen Anmerkungen übergehen, von denen die Uebersetzung an nicht wenigen Stellen abhängt. Die vorhergegangene Kritik betreffend, so lehnt Hr. Sch. des Hrn. Hermann Conjecturen zu v. 92. 103. 228. 332. 338. 39. 341. 451. ff. 653 ff. 990 mit Recht ab, nimmt dagegen theils von diesem gefeierten Altmeister, theils von anderen Gelehrten gemachte Vorschläge auf zu v. 105. 158. 252. 303. 383. 494. 686. 757. 769. 811. 823. 940. 992, welche sich schwerlich halten lassen. Weitläuftig spricht Hr. Sch. über v. 105 S. 199 f. Ref. gesteht, zu denjenigen zu gehören, über welche Hr. Sch. seine Verwunderung nicht unterdrücken kann. Der Scholiast giebt den allgemeinen Gedanken wieder, ohne zu bemerken, dafs, während v. 104 zunächst auf die Erinnyen sich bezieht, der folgende (105) eine allgemein gefafste Antithese zu jenem bildet (vgl. 131) und dafs das Hereinziehen der Menschen in nicht entsprechende Kreise so gar nicht ohne Beispiel ist. Auch bei βροτὸς v. 449 hat der Dichter nicht an den Gegensatz gedacht, den Hr. Sch. hervorhebt. Da dies Manchem paradox klingen kann, so möge daran erinnert sein, dafs wir kein Recht haben, die zarten Andeutungen in der antiken Diction in die Grenzen einer modernen Dialektik zu bannen. Mit ähnlicher Verkennung der Grenzen der Kritik hat Wakefield v. 383 κώλοις f. πώλοις vorgeschlagen, welche Conjectur Hr. Sch. aufnimmt, indem er S. 178 bemerkt, die Athene scheine aus der Hinterwand der Bühne hervorzutreten, und S. 213, des Hrn. Hermann Gründe gegen die vulg. seien durch Hrn. Wieseler nicht entkräftet. Es fragt sich aber, wenn die Sprache selbst vollkommen richtig ist (wie dies Hr. Wieseler nachgewiesen hat), ob wir das Recht haben, die Einrichtung des Aeschylos in scenischen Dingen zu meistern, von dem man weifs, dafs er wundervolle Göttererscheinungen liebte. V. 158 scheint uns θρόμβον unmöglich, theils wegen des Epitheton φονολιβής, theils wegen des Zusammenhangs, indem θρόμβον κρατοῦντες nicht minder lächerlich klingen würde, als wenn Aeschylos im Agam. 967 ff. statt σπλάγχνα — κυκλούμενον κέαρ gesagt hätte σπλάγχνα — κυκλούμενα. Statt der vulg. θρόνον ist mit Hrn. H. L. Ahrens θρᾶνον zu restituiren. V. 252 billigt Hr. Sch. χρεῶν für χερῶν, eine Conjectur, wozu nur die Täuschung des Scholiasten verhelfen konnte; v. 303 καθαρῶς, während doch die Form προςνέμοντας auf die wahre Stelle des Verderbnisses führen konnte; das σ hat sich wohl nicht umsonst erhalten; v. 494 δεῖ μένειν, wo die vulg. ΔΕΙΜΑΙΝΕΙ aus ΔΕΙΜΑΤΟΙ verderbt zu sein scheint; v. 686 νέμων (f. μένων), was unseres Erachtens nicht passend ist, weil es den Gedanken eher schwächt als hebt, und nicht wohl mit dem Participium φέρων oder ἔχων verglichen werden kann; v. 757 γελῶμαι, was Aeschylos schwerlich geschrieben hat. Der wahren Erklärung des Verses ist O. Müller am nächsten gekommen. V. 811 καίτοι γε μὴν οὐ, wo Hr. Wieseler das Richtige gefunden: καὶ τῷ μὲν εἶ σύ (das γε ist durch die Byzantiner eingesetzt worden, welche ΚΑΙΤΟΙΜΕΝΟΥ vorfanden, wie denn auch der Mediceus hat); v. 823 ἐκζέουσ', wo Hr. Wieseler die vulg. richtig erklärt: „nimm nicht gleichsam das Herz der Hähne heraus, um es in die Brust meiner Bürger zu legen." V. 940 κοινοφιλεῖ, während κοινοφελεῖ richtig ist, als von ὄφελος, ὀφέλλω gebildet. V. 992 ἵλαοι δὲ καὶ τᾷδ' εὔφρονες γᾷ, was einen Rhythmus giebt, der sich mit diesem Schlufsgesang nicht vereinigen will. Alles deutet hier auf Dactylen. Die vulgata scheint richtig, aber der entsprechende Vers in der Antistrophe ist ganz corrupt. V. 500 begünstigt Hr. Sch. Heath's Conjectur ἄναρκτον [οὖν] βίον; allein die Form im Florentinus ἀνάρκητον scheint denn doch die Lesart ἀνάρχετον zu bestätigen, für welche Hr. Wieseler schon ἀπεύχετος u. a. verglichen hat. Endlich übersetzt Hr. Sch. v. 769 das von Wakefield vorgeschlagene πλευμόνων; wo er δαιμόνων auf dieselbe Gefahr hin hätte festhalten können, wie er v. 292 δαιμόνων σκιάν S. 176 von den Erinnyen selbst erklärte. Es kann jedoch allerdings in δαιμόνων v. 769 noch etwas anderes verborgen zu sein scheinen. Die neuen Conjecturen des Hrn. Sch. sind folgende: v. 169 ᾧ κάρᾳ was Ref. unnöthig zu sein scheint; v. 182 κακοῦσαι χλοῦνιν, was an sich ansprechend genug wäre, wenn nur die Erklärung von χλοῦνις sicherer stände. Aufserdem ist σπέρματος ἀποφθοραὶ παίδων etwas anderes als die Entmannung, welche unter χλοῦνις zu verstehen sein wird, wofür man doch wenigstens das Wort χλούνης = ἐκτομίας hat (vgl. Hermann Opusc. V. p. 10). Es läfst sich demnach annehmen, dafs χλοῦνις die Femininform von χλούνης ist, welche Aeschylos mit einem passenden Substantiv verbunden habe, um die Entmannung auszudrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Des Aeschylos Eumeniden, deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von G. F. Schömann.
Die Eumeniden des Aeschylus übersetzt von Rudolph Kopisch.

(Fortsetzung.)

Vers 239 schlägt Hr. Schömann ἀρθροκμῆσι vor, welches Wort wir nicht vertheidigen möchten, selbst wenn es von Robortellus vollständig dargeboten würde. Einen offenen Krieg führt Hr. Sch. mit v. 340 ff. Indem er nämlich von dem Grundsatz ausgeht, dafs die Erinnyen sich nicht zu Stellvertreterinnen der Götter machen können, will er schreiben σπευδομένας ἀπέχειν τινὰ τᾶσδε μερίμνας, und übersetzt: „*Diesem Geschäft, das wir treiben, verbleibe man ferne.*" Dafs diese Aenderung eben so unmöglich als unnütz ist, ergiebt sich aus dem Zusammenhang. Diese Worte nämlich: σπευδόμεναι δ' ἀφελεῖν τινα τάσδε μερίμνας cet. setzen den durch die Zwischenstrophe unterbrochenen Gedanken von v. 330—333 fort. Dies können aber die Erinnyen um so mehr sagen, da ihnen ihr Amt von den regierenden Göttern bestätigt worden (vgl. v. 370). „Wie wir dem Zeus eine Sorge abnehmen, so verlangen wir von ihm wiederum, dafs er uns schütze gegen Eingriffe von anderer Seite her." Diesen letzten Gedanken hat Hr. Sch. richtig aufgefafst, obwohl er die Worte des Textes anzweifelte, und eigenthümlich genug übersetzte:

Götterbestätigung gönne man unserem Wirken,
wolle nicht mit uns rechten.

und wenn er nach H. Vofs ἐμαῖς μελέταις für die erträglichste Aushülfe hält, treten wir seinem Urtheil gern bei, gegen eine Aenderung von ἀτέλειαν aber müssen wir protestiren. Erstlich ἀτέλεια ist Freiheit von Abgaben, und kann dann im Sinne von jeder Freiheit von Obliegenheiten, also auch von Rechenschaften gesagt werden. Zweitens der Satz: θεῶν δ' ἀτέλειαν ἐμαῖς [με]λ[έ]ταις ἐπιχραίνειν ist auf ähnliche Weise wie v. 330 angereiht. Lösen wir einstweilen das Participium in das Finitum auf, so ist der Gedanke der drei Verse 340—342 dieser: „wir sind bemüht, einen Mächtigen dieser Sorge zu entheben, verlangen aber auch, dafs er unserem Amte volle Freiheit von Seiten der Götter sichere, und mache, dafs die Götter uns nicht wegen unseres Thuns zu Rede stellen." Gewagt scheint uns der Versuch des Herrn Sch. die handschriftliche Strophenfolge zurückzuführen. Es gehört schon eine eigene Kritik dazu, beweisen zu wollen, dafs die Verse μάλα γὰρ οὖν ἁλομένα cet. nicht die Gegenstrophe von ἀνατροπάς, ὅταν Ἄρης cet. bilden. Daneben ist übersehen worden, dafs diese Verse ebenso wie ἐπὶ δὲ τῷ τεθυμένῳ τόδε μέλος cet. am Schlufs einer Strophe und Gegenstrophe stehen und einer besondern Abtheilung des Chors zufallen. Ferner ist die Behauptung ungegründet, dafs die Verse 332. 333 und 343. 344 und wieder die beiden Strophen 334—339 = 345—350) nur mittels gewaltsamer Aenderungen in Uebereinstimmung gebracht werden können. Die V. 332. 333 heifsen:

παλλεύκων δὲ πέπλων ἄμοιρος ἄκληρος ἐτύχθην.

Vor AMOIPOC scheint ein AM ausgefallen zu sein; denn der ganze Satz schliefst sich an v. 329. 30 an, und besagt, was ihnen auch aufserdem bei ihrer Geburt geworden oder nicht geworden ist. Die zwei Adjectiva ἄμοιρος ἄκληρος sind unantastbar. Vgl. Agam. 952. Eumen. 535. Es heifst demnach: παλλεύκων δὲ πέπλων ἅμ' ἄμοιρος ἄκληρος ἐτύχθην. Diesem Vers entspricht v. 343. 44, was im Med. Guelph. so lautet:

Ζεὺς γὰρ αἱματοσταγὲς ἀ ξιόμισον ἔθνος τόδε λέσχας

im Flor. Ven. 1 aber so:

Ζεὺς αἱματοσταγὲς ἀξιόμισον ἔθνος τόδε λέσχας

So wird ohne grofse Veränderung zu schreiben sein:

Ζεὺς αἱμοσταγὲς ἀξιόμισον ἔθνος τόδε λέσχας

und dieser Satz ist die Apodosis zu σπευδόμεναι δ' cet.

Digitized by Google

was für σπευδομένων δ' ἡμῶν steht. Eben so leicht fügen sich die Verse 334—339 = 346—350, wenn man nur die Interpolation am Schlusse der Strophe aufgefunden hat. Denn was Hr. Sch. hervorhebt, man habe dann ἁλομένα für ἁλλομένα zu schreiben, und ἀνέκαθεν für ἄγκαθεν, ist von keinem Belang. Das ἀνέκαθεν ist auch anderwärts für ἄγκαθεν wiederherzustellen, wie im Agam. 3 und ἁλομένα bieten uns sogar die Codd. selbst (Flor. Ven. 1). Wenn endlich Hr. Sch. glaubt, der Zusammenhang werde durch die Verse 347—350 gestört, so hat diese Ansicht in der Verkennung der Strophe ihren Grund; denn die Worte μάλα γὰρ οὖν ἁλομένα cet. knüpfen an v. 339 an und bilden eine Fortsetzung von jener angehängten Strophe, deren Gesang einer besondern Chorabtheilung zufällt (vgl. Hermann Op. VI. P. II. p. 158). V. 439 hat Hr. Sch. ebenso restituirt, wie der Ref., der aus der varia lectio bei Steph. λουτρὼν und den Handschriften Flor. Ven. I λουτρὸν δ' die Lesart zusammensetzte: λουτρὼν δ' ἐξεμαρτύρει φόνον. Mit der Exposition zu v. 451 erklärt sich Ref. einverstanden, nur dafs er weder einsieht, warum κατηρτυκὼς ὅμως verändert werden soll, noch das οὕτως (?) δ' ἄμομφον billigen kann. Er glaubt vielmehr, dafs ὅμως δ' ἄμομφον in ἐμοῖς· ἄμομφον δ' zu verändern ist. V. 483 schlägt Herr Sch. ἄκεα δ' οὐ βέβαια τλάμων σφέ τις παρηγορεῖ vor; ἄκεα δ' οὐ βέβαια scheint richtig zu sein; aber μάταν zu streichen ist nicht rathsam. Leichter ist τις für ein eingedrungenes Glossem zu achten. Aufserordentlich kühn verfährt Hr. Sch. mit v. 496. 97 wo ἐν φάει καρδίας nicht anzutasten ist. Der Fehler liegt in ἀνατρέφων. Sehr schön restituirt H. L. Ahrens ἄνια τρέφων. V. 536 (S. 182) legt Hr. Sch. den folgenden Theil der Handlung mit Hrn. Hermann auf den Areopagos. Es bleibt zwar immer lästig, dafs Orestes v. 234 sagt, er wolle da bleiben, nämlich beim Bild der Athene auf der Akropolis; aber unmöglich wäre jene Annahme, wenn v. 465 ἥξω feststände. Indefs hat bereits H. L. Ahrens nachgewiesen, dafs die Construction ἵζω verlangt. V. 538 wird die Ansicht des Hrn. Sch. als sei ἤτ' οὐρανοῦ διάτορος ἡ τυρσηνικὴ besser, als εἴτ' οὖν διάκτωρ διάτορος τυρσηνικὴ wie Hr. Hermann vorschlug, keine Anhänger finden. Erstlich ist εἴτ' οὖν nothwendig (vgl. Hermann Opusc. VI. P. II. p. 85 f.) und durch die Handschriften (Med. Reg. L. Ven 1. Farn.) geschützt; nur der Guelph. giebt ἠ τ οὖν, der Flor. ἤτ' οὖν. Von den alten Ausgaben hat Rob. εἴτ' οὖν, Ald. Turn. ἤτ' οὖν, Vict. ἤτ' οὖν. Auch steht οὖν diplomatisch fest. Zweitens: auf εἴτ' οὖν folgt im Med. Guelph. διάτορος, im Reg. L. Ven. 1 διάκτορος. Erst nach diesem Wort fällt die Lücke, wie die Handschriften Flor. Ven. 1 zeigen; daher Triklinios hier sein πέλει eingeschoben hat (Farn.). Nicht übel ist des Emperius Ergänzung διάτορος αἰθέρος Τυρσηνική. Mit Hrn. Sch. Erklärung von v. 602 f. (S. 184 f.) kann sich Ref. ebenowenig verständigen. Das εὔφροσιν kann nicht von δεδεγμένη getrennt werden, da dieses nicht wohl mit δροίτῃ verbunden werden kann. So wird εὔφροσιν von der freundlichen Rede der Klytämnestra zu erklären sein, wie dies bereits Hr. Hermann gethan hat (vgl. Choeph. 82). Im folgenden haben Med. Guelph. περὲσκήνωσεν (im Med. steht dabei am Rande: πρὸς τὴν συναλ[ο]ιφὴν τῆς περὶ καὶ τὴν συζυγίαν τοῦ ῥήματος), Ald. Rob. παρεσκήνωσεν, Turn. Vict. παρεσκήνησεν. Die richtige Lesart ist περεσκήνωσεν. Die Elision des περὶ findet sich zwar sonst mehr bei den Komikern (Porson u. Dobr. zu Aristoph. Vesp. 1020), konnte jedoch von den Tragikern um so eher angewendet werden, da diese den Hiatus nach περὶ selbst in Compositis vermieden (s. Porson zu Eurip. Med. 284). Ein zweites Beispiel findet sich im Agam. 1118 περεβάλοντο Med. Aus dem Verbo περεσκήνωσεν ist also für λουτρὰ per zeugma ein passendes Verbum zu suppliren. Die ganze Rede läfst sich prosaisch so wiedergeben: εἰσιόντι αὐτῷ (περῶντι sc. πύλας δωμάτων) λουτρὰ ἐν δροίτῃ κατεσκευασμένα ἔδωκε καὶ ἐπὶ τέλει φᾶρος περιεσκήνωσεν. Vers 891 kann an der Richtigkeit der Verbindungsart γε μὴν gezweifelt werden. Die Rede verlangt vielmehr ein δὲ. Im folgenden Verse vermuthet Hr. Sch. βαρέων πρὸς τῶνδ', eine Conjectur, die sich zwar empfiehlt, aber überflüssig zu sein scheint, da es mehr als wahrscheinlich ist, dafs Aeschylos, der ohnedies ΒΑΡΕΩΝ schrieb, sich die Verkürzung der vorletzten Sylbe erlaubte, worauf Hr. E. A. J. Ahrens im Didotschen Aeschylos aufmerksam macht. Mit gleicher Freiheit schrieb Aeschylos im Agam. 974 ΥΓΙΕΑΣ für ΥΓΙΕΙΑΣ, wie der Verfasser des alten Epigramms Corp. inscr. Gr. Vol. III. 1. n. 4269 ΒΑΣΙΛΕΑΣ für ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ. Und so läfst sich auch die Verkürzung der vorletzten Sylbe von Ἀργείων im Agam. 190 vertheidigen. V. 900 glaubt Hr. Sch. μένοι πέραν ὅρου τόπων schreiben zu müssen, was nicht den ge-

Digitized by Google

wähltesten Gedanken giebt. Die Worte der vulg. τὸ μὴ περᾶν ὅρον τόπων lassen sich ganz wohl als eine prägnante Erweiterung des Ausdruckes μὴ πνέοι fassen. Der Gedanke ist eigentlich μὴ πνέοι περῶσα ὅρον τόπων. Die Zwischensätze aber liefsen den Dichter eine andere Construction wählen, in welcher er den Begriff der Abomination in einem Infinitivsatz des Resultates zusammenfafst. V. 906 entfernt sich Hr. Sch. wohl mit Unrecht von Hrn. Hermann's Restitution, deren Richtigkeit das Wort τίοι allein beweisen konnte. Dieses Wort aber zu verändern ist ganz unstatthaft. V. 918. 19 (S. 192. 228) lernen wir eine neue Ansicht kennen. Ein Hauptmoment bei Behandlung dieser Stelle bildet der Gedanke, dafs μητροκασιγνήτη sonst nicht vorkomme im Sinne von *Schwester von mütterlicher Seite her.* Bis die Möglichkeit dieser Bedeutung des Wortes bewiesen werde, will Hr. Sch. eine andere Erklärung vorschlagen, nämlich die, dafs unter den θεαί, deren Mutterschwestern die Mören sind, die Charitinnen verstanden werden sollen. Danach hätte Aeschylos die Mören als Töchter des Okeanos, Schwestern der Eurynome, der Mutter der Charitinnen genommen. Abgesehen davon, dafs diese Erklärung für unsere Stelle keine sichere Basis hat, und dafs die Veränderung von κύρι' ἔχοντες in καίρι' ἔχοντας sich schwerlich halten läfst, ist es höchst unwahrscheinlich, dafs die Charitinnen, die eigentlich angerufenen Göttinnen, auf welche sich das δότε allein bezieht, nicht einmal bei Namen genannt werden, während die Rede bei Verherrlichung der verwandten Göttinnen verweilt. Wer die Stelle unbefangen liest, kann darin nichts anders finden, als einen Anruf der Ehegötter (Zeus und Here, κύρι' ἔχοντες, wozu aus dem folgenden θεαί ein θεοὶ zu suppliren ist), und dann eine Apostrophe an die ihrer Geburt nach den Erinnyen näher stehenden Mören (θεαί τ' ὦ Μοῖραι mit Hrn. Hermann), deren die Erinnyen im Verlauf der Handlung öfter gedenken, und mit denen Zeus auch in anderer Hinsicht als in Verbindung stehend gedacht wird (v. 997. 98). Dieser natürlichen Erklärung mufs sich das Wort μητροκασιγνήτη fügen, wenn es gleich an Beispielen fehlt. Es giebt in der alten Literatur noch mehr, was richtig ist, ohne dafs man es durch Beispiele beweisen kann. Uebergehen wollen wir es übrigens nicht, dafs die von Hrn. Fritsche aufgestellte Vermuthung κύρι' ἔχοντες θεοὶ τῶν, Μοῖραι in drei Handschriften (worunter auch der Med.) eine Gewähr zu haben scheinen könnte, indem dort ausdrücklich steht: θεαὶ τῶν, μοῖραι. V. 994 wo die vulg. λαμπάδι ist, schlägt Hr. Sch. πεύκᾳ vor, an sich sehr passend; nur fragt es sich, warum, was sich Aeschylos anderwärts erlaubt, ihm hier gerade vorenthalten werden soll. Im Agam. 111. 128 steht πράκτορι und —πληθῆ in der Responsionsstelle, und —πληθέα kann dort nicht geschrieben werden. Auf gleiche Weise kann hier οὕτω dem λαμπάδι entsprechen. Ref. weifs wohl, wie streng Aeschylos in metrischen Ausgleichungen zu sein pflegt; aber es ist auch hier für die Kritik eine Grenze gesetzt. — Die zwei in den Eumeniden entdeckten Lücken v. 49. v. 981 erkennt Hr. Sch. an; die letztere ist selbst in der Uebersetzung sinnreich ausgefüllt; nur erlaubt sich Ref. zu bemerken, dafs die S. 230 über das metrische Scholion ausgesprochene Ansicht einer Berichtigung bedarf. Dafs nach v. 981 etwas ausgefallen ist, steht fest. Da nun der metrische Scholiast von v. 975—985. 18 (ιῆ) Verse zählt, so hat man danach den Ausfall berechnet, in der Voraussetzung, dafs der Scholiast wirklich ein vollständiges Exemplar vor Augen gehabt habe (vgl. Wieseler Coniect. in Aeschyli Eumenid. p. 195. p. 10. p. 48). Allein die übrigen Stellen, in welchen der metrische Scholiast anders zählt, als wir, scheinen diesen Schlufs nicht nur zu erschüttern, sondern ganz unmöglich zu machen, so dafs jene Angabe von 18 Trimetern lediglich als Schreibfehler bezeichnet werden mufs. Unter den Versen 135—169, wo derselbe 12 (ιβ) Trimeter zählt, hat er, ebenso wie den v. 775, auch den v. 138 für einen Trimeter gehalten; und eine solche Metrik ist ganz im Geist der byzantinischen Scribenten, welche für ihre Recension des Aeschylos folgende Trimeter bereit hatten:

ἄθρει τὸ λοιπὸν ἀγαμέμνονος φόνον.
ἀρχὴν δὲ λοιπὸν τῶν εὐμενίδων βλέπε.
ἰδοῦ πάλιν γε τέρμα τῶν εὐμενίδων.

Diesen Fehler bemerkte ein verständiger Leser (im Ven. 1) und berichtigte die Zahl dadurch, dafs er über das β ein ᾱ setzte. Wieder zählt der alte Metriker v. 235—265 18 Trimeter, indem er v. 248 ὅδ' αὖτέ γ' οὖν ἀλκὰν ἔχων περὶ βρέτει und v. 265 δελτογράφῳ δὲ πάντ' ἐποπτᾶ τῇ φρενὶ las, beides nach der ebengenannten Recension (Farn. Flor. Ven. 1.). Ferner zu

Digitized by Google

vs. 536—747. wo nach dem Mediceus und Reg. L. 212 Trimeter stehen, zählt er nur 149, ein Beweis, dafs er auch hier eine Abschrift, wie der Flor. Farn. Ven. 1. ist, vor sich hatte, in welchen 63 Verse (näml. vs. 552—614) fehlen. Nimmt man seine Angabe zu Agam. 1633. hinzu, so kann man das Resultat nicht abweisen, dafs der metrische Scholiast nicht älter als Triklinios und Thomas Magister sei, dafs er kein anderes Exemplar, als ein byzantinisches in Händen hatte, und dafs die Zahl ιη aus ια verschrieben ist, welche Ansicht bereits O. Müller ausgesprochen hat.

Besondere Auszeichnung verdient die Gediegenheit, mit welcher die Einleitung geschrieben ist. Wir finden hier alles, was zur Auffassung der religiösen, sittlichen und politischen Tendenz der Tragödie wesentlich erforderlich ist, bündig und klar zusammengestellt. Vorerst wird der Inhalt der Trilogie in Kürze angegeben (S. 1—8). Hier ist das richtige Urtheil hervorzuheben, welches nicht wenig zum Verständnifs beiträgt, dafs nach des Aeschylos Ansicht, Artemis als zu den Schutzgöttern Troja's gehörend den Rachekrieg mifsbillige und darum den Hellenen zürne. Nur scheint uns die Angabe von der Entfernung des Orestes durch Klytämnestra (S. 4) etwas anachronistisch gehalten, da diese Entfernung nach Aeschylos lang vor die Rückkehr des Agamemnon fällt. Hierauf folgt Schilderung des ethischen Zweckes, den der Dichter in dieser Trilogie verfolgte, in Ausgleichung des natürlichen, unbedingten Triebes nach Rache (titanische Herrschaft) und der höheren durch Rücksichten der Sittlichkeit und Billigkeit bestimmten Gerechtigkeit (olympische Weltordnung). Durch Stiftung eines Gerichtshofes unter Leitung der olympischen Götter wird die Veranstaltung getroffen, dafs fortan die Thaten der Menschen nicht blofs nach ihrer äufseren Gestalt, sondern nach ihrer inneren Beschaffenheit beurtheilt werden sollen. Diesen Bemerkungen läfst Hr. Sch. eine Beurtheilung der Schuld der Klytämnestra und des Orestes folgen (S. 11—24), worin sehr schön hervorgehoben wird, dafs, nach der Ansicht des Aeschylos selbst, Klytämnestra durch den Mord ihres Gatten etwas mehr als ein blofses Naturgesetz übertreten, Orestes mehr als ein blofses Naturgesetz an ihr gerächt habe. Ob Aeschylos in dem Gedanken, dafs das Verhältnifs des Sohnes zum Vater ein engeres und verpflichtenderes sei als das zur Mutter, nur eine weitverbreitete Ansicht seiner Zeitgenossen ausgesprochen habe, wollen wir dahin gestellt sein lassen; so viel scheint aber gewifs, dafs diese Ansicht aus dem Glauben an Zeus als Vatergott (vgl. O. Müller Eumen. p. 189) ungezwungen hervorgehen konnte. In einem Blick auf die Darstellung des Sieges des Orestes findet Hr. Sch. einen Uebergang zur Antwort auf den von einer Seite erhobenen Vorwurf, als ob durch die Form des Rechtsstreites ein Kampf, der seiner Natur nach im Innern des Menschen vorgehe, zu einem blofs äufserlichen gemacht worden sei. Hr. Sch. bemerkt, dafs diese Form nach antiker Anschauungsweise beurtheilt werden müsse. Und hier hat der Hr. Vf. sehr passend auf den Begriff der Freiheit aufmerksam gemacht, in welchem sich eine geheimnifsvolle Wechselwirkung des höheren Einflusses und der eigenen Selbstbestimmung des Individuums ausspricht (S. 28 ff.). Wenn aber eingestanden wird (S. 35), dafs die Gerichtsscene etwas Unbefriedigendes habe, insofern als in derselben nicht alle Momente, auf die es ankam, in ihrer Eindringlichkeit hervorgehoben werden, und dafs, statt des angegebenen Grundes der Lossprechung, eine Zusammenfassung der in der Trilogie zerstreut vorkommenden Momente wünschenswerth gewesen wäre, so möchte man dagegen bemerken, dafs die gewünschte Form ohne Zweifel der Poesie geschadet haben würde, welche hier die Handlung in die Region der Götter hinüberspielt, in der sie einer eigenthümlichen Färbung nicht entgehen konnte. Die Erlösung des Orestes durch die Athene wird besiegelt durch die Versöhnung der titanischen Herrschaft mit der neuen olympischen Weltordnung (S. 38), in welcher die Dichtung des Aeschylos ihren Ruhepunct findet. Die Erinnyen, bemerkt der Hr. Verf. sehr richtig, hören dadurch nicht auf, Erinnyen zu sein; sie werden nur in ihrer unbedingten Rache gezügelt, indem sie fortan zu ihrer Nachtseite die Lichtseite erhalten, nämlich wohlwollende Behüterinnen des Guten zu sein (Eumeniden). Hier wäre übrigens ein Wort über den Antheil, den Aeschylos an der Ausbildung und Befestigung der Vorstellungen von den Eumeniden hatte, nicht unpassend gewesen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Des Aeschylos Eumeniden, deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von G. F. Schoemann. Die Eumeniden des Aeschylus übersetzt von Rudolph Kopisch.

(Schlufs.)

Das letzte Moment, welches Hr. Sch. bespricht, ist das politische (S. 42 ff.). Der Cultus der Erinnyen (Σεμναί) hängt in Athen mit der aristokratischen Einrichtung des Areopagos eng zusammen, dieser Oberaufsichtsbehörde, welche mit der Ruhe und Besonnenheit des gereiften Geistes alle einzelnen Thätigkeiten der Staatsgewalten überwachte, und auf Zucht und Sitte zu sehen hatte. Die Stiftung dieses Rathes und Gerichtshofes, vor dessen Forum die wichtigsten Blutsachen gehörten, fällt nach der Volkssage viel früher (cf. Marm. Par.). Aeschylos aber läfst sie erst bei Gelegenheit des Rechtshandels des Orestes erfolgt sein. Diese Neuerung hat ihren Grund darin, dafs Aeschylos nicht nur die Verknüpfung der Erinnyen mit dem Areopagos in ihrer ganzen Weisheit darstellen, sondern auch den letztern als eine Stiftung der Schutzgöttin des Landes hervorheben wollte, in einer Zeit, in welcher dieses Institut von Seiten der ungezügelten Demokratie einen harten Schlag erfahren hatte. Denn mit Grund bemerkt Hr. Sch. (S. 102), dafs Aeschylos alles, was er über den Areopagos sagt, sehr wohl sagen konnte, auch wenn das Gesetz des Ephialtes über die Beschränkung seiner Macht bereits durchgegangen war, gegenüber der durch die Geschichte weniger begünstigten Ansicht des O. Müller, der die Aufführung der Orestie in die Zeit fallen läfst, während welcher noch über jenes Gesetz verhandelt wurde. Zum Schlufs berührt Hr. Sch. noch die in der Tragödie ausgesprochene politische Beziehung auf Argos, und giebt uns in einem Epilogos Aussicht auf eine später erscheinende ausführliche, mit dem nach seinen Ansichten constituirten Urtext versehene Bearbeitung der Eumeniden.

In den der Einleitung folgenden Bemerkungen, welche zugleich als Anmerkungen und Zusätze zu derselben betrachtet werden können, zeichnen sich drei ausgedehntere Betrachtungen auf vortheilhafte Weise aus, nämlich die über den ursprünglichen Begriff der Erinnyen (S. 57—64), dann die über den Begriff der Blutrache (S. 64—71), endlich die über den Stimmstein der Athene (S. 77—95). Wenn Ref. längst die von O. Müller aufgestellte Behauptung über die Entstehung der Erinnyen aus der Demeter Erinnys mit Hrn. Hermann verworfen hat, so freut er sich hier in den mehr andeutenden als ausführenden Berichtigungen des Hrn. Sch. seine Ansicht über den ursprünglichen Begriff der Erinnyen als χῆρες ἐρινύες ausgesprochen zu finden (S. 62 f.). In der Frage über das Recht der Blutrache, welches in dem Zustand der Gesellschaft, den die Orestessage voraussetzt, den nächsten Blutsverwandten oblag, vergleicht Hr. Sch. die Andeutungen bei Homeros, aus denen nicht mit Sicherheit auf den Gebrauch religiöser Reinigungen und Sühnungen des Mörders geschlossen werden könne. Dagegen finden sich bei Homeros Beispiele von Aussöhnung des Mörders mit den Angehörigen des Ermordeten und von Abkauf der Blutrache durch Sühnegeld. Auf einen solchen Fall deutet nun gewifs eine Stelle in den Choephoren, welche Hr. Sch. S. 20 nach der gewöhnlichen Erklärungsweise übersetzt giebt. Diese Stelle ist, wie uns scheint, von Hrn. Bamberger allein richtig verstanden worden, und wird noch deutlicher, wenn man im Folgenden die Emendation des Herrn H. L. Ahrens aufnimmt, wodurch das an der bisherigen Stelle nur höchst gezwungen erklärte δυςφρόνων μειλίγματα in seine Rechte wieder eingesetzt wird. Die Stelle ist nach unserer Restitution folgende:

Digitized by Google

κἀξορθιάζων πολλὰ καὶ δυςγειμέρους
ἄτας ὑφ' ἧπαρ θερμὸν ἐξαυδώμενος,
εἰ μὴ μέτειμι τοῦ πατρὸς τοὺς αἰτίους,
τρόπον τὸν αὐτὸν ἀνταποκτεῖναι λέγων
ἀποχρημάτοισι ζημίαις ταυρούμενον·
αὐτὸν δ' ἔφασκε τῇ φίλῃ ψυχῇ τάδε
τίσειν μ' ἔχοντα δυςφρόνων μειλίγματα.
τὰ μὲν γὰρ ἐκ γῆς πολλὰ δυςτερπῆ κακὰ
βροτοῖς πιφαύσκων εἶπε *cet.*

„der laut mich aufrief, sturmumtobte Qualen mir
in meiner angstdurchglühten Brust verkündet hat,
wenn nicht des Vaters Mörder ich verfolgete,
die ich auf gleiche Weise wieder morden soll,
in Stolz entrüstet, böte man Geldbufsen mir;
und selbst an meiner Seele, sagt' er, würd' ich dann
bestraft für solche Sänftigung von Feindes Hand.
Erst all das Unheil, wie es aus der Erde Schoofs
dem Volk sich aufdrängt, zeigt' er" u. s. f.

In der Frage über den Stimmstein der Athene vertheidigt Hr. Sch. mit Recht O. Müller's Erklärung, der eine gleiche Anzahl lossprechender und verurtheilender Stimmen der Richter annahm, und die Göttin durch den lossprechenden Stein, den sie nach Abzählung der Stimmen hinzulegt, das Uebergewicht dieser Seite über die andere bewirken läfst. Die Entkräftung der entgegengesetzten von Hrn. Hermann verfochtenen Ansicht, nach welcher die Zahl der beiderlei Stimmen erst durch den hinzugelegten Stein der Athene gleich geworden sei, macht sich der Hr. Verf. zur Aufgabe, deren Lösung uns vollkommen gelungen scheint. Indem Hr. Sch. die auf den Stimmstein der Athene bezüglichen Schriftstellen unpartheiisch untersucht, findet er, dafs beiderlei Ansichten bereits im Alterthum Geltung hatten; dafs jedoch Aeschylos der ersteren gefolgt sei, beweiset er aus dem Umstand, dafs der Dichter die Athene nicht ausdrücklich zur Richterin, sondern zum Vorstand des Gerichtes macht, und die Gnade der Göttin durch einen wirklichen Act versinnlicht. Ref. glaubt übrigens, dafs die Worte vs. 762. ἰσόψηφος δίκη ‖ ἐξῆλθ' ἀληθῶς sich nicht nur mit der Müller'schen Erklärung vertragen (S. 88), sondern sie geradezu nothwendig machen. Die Erinnyen sind nicht verletzt durch die Stimmen der Richter, welche gleich waren; sie könnten sich nur über das Gesetz, welches die Athene gab, beschweren, dafs nämlich ihr Gnadenstein der einen Seite das Uebergewicht ertheilen solle. Wir können hier nicht umhin, die Anzahl der Richter zu berühren, über welche Hr. Sch. in den Anmerkungen S. 188 Zweifel erhebt. Hr. Böckh und O. Müller haben gleichzeitig in den Wechselreden der Erinnyen und des Apollon vs. 681—203. die Zwölfzahl entdeckt, welche in dem Volksglauben, dafs bei Gelegenheit des ersten Gerichtes auf dem Areopagos die zwölf Götter gerichtet haben, eine Berechtigung zu finden schien. Diese Ansicht weiset Hr. Sch. ab, indem es ihm nicht zu bezweifeln scheint, dafs die Abstimmung der Richter, als die Erinnyen vs. 701—3. sprechen, so eben beendigt sein müsse, so wie dafs sie mit dem Anfang der Stichomythie begonnen habe. Weiter scheint es ihm unzuläfsig, die Abstimmung in den Zwischenräumen zwischen den Reden vornehmen, und schon bevor die Erinnyen zuerst gesprochen haben, beginnen zu lassen. „Denn die Erinnyen nehmen offenbar das Wort ganz unmittelbar nachdem Athene ihren Vortrag geschlossen hat, und auch zwischen ihren und Apollon's Wechselreden traten sicherlich keine Pausen ein." So erschüttert Hr. Sch. die Gründe, mit denen man die Zwölfzahl der Richter erweisen wollte, und will die Zahl derselben, welche allerdings eine gerade war, anderen zu errathen überlassen. Die Gegengründe des Hrn. Sch. bestehen einzig darin, dafs es unthunlich scheine, den Richtern die Zwischenräume zwischen den Wechselreden anzuweisen. Und allerdings ist es natürlicher anzunehmen, dafs während der Chor ein Distichon spricht, ein verurtheilender, während Apollon, ein lossprechender Stein in die Urne gelegt wurde. Aber schwer zu beweisen möchte es sein, dafs nicht vor der ersten Rede der Erinnyen ein im Sinne der Athene lossprechender Stein abgegeben gedacht werden könne, und dafs, während der Chor die Stichomythie durch drei Trimeter abschliefst, nicht der letzte Richter seinen verurtheilenden Stein könne in die Urne gelegt haben. Wie dem auch sei, die Annahme von zwölf Richtern scheint doch durch die eigenthümliche Ausdehnung der Wechselreden begünstigt zu sein. Der Scholiast bemerkt zwar: ὁ ἀριθμὸς τῶν ἀρεοπαγιτῶν $\bar{\lambda}$ καὶ εἷς (was der Abschreiber im Guelph. in χίλιοι καὶ εἷς verderbt). Allein eine höhere Zahl anzunehmen erlaubt nicht wohl die Scheu, welche die Alten vor dem Auftreten einer zu grofsen Menge von Personen auf der Bühne hegten; und auf der Bühne haben wir uns doch die Richter zu denken, ЄΝΠЄΡΙΧωΡΗΜΑΤΙ ΑΥΤω, wie sich ein Scholiast im Mediceus ausdrückt.

Digitized by Google

Indem wir so unser Urtheil über die vielfach belehrende Arbeit des Hrn. Schömann, so weit es der Raum dieser Zeitschrift gestattet, abgeben, hoffen wir, dafs der gelehrte Alterthumsforscher, dem wir bereits eine sinnreiche Ausgabe des Prometheus des Aeschylos verdanken, in unseren freimüthigen Aeufserungen nichts anderes erblicken wolle, als den bescheidenen Wunsch, zum Verständnifs des Gegenstandes ὡς σμικρὰ ἀπὸ σμικρῶν beizutragen, einen Wunsch, den wir durch eine gegenwärtig unter der Presse befindliche Ausgabe der Orestie bald etwas näher zu bethätigen Gelegenheit haben werden. Es war nämlich dem Unterzeichneten nicht möglich, einer oben besprochenen Aufforderung Folge zu leisten, ohne zuerst die von unserer Wissenschaft billig zu erwartenden Mittel in Bewegung zu setzen. Denn so sehr er auch das neuere Streben derjenigen gerechtfertigt findet, welche das alte Vorurtheil, als sei die Wissenschaft in ihren Resultaten dem frischen Leben zu verschliefsen, durch die That zu widerlegen suchen, so kann er sich doch einem solchen Streben nur auf das Zugeständnifs hin anschliefsen, dafs das Gebäude, welches man einem gröfseren Kreise von Beschauern offen legen will, zuerst und vor Allem in seiner überlieferten Beschaffenheit erkannt und durch besonnene philologische Kritik nach Kräften möglichst sicher gestellt werden müsse.

Johannes Franz.

XXXVII.

***Ramayana**, poema indiano di Valmici. Testo sanscrito secondo i codici manoscritti della scuola Gaudana per Gaspare Gorresio. Vol. I. II. Parigi: dalla Stamperia Reale* 1843. 1844. *CXLIII.* 361. *und XLII* 485 *pg. gr.* 8.

Das Werk, welches hier in einer prachtvollen Ausgabe den Orientalisten dargeboten wird, ist theilweise denen, die sich in Europa mit Sanskritliteratur beschäftigen, schon lange bekannt geworden. Die erste Ausgabe zwar, die Carey und Marshman zu Serampore besorgten und welche die drei ersten Bücher enthält, ist nur in wenigen Exemplaren nach Europa gekommen, besonders gehört der zweite Band des genannten Werkes, zu den gröfsten Seltenheiten. Die hohe Wichtigkeit des Buches aber hatte schon die Blicke eines der ersten europäischen Forscher auf dem Gebiete der indischen Literatur, A. W. von Schlegel's, auf dasselbe gerichtet und ihn veranlafst, die Herausgabe dieses Werkes zu übernehmen. Dieser Entschlufs, welcher, wenn wir nicht irren, dem Publicum zuerst im Jahre 1824 mitgetheilt ward, kam später zur Ausführung als Hr. von Schlegel selbst vermuthet hatte. Den Grund dieser Zögernng bespricht der genannte Herausgeber in der Vorrede zu dem ersten Bande seines Werkes. Hr. von Schlegel hatte nämlich wohl geglaubt, dafs er eine nicht unbedeutende Anzahl verschiedner Lesarten in den Handschriften vorfinden werde, nimmermehr aber konnte er vermuthen, dafs zwei oder drei verschiedene Recensionen des Werkes in denselben enthalten seien. Es konnte aber nicht zweifelhaft sein, dafs die bengalischen Handschriften einer andern Recension angehörten als die andern, besonders die commentirten, eine dritte endlich bildeten ein Theil der Handschriften, welche aus den beiden erstgenannten Recensionen auswählten. Letztere Recension erwies sich natürlich als die spätere, es konnte blofs, da die beiden erstern Recensionen in einer Ausgabe nicht vereinigt werden konnten, die Frage entstehen, welcher von beiden man folgen solle, der bengalischen oder der der Commentatoren. Hr. von Schlegel hat sich für die letztere entschieden und die Gründe, welche ihn dazu bestimmten in der Vorrede zum ersten Bande seiner Ausgabe p. XXIII sq. und p. L sqq. ausführlich dargelegt.

Mag nun auch das Vertrauen, das man in die Kritik und den Geschmack Hrn. v. Schlegel's setzen zu dürfen berechtigt war, viel dazu beigetragen haben, seine Ansicht über das indische Epos zu der allgemein gültigen zu machen, so trug gewifs auch nicht wenig dazu bei, dafs man bei anderen Werken des indischen Alterthums mehrere Recensionen unter ganz ähnlichen Verhältnissen vorfand und auch hier europäische Gelehrte kein Bedenken trugen, die bengalische Recension für die jüngere zu erklären. Wir meinen hier besonders die Recensionen der Çakuntalâ, welche beide dem Publicum gedruckt vorliegen. Analog ist auch die Grammatik Vopadeva's, welche die im ganzen übrigen Indien gebräuchliche Terminologie Pâninis umstürzen

Digitized by Google

wollte. Ein noch nicht gedrucktes Beispiel ist das Drama Veni-samhâra, von welchem Ref. längere Zeit eine Collation von fünf Handschriften, von dem verstorbenen Lenz in London angefertigt, in Händen hatte. Das Verhältnifs war ganz dasselbe, wie in der Çakuntalâ.

Die vorliegende neue Ausgabe des Râmâyana, die auf Kosten der sardinischen Regierung veranstaltet worden ist, giebt den Text der bengalischen Recension, ein Unternehmen, für welches wir dem gelehrten Herausgeber, Hrn. Gorresio selbst dann Dank schuldig wären, wenn derselbe die Ansicht Schlegel's vollkommen theilte, was indessen nicht der Fall ist. Herr von Schlegel, dessen Ausgabe hoffentlich fortgesetzt werden wird, giebt uns die Recension der Commentatoren in einer correcten und eleganten Ausgabe, er hat auch versprochen, die Varianten dieser Recension später zu geben, die der bengalischen hat er jedoch wegen ihrer allzugrofsen Abweichung ausdrücklich ausgeschlossen. Durch Hrn. Gorresio's Ausgabe wird nun Jedermann in den Stand gesetzt, selbst das Verhältnifs der beiden Recensionen zu einander zu bestimmen.

Herr Gorresio hat seine Ausgabe während eines vierjährigen Aufenthaltes zu London und Paris vorbereitet und, wie man erwarten kann, hat er in beiden Hauptstädten reichliche Hülfsmittel zu seiner Arbeit gefunden. Er benützte sechs Handschriften der bengalischen Recension, unter diesen auch eine commentirte im Besitze Wilson's. Den schönen Codex der früher in James Tod's Besitz war und den Schlegel beschreibt, hat Herr Gorresio nicht wieder auffinden können (Inter. p. CXLI.). Zufällig ist Referent im Stande über diese Handschrift Aufklärung geben zu können. Wie Referent nämlich aus einer englischen Zeitschrift ersieht, (Gentlemans Magazine, December 1844. p. 602. nr. 384.) ist dieser Cod. von Tod in die Sammlung des Herzogs von Sussex übergegangen und ist nun nach dessen Ableben von dem British Museum angekauft worden, also jedenfalls für die, welche ihn benützen wollen, zugänglich.

Da die Frage über den Vorzug der bengalischen Recension vor der andern noch mehrere indische Werke, und zwar sehr wichtige, mitbetreffen mufs, so ist es wohl passend, dieselbe hier etwas weitläufiger zu behandeln und den Darlegungen Hrn. Gorresio's über diesen Gegenstand zu folgen. Wir haben schon oben erwähnt, dafs er die Ansicht Schlegel's nicht theilt und dafs ihn eben die Ueberzeugung, die bengalische Recension sei die vorzüglichere, zur Herausgabe derselben bewog.

Der Herr Verfasser beginnt seine Einleitung mit einer kurzen Betrachtung über das Epos überhaupt, zu welchem er das lateinische und mittelalterliche nicht gerechnet wissen will. Vom Alterthume kommen blofs Griechenland und Indien in Betracht. Nach einer kurzen Vergleichung der griechischen und indischen Heldengedichte geht Herr Gorresio pag. XIX speciell zum Râmâyana über. Er findet das harte Urtheil, welches Herr von Schlegel über die Herausgeber der seramporer Ausgabe gefällt hat, gerecht, wenn er auch glaubt viele ihrer Versehen durch den Zustand der Sanskritphilologie in der damaligen Zeit (die seramporer Ausgabe erschien in den Jahren 1806—10) entschuldigen zu dürfen. Obwohl der Umstand, dafs mehrere Recensionen des Werkes vorhanden seien, den Herausgebern kaum entgehen konnte, so sind sie doch nicht auf den Gedanken gekommen, eine derselben zu ediren, sondern haben sie alle unkritisch unter einander gemischt. Erst Herr von Schlegel hat sich in seiner Ausgabe für eine bestimmte Recension entschieden, nämlich für die, welche er die Recension der Commentatoren nennt. Gegen diese Benennung legt nun Herr Gorresio Protest ein, aus dem Grunde, weil man sonst glauben könnte, die andere Recension sei nicht commentirt worden, was jedoch nicht der Fall ist. Wie wir bereits gesagt haben, hat Hr. Gorresio bei seiner Ausgabe ein grofses, Prof. Wilson gehöriges Manuscript benützt, das die bengalische Recension mit dem Commentare des Lokanâtha enthält. Dieser Commentator citirt auch verschiedene Vorgänger, welche alle die bengalische Recension commentirt haben und es ist blofs ein Zufall, dafs dieselben Herrn von Schlegel unbekannt blieben. Im Gegensatze zu der bengalischen Recension nennt Herr Gorresio die von Schlegel herausgegebene die *nördliche*, worin wir ihm auch nachfolgen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. Y. State University Library

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Ramayana, poema indiano di Valmici. Testo sanscrito secondo i codici manoscritti della scuola Gaudana per Gaspare Gorresio.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Inhaltsangabe der beiden ersten Bücher (p. XXIV—XXXVI.) kommt Hr. Gorresio auf die Ansichten Schlegel's und Lassen's über die beiden Recensionen zu sprechen. Beide stimmen darin überein, dafs sie die bengalische Recension für die jüngere halten, Hr. v. Schlegel giebt jedoch zu, dafs auch die bengalische Recension ihre eigenthümliche Quellen haben könne, Lassen dagegen stellt dies in Abrede. Die meisten Abweichungen, meint er, beträfen blos die Ausdrücke, die wenigen bedeutenderen könne man durch die Lust zu verlängern entstanden betrachten. Gegen diese beiden Ansichten tritt Hr. G., der beide Recensionen genau gelesen zu haben versichert, mit einer entgegengesetzten auf. Von zwei Recensionen, sagt er, kann man nicht die eine für älter erklären, wenn man das Alter beider nicht kennt. Seine Meinung ist, dafs beide Recensionen gleich gut seien und die verschiedenen Traditionen repräsentirten, nach welchen das Gedicht in Indien recitirt zu werden pflegte. Um Schlegel's Annahme zu entkräften, betrachtet Hr. G. die verschiedenen Differenzen, die zwischen den beiden Recensionen stattfinden, und zwar zuerst die Differenzen in der Erzählung. In der Episode von Rishyaçriñgga hat Schlegel selbst die Erzählung der bengalischen Recension gegeben, weil sie ihm die bessere schien. Neue bedeutende Abweichungen finden sich in der Erzählung des vom Könige Daçaratha veranstalteten Pferdeopfers, die nördliche Recension ist viel ausführlicher und Lassen hat daher vermuthet, es möchten nach und nach viele der Gebräuche veraltet und von den Bengalen als unverständlich weggelassen worden sein, Hr. G. ist dagegen geneigt, anzunehmen, dafs es verschiedene Arten gebe, das Pferdeopfer zu vollbringen und dafs es in der bengalischen Recension nach einem andern Ritus vollbracht werde. Bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnifs von solchen Dingen, läfst sich die Sache natürlich noch nicht mit aller Sicherheit bestimmen. Eine weitere wichtige Abweichung findet sich in dem Capitel, welches die Geburt Râmas und seiner Brüder behandelt, es fehlen nämlich in der bengalischen Recension alle die astrologischen Angaben, welche in neuster Zeit bei dem Streite über den Ursprung des Zodiacus so häufig erwähnt worden sind. In dem Capitel ferner, das den Tod der Tadukâ beschreibt, fehlt gleichfalls viel Detail, das in indischen Beschreibungen dieser Art sehr gewöhnlich und in der nördlichen Recension zu lesen ist. Ebenso ist auch die Erzählung von dem Avatâra Vischnus als Zwerg in der bengalischen Recension bedeutend verkürzt. — Cap. XXXVI. (XXXV. ed. Schl.) fehlen die letzten Verse, welche allerdings den Anschein haben, als ob sie eingeschoben wären. Eine grofse Abweichung findet C. XLV, welches die Herabkunft der Göttin Gañggâ enthält, statt. Die Erzählung der nördlichen Recension ist durch Schlegel's elegante Uebersetzung auch einem gröfseren Publikum bekannt geworden. Die Abweichungen der bengalischen Recension sind einmal, dafs die Erzählung von dem Zorne der Gañggâ und ihrer dadurch veranlafsten Verirrung auf dem Haupte Çivas (C. XLIV. v. 6—12 ed. Schl.) ausgelassen, und blos einfach berichtet wird, sie sei ein volles Jahr (nicht viele Jahre, wie in der nördlichen Recension) in dem Haupte des Çiva umhergeirrt; dann: dafs die Erzählung fehlt, auf welche Weise die Gañggâ zu dem Namen Jâhnavî kam (v. 35—39 ed. Schl.). Auch diese Verse scheinen dem Ref. eingeschoben zu sein. C. XLVI. „die Entstehung des Amrita' weicht wieder bedeutend von der nördlichen Recension ab. In Hrn.

Digitized by Google

G's Ausgabe hat das Cap. blos 35 Çlokas, bei Schlegel dagegen 50. Es fehlt die Geschichte von der Verschlingung des Giftes durch Çiva, so wie Vishnus Verwandlung in eine Schildkröte. Ein Hauptzweifel gegen die Erzählung der nördlichen Tradition ist die Erwähnung des Mâyâ (C. XLV. 47 ed. Schl.), die, wie Hr. G. richtig bemerkt, zwar im Bhagavatpurâna an ihrer Stelle ist, nicht aber im Râmâyana. Wir können hier nicht genauer auf diese bei den Indiern vielfach erzählte Legende eingehen, sondern verweisen darüber auf Wilson's Zusammenstellung Vishnupurâna p. 77. not. Auch C. XLVII. hat wieder einige kleine Abweichungen, die Erzählung der bengalischen Recension stimmt mit Vishnup: p. 152 und sämmtlichen übrigen Purânas überein. — C. LXIV. unterscheidet sich von der nördlichen Recension durch Auslassung einiger Zusätze, welche Hrn. G. wegen der darin vorkommenden Erwähnung Vishnus verdächtig verdächtig erscheinen. Eben so unterscheidet sich auch Cap. LXVIII. durch Auslassung der Erzählung, wie Indra unter Gestalt eines Einsiedlers den Viçvâmitra von seinen Bufsübungen abzubringen sucht. Cap. LXXII. fehlt die ausführliche Erklärung des Namens Sagara, welche auch von Schlegel für unächt erkannt und deswegen mit Sternchen bezeichnet worden war. Die Abweichungen in der Aufzählung von Daçarathas Vorfahren sind unbedeutend zu nennen, wenn man das Schwanken der anderen Quellen darüber bedenkt (vgl. Vishnup p. 384. not). Wir übergehen die Abweichungen in Cap. LXXV. hinsichtlich des Ritus bei der Heirath Râmas und seiner Brüder, denn was oben bei Gelegenheit des Pferdeopfers gesagt worden ist, gilt auch hier, von C. LXXIX. und LXXX. endlich fehlen, mit Ausnahme einiger weniger Verse, in der nördlichen Recension gänzlich.

Herr Gorresio setzt diese Vergleichung auch durch das zweite Buch fort, wir wollen jedoch hier abbrechen, da sich schon durch das Bisherige das Verhältnifs beider Recensionen ziemlich sicher ergeben wird, und nur noch einige Abweichungen nachtragen, welche dem Ref. beim Durchlesen aufgefallen sind und welche Hr. G. nicht erwähnt. Wir machen hier zuerst darauf aufmerksam, dafs das Râmâyana in der bengalischen Recension immer Ârsha-Râmâyana und das erste Buch Âdikânda (bei Schlegel Bâlakânda) genannt werde. Beide Abweichungen sind absichtlich, denn beide Benennungen kommen auch im Texte selbst vor (Cap. IV. 10; v. 4 unserer Ausg.). Die ersten Capitel, welche die Einleitung und Anukramanika's enthalten, übergehen wir als anerkannt später hinzugefügt, ebenso die ersten Capitel des Werkes selbst, welche Beschreibungen des Königs, seiner Räthe, Residenz etc. enthalten. Die überschwengliche Menge der Epitheta — viele Çlokas bestehen aus Nichts weiter — ist in jeder Recension verschieden geordnet, so dafs diese Capitel bei ziemlich gleichem Inhalte sehr verschieden aussehen. Erst bei C. XVI. beginnen wesentlichere Verschiedenheiten. C. XVI. der Schlegelschen Ausgabe fehlt, das Gleichgewicht ist dadurch hergestellt, dafs Capitel XVII. dieser Ausgabe in zwei (XVI. XVII.) zerlegt worden ist. Cap. XX. enthält das, was bei Schlegel C. XVI. ist. Von da an ist also die bengalische Recension um ein Cap. stärker. C. XXI. hat Einschiebsel, welche sich jedoch ziemlich deutlich als spät erkennen lassen. Man sehe insbesondere çl. 18, der sich in der Schlegelschen Ausgabe nicht findet. — In C. XXII. ist der Schlufs ganz verschieden. C. XXVI. hat die bengalische Recension den eigenthümlichen Zusatz, dafs Kâma von Çâva verflucht und durch das Feuer dieses Fluches verbrannt werde, während die nördliche Recension, der gewöhnlichen Sage gemäfs, ihn durch Çivas Auge verbrennen läfst. Cap. XL. ist der Ausdruck etwas gemildert. Statt dafs Asamañja Kinder in den Flufs wirft (ed. Schl. XXXIX. 21) wird er hier blos ungerecht genannt. C. XLII. wird das Pferd durch eine Schlange weggenommen, in der nördlichen Recension durch Vishnu in Gestalt eines Rakhsasa. Cap. XLVIII. findet sich eine Abweichung im Geschlechtsregister der Fürsten von Vaiçâli'. In der nördlichen Recension folgen sie nämlich folgendermafsen: Srinjaya, Sahadeva, Kuçâçva, Somadatta, Sumati. In der bengalischen dagegen: Srinjaya, Svarnasthivin, Kuçâçva, Somadatta, Janamejaya, Pramati. Die Purânas schwanken gleichfalls, gl. Wilson Vishnup. p. 354. C. LII. Çloka 24 des ein und fünfzigsten Capitels bei Schlegel fehlt in der bengalischen Recension. C. LVI. In dem entsprechenden Capitel der Schlegelschen Angabe fehlt der ganze müfsige Çl. 28 der bengalischen Recension. Cap. LVII. Der Schlufs variirt, der letzte Çloka fehlt wieder in Schlegel's Ausgabe gänzlich. C. LVIII. LIX. sind beide in Cap. LVIII. der Schlegelschen Ausgabe

Digitized by Google

enthalten. C. LVIII. obwohl nur aus 7 Çlokas bestehend, enthält viele überflüssige Einschiebsel, die bei Schlegel fehlen. C. LX. Çloka 3 ist eingeschoben, oder vielmehr zur Verschönerung beigegeben. Çl. 11. 12 bilden blos Çl. 10 in der Schlegelschen Ausgabe. In C. LXVIII. fehlen einige Çl., die Geburt der Sitâ betreffend. C. LXXI. ist bedeutend abweichend, von Çl. 19—26 ist die Verschiedenheit am gröfsten. In In Schlegels Ausgabe besteht das Capitel blos aus 19 Çlokas. C. LXXVII. entspricht Capp. LXXV. LXXVI. bei Schlegel, ist aber doch noch gröfser als beide zusammen.

Dieses sind blofs die gröferen Verschiedenheiten, welche in dem ersten Buche vorkommen, die kleineren, die oft noch bedeutungsvoller sind, hier anzugeben, würde die Gränzen dieser Anzeige weit überschreiten, da kein Capitel, ja nur wenige Çlokas frei davon sind. Es wird aber hier der Ort sein, Hrn. G.'s Ansicht über das Alter der bengal. Recension mit einigen Worten zu besprechen. Wir haben oben die Vergleichung beider Recensionen ohne weitere Bemerkungen gegeben, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen.

Vor Allem müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs eine Vereinigung der Ansichten Hrn. v. Schlegel's und Hrn. Gorresio's schon deswegen nicht leicht stattfinden wird, weil beide von verschiedenen kritischen Grundsätzen ausgehen. Wie Hr. v. Schlegel das Râmâyana betrachtet, hat er in der Vorrede zu T. I. p. IX. seiner Ausgabe aufs Bestimmteste ausgesprochen, nämlich: dafs das, was Wolf über die Entstehung des Homer sagt, eben so genau von der Entstehung des indischen Epos gelte. Lassen bekennt sich, wie aus seinen Forschungen über Mahâbhârata erhellt, ebenfalls zu dieser Ansicht. Hr. Gorresio bestreitet nun zwar diese Ansicht nicht, auf welchen er häufig zu sprechen kommt, möchte man vermuthen, dafs er die Wolfsche Ansicht nicht billige, ja vielleicht gar nicht kenne. Gewifs ist jedenfalls, wie wir später sehen werden, dafs er die Schlegelsche Ansicht über das Râmâyana nicht theilt (m. vgl. auch p. LXXXV.). Es folgt daraus, dafs Hr. G. in der Ordnung und den besseren Uebergängen, welche sich zuweilen in der bengalischen Recension finden, die Ursprünglichkeit des Gedichtes sieht, welches nach ihm ursprünglich ein geordnetes, von einem Dichter verfafstes Ganze ist, das erst nach und nach in Unordnung gerieth, während Hr. v. Schlegel und mit ihm Ref. darin nur den Versuch eines späteren Diaskeuasten sieht, die blos lose an einander gereihten Theile zu einem besseren Ganzen zu verbinden. Es kann nicht die Absicht des Ref. sein, diese beiden Ansichten hier weitläufiger zu besprechen, auch ist Alles, was er darüber sagen könnte, schon besser gesagt worden, es war aber nothwendig, hier auf diese wesentliche Verschiedenheit aufmerksam zu machen.

Von den übrigen Gründen, welche Hr. G. für seine Ansicht beibringt, mufs Ref. gestehen, dafs sie zwar im Einzelnen seine Ansichten über die bengalische Recension und ihr Verhältnifs zur nördlichen vielfach modificirt, aber sie nicht im Ganzen umgestaltet haben. Und zwar mufs Ref. zuerst allen Gründen des Hrn. G. den einzigen, ihm höchst wichtig scheinenden Einwurf entgegen halten: Woher kommt es, dafs die bengalische Recension sich allein in bengalischen Handschriften erhalten hat, in anderen aber nicht? Nehmen wir die bengalische Recension für die ursprüngliche an, so haben wir die Handschriften des gesammten übrigen Indiens fast alle gegen uns, nicht allein bei den Recensionen des Râmâyana, sondern auch bei allen andern genannten Werken, von denen mehrere Recensionen existiren. Es müssen also wichtige Gründe vorwalten, wenn sie uns bestimmen sollen, die Autorität der Bengalen der des übrigen Indiens vorzuziehen, dies sind sie aber keineswegs. Denn, auch zugegeben, aber darum nicht zugestanden, was Hr. G. p. LXXX. sqq. behauptet, das Brahmanenthum in Bengalen sei älter, als man bis jetzt annahm, so folgt daraus noch gar nicht, dafs diese Provinz deswegen auf besondere Vorzüge vor den übrigen indischen Provinzen Anspruch machen könne. Wenn Hr. G. ferner meint (p. LXXXII. sqq.) eine besondere Tradition des Râmâyana in Bengalen sei deswegen sehr wahrscheinlich, weil Mitthilâ, das in demselben eine Rolle spielt, ein Gränzland von Bengalen ist, so mufs Ref. auch hiergegen Einsprüche machen. Dafs die Verschiedenheit der beiden Recensionen aus zwei verschiedenen Traditionen herrühre, ist Ref. deswegen unwahrscheinlich, weil es nicht gut denkbar ist, dafs in anderen Schriften, von welchen gleichfalls mehrere Recensionen existiren, wie Kalidâsa's, Çakuntalâ etc. auch durch Tradition fortgeflanzt worden seien. Wenn endlich, in Bezug auf das öfters vorgebrachte Beispiel des Vo-

Digitized by Google

padeva, der Pâninis Terminologie umänderte, Hr. G. meint, dafs es ein grofser Unterschied sei, eine grammatische Terminologie zu reformiren und ein altes Heldengedicht umzuändern, (p. LXXIX) so hat er darin nur sehr relativ Recht. Seine Annahme wird allerdings nach den Begriffen eines europäischen Lesers richtig sein, bei den Indiern dagegen gehört Vyâkarana (Grammatik) und Itihâsa (Epos) ganz in dieselbe Categorie und Ref. zweifelt nicht im Geringsten, dafs die Indier, welche sich nicht scheuen, Pâninis Lehrbuch anzutasten und verbessern zu wollen, auch kein Bedenken tragen werden, das Werk des Valmiki eben so zu behandeln. Wenn endlich Hr. G. fragt (p. LXXXIV) warum nicht auch die Vedas von den Bengalen umgestaltet worden seien, so hat dies viele leicht einzusehende Gründe. Einmal geschah dies nicht, weil die Vedas geheiligter sind als irgend ein anderes indisches Buch, dann, weil der Inhalt derselben den Bengalen gewifs nicht so geläufig war als der der epischen Literatur, endlich hätte man damit den Brahmanismus an seiner Liturgie, Ceremonien u. s. w. angegriffen und eine förmlich neue Secte gestiftet, eine Absicht, welche den Bengalen bei ihren ästhetischen Zwecken gewifs sehr fern lag.

Schlegel hat (l. c. p. LI. LII.) gegen die bengalische Recension auch geltend gemacht, sie suche die Alterthümlichkeiten des Gedichtes zu verwischen, z. B. die Auslassung des Augments im Imperfectum, den Gebrauch der Formen auf ya statt tvâ und einiges Aehnliche. Dies bestreitet Hr. G. und aus dem Verzeichnisse der Alterthümlichkeiten, welche in der bengalischen Recension vorkommen, das er p. LXXIII sqq. giebt, geht allerdings hervor, dafs nicht alle Alterthümlichkeiten in der bengalischen Recension verwischt worden sind. Läugnen läfst sich jedoch nicht, dafs manche der genannten Formen absichtlich beseitigt scheinen; man vergleiche z. B. C. XLIX. 9. mit XLVIII. 8. ed. Schl. L. 6. mit Sch. XLIX. 8., LX. 13. mit Schl. LVIII. 11. LXXVII. 2. mit Schl. LXXV. 2. und mehrere andere Stellen. Auch sind nicht alles Alterthümlichkeiten, was Hr. G. dafür hält; dafs dharma im Compositum dharman wird, läfst sich leicht aus der späteren Literatur belegen. C. XLVI. 30. möchte der Apostroph vor bibhrat zu setzen sein. Die Form praçâsantam̃ kann gar nicht auffallen, da die Wurzel çâs bei den Epikern auch nach der ersten Conjugation flectirt wird (vgl. Westergaard s. v.).

Dafs aber die bengalische Recension auch für die Kritik der nördlichen von Nutzen sei und durch ihr Stillschweigen über manche Puncte beweisen könne, dafs Einzelnes dort eingeschoben worden sein müsse, leidet keinen Zweifel und Ref. hat oben bereits mehrere solcher Stellen namhaft gemacht. Natürlich beweist dies aber gar Nichts gegen die Aechtheit der Recension im Allgemeinen, es ist blofs ein Ausdehnen der schon von Schlegel eingeführten Methode, solche Stellen mit Sternchen zu bezeichnen. Dies möchte auch in der That das Zweckmäfsigste sein, sie geradezu aus dem Text zu weisen ist jetzt wenigstens noch nicht an der Zeit. Wie die Sachen jetzt stehen, thut man am besten sich an eine bestimmte Recension zu halten.

Wenn sich Hr. G. auch für die bengalische Recension entschieden hat, so will er doch nicht behaupten, dafs sie älter sei als die nördliche, er nimmt blofs gleiche Rechte für die erstere in Anspruch. Doch glaubt er Einiges entdeckt zu haben, was darauf hinweist, die nördliche Recension sei die jüngere. Hier ist vor Allem die Erwähnung des Zodiacus zu nennen, welche bei der Geburt Râmas und seiner Brüder vorkommt und der, wie Letronne behauptet, erst durch die Griechen nach Indien kam. Die Acten über diesen Gegenstand sind bekanntlich noch nicht geschlossen und Ref. enthält sich um so mehr jeder weiteren Betrachtung, da ihm kein Urtheil darüber zusteht. Die Erwähnung Buddhas aber in einem der Endverse kann der nördlichen Recension keinen Eintrag thun, weil diese Verse unzweifelhaft später zugesetzt sind (vgl. Schlegel. l. c. p. LXI.).

Wie in der Frage über die beiden Recensionen, so kann sich Ref. mit Hrn. G. auch nicht über die Ansichten einverstanden erklären, welche derselbe von Valmîki hat. Derselbe soll gleichzeitig mit Râma sein, einmal, weil er in der Geschichte Râmas selbst vorkommt, dann, weil ihm dessen Söhne zum Kuça und Lava zum Unterricht übergeben werden. Wir lassen uns auf eine Kritik dieser Ansicht nicht weiter ein, da aus unsrer oben ausgesprochnen Ansicht über das Râmâyana von selbst hervorgeht, dafs wir Valmîki nicht für eine historische Person halten können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Ramayana, poema indiano di Valmici. Testo sanscrito secondo i codici manoscritti della scuola Gaudana per Gaspare Gorresio.

(Schlufs.)

Blofs im Allgemeinen bemerken wir, dafs der erste von Hrn. G. vorgebrachte Grund ebensogut gegen als für ihn sprechen kann, die eigentliche Bedeutung des zweiten ist schon von Schlegel (praef. p. XII. XIII.) scharfsinnig und gewifs richtig erklärt worden. Ein allzugrofser Autoritätsglaube scheint es auch dem Ref. zu sein, wenn Hr. G. auch sogar die in der Einleitung erzählte Geschichte von der Erfindung des Çlokas durch Valmîki wörtlich annimmt und deswegen Valmîki in die Zeit der Vedas setzt. Ref. bemerkt hierzu einmal, dafs eine etymologische Vermittlung der Worte çoka und çloka, worauf die Erzählung des Râmâyana sich stützt, gar nicht möglich ist. Auch möchte es Hrn. G. schwer werden, aus den Vedas Beweise für das Wort çloka in der Bedeutung „Vers" beizubringen. Der Nighantu übersetzt es ganz allgemein durch vâk und in der von Hrn. G. angezogenen Stelle (Rigv. XXXVIII. ed. Rosen) übersetzt Sayana das Wort çloka mit stotram „Preis." In der Bedeutung Ruhm kommt es auch in der späteren Sprache noch vor, man vgl. punyaçloka, den Beinamen des Nalas. Im Pâli findet sich noch die Wurzel silok „preisen," welche mit çloka offenbar zusammenhängt. Noch einen Beweis für seine Ansicht bringt Hr. G. aus den Râjataranggini bei, einem Buche, das freilich in chronologischer Hinsicht, selbst nach A. Troyers vortrefflicher Arbeit, noch keineswegs sicher ist. — Wenn Ref. die Gründe Hrn. G.'s nicht gelten lassen will, so ist er doch eben so wenig als dieser geneigt, das Alter des Gedichtes in Abrede zu stellen, im Gegentheil, man wird dasselbe so lange für eines der ältesten Denkmäler der indischen Literatur halten müssen, als nicht bessere Einwürfe dagegen gemacht werden als dies bisher der Fall gewesen ist. Dem Einwurfe des Colonel Sykes, der daraus, dafs Fahian in seiner Reise durch Indien des Râmâyana nicht erwähnt, auf dessen Nichtvorhandensein schliefsen will, thut Hrn. G. durch seine Erwähnung wohl zu grofse Ehre an. Wer Fahians Reise kennt und weifs, welche specielle buddhistische Zwecke er bei derselben hatte, der wird sich nicht wundern, dafs das Râmâyana so wenig wie andere wichtige brahmanische Denkmäler in derselben erwähnt wird.

Die letzte Frage, welche Hr. G. in der Vorrede zum ersten Bande behandelt, ist folgende: Die frühe Zeit, in welche die Abfassung von Heldengedichten bei den meisten Völkern fällt, bedingt, dafs auch die Epoche in denselben etwas Altherthümliches und nicht genau grammatisch Geregeltes hat. Beim Râmâyana ist dies jedoch nicht der Fall; Diction und Grammatik unterscheiden sich nur wenig von den späteren Schriften. Hr. G. bemerkt mit Recht, dafs auf der Stufe, auf welcher sonst die Heldengedichte stehen, bei den Indern die Vedaliteratur steht. Wir fügen noch bei, dafs schwerlich eine der Recensionen das Buch in seiner ursprünglichsten Gestalt darstellt, welches anfangs für das Volk bestimmt war und blofs mündlich fortgepflanzt wurde und also der Entwicklung der Sprache folgen mufste, um allgemein verständlich zu bleiben. Ein analoges Beispiel giebt der Text der Tausend und Einen Nacht, in welchen so viel Neuarabisches gekommen ist, dafs dieses Werk nur mit Kenntnifs des Vulgärarabischen verstanden werden kann, obwohl es keinen Zweifel leidet, dafs das Werk älter ist als das Neuarabische. In ähnlichem corrupten Zustande befinden sich auch viele der in Sanskrit verfafsten Mährchensammlungen und das Râmâyana würde einem ähnlichen Schicksale kaum entgangen sein, wäre es nicht schon im Blüthenalter des Sanskrit aufgeschrieben,

Digitized by Google

und wegen seines Ansehns ein Gegenstand des Studiums für die indischen Gelehrten geworden.

Wir haben so lange bei dem ersten Bande dieses wichtigen Werkes verweilt, dafs wir nur einen kurzen Blick auf den zweiten werfen können. Hr. G. giebt hier sehr dankenswerthe Aufschlüsse über das Verhältnifs der Handschriften seiner Recension unter sich, es zeigt sich, dafs dieselben, obwohl im Ganzen übereinstimmend, dennoch in einzelnen Capiteln sehr abweichen. Zuweilen hat Hr. G. die Lesart gar keiner seiner Handschriften aufnehmen können, sondern die in den Text zu setzende Lesart dem Commentare entnommen. Zu weit scheint Hr. G. uns zu gehen, wenn er p. XIV annimmt, die von dem Commentator gegebenen Varianten rührten schon aus einer Zeit, ehe die Recensionen niedergeschrieben waren, sonst würde sie derselbe nicht mit solcher Genauigkeit aufzählen. Ganz in derselben Weise wie im Râm. und meistentheils mit der nämlichen Formel zählen auch die Commentatoren des Megha-dûta, Bhatti-Kâvya, Kiratârjuniya und andrer Kunstgedichte ihre Lesarten auf. — Hierauf giebt Hr. G. einen genauen Bericht über die im zweiten Bande nöthigen Abweichungen, das noch Fehlende verspricht er in den allgemeinen Anmerkungen des letzten Bandes nachzubringen. Zum Schlusse kommt er noch auf zwei, schon im ersten Bande besprochene Gegenstände zurück, die Anukramanikâ und ihre Verszahl und das Alter des Gedichtes. Ref. bedauert auf die dabei entwickelten Ansichten Hrn. G.'s über die indische Chronologie nicht näher eingehen zu können.

Als Hr. G. seine Meinung über das Râmâyana aussprach, war er wohl im Voraus überzeugt, dafs der Widerspruch dagegen nicht ausbleiben würde. Auf diesen hat sich nun Ref. in dem Vorhergehenden fast lediglich beschränkt, es ist aber seine Pflicht hinzuzusetzen, dafs bei Weiten mehr zu loben als zu tadeln ist an Hrn. G.'s Arbeit und dafs er auch bei abweichenden Ansichten, denen des Hrn. Verf.'s vollkommne Achtung zuerkennen mufs. Die Herausgabe des Textes selbst entspricht ganz dem, was man heut zu Tage von einem europäischen Gelehrten erwarten kann.

Noch mufs Ref. bemerken, dafs auch die berliner Bibliothek ein Manuscript des Râmâyana besitzt, zu welcher Recension aber dasselbe gehört, ist noch nicht bekannt geworden. Es wäre wünschenswerth, wenn Jemand, dem der Zugang dazu erlaubt ist, einige Notizen darüber geben wollte.

Sollte Ref. zum Schlusse noch einen Wunsch hinzufügen, so wäre es dieser, dafs Hr. G. die Anmerkungen etwas weiter ausdehnen und bei schwierigen Stellen die Erklärungen Lokanâthas beisetzen möchte. Im ersten Bande hat er dies mehrmals gethan, im zweiten leider gänzlich unterlassen. Mit der kleinen pariser Schrift läfst sich auf einen Bogen viel zusammendrängen und auf eine so unbedeutende Vermehrung kann es doch bei einer so splendiden Ausgabe, wie die von Hrn. G. ist, nicht ankommen.

Druckfehler, aufser den bereits angegebenen, hat Ref. nur wenige bemerkt. V. I. p. 284 l. 3 v. u. ist vaçishtâdîn zu lesen; ibid. p. 313 l. 5 v. u. ûchuh; ib. p. 320 l. 3 v. o. çvo. —

Dr. Fr. Spiegel.

XXXVIII.

Godofredi Hermanni Epitome doctrinae metricae. Editio altera recognita. Lipsiae, apud Ernestum Fleischerum. 1844. *XXVI et* 318 *p.* 8 *maj.* *).

Das Gefühl für Rhythmus wurde in Deutschland zuerst wieder im vorigen Jahrhunderte hauptsächlich durch zwei Männer angeregt, deren Verdienste unschätzbar sind und um so eindringlicher in das Gedächtnifs des Volkes zurückgerufen werden müssen, je mehr man in unsern Tagen sich gewöhnt, mit gleichgültigen und vornehmen Mienen auf sie herabzusehen. Klopstock und Johann Heinrich Vofs trugen wesentlich zur geistigen Erhebung Deutschlands bei; sie belebten

*) Der Uebersicht wegen stellen wir Hermanns vorzüglichste Werke über die Metrik hier zusammen Nachdem seine disputatio de poeseos generibus 1794 erschienen war, folgten:

1) De metris poetarum Graecorum et Latinorum Libri III. Leipz. 1796.
2) Handbuch der Metrik. Leipz. 1796.
3) Commentatio de metris Pindari. 1798.
4) Dissertat. de cantico in Romanorum fabulis scenicis. 1811.
5) Metrorum quorundam mensura rhythmica dissert. 1815.
6) Elementa doctrinae metricae. 1816.
7) Epitome doctrinae metricae. In usum scholarum. 1818.
8) De epitritis Doriis. 1823.
9) Oben angeführte zweite Auflage der Epitome.

Digitized by Google

durch Einführung strenger Mafse die Sprache, welche gleichsam in winterlicher Erstarrung am Boden lag, machten sie kräftig, gelenkig, biegsam, wohllautend und frisch, mehrten ihren Wörterschatz und bereiteten den stolzen Flug vor, welchen sie seither schon genommen und einst nehmen wird. Was Klopstock durch eine grofse Congenialität mit den Alten und durch ein ausgezeichnetes poetisches Talent bewerkstelligte, dieses förderte von der andern Seite Vofs durch Studium und Kenntnifs der alten Schriftsteller; jener durch Einbürgerung des Hexameters und eines Reichthums von Odenmafsen, dieser vorzüglich durch seine Verdeutschung des Homer, die namentlich durch ihr erstes Erscheinen allgemeinen Einflufs übte. Ja, hätte Vofs hinreichenden Geschmack besessen oder vielmehr denselben im Verlaufe der Zeit schärfer und gewissenhafter ausgebildet, anstatt allzuemsig und mit allzugrofser Eilfertigkeit die marmorschönen Werke der Alten in ein eckiges, grobes, granitartiges Gewand auszumeifseln, so hätte seine Bemühung um die Wiederbelebung der Metrik allgemeinere Früchte getragen, diese Wissenschaft hätte festere Wurzel gegriffen, und sein Verdienst würde ungleich gröfser und vielleicht selbst gröfser als das von Klopstock geworden sein. So sehr wir diese Vernachlässigung des Geschmackes beklagen dürfen, so dankbar müssen wir gleichwohl für das viele Gute sein, das dieser unermüdliche Arbeiter wirklich hervorgebracht. Er machte das Feld Klopstocks breiter und veredelte, wenigstens in merkbarem und zu seiner Zeit viel bewundertem Grade, die bereits angepflanzten Formen. Ist sonach, wenn man diesen Einflufs auf die Sprache erwägt, die Metrik etwas Starres und Todtes? Darf man wünschen, wie viele heutige Schmetterlinge thun, die im Garten der Volkslieder ihren Heimathsitz aufgeschlagen haben, dafs die Sprache „jene lähmenden Fesseln und jenen musikraubenden Zwang der Metrik" wieder abstreife? Darf man so blind sein zu glauben, man habe gegenwärtig, wo die Sprache so schön wieder entfaltet dasteht und selbst die poetischen Blumenstöcke des Mittelalters neu bewässert werden, die alte Bahn des Klopstock, Vofs, Stolberg, Ramler u. A. nicht mehr nöthig, vorausgesetzt, dafs solche Befangene diesen Männern überhaupt ein Verdienst noch zugestehen? Es wäre dieser Blätter unwürdig, dergleichen Meinungen, die aus dem Sande der Oberflächlichkeit entspringen, anders zu widerlegen als durch einfache Hinweisung auf die glänzenden Erfolge der beiden Obengenannten, deren Wirksamkeit eine gerechte Litteraturgeschichte stets anerkennen wird, wenn auch die Werke längst vergessen sind, durch die sie wirkten. Man betrachte nur den Eindruck, welchen die tönende Woge des Rhythmus auf jeden sinnigen Knaben allezeit hervorbringt, der zum ersten Mal einen Hexameter aus den alltäglich vernommenen Lauten der Muttersprache zusammensetzt und abgemessen vorträgt! Und welchen Ocean von lebendigen und vielfach sich verschlingenden und durchkreuzenden Klängen umschliefst das weite Gebiet der Metrik vom Hexameter an bis zu den wechselreichen Mafsen der hohen Lyrik! Hier strömen tausend und aber tausend Springquellen des Lebens für denjenigen, der sich tiefer hineinwagt; eine einzige metrische Zeile wiegt durch ihren Gehalt oft eine ganze gereimte Strophe, ein ganzes Reimgedicht auf. Die Volkslieder in ihrer Einfachheit bewegen sich auf einem sehr eng umgrenzten Gebiet, auf der untersten Stufe des Pallastes, welchen der Rhythmus aufbaut und bewohnt. Auf eine Art von Jamben, Trochäen, Anapästen, Dactylen beschränkt, entbehren sie zwar nicht des Lebens, das man ihnen nachrühmt, aber einer reicheren Mannigfaltigkeit; die kunstbegabten Lyriker der hohenstaufischen Zeit leisteten hierin Vortreffliches, sie formten gar mancherlei Strophenarten und erweiterten dieses Gebiet so viel als möglich war, aber dennoch beschreiben ihre Grenzen einen nicht sehr umfangreichen Garten, während die Rhythmik ein unübersehbares Feld öffnet. Klopstock und Vofs wurden von ihren Zeitgenossen willig aufgenommen, freudig begrüfst und daher auch verstanden; man ahnete damals das Grofse, das einst die Tochter des Teut der Welt vorführen würde. Der Frühling schien gekommen, als Klopstock zu wirken begann; die Erwartungen waren hochgespannt, die Sprache indessen, die so zu sagen erst wieder Sprache zu werden anfing, vermochte die Erwartungen noch nicht zu erfüllen, sie reifte nur langsam unter den Händen der Wenigen, welche sie schaffend reinigten. Es fehlte selbst den Talentvollsten an Einsicht in das Wesen der Metrik, um die Bahn Klopstocks zu betreten; der Grund und Boden mangelte, man konnte sich nicht erklären, wie dieser Dichter dahin gelangt war, wo er stand, und Goethe klagte während seiner Studienjahre, dafs

Digitized by Google

„die Rhythmik damals noch in der Wiege lag, und Niemand ein Mittel wufste, ihre Kindheit zu verkürzen." Er setzt hinzu: „die poetische Prosa nahm überhand." Vergeblich suchte der Dichter von Hermann und Dorothea späterhin einen Lehrmeister, der ihm die Handgriffe zeige, durch welche man so gefeilte Hexameter wie Vofs zu Stande bringen könne; er schrieb endlich seine Sechsfüfsler, so gut es ihm gelingen wollte. Auf diese Weise kam es denn, dafs die gröfsten Talente des vorigen Jahrhunderts, unter ihnen Goethe und Schiller, weil jede Theorie mangelte, von der praktischen Ausübung der Metrik sich fern hielten und in anderer Art fortbauten. Wie Vortreffliches sie geschaffen und wie sie ihrerseits die Sprache für ein kommendes Geschlecht rhythmischer Dichter, ihnen gleichsam in die Hände arbeitend, abschliffen und ihren Ausbau fördern halfen, gehört nicht an diesen Ort. Aber Alle sahen sich durch die rhythmische Kunst ergriffen und angeregt; und solchen Einflufs äufsert doch schwerlich etwas Todtes und Starres, wofür man in unseren Tagen die Metrik ausschreien möchte.

Ob und in wiefern *Gottfried Hermann* zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die allgemein geweckte Theilnahme für Rhythmus angefeuert wurde, der Sache näher auf den Grund zu gehen und die Metrik zu einer selbstständigen Wissenschaft zu erheben, ist uns unbekannt. Doch da wir sattsam wissen, wie hoch dieser Gelehrte die Leistungen Klopstocks in jenen Tagen schätzte und heute noch schätzt, wie er die ersten Arbeiten von J. H. Vofs billigte (denn die späteren schienen ihm mehr und mehr ungeniefsbar), so liegt die Vermuthung sehr nahe, dafs er von dieser Seite her den ersten Antrieb empfunden habe, dem Urquell der Rhythmik nachzuspüren, der ehedem in Griechenland und Rom so reich und herrlich sprudelte. Eine andere Fundgrube gab es noch nicht; die Literatur des Morgenlandes, namentlich der Indier, war dazumal noch ganz verschlossen; sie sollte erst durch Göthe und August Wilhelm von Schlegel geweckt werden und für das Abendland Einflufs gewinnen. Indessen brauchen wir auch nicht gerade anzunehmen, dafs Hermann eines solchen äufseren Anstofses bedurfte, um die Gesetze zu erforschen, nach welchen die Alten ihre Gedichte so bestimmt ausgeprägt hatten. Wenn auch Klopstock durch seine Gesänge keine so nachhaltige Begeisterung hervorgerufen hätte, dafs sie auf den später auftretenden Philologen wirkte, der vielleicht nach damaligem Brauch der vaterländischen Literatur geringe Aufmerksamkeit schenkte und in die glänzenden Ueberreste des Alterthums vertieft war: ein forschender Geist wie der Hermanns, durch einen trefflichen Lehrer wie W. Reiz geleitet, mufste frühzeitig das Bedürfnifs fühlen, einem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zu widmen, auf welchen die Alten offenbar selbst eine so grofse Wichtigkeit gelegt hatten. Wir sehen denn auch, dafs er, durch die Philosophie Kants mit neuen Waffen ausgerüstet, gleichzeitig in Grammatik und Kritik zwei andere neue Bahnen einschlug, wodurch er nicht minder segensreich wirkte. Das blofse Bedürfnifs, das Erkennen der Lücke genügt, einen strebsamen scharfsinnigen Geist zur Erweiterung und zum vollständigeren Ausbau der Wissenschaft aufzufordern und anzuspornen.

Welche Wichtigkeit aber hat die Metrik für die Lektüre der Alten? Weshalb mufs man wünschen, dafs die Kenntnifs der Mafse die allgemeinste Verbreitung finde; ja, warum ist sie ganz unentbehrlich? Aus dem einfachen Grunde, weil ohne sie kein einziger Dichter des Alserthums vollständig begriffen werden kann; doch wir sagen noch zu wenig, das Verständnifs der poetischen Darstellung ist vielmehr hauptsächlich durch die deutliche Einsicht in die Rhythmik und in diesen formellen Theil bedingt. Niemand kann sich rühmen, einen Horaz, Pindar, Sophokles, Aeschylus richtig aufgefafst zu haben, sobald ihm die Rhythmen, in welchen sie ihre Gedanken ausgedrückt, fremd geblieben sind. Keine andere Art der Gelehrsamkeit, kein Scharfsinn und kein Genie vermag diesen Mangel zu ersetzen oder auch nur zu mindern; Leser, welche die Melodien nicht heraushören, womit die Dichter ihren Geist umkleidet und eingehüllt haben, schweben beständig auf der Oberfläche und scheinen uns einem Klavierspieler zu gleichen, welcher die Tasten schlägt, ohne dafs irgend Töne hörbar werden, sei es weil er nicht stark genug aufschlägt, oder weil das Instrument keine Saiten hat. Kurz, sie ψηλαφῶσιν ἐν σκότῳ τὰ πμάγματα, wie Aristophanes in Bezug auf einen anderen Gegenstand sagt, d. h. sie spielen mit den Dichtern blinde Kuh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northern University Library

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Godofredi Hermanni Epitome doctrinae metricae. Editio altera recognita.

(Fortsetzung.)

Weiter unten dürfte aus Beispielen erhellen, dafs wir nicht zu viel behauptet haben. Aber ist dies nicht bekannt? Leider zu wenig; von den griechischen Poeten gar nicht zu reden, giebt es heutzutag noch Viele, die den Horaz lesen, ohne seine Mafse zu kennen, die den Horaz sogar lehren, ohne sich nur mittelmäfsige Einsicht in die Mehrzahl seiner lyrischen Formen verschafft zu haben. Hermann in dem vorliegenden Werke setzt die Wichtigkeit der Metrik voraus; daher wir nur gelegentlich aus ein Paar Stellen der Vorrede erfahren, wozu sie eigentlich erfunden oder angewendet worden. Einmal sagt er: metra non nisi sensus adjuvandi et quasi coloribus quibusdam pingendi causa inventa sunt; ein anderesmal ganz kurz: res tota ad animos commovendos inventa est. Eine Auskunft, die kaum genügt, die Sache andeutend zu erklären oder das Interesse für das Studium der Metrik anzufachen; indessen beziehen sich beide Bemerkungen zunächst blofs auf die Uebung im Lesen und im Vortrag der Versmafse.

Ein zweiter Grund, durch welchen Hermann bewogen werden mufste, Untersuchungen über die Metrik anzustellen, war für ihn, den Kritiker, die wichtige Wahrnehmung, dafs die genaue Kenntnifs dieser Wissenschaft sehr förderlich, ja, schlechterdings nothwendig sei zur richtigen Wiederherstellung und Heilung der überlieferten Texte. Wer kann sich unterfangen, eine verdorbene Stelle eines alten Dichters zu verbessern, wenn ihm das Versmafs unbekannt ist? Es hiefse gerade so viel, als ob ein Blinder einem Lahmen den Weg zeigen wollte. Hermann erkannte zeitig, dafs die Kritiker der früheren Jahrhunderte in der Herausgabe eines Poeten mehr oder minder glücklich gewesen waren, je gröfsere oder je geringere Bekanntschaft mit den Versmafsen sie sich erworben hatten. Der Einflufs einer genauen metrischen Kenntnifs nämlich erstreckt sich erstens auf die Verbesserung einzelner Wörter; sie weifs, oft schon mit Hülfe der Prosodie, zu beurtheilen, ob ein Wort vertauschst, verschrieben oder auch richtig sein mag. Zweitens dient sie zur sicheren Bestimmung der Aufeinanderfolge der Wörter, wenn sie von den Abschreibern fälschlich verschoben worden, oder doch die Eleganz des poetischen Styles eine gewähltere Stellung verlangt. Drittens ist sie unentbehrlich zur Anordnung, Abtheilung und Begränzung der einzelnen Verse wie der ganzen Strophen. Viertens leistet sie ausgezeichneten Vorschub, um zu erkennen, in *wie weit* eine Stelle verdorben ist, und ganz vorzüglich dient sie dann zur Auffindung von Lücken. Denn wo man sonst gar keinen Fehler ahnen, gar keinen Mafsstab anlegen würde, noch könnte, zeigt das Verhältnifs der Strophen und Gegenstrophen, auf dessen fast unglaublich sorgfältige Strenge Hermann zuerst aufmerksam gemacht hat, dafs dem Dichter hier oder da durch den Strom der Zeit eine Wunde geschlagen worden sein mufs. Meistentheils läfst sich durch diese Kenntnifs eine Lücke nicht nur mit Evidenz nachweisen, sondern auch mit völliger Gewifsheit bestimmen, wie grofs sie ist, wie viel herausgefallen und ausgelöscht worden. Zuweilen darf man sogar so weit gehen, dafs man z. B. bei den attischen Dichtern unbedenklich behaupten kann, hier hat noch diese, dann jene Person oder der Chor gesprochen. Ist dann häufig auch eine Herstellung des Dichters ohne Handschriften nicht möglich, so ist es doch schon von hohem Interesse und Vortheil, dafs man das Verdorbene aufspürt. So sehen wir, um ein unzweifelhaftes Beispiel anzuführen, dafs in der Elektra des Sophokles, v. 1427, aus der ersten Gegenstrophe drei Verse ausgefallen sind, von welchen

Digitized by Google

zwei die Elektra, den dritten Orestes gesprochen haben mufs, während in der zweiten Gegenstrophe, nach v. 1429., ein Trimeter fehlt, der dem Orestes als Antwort zuzutheilen war, und weiter unten die zweite Hälfte eines Trimeters, welche der Elektra zukam. Denn sobald sich in einem Bereich von vier und vierzig Versen Alles (eine einzige winzige Theilung eines halben Trimeters unter die Sprechenden ausgenommen) auf das Genaueste entspricht, so kann kein Zweifel obwalten, dafs hier das Ungewitter der Zeit durch einige Regentropfen das Pergament beschädigt hat, von welchem die heut vorhandenen Abschriften herrühren. Daher wir auch der Ansicht Böckhs am Schlusse der Antigone nicht beipflichten können, wo er gegen Brunck, Hermann und Andere verneint, dafs in der Schilderung des Dieners (nach v. 1301 vermuthlich, wo die Rede mangelhaft zu sein scheint) ein Trimeter vermifst werde. Wenn wir nämlich von zwei Trimetern der vierten und letzten Strophe absehen, welche augenscheinlich am Ende der vierten Gegenstrophe deswegen das Recht auf ihren Posten verloren haben, weil hier die Tragödie zu Ende ist und die Schlufsanapästen des Chores ihnen den Platz gleichsam wegnehmen, harmonirt eine Reihe von fast hundert Versen auf so vollständige und zugleich einfache Weise, dafs wir annehmen müssen, aus der zweiten Gegenstrophe, wo ein Trimeter weniger steht, sei durch Mifsgeschick oder Zufall ein Vers verloren gegangen. Denn dafs Kreon in der zweiten Strophe (v. 1281) den einen Trimeter spricht, während in der zweiten Gegenstrophe der Diener ununterbrochen redet, dieses wird man nicht im Ernst als etwas Erhebliches und den Einklang Störendes dagegen einwenden wollen. Dafs ein Wechsel dieser Art nichts ausmache, sehen wir deutlich aus Aristoph. *Fried.* v. 389. Wenigstens haben bei so grofser Uebereinstimmung einer so grofsen Parthie, nach unserer Meinung, diejenigen die Wahrscheinlichkeit in höherem Grade für sich, die eine Lücke vermuthen, als diejenigen, welche auf die Handschriften sich stützen und läugnen, dafs die Uebereinstimmung noch gröfser, oder wenn wir so sagen dürfen, vollkommen gewesen sei. Je weiter wir den erhaltenen Ueberresten des Alterthums nachforschen, desto mehr sehen wir uns genöthigt, die aufserordentliche Kunst der Dichter, besonders der griechischen, zu bewundern. Mit Recht sagt deshalb Hermann in der Vorrede zu dieser neuen Ausgabe: — quo majores progressus ars critica vel codicum novis opibus vel diligentia criticorum facit, eo magis intelligimus, multo severiores quam olim putabatur veteres poetas fuisse. Gelehrte also, welche ohne Kenntnifs der metrischen Gesetze und ihrer Anwendung urtheilen und der Meinung sind, den Handschriften gebühre in diesen Stücken mehr Gewicht und Vertrauen als dem kundigen Metriker, können hierüber gar keine, geschweige denn eine vollgültige Stimme besitzen. Leider nicht selten hatten wir Gelegenheit zu sehen, wie im Uebrigen ganz tüchtige Philologen über die zahlreichen Aenderungen Hermanns und anderer Metriker in den Chören der attischen Dichter hoch erstaunt waren und ihre Mifsbilligung in solchem Grade zu erkennen gaben, dafs sie prophetisch äufserten, man werde einmal wieder dahin kommen, die Chorgesänge dieser Dichter mit allen den Fehlern, wie sie die Handschriften uns überliefert haben, ohne neuere Conjekturen und Heilversuche abdrucken zu lassen. Sie äufserten dies sicherlich in ganz redlicher Absicht; sie wünschten die Alten so unverfälscht als immer möglich anzuschauen, während sie durch jene Aenderungen ihre wahre Gestalt beeinträchtigt glaubten, die sie einer willkürlichen Behandlung preisgegeben wähnten. Solche Voraussetzungen werden aber, weil sie falsch sind, niemals in Erfüllung gehen; je mehr sich sowohl die Theilnahme für die Metrik als ihre Kenntnifs im gelehrten Publikum verbreitet, desto mehr werden solche irrthümliche Vorstellungen verschwinden; man wird alsdann einsehen, dafs scheinbar gewaltsame Eingriffe in den Text sehr natürliche, einfache und aus stetigen Gesetzen hervorgegangene Verbesserungen sind. Wir wollen nicht leugnen, dafs Hermann zuweilen mit grofser Kühnheit verfährt, dafs Andere mit noch gröfserer Kühnheit seinem Beispiel gefolgt sind; aber unzählige grofse und kleine Fehler hat man glücklich getilgt, und die Stellen, in welchen das unzweifelhaft Wahre ergriffen, angedeutet und an das Licht gezogen worden, überwiegen an Menge bei weitem diejenigen, wo man falsche oder unsichere Heilmittel vorgeschlagen. Der Nutzen, welchen die Metrik für die Kritik hervorgebracht hat, ist, um uns nicht in Einzelnheiten zu verlieren, so vielfältig, dafs wir kein Bedenken tragen, dieselbe bei der kritischen Behandlung der Poeten für das erste und vorzüglichste Fundament zu erklären.

Digitized by Google

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts also (1796) trat Hermann mit seinen Forschungen über die Metrik hervor und von den beiden Werken, welche er dem Publikum über diese Wissenschaft darbot, war das eine in lateinischer, das andere in deutscher Sprache abgefafst. Sie erregten natürlich wohlverdientes Aufsehen, man bewunderte das Neue und bemerkte kaum die Mängel und Fehler, von welchen diese ersten Entwürfe nicht wohl frei sein konnten. Hierauf folgte seine commentatio de metris Pindari (1798), jene Vorarbeit für Boeckh. Achtzehn Jahre später (1816) gab er sein grofses berühmtes Werk: Elementa doctrinae metricae in lateinischer Sprache heraus, worin die ganze Wissenschaft zum ersten Mal ausführlicher in einem selbstständigen Werke dargelegt war. Man kann dreist behaupten, dafs Bentley der einzige Vorgänger war, den Hermann ursprünglich hatte. Weil dieses Buch jedoch zu umfangreich und nicht geeignet schien, zur Grundlage für academische Vorlesungen und zum Gebrauch in Schulen zu dienen, verfafste er ein kürzeres Handbuch für diesen Zweck, welches 1818 unter dem Titel: Epitome doctrinae metricae, in usum scholarum, herauskam. Dieser Auszug enthielt, wie Hermann sich selbser ausdrückte, alles das, was die Elementa d. m. boten, und in fast gleicher Anordnung, nur dafs die Darstellung gedrängter war; demungeachtet aber brachte es manches Neue, was zur „Ergänzung und Berichtigung" des Hauptwerkes dienen konnte und sollte. Weil letzteres nicht wieder aufgelegt wurde, stand diese Epitome als das beste Lehrbuch über die Metrik der Griechen und Römer da. Mittlerweile war Apel mit seinen Ansichten hervorgetreten (1814-1816), die jedoch nicht die strenge Wissenschaftlichkeit, mit welcher Hermann gearbeitet, beanspruchen konnten; er fehlte sodann im Gebrauch der modernen Musik und namentlich scheint es uns, als ob dieser Gelehrte durch Vermischung der antiken Metrik mit den Grundsätzen, die er über die deutsche Sprache aufzustellen sich bemühte, in Irrthümer verfallen und Verwirrung in die Sache gebracht. Es war dazumal noch gar nicht an der Zeit, die Muttersprache nach Gesetzen zu regeln, von welchen die Praxis nichts wufste; die blofse Theorie mufste hier fehlgreifen sowohl auf diesem Felde als auch in der Bekämpfung der Satzungen, die Hermann von den vollendet vorliegenden Mustern der Alten mit ebenso grofser Sorgfalt als feinem Takt abgeleitet hatte. Den letztern kümmerte es nicht im mindesten, ob die deutsche Sprache seinen Beobachtungen die Hand reiche oder widerstrebe; seine metrischen Werke waren für die Muttersprache auf keine Weise berechnet, nur einige Male gedachte er Klopstocks beispielsweise, er hielt sich streng und fest an die Alten, deren Gebrauch sicher stand, so dafs er ihnen ihr Verfahren mit Leichtigkeit absehen oder durch Schlüsse, die alle Wahrscheinlichkeit für sich hatten, zum Wahren gelangen konnte. Wenn auch Manches vielleicht nicht ganz richtig und im Sinne der Alten selbst motivirt worden sein mag, was sich nur mit grofser Schwierigkeit, zum Theil wohl auch niemals entscheiden lassen dürfte: Hermanns Werke auf diesem Felde sind die musterhafte Frucht strenger Wissenschaftlichkeit. Nach sechs und zwanzig Jahren, 1844, begrüfsen wir die zweite Auflage dieses Handbuchs, von welcher die Vorrede sagt: operam dedi ut corrigerem, quae vel falsa vel dubia esse intellexissem, worauf zwei Metra hervorgehoben sind, die eine andere Behandlung erfahren haben. Dann spricht er weiter: praeterea in iis potissimum metris, quae in carminibus antistrophicis et paromoeostrophis usurpantur, exempla, quibus usus eram, alia emendanda, alia omittenda, alia cum aptioribus commutanda erant. Zahlreicheren kleineren Veränderungen anderer Art, welcher in der Vorrede nicht besonders gedacht ist, begegnen wir in den übrigen Capiteln; doch sind sie nicht so vielfältig, dafs die Zahl und Ordnung der Paragraphen, in welche das Buch einmal abgetheilt war, eine Veränderung zu erleiden brauchte. Gleichwohl dürfte die Benutzung der früheren Ausgabe kaum mehr anzurathen sein wegen des Zweck- und Sachgemäfsen, wodurch die neue Auflage vor der alten sich auszeichnet. Die Verbesserungen, die hinzugekommen sind, gründen sich einerseits auf eine gereiftere Erfahrung, die Hermann während dieses Zeitraumes sich angeeignet, andererseits auf die Forschungen anderer gelehrter Männer in diesem Feld. Abgesehen von Apel, dessen Dilettantismus wir oben berührten, legten seit dem Erscheinen der beiden ersten Werke Hermanns nacheinander viele tüchtige Köpfe, zumal in Deutschland, an die festere Begründung des Einzelnen wie des Ganzen regsame Hand an. Monographien erschienen, welche dieses oder jenes Versmafs ausführlicher durchsprachen und

Digitized by Google

zu ergründen suchten; hier und da äufserte man sich, bei vorkommender Gelegenheit, in Programmen und Commentaren weitläuftig über einen gerade vorliegenden oder ausgewählten Punct. Vor allen aber müssen wir zwei vorzüglicher Männer gedenken, die sich um die Metrik hochverdient gemacht haben, A. Böckhs und W. Dindorfs. Und zwar brach jener hauptsächlich durch seinen berühmten Pindar neue Wege; dieser, seinem Beispiele folgend, jedoch Hermann nicht so weit verlassend und Selbstständigkeit behauptend, nützte der Wissenschaft durch die Bemühung, die Chorgesänge der attischen Dichter mit gröfserer Sorgfalt anzuordnen; wie denn sein vor drei Jahren zu Oxford herausgekommenes Werk: Metra Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis descripta a Guil. Dindorfio 1842, ausschliefslich die Aufgabe sich gesetzt hat, über die einzelnen rhythmischen Zeilen der Strophen, über ihre Gliederung und Abtheilung Licht zu verbreiten. Wir können nicht sagen, dafs Hermann von dem vielen Guten, was diese Männer beisteuerten, alles sofort mit Aufopferung seiner eigenen Meinung, die er durch langjähriges Studium bei sich festgesetzt, gebilligt und mit Bereitwilligkeit angenommen habe. Dies war nicht wohl möglich, weil das Ohr, an eine Melodie durch lange Uebung einmal gewöhnt, gewissermafsen verwöhnt ist und sich mit einiger Hartnäckigkeit gegen eine neue Messung der Rhythmen verschliefst. Wenn wir nicht irren, hat Hermann den Pindar achtzigmal gelesen, um die Gesetze der Strophenabtheilung bei diesem Dichter zu finden; daher sich schon aus diesem Umstand der Widerstand erklären läfst, den er späterhin der Böckh'schen Anordnung entgegengesetzt. Im Kleinen sehen wir dies an einem Beispiele aus den Wespen des Aristophanes bestätigt. Hermann, auf Hephästion gestützt, zweifelte an einem öfteren Gebrauch der bacchischen Verse bei den Griechen (s. § 276.); blofs bei den Römern fand er sie häufig angewendet. Daher schrieb er denn in der ersten Ausgabe unserer Epitome § 704 die Verse aus den Wespen (v. 317 u. f.) auf diese Art:

φίλοι, τήκομαι
μὲν πάλαι διὰ τῆς ὀπῆς
ὑμῶν ὑπα-
κούων· ἀλλὰ γὰρ οὐχ οἷός τ'
εἴμ' ᾄδειν· τί ποιήσω;

Noch in seinem vorjährigen Programm über die Wespen äufserte er beiläufig, dafs man hier auch nach bacchischen Füfsen messen könne; doch wären dieselben nicht ganz passend. Dindorf nämlich in seinem Corpus Scenicorum Graecorum hatte diese Zeilen schon 1830 nach bacchischen Gliedern angeordnet, ohne dafs Hermann dieser Anordnung, wie oben gesagt worden, Beifall geschenkt hätte. Jetzt finden wir aber in der neuen Ausgabe der Epitome a. a. O. stillschweigend die Verse so abgetheilt, wie Dindorf sie längst dargeboten:

φίλοι τήκομαι μὲν
πάλαι διὰ τῆς ὀπῆς
ὑμῶν ὑπακούων.
ἀλλὰ γὰρ οὐχ οἷός τ' ἔτ' εἴμ'
ᾄδειν· τί ποιήσω;

Ohne Zweifel wird Hermann später den reinen bacchischen Rhythmus auch in den Stellen, welche § 257. § 258. § 276 u. s. w. aus Aeschylus und Euripides angeführt sind, anerkennen. Denn welcher Rhythmus kann klarer und entschiedener sein als folgender:

στενάζω; τί ῥέξω; γελῶμαι; δύςοιστα,

wo die Interpunction schon die Gliederung feststellt und überdies, nach Hermanns eigener Ansicht, jedesmal eine *andere Person* des Chores spricht.

Viele Fälle freilich giebt es dann, wo die Sache zweifelhaft, viele, wo die Messung gleichgültig ist und auf verschiedene Weise vorgenommen werden kann. Einzelne irrige Meinungen, die neuerdings aufgestellt wurden, erkannte man leicht als irrig und wies sie zurück. So schlug Ottfried Müller vor, die Anapästen der Tragiker nicht mehr in Dimeter abzutheilen, sondern die Reihen zu verdoppeln, was sich jedoch sofort als unpassend herausstellen mufste, da sie mit den Anapästen der Komiker in den Parabasen in allzunahe rhythmische Verwandtschaft gebracht worden wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Martin-Luther-University Library

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Godofredi Hermanni Epitome doctrinae metricae. Editio altera recognita.

(Fortsetzung.)

Zugleich trug er die Vermuthung vor, (freilich mehr in der etwas bittern Absicht, den grofsen Kritiker zu necken) dafs hin und wieder wohl eine Zeile der Strophe oder Gegenstrophe ein Stücken länger als nöthig gewesen und gleichsam ein kleines Mafs über das gebührende Mafs geboten, welche Zugabe dann durch den Gesang oder Vortrag auf passende Weise ausgeglichen worden sein möge. Hermann indessen erwiederte treffend, dafs ein gleiches Verhältnifs, welches Strophe und Gegenstrophe doch ihrer Natur nach bezweckten, solches schlechterdings nicht zulasse, indem etwas, das sich gleich sei und auch wieder nicht gleich sei, in Wahrheit ungleich sei. Solche Dinge also fanden keinen Eingang. In neuester Zeit erdachte ferner E. Freese, was eben so wenig gebilligt werden kann, einen Unterschied zwischen den Kürzen und Kürzen und zwischen Längen und Längen der alten Sprachen, vermuthlich durch J. H. Vofs irregeleitet, der den unglücklichen Einfall hatte, in der deutschen Sprache eine eigene Gattung von *Ueberlängen* und dergleichen auszusinnen; wie denn Freese letztere in seiner deutschen Prosodie angenommen hat. Endlich aber drohte eine geniale Entdeckung im Jahr 1841 die ganze Metrik, wie sie seither gestaltet worden, über den Haufen zu werfen; es schien, dafs Hermann, Böckh u. A. umsonst gearbeitet hätten. Es war nämlich den Alten plötzlich abgesehen worden, dafs sie ihre Verse *ohne Hebung und Senkung* (Arsis und Thesis), worauf doch aller Rhythmus beruht, in gleichmäfsigem Lautwechsel (der Längen und Kürzen) gelesen hatten. Man sollte nun z. B. den Hexameter ungefähr so recitiren, dafs der Klang einer klappernden Mühle gleichkäme:

Immer zu — wandeln al — lein! rief — einst der Hex — ameter — klagend.

Philipp Wackernagel mochte schon hoffen, dafs man nun baldigst den leierkastenmäfsigen Ton der Metrik gründlich einsehen und so klug sein werde, das Band, welches „unsern Versen fast alle Musik geraubt habe," endlich vollends auf die Seite zu werfen. Glücklicherweise aber erkannte man die geniale Erfindung des Prof. Madvig nirgends an; der Gedanke war originell, aber auch blofs originell. Ein trefflicher Lehrer der Musik, Fröhlich, der nicht allein die neuere Tonkunst gründlich kennt, sondern auch glänzende Versuche mit Aufführung antiker Musik gemacht, meinte später in der Jenaer Litt. Zeitung, ohne jedoch an Madvig zu denken: „Das Wesen des Rhythmus is der eigenthümliche *Schwung* der Seele, der nach der Verschiedenheit dieses Schwunges sich in den lebensvollen *Auf-* und *Abschwung* eintheilt, und in diesen beiden Hauptformen die ganze Kraft und Eigenthümlichkeit der Bewegung des gesammten Innenlebens in sich trägt und nach aufsen sich ergiefst. Dieser Auf- und Abschwung *beseelt* die *einzelnen* Tonfüfse, als einzelne Glieder des rhythmischen Ganzen; eben so die aus der Zusammensetzung dieser entstandenen gröfseren oder kleineren Gefüge, welche er zu Einem Gebilde verbindet: indem er sich auf ganze Satzgebilde und Perioden ausdehnt, erweitert er sich zum *Hin-* und *Herschwunge*, welcher, nach Aristides Quintilianus, den Auf- und Abschwung auseinanderrückt und so die Wirkung dieses verstärkt; und verklärt so die Kraft und Eigenthümlichkeit des Seelendranges im Einzelnen und Ganzen." — Man mufs sich billig über alle die Dinge und Gegensätze wundern, die heutzutag in der Wissenschaft wie in der Kunst zum Vorschein kommen.

Was aber die Fälle anbetrifft, in welchen eine mehrfache Messung zulässig erscheint, wie wir oben sagten, so führen wir aus dem Agamemnon v. 1081. beispielsweise an:

ἀγυιᾶτ' Ἀπόλλων ἐμός.

Digitized by Google

Hier ist es gleichgültig, ob wir mit Dindorf annehmen, dafs dieser Vers aus einem Bacchicus und einem Dochmiacus bestehe:

ἁγιᾶτ' — 'Απόλλων ἐμός,

oder ob wir mit Hermann und andern der Meinung sind, er sei aus einem Dochmiacus und einem Kreticus zusammengesetzt:

ἁγιᾶτ' 'Απόλ — λων ἐμός,

oder auch aus einem halben und einem ganzen Dochmiacus. Eben so wenig wird es absonderlichen Eintrag thun, ob wir mit letztèrem nach § 262. der Epitome in nachstehender Stelle des Prometheus v. 577 u. f. drei Päonen, dann einen Dochmiacus, dann zwei Kretiker und endlich noch einen Dochmiacus setzen:

τί ποτέμ', ὦ — Κρόνιε παῖ, — τί ποτε ταῖςδ' —
ἐνέξευξας εὐ — ρὼν ἁμαρ — τοῦσαν ἐν — πημοσύναις, ἔ ἔ,

oder ob Jemand mit Dindorf einfacher zu Werke geht und behauptet, dafs zuerst ein Dochmiacus, dann fünf Kretiker und zuletzt wieder ein Dochmiacus zu lesen sei:

τί ποτέ μ', ὦ Κρόνιε —
παῖ, τί ποτε — ταῖςδ' ἐνέ — ζευξας εὐ — ρὼν ἁμαρ — τοῦσαν
ἐν — πημοσύναις, ἔ ἔ.

Während in solchen Fällen, zumal bei der Auflösung der Längen in Kürzen, die Wahl freigegeben scheint und keine überwiegenden Gründe vorhanden sind, das Urtheil Aller nach Einer Norm zu bestimmen, giebt es dagegen Fälle, wo die Entscheidung nicht der Willkühr, aber einigem Zweifel unterliegt. Dahin rechnen wir die jambisch-antispastischen Verse, die bei den Tragikern sehr häufig sind. Zuerst hat man Formen derselben, wie die folgenden:

ἰὼ ἰὼ δῶμα, δῶμα καὶ πρόμοι.
βεβᾶσι γὰρ τοίπερ ἀγρέται στρατοῦ.
ἐπεὶ δ' ἀνάγκας ἔδυ λέπαδνον,
φρενὸς πνέων δυςσεβῆ τροπαίαν.

Die Meisten nehmen an, dafs diese Verse aus zwei Jambentheilen bestehen, und lesen demnach (s. Epitom. § 222.):

⏑ – ⏑ – –, ⏑ ⏑́ ⏑ – ⏑ ⏓
⏑ ⏑́ ⏑ – –, ⏑ ⏑́ ⏑ – ⏓
ἰὼ ἰὼ δῶ — μα δῶμα καὶ πρόμοι,
φρενὸς πνέων δυς — σεβῆ τροπαίαν.

Indessen kann es Andern scheinen, als töne es melodischer, wenn man die Verse so abtheilt, dafs zuerst zwei Jamben gesetzt werden, auf welche dann eine trochäische Reihe folgt:

⏑ ⏑́ ⏑ –, ⏑́ ⏑ – ⏑ ⏑́ ⏑ –
⏑ ⏑́ ⏑ –, ⏑́ ⏑ – ⏑ – –
ἰὼ ἰὼ — δῶμα, δῶμα καὶ πρόμοι,
φρενὸς πνέων — δυςσεβῆ τροπαίαν.

Dieser Einschnitt scheint manchem wohl natürlicher und gefälliger; statt des ersten Jambentheiles, könnte man behaupten, stehen sonst auch Trochäen, z. B.:

χαίρετ' ἀστικὸς λεὼς, ἵκταρ ἥμενοι Διὸς,
παρθένου φίλοι, σωφρονοῦντες ἐν χρόνῳ *u. s. w.*

So dafs diese Gattungen durch eine gewisse Verwandtschaft sich an einander anschliefsen würden. Wir fügen einige deutsche Beispiele hinzu, welche, so gelesen, gesangreicher zu klingen scheinen:

O Haus, o Haus, — wehe dir, o Fürstenstamm!
Denn mancher Nacht-Schneelawine wehrtest du.
Als angelegt — harten Zwangs Gebifs er.
Zur Erde flofs — ihres Kleides Safran.

So theilt denn auch Dindorf die Formen dieser Verse, z. B.:

θέλουσ' ἐπεὶ πόλλακις,
πρέπουσά θ' ὡς ἐν γραφαῖς προςεννέπειν,

auf die zuletzt angegebene Weise in Jamben und Trochäen ab, doch bleibt er sich in diesem Stück nicht gleich, sondern mifst an andern Orten wieder nach blofsen Jambentheilen, z. B.:

νέοις πυρωθέν — τα καρδίαν ἔπειτ',
πρὸ τοῦ φανέντος — χάριν ξυναινέσαι,
βεβᾶσι γὰρ τοί — περ ἀγρέται στρατοῦ,
φίλοῦ τριτόσπον — δον εὔποτμον.

Gleichmäfsig indessen scheint er zu verfahren in der zweiten Gattung, die er für zwei Jambentheile erklärt (während man erst zwei Jamben und dann drei Trochäen oder eine ithyphallische Reihe setzen kann, wie schon bemerkt worden):

ἐπεὶ δ' ἀνάγκας — ἔδυ λέπαδνον
φρενὸς πνέων δυς — σεβῆ τροπαίαν.

Ferner giebt es Formen dieser Art, die auch nicht selten bei den Tragikern vorkommen (s. Epitom. § 220. 221.):

μένει τοι Ζηνὸς ἱκτίου κότος,
κρατηθεὶς δ' ἐκ φίλων ἀβουλίαις,
κινύρονται φόνον χαλινοί,
Διὸς πλαγὰν ἔχουσιν εἴπειν,

welche man gewöhnlich antispastisch-jambisch abtheilt:

⏑ ⏑́ ⏑́ –, ⏑ ⏑́ ⏑ – ⏑ ⏓
⏑ ⏑́ ⏑́ –, ⏑ ⏑́ ⏑ – ⏓

Andere dürften indessen ihr Ohr so gewöhnt haben, dafs es ihnen wohlklingender deucht, diese Gattung bacchisch-trochäisch zu messen:

Digitized by Google

⏑ ⏓ – ⏓ ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ ⏓ – ⏓ ⏑ – ⏑ – –

Die balsam — reiche Leidenströsterin.
Es traf Zeus' — starker Donnerkeil sie.

Ein Rhythmus, gegen dessen Trefflichkeit man gewifs nichts mit Grund einwenden kann; Hermann selbst bekennt (§ 223), dafs, wenn zum Antispast eine Trochäenreihe hinzutritt, letztere, nach Trochäen gemessen, eine multo elegantiorem pronuntiationem biete, als wenn man so abtheilen wollte, dafs die Trochäen zu Jamben würden. Gleichwohl scheint einer solchen bacchischen Messung der Umstand entgegenzustehen, dafs in andern Fällen statt des angenommenen Bacchicus ein Choriambus gebraucht wird, z. B.:

ἰχθυβόλῳ — μαχανᾷ Ποσειδᾶν.

Wie soll man sich dieses erklären? Daher es wohl gerathener ist, bei der antispastisch-jambischen Messung stehen zu bleiben. Dafs Hermann jedoch (§ 220.) auch einen Anfang aus zwei Dactylen gestattet, wofür er zwei Beispiele anführt, scheint ganz gegen diesen Rhythmus zu streiten; weshalb denn Dindorf statt καὶ Κύπρις, ἅτε γένους προμάτωρ, verbessert hat: καὶ Κύπρις, ἅτ' εἶ γεν. πρ., während das zweite Beispiel aus den Persern ohne Zweifel auch verdorben ist, da dieser Vers (ἔκτισαν εὔνιδας ἠδ' ἀνάνδρους, Pers. v. 288.) dem seiner Strophe nicht entspricht (ἔθεσαν αἳ αἳ, στρατοῦ φθαρέντος). Das Mafs zeigt sich alsdann durchaus nicht mehr als antispastisch-jambisch, sondern es besteht einfach aus zwei Dactylen, auf welche eine trochäische Dipodie folgt, ganz wie in der Schlufszeile der alcäischen Strophe.

Es ist hier nicht unsere Absicht, neue Forschungen darzulegen oder verschiedene Systeme zu vermitteln, sondern augenscheinlich geht unsere Bemühung in dieser Auseinandersetzung dahin, so populär als immer möglich darzuthun, woraus die verschiedenen und bisweilen sich entgegenlaufenden Meinungen entspringen, damit ein gröfseres Publicum, welches auf diesem Feld nichts als ein Chaos zu finden vermeint, von dem vorhandenen Zwiespalt einen Begriff sich mache. Denn die oben berührte Eintheilung der Reihen, die im Allgemeinen keinen grofsen Unterschied verursachen würde, gewinnt, indem sie auf vieles Andere sich erstreckt, bedeutenden Einflufs auf die Anordnung und Abgrenzung der Strophen. Letztere, welche bekanntlich in den Handschriften meist als Prosa überliefert werden, haben die Alten uns hinterlassen wie ein Instrument, das verstimmt ist oder dessen Saiten durch den Sturm der Jahrhunderte zerrissen sind. Sie wieder zu stimmen, dafs die rechte Melodie heraustönt, und die Bruchstücke zu einem Ganzen zu verbinden, ist die Aufgabe der Metrik. Gleichgültige und zweifelhafte Messung, wovon obige Beispiele einen kleinen Beleg lieferten, erhält eine festere Bestimmung im Zusammenhange mit andern Rhythmen, mit dem Ganzen. Ist eine Strophe ihrem Grundrhythmus nach trochäisch, jambisch, antispastisch, anapästisch, dactylisch, so wird man darauf zu achten haben, dafs man das, was eine mehrfache Messung darin zuläfst, trochäisch, jambisch antispastisch, anapästisch, dactylisch, je nachdem es der Grundmelodie am besten entspricht, abtheile und anordne. Auf diese Weise erklärt sich das leicht, was wir oben von Dindorf sagten, dafs er eine im Aeufsern ganz gleiche Zeile bald nach blofsen Jamben, bald nach Trochäen und Jamben lese; hier giebt das Ganze den Ausschlag und hebt die scheinbare Willkühr und Ungleichförmigkeit auf. Eben so leicht erklärt man sich aber auch, dafs dies Capitel eben die gröfsten Schwierigkeiten und Differenzen verursache, da in Hinsicht der Melodie einem dieses, einem andern jenes wohlklingender scheint; und insofern bietet der Abschnitt vorliegender Epitome, welcher die Lehre de stropharum in membra sua distributione abhandelt (§ 602—629.), Veranlassung und Gelegenheit zu den meisten Einwürfen, Zweifeln und Ausstellungen. Die nächste Folge davon ist, dafs man einen Gesang bald so, bald anders abgetheilt sieht, wodurch die der Metrik nicht sehr Kundigen in grofse Verwirrung gesetzt werden. So bringt sich Hermann namentlich § 626. in den schroffsten Widerspruch mit Böckh, ohne dafs seine Ansicht solche Gründe unterstützten, welche genügten, von letzterem unsere Meinung abzuziehen. Um nur eines hervorzuheben, läugnet Hermann a. a. O. mit ziemlich starken Worten, dafs eine vox enclitica in principio secundi membri posita erträglich sei (s. Böckh. Pind. T. I., de metr. Pind. p. 99). In der That sieht man nicht ein, warum das enklitische Wörtchen, zumal in solchem freien pindarischen Mafs, ganz unpassend so gestellt sein solle, wenn man sich am Schlufs eines Verses Elisionen (z. B. δ' sogar am Ende des tragischen Trimeters) erlaubt; wenn man ferner die Präposition, die

Digitized by Google

doch zum Nomen in allernächster Beziehung steht, von letzterem trennen darf, was die lyrischen Dichter gar nicht umgehen wollen, noch können; wenn man den Artikel am Ende von seinem Substantiv abscheidet; wenn man Wörter theilt und zwar sogar in den gewöhnlicheren lyrischen Formen. Denn indem man den Vers z. B. schliefst mit αλλά und die Zunge der letzten Sylbe den Acut giebt, weifs man schon im Voraus, dafs ein Enklitikon folgen mufs, wie bei der Präposition ein Nomen oder Pronomen bereits vorschwebt, wenn auch letztere erst in der folgenden Reihe nachkommen.

Der Vorwurf, welchen man am öftersten und lautesten gegen Hermanns Strophenmessung wiederholen hört, besteht darin, dafs man ihm Schuld giebt, dafs er die rhythmisch zusammengehörenden Theile in zu viele kleine Stücke zerschneide und sie dadurch gleichsam zerbröckle. Er suche immer eine proportio membrorum apta: wer aber könne über eine solche entscheiden, wie könne eine subjektive Ansicht zur Richtschnur dienen? Nicht geringen Tadel findet deshalb z. B. die Anordnung der Chöre in seiner Ausgabe des Sophokles, welchen zum grofsen Theil der helle Durchklang einer Melodie abgesprochen wird. Dafs ein Unterschied stattfinde, ob man mehrere Reihen trenne oder zusammenschreibe, ergiebt sich schon aus folgendem unbedeutendem Beispiele:

χαίρετ' ἀστικὸς λεὼς, ἵκταρ ἥμενοι Διὸς,
παρθένου φλας φίλοι σωφρωνοῦντες ἐν χρόνῳ,
Παλλάδος δ' ὑπὸ πτεροῖς ὄντας ἅζεται πατήρ.

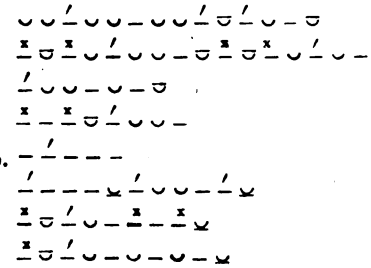
Schreibt man diese drei Reihen in sechs kleinere um, wird sich alsbald ein ziemlich verschiedener Klang offenbaren; wir zweifeln nicht, dafs die sechs Zeilen, weil man etwas länger am Schlufs jeder einzelnen ausruft, als wenn sie zusammengeschrieben sind, eine zu grofse Einförmigkeit des Rhythmus herausstellen würden. Zu einer so langen Strophe hinter einander verwendet, fielen die Trochäen auf, des Wechsels entbehrend. Daher auch wir der Ansicht Hermanns nicht beistimmen können, wenn er behauptet, es sei gleichgültig, ob man die rhythmischen Reihen in kürzere oder in längere Glieder abtheile, da der Grundrhythmus derselbe bleiben müsse. Letzterer erscheint vielmehr gebrochen, gestört, dunkel, und diejenigen, welche der Metrik nicht sehr kundig sind, erlangen durch die Zersplitterung für die Uebersicht keine Unterstützung; vielmehr begreifen sie um so weniger und schwerer die eigentliche Melodie des Dichters. Wir sehen dieses noch deutlicher an folgendem Beispiele des Sophokles. Hermann theilt in der Antigone, v. 1115 u. f., die erste Strophe des Chorgesanges in folgende Zeilen ab:

Πολυώνυμε, Καδμείας
νύμφας ἄγαλμα, καὶ Διὸς
βαρυβρεμέτα γένος,
κλυτὰν ὃς ἀμφέπεις
5. Ἰταλίαν, μέδεις δὲ παγ —
κοίνοις Ἐλευσινίας
Δηοῦς ἐν κόλποις,
Βακχεῦ, Βακχᾶν ὁ μητρόπολιν Θήβαν
ἐνναίων παρ' ὑγρῶν
10. Ἰσμηνοῦ ῥείθρων, ἀγρίου τ'
ἐπὶ σπορᾷ δράκοντος.

Wir glauben nicht, dafs Hermann selbst bei einer neuen Ausgabe der Antigone, auf dieser Abtheilung fest beharren werde. Denn die einzelnen rhythmischen Zeilen sind bei weitem nicht scharf genug ausgeprägt, und das Ganze gewährt keinen rechten Ueberblick, den eine Strophe doch schlechterdings gewähren soll. Boeckh, der in diesem Gebiet der Kunst am weitesten geführt, indem er mit frühzeitiger Meisterschaft die Melodien des Pindar herausfand, ordnet und übersetzt obige Strophe folgendermafsen:

Vielnam'ger, der kadmischen Jungfrau wonnig Kleinod!
Du des hocherdonnnernden Zeus Geschlecht, der Hort Italia's!
Segnend beherrschet deine
Macht Eleusis' gastliche Flur
5. *In Deo's Thalgrund!*
O Baccheus, hier in bacchischer Frau'n Urland
Theba, bei des Ismenos Stromfluth
Wohnend, wo des grimmen Drachen Saat sprofs!

Nach folgendem Schema:



(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Godofredi Hermanni Epitome doctrinae metricae. Editio altera recognita.

(Fortsetzung.)

Aus dieser Anordnung tritt schon das Festliche und Feierliche heraus, was hier an der Stelle ist. Gleichwohl scheint, schon wegen ihrer Einfachheit, Dindorfs Anordnung, die sich nicht sehr weit von der vorigen entfernt, den Vorzug zu verdienen. Sie lautet nach unserer Uebersetzung:

O Gefeierter, bräutlicher Kadmostochter Kleinod,
Sprofs des mächtig donnernden Zeus!
O der du schirmst Italia's blühendes Reich und längs der
Eleusin'schen Deo Gestad
5. *Beim Volksfest hoch prangst, Baccheus! Thebe,*
Des bacchischen Chors Ursitz,
Sieht dich walten, umrauscht
Durch Ismenos' Wellen, verehrt
Vom Volk des wilden Drachen.

⏑ ⏑ ⁄ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – | ⁄ ⏑ – ×
⁄ ⏑ – ⏑ ⁄ ⏑ ⏑ –
⏑ ⁄ ⏑ – ⏑ ⁄ ⏑ – ⁄ ⏑ ⏑ – ⏑ ⁄ ×
⁄ – – ⏑ ⁄ ⏑ ⏑ –
5. – ⁄ – – ⁄ – – ⁄ –
⏑ ⁄ ⏑ ⏑ – – –
⁄ ⏑ ⁄ ⏑ ⏑ –
⁄ – – – ⁄ ⏑ ⏑ –
⏑ ⁄ ⏑ – ⏑ ⁄ ⏑

Mit welcher Anmuth fällt hier der Rhythmus gegen den Schlufs ab, nachdem er im Anfang aufstrebt und sich majestätisch entfaltet, wie es dem feierlichen Anruf an einen Gott wie Bacchos geziemt, während in der Mitte der Strophe der ganze Festpomp lebhaft veranschaulicht ist, mit welchem der Gott des Weines, der Lust und des Tanzes einherzieht. Klarer, schöner, würdevoller vermöchte sich nicht leicht ein metrischer Gesang, der nichts als ein einfaches Gebet sein soll, zu erheben und zu bewegen. Hier kommt schon so viel Musik zum Vorschein, dafs man sich die Wirkung leicht vorstellen kann, welche dieser und andere Gesänge auf die athenischen Zuschauer äufserten, wenn die einfachen und doch bekanntlich so kräftigen Instrumente der Alten das melodische Wort begleiteten. Hierin aber besteht in Bezug auf das Alterthum die höchste Aufgabe der Metrik, zu welcher Hermann so ruhmvoll den Grund gelegt hat; sie soll dahin streben, dafs den kunstreichen rhythmischen Schöpfungen der Alten die Melodieen wieder abgewonnen werden, welche sich am meisten denjenigen nähern oder ganz diejenigen sind, die Hellas und Roms Dichter ausgeprägt haben. Ohne Wiedergewinnung derselben und ohne Verständnifs dieses formellen Theiles bleibt das Verständnifs ihrer Werke selbst oberflächlich, fragmentarisch und lückenhaft, was keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf.

Ein halbes Jahrhundert ist nun vorübergegangen, seit Hermann durch seine beiden ersten Werke über die Metrik die Aufmerksamkeit der Welt erregte. Werfen wir also die Frage auf, welche Verbreitung der neuen Wissenschaft in diesem Zeitraum, wo so viele geniale Geister mit Darlegung derselben beschäftigt waren, in Deutschland zu Theil geworden sei, so können wir nur mit einer Jeremiade antworten. Weit gefehlt, dafs sie von Allen gekannt und geschätzt würde, die sie kennen und schätzen sollten; weit gefehlt, dafs sie auf die Nation allgemein zurückgewirkt hätte, scheint sie vielmehr auf einen kleinen Kreis solcher sich zu beschränken, die entweder von der Philologie Profession machen oder durch Zufall (einen tüchtigen Lehrer, überwiegendes angeborenes Talent) ihre Wichtigkeit, ihren Reiz, ihre Schönheit beurtheilen lernten. Wenn wir die Wahrheit aufrichtig bekennen dürfen, erstreckt sich bei denen, welche von den Schulen entlassen werden, die Kenntnifs der Metrik gemeiniglich nicht über das elegische Distichon;

Digitized by Google

der Horaz wird meistentheils gelesen ohne alle Einsicht in seine reichen lyrischen Formen, so auch die griechischen Dichter. Weil der Genufs oberflächlich, das Verständnifs schwach war, kehren sehr Wenige zu rhythmischen Werken zurück; vielmehr hat man dagegen Abneigung geschöpft, weil sie nicht lebendig, sondern langweilig und leer erschienen. Daher rührt es denn auch, dafs geraume Zeit verstrich, ehe Dichter wie Hölderlin und Platen von der Nation recht gewürdigt wurden; ja, man kann in dieser Beziehung sagen, dafs auch jetzt noch die Kunst desto geringere Achtung und Theilnahme erweckt, je vollendeter sie sich darstellt.

Doch wenden wir die Blicke von diesem trostlosen Gemälde und suchen wir die Frage zu beantworten, wie es komme, dafs die Metrik in Deutschland immer noch als ein fremder Gast betrachtet werde. Sind die Schwierigkeiten ihrer Erlernung wirklich so aufserordentlich, dafs nur Wenige einer tüchtigen Einsicht in dieses Reich sich bemächtigen können? Keineswegs, o liebe deutsche Nation; es gehören nur sehr wenige durch Fleifs anzulernende Begriffe dazu, aber viele, wohlgeleitete Uebung, damit die Uebung zugleich Vergnügen gewähre. Genügt das vorliegende Handbuch für den Gebrauch in Schulen sowohl, als zur eigenen Erlernung des Nothwendigen? Bietet es alle Hülfsmittel dar, um mit Leichtigkeit einen guten Grund in der Metrik zu legen?

Wir sind weit entfernt zu wünschen, dafs Hermann diese Epitome doctrinae metricae anders hätte abfassen sollen, als sie gegenwärtig vorliegt. Im Gegentheil mufs ihm die gebildete Welt grofsen Dank wissen für die wissenschaftliche Strenge, mit welcher er hier die Metrik Griechenlands und Roms nach wohlgeprüften Grundsätzen aufgestellt hat. Mit bewunderungswürdiger Sorgfalt sehen wir hier alle Regeln dargelegt, die nur immer Talent und Erfahrung von den rhythmischen Ueberresten der Alten abzuleiten vermochten. Und nicht blos die Regeln, nach welchen ihre Werke ausgearbeitet wurden, auch die vielen Feinheiten und Eigenthümlichkeiten, welche Scharfsinn an ihren Versen zu entdecken im Stande war oder lange Lektüre zu bestätigen schien, sehen wir hier mit erstaunenswerther Genauigkeit aufgezeichnet oder in Erwägung gezogen und mit einem Interesse ausgebeutet, welches auch das Kleinste nicht gering achtet, weil es zur Abrundung des Ganzen beiträgt. Die zehn Kapitel des ersten Buches entwickeln den Begriff der Metrik und suchen uns in einzelnen Dingen zu unterrichten, welche an den Mafsen der Alten vorläufig betrachtet werden müssen. Alsdann geben uns die zweiundvierzig Kapitel des zweiten eine Uebersicht der einfachen Metra, worauf endlich im dritten fünf und zwanzig Kapitel de metris mixtis et compositis folgen. Um ein Beispiel anzuführen, wie genau Hermann das Einzelne durchforscht hat, bemerken wir, dafs über den jambischen Numerus bei Griechen und Römern allein nicht weniger als einundfünfzig Paragraphen handeln, abgesehen von den andern Versarten, zu welchen die Jamben gehören.

So trefflich also dieses Buch in seiner Art ist, indem es eine unschätzbare Quelle zur möglichst vollständigen Kenntnifs der antiken Rhythmen beut, so läfst sich dennoch ein anderes Lehr- oder Handbuch denken, welches den Unterricht mehr fördern, eine Darstellung der Metrik, welche ebenso gründlich, aber geeigneter sei, dieser Wissenschaft eine leichtere und allgemeinere Verbreitung zu verschaffen. Für Schulen nämlich scheint uns zuvörderst diese Epitome zu umfangreich und zu vollständig, während auf der andern Seite die Armuth an Beispielen das Verständnifs erschwert, wobei wir den körnigen wissenschaftlichen lateinischen Styl, der in einzelnen Paragraphen eine grofse Fertigkeit in Latiums Zunge voraussetzt, gar nicht in Anschlag bringen wollen. Gleichwohl läfst sich eine solche tiefgründige Wissenschaft wie die Metrik für Deutsche am besten deutsch abwickeln; von Begünstigung der Seichtheit kann hier nicht die Rede sein, denn wer die Metrik der Römer aus einem deutschen Buche lernt, wird auch die römische Sprache zu lernen Lust und Liebe besitzen. Zweitens müfsten einzelne Dinge darin eine breitere Begründung finden, da der fähige Kopf nicht gern etwas auf Treu und Glauben annimmt, sondern sich möglichste Rechenschaft von dem, was er für zweckmäfsig halten soll, zu geben sucht. So ist z. B. vom Hiatus gesagt (§. 80): hiatum in universum vitare poetis lex est, weiter aber keine Sylbe davon, woher sich diese lex schreibt; auch Boeckh de metris Pindari erwähnt nur, dafs man, auf einen Hiatus stofsend, im Lesen stocke, aber warum man stocke, erfährt man nicht und doch begreift der Lernende dieses Gesetz keineswegs, was denn wieder auf die deut-

Digitized by Google

sche poetische Sprache zurückwirkt, in welcher die abscheulichsten Hiatus ohne Bedenken zugelassen werden. Ferner sollte in einem Handbuche für Schulen auch der poetischen Wortstellung, so weit sie mit den Maſsen in engster Verbindung steht, Raum vergönnt sein; das Trockne dieses Studiums verschwände dadurch einigermaſsen und eine solche Beleuchtung wäre auſserdem sehr nützlich, um die Schönheiten dieses oder jenes Maſses leichter fühlen und begreifen zu lassen. Denn das Schema eines Verses kann richtig mit Längen und Kürzen ausgefüllt, auch die Sprache sonst tadellos sein, und doch zeigt sich der Vers als miſslungen, gebrechlich, verkehrt, unelegant und unpoetisch. Vor allem aber war eine systematische Charakterisirung der Metra schlechterdings nothwendig, wie auch eine scharfe Erklärung der rhythmischen Malerei, über welche letztere Böckh nur ein Paar flüchtige Worte (de metris Pindari) geäuſsert hat, während Hermann sich damit begnügt, wie oben schon erwähnt worden, in der Vorrede beiläufig anzudeuten, daſs die Metrik den Sinn unterstütze oder ad commovendos animos erfunden sei. Einige Metra (s. § 226. § 593 u. f.) charakterisirt Herrmann zwar in seiner Epitome, jedoch nur nebenbei und zerstreut. Durch folgerechtere und ausführlichere Behandlung dieser Stücke würde ohne allen Zweifel mehr Licht, also auch mehr Theilnahme entstehen; vermittelst der Anführung von Beispielen, die dabei ganz unentbehrlich wären, brächte man das Wesen der Metrik zu einer mehr unmittelbaren geistigen Anschauung. In praktischer Rücksicht ist denn auch das obenerwähnte Werk Dindorfs, welches die Chöre der attischen Dichter in das Einzelne verfolgt, von groſsem Vortheil für den, der schon einige Kenntniſs in der Rhythmik sich erworben hat. Wer bloſs die vorliegende Epitome benutzt, lernt zwar mancherlei Grundbegriffe, aber weiſs durchaus nicht, wie er sich beim Lesen der attischen Poeten oder des Pindar zurechtfinden soll. Und für den Handgebrauch war ja eigentlich dieses Buch bestimmt, während es bloſs für den Kritiker gemacht erscheint, der mit Hülfe dieser Paragraphen selbstständig die Metra der Alten sich zurecht zu legen, sie vielleicht erst ans Licht zu ziehen beabsichtigt.

Diese Ausstellungen thun indeſs der Epitome Hermanns selbst nur geringen Eintrag; sie bleibt ein ausgezeichnet werthvolles Werk wegen des reichen Schatzes von Beobachtungen, die es enthält, die aufs Neue anzustellen man durch diese Arbeit überhoben ist. Vieles von dem, was wir vermissen, würde der berühmte Verfasser sicherlich selbst nachgetragen haben, wenn der häufigere Gebrauch des Buches öftere neue Auflagen nöthig gemacht oder die ehrenwerthe Verlagshandlung nicht sechsundzwanzig Jahre gewartet hätte, bis sie von der gewiſs sehr starken Auflage das letzte Exemplar abgesetzt. Leider sehen wir nur allzuhäufig sogar das mercantile Interesse auf die Wissenschaft einwirken, welches, oft falsch verstanden, den Fortschritt hemmt und doch sich nicht den rechten Gewinn bringt. Unsere Wünsche sind, wenn wir auf ein mehr populäres Handbuch dringen, einzig und allein darauf gerichtet, daſs das Trockne, welches die Anfänge der Metrik mit sich zu führen pflegen, vermindert werde. Nicht bloſs der Lernende, auch der Lehrende fühlt sich abgestoſsen, eine Wissenschaft weiter zu verfolgen, die anfangs sehr wenig zu bieten scheint und kaum die Fülle des Genusses ahnen läſst, die denjenigen erwartet, der über die dürren Fluren der langweiligen Sylbenzählung hinweggeschritten ist.

Bei einer Charakterisirung der Versmaſse würde besonders auch der Wechsel zu berücksichtigen sein, den die Grenzen des einen und des andern Metrum einschlieſsen, jener Tanz der Versfüſse, der dem Rhythmus so viele Eleganz, so vieles Leben verleiht. Welchen Reichthum von verschieden verschlungener Bewegung gestattet nicht schon der Hexameter und der sechsfüſsige Jambe; wie groſse Mannigfaltigkeit gewähren dann die kleineren lyrischen Strophen, welche, da sie so übersichtlich und für das Ohr so leicht faſslich sind, eine erstaunliche Gleichheit des Rhythmus offenbaren und in demselben dennoch einen so weiten Spielraum für den Wechsel der Töne öffnen. Welche Gleichheit des Baues gewahren wir in der pindarischen Strophe bei der gröſsten Verschiedenheit des Rhythmus im Einzelnen, welche Uebereinstimmung in der Harmonie bei unendlicher Strahlenbrechung!

Weil aber das strenge Metrum solches zuläſst, ohne durch die Stetigkeit eines tyrannischen Gesetzes zu jener leierkastenähnlichen Gleichförmigkeit verdammt zu sein, ist es lebendig und nicht etwas Starres, Todtes, Musikloses. Wie wäre es sonst auch möglich,

Digitized by Google

dafs ein metrischer Dichter in einem und demselben Mafse den Ausdruck seiner Gefühle zu *steigern* vermöchte? Wir wollen letzteren Punct noch an einem Beispiele des Aristophanes erhärten, in dessen *Frieden* wir eine Strophe finden, die dreimal ausgeprägt worden ist, und zwar so, dafs die beiden Gegenstrophen in längeren Zwischenräumen auf die Strophe und auf einander folgen. Man erlaube, dafs wir wie oben der deutschen Sprache uns bedienen, um das, was wir wünschen, zu veranschaulichen; wenn sie auch die Schönheit der hellenischen Zunge nicht erreicht, vielmehr sogar gezwungen ist, die vielen aufgelösten Kretiker zusammenzuziehen und die dadurch verlorene Bewegung durch Anwendung einiger Choriamben in etwas zu ersetzen, so tönt sie doch denjenigen verständlicher in das Ohr, die mit der rhythmischen Kunst nicht sehr vertraut sind. Aristophanes legt dem Chor der Bauern, die entzückt sind, dafs sie mit ihrem Anführer Trygäos die in einen Schlund geworfene Friedensgöttin endlich herausziehen sollen, folgenden Gesang in den Mund. Nachdem Trygäos die Genüsse geschildert, welche der wiedererscheinende Tag des Friedens mit sich führe, singen sie:

Möcht' es mir gelingen, diesen hocherwünschten Tag zu schaun!
Trug ich doch tausendfach
Leid und Bettstreuen, so hart
Wie das Bett Phormions:
Auf dem Richterstuhl denn zeig' ich fürder mich nicht streng und barsch,
Noch in meinen Sitten, wahrlich, störrisch wie vor Zeiten einst,
Nein, du sollst sanft mich sehn,
Mild und viel jünger, sobald
Aller Händel quitt ich ward.
Denn bereits allzulang
Schmacht' ich hin, siech' ich in Noth,
Der ich stets laufe den Weg
In's Lykeion vom Lykeion, rechts den Wurfspeer, links den Schild!
Also sprich jetzo, worin
Förderlich mein Arm zumeist
Wirken kann: gab ich doch
Uns zum Alleinherrscher gunstreiches Glück!

Hier sehen wir einen harmlosen komischen Ausdruck der Freude, welche die Bauern empfinden, in der Hoffnung, dafs ihnen das Werk gelingen werde. Sie haben aber die Plagen und Beschwerden des Krieges noch nicht verwunden; daher sie nur bedächtig und mit sehr mäfsiger Lust sich zu äufsern wagen. Hierauf veranlafst Trygäos den Chor, an Hermes mit Bitten sich zu wenden, der plötzlich dazwischengetreten ist, um die Befreiung der Göttin zu hindern und das Unternehmen sofort an Zeus zu verrathen, der den Tod darauf gesetzt habe. Sie bitten daher den Hermes zu schweigen, indem sie singen:

Nimmermehr, gestrenger Hermes, nimmermehr sprich, nimmehr!
Falls du weifst, Herr, wie süfs
Schmeckte manch Ferkelchen, das
Fromm ich auftischte dir,
Achte nicht gering dergleichen Gabe bei sothaner Noth!

Trygäos.

Hörst du, wie sie schmeichelnd bitten, mein gestrenger Fürst und Herr?

Chor.

Schaue nicht zürnend auf
Unser Flehn nieder, so dafs
Nimmer wir den Frieden fahn;
Nein, mit Gunst blick' herab,
Menschenfreund, reichster an Huld,
Gabenreichst segnender Gott,
Falls du schauderst vor Peisandros Mähnenbusch und Augenbraun!
Hehrer Brandopfer Geschenk,
Prangender Festzüge Pomp
Will ich stets dankerfüllt
Weihen, o Herr, deiner Lust für und für!

Trotz der schwierigen Situation, gewahrt man einen fröhlicheren Ausbruch, launigere Stimmung herrscht in diesen Zeilen; hinter treuherzigen Bitten und Mahnungen verbirgt sich der Schalk; gegen den Schlufs zumal wird eine heitere Ruhe, eine gewisse Zuversicht in ihren Worten offenbar, gleich als ob sie voraus wüfsten, dafs der Gott solchen Versprechungen und Schmeicheleien nicht werde widerstehen können. Das, was sie erflehen, ist ja etwas ganz Harmloses und Niemandem Schädliches! Hermes läfst sich denn endlich auch rühren, er hilft selbst durch ermunternde Worte das Werk fördern, die Friedensgöttin wird mit vieler Mühe aus dem Schlunde heraufgewunden, freudig bewillkommt; dann schaaren die Landleute sich zusammen, um auf ihre durch die Segnungen des Friedens wieder aufblühenden Aecker zurückzukehren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Library

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Godofredi Hermanni Epitome doctrinae metricae. Editio altera recognita.

(Schlufs.)

Ihr Führer Trygäos ermahnt sie denn, zuvor noch der lieblichen Göttin einen Preisgesang zu weihen, eingedenk der vielen reizvollen Geschenke, die sie ehedem von ihr empfangen hätten. Die Bauern gehorchen und singen in zweiter Gegenstrophe:

Heil, o Heil dir, dafs du kamst uns hocherwünscht, o Theuerste!
Sehnen dein rieb mich auf;
Lockte doch grause Begier
Längst mich auf's Feld zurück!
Immer war uns höchster Vortheil deine Huld, Ersehnte du!
Heifsersehnte, die allein von Göttern uns du schirmtest mild,
Gaben rings theilend aus
Allen, die bauend das Feld
Lebten harmlos ihren Tag.
Immerdar süfsen, wohlfeilen, lustseligen Glücks
Reichen Quell spendetest du.
Ja, du warst uns Feldbebauern Gnadenlicht und Hirsebrei!
Winke drum Rebchen am Stock,
Feigelchen auch jungumlaubt,
Jeder Halm, jeder Zweig
Freundlich und holdlachend Festgrüfse dir!

Die Lust, welche in diesem Gesange sich kundgiebt, hat den reinsten und höchsten Gipfel erstiegen. Jetzt ist alles Leid aus den Herzen verschwunden, sie schauen nur die wonnige Göttin und verehren sie mit den anmuthigsten Worten, die mit unbeschreiblicher Grazie dahingaukeln. Ein wolkenloser Himmel scheint über den Singenden zu schweben, und namentlich die letzten Zeilen entfalten einige rhythmische Klänge, die für jedes nicht ganz stumpfe Ohr eine zauberische Wirkung thun müssen. Bei dem vorletzten Kreticus, der mit — *lachend* anhebt, glaubt man die stärker einfallende Flötenmusik zu vernehmen!

Blofs die rhythmische Kunst vermag so Herrliches zu entfalten. Wäre dieses nicht möglich, könnte der Dichter nicht in einem und demselben Versmafse seine Gefühle mit gesteigerter Lebendigkeit vortragen, so wäre die Metrik eine unnütze, ja, wie ihre Gegner wollen, eine geistlähmende Kette, die den Aufflug niederdrückte, statt ihn, wozu die Metrik doch erfunden worden ist, zu begünstigen. Zu gleicher Zeit aber mäfsigt auch das Band der Metrik das Ueberschwengliche, das zügellose Aufbrausen der Empfindungen, und dient eben deshalb der Kunst so trefflich, die auf die Wahrheit gegründet ist.

Je mehr die Einsicht in das, was wir anzudeuten versucht haben, vielleicht mit Hülfe eines bequemeren Lehrbuchs, in das Publicum dringt, desto mehr dürfen wir erwarten, dafs einerseits die Schönheit der Dichter Griechenlands und Roms vollkommener aufgefafst werde, andererseits auch ein unsäglicher Nutzen daraus für die heimische Sprache erblühe, die, wie man aus andern Beispielen noch besser erkennt, der hellenischen sich so scharf anzunähern vermag. Und so wären wir denn wieder auf dem Puncte angelangt, von welchem wir bei dieser Anzeige ausgegangen sind. Die Wissenschaft der Philologie, also auch die Metrik, mufs dahin streben, dafs sie auf die Nation selbst zurückwirke; und wie könnte dieses besser geschehen, als dadurch, dafs sie das Ihrige dazu beiträgt, eine ächte und möglichst vollkommene Nationallitteratur hervorzurufen. Denn die geistige Gröfse eines Volkes offenbart sich in dem, was dasselbe selbstständig hervorbringt, sie beruht nicht auf dem Studium und Verständnifs erborgter ausländischer Sprachschätze, nicht auf der einem geringen Theil nur möglichen Einsicht in Werke, die in fremden Zungen zur Nation reden, so kunstvoll und geistreich sie auch geschrieben sein mögen. Die Griechen und Römer müssen uns als Sterne leuchten, die unser Schiff über das

Digitized by Google

Meer der Unform hinwegleiten; die ausgezeichnete Schönheit ihrer Darstellung, ihr wundervolles Mafs müssen wir Neueren mit Hülfe der Philologie wieder erobern, um allmählig im Laufe der Zeiten eine Litteratur zu schaffen, die den Schriftwerken der Alten als ein Gleiches gegenübersteht. Gelingt dieses im richtigen Verhältnifs, dann wird der germanische Geist so gewaltig, so glänzend, so imposant sich zeigen, wie die Griechen und Römer den ihrigen ausgeprägt haben, den wir so bereitwillig und mit Recht anstaunen. Erst dann hat die deutsche Nation ihre Sendung, was die Litteratur anbelangt, würdig erfüllt. Es hilft uns Neuern aber nicht genug, dafs wir reicher an Geist sind als die Alten, dafs die Natur sich uns Späteren weiter geöffnet hat und der nie ruhende Menschengeist sie von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr entschleiern wird. Nein auch das Formelle, den Rhythmus, den Wohlklang und das weise Mafs überhaupt, welches die Darstellung im Einzelnen wie im Ganzen mit dem geheimnifsvollen Zauber der Schönheit umkleidet, dürfen wir in unsern Werken nicht zurücksetzen, wenn wir ihnen anders den Stempel möglichster Vollendung aufdrücken wollen.

So nehmen wir denn Abschied von diesem verdienstvollen Buch Hermanns, welches für die Eroberung jener hohen Zinne der Kunst eines der wichtigsten Hülfsmittel ist. Möchte es eine weitere und schnellere Verbreitung finden, als ihm in erster Auflage zu Theil geworden!

Die äufsere Ausstattung entspricht den heutigen Anforderungen zur Gnüge. Was die Correktheit des Druckes anbelangt, tragen wir Bedenken, das Buch für so fehlerfrei zu halten, als uns der Schlufs der Vorrede hoffen läfst. Nebenbei stiefsen uns folgende Unrichtigkeiten auf. S. 184 Z. 6 v. unten ist das achte Zeichen, ein Zeichen der Kürze, zu viel, § 115. steht ⏑̄ ⏑⏑ anstatt: ⏑̄ ⏑ ⏑⏑ § 116. ithypallicus st. ithyphallicus. § 221. mufs es statt: | ⏓ – ⏑ – ⏑ heifsen: | ⏓ ⏑̄ ⏑ – – ⏑ nach Hermanns Weise, obwohl die letzte Sylbe hätte als ⏓ bezeichnet werden müssen. Wie denn überhaupt in der Angabe der Schemata häufiger, als geschehen, die letzte Sylbe als zweizeilig hätte bezeichnet werden sollen; so fehlt auch § 220. das Zeichen der Länge über der letzten Sylbe, welches schlechterdings nicht fehlen durfte. So auch § 219. wo schlechterdings zu schreiben war ⏓ ⏑̄ ⏑̄ ⏓ | statt ⏓ ⏑̄ ⏑̄ ⏑ |.

Johannes Minckwitz, in Leipzig.

XXXIX.

Τοῦ Κουτρούλη ὁ γάμος, κωμῳδία ὑπὸ Χρηςοφάνους Νεολογίδου. Ἐν Ἀθήναις ἐκ τῆς τυπογραφίας Κ. Ἀντωνιάδου 1845. 142 S. 8.

Ein Widerspruch des Dichters mit sich selbst könnte den Recensenten dieses Stückes leicht zu Ungerechtigkeiten verführen. In der Vorrede heifst es nämlich: „Die metrische Wahrheit ist die einzige, welche dieses Lustspiel in Anspruch nimmt; wenn ihm dabei zufällig auch eine politische oder sociale gelingt, so ist das nebenbei. *Möge dies Stück also blofs in Bezug auf die äufsere Form beurtheilt werden!* (ἂς κραθῇ ἄρα ὡς πρὸς μόνον τὸ ἐξωτερικὸν σχῆμά της). Auch bei ihm, wie bei vielen Personen, die wir Alle kennen, ist das Gewand die einzige empfehlungswerthe Seite." — Dagegen heifst es in einer Parabase des Stückes selbst (p. 115), wo der Dichter dem Publicum Aufmerksamkeit gegen schmähsüchtige Dichterlinge und Gleichgültigkeit gegen die wahren Poëten vorwirft:

„Doch wenn ein begeisterter Dichter erscheint, der Hellas besinget und rühmet
Und in Blumen verflicht klugsinnigen Rath, Goldworte in goldene Verse,
Den lasset, dem einsamen Kukuck gleich, in verlassener Oede Ihr singen."

und weiter unten, nachdem er gesagt, dafs der wahre Dichter sich um den Beifall des Volkes nicht bekümmere, sondern aus innrem Trieb singe, dafs sein Geist in alte Zeiten schweife, wo man, frei von Neid, auf das Grab des Sängers als späten, aber gerechten Zoll des Lobes Lorbeeren gepflanzt, fährt er fort:

Doch der her uns gestellt hat, unser Poët, sich vertheidigend sagt er noch dieses:
Wenn er Trimeter hat an einander gereiht, Anapästen zusammengefügt hat,
Nicht zwang ihn Mangel an Wörtern dazu, noch die Furcht vor den doppelten Reimen.
Er verstehet zu schirren der Silben Gespann gleich anderen Küchlein der Musen

Digitized by Google

Und zu häufen da, wo an Gedanken es fehlt, Wortreihen auf „keit" und auf „iren *).
Doch zwischen der Lorbeer'n ewigem Grün an dem reinen kastalischen Quelle,
Dort, sagt er, zerbrochen und stimmlos fand er der Dichtkunst Flöte, der alten,
Sie, geschleudert in Wuth fort, seit sie entweiht von den neueren Marsyasdichtern.
Die nahm er zur Hand und versuchet es nun,
Hauch ein ihr zu blasen uod weifs es gewifs,
Von der Flöt' ein einziger lieblicher Ton
Wird weit annehmlicher klingen und sich
Einschmeicheln der zornigen Schwestern, der neun,
Feinhörendem Ohr
Als so viel mifstönend Gedudel.

Wollte der Recensent nach dem eigenen Wunsche des Dichters in dem prosaischen Vorwort das Stück rein von Seite der Metrik beurtheilen, so würde er, wie gesagt, eine Ungerechtigkeit begehen; so aber vergifst er nicht, dafs ein Dichtwerk — freilich, hätte das Vorwort Recht, so wäre es das nicht, sondern nur ein metrisches Exercitium — rein aus sich beurtheilt werden mufs und hofft auch, dafs das ungünstige Vorurtheil, das dem Leser die Vorrede nothwendig erregen mufste, bereits durch das mitgetheilte Stück der Parabase vernichtet ist. — Der Widerspruch aber, in dem wir nach den mitgetheilten Stellen den Dichter mit sich selbst befangen sahen, wird erklärlich, wenn wir die Maske des Verfassers ein wenig lüften. Hinter den pseudonymen Namen *Christophánis Neologídis* hat sich nämlich dies Mal *Aléxandros Rísos Rangawis* versteckt, Professor der Archäologie in Athen, der bereits 1837 im 1sten Theil seiner διάφορα ποιήματα die Behauptung aufstellte, das Princip der heutigen griechischen Metrik unterscheide sich von dem der alten fast gar nicht und der Accent der neugriechischen Sprache *sei* (nicht: vertrete) die Quantität der Alten, eine Behauptung, der zu Liebe er im zweiten Theil seiner gedachten „vermischten Gedichte" die erste Rhapsodie der Odysse in Hexameter — wenn man hexametri dactylici catalectici in disyllabum *ohne alle* Spondäen so nennen will — übersetzt hat. Dieser Theorie zu Liebe hat er auch eine — bis jetzt noch ungedruckte — metrischtreue Uebersetzung dreier aristophanischer Stücke unternommen und aus dieser Anregung scheint die vorliegende aristophanische Komödie hervorgegangen. — Möglich, ja nach dem Vorwort selbst wahrscheinlich, dafs er darin nur ein neues Beispiel zu seiner Theorie hat aufstellen wollen, aber die edle Form, die er erfüllen sollte, hat ihn gehoben und es hat sich so an ihm das Platen'sche Wort bewährt:

Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefe Gedanken bedarf.

Jedenfalls stehen wir nicht an, „die Hochzeit des Kutrulis" als das Beste zu bezeichnen, was wir bisher von Rangawis gesehen; es übertrifft seine andern dramatischen Arbeiten weit und das hat zunächst allerdings die metrische Form bewirkt. Denn während er in seinen beiden Dramaten (Φροσύνη und ἡ παραμονή) den gereimten politischen Vers anwandte, der mit seiner starren Cäsur und seinem Reimgeklingel nach Art des Alexandriners — wie der Recensent dem Vf. bereits früher bemerkt — jeden freien Flufs der dramatischen Rede hemmte, hat er hier, wie die Alten, den Trimeter angewandt — gegen dessen Identicität mit dem alten freilich unten Manches wird beigebracht werden, wodurch das Stück statt des schleppenden, breiten, zerflossenen Dialogs eine flüssige, und dabei knappe, gedrungene Haltung erlangt. Der Fortschritt ist ungemein grofs und wir sind überzeugt, dafs der Verf., wenn er diesen ihm schon früher von uns vorgeschlagenen Weg auch für das ernste Drama einschlägt, einen Umschwung des ganzen Theaters hervorbringen wird. Doch wir kommen auf das Formelle unten wieder zurück. — Versuchen wir nun im Kurzen die Inhaltsanzeige des Lustspiels, so hat das freilich bedeutende Schwierigkeiten, wie bei einer aristophanischen oder platenschen Komödie: man wird statt üppiger Formen nur ein nacktes Geripp liefern können. Und doch ist das nöthig, da das Büchlein schwerlich in die Hände vieler deutschen Leser gelangen wird. —

Xanthulis Polizeisecretär, liebt Anthusa, die Tochter des Gastwirths Spyros in Athen, aber um sie wirbt der ehrsame Schneidermeister Manolis Kutrulis aus Syra. Von dessen Ankunft in Athen durch ihren Geliebten vorher benachrichtigt, erklärt Anthusa ihrem Vater, dafs sie bei ihrer Bildung, sie, die Citherspielen und Tanzen gelernt und eine Schule besucht habe

*) Κ' ἐν ἐλλειψ' ἰδεῶν πῶς σωρεύουν νοεῖ ὁρμαθοὺς τῶν εἰς ία καὶ άζει, ein beliebter Kunstgriff griechischer Dichterlinge, wegen des Reims nicht in Verlegenheit zu kommen.

Digitized by Google

und die Canavas zu sticken versteht, für einen Schneider viel zu gut sei. Auch ihr Vater, der mit den Vornehmen in Verbindung stehe, ihnen allen „der Bohnen schwarzen Trank" einschenke, sei zu gut zum Schwiegervater eines Schneiders. — Das leuchtet dem Vater ein und er meint, Kutrulis werde bei seiner Liebe zu Anthusa, wenn sie darauf bestehe, sein Handwerk wohl aufgeben. Dann, aber auch nur dann wolle sie ihn nehmen, sagt sie und, als er nun, von seinem Burschen Strowilis begleitet, kommt und ihr seine Liebe versichert, und, da sie die Ungläubige spielt, ihr den Verlobungsring bietet, so erklärt sie, — da sie nicht mehr ausweichen kann, — bei ihrer Bildung (sage ihr Vater) könne sie nicht Frau Schneidermeisterin werden. Schlechtere als sie und er seien vornehme Leute geworden; jeder müsse (sage ihr Vater) sich selbst kennen und schätzen und sie (sage ihr Vater) könne unmöglich einen Schneider heirathen. Auf eine Bemerkung, die der Bursche Strowilis sich nach ihrer langen Rede über ihre Zungenfertigkeit erlaubt, schilt sie ihn frech und Meister Kutrulis heifst ihn das Maul halten und erklärt sich, ihr zur Liebe, bereit, sein Handwerk, obgleich es ihn gut nähre, gegen ein andres zu vertauschen. Aber mit all seinen Vorschlägen nicht zufrieden, erklärt sie — um ihn los zu werden —, er müsse Minister werden. So sehr sich ihr Vater und Meister Kutrulis auch verwundern, so besteht sie doch darauf, da es so viele Minister gäbe, die, wenn sie eben nicht Minister wären, die Zimmer weifsen würden u. dgl. Damit geht sie und der Vater folgt ihr, indem er meint, der Hochmuth habe seine Tochter verrückt gemacht. Kutrulis verlangt nun von seinem erfindungsreichen Burschen Rath, was nun anzufangen sei. Nicht erfindungsreich, frech sei er, wie Anthusa gesagt und nur einen Rath gäbe es, nach ihrer Erklärung, — Minister zu werden. — Nun, sagt Kutrulis,

Wenn es denn also sein mufs und nicht anders geht,
Strowilis mach, mach, mache zum Minister mich.

Alle Einwände, die der Bursche vorbringt, werden beseitigt; doch das Wesentlichste fehlt nach dessen Aussage noch: Einflufs (ἐπιῤῥοή). Viele glauben ihn zu haben, doch sei er der Besitz und Schatz des Volks. Er solle ihn erkaufen, sagt der Meister, und da er seinem Burschen verspricht, ihm seine Geliebte Sophula auszustatten, mischt sich Strowilis unter die Gäste, die nach und nach die Gaststube gefüllt. In dem nun folgenden Monolog ermahnt sich Kutrulis: Vorwärts! und malt sich das angenehme Leben, das er als Meister führen wird, aus, doch seiner Anthusa bleibt er treu. Er schliefst:

Nun meine doppelschneidige Scheere, lebe wohl!
Und meine arme Elle, Du Genossin mein,
Leb wohl o Nadel, jetzo werd' Minister ich.

Der nun vortretende Chor der Gäste, von Strowilis geworben, begrüfst den künftigen Minister; die fortgelegte Nadel solle er wieder ergreifen, um an des Volkes Lumpen die zerrissenen Nähte zu nähen und mit gleicher Elle die Gröfse Aller und Jeder messen. Auf seine Frage, was das bedeute, belehrt ihn Strowilis, das seien die ἐπῤῥοαὶ, die Allmächtigen, die Minister machten und absetzten, die Hirten der öffentlichen Meinung, die verkörperten ἐπιῤῥοαὶ. Auf die darauf folgende Bitte des Kutrulis, ihm den dreieckigen Hut (Amtshut) und 2, 3, 4 Ministerstellen zu geben, erwidern sie, sie wüfsten seine Gesinnung noch nicht, worin er keinen Zusammenhang mit seiner Bitte finden kann (was er mit Häufung von Sprüchwörtern ausdrückt). Strowilis macht ihm begreiflich, dafs er — ein neuer Paris — einer Parthei den Apfel geben müfste. Kutrulis hätte grofse Lust, ihnen allen Drei zu geben. Nun preist jede der drei Partheien des Volks sich ihm an, erst die russische. Strowilis, dem dabei, er weifs nicht wie, der Buckel juckt, räth, auch die Andere zu hören. Es hebt also da die englische Parthei ihre Rede an, deren Schlufs ich dem Leser nicht vorenthalten will.

Ich, die ich die Freiheit sitzen habe bei mir auf dem Thron
Bringe mein Protektorjoch Dir, Du beglückter Sterblicher!
Sterblicher, darunter beuge dankbar Deine Schultern Du,
Du wirst zwar ein Sklave sein dann, aber frei sein werde ich,
Du ein Bettler, gehn'd in Lumpen, aber ich ein reicher Lord,
Du ein Zwerg und ich ein Riese, Du ein Nichts und Alles ich. —
Doch wenn Du in meinen Schutz Dich etwa nicht begeben willst,
Werd' ich lehren Dich mit Boxen, ja mit Zähnen und der Faust,
Wie aus Indien ein Nabob zu verehren mich, Goddame!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Τοῦ Κουτρούλη ὁ γάμος, κωμῳδία ὑπὸ Χρησοφάνους Νεολογίδου.

(Fortsetzung.)

Auf Kutrulis Bemerkung, diese Parthei sei grofs, mächtig und reich, sie hätten so stolz gesprochen, — meint Strowilis, nach dem Sprüchworte solle man, wo man von vielen Kirschen höre, einen kleinen Korb mitnehmen, wo man aber viele „*Ich*" höre, gar keinen. Höre doch auch die Andere. Nun kommt die letzte Parthei, die der Freiheit. Nachdem diese geendigt, sagt Strowilis seinem Meister, er müsse nun *einer* Parthei den Apfel geben, er solle ihnen etwas sagen. Wenn auch etwas Schändliches und Unrechtes, das schade nicht, das sei das Volk zu hören gewohnt. Mit schlauer Diplomatie antwortet nun Kutrulis, der es mit Keinem verderben will, so:

Das Wort der Drei vernahm ich und erwog es auch.
Doch auch, bevor ich es vernommen, meine Herr'n,
Hat meine Seele keinen Zweifel je gehegt. —
Wer von Euch sei der Starke und der Mächtige,
Wer mein getreuer, mein natürlicher Patron,
Wer ohne Arglist, ohne Falsch liebt meinen Ruhm,
Das ist bekannt und klarer als das Sonnenlicht.
Und dieser, der in meiner Brust regiert und den
Ich ohne Namen gleich verstanden hab', versteht
Mich ebenfalls. Ihm hab' ich mich mit ganzer und
Mit unerschütterlicher Treue fest geweiht.
Und wenn er mich wird unterstützen, hat er mich
Als Knecht und Pupp' und Gliedermann mein Lebelang
Und mit den Andern hab' ich abgeschnitten ganz und gar.

Nun giebt ihm Strowilis den Rath, die Stadt zu durchrennen und Allen zu sagen, ob sie schon wüfsten, dafs er zum Minister bestimmt sei. Kutrulis will es einem Bekannten anvertrauen und weifs, dafs der es dann in der Akropolis ausrufen wird. Strowilis dagegen will es einem Küchenjungen im Palast sagen. Nachdem sie abgegangen, folgt eine Parabase, worin, wer nach Ministerstellen strebt, auf das hohe Beispiel der Alten verwiesen wird. Der nun kommende Xanthulis hustet und pfeift dreimal, auf welches Zeichen seine geliebte Anthusa kommt und ihn fragt, weshalb er sie in Gegenwart so vieler Gäste sprechen müsse. Er macht ihr Vorwürfe, dafs sie, von Ruhmsucht geblendet, ihn getäuscht und, da sie ihn nicht versteht, sagt er, sie habe doch versprochen, Kutrulis den Laufpafs zu geben und ihn ohne Musik zum Henker zu schicken. Das habe sie ja auch gethan, ist ihre Antwort. Aber die Freude, die sie ihm so bereitet, wird sehr getrübt, als er die lustige Art des Korbs erfährt. Wenn er aber nun Minister wird? fragt er ängstlich. So habe ich ihn zu nehmen versprochen, entgegnet sie. Und er fährt fort:

Und weifst Du denn nicht? hast es also nicht gehört.
Minister wird nun der Kutrulis.

Anthusa.

Geh doch, geh!
Unsinniges Zeug!

Xanthulis.

Die Sache, nein, ist ganz gewifs.
Aus Aller Mund vernimmst Du diese Neuigkeit
Und ganz Athen verkündigt sie, die ganze Stadt.

Anthusa kann es trotzdem nicht glauben und, da er sie fortwährend fragt, wenn es aber doch wahr wäre, ob sie ihrem Xanthulis doch noch treu bleiben würde, so antwortet sie, sie wolle von diesem ewigen „*Wenn*" nichts wissen und, da Strowilis kommt, mufs er ohne Bescheid abgehen. Anthusa aber sagt in kurzem Monolog, die Sache verdiene überlegt zu werden und mit ungemeiner Freundlichkeit begrüfst sie den zurückkehrenden „*Herrn*" Strowilis, der nun wohl einsieht, dafs das Goldfischchen anbeifst. Sie erkundigt sich dann nach „Herrn Kutrulis" und erfährt, dafs zwei fränkische Diplomaten mit ihm unter den Arm gefafst heimlich gesprochen. — Was bedeutet das, Herr Strowilis? sollten etwa meines Herzens heifseste

Digitized by Google

Wünsche in Erfüllung gehen und Dein Herr Minister werden? — Ich weiſs es wirklich nicht, antwortet der Schneiderbursche, doch scheint's mir, denn Alles nennt ihn „Herr" und „Ew. Wohlgeboren" und wo ich gehe, höre ich ihn Minister nennen. — Und glaubst Du's? fragt sie. — Ja, was weiſs ich? aber, wo Rauch ist, muſs Feuer sein. Da er ihr zuletzt noch eine Zeitung zeigt, worin es heiſst, man kann es als ganz gewiſs melden, daſs man Einige habe sagen hören, es werde gehört, daſs das bestehende schändliche Ministerium abgesetzt und der groſse, kluge Emanuel Kutrulis die Ministerstelle einzunehmen berufen würde u. s. w. u. s. w., da fängt sie an, dem Herrn Strowilis tausend gute Eigenschaften vorzurechnen, die sie gleich an ihm bemerkt haben will. Auch die der Frechheit, fügt er hinzu. Du scherzest, fährt sie fort und sagt ihm, welchen Eindruck sein Herr auf sie gemacht, doch er solle sich hüten, seinem Herrn etwas davon zu sagen. — Das werd' ich sagen? Wofür haltet Ihr mich denn?

Anthusa.

Wenn er Dich aber fragen wird . . .

Strowilis.

Nicht 'nen Laut.

Anthusa.

Doch wenn er darauf bestehen wird.

Strowilis.

Ich bleibe stumm.

Anthusa.

Wenn er nun aber hören will, was ich gesagt?

Strowilis.

So sag' ich: Sie hat mir gesagt, wenn sie Dich sieht,
So käme ihr der Ekel an, Du schienest ihr
Sinnlos zu sein, ein Affe, ein Orang-utang.

Anthusa.

O, nicht doch, nicht doch, nicht doch so! O, nicht doch! nein!

Von dem, was sie gesagt, könne er seinem Herrn mit Auswahl wohl etwas sagen. — Nein, nie, und wenn er mich spieſst, ruft Strowilis. Da er in diesem Tone fortfährt, trägt sie ihm endlich auf, Alles zu sagen und noch nach Belieben hinzuzusetzen und auf ihre Dankbarkeit zu rechnen. Da Kutrulis nun kommt, geht sie ab. Der Fuchs ist gefangen, Du sollst mir den Schwanz schon in der Falle lassen, oder ich will nicht Strowilis heiſsen, ruft der Bursche ihr nach. Kutrulis erzählt ihm nun, wie die abgeschossene Kugel unaufhaltsam weiter dringe, so sei der Ruf von seiner Ministerschaft vorwärts gedrungen. Strowilis meldet ihm dagegen den Eindruck, den dies bereits auf Anthusa gemacht und — wenn sich dies bestätigt, verspricht er seinem Burschen, auf dessen Erinnerung, gewiſs für Sophulas Mitgift zu sorgen.

Da kommt Herr Mistophas (Gehaltfresser) gegangen, den Strowilis als den früheren Quarantainenvorsteher in Syra erkennt. Kutrulis erinnert sich, ihm das erste fränkische Beinkleid gemacht und gute, ordentliche Bezahlung dafür erhalten zu haben. Darüber vergiſst er denn sein Ministerthum ganz, wundert sich über die Anrede „Herr!" und steht ganz zu Befehl. — Ich habe nur unterthänigst zu wünschen, antwortet Mistophas; Ihr wiſst, fährt er fort, wie die ungerechte Regierung mich vor einem Jahr abgesetzt, weil ich ein pestkrankes Schiff — wie es hieſs — für Bestechung eingelassen. Nun ohne Sold und Amt kämpfe er mit der Armuth einen ungleichen Kampf, fort sei sein Embonpoint, die rothe Gesichtsfarbe, die beiden Frühstücke, die Lust des Mittags, der Champagner und — mein altes Kleid ist an vielen Stellen zerrissen. — Ah! ich versteh! sagt der Minister-Schneider, ich soll Euch einen neuen Rock machen; er habe die letzten Londoner Moden empfangen, der Rock solle keine Falte werfen und wie angegossen sitzen.

Hi, hi! wie angenehm Ihr scherzen könnt! hi, hi! meint Mistophas. Durchaus nicht, ist die Antwort, ich halte allein das Modenjournal und bin nicht viel theurer als die Andern. Strowilis muſs ihn erst an seine Ministerwürde erinnern; da lenkt er ein, genug des Scherzes, was Herr Mistophas wünsche. Dieser verspricht, ihn laut zu preisen, wenn er ihm eine Verwaltung übertrage. Dies sagt ihm Kutrulis zu und lockt ihm dafür Oel und einen kostbaren Ring ab. Die Grundsätze Misthophas' sind: — unbedingter, knechtischer Gehorsam gegen alle Befehle des Ministers, Wirken für dessen Interesse, nicht für das des Volks u. s. w. Sein Weggehen begleitet ein Chorgesang an die Freiheit, den er unterbricht:

Eilend nun send ich den Wein und das
Oel, Excellenz, Euch!

Dann folgt eine Rede des Chors und wie in dem Wolkenkukelheim des alten Aristophanes findet sich schon wieder ein Neuer ein, der schnüffelnde Sphikias (Wespling), Redacteur der Zeitung Mohamed, der nachdem er alle andern Blätter — deren es mehr giebt als grüne am Baum — ungesalzen, Spülicht, Thorheit, Gewäsch, ekelerregendes laues Wasser genannt und

Digitized by Google

seines herausgestrichen, einen höchst lobenden Artikel über den neuen Minister verliest. Strowilis sagt da:

O was für einen warmen Freund hast Du, mein Herr!
Doch dieser ist nicht, wie der Herr Regierungsrath),*
Aus Schenkendorf gebürtig; wie es mich bedünkt,
*Er kommt von Habsburg und von Greifenberg zu Dir**).*

Nun entwickelt Herr Sphikias die Bedingungen, unter denen der gedachte Artikel aufgenommen werden soll und, da Kutrulis nicht darauf eingeht, liest er einen furchtbaren Schmähartikel, den er schon für diesen Fall bereit gehalten und jezt einrücken lassen will. Sein Weggehen begleitet wieder ein Chorgesang: auf die Presse, den er ironisch unterbricht:

Eilend verleih' ich dem Mohamed
Jetzo dein Lob ein.

Nach einer Rede des Chors tritt nun „eine neue Art Belästigung" der Dichter Phöbiskus auf mit τήνελλα παράλαλλα den neuen Minister zu besingen. Er, sagt er, verleihe den beglückten Sterblichen Unsterblichkeit. Die möge er seinem Oberrock verleihen, meint Kutrulis. Seine Zunge könne er nach Belieben wenden und daraus machen, was er wolle. So möge er sich ein Paar Schuhe daraus machen, da die, welche er anhat, „unregelmäfsige Dithyramben" seien. — Um Irdisches kümmere er sich nicht, nähre sich von Sonnenuntergang, Quellengemurmel, süfsem, zitterndem Mondschein, Nachtigallengesang und Lorbeeren. — Die magere Kost scheine ihn eben nicht fett zu machen. Nachdem der Dichter dann sein bisheriges Schicksal erzählt, beginnt er sein Loblied. Strowilis fragt: „Herr, sag mir, juckt innen Deine Hand Dir nicht?" und äfft dann dem alle Götter vom Olymp herabbemühenden Poeten nach und entsinnt sich zuletzt, dafs Phöbiskus schon die vorigen Minister mit denselben Versen begrüfst hat. Zum Beweis recitirt er den Schlufs. Phöbiskus ruft entrüstet:

Mein Eigenthum hast Du gestohlen mir. Das nenn',
Das nenn' ich offenbaren Versediebstahl, ja!

Strowilis antwortet:

*O nenne Du doch lieber Färse-Diebstahl es***).*

Kutrulis aber will dem Dichter sein altes Kleid schenken. Keuchend kommt dann der Gastwirth Spyros gelaufen, Alle zusammenrufend, ihnen die unerhörte Nachricht mitzutheilen, dafs Herr Kutrulis Minister geworden. Der Chor, Kutrulis, Anthusa fragen: Wirklich? Aber er antwortet: Ganz gewifs, ich sage ja nicht, er wird es werden, sondern er ist's geworden. Im Palast habe er es gehört, in der Küche. — Strowilis erkennt da seine Quelle. Aber Kutrulis glaubt nun selbst an seine Ministerwürde. Phöbiskus hebt sein Loblied an. Kutrulis giebt seinem Burschen den Auftrag, ihm das Kleid zu geben, der auch mit dem Dichter abgeht mit den Worten: Schade um den Rock. Der Chor begrüfst den aus der häfslichen Raupe des Schneiders herausgeschlüpften Ministerschmetterling. Hellas, singt der Chor, steht staunend, wie Bileam, da er seinen Esel reden hörte; grofs bist Du unter den Ministern wie Saul unter den Propheten. Der zurückkehrende Strowilis räth seinem Herrn, der nicht recht weifs, wie er sich als Minister benehmen soll: — nur recht unverschämt und keck, sprich in Alles mit, was Du nicht weifst, als wüfstest Du es u. s. f. Anthusa gratulirt ihm und fragt ihn, ob er ihr verzeihe, dafs sie — im vollsten Vertrauen zu seinen Fähigkeiten — ihn zu diesem Schritte getrieben. Er begehrt ihre Hand, die sie — scheinbar dem Willen ihres Vaters sich unterordnend — ihm giebt und nun gehen sie ab zur Hochzeit. Der Chor solle zu seiner Hochzeit bleiben, er habe prächtigen Nachtisch auszutheilen, Aemter und Stellen. Als Strowilis im Abgehen ihn an Sophula erinnert, ist er schon ganz Minister und weist ihn barsch ab, wofür Strowilis auf Rache sinnt. Es folgt dann ein Hochzeitlied des Chors und, da der Chor nicht bäurisch abtreten will, die Bühne leer zu lassen, eine Parabase über die heutige griechische Poesie und dies Stück des Dichters selbst, woraus ich bereits oben etwas mitgetheilt. — Strowilis freut sich, dafs Anthusa den Nichtminister-Minister geheirathet. Nur eins gefalle ihm nicht, der Stolz seines Herrn und deshalb müsse er wieder in seinen alten Stand zurückgebracht werden. Den von der Hochzeit zurückkehrenden Minister begrüfst dann der Chor in Erwartung seiner Geschenke. Nun aber treten mit Bitten um Aemter so Viele auf, dafs er nur die Ersten befriedigen kann.

Des Volkes wegen hat man die Regierenden
Nicht wegen der Regierenden das Volk,

sagt er den Andern, sie sollten Schneider, Köche u. s. f. werden. Ich habe weiter keine Stellen mehr. Nun geht!

*) Misthophas.
**) Im Griechischen Wortspiel mit Τῆνος, Ζητοῦνι und Πάρος.
***) Im Original Wortspiel mit λογοκλοτὴ und ἀλογοκλοτὴ.

Digitized by Google

Darauf spaltet sich der Chor in 2 Hälften, eine ministerielle, die Stellen bekommen hat, und eine antiministerielle, die leer ausgegangen. Diese schimpfen, jene loben den Minister und es kommt zu solchem Zank, dafs der Gastwirth Spyros sich genöthigt sieht, die Polizei zu holen. Gerade da die mit den zerbrochenen Tischen und Stühlen Bewaffneten auf einander einhauen wollen, kommt der inzwischen zum Polizeivorsteher beförderte Xanthulis, Ruhe zu stiften. Seine frühere Geliebte Anthusa redet ihn an, das Schicksal füge es oft anders als man denke und besser. Uebrigens wolle sie ihn ihrem Manne, dem Minister, zur Beförderung empfehlen. Xanthulis antwortet, sie möge das Geschehne geschehen sein lassen; sie habe Recht, es sei so besser, sie solle sich übrigens nicht bemühen, da er zum Polizeivorsteher befördert sei und in dieser Eigenschaft komme, ihren Herrn Gemahl in's Gefängnifs zu bringen. Auf ihre verwunderte Frage warum? lautet die Antwort, weil er betrügerisch die erlogne Kunde seines Ministerthums ausgebreitet und so Verwirrung und Zusammenläufe erregt.

Spyros.

Und wie denn? ist er nicht Minister?

Kutrulis.

Wie denn? bin
Ich nicht Minister?

Xanthulis.

Seid Ihr Alle denn verrückt?
Nun Augenblicks hin in's Gefängnifs! (zu Kutrulis).

Anthusa.

Wie denn?! Ist
Er kein Minister?

Xanthulis.

Nein, Minister nicht, Madam,
Ein Schneider ist er, wenn Ihr nichts dagegen habt,
Und mufs in das Gefängnifs diesen Augenblick.

Auf diese Kunde erklärt Anthusa die Hochzeit für null und nichtig.

Es ist Betrug und Lüge, Täuschung, Hinterlist.
O Du mein lieber Leonidas *) *hilf Du mir,*
O löse Du die Ehe polizeilich auf!
Und ich bin Dein und werde Deine Frau sogleich.
O welch ein Band verbunden uns, erinnre Dich!

Da aber Xanthulis natürlich nichts von ihr wissen will, klagt sie:

So bleib' ich bis an's Ende denn Frau Schneiderin.
Anstatt Ministerin zu werden, ach, verlor
Ich auch den Polizeivorsteher. Wehe mir!
Nun hör mich mindestens, Herr Kutrulis, Du mein Mann.

Zwölf seidne Kleider, drei Federhüte u. s. w. verlangt sie, Alles, was die Vornehmsten haben, will sie auch haben. „Ich hab's gesagt; Du merk' es Dir." Damit geht sie ab.

Verwundert fragt nun Kutrulis den Strowilis, indem er, wie viele Lügner, zuletzt steif und fest die eignen Lügen geglaubt hat, ob er denn wirklich nicht Minister geworden. Nein, antwortet der, doch was macht das? Du hast Alles verwirrt und den Ministerrang doch auch nur der Hochzeit wegen gewünscht, die jetzt Statt gefunden hat. — Ja freilich, aber gratulirst Du mir dazu? — Ich verstehe Dich! Doch lafs das! Die Zeit wird Alles in Gleiche bringen. Geduld! nach und nach werden wir sie schon weich bekommen. Da nun Xanthulis den Exminister in's Gefängnifs führen will, bürgt Spyros für seinen Schwiegersohn. — Dieser dankt ihm dafür und rechnet Alles auf, was geschehen: — und all das einzig wegen meiner Hochzeit, ach!

Strowilis sagt darauf:

Fürwahr ein schön Stück Arbeit haben wir gemacht.
Ich glaube, dafs wir als Gespräch noch lange Zeit
Im Munde bleiben werden der Athener all.
So bald verwickelt werden wird die ganze Welt,
Verwirrt, wie einer Irren Haar — und herrschen wird —
Ein irres Wirrwarr und das allesammt um Nichts;
So wird man als bekanntes Sprichwort sagen wohl:
Gefeiert hat Kutrulis Hochzeit wieder man.

Der Chor schliefst mit seinen Anapästen, in denen er den kecken, zwerghaften Sterblichen fortweist, der ohne wahren Beruf, Begeisterung, Klugheit, Erfahrung und patriotischen Sinn Ministerwürden sucht, der das Glück der Nationen verkauft, das Volk für sich geschaffen wähnt, der Thränen und des Schweifses Ehre für sich einstreicht und der selbstsüchtige Zwecke zu erreichen, das Vaterland in Abgründe stöfst

und Alles verwirrt
und die Hochzeit feiert des Kutrulis! —

Man wird hoffentlich schon aus diesem Auszuge, — dem wir, um ihn nicht allzudürftig gegen das Stück erscheinen zu lassen, mit Absicht einige von uns übersetzte Stellen einverleibt, — die Bedeutsamkeit dieser Komödie für die neugriechische Literatur erkennen, indem es die erste Nachahmung oder vielmehr Reproduction der alten Komödie ist.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Vorname des Xanthulis.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

Τοῦ Κουτρούλη ὁ γάμος, κωμῳδία ὑπὸ Χρηστοφάνους Νεολογίδου.

(Schlufs.)

Ja, wir stehen nicht an, sie als das Leben unmittelbar berührend und deshalb volksthümlich den platenschen Komödien vorzuziehen, die, literarische Zustände behandelnd, nur einem gewissen Kreise zugänglich sind, was freilich in der Verschiedenheit des politischen Lebens in Deutschland und in Griechenland seinen Grund hat. — Ueberflüssig erscheint uns die Hindeutung auf einzelne Schönheiten des Stücks, wie z. B. darauf, dafs der Schneider zuletzt selbst an seine Würde unerschütterlich fest glaubt, auf die Schilderung des δῆμος u. s. w. Natürlich konnte unser Auszug nur die wenigsten dem Leser vorführen; vielleicht erscheint später eine Uebersetzung des Ganzen. Sei es uns jetzt vergönnt, auf einiges echt Aristophanische hinzudeuten, wovon Proben zu liefern in dem bisher Mitgetheilten sich keine Gelegenheit fand. Zuvörderst sei auf die literarischen Anspielungen und politischen Seitenhiebe hingewiesen, wie p. 13, wo mit Anspielung auf Panagiotis Sutsos' Wandrer Xanthulis der Anthusa einen Rath giebt, den Schneidermeister zu vertreiben. Ich habe, sagt er, ich weifs nicht mehr wo? in einem Wohlgeruch, Blüthen und Poësie hauchenden Buche gelesen, wie ein Mädchen ihren Liebhaber verjagen wollte und deshalb that, als sei sie gestorben, und dann in ihr Grabtuch gehüllt, vor ihm als Vampyr erschien und O und U und A brüllte! Was der Arme vor Angst gelitten, ist unbeschreiblich, bis er endlich mit sich sträubendem Haar und Fieberschauer starb. Wie wärs, wir spielten dem Schneider eben so mit? u. s. w. — So heifst es ferner in der Parabase (p. 61):

Wenn, wie einst, Du uns Hellas, das liebe bekränzt mit den früheren Veilchen und Lorbeer'n
Und wenn Du es grofs aufrichtest und hoch, so wie es der Rigas gewollt hat
(Doch ich meine den Grofsen; es richten ja stets nur auf Kleines die Kleinen die Seele) u. s. w.

wo der parenthetische Satz mit kaustischem Spott den Freiheitsmärtyrer Rigas von seinem Namensvetter Rigas Palamidis dem jetzigen βουλευτής, unterscheiden soll. — Ferner verdienen die vielen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten Beachtung; die komischen wie die ernsten Bilder, z. B. p. 10, wo der liebesglühende Xanthulis sich einer Zigarre vergleicht oder p. 62, wo derselbe, eifersüchtig, sagt, der Himmel drehe sich vor seinem Auge wie eine Spindel und die Erde wie eine Handmühle; ferner p. 67 wo er von Anthusa das Versprechen ihrer Treue verlangt, auch wenn Kutrulis Minister würde:

O reiche Du mir süfsen Trost und lulle ein
Mein Herz, den Säugling; Deiner Reden süfse Milch
O gieb Du sie dem Herzen, dem unruhigen,

ferner p. 114, wo der Chor dem gewinnsüchtigen Publicum die Behandlung der wahren Dichter vorwirft:

Den kastalischen Schwan wollt, ruhigen Bluts, gleich nützlichen Günsen Ihr rupfen.

und pag. 54:

So wie der schnelle Schmetterling in stetem Fluge flieget,
Eine lebendige Blüthe, sitzt auf Blüthen, seinen Schwestern,
Aus dieser schlürfet würz'gen Duft und Thau aus jener sauget:
So fliegen ähnlich wir dahin mit leichtbewegtem Geiste
Zu allem Schönen, Edelen, zu allem Guten, Grofsen u. s. w.

spricht in Bildern, die dritte Parthei des Volkes, — die der Freiheit.

Auch das Komische in einzelnen Wörtern, namentlich die echt aristophanischen langen Zusammensetzungen verdienen Beachtung. So z. B. wenn Spyros seiner Tochter sagt, dafs Meister Kutrulis ihm seine Liebe angesagt habe mit heifsen

μὲ καπνομιγλοσκοτεινοποιητικο-
αὐλοποιμενοτρυφεροβουκολικὰς
Ἐκφράσεις.

oder wenn Kutrulis statt eines Schneiders ein ὑπαλληδοποδηματοσκουπτιστής werden will oder wenn Phöbiskos

Digitized by Google

sich als Vf. eines ὁμηροτασσομιλτωνοχλοψτοκικὸν ποίημα bezeichnet. Soviel von Einzelnem! Wir haben nun noch, was der Dichter der Kritik (s. o.) als alleinigen Gegenstand des Urtheils bezeichnet, über die metrische Form der vorliegenden Komödie zu sprechen. Soll dies mit Bezug auf die von dem Verf. in der Vorrede angedeutete, im ersten Theil seiner ποιήματα weitläuftig auseinandergesetzten Theorie geschehen, so läfst sich diese gerade am besten durch des Dichters eigne Praxis in dieser Komödie widerlegen. Wäre wirklich der Accent in den neuen Versen ganz was die Quantität in den alten (was in gewissem Sinne allerdings wahr ist), so müfste jeder Trimeter *mindestens* 5 Accente haben (⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑). Nun aber haben wir eben in den zuletzt angeführten Beispielen der langen zusammengesetzten Wörter Trimeter mit einem, ja selbst ganz und gar ohne Accent. Und doch sind dies Trimeter, weil die neugriechische Sprache wie die deutsche Nebenaccente kennt, nur nicht, wie diese nach der Bedeutung, sondern nach einer gewissen Dichotomie (zuweilen auch Trichotomie. Man sehe z. B. das trochäische *Volkslied*

Καλὴ μάνο πανδρευσέ με
Σπιτονοικοκυρευσέ με u. m.).

Nach des Verf.'s Theorie wäre aber auch sein Trimeter βελονοτρυπημένη καὶ ψαλιδιστὴ (p. 28 u. a. m.) kein Trimeter, sondern entspräche einem alten von dem Schema ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ×̄ ⏑ ⏑ ⏑ –, wenn er nicht auch die mit × bezeichnete Silbe noch für kurz gelten lassen will, wie er das mit καὶ und ähnlichen unbedeutenden Wörtern an andern Stellen mit vollem Recht thut. — Der Jambus verlangt mindestens eben so viel lange Silben als kurze und zwar abwechselnd, wenn wir auch den Spondäus an der Stelle des Jamben nicht in Anschlag bringen. Da nun aber jedes Wort im Griechischen nur einen Accent (Länge) hat, so könnte der jambische Vers nur 1 und 2silbige Wörter, 3silbige nur am Schlusse, mehrsilbige aber nie haben, wäre die Theorie des Verf.'s wahr. Die heutige griechische Sprache kann aber — das beweisen alle Gedichte und auch die unsres Verf.'s — bei ihrem Mangel an Längen in Verhältnifs zu den Kürzen (Spondeen sind nur durch einsilbige Wörter, Molossen fast gar nicht nachzuahmen) keine antiken Verse bilden; aber das ist auch nicht nöthig, wie wir dies dem Vf. bereits bei früherer Gelegenheit bemerkt haben, wo wir ihm gerade den Trimeter mit all den Freiheiten, die er angewendet, als der griechischen Sprache anpassend, zum dramatischen Verse empfohlen. Nur müfste er sich nach unsrer Meinung von der störenden Cäsur nach dem 3ten Jambus hüten, die den Trimeter in einen Alexandriner verwandelt, z. B. μ' ἑνὸς μηνὸς μισθὸν τὸ ἀγοράσετε oder κοντήτερα κουρεὺς ἀνεπιτήδειος. Wir könnten diese Beispiele leicht um das Zehn- und Zwanzigfache vermehren. Weniger störend ist der an manchen Stellen (auch bei den Alten durch die gleiche Endung der Conjugationen u. s. w. hervorgerufene) Reim z. B.

Καρδίαις γράφω φλογεραῖς, θευγαρωταῖς
Καὶ μ' ἕνα βέλος πέρα πέρα σουβλιςαῖς u. s. öfter.

Zuweilen sind aber unserem Dichter auch Trimeter mit 5 oder 7 Füfsen entschlüpft z. B. p. 7 τὸν τρὶς, τὸν δεκατρὶς κατάρατον; p. 11 Θὲ νὰ τὸν δώσωμεν ςὰ χέρια τὰ παπούτθια- του und auf derselben Seite als Ausgleichung zu dem 7füfsigen ein 5füfsiger Κ' ἡμεῖς... ὦ! τί χαρὰ! κ' ἡμεῖς, κ' ἡμεῖς! (wenn hier nicht durch einen Druckfehler noch ein κ' ἡμεῖς fehlt.) p. 14 Ἂ! ὁ Κουτρούλης ἦλθε! ῥάπτης! πφ'. (auch hier ist wohl ein Druckfehler) p. 26 Διὰ τοὺς λόγους σας τοὺς εὐγενεῖς εὐχαριςῶ. — p. 31 κ' ἐνδύθηκα ςενὰ κ' ἀπεςήθισα ist wohl statt des 2ten κ' καὶ zu lesen, wobei der Vers freilich immer noch als Alexandriner Tadel verdiente; eben so ist p. 38 und gewifs μὲ ὅλ' αὐτὰ τὶ θέλεις (st. ὅλα) zu lesen und endlich scheint p. 84 in dem Vers εἰς ἐκλογὰς, ψηφορίας καὶ λοιπὰ statt des Kommas καὶ stehen zu müssen.

Soviel über die Trimeter des Stücks. Aufserdem treffen wir darin noch Hexameter und Anapästen. Schon oben ist die Bemerkung gemacht worden, dafs diese Versarten ohne eingemischte Spondeen ihren wesentlichen Charakter einbüfsen. Da nun aber Spondeen im Neugriechischen sehr selten sind, so haben wir schon bei früherer Gelegenheit dem Vf. den häufigeren Gebrauch des Trochäus als unumgänglich nothwendig empfohlen. Diesem Rath ist er gefolgt und dadurch sind diese seine Hexameter bei weitem nicht so monoton als die in seiner Frosini und seiner Homerübersetzung, zumal ihrer auch nicht soviel auf einander folgen. Nur dürfte namentlich nach der Theorie des Vf.'s der Gebrauch des Tribrachys statt des Dactylus schwer zu entschuldigen sein (3 aufeinanderfolgende Hexameter beginnen damit p. 93 τοῦ ὑπουργοῦ, κακοποιὸν und Ἰσκαριώτην lauten die Anfänge), obgleich, wie erwähnt, nach einer Trichotomie Nebenaccente auf die erste Silbe von

Digitized by Google

κακοποιὸν u. s. w. fallen. Dafs bei unbedeutenden Wörtern wie τὸν, τὴν, τῆς, δὲν, ἓν, ὅταν, ὅπως) die accentuirte Silbe trotz der Theorie als kurz gebraucht wird, finden wir ganz recht; aber σὺ κὺρ Κουτρούλη (p. 96) ist ein harter Hexameterausgang, wie ἐγὼ δὲ ein schlechter Anapästenanfang (p. 59). Eben so ist die Kürzung der accentuirten Silbe in χρυσοῦν hart (p. 60 χρυσοῦν ἆθλον ἐνδόξων θριάμσων heifst die zweite Hälfte des anapästischen Verses vergleiche die harten Trimeter Κ' ἴσως φυτρώσῃ χρυσοῦν θέρος δι' ἡμας p. 59 und τοῦ χρυσοῦ εἶδα τὸ ἀςράπτον πρόςωπον). Eben da findet sich der falsche Vers ἐπειδὴ ὄχι βάναυσος τῶν ὅπλων ἰσχὺς, ἀλλ' ὁ νοῦς μεγαλύνει τὰς πολεις, wo das τῶν zu streichen scheint. Endlich noch ein Beispiel von einem Creticus statt eines Anapästs p. 114 μάτην ψάλλουν κ. τ. λ. — Sehen wir nun noch die Chorgesänge mit ihren wechselnderen Rhythmen an, so müssen wir es — als dem Bau der neugriechischen Sprache angemessen — rühmen, dafs der Poët nicht über die einfachsten Formen hinausgegangen, fast nur Jamben, Trochäen und Dactylen in einander verschlingend. Manches liefse sich wohl auch hier einwenden, z. B. gegen ἐλευθερία als versus adonicus. Doch ist das implicite schon in dem oben Gesagten enthalten. Nur die Bemerkung können wir nicht unterdrücken, dafs p. 46 in der Strophe des ersten Chors, wie die Antistrophe zeigt, 2 Zeilen fehlen. Im Uebrigen ist bis auf einige schon bemerkte Druckfehler und einige geringere (z. B. p. 66 κυρήττεται statt κηρύττεται und Aehnliches) der Druck korrekt und gut.

Aus dem Gesagten erhellt wohl, dafs trotz einzelner metrischer Flecken und mancher Ausstellungen, die sich gegen das Stück erheben liefsen (z. B. dafs der Uebergang von Xanthulis' Liebe zur Gleichgültigkeit gegen Anthusa nicht motivirt wird; dafs man über die Mitgift der Sophula — mit das Hauptmovens im ganzen Stück — im Unklaren bleibt), es erhellt wohl, dafs trotzdem dieses Lustspiel an Form und Gehalt bedeutend genug ist, um die längere Besprechung in diesen Blättern zu rechtfertigen. Die Vertauschung der politischen, gereimten Verse für das Drama mit dem Trimeter ist ein eben so grofser Fortschritt wie es die Einführung der reimlosen Jamben statt des Alexandriners für das deutsche Theater ward und, wie schon die angezeigte Komödie beweist, nicht etwa blofs formell. Wenn, wie wir hoffen und bereits früher vorgeschlagen, der Trimeter auch für das ernste Drama, von einem begabten Dichter eingeführt wird, so läfst sich Bedeutendes erwarten.

Dr. Sanders, in Strelitz.

XL.

Miscellanea Latinitatis, edita a Guilielmo Leonardo Mahne. Lugduni Batavorum, apud H. W. Hazenberg et socios. 1845. 155 *S.* 8.

Das vorliegende Buch des als ausgezeichneter Lateinischer Stilist bekannten Hrn. Verf. macht auf den Philologen einen eigenthümlichen, aber angenehmen Eindruck. Es erinnert an die jetzt entschwundene Zeit, da die Kunst des Lat. Stils blühte und weit verbreitet war, da das höchste Interesse der Philologen sich daran knüpfte, ob dieser oder jener Ausdruck gut Lateinisch sei, da Leichtigkeit und Eleganz des Lateinischen Ausdrucks das erste Erfordernifs war, um als Eingeweihter in die Alterthumswissenschaft zu erscheinen. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste bis Seite 84 wurde hauptsächlich hervorgerufen durch eines Deutschen Gelehrten Werk, den bekannten Antibarbarus des Hrn. Krebs, der mit grofsem Eifer und vielem Geschick zahlreiche Bemerkungen über Latinität gesammelt hat. Derselbe sagt in der Vorrede zum zweiten Theile seiner Bemerkungen, wo die Versehen neuerer Latinisten zusammengestellt werden, er wolle, um nicht anzustosen, die Beispiele minder richtiger oder falscher Latinität, die er citire, ohne die Namen der Latinisten, denen sie entnommen wären, anführen, beschränkt aber diese Art von Humanität, durch die er seinen Tadel mildern will, auf lebende Deutsche Gelehrte. Deshalb werden denn Hrn. Mahne's Lateinische Schriften nicht selten namentlich angeführt, und an Beispielen daraus gezeigt, wie man *nicht* schreiben müsse. Ueber diese Beschränkung der Humanität auf Landsleute beschwert sich Hr. M. sehr stark, und wohl nicht ganz mit Unrecht, wenn gleich wir ihm nicht glauben, dafs Hr. Krebs dies aus Mitleid mit den Lateinischen Stilisten Deutschlands gethan habe, die häufiger irrten und weniger gut schrieben, als die des Auslandes. Bei genauer Abwägung finde ich nicht, dafs die jetzt lebenden Lateinischen Stilisten Deutchlands an Correctheit und Eleganz des Ausdrucks denen des Auslandes nachstehen: ja selbst an Leichtigkeit desselben möchte ich sie denen Hollands nicht nachsetzen, so sehr die ersteren auch durch die Veränderung der Verhältnisse gezwungen sind, nicht blofs auf den Lateinischen Stil alle ihre Aufmerksamkeit zu richten, sondern mit eben demselben Eifer ihren Deutschen Ausdruck in Vorträgen und Schriften üben müssen. Ich glaube auch, dafs Hr. M. zu streng richtet, wenn er meint, aus Inhumanität, die man sich gegen Ausländer wohl erlauben dürfe, werde er in Hrn. Krebs' Antibarbarus namentlich und häufig angeführt. Nein, er möge darin vielmehr einen Beweis erblicken, dafs seine Lateinischen Schriften bei uns weit verbreitet und geschätzt sind: sie werden citirt, weil sie als gut geschrieben bekannt sind, weil sie für

Digitized by Google

Beispiele einer guten Latinität gelten, in denen Fehler aufzufinden sowohl für den, der sie findet, ehrenvoll als für den Lernenden lehrreich ist.

So wenig wir also die Beschwerde Hrn. M.'s für ganz begründet halten, so erfreulich ist es doch, dafs dieselbe Veranlassung geworden ist, dafs Hr. M., indem er sich rechtfertigt, einige hübsche und wohl bewiesene Bemerkungen über Latinität macht. Dieselben schliefsen sich, wie man aus dem oben Gesagten schon vermuthen kann, theils an den Antibarbarus von Krebs, der widerlegt wird, theils an einen Anonymus Leidensis, wie Hr. M. ihn nennt, an. Ein unbekannter Holländischer Gelehrter nämlich hatte Hrn. M. durch die Wittwe Wyttenbach's Bemerkungen über dessen vita Wyttenbachii zukommen lassen, theils sachlich, theils sprachlich: und von den letztern werden einige zum Gegenstande weiterer Besprechung gemacht.

Zwei gröfsere Untersuchungen unterscheiden wir in diesen zerstreuten Observationen über Latinität, die nach der alphabetischen Ordnung der behandelten Wörter auf einander folgen. Die erste handelt über die vielbesprochene Frage, ob die Partikel *ac* vor Vocalen stehen dürfe oder nicht. Wir können nicht sagen, dafs Hrn. M.'s Resultat von dem gewöhnlichen abweicht: es wird nur etwas weniger sicher hingestellt. Es ist dies: Allerdings sei es gewöhnlich, vor Vocalen nicht *ac*, sondern *et* oder *atque* zu setzen; indessen sei dies nicht so sehr als Regel anzusehen, dafs, wer dagegen fehle, als *imperitus latinitatis* zu betrachten sei, wie F. A. Wolf meinte. Hr. M. hat es hierbei hauptsächlich mit Haud im Tursellinus zu thun, der die gewöhnliche Ansicht vertheidigt: er betrachtet die Frage in dreierlei Hinsicht, in Bezug auf das Stillschweigen der alten Grammatiker über einen solchen Gebrauch, dann in Bezug auf die Gründe der Erscheinung, endlich in Bezug auf die Handschriften. In den ersten beiden Hinsichten ist es allerdings schwer Hrn. M. zu begegnen: man kann sich nur darüber wundern, dafs die alten Grammatiker eine solche Bemerkung übergangen haben; warum die Erscheinung überhaupt Statt finde, läfst sich schwer oder wohl gar nicht mit Bestimmtheit sagen; nur folgt daraus, dafs man keinen Grund dafür angeben kann, nicht, dafs sie nicht Statt finden könne. Die Handschriften aber entscheiden die Sache: nach ihnen steht *ac* nicht vor Vocalen. Dafs in einigen der Handschriften, welche Drakenborch im Livius für die besseren hält, *ac* vor Vocalen steht, ist nicht zu verwundern, da den Abschreibern solche Feinheiten der Latinität unbekannt waren. Aber Hr. M. führt keine Stelle an, wo entweder die übereinstimmende Autorität der besten Handschriften bei Livius *ac* vor einem Vocal schützt, oder wo auch nur die jetzt als die besten anerkannten Codices es haben. Die von ihm S. 10 angeführten Stellen aus Seneca hat der neueste Herausgeber desselben, Fickert, sämmtlich aus Handschriften verbessert. Die Bemerkung selber also wird Hr. M. wohl zugeben: ob, wer dagegen fehlt, imperitus latinitatis oder wie sonst zu nennen sei, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten. Die zweite längere Untersuchung über *crede mihi* und *mihi crede* (S. 40—54) ist besonders deshalb nützlich, weil alle betreffenden Stellen aus Cicero und Seneca gesammelt sind und in ihrem Zusammenhange vollständig angeführt werden. Das Ergebnifs ist, dafs beides richtig und Lateinisch ist, und dafs, wie es überhaupt bei der Wortstellung auf den Gegensatz ankommt, nach diesem bestimmt werden mufs, ob *crede mihi* oder *mihi crede* richtiger ist.

In den übrigen Bemerkungen hat Hr. M. oft mit Glück den Tadel von Krebs in seinem Antibarbarus zurückgewiesen, z. B. S. 17 bei *aestimare* und S. 33 bei *contentus*, wo Krebs den Sinn des Ausdruckes falsch verstanden hatte: zum Theil beruht Hrn. Krebs' Tadel auf Druckfehlern. Man sehe S. 76 über *num* und *ne-quidem*. Noch anderes hat Hr. M. später selber verbessert z. B. S. 83 einen falschen Gebrauch des Adjectivs *varius*. Endlich wird Einzelnes, das Hr. M. oder andere seiner Landsleute geschrieben, vertheidigt, z. B. S. 70 Ruhnken's Ausdruck *artem ingenuo et libero dignam*, wo durch genügende Stellen Cicero's bewiesen wird, dafs *liber* und *ingenuus* auch ohne *homo* substantivisch gebraucht werden können, ähnlich wie andere Adjectiva z. B. *sapiens*. Bei manchen Observationen indessen bemerken wir den Mangel eines bestimmten Princips, was als mustergültiges Lateinisch anzusehen sei: die Unterschiede der verschiedenen Zeitalter der Sprache werden nicht beachtet, Prosaiker und Dichter aus allen Zeiten zum Beweise des mustergültigen Latein angeführt. Keinesweges als ob ich der Meinung wäre, nur Cicero oder etwa er und Caesar seien nachzuahmen, alles übrige unbedingt zu verwerfen: auch nach ihnen bildete sich die Sprache fort und schuf neue Wörter und neue Formen des Ausdrucks, die keinesweges zu verwerfen sind; allein es gehört ein sehr feiner Tact dazu, um zu erkennen, was in den Spätern wirklich Fortbildung, was Verderbung der Sprache war. Der Unterschied aber zwischen Prosa und Poësie mufs genau festgehalten werden: in dieser ist Manches erlaubt, was jene nicht zuläfst, und bei den späteren Autoren z. B. Plinius, Seneca, Tacitus, besonders aber dem ältern Plinius, besteht die Verschlechterung der Sprache gerade in der Vermischung des Poëtischen mit dem Prosaischen. Wir billigen also das, was S. 19 über den Gebrauch von *altus* angeführt wird, nicht ganz: ähnlich wird der Gebrauch von *fugitivus* bei Thieren und Sachen für entschieden poëtisch zu halten und nicht zu billigen sein, wenngleich Hr. M. aufser Dichtern Beispiele dafür noch aus dem ältern Plinius, Varro und Apulejus anführt. Und selbst bei Menschen bedeutet es nur „einen flüchtigen Sclaven;" wenn Cicero in Verr. IV, 50 den Verres einen *fugitivus a jure et legibus* nennt, gebraucht er ein Bild, das nicht überall gebraucht, nicht auf Alles ausgedehnt werden darf.

Zuweilen finden wir, dafs Hr. M. die neusten Untersuchungen Deutscher Gelehrten nicht recht benutzt hat, z. B. p. 27 wird über *ausim* gesprochen, das der Anonymus Leidensis, nach Wyttenbach's Vorgange, *in stilo simplici grandius et ineptum* genannt hatte. Hr. M. beweist nun durch die Anführung mehrerer Stellen, dafs dies keinesweges der Fall ist, wobei er freilich die Haupt- und einzige Stelle bei Cicero ausläfst; allein er spricht nicht über die Bedeutung und den Gebrauch der Form, dafs *ausim* keinesweges gleich *ausus sim* ist, sondern als Conjunctivus futuri exacti in potentialer Bedeutung angewendet wird. In der Bemerkung über *natu major* und *major*, in der Bedeutung von *älter*, S. 71 vermissen wir ein bestimmt ausgesprochenes Resultat. Es ist nämlich ersichtlich, dafs man *frater natu major* und blofs *major* sagen, gleich gut und gleich classisch: in der Regel liefs man indefs *natu* aus, weil es sich meistens aus dem Zusammenhange ergiebt, dafs die Vergleichung in Hinsicht auf das Alter Statt findet. Bei *ac si*, p. 17, sind die angeführten Stellen zum Beweise dafs es für *perinde ac si* steht, dankenswerth; allein dafs der Ausdruck classisch sei, ergiebt sich nicht, denn die einzige aus Cic. ad Att. V, 13 dafür angeführte Stelle ist in den neuern Ausgaben evident verbessert. Nicht ganz richtig ist es, wenn p. 35 durch Plaut. Menaechm. II, 3, 69 *abs qua cavendum nobis sane censeo* bewiesen werden soll, dafs man *sibi cavere ab aliqua re* sagen könne. Folgt denn aus *mihi eundum est* auch *mihi eo?*

Die zweite Abtheilung des vorliegenden Buches von p. 85—155 ist lexicalischer Art. Hr. M. sagt ganz richtig, dafs die Kenntnifs der epitheta sehr viel zur Deutlichkeit und Fülle der Rede beiträgt und dafs daher eine Sammlung derselben zum Behuf des Lateinischen Stils sehr nützlich wäre. Es giebt nur zwei ältere Bücher, die sich eine derartige Sammlung zum Zweck gesetzt hatten, des Joh. Nunnesius epitheta M. Tullii Ciceronis (Lugduni 1571) und des Io. Ravisius Textor opus epithetorum absolutissimum, beide sehr selten und keinesweges vollständig; der bekannte gradus ad Parnassum dient nur für die poëtische Schreibart. Daher ist Gesner's thesaurus, wo wenigstens die hauptsächlichsten Beiwörter in alphabetischer Ordnung gegeben werden, für die Bildung des Lat. Stils in dieser Hinsicht immer noch das zweckmäfsigste Buch. Hr. M. nun, um eine Probe von einem nur die Beiwörter enthaltenden Buche der Art zu geben, hat alle epitheta des Wortes *oculus* gesammelt und giebt sie in alphabetischer Ordnung mit vollständiger Anführung der Stellen, so dafs man die Bedeutung, die das Beiwort jedesmal hat, deutlich erkennt.

A. W. Zumpt.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1845.

XLI.

Codex Pomeraniae Diplomaticus oder Sammlung der die Geschichte Pommerns und Rügens betreffenden Urkunden. Nach den Originalien, Transsumten und alten Copieen mit Anmerkungen, Schriftproben und Siegelzeichnungen herausgegeben von Dr. Karl Friedrich Wilhelm Hasselbach, Director des Gymn. und Seminars f. g. Schulen zu Stettin, Dr. Wilh. Gottfr. Ludw. Kosegarten, Prof. der Theologie zu Greifswald und Friedr. Bar. v. Medem, K. Archivar des Prov. Archives zu Stettin. Erster Band. Heft 1. *u.* 2. *Greifswald,* 1843. 1844*; bei Koch.* 5 *und* 43 *Bog. gr.* 4.

Das Unternehmen des grofsartigen Werkes, welmit den vorliegenden beiden Heften begonnen wird, liefert aufs Neue ein erfreuliches Zeugnifs von der Verbreitung, welche das Streben gewonnen hat, der vaterländischen Geschichte, anstatt des Fortganges bisheriger oberflächlicher Bearbeitung, durch umfassende Sammlung ihrer Quellen eine tiefere Begründung zu geben. Wie könnte auch das bisher fast überall für die Specialgeschichte stattgefundene Mifsverhältnifs in unserer, alle Kreise der Wissenschaft mit gründlicher Forschung durchdringenden Zeit irgendwo länger geduldet werden? Ein Geschichtsschreiber schreibt den andern aus, modernisirt nur die Form des Vortrages oder thut, als eigene Leistung, wohl noch vage Vermuthungen und kühne Conjecturen, wenn nicht gar dreiste Unwahrheiten hinzu: und die genaueste Kenntnifs der vorhandenen Geschichtswerke liefert uns nur ein äufserst mangelhaftes, lückenhaftes und daher wenig anziehendes Bild der vergangnen Zustände des betreffenden Landes. Dagegen ruhen reichhaltige, noch nie zur Benutzung gezogene Quellenschriften, welche nicht nur völlig zureichen würden, um diese Lücken und Mängel auszufüllen und die Geschichte von den ihr durch jene Schriftstellerei angedichteten Irrthümern und Unwahrheiten wieder zu reinigen, sondern auch für manche Länder zur lebensfrischen und vollendeten Wiederabschilderung der vergangenen Jahrhunderte ihres historischen Daseins in allen seinen anziehenden Farben und Schattirungen hinführen würden, in Staats- und Privatarchiven, um hier unausgebeutet zu vermodern. Wahrlich wer dies Mifsverhältnifs nach seinem ganzen Umfange aus der Nähe wahrgenommen und erkannt hat und ehrliches Interesse für die Geschichte eines Landes hegt, mufs sich dadurch aufgefordert fühlen, dies Interesse durch Theilnahme an der Vollbringung der zum Möglichwerden gründlicher Bearbeitung nöthigen Vorarbeiten zu bethätigen.

Die Vornahme dieser Vorarbeiten ist dabei zugleich dringend an der Zeit, nicht nur weil auf uns Deutschen der Vorwurf nicht länger lasten darf, dafs wir der Erforschung und der Erkenntnifs unserer Vergangenheit und des Lebens unserer Vorfahren die deutsche Gründlichkeit bisjetzt erst in einem so ungenügenden Maafse zugewandt haben; sondern auch besonders deshalb, weil es mit den jetzt noch dargebotenen, für die Geschichte der älteren Zeit wichtigen Quellenschriften nicht anders geht, wie mit den Sibillinischen Büchern. Denn sie nehmen täglich an Umfang und Zahl ab und werden ihrem gröfseren Theile nach bald ganz untergegangen sein. Besorgen wir auch nicht die Rückkehr einer an historischen Schätzen so viel raubenden Zeit, wie die der ersten Decennien dieses Jahrhunderts war; so raubt doch immer jeder Tag das Seinige, und gewährt auch die gröfseste archivalische Vorsicht, welche bei Privatarchiven gewöhnlich noch obendrein mangelt, keine den Fortbestand sichernde Conservation. Der Stoff, worauf die mittelaltrigen Urkunden geschrieben

Digitized by Google

sind, ist durch die Wirkung der Jahrhunderte meistens bereits sehr unhaltbar geworden: die für Geschichtsforschung so interessanten Siegel sind von den meisten Urkunden abgefallen: die Tinte ist verblafst. Viele Urkunden können nicht lange mehr dauern, auch wenn kein Unglück sie betrifft: — und wie viel Urkunden sind in neuester Zeit noch durch Brand oder Ueberschwemmung, Kriege und bürgerliche Unruhen zerstört worden. Das einzige Mittel der Conservation dieser verwitternden und der Zerstörung ausgesetzten Documente ist daher ihr diplomatisch getreuer Abdruck: und daher erscheint es als eine Pflicht unserer Zeit, diesen wichtigen Nachlafs unserer Vorfahren in solcher Weise unsern Nachkommen zu erhalten.

Mit warmem Gefühle danken wir darum den Männern, welche der künftigen Geschichtschreibung Pommerns diesen wichtigen Dienst zu leisten übernommen haben. Schon vor mehr als hundert Jahren begann der würdige *Friedrich von Dreger* die Ausführung dieses Planes. Seine auf unsere Zeit gebrachten umfassenden Vorarbeiten sind noch jetzt für Pommern ein unschätzbarer Besitz. Die Vollendung und die Publication derselben scheiterte jedoch damals theils an dem Mangel der erforderlichen Geldmittel, theils an einer Veränderung der amtlichen Stellung des Unternehmers. Erst nach hundert Jahren hat *Friedrich von Dreger* auf dem von ihm betretenen Wege Nachfolger gefunden. Möge nur ihrem Unternehmen ein besseres Loos beschieden und eine mehr Theilnahme und Unterstützung mit sich führende Anerkennung zu Theil werden!

Das Unternehmen Pommerns ältere Geschichtsquellen, die gröfstentheils noch ganz unbekannt sind, zu sammeln und in den Druck zu geben, ist um so verdienstlicher und lohnender, als Pommern unter den benachbarten, in Beziehung auf Nationalität der Bewohner und frühere politische Verhältnisse ihm am nächsten stehenden Ländern vergleichungsweise einen sehr bedeutenden Reichthum an Geschichtsquellen besitzt. Pommern dürfte in dieser Beziehung auf gleiche Stufe zu stellen sein mit Mecklenburg, welches ebenfalls sich eines sehr ansehnlichen Besitzthumes alter Geschichtsquellen erfreuet. Von den übrigen germanisirten Slawenländern ist nur Schlesien in der gedachten Beziehung noch reicher ausgestattet, während dagegen die Marken Brandenburg und die Lausitzen bedeutend weniger historisches Material aus der Vorzeit übernommen haben. Für Pommern enthält nicht nur das Königl. Provinzialarchiv zu Stettin eine sehr beträchtliche Menge wichtiger, bis in die älteste Zeit zurückreichender Originaldocumente; sondern es besitzen auch die meisten Städte des Landes noch bedeutende zum Theil wohl erhaltene Archive, unter denen sich einige, z. B. die Archive der Städte Stralsund und Stettin, durch seltene Reichhaltigkeit auszeichnen. Zugleich bilden hier zahlreiche alte Copialbücher und Matrikeln, die vorzüglich von den ehedem in Pommern bestandenen geistlichen Stiften herrühren und den theilweise oder ganz erfolgten Verlust ihrer Archive ersetzen, eine höchst wichtige Fundgrube für die Landesgeschichte der frühern Jahrhunderte. Die Herausgeber haben in einer dem Werke vorausgeschickten noch nicht vollendeten Abhandlung 21 solcher Copialbücher, deren Inhalt von ihnen für die beabsichtigte Sammlung benutzt ist, speciell beschrieben.

Was hiernach die Art der Ausführung dieser Sammlung Pommerscher Geschichtsquellen anbelangt, so geben die als Probe vorliegenden beiden Hefte zu rühmender Anerkennung der Sachkenntnifs und der Sorgfalt der Herausgeber viel Veranlassung. Die Urkundenabdrücke sind nach den besten Vorlagen geliefert, welche zugänglich gemacht werden konnten, und mit der gröfsesten Genauigkeit ausgeführt, unter der Beobachtung von Grundsätzen, worin die Herausgeber sich den besten neuern Arbeiten dieser Art anschlossen. Zugleich sind diese Abdrücke der historischen Documente von einem reichhaltigen Apparate historischer, topographischer und sprachwissenschaftlicher Erläuterungen begleitet und findet in diesen Anmerkungen zum Texte ein Aufwand von Mühwaltung und Gelehrsamkeit statt, welcher in gleichem Maafse bei keiner der neuern Urkundensammlungen anzutreffen ist. Es werden darin nicht blofs Nachweisungen gegeben über den Fundort des Originals der Urkunde oder der benutzten ältern Copie, die Beschaffenheit der Urschrift, die Schreibart öfters mit Hinzufügung von Schriftproben, die Siegel, bisweilen unter Zugabe von Abzeichnungen, so wie über die Varianten, welche in anderen Abdrücken vorgefunden werden; sondern die Herausgeber suchen auch die Lage der in den Urkunden erwähnten Ortschaften zu bestimmen, die Bedeutung der slawischen Orts- und Personenna-

Digitized by Google

men sprachforschend zu erörtern und diejenigen historischen Verhältnisse, auf welche die zur Mittheilung kommenden Urkunden sich beziehen oder welche daraus erkannt werden können, zum Theil durch umständliche Abhandlungen, zu erläutern. Es wurde bei diesen Anmerkungen der Zweck im Auge gehalten, den gröfseren Kreis der Leser in die vielfachen Beziehungen dieser Urkunden einigermafsen einzuführen, ihn auf die historischen Thatsachen, welche aus den Urkunden zu entnehmen seien, aufmerksam zu machen und dadurch ein gröfseres Interesse für deren Inhalt bei ihm zu wecken. Denn blofse Urkundentexte ohne alle Erläuterungen bleiben für solche Leser, welche in den dahin gehörigen speciellen historischen und geographischen Forschungen nicht sehr bewandert sind, allerdings beinahe unverständlich, zumal wenn sie ohne Zusammenstellung nach dem Gegenstande und Inhalte, blofs nach der Zeitfolge geordnet mitgetheilt worden. Es war aber der Wunsch der Herausgeber dieser Sammlung, solche nicht blofs dem Historiker von Fach, sondern auch denjenigen ihrer Landsleute, welche Sinn und Theilnahme für die Geschichte ihrer Heimath hegen, zugänglich und brauchbar zu machen.

Referent verkennt nun keineswegs das Interesse, was dieser löbliche Zweck verdient, in dessen Erstrebung die Herausgeber der Pommerschen Urkunden solche mit jenem reichen Beiwerk von Anmerkungen und Erläuterungen aller Art ausgestattet haben. Dennoch sieht er sich zu dem Bekenntnisse gezwungen, dafs ihm hier des Guten zu viel gethan zu sein scheint. Es beträgt nämlich der räumliche Umfang, welchen diese Zugaben und Erläuterungen zum Texte einnehnehmen, wohl das Vierfache des Raumes, den die Urkundenabdrücke selbst ausfüllen, und wird daher in den beiden vorliegenden Heften auf 43 Bogen des gröfsten Formates nur die geringe Zahl von 144 Urkunden mitgetheilt, so dafs der Hauptzweck, als welchen man bei solchen Sammlungen die Mittheilung aller historisch wichtigen Urkunden zur Benutzung für die Geschichtsforschung annehmen mufs, gegen den Nebenzweck, diese Urkunden auch dem Nichtforscher verständlich zu machen, in den Hintergrund tritt. Als nothwendige Folge der Beobachtung dieses Verfahrens ist wenigstens eine beträchtliche Verspätung der in möglichster Beschleunigung zu wünschenden Mittheilung des ganzen Urkundenvorrathes der Pommerschen Archive nicht zu vermeiden. Mit erheblichem Gewichte aber knüpft sich an die gedachte Ausstattung der Urkunden zugleich die Besorgnifs an, dafs auch den vereinigten Kräften der drei Editoren dieser Sammlung die vollendende Durchführung in der begonnenen Form unmöglich werden dürfte. Endlich wird die Schwierigkeit der Deckung des Kostenaufwandes, welche bei der Beschränkung des Absatzes auf grofse Bibliotheken und wenige besonderes Interesse dafür nehmender Geschichtsforscher und bei dem immer beträchtlichen Umfange solcher Werke ohnehin sehr grofs ist, durch den Umfang, zu welchem eine in der begonnenen Art vollendete Pommersche Urkundensammlung bis zu ihrer Vollendung anwachsen müfste, in der That leicht bis zum unübersteiglichen Hemmnifs gesteigert werden. Wäre es denkbar, dafs die herrliche Spende gelehrter Erläuterungen, welche hier den Urkundenabdrücken mitgegeben ist, den Kreis der daran Interesse nehmenden Leser wirklich in dem Maafse erweiterte, dafs der Absatz im Buchhandel wenigstens das Aufkommen der Kosten bis zur Vollendung des ganzen Werkes verbürgte; so würden auch wir die Urkundensammlung in der Begleitung ihrer reichhaltigen Mitgift willkommen heifsen und wegen der sonstigen Besorgnisse uns leichter beruhigen. Die Erfahrung, welche bei allen Urkundensammlungen gemacht ist, lehrt jedoch das Gegentheil. Eine beträchtliche Ausdehnung des Leserkreises ist für Urkundenwerke von noch so reichhaltigen, das Verständnifs des Textes erläuternden Anmerkungen nicht zu erwarten. Die historische Belehrung, welche in Noten zum Texte von Urkunden nur gegeben werden kann, bleibt immer eine fragmentarische, welche der Leser sich mühsam aneignen mufs und die daher für den der Geschichtsforschung nicht zugewandten Leser wenig Reiz zu haben pflegt. Wir meinen daher, das Hauptpublikum für Sammlungen von Urkunden, die nicht nach Orten, Familien, Stiften und dergleichen gruppirt, sondern nur nach der Zeit ihrer Ausfertigung an einander gereiht sind, bleibe das Publikum der Geschichtsforscher von Fach, und man müsse nicht der wenigen Leser willen, die durch aufserordentliche Ausdehnung der erläuternden Anmerkungen vielleicht heranzuziehen sind, die Geschichtsforschung der Gefahr aussetzen, die historisch wichtigen Pommerschen Urkunden auch dies Mal wieder nicht vollständig zur Benutzung zu erhalten, son-

Digitized by Google

dern man müsse vielmehr vorerst auf die Befriedigung des dringenden Bedürfnisses der Geschichtsforschung hinarbeiten. Sind die Urkunden nur erst alle da, in einer zur Benutzung für den Geschichtsforscher hinlänglich bequemen Form, so wird es an Bearbeitern nicht fehlen, welche dieselben ausbeuten und das Ergebnifs ihrer Forschung, in einer den gewöhnlichen Leser mehr ansprechenden Form, im gröfsern Publico verbreiten.

Noch kann Ref. nicht umhin, im Interesse für das Gedeihen der Pommerschen Urkundensammlung einen zweiten bis jetzt unerfüllten Wunsch hier niederzulegen, nämlich dafs zwischen der jüngst von *Fabricius* begonnenen Rügischen Urkundensammlung und dieser Pommerschen eine Vereinigung eintreten möge. Rügen ist doch ein Theil von Pommern und der vorliegende Codex diplomaticus Pomeraniae daher auch, nach seinem Titel, wie nach seinem Inhalte, ausdrücklich mit auf Rügen erstreckt. Die Sammlung Rügischer Urkunden, welche *Fabricius* mit vieljährigem Fleifse zu Stande gebracht und zum Theil schon veröffentlicht hat, mufs bei dieser Trennung beider Werke, der Pommerschen Urkundensammlung von der Rügischen, in der erstern vollständig wieder abgedruckt werden: es werden also dieselben Urkunden kurz nach einander zweimal edirt. Durch diese Sonderung und Vereinzelung werden beide Werke benachtheiligt, so wie Kosten und Kräfte unnöthiger Weise doppelt consumirt. Dagegen würde durch eine Verbindung der Kräfte so würdiger Unternehmer zu einem Werke, nicht nur zum beiderseitigen Gewinn das Interesse des Publicums mehr zusammengehalten, sondern auch die Bürgschaft für die Vollendung des gemeinschaftlichen Werkes mehr verstärkt werden. Diese Bürgschaft kann aber nicht stark genug sein, um den Besorgnissen, welche die Erfahrung predigt, das Gegengewicht zu halten. Denn wie viel diplomatische Werke dieser Art sind unternommen und wie wenige unter denselben sind bis jetzt vollendet!

Vollkommen einverstanden ist Ref. übrigens mit dem Grundsatze, welchen die Pommersche Urkundensammlung sich zur Regel gemacht hat, auch die anderweitig schon abgedruckten Urkunden von Neuem zum Wiederabdrucke zuzulassen. Diese Ausdehnung ist zwar den meisten neueren diplomatischen Sammlungen nicht zu Theil geworden, indem die Herausgeber sich auf die Mittheilung der noch nicht durch Abdruck veröffentlichten Quellenschriften beschränkten; indessen sprechen viel trifftige Gründe für diese Ausdehnung. Nicht nur sind viele der älteren Urkundenabdrücke mit sinnentstellenden Fehlern erfüllt, sondern meistens befinden sie sich auch einzeln in so viel verschiedenen historischen Werken, dafs letztere gesammelt allein eine bedeutende, die Kräfte des Privatmannes gewöhnlich übersteigende Bibliothek ausmachen. Aeufserst selten findet man daher auch diese Schriftwerke irgend wo vollständig gesammelt: vielmehr ist es bei dem Bücherreichthume unserer Zeit dahin gekommen, dafs man im Verfolgen einer solchen, in einer sonst unbedeutenden und wenig verbreiteten Schrift irgend einmal abgedruckten Urkunde bisweilen alle Hauptbibliotheken Deutschlands durchsuchen kann, ohne eines Exemplars ansichtig zu werden. Urkundenabdrücke in solchen Druckwerken sind in der That nicht nutzbarer als Originalien, die in unzugänglichsten Archivgewölben verborgen liegen: ihr Abdruck ist daher von gleichem Werth wie der Abdruck einer noch nie vorher zum Druck gekommenen Quellenschrift. Eine solche Seltenheit findet nun zwar nur in Ansehung weniger Werke statt, jedoch setzt immer die Benutzung der tausend verschiedenen Bücher und Schriften, worin man die geschichtlichen Urkunden eines Landes zu suchen hat, so viel Belesenheit und auf unfruchtbare Nachsuchungen gerichteten Zeitaufwand und so viel literarischen Apparat voraus, dafs dies von den Bearbeitern der Landesgeschichte kaum erwartet und gefordert werden darf. Die Aufnahme der sämmtlichen, auch anderswo schon abgedruckten Urkunden, in Gemäfsheit des für den Pommerschen Codex angenommenen Planes, mufs daher die künftige, unter Benutzung aller dazu gehörigen Quellen vorzunehmende Bearbeitung der Landesgeschichte Pommerns ungemein erleichtern.

Diese Bemerkungen mögen zur beurtheilenden Ankündigung eines Werkes genügen, welches bei der gerühmten Art der Ausführung weiterer Empfehlung nicht bedarf. Diese liegt vielmehr im Wesen eines solchen Werkes, wonach es kein Product der Schriftstellerei gleich den meisten andern ist, welches heute zwar einen Fortschritt vermittelt, aber morgen schon wieder von andern übertroffen wird und daher leicht veraltet; sondern wonach es eine bleibende Grundveste für die Geschichtsforschung des betreffenden Landes für alle Folgezeit bleiben mufs, dereinst, nachdem die benutzten Urschriften ganz oder zum Theil zu Grunde gegangen sein werden, noch viel werthvoller, als heute.

A. F. Riedel.

Digitized by Google

Northwestern University Library

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Juni 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Library

Inhalt des Juni-Heftes.

Jahrbücher Nr. 101 — 120.

Seite

Manuel du droit public ecclésiastique français, par M. Dupin. Paris, 1845. — Jacobson. . . . 937

Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und in ihren Denkmalen, von Adolph Helfferich. In zwei Theilen. Erster Theil: Entwickelungsgeschichte der christlichen Mystik. Zweiter Theil: Denkmale altchristlicher Mystik. Gotha, 1842. — Reuter. . . . 889

Paul Henry, das Leben Calvins des grofsen Reformators; mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, vornehmlich der Genfer und Züricher Bibliothek, entworfen, nebst einem Anhange bisher ungedruckter Briefe und andrer Belege. (Erster Artikel.) Hamburg, 1835 — 1844. — Pelt. 921

Dr. Fr. Junghuhn, topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java, für die Kaiserlich Leopoldinisch-Carolingische Akademie der Naturforscher zum Druck befördert und bevorwortet durch Dr. C. S. Nees von Esenbeck. Magdeburg, 1845. — Meinicke. 822

Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg vom Jahre 1295 bis 1323. Unmittelbar nach den Quellen dargestellt von K. F. Klöden. Berlin, 1844. — Riedel. 908

Meister Eckart. Eine theologische Studie von Dr. Heinr. Martensen. Hamburg, 1842. — Reuter. . . 889

Hegel et la philosophie Allemande, ou exposé et examen critique des principaux systêmes de la philosophie Allemande depuis Kant et spécialement de celui de Hegel, par A. Ott. Paris, 1844. — Schmidt. . . 867

Die vereinigten Staaten von Nordamerika von Fr. von Raumer. 2 Bde. Leipzig, 1845. — Dieterici. 849

Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern zwischen den Jahren 1824 und 1843. Berichte und Betrachtungen von C. L. Roth. Stuttgart, 1845. — Wiese. . . 830

Platonis de summo bono doctrina, ratione et Antiquiorum sententiarum et Aristotelis judicii habita. Exposuit atque illustravit Theodorus Wehrmann. Berolini, 1843. — Dalmer. 801

Prometheus und sein Mythenkreis, mit Beziehung auf die Geschichte der griechischen Philosophie, Poesie und Kunst dargestellt von Benj. Gotthold Weiske, nach dem Tode des Verf.'s herausgegeben von Dr. Herm. Leyser. Leipzig, 1842. — Hartung. . 814

Digitized by Google

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei **Wilh. Besser** in Berlin (44 Behrenstrafse).

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Geschichte des deutschen Reiches
unter
Conrad dem Dritten
von
Philipp Jaffé.
gr. 8. 1845. geh. Preis 2 Thlr.

Bei **George Westermann** in Braunschweig ist erschienen:

Kritik christlicher Glaubenssätze.
Zunächst für
Lehrer evangelisch-protestantischer Lehranstalten dargestellt
von
Friedr. Wilh. Ebeling.
gr. 8. Velipap. geh. Preis 24 Ngr.

In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Günsburg (Dr. *F.*), Studien zur speciellen Pathologie. Erster Band. — A. u. d. T.: Die pathologische Gewebelehre. Erster Band: Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei **Alexander Duncker,** Königlicher Hofbuchhändler in Berlin, erscheint so eben:

Hartmann von der Aue.
Jwein mit dem Löwen.
Uebersetzt und erläutert von **Wolff Graf von Baudissin.**
8. Eleg. geheftet. 1½ Thlr.

Dieses anziehende altdeutsche Gedicht stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert; es liegt ihm eine alte celtische Sage zu Grunde. Ist diese schon an und für sich von höchst interessanter Eigenthümlichkeit, so gewinnt sie noch unendlich durch die ächt deutsche Art und Weise, in welcher der Dichter sie aufgefafst hat, durch die herzliche Innigkeit in den Schilderungen von Liebe und Freundschaft, durch das frische Wohlgefallen an Kampf und Sieg. Jeder Leser wird sich erfreuen an dem einfachen und doch so rührenden Gange der Geschichte, an der lieblichen Klarheit und Gemüthlichkeit der Darstellung, und an der grofsen Leichtigkeit der Sprache bei aller logischen und grammatischen Strenge. Die Uebersetzung hat mit möglichster Treue den Ton des Originals beibehalten, ohne indefs Gewandtheit und Anmuth der Diction vermissen zu lassen.

Bei **Julius Groos** in Heidelberg ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber populäre Gesetzkunde.
Revision oder Reform?
Wenige Memorabilien für deutsche Staatsleute und Juristen.
gr. 8. geh. Preis 6 gGr. oder 27 Kr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

XLII.

Platonis de summo bono doctrina. Ratione et Antiquiorum sententiarum et Aristotelis judicii habita. Exposuit atque illustravit Theodorus Wehrmann. Berolini, 1843. *Reimer. VI.* 138 *Pag.*

Wie man heut zu Tage in Gemäldegallerieen die jungen Künstler ihr Talent üben sieht durch Nachschaffen Raphaelischer oder andrer grofsen Muster aus der Vergangenheit, so findet man auf den Studirzimmern die philosophische Anlage besonders durch Betrachtung und Beurtheilung des Platonischen und Aristotelischen Systems sich bilden. Und das ist der Natur wahrer Bildung und Entwicklung durchaus angemessen. Der geschichtliche Hintergrund, worauf alles Leben beruht, mufs in die Erinnerung gebracht und erkannt worden sein, wenn der Inhalt der Gegenwart richtig verstanden werden und die weitere Gestaltung desselben sicher vor sich gehen soll. Wenn alles Fortschreiten, wie der Dichter sagt, darin besteht, dafs das schon Gebildete wieder zu Stoff werde, so handelt es sich hier vor Allem um Norm und Gesetz, damit die Weiterbildung dieses Stoffes nicht zu einer Rückbildung und Verbildung werde. Ein solches Gesetz aber erlangt der Geist allein durch die Erkenntnifs seiner Geschichte. Mufs demnach auch der zum Philosophen sich ausbildende Geist nothwendig Einsicht in die geschichtlichen Systeme haben, so könnte doch noch gefragt werden, warum denn grade Plato und Aristoteles sich besonders eignen sollten als Stoff für die ersten specimina eruditionis. Dafs nun überhaupt ein System der Vergangenheit mehr als ein gegenwärtiges für des Anfängers Vermögen der Darstellung und Beurtheilung angemessen sei, bedarf keiner genaueren Erklärung; das abgeschlossen Ruhende und Einfache ist leichter zu fassen und zu schätzen als das werdend sich Bewegende und an Bestimmungen Reichere. Unter den Systemen der Vergangenheit aber sind die späteren von Plato und Aristoteles abhängig, wenn auch nicht immer ihrer ganzen Weltanschauung nach so doch in Betreff der Hauptkategorieen; die früheren dagegen sind noch zu dürftig und zu abstract. Bei Plato und Aristoteles findet sich zuerst eine von dem Gedanken ausgearbeitete concrete Totalität; die Aufgabe aller Philosophie, zwischen Gott, Welt und Mensch den immanenten Zusammenhang zu begreifen, ist hier zum ersten Mal wenn auch noch unvollkommen ausgeführt (πρὸς ἓν ἅπαντα συντέταχται). Uns scheint also das Studium dieser beiden Systeme als Einleitung zur Philosophie besonders deshalb zu empfehlen zu sein, weil einerseits darin das Ganze in seiner einfachen und ursprünglichen Gestalt vorhanden ist, und andererseits weil auch für die Urtheilskraft des Anfängers schon das Ungenügende dieser ersten Versuche wahrnehmbar ist. Erst wenn man diese beiden Systeme in ihrer genuinen Gestalt erkannt und diese beurtheilt hat, erst dann kann das Studium der folgenden Geschichte der Philosophie von wirklichem Interesse und für das zu bildende System wahrhaft fördernd sein. In neuerer Zeit hat man nun wieder mit grofsem Eifer die Erforschung des Plato und Aristoteles betrieben; dessenungeachtet wüfste Ref. noch keine Schrift zu nennen, worin ein ganz treues und klares Bild von jenen Systemen gegeben wäre; und noch viel weniger ist uns eine treffende Kritik derselben bekannt geworden. Sehen wir denn nach, was die vorliegende Abhandlung, die wenigstens ein gründliches Quellenstudium zur Basis hat, zur Erkenntnifs der Platonischen Philosophie geleistet habe.

Dem Titel der Schrift nach müfste man darin eigentlich eine Darstellung der Platonischen Gotteslehre erwarten, der Verf. aber will nur das höchste Gut des Menschen darstellen. Nun steht freilich die

Digitized by Google

Sache bei Plato so, dafs des Menschen höchstes Gut nicht ohne die Erkenntnifs Gottes zu begreifen ist, aber dem eigentlichen Inhalte der Schrift nach wäre doch wohl richtiger gesagt worden: de hominis summo bono. In der Einleitung (p. 1—37) wird zunächst mit Kant das höchste Gut (consummatum, Endzweck) unterschieden von dem höchsten der einzelnen Güter (supremum, Mittel). Dieser Unterschied ist auch schon in der alten Philosophie gemacht worden, besonders von Aristoteles, indem er die Glückseligkeit als das Ganze über die einzelne Güter und nicht in eine Reihe mit ihnen stellt, μὴ συναριθμουμένην Eth. Nic. I. 5. Der letztere Ausdruck ist verschieden interpretirt worden. Michelet z. B. erklärt so: Aristoteles wolle damit sagen, das höchste Gut sei kein Zusammengezähltes, keine Summe. Das Richtige hat wohl der Verf. getroffen, indem er auf die Bemerkung des Paraphrasten, dafs die Eudämonie nicht sei σύστοιχος τοῖς ἀγαθοῖς, sich stützt und demnach das συναριθμεῖν übersetzt: mit darunter zählen. Nach dieser Begriffsbestimmung zieht der Verf. die vorplatonischen Versuche, das höchste Gut oder die Glückseligkeit näher zu bestimmen, in Betrachtung. Als Momente des glücklichen Lebens sind zuerst von Dichtern und Weisen nicht nur die äufseren und die Güter des Leibes gepriesen worden, sondern auch die geistigen, gesellschaftliches Leben und Künste; wie denn auch die Götter angeschaut wurden nicht nur als Nektar und Ambrosia geniefsend, sondern zugleich auch als am Gesange Apollo's und der Musen sich erfreuend. Aber diese ersten Bestimmungen leiden noch an Unbestimmtheit, was besonders hervortritt in dem berühmten Distichon: das Schönste ist die Gerechtigkeit, das Beste die Gesundheit, das Angenehmste die Befriedigung. Erst die Philosophie konnte diese einzelnen Momente nach ihrem Werthe für den Einen Endzweck des Lebens erkennen und bestimmen. Unter den früheren Philosophen zeichnen sich in dieser Hinsicht besonders aus Pythagoras und Heraklit, indem sie lehrten, dafs das menschliche Leben nach dem λόγος, nach der Harmonie des Ganzen geordnet werden müsse. Späterhin als die kosmologische Beziehung, überhaupt aller objective Zusammenhang aus dem Bewufstsein verloren gegangen, und das Subjective geltend gemacht wurde, galt als das höchste Gut die Seelenruhe (Demokrit) oder das Durchsetzen willkührlicher Meinung (Sophisten). Hingegen setzte Sokrates auch in dem Subjectiven wieder ein Objectives, indem er das Gute nicht als ein θέσει, sondern als ein φύσει Seiendes fafste, welches nicht durch regelloses Hin- und Herreden, sondern durch feste und allgemein gültige Begriffe erkannt werde. Der Verf. bemerkt ganz richtig, dafs nach Sokrates das höchste Gut, der Endzweck des menschlichen Lebens bestehe in dem auf wahre Einsicht gestützten Handeln (εὐπραξία); aber wenn er dann (p. 30) als Momente und Bedingungen dieses Endzwecks anführt: Wissen, Tugend, Lust, so scheint uns weder diese Angabe vollständig, noch auch die gemachte Unterscheidung durchgängig sokratisch. Nach Xenophon Memor. forderte Sokrates für das wahre Leben als erste, negative Bedingung die *Entsagung* (σωφροσύνη); als zweite, positive Bedingung das *Wissen*, das er von der Tugend nicht unterschied; durch das Wissen ist die wahre Handlung, der Endzweck möglich, und mit der wirklichen Handlung ist das Dritte, die *Lust* gesetzt, die aber nicht Zweck sein soll. Die sogenannten Sokratiker sind deshalb einseiseitig, weil sie das, was Sokrates als den eigentlichen Endzweck ansah, das Handeln, ganz aus den Augen verloren und nur an die einzelnen Momente sich hielten: die Kyniker an die Entsagung, die Megariker an das Wissen, die Kyrenaiker an die Lust. — Diese Prämissen sollten dem Verf. dienen, einerseits um zu zeigen, aus welchen Elementen die Platonische Lehre erwachsen, und andererseits um durch eine Vergleichung mit ihnen desto augenscheinlicher die Vorzüge und Verdienste Plato's hervorheben zu können. So sehr wir dieses von dem geschichtlichen Zusammenhange ausgehende Verfahren als das wahre anerkennen und billigen, so müssen wir nun doch auch fragen, ob hier der gestellten Aufgabe allseitig Genüge geleistet sei. Und das müssen wir verneinen. Ein Blick in Plato's Schriften lehrt uns, dafs darin Etwas vorhanden, wovon in den vom Verf. angeführten Prämissen gar keine Anklänge zu finden sind, wir meinen den festen Glauben an das Transscendente und Jenseitige, an eine übersinnliche Welt und Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Sollten sich dafür in dem früheren griechischen Bewufstsein gar keine Voraussetzungen und Anknüpfungspuncte finden, sollte Plato hierin Autodidakt sein? P. 12 wird der seit ältesten Zeiten bei den Griechen üblichen feierlichen

Digitized by Google

Leichenbestattung, des Todtencultus Erwähnung gethan. Gewifs hat diese Sitte in dem tieferen Verlangen nach Unsterblichkeit ihren Grund; aber diese Vorstellung von einem blofsen Fortleben im Munde und im Gedächtnifs der Nachwelt ist doch noch unendlich verschieden von der persönlichen Unsterblichkeit in der ewigen Welt bei den Göttern, wie sie Plato lehrt. Diese vollendetere Platonische Lehre ist nun aber keineswegs ein Sprung, ein schlechthin Neues im griechischen Bewufstsein, sondern Anklänge davon finden sich auch schon bei früheren Schriftstellern, und Plato selbst führt an mehreren Stellen seine diesen Punct betreffenden Ansichten zurück auf Früheres, namentlich auf die Mysterien. Hierüber also hätte der Verf. der Aufgabe seiner Einleitung gemäfs wohl nähere Aufschlüsse zu geben, wenigstens versuchen müssen.

Wenden wir uns nun an die Darstellung der Platonischen Lehre selbst, deren allgemeine Grundlage im 1. Cap. (p. 38—44) folgendermafsen angegeben wird. Die früheren Philosophen betrachteten entweder nur die Natur, oder nur den Menschen; Plato dagegen verband Physik und Ethik, indem er erkannte, dafs der Endzweck des Menschen nicht völlig begriffen werden könnte, ohne die Erkenntnifs des Universums. Denn der Mensch, sagte er, sei ein Theil des Ganzen und des Ganzen wegen, und folglich könne er seine wahre Bestimmung nur aus dem universalen Zusammenhange erkennen. Hierin ging Plato namentlich auch über Sokrates, der den Menschen nur aus seiner eignen Natur erkennen wollte, hinaus und führte damit eine neue Weise der Untersuchung ein. Zugleich hat er auch die Natur der menschlichen Seele genauer erforscht, indem er drei unterschiedene Vermögen in ihr erkannt und deren Verhältnifs zu einander bestimmte. Es ist nun allerdings richtig, dafs Plato in dieser Hinsicht sich jener Reflexionskategorie des Ganzen und seiner Theile bedient, aber keineswegs hat er zuerst eine Anwendung davon gemacht, sondern sie findet sich schon früher besonders bei Heraklit und auch bei Pythagoras, wie schon oben bemerkt wurde. Der Verf. hebt an mehreren Stellen seiner Schrift diese Richtung, aus dem Ganzen die Normen für das Leben des Menschen zu holen, mit besonderem Nachdruck und, wie es scheint, mit Zustimmung hervor. Und in der That, es liegt auch was Anziehendes darin, nur mufs das Mangelhafte dabei nicht übersehen werden. Wenn es in der Hauptstelle bei Plato (legg. X, 903) heifst, der Mensch sei im Universum nur ein Geringes, ein πανσμικρὸν μόριον, so wird diese Anschauungsweise dem christlichen Bewufstsein, das sich als den Herrn dieser Welt weifs und wissen soll, jedenfalls als sehr mangelhaft erscheinen. Aufserdem haben wir noch zu bemerken, dafs es nicht ausreichend ist, wenn gesagt wird, Plato habe Physik und Ethik verbunden; denn Plato hat über diese Wissenschaften noch eine höhere begründet, die Metaphysik und Theologie, deren Object er als über alles Menschliche und Natürliche hinaus, in einer transscendenten Region seiend anschaute, und das er als Princip ansah, sowohl für die Seele des Universums als für die des Menschen. Mit dieser letzteren Bestimmung ist er über jene Reflexionskategorie des Ganzen und seiner Theile, und so zugleich über die frühere Philosophie hinausgegangen. Der Verf. hebt dies Eigenthümliche der Platonischen Philosophie nicht genug hervor, wenn er nur sagt, dafs nach Plato das Eine ewige Princip der Dinge in divino quodam numine situm esse et e dei voluntate pendere; denn dies kann auch gesagt werden von der der Welt immanenten göttlichen Vernunft, wie sie bei den früheren Philosophen gedacht wurde. Hinsichtlich der Seelenlehre hätten wir hier erwarten können, nicht ein blofs empirisches Aufzählen der einzelnen Vermögen, sondern eine apriorische Construction derselben, einen Beweis, warum die Seele dreigetheilt sein müsse. Plato's Versuch einer solchen Construction ist nicht uninteressant.

Des Menschen höchstes Gut nun besteht nach Plato in der wahren, harmonischen Verbindung jener Vermögen der Seele; zu dieser Verbindung aber ist nothwendig eine Erkenntnifs des Wesens und des Werthes jedes einzelnen derselben. Dieser Werth wird nach dem bestimmt werden müssen, was das einzelne Vermögen zur Harmonie des Ganzen beiträgt. Da nun Alles aus unterschiedenen Elementen (Idee und Materie, Sein und Werden) Verbundene insofern ein Harmonisches ist, als es das Merkmal des Maafses, und der festen Ordnung an sich trägt, so wird bei der Werthbestimmung der Seelenthätigkeiten vornämlich darauf zu sehen sein, durch welche Thätigkeit in der Seele ein solches Maafs bewirkt werde, und durch welche nicht. Diesem Gedankengange Platos folgend

Digitized by Google

entwickelt der Verf. im 2. Cap. (p. 44—67) den Begriff der Lust (zumeist nach Phileb. p. 31—55). Das Resultat ist hier, dafs die Lust dem Gebiet des Werdens angehört. Im folgenden Cap. (p. 68—84) wird der Platonische Begriff des Wissens dargestellt. Der eigentliche Gegenstand des Wissens sind die Ideen und unter diesen besonders die Idee des Guten. Es ist hier eine alte Frage, ob Plato mit dieser Idee die Gottheit habe bezeichnen wollen, oder nicht. Der Vf. entscheidet sich dahin, dafs Gott allerdings die Idee des Guten sei, aber nicht umgekehrt; Gott sei das Gute als causa formalis oder finalis; der Gottheit komme aber aufserdem noch zu, causa efficiens zu sein; die blofse Idee des Guten habe nicht die Macht der Bewegung und des Schaffens. Das wäre allerdings entscheidend und der lange Streit damit endlich geschlichtet. Aber hat denn auch wirklich Plato der Idee des Guten das Wirken abgesprochen? Vielmehr legt er ihr ausdrücklich ein solches bei: τἀγαθὸν ἐγέννησεν, Rep. VI, 508; ἡ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα — τεκοῦσα, ibid. VII, 517. Nach unsrer Ansicht ist bei Plato die Idee des Guten nichts andres als der philosophische Ausdruck für die Vorstellung Gott, und es verhält sich damit etwa so als wenn wir sagen: Gott ist der absolute Geist. Von dieser verfehlten Argumentation abgesehen, kommen in diesem Capitel manche sehr lesenswerthen Bemerkungen vor, namentlich über das Verhältnifs der übrigen Ideen zum göttlichen Geiste. — Das Wissen ist nun nach Plato für das einstimmige Leben der Seele, für das höchste Gut des Menschen deshalb von gröfserem Werthe als die Lust, weil es auf das Seiende und Maafsvolle gerichtet ist. Aber doch ist das blofse Wissen unter den einzelnen Gütern noch nicht das höchste, sondern ein Höheres ist, wenn das Gewufste nun auch wirklicher Inhalt des Menschen geworden. Und deshalb werden am Schlufs des Philebus, wo die Reihenfolge der Güter angegeben wird, noch zwei andre Momente über das Wissen gesetzt: 1) das μέτρον und 2) das καλόν. Der Verf. scheint uns Beides richtig erklärt zu haben (cap. 4, p. 85—99), indem er das Erstere auf die ihrem Begriff entsprechende innere Natur des Menschen bezieht, und das Zweite auf die äufsere Erscheinung dieses inneren Wesens.

Es bleibt aber noch die Frage, wie denn der werdende Mensch zum Wissen des Wahren komme, und wie er dasselbe seiner Natur einpräge und damit seine wahre Bestimmung erreiche. Wenn dies nicht dem Zufall überlassen werden soll, so ist nach Plato vor Allem Erziehung nothwendig. Die Seele des Menschen mufs aus den Banden der Sinnlichkeit befreit, es mufs die Liebe zum Wahren und Schönen in ihr erweckt werden. Wenn aber der Mensch mit Liebe und Bewunderung weilt in der Betrachtung des Schönen und Göttlichen, wenn er mit ganzer Seele sich hingiebt an das Uebersinnliche und Ewige, dann ist es kein Wunder, wenn er eben dadurch auch selbst göttlich und schön wird. Allein würde er denn damit schon seiner ganzen Aufgabe genügen? Hr. Wehrmann macht hier (cap. 5, p. 100—114) eine, nach unserm Dafürhalten, sehr moderne Reflexion, indem er sagt: der Mensch erfüllt seine Bestimmung weder als blofs sinnlicher und nur seinem Genusse lebend, noch als Denkender und mit dem Allgemeinen verkehrend, sondern die höchste Aufgabe ist das Wollen und Handeln (θυμός). Wenn dies an und für sich auch richtig ist, so ist es doch schlechterdings nicht Platonisch. Wäre das Platos Ansicht gewesen, so hätte er auch von den drei Seelenthätigkeiten der mittleren, dem θυμοειδές den höchsten Rang vindiciren müssen, das thut er aber nirgends, vielmehr sieht er es zugleich mit dem ἐπιθυμητικόν als ein endliches und vergängliches an, für ewig und und unsterblich hält er allein das λογιστικόν. In diesem letzteren drängt sich auch bei ihm schon die Aristotelische Unterscheidung zwischen theoretischer und praktischer Vernunft hervor, aber wie Aristoteles, eben so hält auch Plato das Theoretische für ein Höheres als das Praktische. Das höchste Ziel des Lebens ist nach Plato die Anschauung Gottes und der Ideen, alle andere Thätigkeit und so auch die politische ist was Untergeordnetes, ein ἀνθρώπειον, ἀναγκαῖον. Im schlechten Staate wird der Philosoph sich gar nicht kümmern um die politischen Angelegenheiten und um seine Mitmenschen, da er der Eine gegen eine Heerde wilder Thiere doch nichts auszurichten vermögte. Und dies Zurückziehen ist aus dem Grunde keinem Tadel unterworfen, weil in einer schlechten Verfassung der Philosoph seine Bildung und sein Wissen sich selbst verdankt und er folglich auch dem Staate nicht zu Gegendiensten verpflichtet ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Platonis de summo bono doctrina. Ratione et Antiquiorum sententiarum et Aristotelis judicii habita. Exposuit atque illustravit Theodorus Wehrmann.

(Schlufs.)

Wenn es sich indessen ereignen sollte, dafs, gleichwie die Kranken zum Arzte gehen und verirrte Schiffsleute sich an den kundigen Steuermann halten, so auch das Volk zum Philosophen käme, dann würde er allerdings Rath und Hülfe nicht versagen. Etwas anders verhält es sich in dem wahren Staate, hier hat der Philosoph wegen der ihm gewordenen Erziehung und Bildung Verpflichtungen. Aber doch wird er die Sorge für das Gemeinwesen nicht als ein Schönes ansehen, sondern nur als ein Nothwendiges, und nur dann und wann wird er seine Thätigkeit dem allgemeinen Wohl widmen, zumeist aber wird er der Erkenntnifs leben. Abgesehen also von den Principien, so scheint auch aus den eben angeführten Sätzen zur Genüge hervorzugehen, dafs Plato nicht, wie der Verf. meint, das Wollen und Handeln, sondern das Erkennen als die höchste Thätigkeit dachte. In der p. 106 versuchten Entwicklung des Verhältnisses der einzelnen Tugenden zu einander scheint uns die Gerechtigkeit nicht richtig bestimmt zu sein. Der Verf. meint, die drei andern Tugenden bildeten die Grundlage, das Innere der Seele, die Gerechtigkeit dagegen sei die heraustretende und sich offenbarende Tugend. Das wäre vielmehr die Aristotelische Ansicht von der Gerechtigkeit. Nach Plato ist sie nur das rechte Verhältnifs der übrigen drei Tugenden zu einander. Dafs sie nur auf das Innre, und nicht auf die Entäufserung gehe, wird ausdrücklich bemerkt Rep. IV, p. 443: ἡ δικαιοσύνη οὐ περὶ τὴν ἔξω πρᾶξιν, ἀλλὰ περὶ τὴν ἐντός. P. 108, not. 127 findet sich die Behauptung, dafs die zuweilen bei Plato erwähnte fünfte Tugend, die Frömmigkeit nicht verschieden sei von der Gerechtigkeit, nam justus simul pius est, quia dum bene et honeste agit, ea facit, quae deus vult ac diligit. Sollte denn zwischen Religion und Sittlichkeit gar kein Unterschied sein? Es wäre vom höchsten Interesse gewesen, die Meinung der alten Philosophen über diesen Gegenstand zu erfahren, und wir bedauern daher, dafs der Verf. so flüchtig darüber hineilte. Bei Plato ist es auffällig, dafs er der Frömmigkeit, die er in früheren Dialogen, wo er noch mehr in der Sphäre des gemeinen Bewufstseins sich bewegt, zuweilen als besondere Tugend erwähnt, späterhin, in seinem Systeme keinen Platz anweist. Wollte man sie in seiner systematischen Darstellung unterbringen, so müfste sie nicht mit der Gerechtigkeit, sondern mit dem Wissen, als der Richtung auf das Göttliche, zusammenfallen.

Im letzten Capitel giebt der Verf. eine Kritik der Platonischen Lehre. Gegen Plato's Ansicht, dafs die Lust im Werden ihren Grund hätte, hat schon das Richtige erkannt Aristoteles, der die Lust als Folge einer Thätigkeit bestimmt; diese Entdeckung und Feststellung des Begriffs ἐνέργεια ist ein Hauptverdienst des Aristoteles. Wenn alsdann angeführt wird, nach Plato sei alle Tugend Wissen, und wenn diese Ansicht in Bezug auf dagegen erhobene Einwände vertheidigt wird durch die Behauptung der Identität des Verstandes und Willens, so müssen wir das Eine für historisch, das Andere für speculativ unrichtig erklären. Nur Sokrates hat gesagt, dafs alle Tugend Wissen sei; er fafste den Begriff der Tugend ungenau, indem er darunter nur verstand ein Verstehen, praktische Tüchtigkeit. Bei Plato dagegen ist das Wissen eine besondere Tugend, die anderen Tugenden sind nicht selbst Wissen, wenngleich sie *nicht ohne* das Wissen sein können. Was das Zweite betrifft, dafs Wille und Verstand unum et idem seien, so ist leicht das Gegentheil davon zu beweisen. Im

Digitized by Google

Begriff des Wissens, im Verstande ist nicht der Begriff des Willens enthalten, zum Wissen mufs noch ein Anderes hinzukommen, damit es Wille sei; dagegen der Wille hat das Wissen zur Voraussetzung, schliefst es ein. Wenn man sich den vollkommensten Willen denkt, so wird man freilich ihn in Einheit und Harmonie finden mit dem Wissen, aber man kann auch dann nicht sagen, dafs beide unum et idem seien. Der Verf. geht mit dieser Identität so weit, dafs er behauptet, selbst im Bösen seien Wissen und Wille nicht verschieden, sondern das Wissen sei hier durch die böse Begierde verdunkelt und dadurch auch der an sich gute Wille depravirt. Das möchte wohl übereinstimmen mit dem Platonischen: οὐδεὶς ἑκὼν κακός, aber allen neueren Untersuchungen wie auch der christlichen Lehre, läuft es schnurstracks entgegen. Wenn das Böse nicht dem Gebiete der Freiheit angehört, dann verliert auch das Gute für den Menschen seine Bedeutung. Zum Schlufs wird, nachdem noch die abstracte Transscendenz der Platonischen Ideen getadelt worden, als allgemeiner Irrthum der alten Philosophie dies angegeben, dafs sie gelehrt, nur der Philosoph könne das höchste Gut erlangen. Erst durch die christliche Religion ist allen Menschen das Himmelreich eröffnet worden, indem sie nicht das Wissen sondern den Glauben fordert, und der Kirchenvater hat Recht, der da sagt: jetzt wissen die Kinder, was sonst nur die gröfsten Weisen wufsten. In diesen letzteren Bemerkungen liegt zwar was Richtiges, allein die specifische Differenz zwischen heidnischer und christlicher Lehre scheint doch keineswegs hervorzuleuchten, wenn nur gesagt wird, sie seien unterschieden wie Wissen und Glauben. Der Verf. hätte vielmehr den Inhalt, den Gegenstand dieser subjectiven Formen näher berühren müssen, so würde sich gezeigt haben, dafs hier auch eine wesentliche Differenz im Objectiven statt findet, und dafs jener Kirchenvater nur die halbe Wahrheit gesagt hat. Denn wenn im Christenthum die Wahrheit in höherer, absoluter Weise vorhanden und als Thatsache für den Glauben gegeben ist, so weifs jetzt auch der nicht philosophisch gebildete Mensch mehr als alle heidnischen Philosophen. Da es in unsern Tagen unter den sogenannten Freisinnigen Mode geworden, das Christenthum geringschätzig zu behandeln, es wohl gar für eine aus Palästina stammende Barbarei auszugeben, und dagegen wieder die antike Philosophie rühmend hervorzuheben, so scheint uns dieser Ort geeignet, die gröbliche Unwissenheit, worauf ein solches Räsonnement beruht, mit einigen Bemerkungen in's Licht zu stellen.

Dem Liberalismus kommt es vor Allem an auf die Würde des Menschen. Wo wird denn der Mensch höher gestellt, im Christenthum oder in der antiken Philosophie? Der Mensch hat eine Stellung, einen Rang einerseits im Complex der Dinge, andrerseits im Verhältnifs zum Absoluten. Nach der alten Philosophie nun ist 1) das Absolute an und für sich vollendet, mit seinem Begriffe ist nicht auch die Welt und der Mensch gesetzt. So steht die Sache bei Plato und Aristoteles. Als ein gültiges Urtheil, als die baare Wahrheit ist es daher anzusehen, wenn das heidnische Bewufstsein am Ende seiner Geschichte sich dahin ausspricht, dafs die Welt ein Ueberflufs, wie im Neuplatonismus, oder dafs sie ein Zufälliges sei, wie bei Epikur. Aufserdem aber ist 2) auch im Complex der Wesen des Universums, des Kosmos nach der antiken Anschauungsweise der Mensch nicht das höchste und das der Gottheit am nächsten stehende, sondern die Gestirne sind viel vollendetere Naturen als der Mensch. Wenn dem aber so ist, so ist einleuchtend, dafs hier von keiner sonderlich hohen Stellung und Würde des Menschen die Rede sein kann. Wer über das Alterthum urtheilen will, der mufs sich vor Allem erst über das hier eben Berührte orientirt haben. Leichter ist es freilich, auf der Oberfläche zu versiren und nur eine beschränkte Sphäre in Betrachtung zu ziehen, etwa die politischen Institutionen, wie es der Liberale thut. Aber auch die alten Staatstheorieen betrachtet er leichtfertig; denn wenn er gründlich dabei zu Werke ginge, so würde er finden, dafs die alte Philosophie nicht gelehrt hat und nicht lehren konnte, der Mensch könne im Staate, und hätte er auch die freiste Verfassung, absolute Befriedigung, Versöhnung mit dem Absoluten erlangen. Dem Heidenthum hat die Versöhnung gefehlt, Göttliches und Menschliches liegen dort aufsereinander, und dies Factische im allgemeinen Bewufstsein wird bei Aristoteles metaphysisch so ausgedrückt: der Mensch ist zweierlei, Göttliches und Menschliches, oder Speculation und sittlicher Wille. Wer hierin nicht ein Ungelöstes und Unversöhntes erkennt, dem steht überhaupt über menschliche Dinge kein Urtheil zu. Betrachten wir nun das

Digitized by Google

Christenthum zu gleichem Zwecke, so steht 1) sogleich durch die Bestimmung Gottes als Liebe, Offenbarseinwollen die Welt in wesentlichem Verhältnifs zu ihm; und wenn hier 2) innerhalb der Welt als das Höchste angesehen wird der Mensch, für welchen und in welchem Gott offenbar sein will, so ist damit dem Menschen eine sehr hohe und höchste Stellung gegeben. Diese wenigen Gedanken bieten über den immanenten Zusammenhang der Totalität mehr Aufschlüsse als die ganze alte Philosophie, und es bleibt dabei, dafs das Christenthum die Lösung aller Räthsel ist, wenn auch noch nicht für unsre Erkenntnifs. Aber was haben denn eigentlich seine Feinde gegen es einzuwenden? Sie räumen zwar ein, dafs dem Menschen das Bewufstsein von seiner Hoheit und Würde erst durch Christus geworden sei, aber, sagen sie, was dem Menschen hier auf der einen Seite gegeben, das wird ihm auf der andern wieder genommen durch die Lehren von der Sünde, von der göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit. Luthers hyperbolischer Ausdruck, dafs der Mensch vor Gott ein Klotz, ein Aas, ein Madensack sei, bietet ihrer Polemik eine brillante Devise. Es ist nun allerdings auch hier leichter, über jene Lehren zu witzeln und zu spotten, als den tiefen Sinn derselben zu begreifen. Erkennen kann Dergleichen, weil es eben innere Zustände sind, natürlich nur wer es selbst erlebt und erfahren hat. Diejenigen, die kein Bewufstsein der Sünde zu haben vorgeben, werden eben auch nicht viel zu berichten wissen von dem was sie Gutes geleistet. Wer sich aber der guten That bewufst ist, der weifs, dafs er nicht allein dabei thätig gewesen, sondern dafs auch der Gott in ihm wirkte, sei es nun als Allwirksamkeit der bewufstlosen Substanz, oder als freie göttliche Gnade. Dafs der letztere Ausdruck der richtigere, weil der Theismus die einzig wahre Fassung des Absoluten ist, können wir hier nicht weiter ausführen. Jene Lehren des Christenthums sind soweit entfernt, sich zu widersprechen, dafs sie vielmehr erst das wahre Verhältnifs zwischen Gott und Menschen erschliefsen. Im Heidenthum konnten solche Lehren nicht vorkommen, weil dort das wahre Verhältnifs zwischen Gott und Mensch nicht im Bewufstsein vorhanden war; deshalb ist da auch weder ein eigentliches Bewufstsein der Sünde, noch hat das Gute absolute Bedeutung, in der sittlichen Handlung ist kein göttlicher Inhalt.

Wenn unsre Beurtheilung der Schrift des Hrn. Wehrmann meistentheils polemisch ausgefallen ist, so bemerken wir hier, dafs auch des Anerkennenswerthen genug erwähnt werden konnte. Wir wollten durch unsre Polemik den Verf. zu neuer Production anregen. Zu dieser Absicht wurden wir veranlafst durch die Schlufsworte, worin es heifst: wenn durch meine Arbeit *Andere* zu gründlicheren Untersuchungen über die Platonische Philosophie bewogen werden sollten, so würde mir das Lohn genug sein.

M. Dalmer.

XLIII.

Prometheus und sein Mythenkreis, mit Beziehung auf die Geschichte der griechischen Philosophie, Poesie und Kunst dargestellt von Benj. Gotthold Weiske, Prof. zu Leipzig, nach dem Tode des Verf.'s herausgegeben von Dr. Herm. Leyser, Assistenten an der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Leipzig, 1842. ***Verlag von K. F. Köhler.*** 568 S. ***gr.*** 8.

Japetos zeugte mit der Klymene vier Söhne: den *alles tragenden* Ἄτλας, den *dem Geschick trotzenden* Μενοίτιος, den *Vorbedacht* Προμηθεύς und den *Nachbedacht* Ἐπιμηθεύς. Diese Deutungen giebt Hesiod selbst, indem er den Atlas starkmuthig (κρατερόφρων), den Menoitios obsiegend (ὑπερκύδας: denn κῦδος ist der Siegesruhm oder das Obsiegen), den Prometheus listig und verschmitzt (ποικίλος, αἰολόμητις), den Epimetheus böckemachend (ἁμαρτίνοος) nennt. Der alles wagende und alles tragende Atlas kennt die Tiefen des ganzen Meeres, wohnt an den Enden der Erde und trägt den weiten Himmel: der trotzige Menoitios mufste von Zeus durch den Blitzstrahl in den Erebos hinabgestürzt werden: diesem Brüderpaar schliefst sich Prometheus als würdiger Nebenbuhler an. Alle drei zusammen (denn Epimetheus ist blofs die Kehrseite von Prometheus) repräsentiren die Eigenschaften eigenmächtigen und selbst vertrauenden Strebens, nämlich *Ausdauer, Muth und List.*

Prometheus handelt als Vorkämpfer der Menschheit gegen die Götter. Die Götter der Vorzeit kennen weder Liebe noch Gnade: sie fordern blutige Opfer, und wo möglich Menschenopfer. Darum gilt

Digitized by Google

gegen sie nicht Demuth und Ergebung, sondern List und Trug, da der Mensch doch jedenfalls der schwächere Theil ist. Dies wufste und übte Numa, der dem Jupiter einen köstlichen Streich spielte, und durch rasches Zuvorkommen im Unterhandeln es bewirkte, dafs derselbe mit Zwiebelköpfen statt Menschenköpfen und mit Fischseelen statt Menschenseelen vorlieb nahm: Arnob. V, 1. Aehnlich handelte Prometheus, als die Götter sich mit den Menschen in der alten Stadt Mekone auseinandersetzten. Er legte auf die eine Seite das Fleisch des Opferstiers, auf die andere die Knochen, und machte die ersteren durch die darübergelegte Haut sammt den Magen unscheinbar, die anderen durch das darübergebreitete Fett anlockend. Darauf hiefs er den Zeus wählen, der sich auch richtig bethören liefs, so dafs von Stunde an die Menschen den Göttern blofs die Knochen der Opferthiere zu verbrennen brauchten und das Fleisch für sich behalten durften. Dieser Ausgang zeugt für den Hergang, welchen letzteren Hesiod, als Zögling eines gesitteteren Zeitalters, ein bischen verdreht hat. Sein Zeus nämlich hat den Trug von Anfang durchschaut. Wie aber wäre dann der Erfolg des Betrugs rechtskräftig geworden?

Durch Opfer sichert man sich vor Unglück, welches die Götter senden, wenn sie erzürnt und neidisch sind, wie Seuchen, Mifswachs und anderes Verderben. Die Opfer beruhen auf einer Art von Vertrag oder Uebereinkommen (ἐκφίνοντο θεοὶ θνητοί τε sagt daher Hesiod), und sind eine Steuer, mit welcher man sich gegen die Dämonen abfindet, um das Uebrige ruhig geniefsen zu können. Aber dieser Friede von Seiten der Götter ist erst noch ein negatives Gut: jeder Besitz mufs unter Gefahr und Mühen mit Muth und List errungen werden: denn die Götter geben nichts freiwillig. Man mufs die Elemente besiegen, und sich dienstbar machen. Von der Gewinnung des Feuers bis zur Erfindung der Dampfmaschinen, welche Reihe von Entdeckungen sind nöthig gewesen, um die Natur zu überwinden und in fortschreitender Entwickelung die Existenz zu sichern! Aber fast in demselben Grade, als die Bequemlichkeiten sich mehren und die Maschinen vollkommener werden, nimmt die Kraft der Menschen ab, werden Geist und Sinne stumpfer und das Leben elender. Die Erfindung der Buchstaben hat das Gedächtnifs, die der Geschütze das Heldenthum beeinträchtigt u. s. w. Vergleichen wir uns mit den alten Griechen, so kommen wir uns wie lauter Handwerker vor; und am Ende werden wir gar noch lauter Fabrikarbeiter werden müssen, welche nicht mehr Verstand und Willen, als ihre Maschinen, brauchen. So wahr und richtig sind die Gedanken, welche Horaz in der Ode Sic te diva potens Cypri I, 3. ausgesprochen hat! Aus diesem Grunde, und noch mehr darum, weil die Kindesunschuld und ursprüngliche Reinheit des Gefühls mit dem selbstsüchtigen Zugreifen, Erlisten und Erraffen dessen, was der Begier entspricht oder Vortheil bringt, verloren geht, ist Prometheus, der Feuerdieb, zugleich der Adam, welcher den Sündenfall bewirkte, in dessen Folge Laster und Krankheiten und frühzeitiger Tod und allerlei Plagen über die Menschen gekommen sind. Mit dem Weibe kam das Verderben in die Welt. Als nämlich die Menschen durch den Besitz des Feuers in Stand gesetzt waren, Herren der Natur und der Elemente zu werden; so bereiteten ihnen die Götter das Verderben in ihrem eigenen Innern, und schufen die Quelle der moralischen Uebel, die weit schlimmer sind als die physischen. Im Anblick des *mit allen Reizen ausgestatteten* (dies bedeutet der Name Πανδώρα) Weibes erwachten die Begierden und die Leidenschaften, vor denen selbst die Klugheit zur zur Thorheit, der Prometheus zum Epimetheus, ward. Dieser achtete nicht auf das kluge Wort des ersteren timeo Danaos et dona ferentes! als ihm Pandora überbracht wurde: und die Lüsterne, Neugierige hub sogleich den Deckel vom Fafs, aus welchen alle Plagen hervorquellen, dafs nur die trügerische Hoffnung drinnen blieb. Seitdem ist auch die Klugheit gelähmt und hat nichts als das Nachsehen und den Gram: Prometheus ist an eine Säule angebunden, und der Adler frifst ihm alltäglich an der Leber, welche allnächtlich nachwächst. Doch harrt er auf den Erlöser, welcher, von Zeus selbst erzeugt, den Adler erlegt und ihn vom Weh befreit, und zwar mit dem Willen des Zeus, dessen Wunsch es ist, dafs sein Sohn durch diesen Ruhm verherrlicht werde.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Prometheus und sein Mythenkreis, mit Beziehung auf die Geschichte der griechischen Philosophie, Poesie und Kunst dargestellt von Benj. Gotthold Weiske.

(Schlufs.)

Dieses eben Vorgetragene kann ein denkender Leser der zwei Erzählungen bei Hesiod Theog. 507 flg. und Tagwerke 40 flg. leicht sich ausdenken und zusammenreimen; und dann braucht er die Schrift, welche zu prüfen wir uns hier vorgenommen haben, nicht zu lesen: denn er lernt aus ihr über Prometheus blutwenig Klares und Sicheres; und was noch nebenbei zu profitiren ist, wird ihm ebenfalls die Mühe nicht lohnen. Vorangeschickt ist eine „Philosophie der Darstellung, besondres der mythischen" voll penibler Unterscheidungen der Gegenstände, Formen, Gattungen, Arten der Darstellung, unmittelbarer und mittelbarer Darstellung u. s. w., welche auszudenken und zu bestimmen ohne Zweifel sehr mühevoll gewesen ist, aber zu fassen und dem Gedächtnifs einzuprägen gewifs noch weit mühevoller sein würde; weshalb einer, der sie nöthig zu haben glaubte, doch immer leichter dazu kommen dürfte, wenn er sie selbst erfände, als wenn er sich mit dem Studium dieser acht Bogen füllenden Einleitung quälte, das nicht einmal durch die vier Tabellen in grofs Quart und vier anderen in Octav erleichtert wird. Hat man sie aber endlich gefafst, so hat man blofs den Eingang zu vielen anderen Quälereien eröffnet, und ist des Irrthums keineswegs überhoben; vielmehr scheint die Verwirrung dann erst recht anzugehen. Dafs Hesiod die Sachen, die er berichtet, nicht selbst erfunden hat, wird jedermann gern glauben, auch ohne die Abhandlungen des Verf.'s gelesen zu haben. Dafs aber dieses daraus zu schliefsen sei, dafs die Erzählung unzusammenhängend, die Strafen den Vergehungen nicht angemessen, die handelnden und leidenden Subjecte doppelt, Abbild, Sinnbild und Dichterbild vermengt, und aus anderen Inconsequenzen, welche der Verf. mittelst seiner scharfsinnigen Unterscheidungen entdeckt haben will, ist unrichtig. Wer wird denn solcherlei Dichtungen nach dem Mafsstabe wirklicher Begebenheiten beurtheilen? Wir haben die Vorgänge oben in derselben Ordnung vorgetragen, in welcher Hesiod sie erzählt hat, und haben darin den schönsten, tiefsinnigsten Zusammenhang gefunden. Der Verf. martert seine Leser auf jeder Seite, ohne dafs ein Gewinn dabei herauskommt. So wird der Name Προμηθ-εύς Sylbe für Sylbe von p. 192—200 incl. erörtert, und dabei werden alle möglichen Wortstämme (sogar die von μανία, μόθος, μῶλος, μένος, movere, *mühen* und μῦθος) eingemengt, so dafs man am Ende weniger weifs, woran man ist, als vorher. Was werden nicht alles für Möglichkeiten beim Namen Ἰαπετός erwähnt! (p. 299) Einstweilen, bis man eine sichere Deutung dieses Namens zu geben vermag, kann man sich damit beruhigen, zu wissen, dafs er mit der Λητώ *der Verborgenheit* und dem Κρόνος *der Zeit* und ein anderes Mal wiederum mit Ὑπερίων dem Vater der Sonne, des Mondes und des Morgenroths zusammengenannt wird (Theog. 134), und dafs er mit Kronos am Ende der Welt im wüsten Tartarus sitzt (Il. VIII, 479). Mit derselben Umständlichkeit und derselben Dürftigkeit der Ausbeute werden alle einzelnen Theile des Mythus, die Feuerentwendung, die Stiertheilung, Pandora, Fesselung und Qual und Lösung des Prometheus durchgegangen, und dabei die Zeiten der Dichtungen genau getrennt, nämlich erstlich die der einfachen Begriffsversinnlichung bis um das Jahr 1000 v. Ch.; dann die der verknüpfenden und ausschmückenden Dichtung oder die hesiodische um 900 v. Ch., drittens der nachhesiodische Zeitabschnitt ungefähr 800 bis 500 v. Ch. Auch diese Auseinanderhaltung war nicht so wichtig,

Digitized by Google

als der Verf. glaubte. Mag es sein, dafs der Prometheus des Aeschylus in mancher Beziehung vom Hesiodischen verschieden ist, mag z. B. Hesiodos denselben noch keineswegs den Titanen beigezählt haben: wenn man aber glaubt, dafs diese Abweichungen für das Wesen der mythischen Person einen so bedeutenden Unterschied machen, dafs ihre Zusammenfassung eine Begriffsverwirrung hervorbringen konnte, so irrt man. Es verhält sich mit den Mythen und den mythologischen Personen wie bei den Sprachen mit dem Gebrauche der Wörter und ihrer Constructionen. So lange eine Sprache und ein religiöser Glaube im Volke leben und geübt werden, und dabei frei von äusserer Wirkung und gewaltsamer Einmischung des Fremden bleiben, werden sie sich nicht so völlig umgestalten und so gänzlich ausarten, dafs etwas wesentlich Verschiedenes zum Vorschein käme.

Man mufs an organisches Wachsthum und an ruhige gesetzmäfsige Entwicklung bei unverrücktem Bestand des Ursprünglichen und Wesentlichen glauben, vermöge welcher nichts zur Entfaltung gelangt als was bereits im Keime gelegen hat. So wie daher der Sprachforscher nicht bei jeder Wortbedeutung und jeder Construction auf die nachweislich ältesten Schriftsteller zurückzugehen braucht, sondern oft bei späteren Autoren und in provinziellem Gebrauche deutliche Spuren des Wesentlichen und Ursprünglichen findet, also mufs auch der mythologische Forscher nicht das historisch-Aelteste immer für das Echte und Ursprüngliche halten. Denn das Ursprüngliche ist nicht das zuerst ins Leben und in die Erscheinung Getretene, sondern das immer und überall im Geiste Vorhandene und allen Erscheinungen gleichmäfsig zu Grunde Liegende. Diese Behauptungen finden gerade bei dem vorliegenden Mythus die schönste Bestätigung. Denn woher kämen denn die vielen merkwürdigen Uebereinstimmungen mit der Mosaischen Erzählung vom Sündenfall, wenn sie nicht aus dem menschlichen Bewufstsein von seiner Natur und seinem Verhältnifs zu Gott und der Welt herrührte? Denn an historischen Zusammenhang und Ueberlieferung zu denken, wehrt, um von anderen Unmöglichkeiten zu schweigen, erstlich der Umstand, dafs diese Uebereinstimmung überall nur im Wesentlichen, in der Bedeutung der Mythen, gefunden wird, und gänzlich fehlt in dem Aufserwesentlichen oder den Mitteln der Ausprägung; ferner der Umstand, dafs die darin ausgesprochene Gesinnung der Menschen in Bezug auf ihr Verhältnifs zu dem göttlichen Wesen so gänzlich verschieden ist, wie sie bei der übrigen Verschiedenheit der beiderseitigen Religionen nothwendig sein mufs, so verschieden, sag' ich, wie das Wesen der Titanen von dem der gestürzten Engel dualistischer Religionen. Dieselbe Uebereinstimmung und Verschiedenheit nun offenbart sich auch in demjenigen, was nach Hesiod zur Prometheus-Mythe hinzugedichtet worden ist oder wenigstens erst bei späteren Schriftstellern gefunden wird. Ob die erst bei Sophokles und Euripides vorkommende Angabe, dafs Prometheus ein Titane sei, eine wesentliche Neuerung sei, um dies zu beurtheilen, müfste man erst über das Wesen der Titanen und die Bedeutung des Namens im Klaren sei, zu dessen Aufklärung jedoch die Abhandlung des Verf.'s p. 316—330 nicht beiträgt, es müfste denn etwa die Ableitung von θάω *saugen*, *nähren* für einen bedeutenden Fortschritt zu halten sein. Hesiod selbst läfst gar nicht klar erkennen, ob bestimmte Götter, und welche? unter dem Namen begriffen wurden, und Diodor V, 66 hat sicherlich geirrt, wenn er die V. 133 folg. genannten Kinder des Himmels und der Erde (welche letztere Τιταία geheifsen haben soll, ein Name, der wahrscheinlich blofs der Etymologie zu Liebe erfunden ist), unter denen auch Θάμις, Μνημοσύνη und Τηθύς sind, dafür genommen hat. Der Name scheint nach V. 207 der Theogonie eher einen gewissen Charakter oder eine Handlungsweise, als eine Abkunft oder ein Geschlecht von Göttern zu bezeichnen.

Aber wichtiger als dieses ist, dafs Prometheus, der den Sündenfall bewirkt hat, mit Deukalion, dem griechischen Noah, in enger Verbindung steht, und hier zum zweiten Mal als Beschützer, Retter und Schöpfer des Menschengeschlechts auftritt. Nach dem κατάλογος γυναικῶν nämlich war Deukalion ein Sohn des Prometheus und der Pandora, des Urweibes, und anderen Nachrichten zufolge hat Prometheus dem Deukalion den Rath ertheilt, die Arche (Λάρναξ) zu bauen. Prometheus und Deukalion fallen in Eins zusammen, wie auch Pandora und Pyrrha: beide sind die Ureltern, ja sogar die Schöpfer der Menschheit, und wirken unermüdlich für ihr Bestes mit den neidischen Dämonen. Nicht minder wichtig ist, dafs der Prometheus, dessen Thun die Krankheiten und den Tod den Menschen

Digitized by Google

zugezogen hat, und der vom Herakles, dem ersten und wichtigsten der Heroen oder Zeussöhne erlöst wurde, dem nämlichen, welcher die Erde von Uebeln und Ungeheuern reinigte, die Vesten des Himmels auf seine Schultern nahm (also auch den Atlas erlöste), das Meer in seinen Tiefen hielt, dafs es nicht mehr Wellen schlug, endlich zur Hölle hinabstieg, um den Schrekken der Todten zu fassen und ans Licht zu schleppen, dafs, sage ich, der nämliche Prometheus als Kabire mit der Demeter bei den Mysterien beschäftigt ist, in denen, was man schwerlich mit Recht wird in Abrede stellen können, eine gewisse Aussicht auf ein besseres Dasein nach dem Tode, als nach dem homerisch-populären Glauben die Nichteingeweihten zu erwarten hatten, den Verehrern verhiefsen, und somit eine gewisse Tröstung für die Wunden, an denen seit Pandorens Lüsternheit und des Epimetheus Bethörung die Menschheit litt, gewährt wurde. Hier denkt nun unser Verf. an nichts weiter als an *Vorbedachtsamkeit der Saamenbewahrung.* Wie verschieden überhaupt von unseren Ansichten seine Urtheile nach seinem Scheidungsprincip ausfallen, das wollen wir zum Schlufs durch ein Beispiel zeigen, welches zugleich als Probe seiner Schreibart und Behandlungsweise dienen kann, indem wir die Uebersicht der Bahn, welche Prometheus von seiner Entstehung an bis auf Hesiod durchlaufen haben soll, mit seinen Worten (p. 330 folg.) mittheilen: „Was erstlich den *Inhalt* oder Gegenstand (das *Was*) unseres Mythus betrifft, so scheint er von *Menschlichem* ausgegangen zu sein, erst für sich betrachtet, dann in Bezug auf die Götter, endlich auf göttliche Wesen ohne Rücksicht auf den Menschen. In dem Menschlichen aber ist zuerst das *Intellectuelle*, nämlich gemäfs jener Zeit, eine *praktisch*-intellectuelle Kraft und Thätigkeit, und zwar anfangs in Bezug auf *bestimmte Objecte*, des Feuers Gebrauch, die Opfermahlzeit, das Weib; nachher ward eben durch diese Verbindung des Besonderen in Prometheus sein Begriff zu dem *Allgemeinen*, zur Klugheit und zum Vorbedacht überhaupt erhoben (später, erst bei Hesiod ist es ein *moralisches* Verhältnifs, was durch unseren Mythus ausgedrückt wurde), jen's ursprünglich von der *günstigen* prometheischen Seite der erfindsamen Klugheit und wohlthätigen Vorsorge, ja einer heroischen Kühnheit und Beharrlichkeit im Kampfe mit dem mächtigen Gotte, nachher von der *nachtheiligen*, der epimethischen Thorheit (frevelhafte Anmafsung wird erst bei Hesiod). Wir sehen also in Prometheus anfänglich den Menschen, nämlich den denkenden, in bestimmten praktischen Beziehungen erst von der Lichtseite, dann dieselben von der Schattenseite (nachher, wahrscheinlich erst bei Hesiod, denselben in sittlicher Hinsicht und dann wohl zuerst von der Kehrseite); wir sehen auch einen Gott in Prometheus, nicht nur der Form nach (und dies ursprünglich), sondern auch dem Glauben, und zwar nicht von Anfang, aber vor Hesiod, also dem Inhalte nach. — Zweitens die *Darstellungsgattung* (d. i. das Verhältnifs zwischen Object und Form, *wiefern* jenes durch dieses dargestellt wird) ist ursprünglich die einfachste, nämlich die *abbildliche*, wo der Gegenstand, z. B. der Begriff der Vorbedachtsamkeit, durch das ihm eigenthümliche Wort ausgedrückt wird und durch ein den Vorbedachtsamen leibhaftig wiedergebendes Bild eines mit jenem Namen und jener Eigenschaft begabten Einzelwesens, also durch abbildliche concrete Personification, und wo der bestimmtere sinnliche Begriff, wie die Benutzung des Feuers oder des Opferthiers, durch die gleichen oder ähnlichen Handlungen im Mythus wiedergegeben wird; hiezu kam die dichterische Darstellung schon in der Vergötterung, welche bald auch *gläubig* empfangen und überliefert wurde; dann in der Ausschmückung, z. B. der Stiertheilung und der Pandorafabel; endlich verband sich damit auch das Sinnbildliche, wie z. B. in dem Stammbaum der Japetiden liegt und in der Kiste der Pandora. — Drittens das *Bild* des Prometheus oder vielmehr die Form u. s. w. Wir wollen hier abbrechen: denn wir sind müde des Abschreibens, wie wahrscheinlich auch die Leser des Lesens solcher Unterscheidungen, die mehr verwirren als aufklären.

J. A. Hartung.

XLIV.

Dr. Friedr. Junghuhn, topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java, für die Kais. Leopold.-Carol. Akademie der Naturforscher zum Druck befördert und bevorwortet durch Dr. C. S. Nees v. Esenbeck,

Digitized by Google

Präsidenten der Akademie. Ein Band mit einem aus 38 *Tafeln und* 2 *Höhencharten bestehenden Atlas. Magdeburg*, 1845.

Die Insel Java, die bei weitem wichtigste und interessanteste der holländischen Kolonien in Indien, ist, obschon die Stadt Batavia auf ihr vor mehr als zwei Jahrhunderten gegründet wurde, dennoch erst seit den letzten vierzig Jahren den Europäern bekannt geworden. Diese lange Gleichgültigkeit gegen ein Land von solcher Bedeutung war wesentlich in der Handlungsweise begründet, welche die ostindische Compagnie, die Beherrscherin des holländischen Indiens, bis zu ihrem Untergange befolgt hat, erst seitdem haben sich ganz andere Grundsätze der Kolonial-Verwaltung, ein ganz verschiedenes Verfahren gegen die Kolonien und ihre Bewohner und damit zugleich auch eine neue Weise, sie zu betrachten, geltend gemacht. Es waren aber zuerst vorzugsweise wohlgesinnte und um die Erforschung dieser Länder rastlos bemühte Engländer, die uns nach der Eroberung des holländischen Indiens durch die Engländer am Ende des letzten Krieges gegen Napoleon mit den Inseln des grofsen indischnn Archipels und vorzugsweise mit Java genauer bekannt machten; Raffle's entwarf in seiner Geschichte von Java ein Bild, das Europa in Erstaunen setzte, und Crewfurd hinterliefs in seinen Untersuchungen über den ganzen Archipel eine Arbeit, deren Werth und Tüchtigkeit noch jetzt nicht vollständig gewürdigt ist. Als darauf im Frieden die holländischen Besitzungen zurückgegeben wurden, konnte eine genaue Erforschung dieser Länder nicht ausbleiben; es lag im Interesse der holländischen Regierung selbst, eine möglichst sorgfältige Kenntnifs von den Hülfsmitteln zu gewinnen, welche Land und Volk darbieten könnten. Wissenschaftlich gebildete Männer, gröfstentheils Naturforscher haben sich seitdem an dreifsig Jahre lang auf diesen Inseln aufgehalten und durch rastlos fortgesetzte Untersuchungen ohne Zweifel eine Masse der kostbarsten Materialien zusammengebracht, die aber leider von der Regierung mit einer Aengstlichkeit und Vorsicht bewacht worden sind, wie sie sich zuletzt nur noch in Holland finden mag; die Abhandlungen in den Verhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia waren das Einzige, was seit den Zeiten der Engländer in Europa bekannt wurde, und sie sind, obschon höchst schätzbar, doch lange nicht hinreichend. Nach allen diesen Quellen, den einzigen, die mir damals bekannt waren, habe ich im verflossenen Jahre eine geographische Schilderung der Insel Java zu entwerfen versucht, von der ich es demnach vorhersehen konnte, dafs sie des Unrichtigen und Halbwahren nur zu viel enthalten würde; seitdem hat die Bereitwilligkeit eines in Java lebenden Freundes, des Herrn Hafskarl, der sich selbst um die Erforschung des Landes nicht geringe Verdienste erworben hat, mich in den Stand gesetzt, die neusten, auf der Insel selbst bekannt gemachten, allein in Europa noch ganz unbeachteten Forschungen und Untersuchungen, welche in der Tydschrift voor Neêrlands Indie enthalten sind, zu benutzen, und es ist aufserdem zu gleicher Zeit das Werk erschienen, über dessen Inhalt ich hier einen kurzen Bericht mittheilen werde, da es zu den wichtigsten gehört, die über die indischen Inseln verfafst sind.

Der Verfasser berührt im Anfange nur kurz, wie er nach mannigfachem Wechsel seines Geschickes nach Holland gekommen und dort als Militairarzt für die indische Armee angestellt wurde. In dieser Stellung hat er vier Jahre in Java (1835 bis 1839) zugebracht und, durch seinen Eifer für die Wissenschaft angetrieben, einen grofsen Theil seiner Zeit darauf verwandt, Untersuchungen über die Natur des Landes und seine Erzeugnisse, besonders seine Vegetation, anzustellen; die Resultate derselben sind es, welche in dem vorliegenden Werk mitgetheilt werden. Was die Reisen und Forschungen des Verfassers zuerst im Allgemeinen betrifft, so ist eine seiner Haupteigenthümlichkeiten die vollständigste Hingebung, ein oft wahrhaft enthusiastischer Eifer für die Sache; die Person des Reisenden tritt gewöhnlich in den Hintergrund, er wird das Organ, durch welches die Kunde von dem, was er beobachtet hat, seinen Lesern überliefert wird. Ein solcher Eifer ist natürlich überall zu schätzen, er wird hier aber um so verdienstlicher, wenn man die aufserordentlichen Hindernisse und Schwierigkeiten erwägt, welche das Tropenklima und der Aufenthalt in Urwäldern dem Europäer bringen.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

University Library

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Dr. Friedr. Junghuhn, topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java, für die Kais. Leopold.-Carol. Akademie der Naturforscher zum Druck befördert und bevorwortet durch Dr. C. S. Nees v. Esenbeck.

(Schlufs.)

Dazu kommt eine andere Eigenthümlichkeit; Junghuhn besitzt das übrigens nicht sehr häufige Geschick, die Natur der Lokalitäten selbst im Einzelnen mit einer Schärfe und Genauigheit zu schildern, dafs der Leser keinen irgend erheblichen Zug vermissen wird; es sind besonders, was nicht schwer zu erklären ist, die Theile, wo er ohne Begleitung von Europäern gereiset ist, (vor allen die auf die Berge Merapi und Sede sich beziehenden Abschnitte), so sorgfältig und gründlich behandelt, dafs es demjenigen, welcher sich gewöhnt hat, einen verständigen Reisebericht ohne weitere Hülfsmittel zu lesen und zu verstehen, nicht schwer fallen kann, sich dennoch ein genaues Bild von den geschilderten Lokalitäten zu entwerfen. Und wenn es auch nicht ausbleiben kann, dafs mancher die Darstellung des Verfassers als übertrieben ängstlich und kleinlich tadeln wird, so mag er sich mit der Billigung der wissenschaftlich gebildeten Leser trösten, die es wissen, dafs in der Geographie keine, auch anscheinend noch so unbedeutende Thatsache zu übersehen ist. Durch alles dies erhält das Buch natürlich einen bedeutenden Werth, es würde unbedingt zu den ersten Reisewerken unserer Literatur gerechnet werden müssen, wenn es in einer anderen Form erschienen wäre.

Uebrigens ist der Verfasser vorzugsweise Botaniker, und was er in dieser Hinsicht geleistet hat, davon geben seine in anderen Werken niedergelegten Untersuchungen (wie die in einem der letzten Theile der Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft über die von ihm entdeckten javanischen Cryptogamen) hinreichend Zeugnifs. Auch in diesem Werke treten Beobachtungen über die Vegetation, namentlich über das Vorkommen und die Verbreitung gewisser, für einzelne Lokalitäten charekteristischer Pflanzenformen, hervor, jedoch nicht in dem Maafse überwiegend, dafs sie dem Buche eine besondere Färbung verliehen. Vielmehr ist das hauptsächlichste und jederzeit festgehaltene Element das rein geographische und topographische. Dabei ist auch auf die Geologie immer die gebührende Rücksicht genommen, und sehr schätzenswerth sind die gründlichen und genauen meteorologischen Beobachtungen, die gewöhnlich in besonderen Abschnitten hinter den einzelnen Theilen des Werkes zusammengestellt sind; es ist in dieser Hinsicht vorzüglich das aus den Messungen des Verfassers sich ergebende Resultat auffallend und bedeutend, wonach die Wärme in Java bei der Erhebung über dem Erdboden schneller abnimmt, als es nach den Beleuchtungen anderer Naturforrscher sonst der Fall ist. Dagegen ist die Zoologie des Landes, wie die Verhältnisse der Bewohner wenig berücksichtigt, auch die alten Ruinen aus der (gewöhnlich indisch genannten) Vorzeit, welche die Insel vor allen des Archipels auszeichnen, scheinen Junghuhn nur geringes Interesse eingeflöfst zu haben. Uebrigens besitzt er, wie der Herausgeber in der Vorrede versichert, ein grofses Talent als Plan und Situationszeichner, und dies verleiht dem dem Werke beigegebenen Atlas, der gröfstentheils Bergansichten enthält, einen besonderen Werth und trotz seiner Unscheinbarkeit einen viel gröseren, als z. B. den sauberen und zierlichen, allein oft abgeschmackten Phantasiebildern, womit die neueren französischen Reisenden ihre Werke ausstatten zu müssen glauben.

Das Werk zerfällt in vier gröfsere Abschnitte. Der erste beginnt mit der Abreise aus Europa, es

Digitized by Google

wird die Ueberfahrt nach Indien geschildert, die Ankunft in Batavia und ein kurzer Aufenthalt in Weltevreden, dann die Reise nach Samarang und von da queer durch die Insel nach Jokjokarta, wohin der Verfasser beordert war. Von hier aus unternahm er einzelne kleine Streifzüge in die Umgegend, wie nach der Südküste der Insel zur Mündung des Flusses Upak, nach Imogiri, wo die Gräber der javanischen Fürsten sind, und nach den berühmten Ruinen von Brambanan vor allem in den westlichen Theil des sogenannten Südgebirges, eine bisher von einem europäischen Naturforscher noch nie betretene Gegend. Bedeutender als alle diese Unternehmungen sind aber die beiden Reisen auf den Vulkan Merapi, welche uns eine Einsicht in den Bau desselben gewähren, die wenig zu wünschen übrig läfst; auf der letzten derselben wurde auch der Berg Merbabu erstiegen. Bald darauf wurde der Verfasser (1837) wieder nach Batavia zurückberufen.

Der zweite Abschnitt umfafst die erste der beiden Reisen, die er von da aus (Juli 1837) mit dem Chef der Medicinalangelegenheiten der Colonien, Fritze, unternommen hat, und auf der beide Männer die naturwissenschaftlichen Forschungen mit ihren Amtsgeschäften verbanden, indem Fritze besonders die geologischen und hypsometrischen, Junghuhn die botanischen und allgemein-geographischen Beobachtungen übernahm. Sie durchschritten zuerst die ganze Insel von Weltevreden bis zur Südküste bei der Bei Palabuan ratu, dann besuchten sie während des Aufenthalts in den Preanger Regentschaften mehrere der diese Hochebenen umgebenden und durchkreuzenden vulkanischen Berge; die Resultate dieser Unternehmungen sind die lehrreichen Schilderungen der Berge Patuha, Tankubanprahu, Suntur, Papandayang, der bis dahin noch nie beschrieben war, Telagabodas und besonders des durch seinen furchtbaren Ausbruch von 1823 bekannten, sonst noch niemals erforschten Salungung. Den Beschlufs der Reise machte der Besuch der Landschaft Cheribon und die Ersteigung des kolossalen Vulkans Chermaï, worauf die Rückreise nach Weltevreden angetreten wurde. Noch lehrreicher und wichtiger ist aber der im dritten Abschnitt enthaltene Bericht der zweiten Reise, welche beide Männer im April 1838 antraten, und die sie in die östlicheren Theile Javas führte. Sie besuchten zuerst Samarang, erstiegen von da aus den Berg Ungarang und gelangten nach Surakarta, wo sich aus Messungen, den ersten, die hier überhaupt angestellt sind, das Resultat ergab, dafs die Ebenen am mittleren Solo und seinen Hauptzuflüssen kaum 300 Fufs Meereshöhe haben (Surakarta und Madiun 270 bis 280 Fufs), wodurch die von mir aufgestellte Hypothese, dafs diese Ebene eine ähnliche Hochfläche wie Kadu oder Bandong bildeten, widerlegt ist. Von hier aus wurde zuerst die Landschaft Kadu besucht und die sie umgebenden Vulkane erstiegen, besonders der Sumbing und Sindoro, darauf ähnlich die östlich von Surakarta gelegenen erforscht; es sind dies die einzigen und deshalb überaus schätzbaren Schilderungen, die wir von den kolossalen Gebirgsmassen des Laevu und Wilis besitzen. Die weitere Reise ging über Surubaya nach Osten bis zum Fufse des vor einigen Jahrhunderten eingestürzten Vulkans Ringgit, dann wurde der Lamongan, der kleinste, allein thätigste aller javanischen Vulkane, der deshalb für die nähere Kenntnifs derselben vorzüglich wichtig ist, und das bekannte Gebirge Tingger mit der sogenannten Sandsee, wie der mit Asche ausgefüllte, grofse Krater genannt wird, und seinen merkwürdigen Eruptionskegeln besucht. Die Rückreise geschah von Surubaya anfangs auf dem gewöhnlichen Wege an der Nordküste, später wurde noch das Plateau des Diêng (oder Sunong prahu) zur Untersuchung seiner zahlreichen, höchst interessanten vulkanischen Erscheinungen und das schöne Thal von Bangumas besucht und der Berg Tagal, der, wenn er nicht etwa von dem noch nicht gemessenen Smiru an Höhe übertroffen wird, (was kaum wahrscheinlich ist), der höchste Berg Javas ist (10630 Fufs), erstiegen.

Der letzte Abschnitt schildert die von der Ebene von Buitenzorg aus unternommenen Streifzüge Junghuhns in die Waldwildnisse des Sedegebirges, namentlich seiner nördlichen Abhänge und des höchsten nördlichen Gipfels, den Junghuhn mit dem Namen Manellawangi belegt, (das Panggerangu der übrigen Reisenden, die bisher immer nur den südlichen Theil der Gebirgsmasse, wo die vulkanische Thätigkeit sich jetzt allein noch äufsert, besucht haben). Dieser Bericht giebt, zumal wenn man damit die von Blume, Horner und Hafskarl verbindet, ein genaueres Bild von diesem Vulkane, als wir von irgend einem anderen der Insel besitzen. Den Schlufs desselben machen, wie auch in den anderen Abschnitten, meteorologische Ta-

Digitized by Google

bellen und die daraus abgeleiteten Höhenbeobachtungen, welche sich zugleich auf die von Junghuhn im October 1839 in die Urwälder, welche den Gebirgsrand der Hochebene von Bandong bedecken, unternommene Reise beziehen, deren sonst in dem Werke keine Erwähnung geschieht. Ich hätte daher wohl gewünscht, dafs der Herausgeber eine Uebersetzung des 1841 in Leiden erschienenen und gewifs in Deutschland unbeachtet gebliebenen Werkchens, das den Titel Uitstapjè naar de bosschen van de gebergten Malabar, Wayang en Tilu op Java door F. Junghuhn führt und von W. H. de Vriese aus Junghuhns Papieren zusammengestellt ist, diesem Werke beigefügt hätte, und wenn dasselbe mit einer im ersten Theile der Tydschrift vor Neêrlands Indie enthaltenen Beschreibung einer von unserem Reisenden (wahrscheinlich 1837) unternommenen Excursion auf den Berg Salak geschehen wäre, so würden wir hier eine vollständige Schilderung aller seiner wissenschaftlichen Reisen in Java besitzen.

Was die Form betrifft, in welcher diese Reiseberichte auftreten, so lehrt die Vorrede, dafs der Verf. an der Redaction seines Werkes keinen Theil genommen hat; sie ist vielmehr durch die Leopold.-Carol. Akademie der Naturforscher zu Breslau besorgt, deren berühmter Vorsteher, der Professor Nees v. Esenbeck, die Vorrede verfafst hat. Der Text der von Junghuhn übersandten Journale ist bis auf wenige Verbesserungen und Zusätze, welche die Folge einer Revision des Manuscriptes waren, unverändert beibehalten. Man wird das im Ganzen nicht tadeln können, allein es hat, da unverkennbar die einzelnen Berichte zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Absicht entworfen sind, natürlich die Folge gehabt, dafs dadurch eine gewisse Ungleichheit in der Art und Weise die Gegenstände zu behandeln, in das Buch gekommen ist. Manche Theile sind augenscheinlich bei gröfserer Mufse vom Verf. ordentlich ausgearbeitet und zur Publication vorbereitet (namentlich in den beiden letzten Abschnitten), andere dagegen machen den Eindruck, als seien sie Theile eines Tagebuches, wie es ein beschäftigter Reisender am Abend über die Ergebnisse und Erfahrungen des verflossenen Tages entwirft. Dazu kommt, dafs ohne Zweifel die Entfernung des Druckortes vom Wohnsitze des Herausgebers eine nicht geringe Zahl von Fehlern in den Text gebracht hat, von denen zwar ein bedeutender Theil in dem beigefügten Verzeichnisse verbessert ist, ohne dafs sie damit alle getilgt wären. So finde ich bei nur flüchtigem Durchblättern S. 95 unten Parhitan für Pachitan, S. 163 Duzio für Durio, S. 407 Ratjipit für Katjipit, S. 449 unten Primula praenitrus für praeniteus; S. 149 ist das oft erwähnte, von Junghuhn entdeckte Gras Festuca nubigena komisch genug F. nubila genannt worden.

Ich kann diese Bemerkungen nicht schliefsen, ohne ihnen einen Wunsch beizufügen. Der Vorrede zufolge hat Junghuhn 1839 Java verlassen und mehrere Jahre in Sumatra, mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt, verlebt, und die Welt darf ähnlichen Mittheilungen über Sumatra wie die hier gegebenen über Java entgegen sehen. Zunächst beschäftigt aber den Verf. eine Arbeit über die Vulkanität Javas und der übrigen Sundainseln. Jeder, der sich mit der Geographie Asiens und namentlich Indiens beschäftigt hat, wird eine solche Untersuchung mit Vergnügen aufnehmen, allein noch viel lebhafter mufs man die Bekanntmachung der Forschungen über die Natur Sumatras wünschen, eines Landes, das so wenig untersucht und doch so würdig ist, gekannt zu werden. Daher meine Bitte, Hr. Nees von Esenbeck, der auf seinen Freund Einflufs ausüben wird, möge denselben veranlassen, uns seine sumatranischen Berichte nicht zu lange vorzuenthalten. Meinicke, in Prenzlau.

XLV.

Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern zwischen den Jahren 1824 *und* 1843. *Berichte und Betrachtungen von C. L. Roth, Theol. Dr. und Ephorus des Kön. Württ. evangelisch-theologischen Seminars in Schönthal. Stuttgart,* 1845; *bei Liesching. VIII u.* 140 S. 8.

In der Sitzung der zweiten Kammer der bayrischen Reichsstände am 21. Juli 1843 sprach der Abgeordnete der Universität Erlangen, Prof. *Harlefs:* „Es *war* eine Zeit, wo die gelehrten Anstalten Bayerns die ersten in Deutschland genannt werden konnten; aber ich sage es mit dem bittersten Schmerz, diese Zeit ist vorüber, und wird nicht abgeholfen, so wird das Elend, das wir schon jetzt beklagen, in schrecklichem Mafse zunehmen." Dieser Aeufserung

Digitized by Google

schlofs sich ganz in demselben Sinne Graf *Butler* an, indem er die Kammer an die Zeiten erinnerte, wo das bayrische Schulwesen unter der Leitung von Männern wie *Jacobs* und *Niethammer* blühte: „damals lag dem Studienwesen ein fester bestimmter Plan, ein System zu Grunde; dies System wurde consequent durchgeführt und festgehalten. Allein was ist jetzt an die Stelle des Systems getreten? Ich mufs leider sagen: immerwährender Wechsel!" Von dieser Reaction, welche seit 1825 in Bayern gegen die unter dem Könige Maximilian gemachten Schuleinrichtungen Schritt für Schritt vor sich geht, giebt die hier zur Anzeige gebrachte Schrift des um das Schulwesen in Nürnberg hochverdienten *C. L. Roth* ein merkwürdiges Bild. Der Verf. ist, nachdem er von 1821 bis 1843 Gymnasialrector in Nürnberg gewesen, zu einem andern Amt in sein Vaterland zurückgekehrt, von wo er diese Darstellung mit aller Freimüthigkeit, die ihm sein persönliches Verhältnifs möglich machte und die Sache zu fordern schien, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Es erinnert an Tacitus Einleitung zu den Historien (nec beneficio nec iniuria cogniti) was er über die Unbefangenheit seines Urtheils sagt: „Ich bin in der langen Zeit meines Dienstes in Bayern eben so wenig durch eine mir insbesondere zugedachte Kränkung gereizt, als durch eine Wohlthat zum Danke verpflichtet worden, und habe darum keinen Anlafs, weder persönlicher Empfindlichkeit Luft zu machen, noch den Tadel zurückzuhalten. Aber die Theilnahme des Arbeiters an seiner Arbeit wird von selbst um so mehr zum Affecte, je mehr ihn die Länge der Zeit gewöhnt, die Arbeit als *seine* Sache zu betrachten." — Wie einerseits Alles, was in der Schrift besprochen wird, selbst erlebt ist, so ist der Leser andrerseits vor den täuschenden Einwirkungen blofs persönlicher Erfahrung und subjectiver Auffassung dadurch gesichert, dafs überall eigentlich nur das Factische in den Erlassen der Regierung vorgelegt wird. Die Sammlungen der Königl. Verordnungen, die gedruckten Kammerverhandlungen und andere öffentlich anerkannte Quellen sind durchweg genau verzeichnet und bilden die alleinige Grundlage der Darstellung und Betrachtung. Der Verf. gesteht selbst, dafs die Schrift weniger giebt, als was der Titel besagt: nur das wollte er geben, woran der Gang der Verwaltung der Schulangelegenheiten in der angegebenen Zeit zu erkennen sei; es soll anschaulich werden, dafs ein anderer Weg, um den Schulen aufzuhelfen, eingeschlagen werden müsse, und bei diesem „neuen, schöneren, dauerhaften Bau des Schulwesens, den so viele redliche Männer in Bayern mit Sehnsucht erwarten, will die Schrift als ein Baustein dienen." Hiernach wird man nicht anders erwarten, als dafs sie überwiegend einen negativen Charakter hat; von dem wirklichen Zustande der bayrischen Gymnasien in aller wissenschaftlichen und disciplinarischen Hinsicht spricht sie nicht: die Unzweckmäfsigkeit der Mafsregeln der Regierung wird in ein helles und grelles Licht gestellt; man erkennt ihre nothwendig unheilbringenden Folgen und empfängt von ihrer Darstellung den Eindruck wie von einem schmerzlichen Nothruf, der uns zu Herzen dringt, weil wir ein edles Leben bis auf die Wurzeln seiner Existenz bedroht sehen. Darum wird auch das Gefühl der Befriedigung, welches solchen Schilderungen gegenüber sich sehr lebendig über das Glück, die Schulen in dem eignen nächsten Vaterlande durch eine consequente Verwaltung in der Integrität ihres Wesens gesichert zu sehen, bei Manchem regen könnte, doch bald der Theilnahme weichen, welche dieser Zustand so wichtiger Bildungsanstalten in einem grofsen deutschen Lande bei Jedem hervorrufen mufs, der die Bedeutung und die Folgen solcher Rückschritte in der wissenschaftlichen Jugenderziehung zu beurtheilen weifs und sich ein so lebendiges vaterländisches Bewufstsein erhalten hat, dafs er empfindet, es gilt auch hiebei: wo Ein Glied leidet, leidet das andere mit.

Die Schrift besteht aus 15 Capiteln in den 2 Theilen: Berichte über das Bestehende, und Betrachtungen mit Vorschlägen zu angemessenen Veränderungen. Diese Eintheilung ist aber keine strenge Unterscheidung; die beiden Hauptabschnitte gehen häufig in einander über und ergänzen sich, und die ganze Anordnung ist ohne innere Nothwendigkeit, so dafs auch Wiederholungen nicht immer vermieden sind: sie betreffen freilich solche Dinge auf die nicht oft und dringend genug hingewiesen werden zu können schien. Es wird am zweckmäfsigsten sein, die wesentlichsten Uebelstände, die an verschiedenen Orten im Buche besprochen werden, zusammenzufassen und vor Allem die Thatsachen selbst reden zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

North ... University Library

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern zwischen den Jahren 1824 *und* 1843. *Berichte und Betrachtungen von C. L. Roth.*

(Fortsetzung.)

In einem Lande, wo der Zwang der Kniebeugung die Rechte der protestantischen Confession so offenbar und so lange gekränkt hat, wird man in der weniger vor Augen liegenden Einwirkung auf die Schulen eine gröfsere Enthaltsamkeit nicht voraussetzen dürfen. „Die Leitung der Schulangelegenheiten in Bayern ist jetzt eine katholische, auch für die Protestanten, und die Einführung der Benedictiner in Augsburg 1835 ist die entschiedenste Mifsbilligung der Berufung von *Jacobs* (1807), der in seinen Personalien zeigt, wie mächtig der jetzt herrschende Geist auch zu der Zeit war, in welcher man darauf ausging, ihn durch Einführung protestantischer Elemente für immer zu bannen." Das einzige protestantische Mitglied des Ober-Schulraths kann nicht in Betracht kommen, da der collegialische Geschäftsgang seine einzelne Stimme verschlingt. Dieser mächtige Einflufs der katholischen Regierung zeigt sich eben sowohl in der ganzen Auffassung der den Schulen gestellten Aufgabe, als in einzelnen besonderen Verordnungen, namentlich in denen über das Gebet und den Religionsunterricht. Die in beiden Confessionen tief innerlich verschiedene Auffassung von Sünde, Frömmigkeit und dem Werth menschlicher Tugend bedingt auch ein im Princip verschiedenes Verfahren bei der Erziehung: die katholische Auffassung aber ist es, die in Bayern den protestantischen Schulen aufgenöthigt wird. „Längere Zeit beschäftigte sich die Behörde mit der Frage, in wiefern Kenntnisse in der Religion und *Religiosität* in der Location mit einzurechnen und durch Preise zu belohnen seien. Die Frage selbst kann offenbar nur da aufgeworfen werden, wo die Meinung nicht abgethan ist, dafs der Schüler in der Religion die gröfsten Fortschritte gemacht habe, der irgendwas, das als Wissenschaft derselben gilt, am besten auswendig weifs. Es gab Anstalten genug, in welchen nach der Religion locirt und diese besondre Location in die allgemeine eingerechnet wurde; und in Augsburg gab es einmal einen Schüler, welcher in der Religion der *fünf und siebzigste* war." Ein besonderes Ministerialrescript vom Jahre 1840 erklärte die Ansicht, dafs ein Preis für Religionskenntnifs und Religiosität der Sache selbst widerspreche, für unstatthaft; es wurden Noten, Klassen und Stufen für Beides festgestellt. Die erste Stufe ist *ausgezeichnet*, die zweite *vorzüglich* oder *sehr gut*, die dritte *vollkommen gut*, die vierte *hinlänglich* u. s. w. bis zur Rubrik *schlecht*, eine Ordnung, der es an aller Logik fehlt, wie das Verhältnifs von 2 und 3 und von 3 und 4 zeigt, zumal wenn man bedenkt, dafs hinlänglich im dortigen Sprachgebrauch „nie anders als im Sinne von unzureichend genommen wird." Um nun in eine höhere Klasse aufzurücken oder in eine andere Studienanstalt aufgenommen zu werden, mufs ein Schüler in den Religionskenntnissen mindestens das *vollkommen gut*, in der Frömmigkeit *vorzüglich* erreicht haben. Dadurch gerieth man in grofse Noth: sollte man die Religions- und Frömmigkeitsnoten wahrheitswidrig steigern, oder den wissenschaftlich wirklich reifen Schülern das Aufrücken verweigern, wenn man ihnen jene hohen Noten nicht geben zu können meinte? Es kam vor, dafs der Rector eines andern Gymnasiums einen Schüler von Nürnberg aufzunehmen Bedenken trug, weil er von dem dortigen Gymnasium nur die Frömmigkeitsnote *vollkommen gut* brachte: er sollte mindestens sehr gut oder vorzüglich haben. „Wo Schüler verschiedener Confession in einer Anstalt beisammen waren, durfte man mit Gewifsheit voraussetzen, dafs die einen, wenn nicht bei offenbarer Unsittlichkeit, die geforderten Noten von ihrem Religions-

Digitized by Google

lehrer durchaus erhielten, so dafs man sich wieder nicht bedenken konnte, welches von beiden Uebeln, die Unwahrheit oder das Unrecht, zu wählen sei." So finden sich denn Lehrer, welche gegenüber der Pflicht, Zeugnisse auszustellen, eine ironische Stellung eingenommen haben, während es andere im Innersten empört, gerade hierin zur Verletzung der Wahrheit gezwungen zu sein. „Wenn es eine Kasse gäbe, bei welcher man dergleichen Zeugnisse wie einst die Assignaten der Revolution, nach und nach einreichte, um für das Papier klingende Münze zu empfangen, so würde dem Unwesen bald gesteuert sein. Man würde es geltend machen, dafs so viele Tugend gar nicht in der Wirklichkeit und Möglichkeit vorhanden sei." — Das Uebel der allen Sprachgebrauch ignorirenden Steigerung in der Zeugnifsterminologie herrscht in den bayrischen Schulanstalten von der untersten Volksschule bis zur Universität; es sind Formeln, deren Curs eben sehr niedrig steht: gut im Betragen bedeutet eigentlich nicht gut, es ist die niedrigste Note. Es ist vorgekommen, dafs, als ein Schüler bei der Inscription auf der Universität seine Zeugnisse vorlegte, und man unter Betragen nur *lobenswerthe* Sitten bezeugt fand, der Regierungsbeamte sagte, das sei Einer, auf den man ein wachsames Auge haben müsse! -

Es war schon Sitte, die erste Stunde mit einem Morgengebet zu beginnen; aber 1839 wurden bestimmte Formulare dazu angewiesen und bestimmte Gebete für den König zu täglicher Anwendung bei der Morgenandacht hinzugefügt. Das eine derselben beginnt: Gelobet seist du, Herr unser Gott, gelobet sei dein heiliger Name; durch dich regieren die Könige, durch dich herrschen die Fürsten der Erde, und es ist keine Obrigkeit ohne von dir. Wir danken dir auch heute wieder von ganzem Herzen, dafs du auch über uns in Gnaden einen König gesetzt, und dich und deinen heiligen Willen in ihm uns geoffenbaret hast u. s. w. — Aber man hat mit der Vorschrift, dieser täglichen Fürbitte gewifs nichts zur Förderung des Respects und des Gehorsams gethan. „Je genauer irgendwo diese Anweisung befolgt wird, desto gewisser ist als einzige Frucht derselben eine Mehrung des unseligen Reichthums an Redensarten in Bayern zu erwarten."

Seit 1840 wird beim Geschichtsunterricht der confessionelle Unterschied der Schüler berücksichtigt, so nämlich, dafs er überall den Religionslehrern zugewiesen ist, wobei in keiner Weise gefragt wurde, ob derselbe auch die nöthigen Kenntnisse in der Geschichte habe. Und das für den Anfang in der Geschichte eingeführte Lehrbuch von *Beck*, das für Katholiken nicht unzweckmäfsig sein mag, pafst doch für Protestanten gar nicht, da es die Reformation nicht als ein Werk der göttlichen Vorsehung, sondern der menschlichen Leidenschaft darstellt. — Bei der seit 1841 festgesetzten Unterscheidung der Schulen in rein katholische, protestantische und gemischte, wurde das Gymnasium zu Nürnberg als eine rein protestantische Anstalt anerkannt; dennoch erhielt der Rector den Auftrag über ein vom Bischof von Augsburg ausgegangenes Regulativ über die oberhirtliche Ueberwachung des Religionsunterrichts seine Ansicht vorzulegen, und es war keineswegs anzunehmen, dafs diese Aufforderung nur durch ein Versehen an protestantische Rectorate gekommen sei; auch enthielt das Regulativ kein Wort darüber, dafs die Thätigkeit des bischöflichen Commissars auf katholische Lehranstalten und Schüler beschränkt sei. — Im zweiten Theile der Schrift wird die Gefahr gezeigt, die in der beabsichtigten überwiegenden Kirchlichkeit und in der blofs priesterlichen Handhabung des Lehramts für die eigentliche Bestimmung der Gymnasien, auch bei den katholischen Anstalten entstehe. „Wenn es überhaupt unrichtig ist, der Geistlichkeit das Ruder der Schulen in die Hände zu geben, so kann vollends der Zweck der Schule niemals aufrecht erhalten und mit Lauterkeit verfolgt werden, wo es nur ein geistliches Regiment der katholischen Schulen giebt. Von allen denen, welche längst daran arbeiten, das Schulwesen in die Hände der Jesuiten zu bringen, glaubt und weifs Niemand anders, als dafs jesuitische Obere und jesuitische Lehrer jetzt mehr als je — weil es sich um Wiedergewinnung ihrer Herrschaft handelt — darauf ausgehen würden, nicht Menschen, noch Christen, noch gute Lateiner, sondern Jesuiten zu erziehen, d. h. nicht für das Reich Gottes, und auch nicht für das eines Fürsten oder des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung, sondern lediglich für ihren Orden zu wirken." Widerwärtig ist es aber dabei, wenn man unzweideutig wahrnimmt, dafs neben der allgemeinen Tendenz, der Geistlichkeit mehr Gewalt einzuräumen, noch die besondere Rücksicht

Digitized by Google

auf die geringere Besoldung, welche der ehelose Stand ansprechen kann, bei Einrichtungen dieser Art wirksam gewesen ist; solches System darf sich dann freilich auch die aller Psychologie und Erfahrung zuwiderlaufende Behauptung zur Stütze nehmen, der Unverheirathete habe mehr inneren Beruf zum Lehr- und Erziehungsgeschäft als der Verheirathete.

Neben der Unterordnung der Gymnasien unter die Zwecke der Geistlichkeit sind es die utilitarischen Tendenzen, die das gelehrte Schulwesen in Bayern am meisten bedrohen, also dieselben beiden Uebel, welche Niethammer zu bekämpfen hatte und durch den klassischen Unterricht so glücklich bekämpft zu haben schien. Aber man will auf die alte Stelle zurück. Ueberblickt man die verschiedenen Maſsregeln, die im Sinne des Nützlichkeitsprincips neuerdings getroffen worden sind, so macht es in der That den Eindruck, als solle die Wohlthat wissenschaftlicher Bildung, nur einem auserlesenen Theile des Volkes gegönnt, ihr Eindringen aber in die Gesammtbildung möglichst verhütet werden. Wer unbefangen urtheilt, wird gestehen müssen, daſs das Realschulwesen der neueren Zeit immer noch wie beim Beginn nach Princip und Gestaltung sucht. Nichts kann aber dieser nothwendigen, allmähligen Entwickelung aus sich selbst weniger förderlich sein, als eine so maſslose Ueberschätzung, wie man sie in Bayern dieser neuen Richtung angedeihen lieſs. In gröſster Eile wurde das Gebäude des technischen Unterrichts vom Fundament bis zum Giebel aufgerichtet; und stolze Freude spricht sich nicht lange nach Einführung des neuen Unterrichtssystems in den Erlassen des Ministeriums über seine Wirkungen aus, z. B.: „Kaum war der groſsartige Gedanke des erhabenen Monarchen Verwaltenden und Verwalteten in seinem vollen Umfange klar geworden, so reiften auch allenthalben seine Folgen zur segenvollen Frucht. Die kurze Frist zweier Jahre reichte hin, ohne Erhöhung der öffentlichen Auflagen, ohne Inanspruchnahme des Reichsreservefonds auf dem einfachen Wege möglichst zweckmäſsiger Verwendung der verfügbaren Mittel eine Schöpfung hervorzurufen, deren sich in gleicher Vollständigkeit kaum ein anderer deutscher Staat erfreuen möchte. Stolz und Dankgefühl erfüllen jede Bayerbrust bei dem Anblick solcher Erlebnisse." Und an einer anderen Stelle desselben Erlasses: „Der durch die Allerhöchste Verordnung vom 16. Februar 1833 und durch gegenwärtige Vollzugsanweisung vollständig geregelte technische Unterricht zählt würdig unter die vielen unschätzbaren Wohlthaten, welche der erhabene Geist des edlen Monarchen der bayrischen Nation zugewendet hat. Der ureigendsten Idee Sr. Majestät des Königs entsprossen und durch Ihn bis in die Einzelheiten des Vollzugs entwickelt, eröffnet er dem Talente bisher kaum geahnte Bahnen, und gewährt dem bayrischen Volke als Ausfluſs freien Herrscherentschlusses in dem groſsartigsten Maſse, was in so vielen Ländern noch immer Gegenstand unerreichbar geglaubter Wünsche ist." Allein man muſste es erleben, daſs viele der seit 1833 errichteten Gewerbeschulen schnell wieder eingingen. Besonderen Nachtheil muſsten nun aber den Gymnasien die Verordnungen bringen, welche sie in eine enge Wechselwirkung mit dem Realunterricht zu setzen beabsichtigten. Ohne Rücksicht auf die durchgängige Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Vorbildung wurden selbst Lehrlinge und Gesellen den Gymnasien für den Unterricht in der Religion und den Realien zugewiesen, und der eigentliche Zweck und Charakter der Gymnasien einem fremden Interesse, dem einer untergeordneten Sphäre, geopfert. Man machte dies von Seiten der Gymnasien mit Entschiedenheit geltend; man zeigte, wie es unmöglich sei, den Realienunterricht wie er verlangt wurde zu geben, ohne den Theil des Unterrichts, welcher für künftige Studirende der wichtigste sei, in der ihm zugewiesenen Stundenzahl zu beeinträchtigen, und dies sei völlig unthunlich, wenn noch einige Kenntniſs der klassischen Literatur erzielt werden solle. Auch kamen bei dem raschen Wechsel der Gesetze in Bayern später solche, welche die Gymnasien aus dieser Gefahr mehr und mehr wieder befreiten. Aber der Verfasser weist nach, wie die bayrischen Gymnasien noch immer zu viel von technischen Anstalten an sich haben, zugleich aber auch auf der andern Seite bei dem Mangel an fester und klarer Begrenzung in das Gebiet der Universität hinüberstreifen. So zeigt auch der vierte Abschnitt des ersten Theils (über die äuſsere Einrichtung der Gymnasien und lateinischen Schulen), wie die verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen in die Abgrenzung der einzelnen, einander untergeordneten Anstalten eine dem Zweck derselben verderbliche Unklarheit und Verwirrung hervorbringen muſs-

Digitized by Google

ten. In den Vorschlägen zu künftigen Einrichtungen wird deshalb auch der Lectionsplan eines reinen, selbständigen Gymnasiums entworfen, als einer Anstalt, die lediglich für Solche bestimmt sein soll, die den propädeutischen Cursus für die Universität durchmachen wollen: wobei man einstimmen kann, dafs das Nothwendigste neben der allgemeinen religiösen Bildung die Ausbildung der Urtheilskraft durch selbständige Erkenntnifs des historisch Gegebenen sei, und eben so eine Verstärkung klassischer oder geschichtlicher Gymnasialstudien und das Verzichten auf die Art encyklopädischer Bildung, die seit dem vorigen Jahrhundert in die Gymnasien eingedrungen ist, auch weiter als in Bayern für wünschenswerth halten wird, ohne doch mit diesem Princip die vorgeschlagene Ausschliefsung des Unterrichts in der vaterländischen Literatur irgend vereinigen zu können.

Auf keinen Gegenstand kommt der Verfasser so oft und von so verschiedenen Seiten zurück, als auf die persönliche Stellung der Gymnasiallehrer. Er führt so viele, kleinliche Beschränkungen durch Gesetze und Verordnungen an, dafs man leicht sieht, von einer Achtung, die der Stand als solcher genösse, kann gar nicht die Rede sein. Gerade da, wo nur die Sonne des Vertrauens die rechten Früchte zeitigen kann und wo alle Wirksamkeit der Zucht und der Unterweisung auf der Persönlichkeit ruht, soll sich Keiner einer freien Selbstbestimmung zu erfreuen haben. Dabei fährt man fort, den Lehrern durch die kärglichsten Besoldungen zu beweisen, dafs man ihren Beruf äufserst gering achte. Neben einer solchen Behandlung klingt das Lob, welches der Begeisterung des Lehrerstandes in einem Ministerialerlafs von 1837 gespendet wird, allerdings wie bittrer Spott: „Den Lehrerstand wie die Verwaltung Bayerns beseelt eine die alltäglichen weit übersprühende Begeisterung für grofse und wahrhaft volksbeglückende Zwecke. An diese Begeisterung sind die Aufforderungen, an sie sind in der Folge etwaige Mahnungen zu richten, und beide werden ihres Zweckes nicht verfehlen."

Das gesammte Schulregiment der bayrischen Gymnasien liegt in sehr verschiedenen Händen: die Stellung des Directors ist durch Kreisscholarchen, Ortsscholarchen, Regierungscommissäre, Universitätscommissäre, von allen Seiten beengt, und bei den zahlreichen und verschiedenen Gesetzen, die sich gegenseitig nicht ergänzen, sondern zum Theil widersprechen, ist nicht einmal Klarheit über die Grenzen der Befugnisse eines Jeden vorhanden, der bei der Verwaltung der Schulen mitzusprechen hat. Regierungscommissäre sind seit 1833 aus Furcht vor politischer Ansteckung der Jugend und aus Mifstrauen gegen die Lehrer allen Studienanstalten beigegeben mit den ausgedehntesten Vollmachten über Alles, was Disciplin, Ordnung und Sittlichkeit betrifft, so dafs den Schülern gegenüber die Autorität des Rectors vielfach beeinträchtigt und gefährdet werden mufste. Selbst dies ist eingetreten, dafs ein Regierungscommissär verwerfliche Schüler, die das Rectorat entfernen wollte, beschützte, was aus seiner ganzen Stellung erklärlich ist, da es ihm in derselben an aller persönlichen und unmittelbaren Einsicht in das Leben der Schule fehlt. Dieselbe Absicht vermehrter Controle und denselben Sinn des Mifstrauens gegen die Rectoren und die Gymnasiallehrer hatte 1832 die Bestellung eines Universitätsprofessors als Commissarius für die Maturitätsprüfungen, dem die Leitung derselben bis in das Speciellste obliegt, eine Einrichtung, die besonders da schmerzlich empfunden werden mufste, wo man bisher die Prüfungen selbständig und mit Treue besorgt hatte, und nun unter die Oberleitung eines Mannes von unzulänglichem Urtheil gesetzt wurde. Da aber die menschliche Natur so beschaffen ist, dafs wir, je geistiger die Wirksamkeit ist, die man von uns erwartet, desto mehr des Gefühls der Selbständigkeit bedürfen, so fordert der Verfasser in seinen Vorschlägen vor Allem freieren Spielraum für die unmittelbar mit dem Unterricht Beschäftigten. Die Rectoren will er von den Beschränkungen durch die Regierungs- und Universitätscommissäre befreit wissen, und, ziemlich entsprechend der in Preufsen bestehenden Verwaltungsform, fordert er einen obersten Schulrath als besondere Section unter dem Ministerium des Innern, der seine Verordnungen durch Kreisschulräthe den Rectoren communicirt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern zwischen den Jahren 1824 *und* 1843. *Berichte und Betrachtungen von C. L. Roth.*

(Schlufs.)

Indem der Verfasser in seinen Vorschlägen verlangt, dafs jeder Schulrath mindestens zehn Jahre selbst Gymnasiallehrer gewesen sein müsse, erwartet er davon mehr Einsicht in die Ausführbarkeit der Verordnungen, während die Erlasse der letzten Jahre eine fast durchgängige Unkenntnifs dessen zeigen, was von Lehrern und Schülern gethan werden müsse und geleistet werden könne. Zu den Beispielen hievon gehören auch die verschiedenen Gesetze über Zahl der Lehrstunden und Aufgaben. Die Schulpläne von 1824 und 1829 hatten bei Bestimmung der Stundenzahl die Rücksicht auf das Alter der Schüler nicht aufser Acht gelassen; aber der von 1830, also schon vor Lorinser, hob die Rücksicht auf die physische Entwickelung unverhältnifsmäfsig hervor. Weil man in München zufällig die Wahrnehmung gemacht hatte, dafs Schüler überbürdet seien, setzte man dies bei den Gymnasien durchweg voraus, ohne den Grund jener Wahrnehmung da zu suchen, wo er wirklich lag und liegt, in der herkömmlich gewordenen Ueberhäufung der Schüler mit Privatunterricht. Auch die sechs Jahre später durch Lorinser veranlafste Revision des Zustandes der Gymnasien wurde nur von dem Gesichtspuncte aus gefafst, als werde die Jugend von den Lehrern an den Gymnasien durch willkührliche oder ehrgeizige Ueberhäufung mit Lehrstunden und Hausaufgaben bedrängt. Von nun an sollten selbst die Schüler der zwei oberen Klassen durch die Schulaufgaben keinesfalls auch bei mittelmäfsigen Talenten über *vier* Stunden *wöchentlich* in Anspruch genommen werden! Besonders in den Aufgaben für's Griechische fürchtete man die Uebertreibung. Die Verordnungen bestimmen nun positiv, wie viele und welche Aufgaben zu geben, und welche derselben und wie sie vom Lehrer zu corrigiren seien. Die Anweisungen waren so speciell, dafs unter Anderem verordnet wurde, in lateinischen Schulen solle man nur vier und zwanzig, in Gymnasien nur einhundert und sieben und dreifsig geschichtliche Jahreszahlen lernen lassen. — Man konnte aber hiebei zuletzt „die Achtung für die von oben gegebene Ordnung nur dadurch beweisen, dafs man sie vollständig ignorirte und nach wie vor tägliche Hausaufgaben beibehielt, deren Art und Mafs durch das besondere Bedürfnifs bestimmt wurde."

Gleichwohl wird nach Geist und Ton der neueren Verordnungen die Ansicht in der Verwaltung immer mehr die herrschende, dafs der Lehrer nichts zu thun habe, als die ihm gegebenen Weisungen zu befolgen, und eben so der Grundsatz, „dafs der Lehrer keine oder möglichst wenige persönliche Rechte haben, sondern vielmehr von der Gnade abhängen soll." So wird absichtlich die Furcht zu einem Motiv der Pflichterfüllung gemacht, wovon in den Capiteln über Besoldung und Pensionen fast unglaubliche Beispiele gegeben werden. Auch tritt wohl in keinem deutschen Lande das Bestreben, gerade nach dieser Seite hin das Nothwendige mit dem geringsten Aufwande zu leisten und auch die nöthigsten Ausgaben noch weiter zu beschränken, so deutlich hervor. Seit 1824 war es den Lehrern untersagt, Privatunterricht zu geben, dagegen Aussichten auf Gehaltsverbesserung eröffnet. Allein noch 1828 mufste die zur Abfassung des Schulplans bestellte Commission dem Könige vorstellen (*Thiersch* über Gel. Schulen III. 1, 120), wenn man die Schulen wieder heben, den Lehrstand der Muthlosigkeit entreissen wolle, so sei nur Eine Art Hülfe möglich, „wenn die alte engherzige und der wissenschaftlichen Bildung feindselige Geringachtung des Lehrstandes *durch die That* aufgehoben, und der

Digitized by Google

Lehrer in Verhältnisse gebracht wird, welche ihm die Aussicht eröffnen, nach einer Reihe mit redlichem und aufrichtigem Eifer vollbrachter Dienstjahre sich durch sein Amt ein Verhältnifs zu bilden, in dem er mit seiner Familie ohne Nahrungssorgen von seinem Amte leben kann." Die Anträge der Commission enthalten „das Mäfsigste, was erfordert wird, um diese Männer und ihre Lage mit der Wichtigkeit ihres Amtes doch einigermafsen in Uebereinstimmung zu bringen, und sie gegenüber andern Zweigen des öffentlichen Dienstes nicht in jener trostlosen Unterordnung und Versäumnifs zu lassen, welche aus barbarischer Mifsachtung alles Höheren in Wissenschaften und Bildung hervorgegangen, und ganz vorzüglich geeignet ist, die alte und schwere Schuld derselben in der Verkommnifs der Schulen beharrlich fortzupflanzen." Nichts desto weniger wurden durch spätere Bestimmungen die früher gegebenen und unerfüllten Zusagen noch mehr beschränkt, und die noch 1832 verheifsenen verhältnifsmäfsigen Gehaltsverbesserungen wurden 1838 ganz aufgehoben, und den jahrelang gehegten Hoffnungen wurde nun nichts als dies zum Trost gelassen: wenn es die Mittel der Anstalten gestatteten, könnten für verdiente Lehrer daraus *Gratificationen*, jedoch immer nur für die Dauer eines Jahres, beantragt werden. Lange hatte keine der vielen Verordnungen einen so niederschlagenden Eindruck hervorgebracht. Die Sache wurde wiederholt in den Ständeversammlungen von protestantischen Deputirten und selbst von einem katholischen Geistlichen mit Wärme und Entschiedenheit zur Sprache gebracht. Prof. *Harlefs* sagte bei seinem Antrage: „Zu welchen Schlüssen mufs die Wahrnehmung führen, dafs die Besoldungen bei einem Stande, statt sie mit dem stets wachsenden Preise aller Lebensbedürfnisse zu erhöhen, vielmehr herabgedrückt und geschmälert werden, und dafs diesem Stande das Quantum der Besoldung, weit entfernt, eine sorgenfreie, dem Beruf ganz zu widmende Existenz zu gründen, nicht einmal Beseitigung der Nahrungssorgen, geschweige denn eine anständige Existenz sichert? Alles dies findet aber seine volle Anwendung auf die gegenwärtige Lage des Lehrerstandes an den Lyceen und Gymnasien." Aber alle Bitten und Anträge blieben erfolglos *); denn die schliefslich von der Regierung bewilligte Aushülfe war so precär, dafs sie fast nichtig erscheint. Auch besteht das Verbot, Privatunterricht zu geben, für die Lehrer noch immer: weil er irgendwo gemifsbraucht war, ist er überall untersagt; dies geschah zuerst, wie oben erwähnt, mit der Verheifsung besserer Besoldung: diese wurde zurückgenommen, aber jenes Verbot aufs neue eingeschärft. Aehnliche Thatsachen enthält der Abschnitt über Stabilität, Quiescenz und Pensionen; er zeigt, wie aufmerksam die Verwaltung darauf ist, die Gymnasialprofessoren das was sie verfassungsmäfsig ansprechen können, in immer geringerem Grade geniefsen zu lassen. Dazu gehört besonders die grofse Inconsequenz in der Bestimmung des Verhältnisses von Standesgehalt und Dienstgehalt, wornach sich der Pensionssatz richtet. — 1834 wurden plötzlich die Rectorstellen für widerruflich erklärt, was früher nie geschehen war, und nun sogar rückwirkend auf definitiv angestellte angewandt wurde. „Diese Verordnung von 1834 ist der Ausdruck einer grofsen Verachtung gegen die Sache, nämlich das Schulvorsteheramt, und gegen die Personen, die Vorsteher selbst."

Hier wie bei mehreren anderen Gelegenheiten wird ein wesentlicher Uebelstand der vielen gesetzlichen Bestimmungen im bayrischen Schulwesen darin erkannt, dafs um einzelner Fälle willen, für die das Gesetz nothwendig sein mochte, Alle damit bedrückt werden und eine Allgemeinheit daraus gemacht wird, die dem eigentlichen Zwecke mehr hinderlich als förderlich ist. Das wirklich vorhandene Bedürfnifs wurde nicht unbefangen und klar erkannt, und darum der Schulplan nicht darnach eingerichtet. So geschah es denn, dafs nirgend in Deutschland durch rasche Aufeinanderfolge mannigfaltiger Gesetze so sehr das Schauspiel des Experimentirens mit Schuleinrichtungen gegeben wurde, wie eben in Bayern. Der Schulplan der Gymnasien und lateinischen Schulen hat von 1824 bis 1838 acht Mal eine andere Gestalt erhalten. Der Unterschied der Principien tritt am schärfsten in der schnellen Beseitigung des Plans von 1829 durch den von 1830 hervor, wozu aus allen Theilen der Schrift thatsächliche Belege gegeben werden könnten und zum Theil im Obigen gegeben worden sind.

*) Prof. Harlefs ist seitdem als Consistorialrath nach Ansbach versetzt worden, unfreiwillig, wie es scheint: ein Ruf auf die Universität Leipzig wird ihn der Nothwendigkeit überheben eine Stelle zu verwalten, die seinem Berufe weniger angemessen ist, aber Vaterland und Heimath zu verlassen ist schwer. Anm. der Red.

Digitized by Google

Bei so stark undulirenden Ansichten und Bestrebungen der Regierung im Ganzen und Einzelnen mufs die unausbleiblich eintretende Inconsequenz der Gesetze in der Praxis vielfach die gröfsten Verlegenheiten hervorbringen, so dafs bisweilen der Vorsteher einer Anstalt eine Pflicht darin finden konnte, manches Antiquirte zu erhalten, Manches, das noch nicht da war, zu anticipiren. „Denn wenn die eine Ordnung stillschweigend antiquirt oder niemals ausführbar gewesen ist, wo finde ich das Kriterum, wonach ich das noch Gültige erkennen soll? An dem vielästigen Baum des bayrischen Schulwesens ist viel dürres Holz, das man billigerweise je eher je lieber aushauen sollte." — „Dennoch tritt jede, auch die zweckwidrigste, Verordnung mit dem Anspruch der Infallibilität hervor- die der moderne Staat von der Curie geerbt hat." Gleichwohl wird einmal befohlen, das Griechische in einer gewissen Klasse nicht anzufangen, einige Wochen nach dem Beginn des Schuljahrs aber der Anfang des Griechischen für das laufende Jahr gutgeheifsen; oder gymnastische Uebungen werden das eine Mal gestattet, mit dem ausdrücklichen Zusatz, dafs sie unter diesem, aber nicht unter einem andern Namen zu betreiben seien; später aber rügt ein Rescript, dafs sie bei einigen Anstalten noch gymnastische Uebungen heifsen und befiehlt sie Turnen zu nennen.

Wo Gesetze für Schulen bis zum Kleinsten und Kleinlichen in einer, keinerlei Ausnahmen gestattenden Allgemeinheit gegeben werden, wo man ohne Rücksicht darauf, dafs geistige Einwirkung nicht in einem äufserlichen Gesetz ihr höchstes Regulativ haben kann, dem besonderen Talent und der frei thätigen Persönlichkeit der Lehrer und namentlich auch der Vorsteher selbst so wenig einräumt, dafs man auch die gegründetsten Abweichungen und Ausnahmen als strafbare Insubordination bezeichnet, da wird es für eine gefährliche Willkühr gelten, wenn die ihrer Bestimmung nach gleichstehenden Lehranstalten sich individuelle Charaktere ausbilden wollen, wodurch auch die Jugend vor der kläglichen Uniformität bewahrt würde, bei der ein wahrhaft-wissenschaftlicher Sinn sich nicht ausbilden kann.

Bei diesem Zustande des gesetzlichen Wesens ist es auffallend, dafs, während früher die Verordnungen allgemein im Namen des Königs erlassen wurden, sie nun als unmittelbarer Ausflufs des besonderen, persönlichen Königlichen Willens gegeben werden; dies sei, sagt der Verfasser, schon dem Wesen einer an eine Constitution gebundenen Verwaltung geradezu entgegen, und könne auch den geringsten Schulmann versuchen zu denken wie jener Musikant, der dem Macedonischen Philipp antwortete: μὴ γένοιτό σοι κακῶς οὕτως, ὦ βασιλεῦ, ἵνα ταῦτα ἐμοῦ βέλτιον εἴδῃς. — Wenn irgend etwas, so hängt die ganze Schuldisciplin von der unmittelbar einwirkenden Persönlichkeit der Lehrer ab; indem man aber in Bayern darauf ausgeht, diese durch Vorschriften von aufsen möglichst zu beengen, wird nach und nach alles Disciplinarische zum Polizeilichen und der Schule der Grund und Boden immer mehr entzogen, aus dem allein sie Lebenskräfte zu ziehen im Stande ist. „Die Staatsregierung sorgt gewifs für die Erziehung der Staatsbürger zum Gehorsam dadurch nicht, dafs sie ihre Schulbehörden ihres Ansehens entkleidet." Auf Kosten des wahren Ehrgefühls sorgt man für die Polizei, z. B. durch Verordnungen auch darüber, dafs der Gymnasiast durch besondere Rockknöpfe und Mützen dem Polizeisoldaten kenntlich sei.

Ein anderer gesetzlicher Zwang und seine nachtheiligen Folgen wird sehr ausführlich in dem Abschnitt von dem Central-Schulbücherverlag besprochen. Alle Schulbücher müssen aus dieser Handlung in München bezogen werden. Wiederum ein Bild der beschwerlichsten Beschränkungen und kläglicher Unordnung. So wird unter vielen anderen Beispielen erzählt, wie bei der Entfernung mancher Orte die in München bestellten Bücher nicht ankommen, die erbetene Erlaubnifs die früher gebrauchten Bücher wieder anzuwenden, wird auch nicht gegeben, so dafs ein Verfahren nach eigenem Gutdünken als ein nothgedrungenes und vollkommen gerechtfertigt erscheint. Sogar wenn sich Schüler eine andere Ausgabe, z. B. eines Klassikers, in dem Fall angeschafft hatten, weil die anbefohlene noch gar nicht erschienen war (was bei einigen der vorgeschriebenen Bücher oft erst ein oder auch zwei und mehr Jahre später geschah), mufsten sie es nachträglich dennoch thun, wobei auch auf arme Schüler gar keine Rücksicht genommen wurde, und von der ganzen für arme Schüler in Nürnberg mit mühseliger Ersparnifs angelegten Sammlung wurde auf diese Weise wenigstens ein Drittheil unbrauchbar; selbst Held's Ausgabe des Cäsar durfte nicht mehr gebraucht

Digitized by Google

werden. Eine eigentliche Aussonderung unsittlicher Stücke und Stellen hat übrigens nur bei Horaz stattgefunden, und zwar hier mit solcher Aengstlichkeit, dafs die 38 Oden des ersten Buchs auf 20 herabgekommen sind. Bayrische Gymnasiasten dürfen unter anderen die Ode Integer vitae scelerisque purus nicht lesen; denn am Ende heifst es ja: Dulce ridentem Lalagen amabo. Dagegen hat der Centralverlag in Cicero's zweiter philippischer Rede die Stelle von dem unnatürlichen Laster unbedenklich abgedruckt, die kein Lehrer vernünftiger Weise mit Schülern durchgehen kann. — Während nun Unvermögen oder Mangel an Ordnung im Centralverlag allein die Schuld trug, wenn die Befehle der Regierung in Betreff der Bücher von den Rectoren bei dem besten Willen nicht sofort befolgt werden konnten, mufsten diese selbst starke Vorwürfe und die Drohung in Geldstrafen verfällt zu werden hinnehmen, da sie sich ohnehin schon durch die ganze Einrichtung mehr als billig überwacht und in ihrer Freiheit beeinträchtigt sahen. „Wo sachkundige Oberbehörden dem Schulwesen vorstehen, begnügt man sich, die Wahl der Lehrbücher *negativ* zu überwachen; wie denn z. B. *Niemeyers* Lehrbuch der Religion in solcher Weise aus den Preufsischen Lehranstalten entfernt worden ist. Aber vorschreiben, welche Lehrbücher gebraucht werden sollen, heifst das Wesen des Unterrichtens selbst mifsverstehen, bei welchem die allein fruchtbare freie Thätigkeit des Lehrers offenbar auch des handgerechten Werkzeuges, eines nach seinem Sinne gewählten Lehrbuchs, bedarf. Es geschah in diesem Stücke, wie so oft in andern, dafs man, um gegen wirkliche Uebelstände wirksam einzuschreiten, in einen entgegengesetzten gerieth, und dafs man, um manche Verirrungen Einzelner abzuschneiden, Alle in ein gleiches Joch spannte." Noch einmal kommt der Verfasser auf diesen Gegenstand zurück in dem Abschnitte über Einhaltung des Zwecks der Gymnasien, wo er mit Recht fordert, dafs auch die Mittel der Anstalten und ihrer Schüler nur dem einen wirklichen Zweck der Schulen dienstbar sein müfsten, während sie in diesem Fall aufser ihr liegenden Zwecken, z. B. finanziellen, dienen. Daher unter den Vorschlägen zu künftigen Einrichtungen der Centralverlag zwar beibehalten, aber, nach Aufhebung zweckwidriger und drückender Bestimmungen in demselben, verlangt wird, dafs seine Mittel zum Theil den Lehranstalten selbst durch Geschenke an Büchern und Kunstwerken zu Gute kommen.

Es wäre nach allem Bisherigen überflüssig, die Betrachtungen und Vorschläge zu zweckmäfsigeren Einrichtungen, welche der zweite Theil enthält, noch weiter im Einzelnen zu verfolgen; sie ergeben sich bei einer Darlegung der Uebelstände von selbst, und sind meistens der obigen gedrängten Darstellung des Bestehenden schon angeschlossen. Vor Allem wird von der Behörde mehr wirkliche Kenntnifs des Zustandes der Schulen gefordert; demgemäfs unparteiische Behandlung derselben, und Anerkennung derjenigen Rechte, die der protestantischen Confession zukommen, Aufrechterhaltung der eigentlichen Bestimmung der Gymnasien und der Freiheit, ohne welche ihre Vorsteher dies nur dem Namen nach sein können. — Seltsam ist die Wahrnehmung, dafs die lange Gesetzesschule, die der Verfasser in seinem Amt mit so grofsem Widerstreben durchgemacht hat, auf ihn selber doch auch, ohne dafs er es weifs, eine Art ansteckender Wirkung gehabt hat. Es ist nichts anders als eine ziemlich willkührliche Freiheitsbeschränkung, wenn er unter Anderm ausdrücklich verlangt und genau bestimmt, dafs vom Herodot die Hälfte, von Livius zehn Bücher, von Cicero mindestens funfzehn, von Isokrates und Demosthenes zusammen mindestens acht Reden gelesen werden sollen. —

Den besprochenen Uebelständen kann sich nirgend in Deutschland ein Schulwesen als Ideal gegenüberstellen; aber überall sonst erkennt man ein Fortschreiten und die Entwickelung zu besseren Zuständen, so wie die aufrichtige Bereitwilligkeit der Regierungen, laut werdende begründete Klagen zu berücksichtigen: in Bayern ist die Absicht des Rückschrittes und der Hemmungen auf diesem Gebiet unverkennbar, und wie man ausgesprochenen Klagen begegnet, geht aus dem Einen Beispiele hervor, dafs, als 1834 Abgeordnete in der Kammer von dem *System* der oberen Schulverwaltung gesprochen hatten, der Minister in seiner Antwort darauf gar nicht einging, sondern von der Unterrichts*methode* sprach. Jene hatten über den gegenwärtigen schlechten Stand der Schulen geklagt: der Minister tröstet die Versammlung mit der künftigen Einführung einer neuen Methode; so dafs offenbar ist, man kann nicht sehen, wie es mit den Schulen steht, weil man nicht sehen will.

Bei einem solchen Zustande können Aenderungen im Einzelnen nicht viel thun; das Uebel liegt tiefer: es kommt vor Allem auf die Erkenntnifs an, wie verderblich die jetzt herrschenden Principien sind. Dieser Erkenntnifs will die Schrift förderlich sein; ihre rücksichtslose Offenheit wird sie in Bayern nicht überall empfehlen, beweist aber gerade, auch bei der veränderten Stellung des Verfassers, dafs es in einer Zeit der Bedrückung wenigstens an dem Muth und dem Ernst des Zeugnisses nicht gefehlt hat, und darum darf man dennoch der in demselben lebenden Wahrheit vertrauen, dafs sie nicht vergeblich ausgesprochen sein werde.

L. Wiese.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

XLVI.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika von Fr. v. Raumer. 2 Bde. nebst einer Karte der vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipzig, 1845; bei F. A. Brockhaus. 8.

Wenn man die Zustände des bürgerlichen Lebens in der heutigen Zeit mit den Verhältnissen der Menschen vergleicht, wie sie in Europa nur vor einem Jahrhundert waren, so kann man sich nicht verhehlen, dafs das 19te Jahrhundert nach Gottes Fügung einen mächtigen Vorschritt in der Entwickelung des Menschengeschlechts, eine weltgeschichtlich wichtige Epoche in Förderung zu allgemeiner, edler und höherer Humanität zu bezeichnen scheint. Der Seeweg um Afrika nach Ostindien, Amerika waren entdeckt am Ende des 15ten Jahrhunderts; allerdings änderten sich wesentlich im 16ten Jahrhundert, im Zusammenhang mit der kirchlichen Reformation, der Gesichtskreis der Europäer, ihre Bedürfnisse, es erweiterten sich ihre Kenntnisse; aber Religions- und politische Kriege verheerten die Länder Europas im 16., 17., selbst 18ten Jahrhundert, sehr langsam und allmählig wurden die Einflüsse Asiens und besonders Amerikas bemerkbar; wenn aber Europa nach den blutigen Erschütterungen der französischen Revolution bei der neuen Gestaltung der politischen Verhältnisse an Entwickelung der Kräfte auch der Niedrigsten im Volk, an allgemeiner Verbreitung geistiger Bildung, in Wohlstand, Handel und Verkehr rasch aufblühte, so mag der Geschichtsschreiber nicht vergessen, dafs, wie vieles Europa eigner Entwickelung verdankt, für die neu sich bildenden Zustände von höchster Wichtigkeit ist, dafs, jenseits des atlantischen Meeres, *vor* der französischen Revolution, viel weniger blutig und in reinerer Auffassung, in Nordamerika eine von europäischen Verhältnissen ganz verschiedene, und hier nicht nachzunehmende, aber selbstständige, höchst achtbare Staatenbildung vom anglo-germanischen Volksstamm ausging, eine Staatenbildung, ohne welche Europa in seinen jetzigen Verhältnissen nicht bestehen, und zu weiterer Entwickelung nicht rasch vorschreiten könnte.

Herr v. Raumer beginnt das oben angezeigte Werk, das in seltener Unbefangenheit, mit Umsicht und Freimuth, die jetzigen Zustände Nordamerikas nach eigener Anschauung darstellt, nach kurzer Zeichnung der natürlichen Beschaffenheit des Landes, seiner Gröfse, Meere und Meerbusen, Gebirge, Flüsse, des Klimas, der Producte, in geschichtlicher Einleitung die Entdeckungen und ersten Ansiedelungen, nachher die Kriege, als das Land noch Colonie Englands war, und dann bis zur Unabhängigkeits-Erklärung 1776 und bis zur Annahme der neuen Verfassung 1789 zu schildern. Spanier und Franzosen nahmen am Ende des 15ten und im Anfang des 16ten Jahrhunderts, jene in Florida, diese am Lorenzstrom, einzelne Stellen der jetzigen nordamerikanischen Freistaaten in Besitz und gründeten einzelne Niederlassungen. Nachhaltiger und unermüdeter waren die Unternehmungen der Engländer. John Cabot und sein Sohn befuhren die nordöstlichen Küsten Amerikas, dann folgten Drake, Raleigh; von der Königin Elisabeth genannt, ward Virginien englische Colonie, und 1607 hier Jamestown, die älteste englisch-amerikanische Stadt gegründet, während früher schon St. Augustin 1565 in Florida, die älteste Stadt im jetzigen Nordamerika, von Spaniern erbaut war. Virginien gewährte den ersten Ansiedlern nicht, was sie wünschten; — der verdiente John Smith schrieb: man bedürfe vor Allem Handwerker und Ackerbauer und es sei in dem Lande nichts zu hoffen und zu gewinnen *aufser durch Arbeit.* (So ist es, setzt Hr. v. Raumer hinzu, Gott sei Lob, noch jetzt!) Aber schon 1621 erhielt Virginien eine Verfassung, der englischen ähnlich;

Digitized by Google

gewählte Abgeordnete bekamen die gesetzgebende Gewalt; und als England 1642 ein allgemeines Handelsmonopol forderte, antwortete Virginien: Freiheit des Handels ist Blut und Leben eines Staats. Leider ward aber neben dieser löblichen Entwickelung gleichzeitig die Einfuhr von *Sclaven* gestattet. — Verfolgte Katholiken gründeten bald nachher Maryland; gaben aber das merkwürdige Beispiel allgemeiner Religionsfreiheit, und erhielten 1660 Verfassung und politische Einrichtungen ähnlich wie Virginien. Die Verfolgungen protestantischer Dissenter und Puritaner in England waren Veranlassung zur Gründung der meisten übrigen Staaten. Die Puritaner sagten: der Staat müsse Irriges in der Religion ausrotten; die übrigen Dissenter erklärten: Ketzerei bleibe unangegriffen durch Gesetze, und Rechtgläubigkeit bedarf keines schreckenden Schutzes durch Strafen. 1629 entstand Neuhampsire, 1636 Connecticut mit republikanischen Einrichtungen; doch hörte man hier den Nachhall kirchlicher Bewegungen des Mutterlandes. Der Glaube, wiederholte man, darf nicht so kalt sein, um Irrthümer zu dulden. Vielgottesdienst (polypiety) ist die gröfseste Gottlosigkeit (impiety) und nur grobe Unwissenheit kann Freiheit des Gewissens fordern. Doch ward mit neuen Freibriefen 1662 die religiöse Duldung erweitert. Auch in Massachusetts mit der Hauptstadt Boston (gegründet 1630) dauerten neben politisch freieren Richtungen religiöse Bewegungen fort, und führten zu gesetzlichen Bestimmungen über die Verbannung der Katholiken, Jesuiten und Quäker. Rhodeisland dagegen (errichtet 1638) erhielt von seinem Begründer, dem frommen und uneigennützigen Williams mit demokratischen Einrichtungen völlige Religionsfreiheit. — Alle diese Colonieen, so weit getrennt vom Mutterlande, ohne Centralbehörde von dort, regierten in den meisten Angelegenheiten sich selbst, und sehr früh wurden hier, wie das Bedürfnis forderte, Dinge berathen, an welche man anderwärts kaum dachte: Armenwesen, Strafsenbau, Sammlung statistischer Nachrichten über Geburten, Todesfälle u. dergl. mehr. Carolina ward 1663 mehreren vornehmen Lords geschenkt, und nach den Ideen Shaftesbury's und Locke's sollte hier eine Erbaristokratie nach englischem Vorbilde errichtet werden, aber schon 1693 wurden demokratische Einrichtungen erzwungen. Neuyork, wo sich früher Holländer und Schweden angesiedelt hatten, kam 1667 an England, und gab sich 1683 aus eigener Macht eine Verfassung mit allgemeinem Stimmrechte zur Wahl von Abgeordneten, denen ein Statthalter mit einer Rathsbehörde gegenüber stand. Die Abgeordneten hatten allein das Recht, Steuern zu bewilligen; Geschwornengerichte wurden gegründet, Religionsduldung ausgesprochen, die Einführung eines Kriegsgesetzes und die Einlagerung von Soldaten verboten. In Neujersey siedelten sich Quäker an; Abgeordnete wurden nach allgemeinem Stimmrechte erwählt; Sclaverei und Verhaftungen, Schulden halber, waren verboten. Penn, der Freund der Stuarts, erhielt 1681 ein Stück Landes von Karl II.; Philadelphia ward 1683 errichtet. Auch hier, unter Quäkern, entwickelten sich demokratische Einrichtungen; die Sclaverei ward anfangs gestattet, von den deutschen Ansiedlern aber verworfen. Delaware, das von den Holländern 1664 an die Engländer kam, ward an Penn überlassen, und 1702 eigene Colonie. Georgien ward erst 1733 zum Schutz gegen Florida und gegen die Unternehmungen der Franzosen am Missisippi errichtet; es sollte hier ein Lehnswesen eingeführt werden, doch kam 1752 das Land in unmittelbarere Abhängigkeit von der Krone.

Mit dieser einzigen Ausnahme Georgiens zeigen obige kurze Anführungen der Entstehung der wichtigsten nordamerikanischen Staaten die Wurzeln der nachherigen Entwickelungen; überall waren die Landschaften eigener Verwaltung überlassen, und regierten sich sehr selbstständig durch eigene Abgeordnete. Wie so politisch die Ideen nach Vertretung durch die, welche das Vertrauen der ganzen Bevölkerung hatten, sich bildeten, und bis heute hiernach das politische Gefühl der Amerikaner sich dahin stellte, dafs jeder Einzelne das Recht habe, seine Stimme zu geben für die, welche verwalten sollen, und wenn diese Stimmengebung, dieser Antheil an der Gesetzgebung durch Stimmen für den, dem er vertraut, gelöst ist, dann für ihn der Gehorsam eintritt gegen die, welche die Macht erhalten haben, und sie ziemlich unbeschränkt für die Zeit der Verwaltung üben; — so ist in religiöser Hinsicht das Festhalten an dieser oder jener Glaubensmeinung, das geistig sich Bewegen nur in dem bestimmt gezogenen Kreise dieser oder jener Sectenansicht, nach vielfachen Verschiedenheiten erkenntlich; nur, dafs die Verfolgungen des Mutterlan-

Digitized by Google

des Duldung doch haben durchgreifen lassen; — aber kein Land in der Welt hat so viel Secten, als Nordamerika. So sich in Selbstregierung organisirend, blieben die heutigen nordamerikanischen Staaten nur in loser Abhängigkeit vom Mutterlande; aufser den Fehden gegen die Indianer war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Hauptkampf gegen die Franzosen. Diese hatten, mit seltener Klugheit und Ausdauer von Canada aus, über den Ohio und den Missisippi hinab, bis Neuorleans eine Kette von Ansiedlungen und Burgen gegründet. Als es nun im Mai 1756 zu offenem Kriege zwischen Frankreich und England kam, entschied sich, während in Europa das Genie Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege unsterblichen Ruhm errang, in der andern Hemisphäre durch den Sieg der Engländer und Amerikaner über die Franzosen bei St. Abraham vor Quebek am 13. Sept. 1759 das Schicksal Nordamerikas. Hr. v. Raumer hebt mit Recht die bisher nicht überall genug erkannte weltgeschichtliche Bedeutung dieses Sieges hervor. Die Franzosen verloren ihre Besitzungen in Nordamerika, und der anglogermanische Stamm, vorzüglich in englischer Sitte und Gewohnheit, nach Parteiwesen, unausgesetzter Thätigkeit auf Erwerb und Eigenthum, aber auch Rechtlichkeit und Sinn für Familienleben, und stark gemischt mit deutschen Einwanderern, ward der allein herrschende in einem Lande, das, wie v. Raumer angiebt, jetzt 112000 geographische Q. M., jedenfalls viel mehr als Frankreich, Deutschland, Spanien, England, Italien, Belgien und Holland zusammengenommen, umfafst. — Germanisches Gefühl, germanische Anschauung, uralt germanische Institutionen haben gleichsam ein zweites Europa jenseits des Weltmeers dem Menschengeschlechte in verjüngter Gestaltung eröffnet.

Hr. v. Raumer erzählt, nach Hervorhebung der Bedeutung des Sieges bei St. Abraham in gedrängter Uebersicht mit grofser Klarheit die Geschichte des Unabhängigkeitskrieges in vier Hauptabschnitten, und läfst diesen als eigentlichen Kern des Ganzen Darstellungen nach folgenden Abschnitten folgen:

1. Die neue Verfassung von 1787.
2. Die Verfassungen der einzelnen Staaten.
3. Die Zeiten der Präsidentschaft Washingtons und J. Adams.
4. Thomas Jefferson.
5. Die Menschenracen und die Sclaverei.
6. Die Indianer.
7. Die Eingewanderten.
8. Bevölkerung.
9. Ackerbau.
10. Die Staatsländereien.
11. Manufacturen und Handel.
12. Kanäle, Dampfböte, Eisenbahnen.
13. Die Banken.
14. Abgaben und Finanzen.
15. Postwesen.
16. Der Zolltarif und die Nullification.
17. Das Heer, die Landwehr und die Flotte.
18. Das Recht und die Gerichtshöfe.
19. Gefängnisse.
20. Arme und Armenwesen.
21. Milde Stiftungen.
22. Polizei.
23. Verwaltung, Städteordnung.
24. Aufstände und Parteiungen (im 2ten Theile).
25. Schulen und Universitäten.
26. Litteratur und Kunst.
27. Religion und Kirche.
28. Der Staat Ohio.
29. Auswärtige Verhältnisse.
30. Staatsrecht und öffentliches Leben.

Die Angabe dieser Abschnitte allein, deren jeder sehr übersichtlich und leicht lesbar in viele Unterabtheilungen zerfällt, beweist schon die Reichhaltigkeit der aufgestellten Gesichtspuncte. Durch die nach so verschiedenen Seiten hin, den *Sachen* gemäfs, gegebenen Notizen und Darstellungen wird ein sehr vollständiger Ueberblick der jetzigen Zustände der vereinigten Staaten Nordamerikas gewährt. Allerdings ist das Ganze mit grofser Wärme, hier und da wohl auch mit einer gewissen Vorliebe geschrieben, doch verkennt Hr. v. Raumer auch nicht einzelne Schattenseiten; wenn aber andre Schriften über Nordamerika bestimmte Gesichtspuncte verfolgen, Julius die religiösen und sittlichen Zustände und die Gefängnifseinrichtungen, v. Tocqueville die inneren politischen Verhältnisse, Chevalier die Eisenbahnen und industrielle und commercielle Fragen, so giebt Hr. v. Raumer in kurzen Ueberblicken den Zustand der Dinge und des bürgerlichen Lebens nach fast allen Seiten hin in staatswirthschaftlicher, politischer, sittlicher Beziehung. Er fafst die wohl gruppirten Kategorieen ganz objectiv, und giebt meist

Digitized by Google

ohne Schmuck und ohne viel eigenes Hinzuthun unbefangen die Zustände, wie sie vor ihm lagen, sie ihm sich zeigten. Man mufs sich frei hinein denken in eine ganz andre Welt, in ganz andre Lebensverhältnisse, als sie uns umgeben; und wenn zwar immer Begriffe und Verhältnisse besprochen werden, welche ganz den neuesten Zeiten angehören, so wird man doch oft, wie in das Alterthum versetzt, und an politische Charaktere erinnert, wie Griechenland und Rom, letzteres in früherer republicanischer Zeit, aufzuweisen haben. Dies gilt von dem edlen Washington, der, nachdem er sein Vaterland befreit, ihm seine Verfassung gegeben, 8 Jahre als Präsident einem der gröfsesten Staaten der Welt vorstand, dann still in den Privatstand zurücktrat, und in seinem politischen Testamente dem Vaterlande die treffliche Lehre hinterliefs: Religion und Moral sind die unentbehrlichen Stützen, auf denen eine jede sittliche Richtung und geistige Entwickelung beruht, welche die Wohlfahrt eines Landes befördern. — Sittlichkeit, Tugend und wahre Religion allein begründen das Glück des Einzelnen, wie ganzer Staaten. — Auf dieser Grundlage müssen auch alle politischen und Staatsmafsregeln beruhen! Dies gilt von Thomas Jefferson, von dem Hr. v. Raumer eine treffliche Schilderung giebt, der in der schweren Zeit der Napoleonischen Gewalt Präsident war, die allerwichtigsten Einrichtungen für Nordamerika traf, und zweiter Gründer der späteren raschen Entwickelung ist; — nach dem Rücktritt in das Privatleben, wenn er auch mit dem schwärmerischen Plato, wie er ihn darstellt, sich nicht einigen konnte, doch Freunden schreibt: „Ich habe die Zeitungen aufgegeben für Thucydides und Tacitus, für Newton und Euklid; und befinde mich um so glücklicher!" — Doch blieb er nicht fremd in politischen Dingen, erklärte sich bis an sein Ende lebhaft gegen die Sclaverei und Verfolgung der Indianer, und starb im 83sten Lebensjahre 1826 von Freunden umgeben auf seinem Landgute Monticello, *arm*, so dafs Louisiana 15000 Thlr. bestimmt hat, von deren Zinsen die hinterbliebene Tochter Jeffersons leben möge!

Hr. v. Raumer erklärt sich aus moralischen, rechtlichen und staatswirthschaftlichen Gründen im Princip entschieden gegen die *Sclaverei;* doch hat er die Meinung, dafs die Frage in praktischer Auffassung sich anders stelle, wenn, wie bei den Alten, Menschen des gleichen Stammes Sclaven eines andern würden, als wenn verschiedene Menschenracen neben einander lebten. Hier beweise die Geschichte, dafs der schwarze und rothe Menschenstamm nie eine solche geistige Entwickelung gezeigt habe, als der weifse; der deshalb wohl zum Herrscher bestimmt sei; — dafs die Sclaverei der Schwarzen, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch in sofern in Nordamerika durch den Gang der geschichtlichen Entwickelung entschuldigt erscheine, als in den südlichen Staaten bei der Reis- und Baumwollencultur der schwarze Mensch nur aushalte, während der Weifse den climatischen Verhältnissen erliege. Hr. v. R. zeigt (I. 235), dafs die Neger in Nordamerika geistig und körperlich fortgeschritten seien im Vergleich zu den Negern in Afrika. Er erkennt ihre Bildungsfähigkeit ausdrücklich an, so dafs auch nach diesen Anführungen die von Humboldt im Kosmos ausgesprochene begeisternde Idee, dafs Gottes Weisheit den Menschenkindern aller Stämme die gleiche Möglichkeit geistiger Entwickelung gegeben habe; — ihr gutes Recht behält. Wahr indessen ist wohl, dafs in Nordamerika das Factum vorliegt, dafs jetzt, und in den gegenwärtigen Zuständen, die schwarze Bevölkerung geistig noch unter der weifsen stehe, womit indessen nicht gemeint sein kann, dafs jene Neger nicht weiter sich entwickeln könnten. — Sehr schwer ist der Uebergang aus der Sclaverei in den freien Zustand. Reisende, so auch Dr. Julius, erzählen schlimme Fälle, die in den sclavenhaltenden Staaten Nordamerikas vorgekommen; Hr. v. Raumer hebt hervor, dafs Nordamerika den auswärtigen (afrikanischen) Sclaven*handel* verboten habe, wenn gleich Sclaven*besitz* nach den Rechten der einzelnen Staaten in 13 derselben noch gestattet sei; — und wir freuen uns zu lesen, dafs die Zustände der Sclaven in neuerer Zeit im Ganzen milder seien, als früher. Das beweist auch die starke Vermehrung der Sclaven in sich selbst, die jetzt schon über $2\frac{1}{2}$ Million Menschen betragen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika von Fr. v. Raumer.

(Fortsetzung.)

Herr v. Raumer schlägt vor, dafs als Uebergang zu freieren Zuständen auch eine Aufhebung des inneren Sclavenhandels, und eine glebae adscriptio der Sclaven, ein Hörigkeitsverhältnifs begründet werde. Gewifs ist es nicht zulässig, dafs der Sclave sofort in alle Rechte der freien Nordamerikaner, deren politisches Dasein über die bürgerlichen Rechte in Europa, ja über die Rechte des civis Romanus hinausgeht, eintrete. Welche Wege man nun auch einschlage, jedenfalls wünschen wir den Nordamerikanern, dafs nach und nach aus allen Staaten die Sclaverei verschwinde, die unbedingt eine Nachtseite bleibt in den dortigen moralischen und politischen Zuständen.

Interessant sind die Zahlen, die Hr. v. R. über die *Bevölkerung* Nordamerika's mittheilt. Die Sclavenhaltenden Staaten mehren sich in der Bevölkerung langsamer, als die Sclavenfreien. Die Weltgeschichte kennt keinen Staat, in dem in gleicher Weise wie in den nordamerikanischen Freistaaten die Bevölkerung gewachsen sei. Sie war 1790 — 2,051,000 und 1844 — 18,980,000. Und in einzelnen Staaten treten noch überraschendere Resultate hervor. Ohio hatte 1790 nur 3,000 Einwohner und 1,519,000 im Jahr 1840; eine Steigerung in 50 Jahren von 1 zu 500! —

Bei dem Abschnitt über den *Ackerbau* giebt Hr. v. R. eine kurze Uebersicht der verschiedenen Culturen Getreide, Zucker, Reifs, Tabak, Baumwolle mit interessanten statistischen Notizen über den Viehstand und die Quantitäten der gewonnenen Producte: er hebt hervor, dafs das Land meist wohlfeil sei, Arbeiter selten und das Tagelohn hoch; und zeigt dann, wie die Gesammtregierung, aufser vielen Millionen Acker unbebauten Landes, welche den einzelnen Staaten nicht bestritten werden, 1000 — 1100 Millionen Acker Staatsländereien besitzt; ein Domanialeigenthum, wie kein anderer Staat in der Welt besitzt, durch dessen theilweisen Verkauf in Stücken bis zu 40 Acker an Ansiedler ein sehr grofser Theil der Staatsausgaben gedeckt wird. Nordamerika ist vorzugsweise jetzt noch ein Ackerbau treibender Staat; indessen haben die *Manufacturen* sich seit $18\frac{13}{15}$, in welchen Jahren Englands Zufuhr abgeschnitten war, sehr gehoben; viele Kapitalien sind im natürlichen Wege dorthin gegangen; in der Stadt Lowell allein gehen 201,076 Spindeln. Der *Handel* hat sich, nach der Trennung von England in ganz aufserordentlichem Grade vermehrt; und die andauernde Thätigkeit und der kühne Unternehmungsgeist der Amerikaner hat in der ganz ungemeinen Vermehrung der inneren Communicationen durch bewundernswürdige Kanäle, Befahren mit Dampfböten auf allen inneren Gewässern, Eisenbahnen in solcher Ausdehnung, wie kein anderes Land der Welt hat, bei der dünnen Bevölkerung Verkehr und Gewerb in ungeahnetem Grade vermehrt, und wie solche den Wohlstand gesteigert haben, sind sie durch die aufserordentliche Vermehrung des Reisens auch moralisch ein Band geworden für die verschiedenen Staaten zur Gesammtvereinigung.

Wie diese Erfolge der rührigsten und erfolgreichsten Thätigkeit *für* die Zustände Amerikas sprechen, so ist, wie Hr. v. R. näher zeigt, das *Bankwesen* heute noch ein höchst nachtheiliges Verhältnifs, welches selbst dem Charakter der Nation schädlich gewesen, und noch ist. Die Verfassungsurkunde bestimmt, dafs nur Metallgeld gesetzliches Zahlungsmittel sein soll; aber schon 1791 ward die Gründung einer Hauptbank genehmigt, nachher entstanden eine Menge Privatbanken in den einzelnen Staaten. Sie gaben bei weitem mehr Zettel aus, als Geld deponirt, und der Credit basirt war; dasselbe that die Hauptbank. Jackson hob die Hauptbank 1837 auf; in Amerika und Europa

Digitized by Google

fühlte sich der entsetzliche Schlag; aber alle Staatenbanken blieben unangetastet, das Uebel war nicht gehoben. In den 26 Staaten bestehen 800 Banken, und es ist keine Bürgschaft da, dafs sie nicht Noten über den Bedarf ausgeben!

Bei den *Abgaben und Finanzen* ist zunächst zu erwägen, dafs die Ausgaben in dem grofsen Staatenbunde verhältnifsmäfsig gering sind, wegen der sehr kleinen Ausgaben für das stehende Heer, für die Verwaltung. Die besonderen Einnahmen in den einzelnen Staaten bestehen meist in Vermögens- und Einkommensteuern; die allgemeine Bundesregierung hat nur zwei grofse Einnahmequellen: Landverkauf und Eingangszölle. Letztere haben, wie jetzt im deutschen Zollvereine, zu den heftigsten gegenseitigen Anfeindungen in Betreff hoher Schutzzölle geführt. Hr. v. R. giebt in einem eigenen Abschnitt: *der Zolltarif und die Nullification* die Darstellung der Schicksale dieser Streitfrage, welche näher zu beleuchten, lehrreich ist, da diese Verhältnisse für die im Zollverein obschwebende Tagesfrage die unmittelbarste Anwendung finden.

Nach der Verfassungsurkunde von 1787 und dem ersten Zollgesetze von 1789 ist bestimmt: der Congrefs hat das Recht Steuern aufzulegen zur Bezahlung der Schulden und zur Ermunterung und zum Schutze der Manufacturen. Die Eingangszölle betrugen anfangs 5 Procent im grofsen Durchschnitt. In Folge des letzten Krieges mit England wurden sie 1816 und 1824 erhöht. 1827 ordnete man grofse Untersuchungen an über die Kosten der Erzeugnisse, des Fabricirens, des Tagelohnes u. s. w., und es trat, wie unsicher auch die Resultate der Untersuchungen waren, eine neue sehr grofse Erhöhung der Schutzzölle für die Fabrikanten, bei einzelnen Objecten, bis auf 50 Procent ein. — Die Folge war ein ungeheurer Schmuggelhandel, und während die nördlichen Staaten die hohen Schutzzölle priesen, als nach Pflicht und Beruf des Congresses aufgelegt, da die einzelnen Staaten ihre Mitbürger gegen fremde, schädliche Mitbewerbung nicht schützen, inländische Manufacturen nicht gründen und fördern, die Preise nicht regeln könnten, sprachen die Gegner: der Congrefs kann nur erheben, was zur Schuldentilgung und Landesvertheidigung nöthig ist; der leicht gefundene Vorwand des allgemeinen Bestens, das Anpreisen eines glänzend aufgestutzten Zweckes, genügt nicht, um den Bürgern nach Belieben Geld abzunehmen. Der Congrefs kann Kapital, Arbeit, nicht schaffen; sie werden sich hinwenden, wohin der natürliche Lauf ist; bei Schutzzöllen gewinnen die reichen Fabrikanten, während die kleinen zu Grunde gehen. Die Schutzzölle verbieten oder erschweren den Eingang der Dinge, *weil* sie gut und wohlfeil sind, und verschliefsen den Weltmarkt um des monopolistischen willen. Niemals ist eine Manufactur durch Schutzzölle *dauernd* gegründet worden, welche nicht auch ohne sie fortgekommen wäre. Ein Zoll, der die Einfuhr erschwert, erschwert auch die Ausfuhr. Aller Handel besteht im Tausch des im Lande Erzeugten, für das innere Bedürfnifs nicht Nöthigen oder Ersparten, gegen gleichviel Waare des Auslandes. Diese Waare durch hohen Schutzzoll vertheuern, heifst auf Kosten aller Consumenten, Einzelne begünstigen und bereichern u. s. w. Solche und ähnliche dringende Vorstellungen der durch die Schutzzölle wesentlich leidenden südlichen Staaten, blieben vergeblich; da ging endlich, wie Hr. v. R. erzählt, den Einwohnern von Südcarolina die Geduld aus, sie kamen im December 1832 zu dem kühnen Entschlusse, die Zollgesetze des Bundes für nichtig zu erklären, und den Gehorsam gegen dieselben aufzukündigen (Nullification). Gingen auch andere Staaten nicht so weit, so theilten doch Virginien, Georgien, Nordcarolina, Alabama, Missisippi einstimmig die Ansichten Südcarolinas. Der Congrefs nahm 1833 den vermittelnden Vorschlag an: bis 1842 sollten allmählig alle Zölle auf 20 Procent verringert werden. Da 1842 die Ausgaben des Staats die Einnahmen weit überstiegen, entschlofs man sich wieder zu Erhöhungen; aber dafs bei der neusten Präsidentenwahl Polk, ein Anhänger des Systems freieren Handels und niedriger Zölle, obgesiegt hat, gegen Clay und Webster, welche im Interesse der Fabrikanten in den nördlichen Staaten für hohe Schutzzölle sich erklärt hatten, zeigt, dafs die Tendenz zur Erniedrigung der hohen Zölle in Amerika wieder die allgemeinere geworden ist.

Herr v. Raumer erklärt sich selbst nach Wissenschaft und Geschichte lebhaft gegen hohe Schutzzölle, und ruft bei der Beschreibung der blühenden Fabrikstadt Lowell (II. 504), wo grofse Sittlichkeit herrscht, und die Arbeiter und Arbeiterinnen guten Lohn erwerben, mit dessen Ersparnifs die letztern dann in der ländlichen Heimath sich verheirathen, im Interesse

Digitized by Google

Amerikas aus: Möge die irrige Ansicht von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Schutzzölle nie in künstliche höchst gefährliche Bahnen hineintreiben, und nie vergessen werden, dafs nur *der* Reichthum erlaubt und würdig ist, welchen man nicht auf Kosten seiner Mitbürger erwirbt.

Handelsfreiheit, wie Hr. v. R. selbst bemerkt, besteht im vollsten Sinne des Worts in keinem Staate und kann nicht bestehen. Auch nicht im deutschen Zollvereine; das Gesetz vom 26. Mai 1818 hat die richtige Tendenz immer mehr zu freieren Handelsverhältnissen hinzugehen, aber es spricht ausdrücklich aus, dafs die Tarifsätze *auch* zum Schutze der Manufacturen aufgelegt seien. Doch sollen sie bei Fabrik- und Manufacturwaaren in der Regel 10 Procent nicht übersteigen. — Auf den Grund dieser Regel, und der schon länger normirten Tarifsätze besteht gleichsam ein allgemeiner Vertrag zwischen den Consumenten und Fabrikanten; es ist vernünftig conservativ, dafs diese Regel und diese Tarifsätze möglichst erhalten werden, danach haben sich Besitzverhältnisse, Errichtung von Fabriken u. s. w. längst geordnet. Will man in Hauptobjecten Neuerungen, so möge man nicht vergessen, dafs, wie man die Sache auch stellt, Zollerhöhungen eine neue Last sind für die Consumenten. Wenn die Twiste 5 Thlr. statt 2 Thlr. Eingangszoll zahlen, so werden die 400,000 Ctnr., die der Zollverein bisher aus England bezog, doch nicht sogleich im nächsten Jahre im Inlande gefertigt werden können, denen, welche englische Twiste verbrauchen, wird daher eine neue Last von 1,200,000 Thlr. aufgelegt werden. Wenn der Eigenthümer einer Kattundruckerei bisher 5,000 oder 10,000 Ctnr. englische Twiste verweben liefs, so wird er bei 5 Thlr. Zoll 15,000 oder 30,000 Thlr. Steuer mehr bezahlen, als bisher. Wird das den Arbeitern denn sogleich Vortheil bringen? Wird nicht der Preis der baumwollenen Waare steigen? Und wird der arme Mann im Inlande in dem Verbrauch baumwollener Waare sich nicht einschränken, wenn er sie theurer bezahlen mufs? — Dafs durch den höheren Zoll neue Fabriken entstehen, mehr Arbeiter in den Spinnmaschinen werden beschäftigt werden, sind *Hoffnungen*, die baare Zahlung obiger 1,200,000 Thlr. ist wenigstens in der ersten Zeit wohl gewifs. Und wenn man glaubt, mehr Kapitalien werden sich zu Anlegung von Baumwollenspinnereien hinwenden, so ist dies nach dem monopolistisch gegen die Consumenten im Inlande gesicherten Absatz allerdings wahrscheinlich; — aber *neue* Capitalien kann ein hoher Zoll doch nicht erschaffen, die Capitalien, die im Lande sind, werden sich durch den hohen Zoll zu diesen Unternehmungen hinwenden, wobei doch nicht zu übersehen ist, dafs dieselben Capitalien ohne dies dahin gegangen sein würden, wohin der natürliche Lauf sie gebracht hätte. Ja, man kann sogar sagen, die Masse der Capitalien, die in der Nation erspart werden, müssen sich verringern, wenn für die Waaren, hier baumwollenes Zeug, der hohen Zölle wegen mehr bezahlt werden mufs, der Einzelne also von seinem Erwerb weniger als bisher ersparen kann.

Wir wünschen den Fabriken im Zollvereine das gröfstmöglichste Gedeihen, und den weitesten Absatz für die Erzeugnisse ihres Gewerbfleifses. Wenn ein fremder Staat die Einfuhr unsrer Waaren und Producte verbietet oder in unbilliger Weise erschwert, wird uns Niemand *das Recht* absprechen können, Gleiches mit Gleichem zu vergelten: Repressalien sind an sich gerechtfertigt; nur mufs man gewifs sein, dafs sie in dem gegebenen Falle auch wirklich helfen, und nicht etwa dem Nachbar keinen erheblichen Nachtheil, uns aber solchen in vielleicht bedeutendem Grade bringen. — Man kann auch, wo Fabriken entstehen *wollen*, oder schon bestehende einer Aufhülfe nothwendig bedürfen, und wäre es auch nur um des moralischen Eindrucks willen, dafs die Fabrikanten sehen, der Staat nehme sich ihrer an, wolle ihnen wohl, *ausnahmsweise* vielleicht in praktischer Gesetzgebung in einem bestimmten Falle zu einer Zollerhöhung sich entschliefsen; — nur vergesse man nicht, dafs die Abnehmer dafür bezahlen müssen, dafs es ein Opfer der Nation ist, und es wird im einzelnen Fall schwer zu entscheiden bleiben, ob dem gewisseren Nachtheil für die Gesammtheit des Volkes der möglicher Weise zu erreichende Vortheil gleich kommt. Wie Südcarolina in Nordamerika, so sprachen Württemberg und Baden umgekehrt von Trennung vom Zollverein, wenn hohe Zölle nicht gegeben würden. Wie, wenn der grofse Norden und Osten des Zollvereins sagte, bei hohen Zöllen verlieren wir an unserm Handelsgewinn, denn es wird nicht mehr so viel fremde Waare als früher von England bezogen, und wir müssen aufserdem den inländischen Fabrikanten die baumwollene Waare theu-

Digitized by Google

rer als bisher bezahlen. Wir leiden doppelt; *wir* wollen uns trennen. — Möge doch in dem heftigen Streite ein glücklicher Mittelweg gefunden werden! Mögen die Fabrikanten bedenken, dafs sie durch hohe Schutzzölle in *ihrem* Interesse von ihren Mitbürgern eine Mehrlast verlangen; mögen die andern Einwohner des Staats bedenken, dafs es Landsleute, inländische Fabrikanten sind, für die sie ein mäfsiges Opfer bringen können, wenn einmal Capital, Unternehmungsgeist, in solche Richtungen gegangen sind, die nun ohne solche Opfer sich nicht halten können! Auch Clay und Webster, erzählt Hr. v. R., rathen zum Frieden, und haben erheblich abgelassen von dem, was sie früher forderten, damit nur Einigkeit im Bunde bleibe, und Nordamerika der hohen Schutzzölle wegen nicht in einzelne kleinere Staaten zerfalle!

Bei der Darstellung *vom Heer, der Landwehr und der Flotte*, zeigt Hr. v. R. neben den geringen Kosten, auch, dafs das Gefühl der Vaterlandsliebe und der Anhänglichkeit an ihre Institutionen die in Waffen vorher wenig geübten Amerikaner zu grofsen Heldenthaten begeistert; er schildert unter *Recht und Gerichtshöfen* die Justizeinrichtungen, die meist nach englischem Muster gebildet sind, und bei denen, da ein allgemeines Gesetzbuch mangelt, auch bei der Verschiedenheit der Staaten nicht wohl möglich ist, auch oft ein Verfahren nach Billigkeit eintritt. — Es ist nicht zu verkennen, dafs in Betreff der Rechtsverhältnisse noch weitere, schärfere Ausbildung der Institutionen zu wünschen ist!

Bei dem Abschnitt über *Gefängnisse*, deren Einrichtungen Hr. v. R. nach dem Auburnschen und Philadelphiasystem beschreibt, erklärt sich Hr. v. R. dafür, dafs nicht *ein* System für alle Staaten und alle Bildungsstufen gleich empfehlenswerth sei; und giebt dann über das *Armenwesen*, dem grofse Sorgfalt gewidmet wird, und bei dem namentlich auch für Taubstumme und Blinde viel geschieht, interessante Uebersichten.

Wir können indessen unmöglich hier den reichhaltigen Stoff des Buchs in den einzelnen Abschnitten specieller verfolgen, bezeichnen die Abschnitte über Religion und Kirche, Staatsrecht und öffentliches Leben, zumal sie eines Auszugs nicht wohl fähig sind, als besonders wichtig, und heben nur noch Einiges hervor über die Abschnitte: Schulen und Universitäten und Literatur und Kunst.

Es ist eine nicht ungewöhnliche Ansicht, dafs die Wissenschaft und geistige Bildung noch keinen festen Boden habe in Nordamerika. Wir wollen auch nach dem Bilde des Ganzen, welches Hr. v. R. uns vor die Seele führt, wohl einräumen, dafs die Neigung zu wissenschaftlichen Studien noch nicht vorherrschend sein mag, dafs in einem so neu sich entwickelnden Lande der Gedanke auf Erwerb, der Trieb, bald selbstständig zu werden, wie er ja auch die jungen Engländer vor allen andern bewegt und bestimmt, zu den gewerblichen Thätigkeiten am meisten hinleitet; doch ist aus Raumers Darstellung klar, dafs viel für Schulen geschieht, und besonders in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Amerikaner auf dieses Bedürfnifs sehr hingerichtet ist. — Während man eine Schulpflichtigkeit der Kinder in England als einen Eingriff in die Rechte und in die Freiheit der Eltern wohl betrachtet, ist in manchen der amerikanischen Staaten allerdings eine Verpflichtung, die Kinder zur Schule zu schicken, gesetzlich. Die Bundesgesetzgebung sowohl, als die der einzelnen Staaten, sorgt sehr dafür, dafs Lehrer und Lehrerinnen (letzterer giebt es in den Elementarschulen sehr viel, und sie wirken auch für die Gesittung der Jugend sehr vortheilhaft) gut dotirt werden; — es wird Land für die Schulen reservirt; die Lehrer sind von mehreren Abgaben befreit. Hr. v. R. giebt für mehrere Staaten die Anzahl der Kinder, welche die Schulen besuchen. 1843 waren in Philadelphia 33130 Schulkinder, Einwohnerzahl 301000; die Schulkinder sind etwa 11 P. C. der Bevölkerung; Rhodeisland 20092 Schulkinder, 103838 Einwohner d. h. 19 P. C. — Das sind sehr günstige Verhältnisse, denn 20 P. C. der Bevölkerung sind der höchste Theil der Schulkinder, wie er im preufsischen Staat im Magdeburgischen sich berechnet. In der Regel ist etwa der 6te Theil der Bevölkerung, also 17 P. C. Kinder von 6—14 Jahren, und es folgt aus jenen Angaben, dafs in Rhodeisland insbesondere der Schulunterricht sehr allgemein sein mufs. Sehr merkwürdig ist die in mehreren Staaten eingeführte Einrichtung von Büchersammlungen für Kreise und kleinere Bezirke, für Communen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika von Fr. v. Raumer.

(Schluſs.)

Es wird eine Auswahl von Büchern getroffen für die erwachsenen Bewohner, und viel Geld für diese Sammlungen, die bereits ungewöhnliche Erfolge der Belehrung gezeigt haben, aus Beiträgen der Gemeinglieder und von den Regierungen hergegeben. — Hr. v. R. giebt davon interessante Beispiele. Von den Gymnasien und Universitäten, die mehr nach englischer Weise eingerichtet sind, und meist zusammen, als Eine groſse Anstalt bestehen, giebt Hr. v. R. einzelne Lections-Cataloge. Die Lehrer sind an Gymnasien und Universitäten sehr gut dotirt; die Gehälter steigen von 1000 auf 2000 Dollars. Die abgehenden Gymnasiasten werden meist Baccalaureen, die abgehenden Studenten Magister; welche Beförderung oft auch ohne besondere Prüfung ertheilt wird. — *Die* Ausdehnung der Lehrobjecte, welche auf deutschen Universitäten ist, findet sich jedoch auf den amerikanischen Universitäten nicht; manche Lehrer haben auch auf den Hochschulen, wie Hr. v. R. von einer juristischen Vorlesung angiebt, die Methode des conversatorischen Unterrichts. Der ernsten Wissenschaft sind republikanische Staatsverfassungen, bei denen alle Einwohner am meisten von der innern Politik, von dem öffentlichen Leben ergriffen werden, nicht immer günstig. Die Zeitungsliteratur nimmt dann die Zeit hinfort, welche stillen Studien gewidmet sein wollte. In Nordamerika bestehen jetzt zwischen 1400 und 1600 Zeitungen, und es ist wohl unzweifelhaft, daſs die meisten gröſseren Talente dem öffentlichen Leben, nicht dem contemplativen, sich widmen. Doch hat die Philosophie nicht wenige, die sich mit ihr beschäftigen; sie schlieſsen sich den deutschen Entwickelungen an, bleiben jedoch meist bei Kant stehen, von dem nur Viele tadeln, daſs seine Lehren nicht so mit theologischen Ansichten übereinstimmen, als solche dort in der Regel in strenger Form aufgefaſst werden. Die Beredsamkeit wird in Gerichtshöfen und bei öffentlichen Verhandlungen sehr gefördert. — Malerei und Bildhauerkunst sind noch nicht auf hoher Stufe; in der Dichtkunst finden sich in der Lyrik doch interessante Werke; — der Roman hat in neuerer Zeit in Nordamerika eine groſse Ausbildung erhalten.

Hr. v. R. sagt, daſs die Kenntnisse, welche nöthig sind, die 26 Staaten des groſsen nordamerikanischen Bundes zu schildern, nur wenige Amerikaner besitzen, und gewiſs kein Fremder. Da er seine Darstellung nach Gegenständen geordnet, so halte er für zweckmäſsig, wenn es nicht möglich sei, alle oder doch viele der nordamerikanischen Staaten zu beschreiben, doch einen derselben etwas näher zu schildern. — Diese Art zu verfahren, ist höchst dankenswerth. Es ist gleichsam wie eine Probe, wie ein concreter Fall zum Beweise abstracter Sätze aufgestellt. Sehr angenehm ist es, daſs Hr. v. R. hierzu den Staat Ohio gewählt hat, der einer der neuesten, aber am glücklichsten und raschesten sich entwickelnden nordamerikanischen Staaten ist. — Man kann gerade diesen Abschnitt nicht ohne besondere innere Befriedigung lesen. —

Als *Anhang* des Ganzen giebt Hr. v. R. noch Auszüge aus Reisebriefen. Wenn der Ernst wissenschaftlicher und sachlicher Betrachtungen in dem ganzen Werke bis hieher mit wenigen Abschweifungen Sammlung fordert, die Darstellung gemessen vorschreitet, so giebt sich der Hr. Verf. hier ganz persönlich, was er bei den Ereignissen und Begebenheiten der Reise empfunden und gedacht, und auch Humor und Laune finden ihre Stelle. Wenn wir bei Beschreibung der Ueberfahrt besorgt sind, als Eisberge dem Schiffe nahen, und scheltend Hrn. v. R. zürnen möchten, daſs

Digitized by Google

er sich zu Bette legt, als die Gefahr verkündet wird (wenn gleich er zu beneiden ist um diese Gemüthsruhe); so freuen wir uns, wenn er im Gasthofe den Diener, der ihm eine Dachkammer zur Wohnung anweisen will, befehlend zwingt, in den leeren Sprechsaal der Damen sein Nachtlager aufzuschlagen; wir lesen mit Interesse die Beschreibung der Naturschönheiten, insbesondere des Niagara; wir hören ihm gern zu, wenn er bei dem Ehrenmahle, das ihm jenseits des Oceans bereitet wird, mit Achtung und Liebe des Vaterlandes gedenkt, und den Amerikanern, wie sehr er sie lobt und liebt, und offen ihnen seine Zuneigung bekennt, doch nicht verhehlt, dafs auch bei ihnen noch viel zu bessern sei! —

So wird der Leser in heiterer Stimmung das Werk aus der Hand legen, das wir bei seinem lehrreichen Inhalt nur für eine willkommene Bereicherung der politischen Litteratur erklären können; durch welches der geistreiche Hr. Verf. ein neues Verdienst um die Wissenschaft sich erworben hat.

Dieterici.

XLVII.

Hegel et la philosophie Allemande, ou exposé et examen critique des principaux systèmes de la philosophie Allemande depuis Kant et spécialement de celui de Hegel, par A. Ott, Docteur en droit. Paris, 1844; *chez Joubert. XII.* 544 S. *gr.* 8.

Die deutsche Philosophie, sagt der Hr. Verf., sucht sich in Frankreich in ein immer gröfseres Ansehn zu bringen. Und dies gelingt ihr ohne Zweifel nur deshalb, weil sie dort nur sehr unvollkommen bekannt geworden ist. Wäre die geheimnifsvolle Umhüllung, die sie noch dem gröfsten Theil der Franzosen undurchdringlich macht, gefallen, dann würde der Zauber, der sie umgiebt, verschwinden, es würde möglich sein, jene Ideen ihrem wahren Werthe nach zu schätzen, welche von so Vielen herausgestrichen werden, welche sie keinem gründlichen Studium unterworfen haben. Dies Werk beabsichtigt, eine richtigere Einsicht zu eröffnen und dem französischen Publicum die Fähigkeit zu verschaffen, ein eignes Urtheil in der Sache zu fällen.

Wir glauben nicht, dafs es dem Hrn. Verf. gelingen würde, die Franzosen von der Achtung vor der deutschen Philosophie abzubringen, selbst wenn es ihm gelungen sein sollte, den innersten Kern eines Systems der deutschen Speculation aufzudecken; was die Franzosen zur deutschen Philosophie führt, ist ein Etwas, was ihnen fehlt, und wovon sie das deutliche Gefühl haben, dafs es ihnen fehlt, ist ein Verlangen, das sie keinesweges durch Herübernahme eines bestimmten philosophischen Systems mit allen seinen Details befriedigen wollen oder auch können, sondern nur durch das Eindringen in die Idee, aus der alle deutsche Speculation hervorgegangen ist. Wir sind vollkommen überzeugt, dafs die Hegelsche Philosophie, wie sie ist und wie sie sich giebt, mit ihrer eben so feinsinnigen als kühnen, eben so oft natürlichen wie gewaltsamen Dialektik, niemals in Frankreich wird acceptirt werden; aber ihre Idee, ihr Entwurf, ihr Wollen ist es, was in Frankreich bewundert wird. Es ist daher auch der verfehlteste Weg, den Franzosen ein deutliches Bild der Hegelschen Philosophie dadurch geben zu wollen, dafs man, wie der Hr. Verf. eine Uebersetzung der Hegelschen Encyklopädie giebt und in kritischen Bemerkungen — welche übrigens nur die Logik begleiten und die Darstellung der andern Theile des Systems ganz unbelästigt lassen — zu zeigen sich bemüht, wie die philosophische Deduction der Begriffe von ihrem Werth, ihrer Stellung und Bedeutung absticht, die sie in der gewöhnlichen Reflexion haben. Was hilft es, Ausdrücke, wie „an sich," „für sich," „Anderssein," „Reflexion in sich und in Andres" wörtlich ins Französische zu übertragen, dadurch werden sie nicht verständlich. Nein die Seele des ganzen Systems, die bewegende Seele, die sich in allen Gliedern dieses geistgewobenen Leibes ausdrückt, mufste zur deutlichen Vorstellung gebracht, und aus dieser mufsten die einzelnen Seiten in einer Weise wieder erzeugt werden, wie sie der Art des französischen Philosophirens näher liegt, oder es mufste wenigstens in umfassender Weise gezeigt werden, wie das in der Vorstellung Gegebne mit jener Grundidee von der deutschen Philosophie in Beziehung gesetzt werde. In diesem Falle konnten die Barbarismen alle vermieden werden; in das blofs übersetzte System, wie es nude crude hingegeben wird, werden sich französische Leser schwerer hineinfinden, als wenn sie Hegels Werke deutsch durchlesen. Da stehn sie dann doch auf dem

Digitized by Google

natürlichen Boden der Sache, und haben Fleisch und Bein statt blofser Schatten und Gerüste vor sich.

Der Hr. Verf. glaubt einen tief einschneidenden Unterschied zwischen der französischen und deutschen Nation und ihrer Betrachtungsweise beobachtet zu haben. Die deutsche Philosophie, sagt er, ist kein isolirtes Factum in der neuern Geschichte, sie ist der Ausdruck des Geistes der deutschen Nation selbst, seiner religiösen Glaubensüberzeugungen, seiner moralischen Bestrebungen. Diese Bestrebungen sind nicht die Frankreichs. Frankreich ist eine katholische Nation; bei ihr herrschen die Gefühle von Einheit, die socialen Ideen vor; in den französischen Glaubensüberzeugungen ist das Individuum der Gesellschaft untergeordnet, das Ich ist nur ein Punct der Peripherie, die Vernunft eines Jeden hat sich zu unterwerfen der Vernunft Aller. Deutschland dagegen ist das Vaterland des Protestantismus, des Geistes der Theilung und der Spaltung; in ihm hat sich das Ich zum Centrum gemacht, die individuelle Vernunft kennt keine höhere Autorität, der individuelle Gesichtspunct beherrscht den gesellschaftlichen Gesichtspunct. Diesen beiden Tendenzen entsprechen zwei Philosophieen, aber zwei entgegengesetzte, contradictorische Philosophieen, die man nimmer wird für einander gewinnen können. Der Zukunft gehört es an, zu entscheiden, welche Tendenz den Sieg davon tragen wird, die französische oder die deutsche. Nur die eine oder die andre wird es sein, gewifs nicht beide. Wir unserseits wünschen unsrem Vaterlande, dafs es seiner Tradition treu bleibe, deren Fallenlassen so viel sein würde wie eine Lossagung vom Princip seiner Nationalität selbst.

Wir müssen den Hrn. Vf. noch genauer vernehmen über das, was er das Wesen des Protestantismus nennt und was sich einen Ausdruck in der deutschen Philosophie gegeben habe. Er sagt: Was den Protestantismus auszeichnet, ist die Negation jeder höhern Autorität über der individuellen Vernunft. Ich werde nicht glauben, dafs ich mich getäuscht habe, als bis man mir es wird bewiesen haben, sagte Luther auf dem Reichstag zu Worms: keiner war also gehalten, den Glauben der Andern anzunehmen, sich denselben Pflichten wie die Andern zu unterwerfen; jeder war oberster und unfehlbarer Richter in allen Dingen: das Ich machte sich zum Centrum und ordnete Alles aus seinem Gesichtspuncte zusammen. Was Luther gethan in der Religion, that Kant in der Philosophie. Bisher hatte ein gemeinsamer Schatz von erworbenen Thatsachen, von angenommenen Begriffen existirt, eine Grundlage der Discussion war selbst aufser Discussion. Kant beurtheilte sie aus dem Gesichtspuncte des Ich und sie stürzten alle zusammen. Descartes auch hatte mit dem cogito ergo sum den Anfang der Philosophie gemacht; aber trotz seines Vorgebens, tabula rasa zu machen, hatte er weder von der Sprache noch von den metaphysischen Begriffen sich losgesagt, die ihr inhärent sind. In der Idee des Ich sah er die des Seins und des Gedankens, und er bediente sich ihrer zu keinem andern Zweck, als unmittelbar zur Idee Gottes überzugehn, der wahrhaften Basis seiner Philosophie. Die erste Formel Descartes war protestantisch, aber das Gefühl, das sie entwickelte, war ganz katholisch. Kants Räsonnement war strenger: er sagte sich: Ich bin und ich denke, also kann ich nichts erkennen als mein Sein und meinen Gedanken (S. 6 ff.). Der Fehler des Kantischen Systems, sagt weiterhin der Hr. Vf., und in der Folge aller deutschen Philosophie liegt in dem Ausgangspuncte selbst. Weil man vorausgesetzt hat, dafs das Selbstbewufstsein eine erste, allgemeine und absolute Thatsache sei, die in keinem Menschen mangelt und die alle Gewifsheit in sich selbst trägt, auf Grund dieser Voraussetzung, die so trefflich in Einklang steht mit dem Grunddogma des Protestantismus, der Suprematie der individuellen Vernunft, geschah es, dafs man alle Untersuchungen auf dies Bewufstsein concentrirte, und dafs man sich in dem Cirkel eingeschlossen hielt, den man sich gezogen hatte. Es war dies unrichtig; das Selbstbewufstsein ist nicht ein ursprünglicheres, gewisseres als alle die andern Thatsachen des Bewufstseins; es ist ein Resultat der Unterweisung, es hängt von organischen Bedingungen ab und kann bisweilen fehlen. — — Eine katholische Philosophie hätte eine andere Glaubensüberzeugung zum Ausgangspunct genommen (S. 11 f.).

Wir wollen dem Hrn. Vf. nicht streitig machen, dafs die religiösen Vorstellungen, die Philosophie und Theologie des Protestantismus, wenn so gesagt werden darf, einen *transscendentalen* Charakter haben; der Glaube, das Selbstbewufstsein bilden den Mittelpunct des Protestantismus als Religion und als Philosophie, so sehr dafs in seiner Mitte eine Theologie erstehn konnte, die alle Dogmen als Lebensgehalt, als Lust

Digitized by Google

und Schmerz, kurz als den Ausdruck der innern Dialektik des Lebens des Selbstbewufstseins auslegte; so sehr, dafs in der Mitte des Protestantismus eine Philosophie auftreten konnte, die das Ich und seinen immanenten Gegensatz zum Hebel der Weltconstruction machte. Aber der Glaube und das Selbstbewufstsein bedeuten sie wohl so viel als die individuelle Vernunft oder als der Eigenwille, der das allgemeine Gesetz sich unterordnet? Gewifs nichts weniger als dieses. Der Glaube im Sinn des Protestantismus, die Rechtfertigung durch den Glauben hatte keine andre Bedeutung, als dafs alle endlichen Bestrebungen, des ewigen Heiles sich zu versichern, sollten aufgegeben werden im Hinblick auf die von Gott selbst übernommene Bürgschaft, die unumstöfsliche göttliche Versicherung; die ganze Reihe endlicher Vermittlungen ohne Ende sollte abgebrochen, und das Bewufstsein unmittelbar mit dem dasselbe versöhnenden und heiligenden Princip in Berührung gesetzt werden; diese unmittelbare Berührung, oder dies Organ, das gar nichts Menschliches, Endliches, Gebrechliches in sich zuliefs, sondern ganz von Gott erfüllt sein wollte, in welchem blofs die göttliche Versicherung Platz haben sollte, und das nichts Andres sein mochte, als der subjective Reflex der göttlichen That, der göttlichen Gnadenäufserung — nichts Andres als dies Organ war der Glaube im Sinne des Protestantismus; allerdings war es das einzelne Subject, das die Gewifsheit der göttlichen Versicherung in sich aufnahm und es konnte nur das einzelne Subject sein, denn jedem Einzelnen ist die Bestimmung des Menschen, das Ziel der Gattung vorgehalten, und ein freies Wesen kann nicht die Gattung für sich eintreten lassen, es will für sich selbst erkennen und wollen: aber was den Einzelnen mit allen Andern, mit der Gattung in die lebendigste Gemeinschaft zog, war das Gefühl, dafs weder der Einzelne, noch die Summe aller endlichen Kräfte zureiche, um das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen zu sichern und zu erreichen, sondern dafs dies nur durch eine göttliche That und die Aufnahme derselben ins Bewufstsein möglich sei; diese göttliche That, und ihr Fortwirken im Bewufstsein der Einzelnen, die Gewifsheit, die der Einzelne hatte, sie ist auch *für mich* geschehn, diese war das vereinigende Band, das alle zu einer lebendigen Gemeinschaft versammelte. Und dies war eine tiefe Wahrheit; nicht die endlichen Kräfte sollen sich einander zur Vollkommenheit ergänzen und können es auch nie; das Absolute liegt nicht in der Summe der Erscheinungen, in der Summe des Endlichen, sondern über dem Einzelnen und der Gesammtheit hinaus; nicht der Gesammtheit soll das Individuum gehorchen, sondern dem Princip; von ihm soll es sich erfüllen lassen ganz und gar, dann wird es auch in lebendigster Gemeinschaft mit allen denen stehn, die von jenem Princip mehr oder weniger erfüllt sind. Nicht in der Gesammtheit soll der Einzelne suchen, was ihm fehlt, sondern unmittelbar bei Gott: so wollte es das Christenthum, dessen Stifter einer Welt voll Lüge und Verkehrtheit gegenüber als ein Einzelner aber kraft seiner vollendetsten Gemeinschaft mit Gott sagte: *Ich bin* der Weg, die Wahrheit und das Leben. So wollte es der Protestantismus, der das Subject in seiner Glaubensgewifsheit wieder zur Anerkennung brachte; so will es die Moralität und Sittlichkeit, der es auf den freien sittlichen Entschlufs, auf die Motive der That ankommt; so will es das Recht und der Staat, die ihre Gesetze nur als Bestimmtheiten einer das menschliche Leben nach allen Seiten durchdringenden göttlichen Ordnung wollen geachtet wissen; so will es die Geschichte, die einen Fortschritt des Menschengeschlechts immer nur durch die That der Einzelnen herbeiführt, welche die Empfänglichkeit der Zeit zur lebendigen Mitwirksamkeit aufruft. So will es aber auch die Philosophie; denn sie ist eine freie sittliche That, sie ist nicht ein Schöfsling, den nach blinder Nothwendigkeit die Gattung aus sich hervortreibt, sie ist nicht die mechanische Thätigkeit, welche von Zeit zu Zeit die reicher gewordenen Schätze empirischer Forschungen sammelt und auf einige allgemeine Gesichtspuncte bringt, oder die Dienerin bestimmter kirchlicher oder auch politischer Zwecke: sondern immer von Neuem, und getrieben von dem tiefsten menschlichen Bedürfnifs, und erwachsend aus der innersten Wurzel seines Daseins, dringt sie tiefer in die Erkenntnifs des Absoluten ein, um aus den ewigen Principien die daseienden Dinge zu begreifen. Die Philosophie ist Sache der Freiheit, denn zu dem Höchsten giebt es nur ein freies Verhältnifs, sie ist Sache des Subjects, denn zum absoluten Subject giebt es nur eine Beziehung von Subject zu Subject, eine *persönliche* Beziehung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Hegel et la philosophie Allemande, ou exposé et examen critique des principaux systêmes de la philosophie Allemande depuis Kant et spécialement de celui de Hegel, par A. Ott.

(Fortsetzung.)

Ist es also irgend wohl denkbar, dafs die deutsche Philosophie das zufällige, das einzelne Selbst zum Mittelpunkt des Philosophirens gemacht hat? Nein, wie im Protestantismus der Glaube für sich selbst kein Verdienst haben, kein Werk des sündhaften Menschen sein wollte, sondern nur im Aufnehmen der göttlichen Gnade bestehen wollte, ganz und gar ihr hingegeben als ein empfängliches Gefäfs, so will auch in der rechtverstandenen und sich selbst recht verstehenden deutschen Philosophie das Selbstbewufstsein nichts für sich sein, sondern nur als das Licht im Gebiete des Erscheinungslebens, als das Licht, das angezündet ist von dem ewigen Geiste und das genährt wird durch die Versenkung in sein Wesen, will es mit den Gedanken, die der Schöpfer auch in es selbst legte, alle Ordnungen des Geschaffnen durchdringen, will es sein Denken zum Erkennen bringen, will es seine Fähigkeit zur Wirklichkeit erhöhen, und sich selbst, sein Reich des reinen Denkens mit dem Andern, dem Reiche des Seins, in Uebereinstimmung setzen, eine Uebereinstimmung, die es weder in sich allein, noch in dem Realen, weder in der abstracten Gleichsetzung, noch im auseinanderfallenden Unterschiede, sondern allein in und durch das absolute Princip erreicht, das über dem Unterschied, über dem Wechsel erhaben, der Urheber und Endzweck ebenso des Nothwendigen als des Freien, des blofs Seienden wie des Denkenden ist. Das Selbstbewufstsein ist unabtrennlich von dem Princip, wodurch es Selbst ist; gerade wie der Glaube im protestantischen Sinne unabtrennlich ist von der Thatsache, die seinen Inhalt macht, und die ihn ganz und gar constituirt.

Wenn also die deutsche Philosophie vom Selbstbewufstsein ausging in der Ueberzeugung, dafs es kein Erkennen gäbe und keinen Zusammenhang des Seienden für das Erkennen als allein auf der Basis der Einheit des Selbstbewufstseins, wenn sie glaubte keine Synthesis, kein Urtheil über die Dinge vollziehn zu können, als auf Grund der absoluten Synthesis, die sich im Selbstbewufstsein vorfand, in dem Subjekt-Objekt, das in ursprünglicher Weise als Ich da ist, so war damit nicht das empirische Selbstbewufstsein gemeint, sondern das Princip, wodurch das Selbstbewufstsein das ist, was es ist, das Princip, wodurch allein eine Synthesis möglich ist. Denn man kann das Erscheinende nicht begreifen durch das, was selbst in die Reihe des Erscheinenden und in seinen Procefs verwickelt ist, das empirische Selbstbewufstsein aber ist von diesen Verwickelungen nicht frei, es gehört mit in den Procefs und kann diesen Procefs selbst nur denken, und sich selbst seine Stelle im Procefs nur dadurch ermitteln, dafs es seine letzte Begründung aufsucht und in ihrem Lichte das Erscheinende betrachtet. Im Selbstbewufstsein liegt jederzeit eine Einheit, und in der ganzen geschaffnen Welt liegt die Einheit nur im Selbstbewufstsein, aber die Einheit, die jederzeit im Selbstbewufstsein gegeben ist, ist als solche noch nicht die wahre, sie ist es nur dann, wenn sie ein Ausdruck des Princips ist, welches dem Selbstbewufstsein überhaupt Einheit verleiht und seine letzte Begründung ist, wenn sie aus diesem Princip abfliefst, in seinem Gedanken gedacht ist. Das war es, was die deutsche Philosophie wollte, was auch Cartesius wollte und Malebranche deutlich aussprach; und aus diesem innersten und letzten Zwecke müssen, wenn von deutscher Philosophie die Rede ist, selbst diejenigen Versuche beurtheilt und verstanden werden, die auf halbem Wege stehn geblieben sind; sollte Fichte von dem Vorwurf des Hrn. Verf.'s gestreift werden, so

Digitized by Google

hat die Art, wie Schelling und Hegel die Philosophie weiter geführt haben, auch jenen Schein vom Fichte'schen System hinweggenommen.

Aber der Hr. Verf. findet es überhaupt tadelnswerth an der deutschen Philosophie, dafs sie das Selbstbewufstsein zum Ausgangspunkt gemacht habe. — Dann sollte er aber vielmehr das Christenthum anklagen und die Wendung, welche durch das Christenthum in der Philosophie hervorgebracht worden ist. Die alte Philosophie nahm von der Objectivität ihren Ausgangspunkt, denn für sie war das denkende Selbst nur ein unselbstständiges Glied in der Gesammtheit des Natürlichen, und ihr Streben ging dahin, die Welt als ein Kunstganzes, als einen beseelten Leib voll wunderbarer Harmonie zu erkennen, an welchem auch der Mensch ein dem Ganzen zugeordnetes Glied sei; der Fortschritt in der griechischen Philosophie liefs allmählich die Subjectivität hervortreten, als es dahin kam, dafs die Ethik als höchstes Ziel der Philosophie aufgestellt wurde. In ihrer ganzen Fülle ward die Subjectivität durch das Christenthum auf den Thron gehoben. Als eine eigne Welt, die ihren Zweck in sich selbst trägt, die das Ziel und der Abschlufs der Schöpfung ist, die gegen alles Natürliche, gegen alles Bedingte ihre Freiheit behauptet und in unmittelbarem Verkehr mit dem Schöpfer steht, von ihm vor allen andern geschaffnen Wesen geliebt und hochgehalten und zur Einheit mit ihm selbst berufen, und zum Mittler zwischen der bewufstlosen Schöpfung und Gott auserkoren: konnte seit dem Christenthum das Selbstbewufstsein nicht mehr von dieser ersten und höchsten Stelle in der geschaffnen Welt weichen, so wenig im Leben wie in der Wissenschaft. Wir wollen nur daran erinnern, dafs nun erst die systematische Bewältigung der Natur und dadurch die Verwirklichung der Freiheit mittelst der Arbeit, die Besitznahme der gesammten Erde durch ihren Herrn, den Menschen, dafs nun erst die immensen Fortschritte der Naturwissenschaften möglich wurden. Die philosophischen Bemühungen der Kirchenväter stellten gegen alle Angriffe der vorchristlichen Vorstellungsweise diese Bedeutung des Selbstbewufstseins fest, indem sie den überschwenglich reichen Inhalt des Christenthums entfalteten, und ihn zum Brennpunkt aller Philosopheme machten. Die Kirche des Mittelalters durchdrang das Gefühl, die Phantasie, und alle Zuständlichkeiten, weltliche wie geistliche mit dem neuen Gesetz, das das Christenthum aufgestellt hatte, sie beherrschte das gesammte Leben durch ihre gedrungene Einheit und nahm die ganze Welt als ein Erbtheil Gottes in Anspruch. Aus ihrem Verfliefsen in die Vielheit und Mannichfaltigkeit des weltlichen Stoffs rettete sich die Religiosität in der Reformation; denn sie will wohl das Princip des geistigen Lebens sein, aber sie will auch die mannichfaltigen Gestalten desselben frei sich entfalten lassen nach ihrer Eigenthümlichkeit. Ihrer Einfachheit und Reinheit wiedergegeben, sprach sich die Religiosität als der Glaube an die versöhnende Thatsache aus; hier trat das Selbstbewufstsein mit seinem unendlichen Inhalt, im Besitz der höchsten Wahrheit und unentreifsbarer Seeligkeit, in seiner ganzen Herrlichkeit hervor; ihrer Freiheit und Eigenthümlichkeit wieder zurückgegeben, bildeten alle Sphären des geistigen Lebens, das Recht, der Staat, die Kunst, die Wissenschaft dasselbe Princip in sich aus; so ward der Staat als Subject anerkannt, dem die Souveränetät nicht wo anders her verliehen, die Bürger des Staates aber auch als freie Subjecte. Die Bewältigung der Natur entwickelte einen nie gesehenen Umfang, ihre Resultate verbreiteten sich auf Alle. Die Philosophie aber, emancipirt vom Dienste der Kirche, stellte das Selbstbewufstsein an die Spitze, und hier sprach sie nur principiell aus, was die Naturwissenschaften factisch in ihren Forschungen thaten. Dem Selbst gegenüber soll die Natur keine Geheimnisse bewahren, die Denkgesetze des Selbsts sind die Gesetze, welche Licht und Ordnung und Einheit und Zusammenhang in das gesammte Reich der Natur bringen, diesen Grundsatz machten die Naturwissenschaften geltend und führten ihn factisch aus, die Philosophie gab durch dies Princip dem Wissen Einheit. Nur im Selbstbewufstsein reflectirt sich die gesammte geschaffne Welt und strebt ihrem Einheitspunkte zu; nur in ihm begegnen sich das Bedingte und das Unbedingte; nur das Selbstbewufstsein hat Theil an allen unterschiedenen Sphären des Universums. Wenn Leibnitz das Selbstbewufstsein, den Geist, den Verstand oder wie er sonst sagte, als den Lichtpunkt des Universums hinstellte, dem alles Verworrene und Dunkle kraft einer dem ganzen Weltall einwohnenden Ordnung zustrebte, den aber als actus purus nur Gott selbst bildet — denn der menschliche Geist ist selbst

Digitized by Google

noch nicht aus aller Verworrenheit befreit und sieht darum die Dinge noch als verworrene, nur Gott blickt als actus purus ungetrübt auf ihren idealen Grund — so war damit schon gesagt, was überhaupt die deutsche Philosophie wollte. Die deutsche Philosophie will in ihrem zusammenhängenden Plan beurtheilt sein, den sie allerdings noch nicht vollständig ausgeführt hat; manchen Einseitigkeiten hat sie Raum gegeben, und bisweilen, durch den Schein getäuscht, das Selbstbewufstsein als alle Realität angesehn und mit Verkennung seiner secundären Natur es als das Ursprüngliche, als das absolute Prius gesetzt. Aber diese Unvollkommenheiten und Schwächen sind durch die Stärke der deutschen Philosophie verdeckt, welche mit ihrem Werke noch nicht am Ende ist, aber in ihrem Princip die Nachhaltigkeit fernerer Entwicklungen besitzt.

Wäre freilich nach des Hrn. Verf.'s Ansicht das Selbstbewufstsein kein ursprünglicheres Factum des Bewufstseins, kein gewisseres als alle andere Thatsachen des Bewufstseins, dann hätte die Philosophie weder Anfang, noch Fortgang, noch Ende, dann gäbe es gar keine Philosophie, nicht einmal einen Punct, von wo aus man sich orientiren könnte, dann gäbe es aber auch keine Moral noch Religion, und beide will doch der Hr. Vf. unangefochten wissen. Dann würden die Vorstellungen des Bewufstseins eine unaufhaltsam verfliefsende Reihe bilden, die nirgends angehalten, unterschieden, bestimmt, und ins Ich reflectirt werden könnten; die Gegenstände würden nur neben und nach einander auftauchende Bilder sein, die aber nirgends das Ich als *seine* Vorstellungen fassen, noch weniger begrenzen, bestimmen und denken könnte. Das Wandelbare und Fliefsende läfst sich nur durch ein Festes und Unbewegtes beherrschen, und von der Aufsenwelt weifs sich das Ich nur unterschieden durch das Selbstbewufstsein, durch die Fähigkeit der Reflexion in sich, so wie es auch nur durch das Selbstbewufstsein in bewufste Einheit und Beziehung mit der Aufsenwelt treten kann. Wenn also irgend vorgestellt, gedacht, gehandelt werden, oder wenn es gar Grundsätze des Denkens und Handelns geben soll, wenn z. B. eine Logik möglich sein soll, dann mufs auch das Selbstbewufstsein eine der Sache und Wahrheit nach ursprünglichere, gewissere Thatsache sein als alle Thatsachen des Bewufstseins. Denn Thatsachen des Bewufstseins giebt es nicht eher, als bis jene ursprüngliche Thatsache des Selbstbewufstseins da ist. Wenn es der Hr. Verf. der deutschen Philosophie zum Vorwurf macht, dafs es sich in ihr nicht blofs darum handle zu wissen, wie man denkt, welches die Formen des Gedankens, sein Ursprung, seine Bedingungen, sondern dafs es sich in ihr darum handle, die intellectuelle Thatsache selbst zu durchdringen, zu sagen, worin das Bewufstsein bestehe, das innre Wesen des Gedankens durch Gegensatz gegen das, was nicht der Gedanke ist, zu bestimmen, wenn der Hr. Verf. eine gleich unübersteigliche Schwierigkeit in der Aufgabe findet, die intellectuelle Thatsache (fait intellectuel) zu durchdringen, wie in der, die Kräfte der Natur zu erfassen, wenn er die Unmöglichkeit, diese Aufgabe zu lösen, darein setzt, dafs wohl jeder weifs, was es heifst, Vorstellungen und Empfindungen zu haben, dafs aber auch jeder weifs, dafs ihm diese Kenntnifs nur von dem Augenblicke an entsteht, wo wir im Denken begriffen sind, dafs sie unmittelbar ist und uns durch nichts Andres als durch die Thatsache selbst gegeben sein kann, dafs es um sie zu deduciren nöthig wäre, einen Uebergang zu finden zwischen dem Gedanken und seinem Gegensatz (S. 50), so wird wohl einleuchtend sein, dafs der Hr. Verf. nicht allein die deutsche Philosophie, sondern jegliche Philosophie beschuldigt, etwas Unmögliches zu wollen. Ist aber der Mensch nicht blofs ein sinnliches Wesen, welches blind in die Macht der Vorstellungen gegeben ist, über die es nie Herr werden kann, ist der Mensch ein denkendes, ein freies Wesen, welches abstrahiren, welches Vorstellungen in das Reich des Allgemeinen erheben, welches sich selbst einen Gegenstand setzen kann (denn nur auf dieser Fähigkeit beruht die Freiheit), welches eine nothwendige Folge von Gedanken erzeugen und aus einem Mittelpuncte beherrschen kann, dann ist auch die Aufgabe der deutschen Philosophie und aller Philosophie nichts Unmögliches, vielmehr etwas sehr Nothwendiges. Der Hr. Verf. würde mit seinen Behauptungen vielmehr in einen crassen Materialismus verfallen, wenn es ihm anders bei seinen Voraussetzungen noch möglich wäre, ein zusammenhängendes System sich zu denken. Ein andrer Ausdruck für die Behauptung des Hrn. Verf.'s, dafs es unmöglich sei, das Denken, das Selbstbewufstsein als ursprüngliche Thatsache zu fassen, ist die Leugnung der Möglich-

Digitized by Google

keit, das Absolute zu erkennen, so wie die Dinge in ihrer substanziellen Wesenheit zu begreifen. Sie lassen sich nur in ihren *Beziehungen* auffassen (S. 96 u. öfter). Das ist allerdings die nothwendige Folge. Kann sich das Selbstbewufstsein nicht seiner bleibenden Wesenheit nach deutlich werden, kann es immer nur im Procefs begriffen sein, ohne jemals auf den letzten Grund seiner Erscheinungen, seiner wandelbaren Formen kommen zu können, dann kann es auch den Dingen nicht auf den Grund gehn, sondern hat es immer nur mit ihren wechselnden Beziehungen, mit der fortwährenden Relativität der Erscheinungswelt zu thun; denn ein Wesenhaftes, Anundfürsichseiendes läfst sich auch nur durch das erkennen, das Theil hat am Wesenhaften. Dann ist aber auch das Absolute nicht zu denken, ja selbst, dafs es hinter der Erscheinung ein Unbedingtes gebe, ist nicht zu denken, denn wo wäre denn eine Möglichkeit, aus dem Kreise des Bedingten, der Beziehungen herauszutreten, und auf den Gedanken eines an und für sich nothwendigen Wesens zu kommen. Oder wie könnte sich die Voraussetzung rechtfertigen, dafs es einen letzten Grund der Erscheinungswelt gebe, wo dem Bewufstsein niemals etwas Andres gegeben wird als wandelbare Erscheinungen und Beziehungen, und das Bewufstsein auch in sich selbst keine Erhebung und keinen Drang nach Erhebung über die Relativität hat? Vielmehr mufs in diesem Falle eben in dem Bedingten, in der Relation, in den Beziehungen die Wahrheit gefunden werden. Und wir haben hierin offenbar nur wieder einen andern Ausdruck für die nothwendige Consequenz der Behauptungen des Hrn. Verf.'s, für den Materialismus. Wenn der Hr. Verf. nichts desto weniger von einer verpflichtenden Moral redet, von einem Gesetze der Moral, dessen Anerkennung uns zu der Anerkennung eines aufser uns seienden Gesetzgebers nöthige, und uns die Objectivität Gottes, der Welt aufser uns, als worauf wir dem Gesetz gemäfs wirken sollen, überhaupt die Objectivität beweise (S. 14 f. vgl. S. 3): so können wir hierin nur erkennen, wie wenig es sich der französische Philosoph aus der Schule des Hrn. Buchez (S. XI) hat angelegen sein lassen, die praktische Wissenschaft mit seinen theoretischen Principien in Einklang zu setzen. Mit den theoretischen Voraussetzungen des Hrn. Verf.'s liefse sich vielmehr die Moral von Helvetius, Holbach, Bentham in Verbindung bringen. Denn giebt es keine ursprüngliche Thatsache des Selbstbewufstseins, ist das Selbstbewufstsein vielmehr in jedem Augenblick ein Raub seiner Vorstellungen, dann ist auch der Mensch blofs ein Werk der Umstände, seine Handlungen ein Resultat der auf ihn eindringenden Verhältnisse; dann ist das augenblickliche, das persönliche Interesse das einzig reelle; also das allgemeine Beste nur eine abstracte Personification, es stellt dann nur die Masse der persönlichen Interessen vor; also die Tugend nichts, als der Nutzen der Menschen, die in Gemeinschaft ihr persönliches Interesse verfolgen, und wie die goldnen Regeln der consequenten Materialisten sonst heifsen mögen. Diese Denker hatten die Lebensweisheit in den rechten Einklang mit ihrer theoretischen Weltanschauung gebracht; aber lächerlich kann es uns nur dünken, wenn der Hr. Vf. theoretisch ein Materialist, mit gewichtigen Sittensprüchen als ein strenger Moralist der deutschen Speculation als einem alle Moral vernichtenden Pantheismus den Text liest. Wer theoretisch nichts An-und-für-sich-seiendes gelten läfst und überall nur Relatives erblickt, der hat auch für das Praktische keinen festen Boden, und für dessen Gesetze keine Bürgschaft. Für den müssen auch die Gesetze der Moral etwas Relatives, Schwankendes, von den Beziehungen Abhängiges sein; denn damit sie *für mich* Wahrheit haben, damit ich mein Wollen und Thun ihnen unterordne, mufs ich sie doch in ihrer an und für sich seienden Nothwendigkeit, in ihrer Allgemeingültigkeit erkannt haben, als solche sind sie Gegenstand der Theorie. Handeln kann der Mensch nur nach Grundsätzen, weil er denken kann; denken kann er nur, weil er über die Erscheinung in das An sich der Dinge einzudringen im Stande ist, weil er das Einzelne, das Zufällige nicht als Einzelnes und Zufälliges nimmt, sondern auf sein Wesen, seinen Grund blickt, und sich selbst so wie die Dinge in einen höhern Zusammenhang bringt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Hegel et la philosophie Allemande, ou exposé et examen critique des principaux systèmes de la philosophie Allemande depuis Kant et spécialement de celui de Hegel, par A. Ott.

(Schluſs.)

In dem, was wir besprochen haben, liegt die Hauptanklage des Hrn. Verf.'s gegen die deutsche Philosophie, eine Anklage, die sich durch die ganze Beurtheilung besonders der Hegelschen Speculation hindurchzieht. Es scheint uns, daſs es nicht allzuschwierig sei, die deutsche Philosophie gegen diese Anklagen zu rechtfertigen, da dasjenige, was der Hr. Verf. an ihr tadelnswerth findet, ihr vielmehr im Angesicht der Menschheit zum Ruhme gereichen muſs. Der Hr. Verf. hat seine Hauptanklage, die wir gesehn haben, noch specificirt, und wir werden eine deutliche Einsicht in die Stellung, welche sich der Hr. Verf. der deutschen Philosophie gegenüber giebt, erlangt haben, wenn wir noch kurz diese einzelnen Anklagen in Erwägung ziehn.

Erstens wirft er der deutschen Philosophie vor, daſs sie die Frage zwischen der Beziehung des Subjects und Objects zur Fundamentalfrage, zum Hauptgesichtspunct gemacht habe, da doch für den Menschen, der handeln will, die Frage nach der Objectivität ganz müſsig sei; „die Moral setzt die Objectivität, indem sie sich selbst setzt; sie setzt voraus die Objectivität des Gesetzgebers, Gottes; sie setzt auch die des Menschen und der Welt, denn sie bestimmt Handlungen, die sich auf ein gegebnes Medium beziehn; und wenn die Thätigkeit und dieses Medium nicht existirten, so wären ihre Vorschriften ganz unmöglich" (S. 13 ff.). Freilich, die deutsche Schule, setzt der Hr. Verf. hinzu, mache aus der Moral eine Weise des Handelns in Uebereinstimmung mit der Vernunft und mache sie zu etwas, was der Vernunft inhärent sei; da höre sie aber auf ein moralisches Gesetz zu sein, sie werde ein nothwendiges, ein verhängniſsvolles Gesetz, um so zu sagen ein physischer Antrieb." Wenn aber hienach der Hr. Verf. selbst einräumt, daſs es verschiedne Betrachtungsweisen der Moral gebe, daſs sich der seinigen, die in der Moral eine Verpflichtung gegen ein Gesetz erblicke, und eben damit einen Unterschied vom (handelnden) Subject, eine Objectivität setze, eine andre Betrachtungsweise, angeblich die der deutschen Philosophie entgegenstelle, welche die Moral als ein dem Subject selbst immanentes Gesetz, als eine gewisse nothwendige Formation der Subjectivität fasse, ohne sich genöthigt zu sehn, eine Objectivität zu setzen: appellirt hiemit der Hr. Verf. nicht selbst an eine philosophische Entscheidung, durch welche die Gewiſsheit der Objectivität erst festgestellt werde? Uebrigens hat diesen Sinn nicht einmal die Frage der deutschen Philosophie. Sie hat nimmer die Objectivität geleugnet oder auch nur in Zweifel gezogen, sie hat wie alle Philosophie nach der Weise der Verknüpfung von Subject und Object, von Denken und Sein gefragt, sie hat das Princip gesucht, von welchem diese Verknüpfung abhängig sei, sie hat den letzten Grund und die wahrhafte Natur derselben finden wollen, um jede Weise der Beziehung beider an ihre rechte Stelle, in ihren rechten Zusammenhang setzen zu können. Um hier an Hegel zu erinnern, so hat dessen Phänomenologie in allen Stufen des Bewuſstseins, in der sinnlichen Gewiſsheit, in der Wahrnehmung, dem Verstande, im selbständigen Selbstbewuſstsein, in der Vernunft u. s. f. bestimmte Weisen der Beziehung zwischen Subject und Object, Denken und Sein gefunden und hat durch ihre eigne Dialektik die wahre, die Grundbeziehung resultiren lassen wollen, auf der alle jene anderen unvollkommneren Beziehungen beruhn. Was anders sind nach ihm die Kategorieen als der Kreis von Bestim-

Digitized by Google

mungen, in welchen sich die Beziehung von Subject und Object vollzieht und erfüllt, sie sind die Bestimmungen des Denkens wie des Seins. Kommt also in der deutschen Philosophie eine Frage nach der Objectivität vor, so ist es die nach der Objectivität des Denkens, nach der objectiven Realität seiner Bestimmungen. Hätte sie irgend die Objectivität in des Verf.'s Sinn leugnen wollen, so wäre sie leicht fertig gewesen, ihr Anfang, ihr erster Satz wäre auch ihr Ende gewesen, die Philosophie wäre überflüssig geworden. Aber wenn die Frage nach der Beziehung von Denken und Sein, d. h. die Frage nach der Wahrheit, nach den Principien des Seienden, wie sie in unser Denken eintreten, unser Denken constituiren und zugleich die Lebensmächte alles Dasciendem sind, durch welche alle Gewifsheit und Nothwendigkeit unsres Denkens, alle Sicherheit der Wissenschaften, alle Einheit des Wissens für uns ermöglicht wird — wenn dies nicht die Grundfrage der Philosophie ist, womit beschäftigt sie sich denn?

Der zweite Vorwurf des Hrn. Verf.'s ist dagegen gerichtet, dafs die deutsche Philosophie auf die Erkenntnifs der Substanzen und ihrer innern Wesenheit ausgegangen sei. Er sagt: der Mensch als eine freie und intelligente Thätigkeit, bestimmt, auf ein gegebnes Medium zu handeln, müsse allerdings dies Medium kennen, er habe die erforderliche Wissenschaft durchaus nöthig, um seinen Beruf zu erfüllen. Aber dieses Wissen gehe offenbar nur auf die Verhältnisse und Beziehungen (rapports), in denen er einen Theil ausmache; die Wissenschaft von der Substanz der Wesen sei ihm unnütz, es reichten in dieser Hinsicht gewisse allgemeine Begriffe aus, welche der Wissenschaft von den Verhältnissen (rapports) als Grundlage dienten. Ein undurchdringlicher Schleier verberge ihm die Substanzen. Wenn der Mensch Gott kennt, kennt er ihn seinem Wesen nach? Es reiche hin zu wissen, dafs Gott das allmächtige Wesen ist, das ihn geschaffen und ihm Pflichten auferlegt hat, dafs Gott alle relativen Vollkommenheiten, welche der Mensch erfafst, auf eine absolute und unbegrenzte Weise besitzt. Gott sei uns nur in seinen Beziehungen auf die Welt bekannt. Wenn der Mensch sich selber kenne, so sei dies nur in den Verhältnissen der Thätigkeit und des Leidens, in seiner Beziehung zu Gott, der Gesellschaft und der Welt. Niemals sei er dahin gekommen, die innre Natur seines Seins zu durchdringen. Wir haben schon oben darauf aufmerksam gemacht, welche Folgen sich daraus ergeben, wenn man annimmt, dafs die Erkenntnifs und Thätigkeit des Menschen sich nur auf Relatives und Bedingtes richte; Religion und Moral haben dann ihre Sicherheit verloren. Ist mir die innre Natur des Menschen verborgen, so bin ich nicht im Stande, mich im Verhältnifs zu andern Menschen in nothwendiger, in sittlicher Weise zu bestimmen, ich gehorche dem Antrieb der Verhältnisse, ich folge blind einem mir aufgedrängten Gesetz, dem ich mich eben so gut entziehn werde, da ich es nur als ein beziehungsweises, nicht als ein in der nothwendigen Ordnung der Dinge begründetes erkenne. Es ist mir ungewifs und unsicher, woher mir die Vorstellung einer Gottheit stamme, vielleicht ist sie mir auch nur durch klügere, herrschsüchtige Menschen aufgedrungen worden, die mich durch die Furcht vor einer eingebildeten höhern Macht im Zaume halten wollten, ich will sehn, ob ich mich nicht dieser Vorstellung entledigen kann, denn sie kann ja nur etwas Relatives, etwas Wandelbares sein; denn wie ich selbst mir nur als ein erscheinender, und je nach den Beziehungen, in denen ich stehe, immer als ein Andrer vorkomme, und wie ich es nach allen Seiten hin nur mit Erscheinendem zu thun habe, so kann ich nicht verstehn, wie ich so willkührlich und ohne Grund die Schranken des Bedingten durchbrochen habe, um mir die Fiction eines Unbedingten zu machen. Das sind ohne Zweifel die Folgerungen, die sich aus den Prämissen des Hrn. Verf.'s ergeben, und der französische Materialismus hat sie oft genug aus jenen Prämissen gezogen, als dafs wir uns dabei aufhalten wollten. Nur dies wollen wir bemerken, hätte der Hr. Verf. die Frage der deutschen Philosophie nach der Objectivität richtig verstanden und die Bemühungen derselben nach dieser Seite hin genau erwogen, so würde er sich nicht erdreistet haben, seine verzweifelte Fiction den deutschen Bestrebungen entgegenzuhalten. Diese Fiction ist die unnatürlichste, die es geben kann, sie verstöfst schon gegen das erste unmittelbare Gefühl, mit der wir an irgend eine Wissenschaft, oder an eine Aeufserung unsrer Thätigkeit in der Welt gehn; sie beruht auf der willkührlichsten Trennung, welche die Reflexion erfinden konnte; indem sie aber alle Wahrheit geradezu in Frage stellt, beweist sie gerade, wie

Digitized by Google

grundwesentlich die Bemühungen der deutschen Philosophie gewesen sind, die objective Realität unsres Erkennens zu beweisen, und macht sie deutlich, wie viel Werth dem ersten Vorwurf zuzuschreiben ist, den der Hr. Verf. gegen die deutsche Philosophie erhob, und den wir vorhin charakterisirten; sie erweist den wichtigen Zusammenhang, den die Philosophie und ihre Grundfrage mit der Moral und der Religion hat.

Der dritte Vorwurf ist der, dafs die Philosophie ihren praktischen Zweck ganz aus den Augen verloren, dafs sie als letztes Ziel das absolute Wissen aufgestellt habe. Es sei dies aber auch ein Charakterzug des Protestantismus; der Glaube sei den Werken vorgezogen worden, und so habe man nun auch die Wissenschaft auf Kosten der Praxis erhöht. In Wahrheit aber könne die Wissenschaft nur ein Mittel für das Handeln sein. „Wenn eure Wissenschaft nicht einen praktischen Schlufs hat, wenn sie nicht wohlthätige Folgerungen für die Masse der Menschen abgiebt, so wird die Menschheit sie als falsch und unfruchtbar verwerfen." Dieser Irrthum des Hrn. Vf.'s hängt mit dem vorigen zusammen. Wenn es für den Menschen nur Erscheinendes, nur bedingte Verhältnisse giebt, so ist allerdings seine Aufgabe, sich nur immer vom Strome forttragen zu lassen, und ohne weiteres Umschauen ein Element in diesem Procefs zu werden. Ist aber der Mensch dazu bestimmt, seine Stelle im Universum, die er klar erkannt, auszufüllen, auf die Wesen seiner Gattung und auf die übrige Welt nach ihrer Natur, und nach den ihm gewissen Grundsätzen, nach seinem in der Wahrheit erkannten Verhältnifs zu Gott und zum All zu handeln, ist er ein denkendes und freies Wesen, hat sein Thun den Charakter der Allgemeinheit und ist er dafür verantwortlich, ist seine That für die Ewigkeit, und sein Entschlufs frei von allen gegebenen Bedingungen: dann wird er durch seinen Beruf auch auf die Wissenschaft hingedrängt werden, welche die Stellung des Menschen im Universum, die Weise seiner und aller Dinge Abhängigkeit von Gott ergründet; dann wird er aus der Ueberzeugung, die ihm aus dieser Wissenschaft kommt, auch für sein Handeln die unwandelbaren Bestimmungsgründe hernehmen. Und wie im Glauben die Wurzel und die Lebenskraft, das Herz und die Seele aller Werke liegt, wie der Glaube die Unfertigkeit und Mangelhaftigkeit der Werke vor Gottes Urtheil ergänzt, so liegen in der Wissenschaft die Principien zur Einrichtung des menschlichen Lebens, zur Organisation aller seiner Verhältnisse, wie sie dem Zweck und der Bestimmung des Menschen entsprechen. Unmittelbar will und kann die Wissenschaft nie das Leben bestimmen; aber durch Lehre und Ueberzeugung von ihren Wahrheiten übt sie jederzeit den durchgreifendsten Einflufs mittelbar auf das Leben und seine Gestaltung. Sie beschäftigt sich eben mit dem an und für sich Nothwendigen, das unter jeder gegebnen Bedingung Geltung haben mufs, und darum kann sie nicht unmittelbar in die vielfach bedingten Verhältnisse des Lebens eintreten, aber sie zeigt den Weg, diese den unwandelbaren Principien gemäfs zu gestalten und zu deren Ausführung zu verwenden.

Der vierte Vorwurf klagt die deutsche Philosophie an, die wichtigsten metaphysischen Begriffe oder die wesentlichen *Verhältnifs*begriffe, auf denen all unser Wissen, ja selbst unsre Sprache beruhe, als z. B. die Begriffe von Substanz, Ursache, Negation, Existenz geleugnet zu haben. Kant habe ihnen allen objectiven Werth entzogen, und seitdem auf diesem Wege der Erkenntnifs ihre Basis und ihre nothwendigsten Mittel entzogen worden seien (denn sie dienten ihr doch wenigstens als algebraische Zeichen, wenn sie auch nur *Verhältnifs*begriffe und zwar die Grundbegriffe seien, und über das Wesen der Dinge selbst keinen Aufschlufs enthielten), habe sich die Philosophie auf die schlüpfrigste Bahn verirrt, sie spreche von Thätigkeit ohne ein Thätiges zu setzen, von Bewegung ohne ein Bewegtes zu haben, von Ideen ohne ein Wesen vorauszusetzen, das die Ideen habe u. s. f. Indem der Hr. Verf. diesen Vorwurf erhebt, scheint er sich selbst haben kritisiren zu wollen; denn allerdings er spricht von Verhältnissen, von Bestimmtheiten und Beziehungen ohne ein Subject dafür anerkennen zu wollen; er spricht von Erscheinungen, ohne ein Ansich gelten zu lassen; er spricht von Vorstellungen, ohne von einem Selbstbewufstsein zu wissen, dem sie gehören. Wo Kant oder sonst ein deutscher Philosoph die objective Gültigkeit der metaphysischen Begriffe geleugnet habe, ist uns unbekannt geblieben. Denn auch für Kant sind sie die nothwendigen Kategorieen, durch welche das Mannigfaltige der Erscheinung Einheit bekommt, und durch welche überhaupt Erfahrung erst möglich wird.

Digitized by Google

Die fünfte Anklage geht gegen das Selbstbewufstsein als die Grundlage des neuen Gebäudes, welche in sich alle objectiven Begriffe aufgesogen habe; wir haben hierauf im Früheren geantwortet.

Die sechste und letzte lautet auf Pantheismus, als die nothwendige Lösung des aufgestellten Problems. Nachdem man in Wahrheit alle Formen des Objects der Subjectivität zuertheilt habe, sei kein Mittel übrig geblieben, um des Objects sich wieder zu bemächtigen oder das Subject zu entthronen, als sie zusammenzufassen, und die Einheit des Wesens oder der Substanz zu proclamiren. Das sei aber nichts Andres als Pantheismus. Wir wollen hier nicht darauf hinweisen, dafs die Bestimmung und die Grundanlage der deutschen Philosophie durchaus über jedes pantheistische Resultat und daher über jede Befriedigung bei einer solchen Lösung des Problems hinausweist, wir wollen hier nicht die anderwärts geführte Untersuchung aufnehmen, ob die letzten Lösungen des Problems im Pantheismus stehen oder darüber hinaus sind: sondern wir wollen nur darauf aufmerksam machen, wie sehr dieser Vorwurf des Pantheismus im Widerspruch steht mit der Hauptanklage des Verfassers, die deutsche Philosophie habe wie der Protestantismus die individuelle Vernunft zu ihrem Mittelpunct gemacht, die keine höhere Autorität kenne, der individuelle Gesichtspunct beherrsche in Deutschland den gesellschaftlichen u. dgl. Wenn das Letztere der Fall ist, so müfste der deutschen Philosophie nichts fremder sein als der Pantheismus, durch dessen Lehre das einzelne Ich in der unendlichen Substanz untergehn müfste, und dann läge in der That dem Charakter der französischen Nation und des Katholicismus, wie der Hr. Verf. ihn angiebt, — diesem Unterordnen des Individuums unter die Gesellschaft, wo das Ich nur ein Punct in der Peripherie ist, — der Pantheismus bei weitem näher; und es wäre vielleicht möglich, in den politischen Einrichtungen Frankreichs, diesem bewegten durch Gegensätze schwankenden, die freie Ueberzeugung und Beweglichkeit des Einzelnen durch sein mechanisches Gesetz erdrückenden Procefs, in welchem das Gattungsbewufstsein sich zur Erklärung bringen will; es wäre möglich, in den Socialtheorieen, welche Frankreich in allen Formen zu Tage fördert; ja es wäre vielleicht gar möglich, in der von den meisten Franzosen angenommenen und wie ein nothwendiges Geschick getragenen Religion des Katholicismus die mächtigen Züge einer pantheistischen Weltanschauung aufzuweisen. Indefs wir wollen gern diese Vermuthungen fallen lassen; gewifs aber ist, dafs im Protestantismus und nach ihrer Grundanlage und in ihrem tiefsten Bestreben auch in der deutschen Philosophie der freie, der persönliche Mensch in die unmittelbare Nähe des freien und persönlichen Gottes erhoben wird.

Die Zukunft der deutschen Philosophie liegt nicht, wie der Hr. Verf. am Schlusse seines Werkes sagt, in der allgemeinen Unordnung und geistigen Anarchie, in der Selbstauflösung und Selbstbefeindung, von der man nach vergeblicher Zerarbeitung sich wieder zu der „religiösen Tradition" zurückwenden werde. Nein, wer unseren geistigen Zuständen in Deutschland auf den Grund sieht, der kann bemerken, wie es in der Philosophie nach ihren letzten ausschweifenden Versuchen jetzt dem Subject in seiner theoretischen Selbstgewifsheit, in dieser seiner Macht und Unendlichkeit, da es alle Objectivität wie fressendes Feuer verzehrt, unheimlich zu Muthe wird, wie es aus dieser Einsamkeit herausstrebt, sich in die Wirklichkeit ergiefsen, seinen Unterschieden Raum und Dasein und eigenthümliche Lebensentwicklung gönnen möchte. Das Gefühl, was die Hegelsche Philosophie zurückliefs, war, dafs der Geist die Macht sei über alles Sein, dafs aus Allem das Subject auf sich bezogen sei. Die Wissenschaft, die Theorie als das Höchste versprach dem Subject diese siegreiche Selbstgewifsheit. Aber alle kühnen Versuche seit dieser Zeit, dem Subject diese Herrschaft zu sichern und ihr alles Daseiende und Bestehende zu unterwerfen, durchzog ein schmerzliches Gefühl, das Gefühl der innern Ohnmacht und Unfruchtbarkeit, der Unmöglichkeit aus sich herauszugehn und schöpferisch zu wirken. Das Denken war mit sich allein und hatte nur sich zum Inhalte, und durchlief seinen unfruchtbaren Kreis, um immer wieder auf sich zurückgeworfen zu werden. Ueber diesen Zauberkreis strebt unsre Philosophie hinaus, wie ihre Anlage gleich einen tiefern Zweck in sich aufgenommen hat: der Geist will sich nicht als das Absolute wissen, sondern er will das Absolute in sich wissen, und das ist es, worauf unsre Philosophie nun hinausgeht.

Alexis Schmidt.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

XLVIII.

1. *Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und in ihren Denkmalen, von Adolph Helfferich. In zwei Theilen. Erster Theil: Entwickelungsgeschichte der christlichen Mystik. Gotha,* 1842; *bei Friedrich Perthes. IV u.* 502 S. *Zweiter Theil: Denkmale altchristlicher Mystik. IV u.* 511 S.
2. *Meister Eckart. Eine theologische Studie von Dr. Heinr. Martensen. Hamburg,* 1842; *bei Friedrich Perthes.* 122 S.

Seit den letzten Decennien ist das Mittelalter sowohl nach seiner politischen als wissenschaftlichen und künstlerischen Seite mit unverkennbarer Vorliebe in seiner Bedeutsamkeit erfafst und bearbeitet worden. Diese Tendenz der wissenschaftlichen Geschichtsforschung kann nur wurzeln in den Grundrichtungen des unmittelbaren geistigen Lebens überhaupt, wie sie in neuerer Zeit sich verzweigt haben; denn das moderne Selbstbewufstsein fühlt sich gedrungen, die eigenthümliche Gestaltung, die es sich selbst gegeben, wenn auch in minder vollendeter Form, schon an einem früheren Puncte der historischen Entwickelung zu erfassen. Es liegt sehr nahe diesen allgemein ausgesprochenen Satz auf die zu vergleichende Wissenschaft des Mittelalters und der neuern Zeit anzuwenden; aus dem Parallelismus der Scholastik und Mystik in jener und der Philosophie in dieser die gegenseitige Anziehungskraft zu erklären. Diese Verwandtschaft der Tendenz, unverkennbar wie sie ist, so möchte sie auch für die historische Forschung von der gröfsten Bedeutung sein; um so reiner, kann man wenigstens im Allgemeinen sagen, und um so schärfer wird ein Denkmal der historischen Vergangenheit erfafst werden, je inniger jene reproductive Kraft des Forschers mit derjenigen verwandt ist, aus welcher es entsprungen, — von welcher es selbst gebildet. Hat aber dieses geistige Gesetz, welches die Richtungen alles wissenschaftlichen Strebens beherrscht, *un*mittelbar zu jenem raschen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnifs des Mittelalters mitgewirkt: so hat dagegen die allgemeine Anschauung, welche wenigstens von vielen Seiten sich Zustimmung erworben hat, — dafs die Vergangenheit nur wegen des jetzt absoluter Weise erfafsten Gehaltes der Wahrheit Bedeutung habe, — dazu gedient, jene Verwandtschaft der modernen und mittelalterlichen Wissenschaft recht absichtlich zu accentuiren.

Auch die Herren Verff. vorliegender Werke, die Rec. hier zu besprechen unternimmt, sind ganz unverkennbar von diesem Gedanken bei ihrer gelehrten Untersuchung geleitet worden. Beide, in ihrem Denken gebildet durch die neuere Speculation, von ihren Interessen durchdrungen, haben ihr schönes Talent besonders der Entwickelung und Darstellung des speculativen Gehalts der *Mystik* gewidmet, *so weit er von der modernen Philosophie noch anerkannt werden kann.* Beide zeigen nicht sowohl ein geschichtliches Interesse, als ein streng speculatives; nicht jene historische Gestalt der Mystik beabsichtigen sie in dem Ganzen der Entwickelung des Mittelalters, in diesem ineinandergreifenden Gefüge zu erkennen, als vom Standpuncte der modernen Wissenschaft aus die Figuren jener von dem Farbenschimmer des ungetrübten, blendenden Katholicismus übergossenen geschichtlichen Welt anzuschauen. Sie erfreuen sich daran, dieselbe speculative Wahrheit, die ihnen selbst als solche gilt, in der uns recht zu deutenden Sprache jener längst verkannten Denker wiederzufinden, den reinen Gedanken in diesem Getriebe des mystischen Lebens zu erfassen, von der trübenden Beimischung des eigenthümlichen Schmelzes zu scheiden, in welchem er zu schillern

Digitized by Google

pflegt, — den Gehalt des mystischen Bewufstseins nach dem eigenen philosophischen zu messen. Dadurch ist nun freilich erreicht, dafs die bisher wenigstens in mancher Beziehung noch nicht anerkannte wissenschaftliche Bedeutsamkeit der Mystik aufser Zweifel gesetzt, der Tiefsinn, der in ihr ruht, zum Theil mit aufserordentlichem Talent uns erschlossen, das innerste Getriebe der religiösen Psyche, namentlich von Hrn. Martensen mit dem schönsten Zartgefühl erfafst ist. Ja man kann sagen, wenn man Görres Vorrede zu Suso's Dichtungen ausnimmt (deren Bedeutsamkeit aber doch überwiegend einer andern Seite angehört), dafs noch niemals mit dieser Virtuosität, wie sie Hr. Martensen und auch Hr. Dr. Helfferich beurkunden, die Tiefen des geistigen Lebens der Mystiker, der wunderbare Reichthum an innern Erfahrungen, die sie in sich tragen, die unendliche Fülle höherer Genüsse, die sie bieten, uns zur Anschauung gebracht sind; und dafs dieses geschehen, ist gerade ihrer in der *philosophischen Bildung der Gegenwart* erstrebten geistigen Begabung zuzuschreiben. Allein so wenig fremd uns auch ein solcher Standpunct der Betrachtung ist, und so wenig wir zugestehen können, dafs die Mystik auf diese Weise in ihrer Eigenthümlichkeit entstellt ist, (denn je tiefer das moderne wissenschaftliche Selbstbewufstsein durchgebildet ist, desto wahrer wird es eine minder entwickelte Gestalt seiner selbst in der Vergangenheit erfassen): so müssen wir doch diese Behandlung, welche sie, wie jedes andere geschichtliche Material, nur mit dem Mafsstabe der damaligen Bildung mifst, auch nur in der Absicht verarbeitet, jenen nur für die Gegenwart noch bedeutsamen Gehalt herauszusetzen, — mit den Kategorieen unmittelbar in ein solches Gebiet hinübergreift, — für eine höchst einseitige und gefährliche, deshalb auch keineswegs befriedigende halten.

Denn wenn auch die Wissenschaft unserer Zeit allerdings das Recht hat, die Leistungen eines früheren Bildungsstadiums nach sich selbst zu messen, so ist doch die Frage nach dem unvergänglichen Gehalte der Vergangenheit nicht die nächste, — und würde jedenfalls die wissenschaftliche Geschichtsforschung ihre Aufgabe gänzlich verkennen und aller Methode entbehren, wollte sie jene Frage *sofort* zu beantworten versuchen. Vielmehr ist die Historie die wissenschaftliche Reproduction der Vergangenheit, so hat sie vor allen die einzelnen Entwickelungsreihen einer Periode und dann wieder die verschiedenen Puncte in ihr aus dem gesammten Gefüge derselben resultiren zu lassen; also eine eigenthümliche Erscheinung wie die Mystik aus dem allgemeinen Grundcharakter des kirchlichen Lebens jener Zeit, aus den in ihr wirkenden und sich berührenden geistigen Mächten, aus dem Conflicte der sich abstofsenden und sich anziehenden Tendenzen zu erklären, sie als eine Frucht an dem organisch sich entfaltenden Organismus der Kirche und Wissenschaft erwachsen aufzuzeigen. Erst dann kann eine geschichtliche Gestalt in ihrer eigenthümlichen Schönheit erkannt werden, wenn das ganze innere Getriebe, aus welchem die einzelnen Erscheinungen erblüht sind, richtig erfafst, diese ihre innere Begrenztheit eben so scharf bestimmt als der Punct in dem umschliefsenden Kreise des Ganzen bezeichnet wird, wo sie sich entwickeln *mufste*. Diese Anschauung von einer höheren Nothwendigkeit, welche wie ein geistiges Gesetz in der Geschichte wirkt, ist wenigstens nach unserer Meinung allein die Bedingung, unter welcher die Forschung gelingen kann. Hat man, von ihr getragen, die einzelne historische Erscheinung aus dem Zusammenhange des Ganzen zu entfalten, — also das eigentliche Geheimnifs der Geschichte sich zu deuten *versucht*, so ist erst die so gefundene geschichtliche Bedeutsamkeit jener auch in ihrer Beziehung zur Gegenwart abzuschätzen. Denn die Bildung der Gegenwart darf nicht als *absolutes* Mafs angesehn werden; vielmehr ist sie selbst nur eine relative, eben sowohl wie die der Vergangenheit eine Erscheinungsform des sich in unendlichen Metamorphosen darstellenden Geistes der Menschheit. Damit wird der Fortschritt keineswegs geleugnet, vielmehr sehr bestimmt behauptet; aber wie derselbe eben nie zur Ruhe kommt, so kann auch auf der langen Linie der Entwickelung kein Punct willkührlicher Weise fixirt werden, welcher als die entscheidende Grenze auch die absolute Norm aller Beurtheilung wäre. Die historische Kunst bewährt sich vor allen darin, die Structur der einzelnen historischen Bildungsepochen allseitig zu erfassen, gerade diese innere Begrenztheit, die *eigenthümliche* Schönheit der Erscheinungen in möglichst ungetrübter Weise in der geschichtlichen Darstellung auszudrücken.

Dieses glaubte Rec. der Behandlung des Stoffes von Seiten der Herren Verff. im Allgemeinen entgeg-

Digitized by Google

nen zu müssen. Beide haben ihren Schriften nicht sowohl eine dogmengeschichtliche als eine dogmatische und religionsphilosophische Tendenz gegeben; das rein historische Element tritt so sehr zurück, dafs man glauben mufs, es sei ihnen als solches vollkommen bedeutungslos. Eine Ansicht, welche wir nicht blofs für willkührlich und einseitig, sondern auch für durchaus fehlerhaft halten. Denn die Mystik, deren Wesen und Entwickelung im *Mittelalter* (dafs auch Hr. Dr. Helfferich seiner Aufgabe *diese* geschichtliche Grenze setzen will, geht zwar nicht aus dem Titel, aber wohl aus Anlage und Inhalt der beiden herausgegebenen Bände hervor) Beider Werke darstellen sollen, ist eine *geschichtliche* Gestalt und daher die wissenschaftliche Erfassung derselben nothwendig die *historische*. Dagegen hat Hr. Dr. Helfferich seiner Entwickelungsgeschichte der christlichen Mystik eine sehr weitläufige Einleitung (S. 1—125) über Begriff und Wesen der Mystik vorangeschickt, deren Anfang schon zeigt, dafs er auf eine durchaus *un*historische Art seinen Gegenstand zu behandeln beabsichtigt. Es kommt ihm darauf an nur das Allgemeine in den individuellen Erscheinungsformen des historischen Lebens zu begreifen, die Mystik als eine bestimmte, zu *allen* Zeiten der Kirche herrschende Richtung, als eine wesentliche, neben der andern nothwendige Gestalt des kirchlich-theologischen Bewufstseins zu rechtfertigen; deshalb geht er auch in der Einleitung von der Bestimmung des Verhältnisses der Mystik zu den *neuern* theologischen Zeitgegensätzen aus, er fafst sie *nicht* als eine *nur* vergangene, deshalb auch vergängliche Form des Geistes. „Neben den beiden Antipoden moderner Theologie, — so beginnt der Hr. Verf. — dem Supranaturalismus und Rationalismus, hält sich in bescheidener Form eine Lehre, der die Wortführer der Wissenschaft von ihrem pythischen Tribunale herab im wogenden Streit der Parteien keine zählende Stimme einzuräumen belieben. Und doch ist diese Erscheinung des religiösen Lebens und Bewufstseins älter als jedes Philosophem —; und doch enthält diese Lehre einen Reichthum speculativer Gedanken, der eben so befruchtend und weiter führend auf die Gestaltung der christlichen Wissenschaft seit ihrem Beginne wirkte als das christliche Leben durch die Tiefe und Innigkeit des darin waltenden Gefühls segensreich gefördert wurde." Weiterhin wird nach einer sehr allgemein gehaltenen abweisenden Auseinandersetzung über das vulgäre Urtheil über die Mystik mit einem Male, ohne dafs man den sich stetig entwickelnden Zusammenhang klar erfafste, das der Mystik wesentliche Verhältnifs zur Religion überhaupt nachzuweisen versucht und aus diesem Nachweis dann die Folgerung gezogen, „es könne nicht befremdend erscheinen, dafs die *christliche* Religion, die in selbstbewufster Freiheit alle Gegensätze und die widersprechendsten Auffassungsweisen in sich aufnehme, um sich durch deren Ueberwindung als die Religion des Absoluten zu erweisen, die Mystik nicht nur aufgenommen, sondern auch entwickelt habe." Indem so der Hr. Verf. diese Entwickelung des mystischen Elements im Christenthum als die nothwendige Lösung der Aufgabe der Wissenschaft fafst und eine scharfe Kritik der Auffassung der Mystik von Seiten des Supranaturalismus und Rationalismus giebt, wird ihm die Anerkennung der negativen Stellung, die sich beide zu ihr gegeben, der Uebergang zur Besprechung derjenigen Würdigung, welche ihr von der neueren speculativen Philosophie zu Theil geworden. Da die Darstellung hier den Punct erreicht hat, wo das Interesse, wie das Talent des Hrn. Verf.'s unverkennbar die gröfste Befriedigung findet, so verläuft sie auch mit aufserordentlicher Lebhaftigkeit in eine lange Reihe von Reflexionen, Antithesen, geistreichen Parallelen, dafs man auf einmal mitten in einer Kritik der Hegelschen Philosophie, namentlich ihres Religionsbegriffes sich zu befinden glaubt. Wenn nun das bisher Angeführte schon durch die *Reihenfolge* der Gedanken das Unmethodische der Behandlung beweiset, so mufs Rec. doch noch mehr die ganze Anlage der Einleitung, die Tendenz des Inhalts und dessen Entwickelung rügen und zwar um so entschiedener, je weiter der Hr. Vf. auch in den späteren Theilen dieser seiner Abhandlung durch diese nach unserm Dafürhalten höchst tadelnswerthe Zwanglosigkeit, durch diese Unbegrenztheit seiner Darstellung, die fortwährend die moderne Zeit und das Mittelalter, die Erkenntnisse der neuern Philosophie und die Anschauungen des mittelalterlichen Katholicismus u. s. w. mit einander vermischt, von der Aufgabe sich entfernt zu haben scheint, die er sich hätte stellen sollen.

Die dem Hrn. Verf. eigenthümliche, sonst sehr anzuerkennende geistige Beweglichkeit, hat wenigstens unserer Meinung nach der ordnungsmäfsigen wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Entwickelung, wie der kunstmäfsigen Darstellung geschadet. Wenn der Hr. Verf. die Geschichte der mittelalterlichen Mystik schreiben wollte, so hätte der Ausgangspunct nicht die Beurtheilung des Verhältnisses der Mystik zu dem Rationalismus und Supranaturalismus, sondern vielmehr eine scharfzeichnende Charakteristik der Kirche des Mittelalters sein sollen; denn *deren* wesentliches Element ist ja die Mystik, sie als solches zu erfassen, die Aufgabe der wissenschaftlichen Geschichtsforschung. Freilich fehlt die Mystik nun weder dem Protestantismus noch den heidnischen Religionen des Orients, allein es finden hier so wesentliche Unterschiede Statt, dafs man an dem Rechte dieses gleichmäfsigen Ausdrucks zweifeln kann; und sodann ist es gerade das Schwierige, wie ächt Wissenschaftliche, das Allgemeine *in den individuellen* Entwickelungsformen vorläufig als ein rein historisches Product zu fassen. Die eigenthümliche Tendenz, die kirchliche Anschauung des mittelalterlichen Katholicismus, die extreme Schärfe und Einseitigkeit desselben hat die Mystik erzeugt. Diese *Genesis nachzuweisen* ist die höchste Leistung, welche der Dogmengeschichte oder der Geschichte der Philosophie in dieser Beziehung möglich ist; ein solcher Nachweis wäre zugleich die präciseste Bestimmung des Begriffs der Mystik, — sofern sie nicht eine vage Allgemeinheit bleiben soll. Wird die Mystik nicht als diese eigenthümliche Gestalt in dem gesammten Gefuge des mittelalterlichen Lebens erkannt, aus dem Ineinandergreifen der in ihm wirkenden Kräfte erklärt, so mag die Auffassung noch so geistreich sein, wissenschaftlich wird sie nicht genannt werden können. Der Hr. Verf. hat dies offenbar selbst gefühlt; denn an gar manchen Puncten der Einleitung glauben wir bemerkt zu haben, dafs der Hr. Verf. auf das eigentliche Thema sich wieder besinnt, des eigentlichen Zweckes, zu welchem er diese einleitende Erörterung schreiben will, sich wieder bewufst wird, — ohne doch zu einer eben deshalb zu erwartenden Beschränkung des Stoffes veranlafst zu werden. Im Gegentheil verwickelt sich der Hr. Verf. durch seine Reflexionen auf die neuere Philosophie, durch die Parallelen, welche er von ihr entnimmt, immer mehr und so sehr, dafs das *historische* Problem, das zu erkennen und zu lösen doch die Aufgabe war, dem Blick ganz entschwindet. — Doch möchte diese Weitschweifigkeit oder vielmehr Zerflossenheit der Darstellung gern verziehen werden, wenn auf diese Weise der eigentliche Gegenstand, „Begriff und Wesen der Mystik" durchgreifender erfafst, tiefer durchdrungen ist. Nun müssen wir allerdings Hrn. Dr. Helfferich zugestehen, dafs er vermöge seiner ganzen Bildung und indem er sich auf den Standpunct der neueren Philosophie stellt, die Natur der Mystik ihrer einen Seite nach weit richtiger erkannt, auch schärfer entwickelt hat als alle seine Vorgänger. Ehe jedoch der Hr. Verfasser zu dieser selbständigen Entwickelung kommt, schickt er erst eine kritische Erörterung voraus, deren Resultat der Anfangspunct jener sein soll. Diese Weise würde allerdings am sichersten zur Lösung der gestellten Aufgabe führen, wenn nur durch die zahlreichen Digressionen, Vergleichungen u. s. w. der klare Fortschritt der Darstellung nicht zu sehr getrübt wäre. Der Hr. Verf. verbreitet sich (I. 22) zunächst über die Auffassung der Mystik von Seiten der Hegelschen Philosophie, indem er auf eine Abhandlung Erdmanns in der nunmehr fast vergessenen Zeitschrift für speculative Theologie von Bruno Bauer („Ueber Widersprüche in der christlichen Glaubenslehre") und auf dessen Vorlesungen über Glauben und Wissen zurückgeht. Erdmann setzt hier das eigenthümliche Wesen der Mystik in die *gewaltsame* Vereinigung des absoluten Objects des Glaubens mit dem Subject (während dagegen die methodische Philosophie auf dem Wege wissenschaftlicher Entwicklung, durch Anwendung der Kategorieen denselben Inhalt entwickele) *). Richtig ist in dieser Bestimmung die Ansicht, dafs der Mystik als solcher eine gewisse *Gewaltsamkeit* eigen ist; aber woher diese entspringe, weshalb sie ihr wesentlich sei, wird auf diese Weise nicht erschöpfend nachgewiesen werden können.

*) „Eine organische und daher wirkliche Vereinigung käme (nach Hegel) erst im Wissen zu Stande, wenn das Bewufstsein ein wahrhaft Allgemeines, Vernunft oder Denken wird und den objectiven Inhalt metamorphosirt" I. S. 28.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

1. *Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und in ihren Denkmalen, von Adolph Helfferich.*
2. *Meister Eckart. Eine theologische Studie von Dr. Heinr. Martensen.*

(Fortsetzung.)

Mit Recht deutet der Hr. Verf. darauf hin, dafs Quelle, wie Medium der mystischen Anschauung nicht eine isolirte, überreizte geistige Kraft, sondern „das Lebensgefühl," „die factische Basis des ganzen Individuums" ist, oder wie wir lieber sagen würden, das *ganze* geistige Leben in seiner ungetheilten Einheit, das in sich concentrirte unmittelbare Selbstbewufstsein, wie es durch die Krisis der Reflexion noch nicht zerspalten ist, — mit Einem Wort das Gemüth. „Das Gemüth, sagt Hr. Dr. Martensen so schön (S. 54), ist der innere Lebensheerd der geistigen Persönlichkeit, die in sich selbst gesammelte Seele, ihr Leben und Weben in ihrer esoterischen Unendlichkeit. Es ist nicht diese oder jene von den Kräften der Seele, sondern der innere Brennpunct ihrer ungetheilten Vereinigung. Es enthält die geistige Totalität als inneres Eigenthum des Individuums." Diese Anschauung, die, nur mit andern Worten bezeichnet, auch die des Hrn. Dr. Helfferich ist, hätte Dieser nur zum Ausgangspunct seiner ferneren Untersuchungen machen sollen, um durch diesen klaren gedankenmäfsigen Fortschritt die eigenthümlichen Erscheinungen des mystischen Lebens zu erklären. Dagegen verliert sich die Darstellung des Hrn. Verf.'s fast an jedem Puncte, den sie in der Auffassung derselben erreicht, in so viele Digressionen, in Kritiken des Hegelschen und Schleiermacherschen Religionsbegriffes (S. 36 f.), der Bestimmung der Idee Gottes im Supranaturalismus und Rationalismus, in eine Parallele des Pietismus und der Mystik (S. 49), bis sie endlich S. 57 dahin gelangt, wohin sie offenbar von Anfang an strebte, nämlich den Beweis zu führen, dafs die christliche Mystik eine eigenthümliche Gestalt der Religionsphilosophie sei. An dieser ganzen Exposition müssen wir aber vor allem die Unbestimmtheit in der Auffassung der „Mystik" und das Schwankende des Ausdrucks tadeln. Der Hr. Vf. erklärt sich gar nicht darüber, ob er die Natur nur der christlichen oder auch der nichtchristlichen Mystik, der mittelalterlichen oder auch der neuern zu erörtern die Absicht hat; daher kommt es, dafs viele Behauptungen zu allgemein, viele zu speciell, deshalb unrichtig sind. Denn in der That scheint dem Hrn. Verf. bald die Mystik an sich als eine Form des allgemeinen religiösen Lebens, bald nur die christliche, bald endlich nur die mittelalterliche vorgeschwebt zu haben, ohne dafs er diesen Wechsel verschiedener Vorstellungen auch für die Leser bestimmt genug angedeutet. Wenn der Hr. Verf. die mittelalterliche Mystik mit dem Namen Religionsphilosophie bezeichnet, so hat diese Bezeichnung Grund, ob sie gleich zu einseitig ist. Wenn er aber als eine Form der Mystik den Pietismus ansieht (S. 49), so wird von allen Seiten zugestanden werden, dafs dann Mystik und Religionsphilosophie nicht gleichzusetzen sei. Aber wir wollen uns diese Gleichsetzung vorläufig gefallen lassen, indem wir sie (wahrscheinlich im Sinne des Hrn. Verf.'s) auf die mittelalterliche Mystik beschränken. Wenn nun aber Hr. Dr. Helfferich in dieser Beziehung behauptet (S. 58), „die Mystik vergewissere sich der Vereinigung des Menschen mit Gott nicht nur im Gefühle und im Glauben, sondern begreife die Allgemeinheit und Nothwendigkeit derselben durch den freien Gedanken," so müssen wir sowohl aus Rücksicht auf das, was er selbst kurz zuvor erörtert, als auch von unserm eigenen Standpunct aus dagegen Einsprache thun. Wir haben ja oben unsere Beistimmung zu dem, was er über das allgemeine Lebensgefühl, die substantielle Basis aller geistigen Kräfte, als das Medium der mystischen Anschauung,

Digitized by Google

gesagt, zu erkennen gegeben; können daher der hier wieder postulirten Trennung der Seelenthätigkeiten nicht beipflichten. Ja wir gestehen, „ein Begreifen der Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Vereinigung des Menschen mit Gott durch den *freien Gedanken*" in der reinen Mystik überall nicht zu finden. Die Bekenntnisse, wir möchten sagen, aller Mystiker des Mittelalters, der romanischen, wie der germanischen, lauten dahin, die mystische Extase sei anzusehen als ein Zustand, welcher über die Sphäre des nur theoretischen Gedankens hinausliegt, als eine *individuelle* Begeisterung, die eben *nicht* durch die Identität der Methode auch auf andere zu übertragen, sondern die nur durch einen schöpferischen Act herzustellen, der *göttlich* menschlicher Natur sei. Der Hr. Verf. scheint sich durch die Art, wie er Görres' Ansicht darstellt und beurtheilt (S. 58 flgd.), doch zu der Auffassung hinzuneigen, die auch die unsrige ist, nämlich, dafs in jenen Bekenntnissen zwar nicht objective, aber doch subjective Wahrheit anzuerkennen sei. Wollten wir jenes annehmen, so würden wir alle jene Visionen wunderbarer Zustände, jene Anschauungen als wahrhafte Offenbarungen Gottes selbst zu betrachten haben, somit zu einer montanistischen Auffassung des Christenthums kommen. Es bedarf auf unserm wissenschaftlichen Standpunct keines Beweises, dafs der ganze Gesichtskreis, in welchem die Mystiker des Mittelalters lebten, ein beschränkter, sinnlich gefärbter war, nur wenige, wie die bedeutendsten Häupter der germanischen Mystik — Meister Eckart — durchbrechen ihn mit ihrer ungeheuern gigantischen Kraft —; dafs ihre extatischen Erhebungen, die Momente, in welchen sie sich von dem ewigen Geiste, von Gott selbst in der Tiefe ihrer Seele erfafst glaubten, nichts anderes als die Schwingungen der eigenen religiösen Psyche gewesen. Damit soll nicht geleugnet werden, dafs die Mystiker eben durch die concentrische Anspannung aller Kraft der Seele, durch die aufs Höchste gesteigerte Inbrunst geistiger Liebe in die Geheimnisse des göttlichen Lebens selbst tiefer eingedrungen, dafs ihre Erkenntnifs selbst eine tiefsinnigere geworden, als die einseitig theoretischer Dialektiker. Ueber das Wesen der mystischen Extase finden sich treffende Bemerkungen bei Hrn. Dr. Helfferich (S. 109) und auch darin stimmen wir bei, wenn er die eigenthümliche Bestimmtheit des leiblichen Organismus, die durch die Strenge der Askese entstandene Reizbarkeit desselben als Voraussetzung der (mittelalterlichen) Mystik und ihres visionären, wunderbaren Charakters betrachtet. Wenn aber Hr. Dr. Helfferich in Uebereinstimmung mit dieser und der eben geäufserten Ansicht (S. 109 I.) meint, die absolute Wahrheit, welche die Mystik erkenne, sei eine lebendige, die concrete Totalität des Geistes betreffende *); wenn er sodann (S. 110) den Begriff der Mystik bestimmt als eine immanente und darum unmittelbare Beziehung des endlichen Geistes auf den absoluten Geist: so sieht man nicht ein, wie er dennoch die Mystik im Ganzen, in der Weise, wie es oben geschehen, der Religionsphilosophie durchaus gleichsetzen, sie selbst als solche darstellen kann. Auf diesen Punct hier wieder zurückzukommen, finden wir uns um so mehr bewogen, als auch Hr. Dr. Martensen diese Parallele in derselben unbedingten Weise zu ziehen *scheint*. S. 2: „Die Mystik ist die erste Gestalt, in welcher die deutsche Philosophie in der Geschichte auftritt, ihr erster kühner Versuch den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen aufzuheben und dem Geiste eine ewige und absolute Befriedigung zu verschaffen. Das Licht der speculativen Idee leuchtet hier in frischem Morgenglanze, aber so wie es durch die Fensterscheiben des mittelalterlichen Klosters hineinstrahlen konnte. In der stillen Zelle wird der Gedanke geboren aus den Tiefen des religiösen Gemüthes, wird aber nicht zur freien Weltexistenz entlassen. Die Speculation ist noch eins mit der Religion, sie sind zusammengewachsene Zwillinge, die eine ist unmittelbar die andere." Unsere *theilweise* Entgegnung würde aber als ungegründet, als sehr wenig zutreffend erscheinen, wenn wir nicht zuvor den Begriff der Religionsphilosophie selbst wenigstens durch einige Bemerkungen näher bestimmen wollten. In neuerer Zeit ist nun der Name Religionsphilosophie von Manchen in einem sehr weiten Sinne genommen worden. Auch die gnostischen Systeme hat man so bezeichnet. Allein diese Bezeichnung rührt eben von solchen her, welche den Unterschied zwischen Religion und Philosophie, zwischen der religiö-

*) „Somit ist die unmittelbare Lebensgemeinschaft mit Gott eine höhere und heilige Weihe des Geistes überhaupt: das Gefühl unmittelbarer Seeligkeit, die Vorstellung eines immanenten Besitzes der Persönlichkeit Christi, das intelligente Schauen in die Tiefen der eigenen Natur, verschlungen in das Gesammtbewufstsein einer der göttlichen verwandten Persönlichkeit oder des göttlichen Ebenbildes."

Digitized by Google

sen und speculativen Sphäre überhaupt nicht anerkennen. Es würde natürlich zu weit führen, und dem Zwecke dieser Kritik nicht angemessen sein, wollten wir hier unsere Ansicht darüber darzulegen versuchen. Allein nur darauf wollen wir hindeuten, dafs die Philosophie als Wissenschaft doch jedenfalls nur Theorie, die Religion aber Theorie und Praxis in eins, eine Zuständlichkeit des innern Lebens ist, der Gedanke nur *ein* constitutives Element in diesem. Während daher die Methode der Religionsphilosophie wesentlich kritischer Natur, sie diese wissenschaftliche Autonomie nicht aufgeben kann, ohne sich selbst zu zerstören: wird dagegen in der Mystik der Gedanke, da, wo er eingreift, — wie Hr. Martensen so schön sagt — „aus den Tiefen des religiösen Gemüthes herausgeboren," — er ist die für den Moment erstarrende Reflexion, die sogleich in der von Andacht erglühenden Seele wieder schmelzt. Dieser rein religiöse Genufs, mit der tiefsten Inbrunst der Seele ersehnt, diese unmittelbare Erlebung des Göttlichen, wie es der in der mystischen Extase von der Endlichkeit gleichsam entfesselte Mensch einsaugt, es loslöset von den starren Formen des Kirchenglaubens, ist das unbedingt Höchste, was die Mystiker erstreben; selbst der ins Grenzenslose, ins Ungeheuere sich verlierende, alle Schranken gewaltsam zerbrechende Wissensdrang eines Meister Eckart ist wesentlich religiöser Natur. Eben deshalb daher, weil die mystische Erkenntnifs, so lange sie dies wirklich ist, *nie* vollzogen wird durch das reine Denken, sondern durch einen Act des ganzen, untheilbaren Selbstbewufstseins; weil der *Gedanke* eigentlich nie eine nur theoretische Bedeutung erhält; wird man die Mystik nicht Religionsphilosophie, sondern lieber (obgleich auch dieser Name falsch gedeutet werden kann) eine Form der *religiösen Speculation* nennen. In *dieser* Beschränkung und Bestimmung könnten wir uns dem Urtheil des Hrn. Dr. Martensen anschliefsen, wenn er sagt, die Mystik sei die erste Gestalt, in welcher die deutsche Philosophie in die Geschichte eintrat, *unbe*dingt aber erkennen wir das andere an, „die Speculation sei (in ihr) noch eins mit der Religion." Eben deshalb aber weil dies der Fall *ist*, behaupten bei weiten die meisten Mystiker, trotz ihres Einschauens in die göttlichen Geheimnisse, dennoch die theilweise Incongruenz ihrer Erkenntnisse mit dem Absoluten; die Vorstellung der Unergründlichkeit der göttlichen Idee ist gerade die, welche zu immer neuen Anschauungen reizt. Und so wahr diese Anschauungen wirklich mystische sind, so wahr sie zu Stande kommen durch das religiöse Gemüth, das mächtig erregte Gefühl, so wahr ist auch gar Manches an ihnen für das Denken „unergründlich" und wir müssen des Hrn. Verf.'s eigene schöne Worte, welche er in Görres' Namen, aber in der Absicht *seine* Auffassung zu tadeln, mittheilt („Der Flug der himmlischen Psyche, der sich in räthselhaften Kreisen bewegt, läfst sich vom Begriff nicht messen, der zarte Flügelstaub verträgt nicht die Berührung des Gedankens") wenigstens *theilweise* in der durch die obigen Bestimmungen gegebenen Beschränkung *als wahr anerkennen*. — Um die Natur der mittelalterlichen Mystik, deren Bedeutung in dem Ganzen der sich verflechtenden Tendenzen damaliger Zeit zu erfassen, reicht ein abstract speculatives Talent nicht aus und gewifs hätten die Herren Verff. vorliegender Bücher nicht so Schönes und Treffliches für sie geleistet, wären sie blofs mit jenem, nicht eben so sehr mit einer edlen, sinnigen Gemüthlichkeit begabt. Nur diese kann das eigentliche innere Lebensgetriebe der Mystik, die *mystische Extase* verstehen. Hr. Dr. Helfferich redet über sie S. 102 in trefflicher Weise (nur zu sehr in steter Beziehung auf die moderne namentlich Hegelsche Philosophie) und so, dafs seine Exposition zur Bestätigung dessen dient, was wir so eben über die von der Mystik anerkannte Unergründlichkeit Gottes gesagt haben. Die Mystiker bekennen *diese* trotz aller einzelnen Erkenntnisse, welche sie erringen, dennoch auf allen Blättern ihrer Bücher; und Niemand hat dieses ihr Bekenntnifs wie alle Momente jener mystischen Entzückung schöner, ergreifender dargestellt als Görres in seiner Vorrede zum Heinrich Suso.

Doch es ist Zeit noch ein Wort über die eigenthümliche Weise der Bearbeitung des speciellen Stoffes in vorliegenden Büchern zu reden. — Am Ende der Einleitung giebt Hr. Dr. Helfferich (S. 124) eine Uebersicht und Eintheilung der Geschichte der Mystik. Diese, meint der Hr. Verf., „bewege sich durch drei Epochen. Die erste begreife die *objective* Form der ausschliefslich auf die Idee des Christenthums sich beziehenden Mystik. Die Hauptsache bleibe hier stets die Offenbarung an und für sich. Nachdem aber diese objective Form ihren Kreislauf vollendet, trete zwei-

Digitized by Google

tens die *subjective* ins Leben. Dieser Wendepunct in der Geschichte des christlichen Bewufstseins sei der ächt germanischen Natur vorbehalten gewesen, deren gesunder, kerniger und freier Sinn seine ganze Kraft daran setzte, jede Pore des Geistes von der absoluten Idee durchdringen und erfüllen zu lassen. Erst nachdem diese subjective Form mit der ganzen Energie und Strenge ihres sittlichen Bewufstseins sich geltend gemacht, habe die Mystik in absoluter Weise den objectiven und subjectiven Standpunct zu vereinigen." Wir gestehen diese ganze Construction und Bezeichnung sehr wenig glücklich und sie in der empirischen Geschichte nicht einmal der vagsten Allgemeinheit nach begründet zu finden. Alle Mystik ist wesentlich subjectiv, ja sie stellt die *überreizte* Subjectivität dar; diese Charakteristik pafst keineswegs nur auf die germanische. Für eben so wenig genügend halten wir die weiteren Unterabtheilungen der „objectiven Form der Mystik des Christenthums." *In* dieser objectiven unterscheidet nämlich der Hr. Verf. wieder die *substantielle* (Dionysius Areopagita), die *ideelle* (Scotus Erigena), die Mystik des traditionellen Kirchenglaubens und zwar die *contemplative* (Der heilige Bernhard), die *principielle* (Hugo von St. Victor) und die *wissenschaftliche* (Richard von St. Victor). Wenn man die genannten Persönlichkeiten, welche als Vertreter dieser verschiedenen Tendenzen der Mystik gelten sollen, unbefangen auffafst, wird man kaum den Grund der gewählten Bezeichnung finden und auch nachdem man die versuchte Rechtfertigung des Hrn. Verf.'s gelesen, wird man doch kaum anders urtheilen als dafs sie auf Grund einer einseitigen Anschauung entstanden. Bestimmter und ausdrucksvoller, wenn auch, wie wir selbst gestehen, nicht ganz genügend, wäre doch wohl die Bezeichnung: griechische, romanische, germanische Mystik. — Den Scotus Erigena können wir als Mystiker nicht anerkennen; denn es fehlt ihm die wesentliche Form der mystischen Anschauung, die Extase der in ihrem *ganzen* innern Leben erregten und über sich selbst hinausgerückten Seele. — Der Raum verbietet uns leider auf die Kritik der Entwicklung der einzelnen mystischen Systeme einzugehen. So viel Gelegenheit zum Widerspruch aber auch die Darstellung des Hrn. Dr. Helfferich uns geben würde, so bereitwillig sind wir doch das Talent anzuerkennen, welches sich in der sinnigen Exposition des Stoffes bekundet und glauben, dafs unter den allgemeinen Werken über Geschichte der Mystik das seinige doch immer bis jetzt den ersten Rang behauptet.

Was das Buch des Hrn. Dr. Martensen noch besonders betrifft, so giebt es nach einer schönen, sinnigen, gemüthvollen Einleitung, welche das allgemeine Wesen der Mystik in der von uns schon oben beurtheilten Weise erörtert und die uns überlieferten biographischen Skizzen mittheilt, S. 17—30 Auszüge aus Meister Eckarts Predigten, in unsere jetzige Schriftsprache übertragen. Gerade die tiefsinnigsten, bedeutsamsten Kernsprüche sind ausgewählt; die ganze Inbrunst und Hoheit der pantheistischen Anschauung wird uns hier enthüllt, und wenn es wirklich eine nur metaphysische Andacht giebt und geben kann, so müfsten wir durch jene von ihr entzündet werden. — Der nun folgende Theil des Buches entwickelt „das mystische Bewufstsein nach Meister Eckart, Dr. Tauler, Suso und dem Verfasser der deutschen Theologie" in drei Abschnitten, deren Titel *absichtlich* eben so änigmatisch lautet, als der Gegenstand ist, der hier erörtert wird. Diese Titel lauten I. das Mysterium. Der Akosmismus und der Atheismus. II. Die Offenbarung. Die Schöpfung und die Menschwerdung Gottes. III. Das höchste Gut und die Tugend. Die Natur, die Gnade und das Wesen. Alle drei Abschnitte, in der herrlichsten, blühendsten Sprache geschrieben, in einer Sprache, in welcher der Schmelz des zarten, gottinnigen, in mystischer Extase glühenden Gemüthes auf dem glänzenden Hintergrunde des speculativen Gedankens schillert, — alle diese Abschnitte enthalten des Trefflichen Vieles, und im Allgemeinen können wir sagen, dafs wir eine so sinnige, tiefeingreifende Reconstruction des mystischen Bewufstseins und der von ihm aufgefafsten in eigenthümlicher Weise gestalteten Dogmen sonst nicht besitzen. Hier wird eigentlich zum ersten Male versucht aus dem substantiellen Centrum des mystischen Bewufstseins gleichsam dessen einzelne Radien zu entwickeln und von den Spitzen dieser bis zu jenem wieder zurückzulenken. Aber diese Entwickelung geschieht, wie schon oben bemerkt, lediglich in dogmatischem und religionsphilosophischem Interesse.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

1. *Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und in ihren Denkmalen, von Adolph Helfferich.*
2. *Meister Eckart. Eine theologische Studie von Dr. Heinr. Martensen.*

(Schlufs.)

Die Darstellung, welche doch wesentlich eine historische sein soll, wird fortwährend von eigenen in modernen Philosophemen gebildeten Anschauungen durchflochten: die Vorstellungen der Mystiker und diese selbständigen Reflexionen fliefsen häufig in einander über, so dafs die Grenze dem genauen Kenner zu bemerken kaum möglich ist. Freilich ist dieser schwankende Uebergang psychologisch sehr leicht erklärbar. Denn der Standpunct der mittelalterlichen Mystik und der des Hrn. Verfassers (als er dieses Buch schrieb) sind ja in sofern derselbe, als beide einer „*religiösen*" Speculation huldigen, die selbständigen Interessen der Religion und Philosophie nicht anerkennen. Wir haben schon oben angedeutet, dafs wir diese so behauptete unmittelbare Einheit beider durchaus bestreiten, in ihr aber den Ursprung der ungeheuern Verwirrung finden, in welche das moderne theologische Bewufstsein gerathen, und wie wir vernehmen, hat der Hr. Verf. selbst schon dieses Princip aufgegeben. In vorliegendem Buche aber kommen noch gar manche Aeufserungen vor, welche in dem Zwielichte der religiös-speculativen Sprache erscheinen, einzelne Gedankenreihen, welche statt consequent bis zu ihren Spitzen entwickelt zu werden, vielmehr wie in einer sinnigen gemüthvollen Anschauung endigen, so ihre Schärfe abstumpfen. Diese religiös speculative Tendenz des Hrn. Verf.'s ist, wie gesagt, der mittelalterlichen Mystik verwandt und eben deshalb sind eben der bezeichneten Zerflossenheit der Darstellung wegen gar manche Stellen so ergreifend schön: es ist das von der tiefsten Inbrunst bewegte religiöse Gemüth, welches schöpferisch, wie es ist, auch die reizendsten Formen sich bildet. Allein dennoch wird der Hr. Verf. den *modernen* Ursprung mancher Vorstellungen, welche er in jene Gestalt des mystischen Bewufstseins *un*berechtiger Weise überträgt, kaum leugnen wollen: namentlich die Grundanschauung der Eckartschen Mystik, ihr Pantheismus ist viel zu sehr vom Standpuncte des modernen aus betrachtet, sein phantastisch-extatischer Charakter gegenüber der logischen Methode der neuern so verkannt, dafs er zum Theil nach dieser gemessen wird. Die ungeheure, man möchte sagen, unbegrenzte, ins Unermefsliche sich verlierende Anschauung Meister Eckarts, aus dem gemüthvollen Drange seines innern Lebens, der wildesten religiösen Leidenschaft geboren, ist etwas Anderes als ein rein theoretisches System modernen Wissens. Dies hat der Hr. Verf. an manchen Stellen übersehen, nicht *immer* bedacht, dafs *Religion* und Speculation für Eckart eins sind, daher dann blofs in letzterem Interesse manche Gedanken weiter gesponnen. Darin liegt eben die Umdeutung des historischen Stoffes, deren sich Hr. Dr. Martensen *hier* und *da* schuldig gemacht hat. Aber freilich in *Ganzem* verdanken wir der Schrift wie die wohlthuendste Anregung, so die entschiedenste Förderung unserer Kenntnifs des mittelalterlichen Geistes; erst durch sie kann man sagen ist Meister Eckart der neueren Zeit wiedergegeben. — Meister Eckart ist ein speculativer Genius von so grofsartiger Weltanschauung, von solchem religiösen Tiefsinn, von solcher gleichsam metaphysischer Andacht ergriffen, wie kein anderer Mystiker. Er ist der Spinoza des Mittelalters. In ihm, dieser colossalen Natur, welcher die Umrisse dieser sinnlichen Welt nur als die schwankenden, ins Mafslose zerfliefsenden Linien der Unendlichkeit erscheinen, — in ihm ist der Drang nach religiösem Wissen, welcher in

Digitized by Google

aller Mystik mit immer wachsender Kraft sich regt, auf das Höchste gesteigert; er ist zur excentrischen Begeisterung, zu jenem alle Schranken durchbrechenden Gedankenfluge geworden, der Erstaunen erregt. Nur diese Liebe, welche sein Erkennen und dieses Erkennen, welches seine einzige Liebe ist; dieses heilige, übermächtige Verlangen nach dem Wissen des göttlichen Lebens, nur dieses ist es, was seine Seele füllt. Während die endliche, sinnliche Welt, während alle Schönheit und Herrlichkeit ihrer Erscheinungen, — dieses anmuthige Spiel ihrer Vergänglichkeit für Eckart allen Reiz verloren; während aller Farbenschein, aller Glanz der irdischen Gebilde für ihn erblichen: schaut er in der Andacht der mystischen Extase nur das Absolute, wie es die ganze Endlichkeit durchdringend ihm entgegenglänzt, — und von dem Rausche des Entzückens ergriffen über die wunderbare Herrlichkeit, die ihm offenbar wird, möchte er immer tiefer dringen, alles Dunkel, welches Gottes Natur umgiebt, aufhellen, — sie selbst erforschen, ergründen, sich in sie versenken. Diese Sehnsucht steigt bis zum Uebermafse, entrückt ihn gleichsam selbst seiner Endlichkeit, fügt ihn ein in den Zusammenhang des unendlichen Seins. Das Mysterium der göttlichen Idee und ihres Lebens schliefst sich ihm auf, und was ihn so erschlossen, macht seinen Drang nur noch mächtiger, gewaltiger, glühender. Das Geheimnifs der Trinität in ihrem Werden, den unendlichen Kreislauf innerhalb des göttlichen Wesens schaut er an; er dringt in das Allerheiligste der ewigen Gottheit, erfafst Gott, wie Jakob Böhme sagt, bei seinem Herzen; alles Fremde streift er gewaltsam ab, bis er die innerste Wurzel entdeckt, welcher alles göttliche Leben entkeimt. — Diese geistige Unersättlichkeit seiner Mystik, diese Mafslosigkeit seiner Sehnsucht nach absoluter Gotteserkenntnifs, diese sich selbst geniefsende, aber sich selbst nie genügende Seeligkeit; dieser nie rastende, stürmische Drang nach dem Wissen des ewigen Geistes, — diese Entwicklung der Riesenkraft seines speculativen Talentes, um jenes Eine zu erfassen, — ist eben das Grofse und Aufserordentliche in ihm. Wenn der Mystik überhaupt und im Ganzen Erkennen und Lieben eins ist und nur in den verschiedenen Vertretern derselben der Grad des Uebergewichts des einen über das andere ein verschiedenes ist: so kann man von Eckart sagen, dafs das immer mächtiger werdende Verlangen nach Erkenntnifs alle sonstige Liebe in sich aufgezehrt. Es ist nicht sowohl die Anschauung Gottes als der absoluten Liebe, nicht das empfindungsvolle entzückende Erleben derselben im unmittelbaren Selbstbewufstsein; — es ist vielmehr vorzugsweise der in dem eigenthümlichen Farbenschimmer der religiösen Mystik nur um so wunderbarer strahlende Gedanke Gottes als des absoluten *Seins*, welcher den Kern der Anschauung Meister Eckarts bildet. Diesen Gedanken zu vollziehen ist Selbstzweck, Genufs der höchsten Seeligkeit. Diese heroische Resignation des Erkennens, die Eckart überall übt und verkündigt, dieses entzückte Sich-Anschmiegen an diesen einen unendlichen Gegenstand, dieses mafslose krampfhafte Anspannen aller Kräfte, um das absolute Centrum des Alls zu umfassen — kann auch uns nur mit einem geheimnifsvollen, heiligen Schauer erfüllen, für wen, wie für Eckart, alles Endliche, alle kosmischen Existenzen nur der flüchtige Schein, die schwachen, wesenlosen Schattenbilder, „die transitorischen Accidenzen" des absoluten Wesens sind; wer die Welt so sehr in ihrer Nichtigkeit und Vergänglichkeit auch ihrer blendendsten Erscheinungen, wer sie nur als die Reihe verschwindender Formen ansieht, durch welche das göttliche Leben verhüllt hindurchschimmert, um sie in überschwellender Kraft zu zerbrechen; wer in seiner Ichheit so seelig ist, wenn sie in Liebe erstirbt, — gleichsam verglimmt in der Gluth göttlicher Leidenschaft, in dieser Todtenfeier alle Sehnsucht sättigt, der ist, so wenig auch *seine Weltanschauung die christliche ist*, religiös — im allgemeineren Sinne des Wortes.

H. Reuter.

XLIX.

***Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg vom Jahre* 1295 *bis* 1323. *Unmittelbar nach den Quellen dargestellt von K. F. Klöden. 2 Theile mit Tabellen und Karten. Berlin,* 1844*; bei Simion. XII u.* 431 *u.* 525 S. 8.**

Dies Werk bildet die erste Hälfte der diplomatischen Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg, dessen zweite Hälfte, nämlich die Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar, Ref.

Digitized by Google

einer nachfolgenden besondern Anzeige vorbehält. Der verdienstvolle Verf. liefert in diesem Werke keine blofse Biographie des in dem Titel genannten Fürsten, dessen Regierungsperiode einen der interessantesten Zeiträume der brandenburgischen Geschichte begreift; sondern das vorliegende Werk umfafst eine ausführliche, sich auf die Erwähnung fast aller gleichzeitigen Ereignisse erstreckende Chronik der Mark Brandenburg, so wie des markgräflichen Hauses und Hofes, welche gegen das Ende des 13. Jahrhunderts beginnt, gelegentlich auch manche frühere historische Ereignisse nachholt, und über den am 14. August 1319 erfolgten Tod Waldemars hinaus, bis zum Jahre 1323 fortgeht. Erst mit dem Jahre 1303 tritt der Markgraf Waldemar in die Darstellung dieser Begebenheiten ein: denn am 23. April 1303 sieht man denselben bei der Stiftung der Stadt Deutschkrone neben seinem Vater Conrad, seinem Oheim Otto und seinem Bruder Johann, zum ersten Mal an Regierungsgeschäften Theil nehmen (I, 306). Nach den dann bald aufeinander erfolgten Todesfällen seines Vaters Conrad im J. 1303, seiner ältern Brüder Johann und Otto in den Jahren 1305 und 1308, so wie seines Vaterbruders Otto mit dem Pfeile im J. 1309 gelangt er dann zum alleinigen Besitz des Haupttheiles der der Johanneischen Linie des Markgrafenhauses angehörigen Länder und nachdem er im Jahre 1308 auch die Vormundschaft über den noch unmündigen letzten Nachkommen der Ottonischen Linie an sich gezogen hat, beherrscht er allein fast alle die ausgedehnten Besitzungen, welche seine Vorfahren unter markgräflich-brandenburgischem Zepter verbunden hatten, erweitert er diese beträchtlich durch glücklich geführte Kriege und ordnet er nicht blofs die innern Landesangelegenheiten seines umfangreichen Staates mit einer Kraft und Energie, welche die Bewunderung der Zeitgenossen erregt und bei seinen Unterthanen dankbare Anerkennung findet, sondern macht er auch in den politischen Beziehungen zum Auslande das glänzende Uebergewicht seiner grofsen Persönlichkeit und der unter seinem Befehle verbundenen materiellen Macht in einer solchen Weise geltend, dafs im Norden von Deutschland die Macht Brandenburgs die der übrigen Länder und Fürsten entschieden überragt und selbst den grofsen Verbindungen dieser gegen den überlegenen heldenmüthigen Markgrafen glücklich das Gegengewicht zu halten vermag. Leider scheidet er am 14. August 1319 früh und unerwartet von diesem Schauplatze, ohne eine Disposition getroffen zu haben, welche die Fortdauer des unter seiner Führung grofsartig erwachsenen Staatsverbandes verbürgt. Dieser löset sich daher mit seinem Tode völlig auf und die Habsucht der Nachbaren streitet über die Beute, welche ein jeder von ihnen aus dem Nachlasse zu machen sucht, bis König Ludwig der Bayer der Mark im Jahre 1323 einen neuen, wenn auch noch unmündigen und unerwachsenen Herrn giebt und dadurch die Wiedervereinigung des Kernes der brandenburgischen Länder herbeiführt.

Der speciellen Darstellung dieser Begebenheiten ist eine Einleitung vorausgesandt, welche in lehrreicher und interessanter Schilderung den Umfang der zur markgräflichen Herrschaft gehörigen Lande, das von den Markgrafen befolgte Herrschaftssystem, die Einrichtungen ihres Hoflebens und der Staatsregierung, den Einflufs der Stände auf diese, so wie die Verhältnisse der Kirche, die geltenden Rechtsgrundsätze, die herrschende Sprache und andere ältere Eigenthümlichkeiten der Mark, wie sie gegen das Ende des 13. Jahrhunderts stattfanden, lebhaft und mit scharfer Bestimmtheit charakterisirt. Sehr trefflich wird der Leser mittelst dieser mannigfaltig anregenden Wanderung durch die vorzeitigen Verhältnisse der Mark auf den Schauplatz hingeführt, auf welchem die nachfolgend dargestellten historischen Thatsachen sich ereigneten. Es wird hierdurch diesen Thatsachen gleichsam das eigenthümliche Colorit verliehen, ohne welches sie in falscher Färbung erscheinen würden. Das bekannte Talent des Hrn. Verf.'s, den Stoff vor dem Leser anziehend auszubreiten und durch geistreiche Bemerkungen und Combinationen zu beleben, zeigt sich gleich in diesem ersten Abschnitte im hellsten Lichte: und dabei sind hier, wie in Ansehung des ganzen Werkes alle Urkunden und Quellenschriften der brandenburgischen Geschichte mit umfassendem Fleifse benutzt und sorgfältig ausgebeutet. Es sind daher nur einzelne Puncte, in welchen Ref. sich mit dem Hrn. Verf. nicht einverstanden erklären kann. Dahin gehört z. B. S. 15 die mit Berufung auf urkundliche Beweise aufgestellte Behauptung, dafs König Heinrich VI. im Jahre 1197 die Mark in ein Töchterlehn verwandelt habe, welches sich aus den angeführten Urkunden in der behaupteten Allgemeinheit nicht erweisen

Digitized by Google

läfst, da mittelst derselben der weiblichen Descendenz der Markgrafen nur das Erbfolgerecht in die Erbgüter des anhaltischen Markgrafenhauses zugesichert wurde, welche das letztere dem Erzstifte Magdeburg um diese Zeit zu Lehn aufgetragen hatte und woraus daher keine Successionsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes in das Reichslehn der Markgrafschaft gefolgert werden darf.

Zugleich dürfte rücksichtlich dieser einleitenden Schilderung der ältern märkischen Zustände noch zu bemerken sein, dafs der Hr. Verf. damit bisweilen auch ausführliche Erörterungen verknüpft hat, welche märkischen Geschichtsquellen nicht entnommen sind. Dies gilt namentlich von den sehr ausführlichen Angaben über Strafen, Friedbruch, Bufse, Besserung, Wergeld, Rechtslosigkeit und dergleichen, wo der Hr. Verf. sächsische Rechtsquellen benutzt hat und diesen in einer Weise auf die Mark Anwendung giebt, als theile er das Ergebnifs märkischer Rechtsquellen mit. Dies konnte natürlich nicht geschehen, ohne dafs dadurch irrthümlichen Behauptungen Raum gegeben wird. Man liest z. B. S. 97: „das Wergeld war eine Taxe der Personen und ihrer Glieder, die sich nach dem Stande der Personen richtete. *In der Mark* (sic) stand darüber Folgendes fest. Fürsten, freie Herren und schöppenbare Leute waren gleich in Bufse und Wergeld. Allein man ehrte die Fürsten und freien Herren dadurch, dafs man Gold zahlte — die schöppenbar freien Leute erhielten 30 Schillinge pfündiger Pfennige als Bufse — die Biergilden und Pfleghaften, welche zum Gerichte des Schulzen gehörten — erhielten 15 Schilling als Bufse" u. s. w. Wer nicht mit Hülfe umfassender Vertrautheit mit ältern Rechtsquellern erkennt, dafs hier nur Angaben des sächsischen Rechtes ohne Weiteres auf die Mark bezogen sind — denn angegeben ist keine Quelle — wird hierdurch nothwendig zu der Annahme verleitet, es sei in der Mark so gewesen, wie der Hr. Verf. angiebt. Dies war aber keineswegs der Fall. Zwar war die Mark ein Theil von Sachsen, aber man irrt sehr, wenn man den Grundsätzen des Sachsenspiegels durchgängige Anwendung in der Mark geben will. Die Verhältnisse der sächsischen Grafschaft, für welche der Sachsenspiegel concipirt ist, waren in vielen Beziehungen durchaus andere, als die der Mark, wie der märkische Glossator des Sachsenspiegels bereits bemerkt hat, indem er zum Art. 60 schreibt: „denn diese land haben in vielen stucken ihr sonderlich recht — welchs daher kompt, das diese marcken sonderliche Fürstenthumen sindt." Zu diesem sonderlichen Rechte der Mark gehörte nun in Bezug auf die oben hervorgehobene Angabe des Hrn. Klöden namentlich, dafs es in der Mark, nach den oft wiederholten Angaben der märkischen Glosse zum Sachsenspiegel, schöppenbarfreie Leute überall nicht gab, und eben so wenig Biergilden und Pfleghafte, die in den sächsischen Grafschaften das Gericht des gräflichen Schulteissen besuchten, woher auch das Gewette der Märker nur die Hälfte des Gewettes der Bewohner der sächsischen Grafschaften betrug, und also die ganze oben hervorgehobene Stelle auf die Verhältnisse, die in der Mark obwalteten, völlig unanwendbar ist.

Die eigentliche Chronik der Mark und ihrer Regenten beginnt S. 143. Durchgängig findet man hier nicht nur alle durch den Druck zugänglich gewordenen, sondern auch eine beträchtliche Menge von bis dahin ungedruckten Urkunden mit grofsem Fleifse benutzt und erblickt man den Verf. auf dem Wege sorgfältiger Quellenforschung, den er mit grofser Sicherheit verfolgt. Die Darstellung verliert zwar dadurch an Interesse, dafs dem Verf. beliebte, nach Art der ältern Chroniken die Ereignisse gröfstentheils blofs nach der Zeitfolge geordnet mitzutheilen und in consequenter Durchführung dieser Folgeordnung dem Inhalte nach zusammen gehörige Materien zerstückelt in die einzelnen Abschnitte zu zerlegen, in welche sie der Zeitfolge nach gehören. Indessen hat das herrliche Talent des Verf.'s auch diese von ihm selbst gesetzte Schwierigkeit in einer wahrhaft bewundernswerthen Weise überwunden. Auch die einzelnen ohne Zusammenhang dastehenden Fragmente sind grofsentheils mit solcher Lebensfrische gezeichnete Bilder, dafs sie dennoch den Blick des Lesers anziehend fesseln und unterhaltend so wie mit lehrreichen Bemerkungen ausgestattet vor ihm vorüberziehen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg vom Jahre 1295 bis 1323. Unmittelbar nach den Quellen dargestellt von K. F. Klöden.

(Schlufs.)

Wo aber dem Verf. nach dem befolgten Systeme nur immer Gelegenheit wurde zu einer längern im Zusammenhange stehenden Darstellung, läfst diese nichts zu wünschen übrig und gewährt sie in der That die vollständigste Befriedigung. Ref. möchte eine Menge von Stellen hervorheben, worin gründliche und scharfsinnige Quellenforschung mit lebendiger, beredter und in allen Formen vollendeter Darstellung in solcher Verbindung auftritt, dafs man ansteht, ob man dem Geschichtsschreiber oder dem Geschichtsforscher mehr Beifall zurufen soll.

Als etwas besonders Verdienstliches heben wir noch hervor die in dem II. und III. Abschnitte strenge durchgeführte Unterscheidung der beiden regierenden Linien, in welche das anhaltische Markgrafenhaus seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zerfiel und unter welche der Besitz der Mark Brandenburg getheilt war. Ist es gleich längst bekannt, dafs die märkischen Lande für die Nachkommen Johann's I. und Otto's III. in abgesonderte Theile zerlegt worden, so herrscht doch über die Art, wie diese Theilung durchgeführt war, selbst in den neuesten Bearbeitungen der brandenburgischen Geschichte so wenig Klarheit, dafs man dem Hrn. Klöden für die von ihm zuerst bewirkte sorgfältige Auseinandersetzung des Herrschaftsbereiches der einen und der andern Linie viel Dank schuldig ist. Wer mit dem Studium der Quellen unserer vaterländischen Geschichte vertrauet genug ist, um die Schwierigkeiten ganz zu kennen, wodurch eine solche Verfolgung der nicht nach ganzen Ländern und Provinzen, sondern districtsweise und mit Beibehaltung gemeinschaftlicher Besitzungen durchgeführten Theilung der märkischen Länder unter jene beiden Markgrafen und deren Nachkommen erschwert ist, wird das Aufgebot von Fleifs und Scharfsinn zu würdigen wissen, welches diese Untersuchung erforderte.

Dafs es auch einem durch so treffliche Untersuchungen ausgezeichneten Werke nicht an allen Mängeln fehlt, könnte nur den Unkundigen zu einem ungünstigen Urtheile über dasselbe verleiten. Es sind indessen nur selten dem Verf. solche den Sinn entstellende Mängel durchgeschlüpft, wie z. B. I, 176 wo der Vf. von der dem Bischofe zustehenden tricesima handelt, während dieses Drittheil des Zehnten nicht dem Bischofe sondern dem Pfarramt gebührte, in der zu Grunde liegenden Quelle daher auch in der That nicht vom Bischofe, sondern von seinem Capitel die Rede ist, dem das Pfarramt des betreffenden Ortes incorporirt war; oder S. 188, wo der Vf. auffallend erzählt, das Kloster St. Johannis zu Magdeburg habe sich den Domherren zu Brandenburg verpflichtet, bei deren Besuchen Vigilien und Messen zu feiern, während in der Quelle nur von der Mitübernahme des feierlichen Todtenamts für brandenburgische Domherren nach deren Tode die Rede ist; oder S. 316 und 321 wo eine und dieselbe Urkunde, einmal unter dem richtigen, das andere Mal unter einem falschen Datum, gleich zwei verschiedenen Documenten benutzt ist. Diese Versehen betreffen auch nur unerhebliche Puncte und es würde daher als unnütze Mühe erscheinen müssen, deren weiter zu gedenken. Nur gegen eine Behauptung, welche unmittelbar die Geschichte des anhaltischen Markgrafenhauses betrifft und dem Referenten unbegründet zu sein scheint, möchte er die brandenburgische Geschichte durch förmliche Protestation verwahren. Diese Behauptung findet man B. I, S. 245 u. 353 Hier glaubt der Hr. Vf. als höchst wahrscheinlich dargethan zu haben, dafs der Markgraf Otto der Kleine, welcher sich

Digitized by Google

im J. 1286 von den Regierungsgeschäften zurückzog und in den Templer-Orden trat, sodann aber im J. 1291 in das Kloster Lehnin überging und hier im Jahre 1303 starb, inzwischen in den Jahren 1295 und 1301 Domherr zu Magdeburg und Pfarrer zu Treuenbrietzen gewesen sei. Die Beweise für diese Annahme findet Hr. Klöden: 1) in einer Urkunde des Erzbischofes Erich von Magdeburg vom 25. Febr. 1295, worin Dominus Otto dictus de Brizna Concanonicus noster als erster unter den Zeugen und vor dem Dompropste von Brandenburg genannt wird, woraus mit Sicherheit gefolgert wird, dafs derselbe mehr als blofser magdeburgischer Domherr und dem Erzbischofe, der selber ein brandenburgischer Fürst war, ebenbürtig gewesen sei; 2) in einigen Urkunden von dem Jahre 1301, welche derselbe Otto von Brietzen unter dem Titel: Otto dei gratia Cantor ecclesiae Magdeburgensis et plebanus in Bryzena ausstellte und besiegelte, wobei der Hr. Vf. bemerkt, gewöhnliche Pfarrer seien schwerlich siegelfähig gewesen und hätten schwerlich jemals das Dei gratia gebraucht; dies Alles zeige vielmehr deutlich, dafs der in Rede stehende Pfarrer von Brietzen von hoher Geburt gewesen sein müsse und alle drei Urkunden wiesen daher natürlich auf den Markgrafen Otto hin. Ref. kann diese Beweisführung in keinem Puncte für richtig erklären. Denn aus dem Umstande, dafs der genannte Erzbischof den Pfarrer Otto seinen Concanonicum nennt, worin Hr. Klöden eine Gleichstellung erkennen will, geht unsers Erachtens nichts weiter hervor, als dafs der gedachte Otto zu Magdeburg an der Kathedralkirche des Erzbischofes und nicht anderswo Canonicus war. Dafs in des Erzbischofs eignen Urkunden ein solcher Domherr der hohen Stiftskirche zu Magdeburg, zumal da derselbe zugleich die Prälatur der Cantorei bekleidete, dem Dompropste der Suffragankirche zu Brandenburg vorgenannt ist, können wir bei der Achtung, welche die Metropolitankirche zu Magdeburg genofs und bei dem Vorrange, welche das Domcapitel derselben vor den Capiteln der ihm untergeordneten Suffragankirchen behauptete, noch weniger auffallend finden. Dafs Pfarrer siegelfähig gewesen, kann aber wohl von dem urkundenkundigen Hrn. Vf. selbst nicht ernstlich bezweifelt werden: denn sie waren nicht nur siegelfähig, sondern verpflichtet ein Siegel zu besitzen und bei sich zu führen, da sie ohne solches den Verpflichtungen ihres Amtes nicht genügen konnten. Jede Publication einer Excommunicationssentenz liefert hierfür den Beweis: denn solche waren die Pfarrer, welchen die Publication anbefohlen wurde, verpflichtet mit ihren Siegeln versehen dem geistlichen Richter zurückzureichen. Auch fehlt es keineswegs an Urkunden, welche von gewöhnlichen Pfarrern ausgefertigt und mit ihren Siegeln bestätigt wurden (vgl. z. B. Riedels Cod. I, B. III, S. 309). Endlich kann es auch keineswegs als regelwidrig erscheinen, wenn jener Otto von Brietzen die Titulatur dei gratia gebraucht: denn nicht als Pfarrer, sondern als Inhaber einer hohen Prälatur an der magdeburger Metropolitankirche bediente er sich dieses Zusatzes zu seinem Prädicate, wobei als bekannt vorausgesetzt werden darf, dafs selbst Prälaten der unbedeutendsten Collegiatkirchen das dei gratia vor ihrem Titel zu gebrauchen pflegten z. B. selbst der Dechant des St. Nicolaistiftes in Stendal (a. a. O. Bd. V, S. 57. 73—97 u. s. w.), dem ein Propst als erster Würdenträger vorstand. Es sind aber nicht blofs die für die Selbigkeit des Cantors und Domherrn Otto von Brietzen und des Markgrafen Otto des Kl. vorgebrachten Gründe unhaltbar, sondern auch bestimmte Gegengründe vorhanden, welche die dadurch unterstützte Annahme entschieden als unstatthaft darstellen. Jener Otto von Brietzen kommt nämlich schon viel früher unter den Domherrn zu Magdeburg vor, als Markgraf Otto aus dem geistlichen Ritterorden in das Kloster Lehnin übertrat, namentlich schon 1285 (Boysen's Magazin III, 55. 57.) und blieb fortwährend Mitglied des Stifts, während der Markgraf Otto nach dem ausdrücklichen Berichte der alten bei Pulcawa mitgetheilten brandenburgischen Chronik im Kloster Lehnin bis an das Ende beharrte. Ottoko, heifst es daselbst, filiam Rudolphi regis romanorum duxit vxorem, qua mortua templariorum ordinem est ingressus, in quo aliquamdiu militans demum in *lenyn* ordinem et habitum Cisterciensem assumpsit, *ibidem usque ad mortem* deo fideliter serviendo. Dazu kommt, dafs sich noch gegenwärtig in der Klosterkirche zu Lehnin vor dem Altare der wohlerhaltene Leichenstein des Markgrafen befindet, worauf derselbe nicht als Priester und Domherr, sondern als Cistercienser Mönch, jedoch mit dem Schilde des brandenburgischen Adlers dargestellt ist, mit der Legende Anno domini M. CCCIII. pridie nonas Julii obiit frater Otto Monachus et acolitus in Lenin, nonus marchio Brandenburgensis qvondam ge-

Digitized by Google

ner Rodolphi Regis Romanorum. Endlich kann man auch die Unwahrscheinlichkeit noch in Betracht ziehen, welche es überhaupt hat, dafs ein Prinz, der sich in dem Verlangen, nach strenger Ordensregel nur dem Ewigen zu dienen, von der Regierung zurückzog, dennoch durch Uebernahme eines städtischen Pfarramts und einer Prälatur im magdeburger Hochstifte unter die Bürde umfassender äufserer Verwaltung zurückgekehrt sei, welche dazu die vorherige Erlangung der priesterlichen Weihen und der dazu gehörigen Kenntnisse erforderte. Weltliche konnten leicht im höheren Lebensalter noch sich in ein Kloster begeben und hier Mönche werden; aber in höherem Alter in den Priesterstand überzutreten war nicht leicht und wurde wohl von wenigen Laien, am wenigsten von regierenden Fürsten versucht.

In Beziehung auf die Lebensverhältnisse Waldemars, welche den Hauptgegenstand des ganzen Werkes zu bilden bestimmt sind, kann Ref. nur wiederholen, was von dem ganzen Werke zu rühmen ist, dafs dieselben mit Gründlichkeit und Klarheit abgehandelt sind. Worin Referent eine abweichende Ansicht beibehalten möchte, ist die Ansicht über Waldemars Lebensalter und über seine angeblich überspannte Gemüthsbeschaffenheit. Rücksichtlich der letztern erklärt unser Hr. Vf. eine gewisse Vorliebe für das Phantastische, das Wunderliche, Seltsame und Unerhörte für einen Grundzug von Waldemars Charakter (I, 309) und wird nach der Andeutung eines Zeitgenossen behauptet (II, 318), dafs viele den Markgrafen Waldemar für überspannt hielten. Es dürfte hierin aber doch der erwähnten Andeutung des magdeburgischen Chronisten, des gedachten Zeitgenossen, zu viel Gewicht beigelegt sein. Denn dieser Chronist (Meibom. Script. II, 341) behauptet keineswegs als eigene Ansicht, dafs der wahrhafte Markgraf Woldemar geisteskrank gewesen sei, sondern er führt nur in Beziehung auf den 28 Jahr später auftretenden sogenannten falschen Woldemar, dessen Zeitgenosse er war, die verschiedenen Behauptungen an, wodurch die Anhänger des letztern seine Aechtheit zu verfechten und die Zweifel, die sich der Anerkennung desselben entgegen stellten, zu lösen suchten, und unter diesen erwähnt er auch die damals von Einigen verbreitete Angabe, Woldemar, der ächte, sei geisteskrank (delirus) geworden, habe daher im J. 1319 die Regierung aufgegeben und sich für gestorben ausgeben lassen, wobei der Chronist aus eigener Kenntnifs nur bemerkt, dafs an dem Zurückgekehrten, dem falschen Waldemar, diese Geistesabwesenheit oder Geisteskrankheit allerdings deutlich wahrnehmbar gewesen sei. Dafs der ächte Markgraf Waldemar aber während seiner Regierungszeit von 1303 bis 1319 als geisteskrank erschienen sei, ist weder hier noch von dem brandenburgischen Chronisten bei Pulcawa, der seinen Charakter speciell schildert, noch irgendwo anders von Geschichtsschreibern älterer und neuerer Zeit behauptet worden und ist eben so wenig aus den sonstigen Geschichtsquellen jener Zeit zu schliefsen. Die Geistesabwesenheit, welche man dem wahren Waldemar nach seinem Tode andichtete, war vermuthlich nur eins von den Schutzmitteln, welche man später ersann, um den falschen Waldemar vor der Entdeckung zu sichern. — Was aber unsere abweichende Ansicht über das Alter Waldemars anbelangt, so vermuthet Hr. Klöden, dafs er zur Zeit seines wahren oder verstellten Todes (1319) nicht über 28 Jahre gewesen sein könne. Nun aber wurde die päpstliche Dispensation zur Eheverbindung des Markgrafen Conrad mit der polnischen Prinzessin Constantia, deren Sohn Woldemar war, schon 1255 ertheilt (Cod. II, I, 44). Wäre aber diese Ehe auch erst 1260 vollzogen, wie Hr. Klöden angiebt, so bleibt es doch immer unwahrscheinlich, dafs aus dieser Verbindung erst nach dem 30sten oder 35sten Jahre ihrer Dauer der Markgraf Waldemar hervorgegangen sein sollte. Vermuthlich schliefst der geehrte Hr. Vf. auf jenes Alter des Markgrafen Waldemar auch nur aus dem Umstande, dafs derselbe erst im J. 1303 als Theilnehmer an der Regierung erscheint, bei dem Beginn dieser Theilnahme aber das 12. Lebensjahr zurückgelegt haben mufste. Allein wenn auch die Theilnahme an der Regierung die Erreichung der Jahre der Mündigkeit voraussetzte, so folgt daraus doch nicht, dafs jedem brandenburgischen Prinzen, der diesen Termin seines Lebens erreicht gehabt, wirklich die Mitregierung eingeräumt sei. Die meisten müssen sogar viel älter gewesen sein, als sie an der Herrschaft Theil zu nehmen begannen, wenn man nicht annehmen will, dafs fast alle anhaltischen Markgrafen in der Blüthe ihrer Jahre gestorben seien: denn wenn die Zahl 12 hinzugerechnet ihren Regierungsjahren die Jahre ihrer Lebensdauer richtig ergäbe; so würden sehr wenige von ihnen ein Alter über 30 bis 40 Jahre

Digitized by Google

erreicht haben. Es mufs daher dies Verfahren nicht sicher zum Ziele führen und ist daher auch wahrscheinlich der Markgraf Woldemar im J. 1319 schon zu gereifterem Alter fortgeschritten gewesen.

Es sei zuletzt noch gestattet auf die werthvollen Beilagen beider Bände des Werkes aufmerksam zu machen. Dahin zählen wir zunächst eine auf selbstständige Forschung beruhende Abhandlung über die Zeit der Abfassung des Sachsenspiegels und seinen Verfasser, wiewohl wir die Muthmafsung nicht theilen, dafs der „weise Eyko, der 1188 als Rathmann zu Lübeck auftritt, dieselbe Person sei mit dem Eyke von Reppichau, der 1233 als Schöppe an der gräflichen Dingstätte zu Salpke erscheint, wegen der Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, welche das Auftreten in diesen Beziehungen voraussetzt, und wegen der Ueblichkeit des Epitheton's *weise* oder sapiens für Rathsglieder der Städte. Dahin gehört ferner ein Verzeichnifs der im 14. Jahrhunderte in der Mark und in den benachbarten Gegenden gebräuchlichen Taufnamen und deren Umänderung im gewöhnlichen Leben, eine treffliche Vorarbeit zu einem umfassenden märkischen Onomasticon, welches wir von dem Hrn. Director Odebrecht erwarten. Eine dritte Beilage untersucht die dunklen Berichte der ältern Chroniken über die Verheirathung des Markgrafen Conrad mit Brigitta, einer Tochter des Markgrafen Dieterich des Weisen von Meifsen und Landsberg. Sodann folgt als Anhang zum zweiten Bande eine wahrhaft meisterhafte Untersuchung über die alte Handelsstrafse von Berlin nach der Oder. Diese Abhandlung, die über 50 Seiten umfafst, und dabei besonders den älteren Gang mit Heringen und Salz in Betracht zieht, ist mit so umfassenden geographischen Kenntnissen, mit Benutzung aller historischen Hülfsmittel, mit so überraschend glücklicher Combination der fragmentarischen Stützpuncte der dadurch gewonnenen lehrreichen Resultate gearbeitet, dafs sie eine Zierde des Werkes bildet und allein hinreichen würde, diesem einen ehrenvollen Platz unter den Leistungen der brandenburgischen Geschichtsforschung zu sichern. Dem schliefsen sich jedem Bande noch eine Urkundensammlung und eine Karte an, beides treffliche Zugaben und Hülfsmittel weiterer Forschung. Die Urkunden — 48 an der Zahl — sind gröfstentheils einem Archive entnommen, welches bis dahin für die brandenburgische Geschichte ganz unausgebeutet war, nämlich dem herzoglichen Gesammtarchive zu Dessau: sie sind hier mit Sorgfalt und Sachkenntnifs edirt und ihrem Inhalte nach meistentheils von vorzüglicher Wichtigkeit. Selbst für die Geschichte der innern Verhältnisse der Mark enthält ein Theil derselben überaus interessante Aufschlüsse, wie wir darunter z. B. die älteste urkundliche Nachricht über das Bestehen einer Apotheke in der Mark vorfinden, nämlich einen Verleihbrief der Markgrafen vom 1. April 1303, — also aus einer Zeit, für welche man das Bestehen wirklicher Apotheken bis jetzt überhaupt nicht annahm, — eine Apotheke zu Prenzlow betreffend, die mit dem Privilegio ausgestattet war, dafs keinem Menschen erlaubt sein solle, rund um besagte Stadt auf zehn Meilen eine andere Apotheke zu errichten. Die beiden Karten endlich, deren eine die brandenburgischen Lande im Jahre 1300, die andere im Jahre 1319 darstellt, sind wohlgelungene Versuche, die in dem Werke beschriebenen Territorialverhältnisse übersichtlich zur Anschauung zu bringen. Besonders ist die Karte vom Jahre 1300, die auch überhaupt in ihrer Umfangsbestimmung des Besitzthumes der Markgrafen richtiger ist, als die Karte von 1319, in der Beziehung eine mühvolle und äufserst anerkennungswerthe Leistung, da sie die nur mit grofsen Schwierigkeiten zu bestimmende Abgrenzung der Gebietstheile, welche die verschiedenen zugleich regierenden Linien des brandenburgischen Markgrafenhauses inne hatten, so genau, wie nach den bis jetzt vorliegenden urkundlichen Quellen möglich ist, bezeichnet.

Durchblättern wir nach der Betrachtung dieser Einzelheiten nochmals das vor uns liegende Werk, und erinnern wir uns dabei zugleich an die wahrhaft jämmerlichen Arbeiten, die bis dahin über den wichtigen Zeitraum der Waldemarschen Regierung vorlagen, so ergreift uns wahres Dankgefühl gegen den Urheber so vielfältiger Aufklärung über jenen dunklen Theil unserer vaterländischen Geschichte. Die Geschichtsschreibung hat dadurch eine neue sichere Grundlage gewonnen, die sie dem traurigen Geschäfte überheben wird, ihre diese Zeit betreffenden Blätter theils mit Irrthümern theils mit unhistorischen Erdichtungen zu füllen und ihr dagegen das wohlbearbeitete Material zu einem belehrenden und wahrhaft erhebenden Abschnitte bietet. Es kann aber auch dem Werke das Interesse und der Beifall jedes historischen Studien überhaupt zugewandten Lesers und besonders des Brandenburgers, auf dessen heimathlicher Erde die vorgeführten Ereignisse sich bewegten, nicht fehlen. Möchte dem verehrten Verf. die Freude, die er erstrebte, in recht vollem Mafse zu Theil werden, das schlummernde Interesse für die heimathliche Geschichte durch diese treffliche Bearbeitung einer ihrer wichtigsten Perioden bei vielen seiner Landsleute zu erwecken.

A. F. Riedel.

Digitized by Google

Harvard University Library

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

I.

Paul Henry, Dr. der Theologie, Prediger und Seminar-Inspector zu Berlin: Das Leben Calvins des grofsen Reformators; mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, vornehmlich der Genfer und Züricher Bibliothek, entworfen, nebst einem Anhange bisher ungedruckter Briefe und andrer Belege. Ister Bd. mit einem Bildnisse und einem Facsimile der Handschrift Calvins. XXX, 502 S. *und Beilagen* S. 1—92. *Hamburg,* 1835*; bei Friedr. Perthes. IIter Bd. Haec nobis erit arx invicta quod Domino stamus (Calvinus Vireto). Mit einem vollständigen Alphabet der Abkürzungen der Calvinischen Handschrift und einem Facsimile seiner Unterschrift. XIII,* 508 *u.* 136 S. 1838. *III. Bd. mit einem Facsimile der Handschrift Servets und einer vollständigen litterarischen Notiz über die Werke Calvins. 2 Abtheilungen. XVII,* 596 *u.* 276 S. *(mit dem sehr vollständigen Register).* 1844. *).

Erster Artikel.

Die Lebensbeschreibung, welche in der neueren Litteratur ein immer gröfseres Gebiet einnimmt, kann besonders eine zwiefache Bedeutung haben, indem dadurch das Werden und die Entwicklung eines in sich reichen und wirksamen Lebens zu anschaulichem Verständnifs gebracht und so die Seelenkunde bereichert, das jüngere Geschlecht in seiner Selbsterziehung gefördert, oder indem vorzugsweise die Beschaffenheit, das eigenthümliche Leben einer bestimmten Zeit wie in einem Bilde darin zur Anschauung gebracht wird. Jeder dieser Gesichtspuncte kann nicht ohne den andern sein; denn eine Lebensbeschreibung, durch welche diejenige Person, die sie zum Gegenstande hat, nicht psychologisch begreiflich würde, vordiente diesen Namen nicht, eine solche aber, welche der Zeit nicht in irgend einem Sinne einen Spiegel vorhielte, verdiente nicht dem Publicum mitgetheilt zu werden; aber es kann der eine oder andre Gesichtspunct doch so überwiegen, dafs darüber der andre sehr zurücktritt. Der Gegensatz dieser beiden Behandlungsweisen ist aber nicht blofs in den Personen begründet, deren Leben dargestellt wird, ja nicht einmal vorzugsweise in diesen, sondern eben so sehr in der Auffassungsweise der verschiednen Biographen. Den gröfsten Geistern und Charakteren, selbst jenen Männern, durch welche die Wendepuncte in der Geschichte des Menschengeschlechts vermittelt worden sind, wurden eben so wohl Lebensbeschreibungen aus dem untergeordneten Gesichtspuncte eines Kammerdieners als aus dem des ächt pragmatischen Geschichtschreibers zu Theil, und auch einem untergeordneten, nur in sich irgendwie, wenn auch nur durch seine äufsern Verhältnisse, bedeutenden Leben vermag die Betrachtung eines ächt philosophischen Darstellers ein Interesse zu verleihen. Lebensbeschreibungen grofser Männer aber, welche eine höhere Bestimmung haben sollen, als nur *die*, künftigen tieferen umfassenderen und vollendeteren Darstellungen zur Vorbereitung zu dienen, müssen möglichst die Verbindung beider Gesichtspuncte erstreben: vollendete Seelengemälde und grofsartige Lebensbilder ihrer Zeitalter und Kreise, dadurch aber erhebend, anregend und zur Nacheiferung reizend für die Beschauer sein.

Dieser Forderung tritt aber freilich ein Umstand

*) Durch des Ref. Schuld und besondre Umstände erfolgt diese Beurtheilung, welche bereits nach Erscheinung des ersten Bandes versprochen war, erst jetzt nach Vollendung des ganzen Werks, das inzwischen verdienten Ruhm und bedeutenden Einflufs gewonnen hat. Der Ref.

Digitized by Google

in vielen Fällen erschwerend entgegen, dafs nämlich die Bildungsgeschichte — und diese gehört doch so wesentlich zum Seelengemälde — gerade derjenigen Männer, welche am tiefsten in die welthistorische und religiöse Entwicklung des Menschengeschlechts eingegriffen haben, sich oft in ein undurchdringliches Dunkel verliert, welches einzelne Blitze der Sage mehr sichtbar machen als erhellen. Origenes, Gregors VII, Luthers, Speners Bildungsgeschichte, damit wir auf dem Gebiete der Kirchengeschichte bleiben, wie unvollständig sind sie uns bekannt, ja wie unvollkommen ist unsre Kunde von grofsen Theilen ihres äufsern Lebens! Dasselbe ist auch der Fall mit Calvin, wodurch von selbst die Nothwendigkeit sich ergibt, in seiner Lebensbeschreibung seine ganze Zeit in einem anschaulichen Lebensbilde hervortreten zu lassen.

In diesem Sinne hat denn auch der Hr. Vf. seine treffliche Biographie Calvins behandelt, mit hohem religiösen, sittlichen und kirchlichen Geiste, mit Versenkung in die grofse Zeit der Reformation, und besonders in diejenigen ihrer Vertreter und Verhältnisse, aus welchen die reformirte Kirche hervorgegangen ist, deren individueller Beruf sich in dieser Lebensbeschreibung anschaulich darlegt. Eben aus diesem Gesichtspuncte soll im vorliegenden ersten Artikel dieses reiche Werk näher betrachtet werden. Doch sei hier im Voraus bemerkt, dafs auf *die* unvermeidlichen Mängel nicht weiter eingegangen werden soll, welche daraus entsprungen sind, dafs dasselbe in Zeit von 9 Jahren nach und nach entstanden und dem Verf. im Verlaufe derselben immer neue Quellen zugeströmt sind: Manches, was jetzt als Nachtrag erscheint, würde eine andre Stellung, eine Verarbeitung in das Ganze gefunden haben, wenn es von Anfang an vorgelegen hätte. Auch hat sich der Verf. allmählig in seinen Gegenstand noch immer mehr hineingefunden oder wohl richtiger gesagt: tiefer hineingelebt; es ist daher leicht einzusehen, dafs er bei einer zweiten Auflage in formeller Hinsicht sehr viel zu bessern haben würde. Sehr erfreut ist Ref. daher über die von dem Verf. mitgetheilte Nachricht (III. p. IV.), dafs ein Auszug aus diesen drei Theilen in populärer (sicher dabei gründlicher) Kürze schon zum Drucke bereit liege, „damit dies Werk eine allgemeinere Lectüre werden könne, sowohl hier als in der reformirten Kirche von Frankreich, die immer eine kämpfende war," und welcher er diese Arbeit als eine heilige Schuld abzutragen habe; in Deutschland hoffte er solle sie mitwirken, so Gott wolle, die innern Zwistigkeiten in der reformirten Kirche und die Aufreizungen gegen dieselbe zu entfernen, und denjenigen ins Gewissen zu reden, welche ihrer Schwestergemeine gern mit der alten Abneigung, die so unsäglichen Fluch über uns gebracht hat, entgegentreten möchten; „alle wahrhaft Evangelischen würden sich nicht durch falsche Bedenken viele Mühe und Sorge machen, und wohl gar den tiefen Glauben Calvins an das Nachtmahl des Herrn verdächtigen; sie würden mit Entschiedenheit und Begeisterung auf das Eine, was Noth thut, blicken, welches die beiden Kirchen verbinde, die *Rechtfertigung* durch den Glauben an Christum, von der Calvin wie Luther auf allen Seiten seiner Werke erklärte, dafs sie das Leben der Kirche sei." Ref. hat diese allgemeinen Aeufserungen des Verf.'s ausführlicher mitgetheilt, weil aus ihnen des Verf.'s eigne Stellung, welche er auch in dieser gröfseren wissenschaftlichen Schrift einnimmt, am leichtesten erkannt werden kann. Darin liegt zugleich der Uebergang zur Betrachtung des vorliegenden Werks aus dem Gesichtspuncte einer kirchlichen Biographie, in welcher Absicht zuerst die *Grundgedanken* des Verf.'s, dann der *Plan* und die *Organisation*, endlich die *Ausführung* betrachtet werden soll.

1. Der Verf. leitet sein Werk damit ein, es sei „unsrer Zeit nützlich mit grofsen Männern, mit festen Charakteren zu leben, um tiefer denken, kräftiger handeln, den Plan Gottes mit scharfem Blick auffassen und also unsre Zeit als vorbereitende Periode einer besseren Zukunft würdigen zu lernen." Sei Luthers Geschichte mehr geeignet aufs Volk zu wirken, so werde die Calvins dazu dienen, den Geist der Gebildeten zu schärfen und zu reizen, Grofses zu unternehmen in einer neuen Zeit, und ihn fest zu gründen auf den Felsen des Glaubens — Jesus Christus (I, p. VII). „In seinem Leben lernen wir die katholischen Irrthümer in ihrem grellsten Lichte, die protestantische Gegenwirkung mit ihren Mängeln, aber auch den reinen christlichen Glauben in seiner Kraft kennen, der den Sieg über alle Gegensätze und Verirrungen der Zeit davon tragen und die evangelische Kirche aus den Trümmern unter neuen reineren Formen herausbilden mufs" (S. VIII); das sei unsrer schwankenden Zeit

Digitized by Google

vorzüglich nöthig. „Er hat durch sein ganzes Leben bewiesen, dafs das Princip des Protestantismus nicht die freie gesetzlose Forschung durch den Verstand ist, welcher freilich zur Anarchie und Auflösung führt, sondern eine Forschung der Vernunft und des Gewissens, welche durch den heiligen Geist erleuchtet und regiert werde" (S. IX).

Diese Aeufserungen des Verf.'s zeigen schon, wie derselbe mehr die Absicht hat, den Reformator, dessen Geistesgröfse und Gediegenheit nur selten nach Verdienst anerkannt, ja der vielmehr vielfach verkannt worden (S. XI, 402, Beil. S. 3 ff. 16 ff.), als den Menschen, obwohl jenen in diesem, zu schildern. Aber er fafst seine Aufgabe noch specieller: er ist ihm derjenige, welcher die Reformation festgestellt hat, da sie in Gefahr war sich zu zersplittern (I, 471. II, 4. 263). „So war dieser grofse Mann, an Kraft unserm Luther gleich, zu einem zweiten Acte in dieser Umwälzung berufen; er sollte den Wagen der Reformation, den Luther in den Schwung gebracht hatte, der aber in seinem Laufe den Berg gefährlich schnell hinabrollte, mit eiserner Hand festhalten." „Calvin wirkt auch anregend wie Luther, aber Luther überwiegend aufregend und Calvin überwiegend beruhigend." — Aber damit ist die Charakteristik nach dieser Seite hin noch nicht ganz abgeschlossen; Calvin ist auch vorzugsweise der französische, der für den romanischen Stamm geeignete Reformator, wie der Verf. dies mit vielem Geiste durchführt (II, 6 ff.). Bei der Eigenthümlichkeit der beiden Männer habe sich ihm der Gedanke aufgedrängt, ob Calvin nicht für Deutschland, Luther für Frankreich geeigneter gewesen. Des letzteren keckes ritterliches Wesen, sein rasches Wagen, die Fülle seiner Einbildungskraft, seine Verwegenheit, seine äufsere physische Bildung ganz für die That geschaffen, hätten in Frankreich Begeisterung erweckt, wo das germanische Gemüth, wie die alte Sprache beweist, noch nicht abgestorben war; — es hätte sich rasch bekehrt, wäre aber eben so rasch wieder abgefallen, da Enthusiasmus für glänzend persönliche Eigenschaften es nicht gründlich hätte bekehren können. Calvin hingegen, ein denkendes Genie, praktisch, ernst mit der reinsten Pflichtliebe, seine Ideen und Pläne aufs Aeufserste treibend, hätte mit seiner Vernunft, Gelehrsamkeit und Gründlichkeit viel Anklang in Deutschland gefunden; wahrscheinlich hätte man ihm seine Fehler verziehen; ein Hauptzug in seinem Charakter ist die Treue in dem Kleinsten, daher sein etwas genaues Wesen und sein besonnenes Denken, welches dem französischen Geiste, wie er sich schon damals gestaltete, sehr entgegen ist; — dagegen wäre er als strenger Sittenrichter schwerlich in Deutschland durchgedrungen und sein Werk hätte sich gar bald aufgelöst, wie die Disciplin, welche Philipp von Hessen in sein Land einzuführen versuchte. So möchten wohl beide durch ihre persönlichen Eigenschaften dem fremden Volke *wohlgefallen* haben, *aber Reformatoren dieser Länder wären sie nie geworden.* Darum hat die leitende Weisheit des Herrn es nothwendig gefunden, den aufregenden lebendigen Mann dem ernsten, stillen, züchtigen Volke zu senden, der ihm das Gefühl seines innern Lebens gegeben, — den denkenden sittlich einwirkenden Reformator aber dem leichten, muntern, unruhigen südlichen Volke zur Zügelung.

Diese Gesichtspuncte, welche den weisen Rath der göttlichen Vorsehung auf das Klarste hervortreten lassen, wie er sich in der Reformationsgeschichte so sichtlich geoffenbart hat, geben dem Verf. zugleich Anlafs, seine eigne Betheiligung, sein Interesse an dem grofsen auch auf unsre Zeit anwendbaren Werke auszusprechen, das Calvin durchgeführt. Dieser ward nämlich der grofse Befestiger der Reformation, besonders durch viererlei: durch die Kraft, mit welcher er durch Hervorhebung der Einheit im Wesentlichen die Differenzen zurückdrängte, welche die Einheit des Werks zu zersprengen drohten, was ihm in einem grofsen Kreise gelang; durch die dabei hervortretende bindende Macht einer grofsen Persönlichkeit; durch die Klarheit und Consequenz einer bis dahin noch nie mit dieser Bündigkeit aufgestellten Glaubenslehre, durch Einführung einer strengen Disciplin, zunächst freilich nur in Genf, mittelbar aber in einem grofsen Theile der nun erst in klarer Selbstständigkeit hervortretenden reformirten Kirche. Damit hängt die Unabhängigkeit zusammen, in welcher er die Kirche vom Staate hinstellte, so wie die eben so einfache als klare innere Verfassung der Kirche oder eigentlich der einzelnen Kirchen durch Verbindung der Synodal- mit der Presbyterialverfassung.

In der Betrachtung dieses reformatorischen Werks, dessen Auffassung von Seiten des Verf.'s noch eine weitere Beleuchtung erhalten wird, wenn wir die Glie-

Digitized by Google

derung seines Buchs näher ins Auge fassen, stellt sich recht deutlich hervor, wie es zwei Arten von Reformatoren gibt: solche, welche das Princip, aus welchem reformirt werden soll, zuerst klar hinstellen, gleichsam ans Licht bringen, und solche, welche in zweiter Reihe stehend aus diesem Princip die Folgerungen zu ziehen, es ins Leben einzuführen wissen. Den Reformatoren der letzteren Art gehört Calvin an, wie denen der ersteren Luther und Zwingli. Diese schöpferischen Geister kennen die Macht des Zauberwortes nicht, welches sie aussprachen, bis sie die Wirkungen desselben hervortreten sehen und an ihnen sich ihres erhabenen Berufs erst recht bewufst werden. Dagegen die befestigenden Reformatoren treten in das bewegte Meer dieser stürmischen Erneuerung hinein mit dem sicher in ihnen begründeten Princip und wissen von demselben aus der Bewegung Schranken zu setzen; sie leben gleich sehr im Gefühle des Ziels und der Bewegung, daher tragen sie zur letztern das feste Mafs in sich, sie wissen wie grofse Gesetzgeber auch da abzuschliefsen und eine feste Norm aufzustellen, wo nur die Weisheit eines ächt praktischen Sinnes noch eine Gränze finden kann: ein solcher Nomothet auf dem Gebiete der reformirten Kirche war Calvin.

2. Darin liegt für die Organisation des ganzen Werks ohne Weiteres eine Nothwendigkeit, einen sehr reichen Stoff, eine Entwicklung ins Einzelne hinein, also sehr viele Details zu geben. Der Verf. hat davon ein sehr klares Bewufstsein, indem er (I, XXV) verlangt, „eine Lebensbeschreibung solle durch und durch individuell bleiben von Anfang bis zu Ende, und die gröfsten Erscheinungen darin, es möchten Werke, Systeme, Einrichtungen oder Thaten sein, müfsten sich an die kleinsten Begebenheiten des Lebens des Mannes anknüpfen. Neben diesem Individuellen müsse aber das Princip, die Grundidee, die den Biographen belebe, der Fülle Einheit geben und er also den Mann zur Bildung seiner Leser benutzen." Daher konnte das Buch nicht wohl kürzer werden, als es ist, mit Ausnahme etwa einiger Wiederholungen, die grofsentheils dadurch veranlafst sind, dafs indem die Quellen des Verf.'s sich allmählig vermehrten, die Vollendung sich verzögerte und so factische Nachträge wie neue Gedanken oder Erweiterungen bereits gegebner Ausführungen an geeigneten Stellen eingeschaltet werden mufsten.

Der Plan des Verf.'s erweist sich schon in der Hinsicht als ein sehr angemessener, als er das Material zweckmäfsig in einander gearbeitet erscheinen läfst: Leben, Lehrbegriff, kirchliche Einrichtungen und Thätigkeiten Calvins, die bei ihm, wenn bei irgend einem Anderen, zu einem lebensvollen Ganzen vergliedert sind.

Die äufsre Anordnung ist durchaus sachgemäfs; es werden drei Hauptperioden in seinem Leben unterschieden: „in dem ersten Theile desselben erkämpft er seinen Glauben, der sich immer gleich bleibt und in der zweiten Ausgabe seiner Institutionen (1539) seinen Culminationspunct findet." Aus diesem festen Glauben gehen „die presbyterianisch-kirchlichen Einrichtungen hervor und die Disciplin, die im Sittengericht und Bann ihren Culminationspunct finden" (um 1548); gegen Ende seines Lebens beschäftigte ihn vornehmlich die Feststellung der Reformation, bis er starb (1564). Es versteht sich, dafs diese Gesichtspuncte nur hervortreten, nicht ausschliefslich herrschend sind in diesen drei Abschnitten. Die Eintheilung bindet sich daher auch nicht an dieselben, bewegt sich vielmehr freier nach folgendem Hauptplan.

Auf eine Schilderung des Zustandes der Kirche zu der Zeit, als Calvin in derselben auftrat, folgt eine Nachricht über sein früheres Leben und seine ersten Schriften, besonders über die Psychopannychie (I, K. 1—3); dann über seinen Versuch König Franz I. zum Evangelium zu bekehren, woran sich eine Betrachtung der berühmten Vorrede der Institutionen, dann dieses Hauptwerks selbst knüpft (K. 5. 6.). Die Untersuchung, ob er je etwas (Wesentliches) in seinem Glauben geändert, wird mit einer verneinenden Antwort geschlossen (S. 133 ff.). Darauf beginnt die Schilderung der Schweizerischen Reformation, woran sich Calvins Ankunft in Genf schliefst, wohin er aus Italien kam, wo er am Hofe der trefflichen Herzogin von Ferrara in hohem Ansehen gestanden hatte (K. 6—8).

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

University Library

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Paul Henry, das Leben Calvins des grofsen Reformators; mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, vornehmlich der Genfer und Züricher Bibliothek, entworfen, nebst einem Anhange bisher ungedruckter Briefe und andrer Belege.

(Schlufs.)

Sehr gelungen ist hier die Schilderung der nachmals so eng befreundeten Reformatoren *Calvins*, *Farels* und *Virets* in ihrem Verhältnisse zu einander (S. 167); Manches ist dabei anticipirt und sogar schon hier eine Schilderung *Bezas* aufgenommen. Dieser gesammte Inhalt würde wohl passender an einen andern Ort gestellt sein, wie das Gleiche von andern ähnlichen Anticipationen gilt. Schön ist darauf erzählt, wie Calvin von Genf vertrieben wird, aber sich während seiner Wirksamkeit in Strafsburg, welche ihn in die Angelegenheiten und Interessen der deutschen evangelischen Kirche verflicht, noch immer als von dem Herrn berufen ansieht insbesondre für das geistliche Wohl der Genfer Kirche zu sorgen, daher er seine ausgezeichnete Schrift gegen Sadolet schreibt (K. 9—12). Besonderes Gewicht legt der Vf. dabei auf die Bekanntschaft Calvins mit Melanchthon, wie überhaupt auf sein Verhältnifs zu den deutschen Reformatoren, worauf er oft zurückkommt (S. 244 ff. 373—77. II, 499 u. a. St.). Nachdem noch über Calvins Schrift de coena und seine ersten exegetischen Arbeiten berichtet worden und bei Gelegenheit der Betrachtung der zweiten Ausgabe der Institutionen über sein eigenthümliches theologisches Bestreben gehandelt worden (S. 288 f. 331—42), kehrt die Betrachtung auf die äufsren Ereignisse zurück, namentlich seine Rückkehr nach Genf (K. 19.), worauf sich eine Charakteristik seines häuslichen und öffentlichen Lebens, seines äufsern und innern Seins anschliefst (K. 20). Wie er nur begeisterte Anhänger oder heftige Gegner hatte, Niemand gegen ihn gleichgültig blieb, zeigt die Sammlung der Nachrichten über ihn aus verschiednen Zeiten in der ersten Beilage; eine zweite handelt über Calvins Familie, eine dritte über seine Pseudonymie. Beil. 4—21 theilen lehrreiche Einzelheiten mit.

Die einleitenden Bemerkungen des 2ten Theils, der die Zeit von 1541—9 behandelt, betrachten Calvin als nothwendigen Entwicklungspunct in der Reformation: seine Sendung Friede, sein System nothwendiges Heilmittel für die pelagianische Welt (K. 1.). Ein erster Abschnitt behandelt Calvins Wirken für die Begründung der kirchlichen Einrichtungen und Institute (K. 1—6.); ein zweiter das allgemeine Wirken für Glauben und Lehreinheit gegen das Antichristenthum zu dieser Zeit (K. 7.); ein dritter den Kampf in Genf zur Erhaltung seiner kirchlichen Institute während dieser Zeit (K. 8—12.). Die in den Beilagen (1—18) dazu mitgetheilten Actenstücke und Mittheilungen sind noch jetzt zum Theil von praktischem Interesse.

Im 3ten Theile folgt auf einleitende Bemerkungen über die Gründe, warum Calvin so Vielen in alter und neuer Zeit unverständlich geblieben ist, eine Darlegung von seinem Wirken für die Begründung und Erhaltung einer kirchlichen Einheit (K. 2—5. wobei die Controversen über die Prädestinationslehre, mit Servet, über das Abendmahl); dann von seinem Wirken in seiner nächsten Umgebung (K. 6.) nach Aufsen (K. 7—9. in Beziehung auf England, Polen, Frankreich); dann eine Nachricht über seine letzten Lebensjahre, in denen er noch mit besondrer Kraft sein Werk befestigte, endlich sein Abschied von der Welt (K. 10—13.); Bezas Charakteristik macht den Schlufs. Den sehr dankenswerthen Beilagen schliefst sich eine vollständige bibliographische Notiz über sämmtliche Schriften Calvins an. Das gute Register ist eine um so nothwendigere Zugabe, da, wie der eben gegebne

Digitized by Google

Ueberblick zeigen wird, die Anordnung eben keine sehr feste und eng geschlossene ist, wozu noch kommt, dafs der Vf. manchmal dem augenblicklichen Impulse folgend Gegenstände da zur Sprache bringt, wo man es nicht erwarten sollte.

Der Kundige wird jedoch aus vorstehendem Ueberblicke zugleich erkennen, wie nicht leicht ein irgend bedeutenderer Punct, dessen Behandlung für diese Lebensbeschreibung Interesse haben könnte, darin übergangen ist, wenn man gleich nicht verkennen kann, dafs Manches dabei nicht ganz an der rechten Stelle steht, was den Eindruck in etwas trübt und Wiederholungen unvermeidlich macht (I. S. 164 ff. 171 — gehörte in II., 476 ff. — manche Züge in der allgemeinen Charakteristik am Ende des 1sten B. z. B. S. 459 f., wodurch sich verwischt, wie sein Wirken in späteren Jahren einen etwas anderen, wir möchten sagen mehr *objectiv* theokratischen Charakter zeigte, als in früheren. Die Beilage über die Pseudonymie Calvins wäre besser am Platze gewesen im 3ten B., wo seine Werke vollständig aufgezählt werden. In dem trefflichen Abschnitte im 2ten B., der Calvin als Theokrat — als Gesetzgeber, Begründer einer Kirchenverfassung, praktischen Seelsorger betrachtet, ist wieder gar zu viel anticipirt z. B. S. 120—29); im Ganzen fehlt aber die genetische Entwicklung und der innre stufenmäfsige Fortschritt nicht, wie es auch nicht anders sein kann, wo Jemand so ganz in dem lebt, was er darstellt, wie es bei dem Verf. der Fall ist.

3. Letzteres beurkundet aber die ganze Aus- und Durchführung in der schönsten Weise; es wird sich das leicht ergeben, wenn wir den Vf. nur als *Geschichtschreiber* und *Geschichtsforscher* näher betrachten.

a. Aus dem eben mitgetheilten Ueberblicke der Anordnung und Einrichtung des Ganzen mufs es hervorgetreten sein, wie namentlich die Eintheilung in drei Perioden eine glückliche ist; auch die Verkettung des Einzelnen ist meistens zweckmäfsig, nicht selten sogar sehr trefflich. Ueberall verbindet der Vf. seinen Stoff nach in demselben liegenden Momenten von Innen heraus ohne ihm je Gewalt auzuthun und er ist weit davon entfernt, ihn auf dem Prokrustesbette vorher fertiger Kategorien auszuspannen; vielmehr sehen wir ihn in das allgemeine Gerede gegen die Philosophie, wie es jetzt von gewissen Seiten her üblich werden will, mit einstimmen. Und doch hätte es dem Verf. wohl nicht schaden können, wenn er sich etwas mehr philosophische Bildung angeeignet hätte; denn nicht selten ist das Einzelne etwas zu locker und zu äufserlich an einander gereiht, das Werk erscheint überhaupt zu massenhaft und wenn auch im Grofsen und Ganzen, doch in seinen einzelnen Theilen nicht gehörig gegliedert. Dafür gewähren aber die Reife des Urtheils im Einzelnen, die feste Gruppirung der Gestalten in den einzelnen Erzählungen, die kernige Darstellung reichen Ersatz; auch begleitet den Leser überall das Gefühl des tiefsten Ernstes des Vf.'s für die heilige Angelegenheit, welcher Calvin sein ganzes Leben widmete. Daher steht der Vf. als Mann der Gesinnung mit seiner ganzen Persönlichkeit für seine Urtheile und seine Auffassung ein; entschieden, wenn auch bisweilen eckig, tritt er uns überall vertrauenerregend entgegen: der Mittelpunct seines Lebenskreises ist der reine christliche Glaube an die Gnade Gottes allein in Christo, „der den Sieg über alle Gegensätze und Verirrungen der Zeit davon tragen und die evangelische Kirche aus den Trümmern unter neuen reinern Formen fortbilden müsse" (I, S. VIII). Unbestechlich zeigt er sich gegenüber den glänzendsten Erscheinungen, wie Franz I., „dem von den Gelehrten über Gebühr erhobenen ritterlichen Beschützer der Wissenschaften" (S. 78); fest mit wenigen, aber kräftigen Pinselstrichen und ohne Uebertreibung wird die Zeit geschildert, in welcher Calvin auftrat (S. 28 ff.); sehr bezeichnend wird dessen eigenthümliche Aufgabe gefafst u. s. w. Kurz das Buch ist von Anfang bis zu Ende voll feiner, richtiger Bemerkungen, dabei beseelt von innrem Leben.

Dabei geschieht es dem Vf. jedoch nicht selten, dafs er durch zu scharfe Auffassung einseitig wird; manchmal verfehlt er dadurch auch den richtigen Ausdruck sehr. Um beim Letzteren anzufangen, wie unvorsichtig ist die Bezeichnung nicht, wenn Calvin (I, S. XIV) eine Quelle des lebendigen Glaubens genannt wird! wenn (III, S. 78) gesagt ist, die Welt bewege sich in Gegensätzen, Calvin habe den Beruf gehabt, die eine Seite dieser Lehre hervorzuheben, *um die andre in den Schatten zu senken!* Wie bedenklich ist nicht das Verhältnifs des Einzelnen zur Kirche im Protestantismus ausgedrückt (II, S. 164)! Und doch hat der Vf. hier sicher das Richtige gemeint. — Aber an andern Stellen wird man auch mit Grund seine Gedanken anfechten können: so wenn an Calvin (II, S. 190)

Digitized by Google

gerühmt wird, dafs er nicht vom Gedanken, *sondern* von einer höheren Eingebung im Ideengange getragen werde, so blickt hier eine schiefe Auffassung durch, von der auch sonst Spuren erscheinen; ist denn jene Eingebung nicht eben zum Theil in Form des Gedankens wirksam? — Dafs Calvin ein speculativer Kopf gewesen (I, S. 332 vgl. 457) möchte ich bezweifeln, da in seiner Darstellung nicht neue philosophische Wahrheiten und unbewufst angewandte speculative Kategorien wie wider Willen durchschimmern; viel eher ist dies bei Zwingli der Fall, z. B. im Buche de providentia (S. 329). — Auch der Vergleich mit Augustin (S. 334 f.) ist etwas einseitig und weiterhin in Beurtheilung der Lehre verwickelt sich der Vf. in lauter Widersprüche (S. 337). — Gewifs ein wunderliches Urtheil ist es, wenn (I, S. 46) gesagt wird, weder Luther noch Calvin seien zu Reformatoren *geschaffen*, beide seien es lediglich durch Einwirkung des göttlichen Geistes geworden; gerade als wenn Reformatoren dies von Natur sein könnten, nicht *erst von Gott berufen* werden müfsten! Und *wer* hätte je die Bestimmung zum Reformator gehabt, wenn nicht diese beiden grofsen Sterne am kirchlichen Himmel? — An der völligen Uebereinstimmung Luthers und Calvins im Glauben möchte ich aber doch zweifeln (II, S. 499), wenn auch die Reflexion darüber unterschieden wird. Die Differenz hinsichtlich des Genusses des Abendmahls in Beziehung auf die Unwürdigen greift doch tiefer, als der Verf. es denkt.

Das theologische Urtheil des Vf.'s ist auch manchmal etwas schroff und nicht umsichtig genug. So wenn er sagt (II, S. 53), „satanisch sei alle weltliche Herrschaft der Kirche, aber ihre geistige Gewalt könne keine äufsre Macht hindern," womit er über den Gang der Geschichte im Mittelalter ohne Weiteres den Stab bricht; aber übte die Kirche nicht auch in Genf eine starke weltliche Macht, wenn z. B. *der* auf ein Jahr verbannt wurde, welcher die Theilnahme am Abendmahle versäumte, ohne dafs es ihm untersagt war? (S. 71) freilich gegen das Princip (S. 96 vgl. 102 f. 117. 119. 444). — Im Urtheil über die Stellung Calvins und der übrigen Reformatoren zu Servets Procefs tritt der Verf. etwas schwankend auf (vgl. Beil. III, S. 49 ff. mit III, S. 95—297); er will sie ganz frei sprechen durch Berücksichtigung ihrer unvermeidlichen Befangenheit in der Denkweise ihrer Zeit und zeigt doch selbst, unter wie vielen Bedenken sie die Todesstrafe Servets gutheifsen, ja wie sich unter den strengen Anhängern der Kirchenlehre Stimmen für die Freiheit des Geistes erhoben (S. 231 ff.); er erkennt an (S. 99), „dafs Servet selbst durch seinen Tod wunderbar genug theilweise seinen Zweck erreicht habe die Welt zu reformiren, nur auf ganz anderem Wege, als er es meinte." „Es steht dieser Scheiterhaufen an der Grenze des rohen Mittelalters und der neuen Zeit, wo eine andre Bildung sich regte, die uns zeigen sollte, wie weit Duldung möglich ist." Nur entschuldigt, nicht gerechtfertigt wird aber dadurch ein Verhalten, welches der Männer der Zukunft immer nicht würdig war; indessen ist so viel richtig, dafs man Calvin nicht für ein aus den Zeiten des Papstthumes herstammendes Verfahren *vorzugsweise* verantwortlich machen soll, wie es die Papisten, z. B. in den historisch-politischen Münchner Blättern, in so perfider Weise thun. Der Inquisition gegenüber steht Calvin da wie ein Engel des Lichts! — Des Verf.'s Unsicherheit ist aber noch subjectiver: an einer Stelle (III, S. 100) sagt er: „In Servet ist ein unheimlich emporstrebender Geist, der, wenn er auch nichts Antichristliches im Willen hatte, doch in Gedanken eine unverzeihlich *freche Lästerung* festhält, ein Frevel, den er bis zuletzt nicht hat zrücknehmen wollen und *der den Tod verdiente*" (von Seiten der Menschen?); er will den Stein gegen ihn aufheben (S. 101), gegen den Mann, der anziehend bleibt, weil seine Seele Flügel hat (S. 125). Uebrigens weist der Verf. nach, wie in der lutherischen Kirche auch Aehnliches geschah, das nur weniger bekannt geworden, z. B. zu Lübeck (S. 230 ff.).

Auf einen bedenklichen Mangel in den ethischen Grundsätzen des Verf.'s deutet es auch hin, wenn er (II, S. 443) die ewigen Gesetze der Sittlichkeit und des Rechts nicht von den zufälligen Sitten einer gewissen Zeit unterscheidet und z. B. die Ansichten über Tortur — ein Gedanke, der jedes edle Gemüth mit Grauen erfüllt — mit Moden, wie das Tragen einer Perrücke, zusammenstellt. Auch des Verf.'s Ansichten über die christliche Armuth sind in ihrer Allgemeinheit irre leitend (vgl. I, S. 424 mit II, S. 7 u. a. St.). — Wenn der Verf. zu meinen scheint, das Studium der Eloquenz als Kunst führe nothwendig zu unnützen Phrasen (II, S. 189), so verkennt er den sittlichen Charakter der Kunstübung und kommt einer in unsrer Zeit häufigen Einbildung entgegen, als nütze kunstgerechte Bildung, die doch in Malerei, Plastik, Musik u. s. w. allgemein empfohlen wird, nur in der Redekunst nichts, wogegen alles Ernstes protestirt werden mufs, ist gleich einzuräumen, dafs der Genius bisweilen im Fluge erreicht, wozu der gewöhnliche Kopf viel Studium und lange Uebung braucht. — Doch genug von diesen Ausstellungen, welche allerdings auf einen Mangel in des Verf.'s wissenschaftlicher Auffassung hinweisen, der aber durch den Ernst und die Treue, womit er das Objectiv-Thatsächliche auffafst, beinahe unschädlich gemacht wird.

Digitized by Google

Des Verf.'s Styl ist kräftig, einfach, klar, frei von künstlichem Pathos und jenen Redensarten, die tief sein sollen, aber häufig in neueren Werken nur der Gedanken Unklarheit verbergen. Dagegen ist der Darstellung des Verf.'s, besonders im Anfange, nicht nachzurühmen, dafs sie immer gleichmäfsig gehalten sei; vielmehr sinkt sie nicht selten von der Würde des historischen Styls zum abhandelnden Tone, ja wohl selbst zur Sprache des gemeinen Lebens herab; dahin rechnen wir nicht, wenn Kastellio, der sehr gut charakterisirt ist (II, S. 385), mit ächt französischer Bezeichnung une mauvaise tête genannt wird, wohl aber die reflectirenden Formeln, welche so häufig gebraucht sind, und so mancherlei Ungleichheiten des Styls. Doch läfst die Darstellung in manchen historischen Partien, namentlich gegen Ende des Werks, in welchem auch in dieser Hinsicht ein Fortschritt unverkennbar ist, wenig zu wünschen übrig.

b. Haben wir so den Verf. als Geschichtschreiber von Charakter und sonstigen sehr schätzbaren Eigenschaften kennen gelernt, so verdient er als Geschichts*forscher* eben so viel Lob. Er hat alle gedruckten Quellen, die ihm in reichem Mafse zugänglich waren, mit eben so viel Gewissenhaftigkeit als gesunder Kritik benutzt; auch um nichts zu übersehen sich eine genaue Kenntnifs der in dies Gebiet einschlagenden Litteratur verschafft, wie besonders die trefflichen litterärischen Beilagen davon Zeugnifs ablegen; namentlich gibt es wohl noch keine so vollständige und genaue Nachricht über alle gedruckten Schriften Calvins, wie er sie gibt (III. Beil. S. 175—249. 251. 52); doch ist es auch ihm nicht gelungen die französische Originalausgabe der Institutionen von 1535 aufzufinden, deren Exemplare wahrscheinlich sämmtlich untergegangen sind; dafs sie vorhanden gewesen, hat der Verf. noch vollends aufser Zweifel gesetzt. — Der treffliche Apparat, den derselbe für die Schriften Calvins besitzt, hat in Ref. den Wunsch lebhaft erneut, er möge doch nun nach Vollendung dieser Lebensbeschreibung eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstalten, was am Ersten möglich zu machen wäre, wenn Hr. Oberconsistorialrath Bretschneider sich bewogen säbe, ihm die Bearbeitung dieses Theils des Corpus Reformatorum zu übertragen, eines Werks, das in ausgezeichneter Weise begonnen, doch nur durch die vereinte Thätigkeit Mehrerer zu Ende gebracht werden kann. Eine Ausgabe der Briefe kündigt der Vf. schon an, welche ein würdiges Seitenstück zu De Wettes Ausgabe der Briefe Luthers werden wird (II, p. VII).

Das Leben Calvins liefs sich aber keinesweges, ja kaum vorzugsweise aus gedruckten Quellen schreiben; es war bekannt, dafs ein reicher Schatz von handschriftlichen Documenten, Briefen, Protocollen, Entwürfen u. s. w. vorhanden sei, der von früheren Biographen nicht hinreichend benutzt worden; aber nicht nur das Bekannte ist dem Verf. zugänglich gewesen, es ist ihm gelungen noch mehr Handschriftliches aufzutreiben, als erwartet werden durfte. Er hat 554 in Genf vorhandene, theils (436) lateinische, theils (118) französische Briefe Calvins vollständig benutzen können (I, S. XVII), wie nicht minder ungedruckte Briefe und Predigten u. s. w. andrer Zeitgenossen. Aus den Bibliotheken von Zürich, Paris u. a. vermehrte sich des Verf.'s Schatz so, dafs er nach der Vorrede des zweiten Bandes (S. VI f.) bereits im Ganzen 1200 Briefe benutzen konnte; nach der des dritten vermehrte sich diese Zahl noch beträchtlich; dennoch möchten auch noch jetzt Briefe von und an Calvin unbeachtet in Bibliotheken liegen, da er eine ausgebreitete und kirchlich sehr bedeutende Correspondenz hatte. Möge jeder in seinem Kreise darauf aufmerksam sein!

Fragen wir, wie der Verf. diesen so reichen Apparat benutzte, so kann nur geantwortet werden: in ausgezeichneter Weise, mit eben so viel Treue als Umsicht, indem er mit unverdrossenem Fleifse die Einzelheiten ergründet, sie aber dann geschickt combinirt und als Striche zu seinem Totalbilde benutzt. Doch kann es bei Behandlung eines so ausgedehnten Stoffes an kleinen Versehen nicht fehlen, von denen der Vf. in der Vorrede zum 3ten Bande Einzelnes berichtigt. Ref., dem des Verf.'s Quellen gröfstentheils nicht zu Gebote standen, hat dergleichen nur in geringer Zahl gefunden. I, S. 246 ist in den Worten: „Was ihn anbetrifft, zweifle ich nicht, dafs er *nicht* ganz so denke als wir" durch das eingeschaltete *nicht* aus dubitoquin der entgegengesetzte Sinn hervorgegangen; S. 257 Z. 18 geben die Worte: „dafs die Stelle angeführt würde" keinen Sinn; steht da etwa im Original induci, das nach bekanntem lateinischen Sprachgebrauche heifsen würde: *ausgestrichen*, eigentlich mit Wachs überzogen werden? S. 106 ist Schrift*en* für Schrift ein sinnentstellender Druckfehler. S. 59 Anm. 1 ist vielleicht statt 16 zu lesen 21, da XVI und XXI leicht vertauscht werden konnten. S. 111 Z. 17 sollte es wohl statt *frivolen* heifsen: *gesuchten* oder frostigen; wir verbinden mit frivol einen andern Sinn, als die lateinische Sprache. Beil. 22 Z. 14 ist vor Apocalypsin *in* ausgelassen. II, S. 92 Z. 9 müfste es heifsen: *Hirten* statt Prediger. S. 187 Z. 11 v. u. Paulum zu lesen. III, S. 201 Z. 6 v. u. populum st. polum. S. 261 steckt sicher ein Fehler in dem Satz: „Nirgends wird, der christlichen Ueberzeugung gemäfs, das Verderben des Menschen und seine Verdammnifs auf die Erkenntnifs der Sünde gegründet." Anh. S. 59 Z. 6 v. o. ist st. denuo zu lesen duo.

Diese Bemerkungen mögen dem Vf. nur beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit der Ref. sein treffliches Buch durchgenommen hat, welches im Ganzen wenig von Druckfehlern und Versehen entstellt und äufserlich würdig ausgestattet ist. Auf den Inhalt desselben, sofern derselbe mehr der Gegenwart zugekehrt ist, wird Ref. in einem zweiten Artikel zurückkommen.

L. Pelt, in Kiel.

Digitized by Google

University Library

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

LI.

Manuel du droit public ecclésiastique français, par M. Dupin. Paris, 1845; chez Videcoq père et fils. 12.

Früher und bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts widmete man dem kanonischen Rechte in den romanischen Ländern, namentlich in Italien und Frankreich, einen Eifer, dessen Erfolg für alle Zeiten in hoher Anerkennung bleiben wird und der auch Deutschland als Muster zu dienen geeignet war. Seitdem hat sich das Verhältnifs aber wesentlich geändert, und nicht blofs vorübergehend, wie allgemein, sondern bleibend, nachdem in Deutschland bereits seit einigen Jahrzehnden jenes Studium wieder ernstlicher aufgenommen worden ist. In Italien wird freilich das geistliche Recht nach wie vor gelehrt und gelernt, da dasselbe namentlich für den Kirchenstaat als das Hauptrecht erscheint und dessen Kenntnifs als Grundlage für die höhere Administration überhaupt unentbehrlich ist. Dem wissenschaftlichen Elemente dieser Disciplin wird indessen jetzt im Ganzen weniger Pflege zu Theil, ja nach einer gelegentlichen Bemerkung eines gründlichen Kenners „scheint dieses Studium jetzt bei den Italienern fast ganz vernachläfsigt zu sein" (vergl. Bickell in der Anzeige des Spicilegium Romanum von Angelo Mai in der Jenaer Literaturzeitung 1844. nro. 282. 283). In noch höherem Mafse gilt dies von Frankreich, wo das kanonische Recht sogar seit längerer Zeit aufgehört hat, einen Gegenstand des Unterrichts bei den juristischen Facultäten zu bilden, mithin nur in den Instituten des Klerus getrieben wird. Der Minister des Cultus Graf Salvandy hat sich deshalb gleich nach Uebernahme seines Portefeuille bewogen gefunden, im März dieses Jahres bei dem Könige förmlich darauf anzutragen „das in Frankreich sehr gesunkene Rechtsstudium zu heben, namentlich auch das ganz vernachläfsigte Studium des kanonischen Rechts, welches ehemals in Frankreich rühmlichst gelehrt wurde, wie jetzt noch in Deutschland" *). — Dafs dieser Antrag ein vollkommen begründeter und berechtigter sei, und dafs es dringend nöthig erscheine, demselben alsbald zu entsprechen, lehrt ein Blick auf die jetzige kirchenrechtliche Literatur Frankreichs. Wir finden darunter kaum eine Schrift, welche auf selbständiger tieferer wissenschaftlicher Forschung beruht; man beschränkt sich meistens darauf, die Materialien über die Freiheiten der Gallikanischen Kirche zusammenzustellen oder auch wohl zu verarbeiten. Es ist für den gegenwärtigen Standpunct des kanonistischen Studiums in Frankreich bezeichnend, dafs im Jahre 1843 das in Deutschland fast vergessene Lehrbuch des Kirchenrechts von Schmalz in einer besondern Uebersetzung erscheinen und beifällig aufgenommen werden konnte **).

Auch das in der Ueberschrift genannte Handbuch von *Dupin* (Docteur en droit, Procureur-général près la Cour de Cassation, Député de la Nièvre etc.) ist

*) Gegenüber dieser Erklärung eines französischen Ministers und den Ergebnissen der neueren Literatur, äufsert auffallender Weise ein *deutscher Rechtslehrer* bei der lobenden Anzeige eines höchst mittelmäfsigen in Italien erschienenen Kirchenrechts (Institutionum juris publici ecclesiastici libri III. Editio altera. Laureti ex officina Rossiorum 1843): Das Studium des kanonischen Rechts ist in der *neuesten Zeit* in Deutschland sehr vernachläfsigt worden, und: Wir kennen kein deutsches Buch, welches in ähnlicher Schärfe und Kürze die Fundamentallehren des Kirchenrechts vorgetragen hat, was den Deutschen ein Sporn sein soll, jetzt nicht hinter den Italienern zurückzubleiben. (*Rofshirt* in der kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes 1844. B. XVI. H. 1. S. 69 folg.).

**) Le droit canonique et son application à l'église Protestante. Manuel traduit de l'Allemand par *Henry Jouffroy*. Leipsic et Paris 1843. 8. Der Uebersetzer verschweigt übrigens den Namen des Verfassers.

Digitized by Google

vollkommen geeignet, die niedere Stellung zu charakterisiren, in welcher sich die Wissenschaft des kanonischen Rechts zur Zeit in Frankreich befindet. Wir würden es für überflüssig halten, über den Inhalt des Dupin'schen Werks zu berichten, wenn uns die Absicht leitete, besondere Ergebnisse für die Wissenschaft daraus nachzuweisen oder zu gewinnen. Auch war es überhaupt weniger dem Verfasser selbst darum zu thun, die Wissenschaft an sich zu fördern, als die Beschäftigung mit dem kanonischen Rechte seinen Landsleuten zu empfehlen, indem er den Nutzen dieses Studiums besonders hervorhebt. „Une connaissance exacte du *droit* sera toujours le meilleur moyen de confondre *l'usurpation* et d'y résister avec succès." Diesem Recht legt er für das Allgemeine eine gröfsere Macht bei, als rein philosophischen Argumenten „irrésistibles aux yeux des philosophes." Und dafs er sich nicht geirrt, zeigt er durch sein Handbuch selbst: denn, obschon fast nur eine Zusammenstellung des betreffenden Materials, hat dasselbe doch in Frankreich und weiterhin erfolgreich angeregt, ja grofse Bewegungen hervorgebracht. Eben darum wird es nothwendig, dieses Werk auch in Deutschland nicht unbeachtet zu lassen, zumal da es an verwandten politisch-kirchlichen Erscheinungen auch hier nicht fehlt, wie jetzt wohl fast in keinem Lande Europas. Wir werden es uns nicht versagen können, bei dieser Relation darauf einiger Mafsen geziemende Rücksicht zu nehmen.

Dupin's Schrift hat schon eine eigene Geschichte, welche mit der kirchlichen Entwickelung Frankreichs selbst in bestimmtem Zusammenhange steht. Der erste Theil des Werks erschien bereits im Jahre 1824 und wiederholt 1826 unter dem Titel: Les libertés de l'église Gallicane: (s. pag. 450) und wurde von der Geistlichkeit nicht ungünstig aufgenommen. Seit der Herstellung der katholischen Kirche sowohl durch Napoleon, als nachher unter der Restauration war nämlich der hierarchische Eifer in Frankreich noch gezügelt und etwaigen Ausbrüchen desselben noch entschieden vorgebeugt worden. Im Innern war indessen die klerikalische Macht allmälig erstarkt und das Jahr 1830 bildete den Wendepunct wie in der Politik, so auch in den kirchlichen Bestrebungen. Die Hierarchie im Bunde mit dem Jesuitismus begann den Kampf um Wiedererlangung der früheren Herrschaft zuerst gegen evangelische Landesherren, dann auch weiter gegen katholische Regenten. Von Belgien aus hatte sich der Geist des Romanismus auch mehr nach Frankreich übersiedelt und das Wiederaufleben der alten Ideen zeigte sich bald in der Doctrin, bald auch in der Praxis. Nach dem Muster der katholischen Universität zu Löwen bildeten sich gelehrte Gesellschaften und Societäten zum Proselytismus; Brüderschaften, Klöster und andre Institute folgten. (Vergleiche *Warnkönig* die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreiheit. Freiburg im Br. 1845. 8. S. 84 folg.). In der Hauptstadt sah man die ersten Erfolge, besonders nachdem die französische Politik es in ihrem Interesse fand, sich mit Rom enger zu verbinden. Das neue Gouvernement zeigte sich von Anfang an nicht abgeneigt, vorzüglich aber seit 1836 sehr fördernd (Herstellung des Cardinalats u. s. w.), was die Curie auch ihrer Seits anzuerkennen nicht verabsäumte (Sendung eines Nuntius statt des bisherigen Internuntius u. a.). Mit der Hauptstadt machten die Provinzen gleiche Fortschritte, vor allen der Mittelpunct derselben — Lyon, demnächst Nantes, Rennes, Bordeaux, Toulouse und andere.

Mannigfache und höchst wichtige Gegenstände gemischter Natur gaben nun Anlafs zu Conflicten zwischen Staat und Kirche. Die Hebung derselben ward abhängig von der Vereinbarung über bestimmte Principien, welche dazu dienen konnten, die obschwebenden Fragen zu lösen. Hr. Dupin glaubte sein Scherflein dazu beitragen zu müssen, um dem Publicum die nöthige Einsicht zu verschaffen und die ihm richtig scheinende Beurtheilung in den Kammern herbeizuführen. Er beschlofs daher einen neuen Abdruck der: Libertés de l'église Gallicane: mit den erforderlichen Nachträgen und Erweiterungen und bewirkte diesen im Jahre 1844. So entstand die uns hier vorliegende Schrift, von deren Resultaten der Verfasser selbst bei den Verhandlungen als Deputirter alsbald Gebrauch machen konnte. In den Sitzungen vom 19. März und vom 16. April gab die Streitfrage über die Freiheit des Unterrichts Gelegenheit zu höchst interessanten Debatten, bei welchen der Graf von Montalembert, früher mit dem Abbé Laçordaire und Lamennais Gründer des antirömischen Avenir, später sich an Rom anschliefsend, zu Gunsten der Kirche das Wort ergriff, welches von den Ultra-Religiosen aufs

Digitized by Google

Freudigste begrüfst und unter dem Titel: Manifeste catholique: in den weitesten Kreisen verbreitet wurde. Einer der Hauptgegner des Grafen in der Kammer war Dupin, welcher seine Gegenbemerkungen nebst einigen Zusätzen als: Réponse à quelques assertions de M. Le Comte de Montalembert: erscheinen liefs und der schnell nöthig gewordenen zweiten Ausgabe des Handbuchs als Anhang hinzufügte. Die ministeriellen Blätter, vor allem das Journal des débats gaben eine halbofficielle Billigung der Dupin'schen Auseinandersetzung und riefen dadurch eine um so herbere Opposition hervor. Der hohe Klerus stellte sich an die Spitze derselben und der Primas von Gallien, Cardinal und Erzbischof von Lyon Bonald sprach in einem Hirtenbriefe vom 21. November 1844, publicirt am 4. Februar 1845, über Dupin's Handbuch und die gegen Montalembert gerichtete Refutation das Verdammungsurtheil aus: Nous avons condamné et condamnons les dits ouvrages, comme contenant des doctrines, propres à ruiner les véritables libertés de l'église, pour mettre à leur place de honteuses servitutes: — Diese Doctrinen hatte aber die Kammer als les véritables libertés de l'église anerkannt und es ward daher sofort das erzbischöfliche Mandat vom Grofssiegelbewahrer dem Staatsrathe pour cause d'abus um so mehr überwiesen, als auch in Rom das Urtheil über die Gallikanischen Principien durch Aufnahme der Dupin'schen Schrift in den Index librorum prohibitorum gesprochen war. Das Verfahren der apostolischen Corporation kann freilich nicht befremden, denn zu allen Zeiten hat Rom sich wiederholt mifsbilligend gegen die Schriften ausgesprochen, welche sich mit der Vertheidigung der Gallikanischen Freiheiten beschäftigen, wie gegen die von Pithou 1640, de Marca 1642, Dumoulin 1659, Gerbois 1679, El. L. Dupin 1688 u. a. m. Einer besondern Erklärung des französischen Gouvernements gegen diesen neuen römischen Act bedurfte es aber nicht, da selbst nach dem Zugeständnisse von Organen curialistischer Tendenzen in Frankreich der Index hier keine verbindende Kraft hat. Gegen das amtliche Urtheil eines französischen Unterthanen erschien dagegen ein Einschreiten der Regierung nothwendig; es erfolgte daher am 5ten März der Ausspruch des Staatsraths, dafs die angebrachte Klage gegründet und der Fall des Mifsbrauchs vorhanden sei, und darauf erging schon nach vier Tagen die bestätigende königliche Ordonnance. Dem Erzbischofe wird vorgeworfen, dafs er die Declaration von 1682 proscribirt gegen Art. XXIV. des Edicts vom 18 Germinal an X und das Decret vom 25. Februar 1810, dafs er die in Frankreich nie zugelassene Bulle Auctorem fidei in Bezug genommen, dafs er das Concordat angegriffen, besonders die Vorschrift des organischen Gesetzes über die Klage wegen des Mifsbrauchs selbst und auch das Recht des Königs, Schlüsse Roms zu placetiren. Darauf gründet sich die befohlene Unterdrückung des Hirtenbriefs selbst, jedoch ohne weitere Strafe, weshalb seitdem noch viele andere Prälaten sich der Erklärung des Erzbischofs von Lyon angeschlossen haben, ohne dafs bisher eine gleiche Mafsregel gegen dieselben zur Anwendung gebracht worden wäre.

Diese Verhandlung betrifft zunächst freilich nicht das Dupin'sche Handbuch, dessen in der königlichen Ordonnance gar nicht Erwähnung geschieht; indefs ist doch Dupin, als Vertheidiger der Gallikanischen Freiheiten, Veranlassung zu diesem Act geworden, seine Schrift hat dadurch einen öffentlichen Charakter erhalten, eine höhere Bedeutung gewonnen und sich darin Platz neben den Werken der früheren ausgezeichneten Autoren über diesen Gegenstand erworben. Eine Nebeneinanderstellung oder wohl gar Gleichstellung der ältern Schriften und des vorliegenden Handbuchs ist jedoch bei einer wissenschaftlichen Kritik nicht zu rechtfertigen und man kann höchstens anerkennen, dafs Dupin, indem er den Standpunct seiner Vorgänger theilt, indem er wie diese nicht mit abstractem philosophirendem Räsonnement, sondern unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung der Gallikanischen Kirche die Zweifel und Fragen der Gegenwart zu entscheiden bemüht ist, dabei zugleich sich im vollen Besitze praktischer Einsicht befindet, zur Orientirung über den ganzen Streit wesentlich beigetragen und zur Erreichung eines erspriefslichen Resultats nicht unbedeutenden Vorschub geleistet habe. Der Beifall, welcher seitdem dem Handbuche geworden, zeigt sich in der bereits nöthig gewordenen dritten und vierten Ausgabe, welche weitere Nachträge, wie die Ordonnance vom 9ten März 1845, einige frühere Erklärungen von Frayssinous und andern über die kirchlichen Freiheiten Frankreichs mittheilen. Wenn der Verfasser diese Ergänzungen we-

Digitized by Google

nigstens theilweise, so weit sie sich dazu eignen, im Texte mit hätte verarbeiten wollen, so würde, selbst abgesehn von dem Bedürfnisse einer gewissen systematischen Ordnung, mit dem Zusammenhange zugleich das Verständnifs gewonnen haben; während jetzt das Ganze mehr als eine: rudis indigestaque moles: erscheint. Der Inhalt des Manuel zerfällt aber gewissermafsen in zwei Hauptabschnitte, von denen der eine Materialien zur Geschichte der Gallikanischen Freiheiten enthält, theils officielle Aktenstücke, theils Erläuterungen verschiedener Autoren und kleinere und gröfsere fremde und eigene Aufsätze; dem zweiten Abschnitte gehören kirchlich-statistische Notizen und einige besondre Auseinandersetzungen an, meistens mit Bezugnahme auf die neueren und neuesten Thatsachen. Wir wollen es versuchen, die einzelnen Bestandtheile dieser Sammlung an den Faden der historischen Evolution der Gallikanischen Kirche anzuknüpfen und dabei nebst der Kritik auf nicht-französische analoge Zustände Rücksicht nehmen. Wir beginnen mit einer Feststellung des *Begriffs der Freiten der Gallikanischen Kirche* selbst. Der Verfasser versucht dies an verschiedenen Stellen p. VIII. IX. 1. 2. 116 u. a. Er bemerkt der Ausdruck: libertés de l'Eglise gallicane: sei nicht geeignet: donner une juste idée: und wünscht dafür die Bezeichnung: Libertés gallicanes de l'Eglise et de l'Etat: Der Charakter derselben besteht in drei Puncten: 1) aux relations extérieures de l'Etat avec le Saint-Siége considéré comme souverain étranger; 2) à notre droit public intérieur en ce qui touche la discipline ecclésiastique et la police des cultes; 3) au droit privé pour toutes les questions et les conflits qui peuvent interesser les particuliers. Nach diesen Beziehungen und ihrem Inhalte stehen die Gallikanischen Freiheiten nicht im Widerspruche mit der römischen Kirche und sind keine Erfindung, um die Einheit der allgemeinen Kirche zu zerstören; sie sind gleich weit entfernt von Zügellosigkeit (licence, resolté des sectaires) und Sclaverei (servitude, servilité des ultramontains) und vollkommen vereinbar mit den Sachen des Glaubens und der Hierarchie.

In dieser Auffassung stimmen mit Dupin die älteren und neueren Vertheidiger der Gallikanischen Freiheiten überein; so, wenn sich M. Grégoire (essai historique etc. Paris 1818) sehr prägnant ausspricht: Les libertés gallicanes sont, pour notre Église, le droit se gouverner suivant les anciens canons de la discipline universelle: — Es ist also ein Complex der particularen, das gemeine Recht näher bestimmenden kirchlichen Satzungen, wie diese sich in gröfserem oder geringerem Umfange in jeder Kirche eines Landes finden. Daher giebt Grégoire zugleich eine Uebersicht der Libertés de l'Église germanique, helvetique, de la Lorraine, de Liége, belgique etc., ja auch d'Italie, und zwar mit vollem Rechte: denn sehr irrig wird bisweilen von französischen Schriftstellern angenommen, nur Frankreich habe wirkliche Freiheiten der Kirche und sei daher terra libertatis, während andere Länder, namentlich Deutschland als terra obedientiae anzusehen seien. Eine Geschichte der Entwickelung der römisch-katholischen Kirche Deutschlands im Verhältnisse zum römischen Stuhle, welche mannigfache Aehnlichkeiten mit der Kirche Frankreichs darbietet, zeigt aufs Unzweideutigste, dafs die Stellung der deutschen Kirche nicht die Bezeichnung: terra obedientiae: verdiene. Man denke nur an den Investiturstreit, den Kurfürstenverein zu Rense und Ludwig den Baier, die Reformationssynoden des 15ten Jahrhunderts, die Concordate der deutschen Nation u. s. w.

Die Annahme von Freiheiten einer einzelnen Landeskirche hängt aber mit dem Episcopalsystem zusammen und ist daher mit der römischen oder curialistischen Auffassung nicht gut vereinbar. Die relative Selbständigkeit einer Landeskirche widerspricht dem Papalsystem und daher ist schon die Bezeichnung: Freiheiten der Gallikanischen Kirche: mit dem Princip der Curie im Widerspruche. Wenn Dupin auch immerhin mit andern ausdrücklich erklärt: Nous n'avons jamais entendu nous désunir de l'Église romaine, ni manquer à rien de ce qui est dû au souverain pontife, père commune de bons les fidèles... Nous révérons dans le saint-siége les prérogatives d'un juste primauté, le centre de l'épiscopat, le lieu inviolable et permanente de l'unité fondée sur l'institution de Dieu même:, daneben aber die alten Freiheiten vertheidigt, so gilt er doch Rom und den römisch gesinnten Bischöfen Frankreichs für einen Häretiker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Manuel du droit public ecclésiastique français, par M. Dupin.

(Fortsetzung.)

Was nun die *Geschichte der Gallikanischen Freiheiten* selbst betrifft, so läfst der Verfasser sich nicht darauf ein, diese in ihrem genetischen Zusammenhange darzulegen, wie die früheren Autoren und neuerdings *M. Filon* (Maître de conférences à l'École normale, professeur au collége royal de Henri IV.) in der Schrift: Du pouvoir spirituel dans ses rapports avec l'état depuis l'origine de la monarchie française jusqu'à la révolution de 1830. Paris 1844. 8.; er beschränkt sich nur auf die Bemerkung, dafs diese Freiheiten in alter Zeit entstanden und nach und nach weiter entwickelt und niedergeschrieben seien. Bekanntlich ist die Ausbildung der kirchlichen Verhältnisse, insbesondere der Stellung des Staats zur Kirche bis zum neunten Jahrhunderte in Deutschland und Frankreich eine gemeinsame und gleiche. Eine gewisse freiere Richtung des Kirchenwesens wurde durch die Harmonie, welche im Ganzen Staat und Kirche mit einander vereinte, erhalten und befördert. Den Uebergriffen Roms ward schon zeitig begegnet, die falschen Decretalen wurden hier gleich bekämpft und da der Grundsatz Carl's des Grofsen, die Kirche bei ihren Gerechtsamen zu erhalten und zu schützen, von Hugo Capet und seinen Nachfolgern im Ganzen anerkannt blieb, waren bis um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ernste Streitigkeiten über die beiderseitigen Grenzen nicht vorgekommen. Versuche der Curie, den Klerus in seinem Verhältnisse zum Staate unabhängiger, von sich selbst aber abhängiger zu machen, glückten nicht, wie unter andern die Ordonnance Philipp-August's von 1190 mit verschiedenen Bestimmungen bei der Unternehmung des Kreuzzuges zur Erhaltung der Ordnung im Lande, und besonders die Wirksamkeit Ludwig's IX., des Heiligen, bezeugen (m. s. *Joinville* histoire de Saint-Louis in der Collection von Michaud et Poujoulat, vergl. *Beugnot* essai sur les institutions de Saint-Louis. Paris 1821). Im Jahr 1247 verbot Ludwig die von Innocenz IV. angeordnete Steuer (Dupin pag. 23) und als von Rom aus die Episcopalrechte, namentlich die Jurisdiction der Ordinarien Beschränkungen unterworfen werden sollten, unterliefs er es nicht, die Selbständigkeit der Landesbischöfe durch die pragmatische Sanction von 1268 zu behaupten und zu sichern. Wie es diesem Könige gelang, durch die Einheit mit seinem Volke die Landeskirche vor Beeinträchtigungen zu bewahren, vermochte auch Philipp der Schöne, in gleicher Gemeinschaft mit der Geistlichkeit und den weltlichen Ständen, die Uebergriffe Bonifaz VIII. zurückzuweisen, ja den römischen Stuhl in Avignon von seiner Machtvollkommenheit abhängig zu machen (Dupin p. 6. —. Filon l. c. p. 33 bemerkt hierbei ganz richtig: Depuis Clément V. c'est l'Église française, comme avant Grégoire VII. c'était l'Église germanique:). Die Frage über das Verhältnifs der kirchlichen und politischen Macht ruhete übrigens keinesweges während der: babylonischen Gefangenschaft der Päpste:, wie die im Jahre 1329 von König Philipp VI. veranstaltete Versammlung von Juristen und Theologen zu Paris und die Literaturgeschichte des vierzehnten Jahrhunderts bekunden *). Die Wissenschaft unterstützte die französischen Herrscher in ihren Bestrebungen, zu Paris wurden die Grundsätze gelehrt, welche auf den Reformationssy-

*) Vergl. *Warnkönig* die Kirche Frankreichs und die Unterrichtsfreiheit S. 18. 19, der insbesondere der Schrift eines Unbekannten „Somnium viridarii (le songe du vergier), der Traum im Haine" vom J. 1374 gedenkt.

Digitized by Google

noden des funfzehnten Jahrhunderts die Sanction erhielten, und die Gesetzgebung bestärkte die alten Freiheiten (s. Arrêt vom. 18. Febr. 1406 Dupin p. 75 u. a.). Zu Pisa und Costnitz wirkte Gerson, Kanzler der Pariser Universität, mit Erfolg und Carl VII, indem er der Geistlichkeit untersagte, dem von Eugen IV. nach Ferrara berufenen Concil 1437 beizuwohnen, approbirte zugleich die Decrete des Basler Concils, die auch in der pragmatischen Sanction zu Bourges vom 7. Juli 1438 (einregistrirt vom Pariser Parlament am 13. Juli 1439) volle Anerkennung fanden (s. Dupin p. 15. 61). Zwar versuchte schon Ludwig XI. durch eine Verordnung vom 27sten November 1461 die Sanction aufzuheben, um vom Papste mit seinen Ansprüchen auf Neapel unterstützt zu werden, doch liefs sich das Parlament nicht bewegen, diese Verordnung in die Akten einzutragen; der Rechtszustand ward nun schwankend, die Norm von 1438 aber doch im Ganzen befolgt (s. Filon l. c. pg. 41), bis das zwischen Franz I. und Leo X. vollzogene Concordat im Jahre 1516 jenes Grundgesetz wirklich kassirte. So wie aber erst nach vielem Widerstreben das Parlament das Concordat einregistrirte („concordat publié du tres-expres commandement du roy contre plusieurs remontrances de sa cour de parlement, oppositions formées, protestations et appellations interjetées." Pithou bei Dupin p. 81), konnten dessen Bestimmungen nicht ohne mannigfachen Widerstand in Vollzug gesetzt werden und sind niemals in das allgemeine Volksbewufstsein übergegangen. Die Gallikanische Kirche behauptete bei jeder Gelegenheit ihre frühere Selbständigkeit und daher konnte auch das Tridentinische Concil in Frankreich nicht die förmliche Reception erlangen. Insbesondere verwarf man ausdrücklich die Disciplinardecrete, welche man als den Gesetzen des Reichs, der Autorität des Souveräns und den Principien der Gallikanischen Kirche zuwiderlaufend ansah, weshalb erst später einzelne Vorschriften des Tritendinums durch besondre königliche Ordonnancen eingeführt wurden (s. Filon p. 53 sq. Dupin p. 15. 16 u. a. m.).

Seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts war auch die Wissenschaft besonders bemüht, die alten Freiheiten zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen und die ihnen durch das Concordat von 1516 und sonst gezogenen Grenzen möglichst auszufüllen. Die Curialisten bestritten die Autorität jener Freiheiten „comme chimères sans substance de corps, pour ce, qu'il n'y en avoit rien d'écrit." Es ergab sich daher das Bedürfnifs, die einzelnen Grundsätze zusammen zu stellen und ihre Geltung zu motiviren. Der erste, welcher eine solche Arbeit unter dem Titel: *libertés de l'Église gallicane:* unternahm, war *Guy Coquille* im Jahre 1594 (s. Dupin pag. IX. X. 5. 450). Ihm folgte noch in demselben Jahre *Pierre Pithou*, nach unserm Verfasser: „l'homme de son temps le plus versé dans la science du droit canonique et dans l'histoire légale de la France." Er widmete seine Abhandlung dem Könige Heinrich IV., mit der Bemerkung, er habe: ces beaux droits et ce precieux palladium, que nos plus sages et plus devotieux ancêtres nous ont, avec tant de soin et de vertu, religieusement conservé jusques à présent sous le titre des Libertez de l'Église Gallicane: wieder im Gedächtnisse auffrischen und der Nachwelt überliefern wollen. Die Arbeit erhielt vielen Beifall und wurde nach Pithou's Tode, der schon zwei Jahre hierauf erfolgte, häufig wieder abgedruckt, commentirt und erweitert. Wichtig wurde insbesondere die weitere Ausführung der vom Verfasser begonnenen Zusammenstellung von beweisenden Documenten zu den einzelnen Artikeln, welche 1638 von Dupuy unter dem Titel: Preuves des Libertés de l'Église gallicane: herausgegeben und später öfter wiederholt ist (vergl. Dupin pag. X seq. 451. 452. 480 seq.). Die Artikel nebst den Preuves erhielten für die 1651 erschienene Ausgabe von Ludwig XIV. ein Privilegium, worin der König erklärt: voulant favoriser un ouvrage de si grande importance pour les droits de notre Couronne, pour le bien de notre État, et pour l'intérêt de l'Église de notre royaume, de laquelle nous sommes premier et universel patron et protecteur: —. Die Wissenschaft und die Praxis haben auch später immer den Werth dieser Artikel hoch angeschlagen, so dafs selbst in einem Edict vom November 1719 und in einem Arrêt des Parlaments der Dauphiné vom 21. April 1768 noch darauf Bezug genommen wurde (Dupin pag. XIII). Diese Bedeutsamkeit der Pithou'schen Arbeit, gewissermafsen eines Rechtsbuchs, und der Gedanke, dafs mancher darin enthaltene Grundsatz, wenn auch augenblicklich unpraktisch, doch wieder zur Anerkennung gelangen

Digitized by Google

könnte (— multa renascentur quae jam cecidere! —), endlich auch die Rücksicht, dafs diese Schrift die Quelle der Declaration von 1682 sei, haben den Verfasser bewogen, dieselbe vollständig (jedoch ohne die umfassenden Preuves) dem Handbuche einzuverleiben. Sie bildet den ersten Abschnitt p. 1—117. Aufser dem Texte giebt Dupin bei jedem der 83 Artikel einen kurzen Commentar zum bessern Verständnisse des Inhalts überhaupt, so wie zur Erläuterung einzelner veralteter Ausdrücke, mit Verweisung auf andere Literatur.

Pithou selbst geht von zwei Hauptsätzen aus und entwickelt diese in einzelnen Anwendungen: nämlich 1) Nos rois sont indépendants du pape pour le temporel im Art. IV. und 2) La puissance du pape est bornée par les saints canons im Art. V. VI. Die erste Maxime wird in den Artikeln VII—XXXIX, die zweite in den folgenden bis zum Schlusse ausgeführt. Eine tiefere historische und dogmatische Auseinandersetzung der einzelnen Artikel müfste unstreitig ein hohes Interesse und mannigfache Belehrung darbieten. Eine Begründung der Principien des Episcopalsystems aus den ältesten Quellen des kanonischen Rechts in genetischer Entwickelung bis auf die Gegenwart, unter Berücksichtigung der wirksamen dagegen ergriffenen Mafsregeln der Curie und ihres Anhanges, woraus sich die Praxis der jetzigen Zeit für Frankreich wohl motivirt herausstellen müfste, würde der Erfolg eines in diesem Sinne bearbeiteten Commentars der Pithou'schen Artikel gewesen sein. Einen so weit gehenden Plan hat aber Dupin nicht, indem er sich vielmehr fast nur auf das am nächsten Liegende beschränkt und selbst dieses meistens nur von der Oberfläche berührt, jedoch, was wohl anzuerkennen ist, dabei mit praktischem Blicke verfährt. Die in Bezug genommene Literatur ist meistens klassisch; Schriften von Hotman, Dupuy, de Marca, Dumoulin, d'Hericourt, Grégoire, ganz besonders aber die Ausgabe der Pithou'schen Artikel nebst den wichtigsten Preuves von Durand de Maillane, (Lyon 1771. 5 vol. 4.), welche das meiste Material dargeboten zu haben scheint. Auch die französische Legislation, fast gar nicht die kanonische, ist gehörig berücksichtigt, wenn schon ohne festen Plan und System, und die Entscheidungen der Behörden, auch Ausführungen der eigenen Praxis (s. z. B. p. 27—31) sind mit benutzt worden. Da der Verf. für das Studium des kanonischen Rechts selbst einen Beitrag liefern wollte, hätte man bei einzelnen speciell dahin gehörigen Artikeln eine weitere Exposition erwarten sollen; gerade da ist aber das Handbuch am dürftigsten und nicht von Irrthümern frei. M. s. z. B. zu Art. XLI. p. 61—64 über den Satz: L'Église de France ne reçoit pas indistinctement tous les canons et décrétales: u. a. Der praktische Gesichtspunct veranlafst dagegen eine ausführlichere Erörterung über das Rechtsmittel des Appel comme d'abus zu Art. 79—81. auf p. 107—114 verb. p. XXXI—XXXIII, wozu noch aus Fleury's Institutionen cap. 24., aus Edmond Richer's: traité des appellations comme d'abus u. a. m. Auszüge gegeben werden p. 260—275, desgleichen die dahin gehörenden Art. 199 sq. des Code pénal u. s. w. p. 276—278, so wie literarische Nachweisungen p. 453. 456 und specielle Anwendungen p. 493—499. 506. 507.

Als ein Résumé der ganzen Materie über die Gallikanischen Freiheiten folgt auf Pithou's Schrift das cap. 25. der Fleury'schen Institutionen p. 118—124, dann Bemerkungen über den jetzigen Nutzen der Freiheiten p. 125—128 verb. p. 477 seq. und die Literatur p. 450 seq.

Die Pithou'schen Artikel dienten wesentlich dazu, das Bewufstsein der französischen Nation über die kirchliche Prärogative aufzuklären und zu stärken. Zwar fehlte es nicht an Versuchen gegen die libertés, wie insbesondere im Jahre 1639 ein Theil der Geistlichkeit gegen die im vorhergehenden Jahre von Dupuy publicirten Preuves einzuschreiten bemüht war; das zu dem Behufe erlassene Schreiben wurde aber durch einen Schlufs des Parlaments vom 23sten März 1640 unterdrückt (Dupin p. 479) und das Princip der Freiheit von dem Gouvernement (s. Filon l. c. p. 87 seq.) und durch die Doctrin und Praxis mächtig gehoben. Der Verf. stellt Zeugnisse darüber als: Actes sur limites de l'autorité ecclésiastique p. 129—158 zusammen.

Als der Papst gegen einige französische Bischöfe wegen ihrer Billigung der verworfenen Lehren des Jansenius, Bischofs von Ypern, streng verfahren wollte, gab übereinstimmend mit einem grofsen Theile des Klerus die theologische Facultät zu Paris eine Declaration in sechs Artikeln am 8. Mai 1663 (Dupin p. 129. 130), wie insbesondere ausgesprochen wurde, dafs der

Digitized by Google

Papst unter dem allgemeinen Concil stehe und nicht infallibel sei. Indessen galt noch immer das Concordat von 1516, obschon die Bestimmungen desselben immer mehr bekämpft und von Ludwig XIV. selbst angegriffen wurden. Entscheidend wurde ein Streit zwischen dem Könige mit Innocenz XI. über das jus regalium (s. Dupin p. XIV seq. p. 90 seq.). Die Regalien bezeichnen eigentlich die Temporalien d. h. alle weltlichen Rechte der Bischöfe und ähnlichen Prälaten, welche denselben durch landesherrliche Verleihung zufielen, in ähnlicher Weise, wie in Deutschland, wo der Kaiser dies Recht allgemein besafs, in England und in andern Territorien. Der Ausdruck Regale wird aber auch im Besondern auf die landesherrliche Befugnifs bezogen, das vacante Bisthum u. s. w. zu administriren, namentlich die Früchte zu ziehen und zugleich diejenigen Beneficien, welche nicht mit Seelsorge verbunden waren (bénéfices non cures) zu besetzen. Von dieser Regalie waren indessen mehre Bisthümer befreit geblieben, bis seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die Krone die Mafsregel auf alle auszudehnen versuchte. Es gelang jedoch nicht sogleich und erst am 10. Februar 1673 erliefs Ludwig XIV. darüber eine generelle Verfügung. Die Bischöfe remonstrirten und der Papst trat auf ihre Seite, dem Könige mit zwei strengen Breven drohend, zugleich ein drittes gegen den Klerus erlassend, welcher im Widerspruche mit den päpstlichen Anordnungen fungirte. Dagegen berief der König am 16. Juni 1681 eine General-Assemblée, aus jedem Metropolitansprengel zwei Bischöfe und zwei Deputirte des zweiten Standes, um den Streit zu entscheiden. Das Ergebnifs der Berathung war die Declaration vom 19. März 1682 (s. p. XVI seq. und 130—139) und das königliche Edict hierüber vom 22., welches bereits am 23. desselben Monats vom Parlament einregistrit wurde (p. 139—142 vergl. p. 452. 481 seq.). Die vier Artikel dieser berühmten Acte wiederholen die alten Principien und zwar fast wörtlich aus Pithou. (Les quatre propositions ... ont été presque littéralement tirées de l'ouvrage de P. Pithou l. c. p. XIV). Sie bilden das Fundament der späteren gesetzlichen Bestimmungen und sind wiederholt bestätigt worden, wie insbesondere im Arrêt des königlichen Staatsraths d. 24. Mai 1766 (l. c. p. 142—148), worin mit Bezugnahme auf frühere Edicte der König ausdrücklich anordnet: que les quatre propositions ... et les maximes qui ont été reconnues et consacrées, soient inviolablement observées en tous ses Etats, et soutenues dans toutes les universités et par tous les ordres, séminaires et corps enseignants, ainsi qu'il est prescrit par ledit édit de 1682: — Die Sorbonne und die Facultät des kanonischen Rechts hatte die Declaration auch einregistrirt und stets gelehrt; somit bildete sich auch eine eigene Literatur über dieselbe (s. p. 452) und Louis Ellies Dupin schrieb zum Behuf des Unterrichts im Jahre 1707: Traité de l'autorité ecclésiastique et de la puissance temporelle conformément à la declaration du clergé de France en 1682 etc. worans p. 152—158 einen Auszug (Analyse) enthalten (verg. p. XXIV seq.). Die Aufrechthaltung der Declaration ist durch die spätere Gesetzgebung (die organischen Artikel d. 25. Februar 1810, d. 10. Janur 1824, d. 3. December 1825 u. a. m. s. pag. 149—151. 382 u. a.) angeordnet und bei geeigneten Veranlassungen hat die Wissenschaft, die Administration und die Justiz dafür Sorge getragen. Wenn es auf der andern Seite aber nicht an Gegnern der Artikel gefehlt hat, wie denn gleich Innocenz XI. selbst am 11ten April 1682 durch eine eigene Bulle über dieselben das Verdammungsurtheil aussprach, so konnte doch stets auf Grund des bestehenden Rechts jeder Angriff zurückgewiesen werden. Unser Verfasser hat dies daher auch gegen Montalembert gethan (s. pag. 481 seq.) und die Stimme der Kammer, so wie das königliche Edict vom 9ten März 1845 gegen den Erzbischof von Lyon haben zu seinen Gunsten entschieden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1845.

Manuel du droit public ecclésiastique français, par M. Dupin.

(Schluſs.)

Die Ordnung im politischen Leben wird wesentlich bedingt durch Achtung der Religion und der Kirche. Die nach und nach vorbereitete Katastrophe von 1789 mit ihren Folgen (vergl. Filon l. c. pag. 141 seq. und Warnkönig a. a. O. S. 35 folg.) konnte daher nur einen Durchgangspunct bilden, um zu einem bessern Zustande zurückzukehren. Daher bedurfte es der Vereinbarung mit dem römischen Stuhle. Unser Verfasser erklärt darüber pag. XXVII seq.: Ce concordat, qui rétablit la religion parmi nous, fait honneur au pape Pius VII. de vénérable memoire, et ce sera toujours un de plus beaux titres de gloire pour l'homme qui présidait alors aux destinées de la France:. Er theilt dann den Text des Concordats du 26 Messidor und 23 Fructidor an IX. (15. Juli und 10 September 1801) mit, nebst einigen erläuternden Bemerkungen (pag. 225—249), so wie die dazu gehörigen Articles organiques du 18 Germinal an X. (8. April 1802) (pag. 231—249. 413—419), desgleichen die bekannten Berichte des damaligen Staatsrathes (nachmaligen Cultusministers) Portalis über die Gesetzgebung des Cultus (pag. 261—324). Dupin hat, wie dieser Nachweis ergiebt, die Materialien hier ohne allen Grund auseinander gerissen und namentlich über die Verhältnisse der Protestanten, von deren früheren Schicksalen in Frankreich er gänzlich schweigt, vollkommen ungenügende Documente mitgetheilt. Ueber das Historische giebt Filon in seiner Schrift jetzt manche dankenswerthe neue Aufschlüsse, das Material selbst aber findet sich z. B. viel vollständiger und in systematischem Zusammenhange bei *Hermens:* Handbuch über den christlichen Cultus. Aachen und Leipzig 1833 folg. Auch darf man in dem Werke vom *Vicomte Frédéric Portalis:* discours, rapports et travaux inédits sur le Concordat etc. par Jean — Étienne — Marie Portalis, Ministre des Cultes etc., wovon Paris 1845: die erste Hälfte erschienen ist, noch mannigfache Ausbeute erwarten. Wir sind darauf um so mehr gespannt, als bekanntlich diese Gesetze für die deutschen Rheinlande noch gelten und jede Erläuterung darüber für Deutschland selbst von unmittelbar praktischem Interesse ist. Ueber die Geschichte der Abfassung der organischen Artikel, besonders so weit sie die Protestanten betreffen, enthält freilich das uns vorliegende Werk von Portalis bis jetzt noch keine bisher unbekannt gebliebenen Data.

In dem Promulgationsdecret des Concordats ist mit diesem zugleich das organische Gesetz publicirt (ensemble les articles organiques de ladite convention (entre le pape et le gouvernement français) — comme des lois de l'Etat). Dupin macht bei dem Worte ensemble die Bemerkung: indique que le concordat et la loi sont indivisibles: l'une est la condition de l'autre: (pag. 225). Die Regierung hat dies auch stets so gedeutet, während der Papst sich dagegen erklärt hat, da die Artikel ohne seine Einwilligung dem Concordate als integrirender Bestandtheil zugefügt worden sind. Dieser päpstliche Protest ist allerdings nicht auffallend, da das organische Gesetz auf dem Princip der Propositionen von 1682 beruht und die alten Gallikanischen Freiheiten festhält. Eine Vereinigung der beiden in conträrem Gegensatze stehenden Ansichten ist nicht möglich und wenn Montalembert, so wie Bonald und andre vom römischen Standpuncte aus die Verbindlichkeit der organischen Artikel bestreiten, so kann dieselbe nur aus der Stellung des Staats auf dem Grunde der libertés de

Digitized by Google

l'église gallicane gerechtfertigt werden, wie dies auch die Kammer und Dupin gethan (s. pag. 487 seq. und insbesondere pag. 503 seq. défense des articles de la loi organique attaqués par les ultramontains) und der König in dem Edict vom 9ten März 1845 ausgesprochen. Die speciellere Motivirung konnte aber durch Berufung auf besondere Gesetze nach Emanation der Artikel erfolgen, (man siehe insbesondere das Decret vom 28sten Februar 1810 bei Dupin pag. 250. 251), ferner durch die Rücksicht, dafs das Concordat von 1813 vom Papste selbst nicht anerkannt und vollzogen, das vom 11ten Juni 1817 von den Kammern nicht bestätigt ist (s. l. c. pag. 252. 489 not. 1 vergl. pag. 463). Das Gesetz vom 4ten Juli 1821, hervorgegangen aus einer Vereinbarung mit der Curie, bezieht sich nur auf eine theilweise neue Circumscription der Diöcesen, welche nebst einigen statistischen und administrativen Notizen über die Ressortverhältnisse (division du travail etc.) l. c. pag. 253—259 mitgetheilt ist. Zur Ergänzung dieses Abschnitts unter der Ueberschrift: lois constitutionelles sur les cultes: sind p. 157. 160 noch die dahin gehörenden Stellen aus der Charte von 1814, 1830 und aus dem Eide Carl's X. und Ludwig Philipp's abgedruckt.

An den schon oben erwähnten Abschnitt über das Rechtsmittel der appels comme d'abus knüpft Dupin eine Abhandlung: *Des congrégations et associations:* (pag. XXXIII 279—316) mit der Bemerkung: Un des plus grands abus, parce que c'est un de plus dangereux, est celui qu'on peut faire à l'ombre des congrégations et associations qui ont pour cause et pour prétexte un objet religieux. Er beginnt mit allgemeinen Grundsätzen und aphoristischen Notizen aus dem römischen Recht, dann einer speciellen Darstellung des wegen der Bacchanalien im Jahre 566 der Stadt angestellten Verfahrens (nach Livius), und leitet die Bestimmungen des französischen Rechts mit dem Satze ein: La police romaine sur les associations, est devenue l'une des maximes de notre droit public français: — ein gewaltiger Sprung von den Bacchanalien zum Verhältnisse Frankreichs. Die geschichtliche Vermittlung fehlt hier vollständig und ein Zusammenhang römischer und französischer Ideen ist um so weniger annehmbar, als der Associationsgeist, wie ihn das Mittelalter kennt und die neuere Zeit umgestaltend entwickelt hat, den Römern durchaus fremd war. Nach einer Uebersicht von Gesetzen seit dem vierzehnten Jahrhunderte, theilt der Verf. die neueren Edicte seit 1804 nebst den Motiven von Portalis u. s. w. darüber mit (vergl. noch pag. 337. 338. 507. 508). Die Angelegenheit der Jesuiten wird nur mit wenigen Worten berührt; es bedurfte freilich auch keiner besondern Ausführung, da die generelle Gesetzgebung hier unmittelbare Anwendung erleidet, weshalb auch das Gouvernement durch Vermittelung der Curie beim Jesuiten-General das günstigste Resultat herbeiführen konnte, „ohne auf irgend eines der Rechte der weltlichen Gewalt zu verzichten," wie unter allgemeinem Beifall der Kammer der Minister Guizot zu erklären vermochte.

Der folgende Abschnitt: Séminaires - Enseignement: (pag. XXXIII. XXXIV. 316—368. 508. 509. 529 seq.) ist in unserm Handbuche nichts weniger, als irgend erschöpfend. Die Entscheidung der Hauptfrage hat sich der Verfasser aber auch freilich noch vorbehalten (: j'amène la question de liberté d'enseignement jusqu'au jour de la présentation de la loi actuellement soumise à la Chambre des pairs). Er giebt uns zuerst die Motive von Portalis über das Gesetz wegen Organisation der bischöflichen Seminare, dann dieses selbst (du 23 Ventôse an XII); hierauf Materialien über die Secundärschulen, endlich die Gesetze von 1825 über die Herstellung einer Anstalt für die höheren kirchlichen Studien. Auf der Basis dieser und anderer Festsetzungen untersucht Dupin nun das Verhältnifs des Staats in Sachen des Unterrichts überhaupt, insbesondere die Frage über die Freiheit des Unterrichts, welche die Kirche für sich in Anspruch nimmt.

Diese Frage ist von der höchsten Wichtigkeit wie für Frankreich, so auch für andere Länder. In diesen sind theils schon Kämpfe bestanden, wie sie jetzt noch in Frankreich geführt werden, theils dürften ähnliche Conflicte zu erwarten sein. In Belgien hat die Geistlichkeit wohl jetzt die unabhängigste Stellung, auf welche der französische Klerus nunmehr auch erwartungsvoll hinblickt. Folgende Notiz mag daher hier am Orte sein. Die Forderung der Freiheit des Unterrichts von Seiten der Kirche war eine der bedeutendsten, welche in Holland gestellt wurde. Die

Digitized by Google

revolutionären Klubbs wurden besonders durch diesen Punct in nähere Beziehungen zum Klerus gebracht und die Revolution selbst dadurch befördert, dafs man die Anordnungen des Königs zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts so darstellte, als ob dadurch die Freiheit untergraben würde. Nach der Trennung Belgiens forderte nun der Klerus die gehoffte Freiheit, die ihm aber in dem begehrten Umfange nicht zugestanden werden konnte. Die Verfassungs-Urkunde sprach zwar die Freiheit aus (Art. XVIII.), aber ihrem Begriffe gemäfs in den Grenzen des Gesetzes: l'instruction publique donnée aux frais de l'état est réglée par la loi. So lange dieses Gesetz noch nicht erschienen, blieb der Zustand schwankend. Einer der Hauptacteurs bei der Revolution, der Bischof von Lüttich v. Bommel hat bereits im Jahre 1839 darüber eine Abhandlung herausgegeben: Exposé des vrais principes sur l'instruction publique primaire et secondaire:, welche jetzt auch in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist, und die interessante Aufschlüsse gewährt. In Folge des freigegebenen Unterrichts bildeten sich nämlich in Belgien Anstalten, in welchen die römisch-katholische Kirche, ja das Christenthum selbst vielfache Anfeindungen erfuhr. Es standen sich nun zwei Parteien gegenüber, welche sich selbst Philosophes und Catholiques nannten und sich aufs Heftigste bekämpften. Der Klerus hatte aber seinen früheren politischen Einflufs nicht mehr behaupten können und die Besorgnifs zu unterliegen mufste wachsen. Die von ihm gegründeten Normalschulen hatten im Ganzen wenig Erfolg, während die Privatanstalten, unter der Leitung unbeachteter und daher häufig unfähiger Lehrer, das Volk fast mehr zurückbrachten, als förderten. Beide Parteien wünschten nun das gleiche Mittel, das Staatsgesetz, um zu ihrem freilich entgegen stehenden Resultate zu gelangen. Der Bischof v. Bommel äufsert darüber: Nous avons d'autant plus hâte de voir arriver une bonne loi, que déjà l'absence de cette loi à permis de faire beaucoup et très mal en plusieurs endroits: der Inhalt dieses Gesetzes sollte aber freilich nach Principien geregelt werden, die dem kirchlichen Interesse entsprachen: il faut admettre sans restriction cette conséquence, ou cesser d'être catholique: — In Preufsen soll dieses auch geschehen sein (en Prusse l'instruction est presque entièrement confiée au clergé, mais sous la direction suprême d'un des ministres du roi): der Bischof scheint hier aus Berichten rheinischer Kleriker die Verhältnisse so zu fassen, wie sie mit dem Erzbischof von Droste-Vischering viele als das Normale wünschenswerth finden. Aber in Frankreich? Hier haben sich die Angelegenheiten nach des Bischofs Ansicht so gestellt, dafs alle Zugeständnisse nur illusorisch seien. Die Legislation erfolgte übrigens für Belgien 1841 und 1843 und zwar im Ganzen zu Gunsten des Klerus (s. *Warnkönig* a. a. O. S. 83). Dies Beispiel Belgiens dürfte lehrreich sein *), die Erledigung des Conflicts in Frankreich aber wird wohl nicht in dem Sinne erfolgen, wie es die kirchliche Partei fördert; andrer Seits erscheint indessen allerdings der gegenwärtige Zustand keineswegs befriedigend.

Bis zum Ausbruche der Revolution von 1789 wurde der mittlere Unterricht meistens von der Geistlichkeit unter der Aufsicht des Staats geleitet. Seitdem erfolgten Aenderungen und durch das Gesetz des Convents vom 19. December 1792 wurden die Schulen der Inspection der Municipalitäten untergeben, dabei aber das Princip der Freiheit des Unterrichts ausgesprochen. Diesem gegenüber wünschte eine politische Partei, dafs der Unterricht dem Staate vollständig unterworfen werde, um seinem Zweck zu dienen. Napoleon, anfangs dem Grundsatze der Freiheit zugethan, änderte später seine Ansicht und machte das gesammte Schulwesen von der durch ihn gegründeten kaiserlichen Universität abhängig (s. die Stiftungsurkunde vom 10. Mai 1806 nebst den verschiedenen dazu gehörigen Declarationen bei *Hermens* a. a. O. Bd. II. S. 390 flg.). Gleich nach dem Sturze des Kaisers wurden die beschränkenden Gesetze modificirt, die Universität selbst wurde aber beibehalten. Das Schulwesen blieb daher Sache des Staats, unter der beschränkenden Gewalt der Universität als einer selbst gebundenen Staatsanstalt. Von Unbefangenen wurde das darin liegende

*) Die Analogien zwischen der katholischen und philosophischen Partei in Frankreich und Belgien treten namentlich bestimmt hervor. M. s. *Pflanz* über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. Stuttgart 1836. 8. *Reuchlin* das Christenthum in Frankreich, innerhalb und aufserhalb der Kirche. Hamburg 1837. 8.

Digitized by Google

Mifsverhältnifs nicht verkannt und die Charte von 1830 verhiefs ein Gesetz für die Freiheit des Unterrichts in Art. 69: qu'il serait „pourvu par des lois séparées et dans le plus court délai possible à divers objets, notamment *l'instruction publique* et *la liberté de l'enseignement.*" Für den Primär-Unterricht entsprach ein Gesetz von 1833, für den Secundär-Unterricht, insbesondere die kleineren geistlichen Seminare wird seit 1836 daran gearbeitet. Indem der Klerus aber hierbei vorzugsweise seinen Einflufs zu erhöhen die beste Gelegenheit hat, ist er aufs Eifrigste bemüht, die volle Freiheit des Unterrichts durchzusetzen, um dann selbst zur Herrschaft zu gelangen. Die Auseinandersetzung bei Dupin a. a. O. und vorzüglich bei Warnkönig S. 57 folg. 74 folg. giebt über den Eifer und die Heftigkeit, mit welcher diese Angelegenheit betrieben wird, die klarste Einsicht, beleuchtet zugleich auch die neueren Vorschläge und begründet damit die Hoffnung, dafs das zu erwartende Gesetz sowohl den Druck beseitigen werde, der bisher von der Universität ausging, als zugleich, mit Gewährung der Freiheit, der Zügellosigkeit einen Damm werde entgegen stellen können: denn die Freiheit ist eine geregelte (m. s. die wohl zu beachtenden Bemerkungen bei unserm Verf. pag. 351. 352).

Die Gegenstände, über welche Dupin noch weiterhin Materialien liefert, sind, aufser einer Notiz über die versuchte Substitution des römischen Breviers in die Stelle des französischen pag. 368. 369, die Kirchengüter, Fabriken und Begräbnifs. Ueber die Erhaltung und Administration des Kirchenguts wird nur das Decret vom 6. November 1813, die Entscheidung des Königs gegen den Erzbischof von Paris in Beziehung auf die Verwendung des früheren erzbischöflichen Palastes von 1837 und ein Edict von 1749 über Amortisation mitgetheilt pag. 370—386; dann folgt über die Kirchenfabriken das Decret vom 30sten December 1809 und 12ten Januar 1825 pag. 387—407, und über Begräbnifs das Decret vom 23 Prairial an XII und die dahin gehörigen Artikel des Code pénal pag. 408—412 ohne alle weitere Erläuterung. Einige Entscheidungen des Cassationshofes pag. 420 seq., die Chronologie der Päpste pag. 425 seq., der französischen Könige pag. 440 seq., einige Bemerkungen über kirchliche Zeitrechnung und eine: bibliothèque choisie contenant l'indication des ouvrages les plus utiles et les plus estimés sur l'histoire ecclésiastique et le droit canonique pag. 445—464 bilden den Schlufs. Die auserlesene Bibliothek, mit kurzen Urtheilen über die einzelnen Schriften versehen, ist fast allein auf die französische Literatur beschränkt und auch darin höchst ungenügend. Von Doujat kennt er nur die Ausgabe Paris 1677. 12., nicht die von Schott; bei Aufzählung der Editionen des Corpus juris can. ist die der Brüder Pithoei von Desmarès „la plus belle et la plus correcte." Der editio Romana, der von J. H. Böhmer, Richter wird nicht gedacht und aus der deutschen Literatur wird nur Walter in der Uebersetzung von A. de Roquemont. Paris 1840 angeführt und also charakterisirt: cet ouvrage est fort savant et rempli de faits:

Möchten die Juristen Frankreichs sich auf dem von ihnen schon zu lange sehr vernachläfsigten Gebiete der Rechtswissenschaft überhaupt und namentlich des Kirchenrechts wieder den Ruhm erwerben, der ihren Ahnen noch immer mit Freuden in Deutschland zugestanden wird. Willig und ohne Neid wird den französischen Juristen der Gegenwart der Preis zuerkannt werden, wenn sie ihn sich errungen haben.

H. F. Jacobson.

Digitized by Google

Northwestern
University
Library

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Juli 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des Juli-Heftes.

Jahrbücher Nr. 1—20.

Seite

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation, and copious notes, critical, philological, and explanatory, almost entirely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuos commentary; accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained and matters discussed in the notes. By the rev. S. T. Bloomfield. Vol. II. London, MDCCCXLIII. — Poppo. . . . 1

Статистическое Описаніе Китанскаго имперій и пр. (Statistische Beschreibung des chinesischen Reiches, nebst einer geographischen Karte in fünf Blättern). 2 Theile. St.-P., 1843. — Schott. . . 143

Lanzelet. Eine Erzählung von Ulrich von Zatzikhoven. Herausgegeben von K. A. Hahn. Frankfurt am M., 1845. — Haupt. 105

Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Eine kurzgefafste geschichtliche Darstellung mit Urkunden und andern Beilagen, so wie mit einer Abhandlung über den Spitzbogen in der Architektur der Alten als Vorläufer der Grundzüge der deutschen Baukunst und auch an des Verfassers Werk „die Ornamentik des Mittelalters" sich anreihend von Ritter Carl Heideloff. Nürnberg, 1844. — Guhl. 41

Seite

Sinnius Capito. Eine Abhandlung zur Geschichte der römischen Grammatik von Martin Hertz. Berlin, 1844 — Mercklin. 14

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passayr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operationsplanen, so wie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Sieberer's, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler anderer. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr stark vermehrte Ausgabe. Zwei Theile. Leipzig, 1845. — Jacob. 29

Choix de Peintures de Pompéi, la plupart de sujet historique, lithographiées en couleur par M. Roux, et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains, par M. Raoul-Rochette. I. Livraison. Paris, 1844. — Brunn. 118

Wissenschaftliche Grammatik der französischen Sprache von Dr. G. L. Staedler. Berlin, 1843. — Schnakenburg. 153

Ob Schrift? Ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger; von Gust. Ad. Wislicenus. Dritte Auflage. Leipzig, 1845. — Frantz. 67

Digitized by Google

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei **Wilh. Besser** in Berlin (44 Behrenstrafse).

Im Verlag von **Wilhelm Meck** in Constanz ist erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Eiselein, J., Professor, Grundlinien der deutschen sprachlêre in reimversen. gr. 8. geh. 10 Sgr. oder 36 Kr. rhein.

Holzapfel, F. X., Grundlehren der Elementar-Geometrie mit Anwendung auf Berechnung der Körper und Flächen; für den ersten Unterricht an Bürgerschulen. Mit 6 Steindrucktafeln. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 10 Sgr. oder 36 Kr. rhein.

Demnächst erscheint:

Sammlung aller auf das gesammte Schulwesen in Baden bezüglichen Gesetze und Verordnungen. 20 Sgr. oder 1 Fl. 12 Kr. rhein.

Neu erschienene Bücher der **Dieterichschen** Buchhandlung in Göttingen:

Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. II. von den Jahren 1842—1844. gr. 4. à 8 Thlr.

Hieraus einzeln:

— do. der historisch-philologischen Classe. Bd. II. à 3 Thlr. 8 gGr.

— do. der physicalischen Classe. Bd. II. à 4 Thlr.

Grefe, F. B., Leitfaden zum Studium des Hannoverschen Privatrechts. Th. II. Aufl. 2. gr. 8. à 2 Thlr.
(Theil I. Aufl. 2. erschien 1829 und kostet 1 Thlr.).

Hermann, K. Fr., Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus. Erste Abtheilung. gr. 4. à 12 gGr.

Kraut, W. Th., Grundrifs zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht mit Einschlufs des Lehn- und Handelsrechts nebst beigefügten Quellen. Dritte verm. u. verb. Aufl. gr. 8. à 2 Thlr. 12 gGr.

Langenbeck, C. J. M., Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten in Verbindung mit der Beschreibung der chirurgischen Operationen, oder gesammte ausführliche Chirurgie für praktische Aerzte und Wundärzte. Band V. Abth. 3. (von den Geschwüllsten). gr. 8. à 2 Thlr. 16 gGr.

(Die Bände I—V. 2. sind auf 6 Thlr. herabgesetzt.)

(Martens Recueil) Fortsetzung unter dem Titel:

Nouveau Recueil général de Traités, conventions et autres transactions remarquables etc. pr. Fr. Murhard. Tom. III. l'an 1842. gr. 8. à 4 Thlr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Bd. II. gr. 8. à 2 Thlr. 8 gGr.

(Bd. I. erschien 1843 und kostet 1 Thlr. 16 gGr.)

Fuchs, L. H., Lehrbuch der speciellen Nosologie und Therapie. Bd. I. compl. Klassen und Familien. gr. 8. à 3 Thlr. 16 gGr.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

I.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation, and copious notes, critical, philological, and explanatory, almost entirely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuos commentary; accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained and matters discussed in the notes. By the rev. S. T. Bloomfield, DD. F. S. A. of Sidney college, Cambridge; vicar of Bisbrooke, Rutland; editor of the Greek testament with English notes. Illustrated by various maps and plans, mostly taken from actual surveys. In two volumes. Vol. II. London, Longman, Brown, Green, et Longmans. MDCCCXLIII. XVI u. 724 S. gr. 8.*

Der erste Band dieses Werkes ist von Rec. in diesen Blättern Jahrg. 1844. Monat Januar no. 18 ff. beurtheilt worden. Der zweite hier anzuzeigende, welcher die 5 übrigen Bücher der Geschichte des Thukydides umfafst und das Werk schliefst, ist dem ersten der Bearbeitung nach gleich. Nur treten die Mängel desselben in kritischer Hinsicht bei dem zweiten Bande deshalb noch weit mehr hervor als bei dem ersten, weil bekanntlich in den letzten Büchern des Thukydides die bessern Handschriften weit öfter als in den frühern von einander abweichen, die Lesart von dem relativen Werthe der vatikanischen Handschrift, einer Pariser und des Valla in Vergleich gegen die übrigen bessern Manuscripte (Cass. Aug. Cl. Ven. Pal. It. u. a.) nicht selten abhängig ist, und daher die neuern Herausgeber öfter eine verschiedene Wahl getroffen haben. Da nun Hr. Bloomfield, wie wir bei Besprechung des ersten Bandes gesehen haben, sich vorgenommen hatte, durch Revision der 4 Texte von Haacke, Bekker, Rec. und Göller einen Mustertext zu liefern, die Abweichungen von den 4 erwähnten Ausgaben und, wo es nöthig wäre, von der Vulgata systematisch zu verzeichnen und die Gründe für oder wider die einzelnen Lesarten anzugeben, so ist offenbar, dafs sich dem englischen Herausgeber für die 2 bis 3 letzten Bücher ein reichliches Material zur Prüfung und Beurtheilung darbot. Sollte diese auf eine zweckmäfsige Weise erfolgen, so mufste der Herausgeber eine bestimmte Ansicht über den relativen Werth der genannten Handschriften zu erlangen suchen und das Resultat dieser Untersuchung in der Vorrede oder einem Excurse entwickeln. Aber eine solche Entwickelung des gröfsern oder geringern Werthes der Handschriften, ja nur eine Aufzählung und Eintheilung derselben, findet sich in dem 2ten Bande eben so wenig als in dem 1sten. Ja, wo Bekker oder andere neue Herausgeber die Lesart aus nur einzelnen Handschriften geändert haben, werden diese nicht selten nicht genannt, sondern blofs gezählt, obgleich es einen grofsen Unterschied macht, ob die *eine* Handschrift, aus der eine neu aufgenommene Lesart geflossen ist, die Vaticanische oder etwa die Pariser, oder die Moskauer, oder eine ähnliche ist. Einzelne Lesarten aber, die nach dem oben angegebenen Plane hätten angeführt und besprochen werden sollen, sind so oft nicht erwähnt, dafs von dem Anfange des 7ten Buches an nur sehr wenige Kapitel zu finden sind, in denen nicht eine oder die andere Lesart der Art übergangen wäre. Und unter diesen sind mehrere, die nicht blofs genannt, sondern sogar in den Text gesetzt sein sollten. Zum Beweise will Rec. angeben, welche nach dem Plane des Herausgebers zu erwähnenden Varian-

Digitized by Google

ten in dem ersten Theile des 7ten Buches nicht berücksichtigt sind.

Kap. 1. § 4. ist nicht bemerkt, dafs Bekker τιν' αὐτοῖς (statt τινὰ αὐτοῖς) ὑπέσχοντο στρατιάν geschrieben hat, was zur Besprechung der Elision bei Thukydides Veranlassung geben konnte. Daselbst ist nicht angedeutet, dafs τέ in den Worten τοῦ τε Ἀρχωνίδου erst von Bekker nur aus den Handschriften Vat. und H. in den Text gesetzt ist und in den Ausgaben von Haacke und Rec. fehlt. Dasselbe war von diesem τέ gleich wieder § 5. in Σελινουντίων τέ τινας und in einer ganzen Anzahl von Stellen (Kap. 11. 18. 20. 25. u. s. w.) zu erinnern. Kap. 2. § 3. ist nicht erwähnt, dafs Bekker in der neuesten Ausg. ἀφίκνεται πρὸς (statt ἐς) τὰς Ἐπιπολάς geschrieben hat. Kap. 3. § 3. heifst es gewöhnlich: ὁ Νικίας ... ἡσύχαζε πρὸς τῷ ἑαυτοῦ τείχει. Aber in Vat. H. steht ἑαυτῶν, zu welcher Variante Rec. bemerkt hat: „Non male. Vid. ad VI, 101, b. Minus apte Niciae quam Atheniensium murus vocatur." Auch diese Variante ist übergangen, obgleich sie verdient hätte sogar in den Text gesetzt zu werden, da ἑαυτοῦ aus einem an dem Plural genommenen Anstofs hervorgegangen ist. Kap. 4. ff. ist nicht angeführt, dafs statt Πλημμύριον Bekker überall Πλημύριον geschrieben hat. In demselben Kapitel § 6. fehlt die Angabe der von Bekker, wiewohl mit Unrecht, aufgenommenen Lesart οἱ πολλοὶ διεφθείροντο statt des blofsen διεφθείροντο. Eben so sind Kap. 5., abgesehen davon, dafs ἑαυτοῦ statt αὐτοῦ mit Bekker gegen andere neue Ausgaben blofs aus Vat. und H. stillschweigend geschrieben ist, die Bekkerschen Lesarten τῷ Γυλίππῳ statt des blofsen Γυλίππῳ und ὁ μὲν Γύλιππος statt ὁ Γύλιππος unerwähnt geblieben, obgleich μέν kaum durch ein Versehen oder eine Correction der Abschreiber haben entstehen zu können, sondern ächt zu sein scheint. Kap. 6. ist nicht nur die Bekkersche Wortstellung σφίσιν εἶναι statt εἶναι σφίσι § 1., sondern auch, was wichtiger ist, die Angabe übergangen, dafs statt προαγαγών § 2. die von Haacke und Göller beibehaltene Vulgata προεξαγαγών ist. Kap. 7. und 16. ist mit Bekker πεζήν statt πεζικήν ohne eine Bemerkung geschrieben, obgleich πεζήν nur in Vat. und H. steht und Rec. und andere neue Herausgeber πεζικήν beibehalten haben. S. die Ausleger zu VI, 33. Kap. 8. zu Ende fehlt die Angabe, dafs Bekker τά vor κατά getilgt hat. Kap. 9. und 10. ist einmal, wenn von der unten zu erwähnenden blofsen Einklammerung von τοῦτο abgesehen wird, keine zu besprechende Variante unbeachtet geblieben; aber diese beiden Kapitel nehmen auch zusammen nur 9 Zeilen ein. Dagegen fehlen gleich wieder Kap. 11. 4 zu erwähnende Varianten, nämlich aufser dem oben angedeuteten τέ § 1., dafs Bekker πολλαῖς eingeklammert, § 2., dafs derselbe ἀπό gestrichen hat, § 3., dafs statt χρήσασθαι von Rec. und Göller χρήσεσθαι geschrieben worden ist. Kap. 12. zu Ende hätte bei ἀναπειρώμεναι die Vulgata ἀποπειρώμεναι erwähnt sein sollen, da sie noch in der gröfsern Ausgabe von Haacke steht, aus der einzigen Handschrift H. geändert ist und Gelegenheit gegeben hätte, die Studirenden, für welche Hr. Bloomfield seine Ausgabe bestimmt hat, auf den Unterschied der Verba ἀναπειρᾶσθαι und ἀποπειρᾶσθαι mit einigen Worten aufmerksam zu machen. Kap. 13. ist die Variante καὶ νῦν ἔτι statt καὶ ἔτι νῦν übergangen, obgleich sie Rec. in den Text gesetzt und als allein dem Sprachgebrauche genügend entsprechend zu erweisen gesucht hat. Vgl. I, 8. 93. II, 15. Schneid. zu Xen. Cyr. IV, 2, 8. Kap. 14. § 4. ist nicht angegeben, dafs Bekker ὑμᾶς vor εἰδότας nach Vat. H. Reg. gestrichen hat, obgleich der englische Herausgeber unserm gelehrten Landsmanne vielmehr hierin hätte folgen sollen, da das Pronomen für einen Zusatz der Ausleger anzusehen ist. Kap. 16. ist nicht bemerkt, dafs Bekker καὶ vor ναυτικήν getilgt hat. Eben so fehlt Kap. 17. die Angabe der Bekkerschen Wortstellung αὐτοῖς οἱ πρέσβεις statt οἱ κ πρέσβεις αὐτοῖς. Kap. 18. hätte erstlich die Variante des cod. Gr. ἐθέλωσι statt θέλωσι in den Worten ἢν δίκας θέλωσι διδόναι nicht übergangen sein sollen, da Rec. jene Form für die richtige erklärt hatte; noch weniger aber durfte verschwiegen werden, dafs Bekker ἐξ Ἄργους vor ὁρμώμενοι § 3. eingefügt hat. Kap. 19. war die Vulgata παραπλήσιον δὲ οὐ πολλῷ πλέον statt παραπλήσιον δὲ καὶ οὐ π. π. aus ähnlichen Gründen, wie Kap. 12. ἀποπειρώμεναι, und § 4. die Vulgata ἐν τοῖς πρώτοις statt ἐν τοῖς πρῶτοι, weil sie blofs aus Conjectur geändert ist und der Herausgeber 27, 3. selbst πρώτοις jetzt wieder hergestellt hat, anzuführen. Kap. 20. zu Anf. ist nicht erwähnt, dafs Bekker τῆς Δεκελείας mit Hinzufügung des Artikels geschrieben hat, welche Lesart sogar der Aufnahme in den Text nicht unwürdig war, da Dekelea kurz vorher, Kap. 19., schon

Digitized by Google

zwei Mal erwähnt ist, das zweite Mal bereits mit dem Artikel.

Es würde unnütz sein, wenn wir dem Herausgeber in dieser Hinsicht noch weiter folgen wollten, da diese aus dem engen Raume von 20 Kapiteln entlehnten Beispiele zur Genüge zeigen, wie weit derselbe davon entfernt ist, sein Versprechen erfüllt zu haben, die Abweichungen seines Textes von den vier erwähnten Ausgaben systematisch zu verzeichnen. Noch weniger hat er daher daran gedacht, in solchen Stellen, wo die Lesarten guter Handschriften zwar noch von keinem der genannten Herausgeber aufgenommen oder ausdrücklich gebilligt worden sind, aber man zweifelhaft sein kann, ob dieses nicht hätte geschehen sollen, die Varianten anzuführen. So sind namentlich mehrere Lesarten von Vat und H. der Art unerwähnt geblieben, als L. VII, Kap. 6. μηδὲ ἀμύνεσθαι statt μηδὲ μάχεσθαι, Kap. 11. Γύλιππος ὁ Λακεδαιμόνιος und διὰ πλῆθος (statt διὰ τὸ πλ.) τῶν ἐναντίων, u. a., so wie manche, die schon den Beifall namhafter Gelehrten gefunden hatten, als Kap. 22. παρεσκεύαστο des cod. Gr. statt παρεσκευάσατο gebilligt von Duker, Kap. 25. ὅπως in Vat. H. statt οἵπερ gebilligt von Hermann, Kap. 29. ἧσσον in Cass. und einigen andern statt ἥσσων vorgezogen von Dobree.

Obgleich ferner der Herausgeber die Studirenden in den Stand setzen wollte, über die Richtigkeit der einzelnen Lesarten selbst zu urtheilen, in welchem Falle freilich, wie schon oben bemerkt, die Citate der Handschriften anders eingerichtet sein mufsten, so hat er doch wiederholt einzelne Wörter in Klammern geschlossen, ohne anzudeuten, ob sie aus äufsern oder innern Gründen und aus welchen verdächtig sind. So VII, 9. zu Ende τοῦτο, (welches nicht hätte eingeklammert, sondern gestrichen werden sollen, da seine Unechtheit nicht zweifelhaft sein kann; s. Rec. zu der ang. Stelle, dem in der Stereotypausgabe auch Bekker gefolgt ist;) ferner Kap. 21. ἄν nach χαλεπωτάτους (von dem fast dasselbe gilt, s. dort Rec), Kap. 32. σφίσι, Kap. 63. ἄν nach δικαίων.

Was der Herausgeber in kritischer Hinsicht geleistet hat, besteht darin, dafs er 1) in einzelnen Stellen, in welchen er die Varianten berücksichtigt, Mittheilungen aus seiner neuen Vergleichung des cod. Clar. und einer andern Cambridger Handschrift, so wie in den letzten drei Büchern einer Handschrift des brittischen Museums („a most correctly and beautifully written M S., said by Montfaucon to be ac ancient as the tenth century") giebt; 2) dafs er einige neue Conjecturen aufgestellt hat. Was aber die Collationen des cod. Clar. und des cod. Cambr. (T.) betrifft, so hat Hr. Bloomfield sie schon viel vollständiger dem Rec. mitzutheilen die Güte gehabt, und sie sind von ihm in drei Supplementbänden seiner Ausgabe verzeichnet worden; die Angabe der Lesarten der Handschrift des brittischen Museums erfolgt zu selten, (der Herausgeber hätte, um den kritischen Apparat zu vervollständigen, in einem Appendix die Collation vollständig mittheilen sollen) und die Ausbeute ist so gut wie keine. Von den Conjecturen aber dürfte kaum eine dem Herausg. eigenthümliche Beifall finden. Zum Beweise wollen wir die in den ersten 60—65 Kapiteln des 7ten Buches vorkommenden, auf die Schriften des Thukydides bezüglichen durchgehen, wie wir denn aus demselben Raume auch alle übrige Beweisstellen für unsere Erinnerungen entlehnen werden, da wir so am besten darthuen zu können hoffen, wie viel oder wie wenig in diesem Werke zu wünschen übrig ist.

Also Kap. 7. in den Worten τρόπῳ ᾧ ἂν ἐν ὁλκάσιν ἢ πλοίοις ἢ ἄλλως ὅπως ἂν προχωρῇ vermuthet Hr. Bloomfield, es müsse statt ᾧ ἄν gelesen werden ὁτῳοῦν. Veranlassung zu dieser Conjectur haben Bauer und Matthiä in der zweiten Ausg. seiner Grammatik gegeben, die τρόπῳ ᾧ ἄν gegen die Sprachgesetze τρόπῳ ὡτινιοῦν erklärten. Dafs aber ὁτῳοῦν in ᾧ ἄν verderbt sei, wird niemandem wahrscheinlich scheinen, und dafs es einer Conjectur nicht bedürfe, hat Rec. zu der angeführten Stelle mit seinen eigenen Worten und denen Hermann's (de Part. ἄν l. II. c. 12. und l. IV. c. 5.) und Engelhardt's (Adnot. crit. ad Demosth. S. 60.) gezeigt. Kap. 16. wird gewöhnlich geschrieben, die Athener hätten den Eurymedon nach Sicilien gesandt ἄγοντα εἴκοσι τάλαντα ἀργυρίου. Aber Diodor erwähnt statt 20 Talente 140, und dafs 20 nicht die richtige Zahl sein könne, da diese Summe für die athenische Flotte in Sicilien nicht eine Woche gereicht haben würde, hat Arnold gezeigt. Da nun cod. H. und Valla (nicht, wie unser Herausg. sagt, *two* Mss. and Valla) καὶ ἑκατόν nach εἴκοσι hinzufügen, so ist alle Schwierigkeit gehoben. Aber unser Herausgeber, statt zwei Autoritäten, denen er selbst anderwärts ohne Bedenken gefolgt ist, anzuerkennen, ver-

Digitized by Google

kleinert dieselben mit den Worten such slender warrant as *one* secondrate Ms. (wo er auch vergifst, dafs er eben von zwei Manuscripten gesprochen hat) and a version, blofs um zu vermuthen, man müsse ἐννενήκοντα (wie statt des richtigen ἐνενήκοντα geschrieben ist) statt εἴκοσι lesen, da κ' und ϟ' (welche Zahlzeichen doch in den Handschriften hier sich nicht zu finden scheinen) hätten verwechselt werden können! Noch unglücklicher ist eine zu Kap. 19. vorgetragene Conjectur. Da dort die Worte ἀπέχει δὲ ἡ Δεκέλεια σταδίουν μάλιστα τῆς τῶν Ἀθηναίων πόλεως εἴκοσι καὶ ἑκατὸν, παραπλήσιον δὲ καὶ οὐ πολλῷ πλέον καὶ ἀπὸ τῆς Βοιωτίας, eine geographische Schwierigkeit darbieten, so vermuthet der Herausg., man müsse τῆς Βοιωτῶν oder τῆς Βοιωτίων (nämlich πόλεως) lesen und Theben verstehen. Hier hätte erstens nicht die Wahl zwischen Βοιωτῶν und Βοιωτίων gelassen sein sollen, da nach dem Sprachgebrauche der Prosaiker nur Βοιωτῶν gebilligt werden könnte; dann aber sollte die ganze Conjectur nicht vorgebracht sein, weil Haacke gegen Bredow, der denselben Sinn aus der Vulgata durch Ableitung derselben von dem Nominativ ἡ Βοιωτίας gewinnen wollte, gezeigt hat, dafs Theben bei keinem alten Schriftsteller *die Stadt der Böoter*, wie etwa Athen die der Athener, genannt werde oder habe genannt werden können, da Böotien aus einem Städtebunde bestand, von welchen freien Städten keine Theben schlechthin als die Stadt der Böoter anerkannt hätte. Eher läfst sich die zweite schon früher von Hrn. Bloomfield vorgetragene Conjectur hören, dafs die Abweichung in den Handschriften, nach welcher in den meisten ἐπί, nur in zweien (welche dem Herausgeber hier inferior Mss. zu nennen beliebt, obgleich er in sehr vielen Stellen nach Bekker aus ihnen die Lesart geändert hat) ἀπό steht, davon herrühre, weil Thukydides keine von beiden Präpositionen gebraucht habe. Aber es ist doch weit weniger wahrscheinlich, dafs die Abschreiber oder Grammatiker, nachdem sie eben ohne Anstofs ἀπέχει τῆς τῶν Ἀθηναίων πόλεως und so oft ἀπέχειν mit dem blofsen Genitiv gelesen hatten, im zweiten Gliede die Hinzufügung einer Präposition, und die meisten überdiefs einer so verkehrten, als ἐπί ist, für nöthig erachtet haben sollten, als dafs ἀπό, da es wirklich von Thukydides gesetzt war, durch Fahrlässigkeit in ἐπί verderbt worden ist. Wenigstens hätte die Präposition nicht im Texte getilgt, sondern höchstens ἀπό durch Klammern oder ein anderes Zeichen als nicht ganz sicher bezeichnet sein sollen. Eine verwerfliche Conjectur findet sich ferner Kap. 36. Hier steht gewöhnlich in einem von ἐνόμισαν οἱ Συρακόσιοι abhängigen Satze: ἀντίπρωροι γὰρ ταῖς ἐμβολαῖς χρώμενοι ἀναῤῥήξειν τὰ πρώραθεν αὐτοῖς. Nachdem nun Hr. Bloomfield erst Reiske's Conjectur ἀντιπρώροις deshalb abgewiesen hat, weil es nicht wahrscheinlich sei, dafs unser Schriftsteller eine kurz zuvor gebrauchte Redensart wiederholt haben sollte, vermuthet er seiner Seits, die wahre Lesart sei ἀντίπρωρον (durch einen Druckfehler steht ἀντιπρώρου). Hier fragt man sich zuerst verwundert, wozu diese Conjectur soll; denn da die Vulgata nicht an und für sich Anstofs verursacht, sondern nur deshalb von Reiske eine Aenderung vorgeschlagen ist, weil es ihm nicht wahrscheinlich schien, dafs Thukydides einmal ἀντιπρώροις ταῖς ἐμβολαῖς χρῆσθαι, einmal ἀντίπρωροι ταῖς ἐμβολαῖς χρῆσθαι geschrieben haben sollte, so ist offenbar, dafs, wenn man diesen Grund, wie Hr. Bloomfield, nicht anerkennt, alle Nothwendigkeit einer Conjectur wegfällt. Und wie stützt derselbe seine Vermuthung? Er bemerkt, sie würde bestätigt durch die bald folgenden Worte: τῇ τε πρότερον ἀμαθίᾳ τῶν κυβερνητῶν δοκούσῃ εἶναι, τὸ ἀντίπρωρον ξυγκροῦσαι, μάλιστ' ἂν αὐτοὶ χρήσασθαι. Aber dort ist die Lesart ganz unsicher, da statt ξυγκροῦσαι in den meisten Handschriften ξυγκρούσει steht; und sollte selbst die von Hrn. Bloomfield beibehaltene Vulgata richtig sein, so dürfte es nicht nothwendig sein ἀντίπρωρον als Adverbium zu betrachten, sondern entweder ein abgekürztes schema etymologicum für ἀντίπρωρον ξύγκρουσιν ξυγκροῦσαι anzunehmen, oder τὸ ἀντίπρωρον ξυγκροῦσαι für τό τινα ἀντίπρωρον ξυγκρ. gesetzt sein können; wenigstens finden sich nicht selten Beispiele der Auslassung des τινά bei einem im allgemeinen Sinne zu verstehenden Infinitiv.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

North... University Library

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation, and copious notes, critical, philological, and explanatory, almost entirely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuos commentary; accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained and matters discussed in the notes. By the rev. S. T. Bloomfield.*

(Fortsetzung.)

Von dem adverbialen Gebrauch von ἀντίπρωρον, den Rec. für zweifelhaft erklärt hatte, behauptet der englische Gelehrte, er werde vollkommen gesichert (entirely established) durch eine offenbar mit Rücksicht auf diese Stelle (?!) geschriebene Stelle des Plutarch ἐμβολαὶ μὲν οὖν ἦσαν οὐδ' ἀναῤῥήξεις νεῶν — τῶν Καίσαρος οὐ μόνον ἀντιπρώρων συμφέρεσθαι πρὸς χαλκώματα στερεὰ φυλασσομένων. Denn dort müsse ἀντιπρώρων, welches nicht richtig sein könne, unstreitig in ἀντίπρωρον verändert werden. Aber erstens ist es offenbar, dafs, wenn bei Plutarch eine Aenderung nöthig wäre, noch leichter ἀντιπρώρως, als ἀντίπρωρον hergestellt werden könnte; es bedarf aber durchaus keiner Veränderung, da, so wie im Nominativ richtig gesagt würde αἱ νῆες φυλάσσονται ἀντίπρωροι συμφέρεσθαι, so im Genitiv zu schreiben ist τῶν νεῶν φυλασσομένων ἀντιπρώρων συμφέρεσθαι. Ferner Kap. 44. in den Worten ἄλλοι δὲ τὸ ἀπὸ τῆς πρώτης παρατείχισμα τῶν Συρακοσίων οὐχ ὑπομενόντων τῶν φυλάκων ᾕρουν hat der Herausgeber nach πρώτης ein paar Sternchen gesetzt und nimmt an, es sei ein Substantiv ausgefallen. Allein ἀπὸ πρώτης adverbial steht I, 77. (welche von Haacke angeführte Stelle Hr. Bloomf. nicht beachtet hat), woraus von selbst folgt, dafs dieselbe Formel zwischen den Artikel und ein Substantiv gestellt adjectivisch gebraucht werden kann, was nebst dem Artikel τῆς noch durch die Stelle ὁ ἀπὸ τῆς ἴσης III, 40. bestätigt wird. Die Schwierigkeit also, welche unsere Worte enthalten, ist nicht grammatisch, sondern beruht auf den Sachverhältnissen und kann durch Annahme einer Ellipse eines beliebigen Substantivs nicht gehoben werden. Uebergehen können wir hier, dafs der Herausgeber, wie in der 1sten Ausg., Kap. 50. ἡ τοῖς Συρακοσίοις στάσις [ἐς] φίλια ἐξεπεπτώκει geschrieben hat und στάσις φιλία für die richtige Lesart hält, was eine Muthmafsung Bauer's ist, deren Unrichtigkeit aus der Wortstellung sich genügend ergiebt, da der Gebrauch der Participia, wie er gleich in τοὺς ἐκ τῆς Πελοποννήσου ὁπλίτας ἀποσταλέντας vorkommt, nicht ohne weiteres auf Adjectiva überzutragen ist. Endlich Kap. 60. hat der Herausgeber, wie oben zu Kap. 16., statt einer guten Handschrift zu folgen lieber eine unwahrscheinliche Conjectur aufgestellt. Statt nämlich in den Worten ὁ δὲ Νικίας, ἐπειδὴ τὰ πολλὰ ἑτοῖμα ἦν, ὁρῶν καὶ τοὺς στρατιώτας... ἀθυμοῦντας,... παρεκελεύσατο, das nutzlose καί nach cod. Vat. zu streichen, nimmt er an, es seien nach demselben die Worte τοὺς στρατηγοὺς καί ausgefallen, obgleich Nicias im Folgenden nicht die Feldherrn und die Soldaten, sondern die Soldaten allein anredet und ermuntert.

Diese Proben werden genügen, die Beschaffenheit der Conjecturen des Herausgebers klar zu machen. Endlich gehört noch zu einem gereinigten Texte, wie ihn Hr. Bloomfield geben wollte, eine gute Interpunction, und hierüber müssen um so mehr noch ein paar Worte hinzugefügt werden, da schon auf dem Titel dieses Werkes a carefully amended punctuation versprochen wird. Dafs dieses jedoch nicht eben streng zu nehmen sei, haben wir schon bei dem 1sten Bande gesehen. Hier wollen wir zuerst auf den Mifsbrauch

Digitized by Google

aufmerksam machen, den sich der Herausgeber mit den Gedankenstrichen erlaubt. So lesen wir VII, 22. αἱ δὲ πέντε καὶ τεσσαράκοντα ἐκ τοῦ ἐλάσσονος — οὗ ἦν καὶ τὸ νεώριον αὐτοῖς περιέπλεον, wo wahrscheinlich ein 2ter Strich nach αὐτοῖς fehlt, da in dieser Ausgabe die Gedankenstriche auch als Parenthesenzeichen stehen, aber auch so bei einem einfachen relativen Zwischensatze ungehörig statt blofser Commata. So bei ähnlichen relativen Zwischensätzen Kap. 62. und sonst, ja selbst Kap. 52. ταῖς τε ναυσὶν ἐκπλέουσιν — οὔσαις ἓξ καὶ ἑβδομήκοντα — καὶ τῷ πεζῷ ἅμα πρὸς τὰ τείχη ἐχώρουν. Noch ärgerer Mifsbrauch aber ist in Stellen folgender Art mit dem Gedankenstrich getrieben. Kap. 33. καὶ βουλόμενοι τὴν στρατιὰν αὐτόθι πᾶσαν ἀθροίσαντες, εἴ τις ὑπελέλειπτο ἐξετάσαι, καὶ τοὺς Θουρίους πεῖσαι σφίσι ξυστρατεύειν τε ὡς προθυμότατα, — καὶ, ἐπειδήπερ ἐν τούτῳ τύχης εἰσὶ, τοὺς αὐτοὺς ἐχθροὺς καὶ φίλους τοῖς Ἀθηναίοις νομίζειν, περιέκεινον ἐν τῇ Θουρίᾳ. Kap. 44. ὥστε τέλος, ξυμπεσόντες αὐτοῖς κατὰ πολλὰ τοῦ στρατοπέδου, ἐπεὶ ἅπαξ ἐταράχθησαν, φίλοι τε φίλοι καὶ πολῖται πολίταις, — οὐ μόνον ἐς φόβον κατέστησαν. Kap. 56. καὶ ἦν δὲ ἄξιος ὁ ἀγὼν κατά τε ταῦτα, καὶ ὅτι οὐχὶ Ἀθηναίων μόνον περιεγίγνοντο, ἀλλὰ καὶ τῶν ἄλλων πολλῶν ξυμμάχων, — καὶ οὐδ' αὐτοὶ αὖ μόνον, ἀλλὰ καὶ μετὰ τῶν ξυμβοηθησάντων σφίσι. Andere Beispiele der Art findet man Kap. 60. 61. 63. u. s. w. Anzuerkennen aber ist, dafs der Herausgeber im Ganzen löbliche Aufmerksamkeit auf die Interpunction verwandt hat und, wenn man mit seiner Theorie der Interpunction, nach der er lieber zu viele als zu wenige Zeichen hat setzen wollen, übereinstimmt, man nur selten von ihm abzuweichen genöthigt sein wird. Indefs geht, was jene Theorie betrifft, der Herausgeber in Anwendung des Comma allzu weit, wie wenn er VII, 62. interpungirt: ἃ δὲ ἀρωγὰ ἐνείδομεν, ἐπὶ τῇ τοῦ λιμένος στενότητι, πρὸς τὸν μέλλοντα ὄχλον τῶν νεῶν ἔσεσθαι, καὶ πρὸς τὴν ἐκείνων ἐπὶ τῶν καταστρωμάτων παρασκευὴν — οἷς πρότερον ἐβλαπτόμεθα — πάντα καὶ ἡμῖν νῦν, ἐκ τῶν παρόντων, μετὰ τῶν κυβερνητῶν ἐσκεμμένα ἡτοίμασται. Hiervon abgesehen aber ist die Interpunction doch in einzelnen Stellen unrichtig, wie in den kurz vorher aus VII, 33. angeführten Worten entweder das Comma nach ἀθροίσαντες hätte weggelassen oder ein 2tes nach ὑπελέλειπτο gesetzt sein sollen, und wie Kap. 28. zu mifsbilligen ist, dafs der Herausg. interpungirt hat οἱ μὲν ἐνιαυτὸν, οἱ δὲ δύο, οἱ δὲ τριῶν γε ἐτῶν, οὐδεὶς πλείω, χρόνον und sich des nach πλείω gesetzten Commas ausdrücklich rühmt, obgleich es, wenn πλείω zu χρόνον gehören soll, störend ist, πλείω aber auf ἔτη zu beziehen die Wortstellung, vermöge der es πλειόνων heifsen müfste, nicht erlaubt. Einige andere Beispiele unrichtiger Interpunction werden noch unten gelegentlich erwähnt werden. Aus allem oben Entwickelten erhellt, dafs der Herausgeber hinter dem in der Vorrede zum 1sten Theile gegebenen Versprechen „a standard — text" zu liefern weit zurückgeblieben ist.

Wir wollen uns nun zur Betrachtung des Commentares wenden, welches der wichtigere Theil des vorliegenden Werkes ist. Hier ist aber zunächst zu bedauern, dafs der Verfasser, wie wir schon bei Beurtheilung des ersten Theiles gesehen haben, Sacherklärungen und besonders geographische und historische Erläuterungen in der Regel von seinem Plane ausgeschlossen hat, da man diese aus seiner Uebersetzung mit Noten und aus den geographischen Werken von Leake entnehmen solle. Hiervon ist nur einige Male, entweder weil es wegen Besprechung einer kritischen oder grammatischen Schwierigkeit nöthig schien, oder weil sich gerade in einer neuen englischen Karte oder geographischen Abhandlung eine Veranlassung dazu darbot, abgewichen. So sind VII, 19. zur Darlegung der Unrichtigkeit der gewöhnlichen Lesart einige Worte über die Lage von Dekelea gesagt und Kap. 35. giebt die Erklärung des Verb. ἐπικαταβαίνειν Veranlassung den Weg, auf welchem die Athener zur Mündung des Hylias zu gelangen suchten, zu besprechen, obgleich noch gar nicht feststeht, auch Hr. Bloomfield selbst gar nicht festzustellen versucht hat, welchem jetzigen Flüfschen der alte Hylias entspricht. Dieses sind die zwei einzigen geographischen Anmerkungen zu dem ganzen 7ten Buche, aufser dafs einige Male ein paar Worte über die Umgebungen von Syrakus mit Verweisung auf die beigefügte Abhandlung und Karte von Leake gesagt sind. Diese Abhandlung dient für den Feldzug in Sicilien in sofern zur Ergänzung des Planes des Herausgebers, als sie die ganzen Operationen der Athener bei ihrem 2ten Zuge nach dieser Insel und die Unternehmungen und Veranstaltungen ihrer Gegner im Zusammenhange und mit Bestimmungen der Oertlichkeiten kurz darlegt. Indefs ist Rec. doch durch diese Abhandlung keinesweges so befriedigt worden, als er es nach

Digitized by Google

den sonstigen Leistungen des berühmten Reisebeschreibers und geographischen Forschers erwartete. Der Verfasser stellt gewöhnlich seine Ansicht schlechthin auf, ohne bei streitigen Puncten, deren es bei der Belagerung von Syrakus in Betreff der Oertlichkeiten so viele giebt, die entgegengesetzten Meinungen zu widerlegen. Man erfährt daher zwar die Vorstellungen des Hrn. Leake über die Lage der Orte, die grofsentheils mit den Arnoldschen übereinstimmen, aber gewinnt nicht selten keine Ueberzeugung, dafs das die allein richtigen seien. Bei Bestimmung der Richtung der Werke der Athener und der Gegenwerke der Syrakusaner ist, um von Didot u. a. zu schweigen, nicht einmal auf das in England selbst erschienene besondere Schriftchen von Dunbar Rücksicht genommen, der auch in dem kürzlich herausgekommenen Appendix zu dem griechisch-englischen Lexicon mehrere auf diesen Punct bezügliche Ansichten von Leake bestritten hat. Die Karte von Syrakus und seinen Umgebungen „formed by the Colonel partly on an actual surrey by order of Government, and partly on his own personal examination on the spot," scheint auch kein Fortschritt gegen die Arnoldsche zu sein. Aufser dieser Abhandlung über Syrakus scheint Leake dem Herausgeber noch eine zweite über Amphipolis und seine Umgegend versprochen zu haben; denn zu V, 6. heifst es: „See the plan (von Kerdylion) in the Appendix," zu V, 10. S. 192. „See the remarks on the topography of Amphipolis in the Appendix;" in diesem Anhange finden sich jedoch weder Bemerkungen über die Lage von Amphipolis noch ein Plan dieser Stadt, so dafs die mehrfachen geographischen Bedenken, welche die Stelle V, 7 ff. verursacht, gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. Die diesem Bande beigefügten Karten bestehen aufser der erwähnten von Syrakus in einer Karte des nördlichen Griechenlands (die ganz ohne Werth ist), einem Plan des Hafens von Navarin und einem des Isthmus von Korinth, von welchen die beiden letztern mit den Arnoldschen zu vergleichen sind. Die sehr wenigen historischen Noten beschränken sich fast ganz auf Aufnahme einiger Stellen der Geschichte von Thirwall in die Anmerkungen.

So beruht denn der eigentliche Werth dieses Werkes zunächst in den Spracherläuterungen, da der Verfasser aus der reichen Fülle seiner Collectaneen zahlreiche Beispiele zur Begründung des Sprachgebrauches beizufügen und den bei spätern Schriftstellern zu findenden Nachahmungen des Thukydides fleifsig nachzuspüren pflegt. Nur kehren dabei die schon beim ersten Theile gerügten Mängel auch bei dem zweiten wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Sinnius Capito. Eine Abhandlung zur Geschichte der römischen Grammatik von Martin Hertz. Berlin, 1844. 37 S. 8.

Mit dieser kleinen Schrift ist Hr. H., der sein Geschick für derartige Untersuchungen schon in der Abhandlung de Cinciis bewährt hat, einem vom Professor Osenbrüggen in Dorpat am Schlusse seiner Einleitung zu Cicero's Rede p. Roscio Am. geäufserten Desiderium schleunig nachgekommen, um sie zugleich Böckh an seinem Geburtstage darzubringen. Wir begegnen auch hier einer saubern und gelehrten Untersuchung, die zudem durch die kurze Zeit zwischen dem Erscheinen des Osenbrüggenschen Buches und dem genannten Termin bedingt war. — Aus der Combination der Ereignisse und Schriftsteller, welche Sinnius berücksichtigte, mit denen, die uns seine Kunde überliefert haben, gewinnt Hr. H. (S. 6—13) das sichere Resultat, dafs derselbe ein jüngerer Zeitgenosse des Varro (116—27) gewesen, der vielleicht bis an das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung reichte, was auch durch die gelehrte Gesellschaft, in der sein Name erscheint, bestätigt wird. Jede solche Anführung mufs die Untersuchung entweder durch neue Elemente fördern oder die gewonnenen bestätigen, falls sie nur nicht in ganz zusammenhangslosen Lacunen des Festus steht, und so sind auch einige von Hrn. H. zur Erzielung eines chronologischen Resultates als unbrauchbar abgewiesene nicht zu verachten. Denn zu der Erörterung über soloecismus bei Gell. V, 20 dürfte dem Sinnius wohl Lucilius Gelegenheit gegeben haben, von dem Pompejus de barbarismo (p. 430 L) sagt: Lucilius autem dixit centum (soloecismos) et enumerat omnes. Exstat liber ipsius, dicit illud et illud; nam ait sic: Adde soloecismo (n) genera atque vocabula centum. (S. Heusde Ep. ad C. F. Hermann de Lucil. p. 34 und Hrn. H. in d. Ztschr. f. d. A. W. 1845, n. 50. p. 398). Danach würde sich hieraus dieselbe Zeitbestimmung ergeben, die Hr. H. bereits aus Fest. s. v. nequam gewonnen hat (S. 6), wo Sinnius ebenfalls einen Vers des Lucilius behandelt. Nun braucht Sinnius um so weniger als Commentator des Lucilius betrachtet zu werden, wie auch Hr. H. S. 22 gegen Heusde urtheilt, da wir bei Gell. l. c. seine Briefe als den Ort kennen lernen, wo diese an Lucilius anknüpfende Erörterungen sich befanden. Die Exposition bei Fest. l. l. ist aber eine parömiographische. Läfst man nun auch diese den Briefen entnommen sein, so dürften sich diese überhaupt, wovon Hr. H. selbst S. 22 zweifelhaft denkt, als der Fundort seiner Sprichwörtererklärungen herausstellen. Der

Digitized by Google

Vers des Lucilius documentirt zugleich die Unkunde des Gellius: Nostri quoque antiquiores soloecum facile, soloecismum haud scio an unquam dixerint und die Annahme (S. 27 n. 28), Gellius habe in des Sinnius Worten soloecismus est impar et inconveniens compositura partium orationis wohl nur das von jenem gebrauchte Wort imparilitas in den gangbaren technischen Ausdruck umgesetzt, ist an sich wenig dringend und namentlich, wenn jene Definition sich an Lucilius anschlofs. Mit seiner imparilitas tritt Sinnius in die Reihe der Puristen (Gell. XIII, 6.), wie er in seinen Etymologieen von Hrn. H. (S. 24) den Romanisten zugerechnet wird. — Mit mehr Unrecht scheint Hr. H. auch den Manilius abgewiesen zu haben, in dessen Gesellschaft Sinnius bei Fest. s. v. sexagenarios auftritt. Denn dem zukünftigen Herausgeber des Gellius ist Gell. XVII, 7. entgangen, wo dieser vir apprime doctus als Zeitgenosse des älteren Q. Mucius Scaevola und des Brutus erscheint, wie auch des P. Nigidius, also in einer dem Sinnius fast gleichzeitigen und ebenbürtigen Gruppe. Gell. XIX, 14. u. V, 21. (S. 11). — Nicht so leicht ist est, über Antonius Panurgus, oder, wie er nach Festus s. v. numero einstweilen heifsen mufs, Panurgus Antonius (das seltene cognomen giebt Fabrett. Inscr. n. 588) zu urtheilen, da sich dessen Beziehung zu Sinnius mit Antonius s. v. topper, welche beide Müller für identisch hielt, und mit dem problematischen Grammatiker Ennius verwickelt. Hr. H. giebt über diesen schätzbare Nachweise (S. auch Ztschr. f. d. A. W. 1845. n. 50. p. 395) und er kennt ihn auch in der handschriftlichen Lesart bei Festus l. l. an, während Müller für irus. Ennius las ira. Sinnius. Wenn Hr. H. dabei nicht urgiren will, dafs Festus ihn sonst überall mit beiden Namen nennt, so ist ihm nur entgangen, dafs Müller auch bei Festus p. 364 tertium, quartum differre ait a tertio, quarto, quintus, quod quid factum sit significat für quintus Sinnius vorgeschlagen hat, ohne sich das Unsichere des Bruchstücks zu verhehlen. Müllers Conjectur aber steht nicht nur nichts entgegen, sondern zu einer solchen Aeufserung, die von der grammatischen Richtung des Sinnius gar nicht ausgeschlossen wird, fand sich vielleicht in den libb. spectaculorum ein besonderer Anlafs. Cf. Gell. X, 1. Eam rem Pompejus exquisitissime retulit ad doctissimos civitatis, quumque dissentiretur etc. Die Grammatiker Ennius und Sinnius, die sich hier den Rang streitig machen, sind aber vielleicht schon im Alterthum verwechselt worden. Denn zu der Aehnlichkeit ihrer Namen kömmt hinzu, dafs von beiden auch Schriften unter gleichem Titel vorhanden waren. Wie jener nach Sueton. de ill. gr. 1. duos libros de literis syllabisque geschrieben, so gab es von Sinnius einen liber de syllabis. Die Notiz darüber, welche Hrn. H. entgangen ist, giebt Pompejus Com. in art. Donat. p. 31 L.: Est libellus de syllabis, legite illum. Non de syllabis dicit ad artem grammaticam pertinentes, sed dicit ibi R litera quot syllabas facit et computat. Puta illa et illa litera facit quatuordecim syllabas et illa et illa tot facit, nec ulterius. Sinni est liber Capitonis. Dafs Artorius und Antonius Panurgus auseinander gehalten werden, ist nach dem gegenwärtigen Standpuncte unserer Kenntnifs nur zu billigen, aber wenn Hr. H. bei Artorius an den von Quint. IX, 1, 2 erwähnten Rhetoriker C. Artorius Proculus denken will, über den wir sonst nichts wissen, und von dem Quintilian wie von einem Lebenden zu sprechen scheint, so liegt der gelehrte Leibarzt des Augustus, M. Artorius, der 31. a. Chr. starb und den seine Landsleute, die Smyrnäer, πολυμαθίας χάριν ehrten, wenigstens eben so nahe (S. Obbarius in d. Zeitschr. f. d. A. W. 1844. n. 74). — Nachdem so die Zeit des Sinnius festgestellt worden, entwickelt Hr. H. (S. 13—27) theils aus der gelehrten Richtung dieser, theils aus den Ueberresten des Sinnius und den Urtheilen der Alten über ihn seine schriftstellerische Thätigkeit und Bedeutung. Wie bei den meisten gelehrten Zeitgenossen waren auch seine Studien grammatische und historisch-antiquarische. Nur scheint es braucht darum nicht auch eine strenge Scheidung seiner Schriften nach beiden Richtungen hin angenommen zu werden und am wenigsten glaublich ist es, dafs die Briefe, die an verschiedene Personen geschrieben waren, alle dieselbe Farbe trugen (S. 16). Und wohin sollte man denn die Sprichwörtererklärungen verweisen, wenn sie nicht blofs beiläufig vorkamen? Vielmehr scheint, wie auch die Titel der Bücher waren, Grammatisches und Antiquarisches sich durchdrungen und belebt zu haben und Varros Ueberbleibsel geben dazu den Beleg. Aufser den erwähnten Briefen ist nur noch eine Schrift dem Titel nach überliefert. Lactantius incl. div. VI. 20. 35. nennt libri spectaculorum, ein schon damals, wie auch Varros Beispiel beweist, beliebtes Thema, das auch Suetonius behandelte. Für uns tritt als besonders eigenthümlich in den wissenschaftlichen Leistungen des Sinnius seine Sprichwörtererklärung hervor, wovon Festus 7 Proben giebt. Auch dafür bietet sein Zeitalter in den Menippeischen Satiren des Varro eine Analogie, während sich aus der Folgezeit nur der späte Apulejus mit wenigstens zwei Büchern de proverbiis (Charis. p. 144. L.) nennen läfst, unsres Wissens der einzige constatirte Parömiograph in der römischen Literatur. — Die Autorität des Sinnius scheint nach den Prädicaten, mit denen er beehrt wird, und der Berücksichtigung, die er, noch für uns wahrnehmbar, genofs (S. 15), nicht gering anzuschlagen. Der einzige Widerspruch, den er bei Neueren gefunden (Fest. s. v. Sardi venales) ist schon von Müller zu d. St. und mit einem neuen Grunde von Hrn. H. S. 34 n. 40 schlagend zurückgewiesen. Den Schlufs machen die Bruchstücke (S. 27—37), denen nun als viertes liber de syllabis (Pompej. p. 31 L.) und als 30stes und letztes Fest. s. v. tertium p. 364 einzureihen sind. — Möchte diese Monographie nicht der letzte Griff sein, den Hr. H. in den reichen Quellenschatz des Verrius Flaccus gethan hat. Erst nach zahlreichen Vorarbeiten dieser Art wird sich ein sicheres Urtheil über die Methode des Verrius Flaccus und schliefslich über die Redaction des Festus gestalten können, zu dem bereits Müller in der Vorrede und den Commentaren fruchtbare Winke niedergelegt hat.

Mercklin.

Digitized by Google

University Library

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation, and copious notes critical, philological, and explanatory, almost entirely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuos commentary; accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained and matters discussed in the notes. By the rev. S. T. Bloomfield.*

(Fortsetzung.)

Hierher gehört 1) die nicht selten unglückliche Auswahl des zu Erklärenden und nicht zu Erklärenden. Auf der einen Seite nämlich ist manches erläutert, worüber nicht zu sprechen war. Dahin gehört, dafs VII, 4. ὥστε erklärt wird consequently, hereupon; dafs VII, 15. Beispiele zu ξυγγνώμης τυγχάνειν angeführt werden; dafs VII, 33. εἴ τις, überdies ungenau genug, durch ὅστις erklärt ist; dafs, nachdem schon wiederholt Thukydides ἄχθεσθαι mit dem Dativ und V, 7. mit einem ganz ähnlichen Nomen verbunden dagewesen ist, zu VII, 47. ἀχθομένους τῇ μονῇ Beispiele dieses Wortes aus anderen Schriftstellern citirt, das Lateinische gravari aliquid, das sich doch durch den Casus unterscheidet und vielmehr dem Griechischen βαρύνεσθαι entspricht, verglichen und entwickelt wird, ἄχθεσθαι sei metaphorisch gesagt und die Metapher von einer schwer belasteten Person oder Sache entlehnt. Ein und das andere Mal kehrt auch das unfruchtbare Etymologisiren von Eigennamen wieder, das in den Anmerkungen zu der Uebersetzung des Herausgebers so weit getrieben ist. So giebt derselbe zu VII, 2., wo der Korinther Gongylos zuerst genannt ist, statt etwa über den bestrittenen Accent dieses Namens zu sprechen, oder etwas von den späteren Schicksalen des Mannes anzumerken, folgende Erklärung des Namens: „This proper name seems to be a diminutive of and old adjective, not preserved in the Greek writers, γόγγρος, *round*; and when applied to a person, denoted what we call a *squab*, i. e. a short thick person; being one of the many names formed from personal peculiarities. The noun γόγγος is derived from the Sanscrit *gonga*, „round"; (die einzige Probe der Sanscritanischen Gelehrsamkeit des Herausg., die dem Rec. aufgestossen ist, was deshalb bemerkt werden muss, damit nicht etwa die Freunde des Sanscrit in diesen Anmerkungen eine Fundgrube für ihr Lieblingsstudium zu finden glauben;) whence the name of a round metal instrument used in the eart: from γόγγος came the noun γόγγων, a stupid, *thick-headed* fellow, and γόγγρος, for γόγγυρος, a *conger-eel*, and also the round excrescence on the trunks of trees: γόγγρος is of the same form with σπόγγος, φθόγγος, and the obsolete λόγγος, preserved in the Latin *longus*." Schwerlich dürfte jemand nach dieser Probe nach andern Namensetymologien des Herausg. begierig sein! Dagegen fehlen grammatische und erklärende Anmerkungen über Worte, an welchen man Anstofs nehmen kann oder mufs. So ist VII, 5. über die Worte τῆς γὰρ ἵππου καὶ τῶν ἀκοντιστῶν τὴν ὠφέλειαν τῇ τάξει, ἐντὸς λίαν τῶν τειχῶν ποιήσας, ἀφελέσθαι nichts gesagt, obgleich die Construction auffallend und auf verschiedene Weise erklärt worden ist. Kap. 6. wäre, wenn das nach einer Parenthese scheinbar überflüssige οὖν in ἀντεπῄεσαν οὖν unbesprochen bleiben sollte, wiewohl es wenigstens mit ein paar Worten zu berühren war, die Erklärung des Satzes ἔφθασαν παροικοδομήσαντες καὶ παρελθόντες τὴν τῶν Ἀθηναίων οἰκοδομίαν durchaus nothwendig gewesen, während man jetzt nur eine kritische Note darüber bekommt, dafs die in einem Manuscript fehlenden Worte καὶ παρελθόντες nicht auszulassen

Digitized by Google

seien, aber was unter dem παροικοδομεῖν καὶ παρελθεῖν zu verstehen sei, worüber sich die Ausleger verschiedene Vorstellungen gebildet haben, nicht erfährt, obgleich dieses schon deshalb erforderlich war, weil in der kritischen Note gesagt ist, καὶ παρελθόντες sei für den Sinn der Stelle beinahe nothwendig. Kap. 17. ist auf die Verbindung des Conjunctivs und Optativs in ὅπως πειράσωσι καὶ κωλύοιεν nicht aufmerksam gemacht, noch ein Citat beigeschrieben. Kap. 20. ist über das τέ in ᾧ εἴρητο καὶ ἐς Ἄργος ἀφικομένῳ (nach welchem Worte fälschlich ein Komma steht, da ἀφικομένῳ nicht Attribut von ᾧ ist, sondern nach bekannter Attraction als Prädicat zu παρακαλεῖν gehört) κατὰ τὸ ξυμμαχικὸν παρακαλεῖν Ἀργείων τε ὁπλίτας ἐπὶ τὰς ναῦς gar nichts gesagt, ob es gleich nach der Interpunction des Herausg., der ein Punct nach Ἀργείων gesetzt hat, abgeschmackt und auch bei veränderter Interpunction kaum zu rechtfertigen ist, worüber aus der Ausgabe des Rec. das Nähere zu ersehen ist. Da Hr. Bloomfield aus dem dort Gesagten lernen konnte, dafs dieses τέ schon mehrfach von den Gelehrten besprochen worden ist, so ist sein Schweigen über dasselbe um so mehr zu tadeln. Kap. 21. schweigt er eben so theils über die anstöfsige Construction μὴ ἀθυμεῖν ἐπιχειρήσειν, theils, was noch mehr zu verwundern ist, über den ungewöhnlichen Gebrauch von ὑπέχειν in καὶ σφᾶς ἂν τὸ αὐτὸ ὁμοίως τοῖς ἐναντίοις ὑποσχεῖν. Kap. 25. ist nichts über das μυριοφόρος genannte Schiff gesagt, obgleich es den Gelehrten sehr zweifelhaft geschienen hat, was für 10000 Dinge dieses Schiff getragen habe. Ebendaselbst ist nichts über die Construction der Worte ἔπεμψαν δὲ καὶ ἐς τὰς πόλεις πρέσβεις οἱ Συρακόσιοι Κορινθίων καὶ Ἀμπρακιωτῶν καὶ Λακεδαιμονίων erinnert. Und doch kann man darüber ungewiss sein, und ist es gewesen, ob die Genitive Κορινθίων ... Λακεδαιμονίων von πρέσβεις, oder von πόλεις abhängig seien. Kap. 32. ist über die beiden Namen Κεντόριπάς τε καὶ Ἀλικυαίους, von welchen der erstere eine sehr ungewöhnliche Form hat, der zweite aus geographischen Gründen kaum für richtig gehalten werden kann, keine Sylbe bemerkt. Und dergleichen Uebergehungsfehler liefsen sich viele aufzählen. In andern Stellen schweigt der Herausg. zwar nicht gänzlich, aber er spricht über sehr schwierige Worte so kurz, dafs man, warum ihre Erklärung zweifelhaft scheinen kann, und was in ihnen ungewöhnlich ist, nicht erfährt. So lautet zu den sehr dunklen Worten VII, 4. καὶ μετὰ ταῦτα ἐτείχιζον οἱ Συρακόσιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι διὰ τῶν Ἐπιπολῶν, ἀπὸ τῆς πόλεως ἀρξάμενοι ἄνω, (wo die Stellung des Commas offenbar fehlerhaft ist,) πρὸς τὸ ἐγκάρσιον τεῖχος ἁπλοῦν, die ganze Anmerkung des Herausg. so: Πρὸς τὸ ἐγκάρσιον, „in a cross direction", so as to cross the Athenian wall. Es wird zwar aufserdem auf die Karte und Leake's Abhandlung verwiesen, aber aus beiden ersieht man eben so wenig, was in unsern Worten zweifelhaft und streitig ist. Nicht besser ist die Erläuterung von VII, 29. zu Ende: καὶ ξυμφορὰ τῇ πόλει πάσῃ οὐδεμιᾶς ἧσσων μᾶλλον ἑτέρας ἀδόκητός τε ἐπέπεσεν αὕτη καὶ δεινή. Hier wird, nachdem bemerkt ist, οὐδεμιᾶς ἧσσον (wie statt ἧσσων in der Note steht) sei keine blofse Erklärung von μᾶλλον ἑτέρας, vielmehr, wie Haacke erinnert habe, stärker gesagt, hinzugefügt, in der That seien diese Worte zum Folgenden zu ziehen und der Sinn, obgleich durch die Kürze des Ausdrucks und die Härte der Sprache verdunkelt, scheine zu sein: „and this calamity to a whole city, white in extent and dirceness inferior to no one, was rather than any other a visitation unexpectedly befalling, as it were like a thunderbott." Aus dieser Uebersetzung ist schwer zu erkennen, wie sich der Herausg. die Construction der Worte gedacht hat; man möchte beinahe vermuthen, er habe construirt καὶ ξυμφορὰ αὕτη τῇ πόλει πάσῃ οὐδεμιᾶς ἧσσων καὶ δεινὴ ἐπέπεσεν μᾶλλον ἑτέρας ἀδόκητός [τε], wenn ihm dadurch nicht eine offenbare Verkehrtheit aufgebürdet würde. Allzu kurz ist auch die Erklärung von τῆς ἴσης φρουρᾶς VII, 27. u. a. m.

Dann ist der Herausgeber 2) in dem Bestreben, Nachahmungen des Thukydideischen Sprachgebrauches aufzufinden, wie in seinen frühern Schriften, zu weit gegangen und hat eine Anzahl derselben angemerkt, die kein unpartheiischer Beurtheiler als solche anerkennen wird. So behauptet er, dafs die Worte VII, 42. εἰ πέρας μηδὲν ἔσται σφίσι τοῦ ἀπαλλαγῆναι τοῦ κινδύνου offenbar nachgeahmt seien von Josephus, der πέρας τε κακῶν οὐδὲν ἦν und χαλεπῶς ἤκουσεν εἰ μηδὲν πέρας αὐτῇ τῶν ἐξ Ἡρ. κινδύνων ἔσται gesagt habe. Als ob Josephus eine so gewöhnliche Wendung wie πέρας κακῶν von einem Schriftsteller, der πέρας τοῦ ἀπαλλαγῆναι κινδύνου gesagt hat, zu entlehnen nöthig gehabt hätte! Geradezu lächerlich ist, dafs zu VII, 50. ἦν γάρ τι καὶ ἄγαν θειασμῷ τε καὶ τῷ τοιούτῳ προς κείμε-

Digitized by Google

νος bemerkt wird, γάρ τι statt γάρ τοι sei von dem Herausgeber gebilligt worden, da aller Grund da sei anzunehmen, dafs Josephus so gelesen habe, der wahrscheinlich mit Hinsicht auf unsern Schriftsteller τούτοις περισσὸν δή τι προςεῖχεν Ἀ. σεβομένη περὶ τὸ θεῖον geschrieben habe. Hiermit hängt zusammen, dafs nach einer Wendung des Thukydides andere gleich richtige, die bei andern Schriftstellern vorkommen, leichtsinnig verändert werden. So begnügt sich der Herausgeber zu VII, 55. ἐν παντὶ δὴ ἀθυμίας ἦσαν nicht damit, Beispiele von ἐν παντὶ mit dem Genitiv anzuführen, sondern er will auch bei Aeschines ἐν παντὶ δὲ κακῷ γενόμενος in κακοῦ, bei Xenophon εἰς πάντα κίνδυνον ἦλθον in κινδύνου verändert wissen, obgleich er selbst noch eine Stelle des Plutarch hinzufügt, in der ἐν παντὶ γενέσθαι κακῷ stehe. Und Kap. 56. zu τὴν σφετέρας πόλιν ἐμπαρασχόντες προκινδυνεῦσαι wird, nachdem das ungewöhnlichere ἐμπαρέχειν erläutert ist, vermuthet, Aristophanes Wolk. V. 440. habe statt Τουτὶ τό γ' ἐμὸν σῶμ' αὐτοῖσιν Παρέχω τύπτειν geschrieben αὐτοῖσ' ἐμπαρέχω, eine wegen des Zerreissens des Verses höchst unglückliche und an sich durchaus leichtsinnige Conjectur, da παρέχειν mit dem Infinitiv viel gebräuchlicher ist als ἐμπαρέχειν. Hr. Bloomfield aber will dieses nur für das gewöhnliche (nicht attische) Griechisch anerkennen, was ihm nicht nur Veranlassung giebt die bekannte Stelle des Lukas τῷ τύπτοντί σε ἐπὶ τὴν σιαγόνα πάρεχε καὶ τὴν ἄλλην anzuführen, sondern sogar hinzuzusetzen, so werde auch ἔδωκα gebraucht, wie bei Jesaias τὸν νῶτόν μου ἔδωκα εἰς μάστιγας. Sapienti sat!

Drittens hat der Herausgeber, wo er Ansichten anderer Ausleger berichtet, die Worte derselben mehrmals flüchtig angesehen, und er bindet ihnen daher bisweilen Falsches auf. So berichtet er zu VII, 27. mit Unrecht, Bekker habe ζεύγη statt ὑποζύγια aufgenommen. Kap. 32., wo ὅπως μὴ δι[αφ]ήσωσι τοὺς πολεμίους geschrieben, und die Conjectur von Rec. διήσουσι gebilligt ist, wird gesagt, der Grund, weshalb diese Muthmafsung nur schüchtern (timidly) von Rec. aufgestellt worden sei, scheine zu sein, weil die hier erforderliche Bedeutung von διιέναι *durchlassen*, *den Durchzug gestatten*) den Kritikern unbekannt gewesen sei; so sei sie selbst dem Rec. unbekannt gewesen („thus it was unknown even to Poppo"). Und doch hat Rec. geschrieben: „quum διιέναι *usitatum* verbum sit, quo exprimatur *transitum dare*, *duchlassen*." Und wie hätte er es auch anders als das gebräuchliche Wort für diesen Begriff bezeichnen sollen, da es allein in der Anabasis des Xenophon in ein paar Stellen (von welchen Stellen Hr. Bloomfield wenigstens annehmen mufste, dafs sie dem Rec. bekannt wären, da er sie in dem Index seiner Ausgabe verzeichnet hat), so vorkommt, und andere Beispiele dieses Gebrauches aus den Wörterbüchern und Indices des Polybius, Dio Cassius u. a. leicht zu entnehmen waren. Eine sehr wirre Anmerkung ist die über ἀῤῥωστίᾳ Kap. 47. zu Anf.: Ἀῤῥωστία seams to bear here the same sense as in the similar phrase ἐν ἀῤῥωστίᾳ at III, 15, 2. ἐν ἀῤῥωστίᾳ ἦσαν τοῦ στρατεύειν, for ἐν ἀπροθυμίᾳ, „they were in no mind for, but were (as wewould say) sick of campaigning." This view of the sense, originally propounded by me in my Translation with notes, has since, J find, been adopted by Dukas and Poppo: and the reason assigned by Portus for rejecting the above sense, (namely on the ground of its being deficient in authority,) Jam enabled to overrule, by adducing, what J have since noted, an exemple of the word in exactly this sense, *afflictam fortunam, reduced state of things.* Hier läfst der Herausgeber seine Erklärung von Dukas gebilligt werden, obgleich dessen Commentar weit eher als der des englischen Gelehrten erschienen ist. Ferner läfst er diese Erklärung von Portus verwerfen, wiewohl dieser keinen Grund, warum er die eine oder die andere Auslegung gebilligt, angegeben hat, sondern schlechthin ἀῤῥωστίαν afflictam fortunam übersetzt, hingegen unser Herausgeber selbst diese Deutung des Wortes in seinem frühern Werke aus dem angeführten Grunde verworfen hat. Endlich steht der Anfang der Anmerkung mit dem Schlufs in Widerspruch; denn anfangs scheint die Erklärung von ἀῤῥωστία durch ἀπροθυμία noch jetzt gebilligt zu werden, und gegen das Bedenken, als komme das Wort sonst so nicht vor, gerechtfertigt werden zu sollen; und dann wird doch ein Beispiel der Bedeutung afflicta fortuna beigebracht, die früher blofs aus dem Grunde, weil sie sich nicht erweisen lasse, verworfen worden ist, also nach Anführung eines solchen Beispieles annehmbar erscheinen mufs. Ferner Kap. 60. ist zu ἀσθενοῦσιν, welches statt ἀσθενέσιν aufgenommen ist, gesagt, Göller und Rec. hätten ἀσθενέσιν beibehalten und bemerkt, ἀσθενεῖς sei der gewöhnlichere Ausdruck von Kranken, dieses sei aber

Digitized by Google

bei den ältern Schriftstellern unrichtig. Aber die Anmerkung von Rec. (denn Göller hat nur stillschweigend ἀσθενέσιν beibehalten) lautet: „'Ασθενέσιν. Vat. ἀσθενοῦσιν, quod de aegrotis usitatius." Er hat also umgekehrt ἀσθενοῦσιν für gewöhnlicher in diesem Sinne erklärt und damit angedeutet, dafs es wohl die Aufnahme in den Text verdienen mochte, nur dieses nach *einer* Handschrift, in der überdies ε über ου übergeschrieben ist, nicht thuen wollen, da er nicht zu entscheiden wagte, ob nicht Spuren des bei spätern Schriftstellern für *krank* vorkommenden ἀσθενής auch bei ältern gefunden werden könnten, worin er jedoch vielleicht zu ängstlich gewesen ist.

Aber 4) auch abgesehen von solchen unrichtigen Relationen über die Ansichten anderer Ausleger hat Hr. Bloomfield selbst nicht eben selten falsche Erklärungen aufgestellt oder unpassende Gründe, weshalb eine oder die andere Lesart zu billigen oder zu verwerfen sei, angeführt. So VII, 12. zu den Worten διανοοῦνται γὰρ, ὡς ἐγὼ πυνθάνομαι, τῷ τε πεζῷ ἅμα τῶν τειχῶν ἡμῶν πειρᾶν, καὶ ταῖς ναυσὶ κατὰ θάλασσαν· καὶ δεινὸν μηδενὶ ὑμῶν δόξῃ εἶναι, ὅτι καὶ κατὰ θάλασσαν, wo er eine Ellipse von εἶπον im letzten Gliede annimmt, obgleich diese ganz willkürlich ist und niemanden zweifelhaft sein kann, dafs διανοοῦνται πειρᾶν aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist. Kap. 13. schreibt Nicias von den Fremden, die sich auf der athenischen Flotte in Sicilien befanden, καὶ οἱ ξένοι οἱ μὲν ἀναγκαστοὶ ἐςβάντες εὐθὺς κατὰ τὰς πόλεις ἀποχωροῦσιν. Hier lehrt der Herausgeber, der Artikel stehe für das Pronomen possessivum; aber was die zwischen Rec. und Didot verhandelte Frage betreffe, ob Städte im Allgemeinen oder die von Sicilien hier zu verstehen seien, so müssen die letztern zwar nach dem Zusammenhange vorzüglich gemeint sein, der Ausdruck aber sei ein allgemeiner, der Streit jedoch sei eine rixa de lana caprina, da der wahre Sinn sei *nach ihren Wohnplätzen*, indem die Redensart αὐτομολεῖν κατὰ τὰς πόλεις nach διαλύεσθαι κατὰ τὰς πόλεις II, 23. II, 78. III, 26. gebildet sei. In diesen Worten sind viele Fehler zusammengedrängt. Erstens lehrt der Herausgeber κατὰ τὰς πόλεις heifse *nach ihren Städten*, *nach Hause*, und versteht doch vornehmlich die Städte Siciliens, sieht sich also genöthigt anzunehmen, dafs die auf der Flotte der Athener befindlichen Fremden gröfstentheils Sikelioten gewesen seien, obgleich dann diese Flotte, deren vorzügliche Ausrüstung wir kennen, unvollständig bemannt ausgeschifft sein müfste, und obgleich nach dem sonstigen Sprachgebrauche unter den auf der athenischen Flotte befindlichen Fremden zunächst an Leute aus den Athen unterworfenen Inseln und Seestädten zu denken ist. Ferner ist zwischen Rec. und Didot nicht darüber verhandelt worden, ob Städte im Allgemeinen oder die Städte Siciliens zu verstehen seien, sondern ob die Worte heifsen *jeder nach seiner Stadt* (d. h. nach dem eben Bemerkten nach den einzelnen Inseln und Städten, aus denen die Fremden auf der Flotte der Athener herstammen), *oder nach den einzelnen Städten Siciliens*, was eine erhebliche Verschiedenheit des Sinnes giebt. Endlich vergleicht der englische Gelehrte falsch διαλύεσθαι κατὰ τὰς πόλεις; denn nicht so, sondern διαλύεσθαι κατὰ πόλεις, steht in den angeführten Stellen, und es kann demnach dort kein Zweifel sein, dafs κατὰ πόλεις *städteweise*, *jeder nach seiner Stadt*, bedeute. Kap. 15. in den Worten desselben Nicias ἀξιῶ δ' ὑμῶν ξυγγνώμης τυγχάνειν billigt Hr. Bloomfield die Erklärung des Scholiasten, nach der ἀξιῶ für ἄξιός ειμι stehen soll; allein es ist durchaus kein Grund da, von der gewöhnlichen Bedeutung *ich erachte es für billig* abzuweichen. Verglichen wird VII, 25. ἔπεμψαν πρέσβεις . . . δηλώσοντας ὅτι ἐν ἐλπίσιν εἰσὶ, καὶ ἀξιώσοντας βοηθεῖν, wo doch ἀξιοῦν offenbar nicht heifsen kann *würdig sein*, sondern *bitten*. Was aber die aufserdem als ähnlich angeführte Stelle des Lukas, ἄξιός ἐστιν ᾧ παρέξει τοῦτο, Aehnliches enthalten soll, ist gar nicht abzusehen. Kap. 32. in den schon oben aus einem andern Grunde angeführten Worten ὅπως μὴ δι[αφ]ήσουσι τοὺς πολεμίους hatte Rec. gegen Bekker's Conjectur διαφρήσουσι ein Bedenken daher entlehnt, dafs kein Compositum von φρεῖν bei Thukydides vorkomme. Dieser Grund scheint dem englischen Gelehrten nicht erheblich; „more to the purpose ist it" sagt er „to urge that the context requires the sense *to allow to pass through*, not *to cause to pass through*." Allein διαφρεῖν entspricht bekanntlich genau dem deutschen *durchlassen*, bedeutet also to allow to pass through.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University
Library

№ 4.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΣ. *The history of the Peloponnesian war, by Thucydides. A new recension of the text, with a carefully amended punctuation, and copious notes, critical, philological, and explanatory, almost entirely original, but partly selected and arranged from the best expositors, and forming a continuos commentary; accompanied with full indexes, both of Greek words and phrases explained and matters discussed in the notes. By the rev. S. T. Bloomfield.*

(Schlufs.)

Kap. 34. schreibt unser Herausgeber: οἱ μὲν γὰρ Κορίνθιοι καὶ Πελοποννήσιοι, πρὸς τῇ γῇ ναυμαχοῦντες, [ῥᾳδίως] καὶ διεσώζοντο, und bemerkt: „the force of the καί is, like our *ever*, that of *however* or *notwithstanding;* in which case a participle or adjective is understood, as here κινδυνεύοντες." Hier haben wir wieder, wie oben an dem εἶπον, eine der ganz willkürlichen Ellipsen, deren der Herausgeber in seinen frühern Werken eine grofse Zahl angenommen hat, von welcher Sucht sich ganz loszumachen er, wie man sieht, auch jetzt noch nicht im Stande gewesen ist, obgleich jetzt solche Beispiele viel seltener sind. Ohne eine solche willkürliche Ergänzung eines Particips aber kann καί die Bedeutung der Partikeln however, notwithstanding, offenbar nicht erlangen. Kap. 36. hat der Herausgeber die Lesart παρέχοντες statt παίοντες in ἀντίπρωροι γὰρ ταῖς ἐμβολαῖς χρώμενοι, ἀναῤῥήξειν τὰ πρώραθεν αὐτοῖς, στερίφοις καὶ παχέσι πρὸς κοῖλα καὶ ἀσθενῆ παρέχοντες τοῖς ἐμβόλοις, beibehalten, bei Vertheidigung derselben aber vermengt er als gleichbedeutend zwei Erklärungen, die sich wesentlich unterscheiden. Zuerst nämlich sagt er, diese Leseart sei eines erträglichen Sinnes fähig, wenn man zu παρέχοντες mit Dobree ἐμβολάς ergänze und παρέχοντες in dem Sinne von offering verstehe. Darauf führt er fort: „Thus the construction will be that laid down by Abresch thus, ἀντίπρωροι γὰρ χρώμενοι ταῖς ἐμβολαῖς (ἐνόμισαν) ἀναῤῥήξειν τὰ πρώραθεν αὐτοῖς τοῖς (ἑαυτῶν) ἐμβόλοις στερίφοις καὶ παχέσι, παρέχοντες ταῦτα πρὸς κοῖλα καὶ ἀσθενῆ (αὐτῶν);" welche Construction dann weiter nach den Andeutungen von Rec. erläutert wird. Aber bei dieser Construction wird ja nicht ἐμβολάς ergänzt, und es müfste nach ihr die Interpunction im Texte eine andere als die oben gegebene sein. Kap. 40. zu Ende werden die Worte ἐς τὰ πλάγια παραπλέοντες erst durch sailing by thom at the flanks ausgedrückt, dann aber wird hinzugesetzt: „namely at prow and poop." Aber wie die Seiten des Schiffes das Vorder- und Hintertheil bezeichnen sollen, ist durchaus nicht abzusehen. Erklärt doch unser Herausgeber selbst Kap. 59. τριήρεσι πλαγίαις richtig placed transverse, or *broadside*; wie kann also das Wort oben die entgegengesetzte Bedeutung haben! Es ist demnach die Schwierigkeit, welche sich in jenen Worten des 40sten Kap. findet, nicht gelöst, sondern zerschnitten. Kap. 42. in der Stelle καί οἱ ξυντομωτάτην ἡγεῖτο διαπολέμησιν· ἢ γὰρ κατορθώσας ἕξειν Συρακούσας, ἢ ἀπάξειν τὴν στρατιάν, καὶ οὐ τρίψεσθαι ἄλλως Ἀθηναίους τε τοὺς ξυστρατευομένους καὶ τὴν ξύμπασαν πόλιν wird die Aufnahme der Lesart τρίψεσθαι statt τρίβεσθαι unter andern damit gerechtfertigt, dafs in dem 2ten Gliede die Futura nicht die Bedeutung von should, sondern von would hätten, welcher Grund gerade das Gegentheil von dem beweist, was er darthuen soll, da, wo der Sinn, auch die Construction mit Recht sich ändert. Aber auch, was vorausgesandt ist, τρίβεσθαι müsse nothwendig in demselben Tempus, worin ἀπάγειν, stehen, und auch τρίψεσθαι müsse den Sinn jenes would haben, kann nicht unbedingt eingeräumt werden, und der Herausgeber ist zu dieser Behauptung nur dadurch

Digitized by Google

verleitet worden, dafs er das Passiv bei der Uebersetzung in das Activ verwandelte. In diesem Falle konnte er freilich Englisch nur sagen: „or else he would draw off the army (statt dessen durch ein Versehen the enemy steht) and not without any purpose consume both the Athenians on service there and the whole state." Aber hätte er das Passivum in dem letzten Sätzchen gesetzt, wie es nach dem Griechischen eigentlich geschehen mufste, so würde gewifs passend gesagt werden können and the Athenians on service should not be consumed; das heifst, um klar zu sprechen, wenn τρίβεσθαι gelesen würde, so wäre nicht, wie zu ἀπάξειν, aus ἡγεῖτο der Begriff ἔλεγε für dieses Verbum zu entlehnen, sondern ἡγεῖτο selbst in dem Sinne von aequum censebat zu ergänzen. Doch führt dieses Rec. nur an, um zu zeigen, dafs die Gründe, welche Hr. Bloomfield gegen τρίβεσθαι geltend macht, nicht dessen unbedingte Verwerflichkeit darthuen. Eine sehr ungrammatische Behauptung desselben Gelehrten aber findet sich wieder Kap. 49. Hier nämlich wird zu den Worten ἐπιχηρυκευόμενον πρὸς αὐτὸν ὥστε μὴ ἀπανίστασθαι gelehrt, die Lesart μηδέ statt μή scheine die richtige zu sein; denn μηδέ könne den Sinn von nullo modo haben. Kap. 56. folgt wieder ein sehr auffallendes Beispiel der falschen Ansichten, die der englische Gelehrte von den Ellipsen hat. In den Worten nämlich τοῦ ναυτικοῦ μέγα μέρος προκόψαντες vermuthet er, der Genitiv sei von dem zu ergänzenden Worte ὁδόν abhängig, obgleich er einräumt kein Beispiel der Verbindung von ὁδόν mit προκόπτειν zu kennen. Hätte er eine richtigere Vorstellung von Ellipsen gehabt, so würde er gewufst haben, dafs ὁδόν wohl bei Adjectiven weiblichen Geschlechts, wo sein Begriff aus dem hinzutretenden Verbum leicht zu entnehmen ist, aber nicht als regierender Kasus eines Genitivs ergänzt werden kann. Kap. 63. zu dem Sätzchen ὑπάρχει δ' ὑμῖν ἔτι νῦν γε τὰ πλείω τῷ πεζῷ ἐπικρατεῖν wird bezweifelt, ob ἐπικρατεῖν je mit einem Accusativ verbunden werden könne. Denn was die Stelle IV, 19. ἐπικρατήσας τὰ πλείω τοῦ πολέμου beträfe, so sei dieses nicht der dort bezweckte Sinn, (d. h. klarer, so seien sie nicht so zu verstehen, dafs der Accusativ von ἐπικρατήσας abhänge, sondern τὰ πλείω sei adverbial zu fassen); in der That sei ἐπικρατ. τοῦ πολέμου „a recondite form of expression for the more common one ἐπ. τῷ πολέμῳ, with wich compare the frequent one in Herodot. ἐπικρ. τῇ μάχῃ." Man sieht, der Herausgeber mufs seltsame Vorstellung von den Casus haben, da er glaubt, ἐπικρατεῖν τοῦ πολέμου könne für ἐπικρ. τῷ πολέμῳ gesagt werden! Jeder Andere würde nicht zweifeln, dafs in der angeführten Stelle der Genitiv von τὰ πλείω abhänge, und würde wissen, dafs, wenn auch ἐπικρ. mit andern Accusativen nicht verbunden wird, seine Verknüpfung mit einem Adjectiv oder Pronomen generis neutrius gar kein Bedenken haben kann. Weiter unten in demselben Kapitel ist, damit es nicht scheine, als ob die Metöken, welche nach der Meinung des Scholiasten angeredet werden sollen, sich in einer günstigern Lage befunden hätten als die wirklichen Bürger, so interpungirt: καὶ τῆς ἀρχῆς τῆς ἡμετέρας οὐκ ἔλασσον κατὰ τὸ ὠφελεῖσθαι ἔς τε τὸ φοβερὸν τοῖς ὑπηκόοις, καὶ τὸ [μὴ] ἀδικεῖσθαι, πολὺ πλεῖον μετείχετε, und es wird gelehrt, die Worte ἔς τε τὸ φοβερὸν τοῖς ὑπηκόοις seien mit dem Vorhergehenden, hingegen καὶ τὸ μὴ ἀδικεῖσθαι mit dem Folgenden zu verbinden. Nach dieser Erklärung hätte demnach das Comma nach ἀδικεῖσθαι gestrichen sein sollen. Was aber die Hauptsache betrifft, so ist diese Auslegung offenbar nicht zu dulden, weil nach derselben die Präposition ἐς vor τὸ μὴ ἀδικεῖσθαι hätte wiederholt werden müssen. Doch dagegen weifs unser Verf. Rath, indem er τὸ μὴ ἀδικεῖσθαι für κατὰ τὸ μὴ ἀδικ. gesetzt sein läfst! Warum er übrigens die oratorische Hyperbel in ἐς τὸ μὴ ἀδικεῖσθαι πολὺ πλεῖον τῆς ἡμετέρας ἀρχῆς μετείχετε für weniger anstöfsig erachtet als die andere ἐς τὸ φοβερὸν τοῖς ὑπηκόοις πολὺ πλεῖον μετείχετε τῆς ἡμ. ἀρχῆς, darüber sich auszusprechen, hat er nicht für nöthig erachtet.

So viel wird mehr als genügen, um zu zeigen, dafs vorliegendes Werk weit hinter den in der Vorrede zu dem ersten Bande gemachten Versprechungen zurückgeblieben ist und dem gegenwärtigen Standpuncte der Philologie nicht entspricht, da es dem Verf. desselben bei allem lexicalischen Wissen an genügender grammatischer Kunde der Sprache fehlt, und er sich durch veraltete Vorurtheile von unhaltbaren Ellipsen u. dgl. zur Annahme unmöglicher Dinge verleiten läfst.

Dennoch ist das Werk für einen Herausgeber oder gelehrten Erklärer des Thukydides unentbehrlich, weil es da, wo die richtige Auslegung nicht zunächst von grammatischen Fragen, sondern von Erläuterung des

Digitized by Google

Sprachgebrauches und des Zusammenhanges abhängig ist, nicht wenige richtige und gute Bemerkungen darbietet. Von diesen ist eine Anzahl nebst verschiedenen Citaten von Parallelstellen, besonders aus Josephus, in den frühern beiden Werken unseres Verf.'s über Thukydides noch nicht zu finden. Ueberhaupt ist anzuerkennen, dafs diese Ausgabe desselben in Vergleich gegen seine frühern beträchtlich gewonnen, und der englische Gelehrte sowohl im Text besonders durch Benutzung der Bekkerschen Stereotypausgabe, als in den Anmerkungen durch Vergleichung des Commentars des Rec., viele Fehler und Mängel der frühern Bearbeitung getilgt hat, was jedoch, wie wir gesehen haben, noch beträchtlich öfter hätte geschehen können, wenn er die genannten Werke mit gröfserer Consequenz und Sorgfalt benutzt hätte.

Angehängt ist diesem Bande aufser der oben angeführten Abhandlung von Leake ein Index über die in den Bemerkungen erklärten Wörter und Redensarten und ein kurzer Index über die berührten Namen und Sachen. Papier und Druck sind, wie schon bei dem ersten Bande bemerkt ist, so gut, als man beides bei englischen Werken zu finden gewohnt ist.

Poppo.

III.

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passayr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. *Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operationsplanen, so wie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Sieberer's, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler anderer. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr stark vermehrte Ausgabe. Zwei Theile. Leipzig,* 1845. *gr.* 8.

Die Episode des Tyroler Krieges im Jahre 1809 ist eine in mehrfacher Beziehung so interessante Erscheinung gewesen, dafs sie eben so sehr als die Persönlichkeit Andreas Hofer's, der an die Spitze jenes Volks- und Bergkrieges gestellt war, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen bis auf den heutigen Tag beschäftigt. Ein „harmlos Volk von Hirten und von Bauern" im Kampfe gegen Napoleons sieggewohnte Schaaren, eine Treue des Volks gegen seinen angestammten Landesherrn in einer Zeit, wo die deutsche Treue so oft wankte und den verführerischen Lockspeisen unterlag, ein schlichter Landmann im grauen Rocke und grünen Hute, gegenüber den von Gold und kriegerischem Schmucke glänzenden französischen Marschällen — das waren alles Gegenstände, welche dem Kriege in Tyrol einen höchst eigenthümlichen Charakter verliehen haben. Um so weniger konnten die Schriften über denselben ausbleiben und eine Menge fast mährchenhafter Erzählungen wurzelten gerade um des Aufserordentlichen des Krieges willen um so tiefer in den Gemüthern und trugen den Namen der Tyroler in die Proclamationen Spaniens, Norwegens und Südamerikas. Freilich kam dadurch auch manches Falsche in Umlauf und es bildeten sich unrichtige Ansichten, bis Hormayr's Buch über Andreas Hofer (Leipzig 1816) eine ausführliche, aus den Quellen geschöpfte und durch die eigensten Erinnerungen belebte und beglaubigte Darstellung lieferte. Was damals noch nicht konnte gesagt und mancher Verhältnisse wegen unterdrückt werden mufste, braucht dreifsig Jahre später nicht mehr verschwiegen zu bleiben und so liegt jetzt in zwei stattlichen Bänden eine Geschichte des Tyroler Kampfes in solcher Vollständigkeit vor uns, wie sich nicht leicht ein andrer Krieg derselben rühmen kann. Der Verf. hat sich wiederum nicht genannt, sondern stets nur in der dritten Person von sich gesprochen. Aber in dem gerechten Stolze auf sein Vaterland Tyrol und auf dessen altes Recht, in den wohlbegründeten Erinnerungen an sein eignes, ruhmwürdiges Geschlecht (I. 58 f.), in der offenen Darlegung seines mühevollen Wirkens und der von ihm dem Lande geleisteten Dienste, endlich in der umfassenden Kenntnifs der Welt- und Staatsbegebenheiten seiner Zeit und in der scharfen Kritik einzelner Persönlichkeiten wird kein unterrichteter Leser den Freiherrn von Hormayr verkennen.

Wir gewinnen nun zuvörderst aus diesem reichhaltigen Buche zwei wichtige Resultate. Das eine, dafs nicht Hofer, nicht Hormayr, nicht Speckbacher, nicht Teimer im Laufe des Krieges von sich sagen konnten: ich habe das oder das gethan. Vielmehr war das grade das Herrlichste im Tyrolerkriege und in seiner dynastischen und religiösen Richtung, dafs die allgemeine Sache keinesweges vor irgend einer ungemeinen Persönlichkeit in den Hintergrund zurücktreten mufste,

Digitized by Google

dafs ohne Ausnahme keiner sich rühmen durfte, der Herr der Bewegung zu sein, dafs das ganze Volk so nur *ein* Wille und *eine* Kraft, nur *ein* Kopf, *ein* Herz und *ein* Arm war, dafs der Mann unter den Männern verschwand und das Uebergewicht des Einzelnen keine nothwendige Bedingung der Einheit mehr war. Was sie vereinigte, war die Liebe zum österreichischen Herrscherhause, das Band zwischen Dynastie und Volk, welches „mit allem Zauber der Familiengefühle gefeiert, gleich der heiligen Natur unzerstörbar ist und in Wahrheit eine Klammer des Weltbaues" (II. 536.). Das andre Resultat ist, dafs die Tyroler immer das Gröfste durch sich allein vollbracht haben, ohne den Beistand der österreichischen Linientruppen, die freilich öfters, wie namentlich in den Jahren 1796 u. 1805, schlecht genug angeführt waren. Denn „der Tyroler vertraut, wie wir II. 401. lesen, gern und freudig der eignen Kraft, wozu ihn von der Wiege an der Grimm der Elemente und der spröde Boden gezwungen haben." Mufsten aber die Tyroler und die Linientruppen mit und neben einander kämpfen, so lag unstreitig die gröfste Weisheit der Anordnungen darin, zu bewirken, dafs dem Landmann so viel als möglich freier Spielraum gegeben wurde, dafs ihm vergönnt blieb, nach seiner gewohnten Streitesart, nach der gewohnten vortrefflichen Benutzung aller Terrainsvortheile in den Flanken, im Rücken, ja oft auf eine Weise zu fechten, welche den sonstigen Regeln und Vermuthungen der Kriegskunst völlig zuwider, neu und überraschend, und eben darum siegreich gewesen ist. Für diese Art der Kriegführung hätte dem Lande Tyrol kein vorzüglicherer Feldherr gegeben werden können als der angebetete und des Gebirges so kundige Erzherzog Johann von Oesterreich.

Zu diesen Hauptresultaten finden die Leser nun im Buche genügende Belege, die wir freilich in unsern Bericht nicht aufnehmen können. Der eigentlichen Kriegsgeschichte geben zwei sehr belehrende Capitel voran. Das eine enthält den Ueberblick über die frühere Geschichte Tyrols, seine Verfassung und Verwaltung, die alte österreichische „Mandarinenwirthschaft," die „Perrückendefension" in den Jahren 1796, 1799 und 1805 und die dadurch erfolgten Nachtheile bis zu der durch den Presburger Frieden erfolgten Abtretung an Bayern, nachdem Tyrol 377 Jahre unter Habsburg, 65 Jahre unter dem neuen Kaiserthume Lothringen gestanden hatte. Das andre Capitel giebt mit Benutzung des militärischen Werkes von Fr. von Bauer und unterstützt durch die Erfahrungen des Vf.'s eine schätzbare strategische Localorientirung und Charakteristik der Kriegführung in Tyrol. Im dritten Capitel lernen wir die bayerischen Reformen und die Wirkungen des bonapartischen Nivellements in den von ihm abhängigen Staaten kennen, die despotische Regierung des bayerischen Kreisdirectors von Hofstetten und des General-Commissairs von Welsberg, die steigende Unzufriedenheit des seinen alten Bräuchen so anhänglichen Landes und die Begegnisse, welche gleich nach dem neuen Jahre 1809 dem Aufstande Tyrols vorangingen und auf die er sich gründete. Abgeordnete gingen nach Wien, unter ihnen Andreas Hofer, der Erzherzog Johann empfing sie, in seinem Auftrage entwarf Hormayr den Plan zur Befreiung Tyrols und mit diesem kehrten sie in die Heimath zurück, jeder in seine Hütte, wo er still schwieg und sein Vieh winterte. Als die drei Männer über dem Bauernstande, auf die Hormayr sein gröfstes Vertrauen setzte, nennt er den Marcus Egle, Prämonstratenser Abt in Wiltau, den Appellationsrath von Peer und den ständischen Filialcassirer in Botzen, von Giovanelli.

Dasselbe Capitel enthält ferner eine vollständige Charakteristik Hofer's (I. 196—214. vgl. II. 515f.). Er wird uns geschildert als ein Mann rein phlegmatischen Temperaments, ohne grofse Geisteskraft, ja langsam im Auffassen, beschränkt, auch in gewöhnlichen Kenntnissen, weder klar noch einig in seinen Ansichten, im Handeln langsam und nur feurig und lebendig, wenn es altem Recht und Herkommen, religiösen Gegenständen oder der heimathlichen Erde galt. Im Glück war er leicht berauscht, dann selbst terroristischen Mafsregeln nicht abgeneigt, die aber seine Religiosität und die schöne Milde seines Gemüths nicht zur Vollstreckung kommen liefsen, jedweder Einflüsterung, ja selbst plumper Schmeichelei lieh er sein Ohr, er war ohne allen Sinn für Heuchelei und daher stets in Gefahr getäuscht zu werden.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

University Library

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passayr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.

(Schluſs.)

Zum Anführer im Kriege taugte er gar nicht, er besaſs viel persönlichen Muth und hat dies unzweideutig durch die hochherzige Ergebung in den Opfertod für das Vaterland bewiesen, aber, so unglaublich es scheint, er ist nie in das Feuer gekommen, sondern saſs dann, wie in den beiden entscheidenden Treffen bei Insbruck am 29. Mai und 23. August, im Wirthshause, hinter einem groſsen Tische und vielen Weinflaschen, von wo er (betrunken oder auch nur vom Weine erheitert, sah man ihn nie) seine halb verständlichen Orakelsprüche hersagte. Trotz dieser Mittelmäſsigkeit des Charakters hielt Hormayr ihn doch für ein unentbehrliches Werkzeug. Denn verlassen, wie er sich in seiner Stellung als General-Intendant von Tyrol und Vorarlberg von den österreichischen Generalen (mit Ausnahme Chasteler's) sah, die wenig Lust hatten, sich in den „Bauer-Rummel" (I. 211) zu mischen, muſste er auf einen Mann von Hofer's überwiegender Popularität so viele Auszeichnungen häufen, daſs ihn seine Landsleute fast abgöttisch verehrten, und er sich desselben, um aufzurufen, um zu besänftigen, um zu trennen, oder um zu vereinigen, nach Gefallen bedienen konnte. Dadurch fing endlich der schwache und kindliche Hofer an sich für etwas Auſserordentliches zu halten, ja fast an die Göttlichkeit seiner Sendung zu glauben — und die Summe des Bösen, sagt der Verf., ist wahrlich nicht gering, die dadurch abgewendet worden ist. Auſser Hofer finden wir in diesem Capitel noch die Charakteristiken Martin Teimer's, der ihm an Talenten und unternehmendem Muthe weit überlegen war, aber an Popularität weit unter ihm stand, weil des Tyrolers guter Jägerblick bald einsah, daſs es jenem nicht um das Land, sondern um den eignen Vortheil zu thun war. Von den österreichischen Generalen in Tyrol glänzt vor allen des Verf.'s treuer Gefährte, Marquis Chasteler, der „löwenkühne Haudegen und gelehrte Soldat," der glühende Vertheidiger des Kaiserhauses, „für alle Zeiten ein jedem Kriegerherzen werther Name, durch und durch ein Ritter," ihm zur Seite stand der makellose General Buol, ein Mann von unbeugsamer Diensttreue, und ausharrender Tapferkeit, dem aber der sogenannte „Bauernkrieg" innerlich ein Greuel war, ferner der unbedeutende General Fenner und der unbeliebte General Marschall, der geordneteste Kopf unter allen, das „Ideal eines perfecten Fouriers;" das Zutrauen der Tyroler in besondern Maſse besaſs der ausgezeichnete Major Veyder, der Adjutant des österreichischen Corps.

Der Anfang des Aufstandes, sein überraschend schneller Fortgang in den drei Tagen vom 9—12. April, das freudige Zuströmen der Landleute, der Triumphzug Hormayr's und Chasteler's, die Erfolge an der Laditscher Brücke und bei Sterzing, die Capitulation des französischen Generals Bisson am 13. April, die Vertreibung der Bayern im ganzen Lande und die Besitznahme von Insbruck — alle diese Begebenheiten bilden den Schluſs des dritten Capitels und zugleich den Anfang der ersten Periode der Schilderhebung Tyrols. Die zweite Periode reicht bis zur Schlacht bei Wörgel am 13. Mai, wo Chasteler, dessen kriegerischer Muth durch die Napoleonische Aechtung gebrochen war *), zwar noch mit groſser Anstrengung focht, jedoch von den Bayern besiegt wurde und bald darauf Tyrol verlieſs. Die dritte Periode ist die Zeit der innern Befe-

*) Schlosser hat neuerdings in dem Vorworte zu v. Rath's Geschichte Napoleons S. XV. diese Annahme zu widerlegen gesucht, aber sie scheint uns ganz psychologisch richtig. Vor einem schmachvollen Tode durch Henkershand erbebt selbst das tapferste Herz.

Digitized by Google

stigung des tyrolischen Wehrstandes durch Hormayr's rastlose Anstrengungen, der Kämpfe in Südtyrol, der Verlassenheit des Landes von Seiten der österreichischen Feldherrn, und der Verbindungen mit Vorarlberg, bis der Waffenstillstand von Znaim und die Kunde der österreichischen Niederlage bei Wagram gefährliche Ausbrüche der Volkswuth herbeiführten, durch welche die Tyroler die Oesterreicher in ihren Bergen zurückhalten wollten. Am 1. u. 3. August räumten die Feldherrn Buol und Schmidt das Land. Die letzte Periode beschreibt das kräftige Aufflammen des Volksgeistes im Anfang Aug., die Thaten Speckbacher's, Sieberer's, Eisenstecker's, der drei Tyroler Eidgenossen, Peter Mayer, Martin Schenk und Peter Kemmater, und des Kapuziners Haspinger, ferner Hofer's Vortheile über den Marschall Lefebvre am Berge Isel und seinen Einzug in Insbruck, die Niederlagen der Bayern, und die rüstigen Vorbereitungen zum weitern Kriege, bis endlich der Friede zu Schönbrunn abgeschlossen wurde und der Kronprinz von Bayern durch seine vermittelnde Grofsmuth die Gemüther zu beruhigen strebt. Hofer's unentschlossenes Schwanken, das ihn selbst und Alles ins Verderben stürzte, sein blindes Zutrauen gegen den Verräther Donay, seine Flucht, Gefangennehmung und die mit der edelsten Theilnahme beschriebene Hinrichtung füllen die letzten Seiten des zweiten Bandes.

Dies ist die kurze Skizze eines Buches, das einen Ueberflufs an amtlichen Nachrichten, Urkunden und Briefen darbietet, und welches mit einer Anschaulichkeit geschrieben ist, die uns ganz in die Mitte der Tyrolischen Begebenheiten versetzt und überall des Verf.'s eignes Mitgefühl in die Herzen der Leser überträgt. Auf das Klarste treten uns die einzelnen Persönlichkeiten entgegen, als die schon genannten Tyroler, der bayerische Kronprinz Ludwig, der „Deutsche par excellence" (II. 308.), und seine Feldherrn Wrede, Deroy, Arco, die französischen Generale Rusca und Lefebvre, der Vicekönig von Italien und viele andre, der Boden des Landes, seine Gebirge und Schluchten, seine Flüsse und Hinterhalte werden uns mit so deutlichen Farben geschildert, dafs man sich in ihnen heimisch glaubt, in den Schlachtbeschreibungen, wie in den am Passe Strub, bei Schwaz, am Berge Isel, bei Hohenems, bei Wörgel und bei Insbruck, ist nicht zu viel militärisches Detail, aber doch so viel, dafs die Leser die Begebenheiten mit Klarheit überschauen können. Alle diese Vorzüge, als der Bericht eines — wie man doch nicht leugnen kann — gut unterrichteten Augenzeugen und aus der Mitte der geschilderten Begebenheiten hervorgegangen, verleihen dem vorliegenden Buche ein dauerndes Interesse. Wir müssen dies auch für die oben angeführte Schilderung Hofer's in Anspruch nehmen, wenn gleich sie Einzelne für herabwürdigend halten und meinen, der Verf. habe hierdurch nur sich und seine Verdienste in ein glänzenderes Licht stellen wollen, ja wir begreifen es sehr gut, dafs Leo's Charakteristik in seiner meisterhaften Geschichte des Tyroler Krieges (Lehrbuch der Universal-Geschichte V. 581—584) in den meisten Gemüthern mehr Anklang finden wird. Indessen liefsen sich in den Worten des letztern „Hofer sei die Incarnation des Landesbewufstseins der kämpfenden Tyroler gewesen und auf dieser seiner Bedeutung habe seine Macht geruht und die historische Berechtigung, die für alle Zeiten die neben ihm stehenden Führer überleuchten wird," doch wohl manche Aehnlichkeiten mit den Hormayr'schen Urtheilen nachweisen, die wir aber jetzt hier nicht weiter verfolgen wollen. Denn wir müssen noch eines andern Uebelstandes gedenken, der in den neuern Büchern des Hrn. v. Hormayr, in den Lebensbildern und (wie wir hören) auch in den Anemonen stark hervortritt und bei manchen Zeitgenossen seine Glaubwürdigkeit zu verdächtigen droht. Es ist nämlich bekannt, wie eifrig Hr. v. Hormayr seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, sowohl in einer Reihe seiner historischen Taschenbücher vom Jahre 1802 an als in den zwanzig starken Quartbänden seines vaterländischen Archivs für Geschichte, Literatur und Kunst, das Oesterreich, „an Ehren und an Siegen reich" gepriesen hat. Ein andres Land hat sich nicht leicht so gründlicher und anziehender Schriften über seine Fürsten und Fürstinnen rühmen können, frische, vollere Kränze sind selten auf die Gräber vaterländischer Berühmtheiten gelegt worden und bessere Nachrichten über die Leistungen der Lebenden und verdienter Adelsfamilien möchten nicht besser zu finden sein als in den Hormayr'schen Taschenbüchern und in seinem österreichischen Plutarch. Es lebt in ihnen eine National-Literatur und eine Einwirkung auf das Volksbewusftsein, um die Oesterreich in der That zu beneiden ist.

Seit dem October 1828, wo Hr. v. Hormayr aus dem kaiserlich österreichischen Staatsdienste in die

Digitized by Google

Dienste der Krone Bayern übergegangen ist, hat man eine veränderte Ansicht der österreichischen Zustände wahrgenommen, die sich denn auch in dem vorliegenden Buche gar nicht verkennen läfst. Wir rechnen dahin nicht den herben Spott über die habsburgische Dynastie, die gesammelten Beispiele über die Undankbarkeit österreichischer Fürsten gegen ihre Staatsmänner und Feldherrn, den ungemessenen Tadel über die Kriegführung einzelner Generale, wie Jellachich und Giulay, oder die bittern Beurtheilungen eines Thugut, Roschmann und Hager, noch die schonungslosen Enthüllungen einzelner Staats- und Hofcoterien, weil solche Dinge auch von andern, nur mit geringerer Schärfe und ohne Leidenschaftlichkeit gesagt sind. Aber die vielen Nachtheile, welche aus der Zeit Maria Theresias, die alle Provinzen habe über den böhmischen Leisten schlagen wollen (I. 56.), hergezählt werden, hätten doch unmöglich, wären sie in diesem Umfange vorhanden gewesen, eine so warme Anhänglichkeit an eine Fürstin erzeugen können, von der der Verf. sonst so viel Gutes zu sagen gewufst hat, und wäre der „Lascy'sche Gamaschen- Tempo- Puder- Wix- und Prügelcultus wirklich in einer solchen Ausdehnung vorhanden gewesen" (I. 57.), so hätten doch die österreichischen Heere unmöglich die Tapferkeit und Standhaftigkeit vor dem Feinde besitzen können, die ja in Hrn. von Hormayr früher ihren feurigsten Lobredner gefunden und auch noch später (wie I. 184 f.) seine ungetheilte Bewunderung erregt hat. Bleiben wir nun zunächst bei dem Jahre 1809 und bei dem in demselben geführten Kriege stehen, so sind es eigentlich von fürstlichen Personen nur die Erzherzoge Karl und Johann, denen unbedingtes Lob gespendet worden ist. Ob aber wohl der Verf. früher über den erstern Fürsten hätte eine solche Stelle drucken lassen als die ist, die wir Th. II. S. 34 lesen: „des Erzherzogs Karl frühere Feldzüge werden unvergänglich in der Kriegsgeschichte leben. Aber es gehört zu den verkehrten Grimassen unsrer Zeit, ihn fast nie deshalb, sondern als Sieger von Aspern zu feiern, wovon doch weit mehr am Heldenmuthe des gemeinen Mannes als an den Conceptionen der Anführung zu rühmen und das Ganze nur negativ, nur ein parirter Stofs, nur eine schwache Benutzung der von Napoleons Uebermuth gegebenen grofsen Blöfsen war, ohne mindeste Folgen, ja mit vollster Freiheit für den Feind ganz ungestört, in anderthalb Monaten eine Uebermacht zu sammeln, womit er den Uebergang in gänzlicher Sicherheit vollbrachte. Nicht der Erzherzog Karl bei Aspern setzte Napoleons Hoffart den ersten Dämpfer auf, sondern Benningsen bei Eylau. In der ganzen Disposition für Aspern wehte nicht eine einzige strategische Idee." Unser Vf. zeigt doch sonst eine gut deutsche Gesinnung und so begreifen wir kaum, wie er solche Worte niederschreiben konnte und den Eindruck auslöschen wollte, den jene Schlacht damals in allen deutschen Gemüthern gemacht hatte. Denn dem Erzherzoge Karl wird, trotz jener Stelle, ungeschmälert der Ruhm bleiben, dafs er zuerst dem gewaltigsten Schlachtengewinner der neuen Zeit im offenen Kriegsfelde einen solchen Sieg entrang und dafs, wenn auch Napoleon späterhin wiederholte und gröfsere Niederlagen erleiden mufste, er doch niemals wieder den Siegeskranz so ungetheilt Einem Gegner überlassen hat. Eine andre Ungerechtigkeit begeht Hr. v. Hormayr in Beziehung auf den Kaiser Franz I., dem er es an mehrern Stellen, z. B. Th. II. S. 317, mit leisen oder stärkern Worten zum Vorwurf macht, dafs er trotz so heiliger Versprechungen in die fortwährende Belassung Tyrols bei Bayern im Wiener Frieden gewilligt habe. Wie sehr es auch den Verf. schmerzen mufs, dafs seine Tyroler sich nicht das so heifs ersehnte und mit so edelm Blute besprengte Gut erringen konnten, so durfte es doch auch dem so unterrichteten Manne nicht entgehen, dafs Kaiser Franz im Octob. 1809 nicht mehr die Freiheit besafs, Tyrols Abtretung zu verlangen und dafs das Mifslingen der englischen Unternehmung gegen Antwerpen jegliche Hoffnung, den Krieg mit Erfolg fortsetzen zu können, zerstörte. Wer aber die landesväterlichen Gesinnungen eines Friedrich Wilhelm III. und eines Franz I. kennt und von den schweren Drangsalen weifs, die in jenen Unglücksjahren deutsche Fürstenherzen durch Napoleons „wechselnden Länderschacher" (ein Ausdruck unsers Verf.'s I. 166.) trafen, der wird auch überzeugt sein, dafs sie nicht ohne die bittersten Empfindungen sich in die Abtretung treuer Völkerstämme ergeben haben und nur der gebieterischen Nothwendigkeit gewichen sind.

Ein reiches Mafs von Ehre und Auszeichnung ist dafür dem bayerischen Staate zu Theil geworden. Auch hier wird es kein Billiger befremdend oder unverträglich mit der Würde der Geschichtschreibung finden, wenn der Verf. z. B. mit gerechtem Unwillen bei den zahllosen Austauschungs- und Zerstückelungs-Projecten (II. 106—190) verweilt, mit denen Bayern von Oesterreich lange Zeit hindurch bedroht gewesen ist, oder den Anwalt Bayerns gegen Napoleon (II. 432 f.) macht und den hohen Sinn des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Ludwig für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit belobt (II. 104. 308.). Eben so wenig wollen wir den bayerischen Truppen den Ruhm der Tapferkeit im Tyroler Kriege streitig machen oder die Beiwörter tadeln, mit denen Hr. v. Hormayr gegen die Feldherrn Wrede, Deroy, Rechberg und ihre Officiere und Soldaten sehr freigebig gewesen ist, (wie z. B. I. 169. II. 423 ff.), denn die Bayern haben überall sich

Digitized by Google

gut geschlagen. Endlich soll auch nicht verkannt werden, dafs die verkehrte Behandlung Tyrols von Seiten der bayerischen Regierung, die herausfordernde Härte und Liederlichkeit einzelner Unterbeamten, die Schlechtigkeit der beiden General-Commissaire, Hofstetten und Welsberg, mit lebhaften Farben und ohne Vorliebe für Bayern (I. 163 ff.) geschildert und nicht geleugnet worden ist, wie die in ihren heiligsten Rechten gekränkten Tyroler dadurch nur in der Anhänglichkeit für Oesterreich befestigt werden mufsten. Sagten doch die Landleute dem gütigen Könige Maximilian Joseph gerade ins Gesicht: „er sei wohl ein gar guter und trefflicher Herr, aber seine Schreiber seien nichts nütze" (I. 172). Trotz dieser Aufrichtigkeit überkömmt den Leser nur zu oft das Gefühl, als habe der Verf. gefürchtet, er träte den Bayern zu nahe, wenn er Tyrol oder Oesterreich zu sehr lobe. Wozu wäre denn sonst an nicht wenigen Stellen von der „Granittreue der Bayern" (z. B. II. 433.) und ihrer unerschütterten Anhänglichkeit an das Wittelsbacher Haus, die ja in keiner Zeit gewankt hat, die Rede? wozu gefiele sich der Vf. in Ausdrücken, wie „das urgetreue, markvolle Bayervolk" (II. 310.) und suchte fast ängstlich nach Erinnerungen aus der frühern bayerischen Geschichte, um sie, wie I. 169. den Thaten Hofers und der Tyroler an die Seite zu stellen? wozu endlich die mehrmaligen Andeutungen von der naturgemäfsen, uralten bis auf den Grafen Meinhard von Tyrol herunterreichenden Verbindung des nördlichen und mittlern Tyrols mit dem Mutterlande Bayern, da doch Hr. v. Hormayr selbst am Besten weifs, wie wenig eine solche Verbindung in den Herzen beider Völker Wurzeln geschlagen hatte.

Erscheint uns nun der gelehrte Verf. in den angeführten Bezügen öfters in einer gewissen Befangenheit zwischen dem Alten und Neuen, so konnte er sich weit offener über andre politische Verhältnisse äufsern. Und hier ist es wohlthuend, die Ansicht des Verf.'s über Napoleon und den französischen Einflufs auf Deutschland eben so unverändert zu finden als in den Schriften des wackern Arndt. Napoleon gilt ihm noch immer als der „Vater der Lüge" und als der „Europa mit Blut und Flammen erfüllende Zwingherr" (I. 274. II. 72.), seine Wuth gegen alle die, welche in den unterjochten Ländern ihre Stimme für Freiheit, Recht und Vaterland erhoben, seine grofse Kunst, dem Widersacher auf eignem Boden die gefährlichsten Feinde zu erwecken, seine fast kindische Feindschaft gegen die alten Dynastieen, die Unwürdigkeit seiner Bülletins und Achtserklärungen — Alles dies hat der Verf. auf die eindringlichste Weise geschildert. Und das erachten wir grade zu einer Zeit sehr zweckmäfsig, wo Thiers seine Circebecher auch dem deutschen Publicum dargeboten und in fünf deutschen Buchhändlern und Uebersetzern so gefällige Handlanger gefunden hat. Dieser unauslöschliche Hafs gegen den Kaiser Frankreichs ist aber der Anerkennung französischer Tapferkeit und französischer Milde in den Wechselfällen des Tyrolerkriegs nicht hinderlich gewesen. Dafs der Verf. den Muth und die Ausdauer, mit welchem sich die Sachsen (genauer: das herzoglich-sächsische Regiment) in der französischen Division Rouyer am 4. August 1809 in dem Passe bei Mittenwalde gegen die Tyroler vertheidigten, nach Verdienst zu würdigen nicht unterlassen würde (II. 407 — 413.), liefs sich bei dem Antheil, den Hr. v. Hormayr an jeder ruhmvollen That seiner deutschen Landsleute zu nehmen gewohnt ist, nicht anders erwarten.

In der letztern, der deutschen, Beziehung glauben wir noch hervorheben zu müssen, dafs in den Ereignissen, wie sie die vorliegende Schrift mittheilt, treffliche Keime zu einem Volksbuche liegen, wie wir solche in Deutschland zur Belehrung für das jüngere Geschlecht gegen Frankreich brauchen und wie sie einst Franklin für seine Nordamerikaner gegen die Engländer geschrieben hat. Dazu empfiehlt sich die vorliegende Schrift auch durch die Einflechtung passender Stellen aus den Gedichten Schiller's, Schenkendorf's, Collin's und anderer, in denen echte deutsche Gesinnung lebte, besonders aber aus Immermann's Trauerspiel in Tyrol. Aus diesem hat Hr. v. Hormayr nicht selten lange Stellen eingerückt und hier (I. 131 f.) wie schon früher im historischen Taschenbuche für 1844 S. 182 bei diesem Stücke die merkwürdige Erscheinung herausgehoben, dafs, „wenn schon der Dichter die Thaten nicht sah, sie doch vor seinem innern Auge wie ein Gebäus aus reinstem Bergkrystall dastehen, und dafs, wer damals selbst in Tyrol hochgestellt gewesen ist, mitunter aufschreien möchte über die sprechende Porträtähnlichkeit der Haupt- und Nebenfiguren." Unwillkührlich erinnert man sich hier an die naturgetreuen Schweizer in Schiller's Tell und kann es nur beklagen, dafs die, welche als die neuen Repräsentanten des historischen Schauspiels auf deutschen Bühnen gelten sollen, ein Moritz von Sachsen, ein Friedrich Wilhelm I. von Preufsen und ein Struensee, soweit von dieser historischen Portraitähnlichkeit entfernt sind.

Allem Einzelnen in dem vorliegenden Buche nachzugehen, ist weder nöthig noch thunlich: auch bescheiden wir uns gern bei einem Verfasser, dem vertraute Sachkunde und Beruf zum Darstellen nicht abgesprochen werden kann, über einzelne Thatsachen und Persönlichkeiten mit einer, aus spätern Büchern geschöpften Berichtigung hervorzutreten. Aber das ist wohl unbezweifelt, dafs dies Buch von des Verf.'s Freunden zwar mit Beifall und Gunst empfangen worden ist, dafs es aber, nachdem es einmal dem Tumulte der Tageswelt überlassen ward, auf der andern Seite Manchen verletzen und zu harten Vorwürfen Anlafs geben wird.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

University Library

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

IV.

Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Eine kurzgefafste geschichtliche Darstellung mit Urkunden und andern Beilagen, so wie mit einer Abhandlung über den Spitzbogen in der Architektur der Alten als Vorläufer der Grundzüge der deutschen Baukunst und auch an des Verfassers Werk „die Ornamentik des Mittelalters" sich anreihend von Ritter Carl Heideloff, Architekten, königl. bayer. Prof. und Conservator der mittelalterlichen Kunst- und Baudenkmale in Nürnberg. Nürnberg, 1844. *Verlag von J. A. Stein. X. u.* 130 S. 4.

Es ist eine merkwürdige Thatsache der Kunstgeschichte, dafs uns eine so bedeutende Anzahl der grofsartigsten, erstaunenswerthesten Monumente der verschiedensten Zeit- und Weltalter überliefert sind, ohne dafs wir uns über die Art ihrer Entstehung genügende Rechenschaft zu geben im Stande sind. Genaue Untersuchungen von Künstlern und Gelehrten haben die Maafse und Verhältnisse fast aller uns überkommener Baudenkmäler ergründet, ihre Construction erforscht, ihre Schönheit wieder zugänglich gemacht, und selbst aus unscheinbaren Resten hat die Wissenschaft die untergegangene Herrlichkeit so mancher Kunstperioden zu einem neuen Leben im Gebiete des Gedankens zu erwecken gewufst. Die Kunstgeschichte, die gemeinsame Entwickelung des menschlichen Geistes und seiner kunstbildenden Thätigkeit verfolgend, hat die Bezüge nachgewiesen, in welchen die stummen Zeugen eines vergangenen Lebens mit den geistigen und sittlichen Zuständen der Völker gestanden; sie hat die Geschichte der Menschheit aus ihren Monumenten herauszulesen unternommen. Und doch ist bei allen diesen Erfolgen der Wissenschaft noch immer ein Punct geblieben, den selbst die eifrigste Forschung aufzuklären entweder nicht erreicht oder gar nicht einmal versucht hat. Es ist dies die Frage über die praktische Herstellung der Monumente, über die Art und Weise, wie, über die Mittel, wodurch, und über die Bedingungen, unter welchen dieselben ausgeführt und vollendet sind. Zu welcher Zeit, von welchem Volke und unter welchem Herrscher ein Bauwerk entstanden, das freilich wissen wir, wenigstens in den meisten Fällen; welches aber die Verhältnisse waren, unter denen die erforderlich gewesenen, mehr oder weniger grofsartigen Arbeitskräfte beschafft oder verwendet worden sind, das ist zur Zeit noch fast durchgängig ein Räthsel, es mag sich um die indischen Höhlenbauten, um die Pyramiden Aegyptens oder um die Dome des romanischen und germanischen Mittelalters handeln. Die Grottentempel und die unterirdischen Felsenpaläste Indiens sind beschrieben und bewundert genug, den Sinn ihrer zahllosen Sculpturen hat man erforscht, die kunstgeschichtliche, die religiöse Bedeutung der Monumente selbst hat man sich zu vergegenwärtigen und mit den übrigen Nachrichten über das Leben der Nation in Einklang zu setzen gesucht — das Eine aber — durch welche Kräfte es möglich geworden, so grofse Zwecke zu erreichen, das ist ein Räthsel geblieben. Wozu die Pyramiden Aegyptens dienten, zu welcher Könige Grab- und Ehrendenkmal sie errichtet, welches ihr Alter und welches ihre Aufeinanderfolge sei, hat die Forschung mehrer Jahrhunderte herausgebracht, nur das Eine wissen wir nicht, durch welcher Hände Kraft jene Kolosse aufgethürmt sind, noch unter welchen Verhältnissen eine so ungeheure Masse von Arbeitskräften, wie dazu nöthig gewesen, in Thätigkeit gesetzt, geleitet und organisirt gewesen ist. Fast in gleicher Ungewifsheit sind wir über die Entstehungs- und Herstellungsart der griechischen Monumente. Das Parthenon, das Erechtheion

Digitized by Google

und so manches andre Meisterwerk sind dem Studium der Künstler und Gelehrten, der Aesthetiker und der Geschichtsforscher zugänglich geworden; über jeden Stein und jede Fuge, über die zartesten Verhältnisse und über die leiseste Schwingung jeder Linie können wir uns Rechenschaft geben, aber obgleich uns das griechische Leben in so vielen Eigenthümlichkeiten bekannter als das jener Völkerschaften ist, so ist es doch noch nicht ergründet worden, unter welchen Bedingungen die eigentliche praktische Herstellung der Monumente vor sich gegangen ist; wir wissen nicht, in welchen Verhältnissen die Arbeiter zu dem bauenden Staate, unter sich selbst und endlich zu dem Geiste des Kunstwerkes, das sie ausführten, gestanden haben. Es fragt sich nämlich nicht nur, wie die grofsen Arbeitskräfte, wie die Arbeiter selbst organisirt, wie sie gestellt gewesen, auf welche Weise sie geordnet, geleitet und belebt worden seien, sondern es ist noch eine andre Frage von einem, kunstgeschichtlich viel höherem Interesse zu beantworten übrig, in wie weit nämlich das Handwerk, die executirende Werkthätigkeit von dem Sinne des Ganzen, von dem Geiste des Kunstwerkes, von dem Hauche der Kunst selber endlich beseelt und getragen, wie weit ein künstlerisches Bewufstsein in die Massen gedrungen war, in wie weit sich das Handwerk zur Kunst erhoben hatte.

Bleibt man zunächst bei dem ersten Theil jener Frage stehen, so scheint es, als ob den kommenden Geschlechtern nur die Resultate einer so mächtigen und thatenkräftigen Kunstübung zur Lehre und zum Genusse hätten überliefert werden sollen, während die Zeit selbst einen Schleier über die Arbeit ihrer Entstehung geworfen. Ein herrliches vollendetes Sein sollte uns entgegen treten, und die Noth des Werdens uns verborgen bleiben. Aber die Wissenschaft kennt und duldet keine Schranke. Gerade was die Geschichte mit Fleifs zu verbergen scheint, gerade das sucht sie mit Eifer zu enthüllen. Es genügt ihr nicht am Anschauen des Gewordenen, Seienden, sie will die Arbeit des Werdens mit durchmachen und glaubt erst dann des Seins ganz sich bemächtigen zu können, wenn sie der Art des Werdens gewifs geworden. Dies gilt insbesondere von der Untersuchung der oben angedeuteten Verhältnisse, die erst in neuerer Zeit angeregt worden sind, weil man erst in neuerer Zeit ihre Bedeutung erkannt hat. Und doch ist man auch weit davon entfernt diese ganz verstanden zu haben. Sie verdient aber eine um so gröfsere Aufmerksamkeit als sie eine gedoppelte ist, eine kunstgeschichtliche und eine socialgeschichtliche. Das Interesse, was man bisher an diesem Zweige der Wissenschaft genommen, war ein lediglich kunstgeschichtliches; das socialgeschichtliche Interesse desselben ist ein nicht minder bedeutendes und wenn man dasselbe bisher über die Gebühr vernachläfsigt hat, so hat dies seinen Grund eben nur darin, dafs im Allgemeinen die socialen Verhältnisse erst in allerjüngster Zeit der Aufmerksamkeit theilhaftig geworden sind, die sie in so hohem Grade verdienen. Auch hierin hat das Leben der Wissenschaft vorzuarbeiten.

In wie weit nun Untersuchungen der Art jemals ihr Ziel erreichen werden, kann hier nicht erörtert werden; soviel indefs ist gewifs, dafs sich die Forschung auch dieser Gebiete einmal bemächtigen wird; sie mufs es, wenn sie ein vollendetes Bild der Kunstthätigkeit eines Zeitalters oder einer Nation gewinnen will. Denn die Kunst der Völker schwebt nicht etwa in einer abstracten Wesenheit über deren Leben oder steht isolirt gleichsam als ein besonderer Bereich unter den andern Bereichen desselben da; sondern sie ist durch tausend und aber tausend Fäden mit der Gesammtexistenz, mit dem ganzen Leben der Nation selber und allen dessen verschiedenen Gebieten verwachsen und erst in diesem vollständigen Wechselverhältnifs kann die Kunst zu ihrer wahren vollendeten Wirksamkeit gelangen. Namentlich gilt dies von der Baukunst, welche einmal bestimmten, unmittelbar gegebenen Zwecken des Lebens zu dienen hat und die zweitens zur Ausführung ihrer Werke der bedeutendsten Mittel und der Theilnahme des Lebens selber bedarf; und da sind es denn gerade die oben berührten Verhältnisse, in denen sich die innige Verbindung der Kunst mit der äufserlichen Existenz, mit dem Leben der Völker am merkbarsten bethätigt, weshalb denn auch ohne die erschöpfende Kenntnifs jener Verhältnisse die Kunstgeschichte niemals zu einem genügenden Verständnifs dieser, gleichsam realen und sinnlich gewordenen Existenz der Kunst gelangen kann. Dies genüge um auf die Wichtigkeit dieser bisher allzusehr vernachläfsigten Untersuchungen aufmerksam zu machen. Wir haben schon oben einige Fälle aus der Kunstgeschichte als Beispiele angeführt, bei denen es nicht zu verkennen war, welche

Digitized by Google

besondre Schwierigkeiten der Aufklärung jener Verhältnisse entgegen stehen. Hier hat, was bei den Griechen schon am meisten geschehen ist, die wissenschaftliche Ergründung der übrigen Lebensverhältnisse, vornehmlich analoger Art, den kunstgeschichtlichen Untersuchungen obiger Natur vorzuarbeiten. Der erste Lichtstrahl, der das Dunkel dieser Zustände zu erleuchten scheint, ist in Nachrichten über römische Verhältnisse der Art enthalten. Bei den Römern ist nämlich, und zwar hauptsächlich in Betreff der Kaiserzeiten, nicht nur von gewissen Gewerksgenossenschaften, von Corporationen und deren Gliederung die Rede, sondern es lassen sich auch theils aus beiläufigen Bemerkungen einzelner Schriftsteller, theils aus Stellen der Gesetzbücher mancherlei Aufklärungen über die Bauunternehmungen, über das Verhältnifs der Unternehmer zu den Beauftragenden, respective zum Staate und somit durch Weiterschlufs über die Stellung derselben zu dem ausführenden Gewerke selber u. s. w. gewinnen. Jedoch sind die Andeutungen der Art bisher mehr von Seiten des antiquarisch-philologischen Studiums, als von der Kunstgeschichte berücksichtigt und benutzt worden. Erst für die Zeiten des Mittelalters hat man diesem Gegenstande eine gröfsere Bedeutung beigemessen und ihn demgemäfs, wenn auch bisher immer noch mehr oder weniger beiläufig, in die Behandlung der Geschichte mittelalterlicher Baukunst aufgenommen. Hier haben sich nun, nach dem Wenigen, was sich mit Sicherheit erkennen läfst — und es ist dies im Grunde bei weitem weniger, als die neuere Forschung dafür anerkennt — die Verhältnisse durchaus anders gestaltet. Aus den Zeiten der Auflösung des römischen Reiches lassen sich, der Natur der Sache nach die wenigsten Nachrichten erwarten. Dafs hier die römischen Verhältnisse nicht auf *Einen* Schlag beseitigt worden, sondern mit allmäligen Modificationen fortgedauert haben, kann man aus anderen analogen Erscheinungen jener Zeitperiode schliefsen; was die jungen Nationen Eigenthümliches in die Gestaltung dieser Verhältnisse getragen haben, läfst sich schwer erkennen; dafs es geschehen sei, läfst sich indefs nicht in Abrede stellen; in wie weit und auf welche Weise es geschehen, das zu erörtern, bleibt noch einer künftigen Forschung vorbehalten. Diese ganze Periode ist indefs für die Bauthätigkeit eine der unergiebigsten; das Werk des Zerstörens überwiegt das des Schaffens. Wo jedoch unter den Nationen, die sich nun in Roms Ruhm und Herrlichkeit theilen, eine mehr oder minder lebhafte Bauthätigkeit stattfindet, da geschieht dies auf christlichem Grund und Boden, unter Verhältnissen, die wesentlich durch das Christenthum bedingt sind, zu welchem sich die hier in Betracht kommenden Nationen schon bekannt haben. Somit gehört denn auch der Baubetrieb im Allgemeinen, so wie alle die Untersuchungen, die sich auf die Natur und Organisation der Arbeitsmassen, auf die gesellschaftliche Stellung, wie die künstlerischen, oder wenn man lieber will, kunstgewerklichen Zustände der Arbeiter beziehen, einer folgenden Periode der Entwickelung dieser Verhältnisse an, welche man mit kurzen Worten als die des klösterlichen Baubetriebs bezeichnen kann. Hierauf folgt, allerdings durch Uebergänge mit der vorigen Periode vermittelt, doch, was man noch immer zu wenig beachtet, im Wesentlichen von jener durchaus verschieden, die Periode der *Bauhütte*, womit die mittelalterliche Entwickelung dieser Verhältnisse ihren Endpunct erreicht, welcher sie zugleich in die wesentlich veränderten Gestaltungen der neuen Zeit hinüber führt.

Die Bauhütte, als das letzte Glied der eben angedeuteten Entwickelung, welche die baukünstlerischen und baugewerklichen Verhältnisse dieses Zeitraums durchlaufen haben, ist von einer entschiedenen Bedeutung für das Gesammtgebiet der mittelalterlichen Architektur und hat somit auch schon vielfache zum Theil sehr verdienstliche Behandlung erfahren. Die neueste Bearbeitung dieses Gegenstandes liegt in dem angezeigten Werke von Heideloff vor. Heideloffs Name wird von allen Verehrern vaterländischer Baukunst mit Liebe und Achtung genannt. In den Geist dieser Kunst eingedrungen, mit ihren Formen, wie wenige, vertraut, ist er einer von denen, welche durch die That praktischer Ausführung, sei es in Restaurationen, sei es in selbständigen Schöpfungen, am meisten dazu beigetragen haben, diese schöne und ächt nationale Kunstweise wieder mit dem wirklichen Leben in eine nähere Berührung, in ein lebendiges Wechselverhältnifs zu bringen, wozu sie gewifs in eben dem Maafse berechtigt und befähigt ist, als die Architekturen der klassisch-antiken Völker. Durch wissenschaftliche Werke hat er seine Verdienste um Belebung und Verständnifs germanisch-mittelalterlicher Baukunst ver-

Digitized by Google

gröfsert, und wenn ich schon einmal mit Freuden auf die Hinneigung unserer praktischen Architekten zur wissenschaftlichen Behandlung ihrer Kunst, der Praxis zur Theorie, der Kunst zur Wissenschaft aufmerksam gemacht habe, so empfinde ich jetzt eine nicht mindere Genugthuung durch das Werk über die deutsche Bauhütte des Mittelalters Gelegenheit zu finden, jenen Namen den Heideloffs hinzuzufügen, wenn auch und zwar in der Hauptsache selber unsere beiderseitigen Ansichten um ein Bedeutendes von einander abweichen sollten.

Aus dem, was schon oben über das Wesen der Bauhütte vorläufig bemerkt worden, so wie aus den Resultaten selbst der verschiedenartigsten Forschungen und Untersuchungen über diesen, noch immer unsichern Gegenstand, läfst sich das Eine wenigstens mit Bestimmtheit entnehmen, dafs die Bauhütte ein wesentlich mittelalterliches Institut sei, ein Institut, welches eben nur unter den übrigen Bedingungen des Mittelalters entstehen und sich entwickeln und nur auf der Basis der künstlerischen wie der sittlichen, der politischen wie der gesellschaftlichen Zustände dieses Zeitraumes zu seiner letzten Vollendung gelangen konnte. Diese Ueberzeugung kann man als das Hauptergebnifs aller bisherigen Untersuchungen über die Bauhütte betrachten; können sich ihr doch selbst diejenigen nicht entziehen, welche eine Uebertragung dieses Institutes aus ähnlichen Einrichtungen des römischen Staates annehmen, indem sie, ganz abgesehen davon, dafs diese Ansicht selbst unhaltbar und schon von den meisten Kunstgelehrten verlassen ist, immer eine so wesentliche Veränderung und Umwandlung jener römischen Institute zugeben müssen, dafs dadurch auch die Bedeutung derselben eine wesentlich verschiedene und den übrigen Zuständen und Verhältnissen des Mittelalters entsprechende geworden ist. Dies beachtet, kann es daher im Alterthum wohl Analogieen unseres Institutes geben, es können sich Einrichtungen nachweisen lassen, welche in diesem oder jenem Puncte der Bauhütte zu vergleichen sein möchten, niemals indefs wird man so weit gehen dürfen, eine Bauhütte vor den Zeiten des Mittelalters anzunehmen, Zeiten, denen sie ihre Entstehung verdankt und mit deren ganzem Wesen und allen Eigenthümlichkeiten sie auf das allerinnigste verbunden und gleichsam verwachsen zu sein scheint.

Dies scheint der Verf. des vorliegenden Werkes nicht berücksichtigt zu haben, wenn er die Geschichte der Bauhütte bis auf Zeiten zurückführt, die weder innerlich noch äufserlich den geringsten Vergleich mit denen des Mittelalters zulassen. „*Die Bauhütte*, sagt derselbe S. 3, *ist ein sehr altes Institut*, das *vielleicht* lange vor unserer Zeitrechnung blühte, denn *gewifs* war es schon unter den ältesten Dynastieen der Pharaonen, vielleicht unter Ramses dreitausend Jahre vor Christus vorhanden." Zu einer so kühnen Annahme bewegt nun den Verf. namentlich die Grofsartigkeit und Massenhaftigkeit der ägyptischen Bauten, welche allerdings weder ohne bedeutende Kenntnisse der Mechanik, Mathematik und andrer Hilfsbauwissenschaften, noch ohne eine weise geordnete Eintheilung der unendlich grofsen Arbeitskräfte ausgeführt werden konnten. Daraus folgert nun der Verf., dafs die ganze Ausführung des Baus „unter der Leitung begabter Köpfe, eminenter Talente geschah, dafs die ersten Arbeiter *in einem Institut, ähnlich unsern Bauhütten*, ihrer Kunst zugebildet wurden," dafs die Priester — *wie bei uns* — „die leitenden und belehrenden Köpfe waren und ihr Wissen andern mittheilten, die sich wieder in untergeordneten Arbeitern die tüchtigsten wählten, bis endlich auf der letzten Stufe der gewöhnliche Handlanger stand." Zweierlei also ist es, was, wenn wir nicht lieber, obschon gegen die Worte, die Behauptungen des Verf.'s nicht blofs auf einige Analogieen mit der Bauhütte deuten wollen, was denselben in den ägyptischen Bau- und Arbeitsverhältnissen den Ursprung der christlichen Bauhütte erkennen läfst; erstens die Leitung durch die Priester, zweitens die Eintheilung der Arbeitermassen in mehr oder weniger Befähigte, die Stufenfolge von dem ordnenden Meister bis zum gewöhnlichen Handlanger. Der erste Grund setzt für das Mittelalter voraus, was erst nachzuweisen ist, nämlich dafs im Allgemeinen die Priester an der Spitze der *Bauhütten* gestanden haben. Eine solche Behauptung kann erst durch eine lange Reihe von Untersuchungen aufser Zweifel gesetzt werden, und es ist sehr fraglich, ob dieselben wirklich auf dies und nicht vielmehr auf ein entgegengesetztes Resultat führen würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Eine kurzgefaſste geschichtliche Darstellung mit Urkunden und andern Beilagen, so wie mit einer Abhandlung über den Spitzbogen in der Architektur der Alten als Vorläufer der Grundzüge der deutschen Baukunst und auch an des Verfassers Werk „die Ornamentik des Mittelalters" sich anreihend von Ritter Carl Heideloff.

(Fortsetzung.)

Wie dem aber auch sei, so viel ist gewiſs, daſs eine, noch erst aus den Documenten des Mittelalters zu erweisende Hypothese, nicht als Grund in Betreff der Urgeschichte unseres Institutes benutzt werden darf. Der zweite Punkt betrifft die Gliederung der groſsen Arbeitermassen, ihre Eintheilung in verschiedene Körper und die Leitung derselben. Daſs eine solche Gliederung stattgefunden, daſs eine gewisse Ordnung beobachtet worden sei, wonach dieser dieses und jener ein anderes gethan gehabt, wonach bestimmte Abtheilungen unter bestimmter Leitung gestanden haben, dies zu bezweifeln wäre mehr als Thorheit. Hierin indeſs den Anfang der Bauhütte sehen, hieſse denselben eben so bei Indern oder Chinesen, bei Pelasgern und Phöniciern setzen, und würde consequenter Weise darauf führen, den Thurmbau zu Babel als die erste Bauhütte der Welt zu betrachten. Denn in der That konnten auch die Bauten aller dieser Völker nicht anders als durch verständige Anordnung und Eintheilung der Arbeit und der Arbeiter hergestellt werden. Nirgends darf der Handlanger den Meister spielen, und wer Steine karren soll, Befehle ertheilen; es ist schlechterdings undenkbar, daſs ein Bau, es sei, welcher es wolle, von einem ungeordneten Haufen ohne Leitung und Anführung ausgeführt werde; überall muſs ein Leiter an der Spitze und diesem andre an der Seite stehen, die seine Befehle oder Anordnungen der gröſseren Menge mittheilen. Ein solches Verhältniſs ist durch die Natur der Sache nothwendig bedingt; es wird sich unter allen Umständen und an allen Orten nothwendig von selbst herstellen, und muſs daher eben so gut bestanden haben bei dem ägyptischen Pyramiden- wie bei dem Tempelbau von Jerusalem, von welchem letzteren denn auch übrigens Andre mit eben so gutem oder schlechten Rechte den Ursprung der Bauhütte in der That ableiten. Aber von einem geordneten Arbeiterhaufen bis zur Bauhütte ist noch eben so weit wie von ägyptischen Pyramiden bis zu den Domen des Mittelalters, und es hieſse den erhabenen und wohlthätigen Geist jenes Institutes gänzlich verkennen, wenn man ihm die ersten Versuche einer noch rohen Beherrschung der Arbeitskräfte vergleichen oder gar identificiren wollte, über denen er unendlich weit erhaben ist. Dort herrscht Zwang, hier Freiheit; dort führt eine unabwendbare Nothwendigkeit zu einer vielleicht tief verhaſsten, gewiſs nicht verstandenen Arbeit, hier der innere Beruf zu einer als edel und würdig erkannten, in ihrem eigentlichen Wesen verstandenen Thätigkeit; dort Zusammenjochen von Sclaven, wie sie nur unter der weltlichen Despotie des Orients und unter der geistlichen Aegyptens möglich war, hier die freie Vereinigung bürgerlich berechtigter und zu ihrer Kunst gebildeter Menschen, eine Vereinigung von groſser moralischer Kraft and rein sittlicher Natur. Das sind die Verhältnisse bei den ägyptischen (und orientalischen) Bauten und die der mittelalterlichen Bauhütte. Kaum wird man gröſsere Gegensätze auffinden können.

Von den Aegyptern geht der Verf. in weiterer Verfolgung der Geschichte der Bauhütte auf die Griechen über. Auch diese, führt er fort, „erkannten in der Blüthezeit ihrer Kunst die Wirksamkeit solcher

Digitized by Google

Bau-Corporationen und ihren Einflufs auf die Kunst; auch die Römer, deren Collegium fabrorum (Gesellschaft der Bauleute) (?) unter einem aedili stund." Was zunächst die Griechen betrifft, so gesteht Ref., dafs er sich in vollständiger Unwissenheit über Bau-Corporationen bei denselben befindet, dafs ihm über solche corporative Vereinigung griechischer Bauleute nie eine Nachricht, noch irgend eine Stelle griechischer oder römischer Autoren zu Gesicht gekommen ist, woraus sich auf die Existenz solcher Genossenschaften, geschweige denn auf deren von den Griechen *erkannten* und beabsichtigten Einflufs auf die Kunst auch nur mit der geringsten Wahrscheinlichkeit schliefsen lassen dürfte. Einzelne beiläufige Notizen über Architekten und Bauleute finden sich allerdings hier und da bei den Schriftstellern zerstreut; auch lassen sich mancherlei, behufs Verfolgung gemeinsamer Zwecke, in Handel, Schifffahrt, Cultus u. s. w. geschlossene Vereine und Gesellschaften bei den Griechen nachweisen. Dafs es aber analoge Vereine auch von Bauleuten gegeben habe, was an und für sich nicht unmöglich wäre, ist, wenigstens so viel ich weifs, nirgends ausdrücklich überliefert, und der Verf. hätte, falls jene Versicherung mehr als Hypothese ist, jedenfalls der Wissenschaft einen Dienst geleistet, wenn er Gründe und Beläge zur Unterstützung seiner Ansicht beigebracht hätte.

Bei den Römern dagegen gab es nun in den Collegien allerdings Institute, die sich in mancher Hinsicht mit den mittelalterlichen Baugesellschaften vergleichen lassen, ohne dafs man jedoch berechtigt wäre, dieser Aehnlichkeit wegen Eigenthümlichkeiten, die erwiesenermaafsen der Bauhütte angehört haben, nun auch ohne weiteres auf die Collegien der Römer zu übertragen. Wie jene gesammten Zeitalter und alle ihre Zustände, so waren auch diese beiden Institute wesentlich verschiedener Natur. Diese Verschiedenheit nun scheint Heideloff nicht immer genug beachtet zu haben, indem er in der Gleichsetzung der Collegia und der Bauhütten augenscheinlich etwas zu weit geht. So beruht denn manches, was er von der Einrichtung der römischen Collegien behauptet, lediglich auf Hypothesen; von den Irrthümern, die daraus für die Geschichte jenes Institutes hervorgehen, wollen wir nur die Behauptung Heideloff's hervorheben, es erhelle aus Vitruvius Lehrbuche, „welche wissenschaftliche und künstlerische Bildung der Verein von seinen Mitgliedern forderte, der aufserdem noch Tugend, Rechtschaffenheit und edles Betragen zur unerläfslichen Bedingung machte." Allerdings stellt Vitruv im Eingange seines Werkes gewisse Forderungen auf, die man an einen vollendeten Architekten zu machen habe; er zählt die Wissenschaften und Künste auf, die ein Architekt besitzen müsse; dazu gehört nun, dafs er schreiben, zeichnen und rechnen könne, etwas Geometrie, Optik und Musik verstehe, mancherlei Geschichten (complures historias) kenne, Philosophie gehört habe und nicht ganz unwissend in der Medicin sei; auch von Rechtswissenschaft und Astronomie müsse er etwas verstehen. Das hat denn Alles seine guten Gründe, die Vitruv auch nicht verfehlt ganz naiv anzugeben. Schreiben müsse der Architekt können, um durch Notizen sein Gedächtnifs zu unterstützen, zeichnen, um sich seinen Plan vorher entwerfen, und rechnen, um sich den Kostenüberschlag eines Gebäudes machen zu können. Philosophie gehörte zu August's Zeiten schon zur allgemeinen Weltbildung, Vitruv durfte sie daher seinem Architekten nicht erlassen; überdies müsse der Architekt seine Würde bewahren, mit Treue und Ehrenhaftigkeit seine Aufgabe erfüllen und nicht allzusehr auf schnöden Geldgewinn importirt sein — dies Alles aber lehre die Philosophie. Auf solche Weise begründet Vitruv alle die von ihm hervorgehobenen Forderungen, die ziemlich bunt und mannigfaltig sind. Nur finde ich unter ihnen die Aesthetik nicht, die nach H. von den Bauvereinen gefordert worden, „weil sie den Schönheitssinn ausbilde und das Urtheil über ein Kunstwerk berichtige." Was nun aber schliefslich diese gesammten Forderungen Vitruv's betrifft, so stehen dieselben mit der römischen Bauhütte in durchaus keiner Verbindung, denn es ist an jener Stelle weder von Corporationen, noch von den Collegiis fabrorum, noch von irgend einer anderen Vereinigung die Rede, zu deren Theilnahme jenes die nothwendigen Bedingungen gewesen wären. Vitruv äufsert dort nichts als seine subjective Ansicht, er spricht von dem Ideale eines Architekten; dies geht aus der ganzen Fassung hervor, in der übrigens kein Wort darauf hindeutet, dafs hier von effektiven Forderungen, etwa „von Prüfungen" die Rede sei, in denen die Vorsteher des Collegium fabrorum tiefe umfassende Kenntnifs der Baukunst und aller jener Wissenschaften ver-

Digitized by Google

langt hätten. Damit fallen denn auch alle die Folgerungen über das Wesen der römischen Bauhütte von selbst weg, wie über deren „vornehm aristokratischen Typus" u. s. w.

Giebt der Verf. hierin gewissermaafsen zu viel, so giebt er in anderer Beziehung zu wenig, indem er kaum über die Erwähnung des Collegium fabrorum hinausgeht. Nun geben aber die römischen Rechtsbücher gleichsam zur Ergänzung dieses ziemlich unbestimmten Begriffes eine ganze Reihe von hieher gehörigen Gewerks- oder vielmehr Künstler-Klassen, ihrer Rechte, Immunitäten, Vacationen und Privilegien an, die für die Geschichte unseres Institutes von der äufsersten Wichtigkeit sind und deren Beachtung wir daher bei dem Verf. nur ungern vermissen können.

Was nun ferner die christlichen Zeiten betrifft, so beschränkt sich der Verf. darauf, von den Collegiis fabrorum auf die Klöster überzugehen, in denen allein Schutz und Frieden vor dem verheerenden Sturme der Kriege zu finden gewesen sei, die damals über die Welt zogen. „Das Christenthum, sagt er S. 4, fand an den rohen aber kräftigen Gemüthern der Deutschen einen empfänglichen Stoff, der unter kunstgerechter Behandlung (?) bald Form und Farbe annahm; *die alten deutschen Bauhütten bildeten sich* und vorzugsweise waren es die Benediktiner-Klöster, deren Vorsteher in der Regel selbst Baukünstler waren und ihr Talent den Brüdern, ihren Untergebenen, mitzutheilen wufsten; die reichen Stiftungen und Einkommen dieses Ordens begünstigten die grofsartigsten Unternehmungen, und so bildeten sie sich zu wahren Kunstvereinen heran, wie solche unsere Tage nur dem Namen nach aufzuweisen haben; *bedeutende Meister der Kunst liefsen sich in diese klösterlichen Bauvereine aufnehmen*" (sie waren somit schon aufserhalb derselben zu bedeutenden Meistern gebildet!) u. s. w. u. s. w. Hiermit ist zugleich die Entstehung und die Geschichte der mittelalterlichen Bauhütte gegeben. Der Verf. bleibt lediglich bei einer Identitätserklärung von Kloster und Bauhütte stehen, die, wenn jedes Bauen schlechthin als Bauhütte betrachtet werden dürfte, allerdings ihre Richtigkeit hätte, die indefs aus dem Grunde nicht genügen kann, weil die Bauhütte ein ganz bestimmt organisirtes Institut ist, welches unter gewissen Bedingungen entstanden, sich auf eine ganz bestimmte selbständige Weise entwickelt hat, und daher nur aus Mifsverständnifs mit jeder beliebigen Bauthätigkeit im Allgemeinen verwechselt werden kann. Fafst man sie indefs einmal so auf, wie der Verf. es gethan, so ist es ganz natürlich, dafs die Geschichte der Bauhütte in nichts Anderem als in einer Geschichte der Klöster und ihrer allmäligen Verbreitung bestehen kann, und darauf beschränkt sich denn auch in der That die Darstellung des Verf.'s, die, wie man allerdings zugeben mufs, in dieser Beziehung manche interessante Bemerkungen und Zusammenstellungen enthält.

Dafs die Baukunst des Mittelalters in ihrem Beginn mit der Kirche innig verschwistert und in mancherlei Bezügen abhängig von ihr war, ist nicht zu läugnen, und wir selbst haben schon in diesen Blättern die geschichtliche Nothwendigkeit dieser Erscheinung nachzuweisen gesucht. Das Bedürfnifs der Kirche — im Bau von Klöstern und Gotteshäusern — ging hier mit dem Interesse der Kunst Hand in Hand, und wie die Thätigkeit der letzteren sich meist auf kirchlichem Gebiete bewegte, so war es auch die Kirche, die, fast allein mit den dazu erforderlichen Fähigkeiten und Mitteln ausgestattet, nun wiederum die Kunst übte, förderte, entwickelte. Dies gilt für die frühesten Zeiten des Mittelalters, in denen überhaupt alle geistige Thätigkeit sich auf die Klöster und die Geistlichkeit beschränkte; wie sich nun aber dies Verhältnifs allmälig änderte, wie die in den Klöstern gehegten Wissenschaften, überhaupt das geistige Leben in die Welt und unter die Gemeinde heraustrat, so geschah es auch mit der Baukunst. Auch diese wurde Eigenthum der Gemeinde, und erst von dieser geübt konnte sie zu der Freiheit und Unabhängigkeit gelangen, die einer jeden Kunst zu ihrer höchsten Vollendung erforderlich sind. Dafs dieser Uebergang der Baukunst aus den Händen der Geistlichkeit in die freier und unabhängiger weltlicher Künstler überhaupt stattgefunden habe, darüber waltet kein Zweifel ob; es fragt sich nur, wann derselbe geschehen sei. Heideloff entscheidet sich über diese Frage gar nicht, wie er überhaupt den freien weltlichen Baubetrieb während des Mittelalters fast absichtlich so viel als möglich unberührt zu lassen scheint. Kreuser, in seinen Dombriefen, setzt denselben willkürlich in das dreizehnte Jahrhundert. Wir haben in der Beurtheilung dieses Werkes gezeigt, dafs diese Annahme unhaltbar sei,

Digitized by Google

und haben ganz specielle Argumente beigebracht, wonach dieser Uebergang der Kunst aus dem ausschliefslichen Besitz der Geistlichkeit in die Hände Weltlicher, wenn nicht schon beträchtlich früher, mindestens schon im zehnten Jahrhundert stattgefunden haben mufs. Im zehnten Jahrhundert nämlich lassen sich Vereine nachweisen, die von Weltlichen zur gemeinsamen Ausübung der Baukunst gegründet, eine grofse und allgemeine Anerkennung genossen. Diese Vereine sind, wie wir auch dies schon nachgewiesen haben, aus dem Bruche mit einer Kirche hervorgegangen, die allerdings dazu berufen war, die ersten Keime der Kunst zu hegen, die aber nicht die Kraft, noch den Willen hatte, sie zu ihrer höchsten und selbständigen Entfaltung zu bringen. Jene Vereine sind es, die wir in ihrer spätern Entwickelung mit dem Namen der Bauhütte belegen. Ihnen, welche die Architektur zu einer freien Kunst erhoben, verdanken wir die hohe Blüthe derselben im Mittelalter. Die Geschichte der Bauhütte und die Geschichte der Architektur können nicht von einander getrennt werden, sie stehen in steter Wechselwirkung mit einander, und ehe die Geschichte der Bauhütte nicht aufgeklärt sein wird, wird man nicht zu einem vollkommenen klaren Verständnisse der mittelalterlichen Architektur selbst gelangen. Im Ganzen läfst sich nun nach den bisherigen Forschungen nur wenig Bestimmtes über das Wesen der Bauhütte auf ihren frühern Entwicklungsstufen erkennen. Will man den bisherigen Ansichten darüber entgegentreten, so mufs man zunächt gestehen, viel weniger zu wissen, als jene zu wissen vorgeben. Die Art der Entstehung bleibt auch nach dem, was wir in Betreff dieses Punktes schon beigebracht haben, noch immer dunkel und mancher Aufklärung bedürftig. Willkürliche Annahmen früherer Forscher haben das Wenige, was sich herausstellt, noch unsicherer gemacht. Die erste bestimmte Nachricht ist die Yorker Constitution vom Jahre 927, mit ihr beginnt die beglaubigte Geschichte der Bauhütte. Es folgt nun eine Zeit, aus welcher, wenn auch vereinzelte und mehr beiläufige doch ganz bestimmte Nachrichten über Existenz und Bedeutung der Bauhütten vorliegen (elftes und zwölftes Jahrh.) und aus der sich eine nicht geringe Anzahl weltlicher Baumeister- und Architektennamen nachweisen läfst. Ueber die inneren Verhältnisse jener Genossenschaften fehlen jedoch genügende Nachweise, ein Umstand, der auch in den zwei folgenden Jahrhunderten noch stattfindet, mit dem Unterschiede jedoch, dafs sich hier, im dreizehnten und vierzehnten Jahrh. also, nicht selten die hohe und angesehene Stellung, die allgemeine Achtung nachweisen lassen, in der die Brüderschaften und ihre Mitglieder stehen. Namentlich ist hier die von Jäger bekannt gemachte Ulmer Urkunde vom Jahre 1292 bemerkenswerth, aus der die hohe Würde hervorgeht, welche auch in staatsbürgerlicher Hinsicht mit dem Amte eines Meisters der Steinmetzen verbunden war. Was nun die innern Verhältnisse der Bauhütte, ihre Statuten, ihre Organisation u. s. w. betrifft, so finden sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert eine nicht unbedeutende Anzahl von Urkunden, welche dieselben auf eine mannigfaltige und fast genügende Weise aufklären. Zu den Gesetzbüchern der Gesammthütte sowohl, als einzelner untergeordneter Bauhütten gesellen sich die Anerkennungen, Bestätigungen und Confirmationsurkunden von Seiten des Reiches, und während jene die Verhältnisse der in verschiedene Klassen vertheilten Mitglieder der Brüderschaften bis in das kleinste Detail verfolgen, bestimmen diese die Stellung derselben zum Allgemeinen, zum Staat. Die römisch deutschen Kaiser waren nicht minder als die römischen Imperatoren von dem: *Architectis quam plurimis opus est* Konstantin's überzeugt; zahlreiche Documente bekunden die Privilegien, die den Bauhütten von Seiten des Reiches eingeräumt worden, gerade wie die römischen Imperatoren Immunitäten und Vacationen auf die Zünfte der Architekten, Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. s. w. häuften und dadurch den Flor der dem Glanze und der Wohlhäbigkeit des Staates unentbehrlichen Gewerke und Künste zu fördern suchten. Dieser Abschnitt der Geschichte der Bauhütte umfafst das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert; er führt uns aus dem Mittelalter hinüber in die neuere Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Western University Library

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Eine kurzgefaſste geschichtliche Darstellung mit Urkunden und andern Beilagen, so wie mit einer Abhandlung über den Spitzbogen in der Architektur der Alten als Vorläufer der Grundzüge der deutschen Baukunst und auch an des Verfassers Werk „die Ornamentik des Mittelalters" sich anreihend von Ritter Carl Heideloff.

(Fortsetzung.)

Gerade für diese Zeit nun ist das vorliegende Werk sehr reichhaltig und befriedigend; was dagegen die Zwischenzeit des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, die Glanzepoche der Bauhütte betrifft, so ist dieselbe unseres Erachtens darin zu wenig berücksichtigt. Dies ist um so mehr zu bedauern, als diese Epoche zugleich die Blüthezeit des germanisch-mittelalterlichen Baustyles ausmacht, der sich in dem in Frankreich, England, Deutschland, Italien und Spanien mehr oder minder ausschliefslich herrschenden Spitzbogensysteme am deutlichsten ausspricht.

Denn um auf diese Gemeinschaftlichkeit, und ich möchte fast sagen Coïncidenz der Geschichte der Bauhütte und der der mittelalterlichen Architektur zurückzukommen, so ist es in der That eine auffallende Erscheinung, wie die Entwickelung der letzteren durch die erstere bedingt ist und gleichsam mit derselben Schritt zu halten scheint. Die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zeichnen sich in der Architektur durch wenig eigenthümliche Formationen aus. Man fühlt es, die Herrschaft des Einen Roms drückt allen Erscheinungen der occidentalischen Welt ihren eigenthümlichen Stempel auf. Mit Sprache, Sitte, Recht u. s. w. ist auch die Kunst römisch; die Baukunst, die von allen Künsten der bedeutendsten äufserlichen Mittel bedarf, kann sich diesem allgewaltigen Einflusse am wenigsten entziehen. So lange es der Klerus ist, der da baut, kann nicht anders als römisch gebaut werden, und wie die Kirche überhaupt conservativ ist, wird auch die Baukunst, deren Uebung ihr vorzugsweise anvertraut ist, nicht leicht über die Schranken des Althergebrachten hinausgeführt werden können. So sehen wir denn auch in der That, dafs bis ins siebente oder achte Jahrhundert, bis wohin man allenfalls den ausschliefslichen Baubetrieb der Geistlichkeit ausdehnen kann, die Architektur eine Entwickelung durchlaufen hat, welche der von zwei Jahrzehenden aus der Epoche des freien weltlichen Baubetriebs im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert kaum gleichgestellt werden darf. — Zwischen das achte und zehnte Jahrhundert dagegen fällt nun die erste eigenthümliche und selbständige Regung der occidentalischen Architektur; überall regt sich ein neues Leben, eine neue Entwickelung; der Geist der verschiedenen Nationalitäten hat sich endlich Luft gemacht, er will, statt römisch, in eigenem Sinne, aus eigener Kraft, in seiner besonderen eigenthümlichen Weise schaffen und hervorbringen. In der Kunst konnte dies nicht anders geschehen, als wenn die Ausübung derselben aufhörte ein Eigenthum des Klerus zu sein, des Klerus, der nirgends national sein darf, weil die Eine Kirche keine besondere Nationalitäten unter sich duldet. Es ist in der That überraschend, wie jene ersten selbständigen Regungen in der Architektur der verschiedenen Nationen mit dem ersten Erscheinen freier weltlicher Baugenossenschaften übereinstimmen und fast zusammenfallen; es ist auffallend, wie die neue Entwickelung der Kunst gerade in dem Zeitraum sich am deutlichsten zu zeigen beginnt, aus welchem uns von der schon consolidirten Existenz weltlicher Bauvereine sichere Kunde wird. Mit dem zehnten Jahrhundert constituiren sich die bis dahin vielleicht hier und da vereinzelten Bauvereine zu

Digitized by Google

einer grofsen imposanten Gesammtheit; mit dem zehnten Jahrhundert bilden sich die bis dahin nur hin und wieder gewagten Neuerungen in der Baukunst zu einer wunderbaren Uebereinstimmung und Allgemeinheit durch, die aus vereinzelten Versuchen einen neuen Styl werden lassen. Damit aber war nun einer lebendigen schöpferischen Thätigkeit freier Spielraum gegeben. Unaufhaltsam bilden sich die Elemente dieser neuen Kunst aus, bis sie im dreizehnten Jahrhundert die höchste Entwickelung erreichen und den Styl hervorbringen, den wir als die Blüthe und letzte Vollendung der mittelalterlichen Kunst bezeichnen dürfen. Das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert sind die Zeiten der höchsten Ausbildung mittelalterlich-germanischer Baukunst, sie sind zugleich die Blüthezeiten der Bauhütten. Die Vollendung der Architektur war durch die letzte Ausbildung der Bauhütten bedingt; die Blüthe der letzteren konnte nicht anders, als mit der Blüthe jener zusammenfallen. Ja man kann diese Parallele der Baukunst und Bauhütte noch weiter führen. Das unterscheidende Merkmal der deutschen Architektur des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts ist eine gewisse gekünstelte Regelmäfsigkeit, ein absichtliches Weiter- und Ueberbilden derjenigen architektonischen Formen, welche die beiden vorhergehenden Jahrhunderte frisch und urkräftig, gleichsam wie aus einem Gusse, ohne Künstelei und Raisonnement hervorgebracht hatten. Es läfst sich damit die frische, lebendige Unmittelbarkeit vergleichen, mit der die Bauhütten zu einem so hohen Grade der Ausbildung, der inneren Gliederung, der äufserlichen Anerkennung gekommen waren, ohne dafs wohlbedachte Statutenbücher dem Einzelnen seine Verhaltungsmafsregeln vordictirt hatten, wie dies den Statuten des funfzehnten Jahrhunderts zu Grunde liegt. Hier wie dort freie, selbstbewufste und eben deshalb harmonische Entfaltung, die keiner äufseren Regeln bedurfte, weil sie des belebenden Geistes noch gewifs war. Seit dem funfzehnten Jahrhundert entstanden Lehrbücher der Baukunst, und Lehrbücher einer Kunst sind sichere Zeichen des Verfalls derselben; mit dem funfzehnten Jahrhundert entstanden die geschriebenen Statutenbücher der Bauhütten und schon das erste derselben kündigt sich als ein Remedium gegen die in der Bauhütte eingerissenen Mifsbräuche und Ungebühr an. Mit Einem Worte, die deutsche Architektur und die deutsche Bauhütte waren in Verfall gerathen; mit der streng äufserlichen zunftmäfsigen Entwickelung dieser geht die formenspielende, geistlose Ueberbildung jener im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert Hand in Hand.

Dies sind im Allgemeinen die Grundzüge, nach denen eine nicht auf Hypothesen sondern auf Fakten beruhende Geschichte der Bauhütte zu entwerfen wäre, eine Geschichte, die wie sie Ref. vorschwebt, nicht nur für die innere Entwickelung der Architektur, sondern auch für die gesammten gesellschaftlichen Zustände des Mittelalters noch immer eine reiche Ausbeute verspricht. Den fortwährenden innigen Zusammenhang der Bauhütte, ihres allmäligen Entstehens, ihrer Blüthe, ihres Verfalls mit der Geschichte der Architektur und namentlich derjenigen Form, welche dem eigenthümlichen Wesen des Mittelalters am bestimmtesten entspricht, diesen Zusammenhang haben wir schon oben, wenn auch nur andeutungsweise, nachgewiesen. Wir haben dabei in der mittelalterlichen Baukunst eine organisch-lebendige Entwickelung gesehen, wie sie eben nur ein freies unbehindertes Spiel künstlerischer Kräfte, eine nur durch die Interessen der Kunst selbst bedingte Entfaltung derselben hervorrufen konnte. Wie betrachtet dagegen der Verf. diesen germanischen Baustyl? Wie mufs er ihn betrachten, da er nirgends über den ausschliefslichen Baubetrieb der Klöster hinausgeht? Als eine Erfindung! Ref. darf wohl kaum daran erinnern, wie wenig dieser Ausdruck dazu geeignet sei, die Entstehung einer Bauweise zu bezeichnen, deren allmäliges Werden sich durch Jahrhunderte verfolgen und fast in allen seinen wesentlichen Elementen nachweisen läfst. Der germanische Baustyl oder allgemeiner ausgedrückt die mittelalterliche Spitzbogenarchitektur ist nicht erfunden, sie ist geworden. Die Erfindung ist ein plötzliches mehr oder weniger zufälliges Ereignifs, sie geht von der Willkür eines Einzelnen aus; der germanisch-gothische Baustyl hat, ehe er zu seiner letzten Vollendung gelangte, eine allmälige organische Entwickelung durchlaufen, er ist weder durch Willkür hervorgerufen, noch überhaupt die Schöpfung eines Einzelnen, er ist das nothwendige Ergebnifs einer durch Jahrhunderte mit Eifer getriebenen, allgemein geachteten und geförderten Kunstübung; nicht ein Einzelner hat ihn erdacht, die Völker selber haben an seiner Vollendung gearbei-

Digitized by Google

tet. Dies Alles läfst sich nachweisen; die grofsen Monumente ganzer Jahrhunderte bieten die Argumente dazu dar; und man kann sagen, dafs die gesammte neuere Forschung darin besteht, diese grandiose Entwickelung so in ihrem lebendigen thatsächlichen Verlaufe, wie in ihrer weltgeschichtlichen Nothwendigkeit darzulegen. Ref. dünkt es unbegreiflich, wie der Vf. dem doch eine so umfassende Kenntnifs der Geschichte mittelalterlicher Baukunst, der Entwickelung aller ihrer einzelnen Glieder und Formen beiwohnt, den ganzen Procefs eines allmäligen Werdens derselben, welcher den Grundgedanken aller Geschichte der Baukunst ausmacht, aufheben und durch das dürftige Surrogat einer Erfindung ersetzen zu können glaubt. Geht er doch soweit den gothischen Styl nach seinem vermeintlichen Erfinder geradezu den *Albertinischen* zu nennen (S. 22)! — „Und wer war der Erfinder dieses neuen deutschen Baustyles?" fragt er S. 14, nachdem er von dem Einflusse der Mönche auf die Entwickelung der sogenannten byzantinischen (romanischen) Bauart gesprochen. „Abermals ein Mönch, Benedictinerordens zu Strafsburg, in dem Steinmetzbüchlein unter dem Namen Albertus Argentinus bekannt, aus dessen Schule im Jahre 1270 der berühmte Erwin und andre bedeutende Künstler hervorgingen. Dieser Albertus, fährt er fort, war ein Mann, der das System des Pythagoras auf das Grofsartigste auffafste, das sogenannte Achtort erfand und die Aechtheit seiner Erfindung auch sogleich in Erbauung des Strafsburger Münsters beurkundete, in welchem Originalität mit Kühnheit und Neuheit des Styles um die Palme rang, eines Werkes, das die Bewunderung einer halben Welt auf sich zog, den Namen des Meisters der Unsterblichkeit übergab, der Strafsburger Bauhütte aber den höchsten Glanz verlieh, der sie über alle ihre Schwestern in ganz Deutschland stellte." Dieser ganzen Stelle mufs ein Mifsverständnifs zu Grunde liegen. Wenn jener Albertus Argentinus, ein den älteren Geschichtschreibern des Strafsburger Münsters übrigens ganz unbekannter Name, jener Erfinder des Achtorts und des neuen Baustyles diese seine Erfindung an dem Bau des Strafsburger Domes beurkundet haben soll, so kann unter letzterem füglicher Weise nur der vom Jahre 1015 verstanden werden, mit dem man nach Specklin 1028 unter Dach kam; denn von dem folgenden, im eigentlichen germanischen Styl aufgeführten Neubau des dreizehnten Jahrhunderts kennen wir ja Erwin als Urheber. Hiemit könnte nun die Nachricht Heydeloffs in Verbindung gebracht werden, Albertus habe den Bau der Kirche geleitet, als Leo IX. (Papst seit 1049) denselben mit Eifer wieder aufnahm. Dies scheint indefs keineswegs die Ansicht des Verf.'s zu sein, indem derselbe seinen Albertus Argentinus an einer anderen Stelle im dreizehnten Jahrhundert die Erfindung des Achtortes machen läfst (Ueber den Spitzbogen in der Architektur der Alten S. 118) und in ihm sogar den grofsen Albert, Albertus Magnus wiederzuerkennen glaubt, dessen Geburtsjahr man auf 1193 oder gar auf 1206 feststellt! Hier herrscht eine unlösbare Verwirrung, eine Verwirrung, der man nur ein Mifsverständnifs oder einen beiläufigen Irrthum des Verf.'s zu Grunde legen kann, die aber auch dann nicht aufgehoben wird, wenn der Verf. selbst von der Identität seines Albertus Argentinus und Albertus Magnus ganz abstrahiren wollte. „Dem sei nun wie ihm wolle, fährt er nämlich a. a. O. fort, die klare Auffassung eines grofsartigen Gedankens — des Achtorts — und seine Anwendung auf praktische Baukunst beurkundet den grofsen Mann, *der schon am Kölner Dombau* (1248?) die Principien seiner Erfindung angewandt haben soll, wie viele mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten wollen." Indem wir in Betreff dieses Punctes auf Kreusers Dombriefe verweisen, wollen wir einen Blick auf dasjenige werfen, was der Verf. über die Natur dieser neuen Erfindung beibringt. Betrifft dasselbe den ästhetischen Gesammtcharakter der germanischen Architektur? Nein. Oder neu erfundene Principien der Construction? Nein. Betrifft es eine poetisch-mystische Auffassung des Baues, wie bei Kreuser, der doch wenigstens von allen einzelnen Theilen desselben, so gut es gehen will, Rechenschaft zu geben sucht? Auch dies nicht. Es läfst sich H.'s Erklärung des Achtorts und somit des Grundprincipes der neuerfundenen Bauweise nicht anders als mit des Verf.'s eigenen Worten wiedergeben. Albertus, sagt derselbe S. 15, benutzte zu seiner Bildung vieles aus den Schriften des Hermes Trismegistus und Plato, und brachte den berühmten Lehrsatz des Pythagoras in Anwendung für den Kirchenbau. Dieser Lehrsatz gründete sich auf die Einheit, welche er in das Achtort, als den Mysterienschlüssel seiner *neu erfundenen Baukunst* legte; es ist aber dies das Eine, die Kraft, das unerforschliche Etwas, der Anfang und das Ende

Digitized by Google

aller Zahlen, welche alle anderen Zahlen einschliefst und doch selbst keine Zahl ist; es ist weder gerade noch ungrade und macht doch beides aus, entspringt aus keiner Zahl und läfst sich durch keine arithmetische Formel herstellen u. s. w. (sic!) es ist — Gott! — und Gott ist Eins und Eins ist ohne Anfang und Ende, — ewig, — was zu allen Zeiten durch den Zirkel oder den gerechten Kreis symbolisch ausgedrückt wurde. Im Zirkel ist die Kraft, die Festigkeit, das beharrliche Streben stets wieder auf den ersten Anfangspunct zu gelangen ausgedrückt, es ist das wirksamste Werkzeug der praktischen Baukunst. Daher stellte Albertus das Achort, in welches er den Zirkel stellte, als Grundprincip und System des Styls und der Construction fest; Acht war von jeher den Theosophen die wichtigste Zahl, denn sie ist das doppelte Vier, die Signatur Gottes, in der sichtbaren Welt, mithin drückt jene Idee diese im verstärkten Grade aus, wie die Decas in der pythagoräischen Pentas. — Die Zahlen des Achtorts sind 1. 3. 5. 7. 9. 10. 12, die alle in dem Zirkel liegen und deren Grundlage oder Wurzel Eins ist. Aus Eine entspringt Drei *) und aus Drei, Vier, die Zahlen der Evangelisten, die Zahl der Buchstaben im Namen Gottes der fast in allen Sprachen vier Zeichen oder Buchstaben hat u. s. w. u. s. w. Auch wird die Gemeinde Gottes als eine viereckige Stadt beschrieben (vgl. diese Jahrb. 1845. I. S. 50 f.), weil das Viereck in symbolischer Sprache die Beständigkeit, Unerschütterlichkeit und Unwandelbarkeit ihrer Glaubenslehren bezeichnet u. s. w."

Das sind die Grundprincipien des germanischen Baustyls! Ref. wagt es nicht auf diese Phantasieen näher einzugehen, die wohl betäuben, aber nimmermehr eine Baukunst hervorrufen und begründen können, in der wir neben ihrer erhabenen Poesie vor allem weise Berechnung, besonnene Anordnung der Massen, eine bis zur Vollendung gediehene Herrschaft des verständigen Geistes über die Masse und ihre Gesetze bewundern. Zu widerlegen aber sind jene Phantasieen nicht. Dazu gehört ein gemeinschaftlicher Boden, der des Räsonnements fähig sei, hier aber durchaus vermifst wird. Ins Extrem getrieben, wie hier, widerlegt sich diese überspannte Zahlenmystik von selbst.

Ueber den Zeitraum der ausgebildeten und schon mehr ins Zunftmäfsige übergegangenen Bauhütte enthält, wie dies schon oben einmal bemerkt wurde, das vorliegende Werk manchen schätzenswerthen Beitrag in den als Anhang abgedruckten Documenten und Urkunden, welche theils in den schon bekannten Statutenbüchern vom Jahre 1459 und 1462, theils in kaiserlichen Bestätigungen und Confirmationsbriefen (v. J. 1493 — 1697) theils endlich in zwei interessanten Lehrbüchern des Steinmetzengewerkes bestehen. Das erste derselben ist die „Geometria" angeblich von Hans Hosel von Gmünd aus dem J. 1472, das zweite das Reifsbüchlein der Maafsbretter „dz puechln d fiaſn gerechtigkait" von M. Roritzer Domneister von Regensburg v. J. 1486, welches durch eingedruckte Holzschnitte einen erhöhten Werth für die Kenntnifs der technischen Herstellung einiger Formen der deutschen Architektur erhält. Auf die von dem Verf. seinem Werke hinzugefügte Abhandlung über den Spitzbogen in der Architektur der Alten, welche diese Form von den Aegyptern den Griechen und Römern zukommen läfst, aus deren letzteren Architektur sie dann die deutschen Baucorporationen entlehnt hätten, fehlt uns der Raum hier näher einzugehen. Indem wir nun mit dieser Uebersicht die Anzeige dieses die wissenschaftliche Thätigkeit praktischer Architekten wiederum auf eine erfreuliche Weise bekundenden Werkes beschliefsen, können wir nicht umhin auf die äufsere Veranlassung so wie den praktischen Endzweck desselben einen Blick zu werfen. Der Verf. ist von der Ueberzeugung ausgegangen, dafs Alles Grofse und Schöne nur durch Vereinigung mannigfaltiger Kräfte, durch begeistertes Zusammenwirken der Berufenen möglich sei.

*) „Das rechtwinklige Dreieck wurde als die Hälfte des Quadrats angenommen, wo die Hypotenuse die Durchschnittslinie macht, eben so wie der halbe Kreis des Zirkels für einen ganzen genommen wurde, denn das gleichseitige Dreieck stand für sich allein. Ja nun doppelt bildet sich das Sechseck und mit dem Punct in der Mitte enthält dies die heilige Zahl 7."
Anm. des Verf.'s

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Eine kurzgefafste geschichtliche Darstellung mit Urkunden und andern Beilagen, so wie mit einer Abhandlung über den Spitzbogen in der Architektur der Alten als Vorläufer der Grundzüge der deutschen Baukunst und auch an des Verfassers Werk „die Ornamentik des Mittelalters" sich anreihend von Ritter Carl Heideloff.

(Schlufs.)

Die Versammlungen der deutschen Architekten in den Jahren 1842 und 1843 gaben dieser Ueberzeugung eine bestimmte Richtung, es entstand das Projekt in ihm, jene neuen deutschen Baugenossenschaften „von vorn herein in ihren Formen, jedoch mit zeitgemäfsen Abänderungen, der alten Bauhütte nachzubilden;" diesen Vorschlag zur Oeffentlichkeit zu bringen, ist das vorliegende Werk bestimmt, es wurde vom Verfasser den im Jahre 1844 zu Prag versammelten Architekten gewidmet. Nur in einem grofsen starken Bauvereine, ruft er diesen zu, sei Abhülfe gegen das eigentliche *Bau-Unwesen* unserer Zeit zu finden; nur von einem solchen könne eine entscheidende Stimme, ein Urtheil ausgehen, das keine weitere Appellation zulasse; was dem Einzelnen nie gelungen wäre, nie hätte gelingen können, werde die vereinte Kraft Vieler vermögen. Unsere Zeit sei eine Zeit der Vereine, diese seien ein Bedürfnifs geworden, und nicht nur für materielle, sondern auch für rein intellektuelle, wie für künstlerische Zwecke haben sich solche Vereine gebildet — warum, ruft er aus, sollte es keinen Architektenverein geben? Nun giebt es zwar allerdings schon solche Architektenvereine, und Heideloff weifs dies ganz gut; aber er sieht auch zu gleicher Zeit ein, dafs mit dem, was diese Einrichtungen jetzt sind, noch bei weitem nicht alles gethan sei. Was ihnen fehlt, um zu ihrer ganzen möglichen Wirksamkeit zu gelangen, das will nun H. durch einen Rückblick auf die alte Bauhütte ergänzen. Wie dies nun auch geschehen solle, so viel ist gewifs, dafs jene alten Institute, sollen sie wieder ins Leben gerufen werden, mehr als ihren Namen verändern müssen, wie dies einmal der Verf. S. VII. verlangt. Die Zeit ist eine andere geworden, andere Bedingungen sind zu erfüllen, andere Bedürfnisse zu befriedigen. Um eine Restauration der alten Bauhütte also kann es sich nicht mehr handeln, wenn man nicht einen neuen Wein in alte Schläuche füllen will. Wie nun aber eine zeitgemäfse Um- und Ausbildung der Bauhütte heutzutage zu erreichen wäre, darauf können wir hier natürlich nicht näher eingehen. Es genüge, einen Vorschlag Heideloff's hier hervorzuheben, der, ob ausgeführt oder nicht, seiner Gesinnung die hohe Anerkennung aller Einsichtigen sichern wird. Heideloff erkennt, wie schon gesagt, die Verdienstlichkeit der schon bestehenden, insonderheit des Berliner Architektenvereines an, nur vermifst er in ihnen jene zweckmäfsige Einrichtung der alten Bauhütte, „nach welcher jedem untergeordneten Baugenossen der Zutritt zur Versammlung gestattet, ja sogar geboten war," S. IX. „wenigstens sollten in unseren Tagen die tüchtigsten Bauwerkmeister in die Versammlungen der Vereine aufgenommen werden, und nicht wie bis jetzt als gleichsam nicht zur Kunst gehörend ausgeschlossen sein und isolirt dastehen. In solchen Versammlungsstunden hätte der, der Baukunst unentbehrliche Werkmeister, der Steinmetz, der Zimmermann Gelegenheit über Gegenstände der Kunst sprechen zu hören, die ihm auf andern Wegen nie bekannt geworden wären. Die Gebildeteren würden den Ungebildeteren mit sich fortreifsen und so unvermerkt auf den Standpunct erheben, von dem aus er den Umfang,

Digitized by Google

die Bedeutsamkeit seiner Kunst leichter überblicken könnte, als er es bisher von seiner Stellung aus konnte u. s. w." Viele werden die Ausführbarkeit dieses Vorschlages bezweifeln, viele werden sich selbst gegen den Sinn und die Absicht desselben opponiren.

Wir fühlen uns nicht berufen in dieser Frage ein Urtheil abzugeben, ehe diejenigen darüber entschieden haben, denen die Entscheidung zunächst gebührt, die Vereine selbst, an welche Heideloff seine wohlgemeinte, von der edelsten Gesinnung eingegebene Forderung richtet. Wir wollen dieser Entscheidung auch keinesweges vorgreifen, und können vor der Hand nichts als Heideloff Dank sagen, dafs er durch das Aussprechen dieser Forderung, sie mag nun unter den bestehenden Verhältnissen auszuführen sein, oder nicht, einen wesentlichen Uebelstand berührt hat, dessen Abstellung vor der Hand vielleicht noch unmöglich sein mag, die indefs, dereinst realisirt, der Baukunst an Haupt und Gliedern sehr förderlich werden wird. Jener Uebelstand ist die schon sehr weit gediehene und von Tag zu Tag noch sich steigernde Trennung des für sich schaffenden und erfindenden Künstlers von dem ausführenden Gewerke; die Abstellung desselben liegt in allmäliger Annäherung dieser beiden Seiten, deren vollständige Uebereinstimmung und Zusammenwirkung zu jeder vollendeten Kunstübung durchaus nöthig ist und die z. B. im Mittelalter, Dank sei es den Bauhütten! die Architektur zu einem so hohen Grade der Vortrefflichkeit erhoben hat. Heideloff's Vorschlag ist nichts als ein Versuch, diese beiden getrennten Seiten wieder einander näher zu bringen, zu einer gröfseren und innigeren Gemeinschaft zu vermitteln. Darin liegt seine Verdienstlichkeit und darin der Grund, weshalb man Heideloff nicht Dank genug wissen kann, so wichtige Verhältnisse, wie die in Rede stehenden, zum erstenmale und mit Freimüthigkeit in Anregung gebracht zu haben.

E. Guhl.

V.

Ob Schrift? Ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger; von Gust. Ad. Wislicenus. Dritte Auflage. Leipzig, 1845; *O. Wigand.*

Die vorliegende Schrift kündigt sich selbst als eine Vertheidigungsschrift an, die ihrer Natur nach wesentlich eine negative Bestimmung hat. Eine Vertheidigung aber setzt eine Anklage voraus, und diese hinwiederum eine Veranlassung. Der Verfasser hatte nämlich in der vorjährigen Pfingstversammlung der Lichtfreunde zu Köthen einen Vortrag gegen das formale Princip der evangelischen Kirche, d. h. gegen das normative Ansehn der Bibel gehalten, um deswillen er von Vielen des Frevels gegen Religion und Kirche beschuldigt wurde. So sind es denn also vornehmlich nur Verneinungen, worum es sich hier handelt; welches für Hrn. Wislicenus den Vortheil hat, dafs er weniger zu sagen braucht was er selbst will, als was er nicht will, für die Sache aber den Nachtheil, dafs sie mehr verwirrt als aufgeklärt wird.

Wir sind nicht gemeint als Advocat der angegriffenen Kirchenlehre aufzutreten, die wir in der Gestalt, wie sie die Kirche aufstellt, selbst für unhaltbar halten, noch auch jene Theologen, welche den Hrn. W. angeklagt hatten, in Schutz zu nehmen, da wir überall keine persönlichen Interessen verfolgen, und um so weniger, da wir das Verfahren derselben selbst verwerfen, und ihnen gegenüber dem Hrn. W. ganz recht geben müssen. Sondern wir möchten die Sache so behandeln, dafs wo möglich die Streitfrage dadurch in etwas aufgeklärt würde.

Die Lehre der Kirche von der Geltung der Bibel erhält ihre nähere Bestimmung durch die Inspirationslehre, d. i. durch die Vorstellung, dafs die biblischen Bücher nach Inhalt und Form ihren Verfassern von Gott durch den heiligen Geist eingegeben seien, und demnach die Bibel verbotenus als ein Ausflufs Gottes anzusehen sei und als die Erklärungen seines Willens gelten müsse, gerade wie ein bürgerliches Gesetzbuch das geltende Recht und den Willen des Gesetzgebers darlegt. Von dieser Seite greift nun Hr. W. die Geltung der Bibel an, wo er denn allerdings leicht fertig wird, um so mehr, da er hier das ganze Zeitbewufstsein für sich hat, und überall an bekannte und triviale Vorstellungen anschliefsen konnte. Hätte er die Frage so gestellt: ist überhaupt eine Offenbarung? und was ist sie? und demnächst erst das Verhältnifs der Offenbarung zur Bibel in Untersuchung gezogen, so wäre die Aufgabe freilich etwas schwieriger geworden, würde dann aber jedenfalls einen reellen Erfolg gehabt, oder doch wenigstens zu bestimmten und deutlichen Ansichten geführt haben.

Digitized by Google

Die Bibel kann das Zeugnifs der göttlichen Offenbarung sein, ohne dafs man anzunehmen brauchte, die Verfasser der biblischen Bücher hätten nach Inspiration geschrieben; ja noch mehr, wir müssen solche Vorstellung als an und für sich dem Wesen der Offenbarung unangemessen verwerfen. Wie Gott den Menschen in sittlicher Hinsicht nicht unmittelbar gut erschaffen, sondern ihn als ein freies Wesen mit den Möglichkeiten zum Guten wie zum Bösen ausgestattet hat, so hat sich auch Gott nicht in der Weise offenbart, dafs er zu seinen Auserwählten wie in ein Sprachrohr hineingeredet, oder sie zu Automaten der Offenbarung hätte machen wollen, sondern er hat sich dem Menschen als einem geistigen Wesen eröffnet, und es ihm selbst überlassen, wie er das ihm dargebotene Göttliche aufnehmen und ausdrücken möchte. Auch hebt die Offenbarung überhaupt nicht mit Geboten und Lehren an, sondern das erste ist die *reale* Verbindung des Menschen mit Gott, welche darin zu Stande kommt. Solche reale Verbindung ist überhaupt das Wesen der Religion. Die gangbare Erklärung aber: dafs die Religion die Weise der Erkenntnifs und Verehrung Gottes sei, ist von Grund aus falsch, und mufs nothwendig alle religiösen Begriffe verfälschen und verwirren, indem sie das ganze Verhältnifs zu einem Gegenstande der Reflexion macht, Religion ist das Verbunden*sein* des menschlichen Geistes mit Gott, also ein Product, dessen Factoren *Göttliches und Menschliches* sind, die Weise der Erkenntnifs und Verehrung Gottes aber ist nur das, als was der Mensch seinen religiösen Zustand ausdrückt, also ein *blofs menschliches* Product. Und darum, weil es eben auf eine reale Verbindung ankommt, ist Christus, in welchem sich die Offenbarung vollendet, nicht ein Religionslehrer gewesen, sondern als der aus Gott selbst hervorgegangene, und die Fülle der Gottheit in sich selbst tragende Mittler in die Welt getreten, und selbst in die menschliche Natur eingegangen, um die Menschheit dadurch mit Gott zu vereinigen, so dafs er nicht durch seine Lehre der Erlöser ist, sondern umgekehrt diese Lehre ein Ausdruck seines Wesens ist, wefshalb er auch sagt: *Ich bin* die Wahrheit.

Als der Mensch (will sagen die Menschheit) aus seinem Urstande, in welchem er mit Gott in unbewufster unterschiedsloser Einheit war, heraustrat, so verfiel er damit der Natur, die nun zwischen ihn und Gott trat, so dafs er nun das göttliche Wesen nur empfand, wie es durch dieses Medium hindurch schien. Dieser Zustand ist das Heidenthum, welchem die Religion aus der Natur entstand, und welches sich in kosmologischen Theorieen versucht, den Kosmos hochgehalten, und sich in allerlei weltlicher Bildung hervorgethan hat, nicht aber zur Erkenntnifs des wahren Gottes kam, sondern ihn nur ahnete, während es die in der Welt wirkenden Kräfte als seine Götter verehrte, so dafs die, unter den vielen Göttern waltende höchste Einheit, mit den Göttern selbst gleichen Wesens, nur dem Grade nach von ihnen verschieden, und nicht Gott selbst war. Wie es sich denn deutlich in der griechischen Idealphilosophie ausweist, als welche sich wesentlich mit den Ideen beschäftigt, d. i. mit dem durch die Welt hindurch scheinenden göttlichen Wesen, von Gott selbst aber so viel als nichts weifs, so dafs diese Weisheit durch das Evangelium im eigentlichsten Sinne antiquirt ist.

Dieser Zustand konnte nur dadurch überwunden werden, dafs sich Gott selbst dem Menschen offenbarte, indem er ihn an sich zog, und ihn dadurch aus den Banden der Natur befreite. Dies ist nun zunächst dem jüdischen Volke widerfahren, welches ursprünglich selbst in der Naturreligion begriffen war, wovon sich denn auch Vieles bei ihm erhalten hat. Die Juden haben den Kosmos gering geachtet, und sind in aller weltlichen Bildung zurückgeblieben, da sich alle ihre Hervorbringungen nur auf Gott bezogen, in dieser Beziehung aber auch einen Werth haben, wogegen alle heidnischen Werke verschwinden.

Der Anfang der Offenbarung ist also, dafs Gott, wie die Bibel sagt, einen Bund mit dem Menschen macht, indem dem Menschen, der noch in der Naturreligion begriffen ist, der wahre Gott in das Bewufstsein tritt. Das menschliche Bewufstsein ist so von Gott erfüllt, und das ist ein realer Zustand, keine Imagination, noch auch überhaupt von dem Menschen selbst hervorgebracht, sondern der Mensch hat sich dabei nur dem göttlichen Einflusse hinzugeben, um das Ueberschwengliche in sich aufzunehmen. Das Bewufstsein ist so in unterschiedsloser Einheit mit Gott, und hat sich *als* Bewufstsein ganz aufgelöst. Zum zweiten aber erwacht das Bewufstsein wieder *als solches*, indem es sich von Gott unterscheidet, und sich das

Digitized by Google

ihm mitgetheilte Göttliche vorstellt. Dies ist nun ein Vorgang, der ganz der menschlichen Thätigkeit angehört; und *das, als was* die Offenbarung ausgesprochen wird, ist demnach eine ganz menschliche Bestimmung. Die Realität der Offenbarung wird hiermit nicht im geringsten beeinträchtigt, sondern nur die Vorstellung, worin sich die Offenbarung ausspricht, als das erkannt, als was sie ist, nämlich als etwas Menschliches. Danach ist es nun zu verstehen, wenn Gott in der Bibel wie ein Mensch erscheint und redet, wobei das, was der Erscheinung angehört, nicht mit der realen Offenbarung eins ist, sondern nur die Offenbarung darstellt, wie sie sich der Mensch selbst vergegenständlicht hat. Dieses bezieht sich aber nur auf solche Offenbarung, welche in der unmittelbaren Verbindung des Menschen mit Gott besteht, und wobei die Realität der Natur der Sache nach nur innerlich sein kann. Wo Gott selbst durch Mittel (durch Engel) wirkt, da geht die Offenbarung selbst von der Seite der Erscheinung aus, so dafs dann also auch die Erscheinung selbst reell sein mufs, wenn auch vielleicht die menschliche Phantasie selbst mancherlei hinzuthun mag. Solche Erscheinungen zu verwerfen beruht auf der ganz grundlosen Voraussetzung, dafs was uns nicht widerfährt, überhaupt nie und nirgends geschehen sei, und dafs aufser unsern Vorstellungen und der uns umgebenden greifbaren Natur überhaupt nichts existire. — Obgleich also die Offenbarung auf einem realen übermenschlichen Vorgang beruht, so sind doch die Worte und Vorstellungen, in denen sie ausgedrückt und überliefert ist, ganz menschlich, und folglich durch den Charakter der Nationalität und des Zeitalters bestimmt.

Ferner, indem durch die Offenbarung der göttliche Wille in das Gemüth eintritt, und von dem menschlichen Willen aufgenommen wird, erscheint er dann mit diesem vermischt, wie er von dem Bewufstsein ausgesprochen wird. Das menschliche Bewufstsein ist überhaupt durch seine Selbstheit, und dann näher durch eigenthümliche Triebe, Nationalität, Zeitverhältnisse u. s. w. beschränkt, und kann sein ausschliefsendes und weltliches Bestreben nie ganz aufgeben. Gott hat sich den Juden als Gott offenbart, das jüdische Bewufstsein aber hat den sich offenbarenden Gott als seinen Nationalgott bestimmt, und das jüdische Volk hat seine eigene höhere Würde, die in sofern gerecht war, als es sich vor allen andern Völkern dem wahren Gotte ergab, dahin verkehrt, dafs es seinen Bund mit Gott zu seiner eigenen weltlichen Herrlichkeit umdeutete, und auf seine anderweitigen Vorstellungen und Gelüste bezog, die durchaus nicht göttlich waren.

Und endlich mögen die sich auf die Offenbarung beziehenden Erzählungen noch mit mancherlei andern Ueberlieferungen und zeitweiligen Meinungen und Geschichten verbunden sein, ehe sie aufgezeichnet wurden; wodurch sie nun die Gestalt erhielten, in welcher sie uns in der Bibel vorliegen, welche das Wort Gottes enthält, es aber nicht unmittelbar selbst ist.

Weit anders verhält es sich allerdings mit den Urkunden des neuen Bundes. Denn durch Christus hat Gott selbst gesprochen. Aber wie die Jünger die Erscheinung ihres Meisters aufnahmen und begriffen, darin macht sich doch wieder das Menschliche geltend, und die Jünger haben es ja selbst nicht hehl, dafs sie Christum oft nicht verstanden, und mifsverstanden. Auch wenn sie später den heiligen Geist empfingen, so folgt doch daraus nicht, dafs sie von da an vollkommen und von allen Schwächen der menschlichen Natur befreit gewesen wären, da sie ja doch immer Menschen blieben und, wie sich deutlich zeigt, jeder nach seiner Eigenthümlichkeit eine besondre Auffassungsweise des Christenthums behielt. Endlich sind auch die uns jetzt vorliegenden neutestamentlichen Schriften durchaus nicht als diplomatisch genaue Berichte anzusehn.

Der Inhalt der Offenbarung ist also aus der Bibel nur durch Studium und durch die rechte Auslegung zu erkennen. Darüber ist nun zuvörderst zu bemerken, dafs die Bibel wie die Natur aus sich selbst erforscht werden mufs. Wie der Naturforscher nicht seine apriorischen Begriffe und sonstigen Meinungen zum Mafsstabe macht, wonach er urtheilt, dafs dieses der wahre Zusammenhang und die reine Naturbildung, und jenes nur eine durch äufsere Einflüsse hervorgebrachte Veränderung sei, so soll auch der biblische Forscher nur die Offenbarung selbst zum Mafsstabe machen, um entscheiden zu können, dafs dieses und jenes nicht Offenbarung sondern menschliche Zuthat sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Ob Schrift? Ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger; von Gust. Ad. Wislicenus.

(Fortsetzung.)

Da meint nun Hr. Wislicenus (p. 30), wenn man solche Unterscheidungen mache, so stelle man sich ja mit seinem Urtheile *über* die Schrift, womit er sagen will, es sei dann statt der Offenbarung die Vernunft zum Principe gemacht. Gerade wie wenn ein Philologe, der eine Ausgabe eines alten Klassikers veranstaltet, und dieses und jenes, als dem Genius des Autors widersprechend, als untergeschoben ausscheidet, sich damit *über* seinen Autor stellen müfste, was gewifs noch Niemandem eingefallen ist. Wer die Bibel erklären will, um das Menschliche von dem Göttlichen unterscheiden zu können, der soll nur zuerst sorgen, dafs er recht *hinein* kommt, und mit dem *darüber hinaus* sein wollen wird es sich dann schon von selbst geben. Man kann aber mit solchen hochfahrenden und verkehrten Gedanken überhaupt gar nicht in die Bibel hinein kommen. Denn insofern der Inhalt der Bibel Offenbarung ist, geht er über die Vernunft unendlich hinaus, in dem Sinne, dafs die Vernunft sich nie dergleichen hätte selbst ausdenken können, sondern es nur als ein Gegebenes aufnehmen kann. Und um es aufnehmen zu können, mufs man sich der Selbstheit des eigenen Wissens entschlagen, und sich willig der Offenbarung hingeben. Anstatt seine Vernunft *über* die Offenbarung zu stellen, mufs man sie vielmehr derselben *unter*ordnen (wie es selbst der Naturforscher in Beziehung auf die Natur thut) und die Thätigkeit des eigenen Denkens suspendiren, um sein Gemüth für den höheren Inhalt, der eben weit über das eigene Denken hinausgeht, zu eröffnen und empfänglich zu machen. Nachdem er aufgenommen ist, ist denn auch in Beziehung auf den Inhalt der Offenbarung Erkenntnifs möglich, aber das *intelligere* folgt nach dem *credere*, und ist ohne dieses unmöglich. Denn die Worte und Ereignisse, wodurch die Offenbarung ausgedrückt ist, liegen freilich unmittelbar vor, aber diese Worte und Ereignisse sind eben mehr als blofse Worte und Ereignisse, sie enthalten etwas Göttliches, wodurch sie eben Offenbarung sind, und so lange dieses nicht lebendig empfunden wird, sind sie wie die Farben und Linien eines Gemäldes, die man auch unmittelbar sieht, und worüber man hin- und herreden kann, und doch nichts Wirkliches versteht, so lange man nicht von dem Genius des Kunstwerkes ergriffen ist. Und wie es gelehrte Aesthetiker giebt, die trotz ihrer Gelehrsamkeit doch ewig aufserhalb der Kunst und prosaische Subjecte bleiben, weil sie eben, anstatt hineinzugehn und sich dem Gegenstande hinzugeben, sich vielmehr mit ihren apriorischen Regeln und Begriffen darüber stellen wollen, gerade so, und noch vielmehr so, verhält es sich mit der Erkenntnifs der Offenbarung. Ist aber durch den Glauben das Verständnifs begründet, so hilft dann das, was man von der Offenbarung aufgefafst hat, zur weiteren Erklärung, und führt allmälig zur Entwickelung des ganzen Zusammenhanges; womit denn auch ein Mafs gegeben ist um zu beurtheilen, dafs dieses das Göttliche und jenes die menschliche Form und Zuthat sei. Die Vernunft d. i. das menschliche Wissen als solches, kann nicht über das Uebermenschliche entscheiden, so wenig als der Blinde über das Sehen, während der Sehende sowohl das Sehen selbst als auch die Blindheit beurtheilt. So also verhält es sich mit dem vermeintlichen Erheben der Vernunft über die Offenbarung.

In Allem, was der Rationalismus gegen die Offenbarung vorbringt, ist eben dieses immer der Grundirrthum, dafs er etwas Rationales darin sucht, während sich doch die Offenbarung selbst als etwas Suprarationales ankündigt. Verlangen, man solle das Supra-

Digitized by Google

rationale beweisen, heifst, man solle es rational machen, und das heifst ohngefähr eben so viel als das Rothe blau machen, worauf man dann eben das Blaue sieht und nicht das Rothe. Darum hat auch Christus nie einen Beweis versucht, sondern einfach Glauben gefordert, und wo er sich auf das alte Testament beruft, geschieht es doch nur in Beziehung auf die darin enthaltenen Offenbarungen und Prophezeihungen, für solche die schon an Offenbarung glauben, und deren Glaube sich nur höher entwickeln soll.

Will man denn nun das Christenthum deshalb gering schätzen, weil es nicht demonstrativ ist? Wenn es auf die Demonstration ankommt, so ist die Mathematik das Allerhöchste, welche doch zu allem, was sonst dem Menschen heilig und theuer ist, gar keine Beziehung hat, und in dieser Hinsicht das Allerwerthloseste ist. Und überhaupt je geistiger eine Erkenntnifs ist, um so mehr erhebt sie sich über die Demonstration. So ist schon in aller Natur- und Geschichtsforschung die lebendige Anschauung die Hauptsache, während der Beweis sich auf die einfache Darlegung der Thatsachen reducirt, und schon in der Kunst hört alles Beweisen auf, — nicht wegen der menschlichen Ohnmacht, sondern wegen der Vortrefflichkeit der Gegenstände, die für den Beweis, d. i. für logischen Zwang viel zu gut sind. Läfst sich denn Liebe andemonstriren, oder ist jemand nur so widersinnig es zu verlangen? Alles was der Verstand als vortrefflich erkennt, bewirkt immer noch keine Liebe, die aber oft trotz des Verstandes entsteht. Und gerade nur Liebende können Einer den Andern ganz verstehen. Das Christenthum fordert eben Liebe, damit man es verstehen, und Glaube damit man es lieben kann.

Es würde hierüber weniger Unklarheit herrschen, wenn man, wie schon bemerkt wurde, nur überhaupt einen richtigen Begriff von Religion hätte, nämlich den, dafs sie wesentlich ein reales Verhältnifs des Menschen zu Gott ist, worauf die Erkenntnifs erst als das zweite folgt. Darum wendet sich die Religion zunächst an den *Willen* des Menschen, dafs er seiner Selbstheit entsage, um sich dem Göttlichen hinzugeben. Um die Offenbarung zu begreifen, mufs man sie wollen. Ist doch selbst in menschlichen Dingen das Verständnifs um so mehr an den Willen gebunden, je höher sie selbst sind. Ein geometrischer Satz läfst sich beweisen, d. h. sein Verständnifs läfst sich erzwingen; das Verständnifs einer historischen Erscheinung aber schon nicht so, da mufs man schon willig sein um die Sache recht erfassen zu können, wie sich denn auch zeigt, dafs die Beurtheilung des Geschichtlichen sehr bedeutend durch den ganzen Gemüthszustand und durch den Glauben des Beurtheilers bedingt ist; das Verständnifs eines Kunstwerkes noch viel weniger, und die Schönheit der mediceischen Venus ist schlechterdings nicht zu beweisen. In der Religion aber ist die Macht des Beweises nicht nur zu Null geworden, sondern die Religion ist ihrem Wesen nach über die Region der Beweise überhaupt erhaben. Daraus folgt indessen keinesweges, dafs in der Religion gar kein Erkennen stattfinde, sondern nur nicht in demonstrativer Weise, indem die Demonstration nur soweit reicht, die Unzulänglichkeit des Menschlichen zu erkennen, um dadurch das Gemüth auf das Göttliche hinzuweisen, dessen positive Anschauung dann der Freiheit angehört.

Wenn nun also die Religion ein reales Verhältnifs des Menschen zu Gott ist, und wenn sich dieses Verhältnifs in der Offenbarung überhaupt entwickelt und letzlich im Christenthume vollendet hat, und wenn sich die Religion an den Willen wendet, so kann der Mensch nur durch den Willen, welcher seine Selbstheit hingiebt um die Offenbarung aufzunehmen, und also durch den Glauben an Christus, in das rechte Verhältnifs zu Gott kommen. In diesem rechten Verhältnisse des Menschen zu Gott vollzieht sich die Heiligung des Menschen, und alles was der Mensch auf dieser Grundlage im Thun und Denken erreicht, ist von dem *heiligen Geiste* durchdrungen. Alles aber was der Mensch blofs durch seine eigene Kraft vollbringt, ohne dafs er durch das Band der Offenbarung mit Gott, d. h. mit der Quelle, aus welcher alles Ewige entspringt, verbunden ist, gehört dem *Zeitgeiste* an, der zwar nicht geradezu *unheilig*, aber doch seinem Wesen nach *nicht heilig* ist. Wie der heilige Geist aus Gott kommt, so bezieht er sich auch unmittelbar auf Gott, und nur mittelbar auf die Welt, während der Zeitgeist, der aus der Welt stammt, sich eben so unmittelbar auf die Welt bezieht, und nur mittelbar auf Gott, wenn er letztlich seine Unzulänglichkeit erkennt. So lange nun die Menschheit die Offenbarung noch nicht vollkommen in sich aufgenommen hat, und noch nicht vollkommen mit Gott verbunden ist, und also so lange als diese Welt besteht, wird neben

Digitized by Google

dem heiligen Geiste auch der Zeitgeist herrschen, und werden beide mit einander streiten. Der Zeitgeist ist als solcher nicht böse, er ist nicht der Teufel selbst, aber er hegt das Princip des Bösen in sich, und er wird allerdings zum Teufel, wenn er sich selbst als den heiligen Geist setzen, und damit diesen aufheben will. Der Zeitgeist soll sich heiligen, aber nicht so, dafs er den heiligen Geist verdrängt, um sich dann selbst dafür auszugeben, sondern so, dafs er sich vielmehr hingiebt um sich wo möglich in dem heiligen Geiste ganz aufzulösen; und er wäre am heiligsten, wenn er ganz verschwände, so dafs er von sich sagen könnte: was ich thue, das thue nicht ich, sondern ein Höherer thut es durch mich.

Was aber näher die *Erkenntnifs* göttlicher Dinge betrifft, so ist diese, wie gesagt, erst das zweite in der Religion, und durch das reale Verhältnifs zu Gott bedingt; und wie dasselbe im Christenthume vollendet ist, so kann auch nur aus diesem die rechte Erkenntnifs kommen. Und da ferner auch die Erforschung der Welt in ihren letzten Problemen über die Welt selbst hinausführt und auf das Göttliche hinweist, so kann überhaupt alle Wissenschaft nach ihren tiefsten Fragen nur aus der Offenbarung entwickelt werden, so dafs der Mittelpunct alles menschlichen Erkennens eben die Erkenntnifs der Offenbarung ist. Denn wie das Buch der Offenbarung mit der Genesis anfängt, so schliefst es mit der Offenbarung selbst. Wer es fassen mag, der fass' es.

Die Offenbarung ist selbst die allerhöchste Aufgabe des Erkennens, aber so gewifs sie das ist, so gewifs kann sie nur aus sich selbst erkannt werden. Und sie ist eben darum noch nicht erkannt, weil man nicht die rechten Mittel anwandte. Denn so haben die Kirchenväter, als die ersten christlichen Theologen, die Formen und Kategorieen, womit sie die Offenbarung erfassen wollten, aus der heidnischen Philosophie entlehnt, und damit den geoffenbarten Inhalt beeinträchtigt. In der Scholastik herrschte Plato und Aristoteles, und ihr ganzes Wesen war für die wahre Aufgabe vollkommen unangemessen. Mit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften ist denn das Heidenthum massenhaft in die christliche Welt eingedrungen, und hat die Geister der Menschen ergriffen und gebunden, so dafs sie für die christliche Speculation immer unfähiger wurden. Ein tieferes Verständnifs der Religion konnte sich da nur in der Mystik erhalten, die aber freilich in einem verschlossenen Brüten und Grübeln verkommen mufste, weil die sonstige Wissenschaft und das weltliche Bewufstsein dem Christenthume zu sehr entfremdet war, als dafs die Mystiker für ihren Zweck daraus hätten Klarheit erlangen können. Daneben erhielt sich eine starre geistlose Orthodoxie, während sich die weltliche Wissenschaft entschieden rationalistisch und naturalistisch entwickelte, um allgemach auch die Theologie in ihre Richtung hineinzuziehen, wo sie sich dann als der Deismus der Aufklärung gezeigt hat. Der Gott aber, der aus der Betrachtung der Welt nach der blofsen Vernunft erschlossen wurde, war gar nicht Gott, sondern ein blofses Geschöpf der Vernunft, ein Gott, der so zu sagen nur par ordre du Mufti existirt, während der lebendige Gott nur durch willige Hingabe im Glauben erkannt werden kann. Was ist also natürlicher, als dafs der Mensch sich endlich auch von diesem Schemen und Schatten eines Gottes emancipirte, und wie man *praktisch* mit Kanonen und Schaffoten das Reich des Atheismus begründen wollte, so *theoretisch* die Vernunft selbst, in der Gestalt des *Ich*, zum Herren und Schöpfer der Welt machte? Derselbe *Fichte* aber, der den Trieb des Rationalismus so richtig erkennend, den Atheismus entwickelte, derselbe hat demnächst auch den Rationalismus der Hauptsache nach überwunden, indem er später die Wissenschaft, anstatt von dem *Ich* und der Vernunft, vielmehr von Gott ausgehn lehrte. Die späteren Systeme haben nicht diese principielle Bedeutung. — Es ist nun eben die Aufgabe der Wissenschaft den Rationalismus nach Inhalt und Form gänzlich zu beseitigen, und eine reelle, aus dem göttlichen Grunde selbst abgeleitete Lehre von den göttlichen Dingen zu entwicklen. Damit gelangt sie zur Erkenntnifs der positiven Religion, und näher zum Christenthume als der vollendeten Offenbarung. Wie nun die ganze bisherige Wissenschaft sich als unfähig erwiesen hat das Christenthum zu begreifen, indem alle ihre Formen und Begriffe dazu viel zu eng und dürftig sind, so ist es die Aufgabe eine *christliche* Wissenschaft hervorzubringen. Die aber diese Aufgabe bestreiten, und was am leichtesten ist, sie durch Witzeleien beseitigen wollen, zeigen nur, dafs sie nicht einmal den Sinn dieser Aufgabe verstanden haben. Denn so sagen sie wohl: ob man denn auch von einer *christ-*

Digitized by Google

lichen Mathematik spräche? Davon spricht man freilich nicht, weil die Mathematik als eine blofs formale Wissenschaft ganz aufserhalb, und beziehungsweise *unter* dem Gebiete der Religion steht, während alle reale Wissenschaft ein Verhältnifs zur Religion hat, und ein um so innigeres, je höher ihr Gegenstand ist.

Nach diesen einleitenden Erörterungen, die sich für die Folge erspriefslich zeigen werden, wenden wir uns nun näher zu der Schrift unsers Autors.

In dem ersten Abschnitte, überschrieben „die erste Anklage und ihre Ergänzung," erzählt Hr. Wislicenus uns zunächst den äufseren Hergang seiner Angelegenheit, was uns indessen hier nichts angeht, und entwickelt dann seine Ansichten von der Bibel, um derentwillen er angeklagt war. Es wird dabei, wie zu Anfang bemerkt, die kirchliche Lehre vorausgesetzt, dafs die Bibel unmittelbar und verbotenus die göttliche Offenbarung, und als solche die Norm des Glaubens sei. Ob? und was? überhaupt Offenbarung sei, danach frägt Hr. W. gar nicht, sondern er trägt einfach die gewöhnlichen rationalistischen Einwendungen gegen die Bibel vor: dafs sie viel wunderbare, der Vernunft widersprechende, und folglich erdichtete Ereignisse erzähle, auch manches Unsittliche und Gottes Unwürdige, so dafs sie unmöglich die Norm der religiösen Wahrheit sein könne, sondern statt ihrer die Vernunft, „der in uns selbst lebendige Geist" pag. 31 dafür zu setzen sei. Da wir nun der Inspirationslehre gegenüber eine andre Ansicht von der Bibel entwickelt haben, wonach die Offenbarung nicht unmittelbar mit der Schrift eins ist, so könnten wir vielleicht das scheinbar Anstöfsige in der Bibel ohne weiteres als menschliche Zuthat von dem geoffenbarten Inhalte absondern; allein so ist es nicht gemeint, dafs unsre Ansicht zur Bequemlichkeit dienen, das Wunderbare beseitigen, und damit die Offenbarung, welche wesentlich wunderbar ist, verletzen, und am Ende die Vernunft auf den Thron heben sollte. Ganz im Gegentheil, sie soll nur dazu dienen, die Offenbarung recht zu begreifen. Die Offenbarung begründet eine Einheit des Göttlichen und Menschlichen, und indem sich diese Einheit entfaltet, stellt sie sich nothwendig zweiseitig dar, nämlich als ein Eingehen des Göttlichen in das Menschliche, und als ein Hinbewegen des Menschlichen zum Göttlichen; und nur auf der ersten Seite wird das eigentlich Wunderbare liegen.

Hr. W. stellt weiterhin im 4ten Abschnitte seiner Schrift p. 53 u. s. w. gleichsam als ein experimentum crucis des Glaubens oder Unglaubens folgende fünf Fragen auf. „Glaubt ihr an die zu Gibeon stillstehende „Sonne? an den redenden und Engel sehenden Esel „Bileams? an den Befehl Gottes für die Israeliten, „die Aegypter um ihre goldnen und silbernen Gefäfse „zu betrügen? an den Stern der Weisen aus dem Mor„genlande? an den Stater im Fischmaule?" worauf er eine runde Antwort mit ja oder nein verlangt. Handelt es sich blofs um Annahme oder Verwerfung der Schrift, so genügt eine solche Antwort, und so wollen wir denn *ja* sagen, in dem Sinne, dafs da überhaupt Wunder vorliegen auch möglicherweise diese geschehn sein können; handelt es sich aber um Erkenntnifs der biblischen Geschichte, so kommt es auf das blofse ja oder nein nicht an, sondern es fragt sich dann immer noch, ob denn diese Ereignisse der wörtlichen Erzählung nach anzunehmen, ja ob sie, auch selbst wörtlich genommen, überhaupt alle wirkliche Wunder seien?

Wir wollen nun diese fünf Fragen mit den übrigen im ersten Abschnitte erhobenen Einreden zusammen behandlen, wenn auch nicht nach allen Einzelheiten, was hier unmöglich ist; denn man kann allerdings in einer Minute mehr fragen als in einem Jahre beantworten. Hr. W. fängt mit den ersten Capiteln der Genesis an. Diese weisen sich aber selbst, schon durch ihre Form, als Bruchstücke einer uralten Ueberlieferung aus, und erzählen einen Vorgang, der im Jenseits der jetzigen Welt liegt, so dafs natürlich an eine wörtliche Auffassung (da die Worte Bilder aus der diesseitigen jetzigen Welt sind) gar nicht zu denken ist, ohne dafs doch daraus folgte, sie enthielten überhaupt keine Offenbarung, sondern seien nur „eine schöne Dichtung." Die Hauptsache in Beziehung auf den sonstigen Inhalt der Bibel ist hier die Erzählung vom Sündenfall; und wenn Hr. W. darin nichts Reales finden will, so mag er es doch seinerseits versuchen, den Ursprung des Bösen zu erklären, da ihm ja wohl bekannt sein wird, dafs die Philosophie hierüber noch bis diesen Tag nichts Haltbares hat aufstellen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Ob Schrift? Ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger; von Gust. Ad. Wislicenus.

(Fortsetzung.)

Dann folgen Einreden gegen die menschliche Erscheinungsform Gottes, wie wenn Gott bei Abraham einkehrt, weil Moses auf dem Sinai redet, u. s. w.. welches alles nach unsern einleitenden Erörterungen zu erklären ist, ohne dafs dadurch die Realität der Offenbarung im geringsten gefährdet würde. Dann die wunderbaren Ereignisse; in Betreff deren zunächst einige Worte über das Wunder überhaupt zu sagen sind. Wunder ist nicht, was wir nach den bekannten Naturgesetzen nicht erklären können, sondern was überhaupt über das Vermögen der Natur hinausgeht, als eine durch den Willen hervorgebrachte Veränderung in der Natur. Erklärt man demnach die Wunder für unmöglich, so ist damit gesagt, dafs es überhaupt nichts Höheres giebt als das Vermögen der Natur, dafs also die Natur selbst Gott, oder doch wenigstens mit Gott eins sei, d. h. man lehrt den *Atheismus* oder *Pantheismus*. Der *Theismus* aber bekennt sich zu einem Gott, der über der Welt steht, und der selbst die Welt durch seinen Willen erschaffen hat, und ein solcher Gott besitzt die Macht, die man ihm auszuüben nicht verbieten kann, in die Ordnung der Natur einzugreifen, und etwas Uebernatürliches hervorzubringen, oder auch diese Macht an einzelne Menschen zu übertragen, nämlich an solche, die sich ganz dem göttlichen Willen ergeben, kraft dessen sie dann der Natur mächtig werden. Und überhaupt wenn es einen Gott giebt, und zwar einen lebendigen thätigen Gott, so mufs doch seine Thätigkeit etwas von dem Naturprocesse Verschiedenes sein. So nennen wir sie *Vorsehung*, welche immer etwas anderes bewirkt, als nach dem Laufe der Welt und nach menschlicher Berechnung zu erwarten wäre, und alle Dinge der göttlichen Weisheit gemäfs zum Besten lenkt. Die Vorsehung aber bleibt im Verborgenen, d. h. sie tritt nicht ausdrücklich als eine göttliche Wirkung hervor. So ist sie ein ununterbrochenes verborgenes Wunder, während sie gegen das eigentlich sogenannte Wunder nur die offenbar gewordene Vorsehung ist, indem es sich ausdrücklich als eine göttliche Wirkung darstellt. Die Wunder hängen demnach genau mit der Vorsehung zusammen und sind ihre Bestätigung. Die Möglichkeit der Wunder ist also überhaupt mit dem Theismus gegeben; ob aber wirklich Wunder geschehen seien, darüber hat man die Erfahrung zu befragen. Die alten Profanscribenten enthalten manche Nachrichten über Gegenstände aus dem Orient, die man schlechthin als Fabeln verworfen hat, so lange man den Orient nicht selbst kannte, und die sich später doch als vollkommen wahr ausgewiesen haben. Wie nun jene Dinge durch den Raum, so sind uns die Wunder durch die Zeit entrückt. Aber es wird eine Zeit kommen, wo wieder Zeichen und Wunder geschehen, und wo man sich weniger über die Wunder, als vielmehr darüber wundern wird, dafs es ein Geschlecht gab, welches sich seiner Klugheit rühmte, und doch so *dumm* war, die Wunder überhaupt zu verwerfen, *weil* in der Gegenwart keine geschahen.

Demnächst ist es aber allerdings fraglich, ob alle die biblischen Geschichten, die uns wunderbar erscheinen, wirkliche Wunder sind. Denn wir kennen die Natur nicht so genau, dafs wir allenthalben sagen könnten, so weit reicht ihr Vermögen, und was darüber hinausgeht ist unmöglich, da vielmehr fortwährend neue Naturkräfte entdeckt werden, deren Wirkungen in Beziehung zu einer früheren Naturkenntnifs als wunderbar erscheinen. Ferner, der Mensch stand im hohen Alterthume der Natur näher als jetzt, und wie die Naturkräfte seine Seele durchdrangen und seine Handlungen bestimmten, so hatte er umgekehrt

Digitized by Google

ein höheres und zarteres Gefühl für die geheimen Zusammenhänge der Natur, und sein Wille die Fähigkeit in selbst natürlicher Weise in das Getriebe der Naturkräfte einzugehn, wie es der spröden Ichheit und Reflexion der neueren Zeit, die in der Natur ihren geraden Gegensatz findet, allerdings nicht möglich ist. Erscheinungen, wie sie neuerdings in dem sogenannten thierischen Magnetismus, d. h. der natürlichen Magie, wieder bekannt geworden sind, und welche jetzt wohl nur in krankhaften Zuständen auftreten, waren damals weit mächtiger und gewaltiger, und nicht durch Krankheit bedingt; sie schlossen sich an den Cultus an, wurden in religiösen Instituten gepflegt, und man besafs selbst künstliche Mittel, um sich zur magnetisch-magischen Wirksamkeit zu befähigen. Auch das Judenthum, welches ja noch die Naturreligion zur Voraussetzung hat, ist voller magischer Erscheinungen, die sich mit religiösen Zuständen, und was hier das Eigenthümliche ist, mit göttlichen Einwirkungen verbanden. Zu den magischen Erscheinungen, wovon die Bibel erzählt, gehört nun auch die Geschichte von Bileams Esel, wovon Hr. W. so viel Aufhebens macht, dafs er den, wer sie glaubt, selbst als „ein Wunder preisen" will! Bileam ist nämlich nach der biblischen Erzählung selbst als ein Zauberer charakterisirt, der also in der Magie lebte und webte. (IV. Mos. 22.) Dieser hatte nun schon ein abmahnendes Traumgesicht gehabt, und trat endlich dennoch seine Reise an, offenbar in sehr erregtem Zustande. Da entsand ihm wieder ein Gesicht, das aber von seinem, durch die Begierde nach Gewinn entzündeten Willen zurückgedrängt wurde, so dafs es ihm zunächst selbst nicht zum Bewufstsein kam, indessen aber auf seinen Esel, oder die Eselin, die mit ihm in Rapport stand, überging; wie es auch sonst beobachtet und wissenschaftlich constatirt ist, dafs magische Zustände von Menschen auf die Thiere übergehen können, die sich dann magisch ganz wie Menschen geberden. Die Eselin scheut nun vor dem Gesichte und wird stetisch; Bileam schlägt sie, da klemmt sie ihm das Bein, und sinkt endlich nach ferneren Züchtigungen auf die Knie. Indessen vermehrt sich die Unruhe in Bileams Seele, und endlich bricht das Gesicht bei ihm durch, indem es von der Eselin, die dadurch magisch mit ihm redet, zu ihm zurückkehrt. Thun wir nun etwa mit dieser Erklärung dem Texte Gewalt an? oder verwandlen wir das Ganze in einen blofsen Schein? Steht denn in der Bibel, dafs der Engel, welcher der Eselin erschien, aus Fleisch und Blut bestand? oder ist denn ein Gesicht, obgleich es nicht palpabel ist, darum nichts Reelles? Und besteht nicht der Inhalt der ganzen Geschichte in der reellen Wirkung, welche Bileam erfuhr? und bleibt dieses nicht in unsrer Erklärung vollkommen erhalten? Es bleibt freilich Jedem unbenommen, diese Geschichte als ein eigentliches Wunder aufzufassen, aber gewifs läfst sie auch eine ganz einfache natürliche Deutung zu; und mindestens wird es erlaubt sein, die Fähigkeit der Eselin, den Engel zu sehn und sich mitzutheilen, als in der Magie liegend zu erklären. Und um auf eine andre Wislicenussche Frage zu kommen, auch der Stern der Weisen aus dem Morgenlande kann magisch gedeutet werden. Diese Leute waren Magier, und als solche für magische Erscheinungen empfänglich. Sie lebten nach alter Tradition in der Hoffnung des Messias, und da dieser nun geboren war, kündigte sich ihnen dieses Ereignifs durch ein natürliches Licht an, (denn das ist eben das Geheimnifs der Magie, dafs das Geistige und Natürliche darin eins ist — wie es sich z. B. auch in dem lichten Scheine um die Häupter der Heiligen offenbart, welchen nur die Ignoranten für eine blofse Täuschung oder Dichtung halten) welches auf den Messias deutete, aber nur für sie sichtbar war; wie es auch aus der biblischen Erzählung hinlänglich hervorgeht (Math. 2.). Auch die Geschichte von dem Stater im Fischmaule (Math. 17.), die Hr. W. ebenso zur Kreuzfrage macht, kann ohne weiteres magisch gedeutet werden, denn für Aehnliches giebt es im Gebiete des Magnetismus oder der Magie gar manche Beispiele. Ich sage nicht, dafs man sie magisch deuten solle; — Christus hat viele Thaten gethan, die nicht nur dem Grade sondern der Art nach über die magischen Wirkungen hinausgehen, und schlechterdings nur als Wunder aufzufassen sind, wie namentlich sein eignes Leben durch und durch wunderbar ist, — aber es stimmt doch sehr wohl zusammen, dafs der Sohn Gottes, der als Mensch seinen Willen ganz dem göttlichen ergab, und so die Wunderkraft erhielt, dadurch auch nach seiner Menschlichkeit dieses gelassene, für alles Natürliche empfängliche, und dadurch auch in die Natur einzugehen fähige Gemüth empfing, das an und für sich dem Menschen eine magische Kraft giebt; und manche Krankenhei-

Digitized by Google

lungen, die von Christus erzählt werden, schliefsen sich, wenigstens der äufsern Erscheinung nach, offenbar an das sonst bekannte magische Heilverfahren an. Und man darf sich wohl darauf berufen, dafs dergleichen schon nach menschlichem Vermögen und natürlich geschehn kann, (wie viel mehr also durch göttlichen Beistand?) wenn Hr. W. p. 28 ausruft: „Himmel und Erde, „die ganze Welt und das ganze Menschenleben, all un„ser Wissen und Denken zeugen aber dafür, dafs der„gleichen nicht geschehen könne, als nur im Reiche der „Einbildungskraft:" eine Behauptung, die mindestens eine gedankenlose, von grofser Unwissenheit zeugende Radomontade ist, und die allenfalls als Aeufserung eines sich wichtig machenden Bierphilisters passiren möchte, aus dem Munde aber eines wissenschaftlich sein wollenden Theologen mehr als auffallend erscheint.

Was nun die zu Gibeon still stehende Sonne anbetrifft (Jos. 10.), so sind wir hier durch die biblische Erzählung von einem furchtbaren Hagelwetter selbst auf eine aufserordentliche Erscheinung vorbereitet, und brauchen schon deshalb nicht an ein eigentliches Wunder dem Wortsinne nach zu denken. Und noch mehr, es kam hier gar nicht darauf an, dafs in der Natur eine Veränderung hervorgebracht wurde, sondern dafs die Israeliten ihre Feinde vernichteten, was auch ohne ein Wunder möglich war. Und das Ganze kündigt sich deutlich als eine Kriegergeschichte an, worin nicht das Wunder, sondern die Waffenthat der eigentliche Inhalt ist; und Hr. W. soll erst beweisen, dafs man, um an Offenbarung zu glauben, die ganze jüdische Kriegsgeschichte für eine wunderbare und heilige halten müsse. Nach den Consequenzen der Inspirationstheorie allerdings, aber wenn Hr. W. weiter nichts wollte als diese bekämpfen, so brauchte er den Mund nicht so weit aufzuthun, denn es gehört eine grofse Beschränktheit dazu, zu meinen, dafs mit der Inspirationstheorie auch die Offenbarung selbst aufgehoben und zu einem blofsen Erzeugnisse des Menschengeistes herabgesetzt würde. Im abstracten Sinne möglich ist freilich auch dieses Ereignifs, denn vor Gott ist kein Ding unmöglich, und dieses Bekenntnifs mufs, wie gesagt, jeder thun, der an Gott glaubt und dabei consequent ist. Es fragt sich aber gar sehr, ob alle die Wunder, die zumal im alten Testamente, in welchem ein sagenhaftes Element unverkennbar ist, erzählt werden, wirklich geschehen sind. Wo nämlich wirklich Wunder geschehen, und dadurch der Mensch an die Vorstellung der Wunder gewöhnt wird, kann es sehr leicht kommen, dafs zu den wirklich geschehenen Wundern noch andere hinzugedichtet werden; wie es sich auch sonst an sagenweise verbreiteten Nachrichten ausweist, dafs weder alles wahr noch alles unwahr ist. Man hat sich dann an den ganzen Zusammenhang zu halten, um das Wahrscheinliche heraus zu finden.

Ferner bemerkt Hr. W. auch sittlich Anstöfsiges in der Bibel. Dahin gehört denn die noch unerörterte Frage: „glaubt ihr an den Befehl Gottes für die Israeliten, die „Aegypter um ihre goldnen und silbernen Gefäfse zu „betrügen?" Abgesehn nun von der sonst bekannten Erklärung, welche diese Erzählung nach ihrem ganzen Zusammenhange (II. Mos. 3—12.) allerdings zuläfst, dafs die Aegypter durch göttliche Bewegung den Israeliten das Gold und Silber gern gegeben hätten, um sie nur los zu werden, so kann man sie, wenn man nicht an der Inspirationstheorie hält, sondern auf den inneren transscendentalen Vorgang der Offenbarung sieht, wovon die äufsern Folgen und die Erzählung sehr wesentlich verschieden sind, auch anders erklären. Die Israeliten wurden bei dem Auszuge aus Aegypten ihres Gottes inne, was auf einer göttlichen Affection beruht, die zur Offenbarung gehört. Das Gefühl, mit ihrem Gott verbunden zu sein, verkehrte sich ihnen aber zur Steigerung ihres natürlichen Selbstgefühls (eine Verkehrung, die sich durch die ganze jüdische Geschichte hindurchzieht und sich letztlich auch in der Verweltlichung der Messiasidee kund giebt) und dieses Selbstgefühl wurde dann von einer, unter den obwaltenden Verhältnissen sehr erklärlichen Rachsucht ergriffen, welche sie antrieb, sich an den Aegyptern durch Betrug zu entschädigen, wozu sie sich durch Gott autorisirt wähnten. Demnach könnte das erste Glied in diesem ganzen Processe des Bewufstseins wirkliche Offenbarung sein, obgleich das Ende sich als etwas gar sehr Menschliches zeigt. So verhält es sich also mit dem Unsittlichen, welches durch menschliche Verkehrtheit aus der Offenbarung hervorgehen kann.

Auch an der neutestamentlichen Sittlichkeit macht Hr. W. Ausstellungen; „er kann darin nicht überall die „höchste Entwicklung und den reinen Ausdruck des heiligen Geistes finden" p. 29. Als Beispiel wird aus der Bergpredigt angeführt: Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel; sondern so dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den linken auch dar u. s. w. Und diese Worte, meint Hr. W.,

Digitized by Google

„werden von uns nicht allein nicht befolgt, sondern nicht „einmal als eine moralische Forderung festgehalten; „denn wir wissen wohl, dafs ihre Befolgung der „Schlechtigkeit das Weltregiment überliefern müfste." Sonderbar, und doch hat Christus daran gehalten, und gerade durch solches Verfahren so Grofses gewirkt. Denn durch beharrliche Sanftmuth und Güte wird auch die gröfste Wuth und Bosheit überwunden. Freilich vermag der Mensch nach seiner Schwäche ein solches Verfahren nicht durchzuführen, und hält es darum für besser, dem Bösen bei Zeiten zu widerstreben, dennoch aber bleibt die Forderung, dafs es anders sein sollte, und es ist eben Niemand vollkommen.

Der Hauptpunct des Anstofses ist nun aber Christus selbst, nach seiner ganzen wunderbaren Erscheinung. Hier nur Eins für Alles. „Christus ist geboren, ohne von einem Vater erzeugt zu sein" — und das wird für schlechterdings unmöglich erklärt. Frage! wer hat denn aber den ersten Menschen erzeugt? Offenbar kein Vater. Nun mag man die Sache auch blofs naturalistisch betrachten, als wenn überhaupt kein Gott da wäre, so hat also die Natur die Kraft in sich Menschen hervorzubringen ohne Zeugung; das müssen wir annehmen, denn es giebt ein (oder meinetwegen viele) *erstes* Menschenpaar, das ohne Zeugung hervorgebracht werden mufste. Die Natur hat also aus eignem Vermögen die ersten Menschen hervorgebracht, und es dann ihnen selbst überlassen sich fortzupflanzen. Was dann mit jenem Vermögen der Natur geworden sei, wissen wir nicht. Wir nehmen es jetzt nicht wahr, daraus aber zu schliefsen, dafs es überhaupt erloschen sei, wäre mehr als voreilig. Wie wenn sich nun dieses Vermögen wieder erhöbe, wer wollte es ihm wehren? und wenn es im Schoofse einer Jungfrau einen Menschen bildete, während nach naturalistischer Ansicht zur Hervorbringung des ersten Menschen das Wasser gedient hätte, was wäre dabei Unmögliches? denn der Schoofs einer Jungfrau ist doch wohl eben so gut als das Wasser? Dafs dieses nur einmal geschehen wäre, und Christus danach als ein von Allen ausgezeichnetes Wesen dastände, thut nichts, ja noch mehr, es steigert die Glaubwürdigkeit, denn für ein solches Wesen giebt sich eben Christus selbst aus. Wenn man nun sagt: ich kann es dennoch nicht glauben, das mag darum sein, aber es ist etwas andres als die baare *Dummheit*, bei Himmel und Erde zu schwören, dafs so etwas *unmöglich* sei. Wenn aber ein Gott ist, und Christus Gottes Sohn, als der von Ewigkeit her erzeugte Logos, welcher vor der Welt war, und freiwillig in die Welt einging und Mensch wurde um die Menschheit zu erlösen — soll er dann eines Vaters bedürfen? oder soll er nicht vermögen im Schoofse der Jungfrau sich selbst zu verleiblichen, da er doch geboren werden mufste um als Mensch zu leben? Denn das *Geborenwerden* gehört zum Leben des Menschen, nicht aber das *Erzeugtsein*, welches vor aller Erscheinung liegt, auch streng genommen gar nicht nachzuweisen ist. Um nun zum Naturalismus zurückzukehren, wenn also die Natur ohne Zeugung einen Menschen bilden kann, so wird sie auch wohl einen Gestorbenen wieder erwecken können, was gewifs nicht schwerer ist. So sieht man, wie die ganze aufserordentliche Erscheinung Christi, wenn das Göttliche davon abgestreift würde, auch nach der Natur nicht absolut unmöglich wäre, wenn man freilich auch das *Wie* dabei gar nicht einsehen könnte, welches übrigens auch bei der gewöhnlichen Erzeugung dunkel bleibt.

Von diesem allen aber sagt Hr. W., unser Wissen und Denken zeugen dafür, dafs es nicht geschehen könne als nur im Reiche der Einbildungskraft. Es ist aber nachgewiesen, dafs gerade die Wissenschaft lehrt, dafs manches davon selbst nach der blofsen Natur geschehen kann, während sie von anderem wenigstens nicht die Unmöglichkeit darzuthun vermag, und insofern sie überhaupt an einen Gott glaubt, auch das Wunderbare als solches für möglich halten mufs. Aber die Wissenschaft des Hrn. W. ist der Zeitgeist, der seine gegenwärtige Erfahrung und sein zeitweiliges Meinen, wie es eben unter den Lichtfreunden cursirt, für die absolute Wahrheit hält; und der, wo er halbweges consequent ist, sich als Pantheismus oder Atheismus bekennt. So fragt Hr. W. gar nicht, ob denn die Wunder vor Gott möglich seien, sondern er begnügt sich damit, dafs sie nach der Natur nicht möglich sind, — was sich ganz von selbst versteht, denn sonst wären sie gar keine Wunder, — weshalb sie überhaupt nicht möglich sein sollen. Daraus folgt ganz einfach, dafs es für Hrn. W. keinen Gott giebt; wie denn auch seine ganze Schrift durchweg pantheistisch oder atheistisch gehalten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

North... University Library

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Ob Schrift? Ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger; von Gust. Ad. Wislicenus.

(Fortsetzung.)

Weil nun die Bibel so viel vernunftwidrige Dinge enthält, schliefst dann Hr. W., soll sie nicht als die Grundlage der religiösen Wahrheit gelten, und wenn wir sie doch benutzen wollen, so müssen wir uns mit unserm Urtheile *über* die Bibel stellen p. 30, (in Betreff dessen schon früher gezeigt wurde, wie es sich mit dem *darüber*stellen verhält). Die Bibel ist ein Erzeugnifs des menschlichen Geistes, und folglich mangelhaft; der fortschreitende Geist geht darüber hinaus, und erkennt die Bibel gerade nur in so weit an, als sie mit ihm selbst übereinstimmt, (d. h. in so weit sie überflüssig ist). Statt der Bibel haben wir eine andre höchste Autorität. „Sie ist der in uns selbst lebendige Geist" p. 31.

Mit der Bibel sind wir also fertig, und haben nun den *Geist* zu untersuchen, zuvor aber erst noch den zweiten Abschnitt „Einwendungen von befreundeter Seite" anzusehen.

Einige Lichtfreunde hatten nämlich dem Hrn. W. entgegnet, die Bibel sei zwar nicht schlechthin die Norm des Glaubens, aber doch die richtig verstandene, nach dem Geiste ausgelegte Bibel; man halte sich an das Wesentliche, an die klaren Aussprüche Jesu u. dgl. m. Dagegen erwiedert er nun, dafs dies alles haltungslose und willkürliche Bestimmungen seien, wonach man aus der Bibel gerade das mache, was die eigene Vernunft will, und die richtig verstandene Bibel der Rationalisten sei vielmehr die falsch verstandene corrumpirte Bibel. Hr. W. will klaren Wein einschenken, und dem unklaren, schwankenden Wesen des Rationalismus ein Ende machen, — das ist jedenfalls sehr lobenswerth. Nebenbei zeigt er aber, dafs er überhaupt gar keinen Begriff hat von dem was Auslegung ist. Unsre Sprache unterscheidet *Deuteln* sehr wohl von *Deuten*; und wenn wir schon bei menschlichen Schriften von geringerem Inhalte nicht bei dem Einzelnen und bei den Worten stehen bleiben, sondern den Zusammenhang des Ganzen zu erfassen, und uns in den Geist des Schriftstellers zu versetzen suchen, so ist nicht abzusehen, warum denn in der Bibel alles so blank und baar auf der Oberfläche liegen müfste, dafs man nur eben zuzulangen brauchte, und keinen Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, dem innern Gehalte und der äufsern Form machen dürfte? Solche Unterschiede, sagt Hr. W. p. 32, macht nicht die Bibel sondern Ihr; — und also stellt Ihr euch dann mit euerem Urtheile über die Bibel, und macht eueren eigenen Geist zur Autorität. Aber ich bitte, wenn ich in derselben Weise etwa ein philosophisches Werk behandle, behaupte ich denn damit die Sache besser zu verstehen als sein Verfasser? während ich ja nur bemüht bin ihn recht zu verstehen, und wenn ich dies und jenes für unwesentlich erkläre, dies nicht nach meinem eigenthümlichen Wissen thue, sondern nach dem, was ich eben von dem Verf. gelernt habe. Dasselbe gilt nun a fortiori für die Bibel, deren wesentlicher Inhalt aber ein solcher ist, der überhaupt nicht durch menschliche Vernunft hervorgebracht werden kann, und wovon man gar nichts wissen würde, wenn man es nicht durch Offenbarung und beziehungsweise aus der Bibel erfahren hätte.

Jetzt von dem Geiste. „Was für ein Geist das sei" ist der dritte Abschnitt überschrieben. Das ist allerdings schwer zu sagen, denn wir finden darüber nirgends eine deutliche und bestimmte Erklärung, und müssen seinen Charakter mehr durch Combination herausbringen. Ein Bruder unsers Autors hat in einem eigenen Schriftchen (Beitrag zur Beantwortung der Frage „Ob Schrift? Ob Geist?") dieser Unbestimmtheit abzuhelfen gesucht, aber ohne allen Erfolg, und

Digitized by Google

wir haben bei dem besten Willen daraus nichts lernen können. — Die Menschheit, dies scheint die Ansicht des Hrn. W. zu sein, hegt wesentlich einen göttlichen Trieb in sich, und ihre eigene Bethätigung im Denken wie im Handeln ist eben der Geist. Dieser Geist ist unmittelbar weder gut noch böse, weder wahr noch irrig, er ist in steter Fortentwicklung begriffen, und bringt dabei Gutes wie Böses, Wahres wie Falsches hervor, er strebt sich aber stets zu vervollkommnen, und richtet über das Böse und Falsche, versteht sich, nach sich selbst und aus sich selbst, denn er hat nichts aufser sich selbst, er ist sich immer selbst Autorität, je nach seinem zeitweiligen Standpuncte. „Er ist zwar „in einzelnen Zeiten und Menschen ganz besonders mäch„tig aufgeflammt, aber er ist nicht zu irgend einer „Zeit ganz neu und plötzlich gekommen, er hat nie „Worte und Schriften hervorgebracht, die für ewige „Zeiten Gesetz für ihn selber wären, er ist in einer „ewigen Weiterentwicklung wie der einzelne Mensch" p. 46. „So hat er denn auch die Bibel geschaffen, „aber nicht um auf ihrem Worte stehn zu bleiben, „sondern um durch dasselbe sich weiter zu treiben" u. s. w. Dieser Geist selbst hat also die Bibel geschaffen. Nach dem Gesetze des Fortschrittes geht er dann darüber hinaus, und erkennt von der Bibel gerade nur noch so viel an, als seinem eigenen höheren Standpunct entspricht; die Bibel bleibt in ihrer Beschränktheit stehen, der Geist aber schreitet zu immer erhabenern und umfassenderen Ansichten fort, die Bibel kommt also im Verhältnifs zu dem Geiste immer mehr in Rückstand, und der Geist kann sich in der Zukunft wohl noch so hoch erheben, dafs ihre Geltung zu einem minimum wird; ja der Atheismus hat eigentlich diesen Standpunct schon erreicht, denn bis auf einige Sittensprüche verwirft er den ganzen Inhalt der Bibel. Da nun der Geist schon vor beinah zweitausend Jahren die Bibel zu Stande gebracht hat, und seitdem so gewaltig fortgeschritten ist, so hat er gewifs seitdem gar viele Werke hervorgebracht, wogegen die Bibel sehr gering ist; ähnlich wie etwa die geographischen Schriften der Alten im Vergleich zu den Werken eines Ritter fast nichts bedeuten. Da nun Hr. W., um den Glauben an die Bibel zu prüfen, fünf Fragen aufgestellt, und darauf eine kategorische Antwort verlangt hat, so darf er nicht böse darüber werden, wenn ich ihm, um seinen Glauben an diesen Geist zu prüfen, wenigstens eine Frage vorlege, nämlich die: Giebt es ein Buch, welches gröfser wäre als die Bibel? „Aber kein Wenden und Drehen mit der Ant„wort, keine Winkelzüge, nicht viele Worte mit dem „falschen Scheine tiefer Weisheit, sondern ein einfa„ches Ja oder Nein." Sagt er ja, so will ich ihn für den Geist selbst erklären. Wenn es sich aber ausweisen sollte, dafs die meisten Schriften der Menschen gar sehr vergänglich sind, und alsbald überwunden und vergessen werden, während die Bibel, trotz der zahllosen Anfechtungen, die sie von jeher erfahren, sich immer als das Buch der Bücher erhalten und bewährt hat, und dafs auch unter den wenigen dauernderen, sogenannten klassischen Werken, nicht ein einziges ist, das auch nur entfernt mit der Bibel zu vergleichen wäre, — wie soll man dann seine Prahlereien vom Geiste nennen? Das mag Hr. W. sich selber sagen.

Eine Offenbarung ist natürlich für diesen Geist gar nicht vorhanden. Denn dafs er selbst einen göttlichen Trieb haben soll, das liegt an und für sich in seinem Wesen; der Geist, will sagen die Menschheit, hat einmal diese Bestimmung, und damit Punctum; der Geist ist demnach nichts andres als das natürliche Genie des Menschen, welches *göttlich* genannt wird, insofern es, wie alle Natur, doch letztlich von Gott stammt, oder in dem Sinne, wie man wohl Kunstwerke göttlich nennt, die doch etwas blofs Menschliches sind. Offenbarung aber bezeichnet eine besondre und ausdrückliche Mittheilung Gottes an den Menschen, wodurch der Mensch etwas empfängt, was er seinem eignen Wesen nach nicht in sich hat, noch auch durch seine Vernunft hervorbringen konnte. Darum ist eben das Geoffenbarte über dem zeitlichen Fortschritt der menschlichen Entwicklung erhaben, und gilt gestern und heute wie in alle Ewigkeit; wenn nicht Gott selbst eine höhere Offenbarung giebt, so dafs die frühere zur blofsen Voraussetzung wird, wie es durch Christus mit der jüdischen Offenbarung geschehen ist. *Heilig* ist der Geist, welcher in dem durch die Offenbarung begründeten Bunde mit Gott wurzelt, der in der Offenbarung selbst die allerhöchste Wahrheit findet, und keinen andern Fortschritt kennt als den, sich nur immer mehr in die Offenbarung zu vertiefen, um sie immer besser verstehen und ins Leben einzuführen. Wo keine Offenbarung ist, da ist auch kein *heiliger* Geist, und der Geist des Hrn. W. ist nach

Digitized by Google

den früheren Erörterungen der *Zeitgeist*, der zwar nicht wesentlich unheilig aber wesentlich nicht heilig ist, da überhaupt das Heilige keinen Sinn für ihn hat. Denn das Heilige ist etwas schlechthin Unbedingtes, und so etwas giebt es nicht für den Zeitgeist, der sich selbst zur Autorität macht, und also vielleicht nach einem Decennium etwas ganz anderes will als heute. Der Geist des unendlichen Fortschrittes ist nicht der heilige Geist, er ist schlechterdings unchristlich, und in Wahrheit ein Rückfall in das Heidenthum, da das Christenthum eine abgeschlossene Weltanschauung mit Anfang und Ende entwickelt. Das Christenthum kennt in religiöser Hinsicht keinen andern Fortschritt, als dafs man sich dem geoffenbarten Willen Gottes immer mehr hingiebt; dabei kann nebenbei auch ein Fortschritt in Beziehung auf das Weltliche stattfinden, der aber von dem ersteren wohl zu unterscheiden ist, so dafs nur jener dem heiligen Geiste angehört, dieser aber eine blofs zeitliche Geltung hat. Man mag den Geist des zeitlichen Fortschrittes als die höchste Autorität verehren, ja als Gott selbst anbeten, das hat jeder mit sich selbst zu verantworten, aber man soll die Begriffe nicht verwirren. Dieser Geist ist eben Zeitgeist, für den es überhaupt keinen heiligen Geist giebt.

Hr. W. sucht seinen Geist, gegenüber der unduldsamen Verketzerung, die er erfahren, als den Geist der Liebe zu empfehlen p. 41, als den Geist „in welchem die Liebe eher kommt als der Glaube," wie er denn die Liebe als die Quintessenz des Christenthums erklärt, und sie mit schönen Worten preist. Dieser sentimentale Passus dient aber zu nichts, nur dafs auch hier der Unverstand offenbar wird. Die Bibel stellt Glaube, Hoffnung und Liebe zusammen (I Corinth. 13.). Der *Glaube* geht also *voran*. Nämlich zuvor soll der Mensch das ihm in der Offenbarung Dargebotene annehmen um in den Bund mit Gott einzutreten; der Glaube bezieht sich auf den für den Menschen vor seinem eigenen Thun von Gott gelegten Grund. Und durch diesen Grund ist dem Menschen zugleich die Aussicht auf ein zukünftiges Sein eröffnet, worauf sich die *Hoffnung* bezieht. Glaube und Hoffnung sind die beiden *transscendentalen* Bestimmungen, die sich auf ein Jenseits beziehen, nämlich auf das Jenseits als Voraussetzung und als Ziel; so sind sie beide gleichartige Bestimmungen, und werden darum neben einander gestellt. Auf dem Grunde des Glaubens, durch welchen der Mensch in den Bund mit Gott eintritt, entfaltet sich dann die wahre *Liebe*, welche die *empirische*, und noch mehr die *actuelle* Bestimmung ist, wodurch der Mensch seinen Glauben und seine Hoffnung im Leben bewährt. Wie nun zwischen dem Jenseits der Voraussetzung und des Zieles die Gegenwart liegt, so ist die Liebe die mittlere Bestimmung; wonach man denn auch gewöhnlich sagt: Glaube, Liebe, Hoffnung. Wenn aber einst die Zeitlichkeit vollendet ist, so fällt die Voraussetzung mit dem Ziele, der Glaube mit der Hoffnung zusammen; dann wird auch das Jenseitige gegenwärtig, das Transscendentale empirisch, und der Bund mit Gott, der durch Glaube und Hoffnung bestand, wird selbst zur Liebe. Darum heifst es, dafs die Liebe nimmer aufhört, und dafs sie die gröfste ist. Es heifst aber auch: die Liebe glaubt alles, (und was ist denn im menschlichen Leben Liebe ohne Glaube? wohl öfter die Hölle als der Himmel) und der Apostel, welcher die Liebe erhebt, ist derselbe, welcher die Rechtfertigung durch den Glauben lehrt. Warum will es denn nun Hr. W. besser verstehen als der Apostel, da er doch gar nichts davon versteht, sondern nur ins Blaue hinein redet? Hätte er doch statt dessen etwas Klares über den Geist vorgebracht. Aber da folgen nur einige Schilderungen, woraus, wie aus den sonstigen beiläufigen Aeufserungen eine ohngefähre Vorstellung von diesem Geiste zu bilden ist, am nächsten dem verwandt, was die linke Seite der Hegelschen Schule als Geist bestimmt, und das ist ein pantheistisches oder vielmehr atheistisches Wesen, indem es selbst Gott sein soll. Wenn es Hr. W. nicht so meint, so mag er sich deutlicher darüber erklären.

Dieser Geist nun ist es, der in neueren Zeiten „so „grofse Thaten gethan, dafs er sich kräftiglich als „einen Sohn Gottes erwiesen hat" p. 44. Nun was hat er denn gethan? Das Gröfste, wogegen alles andre verschwindet, ist ja wohl, dafs er sich von seinem Gott abgewandt, den Athejsmus proclamirt, und sich selbst zum Gott gemacht hat. So ist er dem Teufel unterlegen, — und dadurch hat er sich kräftiglich als ein Sohn Gottes erwiesen? Christus wurde auch versucht, er überwand aber den Versucher; und da kamen die Engel, und dienten ihm, — es ist begreiflich, dafs sie in unsern Tagen nicht gekommen sind. Oder etwa die vielen gescheiterten Weltbeglückungsversuche, indessen die Welt sich immer unseliger fühlt, der Industrialis-

Digitized by Google

mus mit dem ganzen Trödel der Cultur und die vortreffliche Schulfuchserei, indessen Geistesgröfse und Seelenadel immer seltner werden, die Herzen erkalten und die Gemüther veröden, — alles ähnlich wie in der römischen Kaiserzeit — ist dieses etwa das Ungeheuere, wovor die einfach erhabene Geschichte des Christenthumes mit seinen heiligen Offenbarungen verschwinden soll? Aber jetzt wird es kommen. Denn dem Geiste gehört ja auch die Wissenschaft an, die *freie Wissenschaft* p. 47 und man weifs, was das sagen will. Sie hat mit dem Empirismus angefangen, und mit dem Atheismus aufgehört.

Darüber noch einige Worte. Alle *Wissenschaft* geht nämlich von Beobachtungen aus, und schreitet entweder durch die Beobachtung selbst oder durch den mathematischen Calcül und das logische Raisonnement fort. Die letzte oder richtiger die erste Beobachtung (Urphänomen) bildet die Grenze, von wo aus die Wissenschaft nicht nach dem Mittelpuncte sondern nur nach dem Umkreise hin weiter dringen kann. Daraus folgt es sehr einfach, dafs der erste Ursprung der Dinge, d. i. das, woraus erst etwas Empirisches wird, durch diese Wissenschaft nie und nimmer erkannt werden kann. Da nun alle Dinge wesentlich durch ihren Ursprung bestimmt sind, so bleibt also überall gerade die Hauptsache dunkel. Oder was ist denn erkannt über die Entstehung der lebendigen Wesen, und noch mehr des menschlichen Geistes, der Religionen, der Völker und Sprachen? Und während doch von allem, was zur äufsern Erscheinung gehört, eine genaue und umfassende Kenntnifs erworben ist und wird, so frage man doch die Repräsentanten der Wissenschaft z. B. was die Seele sei? und man wird meistens gar keine Antwort erhalten, (was noch am besten ist) oder ganz leere, sich untereinander widersprechende Erklärungen. So grofse und glänzende Resultate die Wissenschaft auch in Beziehung auf die daseiende Welt erreicht hat, so hat sie doch über die Entstehung dieser Welt sehr wenig erkannt, und gerade so viel als gar nichts im Betreff dessen, worauf sich ausdrücklich die Religion bezieht; und aller Reichthum der Wissenschaft verschwindet zu nichts in Vergleich zu dem, was der Glaube, wenn auch nur ahnend, erfafst, und was in der Offenbarung enthalten ist. — Die *Speculation* hebt mit einer transscendentalen Anschauung an, welche der Sache nach einfach ponirt wird, da sie aus nichts andrem abzuleiten ist; und je nach dem Inhalte dieser Anschauung ist der Erfolg. Was hat denn nun unsre Philosophie über Gott, Schöpfung, Vorsehung und Unsterblichkeit erkannt? Schon aus dem Schwanken und den ungeheuern Widersprüchen der einzelnen Systeme, wenn sie sich nicht etwa an traditionelle Ueberzeugungen anschliefsen, kann man abnehmen, wie es mit der Erkenntnifs in dieser Beziehung beschaffen sei. Und dann zeigt sich ja deutlich, dafs die Philosophie, je selbstständiger sie zu werden sucht, sich immer mehr von diesen Fragen zurückzieht, und der Inhalt derselben immer mehr verliert, so dafs diejenigen, welche neuerdings behaupten, den höchsten Standpunct erreicht und den gröfsten Fortschritt gemacht zu haben, ganz offen bekennen, dafs von Gott und göttlichen Dingen gar nicht zu reden, und aufser der Natur und dem menschlichen Leben überall nichts vorhanden sei. Dies ist also der Geist, „wie er in unsrer Zeit ist," und der, nachdem er den Herren Christus abgesetzt, durch den Atheismus sich selbst als den Sohn Gottes erwiesen, und der nun die höchste und alleinige Autorität sein soll. Da Hr. W. sich sonst der Aufrichtigkeit rühmt, so darf man ihn wohl um Erklärung bitten, ob denn dies der Geist ist, welchem er huldigt? Und wenn er es nicht sein sollte, — welcher denn?

So verhält es sich also mit dem Geiste wie er jetzt ist. Der hier zu betrachtende Geist ist aber überhaupt Zeitgeist, und hat als solcher nach Hrn. W. zu seiner Zeit auch die Bibel hervorgebracht p. 50. Und dennoch behauptet Hr. W. (IV. Abschnitt „Abfall von der Schrift") er sei nicht von der Bibel abgefallen, sondern nur *abgewichen*, der Abfall bedeute etwas Plötzliches, der Rationalismus sei aber schon lange vorhanden und allmälig fortgeschritten. Auf diesen Sinn des Wortes kommt es aber hier nicht an, und Hr. W. ist nicht blofs von der Bibel abgefallen, so dafs er sich von ihr abgewandt hätte, um sie für sich liegen zu lassen, sondern seine Behauptungen greifen die Bibel selbst an, und zerstören sie in ihrem innersten Wesen, nach welchem sie sich selbst als das Zeugnifs einer göttlichen Offenbarung ausgiebt. Nicht darin, dafs er einzelne Theile des biblischen Inhalts verwirft, sondern in der Verleugnung der Offenbarung als solcher liegt der Abfall von der Bibel, und mehr noch als Abfall.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Ob Schrift? Ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger; von Gust. Ad. Wislicenus.

(Schlufs.)

Es ist aber gar nichts gesagt, wenn Hr. W. p. 52 den Reformatoren den Vorwurf macht, dafs sie, die bindende Kraft der Tradition verwerfend, nicht eingesehen hätten, dafs die neutestamentlichen Schriften nichts als der Anfang der Tradition seien. Denn die Verfasser dieser Schriften lebten unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse, welche sie erzählen, und sie waren es selbst, an welche das Wort der Offenbarung erging. So mufs denn wohl ein grofser Unterschied bestehen zwischen ihren Werken und dem, was sich nur mittelbar an die Offenbarung anschliefst, ein Unterschied, der nur dann nichts bedeutet, wenn es keine Offenbarung giebt, sondern überall nur menschliche Weisheit. — Die Frage: Ob Schrift? Ob Geist? ist ungenau, und erweckt den Schein, als ob Hr. W. nur dem Worte gegenüber den *Geist der Bibel* geltend machen wollte; und so ist die öffentliche Meinung verwirrt und für die schlechte Sache gewonnen.. Man sagt: es handle sich ja nur um eine freie Auffassung der Bibel, ganz entsprechend dem protestantischen Principe der freien Forschung. Ja freilich erlaubt der Protestantismus und fordert sogar die freie *Erforschung der Bibel*, d. h. das Eindringen in die Offenbarung so weit man kommen und so viel man davon fassen mag. Wo aber statt der freien *Erforschung der Offenbarung* vielmehr die blofse menschliche *Freiheit selbst* zum Principe gemacht und die Offenbarung verworfen wird, da ist kein Protestantismus und überhaupt kein Christenthum mehr, sondern höchstens Deismus; und während der Protestantismus gegen alle Menschensatzung protestirt, wird hier gerade Menschensatzung zur höchsten Autorität gemacht, — statt des in der Offenbarung und in der Bibel waltenden Christus der in uns selbst lebendige Geist. „Gottesgeist? oder Menschengeist?" so lautet hier die Frage, und das wäre der richtige Titel gewesen; wonach denn jeder die Geister prüfen und sich entscheiden mag, ob er dem Schöpfer oder der Creatur dienen will.

Dasselbe gilt nun von der Anklage auf „Abfall von Christo," worüber der folgende Abschnitt handelt,— ein Abfall, der sonnenklar ist. Denn der geschichtliche Christus, den die Christen bekennen, ist durch und durch ein Wunder, und der, der sich selbst in seinem Thun und Lehren als den Sohn Gottes ausgiebt,— ein Ausdruck, der zwar immerhin für die Speculation noch verschiedene Deutungen zuläfst, in sofern es versucht wird, das Verhältnifs Christi zu Gott zu entwicklen, jedenfalls aber einen göttlichen Mittler und ein übermenschliches Wesen bezeichnet. Und doch behauptet Hr. W. p. 64: „die geschichtliche Person Chri„sti habe ich nicht angetastet, sondern nur die unge„schichtliche;" gerade wie wenn jemand sagen wollte: die lebendige, grünende und blühende Pflanze sei die unwirkliche, und die Stoffe, worin sie die Chemiker aufgelöst, sei die wirkliche Pflanze. So etwas kann man freilich nur hören in einer Zeit, wo sich die höchste Sophisterei als die höchste Wahrheit ausgiebt. Wenn die Kritik die evangelische Geschichte für ein blofses Gedicht erklärt, welches überall gar nicht als ein historischer Bericht anzusehen sei, so ist doch wenigstens Consequenz darin, wenn es auch anderweitig nicht haltbar ist; das Evangelium aber als einen Bericht gelten zu lassen, (oder welche Quellen hat Hr. W. sonst?) und daraus einen grofsen Weisen und Tugendhelden heraus zu lesen, wovon kein Wort geschrieben steht, das ist ein Wahnsinn, der nicht einmal Methode hat.

Der sechste Abschnitt handelt von der Demagogie, deren die Lichtfreunde beschuldigt worden sind.

Digitized by Google

Das Politische und Polizeiliche kümmert uns dabei nicht. Dafs aber die Lichtfreunde im wahren und geschichtlichen Sinne des Wortes kirchliche *Demagogen* sind, das ist so gewifs, dafs wer es sonst noch nicht kennt, aus ihrem Treiben das Wesen der Demagogie sehr wohl studiren könnte. Oder wie soll man es denn nennen: dafs sie sich allenthalben als Unterdrücker darzustellen suchen, während man doch, im Vergleich zu der sonstigen Beengtheit unsers öffentlichen Lebens, ihren Umtrieben mit der gröfsten Liberalität hat gewähren lassen. Dafs sie allenthalben ihrem Publicum schmeicheln, als welches würdig und einsichtssoll genug sei, um sich selbst seine Religion zurecht zu machen, während sie doch aus eigner Erfahrung sattsam wissen, wie es sich durch einige Stichworte und durch die dürftigste Argumentation bestimmen läfst? Dafs sie immer nur bei ihren eigenen Behauptungen stehen bleiben, und wenn ihnen ein Einwand gemacht wird, anstatt in die dadurch angeregte Untersuchung einzugehn, vielmehr nur sich bemühn die Frage bei Seite zu schieben, während sie doch für den Zweck ihrer Versammlungen die Besprechung kirchlich-religiöser Fragen ausgeben? Dafs sie ihre Sätze aufstellen und annehmen lassen in einer Weise, wo Ueberlegung und Erkenntnifs gar nicht stattfinden kann, sondern die momentane Aufregung alles thut, während sie doch in religiösen Dingen eine begründete Ueberzeugung fordern? Dafs sie auf die Menge ihrer Anhänger pochen, während sie doch die Wahrheit zu suchen vorgeben, und also wissen müssen, dafs bei der Erforschung der Wahrheit die Stimmen nicht gezählt sondern gewogen werden? Dafs sie unverholen ihre Geringschätzung gegen die Wissenschaft an den Tag legen, nicht in dem Sinne, wie es heifst, dafs die Weisheit dieser Welt eine Thorheit vor Gott ist, sondern so, dafs sie das halbe, populäre Wissen, wie es durch die Pfennigmagazine, durch die Conversationslexika und durch die Schullehrerseminare verbreitet, und in dem sogenannten gebildeten Publicum vorherrschend ist, zum Princip machen, worauf sie sich als auf die Vernunft berufen, während sie doch anderweitig der Offenbarung gegenüber eben die Wissenschaft für die Norm der religiösen Wahrheit erklären, und also gerade nur das tiefere gründliche Wissen anerkennen dürften? Dafs sie entschieden eine Veränderung der kirchlichen Zustände hervorbringen wollen, und sich dazu nur unverfassungsmäfsiger und aufserordentlicher (wenn auch nicht gerade gesetzwidriger, wovor sich alle Demagogen zu hüten wissen) Mittel und Wege bedienen, während ihnen doch der verfassungs- und ordnungsmäfsige Gang bekannt ist, und jederzeit offen steht? Wenn es sich denn mit dem Treiben der Lichtfreunde so verhält, — und das weifs jeder, der überhaupt wissend ist, — was ist es anderes als die offenbarste Demagogie? Aber, sagt Hr. W. p. 70, ihre Versammlungen sind ja öffentlich und jedermann hat Zutritt, und also — weifs Hr. W. gar nicht, was überhaupt Demagogie ist. Der Demagoge sucht ja eben geflissentlich die Oeffentlichkeit, denn wie wollte er doch den Demos führen, wenn er sich nicht an ihn wendete? Wer im Geheimen und mit wenigen Vertrauten an den Umsturz einer bestehenden Ordnung arbeitet, ist kein *Demagoge* sondern ein *Verschwörer*. Demnach hat es also mit der Demagogie der Lichtfreunde seine vollkommene Richtigkeit, wenn auch vielleicht gerade Hr. W. sich persönlich am meisten von diesem Unwesen fern gehalten hat.

Weiter ist Hr. W. auch der Heuchelei beschuldigt, worüber der siebente Abschnitt handelt, weil seine Ansichten mit der Stellung eines evangelischen Geistlichen nicht vereinbar seien. Das sind sie nun allerdings nicht. Aber es ist schon seit lange geschehn, dafs Viele die Grundsätze der Kirche verlassen, und doch nicht nur als Mitglieder, sondern selbst als Lehrer und Diener der Kirche gegolten haben, so dafs die Heuchelei, die in solchem Verhältnisse liegt, der Zeit überhaupt angehört, und nicht ausdrücklich dem Einzelnen vorgeworfen werden kann. Das führt uns näher auf den achten und letzten Abschnitt, welcher „die Lossagung von der Kirche" behandelt. „Darin, „sagt Hr. W. p. 74, finden alle Ankläger meiner Geg„ner zuletzt ihren Vereinigungspunct. Während die „Rationalisten ihr Verhältnifs zur historisch-evangeli„schen Kirche doch noch irgend in der Schwebe lie„fsen, hatte ich es geradezu aufgelöst. Nun ja, in „der Schwebe lassen will ich's nicht, die Schwebe ist „mir zuwider. *Ich will festen Grund und Boden ha„ben, entweder innerhalb oder aufserhalb der Kirche.*" Das ist sehr löblich, und dazu wird denn auch Rath werden.

Das formale Princip der evangelischen Kirche, und wie es deutlich zu erkennen ist, auch das mate-

Digitized by Google

riale Princip hat Hr. W. aufgegeben; und demnach würde es sehr einfach folgen, dafs er innerlich schon aus der Kirche ausgeschieden ist, und daher es auch äufserlich thun müfste. Allein, wie es Hr. W. ganz richtig darstellt, die Kirche ist sich selbt untreu geworden, und diejenigen irren gar sehr, welche meinen, den Rationalismus nach dem blofsen *Rechte* aus der Kirche ausschliefsen zu können; denn gerade dem *Rechte* nach gehört er zur Kirche, während er dem Geiste und dem *Bekenntnisse* nach offenbar aufserhalb der Kirche steht. Das Recht folgt freilich nicht aus den Grundprincipien der Kirche, aber aus der *Praxis*, indem die von den verfassungsmäfsigen Behörden selbst ausgehende oder doch genehmigte und bestätigte Praxis allerdings einen Rechtsanspruch begründet. Die Behörde selbst hat den Rationalismus in die Consistorien und in die Lehranstalten eingeführt, und ihn dadurch berechtigt. So ist denn der ganze positive Inhalt der Religion preisgegeben, und wenn einmal der Rationalismus gilt, so kann man über die Offenbarung, über die Bibel und über die Person Christi verschiedene und durchaus negative Vorstellungen hegen, ohne dafs das mehr oder weniger des Unglaubens die Berechtigung bestimmen könnte. Das einzige, was bei dieser Praxis noch festgehalten wurde, und einigermafsen eine Norm darbietet, sind die Hauptsätze der sogenannten Vernunftreligion, nämlich der Glaube an einen persönlichen Gott als den Schöpfer der Welt; an eine, von dem Weltlauf unabhängige und darüber erhabene, göttliche Vorsehung; an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen; und an eine Vergeltung nach dem Tode. An diesen Sätzen hat die Kirche festgehalten, und ihre Verleugnung von Seiten ihrer Lehrer nie geduldet, und bis dahin also und nicht weiter ist das Recht des Rationalismus durch die Praxis begründet. Nachdem Hr. W. bisher ausdrücklich erklärt hat was er *nicht* glaubt, hat er daher nun ausdrücklich zu erklären *was* er glaubt, und wenn er sich unumwunden zu jenen Sätzen bekennt, was vorläufig mehr als zweifelhaft erscheint, so ist er blofs um seiner Meinungen willen von rechtswegen nicht aus seiner kirchlichen Stellung zu entfernen; er mag über das Geschichtliche der Religion denken wie er will, wenn er nur Christum nicht gradezu verwirft, wie etwa die Juden, was er allerdings nicht thut.

Jene Sätze, und dazu die geringe christliche Zuthat, die aber wie gesagt keinen Mafsstab abgeben kann, etwa dafs Christus als ein gottbegeisterter Mann die reine Erkenntnifs und lautere Verehrung Gottes begründet und durch sein Beispiel bewährt habe, bilden den Inhalt des bisher geduldeten Rationalismus, welcher, durch die Praxis legitimirt, nach dem Verjährungsrechte besteht, und seine Stelle innerhalb der Kirche durch Ersitzung erworben hat. Den erklärten Pantheismus und noch weniger den Atheismus hat auch die laxe Praxis der Kirche bei ihren Lehrern nicht geduldet, und alles was dahin strebt, hat daher schlechterdings kein Recht in der Kirche. Denn zunächst widerspricht es unmittelbar den Grundsätzen der Kirche, aber auch der bisherigen Praxis, und könnte daher nur durch eine neue noch laxere Praxis eingeführt werden; und davor wird sich die Kirche, nachdem sie den Schaden erkannt, wohl zu hüten wissen, dafs noch eine neue Sorte von Rationalismus zur Geltung kommt. Der in der Kirche geduldete Rationalismus ist nicht als Rationalismus überhaupt, sondern nach seinem bisher bestimmten Inhalte geduldet, und wenn er es unternimmt, unter dem Namen des Rationalismus den Pantheismus und Atheismus in die Kirche einzuführen, so verliert er dadurch selbst sein Recht. Es liegt aber diese Gefahr bei dem dermaligen Treiben der Lichtfreunde nur zu nahe. Denn sie sagen mehr, was sie *nicht* glauben als *was* sie glauben, und wer nur überhaupt protestirt und seinen Unglauben erklärt, den begrüfsen sie sofort als den Ihrigen, ohne weiter zu fragen, *was* er denn glaube. Dadurch entsteht die Ansicht, dafs das Princip der protestantischen, d. h. evangelischen Kirche in dem Protestiren selbst bestehe, d. h. in dem reinen Garnichts, und so macht es sich denn von selbst, dafs in eine solche Kirche ohne weiteres auch der Pantheismus und Atheismus hineinkommen kann. Und schon jetzt liegt es vor, dafs sich mancherlei atheistische und pantheistische Tendenzen mit diesem Treiben verbinden, wogegen die Herren Lichtfreunde nicht protestiren, sondern sich das Ding recht gern gefallen lassen, und um mit dem Scheine einer grofsen Anhängerschaft zu prunken, jedermann als Brüder im Lichte willkommen heifsen, wenn dieses Licht auch nichts anders als der baare Atheismus ist, — ein Verfahren, das entweder die grofse Unwissenheit und Kurzsichtigkeit der Lichtfreunde bekundet, oder eine schändliche Gewissenlosigkeit ist, und wodurch sie sich selbst des Anspruches auf fernere Duldung verlustig machen. Das blofse Protestiren, diese ganz unbestimmte, gehaltlose und widrige Aufregung ist überhaupt vom Uebel, um so mehr wenn es zu einer praktischen Geltung kommen soll, indem allerlei zusammengelaufene und zusammengetrommelte Partheigänger, die dazu gar keine Ermächtigung haben, über kirchlich-religiöse Dinge debattiren, und ihren Beschlüssen durch massenhafte Erklärungen Nachdruck geben wollen. Dieses Freischaarenwesen taugt in der evangelischen Kirche so wenig als anderweitig die Jesuiterei. Und es ist ein trauriges Zeichen der Partheileidenschaft und Verworrenheit,

Digitized by Google

wenn selbst wissenschaftliche Männer, denen man doch Besonnenheit zutrauen sollte, sich in solche Umtriebe einlassen. Wenn man aber, wie es hin und wieder scheint, nur die Ausbildung der kirchlichen Verfassung erstreben sollte, se brauchte man um deswillen nicht solchen Lärm zu machen, sondern müfste in ordnungsmäfsigem Wege darum einkommen; denn es ist ein sehr schlechtes Zeugnifs der Befähigung für kirchliche Organisation, dafs man in unorganischen Massen heranstürmt.

Die evangelische Kirche ruht ihrer Bestimmung nach auf dem Evangelium, als die Bewahrerin und Pflegerin der Offenbarung und des daraus fliefsenden Heiles. Dieser ihrer Bestimmung nach steht natürlich der Rationalismus, welcher nicht in der Offenbarung wurzelt, sondern sie verwirft, aufserhalb der Kirche, wiewohl er dem Rechte nach der zeitweilig existirenden Kirche angehört. Es handelt sich dabei blofs um das Bekenntnifs, und das, was als Folge davon anzusehen ist. Denn ob Rationalisten, trotz ihres unchristlichen Bekenntnisses, innerlich dennoch mit Christo verbunden und wahre Christen sind, während vielleicht Manche, die dem Bekenntnisse nach Christen sind, in der That und Wahrheit das Christenthum verleugnen, darüber kann kein Mensch urtheilen. Das Bekenntnifs ist aber an und für sich nicht gleichgiltig, denn es hält der Seele den wahren Inhalt vor, und giebt die Möglichkeit, dafs der innere Mensch davon ergriffen werde. Die wahre Kirche fordert auch das wahre Bekenntnifs.

Seit Jahrhunderten hat der menschliche Geist sich mehr und mehr von der geoffenbarten Religion entfernt, und in sich selbst einen gleichen oder gar hessern Inhalt zu finden vermeint. Diese Meinung hat lange Zeit die höher gebildeten Kreise beherrscht, während sie in den grofsen Massen des Volkes, einige Momente der Revolution ausgenommen, nie zur Geltung gekommen ist. Die Wissenschaft hat sich indessen nach ihrer eigenen Consequenz ausgebildet, und wie sie darin zum Atheismus, als dem letzten Ziele dieser Richtung gelangt ist, so ist sie letztlich über sich selbst als Rationalismus hinausgegangen, so dafs sie nun die principielle Unwahrheit des Rationalismus erkennt und allmälig den Glauben wieder gewinnt. Wissenschaftlich kommt der Rationalismus jetzt nur noch als Pantheismus und Atheismus in Betracht, indessen der gemeine deistische Rationalismus aus den höheren Regionen in die mittleren Schichten des geistigen Lebens gedrungen ist, um sich hier mit dem Liberalismus zu verbinden. Da hat er nun seinen Heerd, und ist durch die Reaction gegen den neu erwachenden Glauben zu seinem dermaligen letzten Aufflackern angefacht. Er fühlt, dafs es ihm an's Leben geht, und daher seine grofsen Anstrengungen. Und daher ist seine Waffe nur das populäre Raisonnement der Zeitungsphilosophen und der Kirchendemagogen, während er sich wissenschaftlich gar nicht versucht, was er auch nicht kann. Sein Untergang ist gewifs, denn gerade die Macht, worauf er sich zu stützen vorgiebt, der denkende Geist, hat ihn gerichtet. Der gröfste Theil seiner Anhänger wird allgemach zum Glauben zurückkehren, während die Uebrigen nothgedrungen zum Atheismus fortschreiten, und dann wahrscheinlich zur Besinnung über ihr ganzes Thun und Treiben kommen werden. Und so liegt es schon jetzt thatsächlich vor, dafs in dem jüngern Geschlechte alle bessern Köpfe den rationalismus vulgaris verlassen, und sich im Uebergange entweder zum Atheismus oder zum Glauben befinden.

Die rationale Philosophie, sie mag dagegen aufstellen was sie will, sieht ihre Productionskraft erlöschen, und ihren Boden wie ihr Publicum verschwinden; alle ihre Cliquen und alle ihre Allianzen mit liberalistischen Tendenzen werden sie nicht vor dem Untergange bewahren, sondern nur ihre Schande vermehren, denn ihre Wurzeln sind verfault, ihr Mark ist verdorrt, und das Mafs ihrer Sünden ist voll. In allen tieferen Bestrebungen in der Wissenschaft wie nicht weniger in den politisch-socialen Regungen treten für den Kundigen die Zeichen deutlich hervor, dafs der menschliche Geist zur Erkenntnifs seiner eigenen Unzulänglichkeit gelangt, und sich, wenn auch oft unbewufst und selbst gegen seine Absicht, — denn auch das Böse mufs dem Guten dienen; — der göttlichen Hülfe zuwendet, die ihm in den Traditionen aus der Urzeit unsers Geschlechtes und mehr noch in der christlichen Offenbarung dargeboten ist. Die Kirche hat ausdrücklich diesen Inhalt zu bewahren und zu pflegen; sie hat diesen Beruf nie ganz aufgegeben, und selbst in ihrer Entartung durch ihr blofses Dasein die Ahnung einer höheren Weltordnung und eines heiligen Geistes erhalten. Darum wüthet der Zeitgeist, wie vom bösen Gewissen getrieben, gegen die Kirche, deren Trümmer selbst noch für das Göttliche zeugen, und den Menschen an seine Schuld mahnen, dafs er in die Endlichkeit versunken ist. Und darum wollen die entarteten Diener der Kirche sie dem Zeitgeist überliefern, um sie zu zerstören. Aber selbst ihr irdischer Bau ist für die Schwächlinge zu stark, geschweige denn ihre ewigen Fundamente. Wo sich aber unter ihren Feinden noch einige Consequenz und Aufrichtigkeit findet, da werden sie einsehn, dafs ihnen zwar die Kirche nicht wehren kann, sich dem Unglauben zu ergeben, dafs sie aber kein Recht haben, ihren Geist und ihren Cultus der Kirche aufzudrängen, sondern dafs sie für die Altäre des Atheismus eine Stätte suchen müssen aufserhalb der Kirche, deren Thüren wie zum Eingang so zum Ausgang offen stehen.

C. Frantz.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

VI.

Lanzelet. Eine Erzählung von Ulrich von Zatzikhoven. Herausgegeben von K. A. Hahn. Frkf. a. M., 1845; *bei Brönner. XX.* 282 S. 8.

Die letzten Jahre haben mehrere Ausgaben mittelhochdeutscher Gedichte gebracht, denen man auf jedem Blatte ansieht mit wie schwacher und ungeübter Kraft und mit wie undeutlicher Vorstellung von der Aufgabe der Kritik sie unternommen wurden. Und doch fordern die Betriebsamen, die so rasch halbfertige Arbeiten abdrucken lassen, das strenge Urtheil der Sachverständigen heraus, indem sie sich nicht begnügen den Text irgend einer Handschrift zu wiederholen, sondern sich als Kritiker gebärden und in Lachmanns Ausgaben die Muster der kritischen Behandlung altdeutscher Gedichte offenbar anerkennen, aber das einzelne ihm abgemerkte verkehrt anwenden, zu eilfertig oder zu schwach seine metrischen und kritischen Grundsätze in ihrem festen Zusammenhange, in ihrer allgemeinen Gültigkeit und in ihrer durch die Besonderheit einzelner Dichter gebotenen Beschränkung begreifen zu lernen.

Mit den Arbeiten dieser Geschäftigen hat Hrn. Hahns Ausgabe des bisher ungedruckten Lanzelet nichts gemein; sie zeichnet sich aus durch besonnene und geschickte Gestaltung des Textes, der ohne neue und bessere Hilfsmittel schwerlich zu viel gröfserer Reinheit gebracht werden kann als ihm des Herausgebers Sorgfalt, unterstützt durch Lachmanns Rath und Beistand, verliehen hat.

Nur zwei bis auf einzelne Lücken vollständige Handschriften des Lanzelet sind bis jetzt bekannt. Die eine, in Wien, scheint noch dem dreizehnten Jahrhundert anzugehören, verräth aber an vielen Stellen abändernde Willkür; die andere, in Heidelberg, vom Jahre 1420, ist trotz ihres jüngeren Alters und der Rohheit ihrer Schreibweise zuverlässiger: aber beide beruhen auf unsorgfältiger Ueberlieferung. Die kleinen Bruchstücke zweier anderen Handschriften sind von geringer Bedeutung. Hr. Hahn hat sich, wie er mufste, im Ganzen an die Heidelberger Handschrift gehalten, aus der Wiener nur das aufgenommen was sich offenbar als das Echtere kundgab, und wo beide Handschriften fehlerhaft waren durch eigene oder von Lachmann ihm mitgetheilte Verbesserungen nachgeholfen. Hier und da wird man Anderes vermuthen können, selten mit höherer Wahrscheinlichkeit.

Unrichtig scheint mir der Text an folgenden Stellen. — 282. ouch muost er loufen alebar. Die Heidelberger Handschrift hat allabar, die Wiener die alebar. Ich glaube, hier ist etwas Anderes gemeint als dafs Lanzelet nackt zu laufen lernte. In Wolframs Wilhelm 187, 15, wo ritterliche Spiele beschrieben werden, heifst es sô liefen dise die barre, und Schriften des sechzehnten, siebzehnten Jahrhunderts wissen noch vom barlaufen (Schmeller 1, 292. 2, 444): gemeint ist ohne Zweifel das Wettlaufspiel das französisch jouer aux barres und englisch prison bars (oder auch base und bays) genannt wird. Die im Englischen erhaltene Form bar, die Schranke, hat für das Mittelhochdeutsche in der Formel sunder bar Benecke in den Göttinger gel. Anz. 1839 S. 635 nachgewiesen. Ob es im Lanzelet genügt zu schreiben ouch muost er loufen die bar, oder ob in der entstellten Ueberlieferung noch etwas Anderes zu suchen ist, mufs ich dahingestellt sein lassen. — 411. daz er sich müese erstôzen an manegen bourn grôzen. Bei Notker Psalm 90, 12 steht ganz richtig nie du dînen vuoz ne verstôzest an den stein (ne umquam offendas ad lapidem pedem tuum), aber erstôzen fordert wohl die Fügung welche die bessere Handschrift durch den Dat. Plur. boumen gewährt. — 1024. son geschach ir nie sô leide. Statt son wird jon zu schreiben sein. —

Digitized by Google

3041 ist unbedenklich zu setzen er würket vreislichen ban. — 4897 wird von Lachmann statt des unglaublichen wan einr nâtûre der ez wielt vermuthet wan ein n. der ez wielt: eben so leicht ist wan einer nâtûre ez wielt. Die Satzfügung ist richtig. — Als unverständlich bezeichnet Hr. Hahn mit Recht 7128 f., wo von dem Felsen, auf welchem Dodines Burg steht, gesagt wird dar ûf umbe die zuo was gemachet guot gesæze. So hat die Heidelberger Handschrift, in der Wiener steht dir zuo. Wahrscheinlich ist zu lesen dar ûf dar umbe und derzuo : gesæze heifsen hier Wohnungen, Gebäude; vergleiche Frommann zu Herbort 14135. — 7445 ff. Dô wart daz scheiden alsô daz dâ von trûnc und unvrô al die rîter muosen sîn . daz wart an manegen dingen schîn, mit klägelîchem wuofe, mit weinen und mit ruofe, mit sölher ungehabe, ob si stüenden ob dem grabe, so enwære ir riuwe niht mêr. Mit Unrecht hat der Herausgeber aus der Wiener Handschrift ob dem grabe aufgenommen, was keinen vollständigen Sinn giebt: die Heidelberger Handschrift hat ganz richtig ob ir (der hinweggeführten Ritter) grabe. Aber auch der vorhergehende Vers fällt durch metrische Härte auf: die Heidelberger Handschrift giebt mit gerogenlicher liebe, unsinnig freilich, aber mit gezogenlicher ungehabe (mit heftiger Aeufserung des Leidwesens soweit ritterlicher Anstand es zuliefs) verdient Ueberlegung; diese Dichter betonen was Sitte und Anstand heischten oft wo wir es nicht erwarten. — 8926 ist man und dienstman eine mir unerklärliche Tautologie: das gewöhnliche mâge und dienstman war getrost zu setzen; die Stelle fehlt in der besseren Handschrift. — Einiges Andere wird später zur Sprache kommen.

Ohne Noth dünkt mich die Ueberlieferung 4437 bezweifelt, daz er gemust was unde snel: das einfache gemuot ist auch im Mittelhochdeutschen nicht unerhört. Gottfried Trist. 6824 der gemuote Tristan, 7794 wis gemuot und gehabe dich wol, 8671 er ist ze frech und ze gemuot. Seltsam ist die Anmerkung „dem Schreiber von P" (der Heidelberger Handschrift) „scheint gevuoc vorgelegen zu haben." Was einem Schreiber vorgelegen hat, kann man doch nur aus dem was er setzte folgern; dies verschweigt aber diese Bemerkung.

Die Verse lassen sich hier und da etwas mehr glätten. Z. B. 1834 nimmt Hr. Hahn S. 235 mit Recht Anstofs an dem Verse von morgen über vierzehn naht, aber was er vorschlägt, von morn über vierzehen naht, das ist anstöfsiger als die Syncope in der letzten Senkung: dagegen hat kaum ein Bedenken von morgen über vierzehen naht. — 2599. wîz hantschuohe, niwer huot. Bei einem Dichter der geschuot auf guot reimt (5185) würde ich geschrieben haben wîze hantschuo, niwer huot. — 4255. und kom zuo der linden fruo genuoc. Durch ze der oder zer wird der Vers gebessert.

Die Sorgfalt, die Hr. Hahn für genaue Interpunction getragen hat, brauchte als Erfüllung unerläfslicher Pflicht nicht hervorgehoben zu werden, wenn nicht gerade hierin manche Ausgaben altdeutscher Dichter, z. B. Hrn. Mafsmanns Tristan, bis zur Zerrüttung des Sinnes verwahrlost wären.

Hätte sich nun Hr. Hahn damit begnügt seinen reinlichen, durch die Lesarten der Handschriften verbürgten Text des Lanzelet abdrucken zu lassen, so würde seiner Arbeit ihr Lob ungeschmälert bleiben. Aber er hat zwischen die Lesarten hier und da Anmerkungen eingeschaltet, an denen wir mit Bedauern den Mangel genügender Vorbereitung und wohlüberlegter Planmäfsigkeit rügen müssen. Vollständige und ausführliche Erläuterung wird bei diesem Gedichte, das zu mittelmäfsig ist um für Anfänger zu taugen, niemand begehren, und so mag das rechte Mafs der Erklärung sich schwer bestimmen lassen: aber von selbst versteht sich doch wohl, dafs nicht Alltägliches erläutert, Seltenes und Schwieriges übergangen werden durfte; dafs es sich ziemte einen Ausdruck oder einen Sprachgebrauch zu erklären, wo er zuerst im Lanzelet vorkam und nicht an einer späteren Stelle; dafs Sprachbemerkungen die im Lanzelet selbst enthaltenen Belege vollständig anführen mufsten. Wie wenig Hr. Hahn diese billigen Forderungen erwogen, wie leicht er es überhaupt mit diesem Theile seiner Arbeit genommen hat, mögen die folgenden Bemerkungen lehren.

Zu Vers 31 wird noch denne, das gar keiner Anmerkung bedurfte, mit Einer Stelle aus dem Alexander, wo noch dan steht, belegt. — Zu 33 heifst es „adel scheint im Mittelhochdeutsch nicht sehr geläufig; manche Wörterbücher führen es gar nicht, manche wenigstens nicht mit reichlichen Belegen auf. Im Jwein geht es ab, im Erec findet es sich aber V. 1836."

Digitized by Google

Dafs im Lanzelet selbst adel noch sonst vorkommt (260) bleibt unerwähnt, und die ganze Bemerkung kann höchstens als eine Frage gelten, deren Beantwortung nicht in den paar Wörterbüchern, die wir besitzen, zu suchen ist. — Bei 210, sinewel als ein balle, steht die Anmerkung „es ist ein Unterschied zwischen der balle schw. M. und der bal st. M. Letzteres bedeutet „Ball, Kugel," was man hier erwartet, daher auch Lachmann vermuthet, ob vielleicht ein zu streichen sei. Ersteres, wofür mir Beispiele abgehen (was Graff 3, 93 ganz kurz hingeworfen hat, mufs ich einem Andern zu sichten überlassen), wird Gr. 1, 681 mit der Bedeutung musculus manus aufgeführt. Sollte es zuweilen auch mit bal verwechselt worden sein? Eine Stelle in unserm Dichter, die ich jetzt nicht auffinden kann, spricht von einer Localität zem wilden ballen. Dabei fällt mir auch Parz. 508, 2 ein." Graffs Angabe zu sichten war dessen Schuldigkeit, der über balle etwas anmerken wollte. Die Stelle aus dem Parzival hätte Hr. Hahn sich nicht sollen „einfallen" lassen; sie pafst ganz und gar nicht zu der im Lanzelet (8105), wo der bühel zem wilden ballen erwähnt wird: des Namens Ursache, und dafs balle dort wirklich nichts ist als Ball, lehrt 8125. In dem selbsteigenen Buche mäfsiges Umfangs eine Stelle nicht finden können ist seltsam, nicht einmal in den Nachträgen sie anzugeben verräth wenig Achtung vor den Lesern. Uebrigens ist balle für bal im Mhd. nicht unerhört. In Gottfrieds Tristan 1028 steht in ballen wîs in den besten Hdschrr. und das mære von dem snêballen ist bekannt. — Zu 502 ist geparelieret zwar mit Lachmann durch apareillé erklärt, aber dafs dasselbe Wort 5438 noch einmal vorkommt, das mag der Leser finden. — Das bisher unbekannte Wort wipluppen (574) ist zwar nicht unrichtig gedeutet, aber dafs 6061 das Subst. wibluppe steht, wird bequemlich verschwiegen. — Zu 1071, und enpfie die rede für ein gamen sagt Hr. H. „das in beiden Hdschrr. verschiedene Geschlecht des Wortes gamen weifs ich nicht zu bestimmen. Mir sind folgende Stellen bekannt, Graff 4, 206. Reinh. 1466. Vrîd. 34, 12." Bekannter hätte ihm sein sollen Lanzelet 1685 im was al sîn nôt ein gamen. Die Vergleichung der von Graff aus der Genesis angeführten Stellen ergiebt gamen als starkes Neutrum; Masculinum ist es in einer Stelle in Oberlins Glossar S. 468, si wolte wizzen dô bî namen wâ von kæme dirre gamen, und (von Oberlin ebenfalls angemerkt) bei Boppe MS. 2, 232 swelch fürste nu hât — werden gamen. Und das Masculinum (einen gamen) war im Lanzelet zu setzen, da es die bessere Hdschr. giebt. — Zu 1466 ist spat, die Pferdekrankheit, erklärt (ohne Parz. 115, 5 anzuführen), das vorhergehende ez enhargete noch enstrûchte bleibt ohne Deutung; und doch ist Spat ein noch jetzt übliches Wort, hargen ein verschollenes. Bedeutet es sich wälzen? bekanntlich ein Fehler an Pferden. Schmeller 2, 237 kennt ein hargeln, rollen, wälzen, kugeln. In derselben Stelle ist wegeschie unerklärt gelassen: vielleicht bedeutet es was man jetzt bodenscheu nennt. Doch steht dasselbe Wort 3820 in der allgemeinen Bedeutung scheu, flüchtig. — 1747. Die lange Anmerkung sagt nicht was gerech bedeutet und übergeht hantgerech 1963. — 2578 war über entlîben selbst bei Ziemann mehr zu holen. — Zu 2774 wird das ganz bekannte neizwie am unrechten Orte erklärt (denn es steht schon 99) und zum Ueberflusse mit einer Stelle aus dem Erec belegt, aus dem Ulrich doch gewifs nicht solche Wörter zu lernen brauchte. — 3308 f. unser helt der was ein ecke und ein guot urlinges tür. Dazu die Anmerkung „den Vergleich eines Helden mit einer ecke und einer guoten urlinges tür erinnere ich mich nicht sonst gelesen zu haben. Der Dichter will wohl sagen: er war dem Feinde gefährlich, dem Freunde eine sichere Schutzwehr. Der andringende Feind nahm Schaden bei ihm, wie wer gegen eckige und schneidende Gegenstände rennt. Seinem Anlauf war ein Ziel gesetzt, wie wenn man vor eine gut verschlossene Thür kommt. Solche Vergleiche sind eben so wenig zu übersehen als die Anwendung uns wildfremder Wörter." Den väterlichen Rath der letzten Zeile hätte sich Hr. H. ehe er seine Anmerkungen schrieb selbst ertheilen sollen. Ich finde nicht dafs er auf die Gleichnisse im Lanzelet irgend Aufmerksamkeit gewendet hat. Wenn es z. B. 787 heifst harnasch wîz als ein zin, so ist weder 8884 (harnasch — brûn, lûter als ein zin) verglichen noch sind andere Beispiele dieses unhäufigen Bildes beigebracht: eines konnte Hr. H. in der von ihm selbst herausgegebenen Kindheit Jesu 95, 30 finden. Uebrigens ist in der Stelle, bei welcher jener gute Rath gespendet wird, ecke gewifs unrichtig erklärt: es heifst Schwertschärfe, und so kann ein streitbarer Held wohl mit dichterischer Kühnheit genannt worden. Die Deutung des anderen

Digitized by Google

Gleichnisses ist mindestens schief ausgedrückt: von einer verschlossenen Thür ist im Texte nichts zu lesen; Hr. H. hätte guot etwa durch haltbar erklären sollen. — 3877. daz er hât genomen den die im gesezzen sint. Dies soll heifsen „die ihm Stand gehalten haben, nicht vor ihm geflohen sind;" aber einem gesezzen sîn ist nicht einem gesitzen. Der Sinn ist „seinen Nachbarn." — Bei 4451, minnenclicher gruoze, ist auf das seltene Femininum kein Wort verwendet, nicht 6343 die gruoze verglichen, nicht auf Lachmanns Anmerkung zum Jwein S. 414 verwiesen. Andere Beispiele in Leysers Predigten S. 146 f. — 4851 f. wan einer (der Sprüche) sprach dâ bevor „quid non audet amor?" Hier hätte es sich der Mühe verlohnt anzumerken woher diese Worte genommen sind: aus Ovids Fasten 2, 329 quid non amor improbus audet, verkürzt um in den Vers des deutschen oder vielmehr des französischen Dichters zu passen. Es folgt der ander sprach, daz ist mîn wân, „minne ist ein wernder unsin." Warum Hr. H. aus der schlechteren Hdschr. wernder und nicht aus der besseren süezer aufgenommen hat ist schon an sich nicht abzusehen. Da ihn nicht einmal die lateinischen Worte zum Nachsuchen veranlafst haben, so war bei diesem deutschen Spruche freilich nicht zu erwarten dafs er die Echtheit von süezer aus Publius Syrus 328 lernte, In venere semper dulcis est dementia. Der dritte Spruch lautet minne hât mâze vertriben: sine mugent samen niht bestân; nach Virg. Ecl. 2, 68 quis enim modus adsit amori? — Zu 5319 ist über wadelende eine ganz ungenügende Anmerkung gegeben; besser war es auf Graff 1, 777 zu verweisen. — 5466. Ueber gestemen wird blofs auf Grimms Grammatik und auf meine Anmerkung zum Engelhart 441 (mit der übrigens Zeitschr. f. d. Alterth. 4, 555 zu vergleichen ist) verwiesen; dafs dieses Verbum schon 414 (wohin die Anmerkung gehörte) vorkommt, bleibt unerwähnt. — Zu 6171 werden über sich bejagen aus anderen Dichtern Beispiele beigebracht, nicht die Ulrichschen 3025. 6607. — Zu grüejen 6688, eben weil die Seltenheit des Wortes mit Recht bemerkt ist, sollte auf Graff 5, 298 verwiesen sein. — Bei swanden, von swemmen, 7520. 7659, ist kein Wort der Erläuterung gegeben. So gar bekannt ist dieses Verbum nicht; es hat in Hartmanns erstem Büchlein genug Mühe gemacht: s. Zeitschr. f. d. Alterth. 3, 274. Anstatt hier etwas anzumerken, erklärt Hr. H. lieber 7494 das weder seltene noch unverständliche noch jetzt ganz ungebräuchliche geniez. — 7808. sich entwarf des nieman. Dies, sagt Hr. H., „scheint zu bedeuten, Niemand ward darüber unschlüssig. Zur weitern Prüfung verweise ich auf Graff 1, 1030 Grimm Gr. 2, 813. 815. 817." Bei weiterer Prüfung (auf die Benecke nach umsichtiger Erörterung schwieriger Dinge zu verweisen pflegte) findet sich an den Stellen der Grammatik nichts was zu der Zeile des Lanzelet oder zu des Herausgebers Erklärung pafst; aus Graffs althochdeutschen Beispielen war die richtige Deutung abzunehmen: sich eines dinges entwerfen heifst sich ihm entziehen, sich seiner entschlagen, wie eines dinges abe gân u. dgl. m. — Zu 8000 könnte bemerkt sein was das für Rômære buoch sind aus denen man von dem Eilande Thule wufste; wahrscheinlich Plinius oder Solinus. — 8173 ff. daz er si niht ûf sazte ê daz man in ergazte beidiu lasters unde schaden. „Einsetzen" kann ûf setzen hier unmöglich bedeuten: vielmehr wird es, nicht unähnlich unserm aufgeben, soviel sein als ablassen von einem, einen verbern. — Zu 8198 fällt dem Herausgeber ganz spät in den Zusätzen die Bemerkung ein „liet auch Alex. 1. Wackern. Lesebuch 242, 14 von dem erzählenden Gedicht, welches weder in Strophen abgetheilt noch zum Gesang bestimmt war." Kam ihm denn nicht in das Gedächtnifs, dafs liet eben so schon fünfmal in Lanzelet stand (23. 3264. 3808. 6509. 7540) und später noch viermal vorkommt (8198. 9314. 9351. 9441)? Zwei Stellen aus andern Gedichten ausgehoben (wobei statt des Rulandliedes 308, 9 seltsam Wackernagels Lesebuch citirt ist) verleiten zu der Meinung, dafs diese Anwendung des Wortes liet wunderselten sei. Es war leicht eine ziemliche Anzahl von Beispielen zusammenzubringen, aus der Kaiserchronik, Wernhers Maria, der Klage, dem Eraclius, aus Herborts von Frizlar liet von Troye (98), aus der von Hrn. H. herausgegebenen Kindheit Jesu, aus andern Gedichten. Den Erec hat Hr. H. für seinen Lanzelet durchgelesen, aber daz lange liet von Troyâ (7545) fällt ihm nicht ein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Library

Lanzelet. Eine Erzählung von Ulrich von Zatzikhoven. Herausgegeben von K. A. Hahn.

(Schlufs.)

Planmäfsig angelegte und sorgsam vorbereitete, nicht aus dem Stegreif hingeschriebene Anmerkungen würden ausgeführt haben was Lachmann zum Jwein S. 505 kurz angiebt, dafs Ulrich alterthümlich reich in der Sprache und ärmlich in der Darstellung ist: des Herausg. Anmerkungen geben zu einer Charakteristik der Sprache einzelne zerstreute und zufällige Beiträge; erschöpfende Beobachtung darf man bei ihm nicht suchen. Und doch war es lehrreich anzumerken wie vieles Alterthümliche oder von der strenghöfischen Sprache Verschmähte Ulrich gebraucht, in Formen, Worten und Wendungen: denn auch Wendungen wie nu muget ir hœren wie er sprach (4276), welt ir hœren wie ez kam, sô sult ir dar zuo gedagen (7584), sind der Poesie der Fahrenden gemäfs, nicht der strenghöfischen Erzählung; oder wenn Ulrich 8932 ff. sagt, die helde wol gedâhten, si solten sô ir selber pflegen daz si nieman roubete under wegen, so erinnert man sich an vieles Aehnliche in der epischen Volkspoesie oder in Erzählungen die sich an die Volkspoesie anschliefsen, wie im Biterolf.

Ich begnüge mich hier das Sprachliche zusammenzustellen, worin Ulrich sich von strenghöfischen Erzählern unterscheidet. Tûsint für tûsent im Reim 196. — Die ersten Personen ich leben und ich schamen im Reim 2714. 317. — inen für in von Lachmann hergestellt im Reim 4244. — hiere für hie im Reim 6453. — Den höfischen Dichtern wenig geläufig sind Formeln wie aller lendegelich 1719, aller sûhtegelich 3955, aller mannegelich 8461, aller tegelich 9069, kindegelich 6176, tiergelich 7068, mânedeclîches 7543. — Die Adjectiva auf — sam (vancsam 1851, lîhtsam 737, lussam 8187. 9369) nicht unbemerkt zu lassen konnte die Anmerkung zum Engelhart S. 245—248 doch wohl auffordern. — In dem folgenden Verzeichnisse unhöfischer oder bei höfischen Erzählern seltener Wörter setze ich einen Stern, wo Hr. Hahn eine Anmerkung hat. — * ageleize 457: 2044 bleibt unerwähnt (Anegenge 19, 64). — abe 7049. 7056. 7079. 7140. — in alrihte 5758: vgl. Grimm Gr. 3, 145. — anseige 1618: vgl. Graff 6, 131. — * ban der Tod. 1416. 3041. — * batwât 6433. Zu den von Jac. Grimm Zeitschr. f. d. Alterth. 1, 136 f. gesammelten Stellen ist Sigenot 42, 11 zu fügen, diu batwât mir vil gar zerbras: bei Lafsberg steht barwat; dafs nicht etwa sarwât zu schreiben ist, lehrt der Zusammenhang. — borvil 1147. 5981. 6394. 6801; borwol 1692. 4765. 7046: in den Nachträgen zu 1147 sind nur zwei Stellen bemerkt. — * dietdegen 2934. — dietzage 3648 (Herbort 13946). — * eingenôte 8671: vgl. Anegenge 37, 46. — sîn baldez ellen 3382 ist alte Formel: in den althochdeutschen Versen vom Eber sîn bald ellen ne làzet in vellen. — * enspuon 4398. 5885. — * ernde Botschaft 5796. — frümic 4046, unhäufig bei höfischen Dichtern, so gebräuchlich frümekheit und frümeclîch sind. — gate Genosse 5213: vgl. Kindheit Jesu 91, 80. — gemeit 86. 600. 868. 1280. 2324. 3107. 3446. 3569. 4318. 4968. 5020. 5994: dieses Wort im Volksepos häufig, bei den Lyrikern nicht selten, von manchen höfischen Erzählern vermieden. — gêr 1504: die höfischen Erzähler enthalten sich dieses Wortes; Heinrich von Veldeke noch nicht. — geswæslich 1367. 6246: vgl. Alex. 5550. Eraclius 3521. — gevüere Vortheil 6467. — * gome 926. 2248. 2827 (wo die Anmerkung unvollständig ist). 3000. 4482. 6613. In der ersten dieser Stellen heifst die Minne ein unruoch aller slahte vromen, ein vorder ungemuotes gomen, was Hrn. H. unverständlich ist: der Sinn ist „eine Vernachlässigung aller Art Frommens, eine Forderung der Traurigkeit für die Menschen." Es ist aber ungemüetes zu schreiben. — harnschar 1014. 7629. 7881: vgl. Rechts-

Digitized by Google

alt. 681. — leitschal 2120. — leitspil 6210. — ludem 1899: aus Volksgedichten bekannt, häufig im Passional. — magen Kraft 112. 1241: Kindh. Jesu 78, 59, Hahn zu Otto 2. — marc Rofs 353. 2990. 4469: vgl. Lachmann zur Klage 1774. — * matertelle 6727: das lateinische matara, mataris sollte bemerkt sein. — * menigîn 1326. 5489 (wo die unvollständige Anmerkung nachkommt). 6106. — rant Schild 2378. — sahs 8505. — sarwât 1986. — selede 7744. 8588. — sint Weg 3566. 7456. — strôdicke 3171: Ruther 1698. — sturmgîte 1781. — sunnegibt 7072: Rosengarten 312 Hag. — sûs Jagdhund 1547: Sumerlaten 16. Graff 6, 282. — tagalt Belustigung 3995. 8724. 9029: Kindh. Jesu 83, 7. — * tusenvêch 4753 von Hrn. H. gut hergestellt und erklärt. — urmære 1530. — * volcdegen 743. — wîlsælde 1601 nach Lachmanns vortrefflicher Verbesserung. — * zalehaft 2914. — * zoumhefte 1293. — In dieser Sammlung habe ich vielleicht Einiges mit Unrecht aufgeführt, Anderes mag übersehen sein; aber ein Recensent, der den Lanzelet noch nicht so viele Wochen in Händen hat als der Herausg. Jahre, wird sich eher als er mit unzureichender Vorbereitung entschuldigen können.

Lachmanns Wink (zum Jwein S. 505), der Herausgeber des Lanzelet habe zu untersuchen, ob sich der Einflufs Hartmannischer Poesie nachweisen lasse, ist Hrn. H. nicht entgangen. Er hat aus dem Erec und aus dem Gregorius Stellen verglichen, die zum Theil freilich nichts beweisen (und solcher Vergleichungen lassen sich noch manche nachtragen, z. B. Lanz. 3702, Erec 7770), zum Theil aber Nachahmung höchst wahrscheinlich machen.

Ueber des Dichters Heimat und Mundart verliert Hr. H. kein Wort. Weder dafs Docen (Museum 1, 223) und Wackernagel (Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur S. 34) ihn für einen Baier halten, noch dafs Lachmann (zum Jwein S. 316 u. 495) ihn einen thurgäuischen Dichter nennt, ist irgendwo angemerkt. Hr. H. wird aber hoffentlich nicht ohne Untersuchung 414 wecch statt wec (nach Lachmanns Andeutung S. 477) geschrieben haben. Gewifs ist richtig so geschrieben, aber einem Baier wäre diese Form nicht gerecht. Schwäbische Mundart würde der Dat. Plur. dien für den 5715 bezeugen, wenn er überliefert und nicht selbst bei einem Schwaben im Reime auffällig wäre: Lachmanns Verbesserung trifft dort wohl das Richtige. Aber andere Sprachformen genug lehren des Dichters Heimat. — Das -en statt -ent oder -et in der 2. Person des Plurals (muoten im Reim 2723), wenn auch schwerlich auf den Elsafs beschränkt, wie Hr. H. zu Konrads Otto S. 9 meint (vgl. Zeitschr. f. d. Alt. 2, 378), ist doch gewifs nicht baierisch. — har für her (651 im Reime) nennt Jac. Grimm Gr. 3, 179 mit Recht alemannisch, wie das althochdeutsche hara fast nur bei Notker vorkommt. — gesin für gewesen (1325. 2789. 4925. 5791. 6821) ist aus derselben Mundart: dafs Konrad von Würzburg es braucht, wie jenes -en für -ent, ist bekanntlich kein Einwand, da Vieles in seiner Sprache nicht seiner Heimat angehört, sondern dem Elsafs oder der Schweiz, wo er lebte. — Dahin ist auch Konrads lancseime zu rechnen; unter den althochdeutschen Quellen haben das Adjectiv langseim, das Adverbium langseime, das Substantiv langseimi nur Notkerische Werke: im Lanzelet steht lancseime 2690. — Das voranstehende adversative aber, das im Lanzelet nicht blofs 444 vorkommt (wo eine ungenügende Anmerkung gegeben ist), sondern noch dreimal (1190. 7710. 8462), hat Lachmann zu Walther 100, 5 mit Recht für schwäbisch erklärt: Beispiele bei Nichtschwaben, wie beim Stricker, sind selten und auffallend; im Passional 58, 2 ist kein Bedenken. — Herd für Erde ist heutzutage schweizerisch (Stalder 2, 38): hert brauchen so Gottfried von Strafsburg im Lobgesange 91, 13 (Zeitschr. f. d. Alterth. 4, 547), Walther von Bremgarten an der Reufs (Mones Anzeiger 1836, 325), Konrad von Würzburg; kein Baier: aber Ulrich im Lanzelet 2575. — galster, Zauberei, steht 7011: Konrad hat im Schwanritter 811 galsterîe. Gerade in der schwäbischen Mundart, in der Schweiz und im Elsafs hat das Wort sich lange erhalten: Schmid 216, Stalder 1, 417, galstern bei Pictorius, galsterweib bei Dasypodius. — mate Wiese (2671. 3327) ist nicht baierisch; aber bei dem Schwaben Ulrich von Türheim steht es, und in Strafsburger Schriften (Oberlin 990), und in der Schweiz ist das Wort noch jetzt zu Hause. — fluo der Fels (7127) ist schweizerisch (Stalder 1, 386); rupes berg-fluo Basler Glossar Altd. Blätter 2, 200; bei Rudolf dem Schreiber MS. 2, 182 a dem Reimspiele zu Liebe vlu. Wenn Hr. H. sagt, er kenne von diesem Worte nur die Beispiele die sich im Wörterbuche zu Boner finden, so hat er versäumt Oberlins Glossar S. 400. 402 unter fluch, flue, flui nachzuschlagen.

Digitized by Google

Aus lächerlichem Mifsverständnisse einer Anmerkung Oberlins rührt Ziemanns Citat „Gregor." her. — klupf oder klupfe der Schreck (784. 5388. 2387; vgl. 1118) ist jetzt schweizerisch (Stalder Id. 2, 112, Dial. 93). Hr. H. führt S. 229 eine Stelle aus dem Eckenliede an; das mag aber ein schwäbisches Gedicht sein. Ein anderes Citat „pf. Am. 779" darf nicht irren; nicht in dem österreichischen Pfaffen Amis steht das Wort, sondern im Amur, d. h. in der Minnelehre Heinzeleins von Constanz (auch 233): Hr. H. hat das bei Ziemann nicht recht gelesen. — Die Anmerkung zu 2208 giebt über wüschen für wischen Ueberflüssiges: unbemerkt bleibt, dafs dies eine schweizerische Form ist: Boner 57, 57, Stalder 2, 277. — Für e statt a in missevellen 6532 (wobei Hr. H. auf fuozvellen 6898 hätte verweisen sollen) hat Lachmann nur aus des Türheimers Wilhelm Belege zu geben gewufst. — Wenn 5405 im Reime das seltene und bei entschieden schwäbischen Dichtern mir nicht erinnerliche scholt für schult vorkommt, so darf nach so manchen Spuren schwäbischer Mundart nicht irren, dafs gerade im Parzival 462, 8 unscholt steht: auch Nib. 1052, 7 findet sich scholt, und man wird hier noch zu lernen haben. — Nicht unerheblich scheint endlich, dafs das sprichwörtliche ez wære ein michel schande daz ich vlüge ungeveder (1288 f.) sich gerade bei Boner eben so findet, 64, 50, ungeveder nieman obliegen sol. — Mit Recht also hat Lachmann nicht Baiern, sondern den Thurgau als Ulrichs Heimath angenommen. Das Dorf Zezikon am Immenberge war im Mittelalter ein Rittersitz: in den Beilagen zum ersten Bande von Pupikofers Geschichte des Thurgaus kommt S. 8. 17. 35 Eppo de Zezikon (Zezinkon), in den Jahren 1228. 1266. 1286, S. 37 Burcardus de Zezicon vor; und dieses Zezikon ist Zezinkhoven, Zezinchova in Neugarts Codex diplomaticus Alemanniar 1, 194. 365, in Zezinchovum 1, 155.

Eben so wenig als die Heimath des Dichters Hrn. H. bekümmert hat, ist er bedacht gewesen, die Sagen von Lanzelet zu untersuchen. Hieraus erwüchse ihm kein Vorwurf (denn ein Herausgeber ist nicht verpflichtet Beiträge zur Sagengeschichte zu liefern), wenn er gar nicht daran gerührt hätte. Aber er sagt in der Vorrede S. XII f., Ulrich berichte nach seiner wälschen Quelle nicht alle Thaten, die von Lanzelet erzählt wurden: dann führt er die beiden bekannten Stellen des Parzivals an (387, 1 ff. 583, 8 ff.), in denen Lanzelets Abenteuer auf der Schwertbrücke erwähnt wird, und fügt hinzu „aus der letztern Stelle ersieht man, dafs dies eine gefährliche und bekannte Unternehmung von Lanzelet war." So oberflächliche Bemerkungen zeigen wie leicht es sich Hr. H. gemacht hat. Wenn er nichts vom Roman de la charrette wufste, aus dem der funfzehnte Band der Histoire littéraire de la France einen Auszug giebt, — gerade ihm in Heidelberg lagen ja zwei Handschriften der deutschen Uebersetzung des prosaischen Lanzelets zur Hand (Wilken S. 339 und 361), aus denen er sich belehren mochte.

Ich kann mein Urtheil über dieses Buch in den Wunsch zusammenfassen, dafs der Herausgeber den Fleifs, den er auf den Text gewandt hat, auch seinen Anmerkungen und seiner Vorrede gegönnt hätte.

M. Haupt.

VII.

Choix de Peintures de Pompéi, la plupart de sujet historique, lithographiées en couleur par M. Roux, et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains, par M. Raoul-Rochette etc. etc. I. Livraison. Paris, imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale. 1844. *Roy. folio.*

Der Name des Herrn Raoul-Rochette ist durch eine Reihe von Publicationen in der archäologischen Litteratur einer der bekanntesten geworden. Zwar haben sich von den verschiedensten Seiten häufige und sehr starke Stimmen gegen ihn erhoben, welche die Methode seiner Kunsterklärung als ungenügend verworfen und so seine wissenschaftliche Autorität in ein sehr zweideutiges Licht gestellt haben. Doch blieb dabei Herrn R.-R. immer noch manches, besonders auch das Verdienst, der Wissenschaft durch Inedita neuen Stoff zugetragen zu haben. Mufste sein Name deshalb häufig genannt werden, so konnte es nicht ausbleiben, dafs er bei vielen eine gewisse Berühmtheit erlangte, ja bei denen, die seine Argumentationen nicht genau nachuntersucht, eine gewisse Autorität. Wenn ich nun auch gestehe, dafs ich bei der

Digitized by Google

vorliegenden neuesten Arbeit auf etwas methodisch Genügendes von vorn herein verzichtet, so hoffte ich doch durch andere Verdienste, durch eine Fülle guten Materials eins genügende Entschädigung. Aber mit Unrecht. Die genauere Untersuchung lehrt, dafs dieser Arbeit kein Verdienst bleibt, was selbst nur den materiell dabei aufgewendeten Kräften einigermafsen entspräche. Was richtig ist, das findet sich fast immer schon anderswo eben so gut gesagt, und was Hr. R.-R. Neues hinzubringt, ist fast durchgängig falsch; ja viele Sachen sind dergestalt unbegreiflich und eines Mannes, der für eine wissenschaftliche Autorität gelten will, so wenig würdig, dafs es schwer war, bei ihrer Beurtheilung stets den passenden Ausdruck zu finden. Fecit indignatio versum. Man betrachte aber nur genauer, was unsere Wissenschaft von solchen Arbeiten nicht zu hoffen, sondern zu fürchten hat, und man wird die folgende Beurtheilung nicht ungerecht nennen können.

Die erste Lieferung, welche allein vorliegt, führt noch die besondere Ueberschrift: Amours des dieux. Ich will hier kein Gewicht legen auf die Eintheilung, die zuletzt ohne Bedeutung ist, wo es sich um eine Reihe einzelner Kunsterklärungen handelt. Wissenschaftlich ist aber die von Hr. R.-R. gewählte nicht. Denn welches mythologische oder archäologische Band vereinigt Jupiter und Juno auf dem Ida, Neptun und Amymone und Bacchus, der Ariadne findet? Nur für Hrn. R.-R. ist diese Eintheilung characteristisch. Sie ist begründet in seiner Manie, überall Zügellosigkeit und Obscönität zu sehen, wo es sich einzig von erotischen Darstellungen handelt. Hr. R.-R. stellt in der Einleitung nur Behauptungen, keine neuen Beweise für seine Annahmen auf; es kann daher, so lange Herrn Letronne's gründliche Einwürfe nicht widerlegt sind, von deren Besprechung nicht die Rede sein, und nur, wo er in der Folge eine neue Begründung zu geben sucht, kann im Einzelnen darauf geantwortet werden. Die Behandlung der ganzen Frage behält sich Hr. R.-R. für eine IV. de ses lettres archéologiques sur la peinture des Grecs vor und liegt deshalb hier fern.

Tafel I. Jupiter und Juno auf dem Ida. (Aus dem Hause des tragischen Dichters) Wie es zu erwarten, beginnt Hr. R.-R. mit einem Klagelied über die Unsittlichkeit Jupiters, die er von den Griechen zur Beschönigung ihrer eigenen Laster erfunden nennt. Als Beleg dient ihm die Fabel des Ganymedes, die allerdings schon früh in solchem Sinne gedeutet ward, wie eine Stelle bei Plato (de legg. I. p. 636 C.) lehrt. Wer aber nicht, wie Hr. R.-R., stets die gehässigste Seite nach aufsen zu kehren strebt, sondern vielmehr einen reinen Sinn für die schöne Bildersprache des Alterthums mitbringt, der findet diese Reinheit auch in der ursprünglichen Gestalt dieser Fabel. Bei Homer sind es noch die Götter, nicht Zeus allein, die den Ganymedes rauben:

τὸν καὶ ἀνῃρείψαντο θεοὶ Διὶ οἰνοχοεύειν
κάλλεος εἵνεκα οἷο, ἵν' ἀθανάτοισι μετείη (Il. 20, 234.)

Im homerischen Hymnos an Aphrodite (202) ist zwar Zeus der Räuber, aber auch hier ist keine Spur der spätern Umbildung:

ἤτοι μὲν ξανθὸν Γανυμήδεα μητίετα Ζεὺς
ἥρπασεν ὃν διὰ κάλλος, ἵν' ἀθανάτοισι μετείη
καί τε Διὸς κατὰ δῶμα θεοῖς ἐπι οἰνοχοεύοι.

Denn was heifst es bei den Griechen: die Götter rauben einen schönen Knaben als Jüngling? doch nur: ein früher Tod hat ihn nicht zum Tartarus, sondern zum Olymp geführt. Es ist eine Steigerung jenes Euphemismus, mit dem die Alten den Tod und alles Schreckliche milderten. So wird auch Ganymedes von den Göttern κάλλεος εἵνεκα unsterblich gemacht, aber wozu? Διὶ oder θεοῖς οἰνοχοεύειν. In der Verbindung, in welcher das κάλλεος εἵνεκα steht, ist doch wahrlich von dem spätern erotischen Sinne keine Spur. Aber Hr. R.-R. will nun einmal, dafs bis auf Homer, c'est-à-dire jusqu'au premier instituteur de leur poésie sacrée, jusqu'au suprême régulateur de leur mythologie positive (mich dünkt, man ist darüber jetzt ganz anderer Meinung, und Hr. R.-R. irrt, wenn er nicht etwa diese Periode blofs als rhetorische Phrase betrachtet wissen will), dafs also bis auf Homer die Licenz und Unsittlichkeit der griechischen Mythologie zurückgehe, und einen Hauptbeweis soll denn eben die Homerische Erzählung von Jupiter und Juno auf dem Ida liefern, die schon für die Alten, wie für Platon (republ. III. p. 390) und Maximus Tyrius (Serm. 24, 5, p. 289) ein Stein des Anstofses gewesen sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Choix de Peintures de Pompéi, la plupart de sujet historique, lithographiées en couleur par M. Roux, et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains, par M. Raoul-Rochette.

(Fortsetzung.)

Um Hrn. R.-R. nicht den Vorwurf der mala fides zu machen, wissentlich eine Stelle der Alten in einem falschen Lichte dargestellt zu haben, bleibt nichts übrig, als ihn entweder der Unkenntnifs des Plato, oder einer unverzeihlichen Flüchtigkeit zu beschuldigen. Hätte Hr. R.-R. nur *eine* Seite statt der einzigen bezüglichen Stelle gelesen, so würde er seinen schweren Irrthum eingesehen haben. Oder ist es etwa für Plato (Max. Tyr. giebt nur eine Wiederholung derselben Sache) ein sujet de blâme et de confusion, wenn bei Homer zu lesen ist, dafs Achilles, dafs Jupiter, der Held, der Gott in jammernde Klagen ausbrechen, dafs die Götter die komische Geschäftigkeit des Vulcan verlachen? Die ganze Platonische Argumentation geht ja einzig nur darauf aus, die Dichter aus seinem Idealstaate zu verbannen. An und für sich nahm aber gewifs Plato eben so wenig Anstofs an der Homerischen Schilderung, als jeder andere, der nicht darauf ausgeht, mit der schwächlich affectirten Schamhaftigkeit unserer Zeit überall Anstofs zu nehmen. Sehr gut spricht darüber in seiner kräftigen Ausdrucksweise Heinrich in der Einleitung zum Juvenal S. 25 u. 26: „Die alte Welt, wenn sie von natürlichen Dingen sprechen mufs, macht nicht so viel Umstände, wie die neuere es verlangt, obgleich diese darum nicht auch schon tugendhafter ist. Unser sittliches Zartgefühl mufs daher gar häufig bei den Alten Anstofs nehmen, wo die Alten selbst nichts Anstöfsiges fanden. — Die Derbheit der Alten in diesem Punkte wird aber eben durch ihr aufrichtiges Wesen ziemlich unschädlich; denn sie ist ganz unverfänglich. ... Das beste ist, man läfst alles an seinem Ort und kommt mit sittlichem Gefühl dazu, so hat dies alles nur wenig zu bedeuten." Für Hrn. R.-R. ist nun freilich das ganze Geschlechtsregister des Jupiter eine Reihe von Unsittlichkeiten, erfunden und vermehrt in demselben Maafse, als das Sittenverderbnifs auf Erden sich ausbreitete, selbst die Sagen nicht ausgenommen, wo Völker, Städte, Heroen ihr Geschlecht auf den Olymp zurückführen. Gegen solche Ansichten läfst sich allerdings nicht streiten, besonders wenn die Belege fehlen, die er in seiner oft citirten IV. lettre zu geben verheifst, welche sonach vielleicht eine Hauptmasse der Mythologie als Pornologie (nach Analogie seiner Pornographie) uns vorführen wird.

Ehe ich jedoch zur Erläuterung des pompejanischen Gemäldes übergehe, seien noch einige Worte gesagt über das, was Hr. R.-R. über die Hierogamie des Jupiter und der Juno aufstellt, als Beispiele seiner philologischen und archäologischen Hermeneutik. Hr. R.-R. sucht Belege, diesen Mythus, in dem, wenn irgend wo, symbolische Auffassung an ihrer Stelle ist, als unstreitig hinzustellen, und findet diese in dem Theocritischen Verse (XV, 64):

πάντα γυναῖκες ἴσαντι καὶ ὡς Ζεὺς ἀγάγεθ' Ἥραν

und dem entsprechenden des Plautus (Trin. I, 1, 171):

Sciunt quod Juno fabulata est cum Jove.

On voit ... qu'il devait y avoir, dans cette fable licencieuse, plus d'une de ces circonstances qui piquaient la curiosité des femmes grecques ... Wovon handelt es sich aber in den angeführten Versen? Von Leuten

qui omnia se simulant scire nec quicquam sciunt,
quod quisque in animo habet, aut habiturus est, sciunt,
sciunt id quod in aurem rex reginae dixerit,
quae neque futura neque facta sunt, tamen illi sciunt,

Digitized by Google

die endlich auch die Geschichte der Juno bei ihrer Hochzeit wissen, die doch niemand gehört hat, da sie *heimlich* vollzogen wurde. — Hr. R.-R. sieht ferner eine Scene der Hierogamie in einem Gemälde der Titusthermen: Mirri, pitture delle Camere Esquiline, tav. VI. Juno (durch den Pfau neben ihr bezeichnet) ist im Schlafe gelagert mit offener Brust, an der ein Kind säugt. Der Schlafgott erhebt über sie einen weiten Schleier, Jupiter (der Adler steht neben ihm) erfafst mit dem Ausdruck des Erstaunens den Knaben, indem er sich über Juno neigt, und Minerva ist ebenfalls erstaunt als Zuschauerin gegenwärtig. On peut croire que l'enfant couché sur le sein de Junon est Vulcain, le fruit illicite de son union avec Jupiter ... et que cette scène rélative à l'allaitement de Vulcain faisait partie de la célébration de l'hierogamie! Dies Bild nun se rapporte *bien certainement* aux amours de Jupiter et de Junon; doch wohl für niemand anders, als für H. R.-R. ganz allein! Hier konnte wahrlich nur er den Hercules an der Brust der Juno nicht erkennen. — Endlich mufs Hrn. R.-R., dem es nun einmal unmöglich scheint, sich einen Liebeshandel der Götter ohne Obscönität zu denken, für die Hierogamie des Jupiter und der Juno ein Vasenbild aushelfen, das auf der Hauptseite Jupiter und Juno auf dem Wagen, wie in den häufigen hochzeitlichen Vorstellungen, in Begleitung von andern Göttern zeigt. Auf dem Revers, qui peut en être sonsidéré comme la continuation (warum? es ist gar kein Grund dazu vorhanden) sehen wir Bacchus zwischen zwei Mänaden und ithyphallischen Satyrn en attitude obscène. Das sind denn des details, qui ne laissent aucun doute sur le caractére licencieux des réprésentations même hieratiques de se sujet, d. h. die Hierogamie Jupiter's und Juno's!!

Nach dieser Einleitung, welche die Hälfte der ersten Abhandlung einnimmt, aber, wie jeder zugeben mufs, fast nichts enthält, was zum eigentlichen Thema gehört, kommt er dann zu dem Pompejanischen Gemälde selbst, das bereits aus andern Publicationen bekannt ist (Mus. Borb. II, 59. Gal. Omer. II, 131. Gell Pompei. New. Series I, 41, Raoul-R. Maison du poëte tragique p. 22. Schelling im Kunstblatt 1833, n. 66 u. 67). Die Erklärung des Hrn. R.-R. enthält keine neuen Momente, durch die sie sich von der des ersten neapolitanischen Herausgebers unterschiede und die Durchführung ist keineswegs immer glücklich. Hrn. R.-R. ist die Erklärung von Schelling, als die Hochzeit des Saturn und der Rhea, unbekannt geblieben, die durch ihre Tiefe alle übrigen Erklärungsversuche weit übertrifft. Es ist hier nicht der Ort, das von ihm Gesagte zu wiederholen. Wir betrachten zuerst nur die Behandlungsweise des Hrn. R.-R., indem wir vorläufig einmal seine Erklärung als richtig voraussetzen. — An der für Jupiter erklärten Figur ist vor allem die Verhüllung des Hauptes bemerkenswerth. Hr. R.-R. nennt dies particularité qui convient à Jupiter dans la situation où il se trouve. Als Motiv finde ich in der Anmerkung nur folgendes angegeben: elle se rapporte certainement à l'intention de caractériser le dieu du ciel, d'après les exemples que nous possedons de cet emploi du voile deployé au dessus de la tête à pareille intention. In wiefern dadurch die zuerst angeführten Worte, das Passende der Verhüllung im vorliegenden Falle, gerechtfertigt sind, wird schwerlich jemand einsehen. Dazu ist der ganze Satz falsch, und Visconti (P. A. V. p. 23) hat gewifs richtiger die wenigen Beispiele einer Verhüllung des Jupiter mit seinen Eigenschaften als σκότιος, νεφεληγερέτα, ἰκμαῖος, ὄμβριος, ὑέτιος, καθάρσιος, in Verbindung gesetzt, obwohl es schwer ist, für jeden einzelnen Fall eine bestimmte Deutung zu geben. Bei Saturn bezeichnet die Verhüllung offenbar das dunkle Sinnen und Brüten, und so müfste sie, sofern wir Jupiter hier zu erkennen hätten, auch hier zu deuten sein, wo er allein, fern von den andern Göttern weilte, der Griechen Verderben sinnend.

Die geflügelte Figur hinter Juno nennt Hr. R.-R. Iris, „die Götterbotin, die allein als solche bei den geheimsten Unterhaltungen des höchsten Götterpaares gegenwärtig sein konnte." Er citirt Theocrit XVII, 132, wo Iris beim Hierosgamos das Lager bereitet, *) und schliefst daraus, die nämliche Iris könne also auch in der Scene auftreten, die wir vor Augen haben, et où sa présence se trouve autorisée par tous les té-

*) Hrn. R.-R. krünkt es, dafs sie dort παρθένος genannt wird (denn seine häufig bemerkbare Kurzsichtigkeit läfst ihn ἔτι daneben: ἔτι παρθένος übersehen), und so kann er nicht unterlassen, in einer Anmerkung mit einer Stelle des Eustathius (ad Il. V, 555) gerüstet gegen den Ruf ihrer Jungfräulichkeit zu Felde zu ziehen. Ich kann ihn dabei unterstützen mit Plutarch Amat. 20, Nonnus Dion. 31, 110.

Digitized by Google

moignages de l'antiquité. Warum theilt Hr. R.-R. nicht einige solche Zeugnisse mit? Mich dünkt, weil für den vorliegenden Fall keine vorhanden sind. Juno muſs im Gegentheil nach dem Erwachen des Zeus die Iris herbei rufen. Seine Behauptung soll aber berechtigen, von der Homerischen Erzählung, die allein hier als Quelle zu betrachten ist, abzugehen. Hr. R.-R. sagt zwar, der Schlafgott sei nicht Zeuge bei der Zusammenkunft gewesen. Wenn er aber den Jupiter einschläfert, muſs er da nicht gegenwärtig gewesen sein? Ich dächte doch, Homer läſst ihn nur πάρος Διὸς ὄσσε ἰδέσθαι auf eine Fichte sich niedersetzen in Gestalt eines Vogels. Dort bleibt er bis er sein Werk vollbracht. Das ist dichterisch; der Künstler muſste anders zu Werke gehen, er muſste ihn in wirklicher Gestalt auftreten lassen, um deutlich zu sein. „Aber diese Figur ist weiblich. So wäre es wenigstens nicht Hypnos, sondern seine Gemalin Pasithea," sagt H. R.-R. Lassen wir die erste Annahme gelten, so bedarf doch der Name einer gröſsern Rechtfertigung, als ihm von Hrn. R.-R. zu Theil geworden. Ich will hier nicht geltend machen, daſs dem Hypnos gerade erst für den Beistand in der vorliegenden Angelegenheit die Pasithea versprochen wird. Aber Pasithea ist nicht die Göttin des Schlafes. Sie ist die Geliebte, die Gemahlin des Hypnos, zu der er nach vollbrachter Arbeit zurückkehrt. Trepidantem eum (Somnum) recepit dea Pasithea sinu: Prop. 63, 43; und Homer nennt sie eine der Charitinnen, die wir nicht ohne weiteres in Gestalt und Thätigkeit gänzlich mit Hypnos identificiren dürfen. Deshalb wird sie auch von den Dichtern nie an die Stelle des Hypnos gesetzt, und nur einmal bei Nonnus (47, 281) wird mehr allegorisch die schlafende Ariadne eine Pasithea genannt, d. h. sie gleicht in der Schönheit, die der Schlaf über sie ergossen, der Charis, seiner Gemahlin, was noch durch v. 278 erläutert wird: πείθομαι, ὡς δολόεντι χάρις νυμφεύεται Ὕπνῳ. Ueber die Bedeutung dieser Verbindung sprechen, wenn auch etwas zu concret, doch dem Sinne nach richtig, die Scholien zu der Homerischen Erzählung. — Ist aber die fragliche Figur wirklich weiblich? Hr. R.-R. kann auſser einigen pompeianischen Wandgemälden, die eben so problematisch sind, nur römische Sarkophage anführen, wo allerdings auch Gerhard die fragliche Figur für weiblich genommen hat. Bei der reichen, vollen Bekleidung und der etwas weichlichen Darstellung des Schlafgottes wäre aber auch hier wohl ein Irrthum möglich; und sonst wäre mit Gerhard weit begründeter die Nacht, die Mutter des Schlafes, zu erkennen. Unsere Figur kehrt aber in ähnlicher Weise wieder auf dem bekannten Gemälde der Hochzeit des Zephyr und der Chloris und dem dritten Bilde des vorliegenden Werkes, wo Ariadne in ihrem Schooſse ruht. Hr. R.-R. bespricht hier die Figuren von neuem, wiederholt aber eigentlich nur, was er in seinen Monum. ined. p. 36 und hier gesagt. Wir fassen seine Gründe hier zusammen. Hr. R.-R. beruft sich auf den Eindruck, den das erstgenannte Bild ihm und Zahn gemacht (S. 55, 56. Anm. 3.), was den Zeugnissen Anderer gegenüber kein Beweis sein kann. Vom Costüm erwähnt er nur die Halbstiefeln, qui appartiennent plutôt au costume d'une femme. Warum sah aber Hr. R.-R., um nicht mehr von ihm zu verlangen, nicht einmal das Gemälde genau an, was er gerade bespricht? da hätte er sehen können, daſs Bacchus, der sich der Ariadne naht, dieselbe Fuſsbekleidung trägt. Frauen haben sie nur, wenn ihre Thätigkeit eine mehr männliche ist, so z. B. die Jägerin Artemis und die im Costüm ihr verwandten Erinnyen, die schnellen Verfolgerinnen. Aus dem Bau der Figuren läſst sich bei den halbversteckten Stellungen wenig schlieſsen, wiewohl auch hier die Schultern mehr männlich scheinen. Deutlich schien mir dagegen, indem ich mich auf die Abbildung des Hrn. R.-R. verlieſs, das dunkle Colorit hinter der Juno einer männlichen Figur anzugehören. Dem wird aber auf meine Anfrage von Neapel aus widersprochen: das Colorit stimme mit dem der Juno überein, und besonders sprächen für das weibliche Geschlecht die Ohrringe, die auf keiner Abbildung zu sehen sind. Auf den andern Bildern fehlt dieses Abzeichen und das Colorit ist dort wirklich dunkler, wodurch ich denn für diese die leichteste und dem Gegenstande entsprechendste Deutung auf Hypnos ohne Anstand annehme. Von diesen beiden Figuren ist jedoch nun die des verliegenden Bildes bestimmt zu scheiden. S. unten.

Ueber die drei Knabenfiguren im Vordergrunde, welche für alle Erklärer auſser für Schelling ein Stein des Anstoſses waren, weiſs auch Hr. R.-R. nichts zu sagen, sondern beruft sich auf die Verwirrung, die schon bei den Alten über die Cureten, Corybanten und Dactylen herrschte. Zwar mangelt hier sehr die Ana-

Digitized by Google

logie der Bildwerke, doch läfst sich voraussetzen, dafs sie nicht so völlig abweichend von dem, was wir aus Schriftstellern über sie wissen, gebildet sein würden. Aufserdem wären sie bei der Begegnung des Jupiter und der Juno völlig überflüssig, ja störend; denn eine Bezeichnung des Locals, wodurch sie allenfalls zu rechtfertigen wären, lieferte schon hinlänglich klar die Säule in der Mitte, die aber ebenfalls durch ihren Schmuck mit den Attributen eines ganz bestimmten Cultus zu viel und mehr Bedeutsames hat, als in der zufälligen Oertlichkeit für Jupiter's und Juno's Zusammenkunft enthalten ist. Ihre volle Bedeutung erhalten aber diese Figuren bei der Schellingschen Erklärung als Zeus, Poseidon und Hades, die drei künftigen Weltbeherrscher, die rein symbolisch hier auftreten, im voraus die Frucht und die grofsen Folgen anzudeuten, die der ehelichen Verbindung der beiden Hauptfiguren entspriefsen werden. Dafs es sich aber um die eheliche Verbindung, den Gamos, nicht um eine blofse Zusammenkunft der Gatten Jupiter und Juno auf dem Ida handelt, lehrt ein gewifs bedeutsamer Nebenumstand, den Hr. R.-R. gänzlich übersehen, Schelling dagegen wohl beachtet hat, ich meine die Ringe, die beide Figuren am vierten Finger der linken Hand tragen, gerade so wie noch heutzutage die Trauringe denselben Finger schmücken. Der Gebrauch ist griechisch und römisch, wie aus den Stellen der Alten hervorgeht, die Kirchmannus (de annulis, cap. 18), Brissonius und Hotmannus (de ritu nupt. in Graev. thes. ant. Rom. VIII. p. 1014. 1118) gesammelt haben. Analoges ist in Kunstwerken schon sonst bemerkt worden, so z. B. Armringe bei Pluto und Proserpina als Zeichen ehelicher, dann als Zeichen freundschaftlicher Verbindung bei Achill und Telephus auf dem von Gerhard publicirten Spiegelbilde. Unser Wandgemälde bietet, so viel mir bekannt, das erste, aber desto schlagendere Beispiel hochzeitlicher Ringe; und nur eben, wenn eine Hochzeit dargestellt ist, erscheinen sie vollkommen gerechtfertigt. Auf eine Hochzeit führt nun endlich noch die Figur hinter der Rhea. Sie führt die Göttin in die Arme des Gemahls, ist also augenscheinlich ein dem Hymenäus entsprechendes weibliches Wesen, eine Nympheutria, wie auch Schelling annimmt, der jedoch ihre tiefere Bedeutung etwas zu abstract zu fassen scheint.

Tafel II. Neptun und Amymone. Aus der casa dell'ancora. Mus Borb. VI, 18. Müller und Oesterley II, 7, 83. Hr. R.-R. kann nicht unterlassen, uns zu versichern, dafs Neptun im Puncte der Sittlichkeit der würdige Bruder des Jupiter sei. Wie es hier mit der Indignation des Aristides (Isth. in Nept. I. 43 Dind.) steht, sollte man glauben, hätte Letronne (Append. aux lett. d. antiq. p. 33) hinlänglich dargethan. Hr. R.-R. verspricht jedoch in der IV. lettre d'établir de nouveau la valeur et l'autorité de ce texte capital. Wirklich schade, dafs diese IV. lettre nicht bereits erschienen ist; nicht sowohl wegen des vorliegenden Werkes, denn obwohl sie auf 58 Seiten ungefähr 40 mal citirt wird, scheint sie doch für die Erklärung der behandelten Gemälde gänzlich ohne Einflufs, wohl aber, weil sie nach den häufigen Versicherungen des Hrn. R.-R. ein Werk erster Wichtigkeit sein mufs, in dem avec tout l'emploi des ressources de la philologie (S. 18), à fond (S. 28, 41), d'une manière aussi complète et aussi approfondie que possible (S. 4. j'aurai lieu d'claircir: S. 41), die Liebschaften der Götter (la liste complète des maîtresses de Jupiter, S. 9, des Neptun S. 18), toutes les questions qui ont rapport à ce que j'ai appellé et que j'appelle encore du nom *de pornographie*, d. h. die ganze Unsittlichkeit und Obscönität alter Kunst und Religion behandelt sein wird.

Nach kurzer Erzählung der Sage bemerkt er, dafs schon früh das Theater sich ihrer bemächtigt, et ce qu'elle avait de licencieux, par l'intervention du satyre et par l'action effrontée de ce personnage, par l'apparition même de Neptune et par sa passion si soudaine et si exigeante, la rendait surtout propre à fournir le sujet de drames satyriques. Hr. R.-R. scheint ganz neue Ansichten vom Satyrdrama zu haben, und wird hoffentlich nicht unterlassen, sich darüber in seiner IV. lettre zu verbreiten. Von dort her, von den danses mimiques, qu'on pourrait appeller *thyméliques* (!), parce qu'elles s'exécutaient près du thymélé, habe auch die Kunst ihre Darstellungen entlehnt. Nur hätte Hr. R.-R. hier nicht die Jattasche Trinkschale (Gerhard Ant. Vasenb. I, XI. Jahn Vasenb. 4. Vignette bei Raoul-Rochette) citiren sollen, die so bedeutend sie für den Mythus ist, doch hier gar nichts beweist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Choix de Peintures de Pompéi, la plupart de sujet historique, lithographiées en couleur par M. Roux, et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains, par M. Raoul-Rochette.

(Fortsetzung.)

Die Aufzählung der Amymone-Monumente, welche Hr. R.-R. folgen läfst, ist wenig bedeutend. Zu der Gerhardschen Zusammenstellung (Aus. Vas. p. 48 flgd.) ist blofs eine wenig charakteristische Vorstellung (Cab. Pourtalis. n. 181. p. 41) hinzugefügt, und einige offenbar falsche sind ausgeschieden. Dazu sind die Notizen so kärglich, dafs sie von den Werken selbst kein Bild zu geben im Stande sind, in welcher Beziehung der Hrn. R.-R. unbekannte Aufsatz von Jahn (Vasenbilder S. 34 flgd.) etwas weit genügenderes geliefert hat. Wohl aber kann diese Zusammenstellung einen Beitrag liefern, in welcher Weise Hr. R.-R. die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt. Gerhards Aufsatz folgt er dergestalt, dafs er ihm auch den Druckfehler Neap. ant. Bildw. S. 298 anstatt 286 nachschreibt. Aufserdem scheint er sich aber um das Gerhardsche Werk gar nicht bekümmert zu haben. Sonst hätte es ihm bei einfacher Benutzung des Index nicht unbekannt bleiben können, dafs das von Gerhard Anm. 79 c. citirte Pizzatische Vasenbild in demselben Bande Taf. 65, 2 abgebildet ist. Aber nicht genug. Hr. R.-R. scheidet mit Recht ein Vasenbild aus, in dem neben der von Poseidon verfolgten Frau anstatt der charakteristischen Hydria ein Korb sich findet (Descr. de vas. peints de l'Étr. n. 64) und hält es nicht für unmöglich eine Erklärung dafür zu finden. Warum wendete Hr. R.-R. auch nicht *ein einziges* Blatt im Gerhardschen Werke um? So würde er neben einer von Neptun verfolgten Frau mit einem Korbe in deutlichen Buchstaben den Namen Aethra gesehen haben. Ein kurzes Supplement trägt die Notiz von einem Vasenbilde des Museo Borbonico nach, das Hr. R.-R. aus den Augen verloren hatte. Gerhard hatte nämlich unglücklicher Weise es zu citiren vergessen und so — verlor es Hr. R.-R. aus den Augen. Le vase — m'a été rappelé par l'indication . . . d'un autre vase de Basilicata im Bullet. Napol. n. 7 u. 8. Wiederum nicht genau. Minervini bespricht bei dieser Gelegenheit auch die Vase des Mus. Borb., und diese Anführung kam dem Gedächtnifs des Hrn. R.-R. zu Hülfe. Ein anderes Kunstwerk citirt aber weder Gerhard, noch Minervini, und so hat es Hr. R.-R. selbst in seinem Nachtrag perdu de vue, das Spiegelbild des Museo Gregor. (Gerhard. 64), das besonders durch die Gegenwart des lauschenden Satyrs, durch den sprudelnden Quell charakteristisch ist, in der Begegnung des Neptun mit der Amymone aber das mehr Gewaltsame etruskischer Kunstvorstellungen zeigt. Dazu kommen jetzt noch die von Avellino und Minervini (Bull. Napol. n. 25) besprochenen Darstellungen.

Die Erklärung des Pompeianischen Bildes nimmt wiederum von 8 Seiten nur 1½ ein. Hr. R.-R. glaubt pouvoir détruire l'espèce de réserve, qu'il témoigne (M. Quaranta) sur le sujet de cette peinture, en montrant qu'il s'accorde, dans tous ses détails, avec tout ce que nous connaissons de particularités du mythe d'Amymone, par le témoignage des anciens mythographes et par les monuments qui s'y rapportent (S. 18). Damit stehen zunächst die Worte auf S. 23 in einem eigenen Widerspruche: dafs das Wandgemälde Neptun und Amymone darstelle d'une manière encore differente de toutes les compositions que nous connaissons du même sujet; und S. 24, dafs die Abwesenheit der Hydria laisse subsister quelque incertitude. Hr. R.-R. sieht nun hier: Amymone, qui s'est dérobée par la

Digitized by Google

fuite à la violence du satyre, vient se livrer à la protection non moins dangereuse du dieu. [Später dient ihm die Erhebung des Gewandes mit der Rechten weniger pour alléger sa fuite devant le satyre (c'était l'idée de l'éditeur napoletain), que pour opposer un faible et dernier obstacle au désir de Neptun]. Gegen diese von Quaranta und Müller ausgesprochene Ansicht hat mit Recht schon Jahn erinnert, dafs in diesem Falle doch der Satyr nicht wohl fehlen dürfe, und dafs Amymone keineswegs das Ansehen einer Flüchtigen, Erschreckten habe. — Neptun sitzt à l'ombre du rocher, des flancs duquel devait bientôt jaillir la source d'Amymone. Nicht unmöglich, aber sehr undeutlich vom Künstler ausgesprochen, wenn er die bestimmte Absicht hatte, auf den Quell hinzudeuten. Man sehe, wie ganz anders dies geschehen auf dem citirten Spiegelbilde; und vergleiche die Brunnenhäuser auf d. Vasen. Neap. a. B. 285 u. 286. Bull. nap. 7 u. 25. Der Felsen kann auch blofs landschaftliche Decoration sein, eben so wenig, wie das Meer *nothwendig* das bei Lerna sein mufs, sondern vielleicht nur das Element des Neptun. — Neptun hält den Dreizack (ganz ruhig, wie Jupiter den Scepter), qui caratérise ici l'action particulière du dieu dans le circonstance qui suivra son triomphe. Dazu die Anmerkung 1: Le témoignage de Lucien .... justifie déjà la présence du trident à la main de Neptune, dans la circonstance dont il s'agit!!! Ich habe hier die Worte des Hrn. R.-Rochette angeführt. Man möchte sonst glauben, ich habe ihn falsch verstanden, oder wolle mich über ihn lustig machen. Also der Dreizack auf den sich der Meerbeherrscher stützt, bedarf der Rechtfertigung durch die dargestellte Handlung! — „Neptun hat einen blauen Mantel; denn blau ist die Farbe des Meergottes, wie unter andern Philostratus Worte (II, 14) beweisen: γέγραπται (ὁ Ποσειδῶν) δὲ οὐ κυάνεος, οὐδὲ θαλάττιος, ἀλλ' ἠπειρώτης. Er hat braunes Haupt- und Barthaar mit einem leichten Silberschimmer, analog dem Homerischen Epitheton κυανοχαίτης, was nach Vofs: Myth. Briefe II, 36, p. 256 (das Citat ist, wie leider sehr oft, falsch) brune foncée des cheveux bedeute." Also in Anm. 2 ist κυάνεος blau, in Anm. 3 braun, wie es Hrn. R.-R. gerade am besten zusagt. — In der Stellung zeigt Amymone mit der des Hinzelinschen Vasenbildes (Amalthea II, 277) tant d'analogie (ein einziger Blick lehrt, wie ganz allgemein diese ist), qu'il suffit de ce rapprochement pour prouver que ce groupe appartient sur notre peinture, comme sur le vase où figure l'hydre, au sujet de Neptune et d'Amymone. — Das sind denn die zwingenden Beweise, dafs unser Gemälde in seinen Details mit allen Zeugnissen der Mythographen und allen Kunstwerken übereinstimme. Betrachten wir nochmals das Gemälde, so ist zwar für die Abwesenheit der Hydria *ein* sicheres Beispiel (die Lambergsche Vase) vorhanden. Schwieriger ist schon für eine Wasserträgerin die den ganzen Kopf bedeckende Mütze, die sich nur auf der Jattaschen Schaale findet, aber, wie Gerhard richtig bemerkt, nach ihrer Verbindung mit Neptun, im Gegensatz zur verfolgten Jungfrau des ersten Bildes. Ist sonach die Deutung auf Amymone zwar nicht ganz unmöglich, so ist sie doch keinesweges zwingend, eben so wie bei den Vasenbildern, auf denen die Hydria fehlt. Eben so gut konnte z. B. der Künstler den Korb der Aethra weglassen und diesen nicht weniger berühmten Mythus vor Augen haben und anderes. Der unmittelbare Eindruck des Bildes möchte aber vielmehr der sein, dafs eine dem Meere entstiegene Göttin oder Nymphe, vielleicht Amphitryte selbst, wie Gerhard (l. 1 Anm. 77) meint, dem Herrscher oder Gatten zu liebevoller Umarmung in unmittelbarer Nähe des Meeres entgegenkomme.

III. Bacchus und Ariadne auf Naxos. Aus der casa dei capitelli colorati. Mus. Borb. XIII, 6. Nachdem Aeschylus in Aristophanes Fröschen die Prologe des Euripides mit einem Oelfläschlein zu Grunde gerichtet, räth endlich Dionysos diesem zum Schweigen:

ἀπολεῖ σ'· ἐρεῖ γὰρ, ληκύθιον ἀπώλεσεν·
τὸ ληκύθιον γὰρ τοῦτ' ἐπὶ τοῖς προλόγοισί σου
ὥσπερ τὰ σῦκ' ἐπὶ τοῖσιν ὀφθαλμοῖς ἔφυ.

Nicht anders ist es mit den Prologen des Hrn. R.-R. Immer das alte Oelfläschlein und immer das alte Oel darin. Seine diesmalige Sittenpredigt sucht er durch eine Stelle des Xenophon und durch ein Vasenbild zu unterstützen. Erstere ist der Schlufs des Symposions, die mimische Darstellung der Vereinigung des Dionysos und der Ariadne. Da sollen wir sehen: par le texte même de Xenophon, que les mouvements et les attitudes imités dans ce ballet de Bacchus avaient pour but d'exciter les désirs chez tous les spectateurs. Er citirt Xen. Conv. § IV. 1. p. 119 (ed. Weiske): τὴν Ἀφροδίτην ἐγείρειν. Ich weifs nicht, ob man hier

Digitized by Google

Hrn. R.-R. von dem Vorwurf der mala fides freisprechen kann. Wie kann er es wagen, zum Beweise seiner Träume hier die Worte von S. 119 aus dem ersten Drittel des Gastmahls gerade so anzuführen, als ständen sie in der Beschreibung jenes Tanzes, die erst S. 156 ganz am Schlusse des Buches beginnt, ohne dafs vorher mit einem Worte davon die Rede gewesen war? Die Worte im Zusammenhang aber sind: ὁ δὲ Χαρμίδης καὶ εἶπεν, ἀλλ' ἐμοὶ μὲν δοκεῖ, ὦ ἄνδρες, ὥσπερ Σωκράτης ἔφη τὸν οἶνον (τὰς μὲν λύπας ... κοιμίζειν, τὰς δὲ φιλοφροσύνας, ὥσπερ ἔλαιον φλόγα, ἐγείρειν p. 117), οὕτω καὶ αὕτη ἡ κρᾶσις τῶν τε παίδων τῆς ὥρας καὶ τῶν φθόγγων τὰς μὲν λύπας κοιμίζειν, τὴν δ' Ἀφροδίτην ἐγείρειν. Die préoccupation systématique, die Hr. R.-R. Hrn. Letronne vorwirft, wendet sich auf ihn zurück, der am hellen Mittag Gespenster sehen möchte. Was ist denn nun aber in der Schlufsscene so Entsetzliches zu sehen? Bacchus und Ariadne περιβεβληκότες τε ἀλλήλους καὶ ὡς εἰς εὐνὴν ἀπίοντες, aber gewifs nicht in einer die Sittlichkeit beleidigenden, sondern nur die zärtliche Liebe der Gatten bezeichnenden Weise. Dies beweist die Wirkung auf die Zuschauer: οἱ μὲν ἄγαμοι γαμεῖν ἐπώμνυσαν, οἱ δὲ γεγαμηκότες, ἀναβάντες ἐπὶ τοὺς ἵππους, ἀπήλαυνον πρὸς τὰς ἑαυτῶν γυναῖκας, ὅπως τούτων τύχοιεν, worin höchstens Hr. R.-R. eine Entsittlichung sehen kann.

Die citirte Vase ist die Amphora des Neapeler Museums, die in den Mon. dell' Inst. III, 31 publicirt ist. Hr. R.-R. ist sehr kurz darüber; aber trotz dem, dafs er sich rühmt: avoir passé une journée entière à étudier ce vase, während seines letzten Aufenthalts in Neapel, scheint er doch gerade die Hauptsache verkannt zu haben. Le sujet est la célébration du mariage sacré de Bacchus et d'Ariane, représenté, d'après une de ces danses mimiques, dans le moment de l'étude ... par une suite de jeunes gens des deux sexes. Vergleicht man damit S. 41: le vase de Ruvo, sur lequel l'état où apparaissent les bacchants des deux sexes, qui se préparent à célébrer, par leurs danses lascives, l'union de Bacchus et d'Ariane, assis sur le lit nuptial, au centre de la composition, ne saurait laisser aucun doute sur le caractère licencieux de cette représentation, so sieht man: Hr. R.-R. hat in einem ganzen Tage nicht einmal das gesehen, was ein flüchtiger Blick zeigt, dafs auf der Vase sich zwei verschiedene Vorstellungen finden, eine rein mythische ohne Rücksicht auf mimische Darstellung, und eine andere nach dem Leben copirte. In diesem Bilde ist aber bei vielen Schwierigkeiten der Darstellung so viel klar, dafs es sich um die Vorbereitung zu einem Satyrdrama handelt, und die Frauen dieses Bildes sind also — maskirte Männer. Worin besteht nun aber das Licenziöse dieses Bildes? In dem ledernen Ithyphallismus des Satyrchors, der gewifs für die Griechen eben so wenig sinnenreizend war, als z. B. für uns noch heutzutage so manche Carnevalsscherze komischer Masken in Rom. Das ist also: l'image la plus authentique et la plus conforme à la réalité de ces spectacles populaires de l'antiquité grecque, où le plaisir sous toutes les formes et la licence à tous les degrés étaient provoqués et sanctifiés par la religion publique.

Andere Obscönitäten und Licenziösitäten behält sich Hr. R.-R. für seine IV. lettre vor, und es ist deshalb nicht nöthig hier darauf einzugehen. Nur die eine Bemerkung sei wiederholt, dafs die heutige falsche, affectirte Schaamhaftigkeit nicht als Maafsstab dienen darf für Beurtheilung alter Kunstwerke, dafs z. B. der grob-sinnliche Ithyphallismus halb-thierischer Satyrn für die Griechen und für den, der ihnen gemäfs zu denken sucht, nichts weniger als die Begierde reizend, sondern nur spafshaft erscheinen konnte. Hr. R.-R. wendet sich darauf zum Thema, das er weiter steckt, als das vorliegende Gemälde es verlangt: Ariadne und Bacchus auf Naxos und ihre heilige Hochzeit. Er classificirt diese Monumente so: I. Ariane endormie, abandonnée par Thesée; II. Ariane s'éveillant et voyant fuir le vaisseau de Thesée; III. Ariane livrée, durant son sommeil, à la contemplation de Bacchus et de son thiase (dies die Klasse, die eigentlich allein hierher gehört); IV. Ariane ravie par Bacchus; V. Ariane menée en triomphe par Bacchus; VI. Ariane marié avec Bacchus. Betrachten wir diese Klassen etwas genauer.

1. Ein Monument wird angeführt als hierher gehörig, die Ariadne des Vatican, ein anderes halb zurückgewiesen, ein Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi (Paus. X, 29, 2): Ariadne und Phaedra. Wir haben bereits gesehen, dafs Hr. R.-R. seine Beweisstellen oft nicht im Zusammenhang liest; das zeigt sich recht deutlich hier; er sagt von diesem Gemälde: il est probable, qu'il faisait allusion au triste abandon

Digitized by Google

de l'une des soeurs à Naxos, et à la tragique fin de l'autre à Athènes, und dafs Ariadne dargestellt sei probablement dans l'état d'accablement qui succéda à son reveil. Hr. R.-R. scheint sonach Ariadne in der Unterwelt, denn in diesem Gemälde Polygnots fand sich die Gruppe, für eine Ariadne auf Naxos zu nehmen. Und was ferner Hrn. R.-R.'s Probabilität über die Intention des Bildes anlangt, so drückt sich Pausanias deutlich und klar genug aus: Φαίδραν τό τε ἄλλο αἰωρουμένην σῶμα ἐν σειρᾷ καὶ ταῖς χερσὶν ἀμφοτέρωθεν τῆς σειρᾶς ἐχομένην παρεῖχε δὲ τὸ σχῆμα καίπερ ἐπὶ τὸ εὐπρεπέστερον πεποιημένον συμβάλλεσθαι τὰ ἐς τῆς Φαίδρας τὴν τελευτήν. Bewundernswürdig ist aber die Freimüthigkeit, um nicht mehr zu sagen, mit der uns Hr. R.-R. hier die Ariadne des Vatican vorführt, während er später (unter n. III, S. 49) sich bemüht, die schöne Erklärung derselben von Jacobs als etwas neues, als seine Conjectur (er führt zwar die Abhandlung von Jacobs an; aber man vergleiche die Ausdrücke: je présume en effet ... et je fonde cette conjecture) hinzustellen, wonach die Ariadne in seine dritte Klasse gehört. So verschwindet aber die erste von selbst. II. Die zweite Klasse umfafst einige Wandgemälde nebst einem Bilde aus dem Salzburger Mosaik. — III. s. unten.

IV. Ariane ravie par Bacchus. Hr. R.-R. zieht in diese Klasse mehrere Vasenbilder, in denen Bacchus einer Frau nacheilt, die sich seinem Liebesansinnen mehr oder weniger zu entziehen sucht *). Als Ariadne ist diese nirgends bezeichnet (über die Berliner Vase weiter unten). Wenn es sonach vorzuziehen ist, hier lieber andere Geliebten des Bacchus, besonders Nymphen aus seinem Gefolge zu sehen, so mufs dies noch mehr Wahrscheinlichkeit durch die genauere Betrachtung der Zeugnisse von dem *Raube* der Ariadne gewinnen. Daraus ergiebt sich aber, dafs das ἁρπάζειν mehr in Bezug auf Theseus gebraucht wird, als auf Ariadne: Ariadne wird dem Theseus geraubt von Dionysos, eine offenbare Erfindung der Athener, die dadurch ihren Nationalheros von dem Vorwurf der Undankbarkeit und Untreue reinigen wollten (Paus. X, 29, 2. τὴν Ἀριάδνην ἀφείλετο Θησέα ὁ Διόνυσος· Diod. IV, 61: ἀφελόμενον τοῦ Θησέως τὴν παρθένον. V, 51. Θησεὺς ... κατὰ τὸν ὕπνον ἰδὼν τὸν Διόνυσον ἀπειλοῦντα αὐτῷ, εἰ μὴ ἀπολείψει τὴν Ἀριάδνην αὐτῷ . . Schol. Odyss. XI, 321. αὐτῷ ἡ Ἀθηνᾶ παραστᾶσα κελεύει τὴν Ἀριάδνην ἐᾶν nach Pherecydes, woraus sich erklärt ad v. 325: οἱ δὲ νεώτεροί φασιν καταλειφθεῖσαν αὐτὴν ὑπὸ Θησέως ἁρπαγῆναι ὑπὸ τοῦ Διονύσου). Wie wenig dabei an eine Verfolgungsscene zu denken nöthig ist, zeigt Paus. 1, 20, 3. Ἀριάδνη δὲ καθεύδουσα καὶ Θησεὺς ἀναγόμενος καὶ Διόνυσος ἥκων ἐς τῆς Ἀριάδνης τὴν ἁρπαγήν. Wir haben also unter ἁρπάζειν die Wegführung der Geliebten eines andern gegen dessen Willen zu verstehen, wie sie uns eine von Hrn. R.-R. citirte Vase schönsten Styls im Museum von Berlin (jetzt publicirt in den Etr. und Camp. Vase des Berl. Mus. von Gerhard, tav. VI. VII) ganz den Homerischen Scholien entsprechend zeigt, auf der Theseus sich auf Zureden der Athene nur ungern entfernt. Die Ariadne aber unterscheidet sich von einigen andern citirten Vasenbildern (Mus. Blacas. 21. Élit. cer. 50) wesentlich dadurch, dafs sie nicht flieht, sondern dafs Dionysos die Zögernde wegführt, und so könnte man glauben, dafs auf dem Bilde bei Passeri (Pict. in vas. II, 151) dieselbe Handlung, nur auf diese beiden Figuren beschränkt, dargestellt sei. — Hr. R.-R. scheint die Gewichtigkeit der obigen Einwürfe selbst gefühlt zu haben, verschweigt sie aber, um nicht selbst zu zerstören was er aufgebaut. Dagegen bespricht er ganz aufser allem Zusammenhang vier Seiten später in einer Anmerkung (S. 38 n. 1) diese athenische Umbildung mit Zugrundelegung der früher schon anders benutzten Stellen, vielleicht in der Hoffnung, dafs diese Beweisführung bereits vergessen. Das dort noch angeführte Feolische Vasenbild (Campanari V. Feoli 84; publ. in Micali's erstem Werk, 87) ist durchaus hier unpassend.

*) Ein Beitrag zu Hrn. R.-R.'s Logik: auf einer hierhergehörigen Vase des Musée Blacas, 21 ist ein Kissen auf einem Felsen zur Andeutung des Lagers ausgebreitet. Hr. R.-R. erklärt die Intention desselben aus Clemens Alexandrinus (dessen Worte er sich zu übersetzen *schämt!*): τὴν δὲ Ἀφροδίτην ἀνέγνωμεν . . . παραθεῖναι φέρουσαν τῇ Ἑλένῃ τὸν δίφρον τοῦ μοιχοῦ κατὰ πρόσωπον, ὅπως αὐτὸν εἰς συνουσίαν ὑπαγάγηται. Das las Clem. Alex., wie sich auch aus den unmittelbar vorhergehenden Worten ergiebt, im Homer. Weil es nun aber dient, einen besondern Umstand eines Vasenbildes zu erläutern (wiewohl genau genommen auch das nicht), so beweist es, que saint Clément d'Alexandrie, tout chrétien et docteur de l'Église qu'il était, connaissait, au moins aussi bien que l'auteur des Lettres d'un antiquaire, l'antiquité grecque, écrite et *figurée* . . . !!

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Choix de Peintures de Pompéi, la plupart de sujet historique, lithographiées en couleur par M. Roux, et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains, par M. Raoul-Rochette.

(Schlufs.)

In Bezug auf die 5. u. 6. Klasse sagt Hr. R.-R. selbst, es sei nicht seine Absicht, den Gegenstand hier zu erschöpfen, stellt uns aber eben so wenig die Hauptpuncte in kurzen Zügen klar vor Augen. Die Wissenschaft gewinnt also hier, wo es allein auf die Verarbeitung ankömmt, nichts durch ein buntes Gemisch von Citaten, die nirgends wohlfeiler sind, als bei bacchischen Vorstellungen. Aufserdem liefern die Anführungen ein reiches Material zu einem Catalog ithyphallischer Satyrn, (vielleicht eine Vorarbeit für eine künftige Phallologie oder Phallographie), denen Hr. R.-R. mit gröfstem Eifer nachspürt, weil sie und etwa noch ein sich umarmendes Paar u. s. w. die einzigen Beweise für sein Lieblingsthema von der Pornographie sind.

Für die 5te Klasse, Ariadne im Triumph von Bacchus geführt, theilt er als Vignette einen Theil eines Vasenbildes aus der Santangeloschen Sammlung in Neapel nebst der Beschreibung eines ähnlichen im Museo Borbonico mit, auf denen der Umstand bemerkenswerth ist, dafs man den alten Silen nur bis zu den Knien sieht, indem er von einer Bacchantin aus der Tiefe emporgehoben wird, ganz ähnlich wie auf dem Pompeianischen Wandgemälde, wo er nur mit Mühe und Hülfe von Satyrn die Felshöhen von Naxos erklimmt. So mag denn Hr. R.-R. auch in den Vasenbildern eine Andeutung des Locals mit Recht erkannt haben. Dagegen ist die Art, wie er auch dieses Bild zu einem licenziösen macht, wieder so originell, dafs ich nicht unterlassen kann sie anzuführen: Ce Silène a la tête et la poitrine couvertes d'un manteau, qui s'écarte sur le devant du corps, pour laisser à decouvert son ventre et ses cuisses velues, motif dont l'indécence est trop-sensible aux yeux pour avoir besoin d'être demontrée par le raisonnement, et qui montre, jusqu'à quel degré de licence pouvaient être portées les représentations d'une des scènes de l'hierogamie qui s'exécutaient publiquement sur le théatre. Wird uns nicht Hr. R.-R. nächstens noch beweisen, dafs der Apollo des Belvedere eine statue licencieuse sei, weil er die Chlamys über den Arm gehängt, pour laisser à decouvert son ventre et ses cuisses?

Hr. R.-R. stellt sodann für die fünfte Klasse eine Anzahl von Denkmälern zusammen, wo Bacchus mit einer Frau auf einem Wagen vereinigt ist; für die sechste, wo in der Mitte der Darstellung Bacchus mit Ariadne auf einem gemeinsamen Lager ruhen. Aus beiden ist manches auszuscheiden, so namentlich ist, wo Bacchus im Schoofse einer Frau ruht, immer eher an Methe zu denken, zuweilen auch, wenn Ariadne auf einem besondern Wagen voranfährt, an eine Pronuba, die aber immer wieder ein bacchisches Wesen (z. B. Semele) sein könnte. Dafs die Pronuba allein vorausfahre, scheint die Gliederung der Composition zu stören. Eben so sind die Darstellungen der letzten Klasse nicht immer genug charakterisirt, so z. B. entbehrt das Vasenbild bei Millingen: Vases peints 26 aller bacchischen Kennzeichen, und die Gegenwart erotischer Gottheiten genügt nicht einmal, dies Bild über den Kreis der Vorstellungen des gewöhnlichen Lebens zu erheben, geschweige denn diese bestimmte bacchische Beziehung zu geben. Eben so scheint es mit einer Vase aus Kertsch (S. 44). — Doch es kann hier nicht auf alle Einzelnheiten eingegangen werden, um so weniger, da Hr. R.-R. hier nicht einmal die

Digitized by Google

Absicht hat, etwas durchgreifendes zu liefern. Ueberhaupt ist diese ganze Parthie seiner Abhandlung überflüssig, da sie mit seinem Thema nicht in Verbindung steht. Hr. R.-R. nennt zwar dies alles Hierogamie des Bacchus und der Ariadne, die der Findung auf Naxos folgte. Eine bestimmte Beziehung auf Naxos finden wir aber, von den Silenen der beiden erwähnten Vasenbilder abgesehen, nirgends, und eben so oft läfst sich an bacchische Festzüge und andere bacchische Feierlichkeiten denken, die jener ersten Vereinigung ganz fern liegen.

Nach solchen Umschweifen gelangt Hr. R.-R. endlich zu der Klasse, um die allein es sich hier handelt, der Findung der Ariadne, die der Vasenmalerei fremd eine um so häufigere Anwendung in Wandgemälden und Reliefs gefunden hat, welche sich dem Gemälde bei Philostratus (I, 16) ziemlich eng anzuschliefsen scheinen: — Ueber die Spuren statuarischer Bildung dieses Gegenstandes und Hrn. R.-R.'s Bemerkungen darüber ist bereits gesprochen. — Hr. R.-R. wendet sich bald wieder zu seinem Lieblingsthema. Es war in den bisher bekannten Bildern des Bacchus und der Ariadne auf Naxos nur Silen und Satyrn, nicht Bacchus selbst ithyphallisch gebildet: zwei Bilder (Mus. Borb. XI. 35 und XIII, 6, letzteres das hier vorliegende Gemälde) zeigen Bacchus ithyphallisch. Das ist nun ein Triumph für Hrn. R.-R.: un rayon de lumière inattendu sur *tout le génie* de la religion hellénique et sur celui de l'art, qui y était si étroitement lié. Erstens aber ist der Ithyphallismus des Bacchus der einzige einigermafsen obscöne Umstand im ganzen Bilde, und dann sind dies vereinzelte Ausnahmen, nicht Regeln pour tout le génie. Doch behutsam! Ein mir so eben aus Neapel zugekommener Brief versichert, der Bacchus in dem zweiten Bilde (wegen des erstern hatte ich vergessen zu fragen, habe aber jetzt natürlich ebenfalls Zweifel) sei gar nicht ithyphallisch. Dem Berichterstatter war es zwar nicht möglich gewesen, von der Direction des Museums die Erlaubnifs zu Besichtigung des Bildes, welches sich jetzt in den Magazinen befindet, zu erlangen, dagegen beruft er sich auf das mündlich ihm gegebene Zeugnifs Quaranta's, der dieses Bild behandelt und also wahrscheinlich nicht viel weniger als Hr. R.-R. angesehen haben wird. Ehe ich den schweren Vorwurf einer Fälschung ausspreche, werde ich nochmals über beide Bilder die genauesten Nachrichten einziehen, und das Resultat derselben später mittheilen. Bis dahin beruhe die Sache auf sich. — Hr. R.-R. zieht nun sogleich Consequenzen daraus für die Beschreibung des Philostratus. Auch dort soll Bacchus ithyphallisch gebildet sein, denn οὗτός γε ὁ Διόνυσος ἐκ μόνου τοῦ ἐρᾶν γέγραπται. Wieder der alte Fehler, Hr. R.-R. lese weiter: Σκευὴ μὲν γὰρ ἠνθισμένη καὶ θύρσοι, καὶ νέβριδες, ἔῤῥιπται ταῦτα, ὡς ἔξω τοῦ καιροῦ d. h. Bacchus hat über der Liebe alles vergessen, μεθύων ἔρωτι, wie Anacreon sagt, geht er zur Ariadne. Mit einem kühnen Sprunge macht Hr. R.-R. noch ein anderes Gemälde zu einem obscönen: et sans doute aussi celui du temple de Bacchus à Athènes (Paus. 1, 20, 3). Hr. R.-R. verspricht dies anderswo zu beweisen. Was wir über dieses Bild wissen, sind allein die oben (IV) citirten Worte: Ἀριάδνη δὲ καθεύδουσα καὶ Θησεὺς ἀναγόμενος καὶ Διόνυσος ἥκων ἐς τῆς Ἀριάδνης τὴν ἁρπαγήν. Hr. R.-R. wird uns also ein hermeneutisches Meisterstück liefern, indem er beweist, was allen Andern zu beweisen unmöglich scheinen mufs, oder — ?

Nur wenig ist zu sagen übrig. Ueber die Figur des Schlafgottes ist bereits gesprochen. Nur sei hinzugefügt, dafs Hr. R.-R. irrt, wenn er diesen aus Philostratus rechtfertigen will: Ὅρα καὶ τὴν Ἀριάδνην, μᾶλλον δὲ τὸν ὕπνον; denn so, nicht Ὕπνον ist zu schreiben; das folgende lehrt, dafs es nur heifst: sieh, wie reizend Ariadne im Schlafen ist. Von einer Person des Gottes ist nicht die Rede.

Dionysos wird von einer Mänade geführt; Hr. R.-R. wendet auf sie den Namen Psalacantha an, nach einer Ueberlieferung des Ptolem. Hephaest., dafs eine Nymphe dieses Namens συνέπραξεν αὐτῷ τὴν πρὸς Ἀριάδνην ὁμιλίαν. Die Anwendung mag zugegeben werden, ist jedoch nicht über allen Zweifel erhaben. Der Ausdruck des Ptol. Heph. ist unbestimmt; die Sage scheint ihrer Natur nach spätern Ursprungs, so dafs es fraglich ist, ob sie auf die Kunst Einflufs geübt, und endlich müssen wir nirgend mehr, als bei den Benennungen einzelner Figuren des bacchischen Thiasos vorsichtig sein, deren Unbestimmtheit die Kunstwerke uns genügend vor Augen stellen.

Ist nun so über das wissenschaftliche Verdienst der Arbeit im Einzelnen gesprochen, so verdienen noch die Abbildungen einige Worte, da ein grofses Verdienst derselben manche andere Mängel aufwiegen würde.

Digitized by Google

Das erste Erfordernifs ist natürlich sachliche Treue. Eine Vergleichung der Originale ist mir nun freilich unmöglich gewesen. Doch sind mir mehrere Fragen über Einzelheiten aus Neapel nicht zum Vortheil der Arbeit beantwortet worden. Die Nympheutria des ersten Bildes ist bereits erwähnt. Das Haupt des Neptun ist ferner, wie in der Abbildung des Museo Borbonico, mit einer Stirnbinde umwunden, und die Haare zeigen ebenfalls die fast regelmäfsigen Locken. Eben so soll der untere Theil des Gewandes der Amymone dort genauer gebildet sein. Dies sind freilich Kleinigkeiten, aber immer Ungenauigkeiten, die in einem wissenschaftlichen Werke vermieden werden müssen. Bei der künstlerischen Würdigung müssen wir freilich, um nicht ungerecht zu sein, die Schwierigkeiten der Technik, dazu die nicht ganz zu vermeidende Stumpfheit der Lithographie in Anschlag bringen; aber auch davon abgesehen, bleibt manches zu wünschen übrig. Ich gebe hier nicht meine Ansicht, sondern die eines hiesigen Künstlers, B. Bartoccini, der überhaupt gewandt im Zeichnen des Antiken auch die Pompejanischen Gemälde durch eigenes Studium genau kennt und also zum Urtheil befähigt ist. Seine Meinung ist die: „Die Zeichnung sei weit entfernt, von der Feinheit des Antiken, sondern zu grob aufgefafst. Die Behandlung des Helldunkels zeige eben so wenig die Breite und Leichtigkeit, die schöne Verbindung der Flächen im Original, sondern zu runde, flaue Massen. Die Farben seien zu grell; während im Original die einzelnen Töne für sich betrachtet schmutzig erschienen, dagegen sich in ihrer Zusammenstellung zu einem schönen, harmonischen Ganzen verbänden, seien hier alle Töne gleich brillant, brächten aber keine Gesammtwirkung, sondern einen schweren, trüben Eindruck hervor. Das ganze endlich mache den Eindruck einer modernen Arbeit der Art, wie man sie gewöhnlich mit dem Namen einer französischen bezeichne, lasse aber den Styl des Antiken gänzlich vergessen."

Werfen wir nun einen Blick auf die ganze Arbeit des Hrn. R.-R., so ist über seine Prologe schon hinlänglich gesprochen. Was sodann die Zusammenstellung sämmtlicher Denkmäler bei Gelegenheit eines einzelnen zu publicirenden anlangt, so ist diese nur dann zu rechtfertigen, wenn sie zur genügendern Erklärung dieses letztern wesentlich beiträgt; oder, sofern wir die Forderung an eine strenge Form aufgeben wollen, wenn die Zusammenstellung durch Gründlichkeit und Methode, durch klare anschauliche Darstellung die Erforschung eines solchen Kreises zu einem gewissen Abschlusse bringt, und sie in dieser Weise noch nicht anderswo gegeben, also ein Bedürfnifs ist. Keine dieser Forderungen findet sich in dem vorliegenden Werke befriedigt. Die Pompeianischen Gemälde gewinnen nichts dadurch, und die Zusammenstellung genügt, wie wir gesehen, keineswegs. Sie wird dadurch nicht viel mehr, als ein eitler Prunk mit Gelehrsamkeit, die sich bei näherer Betrachtung als von der Oberfläche geschöpft erweist und das, was Hauptsache sein sollte, gänzlich in den Hintergrund drängt. Die so räumlich sehr beschränkte Erklärung der Gemälde selbst endlich hat vor den schon von Andern gelieferten nichts voraus. Ist nun schon jede wissenschaftliche Publication, die nicht zu einem Fortschritt das ihrige beiträgt, als eine Last für die Wissenschaft, wie für das Publicum zu betrachten, was sollen wir da von einem Werke urtheilen, das sich aufserdem nur noch durch eine Reihe von Fehlern bemerklich macht, solchen Fehlern, die selbst ein mäfsiges Verdienst, wenn es vorhanden wäre, völlig verdunkeln müfsten?

Zu der Recension über Jahn: Paris und Oenone, (S. diese Jahrbücher 1845. I. Nr. 88.) mufs ich einen kleinen Zusatz machen: das dort als nicht mehr vorhanden bezeichnete Relief der Villa Ludovisi ist seitdem wieder aufgefunden worden. Es zeigt mit dem des Palastes Spada in der Anlage der Hauptfiguren eine schlagende Analogie; die ganze untere Parthie mit dem Flufsgotte fehlt jedoch. Wichtiger ist noch, dafs Paris mit Phrygischer Mütze und dem Hirtenstab erscheint. Es kann somit der Hirtenstab in dem Pompeianischen Wandgemälde kein Grund gegen die Jahnsche Erklärung sein; dagegen läfst mir der Eros noch immer Zweifel übrig, da er besonders als der Abgesandte der Venus vor dem Urtheil passend und durch Kunstwerke gerechtfertigt ist.

Dr. Heinr. Brunn, in Rom.

Digitized by Google

VIII.

Статистическое Описаніе Китайскаго имперій и пр. *(Statistische Beschreibung des chinesischen Reiches, nebst einer geographischen Karte in fünf Blättern).* 2 *Theile. St.-P.*

In seinem *Kitai* (1840) hatte der gelehrte Verfasser des vorliegenden Werkes (der Mönch *Jakinf Bitschurinskji*) über den Culturzustand, die Sitten und Gewohnheiten des chinesischen Volkes sich verbreitet. Das vorliegende Werk ist China und dem chinesischen Reiche vornehmlich in *geographischer*, *historischer* und *politischer* Beziehung gewidmet. Hülfsmittel im geographischen Theile war die officielle Reichs-Topographie, deren auch die Jesuiten bei Abfassung des bekannten grofsen Atlas sich bedient hatten. *) Wenn die topographische Bestimmung irgend eines Ortes der Angabe auf der Karte widersprach, so verglich der Verf. die Bestimmungen einiger benachbarten Orte, und stimmten diese unter einander, so blieb an einem Irrthum auf der Karte kein Zweifel. Solcher unrichtig bezeichneten Localitäten entdeckte er mehrere in den südwestlichen Gegenden China's und in der östlichen Mongolei. Anlangend die westliche Mongolei und einen Theil des östlichen Turkistan, so mufste der Verf. oft fast einem Zehntheil der bedeutenderen Orte eine andere Lage geben. Die Irrthümer der Karten bezogen sich hauptsächlich auf See'n und Flüsse. An den meisten Ungenauigkeiten scheinen die chinesischen Graveur's Schuld zu sein. So z. B. sind auf der zum Atlas des chinesischen Reiches gehörenden Karte von Tibet die Namen mit mandschuischer Schrift geschrieben; es wurde also die Karte von einer des Mandschuischen kundigen Person gravirt. An der südwestlichen Gränze Tibet's liegt nun eine Stadt *Nelam*; der Graveur hielt dieses Wort für unrichtig geschrieben und setzte unbedenklich an seine Stelle das mandschuische Wort *Nialma*, welches *Mensch* bedeutet! *) In China glaubte der Verf. nur solche Oertlichkeiten bezeichnen zu müssen, die erheblich genug sind; auf den Karten der Mandschurei, Mongolei u. s. w. gestattete ihm aber die Leerheit des Feldes, an verschiedenen Stellen von diesem Principe abzuweichen. Anders verfuhr er mit der Karte von Tibet: diese ist im Jahre 1712 angefertigt, und zwar nicht durch Missionare, sondern durch mongolische Lama's, die einige Kenntnifs von europäischer Astronomie besafsen, aber nur einen Theil von Tibet selbst besucht hatten und alles Land im Westen des hohen Schneegebirges *Gangs-ri* nach den Angaben Eingeborner aufzeichneten, wobei es nicht ohne viele und grofse Fehler abging. Hier richtete sich der Verf. ganz nach den Bestimmungen Moorcroft's, die auf der Grimm'schen Karte sorgfältig benutzt sind. — Die russische Gränze von Buchtarma östlich bis Kjachta und von da weiter östlich bis zur Vereinigung der Schilka mit dem Argun ist nach der Aufnahme des Akademikers Fufs (1832) gezeichnet. — Bei Abfassung der Karte der Mandschurei fand Pater J., dafs viele Orte, sowohl auf den chinesischen als auf den europäischen Karten 15′ bis 1° westlicher verlegt sind, als die astronomische Bestimmung ihrer Länge ergiebt. Alle diese Orte liefs der Verf. unverrückt, in der Voraussetzung, dafs die astronomischen Beobachtungen selber, deren er sich bedient hatte, ungenau seien. — Die Gränzen der mongolischen Gebiete mit China und unter einander sind auf den Grund topographischer Specialkarten im *Tai-ts'ing-hoei-tian* verzeichnet. Diese Gränzen findet man in keinem europäischen Atlas des chinesischen Reiches angedeutet, ausgenommen die grofse Mauer welche China abtrennt, das Palissadenwerk zwischen Mandschurei und Mongolei, und die Scheidelinie zwischen der südlichen und nördlichen Mongolei.

Hauptquellen zu dem Werke selbst waren: das *T'ung-kien-kang-mu* nach der unter *K'ang-hi* erschienenen kritisch gesichteten Ausgabe, und die grofse Gesetzsammlung oder das statistische Riesenwerk *Hoei-tian.*

*) „Diese Topographie" — sagt der Verfasser — „hat ihren Platz in der *statistischen Beschreibung* des chinesischen Reiches, welche *Ta-ts'ing-i-t'ung-tschi* betitelt ist." Allein das angeführte grofse Werk ist seinem gröfsten Umfang nach keine statistische Beschreibung, sondern eine wahre *Geographie;* und viel besser pafst jener Name auf das *Hoei-tiän*, dem ebenfalls eine Topographie mit *Karten* beigefügt ist.

*) Auf der Grimm'schen Karte von Hochasien stehen *Nelam* und *Nialma* über einander, mit einem doppelten Fragezeichen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

Statistische Beschreibung des chinesischen Reiches, nebst einer geographischen Karte in fünf Blättern. 2 *Theile. St.-P.* 1843.

(Schlufs.)

Der erste Theil (271 Seiten) ist dem eigentlichen *China* gewidmet, und zwar in folgenden Abschnitten: 1. *Gränzen. Benennungen.* — 2. *Natürlicher Zustand.* — 3. *Erzeugnisse der drei Naturreiche.* — 4. *Bevölkerung.* — 5. *Religionen.* — 6. *Culturzustand.* — 7. *Militairische Bildung.* — 8. *Betriebsamkeit in Gewerben und Künsten.* — 9. *Handel.* — 10. *Mafse. Gewichte. Münze.* — 11. *Postverbindungen.* — 12. *Herrschaftliche Einkünfte.* — 13. *Herrschaftliche Ausgaben.* — 14. *Historische Uebersicht der politischen Veränderungen.* — 15. *Heutige politische Eintheilung.* — 16. *Regierungsform.* — 17. *Regierungsordnung.* — 18. *Peinliche Gesetzgebung.* — 19. *Kriegsmacht.*

Der Name *Himmlisches Reich*, mit welchem China, wo wir nicht irren, zuerst von den Engländern belegt worden, ist, wie unser Verf. richtig bemerkt, den Chinesen selber *unbekannt.* Er mag, wie wir schon früher vermutheten, auf einer falschen Deutung von *T'ien-hia* (was *unter dem Himmel* liegt) beruhen, unter welcher Benennung man zunächst die ganze Welt, und in der Folge das ganze chinesische Reich begriff. Noch wahrscheinlicher ist er aber eine fehlerhafte Uebersetzung von *T'ien-tsch'ao (himmlischer Palast)*, wie der Kaiser oft in Edicten seinen Hof oder seine Dynastie nennt. Dies ist ganz in der Ordnung, da er *Sohn des Himmels* betitelt wird; aber sein *Reich* himmlisch (und also mit ihm ebenbürtig) zu nennen, hat er niemals Beruf gefühlt.

In dem Abschnitte „Natürlicher Zustand" sind die vornehmsten Gebirge, Berge und Gewässer aufgezählt; sodann ist über Boden und Klima etwas gesagt. — Unter den wichtigsten Erzeugnissen der drei Naturreiche führt der Verf. die ursprünglich exotischen, von denen einige, z. B. Weintrauben, Wallnüsse, Granatäpfel, seit ungefähr zwei Jahrtausenden in China heimisch geworden, als solche auf. Des Zukkerrohrs gedenkt er als eines Erzeugnisses von Fukien und See-tschuan, bemerkt aber, dafs der Zucker im Allgemeinen in der Form weifsen oder schwarzen Sandes (въ пѣскѣ бѣломъ и черномъ) verbraucht und nicht destillirt werde (S. 48). *) Das Vorkommen wilder Papageien in *Schen-si* bezeugt (S. 46) auch unser Verfasser. **)

Bevölkerung China's. Die im eigentlichen China wohnenden Völker und Stämme sind: 1. *Chinesen*, bei weitem das zahlreichste. 2. *Mandschu's*, in sehr geringer Zahl, aber als herrschendes Volk der eigentliche Wehrstand. 3. *Mongolen*, nur solche, die mit den erobernden Mandschu's nach China gekommen; sie bilden einen Theil der Garnison von Peking. 4. *Türken* aus Innerasien; wohnen zerstreut in verschiednen Gouvernements, zahlen Abgaben, und geniefsen dafür mit den Chinesen gleiche Rechte. 5. *Fan*, eine Anzahl tangutischer Stämme in den Gouvernements Kan-su und See-tschuan. 6. *Kiang*, andere tangutische Stämme in denselben Provinzen. 7. *Miao*, wildes Gebirgsvolk in Hu-nan. 8. *Yao*, ein dergleichen in Hu-nan und den beiden Kuang. 9. *Li*, die nicht-

*) Die Destillation des Zuckers ist den Chinesen nun zwar bekannt; nach ihrem eignen Geständnisse haben sie aber diese technische Kunst erst von den Hindu's erlernt. Vgl. Ritter: Ueber die geographische Verbreitung des Zuckerrohrs u.s.w. (Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften, 1839, S. 306 ff.) Zu dieser Abhandlung hat Rec. aus der chinesischen Naturgeschichte *Pen-ts'ao-kang-mu* viele Notizen geliefert.

**) S. des Rec. Abhandlung: „Skizze zu einer Topographie der Producte des chines. Reiches" (Abhandl. d. K. Akad. d. W., 1842, S. 270) und seinen Artikel: „Tropische Thiere in hohen Breiten" (Magazin des Auslands, 1843).

Digitized by Google

chinesischen Eingebornen der Insel *Hai-nan.* 10. *Man,* Barbaren von ganz unbekannter Sprache, die vorzugsweise in der südwestlichsten Provinz Yün-nan wohnen. — Die im Innern China's angesessenen Mandschu's und Mongolen haben ihre Muttersprachen längst vergessen und erlernen sie jetzt wie fremde Sprachen.

Die Volkszahl ist für uns darum so lange schwankend gewesen, weil man die Quellen nicht kannte, aus denen genaue Belehrung über den Gegenstand zu schöpfen war. Der erste Census nach Familien und Seelen, welcher im J. 703 u. Z. Statt fand, ergab etwas über 37 Millionen Seelen. Im J. 754 war diese Zahl auf beinahe 53 Millionen gestiegen, aber nur zehn Jahre später (764) bis zu 17 Mill. vermindert!! Diese grausenerregende Abnahme war das Ergebnifs eines höchst mörderischen, von Seuchen und Hungersnoth begleiteten Krieges, der *acht* Jahre lang in den Eingeweiden des Landes gewüthet hatte. Seitdem sind die Volkszählungen unter allen Dynastieen, nur nicht in bestimmt wiederkehrenden Zeiten, fortgesetzt worden; und auch die heutige Dynastie läfst dieses Geschäft mit grofser Ordnung und Genauigkeit vor sich gehen. Aus dem, alle Zweige des chinesischen Staatslebens umfassenden Riesenwerke *Tai-ts'ing-hoei-tien* (neueste Ausgabe von 1818) erfahren wir, dafs im J. 1812 alle Statthalterschaften des eigentlichen China's zusammen 361,991,430 Seelen beider Geschlechter zählten; davon kamen z. B. auf *Tschi-li,* 27,990,810; auf *Fu-kien,* 14,777,410; auf *Kuang-tung* (Canton), 19,474,030 u. s. w. Der erbliche Kriegerstand oder die sogenannten „acht Banner" mit ihren Familien, aus Leuten dreier Nationen (Mandschu's, Mongolen und Chinesen) bestehend, ist hier nicht eingerechnet. In dieser Kaste — wie man die acht Banner beinahe nennen kann — werden nur die waffenfähigen männlichen Individuen zwischen dem 16ten und 60ten Jahre gezählt. Schlägt man dazu $\frac{9}{10}$ für das weibliche Geschlecht, die Greise, Minderjährigen, Gebrechlichen und das dienende Personal: so erstreckt sich die ganze militairische Bevölkerung auf ungefähr 3,312,000 Seelen beiderlei Geschlechtes. Von diesen kommen nur etwa 1,726,500 Seelen auf das eigentliche Mandschuvolk, und dieser so sehr kleine Stamm herrscht seit 200 Jahren über ein Reich, dessen Gesammtbevölkerung jetzt, wie man mit grofser Wahrscheinlichkeit annehmen kann, wohl 400 Millionen beträgt!

Die chinesische Nation zerfällt heutiges Tages in zwei Classen: *Beamten* und *Volk.* Zu den Ersteren gehören alle Würdenträger vom Civil- und Militairfache, desgleichen alle Diejenigen die in wissenschaftlichen oder die kriegerische Gymnastik betreffenden Prüfungen irgend einen gelehrten Grad erreicht haben, auch sofern sie ohne Amt sind. Zum *Volke* gehören die Handelsleute, Salzsieder, Bauern und gemeinen Soldaten. Den Bauern werden die gemeinen Arbeiter beigezählt; und zur handeltreibenden Classe zählt man auch Fabricanten, Künstler und Handwerker. *Salzsieder* sind solche Bauern, die in den unter einer eignen Behörde stehenden Salzsiedereien beschäftigt werden. Die erwähnten vier Stände gelten für *ehrenhaft;* die Rechte ihrer Ehrenhaftigkeit bestehen aber darin, dafs ihre Söhne zu den gelehrten Prüfungen Zutritt haben und also Beamte und Würdenträger werden können. Das dienende Personal an den Gerichtshöfen, die Schauspieler und die Leibeignen bilden die niedrigste oder unehrenhafte Volksclasse;*) die Kinder solcher Leute sind *erblich* von Staatsprüfungen ausgeschlossen; daher sie niemals zu Würden im Civil- oder Militairfache gelangen können. Wenn aber ein Leibeigner von seinem Herrn in gesetzmäfsiger Form *freigelassen* worden ist, so darf er sich in eine ehrenhafte Volksclasse einschreiben, und alsdann haben seine Nachkommen, jedoch erst im vierten Gliede, zu den Prüfungen Zutritt.

Religion. Der Chinese darf nach dem Ritus jeder in China geduldeten Religion seine Andacht verrichten; er huldigt, je nachdem es die Umstände bedingen, der Einen oder der Anderen vorzugsweise, ist aber keiner ausschliefslich zugethan, daher es auch keine Bekenntnisse giebt. Die sogenannte Religion der Gelehrten, deren Priester nur der Kaiser und die höheren Würdenträger sind, wird zwar für die *allein wahre* erklärt; aber Alles was diese Religion von

*) *Leibeigne* werden die im Kriege mit Völkern, welche von China abhängig, gefangenen Soldaten, und solche Verbrecher, die zum Galeerendienste verurtheilt sind. Die Diener und Boten der öffentlichen Behörden wurden anfänglich aus solchen Verbrechern gewählt, die man zur Landesverweisung verurtheilt hatte. Jetzt bleiben ihre Dienste gewöhnlich in der Familie und gehen vom Vater auf Söhne und Enkel über. — Die Schauspieler dienten ehemals nur bei den Grofsen; jetzt widmen sie ihre Talente dem ganzen Publicum.

Digitized by Google

übersinnlichen Dingen lehrt, hat einen so unbestimmten Charakter, dafs es mit mehreren anderen Doctrinen in einem und demselben Kopfe sich friedlich vertragen kann. Handelt der Chinese nur im Einklange mit der *Moral* seiner alten Weisen, d. h. mit denen Principien, auf welche seine Beamten-Hierarchie gegründet ist, und welche die vornehmsten Motoren der Staatsmaschine sind, ist er nur praktisch ein brauchbares Glied des Ganzen, so hat er im Uebrigen ganz freien Spielraum: er darf speculiren, schwärmen, Geister bannen und so viele und verschiedne Götter anbeten als ihm gefällt.

Aufklärung. Der Verf. bemerkt richtig, dafs die moralische Erziehung bei den Chinesen — d. h. die Erziehung zu einem lenksamen Gliede des Staatsverbandes — ein den Wissenschaften ungünstiges Uebergewicht erhalten hat; indem selbst die den Chinesen wichtigste, die Staatslehre, in keine systematische Ordnung gebracht worden ist. Der Zustand der Aufklärung läfst sich, wenn man die bürgerliche Bildung mit einbegreift, in drei Perioden theilen. Die erste Periode reicht von Erfindung der Schrift bis zu der des Schreibepinsels und des Papiers, d. h. bis ins zweite Jahrh. vor u. Z. Die zweite Periode schliefst mit der Thronbesteigung des Kaiserhauses *Sung* II., im J. 960 u. Z., als der Epoche der Erfindung des stereotypen Bücherdruckes. Die dritte Periode reicht bis auf unsere Zeit und vielleicht noch viel weiter. Seit Erfindung ihrer Buchdruckerkunst haben die Chinesen — merkwürdig genug — in philosophischer Hinsicht wenig Selbständiges (von den Alten Unabhängiges) mehr geleistet, und ungefähr von jener Zeit an darf man die Erstarrung des Chinesenthums datiren. — Wo der Verf. auf die heutige Bildung der Chinesen kommt, nimmt er auch Gelegenheit, von den Staatsprüfungen, und von Abfassung und *Censur* der Bücher zu reden. Die Abfassung solcher Werke, deren Inhalt für den Staatsbeamten praktische Wichtigkeit hat, überträgt die Regierung besonderen Comité's, welche aus Mitgliedern des Collegiums *Han-lin-iuan* (der kaiserl. Akademie) gebildet sind. Die Durchsicht der von ihnen verfafsten Werke wird anderen gelehrten Commissionen unter dem Vorsitze der ersten Reichswürden anvertraut. Dergleichen Bücher werden auf Kosten der Regierung gedruckt; und die Statthalter der Provinzen haben die Verpflichtung, sie aufzukaufen und an die verschiednen Unterrichtsanstalten zu versenden. Die Buchhändler dürfen die von der Regierung ausgegebenen Bücher wieder abdrucken; aber ohne Veränderung des Textes. Der Druck eigner Commentare zu den kanonischen (heilig geachteten) Büchern, wie auch die Herausgabe von Werken, deren Inhalt mit den Grundsätzen der Regierung und den Lehren der alten Weisen im Widerspruche steht, ist unbedingt verboten. Die Censur der neu gedruckten und wieder aufgelegten Werke wird von den Localbehörden besorgt.

Industrie und Künste. Nichts Neues von Belang. — *Handel.* Dieser Artikel ist übersetzt mitgetheilt in dem nächstens erscheinenden 4ten Bande von Erman's Archiv zur wissenschaftlichen Kunde von Rufsland. — *Postwesen.* Ebendaselbst mitgetheilt. Wir begnügen uns hier, zu bemerken, dafs in China die von der Regierung unterhaltene Post nur für officielle Schreiben und Pakete, desgleichen für Beamte, die in dienstlichen Angelegenheiten reisen, bestimmt ist. Dagegen giebt es in Peking und vielen anderen Städten auch Privat-Posthäuser, in denen man zu einem bestimmten Preise jederzeit Menschen und Vieh zur unverzüglichen Beförderung von Briefen vorfindet.

Einkünfte der Regierung. Seitdem China aus einem Lehensstaate eine unumschränkte Monarchie geworden (d. h. seit ungefähr zwei Jahrtausenden) giebt es zweierlei Staatskassen, eine äufsere und eine innere, von denen letztere mit unserer Civilliste übereinkommt. Die öffentlichen Einkünfte resultiren aus der Kopfsteuer, Grundsteuer, Salzsteuer, aus verschiednen Zöllen und den Abgaben vom Bergbau und Fischfange. Einer kaiserlichen Verfügung vom J. 1712 zufolge, darf die Kopfsteuer hinfüro nur von der Zahl der Erwachsenen, wie sie aus den Zählungslisten des Jahres 1711 sich ergeben hatte, erhoben werden; seit jenem Jahre ist sie also hinsichtlich der Zahl der mit ihr belegten Familien, statarisch geblieben *). — Die Grundsteuer lastet auf allen Ländereien, mit Ausnahme der Domainen und derjenigen Grundstücke, mit welchen die „acht Banner" begnadigt worden sind. Hinsichtlich dieser Steuer sind die Ländereien in solche von erster, zweiter und dritter Güte eingetheilt. Grundsteuer und Kopfsteuer werden Beide im Frühling und im Herbste eingesammelt. Die vornehmsten Artikel sind: Reis, Waizen, Hirse (zumal von der Gattung *Holcus*), und allerlei Sorten Bohnen. — Die Salzsteuer wird erhoben: *a*) von den Siedereien; *b*) von den schriftlichen Vollmachten zum Empfang des Salzes aus denselben, welche die privilegirten Aufkäufer erhalten; *c*) von den Kosten, welche die Unterhaltung der Salzwerke erfordert; *d*) vom Transporte des Salzes. — Die Bergwerke können nur mit kaiserlicher Erlaubnifs geöffnet oder geschlossen werden. Besondere, von der Regierung ernannte Commissionen controlliren die Besitzer der Schmelzhütten und die Quantität der ausgeschmolzenen Metalle; doch sollen sie auch öfter mit den Hüttenherren im Einverständnisse handeln und ansehnliche Quantitäten, nicht blofs edler Metalle (an denen Chinas Berge überhaupt nicht reich zu sein scheinen), sondern selbst Kupfer, Blei und Zink unterschlagen. Im J. 1812 betrug die Ausbeute aus

*) Der Verf. entwirft eine Tabelle, auf welcher angegeben ist: 1) Wie viele volljährige Individuen jeder Provinz in die Steuerlisten des Jahres 1711 eingetragen waren; 2) wie stark, nach einer Verfügung von 1812, die Einzelnen besteuert waren; 3) wie grofs die Summe der Einkünfte von der Kopfsteuer im genannten Jahre 1812 gewesen. So z. B. zählte man in der Provinz *Tschi-li* (im Jahre 1711), 3,274,870 volljährige Individuen. Die Taxe der Kopfsteuer betrug im J. 1812 (also 100 J. später) zwischen 3 und 26 *Fen* (ein *Fen* ist $\frac{1}{000}$ einer Silberunze) und die Einkünfte von dieser Steuer aus der erwähnten Provinz betrugen im selben Jahre 408,795 Silber-Unzen.

Digitized by Google

den Bergwerken (nach russischen *Pud*, d. h. 40 Pfund, berechnet) angeblich: an Quecksilber, 30 Pud; an Gold, $30\frac{9}{11}$; Silber, 157 Pud, $21\frac{8}{11}$ Pf.; Zinn, $1257\frac{1}{2}$ Pud; Blei, $46250\frac{1}{4}$; Zink, $284793\frac{1}{3}$; Kupfer, $396454\frac{1}{2}$ Pud. *). — Alle Steuern werden, sofern sie nicht aus Naturalien bestehen, in Silberstücken eingeliefert, die ein bestimmtes Gewicht und keine Beimischung von Kupfer haben dürfen. Jedes Stück mufs mit dem Namen des Bezirkes oder Kreises, aus welchem es gekommen, wie auch des Werkmeisters, der es gegossen, gestempelt sein.

Criminal-Gesetzgebung. Da dieser Artikel fast nichts enthält, was nicht aus dem schon lange übersetzten Criminal-Codex der heutigen Dynastie bekannt wäre, so übergehen wir ihn, und heben nur hervor, dafs seit 1644 die Beamten der Regierung keinen Leibesstrafen mehr unterworfen sind und nur zu Geldbufsen, Degradation oder Verbannung verurtheilt werden dürfen.

Der die *Kriegsmacht* betreffende Artikel ist sehr ausführlich und befriedigend. Es giebt in China zwei Arten Militair, die wohl von einander unterschieden werden müssen: die Truppen der sogenannten „acht Banner (Divisionen)," und die von der „grünen Fahne." Letztgenannte sind lauter eingeborne Chinesen, theils Reiterei, theils Fufsvolk, theils Land- und theils Wassersoldaten, und ihre Gesammtzahl wird von dem Verf. auf 650,228 berechnet. Ihr Stand ist nicht erblich und sie können nur für eine Art von Polizei-Militair passiren, das höchstens den einheimischen Pöbel in Respect hält. Ganz anders steht es mit den Truppen der „acht Banner;" diese sind eine erbliche Kriegerkaste, zu welcher alle *Mandschu's* (also das herrschende Volk) und aufserdem noch die Nachkommen derjenigen *Mongolen* und *Chinesen* gehören, welche schon vor Chinas Eroberung dem Mandschu-Heere sich angeschlossen hatten. Jedes ihrer Banner zerfällt in drei Abtheilungen, eine Mandschurische, eine Mongolische und eine Chinesische; die Abtheilungen zerfallen in Regimenter, und diese wieder in Compagnieen von je 150 Mann zwischen 16 und 60 Jahren. In *Peking* allein liegen oder wohnen vielmehr 172,650 Mann Bannertruppen die zusammen 1151 Compagnieen bilden **); in den Festungen des übrigen Chinas zusammen 126,000 (840 Comp.). Den Garnisonen der Bannertruppen in den Provinzen sind aber noch 217 Comp. (32,550 Mann) Jäger von mongolischem und tungusischem Stamme beigegeben ***). Mit Einschlufs dieses Corps zählen also die „acht Banner" überhaupt 331,200 Streiter, von denen aber nur 262,375 wirklich Armeedienste thun, die Uebrigen gröfstentheils Civilämter bekleiden; denn auch auf solche, und selbst auf die höchsten, hat ein Banner-Militair von gelehrter Bildung Anspruch; nur darf er den Gebrauch der Waffen nicht vergessen. — Der Verf. handelt von den Truppen-Gattungen in Pe-king, der Verwaltung des Heeres, seiner Bewaffnung, Besoldung, u. s. w. In den acht Bannern sind viele Officierstellen erblich, und zwar unter den Nachkommen solcher Stammeshäuptlinge, welche durch Aufopferung ihrer Selbständigkeit ein unvergängliches Verdienst um die Dynastie erwarben. Bei den Truppen von der grünen Fahne dagegen, die ohne Ausnahme Chinesen sind, ertheilt man die Officierstellen nur den Candidaten und Magistern der militairischen Gymnastik. Jeder von den acht Bannern hat eine eigene Militairschule für die Kinder der Officiere und Soldaten; wogegen das Militair von der grünen Fahne seine Kinder, wenn sie anders in die Fufstapfen ihrer Väter treten sollen, von Privatlehrern unterweisen lassen mufs. Candidaten des kaiserl. Dienstes werden sie erst, wenn sie der Regierung ihren Wunsch anzeigen, in dem chinesischen Heere zu dienen. Alsdann stehen ihnen nach einander drei Prüfungen bevor, die den Prüfungen der Candidaten des Civildienstes ganz analog sind. Selbst den Chinesen der acht Banner werden diese Examina nicht erlassen, wohl aber den Mongolen und Mandschus.

Ueber den zweiten Band dieser *Statistitscheskoje Opisanie*, welcher hauptsächlich der Mandschurei, Mongolei, dem Lande Tibet, und dem chinesischen Turkistan gewidmet ist, werden wir ein anderes Mal berichten. Einen Anhang zu diesem zweiten Bande bilden aber *zwölf* Zugaben (прибавленія), von denen *fünf* das eigentliche China noch betreffen, und zwar: 1) die *Grofse Mauer*, Entstehung und Beschreibung derselben; 2) die *Thee-Cultur*. Handelt von der klimatischen Verbreitung der Theestaude, von den besten Sorten des Gewächses, der Pflege, Einsammlung, Zubereitung u. s. w. 3) *Wasser-Communicationen in China*. Dieser Artikel betrifft das grofse Canal-System, auf dessen Unterhaltung der Staat besondere Sorgfalt verwendet. 4) *Ausländer in China*. Hier ist mit Ausführlichkeit von den nicht-chinesischen Bewohnern Inner-Chinas die Rede, welche unter den Namen *Miao*, *Yao*, *Fan* u. s. w. bekannt sind. 5) Die *Dsin-tschuan* (*Kin-tsch.*), oder Anwohner des goldnen Flusses, zwei tangutische Stämme im äufsersten Westen der Provinz *See-tschuan*, einer sehr wilden Gebirgsgegend, von denen der Eine im J. 1650, der Andere erst 1722 den Mandschus sich unterwarf.

Ueber die Karten des Pater Jakinf können wir noch nicht selbständig urtheilen, da sie dem uns zugekommenen Exemplare des Werkes nicht beigegeben waren.

Schott.

*) Das Kupfer zerfällt in *rothes* und *weifses*. Letztere Sorte liefert nur die Provinz See-tschuan, und zwar 63200 Pud.

**) 681 Mandschuische, 204 Mongolische, und 266 Chinesische.

***) Nämlich 120 Comp. von dem mongolischen Stamme *Tschachar*, und 97 von den tungusischen Stämmen *Solon* und *Dachur*, Stammverwandten der *Mandschus*.

Digitized by Google

Univ. Of Mich. Library

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1845.

IX.

Wissenschaftliche Grammatik der französischen Sprache von Dr. G. L. Staedler. Berlin, 1843. *Verlag von Wilhelm Thome.* 518 S. 8.

Man nimmt gewöhnlich, und nicht mit Unrecht an, dafs, wenn Jemand die Feder ergreift, um einen Gegenstand einer wissenschaftlichen Bearbeitung zu unterwerfen, dieser Gegenstand ihm wenigstens lieb und angenehm genug geworden sein müsse um ihm der Mühe werth zu scheinen, Zeit und Kräfte für eine solche Arbeit daran zu setzen. Wenn der Verf. sein Werk nun aber speciell für den Unterricht bestimmt, so sollte man doch voraussetzen dürfen, dafs er mit der Ueberzeugung daran gegangen sei, der zu lernende Gegenstand habe inneren Werth genug um nicht nur als Mittel zu anderen Zwecken äufserlich aufgefafst, sondern auch um seiner selbst willen studirt und als Element allgemeiner Geistesbildung angesehen zu werden. Aus zahlreichen Aeufserungen des Verf.'s der vorliegenden „wissenschaftlichen Grammatik" geht aber hervor, dafs er eine solche Ueberzeugung in vielen und wesentlichen Beziehungen nicht hat, da er von der Sprache selbst und von ihrer Literatur in einer Weise spricht, die einerseits nicht geeignet ist irgend Jemand, der sie sonst nicht kennt, Lust einzuflöfsen, sich mit ihr zu beschäftigen, und andererseits wegen ihres Mangels an Begründung und mithin wegen ihrer meist unwissenschaftlichen Form gar nicht hierher gehörte. Die ganze Arbeit scheint dadurch bei dem Verf. nicht aus einer inneren Nothwendigkeit, sondern aus irgend welcher äufseren Veranlassung entstanden zu sein; sie bekommt das Ansehen eines Actes der Gnade, eines Almosens, welches der Verf. mit Geringschätzung der Sprache hinwirft und wobei er mithin vorweg auf Dankbarkeit verzichtet. Hören wir ihn gleich zu Anfang, S. 37, bei der „Accentuation:" „Indem die französische Sprache aus der *Verwesung* der lateinischen hervorgegangen ist und den von dorther gegebenen Stoff auf die mannigfaltigste Weise zersetzt und aufgelöst hat: sind ihr die Grund- und Stammsylben, als in welchen die Bedeutung ursprünglich wurzelte, bei *solcher Verstümmelung* theils unkenntlich geworden, theils sogar verschwunden. Eben damit aber hat sie auch alle feste Grundlage der Betonung verloren; *unstät und haltungslos irrt nun der Ton auf dem zerstörten Wortgebilde umher* und weifs bei jener *leichten*, *dauerlosen* Bauart der französischen Sylben und bei der daraus entstehenden Flüchtigkeit und Eilfertigkeit der Aussprache *nirgend* mehr Fufs zu fassen. Die allgemeine Folge davon ist, dafs er bis auf die letzte Sylbe hingetrieben wird, als über welche er nicht weiter hinausgedrängt werden kann.

„*Superstitieux, abergläubisch, l'imagination, die Einbildung, l'indivisibilité, die Untheilbarkeit.*"

Also aus der *Verwesung* der lateinischen Sprache ist die französische hervorgegangen! Das Bild ist sehr unglücklich gewählt; denn erstens ist nicht recht zu begreifen, wie eine Sprache verwesen kann, da sie, so lange sie gesprochen wird, eine *lebendige* ist und wenn sie aufhören sollte gesprochen zu werden, in ihrem Schriftenthum, insofern sie ein solches hat, unveränderlich so bleibt, wie sie im Augenblick ihres Aufhörens als gesprochene Sprache war; und zweitens darf man fragen, ob denn jemals aus der *Verwesung* eines Dinges ein ähnliches Ding entsteht? Kann der verwesende oder verweste Baum wieder einen Baum erzeugen oder giebt er nur das Erdreich her, aus welchem ein neues Saamenkorn Saft und Kraft zieht um sich frei und eigenthümlich zu entwickeln und Wurzeln und Zweige zu treiben? A. W. v. Schlegel vergleicht gewisse französische Wörter mit Münzen, die lange von Hand zu Hand gegangen sind und manche Züge ihres *ursprünglichen* Gepräges verloren haben, und er sagt

Digitized by Google

dies z. B. mit vollem Rechte bei dem Worte même. Wie aber der Verf. in seinen angegebenen Beispielen: superstitieux, imagination, indivisibilité von Verwesung, zerstörtem Wortgebilde, dauerloser Bauart französischer Sylben sprechen kann ist hier gerade am wenigsten zu begreifen. Die Grund- und Stammsylben haben nach dem Verf. ein doppeltes Schicksal erfahren: sie sind entweder *unkenntlich* geworden oder ganz *verschwunden*. Hiernach müfste also kaum noch ein etymologisches Zurückführen der französischen Sprache auf die lateinische möglich sein, während doch die Verwandtschaft der bei weitem überwiegenden Mehrheit der französischen Wörter mit den lateinischen theils ohne alle Mühe, theils nach ganz gewöhnlichen, in allen Sprachen vorkommenden etymologischen Gesetzen nachgewiesen werden kann. Durch dieses eigentliche Verschwinden der Stammsylben soll nun die Betonung alle Grundlage verloren haben, so dafs der Ton, wie ein gehetztes Wild *unstät* und *haltunglos* auf den Trümmern der Wortgebilde *umherirrt* und *nirgend* mehr Fufs fassen kann. Glücklicherweise findet er noch in der letzten Sylbe einen Halt, von wo aus er nun seine Zähne und Hörner gegen seine Verfolger richtet und zum grofsen Glück seinen Platz behauptet; denn was wäre aus dem verblendeten französischen Volke geworden, wenn es demselben gelungen wäre, den Ton gänzlich aus dem Worte herauszutreiben! Und doch war die Gefahr nahe bei jener *leichten*, *dauerlosen* Bauart der französischen Sylben. In der That stehen diese Sylben schon ein gutes Jahrtausend (und ihre Fundamente wohl etliche Jahrtausende) und sehen noch keinesweges danach aus als wollten sie mit nächstem zusammenbrechen, da sie den Bedürfnissen einer grofsen und gebildeten Nation noch vollkommen genügen um mittelst der aus ihnen gebildeten Wörter ihre Ideen in allen Richtungen des Lebens klar und deutlich auszudrücken. Was meint nun der Vf. mit diesem ganzen Satze, wodurch er von vorn herein über die ganze Sprache den Stab bricht? Kennt er die Geschichte der Sprache nicht oder will er auf Grund einer gewissen Anzahl von Wörtern im Allgemeinen läugnen, dafs die französischen Wörter meist gerade die auch im Lateinischen *betonte* Sylbe als *ihre* betonte Sylbe erhalten haben, indem sie die Hauptwörter aus der lateinischen Accusativform gebildet und bei der Conjugation der Zeitwörter in den Apocopen der Endungen die betonten Silben in der Regel beibehalten haben? Hat er niemals französische Redner auf der Kanzel oder Tribüne, niemals gute Schauspieler in französischen Dramen oder überhaupt nie den gebildeten Mann in zusammenhängender Rede gehört? Wahrlich man mufs es nach solchen Aeufserungen fast glauben! Der Vf. betrachtet und beurtheilt die französische Sprache immer nur im Vergleiche mit der lateinischen Schriftsprache und Alles, was mit dieser nicht übereinstimmt, das ist ihm Willkühr, Armuth, leerer Klang, Conventionelles, Unbegründetes, Verkümmerung, Verwesung, Zersetztes, Zernagtes, Ruinenartiges u. dglm. Wir sind weit entfernt, den romanischen Sprachen auf Kosten der lateinischen das Wort reden zu wollen, eben so wenig verlangen wir, dafs der Vf. einer wissenschaftlichen Grammatik der französischen Sprache sich deshalb zum Lobredner derselben mache, aber es scheint uns durchaus falsch, wenn man aus einer Grammatik eine Anklageschrift macht. Die Anklage fällt in diesem Falle gar leicht auf den Vf. zurück, so dafs, wenn er sich überall beklagt, Willkühr, Bewufstlosigkeit u. s. w. zu sehen, man veranlafst wird zu glauben, dafs er sich auf einen falschen Standpunct gestellt und nicht tief genug gesehen habe.

S. 104 u. ff. spricht der Verf. in dem Kapitel von der Wortbildung unter andern von den Wurzeln. Nachdem er richtig bemerkt hat, dafs da die französische Sprache sich aus einer vor ihr vollendet gewesenen Sprache herausgestaltet hat, von *französischen* Wurzeln eigentlich nicht (oder besser „wenig") die Rede sein könne und die französische Sprache in der lateinischen wurzele, fährt er fort: „Aber selbst wenn man sich auf diese nichtfranzösischen, *auswärtigen* Wurzeln einlassen wollte: so würde man doch finden, dafs sie dem Französischen immer auch in der That etwas Auswärtiges, zugleich auch Ungeachtetes geblieben sind. Denn die neueren Völker, in deren Mund die lateinische Sprache überging, haben für die organisch-etymologische Bildung der Wörter, die sie nun redeten und zu reden theils durch Gewalt, theils durch Sitte gezwungen waren, kein lebendiges Bewufstsein mehr gehabt, und eben deshalb ist ihnen diese Sprache nur noch ein blofser Schall und Klang, eine Sache der Willkür und des Beliebens gewesen." Und gleich darauf: „Bemerken wir nun wie hierbei (nämlich bei dem Metaplasmus und Lautwechsel) einmal ganz unwesentliche Glieder

Digitized by Google

des Wortes zu einem Hauptbestandtheil desselben erhoben, ein anderes Mal aber das wesentliche, so zu sagen eigentliche Lebensorgan des Wortes nicht nur zu einem Nebengliede herabgesetzt, sondern öfters sogar beinahe ganz vernichtet und ausgestofsen worden ist: so scheint es wohl offenbar, dafs in der französischen Etymologie der Unterschied zwischen der eigentlichen, lebendigen Wurzel und den blofsen Bildungsgliedern des Wortes dunkel und gleichgültig geworden und so gut wie erloschen und verschwunden ist." Als eins der angeblich auffallendsten Beispiele führt der Verf. nun das Wort avunculus an, aus welchem er, nach seinem Verwesungs- und Verkümmerungssysteme aïeul und oncle entstehen läfst.

Bei dieser ganzen Behauptung, wie bei allen ähnlichen, ist der Verf. von ganz falschen Prämissen ausgegangen. Es ist eine jetzt wohl aufser Zweifel gestellte Thatsache, dafs die französische Sprache, wie alle romanischen Sprachen, nicht unmittelbar aus der lateinischen Schriftsprache, wie sie uns in den classischen Monumenten derselben überliefert worden, entstanden ist; sondern dafs vielmehr angesehen werden mufs als eine eigenthümliche, in ununterbrochener Zeitfolge vor sich gegangene, örtliche Fortentwickelung der lateinischen Volkssprache, welche zunächst sich Elemente der Landessprache in die hinein sie versetzt wurde, aneignete und erst viel später sich aus der lateinischen Schriftsprache ergänzte und vervollständigte. Es ist mithin durchaus nicht statthaft, ein französisches Wort, auf Grund einer entfernten Aehnlichkeit, unmittelbar aus der lateinischen Schriftsprache ableiten zu wollen, sondern man mufs sich vielmehr umsehen, ob die lateinische Sprache in ihrer gewifs sehr vielfachen, provinziellen Gestaltung, nicht schon selbst ein Wort gebildet hatte, welches die römischen Heere oder Kolonien über die Alpen trugen, und welches dort auf fremdem Boden und unter der Einwirkung fremder Zungen erst durch die Aussprache, dann durch die Schrift allmählig eine Veränderung erlitt und so der jetzigen Form ihr Dasein gab. So besitzt, in Bezug auf das oben angezogene Beispiel, die italiänische Sprache die Wörter avo und avolo, welches letztere gewifs nicht aus *avunculus* sondern eigenthümlich aus avus oder avo gebildet worden ist und seinen Zusammenhang mit ayeul oder aïeul deutlich zeigt, während man nicht nothwendigerweise anzunehmen braucht, dafs *avunculus* die Stammsylbe *av* abgeworfen und aus den Diminutivsylben *uncul* das Wort oncle gebildet habe, da es sehr nahe liegt, dafs nur das wenig articulirte, vocalische *v* beim Schreiben später ausgelassen und endlich in on zusammengezogen wurde. Wollte man nun gar mit dem Verf. annehmen, dafs, weil z. B. in dem Worte juge die in *judex* sichtbaren Elemente jus und dicere nicht mehr so deutlich wahrnehmbar sind, den Franzosen darum solche Wörter „ein blofser Schall und Klang," „das Wort eben nichts als ein Wort, ein leerer Klang und die Bedeutung eine blofs conventionelle" sei (S. 105 Anm.), so hiefse das ganz das Wesen der Sprachen überhaupt und das Bedürfnifs des Menschengeistes beim Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen verkennen. Jene Zeit, wo die Sprachen ihre Wurzeln bildeten und das Volk ein vollständiges Bewufstsein ihrer Bedeutung hatte, so dafs es in der Bildung derselben zu Stämmen und deren Verwendung zu neuen Wörtern nur den ursprünglichen Werth derselben im Auge hatte und über denselben nicht hinausging, diese Zeit liegt selbst der römischen Schriftsprache, wie wir sie kennen, so fern, dafs man kaum noch annehmen darf, es habe das Volk bei Wörtern wie modestus, judex u. s. w. noch an die es bildenden Elemente modus und stare, jus und dicere gedacht; vielmehr ist nach der Analogie aller Zeiten, wo ausgebildete Sprachen gesprochen wurden, anzunehmen, dafs es sich bei modestus eine bestimmte ihm durch Anschauung klar gewordene Eigenschaft eines Menschen und bei judex einen Richter mit allen seinen äufseren Kennzeichen und seiner ihm inwohnenden Befugnifs in derselben Art vorgestellt hat, wie noch heut die Franzosen die Wörter modeste und juge auffassen. Dafs den alten Römern Manches in dieser Beziehung noch klarer gewesen als den neueren Völkern, soll damit nicht bestritten werden, im Allgemeinen aber hatte dieses Bewufstsein der Wurzelbegriffe ohne Zweifel schon bedeutend abgenommen. So lange der Ideenkreis eines Volkes mit eigenthümlicher Sprache sehr beschränkt ist und eine geringere Anzahl Wörter ihm zum Austausch seiner Ideen genügt, so lange wird es in vollständiger Kenntnifs der Wurzeln bleiben und durch innere, organische Umgestaltung und Ausbildung derselben zu Stämmen Kraft und Geschick haben; in dem Maafse aber als sein inneres und äufseres Leben complicirter wird, macht es Ableitungen und Zusammensetzungen, zu den ursprünglichen Bedeutungen gesellen sich andere, auf Aehnlichkeit u. dgl. gegründete, ganze Wortcomplexe erleben, obgleich unverändert in ihrer Form, eine gradweise Ausdehnung oder selbst Verrückung ihres Begriffes und die Urelemente treten in den Schatten. Dies sehen wir hinlänglich schon in den alten Sprachen, wo oft nur das geübteste Auge und die schärfste Reflexion die Filiationen einer Wurzel zu verfolgen vermag. Sollen wir aber darum annehmen, dafs dem *Volke*, wenn es die Genesis seiner Wörter auch nicht mehr kennt, wie dies wohl ziemlich überall der Fall ist, da sie ja selbst die *Gelehrten* nicht immer nachzuweisen vermögen, diese Wörter „ein leerer Klang, ein blofser Schall" seien? Gewifs nicht. Jedes Wort, weit entfernt leer zu sein, hat einen Inhalt, den es demjenigen, der die Sprache kennt, in dem Maafse aufschliefst, als er sich die Sprache überhaupt zu eigen gemacht hat. Welcher Deutsche aus dem Volke denkt z. B. unter vielen ähnlichen bei dem Worte *Leichnam* daran, dafs es eigentlich ein *Hemd*, eine *Hülle* bedeute, und wieviel Forscher haben es gewufst ehe *Graff* es nachgewiesen? Dennoch wird Niemand behaupten wollen, dafs solche Wörter dem Volke ein „leerer Schall" seien. Wie der Einzelne bei Uebernahme der väterlichen Erbschaft nicht danach fragt, wo jeder Thaler hergekommen, sondern sie als Ganzes zu seinem Gebrauche ver-

Digitized by Google

wendet, so ist dem *Volke* in dem überkommenen Sprachschatze jedes Wort, es mag noch so zusammengesetzt sein, zunächst ein Ganzes und Träger einer Idee oder selbst einer ganzen Ideenreihe. Wer aber nach den Wurzeln der neulateinischen Sprachen fragt, der suche sie nirgend anderswo als unter dem Stamm in dem Boden, d. h. vornehmlich in der altlateinischen Volkssprache und nächstdem in denjenigen Sprachen, welche in jeder einzelnen jener Sprachen aufgegangen sind.

In den „Schlufsbemerkungen über die Wortbildung," wo beiläufig gesagt auch als Ueberschrift: *Corruption (!) der Aussprache* figurirt, wird der Verf. förmlich heftig gegen die französische Sprache, von welcher er eine wissenschaftliche Grammatik zu schreiben sich vorgenommen. Die vielfach verschwendeten oben angedeuteten epitheta ornantia werden noch durch neue z. B. „verwittert," „verdunstet" u. s. w. vermehrt, die französische Aussprache ist ihm ein Product der *Roheit der Stimme*, der *Plumpheit der Sprachorgane*, und wer von Schönheit und Wohlklang der Sprache redete, behaupte eine Abgeschmacktheit. Und nun die „zügellose Orthographie" die abgesondert von der Aussprache gelernt werden müsse! Dieser letzte Umstand führt den Verf. zu dem kolossalen Schlusse: „Orthographie und Aussprache müssen jede für sich besonders gelernt werden, nicht ganz aber doch *beinahe* (!!) *wie im Chinesischen*, und es ist immerhin wenigstens bemerkenswerth, wie hier die östlichsten und die westlichsten Bewohner der alten Welt mit einander harmoniren."

Damit nun aber von den durch das ganze Buch zerstreuten Angriffen auf die Sprache gar nicht einer dem Leser verloren gehe, fügt der Verf am Ende eine „Schlufsbemerkung" hinzu, in welcher er dieselben alle resumirt. Er verwirft darin nicht nur die Sprache an sich, sondern auch ihre Literatur. Der Dichter, sagt er, hat Mühe den ausgebrannten Schlacken (d. h. den Wörtern; man sieht der Verf. ist unerschöpflich in schmeichelhaften Ausdrücken zur Bezeichnung der französischen Wortformen; nur ist es schwer, wissenschaftliche Definitionen darin zu erkennen) die Gluth seiner Begeisterung ein- oder vielmehr nur anzuhauchen..... Bis zur Zeit der Revolution hat es in Frankreich kein Volk sondern nur einen Hof gegeben, und leider was für einen! Folglich war auch keine Volks- sondern nur eine Hofpoesie vorhanden, eine Perrücken- und Reifrocks-Poesie, gehaltlos und geschmacklos wie keine u. s. w. u. s. w..... Eben so verhält es sich mit der Philosophie. Die französischen Wörter sind in ihrer Zertrümmerung stumpf und trübe geworden; neben dem Bewufstsein des neuen Zeitalters (der Verf. hat weiter oben den Franzosen das Bewufstsein der Sprache ganz abgeläugnet) welches in sie hineinscheint, spukt hie und da auch noch ein längst vergessener Sinn und Begriff der Vorzeit störend und verwirrend in ihnen umher (schauerlich)..... Daher auch überall nichts als reflectirender Verstand, kein tieferer, philosophischer Blick in den inneren, geistigen Gehalt der Dinge, ergo auch *keine Geschichte*, sondern nur *Geschichten*, interessant aber nicht belehrend." — Wenn man letztere Behauptung mit dem Umstande zusammenbringt, dafs die auffällig gröfste Anzahl aller zusammenhängenden Beispiele der ganzen Grammatik aus Voltaire's Histoire de Charles XII. genommen sind, so giebt dies fast der Vermuthung Raum, als habe der Verf. sich eben nicht weit in der französischen Literatur mit eigenen Augen umgesehen, sondern obige Urtheile von einem sehr beschränkten Gesichtspuncte aus gefällt. Uebrigens verdienen solche vagen und unbegründeten Behauptungen keine Widerlegung, sondern richten sich am besten selbst. Fragen mufs man sich indefs doch, wie diese absprechende, demüthigende Darstellung einer Sprache mit den eigenen Worten des Verf.'s zusammenpafst, wenn er in der Vorrede sagt: „Es ist dem Philologen nicht mehr erlaubt, gegen irgend eine Sprache spröde und vornehm zu thun;" und eben daselbst: „Man ist zu der Einsicht gelangt, dafs keine Sprache ohne die Kenntnifs der übrigen wahrhaft begriffen werden kann." Diesen Widerspruch löse wer kann. Uns erscheint es als eine vom Verf. selbst ausgesprochene Verurtheilung seiner oben besprochenen, unbegründeten Urtheile. Wenn wir uns nun aber auch entschieden gegen den vom Verf. angenommenen Standpunct, von welchem er den formalen Theil der Sprache und ihre Literatur betrachtet, erklären müssen, so sind wir doch weit entfernt, das Streben des Verf.'s nach Gründlichkeit und philosophischer Darstellung mancher Theile des Sprachgebäudes zu verkennen, vielmehr verdient der überall sichtbare Fleifs, und die logische Schärfe, mit welcher einzelne Kapitel erörtert werden, alle Anerkennung, besonders in der Syntax. Es ist hier besonders des Umstandes zu erwähnen, dafs der Verf. dem *Satze* eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, ein Kapitel, welches man in Schifflin's wissenschaftlicher Syntax ungern vermifst. Ueberhaupt ist die ganze Behandlung, sowohl in Bezug auf Anordnung als auf Darstellung des Stoffes eine eigenthümliche zu nennen, und kann besonders Lehrern der Sprache zur Kenntnifsnahme wohl empfohlen werden, besonders wenn sie nicht Erwärmung für den Gegenstand, sondern nur einen in mancher Beziehung ernsten Versuch zu wissenschaftlicher Darstellung der französischen Grammatik suchen.

Schnakenburg.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

August 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des August-Heftes.

Jahrbücher Nr. 21—40.

Seite

Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes. Von Carl Beer. Leipzig, 1844. — Sommerbrodt. . 286

Charles Darwin's naturwissenschaftliche Reisen nach den Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika, dem Feuerlande, den Falkland-Inseln, Chiloe-Inseln, Galapagos-Inseln, Otaheiti, Neuholland, Neuseeland, Van Diemen's-Land, Keeling-Inseln, Mauritius, St. Helena, den Azoren u. s. w. Deutsch und mit Anmerkungen von Ernst Dieffenbach. In zwei Theilen. Braunschweig, 1844. — Walter. 302

Paul Henry, das Leben Calvins des grofsen Reformators; mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, vornehmlich der Genfer und Züricher Bibliothek, entworfen, nebst einem Anhange bisher ungedruckter Briefe und andrer Belege. (Zweiter Artikel.) Hamburg, 1835—1844. — Pelt. 161

Kritische Darstellung und Vergleichung der Methoden Aristotelischer und Hegel'scher Dialektik. Erste Abtheilung, die Methodologie der Aristotelischen Philosophie und der früheren griechischen Systeme. Von Dr. Karl Heyder. Erlangen, 1845. — Dalmer. . . . 225

The kingdom of Christ; or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. By Frederick Denison Maurice. In two volumes. Second edition. London, 1842. — Sack. 180

Das Princip und die Methode des Aristoteles. Erster Theil, das Princip. Aus Aristoteles typisch dargestellt von Dr. Gustav Müller. Leipzig, 1844. — Dalmer. 225

Aristophanisches. Von Julius Richter. Berlin, 1845. — Sommerbrodt. 286

Drei mittelhochdeutsche Gedichte. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Karl Schädel. Hannover, 1845. — Sommer. 174

Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie dargestellt von Dr. C. H. Schultz. Berlin, 1844. — Bruner. . . 246

Digitized by Google

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei **Wilh. Besser** in Berlin (44 Behrenstrafse).

In der **Palm**'schen Verlagsbuchhandlung in Erlangen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Israeliten

mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte derselben. Von Alexander dem Grofsen bis auf gegenwärtige Zeit.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von

Dr. **J. H. Dessauer.**

gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr. oder 4 F.

In einer Zeit, in welcher zur Schmach unseres aufgeklärt sein wollenden Jahrhunderts die gehässigsten und schändlichsten Beschuldigungen, wie sie nur der finsterste Aberglaube des Mittelalters erfinden konnte, hier und da wieder gegen unsere friedliebenden israelitischen Mitbürger auftauchen, dürfte dieses Buch Juden und Christen eine willkommene Erscheinung sein, da sie aus demselben über die Ungerechtigkeit, den eigentlichen Ursprung und die fürchterlichen Folgen von dergleichen unchristlichen Beschuldigungen wahrhafte Belehrung schöpfen können.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Einheit des Menschengeschlechts

und dessen

Ausbreitung über die ganze Erde.

Von

H. Lüken.

gr. 8. 1845. broch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser hat mit dem gröfsten Aufwande umfassender Gelehrsamkeit und einer ungewöhnlichen Combinationsgabe die schwierige Frage über die Abstammung des Menschengeschlechts von derselben Wurzel und die Ausbreitung desselben über alle Theile der Erde zu lösen versucht. Die geistvolle Behandlung des Gegenstandes läfst die lebhafteste Theilnahme erwarten.

Hahn'sche Hofbuchhandlung.

Wichtiges linguistisches Werk!

Bei **Ed. Heynemann** in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Zigeuner

in Europa und Asien.

Ethnographisch-linguistische Untersuchung vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache, nach gedruckten und ungedruckten Quellen.

Von

Dr. **A. F. Pott.**

2 Bde. gr. 8. brosch. (65 Bogen.) 5 Thlr. 10 Sgr.

Da diesem Werke das *Institut royale de France* bereits in diesem Jahre den vom Grafen Volney ausgesetzten Preis für vergleichende Sprachkunde zuerkannt hat, so dürfte eine Empfehlung des Buches von Seiten der Verlagshandlung als überflüssig erscheinen.

Halle, im October 1845.

Im Verlage der **Palm**'schen Hofbuchhandlung in München ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständige, theoretisch-praktische

Grammatik

der

englischen Sprache.

Nach einem neuen Systeme bearbeitet, mit vielen passenden Aufgaben versehen, durch zahlreiche Beispiele erläutert, und von mehr als 1200 erklärenden Anmerkungen begleitet, wodurch das gründliche Studium dieser Sprache einem Jeden aufserordentlich erleichtert wird.

Mit

durchgehends beigefügter englischer Aussprache.

Von

J. S. S. ROTHWELL,

Professor der englischen Sprache am k. Cadetten-Corps in München.

Preis 1½ Thlr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Englisches

Uebersetzungs-Buch,

enthaltend:

stufenmäfsige Aufgaben

über

alle Theile der Sprache,

vertrauliche, kaufmännische und Original-Briefe, Muster zu Briefen, Wechseln, Verschreibungen, gerichtlichen Dokumenten u. s. w., nebst Anekdoten, Biographien, fehlerhaften Sätzen zum Corrigiren etc. etc.

mit

vielen grammatikalischen Anmerkungen und erläuternden Beispielen, und unter steter Hinweisung auf die Regeln der englischen Grammatik,

von

J. S. S. ROTHWELL,

Professor der englischen Sprache am k. Cadetten-Corps in München.

Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Bei Abnahme von Parthieen tritt ein ermäfsigter Netto-Preis ein.

Nach dem Urtheile mehrerer sachkundigen Männer sind diese beiden Werke die besten Hilfsmittel zur leichten, schnellen und gründlichen Erlernung der englischen Sprache. Aus einer Recension des Hrn. Dr. Stratzer, Lektors der englischen Sprache an der Universität München, entlehnen wir nur folgende Stelle:

„Um so erfreulicher mufs es daher sein, in dem obenerwähnten Werke einem Lehrbuche zu begegnen, welches sich den besten bereits erschienenen nicht nur würdig zu Seite stellt, sondern noch dadurch, dafs es bei umfassender Theorie das Practische der Sprache ganz vorzüglich in's Auge fafst, so wie durch Klarheit des Planes und allgemeine Fafslichkeit der Durchführung die richtige Mitte bildet zwischen der Seichtheit der einen und der gröfstentheils nur dem Sprachforscher zugänglichen Gelehrtheit der andern, dem Lehrer und Lernenden als ein besonders zweckmäfsiges und nützliches Unterrichtsbuch sich darbietet. Professor Rothwell ist bis jetzt wohl der erste Engländer, welcher eine deutsch-englische Sprachlehre in so vollständiger und fafslicher Form geschrieben und zugleich die deutsche in ihrer Verbindung zur englischen als Muttersprache so gut aufgefafst und verstanden haben dürfte, wie man bei der Uebertragung und Vergleichung der Regeln durch Beispiele, so wie in der passenden und verständigen Wahl der Aufgaben wohl am deutlichsten ersieht" u. s. w.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke.**

Digitized by Google

Nc University Lib y

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

X.

Paul Henry, Dr. der Theologie, Prediger und Seminar-Inspector zu Berlin: Das Leben Calvins des grofsen Reformators; mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, vornehmlich der Genfer und Züricher Bibliothek, entworfen, nebst einem Anhange bisher ungedruckter Briefe und andrer Belege. Ister Bd. mit einem Bildnisse und einem Facsimile der Handschrift Calvins. XXX, 502 S. und Beilagen S. 1—92. Hamburg, 1835; bei Friedr. Perthes. IIter Bd. Haec nobis erit arx invicta quod Domino stamus (Calvinus Vireto). Mit einem vollständigen Alphabet der Abkürzungen der Calvinischen Handschrift und einem Facsimile seiner Unterschrift. XIII, 508 u. 136 S. 1838. III. Bd. mit einem Facsimile der Handschrift Servets und einer vollständigen litterarischen Notiz über die Werke Calvins. 2 Abtheilungen. XVII, 596 u. 276 S. (mit dem sehr vollständigen Register). 1844.

Zweiter Artikel.

Der Verf. hat mit seinem Buche eine Einwirkung auf seine Zeit beabsichtigt; sie hervorzubringen ist es seinem Inhalte mehr, wie seiner Form nach geeignet d. h. sie wird erfolgen, nur langsamer, als es bei einer zugänglich eren Form der Fall sein würde. Um so mehr fühlt Ref. die Verpflichtung ausdrücklich auf diese Seite hinzuweisen. Es sind aber hauptsächlich drei Puncte, in Beziehung auf welche Calvin in diesem Werke als Wahrzeichen für die Gegenwart hingestellt wird, wenn nämlich von seiner *Persönlichkeit* abgesehen wird: die *Lehre*, die *Kirchenverfassung* und die *Kirchenzucht*.

Wir können nicht unterlassen, zuerst einen Blick darauf zu werfen, wie durch das Anschauen seiner kräftigen, ächt frommen Persönlichkeit unsre Zeit erhoben und gestärkt werden kann; die *ganzen Charaktere* sind immer eine seltnere Erscheinung und üben vor Allen einen kräftigenden Einflufs. Das aber war, wie der Verf. überall recht geflissentlich hervorhebt, Calvin in hohem Grade: eine fest ergriffene Lebensaufgabe — und zwar die edelste und höchste, die ein Mensch sich setzen kann — führte er mit unerschütterlicher Festigkeit und fast immer gleichförmiger Beharrlichkeit durch; er glich vollkommen jenem Kaufmann, der Alles hingab um die Eine köstliche Perle zu kaufen. Eben dafs er diesen höchsten Schatz besafs, gab ihm diese Stärke und Einheit. „Diejenigen aber, sagt der Vf. (II, S. 451), welche das Leben welthistorischer Geister betrachten, werden finden, dafs diese sich auf besondere Weise, die der gewöhnliche Verstand nicht begreift, zum Handeln angetrieben fühlen." Mit Calvin verhalte es sich so, nur dadurch liefsen sich seine Handlungen erklären, nicht eigensüchtige Interessen leiteten ihn, nur das Gefühl, dafs er einen höheren Willen erfüllen müfse. Wie Moses sollte er unter tausend Gefahren dem Herrn ein neues Volk erziehen. Der Odem seines Lebens war Frömmigkeit, war Gebet. Sein besondrer Beruf war aber der Reformation in einem gewissen weiten Kreise Haltung zu geben; eine heilige Strenge, die oft etwas Alttestamentliches hat und mit der sittlichen Laxität unsrer Zeit grell contrastirt, ist die erste Wirkung des Geistes Gottes in ihm (I, S. 434); eben daher auch bei aller Schärfe und Entschiedenheit die tiefste Demuth in völliger Unterwürfigkeit unter den Willen Gottes (S. 466—8). Sein Festhalten war nichts Gemachtes, es ging aus seinem heiligen Drange nach Wahrheit hervor; „er hatte, wie alle grofse Männer, eine gewisse grofse Manier zu handeln (II, S. 55), wollte durch seine Ideen siegen, nicht durch kleinliche Mittel;" er folgte darin nicht

Digitized by Google

einem ausgeklügelten Plane, „wie seine heutigen scharfsinnigen Beurtheiler es mit so vieler Sicherheit verkündigen," sondern seinem im Glauben wurzelnden Gewissen (I, S. 471), seinem fast leidenschaftlichen Streben Seelen zu retten. „Hätte er einen andern Sinn, so wäre er kein Reformator gewesen; in unsrer Zeit freilich haben sich die Begriffe so verkehrt, dafs wir das Wissen obenan stellen und das Ringen nach der ewigen Seligkeit als die Nebensache stehen lassen" (S. 206). Bei ihm aber diente Alles seinem grofsen Zwecke, der Befestigung der durch das Evangelium erneuten Kirche Gottes. Sein eignes Heil und das der Menschheit waren ihm Eins.

1. Daraus stammte sein mächtiges Interesse für die Lehre, welches er nicht nur durch sein Meisterwerk die Institutionen und durch viele ausführlichere oder kürzere Gelegenheitsschriften kund gab, sondern auch durch die Kraft, mit welcher er auf die Durchführung und das Festhalten einzelner Lehrbestimmungen drang, die ihm vorzüglich wichtig waren, wie die unbedingte Macht des göttlichen Willens und die daraus folgende unbedingte Vorherbestimmung und vornehmlich die schlechthinnige Abhängigkeit des menschlichen Heils von der göttlichen Gnade. Aber er verlor sich in diese Bestimmungen doch nicht so einseitig, dafs er darüber ferner liegende dogmatische Bildungen, ja sogar solche, die sich am äufsersten Rande desselben befinden, was noch protestantisch ist, aufser Acht gelassen hätte. — Der Verf. hat sich jedoch dieser Seite nicht mit Vorliebe zugewandt, er hat nicht mehr gegeben, als zum Verständnifs von Calvins Leben durchaus nothwendig und dies meistens in Auszügen aus seinen Schriften; wo er aber einmal eine eigne dogmatische Auseinandersetzung wagt, gelingt es ihm damit weniger, namentlich ist seine Sprache zu wenig dogmatisch und die einzelnen Bezeichnungen leiden an grofser Unbestimmtheit.

Die Prädestinationstheorie, so wichtig sie Calvin war, mufste ihn doch in mancherlei Schwierigkeiten verwickeln, wie der Verf. nicht verkennt, der davon sagt: „Seine grofse Lehre von der Prädestination mufste ihm als Seelsorger viel zu schaffen machen, indem die Seelen sich häufig dadurch beängstigt fühlten; darum will er, dafs sie mit grofser Vorsicht gelehrt werde" und warnt sehr praktisch „vor dem Zuweitgehen in Erforschung der Geheimnisse" (a. a. O.). Ausdrücklich handelt der Verf. über Calvin's Theorie von der Gnadenwahl, wo er ihn mit Augustin vergleicht (I, S. 335—39 vgl. 483), in der Uebersicht der ersten (S. 118 ff.) und der zweiten Ausgabe der Institutionen (S. 303 ff. Anm.) und des Consensus pastorum Genevensium (III, S. 82 ff. vgl. S. 94: wo er jedoch auf Wesleys in Beilage 2 S. 45—49 mitgetheilten Ausspruch gegen die Prädestination ein viel zu grofses Gewicht legt, indem er sagt, es sei in der neueren Zeit nichts Stärkeres, er möchte sagen Entsetzlicheres gegen Calvin's Lehre gesagt worden; die Aeufserungen sind zwar sehr beredt, reichen aber der Sache nicht bis an die Wurzel). Der Verf. führt aber nur Calvin's Ansichten an, ohne ihre tieferen Zusammenhänge einzusehen, ja ohne sie in eigner Rede neu zu produciren, was doch nöthig ist, soll eine grofse Erscheinung der Vergangenheit ganz zum Verständnifs gebracht werden. Der Verf. ist ergriffen von der mächtigen Idee einer unbedingten Gnadenwahl, steht aber selbst sehr schwankend zu derselben; einmal sagt er: „Calvin habe die Schrift für sich gehabt und auch die Thatsachen," während er dann doch auch erkennen mufs, dafs letzteren das Bewufstsein der Freiheit im Menschen und die Voraussetzung derselben in der heiligen Schrift ersterem entgegensteht. Er findet das Fehlerhafte in Calvin's und Augustins System in der Unvollständigkeit desselben; statt den ursprünglich nach Verlust der Freiheit gebundnen Zustand des Menschen blofs gegen den rohen Pelagianismus zu erweisen, hätten sie nachweisen sollen, dafs obgleich Gott den Menschen durch die Gnade führt, er dennoch frei ist; dafs „die wahre Freiheit des sittlichen Wesens darin bestehe, sich frei nach dem heiligen Gesetze zu bestimmen." Wie unbegreiflich es auch sei, hätte er — was ganz richtig ist — Freiheit und unbedingte Gnade neben einander festhalten sollen, die dann im religiösen Gefühl ihren Ruhepunct gefunden hätten, während er beide voraussetzt, aber nur die unbedingte Gnade hervorhebt und dadurch in Einseitigkeit geräth. Die richtige Lösung liegt aber darin, dafs die göttliche Gnade nicht mechanisch, sondern eben Freiheit entwickelnd, also befreiend wirkt, wo sie nicht Widerstand findet, während der Begriff der Freiheit selbst nicht gestattet anzunehmen — was Schleiermachers Gedanke ist — Gott könne seine Gnadenwirkung in dem Grade verstärken, so Antriebe häufen und stei-

Digitized by Google

gern, dafs der Mensch weichen und sich erneuern lassen *müsse*. Das Maafs der Receptivität ist hier die Grenze der Gnadenwirkungen. — Diese Andeutung mufs uns genügen; der Verf. aber hat gegen Calvins System eigentlich nur, dafs er gegen die populäre Weise der Schrift in zu freier, genialer Art den Lehrsatz mit dem Denken auffafst und z. B. das Geheimnifs aufdeckt, statt ihm seine Stellung im Gebiete des Glaubens zu lassen. Der Christ thue wohl Gott nicht in die Coulissen zu blicken und über diesen Glaubensartikel, wo der Beweis für und wider geführt werden könne, zu schweigen und seine Unwissenheit zu bekennen. — So kommt man aber allgemein auf das Bedürfnifs der Erlösung und die Erlangung derselben allein durch die Gnade Gottes in Christo — nicht zur Prädestinationslehre. Wenn der Verfasser meint, unsre Zeit könne ihre Glaubensschwäche an dem starken Glauben Calvins aufrichten, so ist es daher schwerlich seine Prädestinationslehre, an welche sie sich deswegen wenden mufs; wohl aber sein starker Glaube an den persönlichen Gott und an die Person Jesu Christi als des göttlichen Erlösers.

Ein andrer Hauptpunct in Calvins Lehre ist bekanntlich das Abendmahl, wovon das 13te Kapitel im ersten Bande ausdrücklich handelt, indem es über sein Werk de Coena berichtet (S. 261—84), wie das 5te Kapitel im 3ten Bande, wo die Controverse mit Westphal und Hefshus darüber erzählt wird (S. 298—357); der Verfasser hofft, dafs in Calvins Auffassung alle Parteien sich würden vereinigen können, da auch Luther von ihm nicht wesentlich verschieden gewesen (II, S. 500 vgl. jedoch I, 265). Und allerdings hätte Calvins ernstliches Streben nach Vereinigung der in diesen Puncten verschieden Denkenden wohl von Erfolg sein können, wenn Luther länger gelebt hätte. Eben dies schöne unablässige Streben nach Ausgleichung der für die Reformation so verhängnifsvollen Differenzen, das er auch seiner Kirche nach sich einflöfste, wird ihm immer zum grofsen Ruhme gereichen (I, S. 284. 85. II, 282. 460 ff.). Wenn der Verfasser übrigens urtheilt, dafs Calvin im französischen Bekenntnifs von 1562 sich so richtig über das Geheimnifs des Abendmahls ausdrücke, dafs man wohl schwerlich je einen bessern Ausdruck für dasselbe finden werde (II, S. 149, wo in der Anmerkung Z. 4 v. unten wohl zu lesen ist *ou* statt *ne* pensée), so soll gar nicht in Abrede gestellt werden, dafs die praktischen Momente darin trefflich ausgedrückt sind; aber die Geschichte des Dogmas lehrt, dafs auch die theoretische Seite einen adäquaten Ausdruck mufs gefunden haben, soll sich die Kirche dabei beruhigen und eine wahre innerlich vollendete Union zu Stande kommen (gegen II, S. 489). Aber doch hat Calvins Abendmahlslehre, wie sein Streben nach Union ein bedeutendes Interesse für die Gegenwart: Leben und Wissenschaft dürfen nicht ruhen bis sie das Wahre auf beiden Seiten zur Einheit einer höher stehenden Theorie verbunden oder besser durch eine solche die Einseitigkeiten hier und dort aufgehoben haben.

Eine falsche Vorstellung macht man sich aber von Calvin, wenn man bei seiner vorherrschenden Verstandesconsequenz ihn ohne ein mächtiges Gefühlselement denkt; vielmehr müssen wir dem Verfasser ganz beistimmen, wenn er mit *Sack* behauptet, dafs „neben einer mehr oder minder bedeutenden Verstandesbildung ein mächtiger Hauch reiner, heiliger Mystik, ein tief waltendes Gefühl der Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus" seine und andrer Reformirter Werke durchziehe (S. 488). Er ist freilich nicht in dem Grade poetisch wie Luther, aber doch empfänglich gegen alle, auch die am meisten bildlichen Aeufserungen des christlichen Lebens; er wäre kein Bilderstürmer gewesen, wie sonst so manche Schweizer, wenn er auch Manches zuliefs, was er nicht ändern konnte. Es wird gewifs nicht Wenigen nach dem Bilde, das sie sich von Calvin gemacht haben, befremdlich sein zu hören, dafs er zwar die Mifsbräuche in dieser Hinsicht kräftigst verwirft (S. 310), aber doch dem Bildlichen viel einräumt; er nennt z. B. die Maria häufig la glorieuse vierge und spricht auch sonst mit Zartheit und Ehrfurcht von ihr (S. 168), wozu der Verfasser die Bemerkung macht: „Welche Stelle nun der heilige Geist in der neuen Entwicklung der Kirche der Mutter Maria anweisen wird, das werde die Zeit lehren." Dasselbe gelte auch von den Heiligen. Calvin hatte die schöne Ueberzeugung, dafs die Engel und Heiligen stets auf uns herabschauen (I, S. 483. 84) Dafs sie mit uns in der Gemeinschaft des Himmelreiches stehen — nämlich die rechten, nicht alle vorgeblichen katholischen Heiligen — das ist in der protestantischen Kirche nie geleugnet worden, daher auch nicht ihr Gebet für die Gemeine,

Digitized by Google

nur jede Theilnahme derselben am Mittleramte. — Wenn der Verfasser auch die Idee der Klöster, jedoch ohne Gelübde auf Lebenszeit, vertheidigt (II, S. 169), so müssen wir ihm darin Recht geben; schwerlich hätte er sich aber der Beistimmung Calvins dafür erfreut. — Der Verfasser bekämpft das reformirte Princip, „man müsse alles auf die Sinne einwirkende Sichtbare vom Gottesdienste entfernen" in dem Grade, dafs es ihm wahrscheinlich ist „ein neuer Geist und der Sieg des christlichen Gefühls werde in den reformirten Kirchen das Kreuz als Symbol wiederherstellen, und nicht nur an heiliger Stätte, sondern auch am Wege und auf hohem Gebirge, wo es der Wanderer, der Landmann im Vorübergehen, aus der Ferne begrüfst und sein Gebet verrichtet" (S. 158). — Auch was der Verfasser weiter darüber sagt, ist sehr schön; doch sind wir damit schon ins Aeufsere des kirchlichen Gebiets gekommen. In Hinsicht auf dieses ist aber Calvin auch für unsre Zeit noch von besonders grofser Bedeutung.

2. Zunächst betrachten wir in dieser Hinsicht die Kirchen*verfassung*, für welche Calvin bekanntlich durch seine Theorie, wie durch das Vorbild, welches er in Genf mit grofser Kraft und Consequenz durchgeführt hat, besonders wirksam geworden ist. Calvins Grundanschauung von der Kirche, dafs sie *Theokratie* sei, liegt allen seinen Lehren darüber, wie seinem Handeln in dieser Hinsicht zum Grunde (vergl. II, Kapitel 3.); er gleicht darin den edelsten Bischöfen der katholischen Kirche, aber denjenigen, welche die Aufgabe am reinsten geistig fafsten. Zur äufsern Durchführung bedurfte er aber ja doch äufsrer Mittel; er borgte die des Staates dafür, wodurch in Genf eine sehr bindende geistliche Despotie eingeführt wurde. Der Hr. Verfasser stellt darüber treffliche, ächt liberale Grundsätze auf: „Die Kirche soll die Mutter aller geistigen Principien bleiben, der Staat der Arm, die ordnende Kraft des Gesetzes; *die Kirche*, *die Hüterin des Geistes*, *ohne Gewalt*, *ohne Schwert*, *nur mit dem Gebet bewaffnet*; der Staat soll sie schützen mit seiner Macht; die Kirche geistig herrschen, die irdische Gewalt gänzlich und *ohne Rückhalt dem weltlichen Oberhaupte überlassend*, welcher ihr wiederum die freie geistige Macht auf dem religiösen Gebiete unumschränkt sichert. Satanisch ist alle weltliche Herrschaft der Kirche, aber ihre geistige Gewalt kann keine äufsre Macht hindern." Diese allgemeinen Sätze sind aber freilich leicht aufgestellt und die Schwierigkeit zeigt sich erst, wenn daraus Maximen für die wirkliche Gestaltung von Staat und Kirche aufgestellt werden sollen. Eine gänzliche Beziehunglosigkeit von Kirche und Staat wie in Nordamerika ist nur in noch wenig ausgebildeten Verhältnissen ausführbar; beziehen sie sich aber wesentlich auf einander, so müssen sie zuletzt zu *Einem* höchsten Ziele gemeinsam hinstreben; dieser höchste Gedanke ist die Verwirklichung des Willens Gottes auf Erden, also auch die *Theokratie im höchsten und geistigsten Sinn*. Daher die grofse Schwierigkeit hier in den Grenzen zu bleiben, die rechten Schranken festzuhalten. Das zeigt sich auch in Calvins Beispiel, der Staat und Kirche in die engste Gemeinschaft setzt, daher aber auch ersteren unmittelbar und äufserlich der Dienstbarkeit unter der Kirche anheimgiebt; werden doch, wie wir gesehen haben, bürgerliche Strafen auf Verletzung rein religiöser Pflichten z. B. des Genusses des Abendmahls gesetzt. Der Verfasser verkennt dies nicht, indem er sagt (II, S. 56): „Die Wirksamkeit des Consistoriums (in Genf) glich oft einer Art Inquisition, aber einer christlich reinen, die sich mit dem besten Willen den besten Zweck vorsetzte, nicht politisch eigennützig, sondern geistig, moralisch, *heilsüchtig*, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf." Darin zeigt sich dann allerdings, dafs Calvins Gesetzgebung „vom Sinai hergebracht war in einer Zeit, da ein neueres Lebensprincip in der Menschheit sich entfalten sollte" (S. 58). Es hatte das wohl für den Augenblick historische Berechtigung als ein wohlangewandter Rest des Alten; uns mufs es, je edler seine Gestalt ist um so eindringlicher warnen, nicht erzwingen zu wollen, was nur freigeboren Wahrheit und Schönheit hat. Namentlich in Zeiten bedeutender Kämpfe, wie sie wieder scheinen hereinbrechen zu wollen, hüte man sich nicht blofs die Macht, sondern mit der gröfsten Zartheit allen weltlichen Einflufs von der Geburt des Heiligen fern zu halten! nur negativ möge sie wirken, die Hindernisse derselben entfernen, aber auch das mit vorsichtiger Hand!

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Library

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Paul Henry, das Leben Calvins des grofsen Reformators; mit Benutzung der handschriftlichen Urkunden, vornehmlich der Genfer und Züricher Bibliothek, entworfen, nebst einem Anhange bisher ungedruckter Briefe und andrer Belege.

(Schlufs.)

Calvin hatte in dieser Hinsicht aber eine sehr schwierige Aufgabe, indem ihm zugleich die politische Reorganisation der Genfer Republik und die religiöse seiner Kirche oblag; wie konnte er in einer Zeit, die beide so vermischte, sie auseinander halten? — Es ist begreiflich, dafs er das aristokratisch-oligarchische Princip, welches er für den Staat in Anwendung brachte, auch auf die Kirche übertrug (S. 60), um so mehr, da er ein ausgezeichneter Jurist war. Er setzte aber für die kirchlichen Angelegenheiten eine eigne, sich selbst ergänzende Behörde ein, wodurch er allerdings der Vermischung der Kirche mit dem Staate in der weiteren Entwicklung vorbeugte, aber weil das Consistorium zu isolirt dastand und keine Einheit über, keine Volksgewalt sich gegenüber hatte, dem Einschleichen vieler Mifsbräuche die Thür öffnete. Wie im Staate so erscheint Ref. auch in der Kirche eine Einheit in der Mannigfaltigkeit am angemessensten, nur bedenklich, dafür politische Bezeichnungen zu wählen und etwa zu sagen: die beste Verfassung sei die, in welcher Demokratie, Aristokratie und Monarchie in der angemessensten Verbindung in richtigem Gleichgewichte zusammenwirkten, oder: die beste Kirchenverfassung sei die, in welcher sich ein Bild der constitutionellen Regierung darstelle; es wird damit zu leicht eine Reihe von falschen Nebenbegriffen mit ihren Folgerungen in die Kirche übertragen. Letztere soll gar keine äufsre *Kratie* haben, nur durch des Geistes Macht regieren. Unter solchem Vorbehalt erscheint es Ref. aber doch am glücklichsten, wenn die Kirche eine durch *Consistorien* und *Bischöfe* (Generalsuperintendenten u. s. w.) vertretene Einheit, ein freies Element der Gemeinsamkeit in den *Synoden* und eine die Gemeine repräsentirende Gegenmacht in den *Presbyterien* hat. In ersterer werden die Laien, die als solche eigentlich nur nicht zum Lehramte berufene Priester sein sollten (1 Petr. II, 5.), immer eine bedeutende Repräsentation haben, da hier die Verbindung mit dem Staate, die in ausgebildeten Verhältnissen unvermeidlich ist, ihre organische Ausprägung hat, am entschiedensten hervortritt, während an den Synoden und Presbyterien aus der Gemeine gewählte Vertreter in bedeutender Zahl Theil nehmen, diese selbst aber für das Ganze der Kirche nur in berathender Weise wirksam werden sollten, die Presbyterien jedoch mitordnend die innern Verhältnisse der einzelnen Gemeinen. Diese richtige Stellung allmählig, auf organischem Wege herbeizuführen können die immer mehr sich verbreitenden Pastoralconferenzen als Vorbereitung für Synoden, ähnliche Versammlungen im Bezirk der einzelnen Gemeinen (Gemeineconferenzen) als Vorbereitungen für die Ausbildung der Presbyterien von grofser Wichtigkeit sein.

Eben in dieser Hinsicht können wir von Calvin und der reformirten Kirche, die sich grofsentheils nach seinen Ideen entwickelt hat, viel lernen. Ref. mufs es sich versagen über die reichen und interessanten Ausführungen, welche der Vf. über diese Puncte im zweiten Bande giebt, Weiteres mitzutheilen, fordert aber diejenigen, welche sich für diese Fragen interessiren, auf, sich mit dem, was der Vf. darüber gibt, genau bekannt zu machen; nirgends gilt es ja mehr, dafs die Geschichte die Lehrerin des Lebens ist als da, wo es Einrichtungen gilt. C.'s Grundsätze darüber fafst er kurz in fünf Puncten zusammen (S. 81. 82): das Evangelium, nicht Menschensatzungen, bilden das Lebensprincip; es sichert des Menschen Heil nicht durch die

Digitized by Google

sichtbare Kirche, noch durch äufsre Werke, sondern durch den Glauben an Christum; das Gewissen und die Vernunft des Menschen, *durch den heiligen Geist erleuchtet*, erkennt die Wahrheit in der Schrift und wird wiederum durch sie geleitet, er bildet die Einheit der Kirche, die sich in Synoden darstellt, die in letzter Instanz über den Sinn der h. Schrift entscheiden *) (vgl. S. 310. 325 bedenklich! die Eine grofse Synode, die hier entscheidet, ist die Fortentwicklung des christlichen Lebens und seines Selbstbewufstseins, der Wissenschaft); das kräftigste Mittel gegen die katholische äufserliche Herrschaft ist die Presbyterialregierung, in welcher C. eine doppelte Anzahl von Laien den Geistlichen entgegenstellt; *äufsre* Knechtschaft schadet der Kirche nicht; disciplinarische Einrichtungen sind nöthig um die Ordnung der Kirche zu sichern und Sittenreform möglich zu machen. — Die Gefahr lag nahe und ist von den Reformirten nicht vermieden worden in letzterer wieder ins Aeufserliche zu verfallen. Treffend sagt der Vf. (S. 119): C. will, dafs die Kirchenältesten *den weltlichen Staat antreiben die Unbufsfertigen zu bändigen*, welches eine weltliche, nicht geistliche Theokratie begründe. Hätte er die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate nur *immer* so consequent festgehalten, dafs er ihr nie die Anwendung äufsrer Zwangsmittel, seis auch durch Vermittelung des Staats, erlaubte, den rein geistlichen Chrakter ihres Wirkens festhielte! — wohlbemerkt, nicht einen reingeistigen; denn wie der Mensch ein geistig-sinnliches Wesen, wie die Menschwerdung Gottes eine gleiche Vereinigung ist, so ist auch die Kirche des Herrn eine Verkörperung des Worts, ein *geistlicher Leib*.

Es wäre hier noch viel zu besprechen, z. B. wiefern C. der Episcopalform nicht entgegen sei (S. 136), wiefern er die Bibel als Mittelpunct der Andacht seiner Kirche aufgestellt habe (S. 154), das Verhältnifs des Gottesdienstes zur Kunst (S. 157 ff.) u. dgl. m.; der Raum verbietet aber darauf einzugehen. Nur Einen Punct erlaubt sich Ref. hier noch hervorzuheben, eine Einrichtung C.'s, die gerade in unsrer Zeit sich als sehr nachahmungswerth darstellt, da sie einem allgemein und lebhaft in der Gemeine empfundenen Bedürfnisse entgegenkommt. Es ist das die sogenannte Congregationspredigt d. h. ein für den Unterricht der Erwachsenen geeigneter Vortrag, der an einem Wochentage (Freitags) gehalten wurde und *nach dessen Beendigung ein jeder aus dem Volk, der etwas einzuwenden hatte, hervortreten und mit dem Prediger disputiren durfte;* dies gab zu einer höhern Art von Katechisation Anlafs, die in unsern Kirchen ganz fehlt (II, S. 207 vgl. III, S. 49 ff.). Dadurch würde die Gegenrede in der Gemeine, die jetzt leicht dieselbe innerlich untergräbt, Gelegenheit haben, in gesetzlicher Form hervorzutreten und entweder sich der Wahrheit gemäfs geltend zu machen oder eine Widerlegung in der Kirche selbst finden. Es könnte dies in unsrer Zeit am passendsten mit Gemeinecongregationen oder Conferenzen verbunden werden, wie auf die Zweckmäfsigkeit von solchen schon oben in Hinsicht auf die Ausbildung zum Presbyteramt ist hingewiesen worden. „Es liegt am Tage, sagt der Vf., wie nützlich eine solche öffentliche Disputation der Ungläubigen unter dem Volke mit den Geistlichen sein würde, wo bei weitem zu viel und unnütz gepredigt wird," wobei die Ungläubigen meinten, „der Prediger dort oben habe gut reden, Niemand dürfe ihm widersprechen." Wir würden noch mehr davon hoffen, — dafs auch positiv neue Seiten des kirchlichen Lebens zur Entwicklung kommen könnten.

3. Ein besondrer Ruhm der reformirten Kirche ist endlich von jeher die *Kirchenzucht* gewesen, dafür hat C. in ihr den Grund gelegt und auch in dieser Hinsicht kann unsre Kirche lernen, wie denn der Vf. der Behandlung dieses Gegenstandes eine eigne Abhandlung gewidmet und ihn auch im Texte ausführlicher behandelt hat (II, S. 79 ff. bes. 96 ff. Beil. S. 62—65). Die Kirche steht zwischen der *Pflicht*, die Entweihung des Abendmahls nicht zuzulassen und dem Unfuge der Unsittlichkeit zu steuern und der *Unmöglichkeit sie in Ausführung zu bringen* in der Mitte; die Indifferenz ist hier eben so verwerflich als Intoleranz und doch ist der Zwang der christlichen Freiheit entgegen. Wie ist das auszugleichen? Dadurch, dafs *nur geistige* Strafen angewandt werden von der Censur bis zur Excommunication. Ein kirchlich geächtetes Mitglied der Gemeine dürfte also zwar die Kirche besuchen, weil ihm die Mittel zur Bufse und Erneuerung nicht abgeschnitten werden dürfen, dagegen darf es nicht zum h. Abendmahl zugelassen werden, nicht Taufzeuge sein, kein Ehrenamt in der Kirche verwalten, keinen Eid leisten,

*) Der Vf. gibt in der Beilage 7. des 2. Bandes Grundlinien zu einer Synodalregierung in der heutigen Zeit und Andeutungen, wie Calvins Disciplinareinrichtung heut möglich sei.

Digitized by Google

soweit es von der kirchlichen Mitwirkung abhängt u. dgl. m. Zwar hat hier die Scheidung des Geistlichen und Weltlichen manchmal einige Schwierigkeiten, sie ist aber darum doch nicht unausführbar. Es erhebt sich aber ein zweites Bedenken: wer denn hier die Grundsätze aufstellen, die Entscheidung treffen solle? Darauf sagt der Vf. nach Calvin: „Synoden, das Zusammentreten von Geistlichen und Laien, heben die Schwierigkeit und geben jedes Mal das Maafs des Geistes an, welchen Gott der Kirche verleihet, um die Wahrheit in einem gegebnen Augenblicke zu ergründen" u. s. w. Die Kirche giebt also Gesetze und hat eine disciplinarische Aufsicht um jeder Unsittlichkeit zu begegnen, eine geistliche Erziehung, das Sittengericht. Von C. stammt eigentlich die Idee der reinen *Presbyterialverfassung* (S. 85), wie er sie in den Institutionen so trefflich entwickelt und in Genf in ausgezeichneter Weise praktisch durchgeführt hat, jedoch mit der Anerkennung, dafs hier nach Zeit und Umständen die Einrichtung eine verschiedne sein könne. Nur das wird feststehen müssen, dafs die positive Wirksamkeit der Kirche durch Selbstdarstellung derselben, Vermahnung und Lehre geschehe, wie durch die gesammten kirchlichen Ordnungen. „Die Kirche hat aber nicht das Recht durch Gesetze die Gewissen zu drücken, Gottes Wort steht höher denn sie; das Gewissen des Menschen ist sowohl über bürgerliche als kirchliche Gesetze erhaben" (Institt. IV, 10. § 4 sqq.). So weit ist Alles gut und recht; nur werden wir uns zu hüten haben, nicht wie Calvin es gestattete, die eben von der Kirche ausgeschlossene äufsre Gewalt dadurch wieder einzuführen, dafs der Staat sie für dieselbe übt; in corrigendis vitiis mutuae debent esse operae. — — Quemadmodum magistratus puniendo et manu coërcendo purgare debet ecclesiam offendiculis, ita verbi minister vicissim sublevare debet magistratum ne tam multi peccent (vgl. S. 105. 6 mit 119). — Der Verf. erkennt an, dafs C.'s Kirchenzucht, die auf Vermischung beider Gewalten beruhe, nicht bestehen könne, macht aber selbst einen Vorschlag, der schwerlich praktisch ausführbar sein möchte (Beil. S. 63): „Es sei einem Jeden freigestellt, ob er zur wahren Kirche Christi gehören wolle oder nicht; ein Jeder habe die vollkommne Freiheit, wie in der Urkirche, zu den Heiden zurückzukehren.... Nur, wenn er sich zur Kirche halten will, unterwerfe er sich ihrer Disciplin, ihrer Ordnung und ihren Gesetzen *freiwillig*." So unterscheiden sich von den Mitgliedern der innern Kirche, den *gläubigen Christen*, die der äufsern allein als *Namenchristen*; erstere, deren Namen in die besondern Bücher der Christen eingetragen sind, arbeiten an ihrem Heil und unterwerfen sich gern jeglicher Ordnung, dürfen sich jedoch nie von der Nationalkirche trennen, was gegen die Disciplin, gegen die Einheit wäre, die heilig ist. Es würde jedem etwa bei der Einsegnung die Wahl vorgelegt, zu welcher dieser beiden Klassen er gehören wolle. — So sei keine Heuchelei zu fürchten und die Freiheit des Geistes gerettet. Es gehört aber nicht viele Menschenkenntnifs dazu um zu erkennen, wieviel Heuchelei und psychologischer Zwang sich damit verbinde, wie viele Mifsbräuche überhaupt daraus entstehen würden, wenn diese Einrichtung nicht im Zusammenhange einer geordneten Gemeineverfassung, ähnlich wie die der Brüdergemeine, stünde. Der Verf. scheint das auch selbst zu fühlen, indem er sagt, solche auserwählte disciplinirte Gemeinen könnten in jeder Kirchengemeinschaft ohne Schwierigkeit gebildet werden; aber er geht nicht weiter in die Sache ein, die Sache dürfte aber doch eben nicht leicht und kaum ohne einen neuen Zinzendorf ausführbar sein.

Indem Ref. aber schliefslich noch einmal in den reichen und bedeutenden Inhalt dieses Buchs, einer reifen Frucht liebevoller Vertiefung und ernsten Fleifses, zurückblickt, kann er nicht von dem trefflichen Verf. scheiden, ohne ihm für vielfache Belehrung und Anregung zu danken und ohne zu wünschen, es möge dasselbe in recht weiten Kreisen ernstlich studirt und beherzigt werden!

L. Pelt, in Kiel.

XI.

Drei mittelhochdeutsche Gedichte. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Karl Schädel. Hannover, 1845. Verlag der Hahnschen Hofbuchhandlung.

Die beiden ersten der hier mitgetheilten Gedichte gehören, was der Herausgeber nicht bemerkt hat, einem gröfsern Cyclus an, der aus drei und zwanzig Legenden von Wundern der Jungfrau Maria besteht, und

Digitized by Google

aus welchem ich in der Abhandlung De Theophili cum diabolo foedere das mittelhochdeutsche Gedicht von Theophilus herausgegeben habe. Dafs diese drei und zwanzig Legenden, obwohl sie in der von Hrn. Schädel und mir benutzten pfälzer Handschrift No. 341 von den übrigen Gedichten nicht durch eine gemeinsame Ueberschrift oder ein andres äufseres Zeichen abgeschieden sind, ein Ganzes bilden, ist in meiner Abhandlung bereits bemerkt; doch vermag ich dem vor einem Jahre dort Gesagten jetzt eine zweite Bemerkung anzuschliefsen. Es gehört dieser Legendenkreis nämlich in das alte Passional, von welchem Hahn vor einigen Monaten einen diplomatischen Abdruck besorgt hat. In dem Passional finden sich (S. 136—145 des Druckes) die ersten fünf der Legenden, unter ihnen die beiden von Hrn. Schädel herausgegebnen; dann folgt ein neuer Abschnitt mit besonderer Ueberschrift, und die späteren achtzehn Legenden fehlen in der heidelberger Handschrift des Passionals, auf welche Hahns Druck sich stützt, allerdings: dafs sie jedoch nicht etwa von einem andern Dichter den ersten fünf aus dem Passional herausgerissenen beigefügt sind, sondern vom Verfasser des Passionals herrühren, machen die sehr zahlreichen, in den Legenden und dem Passional genau übereinstimmenden sprachlichen Eigenheiten, so wie die gesammte Darstellungsweise beider unzweifelhaft. Der sehr mäfsig begabte Dichter hat eine ziemlich scharf ausgeprägte Manier, welche die Erkennung seines Eigenthums erleichtert. Fast alle in den Anmerkungen zum Theophilus von mir hervorgehobenen, durch Parallelstellen aus den andern Legenden belegten Formen und Constructionen wiederholen sich oft in den übrigen Abschnitten des Passionals, und es treten noch mehrere, welche nicht im Theophilus, doch sonst in den Legenden vorkommen, hinzu. So bildet der Dichter z. B. mit *klobe*, *schimel* und andern in übertragner Bedeutung gebrauchten Wörtern formelhafte Ausdrücke wie *des leides klobe*, *der sünden schimel*, die häufig wiederkehren: er braucht eine Reihe in der mittelhochdeutschen Poesie sonst sehr seltner Wörter wie *zuopfliht*, *grop* (bei ihm gleichbedeutend mit *grôz*), *gief* und besonders *entseben* und die Interjection *ô*, welche sich bei streng höfischen und überhaupt wohl bei streng hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts nicht findet: die in der Anmerkung zu Theophilus 46 angeführten eigenthümlichen Verbindungen, welche das Verbum *treten* in den Legenden eingeht, liefsen sich jetzt aus den andern Theilen des Passionals stark vermehren: endlich gebraucht der Dichter eine nicht grofse Anzahl niederdeutscher Formen, wie *vrunt* für *vriunt*, *kurt*, *dat*, *dit*, *wîen* für *wîhen*, *-tum* (in *bischtum* u. dgl.) für *-tuom*, wiederholt, während er sonst, und oft bei ganz analogen Bildungen, die hochdeutschen Formen durchführt. — Auch noch ein äufserer Grund aber spricht dafür, dafs die Legenden dem Passional entnommen sind: wie nämlich ihnen allen der Schlufs *des sî gelobet diu künigîn* (der ersten *sus sol von rehte iemer sin gelobet des himels künigîn*) beigefügt wird, so schliefsen die im Passional darauf folgenden Legenden von den Aposteln, Barnabas und den Evangelisten Lucas und Marcus mit den Worten *gelobet sistu Jèsu Crist* oder *des sî gelobet Jèsus Crist* und werden dadurch wieder zu einem kleinern Ganzen vereinigt. Wie in der erwähnten heidelberger Handschrift kommen die Marienlegenden auch in der ihr entsprechenden coloczaer, in einer wiener (s. Hoffmanns Verzeichnifs der wiener Handschriften S. 81 ff.) und wohl sonst noch einzeln vor. Anzunehmen, dafs der Dichter nur fünf Legenden für das Passional gedichtet und später denselben Stoff wieder aufgenommen und zu einem gröfsern Ganzen ausgebildet habe, scheint unstatthaft, da ein ähnliches Verfahren in der ganzen mittelhochdeutschen Literatur nicht bekannt ist, und da die Legenden dem Plane des Passionals nach in dasselbe gehören, weshalb der Dichter, selbst wenn er einen Theil derselben später gedichtet haben sollte, ihn doch gewifs dem Passional eingefügt hätte. Sehr wohl aber erklärt es sich, wie dieser Abschnitt des Passionals von dem Ganzen getrennt und einzeln abgeschrieben wurde, da er in der That der schönste und am Meisten in sich abgeschlofsne des ganzen Werkes ist. Es ist darum zu wünschen, dafs Hahns Ausgabe des Passionals durch einen Abdruck der fehlenden Legenden vervollständigt werde.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Norwegian University Library

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Drei mittelhochdeutsche Gedichte. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Karl Schädel.

(Schluſs.)

Hr. Schädel nun hat wohl das Passional erst nach Beendigung seiner Schrift empfangen und daher nicht wissen können, daſs zwei der von ihm herausgegebenen Gedichte demselben entnommen sind: doch um zu bemerken, daſs diese beiden mit den in der Handschrift unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden zusammen gehören, wäre nur eine geringe Aufmerksamkeit nöthig gewesen; Hr. Schädel hat jedoch nicht einmal bemerkt, daſs sein Dichter niederdeutsche Formen braucht und darum den unerhörten Reim *buhurt: kurz* Z. 47 f. des zweiten Gedichtes aufgenommen. Das dritte der hier mitgetheilten Stücke ist eine derselben Handschrift entlehnte Erzählung, welche wie das Passional in die zweite Hälfte, wohl in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts zu setzen sein wird. — Bei allen drei Gedichten ist dem Herausgeber die beabsichtigte kritische Berichtigung des Textes leider eben so wenig gelungen wie früher bei der Wiener Meerfahrt. Offenbar verderbte Verse hat er unverändert gelassen, dagegen eine nicht unbedeutende Anzahl völlig untadelhafter verändert; das Letztere meist, wenn dem Verse eine Senkung fehlt: daſs sie fehlen darf, wenn die vorhergehende Hebung lang oder ein einsilbiges Wort ist, scheint Hrn. Schädel unbekannt zu sein. So schreibt er z. B. *Marîen, unser vrowen guot* statt *Marîen, der vrowen guot*; 2, 22 *pfaffeheit* und 2, 59 *manneheit* statt *pfafheit manheit*; 3, 3 *daz im leides niht geschach* statt *daz im nicht leides g.*; 3, 23 *in kurzen zîten alsô grôz* und 3, 110 *dô tet dem künige alsô wol* statt *in k. z. sô grôz* und *dô t. d. künege sô wol*; 3, 77 *daz er vil rîcheliche stuont* statt *rîchliche*. Aus gleichem Grunde ist unter dem Texte noch eine Reihe ganz unnöthiger Aenderungen vorgeschlagen, wie zu 1, 41. 48. 68. 105. 2, 30. 79. Andre Verse scheinen nur verändert, weil der Herausgeber nicht wuſste, daſs zwei tonlose *e*, welche durch einen einfachen Consonanten getrennt sind, auf der Senkung verschleift werden dürfen: so schreibt er 3, 134 *also* (lies *als*) *ist ez umben stein gewant* statt *umbe den*, 3, 146 *daz ich im sô rehte tuo* statt *getuo* u. s. w. Auch die Verschleifungen auf der Hebung scheinen ihm nicht geläufig; denn er ändert z. B. 1, 38 den ganz guten Vers *diu vrowe gespehete vil wol daz* in *diu vrou gespehte v. w. daz*. Bei vielen andern Abweichungen von der Handschrift sieht man jedoch auch nicht die Möglichkeit eines Irrthums, welcher den Herausgeber dazu verführt haben könnte, z. B. wenn er 1, 77. 79. 2, 21. 3, 162 als Auftakt *unt* schreibt und zu den drei letzten Stellen *unde*, zu der ersten sogar *und* als Lesart der Handschrift angiebt, 1, 116 aber *unde* als Auftakt behält; oder wenn er 2, 83 ebenfalls als Anfang des Verses *er enschuof* statt *ern schuof* setzt. Von den Stellen, die einer Nachhülfe bedürfen, führe ich nur einige an. 2, 23 fordert für *gesampt ein êrsam rote* der Versbau *gesamnet* oder *êrsamiu:* eben so ist zur Vermeidung metrischer Fehler 1, 35 *meisterlîche* statt *meisterlîchen*, 3, 16 und 108 *wârn*, 3, 32 *vrâgte* oder *ein* (statt *einen*), 3, 51 *minte*, 3, 63 *macht*, 3, 94 *und*, 3, 104 *künec* zu lesen. — 3, 140—142 schreibt der Herausgeber

iuch lânt die bœsten niht genesen.
swen iu der stein mêre frumet,
sô seht, wie ir von den besten kumet

und bemerkt zu den beiden letzten Versen S. 76 selbst, sie seien ihm nicht deutlich. Zu lesen wird sein

iuch lânt die besten niht genesen,
swenn iu der stein niht mêre frumet.
nu sehet (so die HS.) *wie ir ze den besten kumet:*

„wenn der Stein (dem zauberische Kraft zugeschrieben wird) euch nicht mehr hilft, so werdet ihr selbst

Digitized by Google

vor den besten (eurer Unterthanen) nicht sicher sein; nun aber seht vielmehr zu, wie ihr nicht blofs vor ihnen euch bewahrt, sondern wie ihr selbst in die Zahl derselben kommt." 3, 124 ff. steht:

'herre' sprach er sûzehant,
'geruochet ir des steines iht,
sô verlieset im sin kraft niht:
er ist mè sô tugenthaft.
ir verwürket im alle sine kraft,
swen ir im sin reht versaget.

Abgesehen davon, dafs in der letzten Zeile *swenn* für *swen* und aus metrischen Gründen in der dritten *so*, in der fünften *al* zu lesen ist, hat man in der vierten *mè* in *nie* zu ändern, nach *niht* einen Punct, nach *tugenthaft* aber nur ein Komma zu setzen, so dafs der Sinn ist „wenn euch der Stein gefällt, so bewahrt ihm seine Kraft. Er ist nicht so kraftvoll, dafs er nicht alle Kraft verlöre, wenn ihr anders mit ihm umgeht, als seine Natur es fordert." 2, 34 ist nach dem Passional (143, 11) *ende* hinter *daz* einzuschalten, 2, 46 *und reit sû hin fürbaz* statt *unde reit sô hin fürbaz* zu lesen u. s. w. Dafs 1, 51 und 87 im Reime auf *tuon* nicht *sun*, sondern *suon* und 1, 13 f. 2, 73 f. in Versen, welche sonst nur drei Hebungen hätten, nicht *schowen: vrowen*, sondern *schouwen: vrouwen* zu schreiben war, verdient nur erwähnt zu werden, weil es beweist, wie wenig Hrn. Schädel klar ist, worauf es bei einer kritischen Ausgabe ankommt. Noch deutlicher zeigt sich dies bei den unter dem Texte angegebnen Lesarten der Handschrift, wo z. B. *kyrche, turneye, stete, recht* als Abweichungen von *kirche, turneie, stæte, reht* aufgeführt werden, und hierdurch z. B. S. 24, wo nur die einzige Variante 9 *des*] *Do* nöthig war, vierzehn stehen. Einige grammatische Versehen können Druckfehler sein, z. B. 1, 109 *alles* für *allez*, 2, 37 *vol sprochen* für *volsprochen*, 3, 30 *tâtent* für *tâten*, 3, 34 *sulchen* für *sölhen*. Die nur für Anfänger bestimmten Erläuterungen treten nicht mit dem Anspruch auf Neues zu geben; wir dürfen es ihnen darum nicht zum Vorwurf machen, wenn sie nur aus bereits Bekanntem zusammengestellt sind.

E. Sommer.

XII.

The kingdom of Christ; or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. By Frederick Denison Maurice, M. A. chaplain of Guy's hospital and professor of english literature and history in king's college. In two volumes. Second edition. London, 1842. *vol.* 1. *XLVI.* 464 *p. vol.* 2. 552 *p.*

Dieses sehr ausführliche und inhaltreiche Werk über das Königreich Christi, insofern die allgemeine Kirche sich als ein solches darstellt, behandelt den Gegenstand in einem umfassenderen Sinne, als der Titel erwarten läfst. Einem Quäker Winke zu geben, wie er seinen spiritualistischen Standpunct gegen den der Kirche, welche die Sacramente als Mittel einer realen Gemeinschaft des Leibes der Kirche mit ihrem Haupte anerkennt, zu vertauschen habe, ist von anglicanischem und überhaupt voll-kirchlichem Standpuncte aus an sich schon ein sehr verdienstliches Unternehmen, aber es würde an sich nicht eine so ausgedehnte Untersuchung über den Inhalt des Christenthums und die Erscheinungsformen der Kirche erfordern, als uns hier dargeboten wird. Der Verf. unternimmt nämlich in dem vorliegenden Werke nichts Geringeres als eine religionsphilosophische Kritik der protestantischen und römischen Religionsgrundsätze und eine Vergleichung derselben mit denen der englischen Kirche, welche er als von beiden beinah gleich weit entfernt ansieht, und in welcher er das Königreich Christi als am vollkommensten dargestellt zu erkennen glaubt. Dafs seine Entwickelungen als Winke an einen Quäker sich ankündigen, hat zunächst seinen Grund darin, dafs das Werk auf Veranlassung einer Streitigkeit in der Gesellschaft der Quäker entstand und anfangs in der Form von Briefen an einen Quäker erschien. Dafs der Verf. aber nach der Umarbeitung seines Werks und dem Aufgeben jener ersten Form sich nicht bewogen fand, den Beisatz „oder Winke an einen Quäker" wegzulassen, da es doch in der That eben so sehr Winke für jeden Protestanten des Continents und jeden Dissenter Englands enthält und enthalten soll: dies hat wohl zugleich seinen Grund in einem Umstande, dessen Wichtigkeit für die Beurtheilung des ganzen

Digitized by Google

Werks uns bald genug fühlbar werden wird, nämlich darin, dafs jeder nichtanglicanische Protestant dem Verf. ungefähr eben so weit von der Verwirklichung des Begriffs der Kirche entfernt zu sein scheint als der Quäker.

Der Verf. gehört, wie man schon aus dem Gesagten sieht, zu den eifrigen Anhängern der englisch-bischöflichen Kirche, aber er gehört nicht zu den Puseyiten, und versichert mehrmals, der Romanismus als System betrachtet, sei ihm das verhafsteste. Gerade durch diese Stellung wird uns sein Buch interessanter als es das eines auch gleich ihm geistreichen Puseyiten sein könnte. Denn die wiederholten und bei allem Absprechen schwankenden Bestrebungen, die englische Kirche zu romanisiren, haben für deutsche Protestanten einen zu geringen wissenschaftlichen Werth; die Beurtheilung derselben richtet sich besser unmittelbar gegen Bellarmin oder Bossuet, wo man Fleisch und Blut eines wenigstens in seiner Art kräftigeren Gegners vor sich hat. In unserem Verf. dagegen erkennen wir einen Mann nicht nur von ausgezeichneter geistiger Bildung und durchaus gereinigtem Geschmack, sondern auch von einem tief religiösen Ernste, einer wahren christlichen Weitherzigkeit des Gemüths, die nur selten durch seine anglicanischen Grundsätze beschränkt wird, einer unverkennbaren Bestrebung, den nicht englischen, namentlich den deutschen Standpuncten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und indem er auf diese Weise sich aus Liebe zur Wahrheit vielfach der Gefahr aussetzt, von seinen eignen Landsleuten mifsverstanden zu werden, und sich nicht scheut, sie mit Ernst auf ihre Gebrechen aufmerksam zu machen, erhebt er sich in vielen Beziehungen über den gewöhnlichen englischen Gesichtspunct, und sein Werk stellt sich dem deutschen Leser als ein Versuch dar, die gröfsten Fragen der Gegenwart mit der Hülfe religionsphilosophischer Kritik und kirchlicher Erfahrung zu lösen. Er fordert uns dadurch in zwiefacher Beziehung zur Prüfung auf: sowohl in der, welche Belehrungen wir hier uns anzueignen, als auch in der, gegen welche Behauptungen wir unseren alten, immer noch ehrenwerthen Namen Protestanten zu bewähren haben möchten.

Die Anordnung des Werks ist folgende. In einer ausführlichen Dedication an Hrn. Derwent Coleridge, einen Sohn des berühmten Dichters und philosophischen Schriftstellers Samuel Taylor Coleridge, bekennt der Verf., zu dem Besten, was er einsehe, durch die Schriften Coleridges des Vaters geleitet worden zu sein, namentlich zu der Erkenntnifs, dafs die erhabensten Wahrheiten in Thatsachen enthalten und uns gegeben seien. Hierauf folgt ein einleitendes Gespräch zwischen einem Quäker und dem Verfasser. Der Quäker erzählt, wie er unbefriedigt sei durch den religiösen Gesichtspunct, den er bisher gemäfs den Grundsätzen seiner Gesellschaft eingenommen, und stellt sehr anschaulich dar, wie die Berührungen mit einem evangelischgesinnten Independenten, einem Anglicaner von derselben Gesinnung, einem Unitarier, einem Hochkirchlichgesinnten und endlich einem römischen Katholiken ihn keinesweges zu einem besseren Ziele geführt hätten. Der Verf. verspricht, ihm einen Weg zu zeigen, auf welchem er das Wesentliche seiner Quäkergrundsätze behalten und doch zu einer anderen Auffassung vom Wesen der allgemeinen Kirche gelangen möge. Hierauf folgt das Werk in drei Theilen. Jeder Theil zerfällt in Kapitel; jedes Kapitel in Abtheilungen. Der erste Theil (S. 28—299) handelt von den Grundsätzen der Quäker und der verschiedenen religiösen Gemeinschaften, welche seit der Reformation entstanden, und von den Systemen, die darauf gebaut worden sind. Der zweite Theil (S. 300—462 und Band 2. S. 1—435) beschäftigt sich mit der katholischen Kirche (im allgemein-christlichen Sinne) und dem römischen Systeme. Der dritte Theil (S. 453—552) handelt von der englischen Kirche und den Systemen, die innerhalb derselben einander bekämpfen (which divide it.)

Man sieht leicht, wie schon diese Eintheilung ein zwiefaches enthält, welches man vom deutsch-protestantischen Standpuncte aus in Anspruch nehmen mufs. Die englische Kirche wird von den protestantischen Kirchen des Continents und der schottischen Kirche in der Art gesondert, dafs kein gemeinschaftlicher Boden gegenüber dem Romanismus anerkannt, ja der Name der Protestanten ausdrücklich nur jenen und zwar in einem Sinne beigelegt wird, den die englische Kirche ablehnen müsse, die vielmehr ihre Bedeutung in einer gleichweiten Entfernung von dem Protestantismus und dem Romanismus habe. Nun aber protestiren wir auf dem Grunde der Geschichte gegen diese Auffassung. Denn wenn man auch die Aufrechthal-

Digitized by Google

tung des Bischofthums als ein wichtiges Unterscheidungszeichen zwischen der englischen auf der einen und dem gröfsten Theile der protestantischen Kirchen des Continents, sowie der schottischen, auf der anderen Seite ansieht: so läfst sich doch namentlich in der Lehre ein so bedeutendes Gemeinsames, dem Romanismus gegenüber, erkennen, dafs dadurch der Unterschied der englischen und namentlich der deutschen Kirche als ein innerhalb des christlichen Protestantismus zu fassender sich darstellt. In der Eintheilung des Verf.'s liegt also schon eine Vorausnahme des Gedankens, der erst zu beweisen war, dafs die Verfassungsverschiedenheit wichtiger sei als die Lehrgleichheit. Nicht einmal zu erwähnen, dafs beide, die schwedische und die dänische Kirche, die Bischöfe haben (was der Verf. auch zu Gunsten seiner Lehre vom Bischofthum geltend macht) und doch lutherische Kirchen sind, in dieser Eintheilung nicht gut unterzubringen sind. Möchte man aber diese Absonderung der englischen Kirche von dem schottischen und dem Continentalprotestantismus sich gefallen lassen und dem Engländer sogar ein gewisses Recht dazu einräumen: so doch gar nicht die Zusammenstellung der Quäker mit der lutherischen und reformirten Kirche des Continents in rein coordinirter Weise im ersten Theile. Denn es heifst nicht nur die geschichtliche Folge verlassen, wenn man die im siebzehnten Jahrhundert unter den Stürmen der kirchlich-bürgerlichen Umwälzung Englands entstandene kleine Partei der Quäker eher ins Auge fafst, als die grofsen Kirchen Deutschlands, Hollands, des protestantischen Frankreichs und der Schweiz, sondern es heifst auch die starken religiösen und nationalen Grundlagen der lutherischen und der reformirten Kirchen von vorn herein auf das Moment einer Secte herabsetzen, wenn man es zulässig findet, diese von einem sehr particulären spiritualistisch-philanthropischen Standpunct ausgegangene Gesellschaft der Freunde demjenigen beizuordnen, wovon sie nur ein vereinzelter, wie bedeutsam auch eine Zeit lang grünender, Zweig gewesen ist, und noch dazu ein Zweig, der auf dem europäischen Continent nie ein erfreuliches Wachsthum entwickelt hat. Dies also ist etwas Schiefes, welches dem Werke nicht nur von seiner Entstehung her anhaftet, sondern ihm bedenklich nachgeht durch alle seine Bewegungen, aber etwas, was der Verf. deshalb nicht austilgen wollte, weil er, wie schon oben angedeutet, etwas Sectenmäfsiges in beiden protestantischen Continentalkirchen von vornherein anzudeuten für angemessen hielt.

Ehe wir nun zu der Beurtheilung des Inhalts der drei angegebnen Theile fortgehen, müssen wir die Methode des Verf.'s bezeichnen, und um so mehr, da sie, wie bei jedem selbstständigen Werke, von den realen Grundgedanken desselben durchaus unzertrennlich ist. Der Verf. geht darauf aus, die einseitige Anwendung wahrer Grundsätze (denn als solche erkennt er die Grundsätze der Protestanten und Romanisten im Wesentlichen an) aufzuweisen und zu bestreiten. Er findet das Uebel darin, dafs man die Grundsätze (die Principien) zu Systemen ausgebildet, und nach diesen gehandelt und mehr oder minder unwahr gelebt habe, statt sich an das Christenthum als an eine Thatsache, und namentlich die grofse Thatsache der Menschwerdung Gottes und das durch diese, ja schon von dieser, gestiftete Reich Christi zu halten, welches seine durchaus thatsächlichen, das Gemüth zur *Aufgebung* des eignen Willens und blofs subjectiven Denkens und Meinens erziehenden Ordnungen habe. Alles dies vorläufig als gut anerkannt, fragt sich: Wie verfährt der Verf. in Bestreitung der Systeme, die er anklagt? Keinesweges durch Aufstellung eines besseren Systems, denn er hafst alle Systeme. Nicht die Falschheit der Systeme klagt er an, sondern das Dasein der Systeme auf dem religiösen Gebiete, wo nichts als die Thatsache gelte und die Anerkennung derselben in ihrer Göttlichkeit, so wie die Hingebung an dieselbe. Aber mit Recht fragt man hier, in welcher Weise er diese Thatsache als wahrhaft seiend und als göttlich denkend begründen wolle, wenn nicht durch ein Gedankensystem und dennoch in einer tausend Seiten sich hindurchziehenden Reflexion? Woher denn der Zusammenhang für diese, wenn nicht in irgend einem Systeme, sei es nun auf speculativem oder auf empirischem Grunde erbaut?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

The kingdom of Christ; or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. By Frederick Denison Maurice.

(Fortsetzung.)

Der Verf. wird antworten: Gerade insofern mache ich auf einen anzuerkennenden Zusammenhang meiner Gedanken Anspruch, als ich zeigen kann, dafs die Systemsucht den Geist der Menschen verderbt, verfängt, verstrickt und nur die Thatsache ihn frei macht. Wir erwidern: Ein schönes Unternehmen, soweit es sich darauf beschränkt, zu zeigen, dafs der menschliche Geist in demselben Maafse ein *falsches* System aufstellt, als er sich von der göttlichen Thatsache, die er glaubend als Quelle des Lebens erfahren kann, entfernt. Aber daraus folgt nicht das Recht, das Bestreben nach einem Systeme überhaupt als Verderben zu bezeichnen, sondern nur *das* Bestreben sollte dieser Anklage anheimfallen, welches unter einer mehr oder minder bewufsten Losreifsung von der Gemeinschaft mit dem thatsächlich geoffenbarten Gotte und Inbegriff des Lebens sein Ziel verfolgt, und so das wahre System des Lebens, welches die Thatsachen selbst verknüpft und in der Offenbarung gegeben ist, verfehlt und über den Abstractionen eines schon irreligiös gewordenen Geistes verkennt. An jedem Puncte nachzuweisen, wie diese Losreifsung von dem Mittelpuncte des Lebens auch einen Fehler in den Systemen der verschiedenen religiösen Gemeinschaften nach sich zog, und auf diese Weise annäherungsweise das wahre System des religiösen Lebens, wie es innerhalb gewisser Thatsachen sich zu erkennen giebt, zu beschreiben: dies war die Aufgabe und ist eigentlich der Sinn des Verfassers. Aber er verwirklicht ihn sehr unvollkommen, da er von vornherein den Mangel einer systematischen Behandlung sich zur Gerechtigkeit rechnet. Denn was blieb ihm nun übrig? Entweder eine eigentlich und rein-geschichtliche Behandlung, die deshalb weder indifferent noch schlechthin untheologisch zu sein brauchte. Aber diesen Weg geht der Verf. nicht, wie schon seine unhistorische Voranstellung der Quäkerlehre beweist. Oder er konnte biblisch-theologisch verfahren, und durch Aufstellung von richtig ausgelegten Schriftstellen das Eine widerlegen und das Andere feststellen. Allein diesen Weg wählt der Verf. auch nicht, da es ihm auf religionsphilosophische Begründung ankommt. Da diese aber durchaus nicht systematisch sein soll, so blieb ihm nur der Weg einer Reflexion, die von mehr abstracten oder mehr empirischen Voraussetzungen aus, oder von solchen beiderlei Art, Principien kritisirt und Thatsachen würdigt. Und dies ist wirklich das Verfahren des Verf.'s, was nur durch einen gewissen Geist speculativer Mystik, und zwar einen reineren und gemäfsigten, über die gewöhnliche Trockenheit oder Kleinlichkeit einer abstracten oder blofs empirischen Methode erhoben wird. Die Geistesbildung und die Orientirung des Verf.'s leisten ihm dabei gute Dienste; aber er kann nicht vermeiden, immer wieder von vorn anzufangen, weil er durchaus unterläfst, seine Grundsätze folgerichtig aus einem obersten abzuleiten, weshalb der Leser nach dem an einem Puncte z. B. glücklich widerlegten Rationalismus sich an dem anderen wieder genöthigt sieht, von vorn dem Christenthum von Grund aus widerstrebende Principien mit dem Verf. einer Prüfung zu unterwerfen. So geschieht es, dafs wenn er, wie geistreich gewöhnlich, die Einseitigkeiten fremder Principien und Systeme bekämpft, er sich viel zu wenig geschichtlich zeigt, so dafs man immer sagen kann, du nimmst dieses Princip oder System nicht sowie es ist, und wie du geschichtlich zeigen kannst, dafs es sei, sondern wie du meinst, dafs es sei. Und schon hier tritt bei ihm unvermerkt sein eignes System

Digitized by Google

hindernd in den Weg. Auf der anderen Seite, wenn er Thatsachen darstellt: so unterläfst er, durch seinen Mangel an Methode genöthigt, sie hinreichend nachzuweisen als Theile und Momente einer Grundthatsache, viel weniger dafs er diese Grundthatsache als eine vom menschlichen Geiste anzuerkennende und sich nach allen Seiten hin bewährende dargestellt hätte. Zwar kommen in allen diesen Beziehungen glückliche Versuche, lichte Blicke, höchst anschauliche Analogieen in dem Werke von Maurice vor, in welchem in der That Alles geleistet ist, was ohne einen festen theologischen Ausgangspunct und ohne eine strenge speculative Methode auf diesem Gebiete möglich ist. Aber der Mangel von diesem Zwiefachen bringt etwas Unklares, Willkührliches, und so natürlich denn auch etwas Eigensinniges selbst in die schönsten Ausführungen des Verfassers. Und nur dies letzte läfst das Schwankende wenig oder gar nicht aufkommen, wie denn der Verf. mit einer merkwürdigen Stätigkeit ein Ziel verfolgt, von welchem er, nachdem er dabei angelangt, selbst das Gefühl nicht unterdrücken kann, dafs es nicht ganz das rechte gewesen sei; wenigstens der Leser, auch der günstigste und durch vieles Einzelne befriedigte, wird dieses Gefühls nicht ledig werden können.

Der Verf. schreitet im ersten Kapitel *des ersten Theiles* sogleich zu einer Darstellung und Kritik des Quäkerthums fort, ohne vorher religionsphilosophische oder theologische Grundsätze, nach denen er beurtheilen will, dargelegt zu haben; wir müssen sie erst aus seiner Beurtheilung der einzelnen kirchlichen Erscheinungen ableiten. Als die Grundlehre der Quäker betrachtet er mit Recht die von dem Lichte Christi, des ewigen Worts, als einem inneren, in allen Menschen von Anfange der Welt an vorhandenen. Dieses Licht sei, nach den Quäkern, der Saame eines göttlichen Königreiches, und schliefse bei denen, die ihm gehorchen, eine immerwährende fühlbare göttliche Leitung in sich, wodurch ein gottgefälliges inneres Leben bewirkt werde, und bei diesem bedürfe es gar keiner sichtbaren Formen und Stiftungen. Der Verf. erkennt den ersten Grundsatz der Quäker von einem inneren Lichte aus dem ewigen Worte als durchaus richtig an, vertheidigt ihn gegen eine solche Auffassung des geschriebenen Worts, welche dieses für das erste und einzige Wort Gottes hält, und belegt dieses innere Wirken des ewigen Worts mit Analogieen aus der Philosophie des Sokrates und des Philo. Er rechnet es den Quäkern hoch an, dafs sie durch diese Anerkennung eines göttlichen Lichts im Menschen die Seligkeit der Menschen auf eine Thatsache begründen, welche dann durch die Erscheinung des ewigen Worts im Fleische um so allgemeiner und reiner habe erkannt werden können. Den Grundfehler des Quäkerthums findet er nur in dem auf ihr Princip gebauten Systeme, vermöge dessen sie das Reich Christi zu eng fassen, und stets als ein solches nehmen, welches in allem Leiblichen und Sichtbaren sich erweisen und gestalten solle, das Sichtbare verneinen und fliehen, als sei es verderblich. So begründet dieser Tadel ist: so wird er doch vom Verf. nicht deutlich genug auf den Grund dieser falschen Innerlichkeit zurückgeführt. Diese war nur die Folge davon, dafs die Menschwerdung des ewigen Worts nicht als nothwendig zur Vollbringung der Erlösung durch den versöhnenden Tod Christi und die davon abhängende Stiftung eines neuen Bundes, einer weiteren und tieferen Gnadenhaushaltung, betrachtet wurde, dafs die Erscheinung Christi eigentlich nur als höhere Stufe der Offenbarung, nicht als Erlösung von der Sünde und Vernichtung dieser und des Todes, von den Quäkern gefafst wurde. Dem Verf. aber trat dieser Irrthum des Quäkerthums mehr in den Hintergrund, weil er selbst, wie sich noch später zeigen wird, eine Neigung hat, das Wirken Christi mehr als Wirken des ewigen Worts, denn als das Wirken des menschgewordenen Mittlers zu fassen. Mit Recht weist er darauf hin, dafs die Aufnahme der Kinder in die Gesellschaft der Freunde von Seiten dieser schon eine Folgewidrigkeit sei, da die Annahme einer schlechthin innerlich sich sammelnden Gemeine eine solche Berechtigung der Familie, auf die Individuen nicht nur einzuwirken, sondern sie äufserlich zu bestimmen, eigentlich nicht zulasse. Es wird die Bemerkung hinzugefügt, welche auch von anderen Nachrichten bestätigt wird, dafs das Quäkerthum, statt gegenwärtig einer höheren Blüthe entgegenzugehen, in England sich in die Grundsätze der dortigen evangelischen Partei, in Amerika in die des Unitarismus zu verlieren im Begriffe sei.

Im zweiten Kapitel behandelt der Verf. den „reinen Protestantismus." Er stellt erst die Principien desselben auf, die er gegen die in England gewöhnli-

Digitized by Google

chen Einwürfe gegen den Protestantismus des Continents vertheidigt, beurtheilt dann die auf diese Grundsätze gebauten Systeme, denen er alles Uebel zuschreibt, und schildert die nachtheiligen Folgen, die nach seiner Meinung aus dem reinen Protestantismus hervorgegangen seien. Hier zeigt sich zunächst die oben erwähnte Schiefheit seines formalen Grundsatzes. Er billigt die Principien, tadelt aber die darauf gebauten Systeme. Er hätte dazu Recht, wenn er sagte, dafs diese Systeme nicht aus den Principien folgten. Allein er sagt gerade, *dafs* sie daraus folgen, findet es aber unglücklich, dafs überhaupt Lehrsysteme errichtet wurden. Beschränkte er dies nun auf die Ueberschätzung des systematischen Wissens und Urtheilens innerhalb des kirchlichen Gemeinlebens: so hätte er Recht. Aber der Verf. hafst die Systeme bis zum Bedenklichfinden der Begriffe, worauf sie gebaut sind. Er scheint aber nicht zu bemerken, dafs er hierdurch nicht nur mit seiner Vertheidigung der reformatorischen Principien in Widerspruch geräth, sondern dafs er folgerichtig alles begriffliche Denken über den Lehrgehalt des christlichen Glaubens verwerfen müfste. Und wirklich diese Folge verbirgt sich ihm selbst nur vermittelst der, wir fürchten idealischen, Vorstellung, die er von der erziehenden, bildenden, ja fromm machenden Kraft der kirchlichen Thatsachen, freilich mit Einschlusse der Sacramente, hat. Schon so kündigt sich eine gewisse Verkennung der unerschöpflichen lebendigen Kraft des göttlichen Worts an, die das ganze Werk von Maurice durchgeht. Wir erwägen nun im Einzelnen seine Auffassung des Protestantismus.

Der Verf. nimmt vier leitende Principien des Protestantismus an, von denen das spätere sich immer aus dem früheren entwickelt habe: Rechtfertigung durch den Glauben, bei Luther; Erwählung, bei Calvin; Ansehn der Schrift, bei Zwingli, und zuletzt das Recht der Nationen, ihr Christenthum eigenthümlich zu gestalten und die damit verbundene Unabhängigkeit der Fürsten von kirchlicher Oberherrschaft. Lassen wir vor der Hand das letzte, von welchem der Vf. selbst erklärt, dafs es nur den Einflufs der Reformation auf die politische Richtung der Völker enthalte, und auf den Continent am wenigsten in die Mitte getreten sei: so müssen wir zuerst gegen die Ableitung des Schriftprincips aus den beiden anderen protestiren, gleichsam als wäre die Schrift blofs deshalb von den Reformatoren so hoch und einzig erhoben worden, weil sie dem einen die Bestätigung der Rechtfertigungslehre, dem anderen die Bestätigung der Erwählungslehre war. So auch äufserlich und secundär fafsten sie in der That den Werth der heiligen Schrift nicht, auch hätten sie in diesem Falle einer Willkühr oder eines Zirkels sich schuldig gemacht. Vielmehr sahen die Reformatoren die Bibel gegenüber der Tradition und den hierarchischen Bestimmungen von vornherein als Gottes wahrhaftiges Wort an, dem sich hinzugeben, dem zu gehorchen an sich schon ein ganz religiöser, wahrhaft Gott ehrender, Vertrauen und Liebe zu Gott in sich schliefsender Act des Gemüthes sei. Und wenn es fehlerhaft ist, die Annahme der Schrift abgesehen von ihrem Inhalte, dafs Gott sich unser annehme durch Christus, an sich als das Ganze des christlichen Glaubens anzusehen: und auch irrig, dafs die Reformatoren sie so angesehen hätten: so ist es eben so fehlerhaft, irgend eine Lehre unabhängig von der Schrift, insofern sie Wort Gottes und Thatsache der Offenbarung ist, geltend machen zu wollen, und keiner der Reformatoren meinte es so. Das Ehren des Wortes Gottes, das Glauben desselben entgegen dem Zeugnisse der Menschen, ist immer mit enthalten in dem Glauben an den Vater, den Sohn und den Geist, denn alle drei Personen sind vorausgesetzt bei der recht gründlichen Anerkennung des Wortes Gottes in der Schrift. Und so war der Grundsatz von dem Schriftansehn nicht etwa erst ein zweiter oder dritter, sondern schon enthalten in dem von der Rechtfertigung und unzertrennlich von diesem, wie denn der Mensch gerechtfertigt ist, welcher an das Schriftwort von Christus glaubt. In dieser Beziehung kann auch die heutzutage so häufig gebrauchte Unterscheidung des formalen und des materialen Grundsatzes der Reformation nicht als genügende Bezeichnung des Wesens derselben betrachtet werden, denn sie enthält eine abstracte Duplicität in sich, die erst durch den vollen Begriff des Glaubens an Gott als an den, der von seinem Sohne gezeugt hat, lebendig vermittelt werden kann.

Der Verf. stellt von S. 77—81 mit Wärme und Beredsamkeit die persönliche Theologie Luthers dar, und zeigt, wie die feste und eben so demüthige als muthige Anschliefsung an die göttliche Person des Mittlers dasjenige gewesen sei, worin Luther die ein-

Digitized by Google

zige und wahre Befreiung von der Last des Schuldgefühls für jeden Menschen und die Kraft zu einem siegreichen Kampfe gegen das Böse im Herzen und in der Welt gefunden habe. Er vertheidigt diesen Rechtfertigungsbegriff gegen den Vorwurf einer zu äufserlichen Fassung der Sache der Seligkeit, so wie gegen den des Bauens auf eine blofs subjective Erfahrung, und weiset ausdrücklich darauf hin, dafs Luther am allgemeinen Glaubensbekenntnisse und an den Sacramenten festgehalten, ja seinen Glauben so häufig für nichts Anderes als einen Glauben an den Inhalt von beiden erklärt habe. Dennoch ist er gar nicht damit zufrieden, dafs auf die Rechtfertigungslehre eine eigene Kirche gegründet worden sei, die sich die evangelische genannt habe. Der Verf. scheint anzunehmen, (denn in dem Abschnitte über das Lutherthum ist Lob und Tadel nicht mit völliger Klarheit auseinandergehalten), dafs die Rechtfertigung des sündigen Menschen durch den Glauben sich ganz von selbst verstehe, da sie nichts Anderes als der im ganzen Leben sich vollziehende Erfolg des Glaubens an den Menschgewordenen und sühnenden Mittler sei, und dafs es eben deshalb einer eigenen Lehre darüber gar nicht bedurft hätte. Indem die Nachfolger Luthers auf diese Lehre ein eigenes dogmatisches System gebaut hätten, seien sie zu einer Menge juristischer Theorien und trockner Abstractionen genöthigt worden, die die tieferen Gemüther nicht hätten befriedigen können. Am schlimmsten sei es gewesen, dafs die, zwar von Luther festgehaltenen, altkatholischen Grundlehren dabei in den Hintergrund getreten wären, ja dafs der Name der katholischen Kirche sogar sei aufgegeben worden. Da nun das Uebergewicht einmal so auf die subjectiv-individuelle Seite der Religion sei gelegt worden: so habe sich aus Luthers eignen Prämissen ein subjectiv-räsonnirender Rationalismus entwickelt, mit allen den Uebeln, denen die deutsch-evangelische Kirche Preis gegeben sei. Es ist nicht zu leugnen, dafs hierin Wahres liegt, dafs eine zu juristische Behandlung und formale Ueberspannung des Rechtfertigungsbegriffs eine zu weite Trennung der Heilsordnung von der Lehre von der Person und dem Werke Christi, sowie den Wirkungen des heiligen Geistes, als dem wahren Gegenstande alles Glaubens zur Folge hatte, und dafs mit dieser Hyperorthodoxie eine Schwächung des einfacheren kirchlichen Gemeinsinnes und eine Vorbereitung für ein unbestimmtes Reflectiren und Abstrahiren auf dem Gebiete des Glaubens gegeben war. Aber es ist dem Verf. keinesweges zuzugeben, dafs er den wahren Charakter des ursprünglichen lutherischen Protestantismus durch seine der Möhlerischen Auffassung nahe kommende Darstellung gezeichnet habe. In jenem war die Rechtfertigungslehre keinesweges getrennt von dem vor Luther mit so grofser Kraft festgehaltenen Begriffe vom Gottmenschen Christus, sie war zudem innig verwebt mit dem Begriffe des lebenerschaffenden, den Menschen erneuernden, gepredigten und zu predigenden Wortes, sie konnte schon deshalb, weil dieses ein eben so objectives als allgemein darzubietendes war, durch sich selbst niemals in ein blofs subjectives Glauben und willkührliches Meinen übergehen, und es bedurfte erst der Einflüsse einer grofsentheils auf englischem Boden erwachsenen skeptischen und empirischen Philosophie, um die Geister der starken objectiven Grundlage der lutherischen Kirchenlehre zu entwöhnen, und sie dem ausleerenden Rationalismus in die Arme zu führen. Nach dem Verf. hätte eine Lehre von der Rechtfertigung blofs durch den Glauben gar nicht aufgestellt werden sollen, sondern nur der Glaube an den Rechtfertiger von den römischen Zusätzen gereinigt und befestigt werden sollen (vgl. die spätere Aeufserung S. 308). Aber hier übersieht der Verf., dafs wo die Rechtfertigung durch die Werke im römischen und jedem selbstgerechten Sinne verneint wird, da auch der Glaube eben in *seiner* Rechtfertigungskraft aufgewiesen werden mufs, oder es wird *keine* Lehre von dem Uebergange des sündigen Individuums in das Reich Christi geben; aber was könnte denn die Lehre vom Reiche Christi selbst sein, wenn die Mitglieder desselben sich selbst nicht klar unterscheiden könnten von denen, in welchen die Sünde und der Fürst der Welt ihre Gewalt behalten haben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

The kingdom of Christ; or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. By Frederick Denison Maurice.

(Fortsetzung.)

Nicht also hier liegt der Fehler des Lutherthums, wenn doch von einem solchen die Rede sein soll, er liegt vielmehr in der Art, wie über der Aufrechthaltung der Lehre durch den Lehrstand (und darin hat der Verf. Recht, dafs jene unnöthiger Weise so oft mehr auf die systematische Form als auf den articulirten biblischen Inhalt bezogen wurde) die Ausbildung kirchlicher Gemeinschaftsformen, an denen auch die anderen Glieder der Kirche ihren hinreichenden Antheil hatten, versäumt wurde, und so nach und nach Alles in die Hände unerwärmter und unberufener Obrigkeiten und reinstaatlicher Behörden fiel, während die ursprüngliche Idee und Gesinnung Luthers eine gegenseitige Durchdringung des Communallebens der Städte und Dörfer mit christlichen und kirchlichen Elementen wollte, sowie auch das Eigentliche seiner Rechtfertigungslehre nicht der kalte forensische Begriff äufserlicher Zurechnung, sondern der Gedanke einer Belebung und Beleuchtung alles Denkens und Empfindens durch den persönlich versichernden Glauben an den persönlichen gottmenschlichen Mittler ist.

Da der Verf. den Protestantismus einmal nur als die Hervorhebung der religiösen Bedürfnisse und Rechte des Individuums betrachtet: so behauptet er, der Calvinismus sei erst die volle Auswirkung des reinen Protestantismus, welches in seinem Sinne natürlich ein Tadel ist. Den Calvinismus selbst fafst er nun als die Lehre von der Erwählung der Einzelnen aus der gefallenen Masse des Menschengeschlechts durch einen allmächtigen göttlichen Willen. Auch hier will er das Princip nicht angreifen, indem er sich nur allzuwenig auf die durchaus für möglich zu haltende Ausgleichung der hier zur Sprache kommenden exegetischen und dogmatischen Fragen einläfst. Aber dafs darauf ein System und eine Kirche hätte gebaut werden sollen, dies sei deshalb so falsch, weil durch das Vorherrschen dieser Idee die der Menschwerdung und der Werth der Sacramente nothwendig hätte herbeigeführt werden müssen, während von Luther beides so festgehalten worden sei. Auch hier begegnet es dem Verf., dafs er willkührlich behauptet, sowohl dafs dies der eigentliche Protestantismus selbst sei, als auch, dafs dies die Grundidee der von Calvin ausgegangenen Kirchengemeinschaft sei. Dies erscheint ganz anders, wenn man erwägt, dafs die gläubige Verehrung des göttlichen Worts in der heiligen Schrift der gemeinschaftliche Ausgangspunct von Calvin und Luther war, und dafs die Erwählungslehre des Calvin vorzugsweise wegen ihrer, wie er fest überzeugt war, schriftmäfsigen Begründung diesem so wichtig war, und, wie jeder Kenner seiner Schriften weifs, auf das Ganze seines Lehrbegriffs bei weitem nicht einen solchen Einflufs übte, als erst durch eine spätere theoretische Entwickelung und kirchliche Polemik herbeigeführt wurde; geschweige denn, dafs die grofsen Grundlehren von der Menschwerdung des ewigen Worts und der Selbstmittheilung Christi an seine Gemeine als ein Ganzes, die Calvin überall in das helleste Licht setzt, dadurch wären verdunkelt worden. Der reine Calvinismus hat vielmehr ein ganz anderes Lebensprincip als die Auswahl der Einzelnen, nämlich das Hervortreten einer Gemeine Gottes aus der verderbten Welt, welches allerdings durch einen ewigen Rathschlufs Gottes bestimmt ist, welches aber einen lebendigen Glauben jedes Gliedes derselben an den Versöhnungstod Christi und eine Hingebung an die erneuernde Kraft des heiligen Geistes in sich schliefst, und sodann durch eine auch sichtbare Unterscheidung des

Digitized by Google

kirchlichen Gemeinwesens von den bürgerlichen Ordnungen, ohne Abbrechung des Wechselverkehrs mit diesen, sich bewährt. Die Geschichte lehrt, dafs gerade der Calvinismus in Holland, in Schottland, ja selbst in der Schweiz eine gründliche Anlage zu national-kirchlichen Bildungen in sich trug, so dafs die independentischen Elemente, die sich später mit seiner Lehre verknüpften, aus anderen, grofsentheils politischen, Einwirkungen erklärt werden müssen. Und gerade die englische Kirchengeschichte konnte dem Vf. zeigen, dafs die Schwächen und Verirrungen der independentischen Parteien nicht eine reine Entwickelung des calvinischen Princips, sondern gröfstentheils durch die zu politisch-aristokratische Haltung der englischen Nationalkirche hervorgerufen waren. Aber weil ihm dies zurücktritt, beurtheilt er auch die englischen Nonconformisten zu strenge. Eben so wenig gerecht fafst er den schottischen Presbyterianismus, namentlich an dieser Stelle, wo er noch nichts zur Begründung des Bischofthums vorgebracht hat. Denn wenn er die neuere schottische Theologie, wie sie durch den Amerikaner Edwards bestimmt sei, einer mechanischen Auffassung der Erwählungslehre, die weit von der lebendigeren Calvins abweiche, anklagt: so scheint er zu übersehen, wie die schottische Kirche diese abstracte und von speculativer Fülle verlassene Denkweise fast mit der ganzen Kirche des achtzehnten Jahrhunderts, und in nicht unbedeutendem Grade mit der englischen, theilt, so dafs bei jener mindestens eben so sicher, als bei der englischen, auf einen Uebergang zu einer geistvolleren Gestaltung der dogmatischen Begriffe zu hoffen ist.

Im dritten Kapitel beschäftigt sich der Verf. mit dem Unitarismus, und seine schöne Neigung, in jeder menschlichen und religiösen eine positive und wahre Seite anzuerkennen, läfst ihn günstiger von den Grundgedanken desselben urtheilen, als von einem so redlichen Vertheidiger der Menschwerdung zu erwarten war. Dazu trägt aber auch seine Abneigung gegen die protestantischen Systeme bei, denen er eine Beschränkung des Begriffs der allgemeinen Liebe Gottes und namentlich eines allgemeinen göttlichen Königreichs beilegt. Auch hier vermifst man eine gründliche geschichtliche Unterscheidung des Unitarismus der Socine und des neueren des achtzehnten Jahrhunderts und eine Nachweisung des Zusammenhangs beider. Er fafst eigentlich nur den letzten ins Auge, und leitet ihn, nächst dem Emporkommen einer empirischen Philosophie, auch von den sanfteren und freieren Gedankenrichtungen der Naturforscher, und namentlich von dem Festhalten der Idee der Einheit Gottes, als der Quelle der Bestimmung der Menschen zur Einheit, ab. Hier fehlt es nicht an feineren Bemerkungen, doch einerseits bringt der Verf. die dem älteren wie dem neueren Unitarismus zum Grunde liegende Verkennung der Bedeutung der Sünde, des Falls und des allgemeinen Verderbens, so wie die Unterdrückung des Bedürfnisses nach Versöhnung, zu wenig in Anschlag, andererseits berührt sich der Gegenstand zu sehr mit der ganzen Erscheinung des Deismus, Rationalismus und Intellectualismus, als dafs diese zum Theil unbestimmten Bemerkungen des Verfassers dem wichtigen Gegenstande ein Genüge leisten könnten.

Das vierte und letzte Kapitel des ersten Theils behandelt die religiösen, philosophischen und politischen Bewegungen seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, welche der Verf. als eben so viele Hinweisungen auf dies Bedürfnifs einer allgemeinen Kirche, als Zeichen der Sehnsucht nach einer reinen Katholicität, betrachtet. Der Gesichtspunct ist interessant und die Behandlung geistreich, es zeigt sich im Ganzen ein nicht gewöhnliches Ahnungsvermögen für die Absichten der Vorsehung in der Freilassung und Zusammenfassung der mannigfaltigen geistigen Triebe, die das neuere Europa in eine theils drohende, theils erhebende Bewegung setzen; soviel auch in Bezug auf richtige und ganz gründliche Fassung der einzelnen Momente zu wünschen übrig bleibt. Der Vf., insofern er auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgeht, sieht mit Recht England vorzugsweise als den Herd der religiösen, Deutschland der philosophischen und Frankreich der politischen Bewegungen an, und in dieser Folge führt er die Gegenstände dem Leser vor Augen. Unter den religiösen Erscheinungen trat nun vor Allem der Methodismus in den Vordergrund, und es war als eine nicht ganz leichte Probe für den entschiednen Anhänger des Anglicanismus anzusehen, wie er sich über diese merkwürdige, ja zum Theil tief ergreifende Wiederbelebung des christlichen Gefühls und der christlichen Moralität in einem so grofsen Theile der englischen Nation erklären würde. Er will das Wesen des Methodismus nicht als eine Erneuerung

Digitized by Google

der protestantischen Lehren angesehen wissen, weil diese (er meint vorzüglich die Rechtfertigungslehre Luthers) das Object viel fester im Auge behalten haben, der Methodismus dagegen den Glauben ganz in das Wirken des heiligen Geistes im Subject gesetzt habe. Und doch ist es gewifs, dafs der Methodismus dies entschieden that auf dem Grunde des Bekenntnisses, sowohl der altkatholischen als der protestantisch-symbolischen Grundlehren, und dafs er nur durch die gesteigerte Empfindungsweise der Menschen und vorzüglich durch das dringende Bedürfnifs der von der Nationalkirche vernachläfsigten Massen des niederen Volkes fast genöthigt war, diese Lehren mit feuriger Gewalt an die momentane Empfindung anzuknüpfen. Wenn hierin seine Fehler wurzeln, wenn er später besonders der Gefahr des Mechanisirens religiöser Gefühle hie und da erlegen ist: so hätte doch vom Verf. mehr anerkannt werden sollen, wie sehr dies veranlafst war durch die nothwendige Herüberführung des in Laster versunkenen Volks zum Glauben an den Erlöser, und der Vorwurf des religiösen Mechanismus und einer gesellschaftlichen Uebergeschäftigkeit hätte sollen überwogen werden durch den Blick auf die Wirkungen der Lebenserneuerung, die Anregungen für grofse christliche Zwecke, die Erfolge in Evangelisirung der Heiden, die dem unparteiischen Betrachter nie aufhören werden Bewunderung und Liebe für die Beweggründe und die von Gott gesegneten Arbeiten der Methodisten einzuflöfsen.

Von hier aus wirft der Verf. einen Blick auf die religiöse Bewegung im deutschen Protestantismus und beschreibt ihn als einen durch wissenschaftliche Kritik verfeinerten Methodismus. Da man zu dem alten protestantischen Dogmatismus nicht zurück gekonnt habe und auch vieles Factische in der Bibel geglaubt habe, der Kritik Preis geben zu müssen: so sei man auf eine wissenschaftliche Apologie der evangelischen Gefühle, unter Festhaltung des Daseins Christi als der vollendeten Offenbarung Gottes, gekommen. Aber so ernstlich dies gemeint sei von Seiten frommer Männer „in dem gedankenreichsten Lande Europas:" so wenig könne die religiöse Gesinnung der deutschen Protestanten dabei stehen bleiben. „Wenn, sagt der Verf., nun gefragt wird, ob die Erfahrung gelehrt hat, dafs die, welche dieses Schema angenommen haben, wie es auch mag ausgearbeitet und geschützt worden sein durch die Kunst eines klaren logischen Verstandes, zur Stütze eines frommen und redlichen Herzens, darin wohnen können: so, denke ich, mufs die Antwort sein: Nein." Da auf diesem Wege auch die festgehaltene Grundthatsache vom Dasein Christi könne wankend gemacht und blofs als Symbol angesehen werden: so könne sich nur ein Zwiefaches aus dieser deutsch-evangelischen Richtung ergeben, entweder Uebergang in den Pantheismus oder Streben nach einer festeren Begründung der von oben gegebnen Wahrheit, und dieses Letzte fällt dem Verf. dann zusammen mit demjenigen reinen Katholicismus, den er in dem folgenden Theile beschreibt. Dies sei ein Zeugnifs, dafs „das protestantische Deutschland nicht bei einem rein protestantischen Systeme sich begnügen könne. Katholicismus müsse es haben entweder in der Gestalt des Pantheismus oder eines bestimmten Christenthums (definite christianity)." Jedermann erkennt leicht, dafs der Verf. das Princip und System Schleiermachers beschreibt, und, man mufs gestehen mit feinerem Blicke, als es den meisten Engländern bisher gegeben war unseren grofsen Architektoniker des christlichen Gefühls aufzufassen. Dessenungeachtet müssen ihm zwei Bemerkungen entgegengestellt werden: erstens, dafs Schleiermacher nicht unbestimmte, von der Gemeinerfahrung des Lebens losgerissene religiöse Gefühle zum Ausgangspuncte gemacht habe, sondern das Gefühl von der Knechtschaft durch die Sünde und die Erfahrung von der Befreiung von der Sünde durch die Gemeinschaft mit dem historischen Christus; wie denn, zu allem Ueberflusse, der Beurtheiler dieses Werks sich auf einen Brief von Schleiermacher berufen kann, in dem gesagt wird, dafs „wer nicht glaube, dafs er, Schleiermacher, an dem historischen Christus festhalte, der habe auch kein Wort von seinem Buche (der Dogmatik) und seiner Methode verstanden." Zweitens irrt der Verf., wenn er meint (und es scheint, dafs auch viele Deutsche mit ihm irren), dafs die neuere evangelische Anregung Deutschlands allein den Charakter der Schleiermacherischen Grundsätze an sich trage. Viel ist hervorgegangen aus den tieferen Kräften des besseren Supranaturalismus, viel aus der Nachwirkung von Hamann, Claudius, Lavater und Anderen, viel unmittelbar aus dem Studium der Bibel und der Reformatoren, Manches selbst aus englischen Mittheilungen und Einiges aus einer Philosophie, die einen

Digitized by Google

ganz andern Ausgangspunct als die Scheiermacherische hatte.

Von dem in Amerika bedeutenden Unitarismus urtheilt der Verf., dafs, wofern nicht ein reinerer Katholicismus sich ihm unterbaue, er unfehlbar in Pantheismus oder in Romanismus übergehe. Unter den tiefer denkenden Schotten (bedenklich ist es nur, dafs er Irwing hier als Beispiel anführt) will er eine Neigung bemerken, die Theologie nicht mehr auf die Lehre vom Falle und der Erwählung, sondern auf die der Menschwerdung zu bauen; wobei nur zu bemerken ist, dafs gerade die am tiefsten denkenden Schotten ihm das Recht einer solchen Entgegensetzung der einen und der anderen Lehre eben so wenig zugestehen werden als wir.

In der Prüfung der philosophischen Bewegungen des Jahrhunderts finden wir Maurice auf einem Wege, der sich, soweit es in der Form geistreicher Reflexion möglich ist, mit dem Besten und Bedeutendsten der neueren deutschen Bestrebungen berührt, so dafs, wenn er dahin gelangen könnte, einen mehr methodischen, weniger eklektischen, Gang zu nehmen, von hier aus die Verständigung mit dem Verf. am meisten zu erreichen sein müfste. Er freut sich, dafs eine dynamische Philosophie fast allgemein in Europa an die Stelle der mechanischen getreten sei, der Unterschied von der alten religiösen Auffassung und Ausdrucksweise müsse aber jetzt der sein, dafs das Geistige im Menschen klarer ins Auge gefafst würde. Ein tieferes Verständnifs der Werke des Genius habe uns dahin geführt, anzuerkennen, dafs sie nur durch eine wirkliche Gemeinschaft mit dem Objecte, z. B. der Natur, entstehen, und das Streben nach einer solchen Gemeinschaft führe von selbst auch im religiösen Gebiete von der Einseitigkeit der protestantischen Systeme ab, die das Individuum abgesondert von dem Ganzen betrachtet hätten. Er zieht den Kantischen Rationalismus weit dem Lockischen vor, und rechnet es dem ersten hoch an, dafs er die Fähigkeit des Menschen zur Auffassung von Ideen als ursprünglicher, des Beweises unbedürftiger Wahrheiten festgestellt habe. Die Vernunft des Menschen setze die absolute Vernunft voraus, und insofern sei jene selbst schon Offenbarung und Thatsache. Hier wäre nun der Ort gewesen für eine begriffliche Anknüpfung der Thatsache der Erscheinung des ewigen Worts im Fleische, unter Nachweisung der Nothwendigkeit derselben zur Erlösung von der Sünde; allein der Verf. begnügt sich mit der allgemeinen Andeutung der Nothwendigkeit, alles religiöse, wissenschaftliche und künstlerische Leben auf die Thatsache der Gegenwart Gottes innerhalb der Menschheit zu beziehen, und verschiebt alle Bestimmungen des grofsen Gegenstandes, die sich nur in dem Verständnisse der Person und des Werks Christi finden können, auf die Darlegung derjenigen Thatsachen, die das Königreich Christi in seinem Sinne feststellen.

Ehe er dazu übergeht, betrachtet er auch die politischen Bewegungen seit der Vorbereitungszeit der französischen Revolution. Er spricht von Rousseau's Proclamation der Rechte des Individuums, und findet sie insofern besiegbar, als das Individuum an einen höheren nationalen Willen, ja an das göttlich-geistliche Regiment Christi angeknüpft werden müsse. Das Wahre, welches in der französischen Revolution liege, sei das Anstreben einer allgemeinen Gesellschaft, nur auf verkehrtem und herrschsüchtigem Wege. Indem er die Herrschaft der Majoritäten verwirft, findet er selbst im Owenischen Communismus noch die wahre Idee der Zusammenwirkung. Die Erziehungspläne in England, namentlich insofern sie als Unternehmungen der Regierung sich darstellen, findet er mechanisch und drückend, von dem Erziehungssysteme des Continents meint er, es sei nur auf Fortpflanzung von sectirischen Principien berechnet, worüber wir uns beruhigen können, wenn wir uns erinnern, dafs der „reine Protestantismus" des Continents ihm nicht viel mehr als eine Secte ist, und das Ergebnifs seiner Ansichten über das Unbefriedigende der politischen Zustände der Völker ist nichts Anderes als die Hinweisung auf eine allgemeine geistlich-kirchliche Gesellschaft. Aber dieses Ergebnifs ist wenig befriedigend, weil es im besten Falle (den wir gern voraussetzen) nichts Anderes enthält, als was Allen, die Kirche und Volk lieben, geläufig ist, nämlich die ganze Wirkung christlicher Grundsätze und Lehren auf die öffentliche Erziehung, im schlimmen aber einen Einflufs des Klerus voraussetzt, der bedenklich wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

The kingdom of Christ; or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. By Frederick Denison Maurice.

(Fortsetzung.)

Der Verf. verkennt ganz den hohen Werth der besseren deutschen Grundsätze über Erziehung und Unterricht, und man darf getrost sagen, wäre die Art, wie die edelsten deutschen Regierungen, im Bunde mit der Kirche, das religiöse Element zugleich mit dem klassischen und realen auf höheren und niederen Schulen zu fördern suchen, ihm gründlich bekannt geworden: er würde weder die Leitung der öffentlichen Erziehung durch die Regierung „eine grausame Nothwendigkeit" nennen, noch würde er einen anderen Einflufs der Kirche wollen, als die Darreichung eines rein biblischen ächt kirchlichen, d. i. christlichen, Religionsunterrichts, der von selbst, ohne weitere Berechtigung der Personen, alle übrigen Zweige des Unterrichts beleben mufs.

Zweiter Theil. Von der katholischen Kirche und dem römischen System. Der Gedanke ist: Von der allgemeinen Kirche, insofern sie etwas Anderes und Reineres ist, als das römische System daraus gemacht hat. Hier sind wir nun berechtigt, die Lösung der Schwierigkeiten im Sinne des Verf.'s zu erwarten, die er selbst zur Anschauung gebracht hat. Und diese Erwartung wird durch das erste Kapitel noch besonders gesteigert, in welchem der Verf. von neuem die Nothwendigkeit auseinandersetzt, alle Abstractionen der Systeme, allen Glauben an Begriffe und Vorstellungen aufzulösen durch die Anerkennung eines thatsächlich bestehenden Reiches Gottes in Christus. Zu diesem Ende sucht er zuerst gewisse Andeutungen einer geistlichen Gemeinschaft in den ethischen Anlagen des Menschengeschlechts nachzuweisen, nämlich die Familie und das Nationalbewufstsein. Durch beides werde der Eigenwille einem höheren unterworfen, und beides habe sich, laut der Geschichte, nirgend und niemals ohne religiöse Ueberzeugungen entwickelt und erhalten. Das römische Reich habe sodann, als Erbe aller politischen Kräfte des Alterthums, eine Allgemeinheit geschaffen, aber in einem ganz weltlichen Sinne, mit Unterdrückung des Familien- und Nationalgeistes. Im Gegensatze gegen diesen dem Untergange geweihten Versuch zeige sich in der Schrift (zum ersten Male kommt der Verf. auf diese) ein göttliches Königreich, anhebend in einer Familie und schon dadurch das persönliche und Familiengefühl auf die schönste Weise mit dem Bewufstsein eines allgemeinen Königreichs verknüpfend. Der Verf. zeigt, wie diese Theokratie einen Gegensatz gegen Natur- und Götzendienst, so wie gegen das despotische Gepräge asiatischer Monarchieen enthalten habe. Er weist darauf hin, wie im Neuen Testamente vor Allem und zuerst ein göttliches und geistliches Königreich angekündigt werde, durch Thatsachen, die in die Leiblichkeit eingreifen. Geistreich wird der Unterschied zwischen Paulus und den übrigen Aposteln aufgefafst, so nämlich dafs die Anknüpfung des Reichs Christi an die Theokratie von Seiten dieser, und die Lösung der Kirche vom jüdischen durch Paulus sich wesentlich ergänzen und denselben Gedanken eines göttlich gestifteten Reichs, welches die Unterschiede der Nationen stehen lasse, verwirkliche. Das ganze Kapitel ist schön durchgeführt, obwohl es im Wesentlichen nichts Anderes enthält, als was auch unter uns diejenigen, welche einen specifisch göttlichen Vorzug der alttestamentlichen Religion vor der heidnischen anerkennen, und besonders auf das Thatsächliche dringen, immer behauptet haben, wiewohl freilich die Zahl solcher unter uns in neuerer Zeit eine sehr geringe war. Der paulinische, für den Zusammenhang des Alten mit dem

Digitized by Google

Neuen Testamente so wesentliche Grundgedanke, dafs der Eintritt in dieses Reich schon bei Abraham, ja bei allen seinen Gliedern von Anfange der Welt, durch Glauben bedingt war (Römer 4, 9—22; Gal. 3, 6—9), tritt bei dem Verf. leider zurück, und zwar aus Gründen, welche im Fortgange des Werks immer sichtbarer werden.

Im zweiten Kapitel, dem wichtigsten und umfangreichsten des ganzen Buchs (54 S. im ersten und 282 S. im zweiten Bande) behandelt der Verf. die Merkmale einer geistlichen Gesellschaft, und will die Fragen beantworten: „Giebt es gegenwärtig Merkmale von dem Dasein einer geistlichen und allgemeinen Körperschaft auf der Erde? Zeigen diese Merkmale, dafs diese Körperschaft dieselbe sei, von welcher in der Schrift gesprochen wird? Sind dieselben ein wirksames Zeugnifs gegen die Welt?" Der Verf. will also aus gewissen noch bestehenden Thatsachen die Beschaffenheit des Reiches Christi anders und besser erklären als die protestantischen Lehrbegriffe es vermocht haben. Hier zeigt sich sogleich eine gewisse Vermischung des apologetischen mit dem dogmatischen und polemischen und dieses wieder mit dem praktisch-theologischen Verfahren. Denn sehr Vieles entwickelt der Verf., was nur Beweis für das Christenthum ist, wie alle Kirchenparteien es anerkennen, Anderes, was in dem Abschnitte vom königlichen Amte Christi in jeder tüchtigen evangelischen Dogmatik vorkommt, noch Anderes enthält dann wieder die dem Verf. eigenthümlichen anglicanischen Ansichten von dem Wesen und den Ordnungen der Kirche. Hiedurch wird das Verständnifs seines Werks für solche, die an reinere Scheidung der Gebiete gewöhnt sind, erschwert; wir richten unser Augenmerk vorzugsweise auf die letztere Seite seiner Darstellungen.

Als jene Merkmale einer allgemeinen Gesellschaft, die sich dann als die Kirche selbst erweist, führt der Verf. auf: die Taufe, die Glaubensbekenntnisse, gottesdienstliche Formen, die Eucharistie, das geistliche Amt, die heiligen Schriften. Höchst bezeichnend ist schon die Ordnung dieser Merkmale, und dafs die Schrift bei ihm zuletzt kommt, wie sich denn dies mit der oben erwähnten Art berührt, wie er auch in den protestantischen Systemen das Vorantreten des im Glauben an Gottes Offenbarung erfafsten Schriftprincips nicht ins Auge fafst.

Die Taufe. Darauf, dafs sie das erste Merkmal der wahren Kirche sei, legt der Verf. den gröfsten Nachdruck, und er mufs es nach seinem Grundgedanken. In der Auffassung dieses Sacraments concentrirt sich seine ganze Apologetik, Dogmatik und Polemik, sowie er denn hierin, wenn auch auf feinere Weise, als gewöhnlich, sich mit den streng und hoch Kirchlichen der englischen Kirche ganz auf demselben Boden befindet, und förmlich Front gegen die sogenannte evangelische Partei macht. Um so mehr Ursache für uns, seine Vorstellung von der Taufe ausführlicher zu prüfen, als die von den übrigen Merkmalen der allgemeinen Kirche. Seine positive Entwickelung ist gar kurz, wir müssen seine Ansicht erst aus der Widerlegung der Gegner, der Quäker, Baptisten, Evangelischen und unitarischen Philosophen kennen lernen. Der Verf. glaubt aus der Schrift, aus dem Gespräche Christi mit Nicodemus, aus dem Taufbefehle und aus der Ermahnung der Apostel an die Christen, heilig zu leben, *weil* sie getauft seien, schliefsen zu dürfen, dafs Jeder, der die Taufe empfängt, ipso facto ein Mitglied dieses Königreichs werde; dafs ein jeder eben dadurch wissen könne, dafs er ein Kind Gottes sei, dafs er den Geist habe, und die grofse, ja die gröfste Kraft aller christlichen Ermahnungen ist ihm die: Du bist durch die Taufe ein Kind Gottes geworden, lebe nicht so, als wenn du es nicht wärest. Der Verf. nimmt eine Wiedergeburt durch die Taufe als solche an (baptismal regeneration), und er spricht nirgend von einer anderen Wiedergeburt, ja er ist ein entschiedner Gegner derjenigen, die auf Wiedergeburt bei Getauften dringen. Er bestreitet nicht nur den Quäker, der in der Taufe ein überflüfsiges Zeichen sieht, nicht nur den Baptisten, der sie den Kindern vorenthält, sondern den Evangelischen, den deutschen sowohl als den englischen, der zwei Reiche unterscheidet, ein äufseres, in das die Taufe, und ein inneres, in das die Bekehrung einführe. Aus diesem Irrthume leitet er das methodistische Dringen auf Anerkennung des sündigen Verderbens, das Werthlegen auf erfahrne Umwandlung ab, und derselbe sei auch in protestantischen Ländern (er meint vorzüglich Deutschland) der Grund, weshalb die Leute keinen Muth hätten, sich das Christenrecht anzueignen, sie müfsten zweifeln, ob es sie etwas angehe, wenn ihnen nicht gesagt würde, Ihr seid durch die Taufe Kinder Gottes, ihr habt den Geist

Digitized by Google

empfangen. So hätte auch Luther immer geredet, und mit dieser Lehre habe er die sieben Hügel erschüttert.

Es giebt etwas in diesem Gedankengange, welches wir nicht allein ehren, sondern theilen, und auf das hingewiesen zu haben, wir als ein Verdienst des Vf.'s ansehen. Eine tiefere Anschauung von dem Wesen der Sacramente, wie es auf die Gemeinschaft Christi mit der Gemeine als seinem Leibe, gemäfs den Schriftworten, gegründet ist, lehrt uns, dafs eine reale Gnadenwirkung mit ihren, und auch namentlich mit der Taufe, verbunden sei, dafs dies eine persönliche Versiegelung des Antheils am Reiche Christi sei, welche das Wort der Verkündigung als solches noch nicht zu geben vermag, dafs hierin ihre göttliche Bedeutung für die Erhaltung und Weitergründung des Glaubens liege, und dafs es unrichtig sei, wenn das Eintreten in das Reich Christi durch die Taufe als ein unwahres, unwesentliches bezeichnet wird, so dafs das wahre erst an eine persönliche zeitliche Erfahrung der Wiedergeburt gebunden sei. So weit also gehen wir mit dem Verfasser. Aber nicht weiter. Er nämlich will mehr, er will ein Zusammenfallen der Wiedergeburt selbst mit der Taufe als Act, und also auch der Kindertaufe, welches die Schrift nirgend lehrt, welches vielmehr dem bestimmten Begriffe der Schrift, dafs die Wiedergeburt durch das *Wort*, und zwar durch das Wort, insofern es *geglaubt* wird, bewirkt werde, bestimmt widerspricht. Da bei der Taufe als solcher, in ihrer unterschiedlosen Ertheilung, die Wirkung des Worts auf das Individuum, und ob es von demselben im Glauben aufgenommen oder zurückgestofsen werde, noch in Frage steht, und da bei der Kindertaufe die Wirkung des Worts als eines verstandenen noch gleich Null ist: so ist es schriftwidrig, die Wiedergeburt mit der Taufe absolut zu identificiren, und bei dieser Ansicht, wie sie auch gewendet und verfeinert werde, liegt immer eine Vernachläfsigung des lebendig verkündigten Worts des Evangeliums zum Grunde, also dieselbe Vernachläfsigung, die wir schon oben als einen Grundfehler des Mauriceschen Standpuncts erkannt haben, und in die jeder verfallen wird, der in Ansehung der Taufe in seine Fufstapfen tritt. Es folgt aus dem von uns Gesagten nicht, dafs die Taufe ohne Gnadenwirkung gedacht werden müsse, und eben so wenig, dafs die Erwachsenentaufe innerhalb der christlichen Kirche der Kindertaufe vorzuziehen sei, vielmehr hat diese durch das Vertrauen auf die den Kindern der Kirche vom Herrn zugedachte Gnadenwirkung ihre gute Berechtigung, und übt auch bei Confirmirten vermittelst der Gewifsheit, schon als Kinder Siegel und Gnade empfangen zu haben, eine bleibende Kraft. Aber es ist ein Unterschied zwischen Mittheilung eines geistlichen Saamens an die Seele des Kindes und zwischen Wiedergeburt. Soll diese nicht, wider die Schrift, magisch und mechanisch gefafst werden, so mufs sie aus dem verstandenen und aufgenommenen Worte herrühren, weshalb auch mit der Ueberspannung der Lehre von der Taufe eine gewisse Geringachtung der Predigt und besonders des katechetischen Unterrichts in der englischen Kirche unleugbar verbunden ist. Lauter Gründe, der hochkirchlichen Partei Englands oder etwa einer hyperlutherischen unserer Tage hierin nichts nachzugeben, sondern, dem Worte den Vorrang lassend in Bezug auf die Schaffung des Glaubens und also die Sammlung der Kirche, die Sacramente als göttliche Siegel des Inhalts des Worts für die Person zu verehren. Der Verf. geht so weit, dafs er die Sünde gar nicht anders begreift denn als Fahrenlassen der Segnungen des göttlichen Bundes. Dies wäre aber nur richtig, wenn er den Bund der Werke meinte, der, nach Coccejus, zusammenfiel mit dem Stande der Unschuld unserer ersten Eltern. Nach dem Verf. hätte ein Heide vor den Aposteln nicht eher von der Sünde, die ihn von Gott schied, überzeugt werden können, als bis er wortlos wäre getauft worden, welches der Apostelgeschichte völlig widerspricht. Auch ist zu bemerken, dafs Luther nicht dadurch, dafs er als Pastor freilich mit hohem Ernste sagte, Ihr seid getauft, lebet doch nicht unwürdig dessen, die sieben Hügel erschütterte, sondern mit solcher Rede: Haltet euch mit starkem Glauben an das Wort Gottes, auch wie es in der Taufe liegt, und nicht an fehlbares Menschenwort! Nicht das Getauftsein an sich macht den Menschen selig und zum Kinde Gottes, sondern der, freilich nur durch Gnade mögliche, Glaube, der sich an das durch die Taufe versiegelte Wort und Zeugnifs Gottes hält, und an diesem Worte des Lebens sich emporringt und los wird von Sünde, Welt und Teufel, zum Gehorchen und Hoffen auf Gott. — Bei der Vertheidigung der Taufe gegen die unitarischen Philosopheme geht der Verf. auf die Vertheidigung der Dreieinigkeitslehre selbst

Digitized by Google

ein, natürlich, weil er diese Lehre weder als organisches Glied eines schriftmäfsigen Lehrbegriffs, noch als Inhalt einer *vor* der Taufe schon vorhandenen Verkündigung haben will. Aber hier rächt sich seine Methode. Statt diesen grofsen Inbegriff der christlichen Gotteslehre durch ein Zurückgehen auf die johanneischen und paulinischen Zeugnisse von dem ewigen Sein des Sohnes und durch Verbindung derselben mit der Lehre vom Vater und der vom Geiste tüchtig zu begründen, beruft er sich auf die mythologischen Ahnungen der Völker, welche schwerlich einen klaren, und nach Schriftgründen fragenden Unitarier einen Schritt weiter ab von seiner mit Recht vom Verf. bestrittenen inhaltlosen logischen Einheit hinwegbringen werden. — Der Verf. bestreitet die römische Vorstellung von einer durch die Taufe mitgetheilten, aber durch Todsünde verlierbaren Gnade. Er hat jedoch ein Gefühl davon, wie nah seine eigene Vorstellung dieser komme, aber er will jene dadurch von der römischen unterscheiden, dafs sie eine unzerstörbare Berechtigung und Befähigung zum Hinzunahen zu Gott zulasse, und das Fürsichbestehen des Menschen viel besser abschneide als die römische. Aber er scheint nicht zu bemerken, welche gefährliche Sicherheit an die Vorstellung von einer unverlierbaren Kindschaft durch die Taufe sich anknüpfen könne.

Dafs der Verf. die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse als für die Kirche wichtig, ja als ihr wesentlich ansehen würde, liefs sich schon daraus erwarten, dafs er dem gepredigten und geschriebenen Worte Gottes, wie es durch den Geist Gottes lebendig gemacht wird, nicht den Primat einräumt. Nun, da doch die Kirche des Gedankens, der Belehrung, des Begriffs nicht entbehren kann, wird alles dies ganz folgerichtig in den Bekenntnissen gesucht, die die Kirche dem Einzelnen giebt. Der Verf. spricht hier vom apostolischen und nicänischen, und findet es grofsartig und wunderbar, dafs auch das letztere in die Hände des gemeinen Mannes gekommen sei. (Vom athanasianischen Bekenntnisse spricht er im Texte nicht, vertheidigt es aber in einer Schlufsnote des ganzen Werks). Nun sind wir einig mit dem Verf. in Ansehung des Werths dieser beiden Bekenntnisse, besonders des ersten, zur Feststellung des Wechselverkehrs zwischen der Kirche und dem Einzelnen und zur Abgrenzung gegen Irrthum und Irrlehre in den Fundamentallehren, aber dabei bleiben diese Bekenntnisse selbst immer nur die kirchliche Form des Glaubens, die heilsam auf das Selbstbewufstsein und die Einheit der Kirche zurückwirkt, sind aber nicht, nach dem Verf., „göttlich festgesetzte Mittel zur Erhaltung von Christi Königreiche" (S. 13). Der Verf. sagt, dafs ohne das Bekenntnifs die Bibel der Kirche nichts helfe, aber dies kann deshalb nicht wahr sein, weil das durch den Geist Gottes, wie er in der gesammten Kirche waltet, aufgeschlossene Wort Gottes in der Schrift und der Predigt den Glauben immer neu erzeugt, und erst wenn die Kirche glaubt und insofern sie glaubt bekennt sie, so ist also das Bekenntnifs als gläubiges Wort der Kirche nicht gleich zu stellen der Schrift als heiligem, unfehlbarem Worte Gottes und seines Geistes. Wie wichtig es sei, auch hier, den ächtprotestantischen Grundsatz gegen den Vf. festzuhalten, und dafs diese Frage nicht auf einen Wortstreit hinauslaufe, geht daraus hervor, dafs von dem Augenblicke an, wo das von der Kirche dargebotene Glaubensbekenntnifs dem Glauben des Einzelnen als Autorität entgegentritt, die Kirche als dem Einzelnen den Glauben *befehlend* erscheint, während nach protestantischem Standpuncte dem Einzelnen, wie dem Ganzen, der Glaube durch das Wort und die Gnade des Geistes frei *wird*, und dann bekennt er auch frei. Praktisch betrachtet und als Ordnung innerhalb der Kirche und gegen die Häresie sind wir freilich ganz entschieden für die alten Bekenntnisse, namentlich das apostolische. — Rom habe, meint der Verf., nur dadurch gefehlt, dafs es noch ein anderes Glaubensbekenntnifs aus eigner Autorität aufgestellt habe, das tridentinische und das Pius IV. Aber wenn die früheren Bekenntnisse ihre Geltung nicht von der Bibel nehmen, sondern von der Tradition: warum sollte denn die Aufstellung eines zusätzlichen von Seiten der anerkannten Autorität so unerlaubt sein? Man sieht, der Verf. will die alten Glaubensbekenntnisse als gemeinsame Stimme der alten Kirche gelten lassen. Nun wohl, so vertraue er auch, dafs der Geist Gottes diese Stimme immer neu erzeugen und eine freie Anhänglichkeit an die Symbole wecken und erhalten werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

The kingdom of Christ; or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. By Frederick Denison Maurice.

(Fortsetzung.)

In verwandter Weise spricht der Verf. von den alten Liturgien, als wären sie in ihrer Wörtlichkeit und überhaupt festgesetzte Gebete, Merkmale der wahren Kirche. Auch hier ist der kirchliche Werth des historischen Zusammenhangs verwechselt mit dem Charakter des göttlichen Königreichs selbst. Vieles Schöne, was der Verf. über gemeinsame Gebete sagt, beweist noch nichts für feststehende, ohne dafs wir leugnen wollen, dafs diesen ihr relativer Werth bleibt. Es findet sich in diesem Abschnitte Vieles vom Gebete überhaupt, von der Zusammengehörigkeit des Willens und des Gebets, der Vernunft und der Anbetung, was an sich selbst ausgezeichnet tief und zart ergriffen und angeschaut ist, aber nicht in einem festen Zusammenhange mit dem eigentlichen Gegenstande des Verfassers steht.

Dafs der Verf. die Eucharistie sehr hoch stellen, dafs er (eine leichte Mühe) nicht nur die quäkerische Verwerfung, sondern die Zwinglische Vorstellung von einem blofsen Erinnerungsfeste verwerfen würde, liefs sich erwarten und mufs als das Rechte angesehen werden. Aber der Verf. ist auch mit Calvin und Luther nicht einstimmig, ohne dafs er, wie sich leicht ergiebt, den eigentlichen Sinn beider Lehrvorstellungen und ihren Unterschied mit gehöriger Schärfe auffafst. Er bemüht sich mit durchaus vergeblicher Anstrengung, dem Sacramente des Abendmahls den Charakter „eines eucharistischen Opfers (auch commemorative sacrifice genannt) beizulegen," und stützt dies auf die Analogie desselben mit dem Passahopfer, welches ja auch eine durch ein Opfer vollbrachte vollständige Befreiung feire, und doch selbst als ein Opfer fortbestanden habe (S. 92), und er übersieht, dafs gerade insofern, als das Passah ein Opfer war, es auf eine *unvollständige* Befreiung, nämlich auf eine aus leiblicher Knechtschaft, zurücksah, während das Opfer Christi, nachdem es eine ewiggültige Erlösung vollbracht, schlechterdings kein nachfolgendes Opfer, als das geistliche Selbstopfer der Gemeine, weiter zuläfst. Aus diesem Gesichtspuncte erkennt er es auch als nothwendig an, dafs „priesterliche Hände" das Sacrament verwalten. (I must suppose those hands to be, in some sense of the word, sacerdotal). Und so kommt der Verf. zu einer Annahme eines „Melchisedechischen Priesterthums" im Neuen Testament, wodurch er seine Lehre vom geistlichen Amte in der Kirche unterbauen will. Zur Widerlegung dieser schwebenden, schriftwidrigen und unprotestantischen Ideen sagen wir nichts, weil es auf keinem Puncte in dem Werke des Verf.'s mehr von selbst in die Augen springt, wie sich seine Geringachtung des „reinen Protestantismus" gerächt hat, und weil es schmerzlich ist, wahrzunehmen, wie ein in vieler Hinsicht so unabhängiger Geist hier gebunden ist durch mystisch-klerikalische Lieblingsideen, welche nur durch das nicht Reine in der Tradition der anglicanischen Kirche, und zwar das Nämliche, was den Puseyismus hervorgerufen hat, ihm mitgetheilt werden konnten, während die anglicanische Liturgie selbst einen viel reineren schriftmäfsigen Gesichtspunct vom Sacramente des Abendmahls (das nichts weniger als ein Opfer, sondern vielmehr eine mit neutestamentischer Gnade verbundene Opfermahlzeit ist) aufstellt. Rec. verweiset in dieser Beziehung auf die Vergleichung der anglicanischen und der schottisch-bischöflichen Liturgie in seiner Schrift die Kirche von Schottland Th. I. S. 281 u. f. Nur das werde noch erwähnt, dafs der Verf. den schiefen Gedanken ausspricht, der römische Katholicismus und der Protestantismus seien

Digitized by Google

darin Eins und abweichend von der wahren katholischen Kirche, dafs sie beide das alleinige Opfer Christi am Kreuz in Hintergrund stellten, die Protestanten dadurch, dafs sie den persönlichen Glauben überschätzten; während es jedem Kenner des wahren Protestantismus bekannt ist, dafs die ewige und einzige Gültigkeit und Fortwirkung des Opfers Christi am Kreuz die Seele des calvinischen Lehrbegriffs ist, und während Luther die Bedeutung des Sacraments (freilich mehr vom Standpuncte der Selbstmittheilung Christi) so objectiv fafste, dafs man eher sagen könnte, seine eigne Lehre vom Glauben sei hier zu sehr zurückgetreten.

Nach dieser Vorbereitung kann es uns nicht mehr auffallend sein, wie der Verf. vom kirchlichen Amte denkt, und dafs er es für ein bleibendes Merkmal der allgemeinen Kirche ansieht, dafs es in ihr ein geistliches Amt gebe, „gegründet auf das Bischofthum und im Besitze der Macht zu absolviren." Wie seine Lehre von der Taufe den Mittelpunct seiner dogmatischen Theologie ist; so die vom geistlichen Amte als Bischofthume der Mittelpunct seiner praktischen. Die positive Begründung dieses Satzes geht davon aus, dafs Absolviren immer als das Höchste in dem christlichen Kirchenamte sei betrachtet worden, und auch diejenigen, die das Predigen als das wichtigste oder einzige Werk eines Dieners Christi betrachteten, thäten dies nur insofern, als sie in der Predigt die Absolution sähen. Schon dieser Satz ist schief. Predigen und Absolviren (wie man auch das letztere, insofern ein Diener Christi es vollbringt, ansehe) sind zweierlei; Predigen ist die wörtliche Verkündigung des Rathes Gottes mit dem Menschengeschlechte, wie sie auch jeden Einzelnen angeht; Absolviren ist die Anwendung des göttlichen Worts auf den Einzelnen, der Beruhigung wegen specieller Sünden sucht. Beides beruht auf dem göttlichen Worte und dem Vertrauen auf den bei der Bezeugung und Anwendung desselben durch seinen Geist mitwirkenden Herrn. Wer nun die Herrlichkeit und Lebensfülle des Worts und die die Predigt desselben begleitende Gnade erwägt, kann unmöglich die Predigt, sowie der Verf., als blofs zur Unterstützung der Absolution bestimmt ansehen, und als Etwas, welches für sich einen geringen Werth habe, noch sich durch den den Aposteln (Joh. 20, 22. 23.) gegebnen Auftrag berechtigt halten, das Administriren der Sacramente und das Absolviren für die dem Predigen vorgehende Hauptsache des geistlichen Amts zu erklären. Dem Verf. aber, der wohl fühlt, dafs, wenn Predigen die Hauptsache sei, die Ableitung alles geistlichen Amts vom Bischofthume viel schwieriger sei, verbirgt sich diese wichtige evangelische Wahrheit, und nun glaubt er schon aus der langen Dauer und allgemeinen Anerkennung des Bischofthums die Göttlichkeit desselben zu beweisen; und es versteht sich, dafs er das Bischofthum nicht etwa als gleich bedeutend mit dem Pastoramte, sondern als das Amt der Aufseher über eine Diöces ansieht, vor welchen jeder andere Kleriker nur ein Delegirter sei. Auch Schweden und Dänemark müssen hier seinen historischen Beweis vervollständigen, und er bemerkt nicht, dafs diese ganz auf das Lutherthum gebauten Kirchen unmöglich seinen Gedanken in dem Sinne beweisen können, als er ihn geltend machen will. Der Verf. verzichtet darauf, tüchtige Schriftgründe für das Bischofthum in seinem Sinne beizubringen, und legt das merkwürdige Bekenntnifs ab S. 185: „Ich gebe zu, dafs, wenn die Apostelgeschichte mir vorgelegt, und von mir verlangt würde, aus ihr allein zu zeigen, welches das Amt der Aufseher (Bischöfe) als ein von dem der Presbyter verschiedenes war, ich die Aufgabe als hoffnungslos von mir weisen würde. Auch meine ich nicht, dafs wenn ich zu den Winken, die dies Buch enthält, alles hinzufügen dürfte, was ich in Bezug auf diese Namen aus den Briefen zusammenbringen könnte, ich viel mehr ausrichten würde;" und wirft nur die Frage auf, ob denn nicht vielleicht das Wort Presbyter zuweilen einen Vorsteher mehrer Gemeinen bedeuten könne, eine Frage, die, selbst wenn sie bejaht würde, was sie schwerlich kann, ihn nicht weiter brächte. Aber er glaubt sichren Boden zu gewinnen, wenn er sich auf das Amt der Apostel zurückzieht, und eine Fortsetzung dieses Amts in dem der Bischöfe als nöthig fordert. Hier wird merkwürdiger Weise übersehen, wie die Bestimmung der Apostel für die Völker und ihr Nichtberuf zur Verwaltung von Diöcesen die Betrachtung des Bischofthums als der alleinigen Fortsetzung dessen im apostolischen Amte, was fortgesetzt werden kann, durchaus unstatthaft macht; während auf der anderen Seite alle Entwickelungen des Verf.'s über die Vortrefflichkeit des Episcopats auch nicht einen Schatten von Beweis lie-

Digitized by Google

fern, dafs in einem geordneten geistlichen Amte, wie die lutherische und die reformirte Kirche es fordern und es haben, nicht eine eben so wahre Fortsetzung des apostolischen Lehramts als in dem griechischer, römischer oder anglicanischer Bischöfe gegeben sei. Diese Anerkennung jener freier gefafsten, wesentlichen Succession, die in der Identität der Lehre und in dem ordentlichen Kirchenberufe liegt, wird auch den besseren Anglicanern viel schwerer, als sie ihnen nach dem verständligen und billigen Art. 23. ihres Bekenntnisses werden sollte, und doch dürfen wir sie versichern, dafs erst die volle Anerkennung unseres Kirchenamts und unserer Ordination vermögen wird, der anglicanischen Kirche das entschiedne Vertrauen von Seiten unserer Kirchen zuzuwenden, das gleichgültig zu entbehren doch auf keinen Fall eine ächtkirchliche Gesinnung sein könnte. — Die römische Vorstellung vom Klerus weiset der Verf. strenge zurück als die von einem stellvertretenden (vicarial), da die wahre Kirche nur einen repräsentirenden (representative) kenne. Jene sehe den Herrn und das Haupt der Kirche als abwesend an, während der richtige Begriff den Herrn als gegenwärtig ansehe und durch seine festgestellten Organe verkehrend mit der gesammten Kirche. Nun ist es wahr, dafs die äufserste hierarchische Folgerichtigkeit des römischen Systems jene Abwesenheit des lebendigen göttlichen Königs in sich schliefst. Aber auch die repräsentative Vorstellung des Verf.'s, wenn sie so gefafst wird, dafs das Evangelium noch keine Realität hätte ohne die Stimme des die Absolution aussprechenden Dieners (Th. 2. S. 195), ist nahe daran, die Hoffnung der Seligkeit und den Trost der Gnade in einer Weise von der Wirksamkeit des Klerikers abhängig zu machen, welche mit dem grofsen Grundsatze des Evangeliums, dafs der Glaube aus der Predigt (der ἀκοή) komme, und dafs der Glaube gerecht, und in seiner Auswirkung als Bekenntnifs durch Wort und That selig mache, nicht in Uebereinstimmung steht. — Die Bemerkungen dieses Abschnitts von allgemeiner apologetischer Natur, welche vorzüglich gegen den Quäkerstandpunct, aber auch jeden sectirisch-schwärmerischen, gerichtet sind, und den Werth der Ordnung und Organisation in einer geistlichen Gemeinschaft betreffen, sind grofsentheils treffend und geistvoll; hierhin rechnen wir namentlich die, dafs die Quäker (und dies pafst auch auf viele Geistschwärmende unserer Tage) die Person des heiligen Geistes, die sich als solche am Pfingstfeste offenbart habe, verwechseln mit dem unvollkommenen und mit Unreinem vermischten Geistesleben in den religiösen Individuen.

Nach den beiden unprotestantischen und unschriftmäfsigen Abschnitten über Eucharistie und geistliches Amt thut es wohl, dem Verf. bei der Beschreibung des, ihm letzten, Merkmals der allgemeinen Kirche, der heiligen Schriften, auf reinerem Wege, unter lichterem Scheine des Wortes selbst, von dem er spricht, zu begegnen. Zwar wirkt seine Ansicht vom geistlichen Amte an einzelnen Puncten nachtheilig auf die vom Verhältnisse der Schrift und Kirche ein (wie S. 230), zwar stellt sich das protestantisch-christliche Ergebnifs, wonach das Verhältnifs der die Schrift lesenden Glieder und der die Schrift auslegenden Lehrer der Kirche, ein gegenseitig, nur von verschiedenen Puncten aus, in der Schrifterkenntnifs und Schrifterfahrung förderndes sein müsse, nicht völlig rein heraus. Auch die in England so vielfach behandelte Frage nach dem Rechte des Privaturtheils, welches der Vf. irrig als ein schlechthin unberechtigtes ansieht, indem er es mit dem selbstischen Eigendünkel verwechselt, löst der Verf. nicht glücklich, weil das Privaturtheil ja wirklich das Recht der individuellen Vernunft ist, auf Ueberzeugung Anspruch zu machen und zu warten, worin denn gar kein Recht liegt, das Urtheil der Kirche, als eines lebendigen Ganzen, zu vernichten, sondern nur das menschliche Recht, sich von ihm zu trennen, wenn der freie Anschlufs dem Einzelnen auf seiner unvollkommenen oder verfehlten Entwickelungsstufe nicht möglich sein sollte. Dies zwar ermangelt beim Verf. hinreichender Klarheit. Dagegen das, was er über die Nothwendigkeit sagt, den Begriff und die Thatsache des göttlichen Königreichs schon vorauszusetzen, wenn man die Schrift im rechten Lichte sehen wolle, so nämlich, dafs der Glaube an den Menschgewordenen Mittler immer schon dem vollen Bibelverständnisse vorausgehe, was er über Inspiration, über das Verhältnifs von Bibel und Literatur, über die Unmöglichkeit, auch nur die letzte ohne Gelehrigkeit und reine Empfänglichkeit aufzunehmen, was er dann über Wunder und ihr wesentliches Verhältnifs zu der Thatsache der Menschwerdung, wie sie von dieser aus natürlich seien, nur ein Hinwegziehen des Schlei-

Digitized by Google

ers, der über des grofsen Einen Wirken im gewöhnlichen Weltlaufe hängt, was er über die Evangelien sagt, und dafs sie, unter Freilassung aller Kritik, selbst als Wunder, psychologisch-literärische Wunder, dastehen und sich bleibend als wahr bewähren: dies ist fast durchweg vortrefflich, und zeigt, wieviel der Verf. auf solchen Gebieten leisten würde, wenn er es über sich gewinnen könnte, sie in reinerer Sonderung vom metaphysischen und praktischen und mit mehr Eingehen in das Concrete zu behandeln.

Das fünfte und letzte Kapitel des zweiten Theils ist dem Verhältnisse zwischen Kirche und Nationalität, soweit sie den Staat in sich enthält, gewidmet. Hier täuscht der Verf. die Erwartungen, die man von dem geübteren politischen Blicke des Engländers hegen konnte, keinesweges, und hält sich freier von einem beschränkten anglicanischen Standpuncte, als einiges Vorhergehende befürchten liefs. Maurice geht von dem Gedanken aus, dafs das göttliche Gesetz, wie es in Israel das Wesen des Staats feststellte, bleibende Bedeutung habe für jede Nation, die den Gott Israels und den Sender Christi als den einigen und wahren Gott anerkenne, und zu dieser Anerkennung seien alle Nationen berufen. Dieses Gesetz nach seinem moralischen Inhalte fasse eben die Grundlagen jedes religiösen Nationallebens ins Auge, und daraus ergebe sich für ein christliches Volk die Pflicht, diese und keine anderen Grundlagen für sein moralisch-gesetzliches Nationalleben anzuerkennen. Von diesem Gedanken aus gewinnt der Verf. einen Gesichtspunct zur Anerkennung der zehn Gebote als gültig in einem christlichen Volke, der verschieden ist von dem gewöhnlichen auch unter uns herrschenden, dafs sie nur das allgemein Sittliche der Menschheit aussagten, woraus denn sogleich die Neigung folgt, den Inhalt als anders denn durch Gewissen oder Philosophie schon hinlänglich gegeben anzusehen, und damit gerade die nationale Bedeutung aufzugeben. Der Verf. sagt: sie sind nicht allgemein menschlich, sondern sie sind national, und eine jede Gott als den Herrn anerkennende Nation, als solche, mufs diese Heiligung des göttlichen Namens, den Ruhetag, die Ehrerbietung vor den Eltern, die Ehe, die Wahrhaftigkeit vor Gericht u. s. w. als göttliche und als sie angehende Gebote betrachten. Rec. ist überzeugt, dafs der Grundgedanke des Verf.s richtig sei, und dafs er, wofern nur die moralisch-politische Wissenschaft nicht abläfst, den innersten Sinn dieser Gebote und ihre Bedeutung für die Lebensverhältnisse immer tiefer zu durchdringen, er auch von jedem harten oder kleinlichen Judaisiren frei gehalten werden kann. Sehr richtig legt der Verf. wiederholt einen Nachdruck darauf, dafs das Christenthum die Nationalitäten anerkenne, wobei er freilich den Einflufs des Bischofthums auf die Bildung der mittelalterlichen Staaten nach seinem Werthe überschätzt. Sehr ausführlich beschäftigt er sich mit der Quäkerischen Verwerfung des Krieges, des Eides, der Strafen, und zeigt mit Glück, dafs alle diese Dinge, unter der Voraussetzung der Nationalitäten, als von Gott gewollt, nicht blofs als menschlich klug und nothwendige Uebel, sondern göttlich recht und gut zu betrachten seien. „Das Gesetz protestirt gegen das Böse, das Evangelium rottet es aus." Schön spricht er darüber, dafs die Vertheidigung der Nationalehre recht vor Gott sei, und bekämpft bei dieser und anderen Gelegenheiten denjenigen Handelsgeist, der nicht verstehe, den Handel selbst aus anderen als irdisch-selbstischen Grundsätzen zu betrachten. In diesem Zusammenhange vertheidigt er denn auch das Kircheneigenthum und die Verbürgung desselben durch den Staat, wobei freilich die Fragen nach Art der Erwerbung, Umfang, Vertheilung noch unerörtert bleiben. Von diesen Grundsätzen aus bekämpft er die einseitigen Systeme über das ganze Verhältnifs. Die Covenanter tadelt er als Theokratisten, die mehr ein jüdisches als ein christliches Gemeinwesen hätten aufrichten wollen, indem sie den falschen Gottesdienst durch Strafen und Gewalt auszurotten für Recht hielten. Er bezeichnet die Nonjurers sehr gut als solche, die das kanonische Recht für die Kirche gehalten hätten, und den König für berufen, die Feinde dieser zu strafen. Er verwirft, wie sich erwarten läfst, den Separatismus im Sinne des Systems von Vinet, nach welchem eine absolute Trennung von Staat und Kirche sein soll, und weist recht gut darauf hin, dafs, eine solche vorausgesetzt, der Staat sich dessenungeachtet um die Meinungen der Menschen werde bekümmern wollen und müssen, und dann auf eine um so bedenklichere Weise.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

The kingdom of Christ; or hints to a quaker, respecting the principles, constitution and ordinances of the catholic church. By Frederick Denison Maurice.

(Schluſs.)

Er verwirft die Richtung derer (und hier sind wohl vorzüglich die Puseyiten gemeint), welche, die Kirche im römischen Reiche zum Muster nehmend, die Blüthe derselben in einem Hinwegsehen von aller Verschiedenheit der Nationalitäten und Staaten suchen, und deckt bei dieser Gelegenheit die Schwäche auf, die Kirchenväter zu überschätzen, vorzüglich insofern gerade sie durch Stellung und Bildung unfähig gewesen seien, das Vorbild des Nationalen im Alten Testamente zu verstehen, weswegen sie unklar allegorisirt hätten. Man freut sich hier über diesen gesunden protestantischen Blick und Protest des Verfassers. Die Herstellung kirchlicher Disciplin erwartet er nur von einer herrschend gewordenen Empfänglichkeit der Völker für eine solche mildere Strafgewalt, trifft aber hier den Hauptpunct nicht, insofern er die kirchliche Disciplin theils nicht als Aufgabe der Localgemeinen faſst, (denn gerade das Ehrgefühl von diesen erfordert sie), theils ihren wesentlichen Unterschied von aller eigentlichen, d. i. politischen Strafgewalt nicht klar erkennt. Wenn er gegen die neueren Politiker und deren Theorieen von Nationalerziehung kämpft: so meint er vorzüglich die auf überwiegend industrielle Erziehug ausgehenden Vorschläge. Daſs das religiöse Element alle Volkserziehung durchdringen müsse, wird dem Verf. durch einen Sprung nur allzurasch zur Behauptung, daſs ein nationaler Klerus allein das Heil der künftigen Generationen verbürge. Sieht man hierin nur den Grundsatz, daſs die Regierung sich der Wirksamkeit solcher geistlichen Religionslehrer in allen öffentlichen Schulen vergewissern müsse, die die Hauptgrundsätze des Christenthums mittheilen: so ist hierin entschiedene Wahrheit; aber weder folgt hieraus, daſs der Staat jene Hauptgrundsätze ausschlieſslich nur in der einen Kirchenpartei anerkennen könne (der christliche Staat steht vielmehr über den Kirchenparteien als solchen und bleibt doch ein christlicher), noch ist abzusehen, warum dem Klerus als solchem ein weiterer Einfluſs als der ihm von wegen der Religionslehre zukommt, einzuräumen wäre. Wir haben oben schon bemerkt, daſs wenn der Verf. die deutschen Grundsätze und Institute besser kennte, er hier einen freieren Standpunct fassen würde. Wer erkennt hier nicht die Wurzel aller Hindernisse, die sich den Engländern bei Förderung der Nationalerziehung in den Weg legen! — Zuletzt spricht der Verfasser über die Erwartungen der Wiederherstellung der Juden und der Errichtung des Milleniums, wie viele englische Schriftleser sie unter verschiedenen Gesichtspuncten hegen. Der Verfasser äuſsert sich hierüber eben so besonnen als gemäſsigt nach beiden Seiten hin. — Mit einem Blicke auf die Anmaaſsungen der römischen Curie sagt der Verfasser: „Jemehr ihr die Leute dahin bringt, Kirchenmänner (churchmen) zu sein: desto wirksamer befreit ihr sie vom Papstthume." Indem wir dies im besten Sinne acceptiren, müssen wir uns weniger wundern, als es beklagen, daſs ein so die Kirche in ihrer Reinheit wollender Schriftsteller auch nicht ein Wort fallen läſst von der organisirten Mitwirkung der Laien zum Ausbau der Kirche.

Diese Bemerkung bahnt uns den Uebergang zum *dritten Theile*, einer Darstellung der englischen Kirche und der Systeme, in die sie sich getheilt hat. Dieser bei weitem kürzeste Theil hat zwei Kapitel. Das erste handelt von der englischen Kirche im Allgemeinen und sucht ihr Eigenthümliches als vorzüglich, ja am vollkommensten, in Vergleich mit anderen Kirchen, die Merkmale der allgemeinen an sich tra-

Digitized by Google

gend darzuthun. Das zweite handelt von den englischen Systemen, und bespricht ihre mögliche und wünschenswerthe Ausgleichung.

Wenn der Verfasser im Anfange des ersten Kapitels die Frage aufwirft: „Sind die Merkmale einer allgemeinen und geistlichen Gesellschaft in England vorhanden?": so sieht man leicht, dafs die Frage, um nicht allzu bescheiden zu sein, den Sinn haben mufs: da sie anderswo nicht ganz und rein vorhanden sind, welche Gründe haben wir anzunehmen, dafs sie bei uns ganz und rein gefunden werden? Nun kann der Verfasser nicht sagen, dafs die sechs Merkmale in anderen christlichen Kirchen nicht seien, sie sind vielmehr (etwa mit theilweiser Ausnahme feststehender Liturgieen) in den protestantischen, wie in der griechischen und römischen Kirche vorhanden. Was giebt nun der englischen den Vorzug? Der Verfasser sagt, der Sinn, in welchem sie diese Merkmale versteht und anwendet, und dieser Sinn werde durch die Liturgie und die Artikel aufgeschlossen. In Ansehung der Liturgie acceptirt der Verfasser alle die Vorwürfe, die derselben seit der Reformation von den Dissentern gemacht worden, den von Zusammenfallen der Taufe und Wiedergeburt, den von dem priesterlichen Charakter der Kleriker, von der vorausgesetzten Mittheilung besonderer Geistesgaben durch die Ordination u. s. w. — Diese Vorwürfe acceptirt er als Beweis der Vortrefflichkeit des Sinnes der Kirche, indem er voraussetzt, dafs der Werth dieses Sinnes schon im Vorigen bewiesen sei. Dennoch müssen wir gestehen, dafs diese stolze Haltung gegen die Dissenter, mit welcher er keinen vermittelnden, versöhnenden Punct oder Linie aufsucht, und das bezügliche Recht der Gegner schlechthin verkennt, gegen das Ende des Werks einen verletzenden Eindruck macht, für uns natürlich um so verletzender, als wir an so vielen Puncten die Schwäche von Beweisführungen des Verfassers glauben dargethan zu haben. Die mildeste Erklärung dieser Erscheinung ist ein nicht hinreichend gründliches Eingedrungensein in den innersten Sinn der Dissenter, der, neben grofsen Einseitigkeiten, des Achtungswerthen soviel enthält. — Was die 39 Artikel betrifft: so erklärt sie der Verfasser als ausschliefslich für die sich auf das geistliche Amt Vorbereitenden bestimmt, und will ihnen dadurch ihre constitutive Bedeutung für die englische Kirche verringern (S. 472). Wir können diese Wendung nicht in der Geschichte begründet, um nicht zu sagen, nicht ganz ehrlich, finden, denn was will eine Unterschrift von Seiten der Geistlichen Anderes sagen, als dafs dies und nicht das Entgegenstehende Lehre der Kirche sei? Der Verfasser findet indefs die Artikel selbst höchst weise, indem er behauptet, das calvinische und römische System sei durch sie ausgeschlossen, aber das Wahre in dem calvinischen, lutherischen und katholischen Principe sei darin wohl erhalten. Nun kann man zugestehen, dafs die Mäfsigung, Einfachheit und Kürze der Artikel in Bezug auf die Umstände, unter denen sie entstanden, und zum Behufe kirchlicher Ordnung, nicht geringes Lob verdient, und man wird sich doch nicht versucht fühlen, diese Beschaffenheit der Artikel der englischen Kirche in solchem Grade zur Gerechtigkeit und zum Vorzuge anzurechnen als der Verfasser. Denn sind andere Glaubensbekenntnisse in systematisch-dogmatischer Entwickelung zu weit gegangen: so war doch das Streben der Kirchen nach einer allseitigen Durcharbeitung wahrer Grundsätze an sich achtungswerth. Die englische Kirche, wie das englische Symbol, hat auf der anderen Seite vielleicht zuviel in sich geborgen und Manches zu unbestimmt gelassen. Dafs sich namentlich über das geistliche Amt eine ausschweifende und steife Successionstheorie eben sowohl mit den Artikeln vereinigen zu können glaubte, als eine gesunde Ansicht von dem Werthe des Bischofthums: dies begründet weniger einen Vorwurf gegen die Artikel, als es auf jeden Fall ein Schwanken und Zurückbleiben eines Theils der Kirche, ungeachtet des protestantischen Princips der Artikel, auf einem mittelalterlichen Boden beweist.

Der Verf. behauptet, das Dasein der wahren allgemeinen Kirche sei unauflöslich verknüpft mit den bürgerlichen Gründungen der englischen Nation. Er mufs dies behaupten nach seinen Vorausnahmen, und er darf es, in gewissem Maafse, nach unserer Ueberzeugung. Aber die Frage ist nur, wie vag? Und ob unter denjenigen politischen Berechtigungen des Klerus, als hier gelten, und einer so schroffen Trennung von den Dissentern, als die Kirche bisher beobachtet hat? Hierauf geht der Verfasser nicht ein. Er

Digitized by Google

sieht in der englischen Reformation wenig mehr als die Unabhängigmachung der englischen Kirche und Nation von Rom, und die Anordnung eines allgemeinen Gottesdienstes, ohne unnützer Weise die Einheit eines Lehrsystems anzustreben. Aber der Verfasser übersieht, oder er erwähnt nicht, dafs gerade diese Einheit des Gottesdienstes und die Art sie handzuhaben, doch soviel Drückendes, soviel nicht Einigendes hatte, dafs hieraus sich die Abweichungen der Puritaner entwickelten, die vielleicht durch eine rechtzeitige Nachgiebigkeit auf dem Grunde allgemeiner Lehrgrundsätze in der Kirche hätten erhalten werden können. Am Schlusse des Kapitels giebt der Verfasser eine Schilderung von der falsch-politischen Beförderung des Kirchenwesens, welche seit der französischen Umwälzung in England eintrat, die so anschaulich und nicht nur geschichtlich bemerkenswerth, sondern auch verwandte Richtungen so gut bezeichnend ist, dafs wir das Wesentliche daraus hier mitzutheilen uns erlauben:

S. 498: „Darauf kam die französische Revolution mit ihren Schrecken und Warnungen. Der Klerus fing an sich weniger als blofsen Theil einer veralteten Maschine für unverständliche Zwecke zu fühlen; als nöthiger für das Gemeinwesen. Die Aristokratie begann ihn in diesem Charakter anzuerkennen. Ihre Zweifelsucht verschwand, und sie sprach von der Religion und ihren Lehrern mit vieler Achtung, als welche solchen Einflufs von Furcht und Hoffnung ausübten, durch den Eigenthum und Regierung Sicherheit erlangten. Dies war der neue Ton, der durch den Charakter und den Schutz Georg des Dritten und die Furcht vor französischer Auflösung populär wurde. Man kann ihn nicht einen gar erhabenen nennen. — Hiemit (mit allerlei nützlichen Richtungen) verband sich (von Seiten eines Theils des Klerus) eine Neigung, Gewohnheiten und Verfahrungsarten aufrecht zu halten, blofs weil sie da waren; — eine Beruhigung bei den Grundsätzen der Gesellschaft, auch wenn sie höherer Moralität zu widersprechen schienen; eine grofse Unduldsamkeit gegen Enthusiasmus und Mysticismus und Alles, was nicht auf einmal unter die Regeln der Convention oder offenbaren Nutzens zu bringen war; Verdacht gegen irgend grofse Anstrengungen thätiger Tugend und Selbstaufopferung; ein Gefühl, dafs die Kirche verbunden sei, mit der Aristokratie zu sympathisiren und über ihre Sünden hinwegzusehen, um der Aufrechthaltung guter Ordnung unter dem Volke willen; ein starkes Bewufstsein von dem Dienste, den Unterthanen ihren Herrschern schuldig sind, ohne irgend ein entsprechendes von dem, welchen die Herrscher ihren Unterthanen schulden; eine Neigung, die Vorrechte der Geistlichen zu behaupten vorzüglich dadurch, dafs es als Rohheit betrachtet wurde, dafs irgend ungläubige Ansichten in ihrer Gegenwart geäufsert würden; eifriges Sorgetragen für eine Staatsunterstützung der Religion, weil es auf andere Weise nicht leicht sein würde, die Mode und Meinung der Welt auf ihre Seite zu bringen; ein heftiger Widerwille gegen die Dissenter als Störer der Ruhe und Regelmäfsigkeit der Gesellschaft und als Einführer von etwas Gemeinem in die Religion; ein gewisser Zorn und Beunruhigung bei Entdeckung irgend neuer Zweifel in Betreff der englischen Kirche und des Christenthums, die nicht sogleich beseitigt werden konnten durch Anwendung der Beweisgründe für Kirchengründungen in Paley's Moralphilosophie, und für das Evangelium in dessen Erweise des Christenthums."

Diese Stelle haben wir auch deshalb angeführt, weil eine solche aristokratisch-politische Kirchlichkeit nicht wenig die neuere Entwickelung einer tieferen Ansicht und Empfindung in der englischen Kirche erklärt und sie zum Theil rechtfertigt.

Das zweite Kapitel stellt zusammenfassend die drei jetzt in der englischen Kirche mit einander kämpfenden Systeme dar, deren einzelne Elemente das Buch selbst an verschiedenen Puncten beleuchtet hat: das liberale, was stark dem deutsch-politisch-rationalistischen nahe kommt; das evangelische, dessen Art, vom Verfasser bezeichnet zu werden, wir mehrmals auseinandergesetzt haben, ohne ihm ganz beipflichten zu können, und endlich das anglokatholische, welches das Altkirchliche nicht nur weit über das Nationalkirchliche setzt, sondern auch auf gut Tridentinisch, ja äufserlicher, als das Tridentinum selbst, Bufse und gute Werke, ohne die rechtfertigende Kraft des Glaubens, als den Weg zum Himmel ansieht. Da der Verfasser auf diesen letzteren Standpunct nicht ausführlich eingeht: so haben auch wir

Digitized by Google

keine Veranlassung dazu; so wie auch in der Sache selbst, wie schon bemerkt, für uns nicht der Reiz einer ausführlichen Erörterung liegt. Der Verfasser klagt alle drei Systeme der Einseitigkeit an. Er will Erhebung über das Parteiwesen, er will Versöhnung durch Hinblick auf Christus, den Herrn selbst, und seine Stiftungen. Er will Vereinigung alles Wahren, Sammlung aller Kraft, auf die christliche Menschheit zu wirken, durch Anerkennung des Gnade und Leben mittheilenden Hauptes der Menschheit. Aber statt nur den Irrthum und den Sectengeist und die Selbstsucht zu bekämpfen, klagt er das Dasein der Parteien, das Streben nach systematischer Erkenntnifs selbst an, und spricht am Schlusse selbst die Furcht aus, seine eigenen Ansichten könnten wieder zu einem Systeme hinführen. Mit Ernst beklagt er die Fehler, die Sünden, die in dem Namen des Bischofthums in Irland, in Schottland seien begangen worden. Aber wenn er, selbst von einem einseitig bischöflichen Standpuncte, „die äufserste Unzulänglichkeit des Presbyterianismus, ein nationales Leben aufrecht zu halten" als etwas durch das Beispiel von Schottland klar zu Tage Liegendes angiebt; wenn er zu verstehen giebt, in diesem Zeitpuncte möchte es wohl dem schottischen Bischofthum gelingen, sich als die ächte kirchliche Gründung, als die eigentliche Kirche darzustellen: so hat er zwar vor dem merkwürdigen Ereignisse von 1843 geschrieben, welches sich mehr als eine Erneuerung denn als eine Auflösung des Presbyterianismus in Schottland darstellt. Aber auch so hätte ihm diese Aussicht und Hoffnung nicht in den Sinn kommen können, wenn nicht auch er ein Beispiel davon wäre, dafs die geistvollsten Engländer an ihrer Stellung innerhalb einer Partei eine schwer zu überwindende Schranke für richtige Auffassung der anderen haben. Das Buch schliefst mit einem ernst gesammelten Rückblick auf das Einigende und Grofse, was es angestrebt, und mit dem tiefen Gefühle, dafs diese Bestrebung nur zugleich mit der Selbstdemüthigung, der Bufse, der reinen Gesinnung Aller zum Ziele führen könne.

Das Werk, dessen Beurtheilung wir hiemit beschliefsen, kann bei den kirchlichen Parteien in Grofsbritannien als solchen keinen Beifall erhalten; in dieser Hinsicht wird es der Schrift des Ministers Gladstone, denen von Newman und Pusey und anderen, von der evangelischen Partei ausgegangenen, weichen müssen. Dazu wird, nächst seinem sich über die Parteien stellenden Inhalte, auch seine Form beitragen, der es, obwohl sie höchst correct und gebildet ist, an einer gewissen angenehmen Klarheit mangelt. Dennoch wird es als ein gedankenreiches, selbstständiges, in höchst edler Gesinnung geschriebenes Buch nicht nur Leser gefunden haben und finden, sondern, wie alles Gehaltreiche, auch ohne Geräusch nachhaltig wirken, vielleicht auch in Deutschland. Aber ganz rein wird diese Wirkung weder in dem einen noch in dem anderen Lande sein. Von der Idee reiner Katholicität getragen bestrebt es sich die Kirche so aufzufassen, wie sie nicht erst durch die Reformation geworden sein kann, sondern wie sie immer gewesen sein mufs, wie sie bleiben mufs und werden soll in der Einheit und Selbst*gleichheit* ihres Wesens. Indem es aber aus Scheu vor einem einseitigen Hyperprotestantismus den Grundgedanken der Reformation und des Protestantismus selbst nicht gründlich und frei genug auffafst, verliert es die ewige und zugleich tiefkirchliche Bedeutung des göttlichen Worts in der heiligen Schrift, des göttlichen Zeugnisses und der Verkündigung von dem Heil in Christus in ihrer Leben schaffenden Kraft zu weit aus dem Auge, und überschätzt das Institutionelle und klerikalisch Geordnete in der Kirche. Zwar thut es dies in einem reinen Sinne und vielseitigem Geiste, aber eine altenglische Gebundenheit und Geringachtung anderer National- und Partikularkirchen hat es nicht hinreichend zu überwinden gewufst.

Dr. K. H. Sack.

Digitized by Google

University Library

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

XIII.

1) *Das Princip und die Methode des Aristoteles. Erster Theil, das Princip. Aus Aristoteles typisch dargestellt von Dr. Gustav Müller. Leipzig*, 1844. *Barth.* 169 S.

2) *Kritische Darstellung und Vergleichung der Methoden Aristotelischer und Hegel'scher Dialektik. Erste Abtheilung, die Methodologie der Aristotelischen Philosophie und der früheren griechischen Systeme. Von Dr. Karl Heyder. Erlangen*, 1845. *Heyder. XXII u.* 352 S.

Bei den vielfachen bereits an's Licht getretenen Versuchen, über die sich absolut nennende Philosophie das Schicksal alles Endlichen hereinbrechen zu lassen, ist nicht sowohl die Absicht als die Art und Weise des Verfahrens in Betrachtung za ziehen. Es fragt sich, wie hat man widerlegt und wie mufs man widerlegen? Hinsichtlich des letzteren wird allgemein anerkannt, dafs die wahre Widerlegung nicht sowohl im Niederreissen als im Aufbauen bestehe. Demnach kann auch Hegels Philosophie wirklich widerlegt werden nur durch ein vollendeteres System; und bis dieses nicht geschaffen, wird jene Philosophie immer noch Glauben finden und weit und breit Geltung haben, soviel läfst sich aus dem gegenwärtigen Stand der Dinge mit Sicherheit voraussagen. Ein vollendeteres System, sagten wir, müsse geschaffen werden. Aber was heifst System, was vollendet? sind das mögliche oder unmögliche Dinge? Die Erfahrung zwingt hier zu einer Dichotomie der philosophirenden Individuen. Die Einen behaupten die Möglichkeit der Erkenntnifs des Absoluten, die Andern sagen das Gegentheil. Wer soll den Streit schlichten? Hier giebt es keinen competenten Richter, nur die Parteien können sich richten, par parem judicat. So wenig als der absolute Philosoph es vermag, den endlichen Philosophen zu überzeugen von der Erkennbarkeit Gottes, eben so wenig kann dieser jenem das Gegentheil beibringen, sie sind eben für die Speculation anders organisirte Menschen. Diese Unversöhnbarkeit ist eine durch Tausende von Jahren bestätigte Erfahrung. Solche philosophische Antipoden werden, wie sie es immer gethan, auch ferner Polemik gegen einander üben und dadurch in Einzelheiten sich fördern, aber niemals werden sie in ihren Grundanschauungen sich vereinigen können. Aber was ist dann von der Nothwendigkeit und Allgemeinheit der menschlichen Erkenntnifs zu halten? Diese Bedingungen für die Formen des Wissens bleiben auch bei dem Unterschiede der Individuen eine gültige Forderung; doch nicht um diese, sondern um den Inhalt und die Gegenstände des Wissens handelt es sich hier. Man hat die Forderung einer unmittelbaren intellectuellen Anschauung für die Erkenntnifs des Höchsten eine Zeit lang als Anmafsung angesehen. Hegel wollte dann vermitteln, eine phänomenologische Leiter ansetzen und Allen die Möglichkeit bereiten, das höchste Gebiet zu betreten. Die nachträgliche Erfahrung indefs weis't uns zurück auf das Unmittelbare, auf individuelle Unterschiede. Unsre Ansicht ist demzufolge, dafs Hegel's Philosophie, deren Principien auch wir zur Lösung der wichtigsten Lebensfragen nicht ausreichend halten, doch nur durch ein solches System widerlegt werden kann, das auf gleicher Intention beruht, nämlich auf dem Glauben an die Möglichkeit absoluter Erkenntnifs. Von dieser Seite ist nun, um von der positiven Philosophie zu schweigen, noch wenig zu Tage gefördert; das Wichtigste davon werden wir bei einer andern Gelegenheit besprechen. Desto mehr brachte und bringt fortwährend die andere Seite, von der wir behaupten mufsten, dafs sie die Hegelsche Philosophie gar nicht widerlegen könne. Die von hier aus gemachten Einwürfe betreffen einzelne Puncte und Sei-

Digitized by Google

ten jenes Systems, z. B. die Methode, und es mag wohl sein, dafs dadurch schadhafte Stellen aufgedeckt und etwas Besseres dafür geliefert worden, allein die eigentliche Absicht wurde nicht erreicht, das System im Ganzen und Grofsen erlitt dadurch nicht die geringste Erschütterung. Dies Letztere wird auch den Kritikern nicht entgangen sein. Wo nun Richtung und Ausrüstung der eignen Anlage nicht ausreichen, da liefse sich vielleicht noch aus der Geschichte Hülfe holen. Denn offenbar hat, wie alles Leben, so auch die Philosophie ihren traditionellen Hintergrund; kein Philosoph macht alle seine Begriffe und Anschauungen, er erhält sie zum gröfsten Theil durch Ueberlieferung; aber zugleich entwickelt er doch auch das Ueberlieferte und gestaltet es um, und in dieser Rücksicht scheint in der That die geschichtliche Betrachtung nicht blofs lehrreich und interessant, sondern auch maafsgebend sein zu können. In den vorliegenden beiden Schriften wird der Versuch gemacht, durch ein solches Zurückgehen auf das Geschichtliche der Gegenwart weiter zu helfen.

Dem Verf. von No. 1. ist es Thatsache, dafs wir in Wissen und Leben gegenwärtig ein einheitstiftendes, versöhnendes Princip bedürfen, und dafs die Umrisse eines solchen bereits von Aristoteles gegeben sind; in der Philosophie des Stagiriten sehen wir keinen Zwiespalt zwischen Anschauen und Denken, zwischen Glauben und Wissen, es herrscht dort die Versöhnung solcher Gegensätze. Es ist nun der geschichtliche Ursprung dieses Princips zu erforschen. Bekanntlich giebt Aristoteles in mehreren seiner Schriften als Einleitung eine historische Uebersicht über frühere Leistungen, „um in dem Procefs des Wachsthums (der Wissenschaft) Maafs und Richtung seines eignen Ganges zu finden, den Typus und Lebenspunct des werdenden Ganzen in sich aufzunehmen und den eignen darnach zu determiniren; — und das ist die wahre humoristische Bedeutung seiner Kritik." Der Verf. scheint uns aber auf diese historische Kritik zu viel Gewicht zu legen, wenn er das Princip des Aristotelischen Philosophirens als ein daraus resultirendes betrachtet. Aristoteles hat allerdings die Vorstellung von einer objectiven Entwicklung in der Geschichte, er spricht davon, dafs die Wahrheit die Menschen weiter treibe; allein es dürfte sich doch schwerlich nachweisen lassen, dafs jene geschichtlichen Voraussetzungen ihn zu seiner eigenthümlichen Anschauungsweise, zu der Richtung seines Geistes auf die genauere Erkenntnifs der Arten und Gattungen der Dinge bestimmt hätten. Man mufs wie überall so auch hier der individuellen Bestimmtheit ihr Recht lassen. Von des Verf.'s Ansicht aus ist es ganz consequent, wenn er neben Plato auch die Sophisten als nächste Quellen und Vorläufer des Aristotelischen Princips darstellt. Die aus des Aristoteles Schriften angezogene Kritik der Sophisten und des Plato nimmt den gröfseren Theil der Schrift ein, es soll aus dieser Darstellung wie gesagt das Aristotelische Princip resultiren. Hiergegen kann aufser dem oben Bemerkten noch gesagt werden, dafs eine kritische Betrachtung gar nicht möglich, wenn nicht das Princip der Kritik schon vorhanden ist; eben weil Aristoteles das Frühere *kritisch* betrachtet, mufs er sein Princip schon vorher erfafst haben. Sehen wir nun nach, was Aristoteles durch seine Kritik der Sophisten für sich selbst gewonnen haben soll S. 18—37. Der Verf. sagt es sehr bestimmt S. 28: von den Sophisten her hat Arist. als neues Element der Platonischen Lehre zugebracht die Thatsache der οὐσία als τόδε τί. Dafs nun die Sophisten selbst die οὐσία *nicht* für ein Bestimmtes, in sich Begrenztes und deshalb Erkennbares hielten, und dafs Aristoteles erst sie zu dieser Anerkennung zu bringen suchte, weis't auch der Vf. nach. Aber dann läfst sich doch auf keine Weise mehr behaupten, dafs Arist. die οὐσία als Princip von den Sophisten entnommen; es könnte höchstens gesagt werden, dafs jener durch die Polemik gegen diese zur Erhärtung seines Princips veranlafst worden sei, das Positive, die eigentliche Sache hatte er ohne sie. Die einzig mögliche Weise, die Sophisten mit Aristoteles in scheinbar principiellen und positiven Zusammenhang zu bringen, wäre, wenn man sagte, dieser sowohl als jene hätten die Richtung auf die Wirklichkeit. Und so etwas mag wohl auch dem Vf. vorgeschwebt haben. Allein dabei müfste der grofse Unterschied nicht übersehen werden, dafs nach Aristoteles die Wirklichkeit Wesenheit (οὐσία) hat, nach den Sophisten aber nicht.

Bei der Kritik des Plato S. 38—106 kommt natürlich vorzugsweise in Betracht das Verhältnifs der Ideen zu den wirklichen Dingen und des absoluten νοῦς zur Materie. Der Vf. will Plato und Aristoteles in keiner Weise als Gegensätze (Idealismus — Naturalismus) angesehen wissen, sondern er hält den letzteren für den

Digitized by Google

Vollender des ersteren. Beide haben dieselbe vom Idealen und vom Zweckbegriff beherrschte organische Weltanschauung, ihr Unterschied ist, dafs Aristoteles den Zweckbegriff mehr in's Einzelne durchgeführt, concreter entwickelt hat. Die eigentliche Platonische Erbschaft des Arist. sind die Ideen, jedoch nicht als transscendente Wesenheiten, sondern als den Dingen immanente schöpferische Begriffe (τὸ τί ἦν εἶναι). Hr. M. geht in seiner Verehrung des Arist. so weit, dafs er dessen Philosophie als die vollendete erklären möchte, wenn auch nur erst als Entwurf; die Vollendung dieses ersten Entwurfes soll die organische Weltansicht des Paulus sein. Also Aristotelische Philosophie und Christenthum sollen sich verhalten wie Entwurf und Vollendung?! Dann wäre allerdings durch Christus nichts Specifisches in die Welt gekommen. Der Vf. hat offenbar in Aristoteles etwas Fremdartiges hineingetragen, und wir können dies leicht und bestimmt nachweisen. S. 51 finden sich folgende Worte über die Platonische Gotteslehre als Urtheil des Aristoteles: „Er findet in dem Platonischen δημιουργός eben nur einen Werkmeister, einen θεὸς ἀνθρωποειδής. Der Platonische Gott behält Alles in sich, er schafft nicht, er schöpft nicht aus sich, er offenbart sich nicht. Indem er der Welt nur zusieht, nachdem er ihr die erste Gestalt und den ersten Impuls gegeben, wird diese ein Mechanismus und er ein Jenseitiges." Dieses zugegeben, aber wie, fragen wir, kommt denn Aristoteles über den Hiatus zwischen Gott und Welt hinweg? Der Verf. giebt darüber folgende Auskunft. Das Wesen Gottes des absoluten Geistes ist, sich zu offenbaren (dieser Ausdruck findet sich wohl zuerst bei Hegel!); wie er's hat, so schafft er's, haben und wirken sind bei ihm Eins, wie bei der Quelle, die von selbst sich ergiefst, ohne sich zu erschöpfen, es ist ihr so gemäfs, sie will sich blofs genügen; Gott wirkt rund und rein und unerschöpflich aus sich selbst, S. 46. 84. Das Mangelhafte bei Aristoteles ist, dafs er die Materie noch nicht ganz beseitigt; indessen sie ist ihm doch auch nur ein Bedürftiges, sie hat sich dem Zweckbegriffe nur hinzugeben, sich zu fügen; Arist. ignorirt (?) sie zuletzt ganz; sie kommt bei Allem zu spät, bei Allem nur hinzu. Aber (jetzt kommt's von der schlimmeren Seite) überwunden in ihrem eignen Sein war sie deshalb noch nicht, und dies war auch unmöglich (!), so lange nicht Gott selbst erklärt (?) hatte, dafs er auch in dem Nicht-Begriffenen (?) dem Geiste als Geist gegenwärtig und durch den Glauben auf jedem Puncte gefunden werde, S. 44. Soweit die freie und anschauliche Uebertragung des Verfassers. Jetzt wollen wir uns nach den Belegstellen umsehen und sie etwas mehr wörtlich wiedergeben. Dafs der reine Geist nach des Arist. Ansicht sich von Natur offenbaren müsse, hat der Verf. nicht durch Citate nachgewiesen, vermuthlich deshalb, weil sich darüber bei Arist. nichts findet. Der Gott des Arist. ist ferner kein schaffender; der Verf. führt dafür an aus dem elften Buch der Metaphysik: ἐνεργεῖ δ' ἔχων, und übersetzt dies: wie er's hat, so schafft er's; allein nach dem Zusammenhang der ganzen Stelle haben die Worte nur diese Bedeutung: Gott befindet sich nicht in einem blofsen (passiven) Zustande, sondern er ist thätig. Es fragt sich nun, von welcher Art diese Thätigkeit Gottes sei; Gottes Thätigkeit mufs die vollendetste sein, und das ist nach Arist. die theoretische, denn diese ist sich selbst Zweck. Die eigenthümliche Natur der θεωρία aber ist ein in sich bleibendes Beschauen, also das Gegentheil vom Offenbaren und Schaffen. Wenn nun Aristoteles aufserdem noch den absoluten νοῦς als χωριστός d. h. als real und der Substanz nach getrennt von allem Materiellen fafst, so müfste vielmehr gesagt werden, dafs die Principien der Aristotelischen Philosophie ihren letzten Consequenzen nach auch nicht einmal den Gedanken an irgend ein, geschweige denn an ein immanentes Verhältnifs Gottes zur Welt erlauben. Wie der Aristotelische Gott sich selbst als das Vollendete beschaut und nicht von sich weg zu kommen braucht, eben so kommt auch die philosophische Betrachtung, wenn sie bei diesem Gott anfängt, nicht weiter, nicht zur Welt und zum Menschen. Wird dagegen von der Welt ausgegangen, und das ist die Weise des Aristoteles, dann entsteht allerdings für das nach Einheit und Abschlufs strebende Denken die Nothwendigkeit, ein Absolutes zu setzen, und damit ist dann zugleich auch ein Verhältnifs wenigstens der Welt zu Gott (noch nicht aber das Umgekehrte) gesetzt; die Welt kann nicht ohne Gott, wohl aber Gott ohne Welt (nach Arist.) gedacht werden. Nach diesen Bemerkungen müssen wir des Verf.'s Auffassung der Aristotelischen Theologie für gänzlich verfehlt halten. Nicht weniger unrichtig ist das, was er über die Materie sagt. Aristoteles wufste es recht wohl, dafs ohne Stoff keine objective Natur

Digitized by Google

sein könne; mag er auch an der Wesenheit die Form als das Vorzüglichere hervorheben, so ist doch die blofse Form noch nicht die ganze Wesenheit, für die reale Existenz ist ihm die Materie ein nothwendiges Moment. Aristoteles ist ein erklärter Dualist, und was er selbst nicht leugnet, das braucht und darf um so weniger der Historiker an ihm verbessern wollen. Verbessern? ja freilich Dualismus, zwei gesonderte Principien zu setzen, das ist was Verkehrtes; aber wenn man von gänzlicher Beseitigung und Ueberwindung der Materie, und dann weiter vermuthlich von reiner Intelligenz träumt, so möchte dies schwerlich was Besseres sein. Wir wollen noch eine Bemerkung machen über das allgemeine Verhältnifs der Platonischen Philosophie zur Aristotelischen. Der Verf. will hier wie gesagt gar keinen Gegensatz anerkennen, sondern die Systeme sollen sich verhalten wie Entwurf und weitere Ausführung. Es läfst sich aber leicht darthun, dafs diese Erklärung nicht ausreichend ist. Das höchste Problem für alle Speculation bleibt immer das Verhältnifs der Welt zu Gott. Bei Plato nun tritt es überall hervor, dafs er sich Gott und Welt gar nicht anders als durch ein ethisches Band verbunden denken kann; bei Aristoteles dagegen findet sich von einem solchen ethischen Bande auch nicht einmal eine Ahnung, und seinen metaphysischen Grundsätzen nach mufste dieser Gedanke seiner Seele durchaus fremd sein. Ist denn aber dieser Unterschied kein Gegensatz? dürfte man sagen, die Platonische Ansicht sei mangelhaft und Aristoteles habe dies Mangelhafte dadurch verbessert, dafs er an die Stelle der ethischen Beziehung der Welt und des Menschen zu Gott eine physische und metaphysische setzte?

In dem weiteren Verlauf der Schrift ist uns nichts mehr begegnet, was noch besonderer Erwähnung werth wäre. Wir haben an der Arbeit besonders die Formlosigkeit zu tadeln. Der Verf. hat seine Aufgabe nicht bestimmt genug durchdacht, er hat sich seinen Stoff zu wenig gegenständlich gemacht, und so ist es kein Wunder, wenn in der Darstellung zu wenig Ordnung herrscht. Wenn man das Princip eines Philosophen darstellen will, so mufs man zunächst selbst eine klare Anschauung von der Bedeutung eines philosophischen Princips haben, und alsdann mufs man möglichst sorgfältig die eigenen Bestimmungen des zu behandelnden Philosophen über diesen Gegenstand zusammenzubringen suchen. Aristoteles spricht an vielen Stellen von der ἀρχή, er unterscheidet bestimmt von dem materialen Princip das formale, und auf der Seite des letzteren macht er den weiteren Unterschied zwischen Form, Bewegung und Zweck; wenn er dann unter den Kategoricen die οὐσία an die Spitze stellt und als deren Bestimmungen die Form und die Materie ansieht, so entsteht sogleich die sehr schwierige Frage: was ist denn nun eigentlich Princip, das Allgemeine oder das Einzelne? Die vorliegende Schrift kommt gar nicht mal zu dieser Frage, und viel weniger noch zu ihrer Beantwortung. Es ist aber ausgemachte Sache, dafs auch bei Aristoteles in diesen Dingen noch viel Schwankendes ist, dafs keineswegs in seiner Philosophie lauter Einheit und Versöhnung herrscht. Das Studium der alten Philosophie ist auch für unsre Zeit von hohem Werth, das räumen wir gern ein, aber man mufs sich auch nicht bestechen lassen. Wir kommen nicht sowohl durch das was die Alten Gutes geleistet haben, als durch die Erkenntnifs ihrer Mängel weiter. Es bleibt zu wünschen, dafs dem regen Eifer und dem lebendigen Interesse, womit Hr. Müller offenbar seinen Gegenstand behandelt, bei der Fortsetzung der Arbeit sich ruhige und ordnende Ueberlegung zugesellen möge; die Sprache wird alsdann schon klar und verständlicher werden.

Von ganz entgegengesetzter Beschaffenheit ist die unter No. 2. angeführte Schrift, zumal was die Form betrifft, die Sprache ist einfach und bestimmt, die Anordnung des Stoffes zweckmäfsig und durchsichtig. Eben so lobenswerth ist der Zweck des Verfassers. Er geht von der logisch-metaphysischen Frage der Gegenwart aus. Man strebt nach einer Einheit der Wissenschaft des Denkens und des Seins, und glaubt auch wohl schon im Besitz einer solchen zu sein (besonders die Hegelsche Philosophie).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

1) *Das Princip und die Methode des Aristoteles. Erster Theil, das Princip. Aus Aristoteles typisch dargestellt von Dr. Gustav Müller.*

2) *Kritische Darstellung und Vergleichung der Methoden Aristotelischer und Hegel'scher Dialektik. Erste Abtheilung, die Methodologie der Aristotelischen Philosophie und der früheren griechischen Systeme. Von Dr. Karl Heyder.*

(Fortsetzung.)

Allein dies Letztere wird von Anderen bestritten; sie halten Hegels Lehre für blofs logischen Idealismus und suchen nachzuweisen, dafs dieser Idealismus sich am wenigsten auf die antike Lehre als auf eine Vorstufe der seinigen berufen dürfe; denn die alte Philosophie mache eine Einheit des Denkens und Seins in ganz anderem Sinne geltend, und habe besonders in ihrem dialektischen Theil bereits Wahrheiten zur Evidenz erhoben, die der Idealismus verkenne. Bei diesem Stande der Dinge mufs eine sorgfältige Untersuchung des fraglichen Gegenstandes als höchst erwünscht erscheinen. Dafs für eine Vergleichung der antiken und modernen Methode, des Logischen und Metaphysischen vorzugsweise Aristoteles und Hegel als Anhaltspuncte gewählt wurden, kann Niemanden befremden. Wenn der Verf. in der neueren Philosophie eben so gründlich bewandert ist als in der alten (letzteres bezeugt die vorliegende erste Abtheilung), so wird sein Werk vielfachen Beifall finden, und sicherlich wird ihm dann auch sein eigentliches Vorhaben gelingen: nicht blofs eine Vergleichung angestellt, sondern die Philosophie auch positiv weiter gefördert zu haben. Die zweite Abtheilung dieses ersten Bandes soll die Hegelsche Methodologie, der zweite Band die Logik und Metaphysik der beiden Systeme entwickeln.

Nach kurzen Vorbemerkungen über die Bedeutung philosophischer Methode werden als Einleitung zu Aristoteles die Methoden der früheren Philosophen in Betrachtung gezogen S. 10—130. Das Verfahren der jonischen Philosophen ist vorwiegend inductorisch, bei den Eleaten und Pythagoreern tritt schon mehr ein entgegengesetztes hervor, von einem apriorischen Princip aus progressiv zu entwickeln. Die Sophisten werden wohl Regeln einer Disputirkunst und Eristik gehabt haben, nicht aber die Principien wissenschaftlicher Methode, sie haben mehr indirect zur Förderung der Form des Wissens beigetragen. Während nun von allen diesen Philosophen gesagt werden kann, dafs sie noch nicht ein eigentliches Bewufstsein von ihrer Methode gehabt, wird man, nach unsrer Ueberzeugung, dem Sokrates durchaus ein bestimmtes Wissen wenigstens um *seine* Form des Philosophirens zuschreiben müssen. Mag er darüber auch keine Theorie geschrieben und gelehrt haben, so mufs er sie doch in seinem Bewufstsein gehabt haben, denn sonst hätte er nicht immer derselben Weise (Induction und Definition) in seinen Unterredungen sich bedienen können, wie doch berichtet wird; kurz er mufs eine Reflexion über sein Verfahren gehabt haben. Man hat es in Zweifel oder wenigstens in Frage gestellt, ob Sokrates ein Bewufstsein über seine Methode besessen; und da wir darüber kein schriftliches Zeugnifs besitzen, so wird die Sache auch nicht absolut entschieden werden können. Allein wenn Sokrates ein grofses und weltgeschichtliches Individuum gewesen, so ist zwar der letzte Grund davon in seinem Gegensatz gegen die sophistischen Zeitgenossen zu suchen d. h. in seinem energischen Glauben an die Objectivität des Sittlichen; indessen durch den blofsen Glauben gelangt der Mensch noch nicht zu einer solchen geschichtlichen Gröfse, sondern durch die That und Mittheilung des Glaubens. Da nun des Sokrates eigentliche Thaten in seinen Unterredungen mit den Mitbürgen bestehen, so mufste nothwendig auch in der Art seiner Rede etwas Grofses und Ueberzeu-

Digitized by Google

gendes liegen. Er hat also entweder bewufstlos wie ein Prophet gesprochen, oder auch zugleich in bewufster Weise eine bestimmte Form des Denkens angewandt. Wie es sich mit dem ersteren verhalten, das lassen wir dahin gestellt, die Berichterstatter bezeugen vornämlich das letztere: Sokrates habe durch Induction und Definition Ueberzeugung bewirkt. Wenn nun die Sicherheit und Entschiedenheit seines Verfahrens nicht schon Grund genug wäre zu glauben, er hätte darüber auch reflectirt und ein Bewufstsein gehabt, so wird dies doch mehr als wahrscheinlich gemacht durch die ganze Richtung des Philosophirens zu jener Zeit. Der griechische Geist hatte sich von der Aufsenwelt auf sich selbst, auf Selbsterkenntnifs hingewandt, und so mufste nothwendig auch die Form des Wissens Gegenstand der Forschung werden. Das Wort ἐπιστήμη finden wir erst seit Sokrates in allgemeinerem Gebrauch, auch der Ausdruck ἐπιστήμης ἐπιστήμη (Wissenschaftslehre) stammt aus jener Zeit. Der Grund davon kann in nichts Anderem liegen, als eben darin, dafs das Wissen selbst Gegenstand des Bewufstseins und der Reflexion geworden. Es wäre in der That schwer zu sagen, worin denn die geschichtliche Bedeutung des Sokrates für die Philosophie bestehen sollte, wenn nicht in seinem bestimmten Wissen um das Grundelement der wissenschaftlichen Form. Dieses Grundelement aber ist die inductorische Begriffsbestimmung, diese erst bringt das Schwankende der Anschauung zum Stehen und giebt dem Bewufstsein feste Bestimmungen, sie ist der Anfang des wahren und wirklichen Wissens. Der Verf. hebt diese Bedeutung des Sokrates für die Methode nicht genug hervor; er glaubt es mit Brandis u. A. unentschieden lassen zu müssen, wie weit Sokrates sich seines Verfahrens bewufst gewesen sei; Schleiermacher, den wir nicht von ihm citirt finden, würde ihm eine andre Ueberzeugung gegeben haben.

Schon der erweiterte Gesichtskreis, den Plato für die philosophische Forschung eröffnete, die eigenthümliche Beschaffenheit der Gegenstände, die er für das wahre und eigentliche Object der Philosophie hielt, überhaupt also seine Setzung und sein Streben nach Erkenntnifs des Uebersinnlichen und der Gottheit, Alles dies läfst seinerseits einen bedeutenden Einflufs auf die Methode vermuthen. Betrachten wir seine Schriften in Bezug auf die Form, so ist die dialogische Breite für unsre Denkweise oft störend und unbefriedigend; und doch mufs man bei näherer Ansicht die höchste Bewunderung hegen, mit solcher Kunst und Meisterschaft wird darin überall die vielseitigste Entwickelung gegeben; dem Gange der Untersuchung ist stets Ein Ziel vorgesetzt, aber neben der graden Linie zu diesem hin wird die Betrachtung durch so viele verschlungene Seitenwege geführt, dafs ein kundiger Blick dazu gehört um zu bemerken, wie durch dieses Abschweifen nur um so sicherer der Zweck erreicht wird. Das Meisterstück dieser methodischen Art ist nach unsrer Ansicht der Sophistes. Folgen wir jetzt dem Verf. in seiner bestimmteren Entwicklung der Platonischen Methode. Von Sokrates eignete sich Plato an die Induction (verbunden mit Beispiel und Analogie) und mit besonderer Vorliebe die Definition, die er durch Ausbildung der Division vervollständigte. Es wird richtig bemerkt, dafs für Plato die Induction gegenüber der Definition, und im Zusammenhang mit dem Ganzen seiner Ideenlehre betrachtet, ein wenn auch nothwendiges doch mehr untergeordnetes Verfahren sein mufste. Die Induction, das Aufsteigen vom Empirischen zum Intelligibeln hat nur die Geltung eines Weges zur Philosophie, diese selbst bewegt sich im reinen Anschauen und Denken des An und für sich Seienden. Von besonderer Wichtigkeit aber dürfte es sein, von der Platonischen Dialektik eine möglichst klare Vorstellung zu gewinnen. Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, wenn er meint, dafs Plato zur Ausbildung der dialektischen Methode zunächst mehr durch polemisches Interesse angeregt worden sei S. 125, und dafs er in der Methode, deren er sich in seinen am meisten dialektischen Dialogen bedient, nicht die philosophische oder dialektische Methode schlechthin entwickelt habe, sondern dieselbe mehr nur als ein hypothetisches Verfahren, als vorbereitender Natur ansah S. 113. Auch müssen wir in Bezug auf das Verhältnifs der Dialektik zur Definition einräumen, dafs beide in den *Schriften* des Plato allerdings als gleichberechtigte und gegenseitig sich ergänzende erscheinen. Allein in der Platonischen *Denkweise* können wir keineswegs eine vorwiegende Neigung finden, das dialektische Verfahren dem definitorischen unterzuordnen, S. 124. Wenn dafür als Grund dies angeführt wird, dafs Plato es bei weitem mehr liebe, die Ideen als ruhende, beharrliche Wesenheiten darzustellen, als

Digitized by Google

sie von Seiten ihrer Bewegung und mannigfachen Beziehungsfähigkeit aufzufassen, so halten wir dies eben für unrichtig und sind sowohl durch Platos ganze Anschauungsweise als auch durch seine bestimmten Andeutungen hierüber vom Gegentheil überzeugt. Man mufs hier nach unsrer Ansicht gar sehr unterscheiden, das was dem Plato als Grundsatz und Princip galt, von dem was er ausgeführt hat. In seinen Schriften werden meist einzelne Gegenstände betrachtet, es wird ihr Begriff zu bestimmen versucht, und da tritt dann die Dialektik allerdings der Definition gegenüber als ein Untergeordnetes ein, insofern als sie für die letztere zum Beweismittel angezogen wird. Allein es geht weder die Grundrichtung des Platonischen Geistes auf Erkenntnifs einzelner Ideen, noch auch ist die bemerkte Anwendung der Dialektik sein Ideal des dialektischen Wissens. Vielmehr ist er ursprünglich auf die Totalität der Ideen gerichtet, und wie er als ächte Anlage zum wahren Philosophen ansieht das Streben nach aller Wahrheit (Repub. VI, 485), so hält er für den vollendeten Dialektiker oder Philosophen erst den, der das Ganze überschaut, der den Zusammenhang weifs (das. VII, 537). Ausgeführt hat er dies Ideal dialektischer Wissenschaft nicht, er hat es nur angedeutet am Schlufs des VI. Buchs der Repub., es sollte darin analytisch bis zum Voraussetzungslosen, bis zu Gott aufgestiegen, und dann synthetisch wieder niedergestiegen werden, die ganze Bewegung sollte innerhalb der Ideenwelt vor sich gehen. Welchen Inhalt diese reine und vollendete Wissenschaft nach Platos Vorstellung haben sollte, läfst sich leicht sagen, der Inhalt konnte kein anderer sein als eine Darstellung der ewigen Welt, des realen Urbildes dieser scheinvollen sinnlichen Welt, von welcher letzteren nur eine unvollkommene Wissenschaft möglich ist (Timäos). Schwieriger ist es zu bestimmen, wie Plato sich den Fortschritt vom Voraussetzungslosen aus zur Entfaltung der Wissenschaft gedacht haben möge. Die Weise der Dialektik, die wir im Parmenides und Sophisten angewandt sehen, konnte ihm hier nicht ausreichen, da er hier nicht mehrere Ideen zugleich setzte, sondern von Einer Idee (das Gute, das Eine) aus zu anderen überzugehen suchen mufste. Wir wollen indessen darüber um so weniger Vermuthungen aufstellen, als wir glauben, dafs das ganze Unternehmen Platos an diesem Puncte gescheitert ist. So viel aber bleibt gewifs, dafs Plato die Idee einer absoluten, apriorisch dialektischen Wissenschaft erfafst hatte. Auf diese Bemerkungen gestützt glauben wir gegen den Verf. behaupten zu müssen, dafs in der Platonischen Denkweise die vorwiegende Neigung war, das definitorische Verfahren dem dialektischen unterzuordnen. Hr. Heyder erwähnt in den Anmerkungen S. 98—105 die Hegelsche Auffassung der Platonischen Dialektik, und sucht zu beweisen, dafs Hegel mit Unrecht und aus Mifsverstand in jener eine Probe und ein Vorspiel seines eignen Verfahrens habe finden wollen; er hält die Platonische Dialektik vielmehr für eine Widerlegung der Hegelschen. Wir müssen dem Verf. zugeben, dafs die Beziehung zwischen dem ταὐτόν und θάτερον Soph. p. 259 von Hegel mifsverstanden worden ist, dafs dieser für seine Denkweise zuviel darin fand Gesch. der Phil. II, S. 238. Allein man darf nicht aus Einer Stelle über die ganze Art der Dialektik der beiden Philosophen entscheiden wollen. Sieht man auf das Ganze, so ist doch offenbar das Verfahren auf beiden Seiten insofern dasselbe oder ein sehr ähnliches, als es reine Begriffe sind, deren Verkehr und Beziehung entwickelt wird. Es ist unmöglich, ein dialektisches Stück des Plato zu lesen, ohne dabei an Hegel erinnert zu werden. Ferner mufs man in Erwägung ziehen, dafs auch nach Platos Ansicht alle andere Formen des Wissens noch nicht schlechthin überzeugen, weil dagegen Einwürfe möglich sind, und dafs erst durch Dialektik die letzte Entscheidung gewonnen werden kann. So wird z. B. im Sophistes zunächst durch Division das Resultat gewonnen, dafs der Sophist ein Gaukler und Betrüger ist; nachdem dagegen der Einwurf erhoben, dafs es überhaupt keinen Betrug und keine Unwahrheit gebe, weil nur Sein nicht aber Nichtsein sei, so mufs erst durch Dialektik bewiesen werden, dafs es auch Nichtsein und folglich auch Unwahrheit und Betrug gebe. Demnach müssen wir sagen, dafs in Betracht sowohl des Formellen als der Bestimmung und Bedeutung des Dialektischen, Hegel allerdings und recht wohl bei Plato ein Vorspiel (!) seines eignen Verfahrens finden konnte. Aber wir sind weit entfernt, bei dieser Aehnlichkeit den Unterschied zu übersehen. Hegel selbst erklärte (Logik I, S. 102) die Platonische Dialektik für mehr äufserliche Reflexion, welche von Voraussetzungen ausgehe. Dem Verf. ist diese Bemerkung zwar nicht entgangen, aber es wäre zu

Digitized by Google

wünschen gewesen, dafs er weiter nachgewiesen, wiefern Hegel zu jenem Urtheil berechtigt war oder nicht. Hat denn Plato oder Hegel Recht? Wir können des Verf.'s Meinung hierüber nicht bestimmt errathen, aber dem Anscheine nach möchte er gegen Hegel stimmen. Ein entscheidendes Urtheil über die Bedeutung der Platonischen Dialektik vermissen wir in der Darstellung. Indessen steht zu hoffen, dafs die zweite Abtheilung dieses Bandes uns eine umfassendere Kritik nachliefern wird. Wenn es bei der Schlufsbetrachtung des Plato S. 127 heifst, dafs dieser in dem dialektischen Verfahren als Vorgänger des Aristoteles angesehen werden dürfe, so ist dies zwar insoweit richtig als die Aristotelische Weise der Dialektik (πειραστική) sich allerdings auch bei Plato findet. Aber wir haben schon angedeutet, dafs für Plato die Dialektik noch eine höhere Bedeutung hatte, sie war ihm auch Wissenschaft der Principien und des Beweises, durch sie wollte er letztlich die Wahrheit von Grund aus deduciren; dem Aristoteles dagegen galt sie nur als vorbereitende Wissenschaft, die einen fraglichen Gegenstand nach entgegengesetzten Seiten hin untersucht, und deren Resultat nicht über das Gebiet der Meinung hinausreicht.

Wenn bei Plato das Bestreben sichtbar wurde, von der Idee aus den Inhalt der Wissenschaft zu entwickeln, so erscheint bei Aristoteles als vorherrschend die umgekehrte Richtung, von der Betrachtung des Wirklichen zur Idee aufzusteigen. Jedoch ist dem letzteren auch die Anschauung der Totalität immer gegenwärtig, er hat den Platonischen Idealismus zur Voraussetzung, nur ist ihm das Absolute, die Idee so zu sagen nicht constitutives, sondern nur regulatives Princip. Daraus folgt in Betreff des Methodischen, dafs Aristoteles wieder ein gröfseres Gewicht auf die Sokratische Induction legen mufste; er wollte der wissenschaftlichen Erkenntnifs einen möglichst breiten und sichern Unterbau geben, und deshalb beschränkte seine Induction sich nicht (wie Sokrates) auf ein Herbeiziehen bekannterer Einzelheiten und Einzelfälle, sondern strebte nach einer möglichst vollständigen Sammlung und Beobachtung *alles* Einzelnen. Indem er diese Absicht mit der gröfsten Energie verfolgte, trat ihm eine Methode, welche von Begriffsbestimmungen ausgeht, und das damit verwandte syllogistische Verfahren von selbst mehr in den Hintergrund. Der Verf. bemerkt hier richtig, dafs der Irrthum so vieler Jahrhunderte (Scholastik, Baco), als wenn Aristoteles in seiner Philosophie syllogistisch zu Werke gegangen sei, sich vielleicht entschuldigen lasse durch eine Verwechselung und Identificirung der Aristotelischen Theorie der Syllogistik mit der von ihm selbst angewandten Methode. Die vorliegende Darstellung der Theorie des Aristoteles über die besonderen Weisen des methodischen Verfahrens (Induction, Definition, Syllogismus, Beweis, Dialektik) S. 216—350 ist eine wohl gelungene zu nennen. Es ist überall das Wichtigste mit Sorgfalt und Ordnung beigebracht, auch sind die Uebergänge und der Zusammenhang hinreichend bezeichnet worden, kurz man erhält deutliche Anschauung und gute Einsicht in die Sache. Für die besondere Absicht des ganzen Unternehmens des Verf.'s wäre es nach unsrer Meinung sehr fruchtbar gewesen, wenn er aufser der Darstellung der Methodik auch von ihrer Anwendung einige Proben gegeben, wenn er nicht blofs die Theorie sondern auch ihre Praxis gezeigt hätte. Offenbar hatte Aristoteles ein deutliches Bewufstsein über das, was hinsichtlich der Form und Methode zur vollendeten Wissenschaft gehört, und er glaubte auch an die Möglichkeit der letzteren. Dessen ungeachtet wendet er weder die am meisten wissenschaftliche Methode an, noch auch bemüht er sich sonderlich um die Einheit der vielen besonderen Wissenschaften, die höchste Wissenschaft, die Metaphysik erscheint bei ihm wieder als eine besondere, als erste in der Reihe. Wenn man, um hiefür einen Erklärungsgrund anzugeben, sich berufen wollte auf eine Eigenthümlichkeit des Aristotelischen Geistes, oder auf eine mögliche Einsicht desselben, dafs absolute Methode und Wissenschaft erst dann existiren könnten, wenn die Erfahrung bis an's Ende gekommen sei, so kann dies wenigstens noch in Frage gestellt werden. Aber aufser aller Frage und absolut gewifs ist, dafs für das Bewufstsein des Aristoteles keine objective Einheit alles Seins existirte. Und wo der Gegenstand des Wissens nicht Einer ist, da mufs auch der vorhandene Trieb nach Einer Wissenschaft mindestens zurückgedrängt werden, wenn schon der Glaube an sie nicht zu tilgen ist.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

University
Library

№ 31.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

1) *Das Princip und die Methode des Aristoteles. Erster Theil, das Princip. Aus Aristoteles typisch dargestellt von Dr. Gustav Müller.*

2) *Kritische Darstellung und Vergleichung der Methoden Aristotelischer und Hegel'scher Dialektik. Erste Abtheilung, die Methodologie der Aristotelischen Philosophie und der früheren griechischen Systeme. Von Dr. Karl Heyder.*

(Schlufs.)

Hoffentlich wird in der Fortsetzung des Werks auch dies näher erwogen werden. Andeutungen darüber finden sich übrigens schon in der gründlichen Abhandlung über den Begriff des Einzelnen und Allgemeinen, die der Verf. seiner Darstellung der Aristotelischen Methode vorangeschickt hat S. 140—216. Diese Erörterung ist als besonders lesenswerth zu empfehlen, nicht blofs wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern auch wegen ihres geschickten kritischen Verfahrens, es kommt hier zu Tage, wo es bei Aristoteles hapert. Wir knüpfen deshalb daran noch einige Bemerkungen.

Wenn die Grenzen, zwischen denen sich das methodische Verfahren bewegt, das Allgemeine und das Einzelne sind, so kommt es auf die nähere Bestimmung und Bedeutung dieser Begriffe an. Als das eigentlich und wirklich Seiende erkennt Aristoteles das Einzelwesen an, dieses ist im Unterschiede von der Art und Gattung die πρώτη οὐσία, es würde nichts aufser ihr sein, wenn sie nicht wäre; die Einzelwesen sind die ersten Grundlagen alles Seins und Voraussetzungen alles Denkens. Mit Recht bezeichnet der Verf. die Aristotelische Denkweise als eine Richtung auf Realismus, realistischen Monadismus und Atomismus; und wir setzen hinzu, dafs in der allgemeinen metaphysischen Grundlage ihrer Systeme zwei Philosophen sich nicht ähnlicher sein können als Aristoteles und Leibnitz. So steht die Sache, wenn wir von dem *für uns* Früheren und Bekannteren, von der Erfahrung und Wahrnehmung ausgehen. Anders aber ist es, wenn das dem *Wesen nach* Frühere und das Denken den Ausgangspunct bildet. Durch das Denken glauben wir die Wahrheit und die Principien zu erfassen, das Denken aber geht auf das Allgemeine, und folglich müfste das Allgemeine als Grund und Ursache des Einzelnen auch mehr Wesenheit sein als das letztere. Wie ist diese Schwierigkeit zu lösen? Aristoteles unterscheidet an der οὐσία, am Einzelwesen als Ganzem, die Materie und die Form, und es ist nun zu sehen, in welchem Verhältnifs zu diesen beiden Grundursachen des Daseins die Allgemeinheit und Besonderheit stehen. Aristoteles konnte in verschiedenem Sinn und verschiedener Beziehung beide auf beides zurückführen S. 208. Die Materie ist Grund des Allgemeinen, insofern sie das gemeinschaftliche Substrat ist, und die Form ist dann das Princip der Besonderung; aber es konnte auch umgekehrt gesagt werden, die Materie sei Grund der Vielheit, und der Begriff oder die Form Grund der Einheit und Allgemeinheit. Aber gerade diese letztere Bestimmung wird bei Aristoteles vermifst, das Allgemeine wird von ihm vielmehr in der Regel so betrachtet, wie das Unbestimmte der Materie. Es erhellt, dafs das in Frage Stehende hier noch nicht seine Erledigung gefunden hat. Wir halten es indefs für einen richtigen Instinct des Aristoteles, wenn er trotz der Forderung des Denkens doch an der höheren Wesenheit des Einzelwesens festhielt, und wir müssen ihm auf diesem Felde den Vorrang lassen, sogar vor der modernen Speculation, welche das Allgemeine insofern für das Höhere halten mufs, als sie ihm das Produciren und Schaffen zuschreibt. Wenn man die Andeutungen des Aristoteles über die Unter- und Ueberordnung der Wissenschaften erwägt, wonach die niedere ihre Begründung in der höheren haben soll, so liegt

Digitized by Google

es freilich sehr nahe zu schliefsen, dafs nach seiner Ansicht auch das besondere und bestimmte Sein seinen letzten Grund in einem allgemeinen Sein haben müsse; und es haben in der That gar nicht Wenige geglaubt, dafs in der Aristotelischen Philosophie eine allgemeine objective Vernunft als letzter Grund alles Seienden bezeichnet werde, ja man hat sogar den Gedanken für Aristotelisch ausgegeben, dafs jene allgemeine Vernunft im Menschen subjectiv werde und zum Bewufstsein von sich komme. Behutsamer verfährt der Verfasser. „In der ersten Philosophie (Metaphysik), welche ein Wissen vom Sein als solchem ist, tritt die οὐσία als die höchste, von der Materie abgetrennte, ewige Wesenheit (die Gottheit) auf; und das Wissen von diesem Sein wird als allgemeines bezeichnet, indem es früher als das der andern Wissenschaften, und die allen gemeinsame Voraussetzung sei. Hier scheint sich der Begriff der οὐσία mit dem des Allgemeinen ganz zu verschmelzen. Dennoch vermissen wir auch auf diesem Gebiet abschliefsende Erklärungen, ob und inwiefern die οὐσία ein Allgemeines sei u. s. w." S. 186 Anm. Und so ist es allerdings, bestimmte Entscheidung über das Verhältnifs des Allgemeinen und Einzelnen in Gott giebt uns Aristoteles nicht; aber es läfst sich doch so viel ersehen, dafs nach seiner Meinung Gott wenigstens nicht eine subjectlose, allgemeine, durch die Welt ergossene Vernunft ist, die erst im Menschen sich ihrer bewufst würde. Wir können für diese letztere Anschauungsweise auch nicht die entfernteste Andeutung bei Aristoteles finden. Es scheint uns sogar schon eine unrichtige Vorstellung von dem Verhältnifs des Aristotelischen Gottes zur Welt zu verrathen, wenn man überhaupt nur, wie der Verf. S. 204, hier von einem Einwirken der höchsten Vernunft auf die Materie, von ihrem Formiren und Hervorbringen des Einzelnen aus dem Materiellen spricht; unrichtig insofern, als Aristoteles in seinem Gedankengange auf solche Beziehungen gar nicht kommen konnte. Die Metaphysik führt uns auf zwei letzte Principien, Gott und Materie, aus diesen ist aber die Welt nicht entstanden etwa so, dafs Gott die unbestimmte Materie formirt hätte; eher könnte gesagt werden, die Materie hätte durch innern Trieb und Sehnsucht nach Gott aus ihrem dunkeln Schoofse ein geformtes Universum herausgeboren. Allein die Welt ist überhaupt nicht entstanden, sondern ewig wie Gott; und wie dieser eine ideelle fürsichseiende Totalität, Subject - Object, absolutes Individuum ist, so ist die Welt eine reelle (materielle) Totalität, jedoch nicht Ein Individuum (nach Aristoteles giebt es keine Weltseele, wie Plato lehrte), sondern viele Individuen, deren Einheit objectiv in ihrer continuirlichen Ordnung (von der Erde, als dem Centrum, aus bis zum Fixsternhimmel) besteht. Und erst durch diese Einzelwesen, die nicht von Gott geschaffen sind, gewinnt Aristoteles einen Beziehungspunct der Welt zu Gott. Alle Weltwesen nämlich haben durch ihren materiellen Grund insofern einen Mangel, eine Schranke an sich, als sie dadurch verhindert sind, das vollendete Leben zu geniefsen; vollendetes Leben aber ist das freie, d. h. nach Aristoteles das von Anderem unabhängige, sich selbst genügende, die Theorie. Die an der Vernunft Theil habenden Wesen können nun zwar auch zu jener reinen Thätigkeit gelangen, allein ihre materielle Schranke nöthigt sie doch immer wieder, weltlichen Verhältnissen sich zuzuwenden, nicht blofs theoretisch sondern auch praktisch sich zu verhalten. So wird das vollendete Leben, das an und für sich als Gott existirt, ein Gegenstand ewiger Sehnsucht für sie. Wenn die Sache sich so verhält, dann wird einleuchtend sein, dafs der Gott des Aristoteles nicht als immanente Weltvernunft zu fassen, und dafs es ferner ein jenem Systeme fremder Gedanke ist, wenn man fragt, wie denn Gott die Materie bewege und aus ihr das Einzelne gestalte.

Hinsichtlich des Allgemeinen und Einzelnen läfst sich nun Folgendes bestimmen. Als letzte Principien alles Seienden ergaben sich dem Aristoteles in seinen metaphysischen Untersuchungen der νοῦς und die ὕλη; jedes von beiden ist als Gegenstand der allgemeinsten Wissenschaft ein Allgemeines, das Seiende als solches d. h. ohne alle Besonderheit. Die allgemeine Materie aber existirt nicht als solche, sie ist eine Abstraction, ein hypothetisch Nothwendiges, eine Voraussetzung für die materiellen Einzelwesen; sie ist deshalb auch nicht erkennbar, und es bleibt als eigentliches Object der ersten Wissenschaft nur Gott, die Metaphysik ist Theologie. Es fragt sich nun, in welchem Sinne Aristoteles Gott als ein Allgemeines dachte. In keinem Falle hat er ihn als abstract Allgemeines, als höchsten Gattungsbegriff in Beziehung zu den materiellen Einzelwesen gedacht; eine solche Gedankenbeziehung wäre mit dem vorausgesetzten Dualismus unvereinbar. Man

Digitized by Google

könnte mit der Frage leicht fertig werden, wenn man sagte: Gott ist insofern das Allgemeine als er das reine Denken ist; allein so hat weder Aristoteles die Sache expedirt, noch auch würde sich dann entscheiden lassen, ob Gott auch Subject und Einzelwesen sei, wofür ihn doch Aristoteles scheint gehalten zu haben. Wir werden das Richtige treffen, wenn wir uns an die Aristotelische Meinung erinnern, dafs die existirenden Wesen eine nach Graden der Vollkommenheit continuirlich fortlaufende Kette bilden. Aus dieser Betrachtungsweise folgt nothwendig, dafs Aristoteles sich Gott als selbstbewufstes Einzelwesen, als Monade der Monaden vorstellte. Wenn nun die Wissenschaft forderte, dafs dies absolute Einzelwesen zugleich allgemeines sei, so kann diese Forderung für Aristoteles nur die Bedeutung haben, dafs Gott von allen Schranken der Weltwesen befreit, dafs er in keiner Beziehung zu Anderem, in keinem Art- und Gattungsverhältnisse stehe, sondern der Einzige in seiner Art und sich selbst genügend sei. In dem Aristotelischen Gott sind Gattung und Individuum, Allgemeines und Einzelnes identisch, er ist absolutes Sein und absolute Wissenschaft als Eines. Hieraus erhellt genügend, dafs in der Philosophie des Aristoteles Gott nicht ist das Allgemeine, die Substanz, logische Idee als Grund des empirisch Einzelnen, wie in unsern Tagen gelehrt wird. Eine gründliche Vergleichung dieser Lehren der alten und neuen Philosophie mufs für die weitere Entwicklung offenbar sehr förderlich sein.

Werfen wir nun noch einen beurtheilenden Blick auf die ganze Leistung des Verf.'s zurück, so mufs wiederholt werden, dafs dieselbe durch Klarheit und Gründlichkeit sich auszeichnet. Was wir daran auszusetzen haben, besteht in einem Mangel. Es fand sich nämlich bei Plato die Idee einer vollendeten apriorischen Wissenschaft, auch Aristoteles unterscheidet von der werdenden Wissenschaft die seiende und wirkliche, und diese Andeutungen hätte der Verf. nach unsrer Meinung um so weniger übergehen müssen, als sich darin schon Ansätze für die absolute Philosophie unsrer Zeit zeigen. Freilich sind es nur Andeutungen, und deshalb wird sich nicht viel darüber sagen lassen; aber es konnte daraus doch so viel dargethan werden, dafs auch bei Plato und Aristoteles, wie bei allen gröfseren Philosophen der Geschichte, der Geist sich zu erheben sucht über alle Empirie hinaus, und dafs nur aus dieser Erhebung dasjenige stammt, was wir in ihrer Weltanschauung Einheitliches und Ganzes finden. — Was die von beiden Autoren verfolgte Absicht betrifft, nämlich durch Reproduction der Geschichte die gegenwärtige Philosophie zu fördern, so haben wir uns im Allgemeinen anerkennend schon darüber ausgesprochen. Ueber die Erreichung der Absicht können wir hier insofern noch kein bestimmtes Urtheil abgeben, als beide Schriften noch nicht vollendet sind. Wenn wir indefs ein fruchtbares Resultat der ersteren bezweifeln, so glauben wir dafür bereits unsre Gründe angegeben zu haben. Von Hrn. Heyder erwarten wir in der Fortsetzung seiner Schrift jedenfalls was Brauchbares, mag er selbst es nun halten mit der transscendirenden Verwegenheit der absoluten, oder mit der reflectirenden Besonnenheit der endlichen Philosophen.

M. Dalmer.

XIV.

Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie dargestellt von Dr. C. H. Schultz, Prof. ord. an der Universität zu Berlin. Berlin, 1844.; *bei August Hirschwald.* 8.

Den Inhalt dieser Schrift bildet die Entdeckung, dafs die Pflanzen nicht aus der Luft, von Kohlensäure leben, sondern dafs die wahre Pflanzennahrung der durch Wurzelsecrete verarbeitete in Gummi, Zucker und vegetabilische Säuren umgebildete stickstoffhaltige Humus ist, wie dies mit der landwirthschaftlichen Düngerpraxis, die nach der Kohlensäuretheorie unbegreiflich geblieben, auch in der vollkommensten Uebereinstimmung ist. Der Hr. Verf. sagt: Die Theorie der Pflanzenernährung durch Kohlensäurezersetzung ist gültig, obgleich sie mit den augenscheinlichsten Thatsachen, die sich uns im Grofsen aufdrängen, in Widerspruch steht. Man darf sagen, unsere empirischen Beobachtungen im Landbau über die Pflanzenernährung sind nicht wissenschaftlich begriffen und nicht in ihrem Zusammenhang erkannt; sie sind uns vollkommen dunkel und unerklärlich; und die wissenschaftliche Theorie der Kohlensäurezersetzung kann keinerlei praktische Gültigkeit und Anwendbarkeit erhalten, während die praktischen Voraussetzungen theoretisch ganz unerwiesen erscheinen.

Digitized by Google

Ueber die Wichtigkeit der hier dargestellten Entdeckung ist nur eine Stimme. Selbst ein Gegner derselben Boussignault, gesteht zu, dafs wenn die Entdeckung der Sauerstoffaushauchung aus andern Säuren als Kohlensäure sich bestätigen sollte, so würde die ganze bisherige wissenschaftliche Theorie der Pflanzenernährung umgestürzt werden, und Berzelius hat sich dahin erklärt, dafs diese Entdeckung wohl zu den wichtigsten gehöre, die in der Pflanzenphysiologie gemacht worden. Die Boussignault'schen Zweifel sind durch die unten zu erwähnenden Erläuterungen vom Hrn. Verf. vollkommen beseitigt und es wird nur seine eigene Anerkennung von der hohen Wichtigkeit der Sache übrig bleiben *). Wir werden uns hier lediglich an eine sachgetreue Darstellung des Inhalts der Schrift halten, und diesen für sich selbst sprechen lassen.

Die Pflanzen hauchen mit ihren grünen Theilen am Tage, wenn die Sonne scheint, Sauerstoffgas aus; ist es trübes Wetter, so hauchen sie Kohlensäure aus und absorbiren Sauerstoff; dasselbe thun sie Nachts, wie es die nicht grünen Theile (Wurzeln, Knollen, reifende Früchte) immerfort am Tage und des Nachts thun. Aus der Erscheinung, dafs grüne Pflanzentheile, wenn ihnen im Sonnenscheine Kohlensäure dargeboten wird, diese verschwinden machen und sie durch Sauerstoff ersetzen, haben Jngenhoufs, Senebier und Saussure geschlossen, dafs alles Sauerstoffgas, was die Pflanzen von selbst geben, durch Zersetzung von Kohlensäure, die in ihrem Innern enthalten sein soll, entstehe, und dafs ferner, wenn die Pflanzen im Schatten und bei Nacht Sauerstoff absorbiren und Kohlensäure aushauchen, der absorbirte Sauerstoff sich mit dem Kohlenstoff des Pflanzenparenchyms verbinde und Kohlensäure bilde, dafs also die gebildete Kohlensäure ein Product des eben absorbirten Sauerstoffs mit Kohlenstoff des Pflanzenparenchyms sei, durch dessen Auflösung die Pflanze sich selbst wieder Nahrung bilde.

Dies sind die wesentlichen Grundlagen der Jngenhoufs-, Senebier-, Saussure'schen Theorie, die neuerdings wieder durch Liebig verbreitet wird. Die Aushauchung von Sauerstoff ist hiernach absolute Voraussetzung alles Pflanzenwachsthums; ohne Sauerstoff auszuhauchen, könnte keine Pflanze wachsen. Hiermit steht aber Folgendes im entschiedensten Widerspruch.

1) Der Holzsaft, als der rohe von Aufsen eingesaugte Nahrungssaft der Pflanze, wie ihn die Birken, der Wein, die Ahorne, die Pappeln im Frühling, in den wärmern Ländern die Palmen bei Verwundungen ausfliefsen lassen, müfste hiernach nichts als Kohlensäure enthalten. Senebier hat zwar vom Wein behauptet, dafs die Thränen desselben sehr reich an Kohlensäure wären; allein durch wiederholte Versuche ist der Verf. überzeugt worden, dafs diese Kohlensäure erst ein Product beginnender Gährung nach dem Ausfliefsen ist; der frische Weinsaft enthält kaum Spuren von Kohlensäure und trübt das Kalkwasser unmerklich. Die von unserm Verf. untersuchten Holzsäfte der Birken, Ahorne, der Pappeln, Weifsbuchen reagiren zwar sämmtlich etwas sauer, allein die Säure ist nirgends Kohlensäure, denn die Säfte trüben das Kalkwasser nicht oder doch so unmerklich, dafs die Kohlensäuremenge, von der die Trübung herrühren könnte, nicht in Anschlag zu bringen ist. Dagegen enthalten nach den genauen Untersuchungen des Prof. Schultz die Holzsäfte überall andere Säuren in gröfserer Menge. Der Weinsaft ist sauer von Weinsteinsäure, der Buchensaft enthält Gallussäure, ähnlich der Pappelsaft, der Ahornsaft saures essigsaures Kali; nur der Ulmensaft enthält etwas freie Kohlensäure. Die Säure ist also bei verschiedenen Pflanzen ganz verschieden. Dagegen findet sich im Holzsaft als Holzbestandtheil bei vielen Pflanzen Zucker. Unser Verf. hat in seinem grofsen Kupferwerk über Cyclose des Lebenssafts in den Pflanzen § 53. gezeigt, dafs aufser den Salzen ursprünglich aller Holzsaft nur Gummi enthält, das sich bei manchen Pflanzen wie z. B. beim Wein immer als Hauptbestandtheil erhält, wogegen das Gummi bei andern Pflanzen in Traubenzucker umgebildet wird, wie bei der Birke, während nur bei gewissen Pflanzen, wie bei den Ahornen, Palmen, der Traubenzucker theilweis sich in Rohrzucker umbildet.

*) Denn Hunderte von Personen wissenschaftlicher Bildung haben sich im Laufe dieses Sommers an den von Hrn. Professor Schultz im hiesigen Universitätsgarten öffentlich angestellten Versuchen von ihrer Richtigkeit überzeugen können. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie dargestellt von Dr. C. H. Shultz.

(Fortsetzung.)

Der Zucker und das Gummi können aber, weil sie Wasserstoff enthalten, nicht aus Kohlensäure allein entstanden sein, und wollte man annehmen, dafs die Holzsubstanz der Pflanzen selbst sich wieder in Zucker auflöse, so hätte man wieder den Ursprung der Bestandtheile der Holzsubstanz nachzuweisen, käme dabei zu demselben Resultat, dafs auch diese eine Wasserstoffverbindung enthält, und drehte sich im Kreise herum, ohne jemals einzusehen, wie Gummi, Zucker, Oele, Harze aus reiner Kohlensäure sollten entstehen können.

2) Die Ernährung des Keims geschieht so wenig durch Kohlensäure, dafs demselben vielmehr die geringste Menge Kohlensäure durchaus schädlich ist. Vielmehr geschieht die Ernährung durch das in Gummizucker und Säuren anderer Art umgebildete Stärkemehl und den Kleber, wobei sogar noch Kohlensäure abgegeben wird. Es ist aber nicht einzusehen, wie sich die Ernährung des Keims so gänzlich von der Ernährung der ausgebildeten Pflanze unterscheiden sollte, dafs hier ein ganz anderer Verlauf stattfände. Vielmehr stimmen die Bestandtheile der Keimnahrung mit den Bestandtheilen des Holzsaftes ganz überein und diese Bestandtheile sind im Wesentlichen niemals Kohlensäure, sondern Gummi, Zucker und andere vegetabilische Säuren ohne Kohlensäure.

3) Die Luft, welche in dem Parenchym der grünen Pflanzentheile enthalten ist, ist nach dem Vf. niemals Kohlensäure. Drückt man die in den Lufträumen des Zellgewebes enthaltene Luft aus Kalmusblättern, Alismablättern, so erhält man reine atmosphärische Luft. Bringt man die Blätter von Sedum Telephium, Aloe vulgaris, Mesembryanthenum crystallinum unter die Luftpumpe, so erhält man niemals eine Spur von Kohlensäure.

4) Dennoch geben die in Stickgas eingeschlossenen Blätter im Sonnenschein Sauerstoffgas. Saussure schrieb diese Erscheinung der Zersetzung der im Parenchym enthaltenen Kohlensäure zu. Allein ganz mit Unrecht, weil niemals Kohlensäure im Parenchym der Pflanzen enthalten ist. Niemals, weder durch die Luftpumpe noch durch Zerquetschen der Blätter hat der Verf. aus denselben Kohlensäure erhalten. Der im Stickgase entwickelte Sauerstoff mufs also anderswoher als von zersetzter Kohlensäure stammen.

5) Nach der genauen Untersuchung des Hrn. Prof. Schultz ist das Parenchym aller Pflanzen, sowohl der fleischigen als der nicht fleischigen sauer. Die Säure im Ampfer ist wenig stärker, als in den meisten übrigen Pflanzen. Dafs die fleischigen Blätter von Verea nur Morgens sauer, Mittags aber neutral und Abends bitter sein sollten, ist ein Irrthum, vielmehr hat unser Verf. durch mehrere Jahre lang fortgesetzte Prüfung dieser und anderer Pflanzen gefunden, dafs die Blätter zu allen Tageszeiten sauer sind, obgleich die Säure Morgens und an trüben Tagen beständig etwas stärker zu sein scheint, als am Abend. Der Grad der Säure ist nur bei verschiedenen Pflanzen verschieden, was von der Reaction des Lebenssaftes bei ihnen herzurühren scheint. Die Bitterkeit mancher Blätter entsteht unbeschadet der fortwährend in ihnen vorhandenen Säurebildung.

Niemals ist der Grund dieser sauren Reaction Kohlensäure. Vielmehr ist es bei Weiden, Pappeln und Eichen Gerbsäure, beim Wein Weinsäure, bei den Polygoneen und Oxalideen, den Geranien, den Aloineen Kleesäure, bei Rhus Essigsäure, bei den Stachelbeeren, bei Sedum Telephium, Sempervivum tectorum und bei Berberis Apfelsäure.

Digitized by Google

6) Der in Saussure's Versuchen von grünen Pflanzentheilen im Dunkeln und von den Wurzeln im Licht und im Dunkeln absorbirte Sauerstoff, wird niemals, wie Saussure annahm, zur Kohlensäurebildung verwendet; denn nach der Absorption von Sauerstoff ist durch die Luftpumpe oder auf andere Art keine Kohlensäure aus solchen Pflanzentheilen zu gewinnen. Saussure selbst hat dies anerkannt; allein die Sache so erklärt, dafs die Kohlensäure festgebunden werde; eine Annahme deren Ungrund sich sogleich dadurch ergiebt, dafs man aus solchen Pflanzentheilen, deren Parenchym wirklich Kohlensäure enthält, diese auch sogleich durch die Luftpumpe ausziehen kann. Wenn nämlich Blätter in Stickgas oder Wasserstoffgas im Dunkeln eingeschlossen werden, so bilden sie in ihrem Parenchym wirklich kohlensaures Gas, in Verbindung mit Stickstoffgas und Wasserstoffgas. Dies hat Saussure selbst angegeben (Recherches chimiques sur la vegetation p. 63). Aehnlich hat der Verf. bei seinen Versuchen gefunden, dafs die im Dunkeln unter Wasser befindlichen Blätter Kohlensäure bilden. Diese sämmtlichen Gasarten kann man aber mit Leichtigkeit durch die Luftpumpe ausziehen. Es ist also nicht abzusehen, warum man das in der Pflanze ohne Sauerstoff gebildete kohlensaure Gas sollte auspumpen können, aber nicht das mit Sauerstoffgas gebildete. Vielmehr ist anzunehmen, dafs wenn man keine Kohlensäure aus den Blättern erhalten kann, auch wirklich keine darin vorhanden ist und dafs also überhaupt das verschluckte Sauerstoffgas gar nicht zur Kohlensäurebildung verwendet wird.

Saussure selbst gesteht zu, dafs die Ansicht, nach welcher kohlensaures Gas im Parenchym der Pflanzen zurückgehalten werde, nicht durch überzeugende Versuche dargethan sei. - Er pflichte dieser Ansicht bei, weil sie die einzige zu sein scheine, die die Wirkungen beim Ein- und Ausathmen der Pflanze erklären könne.

7) Die von den Pflanzen (sowohl von den Blättern als von den Wurzeln) ausgehauchte Kohlensäure ist niemals ein Product des vorher absorbirten Sauerstoffs, sondern vielmehr ohne Sauerstoff von Aufsen, allein aus dem Parenchym der Pflanze gebildet worden. Nach Saussure's Annahmen müfsten die Pflanzen niemals ohne Gegenwart von Sauerstoffgas Kohlensäure bilden können. Das Gegentheil hiervon hat aber Saussure selbst anerkannt, indem er sah, dafs die Blätter auch in Stickstoffgas und Wasserstoffgas Kohlensäure bildeten (Recherches chimiques sur la vegetation p. 63). Dem fügt der Verf. nach seinen Untersuchungen noch hinzu, dafs die Blätter auch unter gekochtem und destillirtem Wasser im Finstern eine Menge Kohlensäure, die sich luftförmig über dem Wasser ansammelt, bilden, und ähnlich hat es auch der Verf. an grünen Stachelbeeren, Weintrauben und Johannisbeeren gesehen.

8) Mit diesen Thatsachen ist übereinstimmend, dafs die von den Blättern im Licht entwickelte Sauerstoffmenge niemals in Proportion steht mit der vorher im Finstern absorbirten Quantität; ferner dafs die im Finstern gebildete Kohlensäure niemals in Proportion steht mit der gleichzeitig absorbirten Sauerstoffmenge. Vielmehr wird niemals so viel Sauerstoffgas im Licht wieder ausgehaucht als im Finstern vorher absorbirt war. Dies hat auch Grischow bei Wiederholung der Saussure'schen Versuche gefunden. Im Finstern selbst aber übertrifft die Menge des absorbirten Sauerstoffgases die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure jedesmal, was auch Saussure selbst und Grischow fanden; daher ist eine Volumenverminderung der Luft. Man mufs also mit dem Verf. sagen, *dafs im Schatten die Pflanzen mehr Sauerstoff einnehmen, als sie Kohlensäure bilden; und dafs sie im Licht mehr Sauerstoff geben, als sie Kohlensäure verbrauchen.*

Aus allem diesen geht offenbar hervor, dafs die Sauerstoffabsorption und die Kohlensäurebildung von einander gänzlich unabhängig sind, und gar nicht in dem von Saussure angenommenen Zusammenhang stehen. Kann also auch zugegeben werden, dafs bei Darreichung von Kohlensäure im Licht ein Theil des ausgehauchten Sauerstoffs durch Zersetzung der Kohlensäure gebildet wird, so kann niemals angenommen werden, dafs das verschluckte Sauerstoffgas zur Kohlensäurebildung verwendet worden sei. Dies sieht man auch an den schon von Saussure bekannten und auch von Grischow mitgetheilten Beobachtungen, dafs die Crassula-, Sedum-, Stapelia-Cactusarten, wenn sie längere Zeit dem Licht ausgesetzt waren, oft während 2 — 3 — 4 mal 12 Stunden Sauerstoff absorbiren, ohne die geringste Menge Kohlensäure zu bilden. Wenn aber die Pflanzen keine Kohlensäure im Parenchym gebildet haben, so ist von selbst ersichtlich, dafs das im Licht

Digitized by Google

ausgehauchte Sauerstoffgas nicht durch Zersetzung der Kohlensäure gebildet werden kann. Es ist hiernach keine Frage, *dafs die Pflanzen auch ohne eingenommene Kohlensäure Sauerstoff bilden können.*

9) Nach den bekannten Versuchen von Saussure und Grischow absorbiren die Pflanzen niemals Kohlensäure aus ihrer Umgebung, um sie in ihrem Parenchym als Nahrung festzuhalten, vielmehr ist ihnen die Kohlensäure immer feindlich, und die in Kohlensäure eingeschlossenen Blätter vermehren sogar das Luftvolumen, indem sie noch Kohlensäure zu der vorhandenen aushauchen. Es ist eben so unzweifelhaft, dafs die Wurzeln aus dem Boden keine Kohlensäure absorbiren, weil diese sich sonst in dem Holzsaft wieder finden müfste, was aber gar nicht der Fall ist.

Nach des Verf.'s Versuchen hauchen die grünen Pflanzenblätter im Licht mit dem Sauerstoffgas immer noch etwas Kohlensäure aus. Auch Senebier gesteht zu, dafs dies geschehe. Dies würde aber unmöglich geschehen, wenn Kohlensäure die wahre Pflanzennahrung wäre.

10) Daher sind denn auch die Versuche Pflanzen durch Begiefsen mit kohlensaurem Wasser zu ernähren, niemals so ausgefallen, dafs ein anderes als ein im höchsten Grade kümmerliches Wachsen dadurch erreicht worden wäre. Meyen sind die Versuche gänzlich mifsglückt. Kohlpflanzen, die doch ein ziemlich zähes Leben haben, sind dem Verf. in Kiessand mit Kohlensäure benetzt, gänzlich verkümmert, wogegen andere mit Dammerdedecoct begossene, kräftig wucherten. Die Annahmen über die fruchtbare Kraft der Kohlensäure sind blofse Vermuthungen, die keine directe Beobachtung jemals gehörig bestätigt hat.

11) Unter den Bestandtheilen der Dammerde macht die Kohlensäure eine kaum merkliche Spur aus. 100 Kubikzoll Dammerdewasser geben Saussure nur 2 Kubikzoll kohlensaures Gas, so dafs also die Wurzeln der Pflanzen im Boden wenig oder gar keine Kohlensäure finden (Rech. chim. sur la veget. p. 154). Die Voraussetzung also, dafs sich die ganze Dünger- und Dammerdesubstanz durch Gährung in Kohlensäure auflöse, wie man seit Jngenhoufs allgemein angenommen hat, ist eine durchaus irrige.

12) Obgleich die erste Nahrung der keimenden Pflanze sicherlich keine Spur von Kohlensäure enthält, so geben doch die jungen Blätter, sobald sie im Licht grün werden, dennoch Sauerstoffgas, anfangs sogar mit Kohlensäure gemengt, die sich durch den Vegetationsact als ein Excret bildet.

13) Da die Humussubstanz und der Dünger aufser Kohlenstoff immer noch Wasserstoff abgesehen von dem Stickstoff enthält, so kann sie unmöglich durch Sauerstoffgas gänzlich in Kohlensäure aufgelöst werden, vielmehr müssen, wie es auch wirklich der Fall ist, andere wasserstoffhaltige oxydirte Verbindungen, wie Humussäure, Essigsäure, entstehen, wobei die Kohlensäurebildung nur sehr gering sein kann. Es fehlt also sogar das Material zu einer so ungeheuren Kohlensäurebildung als man nach Jngenhoufs angenommen hat. Die Kohlensäurebildung bei der Humuszersetzung ist eine nebenherlaufende Erscheinung, die durchaus nicht das allgemeine Resultat der ganzen Humuszersetzung ist. Vielmehr bilden sich hierbei noch ganz andere Stoffe.

14) Durch die Theorie der blofsen Kohlensäurezersetzung wird die Entstehung fast aller Stoffe in der Pflanze unerklärlich, weil diese Stoffe sämmtlich, aufser Kohlenstoff und Sauerstoff noch Wasserstoff in sich enthalten, und zwar so viel, dafs die Pflanzen sogar im Stickstoffgas und im Finstern noch Wasserstoff aushauchen. Das Gummi, der Zucker, fast alle Säuren in der Pflanze mit Ausnahme der Kleesäure, die ätherischen und fetten Oele, die Harze, die Alkaloide, der Kleber, enthalten gröfsere oder geringere Mengen Wasserstoff, und die Entstehung dieser Stoffe ist aus reiner Kohlensäure völlig unerklärlich.

Die Annahme einer Wasserzersetzung durch die Pflanze ist längst als irrig widerlegt, und die von Saussure angenommene Wasserverdunstung erklärt nicht im Geringsten die Bildung so mancherlei Stoffe in der Pflanze, die hiernach nichts als Kohlensäurehydrate sein könnten, womit aber die quantitativen Verhältnisse der Stoffelemente bei keinem einzigen dieser Stoffe übereinstimmen, indem wenn man sie als aus Kohlenstoff und Wasser gebildet ansieht, entweder ein Ueberschufs von Wasserstoff oder von Sauerstoff verbleibt, dessen Ursprung ganz unerklärlich ist.

15) Anlangend den Stickstoffgehalt der Pflanzen, so ist Saussure durchaus im Irrthum gewesen, wenn er ihn allein aus den ammoniakalischen Dünsten der Atmosphäre ableiten zu müssen glaubte, und Liebig hat keinen Fortschritt gethan, indem er diesen Irrthum

Digitized by Google

ächt gemacht hat. Dieser Voraussetzung liegt bei Saussure ein anderer Irrthum zu Grunde, nämlich, dafs die Dammerde keinen Stickstoff enthalte, indem nach den Angaben von Jngenhoufs der ganze Dünger und die Dammerdemasse sich durch Gährung verflüchtige und somit alles etwa darin enthaltene Ammoniak in die Luft entweiche. Man hat sogar in Folge dessen auf weitläuftige Mittel gedacht, das Ammoniak im Dünger durch künstliche Mittel, wie durch Schwefelsäure zu fixiren.

Allein es ist weder richtig, dafs durch Fäulnifs alles Ammoniak aus dem Dünger entweiche, noch dafs in der nach dem Vermodern übrigen Dammerde kein Ammoniak mehr enthalten sei. Vielmehr haben die Versuche und Beobachtungen unsers Verf.'s gezeigt, dafs wahrscheinlich alles im thierischen Dünger gebildete Ammoniak nach vollendeter Fäulnifs darin an Essig- und Humussäure gebunden vorhanden ist, was man sogleich sieht, wenn man Aetzkalk oder Aetzkali zu ausgefaultem Dünger setzt, wodurch sich sogleich eine grofse Menge reines Ammoniak entwickelt. Offenbar hat die Natur hierselbst für die Bindung des Ammoniak durch die bei der Fäulnifs entstehenden Säuren gesorgt, und gerade die Art dieser Bindung scheint für die Vegetation am zuträglichsten und durch Zusätze von Schwefelsäure zum Dünger nur gestört zu werden.

Hr. Prof. Schultz hat gefunden, *dafs selbst die reine vegetabilische Dammerde eine grofse Menge Ammoniak enthält*, wie man nach dem Zusatz von Aetzkalk zum Dammerdeextract leicht erkennt. Das ist auch sehr wohl erklärlich, da ja alle Pflanzen mehr oder weniger Stickstoffverbindungen enthalten und bei ihrer Zersetzung und Fäulnifs das daraus gebildete Ammoniak, eben so gut als der thierische Dünger, in sich fixiren. Die Ableitung des Ammoniaks der Pflanzen aus der Luft ist also völlig unnütz und stimmt mit den bekannten zuerst von Tessier und Hermbstädt festgestellten Erfahrungen über die Einwirkung der verschiedenen Düngerarten auf die Bestandtheile der darauf gebauten Früchte durchaus nicht überein, weil man hieraus sieht, dafs in der That das Ammoniak der Pflanzen allein aus dem Dünger des Bodens stammt.

16) Aus allem diesen zusammengenommen sieht man, wie es eben so irrig ist anzunehmen, dafs aller Kohlenstoff, als dafs aller Stickstoff der Pflanzen aus der Luft stammt, indem sich die Quellen derselben naturgemäfs allein, oder doch grofsentheils auf den Dünger beziehen lassen, indem nur die Güte des Bodens und nicht die Güte der Luft den Grund des Pflanzenwachsthums enthält.

17) Befragen wir den Gang der Pflanzenernährung nach den Erscheinungen im Grofsen, wie sie sich nach dem Klima, den Jahreszeiten, den Standorten bei der Kälte sowohl als beim natürlichen Wachsthum verschiedener Familien, Gattungen und Arten darbieten, so erhalten wir lauter Thatsachen, die mit der Ansicht der Pflanzenernährung durch Kohlensäurezersetzung vollkommen unverträglich sind. Nach dem übereinstimmenden Zugeständnifs von Jngenhoufs, Senebier, Saussure, überhaupt der vorzüglichsten Vertheidiger der Kohlensäuretheorie, wird Kohlensäure nur im hellsten Sonnenschein zersetzt, im Schatten dagegen vielmehr Sauerstoff absorbirt und Kohlensäure ausgehaucht. Es ist hiernach klar, dafs alle im Schatten der Wälder und Gebüsche wachsende Pflanzen, von denen viele in ihrem ganzen Leben kein reines Sonnenlicht fühlen, anstatt ihre Substanz zu vermehren, diese vielmehr gänzlich auflösen müfsten, indem sie den Kohlenstoff zu der ausgehauchten Kohlensäure aus ihrem Parenchym hergeben müfsten. Wir sehen aber, dafs die Schattenpflanzen auch ohne Sonnenlicht wachsen, ernährt werden, also an Substanz zunehmen, was nach der Kohlensäuretheorie, wo das reine Sonnenlicht eine absolute Bedingung aller Ernährung ist, eine vollkommene Unmöglichkeit wäre. Wir sehen ferner, dafs sehr viele Pflanzen, während der kurzen trüben Tage und der langen Nächte im Herbste und Winter, wo selten ein Sonnenblick auf kurze Zeit durchbricht, aufserordentlich stark anwachsen wie das Wintergetreide, der Raps, die Rübenarten, und es ist eine bekannte Sache, dafs der Weifskohl sich erst in den langen Nächten im Herbst schliefst, die Kartoffeln eben zu derselben Zeit erst stark ansetzen. Dies kann doch unmöglich durch Assimilation von Kohlensäure geschehen, die nach den übereinstimmenden Erklärungen Aller nur im reinsten Sonnenschein zersetzt wird. Ferner hauchen die nicht grünen, bleichen Pflanzen, die Pilze, Flechten, die parasitischen Pflanzen, wie Orobanche, Lathraea, Cuscuta überhaupt keinen Sauerstoff aus und werden doch ernährt, so dafs auch hier die Kohlensäuretheorie gänzlich unanwendbar bleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie dargestellt von Dr. C. H. Schultz.

(Fortsetzung.)

Fassen wir obige vergleichende Betrachtungen über die Theorie der Ernährung der Pflanzen durch Kohlensäurezersetzung zusammen, so ergiebt sich daraus unzweifelhaft, dafs einmal die Quelle des im gewöhnlichen Laufe des Pflanzenlebens im Licht ausgehauchten Sauerstoffs unmöglich die Kohlensäure, oder doch nicht allein die Kohlensäure sein kann. Ist aber die Kohlensäure nicht die Quelle des ausgehauchten Sauerstoffs, so müssen sich andere Stoffe in den Pflanzen finden, die das ausgehauchte Sauerstoffgas entwickeln, und der ganze Prozefs der Pflanzenernährung, die ganze Düngertheorie mufs sich demnach anders gestalten, als man es bisher angenommen hatte. Diese Betrachtungen haben unsern Verf. seit einer Reihe von Jahren beschäftigt, bevor er aus den vorhandenen Widersprüchen auf einen Weg, der zur Wahrheit führt, gelangen konnte. Durch die Entdeckung, dafs alle Lebenssäfte der Pflanzen sauer sind, die Säure aber niemals Kohlensäure ist, wurde der Verf. zuerst darauf aufmerksam, dafs bei dem wahrscheinlichen Zusammenhang der Pflanzenrespiration mit dem Lebenssaft derselben, die Bestandtheile dieses Saftes, ähnlich wie die des Holzsaftes, aus dem der Lebenssaft gebildet worden, eine bestimmte Beziehung auf die Sauerstoffaushauchung haben möchten. Dieses führte den Verf. auf die Untersuchung der Stoffbildung in dem ganzen Parenchym der grünen Pflanzentheile, wodurch er zu der Gewifsheit gelangte, *dafs alle diese Pflanzentheile saure Stoffe enthalten, unter denen aber alle möglichen vegetabilischen Säuren, nur keine Kohlensäure sich vorfanden.* Das Sauerwerden der Blätter im Finstern (des Nachts), müfste nach der Jngenhoufs'- Saussure'schen Theorie auf Bildung von Kohlensäure durch Absorption von Sauerstoff beruhen; allein hiervon zeigten die Beobachtungen nichts, vielmehr wurde es immer offenbarer, dafs sich durch Absorption von Sauerstoff alle möglichen andern Säuren, aber gerade keine Kohlensäure gebildet hatten. Es wurde immer klarer, wie diese Kohlensäurezersetzungstheorie ohne alle Kenntnifs der innern Organisation der Pflanzen, ja ohne Kenntnifs der wichtigsten physiologischen Zustände des Pflanzenlebens, blofs nach allgemeinen chemischen Rücksichten gebildet worden, daher sie denn auch mit den entschiedensten Wahrheiten, besonders der neuern Pflanzenphysiologie durchaus ohne alle Uebereinstimmung erscheine, und den wahren Gang der Natur bei der Pflanzenernährung gänzlich verfehle, so dankbar auch die der Theorie zu Grunde liegenden Vorarbeiten anerkannt werden müssen.

Es kam hiernach vor allen Dingen auf eine experimentelle Beantwortung der Frage an, ob nicht ohne Kohlensäure die natürlich im Lebenssaft und im Parenchym der Pflanzen sich vorfindenden Säuren und sauren oder oxydirten Stoffe den im Licht von den Pflanzen abgeschiedenen Sauerstoff liefern könnten? Zur Lösung dieser Frage beschäftigten unsern Verf. Versuche mehrere Sommer hindurch, ohne dafs er zu einer sichern Entscheidung gelangte, weil er, wie er selbst sagt, entweder nicht die rechten Pflanzen zu den zu probirenden Stoffen gefunden hatte, oder die Concentrationsgrade der Stoffe verfehlte. So geben z. B. die meisten Pflanzen mit Essigsäure auch in schwacher Verdünnung, wobei das Wasser nur 1—2 pCt. der Säure enthält, kein Sauerstoffgas; neutrales essigsaures Kali auch nicht, aber saures essigsaures Kali macht eine sprudelnde Sauerstoffentbindung; wogegen wieder manche Blätter, wie Eichenblätter, auch mit reiner Essigsäure sehr viel Sauerstoff entbinden.

Digitized by Google

Wegen dieser und anderer Eigenthümlichkeiten ist der Verf. erst im Laufe des Sommers 1844 zu einem sichern Aufschlufs darüber gelangt, *dafs die grünen Pflanzentheile sämmtlich die Fähigkeit besitzen, die meisten vegetabilischen und mineralischen Säuren zu zersetzen, und dafs es diese besonders sind, aus denen sie das Sauerstoffgas im Lichte entwickeln*, während im gewöhnlichen Laufe sehr wenig oder gar keine Kohlensäure von ihnen zersetzt wird.

Die Versuche wurden in den Monaten Juni, Juli und August angestellt. Die meisten im Juli. Der Hr. Verf. hat sich mehrerlei Weisen bedient, die zu prüfenden Stoffe den Pflanzen zur Absorption und Zersetzung darzubieten, die ihm im Wesentlichen dieselben Resultate gegeben haben. Er hat Pflanzen (wie einjährige Mohrrüben-, Petersilienpflanzen, Ranunculus repeus, Erdbeeren mit Ausläufern u. dergl.) mit den Wurzeln in die Auflösungen der einzusaugenden Substanzen gestellt, und die Blätter unter mit Quecksilber abgesperrte, atmosphärische Luft enthaltende Glasglocken gebogen, um dann die zugefügten Gasarten in der Luft der Glocke wiederzufinden. Dieses Verfahren ist indessen sehr umständlich, namentlich in Betreff der Prüfung der Luft, und erlaubt nicht eine sehr grofse Zahl von Versuchen bald zu beenden. Nachdem der Hr. Verf. gesehen hatte, dafs ganz und gar dieselben Resultate erhalten werden, wenn man die zu prüfenden Substanzen in gekochtem oder destillirtem Wasser löst, und die abgeschnittenen beblätterten Zweige unter Glasglocken in diesem Wasser absperrt, so hat er sich vorzüglich dieser Weise des Experiments in einer gröfsern Zahl von Versuchen bedient. Es gehören dazu eine Anzahl Glascylinder, die er von dem Inhalt von $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Quart genommen hat, mit abgeschliffenen Rändern; ferner kleine Schalen, worauf man die gefüllten Cylinder in etwas Sperrwasser hinstellt; und eine gröfsere ohngefähr 2 Fufs hohe und $2\frac{1}{2}$ Fufs breite mit Wasser gefüllte Wanne, um darin unter Wasser die gefüllten Glascylinder umkehren zu können, und um nach Beendigung des Versuchs, die über dem Wasser in den Versuchsgläsern angesammelte Luft in die Probierröhre eingiefsen zu können. Zum Messen der Luftmenge bedient sich der Hr. Verf. nach Pariser Zollen und Linien abgetheilter Glasröhren, in denen man zugleich den Kohlensäuregehalt der Luft durch Kalkwasser, womit man vor dem Eingiefsen der Luft die Röhren füllt, bestimmen kann. Den ohngefähren Sauerstoffgehalt erkennt er an der Helligkeit, mit der ein glimmender Span sich in der Luft entzündet und an der Dauer wie lange er brennt, so dafs er nach einiger Uebung den Sauerstoffgehalt immer ziemlich genau den Eudiometerproben entsprechend abschätzen konnte. Ein solches Verfahren war bei den vielen vom Verf. angestellten Versuchen (oft hat er 15 — 20 Versuche gleichzeitig an einem Tage im Gange gehabt) durchaus nothwendig.

Die allgemeinen Resultate der Versuche sind:

1) Die Pflanzen zersetzen alle vegetabilischen Säuren, indem sie sich den Kohlenstoff und Wasserstoff derselben aneignen und Sauerstoffgas aushauchen.

2) Die Säuren verschwinden in dem Mafse als Sauerstoffgas ausgehaucht wird und es bleibt eine neutrale Flüssigkeit zurück.

3) Leichter als die reinen Säuren werden die sauren Salze dieser Säuren zersetzt: saures apfelsaures, saures essigsaures, saures citronensaures, saures weinsaures, saures schwefelsaures Kali, saure Molken liefern vorzüglich viel Sauerstoffgas.

4) Die Menge des Sauerstoffgases übersteigt das Volumen der angewandten Blätter 8 — 10fach und ein Blättervolumen von 1 Kubikzoll kann aus dergleichen Säuren 6 — 8 — 10 Kubikzoll Sauerstoff entbinden.

5) Auch die mineralischen Säuren: Schwefelsäure, Phosphorsäure, Salpetersäure, so wie die sauren (aber nicht die neutralen) Salze derselben, werden ähnlich zersetzt und geben selbst bei nicht ganz reinem Himmel sehr reines Sauerstoffgas, allein in geringerer Menge als die Citronensäure, Milchsäure, Apfelsäure und die sauren Salze dieser Säuren.

6) Doch werden auch hier die sauren Salze leichter als reine Säuren zersetzt, saures schwefelsaures, saures phosphorsaures, saures salpetersaures Kali geben viel mehr Sauerstoff in gleicher Zeit als Schwefelsäure, Salpetersäure und Phosphorsäure. Es war schon Senebier nicht unbekannt, dafs mineralische Säuren zum Brunnenwasser gesetzt die Sauerstoffaushauchung vermehren. Allein Senebier schrieb mit Unrecht diese Wirkung allein der Kohlensäureentbindung aus den im Brunnenwasser gelösten kohlensauren Salzen zu und behauptete, dafs in gekochtem und destillirtem Wasser die kleinste Menge mineralischer Säuren den Blättern schädlich sei. Das ist ein offenba-

Digitized by Google

rer Irrthum gewesen, denn die Versuche des Hrn. Verf.'s zeigen auf's Entschiedenste, dafs im Wasser, das nicht eine Spur von kohlensauren Salzen enthält, die mineralischen Säuren eben so gut als im Brunnenwasser die Sauerstoffaushauchung der Blätter erhöhen.

7) Nur ausgebildete Blätter geben viel Sauerstoff, dagegen die noch bleichen Blätter oder jungen Spitzentriebe eine grofse Neigung haben Kohlensäure zu bilden, überhaupt die Versuche unter Wasser nicht gut aushalten. Die Versuche werden daher am besten mitten im Sommer angestellt.

8) Auch aus Dammerdedecoct und Zuckerwasser entwickeln die Pflanzen Sauerstoffgas. Doch wirken Wurzeln und Blätter zuvor zersetzend darauf ein, indem sie den Zucker in Traubenzucker und Gummi umbilden. Die Sauerstoffentbindung in Zuckerwasser geschieht daher anfangs langsam, nach geschehener Zersetzung des Zuckers sehr rapide. Auf die zersetzende Wirkung der Pflanzenblätter auf den Milchzucker, die Milch, beruht das Sauerwerden und Gerinnen der Milch durch Galium verum und durch die Feigenblätter, eine Eigenschaft, die nach den Beobachtungen des Verf.'s allen grünen Pflanzenblättern ohne Unterschied zukommt, ja auch die in der Milch gelegten Mohrrüben- und Petersilienwurzeln haben ganz dieselbe Wirkung. Die Säurung der Milch geschieht nur durch Zersetzung eines Theils des in derselben enthaltenen Milchzuckers durch die Pflanzenblätter, den sie in Milchsäure umbilden.

9) In den sauren Salzen, besonders vegetabilischer Säuren, namentlich in sauren Molken, geben die Blätter auch ohne Sonnenschein in trüben Tagen doch eine geringere Menge Sauerstoff. Die Pflanzen können also vegetabilische und mineralische Säure auch ohne Sonnenschein zersetzen.

10) Die Säuren und sauren Salze müssen den Blättern in sehr verdünntem Zustand dargeboten werden, so dafs das Wasser kaum säuerlich schmeckt und Lackmuspapier nur schwach röthet. In concentrirten Lösungen verderben die Blätter leicht. Das hängt mit dem in natürlichem Zustand sehr verdünnten Holzsaft der Pflanzen und der Nothwendigkeit des Begiefsens zusammen.

Die Kleesäure wird nach den Versuchen des Verf.'s sehr schwer zersetzt, eben so schwer wie Kohlensäure und giebt wie diese nur im hellen Sonnenschein ohne Stickstoffgas Sauerstoff, der selbst dann noch immer kohlensäurehaltig ist, wenn Milchsäure, Salpetersäure, Phosphorsäure, reines Sauerstoffgas geben. Die Kleesäure scheint nur zur Zersetzung der salpetersauren, schwefelsauren und phosphorsauren Kalksalze, zu dienen, welche Salze die Pflanze aus dem Boden einsaugt; die Kleesäure verbindet sich mit den Basen zu kleesauren Salzen, und aus der freien Phosphorsäure und Schwefelsäure wird dann im Lichte das Sauerstoffgas ausgeschieden, während der Phosphor und der Schwefel selbst verarbeitet, assimilirt und zur Erzeugung der eiweifshaltigen Stoffe des Klebers der ätherischen schwefelhaltigen Oele verbraucht werden. —

Diese Versuche zeigen auf das Entschiedenste, dafs die lebendigen Pflanzentheile eine stoffumwandelnde Kraft auf die in ihrer Umgebung sich befindenden Nahrungsstoffe ausüben und dafs ausgenommen die Salze und gewisse Säuren vielleicht kein einziges der sich den Pflanzen darbietenden Nahrungsmittel unverändert von ihnen absorbirt werde.

Boussignault in Paris hatte in einer Sitzung der Akademie im vergangenem Herbste erklärt, dafs ihm Versuche über die Sauerstoffaushauchung der Pflanzenblätter aus vegetabilischen und mineralischen Säuren nicht gelungen wären, wogegen er behauptet gefunden zu haben, dafs die Blätter im kohlensauren Wasser weit mehr Sauerstoff gegeben hätten. Genau besehen läugnete Boussignault selbst nicht, dafs er auch aus andern Säuren Sauerstoff erhalten habe; sondern er behauptet nur, dafs er aus Kohlensäure mehr erhalten habe, und dieses wendet er zur Schlufsfolgerung an, dafs die Pflanzen daher allein durch Kohlensäure, wie es die alte Theorie war, ernährt werden müfsten.

Dem Hrn. Verf. waren seitens der französischen Akademie die Boussignaultschen Einwendungen mitgetheilt worden, worauf dieser in einem auch in Poggendorffs Annalen, in Frorieps Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, in der Regensburger Flora, in der botanischen Zeitung abgedruckten Schreiben an die französische Akademie, die Irrthümer

Digitized by Google

Boussignaults beseitigt hat. Es heifst in diesem Schreiben:

Boussignault hat zu seinen mit Traubensäure (statt Weinsäure) Oxalsäure und Zucker angestellten Versuchen jedesmal nur ein einziges abgerissenes Blatt genommen, worin die Lebensfähigkeit leicht absterben mufste; er hat im Herbste experimentirt, wo die Blätter ohnehin im Absterben begriffen sind; ja er hat schon gelb gewordene Blätter genommen, wenn er uns nicht etwa überreden will, dafs ein frisches Blatt in Zeit von drei Stunden in Zuckerwasser gelb werden könne. Dagegen hat Boussignault zu seinen Versuchen mit Kohlensäure jedesmal 10, 20 Blätter, sogar eine Quantität von 24 Grammen frischer Blätter genommen, und ein Vergleich so verschiedenartiger Versuche ist ganz unstatthaft. Es ist kein Wunder, dafs Boussignault wenig Sauerstoff aus Traubensäure und Zuckerwasser durch solche Versuche erhielt; aber ein Wunder, dafs er die damit gar nicht vergleichbaren, mit Kohlensäure angestellten Versuche vergleichen will.

Boussignault hat die Concentrationsgrade seiner Auflösungen nicht angegeben. Er sagt nur, dafs er 0,02; 0,005; 0,0025 Grammen der oben genannten Stoffe in Wasser gelöst hätte; aber er sagt nicht, in welcher Menge Wasser er sie aufgelöst. Der Verf. hat aber durch seine Versuche gezeigt, dafs die Concentrationsgrade der Auflösungen einen wesentlichen Einflufs auf die Zersetzung der Säuren durch lebende Blätter haben. Essigsäure, Weinsäure, zu 1—2 Procent in Wasser gelöst, hindern die Sauerstoffentbindung gänzlich; wogegen die Blätter in Auflösungen, die $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Procent derselben Säuren aufgelöst enthalten, sehr viel Sauerstoff geben.

Die stärkste Sauerstoffentbindung findet nicht in den reinen Säuren, sondern in den Auflösungen der sauren Salze dieser Säuren statt; z. B. in Auflösungen von Weinstein, saurem apfelsauren und milchsauren Kali u. s. w., die Boussignault gar nicht versucht hat.

Boussignault hat solche Säuren wie Kleesäure zu seinen Versuchen genommen, von denen der Hr. Verf. ganz ausdrücklich gesagt hat, dafs sie fast schwerer als die Kohlensäure von den Blättern zersetzt werden. Dafs also aus Kleesäure wenig Sauerstoffgas entwickelt wird, hätte Boussignault in des Verf.'s Werke selbst finden können.

Von der Zuckersolution hat der Hr. Verf. ausdrücklich gesagt, dafs die Wurzeln und Blätter allmählig zersetzend darauf wirken, indem sie den Zucker in Gummi umbilden, dafs demnach die Sauerstoffentbindung erst nach 8—10 Stunden sehr lebhaft zu werden anfängt, während aber Boussignault seine Versuche schon nach drei Stunden beendet hat, wo er noch gar keine Wirkung erwarten durfte.

Die Sorge Boussignaults, dafs sich bei der Zuckerzersetzung Kohlensäure bilden könne, ist ganz grundlos. Man kann die Gegenwart von Kohlensäure leicht durch Kalkwasser, erfahren, und durch dieses hat der Hr. Verfasser gezeigt, dafs bei Berührung lebender Blätter mit Zuckerwasser sich niemals Kohlensäure bildet.

Boussignault hat auf den wichtigen vom Verf. angegebenen Umstand, dafs in dem Mafse, als Sauerstoff von den Blättern ausgehaucht wird, die Säuren in den Solutionen verschwinden, gar nicht geachtet; also den wentlichen Umstand bei den Versuchen übersehen. Boussignault hätte aus den sauren Molken von $\frac{1}{4}$ Quart Milch 8—10 Kubikzoll Sauerstoffgas erhalten können, wenn er die Versuche bis zum Verschwinden der Säure fortgesetzt hätte.

Boussignault giebt unter seinen Versuchen Erfolge an, die längst als unrichtig bekannt sind, er sagt z. B., dafs an einem trüben, ungünstigen Tage die Blätter Sauerstoff aus kohlensaurem Wasser entwickelt hätten. Nun ist aber seit Priestley, Jngenhoufs und Senebier hinreichend bekannt, dafs nur bei hellem Sonnenschein die Blätter Sauerstoff aus kohlensaurem Wasser entwickeln und niemals bei trübem Wetter. Die Angaben Boussignaults sind also gänzlich unzuverlässig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie dargestellt von Dr. C. H. Schultz.

(Fortsetzung.)

Boussignault hat übersehen, dafs dagegen nach des Verfassers Versuchen in Auflösungen von Weinstein, saurem, apfelsaurem und milchsaurem Kali, sauren Molken, die Blätter auch ohne Sonnenschein Sauerstoff entwickeln, woraus die Möglichkeit hervorgeht, dafs die Wald- und Schatten-Pflanzen sich Nahrung ohne Sonnenlicht assimiliren können, *wie ähnlich die Rüben und der Kopfkohl nur in dem trüben Küstenklima von England und den Niederlanden gut gedeihen, überhaupt der Kopfkohl erst stark wächst und sich schliefst, wenn im Herbste die Nächte lang werden,* was alles bei der von Boussignault vertheidigten Kohlensäurentheorie unmöglich wäre. Boussignault übergeht die Versuche. die das Irrige seiner Annahme zeigen, gänzlich.

Boussignault ist jetzt auch im Widerspruche mit seinen eigenen frühern Erklärungen, die er in seinem Werke über die Landwirthschaft gegeben hat, wo er selbst anerkennt, dafs die Kohlensäure schwer zersetzbar sei, und dafs man nach den bekannten landwirthschaftlichen Erfahrungen schwer einsehen könne, wie die Kohlensäure das allgemeine Pflanzennahrungsmittel sein sollte. Hier behauptet aber Boussignault das Umgekehrte.

Nach allem diesen darf man mit dem Verf. sagen, dafs die Versuche des Hrn. Boussignault so ungenau und unvollkommen als möglich sind, dafs sie nicht im Geringsten etwas gegen die vom Verf. erhaltenen Erfolge beweisen, vielmehr ohne erheblichen wissanschaftlichen Werth sind. Hr. Boussignault wird durch seine in drei Tagen angestellten übereilten Versuche die Erfolge einer dreijährigen Arbeit nicht zernichten können.

Im § 34. dieser Schrift werden die auf Mifsverständnissen beruhenden irrigen Einwendungen von Link gegen die im Werke über Cyklose des Lebenssaftes vom Verf. niedergelegte Darstellung des lebendigen organischen Zusammenhanges des Systems des Lebenssaftes und der Lebenssaftgefäfse mit dem ganzen Pflanzenleben, wie auch gegen die darauf gegründete Unterscheidung der inneren Systeme von Assimilation, Circulation und Bildung mit wenigen triftigen Worten vollständig und ausdrücklich beseitigt.

Der ganze Ernährungsprocefs der Pflanzen beginnt mit einem organischen Act. Das ist die thätige lebendige Einwirkung der Pflanze auf die mit ihr in Berührung kommenden Nahrungsstoffe. Sämmtliche Versuche des Verf.'s bewiesen, wie unzweifelhaft und entschieden die stoffumbildende Einwirkung der Wurzeln und Blätter der Pflanze auf die in ihrer Umgebung sich befindenden Nahrungsmittel sind. Aehnlich wie bei der gesunden Verdauung der Speisen im Magen der Thiere und des Menschen, findet auch die durch die Pflanzenwurzeln und Pflanzenblätter hervorgebrachten Stoffmetamorphosen immer ohne alle Gährung und Bildung von Kohlensäure statt, und die veränderten Stoffe behalten einen durchaus frischen und unverdorbenen Geschmack und Geruch.

Es ist nach den Beobachtungen des Verf.'s aufser allem Zweifel, dafs die Pflanzen die digerirende Einwirkung ihrer Oberfläche auf die sie umgebenden Nahrungsstoffe gewissen Secretionen zu verdanken haben, die alle Pflanzentheile, vorzugsweise aber die Wurzeln abzuscheiden im Stande sind. Diese Secretionen hat man schon seit langer Zeit beobachtet, aber ihnen nicht die rechte wahre Bedeutung angewiesen, indem man sie mit Brugmanns für Excremente der Pflanzen angesehen, und irriger Weise behauptet, dafs verschiedene neben einander stehende Pflanzen, namentlich die Unkräuter, den Kulturpflanzen nachtheilig werden, in-

Digitized by Google

dem sich die verschiedenen Pflanzen gegenseitig durch ihre Wurzelsecretionen vergiften sollen. So sagt man z. B. der Spörk vergifte den Buchweizen etc. Der Verf. hat sich durch genaue Beobachtungen in einer Reihe von Jahren überzeugt, dafs der Spörk dem Buchweizen niemals durch seine Wurzelsecretionen schadet, und nur in kalter trockner Witterung, die der Spörk besser verträgt, der Buchweizen verkümmert und der Spörk über ihn hervorwuchert. Die Pflanzen scheiden also durch die Wurzeln keine Excremente ab, wodurch sie sich gegenseitig schaden, vielmehr hat diese Secretion die Bedeutung des Speichels bei den Thieren, d. h. sie bewirkt die Verarbeitung der Nahrungsstoffe, wodurch sie dem Pflanzenkörper leichter assimilirt werden.

Der Holzsaft ist keine so einfache Zusammensezzung aus Kohlensäure und Zucker, wie man bisher behauptete, er enthält vielmehr nach den genauesten Beobachtungen unsers Verf.'s alle Grundlagen für die Erzeugung des Lebenssaftes. Weder die Kohlensäure noch der Zucker sind ursprünglich im Holzsaft enthalten, noch ist der Zucker allen Holzsäften gemein. Vielmehr sind die ursprünglichen Grundsubstanz des Holzsaftes verschiedene vegetabilische Säuren mit Holzsaftgummi verbunden. Alle Holzsäfte reagiren sauer, dies rührt nicht von Kohlensäure, sondern stets von anderen Säuren, von Milchsäure, Essigsäure, Weinsteinsäure und Gallussäure her. Das im Holzsaft enthaltene Gummi bildet sich nachher in Traubenzucker um, und aus diesem entsteht bei gewissen Pflanzen Rohrzucker. Aufser diesen Stoffen befindet sich auch im Holzsaft Ammoniak. Alle diese Bestandtheile des Holzsaftes können also unmöglich aus der Kohlensäure entstehen, vielmehr haben sie, wie Professor Schultz durch zahlreiche Versuche auf's Evidenteste bewiesen hat, ihren wahren Ursprung in den durch die Einwirkung der Wurzeln gebildeten Zersetzungsproducten des Humus. Was diese Wahrheit noch unerschütterlicher macht, ist die grofse Aehnlichkeit der Zusammensetzung des Humus und des Zuckers, ferner die leichte Umbildung des Zuckers in Huminsäure, dann die noch gröfsere Aehnlichkeit des Humus mit dem Gummi, hauptsächlich mit dem Holzsaftgummi. Da aller, auch der rein vegetabilische Humus Ammoniak enthält, so reicht der Boden hin, uns die Quelle aller im Holzsaft enthaltenen Stoffe zu zeigen, ohne dafs wir der Luft dazu bedürfen. Ebenso ist die Entstehung des Traubenzuckers im Holzsaft aus der Umbildung des Gummis leicht erklärlich, wie auch die Umwandelung des Traubenzuckers in Rohrzucker.

Wenn es darauf ankam, die Ernährung des Samenkeims aus den Kotyledonen oder Sameneiweifs, so wie die Ernährung der parasitischen Pflanzen zu erklären, war niemals eine Aussicht vorhanden, die Kohlensäuretheorie in Anwendung zu bringen. Beim Samenkeim war es als ausgemacht schon seit langer Zeit bekannt, dafs die Kohlensäure verderblich, tödlich auf seine Entwickelung einwirkt. Vielmehr ist es jetzt nach unserm Verf. aufser allem Zweifel, dafs Gummi, Zucker nebst vegetabilischen Säuren, besonders Milchsäure, als die Producte der Umbildung der im keimenden Samen abgelagerten Stoffe, die wahre alleinige Nahrung der embryonischen Pflanze sein müssen. Das Keimen ist kein chemischer, sondern ein organischer Act, die dabei vor sich gehenden chemischen Veränderungen sind nicht die Ursachen, sondern die Wirkungen des Lebensactes der Keimung. Die lebendige Einwirkung des Keims auf die ihn umgebenden eiweifs- und stärkemehlhaltigen Nahrungsstoffe im Samen ist durchaus der digerirenden Einwirkung der Wurzeln auf die Nahrung im Boden ähnlich.

Die Sameneiweifsmasse ist gleichsam die Muttermilch des Pflanzenembryo's, welcher noch heinesweges im Stande ist, sich sogleich Nahrung von aufsen aus dem Boden einzusaugen und zu assimiliren.

Die Pflanzen können ohne Sauerstoffausbauchung ernährt werden, wie der Verf. gezeigt hat, eine Wahrheit, von der jeder unbefangene Naturbeobachter an der Ernährungsart der Keime, der parasitischen Pflanzen, der Pilze und Flechten etc., welche keinen Sauerstoff ausbauchen, und nichtsdestoweniger ernährt werden, sich überzeugen kann. Die Sauerstoffausbauchung ist keine absolute Bedingung der Pflanzenernährung überhaupt, sondern nur ein Mittel zu einer besondern Art der Ernährung und Stoffbildung in der Pflanze, eine Ergänzung des Pflanzenlebens, die unter gewissen Umständen ganz und gar fehlen, und in anderen Fällen in verschiedenen Abstufungeu vermindert oder vermehrt sein kann, ohne dafs darum die Pflanze aufhört, ernährt zu werden.

Der Lebenssaft der Pflanze bildet sich aus dem

Digitized by Google

Holzsaft nur unter Mitwirkung der Sauerstoffaushauchung durch die Respiration der grünen Pflanzentheile im Licht. Der Lebenssaft zeichnet sich durch seine innere Organisation und Gerinnungsfähigkeit aus, welche als Manifestation seiner Plasticität erscheint. Er besteht, wie der Verf. gezeigt hat, aus Kügelchen, welche in einer farblosen Flüssigkeit schwimmen, diese Flüssigkeit nennt er Saftplasma, weil sich aus ihr wie aus dem Blutplasma der Thiere die plastischen Bildungen erzeugen. Diese Kügelchen entsprechen den Fettkügelchen des Chylus oder den der Milch der Thiere, diese Kügelchen machen, wie die Fettkügelchen der Milch, durch ihre grofse Menge den Lebenssaft milchig. Der Lebenssaft, welcher das Blut der Pflanzen ist, ist, kann man sagen, auf einer niedrigen Entwickelungsstufe stehen geblieben, auf der Stufe der Lymphe und Embryonenblutbildung der Thiere.

Die Kügelchen enthalten eine grofse Menge Wachsfett, eine Mittelbildung, worin sich die Eigenschaften von Fett und Wachs vereinigen, dieses Fettwachs kann man durch Alkohol und Aether ausziehen, ferner die dem Humin ähnliche Kügelchensubstanz, beide sehr kohlenstoffhaltig. Das Saftplasma enthält das Elastin oder den vegetabilischen Faserstoff, welcher aus Kohlenstoff und Wasserstoff zusammengesetzt ist. Ferner Gummi, Zucker, die vegetabilischen Säuren und Salze, welche sich noch vom Holzsafte herschreiben, in dem sie ursprünglich vorhanden sind. Aufserdem enthält der Lebenssaft wie der Holzsaft Ammoniak, welcher im ammoniakhaltigen Humus seinen hauptsächlichsten Quell hat. Das Ammoniak scheint nach den Untersuchungen des Verf.'s in den Pflanzensäften in einer ähnlichen Verbindung mit dem Gummi und Zucker wie im thierischen Organismus mit dem Eiweifs sich zu befinden, also an organische Nahrungsstoffe gebunden zu sein in Form von Ammoniak-Gummaten, Ammoniak-Saccharaten. Dieses bestätigt sich dadurch, dafs aller Zucker, den er bei seinen zahlreichen Versuchen erhalten hat, und alles Gummi, sowohl aus Holz- als aus Lebenssäften, ammoniakhaltig war, und durch Zusatz von Alkali Ammoniak entwickelt. Das Gummi, der Zucker, die vegetabilischen Säuren und Salze bilden die Elementarflüssigkeit für den Lebenssaft, in welche sich das Wachsfett der Kügelchen und das Elastin des Saftplasma als organisirte Bestandtheile nach und nach unter dem Einflufs des Respirationsprocesses hineinbilden. Auf dafs diese kohlen- und wasserstoffhaltigen Substanzen entstehen können, ist vorzüglich eine Sauerstoffaushauchung aus den Bestandtheilen des Holzsaftes erforderlich. Die höhere Organisirung des Lebenssaftes steht auch wirklich in geradem Verhältnifs mit dem, die Sauerstoffaushauchung befördernden Einflufs der verschiedenen Lichtgrade auf die Pflanze. Die Menge der Saftkügelchen und dadurch erzeugte Trübung und Milchfarbe des Lebenssafts nimmt mit dem intensivern Licht in wärmern Ländern zu. Daher sind auch die Tropengegenden so reichlich mit milchsaftführenden Pflanzen versehen, dagegen kommen in den gemäfsigten Zonen nur wenige, in den Polargegenden vielleicht gar keine milchenden Pflanzen vor. Pflanzen, die an des Lichtes beraubten Stellen aufwachsen, wie der Sallat, wie auch die jungen keimenden Pflanzen, haben sehr wenige Kügelchen im Safte zerstreut. Es ist unzweifelhaft, dafs durch die von den Blättern im Schatten und im Dunkeln des Nachts stattfindende Sauerstoffabsorption eine Umsetzung der verschiedenen Säuren hervorgebracht werden kann, wodurch Milchsäure, Kleesäure, Apfelsäure, Citronensäure, Weinsteinsäure in einander übergehen können.

Alle möglichen Stoffe der ganzen Pflanze sind im Lebenssaft vorgebildet, und die Quelle alles Wachsthums, der Keim aller Formgebilde in dem Saftplasma und den Kügelchen vorhanden. Das Wachsfett der Kügelchen bildet sich wahrscheinlich in fette ätherische Oele, in Wachs und in Harze um. Im Elastin des Saftplasma liegt der Keim zur Bildung der Zellen und Lebenssaft- und Spiralgefäfsmembranen, und der Gehalt des Plasma an Gummi, Eiweifs, Zucker und Ammoniakgummaten, Saccharaten und Albuminaten setzt es in Stand, die Absonderung dieser Stoffe und die Bildung der Alkaloide der Farbstoffe und Extractivstoffe zu bewerkstelligen. Endlich ist der Lebenssaft bei verschiedenen Pflanzen von verschiedenen Säuren sauer, und kann also alle diese Säuren liefern, zuletzt findet man auch im Lebenssaft die verschiedenartigen Salze, welche sich in die Form- und Stoffgebilde der Pflanzen übertragen können.

Wir bemerken noch, wie der Hr. Verf. durch wiederholte Versuche entdeckt hat, was den früheren Pflanzenphysiologen durchaus unbekannt war, dafs besonders in Rohrzucker-, Traubenzucker-, Milchzucker- in Gerberbrühe-Molkenwasser die grünen, ganz frischen

Digitized by Google

und kräftigen Blätter, sowohl bei bedecktem Himmel am Tage, als auch, wenn sie nach Sonnenuntergang am Abend oder die ganze Nacht hindurch in den Versuchsgläsern stehen bleiben, immer Wasserstoff aufser dem Sauerstoff entbinden, und eine Knallluft (Knallgas) erzeugen, die den Platinaschwamm sogleich entzündet.

Im zweiten Theil dieser Schrift giebt uns der Hr. Verf. höchst interessante Winke zu einer Agriculturphysiologie. Er zeigt uns, wie irrig man in der bisherigen Pflanzencultur verfahren ist, indem man im Wesentlichen auf den Vergleich der chemischen Bestandtheile des Bodens, welche die Bedingungen des Pflanzenlebens, mit den chemischen Bestandtheilen im Pflanzenkörper und dessen Stoffproductionen, welche die Residuen des Pflanzenlebens sind, sich einzig und allein beschränkend, dem innern organischen Lebensprocefs, der eigentlich der wahre Quell und die Hauptursache der vegetativen Stoffbildung ist, dabei so viel wie gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Man glaubte bisher nichts mehr thun zu können, als den Pflanzen solche chemische Substanzen als Nahrungsmittel darzubieten, wie in ihren Producten enthalten sind, ohne dabei zu bedenken, dafs wenn der organische Zustand der lebendigen Selbsterregung in der Pflanze nicht gesund ist, man ihr vergebens solche Stoffe als Nahrungsmittel wird darreichen, die sie gewöhnlich in ihrem Innern erzeugt, denn die wahre Bedingung der Stoffbildung im Innern des Pflanzenkörpers selbst ist die gesunde kräftige Lebenserregung der innern Organe. —

Der Grund dieses irrthümlichen Verfahrens lag in dem Mangel an einer wahren Erkenntnifs des Verhältnisses der Chemie zur Pflanzenphysiologie, welches, wie unser Verf. bereits in seinem Werke über die Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen genau gezeigt hat, auf dem Gegensatz zwischen chemischem Stoff als Bedingungen und Residuen des Pflanzenlebens und organischer Gestaltung und Selbsterregung beruht. Das Pflanzenleben kommt nur an der organischen Form zum Vorschein, und niemals kann der chemische Stoff lebendige Eigenschaften erhalten und zum Lebensträgnr werden, ohne dafs er zuvor organische Form angenommen hätte; chemischer Stoff und organische Form verhalten sich zu einander wie Leben und Tod; sie verhalten sich feindlich gegen einander, streben sich gegenseitig beständig zu zerstören, zu vernichten. Die lebendige Pflanze überwindet, destruirt, tödtet die chemische Qualität der Stoffe, die in ihre Organe und Bildung eingehen, giebt ihnen organische Form und Gestaltung durch den Assimilations- und Organisirungsprocefs, durch diesen letztern erzeugt, verjüngt sich die Pflanze immerfort aus der Nahrung wieder.

Die Bestandtheile des Humus, das Licht, die Luft, das Wasser sind Lebensbedingungen der Pflanzen, und die Chemie, in so fern sie sich mit der Untersuchung dieser Dinge beschäftigt, ist nichts anders, als die Lehre von den Lebensbedingungen. Die Producte im Pflanzenkörper und die Stoffe, welche nach dem Absterben desselben übrig bleiben, sind die Lebensresiduen, die Chemie, insofern sie die Analyse derselben sich zum Gegenstande macht, ist die Lehre von den Lebensresiduen. Das wahre Verhältnifs der Chemie zur Physiologie ist ein durchweg äufseres, sie dringt nie in ihr Inneres ein, sie kann also nicht die Lehre vom Lebensprocefs und von der Lebensthätigkeit selbst sein, wie man es früher unrichtig geglaubt hat. Wir haben, kann man sagen, bis auf den heutigen Tag keine Agriculturphysiologie, sondern die Ackerbaukunde ist eine Agriculturchemie genannt worden.

Der Hr. Verf., der uns zuerst in dieser Schrift lehrt, wie eine solche Wissenschaft, wenn sie von praktischem Nutzen sein soll, behandelt werden mufs, nennt die Agriculturphysiologie eine Doctrin, welche die Functionenlehre der inneren Organe der Pflanze auf den Garten- und Landbau anwendet, der sich die Agriculturchemie als Kenntnifs der Lebensbedingungen und Lebensresiduen unterordnen mufs. Die Agriculturphysiologie hat zum Gegenstande die Kenntnifs des innern Verlaufes der lebendigen organischen Verarbeitung der Nahrungsmittel zu organischer Form und Selbsterregung und zu den chemischen Stoffproducten. Die lebendige Mitwirkung der Pflanze bei der Umbildung in die chemischen Stoffe ist der Kern- und Centralpunct in allen ihren Stoffproductionen, und von diesem Centralpunct mufs, wie der Verf. mit vollem Recht bemerkt, eine wahre wissenschaftliche Einsicht in die Kunst, die Pflanzen zu cultiviren, ausgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie dargestellt von Dr. C. H. Shultz.

(Fortsetzung.)

Dieser Theil der Schrift zerfällt in 3 Abtheilungen. Die erste Abtheilung handelt von der Cultur des Keimens, die zweite von der Cultur des Wachsthums, die dritte von der Cultur des Blühens und Fruchttragens. Wir wollen sie der Reihe nach durchgehen:

Beim Keimen des Saamens ist es ein Hauptpunct, dafs alle chemischen Veränderungen, wie die Sauerstoffabsorption und Kohlensäureaushauchung, die Umbildung des Amylums in Zucker- und Milchsäure nur unter der Bedingung vor sich gehen können, dafs der Keim oder Embryo im Saamenkorn lebt. Wird der Keim des Waizenkorns vom Eiweifs entblöfst oder ist der Keim irgend eines Saamens z. B. einer Kaffebohne abgestorben, so finden alle diese Veränderungen nicht mehr statt. Der Grad der Lebenserregung des Keims oder Embryo's bestimmt den Grad der Auflösung und der chemischen Veränderungen der Nahrungsstoffe im Saamen, ist dieser Grad der Lebenserregung grofs, so wird die Auflösung vollständig, ist er gering, so wird sie nur unvollkommen stattfinden, und dadurch zeigt auch die erste Entwickelung des Keims mehr oder weniger bedeutende Verschiedenheiten, je nach der Quantität der Nahrung, die er aus den Cotyledonen oder der Saameneiweifsmasse schöpfen kann. Der Keim ist bei seiner ersten Entwickelung noch durchaus unfähig, sich von Aufsen aus dem Boden Nahrung einzuverleiben; seine Entwickelungskraft und Stärke der Ausbildung ist von der Ernährung, die er aus dem Saamenkorn erhält, abhängig. Wenn also das im Saamen vorhandene Nahrungsmaterial nicht vollkommen colliquescirt verflüssigt, und zur Aufnahme vom Keim verarbeitet wird, so wird der Keim kümmerlich ernährt werden, und seine ersten Anaphyta (Wurzel, Stengel und Blätter) weniger ausbilden, als wenn er alle im Saamen für ihn abgelagerten Nahrungsstoffe aufgenommen hätte. Sind aber die ersten Anaphyta einer keimenden Pflanze nicht zur vollständigen reifen Ausbildung gelangt, so ist die Fähigkeit und Kraft Nahrung von aufsen zu absorbiren und zu assimiliren, verringert und dadurch das Fundament zu einem kümmerlichen Wachsthum der ganzen Pflanze gelegt, wie im Gegentheil die erste kräftige Entwickelung des Keims, den Grund zu einer lebenskräftigen Ausbildung der künftigen ganzen Pflanze in sich schliefst.

Das Keimen ist nicht wie man bisher behauptet hat ein chemischer, sondern nach unserm Verf. ein organischer Act, ein lebendiger Prozefs, die dabei vor sich gehenden chemischen Veränderungen müssen wir nicht als die Ursachen, sondern als die Wirkungen des Lebensactes der Keimung ansehen. Alle Lebensbedingungen des Keimactes: das Licht, die Luft, die Wärme, das Wasser sind nicht im Stande, die chemischen Veränderungen der Nahrungsstoffe im Saamen hervorzubringen, wenn nicht eine lebendige Einwirkung des Keimes selbst auf die im Saamen deponirten Nahrungsstoffe stattfindet. Bei der Cultur der Keimung ist es hauptsächlich die Lebenserregung des Keims, die man zu leiten und zu cultiviren hat, aber nicht die chemischen Bestandtheile des Saamens. Alle Cultur der Keimung mufs vorzüglich darauf hinausgehen, die Lebensaction des Keims zur Colliquescirung und Auflösung des im Saamen abgelagerten Nahrungsmaterials aufzuregen, zu beleben, und diese Thätigkeit zu leiten.

Aus den zahlreichen und mit der gröfsten Genauigkeit angestellten Beobachtungen unsers Verf.'s geht hervor, dafs die Einwirkung des Keims auf die ihn umgebende Eiweifsmasse, durchaus Aehnlichkeit mit der digerirenden Einwirkung der Wurzeln auf die Nahrung im Boden hat. Der Eiweifskörper wird beim Keimen

Digitized by Google

colliquescirt, verflüssigt, löst sich in einen milchigen Brei auf, und zwar geschieht es, wie der Verf. beim Mais, Roggen, Waizen, Dattelkernen deutlich gesehen hat, an denjenigen Stellen immer zuerst, an welchen der Keim mit dem Eiweifs in Berührung ist.

Wie die Einsaugung der Nahrung bei der ausgebildeten wachsenden Pflanze, durch die ganze Oberfläche statt finden kann, so geschieht auch die Absorption der verflüssigten Eiweifsmasse im Saamen vom Keim durch die ganze Oberfläche des Keims oder der embryonischen künftigen Pflanze. In beiden Fällen wird nur das vom Keim Veränderte und Aufgelöste nicht die unveränderten chemischen Bestandtheile des Saameneiweifses absorbirt, eben so wenig wie die Wurzel der ausgewachsenen Pflanze ihre unveränderten Nahrungsmittel einsaugt.

Der Keim besitzt noch nicht die Fähigkeit von Aufsen Nahrung zu absorbiren und sich einzuverleiben. Der vom Eiweifskörper getrennte Keim, wie schon Malpighi bei der Dattelpalme und der Verf. neuerdings beim Waizen und Mais beobachtet haben, keimt durchaus nicht, und wächst selbst auch dann nicht weiter, wenn er von bereits gekeimten Saamen abgelöst wird.

Unser Verf. hat in diesem Betracht eine Reihe neuer höchst interessanter und lehrreicher Versuche angestellt. Er weichte nämlich die Saamen der Getreidearten wie die der Gerste, des Roggens, Hafers, Waizens in verschiedenen nährenden Substanzen, in Zuckerwasser, in Dammerdedecoct, in gefaulter neutral reagirender Mistjauche bis zur Entwickelung des Keims ein. Aus allen diesen Versuchen ging mit Entschiedenheit hervor, dafs das Keimen durch Berührung der Saamen mit nährenden Stoffen mehr verzögert, geschwächt als gefördert wird. So wurde das Keimen der Saamen durch Einweichung in Zuckerwasser, das doch wie wir bereits früher gesehen haben von Blättern und Wurzeln so leicht assimilirt wird um 24—36 Stunden länger als das Keimen nach Einweichung in reinem Wasser aufgehalten. Die in Zuckerwasser keimenden Saamen bilden, wenn sie nicht fortwährend gelüftet oder mit Wasser abgespült werden, eine so grofse Quantität Essigsäure und Milchsäure, dafs sogar das Keimen durch Tödtung des Embryo ganz und gar vernichtet werden kann.

Die digerirende Einwirkung der Blätter und Wurzeln auf die sie umgebenden Nahrungsstoffe, zeigt sich nach unserm Verf. in einem noch höhern Grade in den Saamen, ohne dafs diese letztern im Stande wären, die Menge veränderter Nahrungssubstanzen von Aufsen aufzunehmen. Der Rohrzucker wird von den keimenden Saamen in Traubenzucker umgewandelt. Setzt man den in Zuckerwasser keimenden Saamen, während der starken Säurebildung, Kalkwasser und irgend eine andere Lauge hinzu, so wird die im Ueberschufs vorhandene Säure verschluckt und dann gedeiht auch das Keimen, wenn die Embryonen noch nicht abgestorben waren.

Nach wiederholten Beobachtungen des Hrn. Vf.'s üben die mineralischen Säuren: die Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure, Phosphorsäure, keinen beschleunigenden Einflufs auf den Keimungsact aus. Diese Säuren haben aber vor den nährenden Substanzen: dem Zucker, Dammerdedecoct, der faulenden Mistjauche den Vorzug, dafs sie das Keimen nicht verzögern, den Wachsthum und die Entwickelung des Embryo's nicht unterdrücken, sie verhüten auch eine zu schnelle Zersetzung des Saameneiweifses und vermehren die Säureerzeugung nicht so wie der Zucker.

Die Alkalien und alkalischen Erden *in nicht* zu concentrirten Auflösungen wirken nach den Versuchen des Hrn. Verf.'s vortheilhafter auf den ersten Keimact der Saamen ein, als die mineralischen Säuren und die nährenden Substanzen. Die in Kalkwasser eingeweichten Gersten, Waizen, Roggen, Senfsaamen keimten sämmtlich viel kräftiger als die im reinen Wasser eingeweichten. Beim Einlaugen der Saamen hat sich der gleichzeitige Zusatz von Mistjauche niemals so nachtheilig einwirkend auf das Keimen erwiesen, als die reine Mistjauche für sich.

Der Grund dieser Einwirkung der Alkalien liegt nach unserm Verfasser darin, dafs die beim Keimen durch Digerirung und Colliquiescirung der Saameneiweifsmasse sich entwickelnden Säuren dadurch verschluckt werden, und auf diese Art zuerst Mittelsalze, dann saure Salze entstehen, die als lebendige Reize für den Keim wirken. Dies wird noch dadurch erhärtet, dafs auch das Einweichen der Saamen in ganz verdünnten Auflösungen von Salpeter, Glaubersalz, Küchensalz einen vortheilhaft kräftigen Einflufs auf den Keimungsprozefs ausübt. Dann bewirken auch die

Digitized by Google

Alkalien früher und vollständiger die Auflockerung, Erweichung, Schmelzung und Verflüssigung des Saameneiweifskörpers als das blofse Wasser.

Ganz ähnliche Wirkung als die Alkalien hat auch nach des Vf.'s Versuchen, die mit Wasser angefeuchtete Kreide, wenn darin Saamen bis zum Keimen eingeweicht werden. Daraus ist der vortreffliche Einflufs des kalk- und mergelhaltigen Bodens auf das Keimen der Saamen erklärlich.

Unter allen Lebensbedingungen und Lebensreizen für den Keim, stehen nach den vielfach angestellten Versuchen des Verf.'s, das reine Wasser, die reine Luft und angemessene Wärme oben an. Die übrigen Mittel können als passende Zugabe sehr zweckmäfsig sein. Das Licht kann zwar nicht entbehrt werden, ist aber von keinem grofsen Einflufs auf den Keimungsact. Der luftigste, feuchteste und wärmste Boden ist den jungen Keimen am zuträglichsten, und man mufs im praktischen Land- und Gartenbau dem Boden diese drei Eigenschaften zu verschaffen suchen, wenn das Keimen der Saamen darin gut von statten gehen soll. In einem dichten, festen, nicht aufgelockerten Lehmboden, gehen die Saamen schlecht auf, aus Mangel an Luft, in einem zu lockern, trockenen, torfreichen Boden keimen die Saamen schlecht aus Mangel an Wasser. In einem kalten Quellboden, keimen die Saamen nicht gut aus Mangel an Wärme. Unter allen diesen Lebensbedingungen ist das Wasser für den jungen Keim am wichtigsten. Durch das Wasser wird nämlich die Saameneiweifsmasse leicht aufgeweicht, colliquescirt, verflüssigt und in einen milchigen Brei umgewandelt und dadurch geschickt gemacht vom Keim absorbirt zu werden. Ist der Boden, worin Saamen keimen, nicht gehörig wasserhaltig, so kann die eben erwähnte Veränderung des Eiweifskörpers nicht stattfinden und der Keim verkümmert und legt die Grundlage zu einer verkümmerten elenden Pflanze. Ist der Keimungsact unter günstigen Umständen vollständig beendet, und hat die embryonische Pflanze Wurzeln und Blätter getrieben und einigermafsen ausgebildet, so besitzt sie in sich schon eine gröfsere wasserzurückhaltende Kraft und Fähigkeit, Feuchtigkeit aus der sie umgebenden atmosphärischen Luft einzusaugen, und vermag dadurch einer vorübergehenden Trockenheit eher Trotz zu bieten, als der keimende Saamen, dem es an dieser Luft-Feuchtigkeit absorbirenden Kraft durchaus gebricht.

Der Hr. Verf. hat für den Fall, dafs der Boden nicht zu sehr ausgedörrt ist und noch einige Feuchtigkeit zum Nachwuchs darbietet, ein vortreffliches, immer von günstigem Erfolg begleitetes Mittel gefunden, es ist: *Das Einquellen der Saat in reinem Wasser ohne alle Beimischung.* Die eingequellten Saaten von Hafer, Gerste, Waizen u. s. w. keimen immer besser fort als die nicht eingequellten. Er fand das Einquellen der Saamen in Kalkwasser und verdünnter Aschenlauge von noch weit vorzüglicherer Wirkung als das Einquellen in reinem Wasser. Den Grund hiervon sucht er darin, dafs die mit Hülfe des Kalks und der Asche beim Keimen gebildeten essigsauren und milchsauren Salze, dem Saamen aufser der lebensreizenden Wirkung noch eine hygroscopische Kraft ertheilen, wodurch er das bereits absorbirte und in seinem Innern enthaltene Wasser, bei eingetretenem trocknem Wetter nicht mehr fahren läfst und aus dem mit wenig Feuchtigkeit getränkten Boden, noch so viel einzusaugen vermag, als zur Colliquescirung und Digerirung des im Eiweifskörper abgelagerten Nahrungsmaterials erforderlich ist. — So viel von der Cultur der Keimung.

Für den Zweck des Wachsthums ist es nothwendig, der Pflanze aufser den übrigen Lebensbedingungen ein entsprechendes Düngermaterial, verbunden mit digerirenden salzigen Reizmitteln zu liefern. Zu den salzigen Reizmitteln gehören theils die mineralischen Salze, sowohl erdige Kalksalze, Magnesiasalze als alkalische, wie Natronsalze, auch Kalisalze, metallische, vorzüglich Eisensalze.

Die Hauptwirkung dieser salzigen Reize auf die Vegetabilien, besteht in einer Reizung der Gefäfse und des Parenchyms der Pflanzen zu stärkerer Contraction, wodurch die Exhalation des Wassers vermehrt und eine gröfsere Säfteconcentration bewirkt wird. Dies scheint bei den Pflanzen analog, wie im thierischen Organismus, wo die Salze gleichfalls reizend auf die lymphatischen und Blutgefäfse wirken und die Wasserabscheidung durch die Haut, die Lungen- und Harnwerkzeuge verstärken und das Blutplasma concentriren, verdichten und deshalb Durst erregen. So scheinen die Salze die Pflanzen auch

Digitized by Google

durstig zu machen und sie zu erneuerter Aufnahme von Nahrungsmitteln zu reizen und zu befähigen. Auf diese Weise werden die Salze ein wichtiges Mittel zur Beförderung der vegetativen Assimilation und zur Erhöhung der erregenden Kraft in dem Pflanzengewebe, wodurch das Pflanzenindividuum zum Blühen und Fruchttragen vorbereitet wird.

Bei der Cultur des Wachsthums mufs man Sorge tragen, die salzigen Reize in ein entsprechendes Verhältnifs mit den Düngungsmitteln zu bringen. Zu viel salzige Reizmittel, bei einer zu geringen Quantität von Nahrung, trocknen die Pflanze zu früh aus und legen die Grundlage zu einer verkümmerten künftigen Blumen- und Fruchtbildung. Die Salze selbst, weil ihnen das Wasser als Auflösungsmittel mangelt, gehen dabei in Krystallisation und Incrustationen über, was im Verlauf der Vegetation nie der Fall sein, sondern erst im Alter mit dem Ersticken und Erlöschen der Lebensthätigkeit erfolgen darf.

Jngenhoufs, der in seiner im Jahre 1796 erschienenen Schrift: „Essais on the foods of plants and renovation of soils" zu beweisen suchte, dafs aller Dünger durch Gährung und Fäulnifs zuvor in Kohlensäure aufgelöst werden müsse, ehe er der Pflanze als Nahrung dienen könne, ist durchaus im Irrthum gewesen. Der vegetabilische und animalische Dünger löst sich nach dem Verf. durch Fäulnifs niemals in Kohlensäure auf, sondern die Kohlensäure ist nur ein Nebenproduct bei dem Vermoderungsprozefs und kommt bei der Vegetation sehr wenig in Betracht. Es giebt auch kein künstliches Mittel die Dammerde in Kohlensäure aufzulösen. Das beim Vermoderungsprozefs des Düngers sich entbindende kohlensaure Ammonium hat nur wie die andern Alkalien, Kali, Kalk, einigen Einflufs auf den Keimungsact. Für das Wachsthum der ausgebildeten Pflanze ist das kohlensaure Ammonium mehr schädlich, verderblich, als nützlich. Vielmehr mufs das bei der Vermoderung des Düngers sich bildende Ammonium, wenn es den Pflanzen nützlich sein soll, sich mit den bei derselben sich erzeugenden Säuren (der Essigsäure und Milchsäure) zu Ammoniaksalzen oder mit den vermoderten kohlenstoffhaltigen Theilen (dem Humus) zu Ammoniakhumat sich verbinden. Reiner ammoniakalischer Dünger wie der Vogelmist (Guano) ist nach des Verf.'s Erfahrungen, den Pflanzen nur dann zuträglich und nützlich, wenn er mit vegetabilischem Humus (Stroh, Laub) verbunden ist, weil sich dadurch Ammoniakhumate bilden. Für sich allein wirkt der ammoniakalische Dünger verderblich auf die Pflanzen ein. So viel von der Cultur des Wachsthums.

Ehe wir über die Cultur des Blühens und Fruchttragens handeln, erlauben wir uns die Differenz der individuellen und generellen Pflanze, und das Verhältnifs von Wachsen und Blühen mit einigen Worten zu berühren. Wachsen und Blühen verhalten sich zu einander wie Individuum und Gattung. Die individuelle Pflanze ist von Aufsenverhältnissen abhängig, die identischen Anaphyta der individuellen Pflanze wiederholen sich beständig zum Zweck des Wachsthums. Das Blühen wird durch die Zwecke der Generation von Innen heraus regiert, die Blume hat eine auf den Zweck der Gattung gerichtete Function. Die Blume ist keinesweges wie Linnée, Goethe und ihre Nachfolger geglaubt haben, durch Metamorphose des Pflanzenindividuums entstanden, sondern sie ist die Wiederholung des Individuums in einer Gattungs- und Arten-Gestalt, wobei das Individuum dasselbe geblieben ist, sie ist eine Neuerzeugung durch Anaphytosis, welche selbstständig die Gattung repräsentirt. Die Anaphyta der individuellen Pflanze verwandeln sich in einander und eins kann dabei die Function des andern übernehmen, so kann das Blatt wie die Wurzel Nahrung absorbiren und die Wurzel wie das Blatt mit der atmosphärischen Luft in Wechselwirkung treten und sich aus dieser das Nöthige aneignen und einverleiben. Die Luftwurzeln athmen ohne Zweifel im Sonnenlicht wie es die Blätter thun, aber die Blumentheile gehen nie in einander über, so dafs zum Beispiel der Staubfaden zum Griffel und umgekehrt würde und die Verrichtung dieser Theile sich mit verwandelte, der Griffel kann nie ein Staubfaden werden und befruchten, eben so wenig kann der Staubfaden zum Griffel werden und Früchte ansetzen. Die Differenz dieser Theile ist eine durchaus wesentliche und allgemein bleibende und unterscheidet das generelle vom individuellen Pflanzenleben ganz und gar, denn die äufseren Anaphyta der individuellen Pflanze können, weil sie identisch sind, in einander übergehen.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agriculturphysiologie dargestellt von Dr. C. H. Schultz.

(Schlufs.)

In der individuellen Pflanze ist jedes Blatt, jeder Stengel, jede Wurzel, jede Knospe ein Abbild der Totalität, aus jedem Anaphyton kann die ganze Pflanze sich erzeugen. Das ist mit der Blume keinesweges der Fall, hier gehören alle Theile zum Ganzen, sind mitwirkende Glieder einer centralen Allgemeinheit. Damit hängt zusammen, dafs die ganze Blume sich aus dem Blumenblatt, Staubfaden oder Stempel keinesweges entwickeln und wieder erzeugen kann. Die strahlenförmige Entwickelung und Stellung der Blumentheile um eine Mittelachse, die, wenn sie auch kein so vollständiges Centrum wie bei den Thieren darstellt, doch eine Tendenz zur thierischen Gestalt zeigt, und an das centrale thierische Leben erinnert, dessen ammoniakalische Stoffbildung in den pflanzlichen Generationsorganen (in der Fovilla des Pollen), und ferner dessen Wärmeentwickelung in den gehäuften Antheren der Aroideen (Arum italicum, Arum cordifolium, Caladium pinnatifidum etc.), was sonst in den Anaphytis der individuellen Pflanze nicht vorkommt, von den Blumen nachgeahmt werden. Die Blumenbildung ist also keine Involution der Formen, wie Linnée, Goethe und die Vertheiger der Metamorphosenlehre geglaubt haben, sondern eine Genesis von Qualitäten, keine Verfeinerung des Wachsthums, sondern vielmehr ein Zugrundegehen, Vernichten des Wachsthums in der Zeugung, Wachsen und Blühen oder Zeugen sind Gegensätze die einander beschränken. Die grofse Concentration der Pflanzensubstanz nach Innen und die hervortretende Qualitätenerzeugung in der Blüthe, wirkt vorbereitend auf das Hervorrufen geschlechtlicher Differenzen in den Staubfäden und Pistillen und auf die Erzeugung keimbildender Substanzen (der Fovilla im Pollen und der Ovula im Germen). In noch höherm Grade als die Blumenbildung ist die Frucht- und Saamenbildung eine generische Neogenesis.

Das individuelle Wachsthum ist blofs eine äufsere Formentwickelung, wobei die Entwickelung innerer höherer Lebensqualitäten gehemmt wird, daher denn das Blühen durch überwiegendes überschwängliches Wachsthum, das Wachsthum durch vorherrschende Qualitätenentwickelung gehemmt oder unterdrückt wird, das äufsere individuelle Wachsthum beschränkt das innere Qualitätenwachsthum und umgekehrt.

Die Stoffbildungen der Blüthen sind immer concentrirter und von kräftigerer arzeneilicher Wirkung als die Stoffproducte der individuellen Pflanzenanaphyta. Aus diesem Grunde sehen wir auch, dafs diejenigen Einflüsse der Aufsenwelt, welche die Stofferzeugung in der Pflanze hervorrufen, zugleich das Blühen befördern und begünstigen, im Licht und unter Einwirkung angemessener Wärme gedeiht daher die Fructification besser, üppiger als im Dunkel und bei kalter Witterung.

Die Nahrung beim Blühen mufs eine ganz verschiedene sein als beim Wachsen, wässerige, verdünnte rohe Nahrung befördert das Wachsen, concentrirte verarbeitete, höher organisirte Nahrung ruft Blumen und Fruchtbildung hervor. Daher ist es leicht erklärlich, dafs Pflanzen bei gleicher Nahrung, in kalten und nassen Jahren und Himmelstrichen, so wie an kalten, feuchten Standorten wenig Neigung zum Blühen, und mehr zum Wachsen zeigen; in warmen und trockenen Jahren und Himmelstrichen, an trockenen und warmen Standorten, verhalten sich die Pflanzen ganz umgekehrt, indem sie mehr Hang zum Blühen als zum Wachsen haben. Diejenigen Lebensbedingungen, welche eine gröfsere Concentration der Säfte in der Pflanze bewirken, werden auch im Stande sein, mit der höhe-

Digitized by Google

ren Stufe der Verarbeitung und Organisirung des rohen wässerigen Holzsaftes zum Lebenssaft und mit der vollständigsten Ausbildung des Elastins und der Kügelchen in dem Lebenssaft, die vollkommenste Blumen- und Fruchtbildung hervorzurufen. Die Blume ist, wie unser Verf. mit Recht sagt, als ein höherer Organismus anzusehen, der eine veredeltere organisirtere Nahrung zu seiner Bildung nöthig hat als die individuelle Pflanze. — Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der Kultur des Blühens und Fruchttragens.

Wie die wachsende Pflanze ihre Nahrung von Aufsen aus dem Boden zieht, so schöpfen die Blume und die Frucht ihre verarbeiteten höher organisirten Nahrungsstoffe aus der individuellen Pflanze, die ihnen gleichsam als Boden und Magen dient. Die Blumen und Früchte leben als Schmarotzer auf dem Pflanzenkörper und saugen denselben aus. Es wiederholt sich hier das analoge Verhältnifs wie beim Aussaugen der Sameneiweifsmasse und der Cotyledonen beim Keimen der Samen, von dem der Keim ebenfalls im Anfange seiner Entwickelung parasitisch seine Nahrung entnimmt, oder wie der Vogelembryo aus dem Dotter und der Säugethier- und Menschen-Embryo aus dem schwammigen Mutterkuchen (placenta). Das Wachsthum des Pflanzenkörpers wirkt vorbereitend auf die Organisirung der Nahrungssäfte für die Blumen- und Fruchtbildung ein. Die im Pflanzenkörper abgelagerten Säfte und Stoffe müssen gehörig verarbeitet, höher organisirt werden, damit die dem Wachsthum entgegengesetzte Activität der Blumenbildung dadurch hervorgerufen werden könne. Darüber verstreichen bei manchen Pflanzen mehrere Jahre. Wir sehen dies bei den 2jährigen Pflanzen, z. B. bei den Mohrrüben und Runkelrüben, welche im ersten Jahre wachsen, ihre individuellen Anaphyta entwickeln und ausbilden durch die Nahrung, die sie sich aus dem Boden aneignen. Im zweiten Jahre erst treiben diese Pflanzen Blüthen, und entnehmen alsdann aus dem Boden aufser Wasser gar keine Nahrung, und die sich auf denselben entwickelnden Blüthen und Früchte saugen nun die in den fleischigen Wurzeln und Knollen abgelagerten colliquescirten Nahrungsstoffe aus. Die Blumen und Früchte bilden und entwickeln sich nicht auf Kosten einer von Aufsen aufgenommenen Nahrung, sondern auf Kosten einer bereits assimilirten Nahrung im Pflanzenkörper, dessen Lebensenergie dadurch vollständig erschöpft wird, und er nach Vollendung der Fruchtbildung ganz abstirbt. Aehnlich verhält es sich bei den perennirenden Pflanzen (Liliaceen, Staudenpflanzen), mit dem Unterschiede aber, dafs nachdem einmal durch Wachsthum ein Pflanzenkörper als Knolle, Zwiebel, Rhizom vollständig ausgebildet ist, dieser durch das Blühen und Fruchttragen nicht bis zum vollständigen Erschöpfen ausgesaugt wird, sondern noch Kräfte und Fähigkeiten behält, durch Aufnahme und Verarbeitung der Nahrung aus dem Boden sich anaphytotisch verjüngen und in junge Triebe zum Blühen für das nächste und nächstfolgende Jahr auszuschlagen.

Die Sträucher und Bäume bedürfen einer jahrelangen Vorbereitung zur Erreichung derjenigen Stufe der organischen Verarbeitung der Säfte, die zum Blühen und Fruchtansetzen nothwendig ist; z. B. Agave Mexicana, Borassus flabelliformis, Corypha umbraculifera kommen erst nach 30—40jährigem Wachsthum zum Blühen und Fruchttreiben. —

Nach den Erfahrungen unsers Verf.'s ist zum Blumen- und Fruchttreiben eine stickstoffreichere Nahrung, als zum Wachsthum erforderlich. Bei unseren cultivirten Obstbäumen wird die alljährliche Fruchtbarkeit durch thierische Düngung künstlich erzielt. Man kann einen sterilen Obstbaum durch blumennährende und blumentreibende Stoffe, d. h. durch thierischen Dünger zum Blühen und Fruchtansetzen bringen. Unser Vf. hat zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt zu beobachten, dafs seit langer Zeit unfruchtbare Reben, Pflaumen-, Birn-, Apfelbäume durch Begiefsen mit Mistjauche während des Winters jedesmal eine reiche Fruchternte im folgenden Sommer lieferte. Also zum Blumen- und Fruchttragen ist ammoniakalische, stickstoffige, schwefel- und phosphorhaltige Nahrung eine nothwendige Bedingung, und diese Nahrung wird aber nicht direct von den Blumen aus dem Boden absorbirt, sondern aus dem Pflanzenkörper, wo sie die zum Blumen- und Fruchttreiben erforderlichen Stufen der Organisirung durchläuft, geschöpft.

Bei der Kultur des Blühens und Fruchttragens ist es nothwendig, dafs das Pflanzen-Individuum durch Wachsthum zum Blühen vorbereitet werde. Ein Uebergewicht thierischer Düngung hemmt das Wachsthum, die individuelle Pflanze kann sich dabei nicht vollkommen ausbilden, und erhält die Tendenz zum Blühen, zur Enanaphytose, bevor sie fähig und kräftig

Digitized by Google

genug ist, ihre Blumen zur Vollendung zu bringen. Die blumentreibende und blumennährende Düngung darf nur eine Zugabe der körpernährenden Düngung der Pflanze sein. Von einer kräftigen und vollendeten Ausbildung des Pflanzen-Individuums ist durchaus die gesunde kräftige künftige Blumen- und Fruchterzeugung abhängig, und die Botaniker sind durchaus im Irrthum, wenn sie mit Linnée annehmen: zum Blühen sei ein gehemmtes und verkümmertes Wachsthum nothwendig. —

Mit der Eigenthümlichkeit der Ernährung der Blumen und Früchte hängt auch ihr differenter Respirationsprocefs zusammen. *Die Blumen hauchen im Licht immer Stickstoffgas und Ammoniak aus.* Der Hr. Vf. hat dieses bei einer grofsen Anzahl von Blumen aus der Familie der Liliengewächse, Ranunculaceen, Hülsenfrüchte, Orchideen, Compositen gefunden. Von der Richtigkeit dieser Beobachtung kann man sich überzeugen, wenn man die Blumen in atmosphärischer Luft unter einer Glasglocke mit etwas Sperrwasser im Licht absperrt, und schon nach einigen Stunden kann man durch Chlorwasserstoffsäure die Anwesenheit des Ammoniaks an der Bildung der Salmiakdämpfe deutlich erkennen.

Die Blumen absorbiren ferner immer Sauerstoffgas im Licht und im Dunkeln, und hauchen immer Kohlensäure aus. Dies zeigt uns deutlich und offenbar, dafs der Gang der Ernährung der Blumen ein ganz anderer ist, als der der wachsenden individuellen Pflanze. Nähme die Blume dieselben Nahrungsmittel von Aufsen aus dem Boden auf, wie das Pflanzenindividuum, so müfste sie auch denselben Respirationsprocefs zeigen. Allein die grofse Stickstoff- und Ammoniakaushauchung durch die Blumen als Residuen des Blumenlebens beweist die Assimilation und Verarbeitung eines sehr stickstoffreichen Nahrungsmaterials, wie die constante im Hellen sowohl als im Dunkeln stattfindende Absorption von Sauerstoffgas und Aushauchung von Kohlensäure an ein thierisches Leben in der Blume erinnert, das mehr einer Lebenserregung durch den Sauerstoffreiz, als einer vegetativen Masseneerzeugung gleicht.

Bei den wildwachsenden uncultivirten Pflanzen, denen stickstoffhaltiges Nahrungs-Material in nur beschränktem begränztem Mafse zu Gebote steht, ändert sich die Samenbildung nicht, und die Art erhält sich daher immerfort gleich. Die Kultur ändert dies durch die Einwirkung des thierischen Düngermaterials, indem das Mafs der den Pflanzen dargebotenen stickstoffreichen Nahrungsstoffe überschritten und verändert wird, wodurch die befruchtenden Organe (Stempel und Staubfäden) die befruchtenden Stoffe (Fovilla und Ovula) und die Befruchtung selbst eine anomale Richtung zur Varietätenbildung nehmen. Der thierische Dünger ist der alleinige und wahre Quell der Varietätenerzeugung. Bei allen cultivirten, hauptsächlich durch Samen vermehrten Pflanzen bekommen wir eine grenzenlose Zahl von Varietäten, die sich wieder in's Unendliche vermehren und vermindern, je nach der Verschiedenheit der Natur des auf sie einwirkenden Düngers. Die Obst-, Melonen-, Gurken-, Getreide- etc. Varietäten verdanken ihren Ursprung dem Einflufs des Düngers auf die Samenbildung. Auch wildwachsende Pflanzen erzeugen Varietäten, sobald sie cultivirt werden, wie wir es an Solanum tuberosum, an den Georginen sehen, die seit der kurzen Zeit, als sie aus Amerika herübergekommen sind, schon so viele Varietäten gebildet haben. Auf die Bildung der individuellen Pflanze übt die Düngung, wie unser Verf. bereits in seinem Werke über Anaphytosis oder Verjüngung der Pflanzen gezeigt hat, keinen qualitativ-verändernden Einflufs aus. Eine durch individuelle Fortpflanzung, also durch Stecklinge, Ableger, Pfropfung, Knollen, Zwiebeln vermehrte Pflanze bleibt trotz der Behandlung mit den verschiedenartigsten Düngungsmitteln immerfort dieselbe. Der Dünger verändert nicht die Eigenschaften der individuellen, sondern die der generellen Pflanze. Isidor Bruner.

XV.

Aristophanisches. Von Julius Richter. Berlin, 1845; *bei Schröder.* 46 S. 4.

Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes. Von Carl Beer, Mitglied der griechischen Gesellschaft zu Leipzig. Nebst einem Anhange, Personenänderungen einzelner Rollen der Aristophanischen Komödien enthaltend. Leipzig, 1844; *Weidmannsche Buchh.* 169 S. 8.

Je erwünschter es ist, dafs seit einiger Zeit immer mehr Kräfte den lange vernachläfsigten scenischen

Digitized by Google

Alterthümern sich zuwenden, um so mehr bedarf es der Vorsicht, dafs der Nutzen, der daraus zu erwarten steht, nicht durch falsche Anwendung derselben verringert werde. Es scheint daher von Wichtigkeit, über die rechte Methode der Bearbeitung einig zu werden, und um dahin zu gelangen, bei allen neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete an der jedesmaligen Art der Behandlung darzuthun, wiefern durch sie ein wirklicher, oder nur scheinbarer Fortschritt herbeigeführt worden ist. Denn nicht um die Menge der Resultate handelt es sich, sondern darum, dafs das Gefundene ein möglichst sicherer und fester Erwerb sei. Nicht auf geistreiche Hypothesen kommt es an, die dem Urheber wie dem Leser ein unterhaltendes Spiel gewähren, sondern auf mühevolles Sammeln, auf gründliche Prüfung und harmonische Verbindung des aus dem Alterthum erhaltenen Materials. Und diese Gewissenhaftigkeit ist, wie in allen Zweigen der Alterthumswissenschaft, so besonders in dem Bereiche der scenischen Alterthümer unumgänglich nothwendig, weil wir in unserm Theater ein dem antiken in vielen Puncten ähnliches Institut besitzen, durch welches wir leicht verleitet werden, moderne Vorstellungen in das Alterthum hineinzutragen. Wer es aber nicht über sich gewinnen kann, auch die liebste Ueberzeugung besserer Einsicht aufzuopfern, wer nicht im Stande ist, selbst ein völlig ausgebautes Werk, trotz alles Fleifses, den er darauf verwendet, muthig einzureifsen, sobald er wahrnimmt, dafs die Grundpfeiler unsicher und wankend sind, der ist kein echter Jünger der Wissenschaft, die für die Ewigkeit baut, und von ihren Pflegern vor allen Dingen Selbstverleugnung fordert.

Hr. Richter sucht in der vorliegenden, ursprünglich als Programm erschienenen Schrift, deren Einleitung sich mit der Würdigung des Aristophanes als Dichter beschäftigt, fünf Fragen zu beantworten, die sich theils auf die scenischen Alterthümer im Allgemeinen, theils auf Aristophanes insbesondere beziehn: *Wann sind die Thesmophoriazusen aufgeführt worden? wo waren sie zu schauen? wo waren die Zuschauer? wie war die Aufführung an sich, d. h. die Ausführung derselben ausgestattet? welchen Eindruck mufsten (oder konnten) sie auf das Publicum machen, und welchen Beifall von ihnen einerndten?*

In den beiden ersten Abschnitten beschränkt sich Hr. R. darauf, „die Resultate gelehrter Forschungen zusammenzustellen." *) Ausführlicher und selbstständiger ist die dritte Frage: *Wer waren die Zuschauer?* behandelt, und deshalb geeigneter als die verangehenden, als Prüfsteine des von dem Hrn. Verf. beobachteten Verfahrens zu dienen.

Welche Grundsätze Hrn. R. geleitet haben, läfst sich deutlich aus einer Aeufserung (p. 32) erkennen, mit der er die Beantwortung der dritten Frage beschliefst: „Das sind nur freilich zum Theil Vermuthungen, die weiter Nichts zu ihrer Rechtfertigung haben, als den lebhaftesten Wunsch nach einer möglichst gründlichen Belehrung, und welche den glücklichsten Erfolg schon in der Anregung zu neuer Forschung finden. Um diese idealsten Productionen menschlichen Geistes von allen Seiten zu erfassen, *mufs auch das Falsche willkommen sein*, denn das Wahre erstarkt daran; und so sollte es mich nicht gereuen, zumeist Falsches oder Unwahrscheinliches gesagt zu haben, wenn nur nicht das Streben, der Wahrheit näher zu kommen, verkannt wird." So bereitwillig ich die Aufrichtigkeit anerkenne, mit welcher der Hr. Verf. wenigstens nachträglich und im Allgemeinen auf das Unhaltbare und Schwankende in der vorhergehenden Untersuchung aufmerksam macht, so wenig kann ich der hier ausgesprochenen Ansicht beistimmen, dafs auch das Falsche willkommen sein müsse, weil die Wahrheit daran erstarke. Vielmehr scheint mir diese nicht wenig verbreitete Meinung einen der Hauptirrthümer zu enthalten, durch welchen, indem er dem maafslosen Spiel mit Hypothesen Thür und Thor öffnete, in neuerer Zeit vielfaches Unheil über die Wissenschaft gebracht worden ist.

*) Was die erste Frage betrifft, so schliefst sich Hr. R. an Droysen und Bergk an, welche Ol. 92, 2 (410) als Jahr der Aufführung annehmen. Angefangen sei die Komödie wohl schon im Sommer 411, „bald nachdem der Glückstern wieder ein wenig zu glänzen begonnen hatte", aufgeführt erst im folgenden Jahre, und zwar an den Lenäen. — Neuerdings ist der Gegenstand gründlich erörtert worden von *Enger* im Rhein. Museum für Philologie, 4. Jahrg., 1. Heft, 1845.

Als Local, in welchem die Thesmophoriazusen aufgeführt worden, weist Hr. R. das an der Südostseite der Akropolis erbaute steinerne Theater nach, welches nach Einsturz des hölzernen Theaters (um Ol. 70, 1.) angefangen, aber nach Pausanias und Plutarch erst vom Redner Lykurg vollendet wurde. In der Erklärung dieser Notiz folgt der Hr. Verf. O. Müller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Aristophanisches. Von Julius Richter.
Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes. Von Carl Beer.

(Fortsetzung.)

Solche aus der Luft gegriffene Vermuthungen, die nach des Hrn. Verf.'s eignem Geständnisse nichts zu ihrer Rechtfertigung mitbringen, als den Wunsch nach Belehrung, weit entfernt, die Wahrheit zu fördern, sind vielmehr nur geeignet, den Gang der Untersuchung zu stören und zu hemmen; und dies um so mehr, je weniger anspruchlos sie auftreten, je willkührlicher sie mit den Urkunden des Alterthums ihr Spiel treiben, je künstlicher in ihnen Wahres mit Falschem verwebt und der wahre Gehalt mit rednerischem Prunke verdeckt ist. Wäre dieses Verfahren minder leicht und bequem zu handhaben, minder verführerisch durch äufseren Glanz, minder trügerisch durch scheinbare Resultate, so würde es kaum nöthig sein, dergleichen Luftgebilde zu berücksichtigen. So aber scheint es nicht überflüssig, an einem Beispiele die Gefahren desselben nachzuweisen, weil, wenn es Eingang finden sollte, gerade dieses Feld der Wissenschaft in einer ungeheuren Fluth leerer Declamation untergehn müfste.

Auf Anregung von Böttiger ist die Frage, ob Frauen an den Vorstellungen im Theater Theil genommen haben, vielfach besprochen worden. W. A. Becker im Charikles (Th. II. 249 ff.), der zuletzt diesen Gegenstand behandelt hat, entscheidet sich mit W. A. Passow (Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1837. No. 29) für ihre *Gegenwart* in der Tragödie, für ihre *Abwesenheit* in der Komödie. Hr. R. erklärt sich gegen diese Ansicht. Es sei kein Grund vorhanden, warum man ihnen die Theilnahme an den Darstellungen der Komödie absprechen solle. Auch ich bin, um dies gleich vorauszuschicken, derselben Meinung, habe es also hier vorzüglich mit der Beweisführung des Hrn. R. zu thun. „Die Anfänge und Vorläufer des attischen Drama," sagt er p. 20, „waren Volksvergnügungen, an denen der gesammte Demos theilnahm, sie hatten eine ernste feierliche Seite, aus welcher in langsamer und natürlicher Folge die attische Tragödie erwuchs, und eine heitere, sinnliche, dem südlichen Klima durchaus gemäfse, welche in eben so folgerechter Entwickelung die Komödie erzeugte. Der Dionyscult war für das ganze attische Volk, d. i. für alle Bestandtheile desselben, wie sie z. B. Plato im Gorgias *) aufzählt." Dieser Satz wird weitläufig ausgeführt, ohne dafs dadurch die Sache um einen Schritt gefördert würde. Denn wenn es auch wahr ist, dafs die Festfeier des Dionysos vom ganzen Demos begangen wurde, und wenn aus den vom Hrn. Vf. später angeführten Stellen der Acharner (v. 241 ff.) hervorgeht, dafs die Frauen den Phallosaufzügen zugeschaut haben, so folgt daraus noch keinesweges, dafs auch die dramatischen Darstellungen, die jedenfalls aufser den religiösen noch manches andre Element in sich aufgenommen und ausgebildet haben und bei denen die eigentliche religiöse Feier immer mehr in den Hintergrund trat, von den Frauen besucht worden sind. Die *Gewifsheit*, dafs Frauen im Theater auch bei dramatischen Vorstellungen erschienen, erhalten wir erst durch das Zeugnifs des Plato im Gorgias, dessen Beleuchtung deshalb in den Vordergrund treten mufste, weil mit ihm das ganze Räsonnement des Hrn. R. steht und fällt. Ich übernehme statt seiner das Geschäft, die Stelle zu erklären, und aus ihr zu beweisen, was Hr. R. zwar auch gefunden hat, aber ohne es gehörig zu begründen und als festen,

*) Wahrscheinlich doch p. 502. Bei Hrn. R. fehlt, wie fast immer die genaue Angabe des Citats, eine Bequemlichkeit, die für den Leser sehr unbequem ist und aufserdem leicht Mifsverständnisse herbeiführen kann.

Digitized by Google

unentreifsbaren Erwerb zu sichern. Sokrates geht die Künste in Beziehung auf ihren sittlichen Zweck durch. Nachdem er von der Aulatik, Kitharotik, Dithyrambenpoesie u. s. w. gesprochen, kommt er auf die tragische Dichtkunst, und stellt an Kallikles die Frage, ob auch sie nur das Vergnügen der Zuhörer beabsichtige. Kallikles bejaht es, wie von den vorhergehenden. Darauf fährt Sokrates fort: Φέρε δή, εἴ τις περιέλοιτο τῆς ποιήσεως πάσης τό τε μέλος καὶ τὸν ῥυθμὸν καὶ τὸ μέτρον, ἄλλο τι ἢ λόγοι γίγνονται τὸ λειπόμενον; — Ἀνάγκη. — Οὐκοῦν πρὸς πολὺν ὄχλον καὶ δῆμον οὗτοι λέγονται οἱ λόγοι; — Φημί. — Δημηγορία ἄρα τίς ἐστιν ἡ ποιητική; — Φαίνεται. — Οὐκοῦν ἡ ῥητορικὴ δημηγορία ἂν εἴη, ἢ οὐ ῥητορεύειν δοκοῦσί σοι οἱ ποιηταὶ ἐν τοῖς θεάτροις; — Ἔμοιγε. — Νῦν ἄρα ἡμεῖς εὑρήκαμεν ῥητορικήν τινα πρὸς δῆμον, τοιοῦτον, οἷον παίδων τε ὁμοῦ καὶ γυναικῶν καὶ ἀνδρῶν. Καὶ δούλων καὶ ἐλευθέρων, ἣν οὐ πάνυ ἀγάμεθα· κολακικὴν γὰρ αὐτήν φαμεν εἶναι.

Hier sind die verschiedenen Bestandtheile des Publicums, welches zur Theilnahme an allen Darstellungen und Aufführungen im Theater berechtigt war, einzeln und namentlich aufgeführt. Denn es ist keinesweges, wie man gewöhnlich annimmt, blofs von der Tragödie die Rede, sondern von allen Gattungen der Poesie, was sich deutlich aus den Worten: εἴ τις περιέλοιτο τῆς ποιήσεως πάσης τό τε μέλος καὶ τὸν ῥυθμὸν καὶ τὸ μέτρον κ. τ. λ. ergiebt. Dafs aber nach der Tragödie von Sokrates nicht auch die Komödie ausdrücklich erwähnt wird, darf nicht in Verwunderung setzen. Denn wenn Kallikles zugab, dafs es selbst der Tragödie hauptsächlich nur um das Vergnügen der Zuhörer, nicht um die sittliche Veredlung zu thun sei, so war diese Frage in Bezug auf die Komödie ganz überflüssig; es leuchtete von selbst ein, dafs bei ihr noch weniger an diesen höheren Zweck gedacht werden könne. Da also von allen Gattungen der Poesie die Rede ist, die zur öffentlichen Darstellung im Theater kommen, da unter den Theilnehmern an diesen Kunstproductionen im Theater die Frauen namentlich aufgeführt werden, so ist kein Grund vorhanden, sie von der Theilnahme an den Aufführungen der *Komödie* auszuschliefsen *).

*) Wie weit sie jedoch von dieser Berechtigung für die Komödie Gebrauch gemacht haben, ist freilich eine andre Frage.

Es ist dies aber die einzige auch für die Komödie entscheidende Stelle, und alle übrigen, selbst das von Hrn. R. passend benutzte und gut erklärte Scholion zu Aristophanes Eccles. v. 22., erhalten, was wohl zu beherzigen ist, erst durch sie ihr Gewicht. Fand also Hr. das Rechte, ohne seine Untersuchung auf diese Stelle zu gründen, so hat ihn ein glücklicher Tact geleitet, dem wir unsre Anerkennung nicht versagen können, aber anstatt seiner Ansicht unumstöfsliche Gewifsheit zu geben, hat er sie trotz aller Mittel der Combination nur zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit erheben können,

Da jedoch der Hr. Verf. bisher auf seinem Wege zu demselben Resultate gelangt ist, das wir aus Plato's Stelle im Gorgias gefunden haben, so könnte es den Anschein gewinnen, als ob Hr. R. wirklich auf feste Grundlage gebaut, und nur das Gewicht derselben zu wenig hervorgehoben hätte. Allein der fernere Verlauf der Untersuchung zeigt, dafs Hr. R. auf jene Stelle im Gorgias entweder gar keinen Werth legt, oder dafs er die Bürgschaft Plato's nur insoweit anerkennt, als sie seine vorgefafste Meinung bestätigt, wo aber diese ihr widerspricht, sich ohne Bedenken von ihr lossagt. Nachdem nämlich Hr. R. die Frage hinsichtlich der Anwesenheit der Frauen in *der Komödie* beantwortet hat, fragt er weiter, wer sonst als Zuschauer im Theater zugegen gewesen. Plato sagt deutlich, dafs παῖδες ὁμοῦ τε καὶ γυναῖκες καὶ ἄνδρες, καὶ δοῦλοι καὶ ἐλεύθερ. das Publicum ausmachten. Hr. R. selbst hat vorhin mit aufserordentlichem rednerischen Aufwande darzuthun gesucht, dafs der Dionyscult für das ganze attische Volk d. i. für alle Bestandtheile desselben, wie sie Plato im Gorgias aufführt, da war. Man sollte nun glauben, dafs wie die Theilnahme der Frauen, so auch die der Knaben oder Jünglinge, die Plato ausdrücklich erwähnt „als eine natürliche und volksthümliche" anzuerkennen sei. Aber es ist, als wenn Hr. R. alles bisher Geschriebene ganz und gar vergessen hätte. Hr. R. will von der Anwesenheit der Jünglinge oder Knaben (in der Aristophanischen Zeit) nichts wissen, und um sich ihrer zu entledigen, greift er zu dem verzweifelten Auskunftsmittel, in allen Stellen, wo von παῖδες und παιδία die Rede ist, dem Worte die Bedeutung „*Sclave*" beizulegen. Dafs Hr. R. in den beigebrachten Stellen des Aristophanes den unglücklichen Versuch macht, liefse sich noch entschul-

Digitized by Google

digen; dafs er aber an ein solches Wagstück geht Angesichts der Platonischen Stelle im Gorgias ist gelindestens gesagt eine unverzeihliche Flüchtigkeit. Ist es in dieser Zusammenstellung nur irgend möglich, an der Bedeutung des Wortes παῖδες zu zweifeln? — Bei so groben Versehn denkt man unwillkürlich an die stolze Haltung, die Hr. R. in seiner Schrift: „die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie. Berlin 1842." gegen einen Mann wie Lachmann annahm. — Aber das ist noch nicht genug. Hr. R. verläfst den festen Boden immer mehr. In seiner Ansicht schwankend und vielleicht doch einigermafsen von seinem philologischen Gewissen gequält, stellt er, da ihm die Knaben nicht zusagen, er sie jedoch nicht ganz loswerden kann, die Hypothese auf, dafs es wahrscheinlich nur an ländlichen Dionysien und an den Lenäen den Vätern erlaubt war *), ihre Kinder zur festlichen Schau mitzunehmen, „*wenn diese gerade Platz hatten.*" Warum hatte Hr. R. nicht auch der Frauen Anwesenheit auf diese Feste beschränkt, zumal da in der Stelle in den Acharnern, auf die er so viel Gewicht legt, auch nur von den ländlichen Dionysien die Rede ist. Man sieht aber den Grund nicht ein, weil es reine Willkür des Verf.'s ist. Wenn er aber, nicht zufrieden mit der Bemerkung: „wenn sie Platz hatten" dann noch hinzusetzt: „Sie mögen dieselben, die von ihrem παιδαγωγὸς geführten, mitgenommen haben, um sich eben nach einem Platze für sie umzusehn; *und war das Theater gefüllt, so kehrten sie mit ihrem Paidagogos wieder um*," so kann doch nicht leicht etwas Trivialeres gesagt werden. Das werden doch nicht blofs die Knaben gethan haben, sondern das thut noch jetzt jeder Mensch. Wer keinen Platz findet, geht nach Hause zurück. Dazu bedarf es keiner besondern Bestimmung. Mit den letzten Worten endlich: „Immer aber kann man die attischen Knaben nicht einen integrirenden Theil des attischen Publicums nennen" nimmt er seiner ganzen Untersuchung das Fundament. Die Stelle des Plato ist die einzige, welche die Bestandtheile des Publicums im Theater angiebt. Es sind Knaben, Männer und Frauen, Sclaven wie Freie. Für die Frauen läfst Hr R. die Auctorität gelten, weil es ihm beliebt. Für die Knaben erkennt er sie nicht an, weil es ihm nicht beliebt. Denn mit den absprechenden Worten: „Es widerstrebt der ganzen Erziehung der attischen Knaben, es wäre überhaupt ein wunderbares Vorgreifen in dem Bildungsgange derselben, wenn man sie sich als gleichberechtigte Zuschauer der Komödie denken sollte" ist die Sache dem ausdrücklichen Zeugnisse Plato's gegenüber keinesweges erledigt. — Ich will nicht entscheiden, ob Hr. R. des Widerspruchs sich bewufst gewesen ist, oder nicht. Jedenfalls leuchtet ein, dafs ein solches Verfahren der Wissenschaft gefährlich ist, dafs auf solche Weise das Alterthum erdichtet und mit den Zeugnissen desselben ein unwürdiges Spiel getrieben wird.

In eben dieser von mir nachgewiesenen Ungründlichkeit und Flüchtigkeit ist aber zugleich der Schlüssel zu suchen für die bei des Hrn. Verf.'s Leistungen sonst unerklärliche Geringschätzung, mit welcher er auf namhafte Gelehrte herabblickt. Die vorliegende Arbeit zeigt in diesem Puncte allerdings einen Fortschritt gegen die frühere: „Die Vertheilung der Rollen u. s. w. Berlin, 1842.," deren Ton ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen des Hrn. Verf.'s humane Bildung erweckte. Doch ist auch sie nicht frei von unbegründetem Tadel gegen Männer, von denen einzelne Theile der Alterthumswissenschaft wesentlich gefördert worden sind. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, dem Auctoritätsglauben auf diesem Gebiete das Wort zu reden, noch auch im Leben oder in der Wissenschaft diejenigen in Schutz zu nehmen, die aus unwahrer Höflichkeit oder unedlen Rücksichten Fehlerhaftes durch falsche Bezeichnungen zu bemänteln suchen. Aber wie verschieden die Ansichten sein mögen über das Maafs, das im wissenschaftlichen Streite zu beobachten und über den Anstand, den eine humane Bildung im Verkehr mit andern Gebildeten verlange, so ist unzweifelhaft Jeder zu dem Anspruche berechtigt, dafs wir nicht eher über seine Ansichten absprechen, als wir sie genau geprüft, noch weniger aber durch ungenaue Darstellung sie entstellen. Hätte dies Hr. R. beobachtet, so würde er einerseits den Schein der Unredlichkeit vermieden haben, andrerseits auch inne geworden sein, dafs Manches schon vor ihm gesagt worden ist, was er erst gefunden zu haben meint.

Ich mufs diesen allerdings schweren Vorwürf be-

*) Auf die Stelle *Isaeus de Ciron. her. p.* 206 kann sich hierbei Hr. R. nicht berufen, weil er diese wie andere aus späterer Zeit als von geringer Beweiskraft für die Aristophanische Zeit nicht anerkennt.

Digitized by Google

gründen. Hr. R. schickt als Einleitung seiner fünf Fragen eine Würdigung des Aristophanes voraus. Nachdem er die Wunderlichkeiten Eberhard's (N. Bibliothek der schönen Wissenschaften Bd. 37) erwähnt hat, geht er zu den neueren Schriftstellern über und führt zunächst als Becker's Urtheil über Aristophanes (im Charikles II. p. 262) folgendes an p. 2: „den Vorwurf der äufsersten Gemeinheit und Unanständigkeit wird man von dieser, oft mit sehr wohlfeilen Mitteln den Beifall der Menge erhaschenden Komödie nie abwenden können, und die Gebildeten und Besonnenen urtheilten selbst in jener Zeit nicht anders." Wer blofs diese Worte liest, und Hr. R. führt weiter nichts an, mufs allerdings geneigt sein, die von Hrn. R. p. 19 ausgesprochene Behauptung zu unterschreiben, dafs dem Verf. des Charikles die Aristophanische Komödie „*totale Unsittlichkeit*" sei. Schlägt man aber die Stelle bei Becker nach, und sieht man, dafs Hr. R. keinesweges vollständig Bericht erstattet, sondern den ganzen Vordersatz ausgelassen hat: „Wie ergötzlich auch die Lustspiele des Aristophanes durch komische Laune und Witz sind; wie geistreich und wahr die Auffassung des athenischen Lebens genannt werden mufs; wie tiefer Ernst sich hinter diesen Possen als bittre Arznei hinter Süfsigkeiten verbirgt; wie grofs auch die politische Wichtigkeit dieser Redefreiheit erscheinen mag, die eben nur auf der Bühne in vollem Maafse gelitten war — den Vorwurf u. s. w.," so wird man von unwilliger Verwunderung ergriffen, wie es möglich sein konnte, nach solchen Aeufserungen Hrn. Becker die Ansicht unterzulegen, dafs ihm die Aristophanische Komödie *totale Unsittlichkeit* sei. Vielmehr weicht Becker im Wesentlichen sehr wenig von Müller ab, dessen Urtheil Hr. R. später lobend anführt. Aber auch O. Müllers Urtheil über die Komödie und Aristophanes kann Hr. R. nur flüchtig betrachtet haben, sonst würde er ihm nicht den Vorwurf machen, dafs auch er nicht eigentlich berühre, worauf es bei der Würdigung der alten Komödie allernächst und einzig ankomme: „dafs Form und Kern derselben ein nothwendiges und natürliches Ergebnifs des ganzen attischen Lebens sind, nicht eine willkührliche Wahl erleuchteter, über ihrem Zeitalter stehender und von ihrer Zeit im Denken und Wollen gesonderter Schriftsteller." Denn wenn O. Müller an der angeführten Stelle dies nicht ausdrücklich ausspricht, so geschieht es nicht deshalb, weil es ihm entgangen, sondern weil sich dieser Gedanke wie ein rother Faden durch die ganze Untersuchung hindurchzieht. Wie wäre es überhaupt möglich, irgend einen bedeutenden Dichter aufser Zusammenhang mit seiner Zeit richtig zu würdigen. Doch nur die allerrohste und oberflächlichste Auffassung konnte auf die von Hrn. R. mit Recht, aber ohne Noth getadelte Ansicht führen. Noch deutlicher aber weist auf diese Grundlage der Aristophanischen Komödie Bernhardy (griech. Litteraturgesch. p. 321) an der Stelle hin, welche nach Hrn. R. „für Manchen eines besondern Commentars bedürfen" möchte. Ich bin überzeugt, dafs Hr. R. den Sinn der allerdings nicht dem ersten flüchtigen Blicke ihre ganze Tiefe erschliefsenden Worte leicht gefunden haben würde, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, jedes einzelne recht genau zu erwägen. Bernhardy sagt gerade in den wenigen Zeilen weit bestimmter und klarer dasselbe, was Hr. R., wofern ich ihn recht verstehe, zu sagen beabsichtigte.

So glaube ich gezeigt zu haben, dafs Hr. R. in seiner Art der Untersuchung trotz mancher Proben von richtigem Tact und glücklicher Combination doch keine der Eigenschaften bewährt, welche die Wissenschaft zu fördern im Stande ist. Anstatt nach richtiger Würdigung des von den Vorgängern Geleisteten von gründlicher Erklärung der uns erhaltenen Schrift- (und Kunstdenkmäler) auszugehn, anstatt sich Schritt für Schritt von ihnen leiten zu lassen und eine vorgefafste Meinung ihrem Zeugnisse zum Opfer zu bringen, verliert er sich in luftigen Hypothesen, und kühn über offenbare Widersprüche sich hinwegschwingend, täuscht er um die ihm liebgewordene Vorstellung nicht aufzugeben, gegen den entschiedenen Protest des Alterthums nicht weniger sich als Andere. Anstatt, wenn auch nur wenige Schritte einen sichern Weg für alle Zeiten zu ebenen, führt er die Hindernisse meist überspringend oder umgehend, Anfangs freilich oft auf liebliche Bahnen, endlich auf pfadlose Abwege, aus denen man nach Verlust von Zeit mühsam sich herauswinden mufs, um von Neuem die Arbeit zu beginnen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

New York State University Library

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Aristophanisches. Von Julius Richter.
Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes. Von Carl Beer.

(Schlufs.)

Wie leicht und lustig Hr. Richter überhaupt die Behandlung der scenischen Alterthümer sich träumt, das geht schlagend aus einer Aeufserung am Schlusse der Schrift hervor, wo er bei Erwähnung der in Aristophanes Komödien häufig vorkommenden Reminiscenzen aus Dichtern seiner Zeit sich folgendermafsen ausspricht: „Wie unzählig oft wird irgend eine Phrase diesem oder jenem Dichter flüchtig entlehnt hineingestreut in die heterogenste Situation. Da mochte auch ein Sokrates nicht wissen, wo er Jedes hinzubringen hätte und mufste sich begnügen, das so hinzunehmen, was ihm durch die Rezitation des Schauspielers als tragisches Fragment bezeichnet wurde. — Aus all diesen Anspielungen aber ein Bild der ursprünglichen Verfasser zu reconstruiren, das ist eine reizende Aufgabe, deren Lösung ich leider hier nicht mehr anhängen darf, die aber zu einer Aristophanischen Litteraturgeschichte werden müfste." War es Hrn. R. wirklich Ernst mit dem Gedanken, eine solche Untersuchung noch *anzuhängen*, so konnte er unmöglich die unabsehbaren Schwierigkeiten ahnen, die sich einer solchen zwar lockenden aber kaum zu lösenden Aufgabe entgegen stellen.

Hr. *Beer* dagegen hat den mühseligeren, beschwerlicheren, scheinbar undankbareren, aber, wie ich glaube, einzig zum Ziele führenden Weg eingeschlagen. Sein Werk, die Erstlingsschrift des Hrn. Verf.'s, ist eine G. Hermanns, des Meisters, dem sie gewidmet ist, würdige Arbeit, zu der wir ihm aufrichtig Glück wünschen. Der Gegenstand der Untersuchung ist scharf begränzt. Schritt für Schritt erweitert der Verf. seinen Kreis. Ueberall ernste, gewissenhafte Forschung in schlichter, einfacher Form. Ueberall fester Grund und Boden, gründliche Kenntnifs des von Andern vor ihm Geleisteten, fleifsiges Zusammentragen der alten Urkunden, die mit besonnener Kritik geprüft, mit gesundem Verstande ohne Verletzung der Sprachgesetze erklärt werden. So schreiten wir, wenn auch langsam, doch sicher vorwärts. Da ist kein Gaukelbild, keine Taschenspielerkunst, kein Blendwerk. Alles entwickelt sich ehrlich und deutlich vor unsern Augen, und wenn wir uns vom Verf. irre führen lassen, so ist es wenigstens nicht seine Schuld.

Es ist nicht meine Absicht, Hrn. B. durch das ganze Buch zu begleiten, und meine hier und da abweichenden Ansichten ausführlich mitzutheilen. Ich begnüge mich, den Gang der Einleitung kurz anzugeben, um theils die Methode des Hrn. Verf.'s einigermafsen zu charakterisiren, theils wo möglich recht Viele zur genauen Prüfung der ganzen Schrift anzuregen, deren Gegenstand, so geringfügig er auf den ersten Anblick erscheinen mag, doch sowohl für die Constituirung des Textes, als für die Erkenntnifs der dichterischen Oekonomie des Aristophanes von hoher Wichtigkeit ist.

Hr. B. setzt, gröfstentheils den vortrefflichen Schriften K. F. Hermann's (De distributione personarum inter histriones in tragoediis graecis und Berliner Jahrbücher 1843. März No. 49—55) folgend, zuvörderst auseinander, wie in der griechischen *Tragödie* die Zahl der Schauspieler nach und nach sich vermehrt hat, bis sie mit der Dreizahl ihren Abschlufs erlangte.

Die Tragödie wurzelt im Dithyrambus. Der Chor sang Anfangs allein. Die erste Spur dramatischen Lebens in den Festgesängen desselben zeigt sich in den Zwiegesprächen des Chorführers mit dem Chore (διαδραματίζειν bei Diog. Laert. III. 56). Thespis führte den ersten Schauspieler ein (Ol. 61), der dem Chore gegenüber noch eine untergeordnete Rolle spielte. Der

Digitized by Google

Chor war πρωταγωνίστης. Aeschylus verkürzte die Chorgesänge, machte den Dialog zur Hauptsache und fügte den zweiten Schauspieler hinzu, der anstatt des Chorführers die Hauptrolle übernahm. Der hinzugefügte zweite Schauspieler wurde also jetzt πρωταγωνίστης, der vorher vom Thespis eingeführte Schauspieler behielt seine untergeordnete Stellung. Sophokles endlich liefs zunächst an die Stelle des Dichters, der bis dahin die Hauptrolle selbst gespielt hatte, einen Schauspieler treten und fügte endlich den dritten und letzten Schauspieler hinzu, d. h. er erfand, wie Hr. B. sehr richtig bemerkt, die Rolle des δευτεραγωνίστης, der seiner Bedeutsamkeit nach die zweite Stelle einnahm, und theils als Folie, theils als Gegensatz die Hauptrolle mehr hervortreten lassen sollte. Der Schauspieler des Thespis, dem von Anfang an die Nebenrollen zugetheilt waren, wurde der τριταγωνίστης, welchem die unbedeutenden Rollen verblieben. In der hierzu gehörigen Stelle der Biographie: πρῶτον μὲν καταλύσας τὴν ὑπόκρισιν τοῦ ποιητοῦ διὰ τὴν ἰδίαν ἰσχνοφωνίαν — πάλαι γὰρ καὶ ὁ ποιητὴς ὑπεκρίνετο — αὐτὸς δὲ καὶ τοὺς χορευτὰς ποιήσας ἀντὶ δώδεκα πεντεκαίδεκα, καὶ τὸν τρίτον ὑποκριτὴν ἐξεῦρε sind die Worte Παλαὶ γὰρ καὶ ὁ ποιητὴς ὑπεκρίνετο αὐτός unbestreitbar richtig verbunden und das folgende δὲ gestrichen.

Diese drei Schauspieler wurden vom Staate dem Dichter zugetheilt. Wie diese Vertheilung vor sich gegangen, wird in den übereinstimmenden Notizen des Hesychius, Suidas und Photius unter νεμήσεις ὑποκριτῶν berichtigt, eine Stelle, welche die verschiedensten Erklärungen erfahren hat, unter denen sich die des Hrn. Verf.'s durch Einfachheit, Natürlichkeit und Ungezwungenheit am Meisten empfiehlt.

Höher ist die Zahl der Schauspieler nie gestiegen; unter sie sind alle Rollen in der Tragödie vertheilt worden und nur ausnahmsweise und in einer sehr kleinen Anzahl der uns erhaltenen Tragödien, ist die Herbeiziehung einer vierten Person nöthig. Ueber diesen zur Aushülfe angewendeten vierten Schauspieler handelt die schwierige Stelle bei Pollux IV. 103. ὁπότε μὲν ἀντὶ τετάρτου ὑποκριτοῦ δέοι τινὰ τῶν χορευτῶν εἰπεῖν ἐν ᾠδῇ, παρασκήνιον καλεῖται τὸ πρᾶγμα, ὡς ἐν Ἀγαμέμνονι Αἰσχύλου· εἰ δὲ τέταρτος ὑποκριτής τι παραφθέγξαιτο, τοῦτο παραχορήγημα ἐκαλεῖτο. καὶ πεπρᾶχθαι φασὶν αὐτὸ ἐν Μέμνονι Αἰσχύλου in deren Erklärung Hr. B. wieder besonders glücklich gewesen zu sein scheint. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, dafs Pollux wie sehr häufig, so auch hier von einem einzelnen Falle ausgegangen sei, den als allgemeine Regel aufzustellen man sich hüten müsse, geht er auf die etymologische Bedeutung der Wörter παρασκήνιον und παραχορήγημα näher ein. Χορήγημα ist der Inbegriff der gewöhnlichen gesetzlichen Leistungen des Choragen, παραχορήγημα also was darüber hinausgeht, also jede aufsergewöhnliche Leistung des Choragen, möge sie nun in der Gewährung einer vierten redenden Person oder in der Ausrüstung eines ganzen Nebenchors bestehen: παρασκήνιον aber bezeichnet, — und das hätte Hr. B. nicht unerwähnt lassen sollen — ursprünglich den Raum zu beiden Seiten der Bühne, dann jede Leistung sei es eines Schauspielers, sei es eines Choreuten, sei es eines ganzen Chors, sei es eines Musikers auf diesem Raume, d. h. *neben* der Bühne, nicht auf der Bühne selbst; woraus also folgt, dafs ein παρασκήνιον stattfinden konnte, wo weder an einen Nebenchor, noch an eine vierte redende Person zu denken ist. Ob aber die vierte redende Person aus dem gerade beschäftigten Chore genommen, wie Lachmann meint, oder nach K. F. Hermanns Ansicht aus den überzähligen Choreuten gewählt, oder ein besonderer ordentlicher Schauspieler gewesen sei, wie Hr. R. annimmt, darüber lassen sich Vermuthungen anstellen, mit Gewifsheit nichts entscheiden. Da aber gegen die erste Ansicht sich einwenden läfst, dafs ein solcher Mangel im Chore bei der künstlichen Aufstellung desselben hätte leicht bemerkt werden müssen, gegen die zweite, dafs die Annahme von 50 Choreuten, worauf sie beruht, überhaupt sehr problematisch ist, so halte ich die letzte für die wahrscheinlichste. Wenigstens kann ich Hrn. B., wofern ich ihn recht verstanden habe, nicht beistimmen, wenn er gegen Richter behauptet, dafs zwischen einem Parachoregem und einem vierten Schauspieler ein wesentlicher Unterschied sei. Denn mochte diese vierte Person seltner oder häufiger auftreten, so war doch, um das Ganze nicht zu stören, stets die mehr oder weniger ausgebildete Kunst eines ordentlichen Schauspielers zur Darstellung der Rolle erforderlich.

So viel von der *Tragödie*. Ueber die *Komödie*, die mehr wild und vom Staate weniger beachtet aufwuchs, und deren äufsere Entwickelungsgeschichte selbst Aristoteles nicht mehr bekannt war, fliefsen die

Digitized by Google

Quellen äufserst spärlich. Ueber den vorliegenden Gegenstand findet sich bei den Alten fast nichts, als die Notiz des Anonymus περὶ Κωμῳδίας in Dindorfs Ausgabe des Aristophanes p. XVI. οἱ ἐν Ἀττικῇ πρῶτον συστησάμενοι τὸ ἐπιτήδευμα τῆς κωμῳδίας (ἦσαν δὲ οἱ περὶ Σουσαρίωνος) καὶ τὰ πρόσωπα εἰςῆγον ἀτάκτως καὶ μόνος ἦν γέλως τὸ κατασκευαζόμενον· ἐπιγενόμενος δὲ ὁ Κρατῖνος κατέστησε μὲν πρῶτον τὰ ἐν τῇ κωμῳδίᾳ πρόσωπα μέχρι τριῶν συστήσας τὴν ἀταξίαν· und die Stellen bei *Euanthius de tragoed. et comoed.:* comoedia fere vetus ut ipsa quoque tragoedia simplex carmen fuit, quod chorus ... cum tibicine concinebat. Sed primo una persona substituta est cantoribus, quae respondens alternis choro locupletavit variavitque rem musicam tum *altera*, tum *tertia* und bei *Diomed.* p. 488 Putsch. Dramata dicuntur tragica aut comica παρὰ τὸ δρᾶν i. e. agere. Latine fabulae appellantur. In Graeco dramate fere tres personae solae agunt ideoque Horatius (Ars poet. 192) ait: „nec quarta loqui persona laboret" *quia quarta semper muta*, was Hr. B. mit Herauswerfung des quia verändert in quinta semper muta, wofür allerdings Diomed. p. 489 entschieden spricht.

Bei dieser Mangelhaftigkeit der alten Urkunden sucht nun Hr. B. in dem eigentlichen Haupttheile seines Buches aus Aristophanes selbst nachzuweisen, dafs auch bei ihm *in der Regel* nicht mehr als *drei* Schauspieler aufgetreten sind. Um aber diese Aufgabe zu lösen, mufste er zuvor die arge Verwirrung, in der sich in den gangbaren Texten die Personenbezeichnung befindet, beseitigen, wobei er sich von folgenden, gewifs ganz richtigen Grundsätzen leiten läfst:

1. „Weises Zurathehalten der Darstellungsmittel; nicht zwei Personen auf der Bühne zu lassen, wo eine genügte, oder gar eine neue Person einzuführen, wo eine anwesende dasselbe thun konnte; eine Person nur so lange auf der Bühne zu lassen, als sie wirklich handelt; sobald ihre Rolle zu Ende ist, sie von der Bühne zu entfernen; wo jemand, der eine zusammenhängende Rolle hatte, nur noch ein oder das andre Wort in weiten Zwischenräumen hineinredet, ist die Personenbezeichnung verdächtig.

2. Gehörige Motivirung des Auftretens und Abgangs der handelnden Personen. Der Zuschauer mufs wissen, warum der Dichter jede einzelne einführt und abgehn läfst; Beides mufs so geschehn, dafs es mit der Handlung selbst in Verbindung steht, aus ihr hervorgeht u. s. w."

Wenn wir nun auch der von Hrn. B. vorgeschlagenen Rollenvertheilung nicht überall beistimmen können, wenn selbst die Behauptung des Hrn. Verf.'s nicht ganz evident und aufser Zweifel gestellt ist, so hat er sich doch, abgesehn von der wesentlichen Förderung der Texteskritik, jedenfalls das Verdienst erworben, auf einen bisher ganz vernachläfsigten, aber wichtigen Gegenstand, die *Oekonomie* in den Kunstwerken des Aristophanes aufmerksam gemacht zu haben, und mit einem Beispiel gründlicher Forschung auf diesem Gebiete selbst vorangegangen zu sein.

Julius Sommmerbrodt, in Liegnitz.

XVI.

Charles Darwin's naturwissenschaftliche Reisen nach den Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika, dem Feuerlande, den Falkland-Inseln, Chiloe-Inseln, Galapagos-Inseln, Otaheiti, Neuholland, Neuseeland, Van Diemen's-Land, Keeling-Inseln, Mauritius, St. Helena, den Azoren u. s. w. Deutsch und mit Anmerkungen von Ernst Dieffenbach, M. Dr. In zwei Theilen. Mit einer Karte und Holzschnitten. Braunschweig, 1844. 8.

Charles Darwin, der gelehrten Welt bereits vortheilhaft bekannt, begleitete den Kapitän Fitzroy auf dessen Expedition zur Aufnahme der Küsten Süd-Amerikas als Naturforscher. Er besuchte der Reihe nach die auf dem Titel verzeichneten Länder und Inseln, mufste sich indessen, als von den Bewegungen der Expedition abhängig, mehr mit den Küstenstrichen begnügen und konnte nur in Süd-Amerika, wo, wie natürlich, die Expedition bei weitem am längsten verweilte, einige gröfsere Ausflüge in das Innere des Landes unternehmen. *Patagonien*, die La Plata-Gegenden und Chile wurden dem Reisenden auf diese Weise näher bekannt, und die Cordilleren wurden zweimal überstiegen. Wenn daher, mit Ausnahme der vorhin genannten Länder, der Ertrag des vorliegenden Buches in Bezug auf Topographie weniger reich ausfällt, so ist die Ausbeute desselben in

Digitized by Google

Bezug auf physikalische Geographie desto bedeutender. Ja man kann es von diesem Gesichtspuncte aus nicht allein zu den inhalt- und gedankenreichsten Werken zählen, welche die Reise-Literatur dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat, sondern es giebt kaum ein Problem der physikalischen Geographie, das hier nicht auf eine geistreiche Weise erörtert und der Entscheidung näher gebracht wäre. Je gröfser aber und je mannichfaltiger die Menge des hier Dargebotenen ist, desto schwieriger wird es auch sein, eine genügende Uebersicht des gesammten Reichthums zu geben.

Der Verfasser folgt in der Mittheilung und Erörterung seiner Thatsachen keiner wissenschaftlichen Anordnung, sondern seine Reise ist ihm der einzige Faden, an den er seine wissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen reiht, beide durchwebt von persönlichen Schicksalen und erfrischt von dem Hauche der Eindrücke des Augenblicks. Angekommen auf den Pampas Südamerikas und gewissermafsen von der Kahlheit derselben betroffen, richtet er seine wissenschaftlichen Blicke auf die wunderbare Vertheilung der Wälder in dieser Hälfte des amerikanischen Continentes. Seiner Ansicht nach folgt die Grenze des waldigen Landes auf eine merkwürdige Weise der Grenze der feuchten Winde: denn da, wo im südlichen Theile des Continentes die feuchten Westwinde vorherrschen, ist jede Insel an der zerrissenen Westküste vom 38° S. Br. bis zu dem äufsersten Puncte des Feuerlandes mit einem undurchdringlichen Walde bedeckt; wo hingegen auf der Ostseite der Cordilleren, zwischen denselben Breitegraden, ein heiterer Himmel und ein trockenes Klima vorherrschen, da bringen die Ebenen von Patagonien nur eine dürftige Vegetation hervor. Weiter nordwärts innerhalb der Grenzen des beständig wehenden Südost-Passats ist der gröfsere Theil des östlichen Tieflandes mit prachtvollen Wäldern geschmückt, während die Westküste vom 4° bis 32° S. Br., wohin jener Passat, von den Cordilleren gehemmt, nicht gelangen kann, beinahe eine Wüste ist. Zwischen dem waldbesetzten und waldlosen Landstriche ist auf jeder Seite der Cordilleren eine Uebergangszone, die weder öde, noch bewaldet genannt werden kann, und wohin Central-Chili und die Provinzen des La Plata gehören. Diese Ansicht, hier zum ersten Male aufgestellt, wird besonders durch Vergleichung mit den klimatischen Verhältnissen anderer Länder und dem dortigen Waldwuchs noch einer festeren Begründung bedürfen, wie denn auch der Verfasser offen gesteht, dafs sich die Falklandsinseln seiner Hypothese durchaus nicht fügen wollen, indem sie, obgleich unter demselben Breitengrade wie das waldreiche Feuerland gelegen, und mit einem ganz ähnlichen Klima, einer fast identischen Gebirgsformation und demselben Torfboden ausgerüstet, doch kaum eine Pflanze besitzen, die den Namen eines Strauches verdiente.

Die fossilen Reste eines Megatheriums und anderer grofser Vierfüfsler der Urwelt, welche der Verfasser in dem Gebiete der Plata-Staaten entdeckt, führen ihn gelegentlich auf ein anderes Lieblingsthema der Gegenwart, nämlich auf die Frage, ob die riesigen Pachydermen, welche sich unter andern im nördlichen Europa und im nördlichen Asien finden, wohl an den Plätzen, wo sie gegenwärtig vorkommen, in der Vorzeit gelebt haben möchten. Wie man aus Allem ersieht, ist der Verfasser geneigt, diese Frage, zu deren Lösung bereits so kühne Hypothesen gewagt worden sind, mit einem Ja zu beantworten. Er behauptet wenigstens, dafs, was die *Quantität* der Nahrung betrifft, die alten Rhinoceros die Steppen von Central-Sibirien in ihrer gegenwärtigen Gestalt, eben so gut bewohnt haben können, wie die heutigen Rhinoceros und Elephanten die Karroos des südlichen Afrika bewohnen; denn es sei bei den Säugethieren — was er durch Vergleichung der zehn gröfsten afrikanischen mit den zehn gröfsten amerikanischen nachweist — kein bestimmtes Verhältnifs zwischen der *Masse* der Arten und der Quantität der Vegetation in den von ihnen bewohnten Ländern vorhanden, und folglich die Annahme, dafs grofse Thiere einen üppigen Pflanzenwuchs erforderten, ungegründet. Aufserdem macht er wahrscheinlich, dafs jene Länder durch Erhebung des nördlichen Sibiriens aus den Fluthen des Oceans ihr damaliges Seeklima mehr in ein continentales verändert, und dafs die Vegetation daher auch eine entsprechende Umwandlung erfahren haben dürfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

No University Library

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Charles Darwin's naturwissenschaftliche Reisen u. s. w.

(Fortsetzung.)

Die ganze Erörterung zeugt von des Verfassers Scharfsinn und von einer bewundernswerthen Combination erwiesener oder muthmafslicher Thatsachen, aber überzeugt hat sie uns und zwar gerade in der Hauptsache nicht; denn wenn auch allerdings die amerikanische Vegetation im Allgemeinen viel grofsartiger als die afrikanische und wiederum das Volumen der amerikanischen Vierfüfsler viel geringer als das der afrikanischen ist, so kommt es bei der Entscheidung vorliegender Frage weniger darauf an, wie der Pflanzenwuchs des ganzen Continentes, als vielmehr der besonderen Oertlichkeiten beschaffen sei, die den grofsen Vierfüfslern zum Aufenthalte dienen. Sehen wir ferner auf die gewaltigen Quantitäten von Nahrung, welche die heutigen grofsen Dickhäuter noch in der Gefangenschaft bedürfen, und erwägen wir, welche Fülle von Kräutern die Karroo-Ebenen ihren Bewohnern darbieten, so können wir die Behauptung, dafs die Rhinoceros der Urwelt auch auf den Steppen Central-Sibiriens, wie sie jetzt beschaffen sind, gelebt haben könnten, noch nicht als erwiesen betrachten. Uebrigens ist es interessant genug, aus den fossilen Resten zu ersehen, dafs in der Urwelt das Pferd auch da vorhanden war, wohin es in der Jetztwelt erst wieder aus Europa verpflanzt werden mufste. Die Thatsache, dafs in Südamerika die gigantischen Vierfüfsler der Urwelt, nämlich verschiedene Mastodonten, der Elephant und das Pferd verschwunden und beiläufig viel kleinere Racen, wie der Tapir, das Guanako, das Armadill und Capybara an deren Stelle getreten sind, veranlafst den Verfasser zu der Frage, wodurch wohl so viele lebende Geschöpfe dort ausgerottet worden sein möchten? „Die gröfste Zahl von diesen vorweltlichen Vierfüfslern — sagt er — vielleicht alle, lebten in einer sehr neuen Periode; manche von ihnen waren Zeitgenossen von noch lebenden Mollusken. Seitdem sie untergegangen sind, kann keine sehr bedeutende Veränderung in der Natur des Landes stattgefunden haben, und in den Pampas, der grofsen Grabstätte solcher Ueberreste, giebt es kein Zeichen einer gewaltsamen Umwälzung, sondern im Gegentheil nur von sehr ruhigen und kaum merklichen Veränderungen." Die sonst für das Verschwinden von Thierracen und das Auftreten anderer beigebrachten Ursachen, wie z. B. Wechsel des Klimas und der Nahrung, oder das Einführen von Feinden, oder die vermehrte Zahl anderer Arten, wollen dem Verfasser nicht einleuchtend erscheinen, weil eine dieser Ursachen während derselben Epoche nicht allein in der ganzen nördlichen, sondern sogar in der südlichen Hemisphäre hätte thätig gewesen sein müssen. Wären es aber der ganzen Erde gemeinsame Ursachen gewesen, so entsteht dem Verf. die Schwierigkeit, dafs dieselben Veränderungen auf der einen Seite nicht hinreichten, Mollusken in Europa und Südamerika zu vernichten, während sie auf der anderen Seite vielen vierfüfsigen Thieren den Untergang bereiteten in Gegenden, die jetzt theils warme, theils gemäfsigte, theils kalte Klimate besitzen. Ein kühner Gedanke, dessen Richtigkeit aber dahingestellt bleibt, rettet den Verf. endlich aus diesem Labyrinth von Widersprüchen. „Nur das — so schliefst er seine Untersuchung — können wir jetzt mit Sicherheit sagen, dafs es sich mit der Art wie mit dem Individuum verhält, *die Stunde des Lebens ist abgelaufen und das Lebensziel erreicht.*"

An einer anderen Stelle kommt der Verf. auf die wichtige Frage, wie die sibirischen Pachydermen, die nicht aus einer grofsen Entfernung herbeigeschwemmt sein konnten, in das Eis gerathen und dort erhalten sein möchten. Eine Hauptschwierigkeit ist, dafs ihr

Digitized by Google

Vorkommen im Eise ein kaltes, dem jetzigen Klima jener Länder ähnliches voraussetzt, während doch gegenwärtig jene Thierformen sich zwar aufserhalb der Wendekreise häufig finden, der kalten Zone sich aber niemals nähern. Der Verf. sucht dieses Problem dadurch zu lösen, dafs er mit Lyell annimmt, das nördliche Asien habe in einer früheren Periode, wo das grofse sibirische Tiefland oder wenigstens der nördliche Theil desselben noch unter den Fluthen des Meeres begraben lag, wegen der ungleich geringeren Ausdehnung des ganzen Continentes ein Seeklima gehabt. Wenn man nun diese Annahme, für welche in neuerer Zeit Beweise beigebracht worden sind, als eine Thatsache hinstellt, so kann man den Verf. zu folgenden Schlüssen für berechtigt halten: zuerst, dafs der Kältegrad früher nicht excessiv war; zweitens, dafs Schnee nicht auf eine lange Zeit den Boden bedeckte; drittens, dafs die Vegetation einen mehr tropischen Charakter hatte, als sie jetzt in denselben Breitegraden besitzt, und zuletzt, dafs in einer nur kurzen Entfernung nördlich von einem so gelegenen Lande der Boden beständig gefroren sein konnte; so dafs, wenn der Leichnam irgend eines Thieres einmal einige Fufs unter der Oberfläche begraben war, derselbe Jahrhunderte hindurch erhalten wurde. Nun lassen aber die sibirischen Ebenen mit ihren zahllosen fossilen Knochen, den Ueberbleibseln vieler Generationen, wenig Zweifel übrig, dafs die Schichten entweder in einem seichten Meere oder in einem Meerbusen angehäuft wurden. Man hat sich also nach des Verf.'s Ansicht die Sache so zu denken, dafs die Leichname jener Thiere durch Flüsse in die See geschwemmt und ihre Ueberreste mit den Ablagerungen bedeckt wurden, die im Anhäufen begriffen waren. Diese Schichten sind seitdem erhoben worden, und wenn die Flüsse jetzt ihr Bette aushöhlen, so kommen die begrabenen Skelette zu Tage. Wenn es dessen ungeachtet noch Staunen erregt, dafs sich vollständige und von der Fäulnifs nicht angegriffene Leichname vielleicht ein Paar Jahrtausende erhalten konnten, so möchten wir es im Gegentheil für ein gröfseres Wunder ansehen, dafs die Zahl dieser erhaltenen Körper nicht viel bedeutender ist. Es ist zunächst durch eine nicht geringe Zahl von Beispielen erwiesen, dafs ein vom Eise einmal eingeschlossener thierischer Körper eine unbegrenzte Zeit hindurch unversehrt erhalten bleibt; dann erwäge man ferner, dafs ein in die Tiefe des Meeres hinabgeschwemmter Leichnam unter allen Umständen in eisiges Wasser zu liegen kam, da selbst in tropischen Meeren die Temperatur des Grundes sich, wie wir wissen, nur wenige Grade über den Nullpunct erhebt; nimmt man endlich noch den gewifs oft wiederkehrenden Fall an, dafs ein Körper dem Meere in einer Jahreszeit zugeführt wurde, wo das Wasser sich eben in Eis zu verwandeln im Begriff war, so wird man es nun höchst natürlich finden, dafs, wenn die den Körper jetzt einschliefsende Eishülle durch den nächsten kalten Sommer nicht wieder gelöst, sondern durch den darauf folgenden scharfen Polar-Winter im Gegentheil verstärkt wurde, der Leichnam nun für eine Ewigkeit der Verwesung entzogen war.

Der interessanten Beschreibung des Feuerlandes und seiner Bewohner lassen sich nur wenige Bemerkungen entnehmen. Am meisten fiel es uns auf, dafs Feuerlands Vegetation die bis dahin gültige Annahme, wonach die immergrünen Laubhölzer ausschliefslich der Regenzone angehören, über den Haufen stöfst. Die Bäume der dortigen Wälder gehören nämlich beinahe alle nur *einer* Art, der birkenblättrigen Buche (fagus betuloides) an, indem andere Buchenarten, wie die Winters-Rinde, nur in unbeträchtlicher Zahl vorkommen. Jener Baum behält aber sein braungrünes, mit einem gelben Schein versehenes Laub das ganze Jahr und trägt nicht wenig dazu bei, der Landschaft ein düsteres, schwermüthiges Ansehen zu verleihen. Eine zweite Bemerkung mögen wir auch nicht unterdrücken, da sie die Feuerländer, jenes — wie wir bisher glaubten — durchgehends körperlich und geistig verkrüppelte Geschlecht, theilweise zu Ehren bringt. Neben den armseligen, verkommenen Geschöpfen, welche die westlichen Gegenden des Feuerlandes bewohnen und durch ihre Kleinheit, Häfslichkeit und Unsauberkeit dem Reisenden so auffällig sind, traf der Verf. weiter östlich Feuerländer an, die er als kräftige, ungefähr *sechs Fufs grofse* Männer beschreibt. Sie waren von weit besserer Körperbildung als die vorhin erwähnten und schienen den berühmten Patagoniern der Magelhaensstrafse nahe verwandt. Ihre schmutzig kupferrothe Hautfarbe, ihr grobes verworrenes Haar, ihre mit rothen und weifsen oder schwarzen Streifen bemalten Gesichter, ihre mifstrauischen und bestürzten Mienen liefsen aber einen Gedanken an Schönheit nicht aufkommen.

Digitized by Google

Ein anderes Lieblingsthema der Gegenwart, die Gletscher, die schwimmenden Eisberge und die erratischen Blöcke, wird durch das vorliegende Buch gleichfalls nicht unwesentlich bereichert. Als die Reisenden den nördlichen Arm des Beagle-Kanales befuhren, welcher letztere 120 engl. Meilen lang, den südlichen Theil des Feuerlandes in der Richtung von O. nach W. durchschneidet, sahen sie sich besonders gegen Norden von hohen granitischen Bergen umgeben. Diese waren von einem weiten Mantel ewigen Schnee's bedeckt, und zahllose Cascaden ergossen ihr Wasser durch die Wälder in den engen Kanal. In manchen Theilen erstreckten sich grofsartige Gletscher von der Seite der Berge bis zum Rande des Wassers. Wenn Stücke von Gletschern in's Meer fielen, so wurden sie von dem Wasser hinweggetragen, und der Kanal mit seinen Eisbergen war ein Bild des Polarmeeres im Kleinen. Mit Bezug hierauf erzählte dem Verf. der Hochbootsmann des Beagle, ein mit jenen Meeren seit lange vertrauter Mann, dafs er in dieser Jahreszeit (März) kleine Eisberge, mit Schlamm und Geröll in ihnen, vom Ufer habe wegschwimmen sehen. Nach einem andern Zeugnisse, welches der Verf. beibringt, trifft man häufig Eisinseln in dieser Gegend an, von denen viele geschwärzt sind durch die Erde des Landes, an oder auf welchem sie gebildet wurden. Nach demselben Zeugnisse könnten auf diese Weise leicht grofse Trümmer von einem Orte zum anderen getragen werden, und man würde sie nie entdecken, wenn der Eisberg nicht umgewälzt würde. In Bezug auf die Westküste des Continents sagt der Verf.: „Gletscher finden sich im (Hinter-) Grunde der Sunde längs der ganzen Westküste des südlichen Theils von Südamerika. *Sechszehn Plätze* sind auf der (vom Kapitain King entworfenen?) Karte aufgeführt; aufser diesen giebt es mehrere andere, wie die in dem Beagle-Kanal und an dem Fufse des Berges Sarmiento. Die Sunde wurden überdies nicht alle bis zu ihrem Grunde verfolgt, und gerade in diesem Theile kommen die Gletscher am meisten vor. Unter den angeführten sechszehn finden sich mehrere gefrorene Arme, die von einer ungeheuern Eismasse kommen. In dem Bergkanale z. B. steigen nicht weniger als neun von einem Berge herab, dessen ganze Seite nach der Karte von einem Gletscher von der aufserordentlichen Länge von 21 englischen Meilen bedeckt ist und im Durchschnitt eine Breite von $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen hat. Es giebt andere Gletscher von ähnlicher Structur und Ortsverhältnissen, und von einer Länge von 10 und 15 engl. Meilen." Hr. Byron, der Arzt des Beagle, der das Boot begleitete, als Sir G. Eyre's Sund, dessen verschiedene Arme mit Gletschern endigen, untersucht wurde, erzählte dem Verf., dafs sich ungefähr in der Mitte des Kanales (Sundes), und mehr als 20 engl. Meilen von dem Hintergrunde desselben entfernt, eine grofse Anzahl schwimmender Eismassen fanden. Wenn er in dem Boote *stand*, so sahe er etwa funfzig. Einige von ihnen waren sehr grofs; einer, der 42 Fufs über dem Spiegel des Wassers emporragte, berührte den Grund, obgleich an seiner Seite mit dem Senkblei bei 126 F. kein Grund gefunden werden konnte. Einige derselben waren dunkel gefärbt, und auf einem lag eine Masse von Granit und Serpentin u. s. w. Die Aufnahme der inneren Küste endigte an dem Golfe von Penas in 46° 40′ Breite, wo noch ein *gewaltiger Gletscher seine Arme bis zu dem Spiegel des Meeres herabschickt.* Der Verf. bemerkt daher richtig, dafs man keinesweges wisse, ob Gletscher nicht viel weiter nach Norden gefunden würden, und dafs in Betracht der ungeheuren Gröfse des eben beschriebenen er wahrscheinlich nicht der letzte sein möchte. Aus allen diesen Mittheilungen geht unzweideutig hervor, dafs die südlichen Cordilleren eine Gletscherwelt hervorgebracht haben, welche sich der der europäischen Alpen einigermafsen zur Seite stellen darf. Wenn man sich daher im Geiste mit unserem Reisenden nach dem Feuerlande versetzt, und während einer stillen Nacht das Krachen und Stöhnen der sich bewegenden Eismassen belauscht, wenn man unter jedem Gletscher den brausenden Strom, der dem schmelzenden Eise seinen Ursprung verdankt, hervorbrechen sieht, und wenn man endlich die zerstörende Einwirkung dieser Massen auf die Oberfläche des Landes erwägt, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch diese Eiswelt recht bald ihren Agassiz finden möchte.

Eine den Gletschern verwandte Erscheinung verdient hier noch einer kurzen Erwähnung. In einem Hochthale am Portillo-Passe (Cordilleren von Chili) stiefs der Verf. auf mehrere breite Felder von ewigem Schnee. Diese gefrorenen Massen hatten während des Thauens an einigen Stellen die Gestalt von Spizzen oder Säulen angenommen, die durch ihre Höhe

Digitized by Google

und nahes Zusammensein selbst die Beladung der Maulthiere erschwerten. Auf einer dieser Eissäulen befand sich ein gefrorenes Pferd, wie auf ein Fufsgestell gestellt, aber die Hinterfüfse in die Luft strekkend. Diese Formverhältnisse des gefrornen Schnees, welche auch von Scoresby in den Eisbergen bei Spitzbergen und vom Colonel Jackson an der Newa bemerkt wurden, sind ohne Zweifel manchen Gletschern analog, welche eine mit Thürmen besäete Oberfläche zeigen. Das seltsame Phänomen ist höchst wahrscheinlich die Folge von Regengüssen und Wasseransammlungen, vielleicht in Verbindung mit Auflagerung fremder Körper, wie z. B. Erde, auf dem Schnee oder Eise.

Was endlich die erratischen Blöcke betrifft, so glaubt sich der Verf. durch eigene Beobachtung, so wie durch Vergleichung von Anderen gesammelter Thatsachen zu der Annahme berechtigt, dafs die heifse Zone weder in Amerika, noch in Asien, Afrika oder Australien dergleichen Geschiebe aufzuweisen habe, was in der That ein höchst wichtiges und zu interessanten Folgerungen aufforderndes Factum wäre. — „Darum", sagt er, „ist es merkwürdig, dafs, sobald wir die kälteren Breitengrade der südlichen Hemisphäre erreichen (vom 41° bis zum Kap Horn), die erratischen Blöcke sich finden, fast in einem eben so grofsen Maafsstabe und mit ähnlichen Grenzen, wie in den nördlichen Gegenden, sowohl der alten, als der neuen Welt. Weder in der südlichen, noch in der nördlichen Hemisphäre reichen die Trümmer nahe an die Wendekreise, mögen sie nun von den Polargegenden oder anderen Gebirgsgruppen kommen." Des Verf.'s Scharfblick sieht in diesen Verhältnissen, welche durch weitere Erfahrung allerdings noch erst zu unumstöfslicher Gewifsheit erhoben werden müssen, eine Bestätigung davon, dafs die erratischen Blöcke durch schwimmende Eisberge, Trümmer der Polargletscher, verbreitet worden sind.

Forschen wir weiter nach dem, was unser Buch Klimatologisches enthält, so fliefst dieser Quell so reichlich, dafs durch die Combination der Thatsachen, durch das Weiterverfolgen der angeknüpften Gedanken und Schlüsse sich ganze Abhandlungen zu Stande bringen liefsen. Jedermann kennt die aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts herstammende Streitfrage, ob die nördliche oder südliche Halbkugel die kältere sei. Die allgemeine Meinung hat für das Letztere entschieden, die Lage der Passat-Zonen spricht ebenfalls dafür, aber eine zuverlässige Entscheidung ist allein vom Thermometer zu erwarten, und zusammenhängende Thermometerbeobachtungen sind unseres Wissens für die gemäfsigte Zone der südlichen Halbkugel noch nicht veröffentlicht. Inzwischen hat Herr Wilhelm Mahlmann*) nicht unerhebliche Zweifel gegen jene allgemeine Ansicht erhoben, und diese Zweifel gewinnen durch die vom Verfasser beigebrachten Thatsachen manchen für jetzt wesentlichen Stützpunct. Wenn man die obige Frage der Entscheidung näher bringen will, so ist es zunächst erforderlich, den westlichen Continent einer gesonderten Betrachtung zu unterwerfen. Da nämlich die besten Beweismittel für die eine oder die andere Ansicht vorläufig aus der Pflanzenwelt hergenommen werden müssen, ganz Amerika aber im Vergleich mit der alten Welt ein Seeklima besitzt, welches die Sommer-Temperatur entschieden herabdrückt, so versteht es sich von selbst, dafs sich in Amerika die Vegetationsverhältnisse ganz anders gestalten müssen, als in der alten Welt. Hören wir nun den Verf. „Ich habe, sagt er, bereits erwähnt, welcher auffallende Gegensatz zwischen dem üppigen Pflanzenwuchs der Westküste in Folge des feuchten Klima's im Vergleich zu den trockenen und unfruchtbaren Ebenen von Patagonien sich findet. Der bewölkte und stürmische Zustand der Atmosphäre hat nothwendiger Weise eine Abnahme in dem Grade der äufsersten Hitze und Kälte zur Folge; wir finden deshalb Früchte, die in 41° auf der Ostküste gut zur Reife kommen und dort im Ueberflufs da sind, wie die Weintraube, Feige, Pfirsiche, Wasser- und andere Melonen, süfse Bataten, Oliven und Orangen, in einer niederen Breite auf der entgegengesetzten Seite des Continents nur sehr ärmlich gedeihen."

*) Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Erster Jahrgang. p. 70.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1845.

Charles Darwin's naturwissenschaftliche Reisen u. s. w.

(Schluſs.)

„In Chiloe, im 42. Breitengrade, also den nördl. Theilen von Spanien entsprechend, verlangen Pfirsiche die gröſste Sorgfalt und bringen selten Früchte, aber Erdbeeren und Aepfel gedeihen wunderbar. In Valdivia, in 40° Breite (Breite von Madrid) tragen die Pfirsiche im Ueberfluſs; Trauben und Feigen reifen, sind aber durchaus nicht gewöhnlich; Oliven werden selten nur zum Theil reif, und Apfelsinen gar nicht, und doch bringt dieser Breitengrad in Europa die meisten Früchte hervor. Selbst in Concepcion, in 36° Breite, sind Apfelsinen nicht häufig, obgleich die andern genannten Früchte vollständig gedeihen. In den Falkland-Inseln, in demselben Breitengrade, wie das südliche England, kommt der Weizen selten zur Reife; aber selbst in Chiloe (in 42°) müssen die Einwohner häufig ihr Getreide vor der Zeit schneiden, und es in die Häuser zum Trocknen bringen." Weiterhin sagt er, indem er von der Vegetation spricht: „Die Wälder, die das Land zwischen dem 38sten und 45sten Breitengrade bedecken, wetteifern in ihrer Ueppigkeit mit den glühenden Gegenden zwischen den Wendekreisen. Ich konnte mich in Chiloe (in 42° Breite) fast nach Brasilien versetzen. Stattliche Bäume mancherlei Art mit glatten und tief gefärbten Rinden, sind mit parasitischen Monocotyledonen überladen; groſse und zierliche Farrenkräuter sind zahlreich, ued baumartige Gräser verschlingen die Bäume in eine verwickelte Masse zu einer Höhe von dreiſsig bis vierzig Fuſs über deu Boden. Palmbäume wachsen in 37° Breite; ein baumartiges Gras, wie der Bambus, in 40°, und eine andre nahe verwandte Art von groſser Länge, aber nicht aufrecht, selbst so weit südlich als 45°." Wenn man die hier eben beigebrachten Thatsachen, und namentlich auch die der Westseite, welche vom Verf. als ungünstig bezeichnet werden, mit ähnlichen Verhältnissen Nordamerika's vergleicht, so bemerkt man bald, auf welcher der beiden Hälften des Continents die Wärme überwiegen dürfte. In 41° Südbreite sind auf der Ostseite Feigen, Oliven und Orangen im Ueberfluſs vorhanden; in 41° Nordbreite liegt auf der Ostseite Newyork mit seinem strengen Winter und einer Vegetation, welche von solchen Früchten wenig oder nichts mehr bietet. In 37° Südbreite wachsen auf der Westseite der Cordilleren Palmbäume; in 37° Nordbreite (Breite von Monterey und Roſs) hat unsers Wissens die westliche so wenig als die östliche Seite etwas von dieser Baumgattung aufzuweisen. Ganz anders freilich stellt sich das Verhältniſs bei einer Vergleichung Südamerika's mit Europa. Zwar dürfte sich die Ostseite Europa's in 41° Breite (Salonichi, Gallipoli) nicht eben anders verhalten, als die Ostseite Südamerika's, dagegen ist die Westseite (Neapel, Oporto) Europa's den Ländern gleicher Breite auf der Westküste Südamerika's an früchtereifender Sommerwärme unendlich überlegen. Was der Verf. oben von dem Schicksale der Cerealien auf Chiloe (42°) sagt, wird, wenn man es mit den Reiserunten der Lombardei (45 und 46°) zusammenstellt, jeden weiteren Beweis entbehrlich machen.

Zu den wichtigsten klimatologischen Untersuchungen des Verf.'s gehört auch die über die Höhe der Schneegrenze. Indem er die von den Officieren des Beagle und von Kapitain King gewonnenen Resultate den bereits vorhandenen anreiht, erhält er für:

den Aequator eine Höhe d. Schneegr.	von c.	15,748 F. (engl.)
Bolivia (16° — 18° S.-Br.)	— —	17,000 -
Central-Chili (33° S.-Br.)	14,500 bis	15,000 -
Chiloe (41° — 43° S.-Br.)	— —	6,000 -
54° S.-Br. — — —	— 3,500 bis	4,000 -

Die Schneelinie erhebt sich also von 41 bis 33° S.-Br. um c. 9000'. Dies wird einigermaſsen erklärlich, wenn

Digitized by Google

man den starken Gegensatz zwischen dem Klima des südlichen und des mittleren Chili in's Auge fafst und erwägt, dafs die Höhe der Schneelinie wesentlich von der Wärme des Sommers abhängt. Denn, wie oben erwähnt wurde, gelangt in Chiloe die Gerste und das Korn zuweilen nicht zur gehörigen Reife, während der sieben Monate dauernde und völlig regenfreie Sommer von Central-Chili sogar den Anbau des Zuckerrohrs im Freien erlaubte. Zieht man ferner in Betracht, dafs die Insel Chiloe und das ihr benachbarte Festland mit einem dichten, von Feuchtigkeit strotzenden Walde bedeckt ist, während der Boden von Central-Chili, wo er nicht bewässert wird, dürr und beinahe eine Wüste ist, so kann man der Ansicht des Verf.'s nur beitreten, welcher die Vermuthung aufstellt, dafs die Ebene (Linie) des ewigen Schnees in der Gegend, wo der Wald aufhört, eine aufserordentliche Biegung erleiden müsse. Dies würde dann in 37° Breite, in der Gegend von Concepcion stattfinden, wo jene beiden Klimate in einander übergehen.

Am 20. Februar 1835 war der Verf. bei Valdivia Zeuge des heftigen Erdbebens, durch welches Concepcion, Talcahuano und siebzig Dörfer gänzlich zerstört wurden. Dieses Ereignifs war, wie Kapt. Fitzroy nachgewiesen hat, von einer dauernden Erhebung des Landes begleitet. Bei näherer Betrachtung dieser Katastrophe fällt es besonders auf, dafs in derselben Stunde, in welcher das ganze Land um Concepcion auf die Dauer erhoben wurde, eine in den Anden Chiloe gegenüber gelegene Vulkanreihe — sie blieb während des folgenden Jahres in ungewöhnlicher Thätigkeit — eine schwarze Rauchsäule ausstiefs. Aufserdem brach weiter nördlich, in der Nachbarschaft der Insel Juan Fernandez, ein Vulkan aus dem Grunde des Meeres hervor, und mehrere von den grofsen Vulkanen in den Cordilleren von Central-Chili fingen eine neue Thätigkeitsepoche an. Das Zusammentreffen dieser Erscheinungen ist deshalb merkwürdig, weil es die gewöhnliche und schon im Alterthum herrschende Ansicht, dafs durch den eintretenden Ausbruch von Vulkanen den Erdbeben ein Abzugskanal eröffnet würde, als unbegründet darstellt. Zwar trat, wie der Verf. bemerkt, in der unmittelbaren Nachbarschaft jener wieder aufgelebten Vulkane eine Beruhigung des Bodens ein; dafs aber den ferner liegenden Gegenden hiervon nichts zu Gute kam, beweist das oben mitgetheilte Factum von der Hebung des Küstenlandes. Aufserdem war die Wirkung der in den Cordilleren stattfindenden vulkanischen Ausbrüche so wenig nachhaltig, dafs sich eine ähnliche Katastrophe, wie die vom 20. Februar 1835, bereits am 7. November 1837 in denselben Gegenden wiederholte.

An einer andern Stelle seines Buches kommt der Vf. noch einmal auf die Erdbeben und auf den muthmafslichen Zusammenhang derselben mit Veränderungen im Luftdruck zurück. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob, wie der Verf. behauptet, Hr. Scrope zuerst den Gedanken ausgesprochen habe, dafs das Eintreten unterirdischer Störungen, nachdem dieselben eine Zeitlang durch das *Gleichgewicht* der unterirdischen Kraft und des atmosphärischen Gegendruckes verhindert worden sind, durch eine plötzliche Abnahme im Luftdrucke hervorgerufen würden. Gewifs ist es, dafs man diesen Zusammenhang längst geahnet hat, und dafs beinahe jeder Zeitungsartikel, der uns von einem Erdbeben Nachricht giebt, auch den gleichzeitig stattgefundenen Barometerstand meldet. Gewifs ist es aber auch, dafs Andere diesen Zusammenhang entschieden geleugnet, oder, wie A. v. Humboldt thut, die atmosphärischen Veränderungen für eine *Wirkung* der Erdbeben erklärt haben. Wir können mit der letzteren Ansicht, sobald es sich nämlich um blofse Erdbeben und nicht um vulkanische Ausbrüche handelt, nicht einverstanden sein, und halten es wenigstens der Mühe werth, auf diejenigen Thatsachen aufmerksam zu machen, welche der Vf. zur Begründung der Scrope'schen Hypothese, oder mindestens zur Feststellung des zwischen beiden Naturerscheinungen muthmafslich bestehenden Zusammenhanges beibringt. Im nördlichen Chili ist wegen des ausnehmend seltenen Regens die Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens zwischen den beiden Erscheinungen nothwendiger Weise sehr gering; doch sind die Einwohner dort vollkommen von einer gewissen Verbindung zwischen dem Zustande der Atmosphäre und der Erderschütterungen überzeugt. Als der Verf. in Copiapo erwähnte, dafs in Coquimbo ein heftiger Erdstofs stattgefunden habe, rief man augenblicklich: „Welches Glück! Sie werden dieses Jahr Weide genug haben." Für die Bewohner von Copiapo war also ein Erdbeben ein so sicheres Zeichen von Regen, wie Regen für eine reiche Weide. In der That fiel dort gerade am Tage des

Digitized by Google

Erdbebens ein Regenschauer, der die Erde in zehn Tagen mit dünnem Graswuchs bedeckte. Aufser einigen anderen weniger verbürgten oder weniger beweisenden Thatsachen theilt der Verf. aus einem Briefe des Herrn Alison in Valparaiso die Nachricht mit, dafs dort gerade vor dem Erdbeben im November 1822 das Quecksilber in der Röhre des Barometers, der in seinem Waarenhause stand, unter den graduirten Theil herabsank. Die Röhre war eine gebogene; 19 Zoll waren frei, und die niedrigste Abtheilung entsprach 26 englischen Zoll. Wenn der Verf. aus den vorstehenden und aus der unbestreitbaren Thatsache, dafs selbst in den ungewöhnlichsten Jahreszeiten auf heftige Erdbeben häufig Regen folgt, den Schlufs zieht, dafs zwischen den unterirdischen und den atmosphärischen Störungen irgend ein Zusammenhang vorhanden sei, von dem wir bis jetzt noch gar nichts wissen, so bekennt er auf der anderen Seite mit der gröfsten Offenheit: er habe A. v. Humboldt's Behauptung, dafs an den Tagen, wo die Erde von heftigen Stöfsen erschüttert wird, die Regelmäfsigkeit der stündlichen Schwankungen des Barometers zwischen den Wendekreisen *nicht* gestört werde, in Cumana, in Lima und in Riobamba bestätigt gefunden.

Noch müssen wir eines Abschnittes im zweiten Theile (p. 246 ff.) gedenken, in welchem der Verf. eine Erscheinung bespricht, um deren Erforschung er sich bedeutende Verdienste erworben hat, wir meinen die *Korallenriffe*. Nachdem er zuvörderst festgestellt hat, was wir freilich schon aus Ehrenberg's und Anderer Untersuchungen wissen, dafs die Korallen — der Verfasser spricht nur von den lamellenartigen Korallen, die hauptsächlich ein Riff bilden — nicht in einer beträchtlichen Tiefe leben können, so giebt er eine übersichtliche, aus eigener Anschauung hervorgehende Beschreibung der verschiedenen Formen, in welchen die Korallenriffe aufzutreten pflegen, nämlich der Laguneninseln, der ringförmig einschliefsenden und der Barrenriffs, welche sämmtlich in ihrem Bau bis auf die gröfsten Einzelheiten übereinkommen. Indem er nun den scheinbaren Widerspruch hervorhebt, dafs, ungeachtet diese Zoophyten nur in seichteren Gewässern leben können, ihre Riesenbauten dennoch öfters aus unergründlichen Tiefen emporsteigen — Kapitän Fitzroy fand in der Entfernung von etwas mehr als 1 englische Meile vom Ufer der Laguneninsel Keeling bei 7200 Fufs mit dem Senkblei keinen Grund — gedenkt er der älteren Hypothese, welche die ringförmige Gestalt der Laguneninseln durch das Aufsitzen der Korallenriffe auf den Rändern unterseeischer Krater zu erklären suchte. Diese Hypothese kommt aber, wie der Verf. nachweist, schon durch die Form mancher Laguneninseln, die statt eines kraterförmigen Ringes eine ellipsenähnliche Gestalt — eine der Radack-Inseln hat 20 engl. M. Breite bei 52 M. Länge — zeigen, sehr in's Gedränge und verliert vollends ihr Gewicht, wenn man aus ihr die Gestalt der Barrenriffe und der andere Inseln umschliefsenden Riffe erklären wollte. Diese letzteren nämlich, welche man sich so gern als auf dem Rande eines alten Erhebungskraters wurzelnd vorstellen möchte, schliefsen nicht selten als schlagende Widerlegung dieser Ansicht statt des Ausbruchskraters eine aus *Urgestein* oder *Flötzablagerungen* bestehende Insel ein. Die Hypothese, welche der Verf. nun an die Stelle der verworfenen setzt, ist folgende. Das Land (die Insel, Küste) senkt sich sammt den mit demselben verbundenen Korallenriffen sehr allmählich durch die Wirkung unterirdischer Ursachen; die Korallenthiere aber bauen ihre festen Massen bald wieder bis zum Spiegel des Wassers empor, was natürlich in senkrechter Richtung geschieht. Auf diese Weise bildet sich zwischen dem Riffe und der Insel (Küste), deren Abdachungen jedenfalls mit schrägen Linien gegen die Fläche des Oceans abfallen, ein Meeresraum, der sich natürlich in dem Mafse erweitert, als die Insel tiefer untersinkt; ist endlich der höchste Gipfel unter der Meeresfläche verschwunden, so hat sich die bisher in einiger Entfernung von einem Korallenriff umgebene Insel in eine Laguneninsel verwandelt. Diese scharfsinnige Hypothese wird von vielen Thatsachen unterstützt, namentlich dadurch, dafs man in verschiedenen Stadien des Einsinkens befindliche Inseln antrifft, dafs man Korallenriffe findet, welche hohe Inseln noch dicht umfranzen, dafs Koralleninseln zum Zeugnisse dessen, was unter ihnen in der Tiefe vorgeht, von Erdbeben heimgesucht werden, und dafs endlich, wie der Verf. an einem merkwürdigen Beispiele zeigt, das allmähliche Einsinken wirklich beobachtet wird. Die Keeling-Insel gehört zur Klasse der Laguneninseln; das Wasser innerhalb ist so ruhig wie in dem geschütztesten See; aber dennoch wurden auf jeder Seite

Digitized by Google

der Lagune alte Kokospalmen unterminirt und fielen. Eben so wurden die Grundpfeiler eines Waarenhauses am Strande, das nach dem Zeugnifs der Einwohner vor sieben Jahren sich gerade über dem Hochwasserstande befunden hatte, jetzt täglich von der Fluth bespült. Auf die Frage, ob man hier etwas von Erdbeben wüfste, antworteten die Einwohner, dafs die Insel kürzlich von einem sehr bösen heimgesucht worden sei, und dafs sie sich an zwei andere während der letzten zehn Jahre erinnerten.

Von dieser Betrachtung der einzelnen Inselformen erhebt sich der Vf. zu einem Ueberblick der gesammten oceanischen Inselwelt. Er untersucht, in welcher Weise die verschiedenen Inselformen über den grofsen Ocean vertheilt sind, und indem er aus der Beschaffenheit dieser Inseln auf die Hebung oder Senkung derselben schliefst, gelangt er zu dem Resultat, dafs der stille Ocean sich in verschiedene grofse Reviere theile, von denen einige in Hebung, andere in Senkung begriffen wären. Die Grundzüge seiner Darstellung sind ungefähr folgende. An den Continent von Amerika schliefst sich zunächst ein von Inseln merkwürdig entblöfster Ocean an. Hier ist natürlicher Weise über eine Aenderung im Spiegel desselben keine Andeutung möglich. Dann gelangt man zu einer mit Lagueneinseln übersäeten Zone, welche die beiden Gruppen der von ringförmigen Riffen umschlossenen Gesellschafts- und Georgischen (ein Theil der Gefährlichen) Inseln enthält. Dieser grofse Streifen, der mehr als 4000 engl. M. Länge und 600 M. Breite hat, ist nach des Vf.'s Ansicht eine Senkungsfläche. Anders verhält es sich mit derjenigen Inselreihe, welche die Neuen Hebriden, die Salomons-Inseln und Neu-Irland begreift. Bei diesen Inseln fällt dem Beobachter die Abwesenheit aller entfernten oder ringförmig einschliefsenden Riffe auf, und doch weifs man, dafs sie in unmittelbarer Nähe des Ufers von Korallenriffen umgeben sind. Hier sind also nach des Verf.'s Theorie keine Beweise von Senkung des Landes, und in Uebereinstimmung hiermit sprechen Forster, Lesson, Labillardiere, Quoy und Bennet in ihren Werken bei Erwähnung dieser Inseln immer von Massen erhobener Korallen. Man kann deshalb diese Inseln für eine wohl bestimmte Erhebungszone ansehen. Zwischen ihnen und der grofsen zuerst erwähnten Senkungsfläche findet sich ein breiter Meeresraum, der unregelmäfsig mit Inseln von allen Klassen überstreut ist, von denen einige Beweise moderner Erhebung darbieten und blofs mit Riffen befranzt sind, während andere zu den ringförmig umschlossenen, noch andere zu den Lagueneinseln gehören. Diese Thatsachen sieht der Verf. für Anzeigen einer unregelmäfsigen Thätigkeit in den unterirdischen Kräften an und findet es von vorn herein wahrscheinlich, dafs der Raum, welcher gerade zwischen der bestimmt ausgeprägten Erhebungsfläche und der ungeheuren Senkungsfläche liegt, eine abwechselnde und unregelmäfsige Bewegung habe. Endlich liegt westlich von der Erhebungslinie der Neuen Hebriden die Insel Neu-Caledonien und zwischen ihr und dem australischen Barrenriffe ein Meeresraum, für den Flinders wegen der grofsen Anzahl von Riffen den Namen Korallenmeer vorschlug. Er ist auf beiden Seiten von den grofsartigsten Riffen der Erde begrenzt und nach Norden von der Küste der Louisiade, die wegen ihrer entfernten Riffe im höchsten Grade gefährlich ist. Da das Barrenriff durch das Senken der Küste des Festlandes hervorgebracht zu sein scheint, so sollte man erwarten, dafs einige der davor liegenden Inseln Lagueneinseln wären. Nach Bligh's und Anderer Aussagen sind aber einige von den dortigen Inseln ganz den wohlbekannten Lagueneinseln im stillen Ocean ähnlich, und da es dort auch ringförmig eingeschlossene Inseln giebt, so finden wir hier die drei Klassen von Riffen, von denen wir annehmen, dafs sie durch Senkung hervorgebracht sind, beisammen, ein Umstand, der den Vf. zu der Annahme berechtigt, dafs hier abermals ein Senkungsraum vorhanden sei. Der Vf. verfolgt diese Erscheinungen auch noch durch den indischen Ocean bis an die Küste von Afrika, und das Resultat, welches aus der Menge der einzelnen Thatsachen am Ende hervorgeht, ist kein anderes, als dafs Flächenräume von grofser Ausdehnung Bewegungen von einer erstaunlichen Einförmigkeit erleiden, und dafs die Streifen von Erhebung und Senkung mit einander abwechseln, gleich wie der eine Arm eines Hebels in die Höhe geht, während der andere sich senkt. Diese merkwürdige Theorie wird zuletzt noch durch die Wahrnehmung unterstützt, dafs im stillen und indischen Meer alle thätigen Vulkane innerhalb der Erhebungsflächen vorkommen, und dafs die Senkungsräume nichts der Art aufzuweisen haben.

Wir geben gern zu, dafs die ganze Theorie durch fortgesetzte Beobachtungen noch einer weiteren Bestätigung und Begründung bedarf, aber sie enthält, zumal auf andere Erdräume angewendet, einen fruchtbaren Keim zum Denken und Forschen, und der wissenschaftliche Leser wird ohne Zweifel ein hohes Vergnügen empfinden, mannichfaltigen Stoff auf diese Weise plötzlich belebt und vergeistigt zu sehen. Wir wollen daher und weil wir den billigen Raum einer Recension fast schon überschritten haben, durch weitere Ausführung nicht vorgreifen.

Walter.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

September 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des September-Heftes.

Jahrbücher Nr. 41—60.

Seite

Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Zweite Ausgabe. Zwei Bände. Göttingen, 1844. — Sommer. 401

Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach Liscow's Papieren im K. Sächs. Haupt-Staats-Archive und andern Mittheilungen herausgegeben von Karl Gustav Helbig. Dresden u. Leipzig, 1844. — Lisch. 444

Darstellung und Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Von Dr. Carl Moritz Kahle. Berlin, 1845. — C. F. G. 321

The English Language. By R. G. Latham. London, 1841. — Hoefer. 460

Christian Ludwig Liscow's Leben, nach den Akten des grofsherzogl. meklenburg. Geheimen und Haupt-Archivs und andern Originalquellen geschildert von G. C. F. Lisch. Schwerin, 1845. — Lisch. . . . 444

Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Eine Vorarbeit zum deutschen Staatsrechte von Clemens Theodor Perthes. Hamburg und Gotha, 1845. — Leo. 385

Die Zigeuner in Europa und Asien. Ethnograpisch-linguistische Untersuchung vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Dr. F. A. Pott. Halle bei Heynemann. Th. I. Einleitung und Grammatik. 1844. Th. II. Einleitung über Gaunersprachen. Wörterbuch und Sprachproben. 1845. (London, bei Williams und Norgate). — Diefenbach. 471

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt a. M. — Kampe. . 329

Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter von Dr. Carl Schnaase. Erster Band. Altchristliche und muhamedanische Kunst. Düsseldorf, 1844. — Waagen. 351

Digitized by Google

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

XVII.

Darstellung und Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Von Dr. Carl Moritz Kahle, Docent an der Universität zu Berlin. Berlin, 1845. Verlag der Vossischen Sortiments-Buchhandlung. (J. Strikker). IV. 118 S.

Es ist schon oft gesagt worden, und der Verstand wiederholt es noch täglich, dafs die speculative Philosophie, und besonders die gegenwärtige, die lebende, den Leuten, die sich darauf einlassen und damit befassen, — die Köpfe verrücke. Was so oft wiederholt wird, kann nicht ohne Wahrheit sein: was der Verstand, den wir den gesunden nennen, immerfort behauptet und erhärtet hat, wird auch wohl Grund haben und Stand halten. Dennoch kann der gesunde Menschenverstand selbst über seine Anklage nicht entscheiden, denn — er ist der Ankläger und mithin Partei, er ist auch nur ein vereinzeltes Vermögen des Geistes, welches nicht *über* und *gegen* den Geist, als die Gesammtheit aller Geisteskräfte, entscheiden, sondern nur gliedlich im Verbande *mit* allen Geisteskräften operiren kann. Dagegen ist es an der *Philosophie*, weil sie die Angeklagte ist, Rechenschaft zu geben von ihrem Thun und Treiben: und insofern es eben die Philosophie ist, welche alle Kräfte des Geistes, und mithin auch ihren Ankläger in seiner Stellung, zum Worte kommen läfst, liegt es ihr nicht minder ob, die Momente der Wahrheit, welche der Anklage gegen sie selbst zum Grunde liegen, aufzuklären, und in den Grenzen ihrer Berechtigung, in ihrer Stellung zur Totalität nachzuweisen. Kraft dieses ihres Berufes darf sich die Philosophie zunächst nicht entbrechen, dem Verstande — ihren eigenen Anfang zuzuschreiben: der *Verstand* ist es, welcher der Philosophie die Bahn bricht, indem er alles, was er versteht, als die Wahrheit proclamirt, und alles, was dieser Wahrheit, alles, was seinem Verständnisse widerspricht, schlechtweg ausschliefst und abweiset. So bringt es der Verstand zu einer festen Wahrheit und Gewifsheit, welche keinen Widerspruch verträgt: diese Wahrheit ist von dem Verständnisse bedingt und hiermit gegen jeden Widerspruch gewappnet, welcher nichts anders ist als Unverstand. Dennoch bleibt der *Widerspruch* nicht aus: er versucht sich immer von Neuem gegen die Festungen des Verstandes, und gegen dessen Alleinherrschaft. Und so kommt es, dafs es im weiteren Fortgange dennoch wieder zweifelhaft wird, ob der Verstand, oder der Widerspruch gegen den Verstand Recht habe. Und hiermit fällt die Philosophie aus ihrem ersten Stadium, aus dem Stadium des Verstandes, in eine andere Sphäre, — in den *Skepticismus*, welcher weder dem Satze des Verstandes, an dem dieser festhält, noch dem Gegensatze, den er verwirft, Wahrheit zuschreibt. Wo steht es denn geschrieben, dafs das Verständliche wahr ist? Könnte nicht ebensowohl dem Unverständlichen das Prädicat der Wahrheit zukommen? — Aus dem Skepticismus gehet die Philosophie in die negative *Dialektik*, nämlich in die *Sophistik* über, welche dem Satze und Gegensatze eine Wahrheit, aber nur eine relative Wahrheit zugesteht, eine Wahheit, die der nächste Gedanke wieder negirt. Aus der Dialektik fällt die Philosophie in den *Pantheismus*, welcher dem Satze, als dem Festen und Bestimmten, die *Wirklichkeit*, aber auch die *Endlichkeit*, dem Gegensatze hingegen die *Wahrheit*, aber nur als *Unendlichkeit* zuschreibt, so dafs das Unendliche nur in dem Endlichen, als in einem Andern, zu seiner Realisation, aber hiermit auch zu seinem Ende kommt, und umgekehrt das Endliche nur in dem Unendlichen zu seiner Erlösung, aber hiermit auch zu seiner Vernichtung kommt. In diesem Stadium können daher Wirklichkeit und Wahrheit nie zusammentreffen, sie sind als Endliches und Unendliches durch den Gegensatz

Digitized by Google

geschieden. In diesem Stadium der Philosophie sind sonach ihren Jüngern die Köpfe schon merklich verrückt; denn die einfache Stellung, in welche sie zunächst der Verstand zu den Gegenständen gesetzt hatte, ist erschüttert und verdreht, der feste Standpunct ist in Bewegung gerathen. Doch damit ist der Prozefs der Philosophie noch nicht zu Ende. Bisher waren *Satz* und *Gegensatz* als Zwei vertheilt, um einander entweder auszuschliefsen oder gegenseitig zu fordern und zu bedingen: das *Letzte* ist, wenn der Gedanke so weit kommt, seinem Gegenstande selbst die Gegensätze zumal zuzuschreiben, so dafs das Eine auch das Andere und hiermit sein eigenes Gegentheil ist, das Positive seine Negativität an ihm selbst hat, und das Unendliche seine Endlichkeit selbst an sich, hiermit aber auch in seiner Gewalt hat. Hiermit verklärt sich der Skepticismus — zum Glauben, die negative Dialektik zur positiven, und zur Speculation, der Pantheismus zum Mysticismus; und nun hat der gesunde Menschenverstand erst vollkommen seine Anklage gegen die Philosophie bewiesen; denn nun ist der natürliche Standpunct der Betrachtung, nun ist der Verstand selbst auf den Kopf gestellt, und statt des Verstandes der Widerspruch zu Ehren gekommen. Und der Verstand mufs noch dazu selbst mit behülflich sein, er operirt selbst mit zu seiner Umkehr, und protestirt doch auch wieder dagegen. Ist es nicht verrückt, so ruft der Verstand und die Menge klatscht Beifall, wenn die Philosophie einen Theismus lehrt, in welchem der *Logik* alle Realität und der Gottheit Totalität und Persönlichkeit zugleich zugeschrieben wird, in welchem die Logik als Monismus des Gedankens, als speculative Theologie zu ihrem Rechte kommen soll? Ist es nicht verrückt, wenn die Schöpfung als successive Entäufserung logischer Momente gefafst und selbst die Materie, selbst Klotz und Stein als in ihrer Vereinzelung erstarrte logische Momente prädicirt werden? Wird uns nicht der Boden unter den Füfsen weggezogen, wenn Materialität und Immaterialität als abstracte, mithin unwahre Gegensätze des Verstandes bezeichnet werden? Und solchen baaren Unsinn lehrt die Philosophie?

Kurz: es ist wirklich nicht zu läugnen, worüber der ehrliche Verstand in seiner Entrüstung klagt. Die Philosophie verrückt wirklich die verständige Stellung des Menschen zu den Gegenständen: aber — die erste Verrückung fällt doch nicht ihr, sondern dem Verstande zur Last, indem er sich von der Vernunft trennt: indem diese wieder die Verrückung des Verstandes verrückt, ist der Geist wiederhergestellt. Die speculative Philosophie ist eben deswegen eine „*Wiedergeburt des Geistes* sowohl aus der natürlichen Unwissenheit als aus dem Irrthume des natürlichen Verstandes." Und Hegel fügt hinzu: „Diese *Wiedergeburt des Geistes* ist unter andern auch eine *Wiedergeburt des Herzens* aus der Eitelkeit des einseitigen Verstandes, auf den es pocht."

Dies ist der Verlauf der Philosophie, welche mit dem Verstande anfängt, aber denselben im weiteren Fortgange nur als ein Glied, als ein Organ im Organismus des Geistes behandelt, und solchergestalt mit ihm über ihn selbst hinausgeht. Auf dieser Entwickelung beruht namentlich die *Hegelsche* Philosophie, welche sich wesentlich als *Logik* erweiset, und in dieser drei Momente, nämlich das *verständige*, das *dialektische* oder *negativ vernünftige*, und das *speculative* oder *positiv vernünftige* Moment unterscheidet. Die Wahrheit der Philosophie ist hiernach das *Positivvernünftige*, welches den Verstand in seiner Alleinherrschaft nicht anerkennt, aber als ein Glied in sich hat, und über den Verstand geht, ja dem Verstande widerspricht, wie der Verstand ihm widerspricht: es ist der Widerspruch selbst, oder vielmehr die Identität der entgegengesetzten Momente, die Vereinigung des Unvereinbaren: deshalb ist auch das *Speculative* als das *Mystische* bezeichnet worden.

Wir dürfen uns in dieser Beziehung auf *Hegels* eigene Ausführung beziehen: sie findet sich in den §§ 79—82 der Encyklopädie: sie ist um so wichtiger, als sie den Unterschied zwischen negativer Dialektik, Sophistik, Amphibolie und Pantheismus, einerseits, und der positiven Speculation, andererseits, bestimmt und entschieden auseinanderlegt. Sie ist allen Freunden und Gegnern der speculativen Philosophie zu einem *nochmaligen* ernstlichen Studium angelegentlichst zu empfehlen. Sie weiset zugleich die Stellung des Verstandes, wenn er sich isolirt und emancipirt, das Verhältnifs des dadurch verrückten Verstandes zur speculativen Philosophie klar und deutlich nach.

Durch eben diese Nachweisung ist auch der vorliegenden Schrift ihre Stellung angewiesen, denn diese

Digitized by Google

Schrift findet an der speculativen Philosophie Alles das auszusetzen, was der Verstand ihr entgegenstellt. Wir möchten daher den Hrn. Verf., dessen Neigung und Talent wir nicht verkennen wollen, recht angelegentlich ersuchen, die obigen wenigen Paragraphen genau nachzulesen, aber — nicht mit der Kritik, sondern mit dem Studium derselben den Anfang zu machen.

Da sich übrigens die vorliegende Kritik der Hegel'schen Philosophie, mit Ausnahme der Einleitung und des Anhanges, speciell an der *Rechtsphilosophie* versucht, so bemerken wir zu mehrerer Erläuterung des Gesagten nur beispielweise des Verf.'s Urtheil (S. 91) über Hegel's Kritik zu der alten Eintheilung der Staatsverfassung in Monarchie, Aristokratie und Demokratie §. 273. Der Verf. kann sich in den Gedanken, welcher die entgegengesetzten Staatsformen nicht gegeneinander ausschliefst, sondern mit einander in Einem Staate verbindet, schlechterdings nicht finden, weil er, wie überall, — bei dem Satze des Widerspruchs stehen bleibt.

Als das einzig Gute, jedenfalls als das Beste in der Hegel'schen Rechtsphilosophie wird (S. 89) die Bestimmung des Verhältnisses der *Kirche* zum *Staate* hervorgehoben, wie sie von Hegel zum §. 270 der Rechtsphilosophie in einem Excurse dargelegt ist. Der Hr. Verf. hat daran eigentlich nur auszusetzen, dafs davon nur *beiläufig* gehandelt wird. Hierbei hat er indessen die Rechtfertigung dieser blofs *beiläufigen* Auslassung, wie sie Hegel selbst hinzufügt, ganz übersehen. In der Hauptsache ist aber gerade das, was als das Beste zweimal bezeichnet wird, von Einflüssen einzelner Zeiterscheinungen so getrübt, von dem Dareinreden temporairer Verstimmung so gestört, der Begriff der Sache mit vereinzelten Vorstellungen so vermengt, dafs wir gerade hier am meisten zu rügen finden würden, wenngleich Hegel's Ansicht nicht so zu verstehen ist, wie sie der Verf. auslegt — als wenn die Kirche nur ein in der Entwickelung des Staats zu negierendes und zu überwindendes Moment sei. Jedenfalls würde aber nach Obigem das Speculativ-Vernünftige dieses Verhältnisses nur in der Einheit des Unterschiedenen zu erfassen, mithin zunächst der wesentliche *Unterschied* des Staats und der Kirche zum Bewufstsein zu bringen sein. Und zu diesem Behufe wäre wieder der Begriff der Kirche im Verhältnisse zum Staate zu suchen und zu finden. Dafs sich aber die kirchliche Gemeinschaft auch nach Hegel nicht blofs auf religiösen Gefühlen und subjectivon Vorstellungen auferbaut, wie aus der obigen Stelle gefolgert wird, ergiebt sich deutlich genug aus der von Hegel oft wiederholten Nachweisung, dafs die Kirche ohne Credo, ohne Symbol nicht bestehen kann; und es ist recht ein prophetisches Wort für unsere Zeit, wenn die Philosophie dem Rationalismus seine Inhaltsleere und die Negativität der von ihm prätendirten Freiheit vorhält, und hinzufügt, dafs „dafs die christliche Gemeinschaft durch das Band eines Lehrbegriffs, eines Glaubensbekenntnisses, vereinigt sein mufs *und immer noch sein soll*, wogegen die Allgemeinheiten und Abstractionen des abgestandenen, nicht lebendigen rationalistischen Verstandes-Wassers das *Specifische* eines in sich bestimmten, ausgebildeten christlichen Inhalts und Lehrbegriffs nicht zulassen."

Gehen wir nun auf den von Hegel statuirten Unterschied zwischen *Kirche* und *Staat* näher ein, so scheint derselbe, wenn wir von den eingeflochtenen polemischen Digressionen abstrahiren, wenn wir das Wesentliche von dem Zufälligen scheiden, — wesentlich darin zu bestehen, dafs die *Kirche* die ewige Wahrheit zu ihrem Inhalte hat, welcher sich in ihr mehr oder weniger adäquat zu concreter Gestalt ausbildet, während der *Staat* zunächst an endlichen Institutionen zu deren ewiger Wahrheit mehr oder weniger getreu sich erhebt. Hiergegen würde auch abgesehen von den näheren Ausführungen nichts einzuwenden sein. Und hiermit ist auch schon gesagt, dafs der Staat nach der Kirche, die Kirche nach dem Staate strebt, wozu wir wieder Ja sagen können.

Es ist auch anderwärts gesagt worden, und wir haben hinreichenden Grund, darauf in unseren Tagen zurückzuweisen: „Während die *Kirche* ihren Ursprung „von *Pfingsten* ableitet, und nach ihrer fortwährenden „Richtung vom Himmel zur Erde *herniedersteigt* und „zu *Gnaden* geht, erhebt sich der *Staat*, hierdurch be„fruchtet, aus niederen irdischen Verhältnissen zu der „ihm eignenden Sphäre des *Geistes*, und richtet sich „zu *Recht* auf." Eben darum ist das Verhältnifs der *Kirche* zum *Staate* mit zwei Verhältnissen im Staate

*) Der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche. Theologisch-juridische Studien. Von *C. F. Göschel.* Berlin, 1837. Die Vorrede III—XXX.

Digitized by Google

und in der Kirche, mit zwei Stiftungen des Gemeinwesens verglichen worden, die nach Wurzel und Wipfel der *Kirche* angehören, aber in den *Staat* übergehen und in demselben sich wirksam erweisen." Diese Zwei sind der — *Eidesbund*, welcher ohne Kirche nicht möglich ist, und die *Ehe*, aus welcher der Staat erwächst. „*Ehe* und *Staat* streben von unten nach „oben: *Eid* und *Kirche* wirken von oben nach unten „sie rufen das Höhere zur Hülfe für niedere Verhält„nisse, und knüpfen das Ewige an das Zeitliche." Aber aus dem Unterschiede folgt auch der innige und unzertrennliche Verband zwischen *Kirche* und *Staat* von selbst. Darum mufs auch jede Trennung der Kirche vom Staate als eine gefährliche *Ehescheidung* angesehen werden. „Alle Ablösungs-Versuche", so wurde damals ausgeführt, „stehen mit ihrem eigenen gemei„nen Zweck im Widerstreite." Und zu diesen Ablösungsversuchen würde es gehören, wenn, geschähe es auch in der besten Absicht, der kirchlichen Ehe gegenüber, das Institut einer rein bürgerlichen Ehe, und dem religiösen Eide gegenüber, die Menschensatzung eines blofs moralischen Eides eingeführt würde; denn, „wie kann die *Ehe*, wie kann der Staat, der auf ihr „ruht, heilig gehalten werden, wenn die heilige Ehe „zwischen Kirche und Staat selbst entheiligt, wenn „selbst die Ehe, zwischen Kirche und Staat, wegen „etlicher Irrungen und Zerwürfnisse auf Grund gegen„seitiger Abneigung absichtlich und förmlich geschie„den, und die Scheidung durch ein neues bürgerliches „Eheinstitut sanctionirt wird?" Eine solche Ehescheidung zwischen Kirche und Staat ist viel bedenklicher, als — §. 716., Tit. I., Th. II. des Preufsischen Allgemeinen Landrechts.

Doch wir verweisen lieber auf die obige Schrift selbst, weil sie recht eigentlich auf die kirchlichen Fragen der gegenwärtigen Tage eingeht. Vom Staate auf die Ehe, in welcher sich Kirche und Staat begegnen, wenigstens andeutend zurückzuweisen, mufsten wir übrigens in der vorliegenden Schrift um so mehr Veranlassung finden, als der Verf. auch die Theorie der Hegel'schen Rechtsphilosophie von der *Ehe*, welche sonst, auch von Gegnern hochgehalten wird (S. 75), nicht zu fassen vermocht hat.

In Beziehung auf das Verhältnifs der *Kirche* zum *Staate* fragt es sich jetzt nur noch, in wie fern nicht beide in einander aufgehen müssen, sobald sie nach ihrem verschiedenen Ausgange von oben nach unten und von unten nach oben einander erreichen: in wie fern nicht namentlich die Kirche im Staate absorbirt wird, sobald das Streben des Staats nach der Kirche und das Streben der Kirche nach dem Staate das Ziel erreicht? An dieser Frage und deren Erörterung macht sich schon wieder der *speculative* Standpunct geltend, welchen der Verstand hier so wenig als anderwärts fassen kann. Für jetzt sei nur so viel bemerkt, dafs der Unterschied in Folge der ihn vermittelnden höheren Identität nur dann aufhören und erlöschen würde, wenn Streben und Werden die höchsten Kategorien des Lebens, die höchsten Kategorien der Staats- und Kirchen-Entwickelung wären. Dann wäre auch Vollkommenheit Tod, und Unvollkommenheit die Bedingung alles Lebens. Und dies ist wirklich der Standpunct des Verstandes, auf welchem auch Lessing stand, wenn er einmal aus Furcht vor langer Weile die Seligkeit deprecirte, ein andermal Gottes rechte Hand mit aller Fülle der Wahrheit ausschlägt, und nach der Linken greift, welche mit manchem Irrthum auch die immer lustige Sterbekraft austheilt. So urtheilt der Verstand: in der *speculativen* Sphäre, hingegen ist das *Werden* „eine höchst arme Bestimmung", welche nur zu weiterer Vertiefung und Erfüllung führt: und der Begriff der *Vollendung* ist nichts anders, als die Identität entgegengesetzter Momente, in welcher die unversöhnlichen Gegensätze des ewigen Werdens und des Fertigseins sich aufheben und verklären.

Hiermit sind wir zum Schlusse von dem Besondern noch einmal in das Allgemein-Speculative übergegangen: wir erinnern zugleich an Hegel's Aeufserungen über das *Werden* (§. 88. der Encyklopädie): denn der Hr. Verf. scheint diese und andere nähere Bestimmungen wenigstens nach seiner Relation über Sein und Werden gänzlich zu ignoriren: aber es scheint freilich auch in weiteren Kreisen der Philosophie oft genug übersehen zu werden, dafs das *Werden* eben so wohl als das *Sein* eben nur die roheste Kategorie, die erste und ärmste Stufe der Wirklichkeit und Wahrheit ist.

Uebrigens wollen wir in Geduld erwarten, wie der Hr. Verf. die Forderung, welche er als die nächste Aufgabe der Gegenwart an die Wissenschaft richtet, — die Aufgabe, „das Wort, welches im Anfange war, zu finden, und die Weise des Fortschritts aus diesem Anfange zu treffen", — seiner Seits zu lösen suchen werde: wir wünschen ihm dazu aufser dem *Verstande* auch die übrigen Momente des *Geistes* zu treuen Bundesgenossen.

C. F. G.

Digitized by Google

Univers y
Library

№ 42.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

XVIII.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt am Main.

Indem ich es unternehme, über das obengenannte Werk, das den Namen eines unserer gefeiertsten Historiker trägt, ein Urtheil auszusprechen, kann ich mir unmöglich die Bedenken verbergen, welche mich von diesem Wagnifs hätten zurückhalten sollen. Einem Manne gegenüber, der seinen alten festbegründeten Ruf durch seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts so eben erst mit neuem Glanze umgeben hat, wäre es Vermessenheit zu glauben, dafs ich durch ein beistimmendes Wort noch die allgemeine Anerkennung des grofsen und verdienten Meisters erhöhen, oder durch einen ausgesprochenen Zweifel das Gewicht einer vieljährigen Ueberzeugung erschüttern könnte. Der hochverehrte Hr. Verf. ist sich dieser Sicherheit seiner eigenen Ueberzeugung so bewufst, dafs er öfter als einmal mit aller Schärfe und Energie seines Wesens erklärt hat, Recensionen ein für alle Mal unbeachtet zu lassen, und überhaupt gleichgültig dagegen zu sein, was die Leute von ihm sagen oder meinen. Hrn. Geheimerath Schlosser steht mehr als sonst jemand das Recht zu einer solchen Aeufserung zu. Den Recensenten sichert sie, wie schmerzlich er es auch empfinden mag, für ein differirendes, vielleicht entgegengesetztes Urtheil gerade bei dem Manne kein Gehör finden zu können, dessen strenge und mitleidslose Wahrheitsliebe für Gegenwart und Zukunft als Vorbild dienen kann, doch andrerseits auch gegen den Verdacht, als sei man im Stande, mit geringerer Pietät gegenüber einem Manne, wie Hrn. Schlosser, das Wort zu nehmen. Unbeschadet des schönen Wortes, on doit des égards aux vivants, on ne doit aux morts que la verité, können wir jetzt mit um so gröfserer Unbefangenheit uns dem Werke zuwenden, welches mit so grofser Sehnsucht erwartet, mit so grofsem Beifall aufgenommen ist. Wir können es um so mehr, da die eigenthümliche Weise, wie dies Werk aus Hrn. Schlosser's gröfseren Arbeiten ohne Hrn. Schlosser's unmittelbare Einwirkung hervorgegangen ist, es dem Beurtheiler unmöglich macht, einem bestimmten Verf. gegenüber seine Ansichten zu vertreten. Seit dem Erscheinen des grofsen Werkes über die Geschichte des Alterthums von Hrn. Schlosser ist manches Jahr vergangen, manche wichtige Untersuchung in diesem Gebiete geführt, manche neue Ansicht aufgestellt und begründet worden, man kann füglich weder Hrn. Schlosser noch dem sehr verehrten Bearbeiter einen Vorwurf daraus machen, wenn die neue Gestaltung der Wissenschaft nicht genug auf die Weltgeschichte für das deutsche Volk Einflufs geäufsert hat. Ueber sein Verhältnifs zu Hrn. Kriegk hat sich Hr. Schlosser selbst wiederholentlich ausgesprochen. Es ist unbedingt zuzugestehen, dafs, wenn der Hr. Verf. selbst nicht die Mühe übernehmen konnte, dieses Werk zu schreiben, es unmöglich gewesen sein möchte, mit gröfserer Treue Gedanken, Sprache und Seele des Meisters wiederzugeben, als Hr. Dr. Kriegk gethan hat. Es ist nicht zu sagen, ob man den Schüler höherer Bewunderung werth halten solle, der mit dieser Selbstaufgebung sich so in die geistige Eigenthümlichkeit des Meisters zu versenken im Stande ist, oder den Lehrer, der ein jüngeres Geschlecht so mit seinem Geiste zu durchdringen und zu beseelen vermag, wie früher Gervinus und jetzt Hr. Kriegk dafür den Beweis gegeben haben. So steht das Werk also, trotz dieses doppelten Ursprungs, als ein einiges, aus einem Geiste geborenes, nach einem Ziele hinstrebendes vor uns da, und fordert, in ganz anderer Weise als die vielen gleichnamigen Erscheinungen, welche

Digitized by Google

der flüchtige Tag geboren hat und wieder hinwegnimmt, die Wissenschaft auf, von ihm Kenntnifs zu nehmen und ihm in den Entwickelungen der fortschreitenden historischen Wissenschaft die gebührende Geltung zu Theil werden zu lassen.

Das uns vorliegende Werk bezeichnet sich selbst als eine Weltgeschichte für das deutsche Volk. Die späteren Hefte werden ohne Zweifel in der Art und Weise, wie das deutsche Volk in die Mitte der welthistorischen Ereignisse gestellt wird, vollständig den Titel rechtfertigen; aber schon in den bisherigen Lieferungen ist in Wort und Gedanken deutlich zu erkennen, dafs das Werk mit vollem Rechte darauf Ansprüche machen kann, eine Weltgeschichte für das *deutsche* Volk zu sein! Ich will mich nicht darauf einlassen, die Frage zu beantworten, welche Bedürfnisse das Volk, und namentlich unser Volk, bei einer Arbeit dieser Art befriedigt zu sehen wünsche; das Volk selbst spricht sie nicht aus, und die für das Volk schreiben, kennen es nicht. Gewifs aber ist, dafs ihm der entsprechende Inhalt der Geschichte in einfachster Vertrauen findender Weise mitzutheilen ist, dafs dieser Inhalt sowohl an sich als auch in seiner Fassung durch keine, selbst nicht die begabteste Subjectivität, modificirt erscheine, sondern als der reine und unverfälschte Ausdruck, den die Ereignisse selbst in der Seele des einfachen Mannes aus dem Volke abspiegeln würden, dafs endlich bei der Auswahl des Stoffes und bei den Gedanken, welche sich daran knüpfen, Rücksicht darauf genommen werde, wie durch diese Anschauung vergangener Zeiten Geist und Gesinnung des Volkes zu frischer Lebensthätigkeit erhoben, und andererseits gegen die verderblichen Phantome gesichert werde, welche dasselbe täglich und von allen Seiten mehr umgaukeln. Ich hege allerdings das Vertrauen zur Geschichte, dafs sie sowohl für diejenigen, welche an der Spitze der Staaten stehen, wie für das sogenannte Volk eine Lehrerin sein könne, und das letztere um so mehr, wenn der Geschichtschreiber sich nicht damit begnügt, populär, dem Volke verständlich zu schreiben, sondern die Bedürfnisse des Volks ins Auge fafst, und seine Geschichte zu einer in Wahrheit praktischen macht, obgleich die Vollziehung dieser Praxis dem Volke selber überlassen werden mufs. Die Geschichtschreibung Hrn. Schlosser's ist vor allen andern dazu geeignet, dem Volke in Form einer solchen Weltgeschichte zugänglich und nutzbar gemacht zu werden; sie ist selbst in Werken, denen die gründlichsten und umfangreichsten Studien zu Grunde liegen, so ganz die eines Mannes aus dem Kern des Volks und für das Volk, dafs man über der Gesinnungstüchtigkeit leicht Gefahr läuft, die immense Gelehrsamkeit und die Tiefe der Anschauungen des Verf.'s zu übersehen. Es bedarf bei den Werken Hrn. Schlosser's daher nicht eines neuen Standpunctes, nicht einer Modificirung der bisherigen Ansichten und Urtheile, um ein Werk, wie es die vorliegende Weltgeschichte ist, daraus zu schaffen; die Weltgeschichte für das Volk war in allen früheren Arbeiten bereits als der innerste Kern und als der belebende Hauch vorhanden. Ich möchte, dafs Jemand es unternähme, aus den Schriften anderer Historiker in gleicher Weise eine Geschichte für das Volk zu schreiben, etwa aus denen eines Historikers, der gleich vortrefflich wie Hr. Schlosser, und diesem doch so entgegengesetzt ist, ich meine Hrn. Ranke in Berlin. Unbekümmert um alle philosophischen und andere Systeme, welche als fertige an die lebendige Strömung der Geschichte herangebracht werden, unbekümmert um alle die glänzenden Künste der Rede, durch die er so oft die einfache Wahrheit verderbt und entstellt gesehen hat, geht Hr. Schlosser als einfacher, gerader, die ernste, strenge Wahrheit suchender Mann ohne Umwege den Personen wie den Ereignissen auf den Leib, zieht ihnen den Maskenanzug ab, mit dem sie sich umgeben haben, und nöthigt sie, ihm ohne Ausflüchte Rede zu stehen; dem eigenen klaren Auge traut er um so lieber, weil er weifs, wie die Wahrheit umgangen oder unterdrückt wird, wenn die Forschung von dem Wege des einfachen und natürlichen Denkens abzuweichen wagt; es ist insofern eigentlich nicht die Stufe des schlichten und gesunden Menschenverstandes, auf der sich die Geschichtschreibung Hrn. Schlosser's befindet, sondern der Standpunct einer bewufsten und reflectirten Rückkehr zu denselben, nachdem man die Irrungen und Täuschungen des in irgend einem Systeme befangenen Denkens hinreichend kennen gelernt hat. Wenn er daher jede Art des Speculirens und Philosophirens verschmäht, so giebt er tausendfach zu erkennen, dafs er nicht bewufstlos auf einem niederen Standpuncte stehen geblieben sei, sondern der Wahrheit das Opfer bringe, dem Spiele aller subjectiven Einfälle zu entsagen. Wenn er alle die

Digitized by Google

Mittel von sich weist, durch welche das Studium der Geschichte interessant gemacht werden könne, so thut er dies in der wohlbegründeten Voraussetzung, dafs, wer die Wahrheit schauen will, lieber die nackte und unverhüllte zu schauen Verlangen tragen müsse, als die durch tausendfache Künste bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Anders verfahren heifst ihm das Maafs biegen, ehe man es benutzt. Hierzu kommt, dafs mehr als irgendwo bei Herrn Schlosser Wissen und Gesinnung in Eins zusammenfliefsen, und dafs man an der Richtigkeit seiner Urtheile nicht zweifeln kann, ohne die Grundsätze seines sittlichen Lebens anzutasten. Dies ist es, was Hrn. Schlosser zu einem im edelsten Sinne des Worts populairen Geschichtschreiber macht, und vor allen andern befähigt, dem Volke, in dessen Mitte er steht als einer seines Gleichen, eine Weltgeschichte zu geben, die demselben ein Mittel zu geistiger und sittlicher Erhebung, zur Erweckung einer festen und unverrückten Gesinnung werden könnte. Es ist aber auf der anderen Seite hiermit auch das gegeben, was den Standpunct des Hrn. Verf.'s zu einem einseitigen macht, und ihn verhindert, den weiten Umkreis, der sich vor ihm ausbreitet, vollständig zu umfassen. Hierüber habe ich noch einige Worte hinzuzufügen.

Wäre die Geschichte überhaupt und jedes einzelne Ereignifs in derselben in der That das Product der freien menschlichen Willensbestimmung, so würden wir allerdings hoffen können, auf dem Wege der Schlosserschen Geschichtschreibung uns der Wahrheit nähern zu können. So aber bedürfen wir neben dem Urtheil des einfachen, unbestochenen und wahren Verstandes zum Erkennen der Wahrheit noch einer völlig verschiedenen Thätigkeit, die ich kurz als ein geistiges Schauen bezeichnen möchte. Denn der Historiker hat sich nicht nur mit jener männlichen, kühnen und consequenten Kritik den Objecten gegenüberzustellen, und dieselben anzuhalten, dafs sie sich zeigen, wie sie sind, und darnach ihr Urtheil empfangen; es ergeht eben so an ihn die Forderung, sich selber entsagend der Sache hinzugeben, den eignen Standpunct verlassend sich in das Herz eines Individuum, einer Nation oder einer Zeit zu versenken, und so von innen heraus den warmen Pulsschlag geistigen Lebens, den man selbst mitgefühlt, in begeisterten Offenbarungen als Prophet des Göttlichen zu verkünden. Es gilt endlich, diese beiden Wege mit einander zu verbinden, und, während der intuitive Geist die inneren Gestaltungen und Entwickelungen des historischen Lebens in klaren Anschauungen reproducirt, allen den proteusartigen Phantastereien den Zugang zu verschliefsen, von welchen, wir wollen es nicht leugnen, diese zweite Form der Geschichte stets bedroht ist. Hrn. Schlossers Geschichtschreibung steht nicht auf diesem Standpuncte; sie hat ihn absichtlich verschmäht, wie jeder zugestehen wird, der sich der herrlichen Charakteristiken erinnert, welche seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts schmücken; er hat sich aber auch den Folgen jener Einseitigkeit nicht entziehen können, welche nothwendig haben auch in diese Weltgeschichte für das Volk eindringen müssen. Wenn in der Geschichte Zeiten, in denen Lebensformen still und geräuschlos emporwachsen, mit Zeiten wechseln, in denen die Elemente sich wieder von einander lösen und die historisch gebildeten Formen absterben, so ist die Geschichtschreibung auf dem Standpuncte Hrn. Schlosser's viel mehr geeignet, diesen Procefs der inneren Auflösung als jenen des Werdens aufzufassen und darzustellen. Dort hat die Weltgeschichte bereits der Kritik den Weg geebnet, und mit gewaltsamen oder leisen Händen das Gericht vollzogen, welches die Geschichte hinterher ausspricht und begründet; hier dagegen gilt es, das Werden in ahnungsvoller Seele aufzunehmen, und neuen, unbekannten Gestaltungen vertrauend das Auge zuzuwenden. Es ist daher von vorn herein zu vermuthen, dafs Hrn. Schlosser die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts besser gelingen werde, als die der Reformation, die des vierzehnten Jahrhunderts besser, als die der Hohenstaufen, die des Triumvirats besser, als die des alten Kampfes der Stände, endlich die der alexandrinischen Zeit besser, als die Darstellung der Zeiten, welche den Perserkriegen vorausgehen. Es ist eben daher zu vermuthen, dafs die Zeiten, in denen der Geist der gesammten Menschheit oder eines einzelnen Volkes in den Banden natürlicher Verhältnisse gefesselt gehalten wird oder ihnen sich zu entringen begonnen hat, Zeiten, in denen Natur- und Menschenleben noch in erster unmittelbarer Einheit sich befinden, sich dieser Form der Geschichtschreibung mehr entziehen werden, als Zeiten, in denen das menschliche Handeln sich zu der Höhe der freien Selbstbestimmung erhoben hat. Wir haben diese Bemerkungen voraufsenden

Digitized by Google

wollen als den allgemeinen Eindruck, den die Werke Hrn. Schlosser's und auch diese Weltgeschichte für das deutsche Volk auf uns gemacht haben, und dürfen hoffen, dafs dies allgemeine Urtheil sich an den einzelnen Theilen des Werkes, von dem bis jetzt 5 Lieferungen vorliegen, bestätigen werde. Ich werde mich auch im Folgenden darauf beschränken, im Einzelnen den Standpunct, welchen das Werk einnimmt, genau zu bezeichnen, und mich möglichst aller eigentlichen Untersuchungen enthalten, zu denen ohnehin ein für das Volk bestimmtes universal-historisches Werk keine Aufforderung darbietet. Haben wir aber so erkannt, was und in welchen Beziehungen es dem Werke fehlt, so werden wir mit um so gröfserer Sicherheit uns der Seiten erfreuen können, in welchen es dem Volke eine wahrhafte und dauernde Förderung darbietet.

Der erste Abschnitt (I., S. 1—146) behandelt den Orient: Chinesen, Indier, Babylonier und Assyrier, Aegypter, Israeliten, Phönicier, Meder und Perser, die Welt der Unfreiheit. Ich will mit dem Hrn. Bearbeiter nicht über diese Anordnung rechten, die weder durch die Folge, in der die Völker allmählig emportauchen, noch auch durch innere Analogie in dem öffentlichen Leben derselben begründet ist. Es ist auch zu entschuldigen, dafs manches nutzbare Material, welches die letzten Decennien uns gebracht haben, noch nicht für den Zweck dieser Weltgeschichte verwandt ist; viele der neueren und neuesten Entdeckungrn mögen erst ihren Weg durch die Arbeiten der Gelehrten nehmen. Dagegen vermisse ich bei der Weltgeschichte die lebendige Beziehung der Geschichte auf die natürlichen Verhältnisse, in denen diese orientalische Welt wurzelt. Hr. G. R. Schlosser hat selbst von der Universalgeschichte, in welcher die Menschheit als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet wird, die Weltgeschichte unterschieden, welche die Geschichte der einzelnen Völker, nach der Zeitfolge geordnet, erzählt. Dann aber mufs um so mehr bei der Geschichte jedes Volks die Forderung gestellt werden, dafs die Art und Weise klar gemacht werde, wie Naturverhältnisse auf die erste Entwickelung eines Volkes eingewirkt, und dem Volke selber ein ganz bestimmtes Gepräge gegeben haben, wie das historische Leben durch die Lage des Landes, durch seine Umgränzung, durch die Ströme, welche es durchziehen, durch tausend andere Beziehungen, die jeder kennt, hervorgerufen, geleitet, beschränkt worden ist, wie die Völker gerungen haben, sich auf diesem Boden, dem der Unfreiheit, dem ersten Traumesleben zu entreifsen, und zu dem Bewufstsein ihrer selbst zu erwachen. Unzählige Momente, die Hr. Sch. selbst in seiner Universalgeschichte unberücksichtigt lassen durfte, hätten in einer für das Volk bestimmten Weltgeschichte beachtet werden sollen. Anstatt sich in die Anfänge der werdenden Menschheit zurückzuversetzen, beurtheilt die Weltgeschichte das Gewordene vom Standpunkt der Gegenwart; anstatt die Stufen zu betrachten, auf denen die Menschheit sich in den alten Naturstaaten bis zu jenen Formen des chinesischen Staates und des indischen Brahminenthums erhoben hat, zählt sie vielmehr die Stufen, welche jene Völker von dem Standpuncte der europäischen Bildung trennen; anstatt endlich in dieser orientalischen Welt selbst den Fortschritt des menschlichen Geistes anzuerkennen, und vom chinesischen Staat aufsteigend die höheren Formen des öffentlichen Lebens in Indien, Baktrien, Persien und dem vorderen Asien zu begreifen, werden die Völker ohne inneres geistiges Band neben einander aufgeführt, und dem Worte, dafs die Entwickelung des Menschengeschlechts dem täglichen Laufe der Sonne gefolgt sei, ist nicht die tiefere Deutung gegeben. Dagegen sind vortrefflich die Urtheile, welche das Maafs wahrhafter Bildung und menschlicher Freiheit bezeichnen, welches jene Nationen nicht haben überschreiten können, und die ernsten Worte, welche aus des Hrn. Verf.'s Munde über chinesisches Mandarinenthum und Lamaismus, über die Verkümmerung einer von Natur reich begabten Nation in den Fesseln des Kastenwesens, über den todten, der ächten Wissenschaft und Kunst trotz alles Glanzes und Reichthums verderblichen persischen Hofdespotismus ertönen, werden mit aller Macht der Wahrheit dem Volke, zu dem sie gesprochen sind, in die Seele dringen, ob auch Kunst und Poesie tausendfach aufgeboten werden, um über den Jammer, der darunter verborgen liegt, zu täuschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

(Fortsetzung.)

Lassen wir indefs den Orient, um uns dem Volke zuzuwenden, mit welchem die Geschichte in das Land der Freiheit hinübertritt, zu den Griechen. Die Weltgeschichte giebt zuerst einen einleitenden Abschnitt: „das griechische Land", hierauf einen zweiten über die Abstammung der Griechen, in welchem namentlich das Verhältnifs des pelasgischen Völkerzweiges zu dem illyrischen und zu dem thracischen erörtert wird. Was die geographische Einleitung betrifft, so hat Hr. Kriegk, ohne Zweifel in dem siehern Bewufstsein, so sich innerhalb der von Hrn. Schlosser selbst gezogenen Gränzlinie zu halten, auch hier das Land nur als den Boden betrachtet, auf dem etwas geschieht, nicht aber als etwas, wodurch dies Geschehende mehr oder weniger bestimmt wird. So wie sie jetzt da ist, kann ich diesen Zusatz des Hrn. Bearbeiters nur für einen verfehlten halten; hier gerade ist, von Strabo an bis auf unsere Zeit herab, jederzeit die lebendige Beziehung des Bodens zu dem Volke, das auf ihm erwachsen ist, anerkannt worden. Die älteste Geschichte des griechischen Volkes ist hierauf in derselben Weise und nach denselben Grundsätzen behandelt, die von Hrn. Sch. selbst in der Universalgeschichte offen ausgesprochen sind. Mit grofser Behutsamkeit wird auch hier über Pelasger und andere Urstämme, über die Cultur dieser urältesten Zeit, über die Einbringung neuer Bildungselemente durch Fremde gesprochen, wo nur das Hinübernehmen der alten Chronologie (Cekrops 1582, Kadmus 1519, Danaus 1511) für eine Zeit befremdet, in der eine Jahresbestimmung absolut als unmöglich erscheinen mufs. Hr. Schlosser betrachtet jeden Versuch mit Mifstrauen, die Trümmer, welche diesen Boden bedecken, wieder durch glückliche Hypothesen zu einem Ganzen zusammenzufügen; er versucht höchstens, gleichermafsen wie Thucydides, in mehr als einer Hinsicht sein Vorbild, und Strabo es gethan, von den Sagen die Hülle der Erdichtung abzustreifen, in dem guten Glauben, in dem Residuum dann ein Historisches zu besitzen. Indem es ihm nur um das wirklich Geschehene zu thun ist, erscheint ihm Alles, wodurch dies Factum uns verdeckt wird, als absichtliche Zuthat, die aber eben so gut auch sich werde wieder hinwegthun lassen, während er darin den natürlichen und nothwendigen Ausdruck hätte sehen sollen, dessen sich ein so eben zum Bewufstsein erwachendes Volk für seine inneren und äufseren Anschauungen bedient. Wesentlicher für die geschichtliche Erkenntnifs jener Urzeit als das gesuchte Factum sind eben diese Formen der Empfindung und des Vorstellens, und erwünschter wäre es gewesen, gerade diese Formen recht zu veranschaulichen, welche jetzt als zu beseitigende Hindernisse für die genauere Erkenntnifs des Geschichtlichen gelten müssen. Der eigentlich geistige Gehalt dieser ältesten und der heroischen Zeit ist hiermit verloren gegangen, die Götter sind ausgetrieben, und so konnte der Hr. Verf. leicht dahin kommen, auch wenn die kriegerische Kraft, die Einfachheit der Sitten, die Freiheit u. s. w. anerkannt werden, doch die von Homer geschilderte Heroenzeit mit der Sagenzeit der Britten und Schotten, der Skandinavier und der Germanen auf eine Linie zu stellen. Das Eigenthümliche und Charakteristische dieser griechischen Sagenzeit mufs so freilich durchaus verwischt werden, die Aufeinanderfolge einer Reihe von Bildungsstufen, in der Religion vom Fetischismus aufwärts zur homerischen Göttergestalt, sich dem Auge entziehen, und das Werden des griechischen Geistes unbemerkt bleiben, eben weil dieser Standpunkt der Geschichtschreibung den mythischen Ausdruck und die

Digitized by Google

Sprache jener Zeit für absolut unverständlich und, der kritiklosen Hypothesen herzlich müde, von vorn herein jedes Bemühn um eine zusammenhängende Erkenntnifs jener Trümmerwelt, für eitel und trügerisch hält.

Auf die heroische Zeit läfst unsre Weltgeschichte den Zeitraum seit der Rückkehr der Herakliden folgen. Wir befinden uns bereits auf einem Boden, wo die historische Forschung sich schon an sichere Haltpunkte lehnen kann, wo die historischen Hypothesen nicht mehr so nach entgegengesetzten Seiten auseinander gehen können, wie bei den Ansichten über den troischen Krieg und die Irrfahrten des Odysseus. Wo es aber noch immer mannichfacher Combinationsn bedarf, um in zerrissene und ungefügig gewordene Bruchstücke Sinn und Verständnifs zu bringen. Die Eroberung der Peloponnes durch die Dorier selbst entbehrt der Klarheit. Wir sehen nicht den Ausgangspunct der grofsen Bewegung, wir sehen nicht die allmähliche Ausbreitung des erobernden Volks über die Besitzungen der Achäer, die sich durch mehrere Generationen hindurch erstreckt haben mufs, wir sehen nichts von der Art und Weise des Kampfs, sei es in offenem Felde, sei es gegen die starken Mauern der achäischen Städte; die Resultate von Otfried Müller's Studien, welche Hr. Schlosser selbst zwei Jahre nach dem Erscheinen der Dorier noch ablehnen durfte, sind auch jetzt noch dieser Weltgeschichte entzogen worden. Diese Bewegungen im Mutterlande waren nun die Veranlassung zu den grofsen Colonisationen Kleinasiens. Ohne Zweifel, doch nicht ohne Beschränkung. Der troische Krieg hatte diese Länder geöffnet, und die Macht der Achäer gebrochen. Nach Thessalien und nach der Peloponnes konnten fremde Stämme eindringen, den Besiegten standen die Küsten von Troas offen, wo kein mächtiger Staat mehr den Ansiedlungen wehrte. Und doch wie viele Menschenalter hindurch haben diese Bewegungen gedauert! Schon Orest hatte die Auswanderung vorbereitet: wie viel später ist Lesbos, und dann die gegenüberliegende Küste Kleinasiens wirklich besetzt worden! Als der Weg gefunden war, folgten, auch nachdem der erste Stofs aufgehört hatte, andere Züge nach; zur Colonisation Siciliens haben endlich ganz andere Ursachen geführt, besonders die Partheikämpfe im Innern der griechischen Staaten. Wenn ich hier die Begründung der Colonien als mangelhaft dargestellt betrachten mufste, so erscheint dagegen die von dem Hrn. Bearbeiter gegebene Uebersicht über die wichtigsten unter ihnen dem Zwecke des Buches vollständig entsprechend. Hätte er nur auch über die Stellung dieses neuen Griechenlandes zum alten, wie die Colonien auf das Mutterland zurückgewirkt haben, wie sie diesem in der geistigen Befreiung von den alten Banden, in der Kunst, in der Litteratur, in der Philosophie, in allen Verhältnissen des politischen Lebens vorangeeilt sind, zur Anschauung bringen wollen! Aus den Colonien kehren wir (I., S. 258) auf den Boden des eigentlichen Griechenlandes zurück. Zunächst werden die Verhältnisse der Griechen im Allgemeinen geschildert. Ich will mich auch hier nicht auf Einzelheiten einlassen, wie z. B. S. 268 f. zu bemerken wäre, dafs die Feier der Pythien in das dritte Olympiadenjahr falle, dafs die Isthmien zuerst alle 2, dann alle 4 Jahre gefeiert sind, dafs die Nemeen erst spät, erst nach dem Beginn der Perserkriege, Zeus, vermuthlich dem Befreier Zeus, geweiht sind. Dies sind Einzelheiten, die in einem Werke dieser Art nicht zu vermeiden sind. Ich will es auch nicht rügen, dafs der Hr. Bearbeiter, der gerade hierzu so sehr geeignet ist, es verschmähet hat, hier und dort durch eine kräftige Striche die Natur eines Ortes, wie z. B. Delphi, zu veranschaulichen; er mochte es dem Geiste der Geschichtschreibung Hrn. Schlosser's widersprechend glauben. Dagegen begegnen wir gröfseren Uebelständen, die durch die Eigenthümlichkeit eines Standpunctes bedingt sind, der, gegenüber einer für's Leben und Handeln belehrenden Erzählung, die scharfsinnigen Combinationen verschmäht, und sich des Unterschieds zwischen dem sogenannten System und der natürlichen Erzählung der Begebenheiten eines Herodot's oder der kritischen und philosophischen Geschichtschreibung eines Strabo und Thucydides stets bewufst bleibt. Dieser systematische Mangel eines Systems mufs nothwendig dahin führen, dafs man der zusammenfassenden Uebersicht und Gruppirung der Gegenstände entbehrt, und nicht zu der rechten Einheit und Continuität des Wissens gelangt. In dem Zeitraume von der dorischen Wanderung bis zu den Perserkriegen sondern sich, wie es scheint, drei grofse Gruppen von einander. In der ersten sehen wir die grofse Strömung in die Colonien und damit zusammenhangend die Bildung eines nationalen Selbstbewufstseins in der Heimath, unter Mit-

Digitized by Google

wirkung des Orakels in Delphi, der amphiktyonischen Bünde, der grofsen allgemein hellenischen Festspiele u. s. w. In der zweiten sehen wir nach dem Sturze der alten Königshäuser die Herrschaft eupatridischer Geschlechter in den meisten griechischen Städten nach den besondern Verhältnissen modificirt. In der dritten endlich haben wir das erwachende Bewufstsein des Volkes und den Kampf gegen die aristokratischen oder oligarchischen Staatsformen, und zwar durch die Erhebung von Tyrannen, hiermit im Zusammenhange mächtigen Aufschwung des Handels und der Industrie, rasches Emporblühen der Kunst und der Litteratur, vor allem der lyrischen Poesie, und die Anfänge praktischer Weisheit. Hr. G. R. Schlosser würde Gruppirungen dieser Art für eine an der wahren Geschichte verübte Gewaltthat halten; es ist aber in der That die innere Bewegung der Geschichte selbst, welche diese Gruppen gebildet hat, in denen der Geist einer bestimmten Zeit sich durch die unendliche Verschiedenheit der einzelnen Staaten hindurch ausgeprägt hat. Das Factum ist nicht die wahre Geschichte und die tausend Zufälligkeiten sind nicht des Erkennens werth, wenn wir nicht im Zufälligen die Gesetze einer ewigen Nothwendigkeit, im Individuellen nicht die uns wohlbekannten Züge des Allgemeinen, in den Massen nicht den über ihnen schwebenden und in ihnen herrschenden Gedanken anzuschauen vermögen. Wer die Gegenstände des historischen Wissens so isolirt vor sich stellt, und von ihrem geistigen Bande löst, kann es nie vermeiden, sie so mifszudeuten, wie es z. B. dem Delphischen Gott ergeht, dessen Orakel so ganz als ein gemachtes, auf Täuschung berechnetes erscheint, dafs von seiner tiefen Einwirkung und den hohen sittlichen Zwecken desselben keine Rede sein kann (siehe I., S. 264).

Unter den griechischen Staaten werden Sparta und Athen besonders hervorgehoben. Ich finde auch hier, dafs unsere Weltgeschichte die Dinge zu sehr aus der Ferne betrachtet, statt sich in den Strom der Ereignisse selbst zu stürzen, dafs sie Verhältnisse als gemachte und fertige ansieht, welche offenbar richtiger als werdende hätten gefafst werden sollen, dafs sie, indem sie die analogen Verhältnisse in andern Staaten übersieht, leicht dahin kommt, über die isolirten ein härteres Urtheil auszusprechen. Hierdurch tritt z. B. das Drückende in der lykurgischen Verfassung viel stärker hervor, und wird den Spartanern zu einer schwereren Schuld gereichen, als wenn es sich zeigt, dafs sie ganz im Geiste ihrer Zeit verfahren sind. Das Eigenthümliche und Unterscheidende in Sparta ist nur dies, dafs Verhältnisse, welche anderwärts in Flufs gesetzt und dadurch allmählig gemildert und endlich ganz aufgehoben wurden, hier durch ein eisernes Gesetz fixirt und gleichsam für die Ewigkeit gültig gemacht wurden, und die Härte der spartanischen Verfassung liegt nicht in der Knechtung der Heloten, sondern darin, dafs dieses Verhältnifs beibehalten wurde, als rings um Sparta die unterdrückten Geschlechter zum gleichen Genufs der Freiheit zugelassen waren. Müller hat umsonst geschrieben, wenn es in unserer Weltgeschichte S. 277 noch heifst: „Die Grundlage „der lykurgischen Verfassung ist die gänzliche Sclaverei von etwa 200000 Menschen, oder den sogenannten Heloten, welche nicht einmal Menschenrechte besafsen, durchaus blofs zur Arbeit und zum Dienen „geboren waren, und so die Möglichkeit gewährten, „dafs die eigentlichen Spartaner in einem vornehmen „Müfsiggang lebten", u. s. w., wenn die Periöken uns noch jetzt als ein Stand vorgestellt werden, der, von Vertheil und Stolz geleitet, mit den ritterlichen Adelsfamilien der Spartiaten gemeinschaftliche Sache machte, um die Helotenmasse in ihrer Unterdrückung zu erhalten, und dafür selbst zur Theilnahme an den Volksversammlungen berechtigt worden sei, wenn die Heloten-Jagd noch immer anerkannt wird u. s. w. Der Standpunct der Weltgeschichte ist hier ein längst überwundener. Und doch können wir uns nicht enthalten, mit Ehrfurcht den Geist und die Gesinnung Herrn Schlosser's zu betrachten, wenn er überall das Verderbliche der Unterdrückung und Knechtschaft in helles Licht stellt, überall sich der unter welchem Schein ihrer natürlichen, angeborenen und unveräufserlichen Rechte beraubten Menschheit annimmt, überall die so erkaufte Freiheit oder Bildung nicht der Opfer werth achtet, welche ihr haben gebracht werden müssen, wenn er in dieser unverrückten Gesinnung selbst die Wissenschaft unbeachtet läfst, welche uns versuchen wollte über diese Gräuel und Verbrechen zu beruhigen oder zu trösten. Der Darstellung der lykurgischen Verfassung folgen die messenischen Kriege, dem Zwecke des Buches entsprechend, in ausführlicherer Fassung. Die Geschichte dieser Kriege ist völlig poetisch, aus

Digitized by Google

dichterischer Darstellung entnommen. Ich kann mich nicht enthalten, die Weise zu bezeichnen, wie die Weltgeschichte durch die Fassung des Ausdrucks die Gegenstände dem Volke anzeeignen sucht. Wir sind es gewohnt, die Sprache entfernter Zeiten neu zu beleben, in die Gedanken- und Ausdrucksweise derselben zurückzukehren, die Bewegung der Ereignisse in uns aufzunehmen, die poetische Anschauung derer, welche zuerst von einer Sache berichteten, zu erneuern; die Weltgeschichte sucht dagegen, eben weil sie den Mann aus dem Volke vor Augen hat, die Darstellung zu beruhigen, den Ausdruck möglichst der Individualität zu berauben, und in die moderne Form hinüberzuführen, moderne Begriffe denen des Alterthums zu substituiren, und so nicht die Person der Sache, sondern die Sache der Person näher zu bringen. Wenn Otfried Müller, wo er die messenischen Kriege schildert, das Gemüth mächtig bewegt und zur Begeisterung des Mithandelnden, Mitleidenden fortreifst, so ist die Darstellung in unserer Weltgeschichte ganz die entgegengesetzte, besonnen, reflectirend, nüchtern; die Wunder wandeln sich in Mährchen, die Dichtung wandelt sich in Erdichtung um. Tyrtäus ist unstreitig ein grofser Dichter und Kriegsheld gewesen, dem die Spartaner den Oberbefehl anvertrauten, dessen kriegerische Verdienste dann aber absichtlich in Vergessenheit gebracht wurden, damit nicht ein Fremder, ein Athener, den Staat gerettet zu haben schiene. Solche Reflexionen mag allerdings das Volk verstehen; die Geschichte aber werden sie nicht fördern; den modernisirten Ausdruck betreffend, so ist es ganz gewöhnlich zu lesen: die Eupatriden haben die Justiz in ihren Händen, die Pentakosiomedimnen erhalten die höheren Officier-Stellen, Kylon verschafft sich von Delphi einen Orakelspruch, der seinen Versuch zur Tyrannis rechtfertigen soll u. s. w. Es versteht sich von selbst, dafs ich diese Modernisirung nicht tadeln will, wie ich überhaupt nicht schreibe um zu tadeln, sondern um die Eigenthümlichkeit dieser Form der Geschichtschreibung vollständig klar zu machen, und zu zeigen, dafs, bis auf den Ausdruck herab, dieselbe sich dessen, was sie will, vollkommen bewufst ist. Kehren wir nach dieser kurzen Digression zur Geschichte Sparta's zurück, so vermisse ich die Erzählung mancher Begebenheiten, in denen der Charakter jener Zeit sehr anschaulich vorliegt; des Kampfes der 300, der Schlacht am Haine des Argos u. a. m. Athen erscheint dem Hrn. Verf. natürlich als menschlicher, milder, den Künsten des Friedens zugänglicher; auch unsere Weltgeschichte zeigt für Athen ein wahrhafteres und tieferes Verständnifs. Manche einzelne Bedenken über die vorsolonische Zeit will ich hier verschweigen. Wenn es dagegen heifst, dafs der solonischen Demokratie auf eine sehr kluge und für das Auge versteckte Weise das Aristokratische beigemischt gewesen sei, so scheint es mir, dafs die versöhnende Milde, die maafsvolle Mischung widerstreitender Ansprüche, mit einem Wort jene Sophrosyne verkannt worden ist, welche das Leben, die Dichtungen und die Gesetzgebung des Solon auf gleiche Weise durchdringt. Auch bei der klisthenischen Verfassung bleibt mancher Punct unverstanden, z. B. wo es heifst, dafs durch ihn die Zahl der Phylen von 4 auf 10 erhöht sei. Das Princip der zehn klisthenischen Phylen ist von dem der 4 ionischen nicht minder verschieden, als es die Tribus der Plebs von denen des Romulus waren.

Nachdem so die politischen Verhältnisse Griechenlands eine umfassende Darstellung erhalten haben, wird das geistige Leben der Griechen in der älteren Zeit ihrer Geschichte geschildert. Es ist mit Recht hervorgehoben worden die Litteratur und die Kunst. Obwohl es schwer ist, über das Mafs dessen zu rechten, was in eine Weltgeschichte hineingezogen werden solle oder nicht, so ist doch nicht zu leugnen, dafs weder das Verhältnifs der Kunst, der poetischen wie der plastischen, zu den religiösen Vorstellungen der Griechen, noch überhaupt die Wechselbeziehungen zwischen Litteratur und Leben hätten übergangen werden sollen. Es ist die Seite, welche Bernhardy im ersten Theil seines Grundrisses mit so glänzendem Erfolge ausgeführt hat. Auch ist, was über Ilias und Odyssee gesagt wird, durchaus ungenügend. Der alte Streit über die homerischen Gedichte ist in den letzten zehn Jahren mit solcher Kraft und Tüchtigkeit geführt, dafs es im Einzelnen zu hochbedeutenden Resultaten gebracht ist, wenn auch in den letzten und entscheidenden Puncten ein absolut anerkanntes Ergebnifs nicht zu erwarten steht. Von jenen Resultaten nun hätten manche sich wohl für unsre Weltgeschichte geeignet.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

(Schlufs.)

Das Eindringen orientalischer Ansichten wird passend dem homerischen Epos gegenübergestellt. Wenn nur dies orientalische Wesen selbst schärfer gefafst, und seine Spuren glücklicher verfolgt wären, als hier geschehen ist. Denn die Mysterien, welche unsere Weltgeschichte über Kleinasien aus Aegypten kommen läfst, sind, auch wenn man sie nicht mehr für die Reste uralter asiatischer Priesterweisheit hält, doch jedenfalls eher für Ueberreste einer vergangenen Zeit, die in eine völlig andere Gegenwart hineinragt, anzusehen, als für fremdartige Institute, welche eingeführt und dem einheimischen Volksglauben angepafst wurden, indem einsichtsvollen Männern dies Mysterienwesen als ein vortreffliches Mittel erschien, die demokratische Zügellosigkeit in Schranken zu halten. Wie ganz anders würde sich das Urtheil gestellt haben, wenn der Hr. Bearbeiter es für angemessen erachtet hätte, die Abhandlung Müller's über die Eleusinien hier zu berücksichtigen. Die Litteratur des folgenden Zeitraums von 700—500 hat unsere Weltgeschichte nach dem Vorgange Hrn. Schlosser's nicht nach den Formen der Darstellung, sondern in ähnlicher Weise, wie dies bei der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts geschehen ist, nach dem dargestellten Gedankeninhalt in 4 Theile getheilt: *a*) eine in politischer und moralischer Hinsicht lehrende oder auch satyrische Dichtkunst, *b*) lyrische Gedichte, *c*) eine philosophische Poesie, und *d*) historische Dichtungen, woran sich die Anfänge der Geschichte lehnen. Wie sehr diese Eintheilung auch den Principien der Schlosserschen Geschichtschreibung entsprechen mag, so führt sie doch zu Uebelständen der Art, dafs z. B. Alcäus von Sappho getrennt und mit Archilochus zusammengestellt wird, abgesehen davon, dafs es dem griechischen Geiste widerspricht, bei der Gruppirung von Dichtungen ein anderes Princip als das der dichterischen Form zum Grunde zu legen.

Mit dem Beginn der Perserkriege betreten wir einen Boden, auf dem Herodot, Thukydides und Xenophon so sichere Führer sind, dafs ein Verfehlen des rechten Weges nicht zu befürchten ist. Unsere Weltgeschichte hat, allerdings in Hrn. Schlosser's Geist und Gesinnung, den Stoff mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt, als in der Weltgeschichte geschehen war. Um so mehr ist es zu beklagen, dafs der Hr. Bearbeiter nicht in höherem Grade für den Zeitraum vom Anfang der Perserkriege bis zum Ende des peloponnesischen Krieges die gediegenen Untersuchungen Krüger's über die Pentakontaetie, über die von Thukydides behandelten Ereignisse das Werk Roscher's benutzt hat. Es ist kein wesentlicher Fortschritt für die Geschichte dieses vor allen wichtigen Zeitabschnittes gemacht worden. Im Gegentheil hat die neue Bearbeitung auch hier so streng Hrn. Schlosser's Verfahren fesgehalten, dafs ein tieferes Eingehen in die Geschichte auch hier hat fern bleiben müssen. Der Stoff ordnete sich so naturgemäfs *a*) in eine Epoche der Perserkämpfe, bis zur Schlacht am Eurymedon, *b*) in eine Epoche des Höhenstandes der athenischen Demokratie, *c*) in eine Epoche des Kampfes zwischen Athen und Sparta, Demokratie und Aristokratie, Seeherrschaft und Landmacht, und wie man den scharfen, durch keine Vermittelung zu hebenden Gegensatz sonst bezeichnen will. Sodann aber galt es, gerade hier die Stellung der Parteien in den Städten und namentlich in Athen deutlich zu machen, und in der Gegenüberstellung der Parteihäupter von Klisthenes und Isagoras, Xanthippus und Miltiades, Perikles und Cimon, Alkibiades und Nikias zu zeigen, wie der Boden, um den die Aristokratie kämpft, sich immer enger und

Digitized by Google

enger beschränkt, ohne dafs die Natur des Kampfes wesentlich verändert wird. Der Tod Cimon's bildet in der That einen bedeutenden Abschnitt, weil in ihm der letzte unter den Helden der Perserkriege stirbt, der letzte, welcher das Volk von dem Gegensatze zu Sparta fort auf den älteren und nationalen Gegensatz gegen die Barbaren hinzulenken vermag, ähnlich wie in Rom der alte Cato bei jeder Gelegenheit daran erinnert, dafs Rom einen Gegner in der Nähe habe, mit dem noch der alte Streit auszukämpfen sei. Indefs jener Gegensatz zu Sparta liefs sich wohl hinausschieben, aber nicht gütlich ausgleichen, und Perikles suchte die Entscheidung zwar nicht zu beschleunigen, aber er fürchtete sie auch nicht, und es ist trotz der Auctorität des Theophrast doch nicht anzunehmen, dafs er zur Bestechung der einflufsreichsten Männer dorthin sollte jährlich 10 Talente gesandt haben. Für den, welcher sich gewöhnt hat, in den grofsen Entwickelungen der Geschichte ein höheres Gesetz zu ahnen oder begriffliche Nothwendigkeit zu erkennen, würde es nicht nöthig gewesen sein, die Selbst- oder Herrschsucht oder die verletzte Eitelkeit Einzelner zu den eigentlichen Angelpuncten der historischen Ereignisse zu machen. So ist das Bild, welches unsere Weltgeschichte dem Volke von Perikles überliefert, entstanden. Perikles war von Geburt Aristokrat (— seine Ahnen mütterlicher Seits bis zu jenem Klisthenes in Sicyon hinauf waren Feinde der Aristokratie gewesen), er wählte, um im Staate zur Herrschaft zu gelangen, die Demokratie, die ihm Mittel, nicht Zweck war. Er steigerte diese Demokratie bis ins Unbegrenzte, weil er wufste, dafs er, und nur er, sie werde zügeln können; er nahm einstweilen die Maske der Popularität vor, bis er diese, als er sich unentbehrlich gemacht, konnte fallen lassen, und nun den Monarchen spielte, und die sonst unlenksamste Menge nach seinem Belieben tadelte oder schreckte. Auf diese seine Herrschaft über das Volk waren alle jene Mittel berechnet, die mit unbeschreiblicher Klugheit ausgewählt waren. Ihm fiel der Dank zu, wenn Colonien ausgeführt, Getraide an die armen Bürger vertheilt, durch die grofsen Bauten eine Menge Handwerker und Künstler beschäftigt wurden u. s. w. (s. I. S. 406—409). So ist dem Thukydides, dem Ideale Hrn. Schlosser's, Perikles nicht erschienen, und wir dürfen mit gröfserem Rechte die Sache umkehrend behaupten: erfüllt von dem Glanze, der Athen und das Haus des Perikles selber umleuchtete, habe Perikles dem einen Gedanken, Athen zur würdigsten Metropole des griechischen Geistes zu erheben, sein ganzes Leben gewidmet, und fern von aller Selbstsucht, seinen Freunden gern die Ehre des Erfolgs überlassend, durch die unerschütterliche Liebe zum Vaterlande, durch die Reinheit seiner Gesinnung und durch die Gröfse seines Talents, durch welche er zum Lenker des Volks berufen war, den Einflufs über die Menge behauptet. Vgl. hiermit S. 451 die Ursachen von dem Hasse des Alcibiades gegen die Spartaner. Nach meinem Dafürhalten wird Niemand, wer mit Vertrauen an die Geschichte tritt, auf diese Abwege gerathen; er wird, auch wenn grofse und edle Naturen im Bewufstsein ihres Werthes die Anerkennung des Volkes sich erringen, diese Gröfse der Seele nicht als Selbstsucht, Herrschgier u. dgl. bezeichnen, sondern durch dieses edelste Selbstbewufstsein sich hinführen lassen zu der Gewifsheit, dafs solche Genien von der Gottheit ausgesandt worden sind, um die Weltgeschichte in neue Bahnen hinüberzuführen, und dem schaffenden Geiste neue Sphären für seine Thätigkeit zu eröffnen. Dies meine Ueberzeugung; ich wiederhole es aber auch hier, dafs ich hiermit dem Standpuncte Hrn. Schlosser's nicht seine Berechtigung und seine hohe Bedeutung streitig machen, sondern nur die Einseitigkeit desselben belegen will.

Aus einer Zeit voll grofsartiger Kraft und geistiger Erhebung, voll lebenskräftiger Staaten und patriotischer Bürger treten wir jetzt in eine Zeit hinüber, in welcher die innere Gediegenheit der Völker und Staaten vernichtet und das Talent und die Thatkraft des Einzelnen zum Handeln berufen ist; es ist die Zeit, deren Darstellung der Geschichtschreibung in Hrn. Schlosser's Sinn und Geist vor allen andern gelingen mufs. Wenn ich nun auch hier manches vermisse, wodurch die Verhältnisse und die Personen schärfer in den Vordergrund getreten wären, die gröfsere Abrundung bei der Gruppirung der historischen Gegenstände, die mehr biographische Charakteristik der Personen, die gröfsere Lebendigkeit in der Schilderung des nunmehrigen nationalen Lebens — in die Schilderung der Zustände Thebens sind viele Züge, die erst einer viel spätern, viel entarteteren Zeit angehören, aufgenommen — so wird doch der Leser dieser Abschnitte nicht verkennen können, dafs sie aus der Fülle

Digitized by Google

wahrhafter Anschauungen heraus gearbeitet sind. Wie vortrefflich hat der Hr. Bearbeiter Epaminondas und Pelopidas einander verglichen! wie die arglistige und heimtückische Politik, zu der Sparta unter Lysander's und Agesilaus Leitung gekommen war, charakterisirt! Wie glücklich ist er in die Individualität Philipp's einzudringen bemüht gewesen, um die innere Tüchtigkeit seines Wesens gegenüber der Unkraft der griechischen Welt zu offenbaren! Hier, wo die Subjectivität der handelnden Personen so überwiegend mächtig ist, dafs man die Geschichte dieser ganzen Zeit an ihre Namen anknüpfen könnte, gelangt die Geschichte auf ihren eigenen Grund und Boden. Ich will es nicht verhehlen, dafs dieselbe allerdings noch immer die Einseitigkeit ihres Urtheils nicht verläugnet. So erkennt die geistige Erhebung Athens nach der Tyrannei der Dreifsig weniger an, als sie es verdient; sie versucht nicht, die letzten Strahlen eines untergehenden Lebens zu sammeln, die grofsartigste Erhebung für die heiligsten Güter des Lebens recht zu würdigen; er hat den Demosthenes unter die Redner verwiesen, und hier, wo seine einfache und grofssinnige Staatsleitung dem ränkevollen Getriebe des Macedoniers gegenüber in volles Licht zu setzen gewesen wäre, kaum seinen Namen genannt. Wie schön ordnet sich alles in Philipp's Charakter! Eine grofse Bildung und ein angeborner Sinn für jede Wissenschaft und Kunst, die ihn der Ehre würdig machen, das Oberhaupt des gebildetsten Volkes zu sein, eine königliche Grofsmuth, Freundlichkeit und selbst eine Sittlichkeit seines Privatlebens; die Trunkliebe war ihm nöthig, um dadurch seinem Volke zu gefallen oder zu imponiren; die Possenreissereien, weil gerade dergleichen den männlichen Geist zu erfrischen und munter zu halten dient; dafs er Bestechungen geübt, daran sind die entarteten Griechen schuld, die das Geld nehmen; dafs seine ganze Regierung eine Kette von Täuschungen gegen Freund und Feind gewesen, wird billig denen zugerechnet, welche sich so täuschen liefsen; und nach all diesem lächerlichen Gerede findet sich kein Wort, um die Principien klar hinzustellen, auf welche des Demosthenes gesammte Thätigkeit begründet gewesen ist. Dafs ich es gerade heraus sage, der gesunde Verstand läuft hier, wie in tausend anderen Gebieten, Gefahr, der befangene zu werden, und während er den Täuschungen der Ueberlieferung zu entgehen strebt, gerade dadurch das Rechte zu verfehlen. Ich will gar nicht davon reden, dafs hierbei auf Dinge ein Accent gelegt wird, deren Beachtung jener Zeit ganz fern gelegen hat, z. B. darauf, dafs die Griechen in Macedonien eine constitutionelle Monarchie vor sich erblickt hätten, die ihnen mehr Garantieen dargeboten habe, als ihre abgelebten Republiken. Es ist dies ein Hineintragen moderner Begriffe, wodurch alles wahre Verständnifs einer Zeit unmöglich gemacht wird. Zu Gatterer's Zeit nannte man die homerischen Helden Kaziken; jetzt werden wir das alte von den Göttern entsprossene Königthum bald als constitutionelle Monarchie bewundern müssen. Hiermit contrastirt einerseits und stimmt andererseits die Art und Weise, wie im folgenden Abschnitte über die sittliche und geistige Bildung der Zeit von den Perserkriegen bis auf Philipp geurtheilt wird. Der sittliche Zustand erscheint als gesunken in jeglicher Hinsicht. Ich will nicht ins Einzelne gehen, um den Hrn. Verf. zu widerlegen; aber ich will ihn fragen, wie, wenn er richtig geschildert, ein noch tieferes Sinken möglich gewesen sei. Wenn die Völker als Ganze fallen und entarten, so erhebt oder erhält sich über den Trümmern oft ein hohes und reines sittliches Gefühl in der Familie oder im Individuo; ja diese neue Art der Sittlichkeit, welche weniger im unmittelbaren Gefühl, als im Bewufstsein über sich und des Menschen sittliche Aufgabe wurzelt, hat den Untergang der alten Staatsformen zu ihrer Voraussetzung. Es ist unendlich leicht, den Beispielen, mit welchen der Hr. Verf. seine Ansicht von der sittlichen Entartung Athens schildert, doppelt so viele, aus denselben Quellen, für das Gegentheil zur Seite zu setzen, oder bis in die homerische Zeit zurückgehend, die gleiche Entartung, selbst im Saale der Götter, darzuthun. — So hätten wir, an der Hand der Schlosserschen Weltgeschichte für das Volk, das griechische Volk bis zum Untergang seiner Freiheit begleitet, und hieran, meines Erachtens, zur Genüge die Stellung dieses Werks zur Wissenschaft der Geschichte kennen gelernt. Vielleicht wird dem Einen der Mangel an dem, was bei uns für gelehrt gilt, dem Andern die Freimüthigkeit meiner Aeufserungen mifsfallen; indefs zu gelehrtem Prunk lud das Werk nicht ein, und einer Arbeit, die in diesem geraden und offenen Sinn durchgeführt ist, ist auch der Beurtheilende die gleiche Geradheit und Offenheit schuldig. Der gröfste

Digitized by Google

Lohn für mich würde der sein, wenn Hr. Schlosser selbst meine Ansicht über ihn als eine wohlbegründete ansähe. Mein Wunsch aber ist, dafs das Werk, trotz seiner Einseitigkeit, so wie es da ist, in dieser Einheit der Gesinnung und des Strebens, ganz als ein Werk aus Hrn. Schlosser's Geiste geboren, vollendet werde.

Dr. Kampe, in Neu-Ruppin.

XIX.

Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter von Dr. Carl Schnaase. Erster Band. Altchristliche und muhamedanische Kunst. Düsseldorf, 1844.*; bei Buddeus.*

Dieser Band bildet die Fortsetzung des Werks, welches Ref. früher in diesen Jahrbüchern angezeigt hat *), und entspricht in jedem Betracht den grofsen Erwartungen, welche jene beiden ersten Bände erregen mufsten.

In dem ersten der vier Bücher, worin der Verf. seinen Stoff eingetheilt hat, handelt er von der antiken Kunst zur Zeit des Verfalls des römischen Reichs seit Gallienus und den ältesten Zeiten christlicher Kunst bis zum Untergang des westlichen Reichs.

Wie der einzelne Mensch, so haben auch die Völker ihre verschiedenen Lebensalter der Jugend, der Manneskraft und des Alters und aus dem Eintreten des letzteren sind alle die einzelnen Erscheinungen zu erklären, wie der Verf. im ersten Capitel sehr richtig bemerkt, welche wir zu jener Epoche des Sinkens im römischen Reiche wahrnehmen. Es war der allgemeine marasmus senilis, welcher alle Versuche dem Organismus wieder aufzuhelfen, vereitelte. Wenn der Verf. aber hierauf sagt: „der Verfall des römischen Reichs hatte seinen Grund in den Schicksalen der Religiosität," so kann Ref. ihm hierin nicht beipflichten, hält vielmehr den Verfall der altrömischen Religion eben nur für eine der bedeutendsten Folgen jenes so treffend hervorgehobenen allmähligen allgemeinen Absterbens des ursprünglichen und lange Zeit so kräftigen Römergeistes. Sehr richtig weist dagegen der Verf. den nachtheiligen Einflufs auf die bildende Kunst nach, welche in Folge jenes Verfalls der alten Religion und der Aufnahme neuer Culte eintraten, unter denen der Mithrasdienst die allgemeinste Verbreitung erlangte. Zugleich aber wurden die Gemüther durch die demselben zum Grunde liegenden, orientalischen Ideen des Segens, der durch ein Opfer hervorgebracht wird, wie der Unsterblichkeit zur Aufnahme der Lehren des Christenthums empfänglich gemacht. Dafs aber das Christenthum über alle die verschiedenen Culte und Secten allmählig den Sieg davon trug, lag vornehmlich darin, dafs es bei der durch die allgemeine Rathlosigkeit und Unsicherheit entstandenen Sehnsucht nach einer festen, religiösen Ueberzeugung dieselben am vollständigsten und positivsten befriedigte. Die Frage, ob das Christenthum den Verfall des Reichs herbeigeführt habe oder nicht, entscheidet der Verf. dahin, dafs dieses insofern indirect geschehen sei, dafs es manche Gemüther und zwar oft die tiefsten und besten dem Heidenthum entzogen habe, welchem Ref. noch hinzufügen möchte, dafs es durch die feindliche Stellung, die es, wie keine andere Secte, gegen die alte Staatsreligion einnahm, dieselbe vollends untergrub und die grofse, innere Spaltung noch vermehrte. Sehr richtig ist die Bemerkung, dafs der Geist des Heidenthums den äufseren Sieg des Christenthums noch lange überdauert, so wie wiederum das Christenthum auf die Nachblüthen des Heidenthums, z. B. den Kaiser Julian den Abtrünnigen, indirect eingewirkt hat.

In der Literatur jener Zeiten hebt der Verf. sehr glücklich den Gegensatz des Schwülstigen und Gesuchten im Ausdruck, des Bunten und Mährchenhaften im Inhalt der Romane bei den Heiden, mit dem Einfachen und Erhabenen in den Hymnen der christlichen Dichter hervor.

Auch bei den bildenden Künsten läfst sich ein ähnlicher Charakter, und ein ähnlicher Gegensatz nachweisen, nur dafs er, der Natur derselben gemäfs, minder schroff hervortritt und erst später zur Ausbildung gelangt.

*) In den No. 116—120 des Jahrgangs 1844.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter von Dr. Carl Schnaase.

(Fortsetzung.)

In dem zweiten, von der Architektur dieser Epoche handelnden Capitel, betrachtet der Verf. zunächst die Denkmale zu Baalbek, deren Entstehung am wahrscheinlichsten unter Septimius Severus und dessen Nachfolger fällt, und weist an den Tempeln manche Abweichungen von der altrömischen Baukunst, z. B. die sechseckige Form des ersten Hofes an dem grofsen Tempel nach. Hier, wie in den umfassenderen Denkmälern von Palmyra scheint sich zu der allgemeinen Richtung der Zeit auf das Schwülstige und Ueberladene noch der locale Einflufs des Orients gesellt zu haben, wie aufser der Bedeckung der verschiedenen Glieder und Flächen mit Verzierungen die stylwidrige, bauchige Form so mancher Friese. Aehnliche Erscheinungen sind an dem Palast des Diocletian zu Spalatro wahrzunehmen, den der Verf. als das Hauptdenkmal dieser Epoche ausführlicher bespricht, und daran in den Bogen, welche die Säulen verbinden, in den grofsen schattigen Nischen, u. a. m. die malerischen Schönheiten und die Elemente einer neuen Bauweise, als charakteristisch für jene Zeit sehr glücklich geltend macht, während dieser Palast gewöhnlich nur als Beispiel des tiefen Verfalls der klassischen antiken Baukunst betrachtet worden ist.

An einigen Gebäuden aus der Zeit Constantins des Grofsen, wie dem sogenannten Friedenstempel, hebt der Verf. die erste Anwendung des Kreuzgewölbes, in der Kirche der heiligen Constanza die Ueberdeckung eines höheren Mittelraumes, welcher von doppelten, durch Bogen verbundenen Säulen getragen, mit einer Kuppel, als zwei neue und für die nachmalige Bauweise der christlichen Kirchen sehr wichtige Elemente hervor.

Aus welchen Ursachen die Basilika unter den vorgefundenen Bauformen dem christlichen Cultus am meisten entsprochen, so wie die Veränderungen, welche nach demselben schon zeitig damit vorgenommen worden, wird darauf im Einzelnen nachgewiesen und darin eben sowohl der Mangel des Sinns für Ausbildung der Details anerkannt, als die grofse und eigenthümliche Bedeutung der Gliederung des *Inneren* in seinen Raumverhältnissen im Gegensatz mit den antiken Tempeln hervorgehoben und im Einzelnen mit gewohnter Feinheit dargethan. Besonders charakteristisch ist hier der durch die von einzelnen vorspringenden Gliedern nicht gestörte Perspective ausgedrückte Gedanke des Vorwärtsstrebens und das rythmische Verhältnifs des breiteren und höheren Mittelschiffs und der schmaleren und niedrigeren beiden Seitenschiffe.

Selbst durch den reichen Schmuck der Mosaiken, welche von Constantin an die Basiliken erhielten, wurde dieser Charakter nicht gestört, indem sie, durchaus innerhalb der Fläche liegend, jene perspektivische Wirkung in keiner Weise unterbrachen. Unter den Basiliken Roms wird die des heiligen Petrus von Constantin erbauet und im Plan zu fünf Schiffen erweitert und die von Theodosius erbaute des heiligen Paulus, ebenfalls mit fünf Schiffen, von dreischiffigen, die von Santa Maria maggiore, die von St. Pietro in Vincoli und, als das vollständigste Beispiel, die von St. Clemente angeführt.

Von der abweichenden Art der Kirchen von runder oder achteckiger Form, wofür eine zu Nocera und die von St. Stefano zu Rom als Beispiele angeführt werden, sagt der Verf. mit Recht, dafs sie weder dem christlichen Gefühl, noch den Zwecken des Cultus in dem Grade entsprechen, als die Basiliken.

In dem dritten, von der Sculptur und Malerei handelnden Capitel, bringt der ungleich tiefere Verfall

Digitized by Google

der ersteren, als der der Architektur den Verf. auf die sehr treffende Angabe der Gründe, weshalb sich letztere in der Regel von den drei Künsten noch am längsten auf einer achtbaren Stufe erhält, welche hier wiederzugeben uns indefs der Raum verbietet.

Nachdem der Verf. als Beispiele des in geistiger wie in technischer Beziehung trostlosen Zustandes der heidnischen Sculptur von Constantin bis Theodosius die Arbeiten am Triumphbogen des ersteren und an dem Fufsgestell des Obelisken angeführt, welchen der letztere zu Constantinopel errichten liefs, geht er zu ungleich interessanterer Betrachtung altchristlicher Kunstwerke in den Catacomben über. Der Verf. folgt hier der gewöhnlichen Annahme, dafs diese Catacomben in früherer Zeit ausgehöhlt worden, um Baumaterial, als Tuf, Puzzolanerde zu gewinnen, Ref. gesteht indefs, dafs, nachdem er jene Catacomben selbst besucht, er sich nicht hievon überzeugen kann, da einmal nicht einzusehen ist, warum, wenn sie zu diesem Zweck gemacht worden, die Gänge so schmal gehalten, indem sie dann nur wenig Material hergaben, dann aber das Hervorholen aus den entfernteren Gängen das Material ganz unnütz vertheuert haben würde, ein Verfahren, welches sich nicht wohl von den so praktischen Römern erwarten läfst. Ref. ist vielmehr der Ansicht, dafs, wie die regelmäfsiger angelegten Catacomben, z. B. die bei Torre pignatarra, sicher ursprünglich von den Christen als Grabstätten angelegt worden, dieses auch mehr oder minder bei den ganz unregelmäfsigen der Fall ist. Nur mögen letztere meist früher fallen, da die Christen, unterdrückt und öfter verfolgt, weniger Sorgfalt und weniger Mittel auf diese Anlagen verwenden konnten. Dafs in einzelnen Fällen und zumal in der frühsten Zeit alte Sandgruben von den Christen zu Begräbnifsstätten benutzt worden sind, will Ref. damit indefs keineswegs in Abrede stellen, und beweist schon der Umstand, dafs letztere „*arenariae*" genannt werden (vergl. Röstell, Roms Catacomben und deren Alterthümer S. 7). Für die alten Christen waren die Catacomben als die Gräber der Märtyrer enthaltend, und als Orte für ihre Andachtsübungen, für uns sind sie als die Fundgruben der ältesten christlichen Kunstwerke von hoher Bedeutung.

Als die Hauptgründe, weshalb die Kunst in den ersten Jahrhunderten von den Christen nur wenig ausgeübt worden, macht der Verf. den unterdrückten Zustand derselben, den Ursprung des Christenthums aus dem aller bildlichen Darstellung fremden Judenthum, die der Kunst feindliche Gesinnung mancher Kirchenväter, besonders des Tertullian, endlich den Umstand geltend, dafs manche Heiden, wie z. B. der Kaiser Alexander Severus, Christus in den Kreis ihrer religiösen Anschauungsweise zogen, und die Bildsäulen desselben mit denen anderer, profaner Personen aufstellen liefsen.

Dagegen führte das Bedürfnifs äufserer Zeichen für die neue, geistige Heilslehre, wie der Verf. sagt, sehr früh auf den Gebrauch von Sinnbildern, wobei Ref. bemerkt, dafs diese vorzugsweise von den Heidenchristen ausgegangen sein möchten, da jenes Bedürfnifs bei ihnen in Betracht ihres früheren mehr an eine sinnliche Auffassung gewöhnten Zustandes, ungleich lebhafter sein mufste, als bei den Judenchristen. Die bekannten, in den Catacomben so häufig vorkommenden Sinnbilder, als das Kreuz, der Fisch, der Hirsch u. a. m. werden darauf mit der Angabe ihrer Bedeutung aufgeführt.

Schon in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts kam indefs auch der Gebrauch von eigentlichen Bildwerken in Aufnahme, und zwar ist dieses nach der Ueberzeugung des Ref. aus dem angeführten Grunde gewifs ebenfalls von den Heidenchristen ausgegangen. Der Verf. führt ein Zeugnifs von ästhetischem Wohlgefallen daran aus dem Anfang des 5ten Jahrhunderts an. Ungleich allgemeiner aber mochte die Ansicht, welche sich in den Aeufserungen des Bischofs Gregor von Nyssa ausspricht, sein, die Bilder als ein Mittel zur nachdrücklicheren Erweckung religiöser Gefühle und zur Belehrung mit dem Hauptinhalt der christlichen Religion zu betrachten.

In der früheren Zeit bleibt indefs auch bei diesen Bildern, deren Hauptgegenstände der Verf. aus dem alten, wie aus dem neuen Testament anführt, das symbolische Element überwiegend. Vor allem fand das Gefühl der Errettung aus dem Zustande der Sündhaftigkeit und der Verdammnifs durch Christus, in der Darstellung, wie er als guter Hirt das verlorene Schaaf auf den Schultern trägt, und die Lehre der Auferstehung des Fleisches in dem Propheten Jonas, welcher vom Wallfisch verschlungen und wieder ausgespieen wird, seinen künstlerischen Ausdruck.

Bei den Reliefdarstellungen auf den Sarcophagen

Digitized by Google

hebt der Verf. mit Recht in der Anordnung der von einander gesonderten und sich entsprechenden Gestalten, oder Bilder, in dem Erscheinen derselben in der Vorderansicht das symmetrisch-malerische Princip als ein neues und wichtiges Element hervor, und weist an den noch dem 4ten Jahrhundert angehörigen Sarcophagen des Junius Bassus und des Anicius Probus nach, dafs sie in der Arbeit den besseren heidnischen Sculpturen derselben Zeit durchaus nicht nachstehen, ja dafs sie, was die alten Christen am meisten bestrebten, Würde und Ernst in dem Lehrenden, Demuth und Flehen in anderen Personen, noch auszudrücken im Stande waren. Als Beispiel, was diese altchristliche Kunst auch noch in Rundwerken vermochte, wird die bronzene Statue des heiligen Petrus in der Petri-Kirche zu Rom angeführt.

An den Wandmalereien der Catacomben wird nächst der allgemeinen Uebereinstimmung mit den antiken Malereien, in Anordnung, Geschmack der Verzierung und Technik, vom Verf. sehr gut der keineswegs finstere, sondern vielmehr heitere und freundliche Charakter derselben bemerkt und daran allgemeinere Betrachtungen über die freiere und schöne Auffassung der Natur in der Kunst durch die Christen geknüpft, indem sie dieselbe als die Schöpfung Gottes betrachten.

Als die Hauptergebnisse der christlichen Kunstwerke dieser Epoche bezeichnet der Verf. mit Recht das Aufkommen des symmetrisch-malerischen Princips, sowohl in der perspektivischen Gestaltung des Inneren der Basilica, als in den Reliefen, und des Charakters der Würde des Ernstes und der Ruhe bei Christus und den Aposteln, der Innigkeit und Demuth bei den Repräsentanten der Gemeinde. Diese Eigenschaften enthalten die Grundlinien des Wesens der christlichen Kunst, welche in der Folge in verschiedenem Grade und in verschiedener Weise sich immer wieder geltend machen.

Das zweite Buch hat die byzantinische Kunst zum Gegenstande. In der historischen Einleitung, welche das erste Capitel einnimmt, beschäftigt sich der Verf. zuvörderst mit Darlegung der Gründe, welche überhaupt, zumal aber im östlichen Reich, für so lange Zeit die segensreichen Folgen verhinderten, die man billig von dem Siege des Christenthums für Religion und Sitte hätte erwarten sollen. Ref. bedauert hier dem Verf. nicht in das Einzelne der sehr scharfsinnigen und geistreichen Entwickelung folgen zu können, worin der Verf. die im östlichen Reich überkommene und allmählig erstarrte Masse von Ansichten, Vorurtheilen und Gewohnheiten, welche mit dem Geiste des Christenthums unvereinbar waren, den ebenfalls vorgefundenen tief verderbten sittlichen Zustand, die einseitige Richtung der Religion auf spitzfindige Unterscheidungen im Dogma, endlich den sehr entschiedenen Einflufs des benachbarten Orients, welcher sich vornehmlich in der knechtischen Verehrung der despotischen Kaiser, der Ausbildung des steifsten und kleinlichsten Hofceremoniels äufserte, als die Hauptgründe jenes trostlosen Zustandes geltend macht, in welchem das byzantinische Kaiserthum während seiner tausendjährigen Dauer verharrte.

Als mafsgebend für die Geschichte der byzantinischen Kunst folgt hierauf eine chronologische Uebersicht der Geschichte, in welcher die Zeit des Justinian und die Herrschaft der Komnenen als glücklichere Epochen hervorgehoben werden. Die hohe, welthistorische Bedeutung des byzantinischen Reichs findet der Verf. mit Recht darin, dafs dasselbe durch den Schatz altgriechischer und altrömischer Wissenschaft und Kunst, deren Behältnifs es geworden, und welche es mit orientalischen Elementen verschmolzen hatte, sowohl auf viele Völker des Orients zurückwirkte, als einen mächtigen und in den wesentlichsten Stücken heilsamen Einflufs auf die christlichen Abendländer ausübte. Ref. ist hievon, namentlich was die Kunst anlangt, durch seine eigenen Studien so überzeugt, dafs seines Erachtens die byzantinische Kunst bisher in allen Kunstgeschichten nicht mit der ihr gebührenden Bedeutung behandelt worden, und derselben erst in diesem Werk ihr volles Recht widerfahren ist. Ref. möchte nur noch entschiedener als der Verf. hervorheben, dafs die eigenthümlichen Formen, welche die byzantinische Kunst in der Architektur, die sinn- und beziehungsreichen Zusammenstellungen und die schönen Erfindungen, welche sie in der Sculptur und Malerei hervorgebracht hat, vorzugsweise durch das wunderbare, von dem Moment einer neuen Begeisterung neugeweckte Kunstnaturell des griechischen Volkes, wenn schon unter orientalischem Einflufs, entstanden sind.

Das zweite, sehr interessante Capitel ist der byzantinischen Baukunst gewidmet, worin der Verf. die

Digitized by Google

zwei Epochen von Constantin bis Justinian, oder bis zur vollkommenen Kenntnifs des Kuppelbaues und von da bis zum Untergange des Reichs unterscheidet, in welcher dasselbe System theils erstarrend nachgeahmt, theils noch mehr mit orientalischen Formen verschmolzen wird.

Obschon die zur Zeit des Constantin in den östlichen Provinzen des Reiches erbauten Kirchen, z. B. die Hauptkirche zu Tyrus, meist die Basilikenformen gehabt haben mögen, hat doch schon die von der Kaiserin Helena erbaute Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem am Ende des Langschiffs eine Kuppel, und findet sich diese noch vorwaltender in der achteckigen Hauptkirche von Antiochien vor. Das Langschiff der Basiliken wurde bei den in Kreuzform erbauten Kirchen schon in dieser Zeit so abgekürzt, dafs sie fast die Form des sogenannten griechischen Kreuzes erhielten, bei der indefs die Kuppel auf der Vierung schon die Hauptrolle spielte. Als besonders wichtig für diese frühere Zeit byzantinischer Baukunst betrachtet der Verf. hierauf die Kirchen von Ravenna, und hebt darunter wieder die S. Nazario e Celso und St. Vitale hervor, bei welcher letzteren der Gegensatz byzantinischer zu der einfachen und schmucklosen abendländischen Baukunst nicht blofs in der achteckigen Form mit der Kuppel, sondern auch in künstlichen und schwierigen Constructionen bei der Ausbildung des Innern, in prachtvollem Material und reicher Ausbildung der Details wahrzunehmen ist.

Der eigenthümliche Charakter byzantinischer Baukunst kam aber erst durch die Anwendung der Kuppeln auf Gebäuden von rechtwinkliger Form zur vollen Ausbildung, wofür als das älteste, uns noch erhaltene Beispiel die sogenannte kleine Sophienkirche angeführt wird. In ungleich gröfserem Maafsstabe und mit der Hinzufügung von zwei Halbkuppeln unterhalb derselben fand dasselbe an der berühmten Sophienkirche Statt, bei deren Betrachtung, als dem Hauptdenkmal, welches die byzantinische Baukunst hervorgebracht, der Verf. länger verweilt. Das Verständnifs dieser sehr anziehenden Schilderung wird durch einen in den Text eingedruckten Grundrifs ungemein erleichtert. Sowohl die sehr achtbaren Kenntnisse, welche zur Construction der 108 Fufs im Durchmesser habenden Kuppel erforderlich waren, als der ästhetische Eindruck und die höchst reiche und prachtvolle Ausschmükkung machen es begreiflich, dafs diese Kirche als ein Wunder der Welt betrachtet wurde. Durch die etwas gröfsere Ausdehnung nach der Länge nähert sie sich zugleich in Form und Wirkung des Inneren wieder mehr der Basilica, während das Aeufsere dadurch, dafs die Formen der einzelnen Wölbungen nicht durch Dächer versteckt wurden, etwas sehr Mannichfaltiges und Eigenthümliches erhielt. Obwohl die Sophienkirche als das Vorbild der meisten spätern Kirchen im griechischen Kaiserthum anzusehen ist, so entstand doch ebenfalls zur Zeit des Justinian in der Apostelkirche zu Constantinopel noch eine zweite Form, deren Grundrifs ein Kreuz bildete, welches nicht allein in der Vierung, sondern auch an den vier Enden der Arme Kuppeln hatte.

Auch die Bauten Justinian's zu weltlichen Zwecken, als Paläste, Brücken werden vom Verf. angeführt, so dafs man ein vollständiges Bild von der bedeutenden künstlerischen Wirksamkeit dieses Kaisers erhält.

In den ersten Jahrhunderten der zweiten Epoche byzantinischer Baukunst, zu welcher der Verf. nun übergeht, wurden verhältnifsmäfsig wenig Bauten von Bedeutung ausgeführt, woran im achten Jahrhundert vornehmlich die Bilderstreitigkeiten Ursache waren. Der Kaiser Theophilus thut sich in dem zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts durch prachtvolle Palastbauten hervor, unter denen sich besonders der für den Winteraufenthalt bestimmte karianische Palast und der Sommersitz Bryos auszeichnen. Der erstere ist wichtig, weil wir aus der von dem Verf. mitgetheilten Beschreibung, wobei über die Bestimmung einiger Theile in den Anmerkungen Berichtigungen gemacht werden, sowohl die ungemeine Pracht, als den Einflufs des steifen Hofceremoniels kennen lernen. Der zweite bietet als eine getreue Nachahmung des Palastes der Abassiden zu Bagdad ein Beispiel des Einflusses arabischer Kunst dar, welcher sich als ein neues Element in der byzantinischen Architectur geltend macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter von Dr. Carl Schnaase.

(Fortsetzung.)

Aus der Zeit des Kaisers Basilius des Maredoniers, welcher unter allen Kaisern seit Justinian am meisten bauen liefs, erwähnt der Verf. die Kirche St. Gabriel und Elias mit fünf Kuppeln von wahrscheinlich höherem Verhältnisse, als in der Sophienkirche. Wenn derselbe indefs als Belag für die Veränderung des architectonischen Styls unter diesem Basilius dem I. die Miniaturen des berühmten Menologiums in der Vaticana anführt, so mufs Ref. bemerken, dafs dasselbe, welches schon früher wegen des Charakters der Schrift Basilius II. (989—1025) beigemessen worden, auch im Vergleich der Miniaturen mit den in dem sicher auf Veranlassung Basilius I. geschriebenen Codex der Werke des Gregorius von Nazianz in der K. Bibliothek zu Paris, jenem späteren Kaiser angehört, mithin die darin vorkommenden, von der altrömischen Architectur sehr abweichenden Formen bezeichnend für die byzantinische Baukunst zu Ende des 10. Jahrhunderts sind.*) Dafs indefs in der Verzierung der Säulenstämme, wie in der Form der Capitäle auch schon zur Zeit Basilius I. starke Abweichungen eingetreten waren, beweisen die Miniaturen in jenem Codex zu Paris, namentlich eine, welche die Heiligen Basilius, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz vorstellt.

Als die wesentlichste Neuerung, welche in dieser zweiten Epoche aufkam, bezeichnet der Verf., dafs an die Stelle der flachen Form der Kuppeln die halbkugelförmige trat, und die Zahl der Kuppeln auf drei, fünf, ja, wie es scheint, in der spätesten Zeit auf so viele vermehrt wurde, dafs in der Kirche des heiligen Nicodemus zu Athen selbst alle Nebenräume mit kleinen Kuppeln bedeckt sind. Die heutige Kirchenarchitectur der Griechen ist wesentlich noch dieselbe.

Am Schlufs bemerkt der Verf., wie das Verdienst der byzantinischen Architectur nicht nur in der Erhaltung der antiken Technik, sondern ganz besonders in der Ausbildung des Kuppelbaus und deren Verbindung mit dem Tonnengewölbe besteht, worin ein Anlauf zu einem ästhetischen Fortschritte wahrzunehmen ist, wie aber dieser Anlauf auch schon mit dem Bau der Sophienkirche ein Ende erreicht, so dafs später nur Nachahmungen derselben, oder bedenkliche Modificationen zum Vorschein kommen.

Die Geschichte der byzantinischen Plastik und Malerei, welche den Inhalt des dritten Capitels ausmacht, theilt der Verf. in drei Epochen, deren erste die Ausbildung der byzantinischen Typen umfafst, und etwa bis zum Anfang des 7. Jahrhunderts reicht, die zweite den Zeitraum der Bilderstreitigkeiten und die nächsten Jahrhunderte einnimmt, in welchen der festgestellte Charakter sich noch erhielt, die dritte endlich das allmälige Erstarren und Absterben beider Künste begreift.

Der Verf. beginnt diesen Abschnitt mit Betrachtungen über die verschiedene Weise, den Erlöser darzustellen. Der Ansicht des Tertullian, dafs Christus nach einer Stelle im Jesaias in häfslicher Knechtsgestalt auf Erden erschienen sei, trat bald die des Chrysostomus und Hieronymus, welche die Beschreibung der Schönheit im 45. Psalm auf ihn beziehen, entgegen, und wurde immer mehr die herrschende, welche auch Ambrosius und Augustinus theilten. Von den beiden Haupttypen, worin Christus dargestellt wurde, dem jugendlichen und unbärtigen von idealen Zügen, welcher meist in den Catacomben, und dem bärtigen mit einer mehr portraitartigen Bildung, welcher in der

*) An einer spätern Stelle (S. 198) führt der Vf. jenes Menologium indefs selbst als aus der Zeit Basilius II. an.

Digitized by Google

Regel auf den Mosaiken vorkommt, erklärt der Verf. schon im ersten Buche (S. 72) die Entstehung des ersten aus einer mehr symbolischen Auffassung. Ref. ist indefs der Ansicht, dafs jener jugendliche Typus von einer eigenthümlichen Auffassung der Heidenchristen, und mithin aus dem Occident ausgegangen sein möchte. Wenn denselben Christus als der Sohn Gottes verkündigt wurde, der nur dreifsig Jahre gelebt hatte, so lag es sehr nahe, dafs, wenn sie ihn leiblich vorstellen wollten, sie sich ihn, gleich den Söhnen ihres vormaligen höchsten Gottes Jupiter, eines Apollo, Mercur oder Bacchus, als einen jugendlichen Gott denken mufsten, dessen Ideal sie, so weit das geringe Vermögen der damaligen Kunst es zuliefs, dem ihnen überlieferten Charakter gemäfs, in schönen, milden und freundlichen Zügen ausbildeten. Der andere mehr portraitartige Typus ist dagegen sicher von den Judenchristen und dem Orient ausgegangen. Einmal war es nämlich natürlich, dafs sich in Palästina, wo der Heiland selbst gelebt, eine Tradition von seinem leiblichen Aussehn erhalten haben mufste, welche man sicherlich bei den Bildern, die man von ihm machte, möglichst festzuhalten suchte. Durch die bekannte Legende vom König Abgarus von Edessa, wie sie bei dem im 8. Jahrhundert lebenden Johannes von Damascus vorkommt, wonach ein solches in Edessa verehrtes Bild dadurch entstanden sein sollte, dafs Christus eine Leinewand gegen sein Angesicht abgedrückt hatte, wurde diesem Typus eine übernatürliche Entstehung beigemessen. Dasselbe geschah auch durch die Sage von der heiligen Veronica, welche mehr im Abendlande verbreitet gewesen, und nach der Annahme von Wilhelm Grimm in seiner Abhandlung über die Sage vom Ursprunge der Christusbilder (Abhandl. d. k. Akademie der Wissenschaften, 1842) nur eine Umbildung der Abgarussage sein möchte. Wenn indefs die vom Verf. angeführte Nachricht der von Banduri bekannt gemachten Beschreibung der Sophienkirche von Grelot, nach welcher er unter den Mosaiken derselben eine Veronica mit dem Schweifstuche gesehen hat, richtig ist, würde diese Legende selbst älter sein, als die Abgarussage, wenigstens so weit, als wir sie verfolgen können. Sehr beachtenswerth ist indefs die Bemerkung von W. Grimm, dafs bei solchen Veronicabildern ein schmerzlicher Ausdruck und die Dornenkrone erst sehr spät vorkommt. In Folge der Lehre der Dreieinigkeit wurde dann bei der Darstellung Gott Vaters sowohl der ideale und jugendliche Typus Christi, als der portraitartige und bärtige, auf jenen übertragen.

Zunächst bemerkt der Vf., wie auch ein bestimmter Typus für die Maria zuerst im Orient festgestellt, und durch verschiedene Sagen, deren bekannteste, dafs der Evangelist Lucas sie gemalt habe, geheiligt wurde, und wie auch unter den Aposteln wenigstens Petrus und Paulus eine bestimmte Bildung erhielten.

Nachdem darauf der Verf. die wichtigsten unter den alten Mosaiken zu Rom und Ravenna angeführt, giebt er eine vortreffliche Charakteristik derselben. Hier fand die christliche Kunst zuerst Gelegenheit, ihre ganze Sinnesweise auszudrücken, die einzelnen Gestalten in colossalem Maafsstabe und grofser Entschiedenheit auszubilden. Es zeigt sich an ihnen eine erhabene religiöse Begeisterung. In diesen Sanctuarien ist auch der Goldgrund nach dem sehr richtigen Gefühl des Verf.'s als eine durchaus ideelle, auch als Farbe sehr eigenthümlich wirkende Ausfüllung des Raumes ganz an seiner Stelle.

Dagegen verhehlt der Verf. auch nicht das Unvermögen der Kunst, welches sich bei der Darstellung dramatischer Gegenstände, wie bei denen aus dem alten Testament in den Mosaiken in Maria Maggiore zu Rom, verräth, und den mönchischen und finstern Geist, der uns selbst aus jenen erhabenen Gestalten entgegentritt, und findet die höchste Bedeutung dieser altchristlichen Kunst mit Recht in der darin in den Grundzügen vorhandenen Verbindung der christlichen Gesinnung mit den einfachen und grofsartigen Formen der antiken Kunst. Ref. möchte an diesen Mosaiken auch noch das richtige Stylgefühl hervorheben, nach welchem historische Vorstellungen nur an den Seitenwänden ausgeführt, die *Absis* aber *immer* nur mit jenen einzelnen, repräsentirenden Gestalten verziert wurde.

Dafs die Musivmalerei die Wandmalerei für längere Zeit zurückdrängte, hatte sicher seinen vornehmsten Grund in dem Bestreben der jetzt herrschenden Kirche, auch im Aeufseren eine prachtvolle und kostbare Erscheinung anzunehmen, zugleich aber lag es in der Technik dieser Art von Malerei, dafs die Kunst dadurch immer mehr erstarren mufste.

Auch die Plastik ist in dieser Zeit noch fleifsig

Digitized by Google

geübt worden. Aus den wenigen Ueberresten, zumal von den Münzen und den Diptychen können wir indefs abnehmen, dafs sie noch tiefer gesunken gewesen als die Malerei. Dessenungeachtet beweisen manche kleine Reliefe in Elfenbein, wie die vierzig Heiligen auf der hiesigen Kunstkammer, aufser denen Ref. noch ein neuerdings erworbenes Ciborium, wegen der ungemeinen Reinheit des antiken Styls, erwähnt, dafs man in kleinerem Mafsstabe, in Zeichnung und Ausdruck noch Vortreffliches zu leisten vermochte.

In der zweiten Epoche, welche, von dem Anfange des Bilderstreits im Jahr 726 beginnend, mit dem Ende des 10ten Jahrhunderts abschliefst, werden die beiden nachtheiligen Folgen jener Begebenheit für die Kunst mit Recht darin gesetzt, dafs, als endlich die Freunde der Bilder die Oberhand behielten, die Künstler, um mit ihren Gemälden zugelassen zu werden, sich strenger an gewisse, von der Geistlichkeit für canonisch erachtete Formen halten mufsten, mithin vollends alle freie Bewegung einbüfsten, die Plastik aber, da Rundwerke gänzlich verboten waren, weniger ausgeübt wurde, und daher noch mehr in Verfall gerieth. Darauf geht der Verf. zu der Betrachtung der Miniaturen in Manuscripten, als der Gattung von Denkmälern, über, welche für diese Epoche allein eine ausführlichere und zusammenhängendere Kunde gewähren. Die älteren Beispiele dieser Art, welche er anführt, gehören eigentlich noch in die erste Epoche, so die Miniaturen in den Handschriften des Homer und Virgil zu Mailand und Rom, welche am wahrscheinlichsten aus dem 5. Jahrhundert stammen, so die Handschrift des Dioscorides in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts, so endlich ganz besonders die Fragmente der Genesis in einer griechischen Handschrift an dem letzterwähnten Ort, welche, obwohl gegen die frühere Annahme des Lambeccius, der sie aus dem 4. Jahrhundert hielt, erst aus dem 6. Jahrhundert, immer das älteste und eins der wichtigsten Denkmale von Miniaturen aus dem christlichen Bilderkreise sind. Die 48 darin enthaltenen Bilder, welche Lambeccius in seinem Catalog der Handschriften der kaiserl. Bibliothek sämmtlich, wenn schon roh und ungenau hat stechen lassen, sind sowohl wichtig wegen der antiken Technik, der vielen lebendigen und glücklichen Motive, als auch als ältestes Beispiel, den Text in Bildern wiederzugeben, und zwar in solcher Ausführlichkeit, dafs man es eine Linearübersetzung in anschaulicher Form nennen könnte, indem nicht nur die Handlungen, sondern auch solche Zustände, welche zu diesen den Uebergang bilden, oder auch nur in den Reden erwähnt werden, dargestellt sind. So findet sich z. B. an der Stelle, wo Abraham sagt, dafs ihm Gott keinen Sohn gegeben hätte, wohl aber seinem Hausvogt, dem Elieser von Damascus, der letzte als ein Hirt im antiken Costum, von seiner ruhenden Heerde umgeben, vor. Es ist bekannt, welche grofse Rolle die Kunst, in dieser Weise als anschauliches Lehrmittel gebraucht, nachmals das ganze Mittelalter hindurch gespielt hat. Ref. bemerkt hier noch, dafs die Bilder dieser Handschrift, welche Dibdin für später übermalt hält, nur von einer anderen, geringeren, aber gleichzeitigen Hand herrühren, wie dieses bei so vielen Handschriften mit Miniaturen der Fall ist.

In den von dem Verf. angeführten Handschriften, welche wirklich dieser zweiten Epoche angehören, als der Pergamentrolle mit der Geschichte des Josua im Vatican, aus dem 7. Jahrhundert, dem schon erwähnten Codex des Gregorius von Nazianz aus dem 9ten Jahrhundert, dem griechischen Psalter zu Paris, und dem Menologium im Vatican aus dem 10. Jahrhundert, dürften die schöneren Compositionen in der Regel nach früheren Denkmalen copirt sein, indem der Abstand zu den schwächeren zu grofs ist, als dafs man ihn lediglich dem gröfsern oder geringern Talente der Künstler einer und derselben Zeit beimessen könnte. Für die Geschichte des Josua erkennt der Vf. dieses auch ausdrücklich an. In Betreff jenes berühmten Menologiums, des an Bildern reichsten Denkmals byzantinischer Kunst, welches Ref. kennt, bemerkt derselbe, dafs ihm unter den acht darin genannten Malern Pantaleon als der ausgezeichnetste, Michael Blachernita als der schwächste erschienen ist.

Die hohe Stelle, welche diese Miniaturen in Ausdruck, Färbung, Behandlung einnehmen, wird von dem Verf. nach Gebühr gewürdigt, und die merkwürdige Beibehaltung der antiken Auffassungsweise, durch Personification von Oertlichkeiten, Zuständen und Eigenschaften mit Recht hervorgehoben und mit verschiedenen Beispielen, wie der Nacht, einer hehren, weiblichen Gestalt, welche den Jesaias begleitet, belegt.

Der Verfall der byzantinischen Kunst, welchen der Verf. in der dritten Epoche behandelt, geht zwar in

Digitized by Google

der Zeit der gröfsern Wohlfahrt des Reichs unter der Herrschaft der Komnenen nur langsam vor sich, so dafs, wenn auch der localbyzantinische Charakter, in den langen Proportionen, den steifen Stellungen, dem kleinlichen und engen Gefält, immer mehr hervortritt, in den Miniaturen in der Färbung und in der Technik noch immer Ungemeines geleistet wird. Derselbe tritt dafür aber später auch in der dunklen und schweren Färbung, in dem mageren Vortrag, dem mumienhaft Vertrockneten der Gestalten, desto unaufhaltsamer ein. Die Spielerei, wonach die heiligsten Gegenstände zu Anfangsbuchstaben verwendet werden und sich in der Form nach ihnen bequemen müssen, nimmt immer mehr überhand.

Wie viel rascher die Kunst in Constantinopel sank, wenn es darauf ankam, sich in gröfsern Dimensionen zu versuchen, dafür macht der Verf. mit Recht die rohen in Erz gegrabenen und mit Silber ausgelegten Vorstellungen auf den im Jahr 1070 ausgeführten, erzenen Thüren der Paulskirche in Rom geltend. Hierauf charakterisirt er noch die Tafelmalereien, welche in dieser Zeit mehr in Aufnahme kamen, und von denen die noch in Italien vorhandenen meist dem 13ten und 14ten Jahrhundert angehören möchten. Obgleich in ihnen die Erstarrung furchtbar, und das Verständnifs der Formen und Falten ganz verloren ist, verrathen sie dessenungeachtet die ihnen ursprünglich zum Grunde liegenden, richtigen Principien und zeigen noch immer ein achtbares technisches Geschick.

Zum Schlufs spricht sich der Verf. noch einmal über die hohe Bedeutung der byzantinischen Kunst im Allgemeinen aus, worin Ref., wie schon oben bemerkt, demselben völlig beistimmt.

Das vierte Capitel ist der Kunst im Reiche der Sassaniden gewidmet. Der ritterlich-phantastische, den Germanen des Mittelalters verwandte Geist der Parther, so wie ihre berühmtesten Herrscher, Chosroes-Nuschirvan und Chosroes-Parviz, werden kurz und treffend charakterisirt. Wie sich in die alte Religion des Zoroaster christliche Secten eindrängten, und die Bekanntschaft mit europäischer Wissenschaft und indischen Phantasie-Spielen zu deren Auflösung noch mehr beitrugen, so wird auch in der Kunst die eigenthümliche Geistesart mehrfach durch fremdartige Elemente bedingt. So finden sich in der Architektur bei ihnen neben den Höhlen und weitläuftigen, gewölbten Souterrains auch Gebäude im Geschmack römischer Baukunst, die indefs wieder, z. B. in Verzierungen der Säulenstämme, mit Formen der altpersischen Monumente gemischt sind. Ist verhältnifsmäfsig von den Bauwerken wenig erhalten, so besitzen wir dafür sehr namhafte Denkmale ihrer Plastik in den sechs grofsen Reliefen ihrer Königsstadt *Schapur*, und in den Denkmalen bei *Kermanschah*. In diesen, welche in der Regel die Verherrlichung der Fürsten, Siege, Gesandtschaften und Jagden zum Gegenstande haben, ist meist ein entschiedener Einflufs griechisch-römischer Plastik zu erkennen, doch macht sich darin sowohl eine eigenthümliche nationale Bildung der Köpfe, als, wie der Verf. sich sehr treffend ausdrückt, eine eigenthümliche Mischung von streng Mathematischem und von wild Bewegten, von roher Stylhaftigkeit und von Naturalismus geltend. Von Rundwerken sind nur zwei colossale Statuen in jenen beiden Orten aufgefunden worden, deren die bei Kermanschah ganz roh, die in Schapur besser gearbeitet ist.

Die Malerei ist in diesem Reiche ebenfalls vielfach in Anwendung gekommen, und die Miniaturen in den Handschriften persischer Gedichte geben sicher noch eine Vorstellung von der Art und Weise derselben. Obwohl in Zeichnung, Perspective und Haltung mangelheft, sind sie doch von lebendiger und eigenthümlicher Auffassung, warmer und wohlerhaltener Färbung und sehr sorgfältiger Ausführung.

Durch ihren Einflufs auf die Kunst der Araber, und als Vorbote germanischer Eigenthümlichkeiten hat diese Kunst der Sassaniden in der grofsen Verkettung der Kunstgeschichte ihre Bedeutung.

Die Betrachtung der Kunst in Georgien und Armenien im fünften Capitel leitet der Verf. mit einigen Bemerkungen über die Oertlichkeit und das unstete Schicksal dieser Völker ein. Als bedeutendes Moment erscheint hier die Einführung des Christenthums, welche in Armenien durch den heiligen Gregor schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts stattfand, und im fünften durch das Festhalten an die eine, göttliche Natur Christi eine eigenthümliche christliche Kirche bildete, während Georgien und Abkhasien, von Constantinopel aus bekehrt, sich zur griechischen Kirche hielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter von Dr. Carl Schnaase.

(Fortsetzung.)

Die ältesten Gebäude in diesen Gegenden gehören, wie eine Ruine zu *Karhni* im armenischen Gebirge mit einer Vorhalle von sechs jonischen Säulen beweist, der spätrömischen Architektur an. Die Kirche von Pitzounda in Abkhasien am schwarzen Meer, welche in der Zeit zunächst folgt, zeigt dagegen in allen Haupttheilen byzantinische Vorbilder. In einigen Stücken, wie in der hohen Trommel der Kuppel, und der, wohl durch die Rauhheit des Klimas veranlafsten, Bedeckung der Kuppel mit Ziegeln finden sich indefs eigenthümliche Abweichungen. Während dieser Styl für jenes Land mafsgebend ward, bildete sich in Armenien aus heimischen Elementen, wie aus römischen und byzantinischen Einflüssen und Anregungen arabischen Geschmacks ein sehr eigenthümlicher und interessanter Kirchenstyl aus, welchen der Vf. an der wahrscheinlich im 11ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gebauten Kirche der heiligen Ripsime, deren Grundrifs in Holzschnitt eingedruckt ist, im Einzelnen verfolgt. Ref. mufs sich hier begnügen zu bemerken, dafs die Anordnung einer grofsen Kuppel in der Mitte eines Rechtecks den byzantinischen Kirchen entlehnt ist, die auffallendsten Eigenthümlichkeiten aber in den bald vorspringenden, bald von zwei dreiseitigen Mauervertiefungen eingeschlossenen Portalen, nächstdem in grofsen, halbkreisförmigen Nischen, welche im Innern die vier Arme des Kreuzes abschliefsen, ferner in vier, fast abgesonderten Räumen, welche den Ecken des ganzen Baues entsprechen, endlich in der konischen Form der Kuppel und dem gradlinigen System bestehen, welches selbst bei der Bedeckung der Kuppel durchgeführt ist. Die reicheren Kirchen dieses Styls sind an Gesimsen, Bogen, Thüren ganz mit sehr sauber gearbeiteten Verzierungen bedeckt. Da diese indefs nicht architektonisch aus denselben entwickelt sind, haben sie etwas Willkührliches und ist auch die Wirkung der Gebäude, von sehr mäfsigem Umfang, durch den Mangel an kräftigen Gliedern schwächlich und nüchtern, und im Innern eng und dunkel.

Die Kirchen in Georgien folgen, wie die Klosterkirche zu Sion in dem Thale Atem in Karthli, und die bedeutendste aller, die Cathedrale von Kutais in Jmereth und die zu Ani beweisen, im Wesentlichen jenem Styl in Armenien. Vom 12ten Jahrhundert an mischen sich Elemente der arabischen Baukunst ein. Sculptur und Malerei bleiben, bei Benutzung byzantinischer Vorbilder, auf einer sehr niedrigen Stufe.

Im Ganzen gewährt, wie der Verf. am Schlusse bemerkt, die Kunst dieser Gegenden das Abbild einer etwas schwächlichen, abhängigen, ängstlichen, aber verständigen Nationalität.

Die Kunst in Rufsland, auf welche der Verf. im nächsten Capitel kommt, ist ebenfalls nicht auf dem heimischen Boden entstanden, sondern eine durch fremde Einflüsse modificirte Abzweigung der byzantinischen. Es wird zuvörderst dargestellt, wie der Anbau der Künste in Rufsland weder durch das Klima und die Natur des Landes, noch durch die Art der Religion und die Geschichte gefördert worden. Die ersten Kirchen in Rufsland, wie die zu Kiew, welche Wladimir, in Folge seines Uebertritts zum Christenthum im Jahr 988 baute, sind nicht allein sehr mäfsige Nachahmungen der Sophienkirche, sondern selbst von byzantinischen Architekten ausgeführt. Ob die fünf Kuppeln der von 1044—1051 in Novgorod erbauten Kirche, welche bei den späteren russischen Kirchen durchgängig gebräuchlich, ursprünglich vorhanden gewesen, ist nach den bisher zugänglichen Quellen nicht zu entscheiden. Obgleich bis zu Ende des 12ten Jahrhunderts jener, der Sophienkirche entlehnte Grundplan

Digitized by Google

sehr einförmig wiederholt wird, wurden von der 2ten Hälfte desselben ab wenigstens nur russische Architekten angewendet. Charakteristisch ist für jene Anordnung der fünf Kuppeln, dafs die vier kleineren, nach einer ebenfalls in der späteren Zeit in Constantinopel beliebten Weise auf den Eckräumen des Quadrats ruhten, und dafs dieselben mit ansehnlichen Trommeln versehen, aus einem, von dem Klima geforderten, sehr kunstlosen Walmdach, welches das ganze Gebäude bedeckt, herausragen. Der von dem Verf. angenommene Einflufs der Mongolen auf die russische Kunst, während Rufsland von ihnen abhängig war, dürfte, da jene selbst keine Kunst besafsen, nicht von Belang gewesen sein. Auch die Einwirkungen aus den Abendländern, von den stammverwandten Polen und Böhmen, wie von deutschen Colonien der Ostsee, haben die Kunst nicht wesentlich umgestaltet, woran besonders die Verschiedenheit der Religion Ursach sein möchte. Dafs in der 2ten Hälfte des 15ten Jahrhunderts unter Jwan Wassiliewitsch durch die Vermittelung von Kaiser Friedrich III. und Mathias Corvinus eine grofse Zahl von fremden Künstlern aller Art nach Rufsland gezogen wurde, beweist, dafs die einheimischen Künstler den Anforderungen des Herrschers nicht genügten, und mufste, bei der hohen Ausbildung, welche die Künste damals in Italien, wie in Deutschland erreicht hatten, nothwendig auf die eigenthümliche Entwickelung einer einheimischen Kunst, wenn eine solche im Werke war, nachtheilig einwirken. Diese Einwirkung betraf indefs nicht die Kirchenbaukunst, für welche die obige Form schon so typisch geworden war, dafs die heutige Kathedrale von Moskau, und die des Erzengel Michael, welche von dem Baumeister Fioravanti aus Bologna ausgeführt worden, sich von den übrigen nur durch ein besseres Verhältnifs der Höhe und durch einige Details unterscheiden.

Erst nach dem Jahr 1500 gelangt ein in manchen Theilen von dem byzantinischen Styl abweichender zur Ausbildung, den die Beschauer für tartarisch, oder mindestens morgenländisch halten, der aber, wenn irgend einer, als eigenthümlich russisch zu bezeichnen ist. Von den früheren Kirchen wird darin meist die quadratische Grundform, immer aber der Schmuck der Kuppeln beibehalten. Die Decken werden von Tonnengewölben gebildet, als Zierrath kommt der Kielbogen vor, die kleinen Fenster erhalten eine herzförmige Gestalt, und zwar so, dafs die Spitze herabhängt. Sie sind meist in zwei Reihen übereinandergestellt, welches indefs nur dann hinlänglich motivirt ist, wenn, wie dieses bisweilen der Fall, dasselbe Gebäude mehrere Kirchen über einander enthält. An die Stelle einer plastischen Ausbildung der architektonischen Glieder, der Portale, der Wandpilaster, der Gesimse, tritt ein Anstrich von schreienden Farben. Am meisten charakteristisch ist indefs die Form der Kuppel, welche von stärkerem Durchmesser als die meist sehr hohe, öfter thurmartige Trommel, ringsum über dieselbe vorquellend, nach oben sich in einer geschweiften Form ausspitzt, und in der besseren, auch schon früher vorkommenden, Gestalt einem Rettig, gewöhnlicher aber einer ziemlich platten Zwiebel gleicht. Dabei wird die Zahl der Kuppeln, welche sich in abnehmender Gröfse um die mittlere reihen, bei prachtvolleren Bauten so sehr vermehrt, dafs sie in einzelnen Fällen bis auf 25 steigt. Der Hauptschmuck derselben besteht in Vergoldung, Versilberung oder dem Anstrich mit Farben, meist grün oder blau. So sind auch die Walmdächer, woraus sie hervorragen, mit hellen Farben, gelb, roth oder weifs angestrichen. In dem meist niedrigen und düsteren Innern, ist eine, bis an das Gewölbe reichende, mit den Bildern von Heiligen mit goldenen oder silbernen Gewändern geschmückte Bretterwand eigenthümlich, welche den Altar von der Gemeinde trennt. Glockenthürme kommen selten und spät vor. Sie steigen meist aus einer viereckigen Basis in achteckigen, sich verjüngenden Stockwerken auf, und schliefsen mit einer zwiebelförmigen Kuppel ab. Unter den Beispielen, welche der Verf. für diese Bauweise anführt, erwähnt Ref. hier nur der von Jwan dem Grausamen im Jahr 1554 in Moskau erbauten, Wassili Blagennoi genannten Kirche, worin die höchste Stufe des Wilden und Phantastischen erreicht wurde. Das Gewirr von Kuppeln und Thürmen, von Vorsprüngen und Anbauten entsteht hier daraus, dafs dieses Gebäude eigentlich 18, eben so vielen Heiligen geweihte Kirchen enthält. Im 17ten Jahrhundert zeigen sich an den Kirchen hie und da deutsche Einflüsse. Seit Peter dem Grofsen folgt die Architektur dem in dem Abendlande herrschenden Baugeschmack.

Am günstigsten ist die Wirkung der russischen Architektur aus der Ferne, da sie bei den Städten

Digitized by Google

durch die Masse der Kuppeln und Thürme einen reichen und phantastischen Eindruck hervorbringt.

Die Sculptur ist in Rufsland im Mittelalter nicht zur Ausübung gekommen. In der dafür in desto gröfserem Mafse betriebenen Malerei schliefsen sich die Russen in der früheren Zeit, z. B. in den Mosaiken und den unter der Tünche neu entdeckten Wandmalereien der Sophienkirche in Kiew, nicht ohne Erfolg dem byzantinischen Style an. Wenn dem Verf. zuzugeben ist, dafs die späteren Malereien immer mechanischer werden, und durch die in Silber- oder Goldblech aufgehefteten Kleider ein sehr barbarisches und unkünstlerisches Ansehen erhalten, so mufs Ref. doch bemerken, dafs die dunkle Färbung des Fleisches, welche der Verf. bei denselben als charakteristisch anführt, keinesweges allgemein ist, sondern dafs auch öfter ein heller, gelblich-fahler Ton vorkommt und dafs die besseren russischen Bilder sich schon im 14ten Jahrhundert von den byzantinischen, nach antiker Praxis breit vorgetragenen, durch eine sehr verschmolzene, und öfter mit seltenem, technischem Geschick miniaturartig beendigte Malweise unterscheiden. Jeder eigenthümlichen geistigen Entwickelung aber mufste die Malerei schon deshalb entsagen, weil die Form der Heiligenbilder streng vorgeschrieben war.

Den gemeinsamen Grund für die bunten, willkürlichen Formen, welche die Architektur und die davon so verschiedene, trübe und erstarrte, welche die Malerei in Rufsland angenommen, findet der Verf. in der Art der religiösen Richtung, die dem sehr sinnlich aufgefafsten Gott mit den aufgehäuften Formen und den bunten Farben wohlgefällig zu sein glaubt, welcher derselbe Gott indefs, als Bild aufgefafst, in starrer, schrecklicher Gestalt erscheint, wie man denn an einem grofsen Christuskopfe zu Novgorod die Aufschrift liest:

„Siehe, wie dein Gott ein schrecklicher Gott ist"

In neuerer Zeit haben sich die Russen in der Sculptur und Malerei zum Theil mit sehr vielem Erfolg den jedesmaligen Richtungen des Abendlandes angeschlossen.

Eine Schlufsbetrachtung des Verf.'s ist dem Aufsuchen der Ursachen gewidmet, weshalb der Einflufs der byzantinischen Kunst auf verschiedene Völker, z. B. auf die Armenier und Russen und auf die abendländischen Völker so verschiedene Folgen gehabt hat. Der Raum verstattet Ref. nicht, demselben in der geistreichen Entwickelung der Gründe zu folgen, nach denen er jene Unterschiede aus dem Klima, der Religion, dem Stammcharakter, vor allem aus dem sittlichen Leben der Völker erklärt.

Das dritte Buch behandelt die muhamedanische Kunst. In dem ersten Capitel weist der Verf. zuvörderst nach, wie weder die Geistesart der Araber, noch die Lehre des Koran, welche das Bilden von Mensch und Thier verbietet, dem Anbau der Sculptur und Malerei irgend günstig war. Nur in der Baukunst prägte sich der Geist des Islam, wenn schon erst in etwas späterer Zeit, auf eine sehr charakteristische Weise aus. An dem prachtvollen und üppigen Hofe zu Bagdad war es, wo zuerst sowohl in den Moscheen, als in den Palästen der Khalifen grofsartige und eigenthümliche Denkmäler der Architektur entstanden.

Der Cultus des Islam erforderte in den Moscheen nicht in dem Grade die Nothwendigkeit gewisser Formen, wie dieses z. B. bei den Griechen in der säulenumstellten Cella, bei den Christen durch das Verhältnifs der Gemeinde zum Altar statt findet. Da die Mihrab, oder die Halle des Gebets, nach Mekka orientirt sein mufs, welche Richtung durch eine besondere Halle, Kiblah, bezeichnet wird, kann diese nicht immer nach derselben Himmelsgegend liegen, sondern ist natürlich in Africa und Spanien nach Osten, in Indien nach Westen gerichtet. Andere wesentliche Theile sind der Ort der Abwaschungen, der Minaret, oder der Thurm, von welchem der Imam die Stunde des Gebets abruft, endlich ein grofser Raum zur Ablesung von Koranstellen und Gebeten, worin sich die Maksura, oder der Aufbewahrungsort des Korans, der Mimbar, eine Art Kanzel, von welcher der Imam zu den Gläubigen spricht, endlich, wo es nöthig erschien, der Sitz des Khalifen befand.

Die älteren Moscheen bestehen nur in einem von Innen mit Säulengängen umgebenen Hof, in dessen Bezirk durch kleine Gebäude für jene Bedürfnisse des Cultus gesorgt war. Erst die Bekanntschaft mit den Gebäuden der besiegten Nationen liefs sie später an einer Seite des Hofes ein bedecktes Gebäude für die Halle des Gebets und den Mimbar errichten, wofür die Kuppeln, obwohl in sehr wechselnder Form, schon früh beliebt wurden. Auch die Stelle, die Gestalt und die Zahl der Thürme blieb willkührlich und schwankte

Digitized by Google

letztere zwischen einem und sechs. Diese Formen bilden, wie der Verf. bemerkt, bei der Ansicht der Städte den höchst charakteristischen, schroffen und unvermittelten Gegensatz von niedrigen Kuppeln und den stabartig aufstrebenden Minarets.

Auch in dem Verhältnifs der einzelnen Theile, der Säulen und Bögen, finden keine bestimmte Mafse, sondern ein willkürlicher Wechsel statt. Die Säulen sind meist pfeifenstielartig sehr schlank und dünn. Obwohl auch der Kreisbogen vorkommt, ist doch für die Bauten in Aegypten und Sicilien der Spitzbogen, für die in Persien und Indien der Kielbogen, für die in Spanien und den africanischen Ländern gegenüber der Hufeisenbogen die am meisten vorwaltende Form. Die grofsen Flächen der Mauern darüber sind mit den sogenannten Arabesken bedeckt, welche aus sehr künstlichen und geschmackvollen Verschlingungen von Linien und Bändern von sehr geringer Ausladung bestehen. Die Gewölbe endlich, welche diese Räume überdecken, sind aus einer Unzahl von kleinen Höhlungen zusammengesetzt, welche mit ihren Spitzen herabhängen, und einen den Tropfsteinhöhlen und den Honigzellen nahe verwandten Eindruck machen.

Bei dieser Willkühr in allen Theilen hat die arabische Architektur nicht eine stätige, historische Entwicklung, sondern besteht deren Geschichte in der verschiedenen Weise, worin sie die in den verschiedenen von ihnen eroberten Ländern vorgefundenen Bauformen nach Geschmack- und Geistesart verwandelten. Der Verf. geht daher zur Betrachtung jener Formen in den einzelnen Ländern des unermefslichen Reichs der Araber über und kommt im 2ten Capitel zunächst auf Persien und Indien.

Sehr richtig bemerkt derselbe, dafs unter allen Völkern, welche die Araber überflutheten, die Perser noch am meisten Verwandtschaft zu ihnen hatten, so dafs es begreiflich ist, wie sie von diesem Volk eine Form der Bildung annahmen, welche für sie für immer entscheidend ward. So übten auch die Formen der Architektur, welche sie bei den Sassaniden vorfanden, einen sehr grofsen Einflufs aus. Anfänglich machten sie geradezu von den vorgefundenen Gebäuden zu ihren Moscheen Gebrauch, z. B. von der christlichen Kirche zu Damaskus. Wie wenig feststehend aber die Form für neugebaute Moscheen war, beweist die noch in der ersten Hälfte des 7ten Jahrhunderts errichtete Moschee zu Jerusalem, welche die Gestalt eines Achtecks hat. Zu gröfserer Ausbildung ihrer Eigenthümlichkeit gelangte die arabische Baukunst in diesen Ländern unter der Herrschaft der Abbassiden, zumal war dieses in den Palästen der Khalifen zu Bagdad der Fall. Unter den Buiden, den Ghasnaviden, setzt der Verf. und gewifs mit Recht voraus, dafs sich indische und persische Elemente in die Architektur eingedrängt und dafs sich diese auch unter der Herrschaft der Mongolen und der Türken erhalten haben. Denkmale und Nachrichten sind indefs über diesen grofsen Zeitraum sehr unzureichend. Die grofsen Denkmale, welche der Sofide, Schah Abbas, zu Ispahan hat errichten lassen, zeigen nach den Nachrichten der Reisenden keine wesentlichen Veränderungen der frühern Bauweise. Als charakteristisch für diese Ausgestaltung muhamedanischer Architektur bezeichnet der Vf. aufser dem Kielbogen die birnförmigen Kuppeln, die grofse nischenförmige Halle der Portale und im Allgemeinen heitere und bequeme Formen.

Der Verf. leitet darauf die grofsartigere Ausbildung, welche jener Styl in Indien erhielt, mit einem Ueberblick der mächtigen Dynastieen der Patanen und Grofs-Moghuln ein, von denen Delhi und Agra die Mittelpuncte bildeten. In den Ueberresten der ersteren, in den Trümmern von Delhi, unter welchen der Verf. den kolossalen, aus rothem Granit gebauten runden Thurm, *Cootub Minar*, hervorhebt, sind sehr grofse Verhältnisse, ein kräftiger Charakter der Formen, und eine sehr saubere Ausführung der Ornamente charakteristisch. In noch gröfserer Ausbildung zeigt sich dieser Styl in den Ruinen von Bejapur in Dekan, welche Moscheen, Paläste und Grabmäler der Herrscher von einem Umfang enthalten, dafs z. B. die Kuppel der von Mahomed Schah erbauten die der Paulskirche in London an Weite übertrifft. Die starken, viereckigen Pfeiler, auf welche hier die Gewölbe anstatt der dünnen Säulen ruhen, die consequente Anwendung des Kielbogens, der Reichthum von feinem Detail, verleiht diesen Gebäuden einen kräftigen, harmonischen und in der Nähe betrachtet, zierlichen Charakter.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nebraska University Library

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter von Dr. Carl Schnaase.

(Schlufs.)

Die Bauten in Agra, und dem von Schah Dschehan neben den Trümmern des alten erbauten, neueren Delhi übertreffen indefs alle andern durch ihre grandiose Einfachheit und die Verschwendung der kostbarsten Stoffe. Aus Agra führt der Verf. als Beispiele den Palast des Akbar, die grofse und die aus weifsem Marmor bestehende Perlmoschee an. Bei Gelegenheit der höchst eigenthümlichen Grabmonumente der Grofsmoguln macht er eine sehr treffende Vergleichung derselben mit dem so sehr verschiedenartigen Charakter der Mausoleen der römischen Kaiser. Die erst im 17ten Jahrhundert ausgeführten Monumente in dem neuen Delhi übertreffen selbst an Reichthum noch die von Agra. Von den Bauten von Bejapur unterscheiden sich alle diese durch eine gröfsere Eleganz, und sie nehmen nach dem Urtheil des Verf.'s auf der Stufenleiter architektonischer Schönheit eine höhere Stufe ein als die gleichzeitigen Prachtbauten in Europa.

Im Eingang des dritten Capitels, welches der Kunst der Araber in Aegypten und Sicilien gewidmet ist, bemerkt der Verf. sehr treffend, wie auch unter dem Islam der religiöse Geist in Aegypten ein ernster, fast finsterer geblieben, und demgemäfs vorzugsweise grofse Lehranstalten und prachtvolle Moscheen gestiftet worden sind. In den Formen hat sich hier ein stärkerer Einflufs byzantinischer Vorbilder erhalten, wie sowohl die Kugelform der Kuppeln, als der öfter über den Säulenstämmen vorkommende Würfel beweist. Die älteren Moscheen haben die oben angegebene, einfache Form.

Das im 10ten Jahrhundert gegründete Kairo enthält die Hauptdenkmale. Als sehr bezeichnend hebt der Verf. bei den Privatgebäuden das alleinige Hinarbeiten auf Gemächlichkeit des Inneren mit gänzlicher Vernachläfsigung des Aeufseren hervor. Für die ältere Zeit werden die Moscheen des Amru (in Alt-Cairo) und des Ibn Tulun, für die spätere Zeit die des Saladin, an welcher abendländische Einflüsse bemerkbar, (1171 gegründet) und des Sultan Hassan (1356) angeführt, welche von abweichenden Formen ist, und in einigen Theilen an die Würde der altägyptischen Architektur erinnert. Die Einfachheit dieser Bauten streift indefs an Leere, bei dem Gebrauch des Bogens fehlt es an Verständnifs, bei den Gewölben an tüchtiger Kenntnifs dieser Constructionsweise. Dagegen zeigt die Ornamentik, wo es auf Flächendecoration ankommt, eben so reiche, als geschmackvolle Muster, deren Wirkung noch durch die leuchtenden, harmonischen Farben und ein edles Material verstärkt wird. So wie aber die Verzierungen eine plastische Ausladung haben, zeigt die haltnngslose Willkür den Mangel eines architektonischen Princips. In Betreff des so viel besprochenen Spitzbogens an diesen Bauten unterscheidet der Verf. mit gewöhnlicher Schärfe sehr richtig zwischen dem Ursprung des Spitzbogens und des Spitzbogenstyls.

Die arabischen Bauten auf Sicilien haben, wie die bekannten Paläste bei Palermo die *Zisa* und *Cuba* beweisen, eine gröfsere Verwandtschaft zu jenen ägyptischen Bauten, als zu denen in Spanien, zu welchen der Verf. im vierten Capitel übergeht. Da dieselben viel allgemeiner bekannt sind als die anderen Verzweigungen der arabischen Baukunst, kann Ref. sich hier kürzer fassen. Wegen des reicheren Materials, welches hier vorliegt, hat der Verf. diesen Abschnitt mit besonderer Genauigkeit und sichtbarer Liebe behandelt. So wird das Hauptdenkmal aus der früheren Zeit der Herrschaft der Mauren in Spanien, die grofse Moschee zu Cordova, sehr ausführlich beschrieben, die zahlreichen Schiffe des bedeckten Theils als be-

Digitized by Google

sonders eigenthümlich hervorgehoben und auf die phantastische Wirkung dieses Waldes von mindestens 850 Säulen aufmerksam gemacht. Der Gebrauch des hufeisenförmigen Bogens wird sehr scharfsinnig aus dem constructiven Bedürfnifs erklärt, über den kurzen Säulenstämmen noch eine so ansehnliche Höhe hervorzubringen, dafs die Bedeckung des ganzen Raumes nicht zu niedrig ausfiel, was mit dem halbkreisförmigen Bogen nicht zu erreichen gewesen wäre. Die poetische Schilderung der Wunder des von Abdelrahmans III. (912—961) erbauten Palastes zu Zahra, worin sich in Spanien wohl mit am frühsten das orientalisch-phantastische Wesen der Mauren auf das Glänzendste und Reichste aussprach, mufs im Werke selbst gelesen werden. In dem Sanctuarium der Moschee von Cordova weist der Verfasser einen byzantinischen Einflufs nach. Als Uebergangsdenkmale zu dem späteren, eigenthümlich ausgebildeten Styl wird der Minaret, die sogenannte Giralda und der Alcazar von Sevilla angeführt. Bei der Alhambra, dem Hauptdenkmal dieses letzten, verweilt der Verfasser länger. In der 2ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts gebaut, erhält sie in den beiden folgenden Jahrhunderten ihre reiche Ausstattung. Wenn der Verf. die Schwäche der constructiven Theile, z. B. in den künstlichen Scheingewölben nicht verhehlt, so würdigt er dafür mit Feinheit die geschmackvolle Vertheilung der Farben, die sinnreichen Combinationen in den Mustern der Verzierungen und sagt von der beabsichtigten Wirkung beider sehr gut: „Es ist dabei auf eine leichte Beschäftigung der Phantasie, auf einen träumerischen Reiz abgesehen; das müfsige Auge soll sich in diesen Verschlingungen verlieren, auf diesen glänzenden und frischen Farben sich tändelnd ergehen." Der Haupteindruck des Ganzen ist der luftiger und schattiger Räume, welche mit ihren springenden Wassern während der Hitze des Tages zum Genufs kühler und behaglicher Ruhe einladen.

Einige Gemälde, so wie die bekannten zwölf Löwen in der Alhambra sind Zeugnisse der geringen Stufe, auf welcher die Mauren in der Malerei und Sculptur standen, wenn sie sich einmal gegen die Vorschrift des Korans auf deren Gebiet versuchten.

In einer kurzen Betrachtung der Architektur bei den Türken weist der Verfasser an den bedeutendsten Moscheen nach, dafs sie sich wesentlich nach den vorgefundenen byzantinischen Mustern richteten und nur manche Eigenthümlichkeiten der arabischen Architektur, wie die Minarets, damit verbanden.

Das fünfte, „über den Geist der moslemischen Kunst" überschriebene Capitel enthält eine Reihe von höchst geistreichen und scharfsinnigen Bemerkungen. Sehr richtig erkennt der Verfasser in der arabischen Architektur den Mangel eines Grundprincips und bezeichnet als das am meisten charakteristische desselben das Gesetz des Contrastes, welches mit einer gewissen Meisterschaft durchgeführt ist. Was der Verfasser über die Bedeutung der Arabeske, über die Poesie und die Musik der Araber sagt, mufs im Zusammenhang gelesen werden. Im Allgemeinen mufs Referent jedoch bemerken, dafs die Ausführlichkeit, womit die Kunst der Araber behandelt worden, bei der untergeordneten Stufe, welche der Verfasser derselben selbst anweist, nach der in diesem Werke befolgten Oekonomie, z. B. mit der Kunst der Griechen verglichen, etwas zu grofs ausgefallen ist.

In dem 4ten und letzten Buche dieses reichen Bandes behandelt der Verfasser das Karolingische Zeitalter. Das erste, die historische Einleitung enthaltende Capitel ist besonders reich an Feststellung jener allgemeinen, für die Erklärung der einzelnen Erscheinungen so wichtiger Standpuncte, worin nach dem Erachten des Referenten kein anderer Kunstschriftsteller ihm gleich kommt. Es ist schon mehrfach ausgesprochen worden, wie das Christenthum erst in den germanischen Völkern zu seiner reinsten und tiefsten Entwickelung gelangte, und in Folge dessen auch im Gebiete der bildenden Künste die schönsten Früchte trug. Hier wird aber diese Wahrnehmung mit Feinheit in ihren einzelnen Momenten verfolgt, die nothwendige Vermittelung des Christenthums und der sonstigen Bildung durch die Völker der alten Welt in ihrer Bedeutung erkannt, die Ursachen des langsamen und späten Heranreifens einer höheren Bildung nachgewiesen. In Karl dem Grofsen, „einer echt christlichen und echt deutschen Gestalt," hebt der Verfasser sein Bewufstsein der Bedeutung von Gelehrsamkeit und Kunst hervor, welchem er indefs bei der Rohheit seiner Zeitgenossen praktisch eine sehr ungenügende Geltung verschaffen konnte. Sehr treffend bemerkt derselbe, dafs die Begünstigung des deutschen Elements durch Karl den Grofsen beson-

Digitized by Google

ders dadurch eine grofse Reaction ausübte, dafs sie ihren Sitz im Norden Frankreichs hatte, wo römische Sitte viel weniger verbreitet war. Wem, wie auch dem Referenten, die Sprache der Lebensathem des Volks ist, mufs dem Verfasser durchaus Recht geben, wenn er den Hauptgrund der späten Entwickelung nationaler Eigenthümlichkeiten darin findet, dafs die lateinische Sprache so viele Jahrhunderte lang als Schriftsprache die herrschende blieb.

In dem 2ten, die ersten Leistungen germanischer Architektur behandelnden Capitel weist der Verfasser zuvörderst nach, dafs die germanischen Stämme, welche sich zuerst in dem Römereich festsetzten, für die Baukunst keine eigenthümlichen Elemente mitbrachten, so dafs in dem Reich der Ostgothen in Italien durchaus in spätrömischer Weise fortgebaut wurde. Als Beispiel werden der Palast des Theodorich und sein Grabmal zu Ravenna besprochen. Später machen sich in Ravenna byzantinische Einflüsse geltend. Unter den Longobarden blieb derselbe Zustand. Ein ähnliches Verhältnifs fand auch im Reiche der Westgothen im südlichen, wie in dem der Franken im nördlichen Frankreich statt. In den Kirchen wurde die Form der Basiliken beibehalten. Erst in der von Karl dem Grofsen erbauten Kirche zu Aachen ist ein byzantinischer Einflufs unverkennbar. Mit Recht macht hier der Verfasser auf den Gegensatz des grofsen constructiven Geschicks, und der sehr gesunkenen, und den spätrömischen Bauten weit nachstehenden Technik in der Bearbeitung des Steins, wie im Mauerwerk aufmerksam. An der Form der Basiliken, welche ungeachtet einzelner Nachahmungen des Doms von Aachen im Allgemeinen doch unter Karl dem Grofsen, wie später, die vorherrschende blieb, motivirt der Verfasser die drei wichtigen, darin eintretenden Veränderungen der Verlängerung der Absis, der Anlage des Querschiffs und die eines zweiten Chors gegen Westen. Bekanntlich herrschen über die Ursachen, welche die Anlage des letzten zur Folge gehabt, verschiedene Ansichten. Der Verfasser glaubt nach dem Beispiel der alten Michaelskirche zu Fulda, wo die Verlegung des Grabes des heiligen Bonifacius aus der Mitte der Kirche in eine besondre Krypta am Westende, zu jenem zweiten Chor Veranlassung gegeben, dafs bei der zunehmenden Verehrung der Reliquien auch bei andern Kirchen ähnliche Rücksichten jene Anlage zur Folge gehabt haben, während Sulpiz Boisserée in der neuen Ausgabe seiner Denkmale der Baukunst das Vorbild hierzu in der Kirche des heil. Grabes zu Jerusalem sucht, welches letztere indefs Ref. noch sehr problematisch erscheint. Gewifs hat aber der Verf. Recht, wenn er diese Anordnung architektonisch keine glückliche nennt, da sie den eigenthümlichen Charakter des Eingangs im Gegensatz zum Chor aufhob. Als eigenthümliches Element der germanisch-christlichen Baukunst erwähnt der Verf. die durch den Gebrauch der Glocken hervorgerufenen Thürme, welche aber erst später zu einer bestimmteren Ausbildung gelangten.

Die tiefe Stufe, worauf sich zur Zeit Karl's des Grofsen im Allgemeinen die Architektur befand, wird am Schlufs durch den Mangel aller feineren Gliederung und die Armuth und Rohheit aller Ornamente am Dom zu Aachen, als dem Hauptdenkmal dieser Zeit, dargethan.

Die Geschichte der Plastik und Malerei im Karolingischen Zeitalter, welche den Gegenstand des dritten Capitels ausmacht, beginnt der Verf. mit Erwähnung der Werke, welche vornehmlich von den Päpsten zu Rom ausgeführt, den germanischen Völkern zum Vorbilde dienten. Nach dem Vorgange zu Constantinopel waltete darin das Streben nach Pracht und Glanz durch die Ausführung von Mosaiken, durch die Verwendung von Gold und Silber, vor. Als Beispiel des Zustandes der Malerei um den Anfang des 9ten Jahrhunderts scheint der Verf. ein zu grofses Gewicht auf die Copie nach der Mosaik im Triclinium des Papstes Leo III. zu legen, welche sich in der grofsen Nische neben der heiligen Treppe befindet, indem die Treue in derselben wohl nur ziemlich allgemein sein dürfte.

Von Sculpturen und Malereien, welche schon unter den Merovingern in Frankreich ausgeführt worden, hat sich, wie es scheint, gar nichts erhalten. Selbst nach Manuscripten mit Miniaturen aus dieser Zeit hat sich Ref. bisher umsonst umgethan. Für die Sculptur im Grofsen wird als einziges Beispiel der karolingischen Epoche im fränkischen Reiche das Relief der Extersteine angeführt, welches aber auch nach dem Erachten des Ref. erst im 10. oder 11. Jahrhundert ausgeführt sein kann. Bei der Betrachtueg der Miniaturen, als der einzigen sicheren Malereien aus der-

Digitized by Google

selben Epoche, hebt der Vf. sehr richtig die Umstände hervor, welche bei dem Schlufs aus der Beschaffenheit derselben auf den gleichzeitigen Zustand der Malerei im Ganzen die gröfste Vorsicht gebieten. Da wir indefs aus solchen Epochen, in denen Malereien im grofsen Maafsstabe und Miniaturen vorhanden sind, wie z. B. aus dem 14. und 15. Jahrhundert, ersehen, dafs letztere mit den ersteren immer sehr übereinstimmen, und eine Art von Reflex derselben sind, wird man bei den Miniaturen, welche sicher von den angesehensten weltlichen oder geistlichen Fürsten, oder den reichsten Klöstern in solchen Epochen veranlafst worden sind, wòrin gröfsre Malereien fehlen, in der Regel mit ziemlicher Sicherheit auf die Art und Weise derselben zurückschliefsen können. Während in den Miniatnren der übrigen Abendländer in allen Theilen noch die Vorbilder altchristlicher oder byzantinischer Kunst mit mehr oder minder Geschick befolgt werden, zeigt sich darin zuerst bei den durch ihre Frömmigkeit und Gelehrsamkeit im 7. Jahrhundert ausgezeichneten Angelsachsen, bereits um diese Zeit in so fern eine entschiedene Eigenthümlichkeit, als in ihnen Miniaturen das letzte Verständnifs der organischen Formen, wie des Faltenwurfs verloren, und an die Stelle eines breiten Vortrags mit dem Pinsel eine höchst saubere, aber magere Zeichnung mit der Feder getreten ist, worin der Verfasser sehr richtig ein kalligraphisches, dem architektonischen verwandtes Princip erkennt. Da der Verfasser bei seinen Bemerkungen über die Miniaturen der Carolinger den Notizen des Ref. folgt, will derselbe hier nur hervorheben, wie derselbe sehr richtig darauf aufmerksam macht, dafs sich bei Darstellungen weltlichen, besonders kriegerischen Inhalts der eigenthümliche Geist der Franken am meisten ausspricht, indem sie dabei nicht durch Vorbilder gefesselt wurden. In Betreff der durch die von d'Agincourt gegebenen Durchzeichnungen unter allen karolingischen Miniaturen am allgemeinsten bekannt gewordnen in dem berühmten Codex der Vulgata in der Kirche St. Maria in Trastevere zu Rom, von welchen der verstorbene von Rumohr der Ansicht war, dafs sie auf Veranlassung Karl's des Grofsen gemalt worden, bemerkt Ref., dafs er diese schon nach jenen Durchzeichnungen für aus der Zeit Karl's des Kahlen hielt. Nachdem aber Ref. den Codex selbst gesehen, fand er seine Vermuthung über die spätere Zeit der Miniaturen nicht allein völlig bestätigt, sondern war wegen der gröfseren Rohheit der Behandlung als die Miniaturen in den sicher unter Karl dem Kahlen beschafften Manuscripten in der königl. Bibliothek zu Paris geneigt, sie aus der letzten Zeit dieses Kaisers zu halten, indem die Malerei im Laufe des 9ten Jahrhunderts immer mehr sinkt. Als Ref. gelegentlich den Herrn Geheimerath Pertz um seine Ansicht über das Alter jenes Codexes befragte, erklärte derselbe, dafs er ihn aus palaeographischen Gründen für ein auf Veranlassung Kaiser Karl's des Dicken beschafftes Denkmal halte, welches also sehr nahe mit der obigen Ansicht übereintrifft. Sehr richtig hebt der Verf. die ungemeine Ausbildung der Ornamente in den Initialen und den Rändern in diesen Denkmalen, sowohl in Rücksicht der stylgemäfsen Erfindung und des Geschmacks, als der Technik hervor.

Die Erklärung dieser Erscheinung, worin der Verfasser mit Recht die früheste Aeufserung des architektonischen Sinns der germanischen Völker erkennt, im Gegensatz zu der Rohheit in den menschlichen Figuren, führt denselben im vierten und letzten Capitel zu einer Reihe von geistreichen Bemerkungen über die Bedeutung der Arabeske, über die sehr ungleiche Ausbildung derselben bei den verschiedenen Völkern, wofür er den Hauptgrund in der Verschiedenartigkeit der Religion findet, über das Verhältnifs der Arabeske zum Reim, und wieder des Reimes zur Farbe, welche in dem Buche selbst im Zusammenhange gelesen werden müssen.

Möge die durch die Ausarbeitung dieser drei Bände, in Verbindung mit überhäuften Berufsgeschäften geschwächte Gesundheit des trefflichen Verfassers bald wieder so weit gestärkt sein, dafs er dieses Werk in derselben Weise zu Ende führen kann, so wird die deutsche Nation ein neues und bleibendes Denkmal ihrer grofsen Fähigkeit besitzen, die verschiedenartigsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Geistes in ihrer eigenthümlichen Bedeutung und in ihren vielseitigen Beziehungen aufzufassen und darzustellen.

G. F. Waagen.

Digitized by Google

University Library

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

XX.

Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Eine Vorarbeit zum deutschen Staatsrechte von Clemens Theodor Perthes, ordentl. Professor d. R. in Bonn. Hamburg und Gotha, 1845.; *bei Friedrich u. Andreas Perthes.* 8.

Wir knüpfen bei der anzeige dieser höchst interessanten schrift an einer fast gegen ende derselben vorkommenden äuszerung an. Es heiszt nämlich s. 293, 294: „Das vorige jahrhundert hatte die aufgabe, für die durch die wiszenschaft vermittelte politische anschauung die entsprechende form zu bilden, den gedanken des deutschen staats in der wirklichkeit darzustellen, also staatsformen zu schaffen, welche neben der allgemeinen zur erscheinung gebrachten politischen wahrheit zugleich das besondere und eigenthümliche des deutschen volkes erkennen lieszen. Die schöpferische kraft, welche diese aufgabe zu lösen bestimmt ist, erscheint der *kunst*, der darstellerin des gedankens, wesentlich verwandt, aber auch wesentlich von ihr verschieden. Denn während die kunst bei ihrer darstellenden thätigkeit den stoff, dessen sie bedarf, lediglich als mittel, welches durchaus keinen anspruch auf achtung hat (?), zu betrachten berechtigt ist, hat die staatbildende kraft ihr werk, den staat, aus einem stoffe, dem menschen, darzustellen, welcher gleichen werth mit dem werke selbst besitzt, und daher niemals nur als mittel dient." — Indem wir die richtigkeit dessen, was auszusprechen hier offenbar *in der intention* des verfaszers lag, vollkommen anerkennen, haben wir uns doch erlaubt, ein fragezeichen in seinen text zu setzen, weil die art, wie die sache hier ausgedrückt erscheint, leicht ein misverständnifs zur folge haben könnte. Der darstellende künstler ist allerdings auch an seinen stoff gebunden, und er wird herr der darstellung nur, indem er den stoff für die darstellung nach den demselben einwohnenden gesetzen behandelt, indem er die schranken, die ihm diese gesetze ziehen, anerkennt — dies aber thut im grunde auch nur der staatskünstler, indem er anerkennt, dasz der mensch ein anderer stoff ist, ein stoff, dessen gesetz es eben ist, persönlichkeit zu sein. — Nun! diese parenthese apart, so liegt offenbar in dem, was der verf. in dem oben angeführten satze auszusprechen beabsichtigt, schon eingeschloszen das, was er auf der folgenden seite weiter ausführt, dasz nämlich der innerste kern der staatsbildung die religion sei, und dasz ein staat nur in sofern eine gewähr seiner dauer und seiner lebenskraft hat, als er von religion, und zwar von der wahren religion gegründet, durchdrungen, und in seinen einzelnen theilen, gewissermaszen in seinem stoffe durchleuchtet ist. Für uns giebt es keine grundlage staatlicher gestaltung mehr als Christus den Herrn — jede andere ist loser sand; und eben daraus, dasz Deutschland in jener zeit vor der französischen revolution diesen innersten zusammenhang zwischen staat und kirche auf keinem puncte mehr anerkannte, dasz man an einen religionslosen, d. h. gegen die religion gleichgiltigen staat glaubte, liegt die unmöglichkeit, in der sich jene zeit befand, etwas zu bauen, liegt die lösung des räthsels, dasz man bei aller baulust nur zerstörte. Es wird auch ferner so sein mit allem, was man auf anderem grunde versucht, als auf dem, welcher der einzige wahre ist. Hierin liegt nun aber zugleich dies, dasz jener ausdruck, den *wir* oben brauchten: *staatskünstler* — in der that ein frivoler, verwerflicher ist — ja! selbst den ausdruck: *staatskunst* möchten wir mit diesem stigma versehen, da die kunstthätigkeit eine selbstständigkeit des meszenden, trachtenden menschen einschlieszt, wie sie dem wahren staatsweisen, der die abhängigkeit von der *lebendigen, persönlichen* natur seines stoffes als ein religiöses ver-

Digitized by Google

hältnifs fühlt, nie in den sinn kommen kann. Wenn der schaffende geist schon in den bildenden und redenden künsten an die gesetze der farbe, des steingefuges, der tonverhältnisze, der wortbildung und wortfügung und des wohllautes und rhythmus streng gebunden ist, so hat er doch innerhalb der schranken, die ihm diese gesetze ziehen, beziehungsweise freien raum, wenn wir ihn vergleichen mit dem staatsmanne, welcher, lebendigen persönlichkeiten, individuen und corporationen gegenüber, nirgends eine wahre kraft kennen und haben kann als im religiösen glauben, der ihm allein eine wahre einsicht in die letzten gründe und ziele menschlichen lebens eröffnet, und ohne welchen er bei jedem schritte dem wahren gesetze seines stoffes innerste gewalt anthut, und gröszeres unglück, härteren miston für spätere zeiten gründet, als er für den moment vermeiden wollen kann. Staatskunst im wahren Sinne ist nur der lebendige athem gottes des Herrn. Wir laszen dies thema einstweilen fallen, um sofort von einer anderen seite darauf zurückzukommen.

Es heiszt weiterhin s. 299 ganz richtig: „Als seit Friedrich dem groszen die mächtigen von dem streben, den staat nach eigener willkühr zu bilden, ergriffen wurden, bauten sie die staaten nicht aus dem volke heraus, sondern in das volk hinein, und bewirkten, dasz volk und staat fremd, ja feindlich einander gegenüberstanden. Als später die überzeugung sich verbreitete, dasz jeder einzelne in derselben weise, wie der fürst, berechtigt sei, nach individuellem willen die staatsgewalt zu bestimmen, ward wenigstens in der theorie der krieg aller gegen alle zum princip der politischen entwickelung gemacht." Hiezu haben wir zu bemerken, dasz ein bewufstes fortleiten des volksgeistes doch nach allen *den* seiten eine unmöglichkeit ist, wo nicht das ziel, dem man zusteuert, *ein theil ist der göttlichen offenbarung*. *Dies* allerdings kann und soll eine staatsgewalt, die ihr verhältnifs zu gott und menschen wohl erkannt hat, nämlich die erfrischung, welche dem staate wie allem leben aus der kirche zuströmt, so wie die läuterung und reinigung, die der ganze stoff des staates fortwährend nur aus der religion zu schöpfen hat, in lebendig sprudelnden quellen offen zu halten — alles übrige kann nicht ein bewufstes fortleiten des volksgeistes genannt werden; denn was aus diesem s. g. bewufsten fortleiten resultiren wird, ist jederzeit ein unberechenbares, dem bewufstsein zunächst, wenn auch scheinbar noch so klares, in der that dunkles, was sich in seinen consequenzen immer ganz anders auseinanderlegt, als man mit bewufstsein erwartete, es sei denn, die fortleitung bestehe eben in nichts als in einem zusammenfaszen schon vorliegender resultate, welche früher (ohne klarheit über das einstige ergebnifs) im drange lebendiger kraft des volkes gewonnen worden sind. So wird man z. B. von Karl's des groszen gesetzgebung einerseits sagen können, dasz in ihr ein bewufstes fortleiten stattgefunden habe, während andererseits in ihr nirgends ein *neues*, nirgends ein *motiv*, sondern überall nur die klare erfaszung schon vorhandener resultate gegeben ist. Das kann man aber doch nur sehr uneigentlich ein fortleiten nennen — denn die möglichkeit solches bewufsten zusammenfaszens von resultaten findet eben nur statt, wo *die* seiten des lebens, welche resultate geben, in gewisser art *erledigt*, abgethan sind. Es ist dies weniger ein bewufstes fortleiten strebender kräfte, als das anlegen eines inventars und zweckmäszigeres magaziniren bereits erworbenen reichthums. Nun liegt es aber in der natur solches gewinnes, dasz man ihn nur sichern und inventiren kann, wenn *die* kraft, die ihn producirte, eine erschöpfte ist, denn ein wahres, lebendiges streben setzt immer ein noch unerreichtes voraus, ein noch nicht vorliegendes resultat — so wie dies gewonnen ist, zieht sich das interesse des strebenden geistes von ihm zurück, und läszt ihn, seiner gewifs, ruhig weiter wirken, bis dies zurückziehen des interesses allmälig den reichthum verbrauchen oder verkommen, in verfall gerathen läszt, während andererseits die neuen bahnen, die inzwischen die strebende kraft einschlug, neue bedürfnisse erzeugen laszen, denen der alte reichthum auch nicht mehr genug thut, denen er oft hinderlich in den weg tritt, so dasz er allmälig sogar als eine last erscheinen kann. Ueberall, wo streben, kraft und fortleitung ist, ist auch das bewufstsein auf enge räume, auf die nächsten schritte verwiesen; und in demselben masze wie die klarheit des bewufstseins wächst, in demselben masze wie der freigewordene raum für bewufstes eingreifen sich erweitert, wird die kraft des strebens abgenutzt, hört die wahre fortleitung auf, und eine uneigentliche, lediglich auf resultate gestützte fortleitung, oder gar eine verwirrende, zerstörende, rrsultate nicht anerkennende tritt an ihre stelle. Ein volksgeist, der auf die

Digitized by Google

bewufste fortleitung (auszerhalb der in der göttlichen offenbarung beschloszenen ziele und räume) verwiesen ist, ist nach *der* seite, die so vom bewufstsein ergriffen wird, immer schon gewissermaszen aufgetrocknet, verhärtet, zu holz und rinde geworden, und entweder hat der volksgeist nun noch wiederum andere, unerkannt fortarbeitende seiten, oder er hat eben seinen ganzen inhalt entwickelt und ist mit dem reichthum seiner kräfte zu einem ende gekommen. Dasz auch das vorhergehende kräftige, lebendige streben eines volkes nach zielen, deren erreichung noch nicht als resultat vorliegt, bewufs*tere* repräsentanten finden musz, dasz diese bewufstern repräsentanten seine staatsmänner sind, liegt nun freilich in der natur der sache — aber auch deren bewufstsein ist doch nur zum theil, nur (wie wir sagen möchten) nach der seite der äufserlichen verwendung und des nächstvorliegenden ein verständigklares, und wird allezeit seinen haupthalt in einem naturbestimmten, zeitbestimmten drange, in einer (wenn auch noch so kalt- und verständig-geäuszerten) leidenschaft, in einer prädestination haben. Das will auch wohl der verf. mit den worten sagen: „Staatsmänner bedurfte der deutsche staat im vorigen jahrhunderte, welche den geist ihres volkes *als ihren eignen besaszen*, ihn nicht blosz auszer sich erkannten, sondern auch in sich fühlten und durchdrungen waren von allem, was in ihrem volke lebte und drängte. Getragen von der gewaltigen macht, welche der organischen volkseinheit inne wohnt, konnten sie den ereignissen der geschichte und den thaten der völker gegenüber die erkannte politische wahrheit fest bewahren und politische schöpfungen möglich machen, welche dem volke in seiner gesammtheit nie gelingen." In jedem anderen sinne, als in dem, welchen wir bezeichneten, würden wir dieser ansicht widersprechen müszen, denn in letzter instanz gilt auch von den staatsmännern, was der verf. s. 309 so schön von unseren alten dichtern sagt: „Der sänger sang nicht *wie und was er wollte*, sondern wie und was er *mufste;* nicht frei, unabhängig und des grundes seiner dichtung sich bewufst, sondern als werkzeug der nationalen naturkraft, die sich durch ihn offenbarte" — ja! es gilt dies noch von den staatsmännern scheinbar so verständig bewufster zeiten, wie die letzte hälfte des 18. jahrhunderts war — wie wenig, wenn wir jetzt auf diese zeiten zurückblicken, waren doch jene männer der aufklärung und des gemeinen wohles sich der wahren gründe ihres thuns bewust, während sie in einer befangenheit, an die sie selbst als an die summa aller klarheit glaubten, handelten. Wie dankbar müszen wir ihnen nun sein, dasz sie ihr eignes grab gruben, während sie das paradies auf erden zu gründen und der göttlichen majestät ihren schauer zu stehlen meinten!

Mann kann aber dies, was wir als staatsmännisches prädestinirtsein bezeichneten, auch einen *glauben* nennen, denn es ist eine *ihrer selbst gewisse kraft des geistes* — und in allen fortleitenden, schaffenden, strebenden zeiten wird dieser glaube ein nationaler, er wird die rechte geistige macht des volkes sein. Er bestimmt den einzelnen schritt, wie der religiöse glaube das letzte ziel, nach welchem der einzelne schritt bemeszen werden soll — er giebt das material des ausbaues, während der religiöse glaube das fundament sein und bleiben musz. So lange diese kräfte in harmonischer wirkung sind, wird es sittlich mit einem volke wohl bestellt sein — aber alles gehet aus den fugen, wenn der ausbau kein verhältnifs mehr zum fundament, oder überall kein rechtes fundament hat; dann wird nothwendig auch der nationale glaube schwinden, alles in subjectiven richtungen auseinander gehen, und staatsweisheit und volksbedürfnis mit den nasen aneinander rennen, dasz sie bluten und schmerzen, wenn nicht gar zu schimpflicher verstümmelung verloren gehen.

Eine solche kranke zeit war nun aber die Deutschlands vor der revolution, und sie zu schildern hat der verf. unternommen. Wir haben alle ursache, ihm dafür von herzen dankbar zu sein — denn eine der schwersten aufgaben, die darstellung nämlich eines organismus, der durch das reiszen aller innern bänder allmälig aufgehört hat, ein wahrer organismus zu sein, der zum theil zerbröckelt ist, war dies unternehmen; und eine der undankbarsten arbeiten überdies, denn wenig freudige, belohnende gegenstände konnten der natur der sache nach auf dem langen wege der forschung und zusammenstellung begegnen; — oft aber auch die schmerzlichste aufgabe, — eine ähnliche wie sie kindern wird, wenn sie an verstorbene ältern zuzurückdenken, ihnen die schuldige pietät bewahren und doch der wahrheit ihre ehre geben, und der dahinge-

Digitized by Google

schiedenen sünden auch in rechnung tragen sollen. Wenn wir die schauerliche verkommenheit vieler seiten des deutschen lebens im vorigen jahrhunderte, deren gar manche unsere heutigen lichtfreunde und mercantilen utilitätsprediger im wahren krebsgange restauriren möchten, uns lebhaft vor augen rücken, sollen wir nicht vergeszen, dasz diese wunderbare kleingespaltene ständerepublik des deutschen reiches einst allein die möglichkeit der durchführung, ja der entstehung der reformation als einer volksbewegung gewährte; dasz sie allein unserer nation auch die fülle der einzelentwickelung fortwährend möglich machte, bei der wir geistig über alle völker der erde reich geworden sind. Dasz nun in dem vorliegenden buche die abstoszenden seiten des gegenstandes oft sehr lebhaft in den vordergrund treten, hat theils seinen grund darin, dasz gerade das staatsleben die *kläglichste* seite jener zeit des 18ten jahrhunderts in Deutschland war, theils auch darin, dasz überdies die memoiren, die hier benutzt werden konnten, schon der pikanteren darstellung halber, oft aber auch (wie z. b. die von Lang's) der hohnerfüllten gemüthsart der verf. nach, den scandal recht nackt und ohne alle vermittelnden eindrücke, die das lebendige leben immer tausendfach bringt, herausheben. Das auffallende, verletzende wird immer am leichtesten bemerkt, und der, welcher mit seinem eigenen egoismus noch zu kämpfen hatte gegen eine zusammenbrechende gestalt des lebens, hat immer das schärfste auge für die puncte, wo sein interesse von fremdem egoismus, und namentlich von egoistischer benutzung allgemeiner verhältnisse (die eigentlich von solcher benutzung frei bleiben sollen) berührt und gehemmt worden ist. So wenig ein aus einem garten zusammengesuchtes bouquet ein wirkliches bild des zustandes des gartens gewährt, so wenig gewähren pikante memoiren in der regel ein wirkliches bild des lebens im groszen — man erfährt im grunde nur, dasz unter anderem auch solche und solche möglichkeiten darin vorkamen, wobei sich indessen in der persönlichen erinnerung die farben auch leicht carrikiren. Nicht wer von 1790 — 1806 schon *als mann* in den verhältnissen stand, sondern wer als kind, also ohne durch persönliche staatsverhältnisse verletzt zu werden, diese zeit durchlebt und in einem dem reichsbewustsein noch nicht abgestorbnen reichstheile durchlebt hat, wird ein richtiges bild gewähren können der sittlichen eindrücke dieser letzten jahre unseres tausendjährigen reiches, und dadurch auch einen richtigen rückschlusz auf das nächstvorangegangene leben. Nicht alle kleine territorien des reiches waren so verkommen, wie sie leicht nach beispielen aus einzelnen erscheinen; und selbst, wo die verkommenheit vorhanden war, lebte oft in den niedern schichten der nation eine fülle der pietät, eine sittliche verehrung vor kaiser und reich, ein glaube an die deutsche nation, wie man dies alles den memoiren für jene zeit zu folge nicht für möglich halten sollte. Referent hofft zu gott, dasz auch dieser abendglanz, der auf dem leben unseres reiches ruhte, noch seinen meister finden wird, der ihn darstellt; von dem verf. des vorliegenden buches war dies bild nicht zu verlangen, und den schönen beitrag zu künftiger durchdringender behandlung dieser zeit, die schätzenswerthe vorarbeit dafür wollen wir ihm dankbarlichst in rechnung bringen. — Wir wenden uns nun zu einigen einzelheiten, in denen wir eben nach vollendung der lecture uns zunächst angeregt finden, ohne damit irgendwie die grenzen der erhaltenen anregungen ziehen oder nur andeuten zu wollen. Wir müszen dabei aber im voraus um entschuldigung bitten, wenn wir den inhalt des buches, wie er eben in unserer erinnerung treibt, etwas bunt durcheinander werfen, da die lecture sich ohne unsre schuld über mehrere monate, und ohne dasz schriftliche noten gemacht wurden, hinzog.

S. 66 und folgende zeigt der verfaszer, wie in Deutschland der gedanke des *staates* an die landeshoheit anknüpfend, sich aus dieser entwickelt habe; wie er almälig innerhalb des fragmentarischen aggregates landesherrlicher rechte gleichsam innerhalb einer trüben umhüllung sich als der rechte innerste kern gebildet habe.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Eine Vorarbeit zum deutschen Staatsrechte von Clemens Theodor Perthes.

(Schlufs.)

In Deutschland hat man sich neuerdings, zumeist infolge der einwirkung des römischen rechtes und der unter diesem einflusze schon entwickelten französischen rechtsanschauung aus dem revolutionszeitalter, so daran gewöhnt, alle eigenthums- und besitzverhältnisse, die nicht ächtes, reines privateigenthum darstellen, als trübe, unklare verhältnisse zu denken, dasz man kaum noch auf einen anderen standpunct der betrachtung sich zu stellen vermag; *und dennoch* stehen wir bereits an der thüre neuer entwickelungen, die wohl geeignet sein möchten, die frage nahe zu legen: ob nicht dies reine privateigenthum im grunde ein ganz künstliches, in der that nicht recht menschliches verhältnifs sei — *und dennoch* steht und gedeiht neben uns ein edles, mächtiges volk, was wenigstens in beziehung auf liegendes eigen, bis auf diesen tag sich des standpunctes, von dem aus reines privateigenthum als das normale eigenthum erscheint, ganz erwehrt hat, wie vor kurzem eine vortreffliche abhandlung über die eigenthums- und erbrechtsverhältnisse in England in Hubers Janus klar und eindringlich entwickelte. Wie man nun in nicht gar langer zeit sich theoretisch überzeugen wird, dasz die faszung des eigenthumes, wie sie bei englischem grundeigenthum vorwaltet, als eines *amtes*, also keinesweges als eines reinen privatverhältnisses, eine weit tiefere, richtigere ist; und wie man von diesem gesichtspuncte aus dem lebenswesen wider wird ein geistiges recht angedeihen laszen, trotz aller lästigen zum theil unsinnigen entstellungen, die dasselbe jahrhunderte lang in Deutschland auch entwickelt, aber besonders seit der zeit entwickelt hat, wo der gedanke, dasz das eigenthum seinem innersten wesen nach *ein amt* sei, zurücktrat, und dagegen die ideale des *privat*rechtes auch am leben herumarbeiteten, so wird man auch wieder dahin kommen, diesen gedanken, den man jetzt unter dem namen „staat" zu verehren pflegt, nicht mehr für einen so reinen unabhängigen gedanken zu halten, wie jetzt. Es mag ein nothwendiger durchgangspunct sein dieser, auf welchem man die reine darstellung des gedankens des staates fordert, und dagegen jene darstellung des staates als eines bloszen fürsten*amtes* für eine höchst unvollkommene gestalt ansieht, bei welcher weder das umschlieszende reich noch die innerhalb desselben statuirte landeshoheit ein wahrer staat im neueren sinne sei — aber ob *der sittliche inhalt* eines volkslebens nicht bei dieser sogenannten trüberen, unvollendeteren gestalt des staates gesicherter, ungehemmter, wahrhaft freier ist, das wird sich auch jetzt fragen laszen. Damit soll all die unvollkommenheit, all die belastung und karrikirung, die sich in Deutschland in der wirklichkeit einmal an reichs- und landesherrlichkeit angehängt hat, nicht geleugnet; es soll keinesweges gesagt werden, dasz diese unvollkommenere darstellung des richtigeren gedankens *nicht* habe zu grunde gehen müszen; — aber die unvollkommenheit wird doch zu meist daher gekommen sein, dasz man das ursprünglich unbewufster entwickelte dann später scheinbar mit bewufstsein, in der that aber in ihm ganz fremden gedanken und fremdhergebrachten interessen hat weiterführen wollen; dasz man statt die resultate nach dem der sache einwohnenden gedanken zu ordnen, sie vielmehr nach ihr ganz fremdstehenden maszen bemeszen hat. Ja! wir wagen zu behaupten, der gedanke *des reiches* liegt so innerlichst in deutscher art, dasz es gewissermaszen ein unsichtbares reich, in welchem jeder gute Deutsche mit seinen sittlichen gedanken lebt, giebt, wie eine unsichtbare kirche für

Digitized by Google

den christen, dafs Deutschland einmal auf irgend einem wege wider den gedanken des reiches darstellen und also darauf zurückkommen oder aber unrettbar sittlich zu grunde gehen wird. So gut wie das privateigenthum in reiner, losgeriszener durchführung den unsinnigen gedanken des communismus und socialismus als seine nothwendige negation geboren hat, eben so wird die *reine* durchführung dessen, was jetzt fast alle „staat" nennen, und welchem gedanken sie wie einem geistigen götzen dienen, eine nothwendig eben so abstracte negation hervorrufen als ihren gegensatz. Dasz der schritt von der landesherrlichkeit und vom reiche zu dem, was man staat nennt, ein nothwendiger gewesen, unter den stattgehabten umständen, wollen wir damit nicht in abrede stellen; aber wir wollen nur an die wachsenden nöthe aller gemeinwesen unserer zeit, die in diesem sinne zu staaten geworden sind, den sogenannten *zeitfragen* *) gegenüber erinnern, um unsere ansicht nicht ganz abgeschmackt finden zu laszen, unsere ansicht, dasz dicht neben diesen Asen des staates ein Fenriswolf unsittlicher umwälzug in feszeln liegt. Wir müszen aber das wort „staat" hier in *diesem* sinne nehmen, da der verfaszer des vorliegenden werkes unser deutsches reich mit seinen eingeordneten landesherrlichkeiten *nicht* als einen staat gelten laszen will. Referent, der das wort staat in allgemeinerem sinne nimmt, wo reich und reichsstände zusammen auch ein staat genannt werden, kann freilich von seinem standpuncte aus den staat auch als die höchste und einzige form menschlich sittlichen gesellschaftsbestandes nennen, während er gegen die verehrung dessen, was hier allein als staat bezeichnet zu werden scheint, polemisirt. Der unterschied, wo beide ansichten aus einander gehen, ruht besonders in dem accent, der auf die *staatseinheit*, die sich nach innen als concentration nach auszen als unabhängigkeit darstellt, gelegt wird. Diese einheit nach beiden seiten besasz freilich das reich nur in sehr unvollkommenem masze — so lange es blühete war es als deutsches reich nicht unabhängig, denn es war zugleich römisches reich d. h. christliches centralreich und war in alle angelegenheiten der christenheit verflochten, folglich davon abhängig; und sein centrum war in sofern ein unvollkommenes als es hunderte anderer centra in groszer freiheit um sich bewegen liesz und doch seine eigene bewegung durch dieselben bedingt sah; — später als es welkte, war es auch nicht unabhängig, weil es durch die almälige entfremdung der übrigen centra vom hauptcentrum kraftlos geworden, weil es sein natürliches bewegungsgesetz verloren und deshalb auch die übrigen christlichen reiche nun als höhnende oft als vorschreibende nebenbuhler bekommen hatte. Ganz übrigens kann sich auch der verfaszer *der* vorstellungen, die mit dem reiche noch zusammen hängen, bei seinem staate nicht entschlagen — es ist ihm auch der staat wenigstens seiner erfüllung nach wesentlich *deutsch*, so dasz er s. 76 anerkennend ausspricht: „Jeder versuch, ständeversammlungen irgendwie aus den unterthanen als einer zusammenhangslosen masse hervorgehen zu laszen, den einzelnen und nicht ihren durch das leben gebildeten einheiten die politische bedeutung zuzuschreiben, mufste ein fremdes, den Deutschen widerstrebendes und darum zerstörendes princip in unser staatsleben bringen. So weit dagegen die form, in welcher das für die unterthanen geforderte politische mitwirkungsrecht erscheinen sollte, sich den nationalen volksgliederungen in provinzen, gemeinden, ständen anschlosz, konnte jede eigenthümlichkeit des einzelnen staates, mochte sie in der überwiegenden kraft oder der besonderen ausbildung dieser oder jener gliederung hervortreten, zur vollständigen geltung gelangen." — Hier ist also das staatsbildende princip des reiches auf einer untergeordneten schicht anerkannt, während in der umwandlung des reichsfürstenthumes in einen souveränen staat ein neues princip hinzugefordert wird. Die nächste folge aber dieser neuen innerhalb des reiches entwickelten souveränetätsstellung der fürsten war die nothwendigkeit bedeutender söldnermassen, deren stellung und sittliche rückwirkung auf die fürsten s. 79 bündig und schön geschildert werden: „Eine möglichst grosze militärmacht sollte gegen neckereien und beleidigungen der nachbarn, gegen durchmärsche und willkührliche einquartierung fremder truppen, gegen die execution nachtheiliger erkenntnisse des reichskammergerichts sicherheit verschaffen. Mit gewalt wurden die soldaten zusammengebracht, und in die häuser der unterthanen zur verpflegung hin-

*) Die *notabene* fast alle zur zeit des deutschen reiches sogar in seiner letzten verkommensten gestalt gar nicht hätten auftauchen, oder höchstens localbegrenzte wichtigkeit erlangen können.

Digitized by Google

eingelegt, mit gewalt wurden dem lande die zur bewaffnung und bezahlung nöthigen summen abgepreſst. In den truppen sahen die fürsten die hauptstütze ihrer bedeutsamkeit und deshalb das wichtigste element ihrer territorien. Der officierstand galt vorzugsweise als der stand der ehre. Die regierenden herren, die prinzen des hauses gehörten demselben an. Von früher jugend an trugen sie die uniform, mit dem lesen und schreiben zugleich lernten sie den sogenannten dienst, um möglichst früh regimenter erhalten zu können. Exerciren und manövriren ward wie die jagd ein für arbeit ausgegebener fürstlicher zeitvertreib; dieselben fürsten, welche mit kleinlicher ängstlichkeit über ihre souveränetät wachten, trugen kein bedenken, die zeichen der dienstbarkeit, militärische titel und uniformen von fremden herren anzunehmen. Die militärische erziehung und das militärische leben machte die gewohnheit, ohne widerspruch zu befehlen, zur zweiten natur und rief unter den sonstigen sehr einladenden verhältnissen jene willkührliche, keine rechte achtende regierungsweise des vorigen Jahrhunderts hervor." — Das waren sofort die ersten früchte, die die entwickelung des modernen staatsgedankens Deutschland eintrug.

Am gröſsten sind zu allen zeiten die verlegenheiten *des* wesens, was neuere oft allein als staat bezeichnen, erschienen der kirche gegenüber. Hier hat man immer am deutlichsten die wehen abstracterer auffaszung des staates von irgend einer seite fühlen müszen. Unser verfaszer erkennt es auch an, dasz bei dieser stellung *nur* in idealen (und wir sagen: in schlechten idealen) eine reine ausgleichung statt finde: „Zwischen dem *absolut* christlichen staate und der *absolut* christlichen kirche ist freilich ein feindlicher gegensatz nicht denkbar. Da aber christlicher staat und christliche kirche nur durch menschen vermittelt in die erscheinung treten und deſshalb neben dem christlichen kerne menschlich willkührliche zusätze enthalten, so werden, falls nicht dem staatlichen oder dem kirchlichen princip das anerkenntniſs seiner selbstständigkeit entzogen ist, in beiden entgegengesetzte interessen und bestrebungen sich einseitig geltend machen wollen." Dieser satz steht zwar seiner sinnverbindung nach in ganz anderer beziehung, denn er ist bestimmt die auseinandersetzung einzuleiten, dasz die geistlichen fürstenthümer unseres ehemaligen deutschen reiches eine unnatürliche schöpfung gewesen seien — aber implicite enthält er vollkommen auch das geständniſs, was wir darin finden.

Doch wir wollen über den vorzug des grundgedankens des alten reichsstaates im gegensatz zu dem modernen staate mit dem verfaszer nicht weiter unnütz polemisiren — den verfall jenes alten reichsstaates, und also dieser verfallenheit gegenüber die berechtigung des modernen staatsbewuſstseins räumen wir ja gern ein; und diesen verfall nun schildert der verfaszer nach reichen studien und mit gewandter feder. Besonders die thätigkeit der juristen in ihrer opposition gegen den actuellen reichsstaat und in hervorbildung des naturrechts mit anscheinend objectiver geltung, aber in der that subjectiver gestaltung desselben, und die wirksamkeit der klassischen studien ist einsichtig und belehrend dargestellt. Wir haben hierzu nur zu bemerken, dasz bei der vermehrten geltung des naturrechtes auch die theoretische bedeutung, die man der neuen preussischen *königswürde* in beziehung auf die brandenburgischen besitzungen *im reiche* beilegte, und consequent praktisch geltend zu machen wuſste, nachdrücklicher hervorzuheben gewesen wäre; zum theil nur ist es bei dem abschnitte, der von Preuſsen handelt, geschehen — diese königswürde, die man Friedrich I. fast überall noch als ein werk der eitelkeit anrechnen möchte, ist für die ganze bildung der macht Preuſsens wichtiger als die eroberung Schlesiens, und für die ausbildung der politischen auffaszungen in Deutschland überhaupt unberechenbar folgenreich. Wenn Friedrich I. nicht mit klarem bewuſstsein der folgen gehandelt hat in der erwerbung dieser neuen würde, so ist darauf nur das als antwort zu geben, was wir oben schon aussprachen, daſs ein solches klar-bewuſstes handeln überhaupt nur da stattfinde, wo resultate zu ziehen, nicht wo motive zu geben sind, und dasz alles grosze in der geschichte zuerst in der form oder unter dem schutze und durch die vermittelung einer leidenschaft eintritt — und dabei bleibt immer wahr, dasz Preuszen das bisher noch nirgends dagewesene glück gehabt hat, seit zwei jahrhunderten regenten zu besitzen, deren jeder das wirklich gethan und vollbracht hat, was seine zeit und sein volk als hauptthat von ihm fordern muſsten.

Eines nur haben wir bei der darlegung des verfalles der alten verhältnisse im reiche vermiſst — nämlich dasz deutlicher oder nur überhaupt bestimmt dargelegt worden wäre, wie durch die wichtigkeit, welche das

Digitized by Google

geschick von geldmenschen und der reichthum von kaufleuten für die fürstliche finanzverwaltung gewannen, die alten ständischen gliederungen vielfach durchbrochen worden sind und die auffaszung der ständischen verhältnisse dadurch alterirt ward. Nicht nur knüpften sich an diese neuen wege zu einflusz zu kommen oft adelsdiplome, sondern auch die bedeutung mancher bürgerlicher ämter vergröfserte sich; und je öfter es vorkam, dasz unter diesen zu standeserhöhungen oder doch zu ansehen kommenden finanzmenschen leute waren, die sowohl den standesvorurtheilen als auch dem richtigen sittlichen standesurtheil des adels zu folge nicht eben der ehrenwerthesten gattung angehörten, je krankhafter ward der unterschied des alten und neuen adels (eine vorstellung, die beim niederen adel im früheren mittelalter fast gar keine praktische bedeutung haben konnte) so wie der unterschied des adels- und bürgerstandes accentuirt. Ja selbst der mächtige einflusz, dessen in einzelnen fällen jüdische financiers genoszen, war für ganze territorien von gröfster praktisch-sittlicher bedeutung, und trug dazu bei einerseits manches zu vermitteln, was sonst sittlich geschieden stand; andrerseits manches krankhaft zu verschroffen. Sogar in Frankreich, ohngeachtet man dort neben der noblesse d'épée eine noblesse de robe und in dieser eigentlich einen *constituirten* höheren bürgerstand hatte (wie er uns in Deutschland seit dem bedeutungsloswerden der s. g. *ehrbaren* und *wappengenöszischen* bürgergeschlechter ganz fehlt, obwohl der bezeichnung „höherer bürgerstand" hie und da im rechte bedeutung beigelegt ist, nur schlecht wird dieser *stand* der wappengenoszen des reiches durch den bürgerlichen beamtetenstand ersetzt), ohngeachtet also dort der *eigentliche* adel (noblesse d'épée) lange fast auszer den conflict mit den aufkommenden geldmenschen gestellt war, trat almälig und noch krankhafter als in Deutschland dieselbe entwickelung ein, und wirkte dann auch wider auf die betrachtung dieser dinge in Deutschland. Andeutungen, die den kreis dieser entwickelung berühren, glauben wir wohl in vorliegendem buche gefunden zu haben, ein zusammenhängendes besprechen aber der sache haben wir vermifst.

Auch dies hat uns gewundert auf s. 338 eine freilich sehr gang und gäbe auffaszung der katholischen kirchenverhältnisse in *diesem* buche wieder zu finden. Es heiszt da: „die religiöse persönlichkeit wird vernichtet, damit in jedem einzelnen das religiöse leben hineingeführt werden könne, welches der clerus entwickelt hat." So lange auf protestantischer seite jene aussprüche: „ihr sollt mir ein priesterlich königreich und *heiliges* volk sein" — und widerum: „Jesus Christus hat uns gemacht zu königen und *priestern* gott und seinem vater" ein bloszes, von der wirklichkeit im ganzen im stich gelaszenes *postulat* bleiben (und sie werden es wohl in dieser zeitlichkeit immer bleiben) sollte man doch den mangel eines clerus und einer priesterschaft nicht als einen vorzug hervorheben. Allerdings wenn der clerus selbst nicht mehr im wahren sinne eine priesterschaft Christi ist, dann kann sich niemand ein hineinführen des religiösen lebens des clerus in die eigne brust gefallen laszen; aber diese forderung an ihren clerus, ein *christlicher* clerus zu sein, hat die katholische kirche noch nie weder in der theorie noch, einzelne fälle ausgenommen (die, wie überhaupt der mifsbrauch bei lebendigem, nicht blosz mechanischem, nie zu vermeiden sind), jemals in der praxis aufgegeben; das musz sofort auch der verfaszer einräumen, indem es hinzufügt: „einförmigkeit und deshalb statt innerer durchdringung nur äuszere verbindung der religion mit der persönlichkeit, *würde* die allgemeine folge dieses principes sein, *wenn nicht trotz desselben der christliche kern in der römischen kirche sich unwiderstehlich in unzähligen fällen geltend machte.* Das aber, was hier als ausnahme gefaszt ist, ist ja selbst die regel, indem das religiöse leben des katholischen clerus gar keine andere aufgabe hat, als ein *christliches* zu sein. Wir wollen die namentlich s. 339 angeführten thatsachen durchaus nicht bestreiten, suchen aber ihre wurzel nicht in der stellung des clerus zu den laien, sondern in der mangelhaften bildung des clerus selbst, die etwas ganz verschiedenes von seiner stellung ist, obwohl sie dieselbe im einzelnen falle bedingt — und wir neigen vielmehr zu der ansicht, dasz durch das gänzliche aufheben des priesterstandes im katholischen sinne in der protestantischen kirche *die schreckbare dissolution* der geistlichen glieder dieser kirche sowohl als der ungeistlichen hinsichtlich der glaubensüberzeugungen, die nun unleugbar zu tage liegt, herbeigeführt worden sei; eine dissolution, die nur deshalb nicht schon weit früher hereingebrochen ist, weil in der älteren protestantischen zeit unwillkührliche bewufstseinsreste in der stellung der geistlichen und beichtkinder noch aus den katholischen zeiten her nachwirkten; eine dissolution, die man in keiner weise wird heilen können, wenn man nicht zu restauration des *priesterlichen amtes* und der bedeutung des priesterstandes seine zuflucht nimmt. Aller solide grund des religiösen bewufstseins hat ein ende, wenn jede phase desselben wie sie im subject zu tage kömmt, gleiche berechtigung äuszerlich in anspruch nimmt, und die danaidenarbeit, die bei der forderung blosz subjectiv herzustellender überzeugung den geistlichen einer zu lüderlichem bewufstsein fortgeschrittenen gemeinde gegenüber zugemuthet wird, musz von tage zu tage mehr als zeit- und kraftvergeudung sich darstellen. Wenn menschen das nicht aus eigner überlegung einsehen *wollen*, wird am ende das übermasz des unsinns schon auf denselben punct *hinzwingen*. Von dieser seite sollte kein protestant, der es mit seiner kirche selbst gut meint, einen vorwurf gegen die katholische kirche erheben, sondern eher muster und vorbild bei ihr suchen.

H. Leo.

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

XXI.

Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Zweite Ausgabe. Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung.* 1844. *Zwei Bände.

Wenn wir von einem Berge, der einen weiten Umkreis beherrscht, in ein üppiges, reichbebautes, doch uns noch fremdes Land blicken, so schweift unser Auge wohl über Dörfer und Städte, über kleinere Berge und tiefe Schluchten, über Aehrenfelder und Wiesen hinweg, und wir erfreuen uns an der Schönheit des Landes und glauben sie nun zu kennen; doch wenn wir in die Thäler hinabsteigen, und von Feld zu Felde, von Haus zu Hause wandern, entdecken wir tausend Reize, die uns oben verborgen waren: was sich als dunkler Punct in der Ferne verlor, dehnt sich zum lachenden Gefilde aus, und unter den Dächern, die uns entgegenschimmerten, finden wir alte Freunde und gewinnen neue, und kehren wir dann auf die Höhe zurück, so ist die Landschaft erst belebt für uns, weil an jeden Berg, an jedes Thal sich Erinnerungen knüpfen, und auf mancher unscheinbaren Stelle, die wir früher kaum bemerkten, ruht das Auge jetzt mit besonderer Lust. Wenn wir so von der Höhe der Gegenwart unser Volk überblicken, freuen wir uns seiner Kraft und seines Reichthums in der Wissenschaft — wie im Leben, und wir freuen uns der Hoffnungen, zu denen dieser Reichthum mitten unter den Kämpfen der Gegenwart für die Zukunft berechtigt. Wenn wir jedoch in die Vergangenheit zurückgehen und erforschen wie Alles gerade so geworden ist, wie es ist, so lernen wir die meisten Erscheinungen, die uns umgeben, erst in voller Bedeutung erkennen, und Vieles, was uns bisher der Beachtung unwürdig schien, oder was wir über glänzender Vortretendem ganz übersahen, zeigt sich uns jetzt als werthvoller Rest der Vorzeit, der noch den Keim neuer, reicherer Entfaltung in sich birgt; und wir können nun erst die Zeit zu verstehen glauben und nun erst im Rathe über das, was fester zu begründen und wogegen zu kämpfen sei, mitsprechen wollen. Diesen Weg durch die Vergangenheit zum genauern Verständnifs der Gegenwart führt uns die Geschichte unsres Volkes, die Wissenschaft seiner politischen Schicksale, seiner Sprache und Literatur, seines Glaubens, seiner Sitten und seines Rechts. Diese Wissenschaft der Sprache und Literatur, des Glaubens, der Sitten und des Rechts dem deutschen Volke eröffnet zu haben, ist ein Verdienst unseres Jahrhunderts; und an der Spitze derer, welche die Bahn gebrochen haben und brechen, steht ein Mann, der wie Wenige bei so hoher wissenschaftlicher Bedeutung nicht blofs der Wissenschaft, sondern dem Volke angehört, der wie Wenige dem deutschen Volke erst gezeigt hat, wie reich es ist, der aus verfallnen Gängen, die man seit Jahrhunderten für taub hielt, das helle, gediegene Erz herauf geholt hat, und dessen Werke über deutsche Sprache und über den ältesten Glauben der Deutschen wir zu den anregendsten und folgenreichsten unsres Jahrhunderts rechnen dürfen. Wir alle sprachen die deutsche Sprache, doch wie gering war die Zahl derer, welche vor Jacob Grimms deutscher Grammatik ahnten, dafs man, um die gegenwärtige Sprache in ihrem Organismus zu begreifen, die ältere kennen mufs. Wir alle kannten von Jugend auf die deutschen Sagen und Märchen, doch wie viele unter uns wufsten, was diese Sagen bedeuten und wo sie herstammen, dafs sie nur als Blüten und Blätter von Wurzeln hervorgetrieben werden, die in das graueste Alterthum hinabgreifen? Jetzt erkennen wir unter dem finstern Gewande des Teufels der Sage den ehrwürdigen alten Gott, den traulichen, lachenden Hausgeist; wir sehen hinter der Maske der Hexe die freundlichen, klaren Augen der Göttin, der weisen Frau oder Nixe, und in den Engeln der Sage

Digitized by Google

finden wir die deutschen Elbe oft unverändert wieder; nur den verfehmten Namen derselben haben sie abgelegt, doch sonst ihr Wesen und ihre Thaten beibehalten, und so sind Engel und Teufel oft dieselben ältern Gestalten. Es ist ein Vortheil, dessen sich die deutsche Alterthumskunde der klassischen und orientalischen gegenüber erfreut, dafs sie mehr ins Leben übergreift, dafs sie dauernd in der Gegenwart Bestätigung und Erläuterung findet und auch ihrerseits wiederum die Gegenwart erläutert und bestätigt. Sie darf darum hoffen, dafs ein grofser Theil der in ihr gewonnenen Ergebnisse, die jetzt noch fast ausschliefsliches Eigenthum der Gelehrten sind, einst Gemeingut der Gebildeten werde, und dafs das deutsche Alterthum ihnen einst mindestens eben so nah trete, wie das griechische und römische durch unsre Schulen ihnen steht. In der Wissenschaft haben wenige Werke in so kurzer Zeit eine so ungetheilte Anerkennung gefunden und eine so tief eingreifende und umfassende Wirkung geäufsert, wie die Jacob Grimms; doch ihre Bedeutung für das deutsche Volk wird einst vom Volke mehr als jetzt anerkannt werden, und dann wird es sich wie einen stillen Vorwurf auf unsre Tage Grimm's Worte aus der Vorrede der Mythologie wiederholen (S. XLVIII): „Vielleicht werden meine bücher in einer stillen, frohen zeit, die auch wiederkehren wird, mehr vermögen; sie sollten aber schon der gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne dafs unsere vergangenheit auf sie zurückstrahlte, und an der die zukunft jede geringschätzung der vorzeit rächen würde."

Wie Vieles der Gegenwart erst in vollem Lichte erscheint, wenn die Vergangenheit darauf zurückstrahlt, wie Vieles aus der Vergangenheit in der Gegenwart fortlebt und ohne Kenntnifs jener unverständlich bleibt, dies zeigt zwar schon eine flüchtige Uebersicht der deutschen Grammatik und der Rechtsalterthümer, doch die meisten schlagenden Beispiele dafür scheint mir die deutsche Mythologie zu gewähren, die Wissenschaft vom ältesten Glauben des deutschen Volkes und von den Umgestaltungen, welche dieser Glaube in spätern Jahrhunderten, besonders im Kampfe mit dem Christenthum erlitten hat. Ich versuche in dem Folgenden die Grundzüge des Inhalts von Jacob Grimm's Mythologie kurz zusammen zu stellen und dabei einige noch heut im Volksglauben und in den Volksgebräuchen fortlebende Reste des Heidenthums besonders zu berücksichtigen.

Im ersten Kapitel, der Einleitung, handelt Grimm von der Ausbreitung des Christenthums in Europa und von dem engen Zusammenhange deutscher und nordischer Mythologie, der zu Schlüssen von der einen auf die andre berechtigt. Darauf bespricht er im zweiten Kapitel das Wort Gott und die übrigen allgemeinen Benennungen höchster Wesen und geht von hier zur Darstellung des Cultus, der Heiligthümer, in welchen die Götter verehrt wurden, der Priester und Priesterinnen über, um hierauf die ausführliche Schilderung der einzelnen Götter folgen zu lassen.

Es erscheinen die deutschen Götter wie die griechischen nur in menschlicher, nicht in thierischer Gestalt: die letztere haben sie zwar Macht anzunehmen, doch bedienen sie sich derselben stets nur auf kurze Zeit für bestimmte Zwecke. Ihre menschliche Gestalt geht jedoch gewöhnlich über das menschliche Maafs und bisweilen selbst über das Maafs der Riesen hinaus. Die Götter sind dem Tode nicht unbedingt unterworfen, doch können sie sterben: Baldr, Odhinns Sohn, stirbt in einer der schönsten nordischen Mythen, seine Leiche wird verbrannt, und er kehrt in die Unterwelt ein wie Proserpina; Thor wird am Weltende, vom Gifthauche der Schlange Jörmungandhr getroffen, todt niedersinken, und auf Wodans bevorstehenden Sturz wird mehrfach gedeutet, wie auch in der griechischen Mythologie, besonders in der Prometheussage, der Fall der Götter vorher verkündet wird, und auch das herrschende griechische Göttergeschlecht nur durch den Sturz eines frühern emporgekommen ist. Die Asen bestehen Kämpfe mit den Riesen und bekriegten einst auch die Vanir; ihre Macht wirkt rasch, wie sie auch plötzlich, unvorbereitet erscheinen; Alles wird ihnen leicht; doch hat die Macht jedes einzelnen Grenzen, und alle stehen unter dem Schicksal. Die Götter geniefsen göttliche Speise und göttlichen Trank, wie bei den Griechen Nektar und Ambrosia; sie halten Gastmäler, bei denen auch Göttinnen zugegen sind. Sie lachen und weinen: an Baldrs Leiche weinten alle Asen. Sie gehen, fliegen, reiten und fahren auf mit Thieren bespannten Wagen. Ihre Brücke vom Himmel zur Erde ist der Regenbogen. Sie können sich, obwohl gegenwärtig, plötzlich vor den Menschen verhüllen, auch mitten in der Menge

Digitized by Google

nur für einzelne Bevorzugte sichtbar sein. Die Götter schlafen: wenn Thor auf Erden wandert, sucht er ein Nachtlager, und von Heimdall heifst es, er brauche weniger Schlaf als ein Vogel, die andern Götter brauchen also mehr. Eben so gehen in der Ilias die Götter zu Bett, und vom Ὕπνος wird das. 14, 286 ff. erzählt, wie er in Gestalt eines Singvogels auf einer Tanne des Ida sitzend den Zeus überwältigt. — Die Götter können krank werden: so wurde Freyr, als er von Odhinns Stuhl herab die schöne Gerdhr in Jütunheimr, der Riesenwelt, sah, von Liebe siech. Auch Sprache wird den Göttern beigelegt; wie mehrmals im Homer die Sprache der Götter und Menschen geschieden wird, so werden in einem Liede der Edda, dem Alvismâl, Benennungen der Götter aufgeführt, welche von den bei Menschen üblichen abweichen. Wohnend werden die Götter meist über dem Himmelsgewölbe gedacht, dort haben Odhinn und Thor ungeheure Säle: Hel, die Todesgöttin, wohnt unter der Erde.

Schon aus diesen allgemeinen Götterverhältnissen läfst sich eine Uebereinstimmung zwischen germanischer und klassischer Mythologie vermuthen, welche zu grofs ist um zufällig zu sein, vielmehr auf eine Urverwandtschaft deutet, welche zwischen den Mythen der indogermanischen Völker wie zwischen ihren Sprachen stattfindet. Vielfache Bestätigung gewährt hierfür die Betrachtung der einzelnen Götter und halbgöttlichen Wesen. Grimm ist in der zweiten Ausgabe der Mythologie auf diese Vergleichung der deutschen Mythen mit den übrigen indogermanischen weit mehr eingegangen als in der ersten und hat auch hier für weitere Forschungen Bahn gebrochen.

An der Spitze der deutschen Götter steht *Wuotan* (*niederdeutsch* Wôdan, nordisch Ôdhinn), der durch einen Namen, den Grimm von watan, wuot herleitet, als der alldurchdringende (qui omnia permeat) bezeichnet wird. Er erscheint einäugig, mit breitem Hut und weitem Mantel. Als er aus Mimis, eines Zwerges, Quell trinken wollte, mufste er eins seiner Augen als Pfand dalassen, und noch jetzt besteht, wohl als Nachklang jenes Mythus, in der Schweiz der Glaube, man dürfe nicht in rinnendes Wasser sehen, weil man sonst in Gottes Auge blicke. In einem Mantel führt Wodan Helden, seine Schützlinge, durch die Lüfte, wie später der Teufel und Faust, der Zauberer, Menschen in Mänteln durch die Luft tragen: auch findet sich die Erinnerung an den Mantel Wodans noch wieder in dem freilich längst dem Volke unverständlichen Namen des wilden Jägers Hackelberend (S. 875 f.), der Wodan selbst ist. Von dem breiten Hute Wodans scheint sich nur in dem Wunschhütlein jüngerer Sagen eine Spur erhalten zu haben; denn Wunsch, nordisch Osci, war ein Beiname Wodans. — Wodan reitet das beste aller Rosse, den Sleipnir, dem, seine Schnelligkeit symbolisch zu bezeichnen, acht Füfse zugeschrieben werden: von ihm haben sich in Deutschland noch in niedersächsischen und mecklenburgischen Erntegebräuchen, bei denen man ein Büschel Getreide für Wodans Rofs stehen läfst, und in dem Rosse des wilden Jägers Spuren bewahrt; doch der wunderbare Speer, welchen nordische Sagen Odhinn beilegen, ist in deutschen noch nicht nachgewiesen. — Es wohnt Odhinn in Valhöll (aula optionis), einem weiten Saal mit 540 Thoren. Von hier schaut er durch ein Fenster auf die Erde herab (nach Paulus Diaconus) und sieht und hört Alles, was auf Erden geschieht: sein Auge ist die Sonne, wie auch die Griechen die Sonne als Auge des Zeus, die Parsen als Auge des Ormuzd, die Aegypter als rechtes Auge des Demiurgen, die Litthauer als Auge Perkuns fassen. Es führt dies darauf, dafs der höchste der Götter, der Himmelsgott, aus einer Personification des Himmels und seiner Erscheinungen erwachsen ist. Beim griechischen Ζεύς, Διός (= sanskrit djaus, Himmel) und beim lateinischen Ju in Jupiter (für Ju-pater = Ζεὺς πατήρ) ist dieser Ursprung noch in der Etymologie angedeutet; unter den deutschen Göttern empfing diesen Namen der Gott des Krieges (Zio), die Gewalt Wodan. So werden bisweilen Namen und Wesen oder einzelne Züge des Wesens derselben Götter bei verschiedenen Völkern auf verschiedene übertragen. Den Griechen war jene ursprüngliche Bedeutung des Namens Zeus auch noch fühlbar; sonst konnte Homer nicht sagen, die Schneeflocken fallen ἐκ Διός, wozu das lateinische sub Jove, sub divo (unter freiem Himmel) stimmt. — Seinem Wesen nach ist Odhinn einmal, als weltlenkend, Gott des Krieges, wofür sich zahlreiche Zeugnisse finden, welche bald dies ausdrücklich sagen, bald ihn dem Mars und Ἄρης gleichstellen (131—133). Er ist der Erfinder der Schlacht-

Digitized by Google

ordnung, welche die Helden von ihm lernen, und bei ihm in Valhöll kehren die Seelen der in der Schlacht gefallenen Krieger (Einherjar) ein und leben fortan in seiner Gemeinschaft. Daher heifst auch, doch wie es scheint erst später, im Nordischen allgemein „zu Odhinn fahren, Odhinn heimsuchen" sterben und „bei Odhinn zu Gaste sein" todt sein, und nach christlicher Umkehrung galt „Fahr zu Odhinn!" als Verwünschung. Wie den Sieg in der Schlacht, in welcher Odhinn selbst oft auf seinem hohen, weifsen Rosse gesehen wird, verleiht er den Segen der Felder, und in mehreren niederdeutschen Gegenden läfst man noch heut bei der Ernte ein Büschel Roggen auf jedem Felde stehen, zieht, wenn Alles abgemäht ist, mit Musik hinaus und tanzt mit entblöfstem Haupt um das Büschel, ruft dreimal Wodans Namen und fleht ihn in einem Spruche um neuen Erntesegen für das künftige Jahr an. Ferner ist Wodan der Verleiher körperlicher Schönheit, und erscheint als solcher oft in mittelhochdeutschen Gedichten unter dem Namen Wunsch: um die Schönheit einer Frau über Alles zu erheben, nennen sie die Dichter des Wunsches ougenweide und des Wunsches âmîe, seine Geliebte. Auf Odhinn, den segenverleihenden Wunsch, führt auch der nie zu erschöpfende Wunschbeutel und die schon in der Nib. Noth erwähnte, in spätern Zaubersagen häufige Wünschelruthe zurück. Auch hat Wodan als der weise wie die Schlachtordnung die Dichtkunst und die Schrift (die Runen) erfunden; er gibt Menschen in Noth weisen Rath (so mehrmals dem nordischen Sigurdhr), und nur er vermag in dem zweiten der beiden zu Merseburg gefundenen Gedichte Baldrs Rofs zu heilen. Als strafender sendet Odhinn die Krankheiten, und die Elbe, welche sonst die Krankheiten über die Menschen verhängen, vollstrecken hierin vielleicht nur sein Gebot. Seine Allgegenwart scheint es auszudrücken, wenn er oft als wandernd gedacht wird: er sieht gleichsam selbst überall auf Erden nach und erscheint plötzlich ungeahnt. Bald zieht er allein, bald von einem oder zweien der andern Götter begleitet: an seine und seines Begleiters Stelle treten in christlicher Einkleidung meist Christus und Petrus. An seine Wanderungen erinnern noch jetzt die mehrfach, besonders in Niederdeutschland vorkommenden Wodanswege, und Wodanswagen (Woenswaghen) heifst nach einer niederdeutschen Handschrift von 1470 der Arktur. Vorzüglich aber schliefsen sich an diese Wanderungen Wodans die Umzüge des *wüthenden Heeres*, dessen Führer er ist, und in dessen Namen der seine noch nachklingt. Die Sage ist eine der verbreitetsten unter allen deutschen Sagen und ist aus einer Personification des Sturmes hervorgegangen, was darauf deutet, dafs Wodan ursprünglich, ehe er zum Himmelsgott und zum mehr ethisch umgebildeten Weltlenker erhoben wurde, Gott des Sturmes war; wie Indras, der Himmelsgott der Inder, der gleich Wodan den Sieg verleiht und die gefallenen Helden in seinen Himmel aufnimmt, sicher ursprünglich Gott des Windes war. Später sind viele andre, zum Theil historische Personen als Führer des wilden Heeres an Wodans Stelle getreten, wie Dietrich von Bern, Karl der Grofse, in England König Artus, in Dänemark Waldemar. — Wodans stete Begleiter sind zwei Wölfe und zwei Raben: als streitlustige Thiere folgen sie ihm, dem Siegesgotte, in die Schlacht. Die Raben (Huginn und Muninn, Denkkraft und Erinnerung) sitzen daheim auf seinen Schultern und sagen ihm Alles ins Ohr, was sie sehn und hören. Von ihnen wie von den Wölfen finden sich in spätern Sagen noch vielfache Spuren. — In der klassischen Mythologie steht Hermes dem deutschen Wodan am Nächsten; nach ihm hat Apollo Manches mit ihm gemein. Zeus theilt mit ihm fast nur den Rang. — Noch jetzt besteht im Nordischen, Niederdeutschen, Niederländischen, Englischen und Friesischen die Benennung Wodanstag für Mittwoch, nicht im Hochdeutschen.

Wenn Wodan ursprünglich Gott des Sturmes schien, der aber in den uns erhaltenen Zeugnissen schon einen vorwiegend ethischen Charakter zeigt, so ist der dem Range nach ihm zunächst stehende Gott bestimmt Gott des Gewitters, und bei ihm finden sich nur leise Spuren ethischer Umbildung. *Thor* (altbd. Denar) trägt einen rothen Bart, fährt auf einem mit Böcken bespannten Wagen und führt einen von kunstfertigen Zwergen geschmiedeten Hammer, den er im Kampf auswirft, und der stets wieder in seine Hand zurückkehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lancaster University Library

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Deutsche Mythologie von Jacob Grimm.

(Fortsetzung.)

So sind die drei Momente des Gewitters in seiner Erscheinung symbolisirt: das Leuchten des Blizzes im rothen Barte, das Rollen des Donners im Wagen, der Schlag im Hammer. Thor wohnt nach der nordischen Sage in Bilskîrnir, einem Saale, der, wie Walhalla, 540 Thüren hat, oft aber wird er auf Bergen thronend gedacht, wie Zeus auf dem Olymp, Athos, Ida und anderen Bergen. Er ist der physisch stärkste aller Götter und der Ueberwinder der Riesen, durch welche, wenn er nicht wäre, die Asen in steter Gefahr leben würden. Zugleich aber befruchtet er als Gott des Gewitters die Erde, und berührt sich so mit Wodan, dem Gott der Ernte. Wie Zeus wird er vorzugsweise als der väterliche Gott verehrt, auch führt er im Norden den Beinamen Atli, und die ihm geheiligten Berge heifsen Etzel, Grofsvater, Altvater. So scheint er als Donnergott und als der väterliche ursprünglich mit Zeus identisch; doch indem Zeus zum Himmelsgott erhoben wurde, wuchs seine Gestalt wie die Wodans, und es erscheinen daher in seinen Mythen noch Züge, die wir in denen von Thor vergeblich suchen. Der nach Donner genannte, ihm geheiligte Donnerstag wird noch jetzt in vielen Gegenden Deutschlands heilig gehalten; besonders heifst es, wer am Donnerstag Abends spinne, werde vom Blitze erschlagen. In christlicher Zeit trat an Thor's Stelle bald der Prophet Elias (im ahd. Muspilli), den auch caucasische Völker als Donnergott verehren, bald der Teufel.

Von dem dritten Gotte *Tyr*, hochdeutsch *Zio*, finden sich Spuren früher, hoher Verehrung; doch wissen wir von seinem Wesen fast nur, was seine Namen ergeben. Er ist Odhinn's und einer Riesin Sohn, und fällt mit Odhinn in so fern zusammen, als beide dem Kriege vorstehen; doch scheint Tyr der ursprüngliche Kriegsgott gewesen zu sein, während Wodan wohl erst später, als oberster der Götter, auch an der Kriegsleitung Antheil empfing. Zio ist einhändig; nach Wackernagels Deutung, weil er nur einem Theile der Kämpfenden den Sieg verleihen kann. Mit ihm identisch ist, wie Grimm scharfsinnig dargethan hat, *Eor* und wahrscheinlich auch *Sahsnôt*, der neben Thunar und Wôden in der aus dem achten Jahrhunderte stammenden Abschwörungsformel erscheint. Nach Eor (Aer) heifst in Baiern, Oestreich und Tyrol der Dienstag noch jetzt Ertag, Irtag, Erchtag, nach Zio in Schwaben und der Schweiz Ziestag, wozu ein niederdeutsches Tiestag gehört, welches sich entstellt in unserm Dienstag erhalten hat. Offenbar ist Er, Eor dasselbe Wort mit Ἄρης, ἄορ, und da für Eresburg bei fränkischen Annalisten oft Heresburg steht, liefse sich eine Form Heor, und dann, analog zu Ἄρης und ἄορ, eine Verwandtschaft zwischen Heor und dem goth. hairus, ags. heor, nord. hiörr, Schwert, vermuthen; so dafs die Namen Eor und Sahsnôt (Schwertgenofs) darauf führen, dafs der deutsche Kriegsgott aus einer ursprünglichen göttlichen Verehrung des Schwerts sich entwickelt hat, wie Ammianus Marcellinus von den Quaden und Alanen, Herodot und Arnobius von den Scythen berichten, dafs sie dem Schwerte göttliche Ehre erwiesen.

Freyr, hochdeutsch Frô, gehört nicht zu den Asen, sondern zu den Vanen, und war mit seiner Schwester Freyja den Asen nach einem Kriege, den sie mit den Vanen geführt hatten, von diesen als Geisel gegeben worden. Die Vanen stehen zwischen den Aesir und Âlfar, doch wie sie sich von den Aesir unterscheiden, ist noch nicht genügend aufgehellt. Nach der Snorra-Edda verlieh Freyr Regen und Sonnenschein, und wurde um Fruchtbarkeit und Frieden angefleht; und wie Adam von Bremen berichtet, wurde er, als Gott der Fruchtbarkeit, ingenti priapo abge-

Digitized by Google

bildet, so dafs der noch spät in den Niederlanden nachweisbare Phallusdienst auf ihn zurück zu gehen scheint. Adam nennt ihn Fricco, welches sich als Masculinum zu Fricca stellt wie Freyr zu Freyja und daraus erklärt, dafs Freyr und Freyja bisweilen wechseln, Freyja und Frigg aber sich nah berühren. Freyr hatte ein Schwert, das sich beim Nahen der Riesen von selbst zum Kampfe in Bewegung setzte; doch gab er es wie sein Rofs weg, als ihn die Sehnsucht nach Gerdhr ergriff. Auch hatte Freyr ein wunderbares Schiff, Skidbbladhnir, das sich wie ein Tuch zusammenfalten liefs, und in dem man stets mit günstigem Winde fuhr. — Freys Vater heifst in der Edda Niördhr: ihn kennt weder Saxo Grammaticus noch eine deutsche Quelle; doch pafst er als männliche Gottheit zu der im Norden unbekannten Nerthus des Tacitus. — Freyr heilig waren Pferd, Rind und Eber. Er selbst hatte einen Eber mit goldenen Borsten, welcher die Nacht erhellte, dafs sie dem Tage glich, und der, schnell wie ein Rofs, den Wagen des Gottes zog.

Der mildeste, weiseste, beredteste aller Götter war *Baldr*, der Sohn Odhinn's und der Frigg, dessen Gestalt leuchtete und nach dem das weiseste der Kräuter Baldrs Braue heifst. Seinen Tod, welchen das Schicksal beschlossen, konnten alle Asen nicht abwenden: der blinde Hödhr, sein Bruder, tödtete ihn ohne es zu wollen, und Baldr fuhr hinab zur Hel. Alle Asen und die ganze Natur beweinten ihn; sein Bruder Hermôdr wurde von den Göttern auf Odhinn's Sleipnir zur Hel gesandt, ihn zurückzufordern, doch unerbittlich hielt ihn Hel fest, und Nanna, Baldrs Gemahlin, folgte ihm in den Tod. So erzählt die Edda. Bei Saxo Grammaticus sind Baldr und Hother Nebenbuhler bei der Bewerbung um Nanna, eine norwegische Königstochter, und bekriegen sich lange, bis Baldr von Hother mit einem Zauberschwerte getödtet wird, so dafs man hier deutlich den Fortgang vom Mythus zur historisch angelehnten Sage sieht. Auf Baldrs Kühnheit, oder, was wahrscheinlicher ist, auf seine lichte Gestalt und sein mildes Wesen deutet auch sein Name, dessen Ableitung nicht ganz feststeht. Nur ein andrer Name desselben Gottes aber ist *Phol*. Er war, als die erste Ausgabe der Mythologie erschien, noch nicht bekannt, erst das zweite merseburger Gedicht hat ihn uns gebracht: doch hat Grimm dann noch mehrfache Spuren des Gottes nachgewiesen und besonders seine Identität mit Baldr dargethan. *) — Baldrs und Nanna's Sohn ist *Forseti*, der auf Forsetesland, dem jetzigen Helgoland, verehrt wurde. Der Edda nach wohnte er wie seine Eltern in einem leuchtenden, aus Gold und Silber gebauten Saal, und galt für den weisesten Richter bei Göttern und Menschen. Um 785 zerstörte der heilige Liudger seine Tempel auf Helgoland.

Nur im Norden nachweisbar ist *Heimdallr*, welcher die Himmelsbrücke, den Regenbogen bewacht, und einst unter dem Namen Rigr die Welt durchwanderte und die menschlichen Stände anordnete. An diese Einführung der Stände durch Heimdallr hat sich, wie Grimm wahrscheinlich macht, eine Erinnerung in der aus dem 16. Jahrhundert überlieferten Sage von den ungleichen Kindern Eva's erhalten. Wie Baldr scheint auch Heimdallr eine Lichtgottheit gewesen zu sein; zugleich darf man, da in der Edda alle Menschen Heimdalls Kinder heifsen, ihn bei der Weltschöpfung betheiligt denken.

Ebenfalls nur in nordischen Mythen erscheint *Bragi*, der Gott der Dichtkunst und Beredtsamkeit, Odhinn's Sohn und Gemahl der Idhunn.

Auch *Oegir*, der aus dem Geschlechte der Riesen stammende, doch mit den Asen verkehrende Gott des Meeres wird als solcher in deutschen Quellen nicht erwähnt; doch hat Grimm von ihm sichere Spuren in dem Riesen Ecke nachgewiesen, den Dietrich von Bern besiegt und dessen Brüder Fasolt und Abentrot, die Riesen des Sturmes und Feuers, sich parallel stellen mit Kari und Logi, den Brüdern Hlêrs, der wiederum mit Oegir identisch scheint. Oegir und seine Gemahlin, die Meergöttin Rân, zeugten neun Töchter, welche neun Ströme sind: auch gab Oegir einst den Asen ein grofses Fest, auf das oft in den nordischen Liedern angespielt wird.

---

*) Für sie scheint auch die Alliteration zu sprechen. Bekanntlich werden die betontesten Wörter der Langzeile durch die Alliteration gebunden: da nun in der ersten Zeile des Gedichts Phol, nicht Wôdan, alliterirt, ist dadurch angedeutet, dafs Phol in dem Gedichte wichtiger ist als Wodan; indem jedoch in der zweiten Zeile Balder nicht alliterirt, kann man schliefsen, dafs er im Gedichte schon erwähnt ist, da sonst seine Erwähnung wichtiger wäre als die seines Fohlen: doch mufste die Alliteration auf volon fallen, wenn Balder eben, als Phol, genannt war und die Erzählung nun weiter ging.

Digitized by Google

Gott des Feuers war *Loki*, der als Gott jedoch wieder nur im Norden vorkommt, wo er mit dem Riesen Logi und mit Lodhr identisch scheint, und wo sein Name noch jetzt in einzelnen Ausdrücken fortlebt, wie z. B. der Irrwisch Loka daun (Lokii odor), der Sirius Loka brenna (Lokii incendium), Brennspähne Loka spænir heifsen. Loki ist der einzige unter den deutschen Göttern, in welchem das böse Princip durchbricht: er steht gleichsam mitten inne zwischen den Asen und Riesen, und hilft bei den Kämpfen beider bald den einen, bald den anderen. Zur Strafe für seine Unthaten, welche die Edda berichtet, wurde er, wie Prometheus, der den Menschen die *Flamme* gebracht, von den Asen in Fesseln gelegt, und wenn er ihnen zuckt, bebt die Erde; vor der Götterdämmerung aber wird er frei werden, sich mit Surtr und den Muspellsöhnen verbinden, und die Asen besiegen (wie auch Zeus mit seinen Göttern fallen soll, wenn Prometheus gelöst wird). Zugleich ist Loki mit Hephästos verwandt: wie dieser ist er lahm und regt die Götter zum Lachen auf. Viele Züge, die von Loki berichtet werden, finden sich in spätern Teufelssagen wieder, auch darf man den sprichwörtlichen Ausdruck: „der Teufel ist los", auf Loki zurückführen: dem deutschen Heiden mufste der Ruf: „Loki ist los!" den höchsten Schrekken erregen, weil er ihm den Einbruch des Weltunterganges verkündigte. Loki's Kinder sind der Wolf Fenrir, welcher den Mond verfolgt und am Weltende ihn verschlingen wird, die Todesgöttin Hel, und die Weltschlange Jörmungandhr, die von den Göttern in's Meer geworfen ist, doch vor der Götterdämmerung sich aus ihm erheben und die ganze Erde mit ihrem Gift überspritzen wird.

Unter den Göttinnen steht *Frigg*, hochdeutsch Fricca, als Gemahlin Odhinn's, oben an. Sie ist, wie Juno, Schützerin der Ehen, und Kinderlose beten zu ihr. Sie nimmt Eide ab und weifs vor allen Göttinnen die Schicksale der Menschen. Auch scheint sie, wie die bald zu erwähnende Berchta, Holda und die ihnen analogen Göttinnen, dem weiblichen Fleifse, dessen Symbol das Spinnen ist, vorgestanden zu haben, da im Schwedischen der Orion Friggerock, Freyerock (Friggs Rocken) heifst, woraus in Seeland nach christlicher Umdeutung ein Marienrocken geworden ist. In Niedersachsen kannte schon Eccard (De orig. Germ.) die Frû Freke aus Volkssagen, und vor Kurzem hat sie Kuhn in der Ukermark als Frû Fuick gefunden.

Mit Frigg berührt sich nah und wird oft vertauscht *Freyja*, hochdeutsch Frouwa, Fro's Schwester. Wie Fro Herr so bedeutet Frouwa Herrin, Gebieterin. Sie ist die mächtigste Göttin nächst Frigg; doch war sie nicht an einen Gott, sondern an einen Sterblichen, Odhr, vermählt. Dieser verliefs sie, und weinend irrte sie umher und suchte ihn. Sie weinte goldne Thränen (wie man in Mährchen Perlen oder Blumen weint) und heifst Grâtfagr (schön im Weinen). Frauen hoffen nach dem Tode in Freyjas Gesellschaft zu kommen, und nach der sämundischen Edda theilt sie sich mit Odhinn in die im Kampfe Getödteten: sie selbst fährt auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen zum Kampfplatze, und wird auch das Haupt der Valkyrien genannt. Die Katze scheint ihres schmeichlerischen Wesens wegen ihr, der Liebesgöttin, heilig zu sein: noch jetzt sagt man, in Erinnerung an den alten Glauben, von einem Mädchen, das am Hochzeitstage schönes Wetter hat, „die hat die Katze gut gefüttert", d. h. die Liebesgöttin durch Pflege des ihr geheiligten Thieres geehrt. Freyja hat ein kostbares, von Zwergen geschmiedetes Halsgeschmeide, Brîsinga men, das Loki einst mit List aus dem Gemache der Göttin entwendete: er heifst darum der Brisingsdieb. Der List bedurfte es; denn das Gemach war so fest, dafs, wenn die Thür geschlossen war, Niemand ohne den Willen der Göttin sie öffnen konnte. Der Goldschmuck wird bisweilen auch der Frigg zugeschrieben: er vergleicht sich dem ὅρμος der Aphrodite, und dieser scheint identisch mit dem ἱμάς, den Aphrodite an der Brust trägt, in welchem aller Liebeszauber eingeschlossen ist, und den sie der Here leiht, als diese den Zeus reizen will (Il. 14, 214 — 223); so dafs er hier an Aphrodite und Here erscheint, wie in den nordischen Mythen der Brisingsschmuck an Freyja und Frigg. Freyja's festes Gemach aber erinnert an das der Here, welches Hephästos ihr gebaut hat: man könnte darum vermuthen, es habe auch in Deutschland ursprünglich der Frigg gehört, und sei nur durch die häufige Verwechselung derselben mit der Freyja auf diese übertragen. Als deutsch wird Frouwa durch das zweite merseburger Gedicht erwiesen. Ihr geheiligt ist der Freitag, doch ist auch hier im Hochdeutschen und in einigen andern deutschen Mundarten Frigg für Freyja eingetreten, da

Digitized by Google

Freitag eine alte Form Fria voraussetzt, welche nach der von Paulus Diaconus für Fricca überlieferten langobardischen Frea auf Frigg zurückzuführen ist, während nach der deutschen Frouwa der Freitag Frauentag heifsen müfste.

Von der schon oben berührten *Nerthus*, der Terra mater, wissen wir nur, was Tacitus (Germ. 40.) von ihr berichtet. Sie ist hiernach der Gäa und ihrer Tochter Rhea, der Ops, Ceres und Cybele zu vergleichen. Aehnlich wie Nerthus bei Tacitus wurde nach Lucrez das Bild der magna deum mater durch die Länder geführt: Blumen, Silber und Kostbarkeiten wurden auf ihren Weg gestreut, und von ihrem Umzuge wurde das Land gesegnet, und nach Ovid und Ammianus Marcellinus wuschen die Römer den Wagen, auf welchem das Bild der mater deum umgeführt wurde, und ihre sacra im Almo, was ebenfalls zu der Nachricht bei Tacitus stimmt, dafs Wagen und Gewänder der Nerthus und die Göttin selbst in einem See gewaschen wurden. Ob die von Tacitus nicht näher bezeichnete Insel, wie man gewöhnlich annimmt, Rügen war, ist unsicher. Die dänischen Inseln der Ostsee können ebenfalls für den Sitz der Göttin gelten.

Eine vierte und fünfte der deutschen Göttinnen, *Holda* und *Berchta*, sind uns nicht alt überliefert; doch ist nach ihrem Wesen, wie es in den jüngeren Quellen erscheint, ihr Alter nicht zu bezweifeln, und was die Ueberlieferung früher Jahrhunderte an ihnen versäumt hat, bringt die noch fortlebende Sage ein, welche sie in ihren reichsten Schmuck kleidet. Beide scheinen identisch und nur in verschiedenen Theilen Deutschlands verschieden benannt. — Frau *Holda* oder *Hulda*, und indem sich d dem l assimilirt, Holle und Hulle, begegnet zuerst bei Burkhard von Worms und tritt jetzt in Hessen (woher Burkhard stammte), in Thüringen, dem nördlichen Franken und der Wetterau bis zum Westerwald häufig in Sagen auf, nicht in Baiern, Oesterreich, Schwaben und der Schweiz, eben so wenig in Friesland und Nordsachsen; in Dänemark und Norwegen aber erscheint eine analoge und in mehreren einzelnen Zügen genau übereinstimmende Berg- und Waldfrau Hulle oder Huldra. Wohl nur dem geringen Alter unserer Zeugnisse ist es zuzuschreiben, dafs in Deutschland Holda in einer ihrem Namen und Wesen so wenig entsprechenden Gestalt erscheint. Sie ist ein altes, gebücktes Mütterchen, sehr häfslich, mit langer Nase, grofsen, langen Zähnen und verworrenem, struppigem Haar. Ihre, wohl erst durch den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum verdunkelte, alte Schönheit bricht nur darin durch, dafs sie meist als freundlich blickend geschildert wird. Die dänische und norwegische Huldra jedoch erscheint bald als graugekleidete finstere Alte (doch ohne besondere Häfslichkeit), bald als schöne Jungfrau im blauen Kleide und mit weifsem Schleier. *) Frau Holda zieht wie Wodan an der Spitze des wilden Heeres durch die Länder, und ihr Umzug verleiht den Feldern Fruchtbarkeit. Sie steht dem Flachsbau vor, erscheint selbst als spinnende Frau, schenkt fleifsigen Mägden Spindeln und zündet den faulen den Rocken an, oder besudelt ihn. Wo Alles in Ordnung ist, spricht sie ihren Segen: „So manches Haar**), so manches gute Jahr"; doch Unordnung straft sie, indem sie statt der guten Jahre so viele böse wünscht. — In enger Verbindung steht Frau Holda mit den Elben, die auch die guten Holden, Holdchen heifsen, und so schon ihrem Namen nach zu ihr gehören. Aus Holda's Brunnen stammen die Kinder der Menschen, wie sonst aus Teichen der Elbe. Den Wassergeistern ähnlich, badet Holda oft in Seen und Strömen, und erscheinet dabei weifs: auch alp aber scheint mit albus zusammen zu hängen. Die dänische und norwegische Huldra tritt geradezu als Berg- und Waldfrau auf und oft in Begleitung des Huldrefolks (der Berggeister); gleich den Elben raubt sie neugeborene Kinder, liebt Musik und Gesang, und nimmt, wie Nixe und Nixen, an den Tänzen der Menschen Theil.

*) Das graue und blaue Gewand so wie das von Alter finstre und jugendlich heitre Wesen der Huldra scheint auf den umwölkten und wolkenlosen Himmel zu deuten: auch die deutsche Holda waltet am Himmel; von ihm sendet sie den Schnee herab, die Federn, welche aus ihrem Bette fliegen, wenn sie es schüttelt. — Auf die schneesendende Holda führt Grimm auch die Maria ad nives, notre dame aux neges zurück, zu welcher die brüsseler Spitzenmacherinnen beteten, damit ihr Werk weifs wie der Schnee bleibe.

**) *hâr*, Flachs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Deutsche Mythologie von Jacob Grimm.

(Fortsetzung.)

Berchta beginnt in Thüringen und Franken, wo Holda aufhört, und ihre Sagen verbreiten sich über Baiern, Oesterreich, Schwaben, den Elsafs und die Schweiz. Ihr Name Perahta bezeichnet sie als die glänzende, und dem Namen gemäfs erscheint sie, wie Holda im See, besonders als *weifse Frau*, doch ebenfalls sehr häfslich, mit langer Nase und zottigem Haar, und einer ihrer Füfse ist gröfser als der andere. Wie Holda führt Berchta das wilde Heer, und befruchtet auf ihrem Zuge die Erde. Ihr folgen die Seelen verstorbener Kinder, und hieran knüpfen sich besonders schöne Sagen. So sah ein junges Weib, welches sein einziges Kind verloren hatte, und es heftig beweinte, am Berchtentage (5. Januar) den Zug der Berchta, und bemerkte, als er vorüber war, ein kleines Kind mit ganz durchnäfstem Hemdchen, das einen Krug mit Wasser trug, ermüdet hinter dem Zuge zurückblieb und zuletzt ängstlich vor einem Zaune stand, welchen Berchta überschritt und die anderen Kinder überkletterten. Da erkannte die Mutter *ihr* Kind und hob es über den Zaun. Und während sie es in den Armen hielt, sprach das Kind: „Ach wie warm sind Mutterhände! aber weine nicht so sehr; du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll; da sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon damit beschüttet." Oft erscheinen die Kinder, Berchta's Gefolge, als Heimchen, welche die Fluren bewässern und akkern: mit ihnen hauste sie lange im Saalthal zwischen Bucha und Wilhelmsdorf, doch endlich entzweite sie sich mit den Bewohnern und liefs sich am Berchtenabend mit ihren Kindern über die Saale setzen; und der Kinder waren so viel, dafs der Schiffer zweimal fahren mufste. Während der zweiten Fahrt hatte Berchta an ihrem Pfluge gezimmert, und sie schenkte dem Fährmann für seine Mühe die abgefallenen Späne: drei nahm er mit, und als er heim kam, waren es Goldstücke. Dieselbe Sage von Verwandelung scheinbar werthloser Gaben in Gold findet sich bei Holda und den Elben, so wie die hier und öfter erscheinende Ueberfahrt Berchta's und ihrer Kinder genau zu den Ueberfahrten auswandernder Zwerge stimmt. Auch sendet Berchta Krankheiten und heilet sie gleich den Elben. Wie Holda wacht Berchta über die Spinnerinnen, belohnt die fleifsigen und bestraft die trägen. Ferner ist Berchta die Ahnmutter Karl's des Grofsen und vieler deutschen Fürstengeschlechter; sie führt als solche oft noch ihren Namen Berchta, Berta, wenn dieser auch meist auf eine historische Ahnfrau bezogen wird; auch wo der Name verschollen ist, gleicht sie jedoch als „die weifse Frau" in ihrer Erscheinung noch der leuchtenden Perahta, so wie darin, dafs sie bisweilen spinnend gesehen wird, und dafs sie auf den Höfen der Schlösser, in denen sie umgeht, die Mägde zum Fleifse anhält. Endlich scheinen die zahlreichen Sagen von verwünschten Prinzessinnen, welche, in Berge entrückt oder durch Zauber verwandelt, erlöst sein wollen, ebenfalls aus Sagen von Berchta entstanden.

An diese beiden Göttinnen, die man mit ziemlicher Sicherheit fur identisch halten darf, und die vielleicht beide nur eine Abschwächung der Frigg sind*), schliefst

*) Holda, die Holde, und Berchta, die leuchtende, wären passende Beiwörter der milden, hehren Gemahlin des Himmelsgottes, und sie können als minder bezeichnende Benennungen leicht darum die echtheidnische Form Frigg zurückgedrängt haben, weil sie den Christen weniger Anstofs erregten, und darum weniger verfolgt wurden. Zu beachten wären folgende Uebereinstimmungen. Der Orion heifst Friggs Rocken, und Hulda und Berchta schützen den Flachsbau und die Spinnerinnen. Eine isländische Sage des 14. Jahrh. erwähnt eine Zauberin Hulda als Odhinn's Geliebte. Holda und Berchta führen wie Odhinn das wilde Heer; Frigg aber sitzt nach Paulus Diaconus neben Odhinn auf seinem goldenen Stuhl in Walhalla, sie zog darum vielleicht auch neben

Digitized by Google

sich noch eine Reihe von Göttinnen, von denen allen, nur bald mit gröfserer, bald mit geringerer Vollständigkeit, dieselben Sagen noch jetzt im Volke leben, die uns von Holda und Berchta überliefert werden. Es sind dies *Frau Gode* *), Hera (bei Gobelinus Persona) oder Herke (Harke) **), *Stempe* (bei welcher Grimm an die noch unerklärte Tanfana des Tacitus erinnert, da S vor T bisweilen vorgeschlagen wird), *Trempe*, *Werre*, *Posterli*, *Strüggele* (S. 886), *Chlungere*. Auch birgt sich dieselbe oder eine verwandte Göttergestalt unter dem Namen *Diana*, *Herodias* und *Abundia (dame Habonde*, stimmend zu Fulla, der Dienerin der Frigg im Nordischen, welche in Deutschland nach dem zweiten merseburger Gedicht die Schwester der Frouwa, oder, wenn man Fria für Frûa liest, der Frigg ist).

Nach der Göttin *Ôstara* ist unser Osterfest genannt, während die übrigen christlichen Völker das hebräische Pascha beibehalten haben. Es scheint Ostara die Göttin des neuaufgehenden Lichtes, der Erdverjüngung gewesen zu sein, so dafs in ihrem Feste und dem der Auferstehung Christi etwas Analoges lag und sich um so leichter Manches von jenem auf dieses übertragen liefs. So werden noch jetzt in einigen Gegenden zu Ostern Feuer angezündet, und es heifst, die Sonne thue am Ostermorgen drei Freudensprünge, und an demselben vor Sonnenaufgang geschöpftes Wasser sei heilkräftig.

Saga, die Göttin der Dichtkunst, ist Odhinn's Tochter, wie die Musen Töchter des Zeus sind; gleich ihnen unterrichtet sie die Menschen in der Dichtkunst, die Odhinn erfunden hat. Auf sie hat Grimm in seiner Schrift „Frau Aventiure klopft an Beneckes Thür", die in mittelhochdeutschen Gedichten personificirte Aventiure zurückgeführt.

Die Göttinnen Nanna, Fulla, Gerdhr, Sif, Gefjon, Tanfana, Ran, Nehalennia, Sinthgund, Sunna, Zisa, Vör, Hruoda sind theils schon gelegentlich berührt, theils wissen wir zu wenig von ihnen, als dafs in diese gedrängte Uebersicht mehr als ihre Namen gehörten.

Wie Loki unter den Göttern als der einzige feindliche, so steht seine Tochter *Hel*, die Todesgöttin, unter den Göttinnen da. Sie ist halb weifs halb schwarz, und wohnt tief im Dunkel der Erde in Niflheim: das Innere der Wohnung (ihr Hof und ihre Säle) heifst Niflhel. Dorthin fahren die Todten, die vor Alter oder durch Krankheit sterben *); dort werden sie unerbittlich von ihr festgehalten; doch tödtet Hel Niemand, sie holt die Seelen selbst nicht ab auf Erden, und

---

ihm an der Spitze des wüthenden Heeres und konnte wie er als den Zug führend gedacht werden. Die doppelte Gestalt der dänischen und norwegischen Huldra weist auf den bewölkten und wolkenlosen Himmel; sie pafst daher am besten für die Gemahlin des Himmelsgottes, der es auch gemäfs wäre, wenn Holda wie Zeus den Schnee erregt. Wie Odhinn den Erntesegen ertheilt, befruchten Holda u. Berchta die Felder, und ihm gleich verhängt Berchta Krankheiten, ihm gleich steht sie an der Spitze von Fürstengeschlechtern. Frigg wechselt mit Freyja; in Freyja's Gemeinschaft aber leben die Frauen und ein Theil der in der Schlacht gefallenen Helden nach dem Tode, und eben so kommen Verstorbene zu Holda und Berchta in's wilde Heer. Frigg heifst in der Edda Odhinn's Hausfrau, und sorgt für den Haushalt der Asen und Einherjen; Holda und Berchta aber überwachen den Fleifs der Mägde, die weifse Frau und verwünschte Prinzessin trägt gewöhnlich ein Schlüsselbund, sie heifst die Ausgeberin im Kloster Chorin in der Ukermark, und nach einer schönen, so viel ich weifs, noch ungedruckten Sage führt die „Königinn Holle" Friedrich dem Rothbart im Kifhäuser die Wirthschaft und sorgt für Alles, was er mit den vielen hundert Rittern und Knappen, die mit ihm um den grofsen steinernen Tisch sitzen, bedarf. Grimm hat schon in der Vorrede zur Mythologie die Sage von bergentrückten Helden auf Wodan gedeutet, und es ist mir unzweifelhaft, dafs in den Rittern und Knappen, die mit Friedrich, oder nach einer andern mir ebenfalls nur aus mündlicher Ueberliefesung bekannten Sage mit Otto dem Rothen im Kifhäuser sitzen, die Einherjen durchbrechen.

*) Ihr Name stimmt zu Wodan wie Freyja zu Freyr, Nerthus zu Niördhr, Fricca zu Fricco. In Erntegebräuchen tritt sie in der Priegnitz und andern niederdeutschen Gegenden ganz an Wodans Stelle.

**) In Sachsen habe ich Frau Harre gefunden, wozu Harke, für Harreke, als Diminutivform gehört, wie Herke zu Hera.

*) Hierzu stimmt, dafs Odhinn und Freyja die in der Schlacht Fallenden, Ran die im Wasser Ertrinkenden empfangen. Doch abweichend sind die Vorstellungen, nach welchen alle Frauen nach dem Tode zu Freyja zu kommen hoffen, alle jungfräulich sterbenden Mädchen Dienerinnen der Gefjon werden, nach denen Odhinn alle Herren, Thor alle Knechte aufnimmt, und nach denen zu Odhinn fahren allgemein so viel wie sterben heifst. Unvereinbar mit diesem Glauben ist persönliches Fortleben aber ist der an den Uebergang der Seelen in Blumen und Thiere. Es scheint, dafs sich bei verschiedenen deutschen Stämmen verschiedene Vorstellungen ausbildeten.

Digitized by Google

sendet keine Boten nach ihnen aus: von selbst kommen sie zu Rofs und zu Wagen und nehmen Schuh, Schiff, Fährgeld, Diener, Pferde und Kleider mit auf den Helweg. Der Name der Hel hat sich noch in Hölle erhalten.

Verehrt nun wurden die deutschen Götter in ältester Zeit in Wäldern, die man heilig hielt, und in denen man keinen Baum fällte; an sie erinnern noch jetzt die vielen Heiligenforste. Doch mögen schon früh daneben von Menschen erbaute Tempel bestanden haben, in welchen die Götterbilder, die seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. erwähnt werden, sich befanden, und die vielleicht in den heiligen Wäldern errichtet waren. Schon Tacitus sagt von dem im J. 14 von den Römern zerstörten Heiligthum der Tanfana *solo aequare*, was auf ein Gebäude deutet: im 5. bis 8. Jahrh. lassen sich templa, fana, castra bei Burgundern, Franken, Langobarden, Angelsachsen, Friesen und Alemannen nachweisen. — Man verehrte die Götter durch Gebete, Opfer und Minnetrunk. Die Opfer zerfielen in Dank- und Sühnopfer: die kraftvollsten waren Menschenopfer; aufser Menschen wurden bestimmte Thiere, Früchte, Blumen, Milch, Honig geopfert. Eines Gottes Minne aber trank man, wenn man seiner beim Trinken gedachte, gleichsam ihn zu ehren den Trunk that. Im Nordischen heifst minna (zusammengehörend mit memini, mens u. s. w.) das Gedächtnifs, im Hochdeutschen drückt es vorzugsweise die Erinnerung an den Geliebten aus. Man trank im Heidenthum die Minne Odhinns, Thors und der Freyja; nach christlicher Umbildung wurde besonders die Minne Johannes des Täufers und der Gertrud, dann Christi und von Zauberern die Minne des Teufels getrunken. Reste alter Cultusgebräuche zeigen sich noch in den Festfeuern, die zu Ostern und Johanni angezündet werden (S. 581—591), so wie in den mannigfaltigen Spielen und festlichen Aufzügen, die sich an Weihnachten, an die Ernte und besonders an das Frühjahr, den Einzug des Sommers und die Besiegung und Vertreibung des Winters knüpfen. Bei den meisten dieser Spiele finden noch jetzt Verkleidungen und bei mehreren dramatische Darstellungen Statt: aus ihnen hat sich das deutsche Drama entwickelt wie das griechische aus den Darstellungen bei den Festen des Dionysus. Die zum Cultus gehörigen Verrichtungen, wie das Tödten der Opferthiere, das Sieden und Vertheilen des Opferfleisches, fielen den Priestern zu: diese verwalteten zugleich das göttliche und das menschliche Recht, die gleichsam als unzertrennlich galten, und im Kriege überwachten sie, nicht die Feldherrn, die Zucht. Ob die Priester einen besonderen, vielleicht gar erblichen Stand bildeten, ist uns nicht bekannt.

Die Kluft zwischen Göttern und Menschen füllen, bald jenen bald diesen näher stehend, die Helden und weisen Frauen. Die *Helden* gehören zu dem Geschlechte der Menschen, doch stammen sie meist von Göttern ab und haben von ihnen übermenschliche, halbgöttliche Kräfte empfangen. Ursprünglich besafs wohl keine Mythologie Helden, erst später scheint man Menschen halb zu Göttern erhoben, Götter halb zu Menschen herabgedrückt zu haben. Ob jedoch der Held ein vergöttlichter Mensch oder ein vermenschlichter Gott sei, ist meist schwer zu entscheiden: das Erste steht z. B. fest bei Dietrich von Bern, das Zweite bei dem Balder und Hother des Saxo Grammaticus. Es zeichnen sich die Helden vor den übrigen Sterblichen durch ihre Gestalt und dadurch aus, dafs der Götter unmittelbarer Schutz an ihnen sich kund giebt. Sigurd war so grofs, dafs, wenn er durch das reifende Getreide ritt, sein sieben Spannen hohes Schwert nur mit der untern Spitze die aufrecht stehenden Aehren streifte. Gleich den Riesen haben die Helden oft mehr als zwei Arme. Heime hatte nach verschiedenen Ueberlieferungen drei Hände und vier Ellenbogen oder zwei Hände und drei Ellenbogen; Asprian hatte vier Hände, Starkadhr sechs, nach einer andern Sage sogar acht Arme, so dafs er mit vier Schwertern auf einmal fechten konnte. Einzelne Heldenstämme zeichnen sich durch goldene Zähne, die Völsunge durch leuchtende Augen aus. Doch wie bei den Göttern erscheint auch bei den Helden ein körperlicher Mangel bisweilen als Abzeichen höherer Natur. Sie bedürfen gleichsam zur Vollkommenheit nicht was den Menschen unentbehrlich ist. Hagen ist einäugig wie Wodan, Walther einhändig wie Tyr, Wieland und Gunther (in Eckehards Waltharius manufortis) lahm wie Loki. Wie Hödhr blind ist Vermund, Uffos, des stummen, Vater, und der ältere der beiden angelsächsischen Offa ist blind bis zum siebenten, stumm bis zum dreifsigsten Jahre. Sogar mit Thieren haben die Helden bisweilen Aehnlichkeit: Siegfrieds Haut

Digitized by Google

wurde zu Horn; andre Helden sind beschuppt; die Merovinger sollen Borsten auf dem Rückgrat gehabt haben, weil einst ein Seeungeheuer ihre Ahnmutter im Bade überwältigte. Diesen körperlichen Mängeln entspricht in der Jugend der Helden oft ein scheinbarer geistiger: sie gelten für dumm und werden darum verachtet; doch plötzlich, wenn ihre Zeit kommt, beginnen sie zu handeln und übertreffen bald die ihrer Klugheit wegen bisher ihnen Vorgezogenen. Aus dieser Eigenheit der Heldennatur entwickelte sich die stehende Gestalt des Dummlings oder Aschenbrödels in unsern Märchen. Das Aufsergewöhnliche der Helden zeigt sich oft schon bei ihrer Geburt; viele nämlich sind *ungeboren*, d. h. aus dem Mutterleibe geschnitten. Völsungr sprach schon im Mutterleib und küfste, als er herausgeschnitten war, noch seine Mutter, ehe sie starb. Später hiefsen Hoyer und der hessische Reinhart von Dalwig die ungebornen. Eben so wurden der schottische Macduff, Tristan nach Eilhart und Rostem nach Firdusi aus dem Mutterleibe geschnitten; und das Chronicon petershus. (Myth. 362) sagt ausdrücklich de talibus excisis literae testantur, quod, si vita comes fuerit, felices in mundo habeantur. Nach der Geburt drohen den Helden oft neue Gefahren. Sie werden in einem Schiff ohne Ruder oder sonst in einem Behältnifs auf dem Wasser ausgesetzt und wunderbar erhalten: so Siegfried nach der Vilkinasaga, so Sceáf, Beowulfs Grofsvater, und Gregor, dessen Sage Hartmann von Aue behandelt hat. An öden Stätten ausgesetzt, werden sie von Thieren gefunden und gesäugt: so wurde Siegfried, ebenfalls nach der Vilkinasaga, von einer Hindin, Dietrich von einer Wölfin gerettet. Auch später im Leben stehen Löwen, Raben, Wölfe und andre Thiere den Helden in Gefahren bei, und sie haben kluge Rosse, mit denen sie sprechen. Die Geburt und wichtige Erlebnisse der Helden werden durch Naturereignisse angekündigt und gleichsam mitgefeiert: in der Nacht, da Helgi geboren wurde, schrieen die Adler, und es strömten heilige Wasser von den Bergen, und im Jahre von Hakons Erwählung brüteten die Vögel zweimal und die Bäume trugen zweimal Früchte. Nach dem Tode sitzen die Helden bald nur schlafend in Bergen, wie Karl im Odenberge und Unterberge, Friedrich Rothbart im Odenberge und Kifhäuser, Siegfried, Armin und Andre zu Geroldseck, bald ziehen sie an der Spitze des wilden Heeres. Ein Cultus der Helden ist in Deutschland nicht nachzuweisen.

Aufser diesen allgemeinen, in verschiedenen Heldensagen sich wiederholenden Zügen bespricht Grimm die wichtigeren einzelnen Heldensagen und erweist bald, wie sie aus Göttermythen, bald, wie sie durch Verschmelzung historischer und mythischer Elemente entstanden sind, und wie später rein mythische Züge an historische Ereignisse (z. B. der Schufs Eigils durch die Tellssage an die Befreiung der Schweiz) sich angelehnt haben.

Denselben Ruhm, welchen dem Manne die Tapferkeit verlieh, erwarb nach der Vorstellung unsres Alterthums das Weib durch Weisheit; den Helden entsprachen darum nicht Heldinnen, sondern *weise Frauen*. Doch sind diese Halbgöttinnen von den Göttinnen schwerer zu sondern als die Halbgötter von den Göttern. Zwar nehmen auch sie die Mittelstufe zwischen Menschen und Göttern ein, doch sind die Gestalten unserer Helden mehr fixirt, in schärfere, festere Grenzen geschlossen, während die der weisen Frauen weicher und beweglicher geblieben sind und darum auf der einen Seite mit den Elben, auf der andern mit den Göttinnen sich enger berühren und mit ihnen wechseln. Viele Sagen, welche von weisen Frauen und den meist aus ihnen hervorgegangenen Hexen berichtet werden, wiederholen nur Züge, die von Holda, Berchta und den verwandten Göttinnen bekannt sind: die weisen Wald- und Meerfrauen aber gehen oft ganz in elbische Wesen über. — Es werden diese Halbgöttinnen von den Göttern als Boten ausgesandt; sie verkünden den Menschen die Befehle der Götter und die Beschlüsse des Schicksals und besitzen alle die Gabe der Weissagung. Am Meisten ausgebildet erscheinen unter ihnen die Nornen und Valkyrien.

Nur im Norden, nicht in Deutschland, finden wir drei Schicksalsgöttinnen *Urdhr*, *Verdhandi* und *Skuld*, die durch ihre Namen als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bezeichnet werden und gemeinschaftlich *Nornir* heifsen. Die höchste unter ihnen ist Urdhr, und sie ist bei andern germanischen Stämmen allein nachweisbar. Nach ihr ist der Urdharbrunnr benannt, der unter einer der drei Wurzeln des Yggdrasil quillt, und an welchem die Götter ihre Gerichte halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Deutsche Mythologie von Jacob Grimm.

(Fortsetzung.)

Mit dem Wasser des Brunnens begiefsen die Nornen täglich die Weltesche, damit sie nicht verdorre, und die reinigende Kraft des Wassers ist so grofs, dafs Alles, was man hinein taucht, blendend weifs wird. Die Nornen verwalten, gleichsam als Priesterinnen des Schicksals, die vom Schicksal gegebenen Gesetze; sie allein kennen die Zukunft und verbergen sie den Göttern. Die Götter aber vermögen nichts gegen das Schicksal; Baldr stirbt nach des Schicksals Schlufs, und die Götterdämmerung bricht zum Verderben der Götter, doch unabwendbar herein. In Häuser, in welchen Kinder eben geboren sind, kommen die Nornen bisweilen und bestimmen den Kindern ihr Schicksal: so erschienen sie bei Nornagest und bei Helgi, dem Hundingstödter; und in spätern deutschen und romanischen Sagen treten drei Feen an ihre Stelle, von denen gewöhnlich, wie bei den Nornen Skuld, die dritte und jüngste dem Segen der beiden ältern einen Fluch hinzufügt. Niemand lebt eine Nacht länger, noch kann er früher sterben, als die Nornen es bestimmt haben: Gudrun, Giukis Tochter (die Kriemhild der Nibelungen Noth), stürzte sich ins Meer den Tod zu suchen, doch die Wellen hoben sie und trugen sie ans Land, weil ihr Tod noch nicht beschlossen war. — Mit den Nornen berühren sich aufs Innigste die *Valkyrien*, und sie scheinen bisweilen nur die Nornen zu vertreten. Wie diese unter dem Schicksal stehen, sind die Valkyrien Odhinn und Freyja unterthan: Freyja selbst heifst das Haupt der Valkyrien (auch Valfreyja), und das Trinkhorn, welches sie in Walhalla beim Mahle füllt, reichen die Valkyrien den Asen und Einherjen. Auf Erden ziehen die Valkyrien, von Odhinn ausgesandt, mit glänzenden Helmen, Schilden und Lanzen in die Schlacht und bestimmen Sieg und Niederlage. Ihre Begleiter sind Adler und Raben, die sich auf der Wahlstatt niederlassen. Die Verwandtschaft der Nornen und Valkyrien wird besonders dadurch verbürgt, dafs Skuld selbst als Valkyrie mit auf die Schlachtfelder zieht *) und dafs, als die Valkyrie Sigrdrîfa (Brünhild) Odhinns Befehl entgegen handelt und seinen Schützling erliegen läfst, Odhinn nur sie strafen, doch nicht das von ihr Verbrochne wieder gut machen kann. Die Valkyrien sind Töchter irdischer Könige, Brünhild Budlis, Sigrun Högnis, Kara Halfdans; geliebten Jünglingen verleihen sie Sieg, und bisweilen vermählen sie sich mit Helden, so Brünhild mit Gunther, Sigrûn mit Helgi Hundîngsbani **). Nornen und Valkyrien spinnen und weben: Hladgûdhr svanhvît, Hervör alvitr und Ölrûn, die drei Valkyrien der Völundargvida, fand Wieland, wie sie am Strande safsen und Flachs spannen; und Dörrudhr sah durch einen Felsspalt singende Frauen bei einem Gewebe sitzen, wobei ihnen Menschenhäupter zum Gewicht, Därme zum Garn und Wift, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamm dienten: sie sangen ein grauses Lied, in dem sie sich selbst Valkyrien nannten und das Gewebe als dem Dörrudhr gehörig bezeichneten. — Gewöhnlich reiten die Valkyrien auf Rossen; doch nehmen sie auch oft Schwangestalt an, in der sie durch die Luft fliegen und über die Gewässer schwim-

*) Nie wird dies von Urdhr und Verdhandi gesagt; vielleicht schienen sie, die freundlichen, deren Gaben Skuld etwas Böses beizufügen pflegt, zu mild für den Kampf oder als die ältern zu bejahrt und ehrwürdig.

**) Doch scheinen sie mit der Vermählung ihr *schildes ambet* aufzugeben, nicht mehr in die Schlacht zu ziehen. Ueber Brünhild verhängt Odhinn die Vermählung als Strafe (in der deutschen Nib. Noth verliert sie zugleich mit ihrem Magdthum ihre übermenschliche Kraft) und die drei Valkyrien, die mit Wieland und seinen Brüdern sich vermählen, ziehen die sieben Winter, welche sie vermählt bleiben, nicht in die Schlacht, doch als sie den Kampfplatz wieder suchen, kehren sie auch zu den Männern nicht mehr zurück.

Digitized by Google

men. Um sich in Schwäne zu verwandeln, werfen sie ein Schwanhemd über*); sie streifen es ab und legen es neben sich an den Strand, wenn sie sich baden wollen, oder sich zum Spinnen ans Meer setzen. — Wohl nur Valkyrien sind die Idisi des ersten merseburger Gedichtes, welche sitzen und Fesseln knüpfen, das Heer aufhalten und Kränze (für die Sieger) sammeln. Sonst bedeutet ahd. itis, alts. idis allgemein Frau, Jungfrau; doch wird es wie das griech. νύμφη vorzugsweise von halbgöttlichen Frauen gebraucht. Durch die Gabe der Weissagung schliefsen sich an die Nornen und Valkyrien die nordischen dîsir und spâkonur, so wie die Veleda und Aliruna (wie Grimm mit Sicherheit für Aurinia liest) bei Tacitus, Ganna bei Dio Cassius. Das Vermögen Schwangestalt anzunehmen aber finden wir auch bei den Schwanjungfrauen, von denen uns viele schöne Sagen berichten. Zu den weisen Frauen gehören ferner die *Waldfrauen*, auch Holzfrauen, Moosweibchen, Waldminnen, wildiu wîp genannt, welche sich oft auf Bäumen weifsgekleidet (wie Holda auf Seen) blicken lassen und durch Gestalt und Blick sterbliche Jünglinge bethören. Bisweilen jedoch werden die Waldfrauen (wie die Schrate) behaart gedacht. Ihr Leben knüpft sich wie das der griechischen Dryaden und Hamadryaden an Bäume; darum heifst es, wenn man ein Bäumchen auf dem Stamme dreht, bis die Rinde losspringt, so stirbt ein Waldweibchen vor Gram. Diesen Waldminnen stehen Meerminnen zur Seite, die sich mit den Nixen berühren. Dafs ein gewisser Cult der weisen Frauen stattfand, läfst sich aus dem öfter erscheinenden dîsablôt (S. 374) und daraus schliefsen, dafs man noch jetzt im Frankenwalde drei Hände voll Flachs für die Holzweibchen auf den Feldern liegen läfst, wie sonst ein Büschel Getreide für Wodan und Frau Gode zurückbleibt. — Die Fortbildung der Sagen von Helden und weisen Frauen bestand meist nur darin, dafs die halbgöttlichen Wesen den Menschen gleichgestellt wurden und das Uebernatürliche, wie die Schwanjungfrau ihr Schwanhemd, abstreiften. Manche übernatürliche Züge gingen später auf Zauberer und Hexen über, so wie in den Sagen von ihnen überhaupt etwa seit dem 14. Jahrhundert die meisten Reste der alten Mythologie, die im Volke noch lebten, vereinigt wurden.

*) Vergl. Freyjas Falkengewand, Thiassis Adlerhaut, Wielands Federkleid und den Gürtel, durch dessen Umlegung man zum Werwolf wird.

Die reinste poetische Luft weht uns entgegen und die buntesten, werthvollsten Schätze der noch jetzt fortbestehenden Sagen und Märchen breiten sich vor uns aus, wenn wir in das weite Gebiet der *Elbe* und *Wichte* treten, auf dem Grimm so vieles Neue gefunden, und in so vielem Längstbekannten, scheinbar Bedeutungslosen tiefe Bedeutung nachgewiesen hat, dafs ich hier nur das Wichtigste in seinen rohsten Umrissen wiedergeben kann. — Die göttlichen Wesen zweiten Ranges, welche den Römern genii hiefsen, nannten die Deutschen allgemein Elbe (sing. Alb) und Wichte, auch die guten Holden, Holdchen (in Hessen Haulemännerchen), die guten Nachbarn, die friedlichen Leute, das stille Volk, nach ihrer kleinen Gestalt auch die kurzen, *wênigen* Männer, und einen Theil von ihnen Zwerge. Snorri unterscheidet Licht- und Dunkelelbe, liosâlfar und dökkâlfar, und nennt die ersten leuchtender als die Sonne, die zweiten schwärzer als Pech; jene läfst er in Âlfheim, dem dritten Raume des Himmels, diese in der Erde wohnen. In der Erde und unter Steinen hausen auch die Zwerge; man könnte sie darum für identisch mit den Dunkelelben halten; doch werden Dunkelelbe und Zwerge in der ältern Edda ausdrücklich geschieden, und in der jüngern heifsen die Zwerge Schwarzelbe (svart-âlfar) und wohnen in Svartâlfaheim. Hiernach scheint man Licht-, Dunkel- und Schwarzelbe als ursprüngliche Gattungen annehmen zu müssen; die Dunkelelbe aber müssen dann nicht schwarz, sondern etwa grau oder braun gedacht werden. Weifse, braune und schwarze Unterirdische führt Arndt aus Pommern in seinen Märchen und Jugenderinnerungen an. — Die Elbe haben bisweilen die Gröfse eines vierjährigen Kindes, bisweilen sind sie nur zwei bis drei Spannen, ja selbst nur einen Daumen hoch: ein dänischer Trold war sogar nicht gröfser als eine Ameise. Sie tragen dreieckige Hütchen und runde, meist rothe, bisweilen blaue oder grüne Käppchen, welche unsichtbar machen, und nach denen die Blume der „Fingerhut" Elfenkäppchen heifst. Sie sind so leicht, dafs, wenn sie bei Nacht auf der Wiese tanzen, weder Blume noch Gras geknickt, nur der Thau von den Halmen gestreift wird. Die Lichtelbe sind wohlgebildet, zierlich gebaut und tragen leuchtendes Gewand; die Zwerge

Digitized by Google

dagegen sind mifsgestaltet, haben einen Höker und sehen schwarz und rufsig aus, weil sie meist Schmiede sind. Bei der Schöpfung gingen die Riesen den Elben, diese den Menschen voran; doch körperlich wie geistig stehen die Menschen mitten inne zwischen Riesen und Elben: sie sind den Riesen an geistiger Kraft überlegen, doch stehen sie ihnen an körperlicher nach, von den Elben werden sie an Weisheit übertroffen, doch sind sie körperlich kräftiger als sie. Unter allen übermenschlichen Wesen aber stehen die Elbe im engsten Verkehr mit den Menschen. Sie erweisen sich ihnen in Haus und Hof hilfreich und dienstfertig. Alle Handwerke verstehen sie, und mancher Handwerker wird reich durch ihren Schutz. Sie arbeiten bei Nacht in der Mühle, während der Müller schläft, weben bei den Webern, backen bei den Bäckern: Eisen, das man vor ihre Hölen legt, findet man bald geschmiedet an derselben Stelle wieder. In der Schweiz führen sie den Bauern verirrte Lämmer nach Haus. Arme Kinder finden im Walde, wenn sie Holz suchen, bisweilen Näpfe mit Milch und Körbchen mit Beeren, welche ihnen die Zwerge hinstellen. Doch nicht immer sind sie freundlich gegen die Menschen, sie fügen ihnen auch Leid zu, besonders rauben sie ihre Kinder und lassen Wechselbälge dafür zurück. Zum Lohn für ihre Dienste empfangen sie von den Menschen nur kleine Näpfchen voll Milch, eine Semmel, ein Stückchen Brot oder ein Kleidungsstück, gewöhnlich ein Schellenröckchen. Doch bedürfen auch sie des Beistandes der Menschen für bestimmte Zwecke. Einmal werden oft menschliche Frauen von Unbekannten in unterirdische Gemächer abgeholt, wo sie kreifsende Zwerginnen entbinden müssen; dann leihen die Elbe von den Menschen einzelne Geräthschaften, vorzüglich zum Backen, und drittens brauchen sie Menschen zur Schlichtung eines Streites; so sollte schon Siegfried dem Schilbung und Nibelung das Erbe theilen. Männliche und weibliche Elbe, vornehmlich Wassergeister, verheiraten sich mit Menschen. — Nach der Edda bilden die Âlfar ein besonderes Volk; sie heifsen das stille Volk, the good people, wälsch y tylwyth têg (die schöne Familie). Diesem Volke steht im Norden Huldra als Königin vor, und auch in England wird eine elfqueen erwähnt. In Deutschland erscheint im Otnit Alberich als König, dem „manec berc und tal" unterthan ist. Auch Laurin ist König; eben so Goldemar (nach Reinfried von Braunschweig und dem Anhang zum Heldenbuche; später wurde er zum dienenden Hausgeiste, wie Alberich in den Nibelungen nur Dienstmann der Könige Nibelung und Schilbung ist) und noch jetzt Gübich im Harz. — Die Zwerge wohnen in Schluchten und Hölungen der Gebirge und sind besonders geübt die Berge zu erklettern und in die Spalten derselben zu schlüpfen: Felsspalten heifsen darum auch Zwergslöcher. In den Bergen haben die Zwergkönige prächtige Gemächer und reiche Schätze. — Von den Elben werden über Vieh und Menschen Krankheiten verhängt: wen sie berühren oder anhauchen, der wird siech oder stirbt plötzlich; dvergslagen heifst in Norwegen gelähmtes Vieh, und Blödsinnige heifsen elbisch, elberisch, elbetrötsch, weil ihnen die Elben etwas angethan haben. Der Blick der Elbe allein kann schon zauberisch wirken, was unsre ältere Sprache mit entsehen bezeichnete. Dagegen sind ihnen auch die geheimen Heilkräfte bekannt, welche Steinen und Pflanzen inwohnen. Sie leben gesunder und länger als die Menschen; und zwar wie ein gefangner Zwerg (Rudlieb 17, 8) angiebt, weil sie redlicher sind als die Menschen, einfachere Speisen essen und die ihnen schädliche Nahrung vermeiden. — Die Zwerge zürnen, wenn Kirchen erbaut werden; sie hassen das Glockengeläut, so wie das Reuten der Wälder, den Ackerbau und geräuschvolle Pochwerke. Wo Etwas der Art sie stört, wandern sie aus und ziehen dann in unzählbaren Schaaren; sie lassen sich von Schiffern über die Ströme setzen und müssen bisweilen an der Grenze des Landes, das sie verlassen, einen kleinen Zoll entrichten. Gewöhnlich sind sie unsichtbar und werden dies durch ihre Käppchen, welche Nebelkappen sind; wenn man diese ihnen abschlägt, können sie sich nicht mehr verbergen. — Alle Elbe sind diebisch, und ihr Trügen ist sprichwörtlich. Alle, doch vorzüglich die Wasserelbe, lieben Musik und Tanz. Bald eilen sie zu den Tänzen der Menschen herbei, bald nehmen Menschen an ihren nächtlichen Reigen Theil. Vornehmlich durch ihr Singen und Spielen locken sie Sterbliche zu sich; doch sind ihre Melodien meist schwermüthig; denn in ihren Liedern beklagen die Elbe ihr Geschick, dafs sie von den Christen verachtet und unterdrückt leben und nicht selig werden können. — Aus diesem grofsen Volke der Elbe nun tritt eine Reihe einzelner Geschlechter hervor. Auf dem Felde walteten einst die

Digitized by Google

Pilwize, welche die gegenwärtige Sage nur noch als Zauberer unter entstellten Namen wie Bilverschnitter, Bilsenschnitter, Binsenschneider kennt: doch ist die weibliche das Getreide schützende Gottheit noch als die Tremsemutter, Roggenmuhme oder das Kornweib bekannt*). In den Wäldern hausen die *Schrate*, auch Holzleute, Moosleute, wilde Männer genannt, welche über und über beharrt, bisweilen auch mit Moos bewachsen sind: ihnen stehen unter den weiblichen Gottheiten die oben besprochnen Waldfrauen zunächst. Im Meer, in Flüssen und Quellen gebieten die *Nixe* und *Nixen*. Jene erscheinen oft als alt, mit langem Bart, bisweilen gelblockig, bisweilen jedoch mit grünem Haar, auch mit grünen Zähnen und grünem Hut. Die Nixen dagegen sind sehr schön: sie sitzen oft im Sonnenschein auf den Wellen, ihre langen Locken kämmend. Wenn sie unter die Menschen kommen, erkennt man sie an dem nassen Saum ihres Kleides oder an dem nassen Zipfel der Schürze, der auch in gröfster Hitze nicht trocknet. Zauberisch wirken die Lieder der Wassergeister. Durch sie lockt die Nixe den Schiffer in den Strudel, und von dem Gesange des nordischen Strömkarl darf man nur zehn Variationen zum Tanze aufspielen, weil die elfte dem Nachtgeist und seinem Heer gehört: wollte man sie spielen, so fingen Tische und Bänke, Kannen und Becher, Greise und Grofsmutter, Blinde und Lahme, selbst die Kinder in der Wiege an zu tanzen. Der Nix unterrichtet Menschen in der Musik, und man opfert ihm dafür ein schwarzes Lamm oder einen weifsen Bock. Noch heut verlangt der Nix jedes gröfsern Stromes nach dem Volksglauben alljährlich sein Opfer, und da man es ihm nicht freiwillig giebt, nimmt er es und zieht Menschen in den Strom. — In Häusern und auf Höfen dienen den Menschen die *Hausgeister* oder Kobolde, welche mit den mannigfaltigsten Namen belegt werden, die meist auf ihr vertrautes Verhältnifs zu den Menschen deuten. Sie sind stets männlichen Geschlechts und unvermählt, während unter allen übrigen Gattungen der Elbe auch Frauen begegnen, und die Männer bald mit ihnen, bald mit irdischen Mädchen sich verbinden. Gekleidet sind die deutschen Hausgeister meist roth, die norwegischen Nissen grau. Sie können sich für die Menschen nach Gefallen sichtbar oder unsichtbar machen. Im Hause hört man sie leise springen, an den Wänden klopfen, auf Treppen und Boden poltern. Sie wohnen in den Ställen, Scheunen und Kellern der Menschen, bisweilen auch in einem dem Hause nahstehenden Baume: von diesem darf man alsdann keinen Ast abbrechen, sonst entweicht zürnend der Kobold und mit ihm das Glück des Hauses. Bisweilen schläft der Kobold sogar in einem Bett mit dem Menschen. Die Hausgeister waschen auf in der Küche, reinigen die Ställe, tragen Wasser in Küche und Stall, füttern das Vieh, striegeln die Pferde, scheuern Gefäfse, kehren und fegen, spalten und tragen Holz. Unfleifsigem Gesinde ziehen sie Nachts die Deckbetten ab (wie Holda und Berchta), löschen ihm die Lichter aus, stofsen den Melkeimer um: wo Unordnung in der Wirthschaft herrscht, drehen sie wohl der besten Kuh den Hals um, den Wirth zu strafen und durch Unglück zu belehren. Wenn sie einen Streich ausgeführt haben, erschallt ihr Lachen, nach welchem wir noch jetzt sprichwörtlich sagen „lachen wie ein Kobold." Sie stehlen Geld und Getreide und bringen es ihrem Herrn, dem sie so treu anhängen, dafs man sie, wo sie einmal eingekehrt sind, nicht mehr los zu werden weifs. Oft nehmen die Elbe überhaupt, doch besonders die Kobolde Thiergestalt an, vorzüglich erscheinen sie als Katzen und dreibeinige Hasen. — In den Bergen endlich und unter der Erde hausen die Zwerge, welche kunstfertige Schmiede sind.

Weniger mannigfaltig sind die *Riesen*sagen. Sie beziehen sich meist nur auf die ungeschlachte Gestalt, die ungeheure physische und die um so geringere geistige Kraft der Riesen. Als gierige Esser und Trinker werden diese schon durch ihre Namen *Jötunn* (nord. eta, essen) und Thurs (goth. thaúrsjan, dürsten) bezeichnet. Sie sind so grofs wie hohe Bäume und Berge und haben oft mehrere Arme und Häupter. Hrûngnirs Haupt und Herz ist von Stein. Noch jetzt leben zahlreiche Sagen von mächtigen Bauten fort, welche die Riesen über Nacht aufgeführt haben, von Bergen, welche sie auf Wanderungen aus dem Schuh schütteten, wenn sie meinten, es drücke sie ein Sandkorn, von Riesenmädchen, welche einen pflügenden Bauern sammt seinen Pferden in der Schürze forttragen u. s. w.

*) In Sachsen heifst sie der Kornengel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Deutsche Mythologie von Jacob Grimm.

(Fortsetzung.)

Es wohnen die Riesen nach der nordischen Ueberlieferung in Jötunheimr oder Jötnaheimr, welches nordwärts von den Wohnungen der Götter und Menschen liegt. Die Kraft der Riesen geht weit über die der Menschen hinaus, und unter den Göttern selbst vermag nur Thor mit seinem Hammer sie niederzuschmettern. Als Baldrs Leiche auf das Schiff Hrînghorn gelegt war, vermochte keiner der Asen das Schiff ins Meer zu schieben: da sandte man zu den Riesen und die Riesin Hyrrokin kam auf einem Wolfe, den sie mit einer Schlange zäumte, geritten und stiefs den Nachen leicht vom Lande, welches dabei erbebte. Wenn Riesen in Steine greifen, auf sie treten oder sich setzen, drücken sich ihre Finger, Füfse und ihre ganze Gestalt ab, und die mächtigsten Felsblöcke schleudern sie meilenweit und über Berge hinweg. — Wenn sich die Elbe mit Menschen vermählen und sich kein Beispiel findet, dafs sie mit Göttern verheirathet sind, so verbinden sich dagegen die Riesen mehrfach mit Göttern. Mit der Riesin Jörd (der Erde) erzeugt Odhinn den Thor, und Gunnlöd, eine andre Riesin, heifst Odhinns Geliebte; Freyr ist mit Gerdhr vermählt, Niördhr mit Skadhi, Thiassis Tochter. Ein Jötunn bedang sich als Lohn für die Burg, welche er den Göttern zu bauen versprach, Sonne, Mond und Freyja; Freyja forderte auch Thrym für den geraubten Hammer. Die Kämpfe der Götter und Riesen sind schon bei Thor erwähnt.— Mit den Menschen werden die Riesen nach den ältesten Sagen nicht in Verbindung gedacht; später aber scheinen bisweilen Helden als Riesenbesieger an Thors Stelle getreten zu sein, wie z. B. Dietrich, dessen Feuerathem bereits an Thor erinnert, den Sigenot, Ecke und Fasolt überwindet. — Wenn schon die Elbe ihren Hafs gegen das Christenthum dadurch zeigten, dafs sie, wo man Glocken läutete, auswanderten, so erscheinen die Riesen in jüngern Sagen gradezu als Bekämpfer des Christenthums. Wie sie früher gegen die heidnischen Götter sich auflehnten, stritten sie jetzt gegen den christlichen: sie schleudern Steine gegen die Kirchen und stehlen die Glocken von den Thürmen. — Nirgend werden die deutschen Riesen wie die griechischen Cyclopen als Schmiede gedacht; doch sind sie weise Baumeister. Nur einzelne Spuren finden sich bei den deutschen Riesen, dafs sie Menschen fressen gleich den griechischen und orientalischen. Sehr viele Sagen aber stellen die Dummheit der Riesen dar, und die Sagen vom dummen Teufel sind fast alle aus Riesensagen hervorgegangen; wie auch sonst die meisten Riesensagen als Teufelssagen wiederkehren: bisweilen, doch weit seltner, schwanken sie in Heldensagen über.

Diese von Göttern, Elben, Riesen und Menschen erfüllte Welt war nicht von Anfang, sondern ehe Himmel und Erde erschaffen wurden, gab es nur eine ungeheure Kluft *gap*, mit verstärktem Ausdruck gap ginnûnga (Kluft der Klüfte). Die Grenzen derselben waren Muspellsheim und Niflheim, die Welt des Lichts und der Wärme und die des Dunkels und der Kälte. Zwischen beiden quoll der Brunnen Hvergelmir, von dem zwölf Ströme ausgingen. In sie fiel ein Feuertropfen, und als er erstarrte, wurden sie zu Eis. Doch die milde Luft, die aus Muspellsheim wehte, thaute das Eis; die Tropfen beleben sich, und es entstand Ymir, das erste lebende Wesen, ein Riese. Ymir entschlief und fiel in Schweifs; da wuchs unter seiner linken Hand Mann und Frau, und einer seiner Füfse zeugte mit dem andern einen sechshäuptigen Sohn: daher stammen die Riesen. — Das Eis troff fort, und es entstand die Kuh Audhumbla, aus deren Euter vier dem Ymir Nahrung gewährende Milchströme flossen. Sie leckte die salzigen Eissteine, und am Abend des ersten Tages wuchs das Haar eines Mannes aus

Digitized by Google

hervor, am zweiten Tage das Haupt desselben, am dritten der ganze Mann. Dies war Buri, und sein Sohn Börr erzeugte mit Bestla, des Riesen Bölthorn Tochter, Odhinn, Vili und Ve, und von diesen wurde Ymir erschlagen. Sein Blut strömte so stark, dafs alle Riesen darin ertranken aufser Bergelmir und seiner Frau, von denen das jüngere Riesengeschlecht stammt. — Odhinn und seine Brüder schleiften Ymirs Leiche mitten in Ginnûngagap und erschufen daraus Himmel und Erde, nämlich aus seinem Schädel den Himmel, aus dem Hirne die Wolken, aus dem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen und zerbrochnen Knochen Felsen und Klippen, aus dem Blute das Wasser. Die aus Muspellsheim fliegenden Funken befestigten sie am Himmel als Sterne. Aus zwei am Meerstrande stehenden Bäumen aber erschufen sie das erste Menschenpaar, Askr und Embla. Dies ist der nordische Mythus von der Weltschöpfung. In Deutschland bürgt der Name Nibelunc für ein deutsches Niflheim, Muspilli im Heliand und in dem althochdeutschen Bruchstücke, welches Schmeller danach genannt hat, für Muspellsheim. Die Erschaffung der Welt aus dem Riesenleibe läfst sich in Deutschland zwar nicht nachweisen, doch wird nach vier verschiedenen Zeugnissen (S. 531 f.) Adam aus acht Stücken der bereits vorhandenen Schöpfung gebildet; so dafs die Uebereinstimmung des Makrokosmus und Mikrokosmus festgehalten, nur umgekehrt gedeutet wird: zuerst fafste man die ganze Natur als den einen aus einander gefallenen Urmenschen, später den Menschen als aus den Hauptbestandtheilen der Natur zusammengesetzt. An die ursprüngliche Vorstellung erinnert in üngern Sagen noch, dafs Teiche als aus Riesenblut entstanden, auffallend gebildete Steine als Riesenknochen erklärt werden. Wie Ymir entsteht das Schneekind im Modus Liebinc durch schmelzenden Schnee. Aehnliche Vorstellungen von der Weltschöpfung weist Grimm auch in Griechenland bei den Orphikern und in Indien nach. An Askr (Esche) und Embla (geschäftiges Weib), die aus Bäumen entstandenen ersten Menschen, aber erinnern noch die spätern Sagen, dafs Aschanes (Ascanius), der erste Sachsenkönig, aus den Harzfelsen im Walde hervorgewachsen ist, und dafs die Deutschen überhaupt auf den Bäumen gewachsen und Germani von germinare genannt sind. Die Sinflut, welche aus Ymirs Blut entsteht, findet sich bei Griechen, Hebräern und Indern wieder.

Ich schliefse hieran bald die Mythen vom Weltbaum und Weltuntergang (756 ff.). Durch Himmel, Erde und Hölle dringt der gröfste, heiligste aller Bäume, die Esche Yggdrasil. Ihre Aeste treibt sie durch die ganze Welt und über den Himmel hinaus, und sie schlägt drei Wurzeln, die eine in den Himmel, die andre in die Hölle, die dritte nach Jötunheim. Unter jeder Wurzel quillt ein heiliger Brunnen: im Himmel der Urdharbrunnr, in der Riesenwelt der Brunnen Mimis des weisen, bei welchem Odhinn eins seiner Augen versetzte, und in der Unterwelt der Hvergelmir. In Deutschland wird dieser heidnische Mythus nicht überliefert, doch in dem Gedichte vom Wartburgkriege erinnert eine Schilderung des Kreuzes Christi, welches die ganze Welt stützend durchdringt, so sehr an die Vorstellung vom Weltbaum, dafs man dieselbe hieraus auch als deutsch folgern darf. In Muspellsheim herrscht Surtr: er erhebt sich mit seinen Genossen beim Weltende, dem ragna röck oder der Verfinsterung der waltenden Götter, der Götterdämmerung. Dann fallen die Sterne vom Himmel, und die Erde erbebt, dafs die Bäume mit den Wurzeln aus dem Boden brechen und alle Fesseln bersten: dadurch werden die von den Göttern einst gebändigten Ungeheuer frei; Wölfe verschlingen Sonne und Mond, und die Schlange Jörmungandhr bäumt sich aus der Flut und spritzt ihr Gift über die Erde. Das Schiff Naglfar ist fertig und wird flott *). Loki holt die Hrimthursen und das Gefolge der Hel, und er reitet mit Surtr und den Muspellsöhnen über den Regenbogen mit solcher Macht, dafs dieser hinter ihm zusammenbricht. Nun kämpft Odhinn gegen den Wolf Fenrir, Thor gegen die Weltschlange, Freyr gegen Surtr, Tyr gegen Garmr (den gröfsten aller Hunde), Heimdallr gegen Loki. Die Götter unterliegen, obwohl auch Jörmungandhr, Garmr, Fenrir und Loki überwunden werden. Hierauf schleudert Surtr Feuer über die Welt, und es erhebt sich der Weltbrand (Surtalogi), welcher die ganze Welt zerstört; und nach ihm ersteht eine neue,

*) Das Schiff wird aus den Nägeln der Todten gebaut. Darum soll man den Todten die Nägel abschneiden, damit das Schiff so spät als möglich fertig wird.

Digitized by Google

seligere Erde, über der verjüngte Götter walten, die wiederum Aesir heifsen. Auch von diesem eddischen Mythus brechen in deutschen Quellen mehrfache Spuren durch, besonders in den Schilderungen des jüngsten Gerichts, unter denen das ahd. Muspilli noch fast ganz von heidnischen Anschauungen erfüllt ist.

Neben diesen Mythen von Göttern und halbgöttlichen Wesen, von der Weltschöpfung und dem Weltuntergange knüpfen sich theils alt mythische, theils im gegenwärtigen Volksglauben zu Sagen und Märchen verflüchtigte Vorstellungen an die Elemente, an Bäume und Thiere, an Sonne, Mond, Gestirne und den Regenbogen, an Tag und Nacht, die Jahreszeiten, an das christliche Paradies; es brechen Reste mythischer Anschauungen in vielen mittelalterlichen Personificationen und im Gespensterglauben durch; die alte Schicksalslehre klingt nach in den meist schon zu Formeln erstarrten fatalistischen Sätzen mittelhochdeutscher Gedichte: doch um von all' diesen Zügen auch nur die wichtigsten anzuführen, müfste ich die Grenzen einer Anzeige weit überschreiten. Ich beschränke mich deshalb darauf, noch einige Bemerkungen über den Tod und das Fortleben der Seelen und über den Teufel und die Zauberer anzuschliefsen.

Schon bei den Göttern habe ich erwähnt, dafs nach verschiednen, zum Theil sich gegenseitig ausschliefsenden Mythen Odhinn, Thor, Freyja, Gefjon, Ran und Hel die Seelen Verstorbener nach dem Tode bei sich aufnehmen; doch dafs sie alle nicht selbst tödten. Es tödten die Krankheiten, das Schwert, oder was sonst einen gewaltsamen Tod herbeiführt. Zur Hel wandern die Todten; Odhinn läfst die ihm Zufallenden durch die Valkyrien abholen; Freyja zieht selbst auf die Schlachtfelder. Die Valkyrien erscheinen als Botinnen Odhinn's, und so wird in spätern Quellen der Tod überhaupt als Bote Gottes dargestellt. Gleich den Valkyrien und der Hel reitet er auf einem Rosse. Die ihm zu folgen bestimmt sind, heifsen sein Gesinde: mit denen, die er bereits abgeholt hat, führt er nächtliche Tänze auf, welche den Tänzen der Elbe gleichen. — Jüngere Vorstellungen sind es, welche den Tod als Schnitter mit Messer, Sichel und Sense oder als Gerippe schildern. Geiler von Kaisersberg nennt ihn den Dorf- oder Holzmeier, d. i. den Förster, dem es zusteht, alle Bäume des Waldes zu fällen, sobald er will. Ebenfalls jung sind die Benennungen Streckefufs, Streckebein (vergl. λυσιμελής), Bleckezahn, Dürrbein, Klapperbein; und die jüngste, so viel bisher nachgewiesen, ist die noch nicht ganz aufgehellte: „Freund Hain". Hohes Alter aber verräth der Glaube, welcher das Leben des Menschen als ein Licht fafst, das vom Tode ausgeblasen wird: schon Nornagests Leben knüpfte sich an das Brennen und Verlöschen einer Kerze, und auch der griechische Genius tödtete, indem er die Fakkel senkte.

Die bei den Göttern einkehrende, von den Valkyrien oder dem jüngeren Tode abgeholte Seele lebet als Seele persönlich fort; nach anderen schönen Vorstellungen aber verwandeln sich die Seelen nach dem Tode in Blumen oder kleine Thierchen. Zu den von Grimm S. 786 angeführten Zeugnissen für den Uebergang der Seelen in Blumen erinnere ich noch an eine Sage in den Volksbüchern von Faust, nach welcher Faust einst zu Frankfurt a. M. vier Zauberer sah, welche Köpfe abhieben und wieder aufsetzten: sobald ein Kopf abgeschlagen war, wuchs aus einem danebenstehenden Gefäfs mit Wasser eine Lilie, welche die Wurzel des Lebens hiefs und verschwand, wenn der Kopf wieder fest safs. Weil das Prahlen der Zauberer Faust verdrofs, schlich er zu dem Gefäfse, und durchschlifs die eine der Lilien mit einem Messerchen, und nun versuchten die Zauberer vergeblich den einen der Köpfe wieder anzuheilen. Dieselbe Sage ist in das Volksbuch von Wagner aufgenommen, nur ist hier eine Rose an die Stelle der Lilie gesetzt. Sinnig spricht ferner ein noch ungedrucktes Gedicht der pfälzer HS. Nr. 341. dieselbe Vorstellung aus.*) Hier heifst es, ein Ritter, der im Alter in's Kloster gegangen war, konnte nichts mehr erlernen, als die Worte Ave Maria; sie aber sprach er, wo er ging und stand: als er starb, wuchs eine Lilie aus seinem Grabe, und auf jedem ihrer Blätter stand mit goldenen Buchstaben: Ave Maria; man grub nach und fand, dafs die Blume im Gaume des Todten wurzelte. In diese Worte war gleichsam die Seele des Ritters aufgegangen; sie mufsten darum auch an der Blume, deren Gestalt die Seele nach dem Tode annahm, fortbestehen. Nach Fischart's Vorrede zum Gargantua wuchs aus dem Grabe des heil. Dominicus eine Weinrebe. — Auch Thiergestalt aber nehmen

*) Es gehört in einen Cyclus von Marienlegenden, welcher der alten Passional entnommen ist.

Digitized by Google

die Seelen an. Als Vogel fliegt im Märchen vom Machandelbaume die Seele des getödteten Knaben fort, und schon nach der sämundischen Edda fliegen in der Unterwelt versengte Vögel umher, die Seelen waren. Aus dem Munde Schlafender kommt die Seele als Maus, Schlange oder Wiesel. — Die Seelen, welche nicht als Blumen oder Thierchen auf der Erde zurückbleiben, sondern sie verlassen, fahren zu Schiff über ein Gewässer. Baldrs Scheiterhaufen wird auf einem Schiff errichtet; eben so wird Skild, Sceáfs Sohn, als Leiche geschmückt, auf ein Schiff getragen, welches die Meerfluthen wegtreiben; Niemand weifs wohin. Sinfiötli wird von einem unbekannten Fährmann hinweggefahren, und nach einer schwedischen Sage ist in Runemad beim Schlüsselberge ein goldenes Schiff versenkt, auf dem Odhinn die Erschlagenen von Bravalla nach Valhöll führte. So stimmt die deutsche Vorstellung zu der griechischen von Charon, und auch das Fährgeld, welches die Griechen den Todten in den Mund legten, findet sich in Deutschland wieder. — Nach einer abweichenden Vorstellung aber werden die Seelen in grofsen Schaaren übergeschifft, ganz ähnlich den Elben. Zuerst berichtet diese Ueberfahrt der Seelen, welche den Nachen so dicht erfüllen, dafs er kaum einen Finger breit noch über das Wasser ragt, Procop de bello gothico 4, 20, und nach ihm Tzetzes zu Lycophron 1240. Eine dritte Vorstellung läfst die Seelen auf einem Wagen, der so voll geladen ist, dafs die Räder knarren, durch die Luft fahren und berührt sich mit der Sage vom wüthenden Heere, in dem auch Verstorbene gesehen werden, das sogar verstorbene Helden bisweilen führen. Wie der Tod auf der einen Seite, seinem finstern Wesen nach, leicht in den Teufel übergeht, so berührt er sich auf der anderen mit den Engeln, welche von Gott als Boten ausgesandt werden: besonders ist der Erzengel Michael in die Pflichten der Valkyrie eingetreten; er ist wie Hermes Psychopomp. Auch der Streit, welchen Engel und Teufel um die Seele führen, hat wohl, zum Theil wenigstens, in heidnischen Mythen seinen Grund, wenn auch die Stelle im Briefe Judä, v. 9, wo Michael mit den Teufeln um die Seele Mosis streitet, zur weiteren Ausbildung des Glaubens beigetragen haben mag. Die Idee des Teufels ist der deutschen wie allen germanischen Mythologien fremd; gleichwohl sind wenigstens zwei Dritttheile der fast zahllosen Teufelssagen, welche in Deutschland, besonders seit dem 14. Jahrhundert, sich ausbildeten, echt deutschen Ursprunges; indem man die Gestalten der Mythologie nach der Einführung des Christenthums für Teufel erklärte und so der erst mit dem Christenthum in's Abendland gedrungene Teufel an die Stelle der deutschen Götter, Elbe, Riesen und Helden trat. Es finden sich daher im volksthümlichen Teufelsglauben zahlreiche Widersprüche, welche doppelten Grund haben: einmal sind die sich widerstreitenden Elemente der alten Mythologie (wie Mythen von Asen und Riesen, Licht- und Schwarzelben) beide auf den Teufel übergegangen; dann sind ein und dieselben Mythen bald unverändert dem Teufel überwiesen, bald der christlichen Lehre vom Teufel erst anbequemt worden: im ersten dieser beiden letztern Fälle erscheint der Teufel daher meist freundlich, und steht, nach Art des alten Gottes oder Albs, hilfreich den Menschen bei; im zweiten wurde das milde Antlitz des Gottes, meist wohl absichtlich, bisweilen unbewufst, verzerrt, damit es für teuflisch gelten konnte. Wie auf den Teufel ging auf seine Schützlinge, die Zauberer, ein grofser Theil der Mythen, mehr oder minder umgestaltet, über. Die Lehre vom Teufel und von den Zauberern hat daher für die deutsche Mythologie eine doppelte Bedeutung: einmal gehört sie zur Geschichte der Mythen, dann fanden sich in den Teufels- und Zaubersagen manche Züge, die uns zwar nicht als heidnisch überliefert werden, doch ihrem Charakter nach entschieden heidnischen Ursprungs sind, so dafs man in ihnen ebenfalls noch umgebildete Mythen vermuthen darf. Ich gebe von dieser Uebertragung heidnischer Vorstellungen auf den Teufel, die Grimm ausführlich dargethan hat, nur einige Beispiele. Wie Wodan zieht der Teufel an der Spitze des wilden Heeres, und heifst darum auch Helljäger. Wie Wodan (und vielleicht die Döckalfar) trägt er oft graues Gewand, und führt Menschen, besonders Helden, aus weiter Ferne durch die Lüfte heim. Wie Donar sendet der Teufel Ungewitter; durch ihn empfing er den Namen Hammer, Meister Hämmerlein; in vielen Flüchen wechselt Teufel mit Donner, Wetter, Hagel, Blitz, und man sagt im Sprichwort: „Rother Bart Teufels Art". Wie Loki liegt der Teufel gefesselt im Inneren der Erde, und wird einst frei werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Deutsche Mythologie von Jacob Grimm.

(Schlufs.)

Gleich den Elben erscheinen die Teufel oft in unzählbaren Schaaren; gleich den Nixen schliefst der Teufel Liebesbünde mit Menschen, bald als Mann, bald als Weib; vorzüglich aber tritt er in den Sagen von Verträgen, welche Menschen mit ihm eingehen, oft ganz an die Stelle des alten Hausgeistes. Wie Thor der Riesen Feind ist, wird nach jüngern Sagen der Teufel vom Donnergotte verfolgt; den Riesen gleich schleudert er Steine gegen die Kirchen und raubt Glokken. Die Spuren in Steinen, in die sich nach älterer Vorstellung Riesenglieder abgedrückt haben, werden später auf den Teufel gedeutet. Als erfahrener Baumeister führt er wie die Riesen den Menschen prachtvolle Gebäude auf und bedingt sich eine Seele dafür. Der dumme Riese wird, wie schon oben bemerkt ist, später zum dummen Teufel. Auch die zahlreichen, bald vollendeten, bald nur angefangenen (durch Horn, Pferdefufs, Schwanz und dergl. angedeuteten) Thiergestalten, welche der Teufel annimmt, lassen sich gröfstentheils noch auf mythische Vorstellungen zurückführen. — Wie die Götter und Elbe empfing später der Teufel Opfer, und wie nach jenen wurden nach ihm Thiere und Pflanzen benannt.

Vom Teufelsglauben war der Zauberglauben ursprünglich völlig getrennt. Und wenn auch der gröfsere Theil der jüngeren Zaubersagen ebenfalls nur durch Umbildung heidnischer Mythen entstanden ist, so fand doch dieser spätere Niederschlag der Mythologie in ihr selbst bereits eine ältere Grundlage. Schon die Edda kennt zauberkundige Frauen, welche nächtlich mit ihrem Gefolge im Lande umherzogen, von den Menschen ehrerbietig in die Häuser geladen und bewirthet wurden, und welche ihnen weissagten. Gleich den Hexen verstanden sie bereits Sturm zu erregen, und unverwundbar zu machen. Ihnen stehn die deutschen weisen Frauen parallel, und fast Alles, was von diesen überliefert ist, findet sich später als Hexensage wieder. — Gleich den Göttern und Elben nehmen die Zauberer Thiergestalt an, und zwar verwandeln sich die Männer gern in Wölfe, die Frauen in Katzen. Um die Wolfsgestalt, welche an Odhinn's Wölfe erinnert, zu erlangen, legt man einen Wolfsgürtel oder ein Wolfshemd (ähnlich dem Schwanhemd und Schwanring) an: der Glaube aber, dafs die Hexen als Kazzen erscheinen, beruht vielleicht nur auf einer Erinnerung daran, dafs Katzen den Wagen der Freyja zogen, und die Kobolde häufig Katzengestalt annahmen. Wie sich die weisen Frauen in Schwäne verwandelten, so verwandeln sich später die Hexen in Gänse, besonders ziehen sie als wilde Gänse durch die Luft. Wie Thor erregen Zauberer und Hexen Sturm, Gewitter und Hagel (woher noch die Ausdrücke Blitzhexe, Wetterhexe). Wie Berchta strafend denen, welche ihr Fest entweihten, den Leib aufschnitt und ihn mit Hekkerling füllte, essen die Hexen den Menschen das Herz aus dem Leibe, und zaubern einen Strohwisch, ein Stück Holz und dgl. an seine Stelle. Wie die Elbe bringen die Hexen Krankheiten über Menschen und Vieh durch Berührung, Anhauch und den blofsen Blick. — Schon nach alten Zeugnissen versammeln sich die Hexen an bestimmten Plätzen und an bestimmten Tagen zu geheimnifsvollem Thun. Nach allgemeiner deutscher Sage fällt ihre Hauptversammlung auf den 1sten Mai, den Walpurgistag, einen der hehrsten Tage des deutschen Heidenthumes: an ihm wurden die Maiversammlungen des Volkes gehalten, an ihm fand das Mairennen statt und die Maifeuer wurden angezündet. Demnächst versammeln sich die Hexen zu Johannis und Bartholomäi, ebenfalls an alten Gerichts- und Feiertagen, so dafs diese Sage von Hexenfesten ohne Zweifel noch Erinnerungen an den heidnischen Cultus und an alte Rechtsgebräuche in sich schliefst. Auch

Digitized by Google

das Kochen und Brauen der Hexen scheint auf sie von den Priesterinnen übertragen, welche das Opferfleisch und wahrscheinlich auch das den Göttern geheiligte Salz hatten: der Genufs des Pferdefleisches, dessen die Hexen beschuldigt wurden, ist ebenfalls sicher nur von den alten Opfern hergenommen, bei denen man Pferde den Göttern opferte und ihr Fleisch verzehrte, weshalb man noch spät im Christenthum am Genufs des Pferdefleisches Heiden zu erkennen meinte. Meist kommen die Hexen auf Bergen zusammen; Berge aber sind Thor heilig; auf ihnen hausen Riesen, und die Elbe tanzen nächtlich auf Bergplanen den Hexen gleich. Unter den zahlreichen Hexenbergen ist der Brocken der berühmteste. Die nächtlichen Fahrten der Hexen vergleichen sich den Umzügen des wilden Heeres und den oben erwähnten Wanderungen der nordischen Zauberinnen. Nach späterem allgemeinem Glauben steht jede Hexe, so wie jeder Zauberer, im Bunde mit dem Teufel; doch auch hier bricht, besonders in den Namen, mit welchen die Hexen in den Hexenprocessen den Teufel als ihren Geliebten bezeichnen, der tiefe Zusammenhang dieses Glaubens und der alten Mythologie durch. Meist nämlich führt der Teufel anmuthige, aus einer milden, freundlichen Phantasie entsprungene Namen, wie sie sonst elbischen Wesen beigelegt werden, z. B. Blümchenblau, Peterlein (d. i. Petersilie), Junker Grünwald, Lindenzweig, Hölderlin; auch erscheint der Teufel meist als jung und schön, in grüner Tracht wie die Moosleute. Doch lassen sich diese Sagen von Bünden, welche Frauen mit dem Teufel schliefsen, bei weitem nicht so hoch hinaufführen, wie die von Bünden der Männer: sie scheinen vielmehr erst durch die Ketzerverfolgung, die im 13. Jahrh. aus Italien und Frankreich nach Deutschland drang, sich fest ausgebildet zu haben. Von dieser Zeit an wurden dieselben Gesetze gegen Ketzer und Zauberer gegeben, und von denselben Richtern wurden sie vollstreckt. In der That war es unchristlich, was man verfolgte, doch in ganz anderm, unschuldigerem Sinne unchristlich, als die verblendeten Richter meinten. Vom 14. bis 17. Jahrh. wütheten nun die Hexenprocesse durch ganz Europa, und zahllose Unschuldige fielen einem Wahne zum Opfer, den zu zerstreuen es nur nöthig gewesen wäre, dafs ein einziger der tausend Richter sich gewundert hätte, wie von den furchtbaren Gräueln, welche die Hexen auf offener Strafse, an den besuchtesten Orten, meist auf Kreuzwegen zu verüben beschuldigt wurden, nie irgend Jemand Etwas gesehen hatte aufser denen, welche man selbst gleicher Verbrechen wegen zum Tode verurtheilte und auf der Folter um ihre Mitschuldigen befragte, und welche selbst wiederum nur auf das Zeugnifs früher Gerichteter verdammt wurden, und auf der Folter nur das, was ihnen aus dem Volksglauben im Gedächtnifs war und was meist schon über tausend Jahre von Mund zu Munde ging, als Selbsterlebtes und Selbstvollbrachtes bekannten, die Thaten der alten Götter und Elbe.

Zum Schlufs handelt Grimm noch von der Beibehaltung einzelner heidnischer Gebräuche und Meinungen, welche wir mit dem Ausdruck Aberglauben bezeichnen, so wie von sagenhaften Vorstellungen, die sich an den Ursprung und die Heilung von Krankheiten, an Kräuter und Steine knüpfen, und von den Sprüchen und Segen, durch deren Kraft man auf Lebendiges und Lebloses übernatürlichen Einflufs äufsern zu können glaubt; und auch hier zeigt sich in vielen schlagenden Zügen, wie zahlreiche Reste des alten Glaubens noch jetzt im Volke fortleben. — Der Anhang der ersten Ausgabe ist in der zweiten fortgeblieben, und zwar, nach einer Mittheilung Grimm's in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, weil der Stoff so sehr angeschwollen ist, dafs er einen dritten Band füllen würde. Ob dieser erscheint, soll von der Theilnahme des Publicums abhängen.

E. Sommer.

XXII.

1) *Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach Liscow's Papieren im K. Sächs. Haupt-Staats-Archive und andern Mittheilungen herausgegeben von Karl Gustav Helbig, Oberlehrer an der Kreuz-Schule in Dresden. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung.* 1844. *VIII u.* 77 S. 8.

2) *Christian Ludwig Liscow's Leben, nach den Acten des grofsherzogl. meklenburg. Geheimen und Haupt-Archivs und andern Originalquellen geschildert von G. C. F. Lisch, grofs-*

Digitized by Google

herzogl. meklenburgischem Archivar. Schwerin, in der Stillerschen Hofbuchhandlung. 1845. 83 S. 8.

Die deutsche Literatur der letzten hundert Jahre, Deutschlands Stolz, ist ohne Zweifel die Frucht eines hohen Blüthenstandes der edleren Geister des Volkes, und bedarf daher, um die nachkommenden Geschlechter vor Verflachung und Versumpfung zu bewahren, einer ununterbrochenen, ernsthaften Betrachtung und Würdigung, einer gründlichen Erforschung der Quellen dieses Ueberflusses, der Hebel dieser seltenen Erhebung. Wir können jetzt schon mit Ueberzeugung so reden, weil die Sache fast schon historisch geworden ist, mögen auch manche sich dünken lassen, es sei der Gipfel des Parnafs erst jetzt zu ersteigen. Zu den ersten Geistern, welche diese beglückende Zeit über Deutschland herbeiführten, gehört Christian Ludwig Liscow, wenn er nicht der erste ist in der Reihe und im Werthe. Freilich traf ihn das ungünstige Geschick, dafs seine Schriften fast alle nur durch persönliche Berührungen hervorgerufen wurden und in seinem reiferen Alter seine Feder ruhen mufste; aber was er geschrieben hat, ist fortan immer der Gegenstand der Aufmerksamkeit tiefer blickender Geister gewesen, und der unscheinbare Band seiner Werke ist in der grofsen Sündfluth der Tagesliteratur nicht untergegangen, trotz des alterthümlichen Einbandes und des gelben Papiers.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Literatur in der finsteren Stubenluft einer steifen, hölzernen Vornehmthuerei gefangen, während die Gelehrsamkeit selbst immer mehr wich, und das Zopf- und Perrukkenwesen einer gelehrten Ostentation immer stärker wucherte. Die Masse dessen, was quellen- und überzeugungslos in die Welt geschickt ward, ist sehr grofs. Selbst die schöne Literatur fand ihre Vertreter in solchen geistlosen, sogenannten Gelehrten, die mit dem Leben sehr wenig vertraut waren. Das Treiben des ersten Viertheils des 18. Jahrhunderts ist überhaupt in vieler Hinsicht unheilbringend für Deutschland gewesen. Es half nichts, dafs Gottsched und seine Schule durch Seichtigkeit den Mangel zu ersetzen suchte, welcher die Geister quälte, und auch die sächsische Schule war noch theils zu starr, theils zu matt, um einen Umschwung herbeiführen zu können. Da trat gleich nach dem ersten Viertheil des 18. Jahrhunderts eine Anzahl junger Männer auf, welche einen entscheidenden Einflufs auf die Umgestaltung unserer Literatur ausübten; wir können sie „*Secretaire*" nennen, da sie meistentheils als Geschäftsmänner im freien Leben sich herumtummelnd, sich nach der Sitte der damaligen Zeit gerne mit diesem Titel nannten, wenn sie auch nicht in Staatsdiensten standen, junge Männer in der Blüthenzeit ihres Lebens, welche mit selbstgewonnener, innerer Tüchtigkeit sich frei im Staats- und Volksleben bewegten, und mit Entschlossenheit und Heiterkeit die Fesseln des gelehrten Schulzwanges abstreiften; nach unserem Sprachgebrauche würden wir sie *Legationsräthe* nennen, da sie in ziemlich ungebundener Stellung ihre Kräfte in jener diplomatischen Zeit häufig zu Gesandtschaften aller Art hergaben. Es waren dies vorzüglich die Brüder *Liscow*, die Brüder *von Hagedorn* u. A., welche in dem damals sehr regsamen und gebildeten *Hamburg* wiederholt ihre Vereinigung fanden; mehrere von ihnen waren aus der Schule des wissenschaftlichen Rectors *von Seelen* zu *Lübeck* hervergegangen. Alle zeichnen sich durch tüchtige, vielseitige Bildung in neuerem Sinne, durch Gewandtheit in den alten und neuen Sprachen, durch Heiterkeit und Humor, durch Geist und Gewandtheit und durch Abneigung vor dem alten Sauerteige der Dissertationengelehrsamkeit aus.

Vor allen ist es aber *C. L. Liscow*, welcher seine Zeit bei weitem überflügelt und ihr voraneilt. Er überragt alle durch eine ungemeine Sicherheit und Schärfe in der Auffassung aller Verhältnisse des Lebens und der Wissenschaft, und namentlich durch eine so ungewöhnliche Klarheit und Gewandtheit im Style, dafs er als der unmittelbare Vorläufer der neueren Literatur betrachtet werden mufs. Dies alles war nicht Kunst, sondern die Frucht einer gediegenen und gereiften Bildung und vor allem einer festen *Rechtlichkeit* und Ueberzeugungstreue: was und wie Liscow schrieb, war der Abglanz seiner innersten Ueberzeugung, wie es auch immer durch seine Lage und äufsere Veranlassungen hervorgerufen ward. Dabei schien es ihm, der nicht von der Schriftstellerei lebte und leben wollte, Verdienst genug, in Mufsestunden durch geistreichen Spott die Augen Aller auf den betrübenden Zustand der Bildung zu ziehen. Im *Styl* aber, als dem Bilde der Gesammtbildung seines Geistes, namentlich in der

Digitized by Google

objectiven Klarheit desselben, dürfte *Liscow* nur mit *Lessing* und *Göthe* zu vergleichen sein, welche zwar nicht als auf einander fufsend, doch als unmittelbar auf einander folgend betrachtet werden müssen. Zwar hatte auch Liscow's Landsmann, *Engel*, ein Meister in der Prosa, grofsen Einflufs auf die Ausbildung der Literatur durch die grofse Ruhe und Besonnenheit des Ausdrucks seines Geistes; aber Engel war lange nicht so geistreich als Liscow.

Und doch ist von Liscow und der Entstehung seiner Werke bisher so wenig bekannt gewesen, so viel man auch zu allen Zeiten darnach geforscht hat. Bis auf unsere Tage waren die in die „*Papiere des Kleeblattes*", 1787, aufgenommenen und von hier in die *Allgemeine deutsche Bibliothek*, 1788, Bd. 82., S. 296, übergegangenen Erzählungen des würdigen Syndicus und Dompropstes *Dreyer* zu Lübeck von Liscow's Lebensschicksalen die einzigen Nachrichten, die wir von dem Leben des seltenen Mannes besafsen. Von dem mittlern Theile seines Lebens, der besten Zeit seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, enthält aber diese Ueberlieferung nichts; nur das schien sicher, dafs Liscow zuletzt in sächsischen Diensten gestanden hat und in Dresden in Ungnade gefallen, und zu Eulenburg gestorben sei. Die Sage spann diese dürftigen Nachrichten immer weiter aus, und Liscow's Leben schien sich dadurch ganz abentheuerlich zu gestalten. Durch die Traditionen von Liscow's Ende war das Ziel der Forschung seit dieser Zeit aber immer auf Sachsen gerichtet, jedoch ohne Erfolg, da man politische Geheimnisse hinter der letzten „Einkerkerung" Liscow's fürchtete; wiederholte Bemühungen führten zu keinem Ergebnisse.

Endlich gelang es Herrn *Helbig*, die Siegel zu lösen und die Acten über Liscow's Verhältnisse im sächsischen Staatsarchive zu benutzen. Durch die oben angezeigte Arbeit ist denn nun auch alles aufgeklärt, was Liscow's Aufenthalt in Sachsen und letzte Lebensschicksale betrifft.

Damit aber ist Liscow's Leben noch lange nicht aufgeklärt. So viel war ferner auch gewifs, dafs *Liscow*, wie Engel und Vofs, welche alle einen bedeutenden Einflufs auf die Ausbildung der deutschen Sprache ausübten, ein *Meklenburger* war. Dies veranlafste den *Referenten*, seit zehn Jahren in den meklenburgischen Archiven nach Liscow's Lebensumständen zu forschen; nach und nach war ihm das Glück so günstig, dafs er ein ziemlich vollständiges Bild gewann. Als er eben im Begriff war, seine Arbeit in die Druckerei zu schicken, kam ihm Helbig's so eben erschienenes Buch in die Hände; da dieses aber nichts von dem enthielt, was die meklenburgischen Archive boten, so ward des Ref. Arbeit durch Helbig's Buch nicht überflüssig gemacht, und es schien am gerathensten, dieses noch zu benutzen, um dem Leser ein möglichst vollständiges Bild von der interessanten Erscheinung Liscow's zu geben. Schade ist es freilich, dafs nicht Ein Mann die Arbeit übernommen hat; aber da beide Arbeiter zu gleicher Zeit über denselben Gegenstand forschten, ohne dafs sie gegenseitig es wufsten, so ist der Uebelstand nicht mehr gut zu machen, und es bleibt einem Dritten überlassen, später einmal Liscow in seinem ganzen Walten darzustellen, da jetzt alle Quellen geöffnet sind.

Was aber Helbig ferner unbekannt blieb, war noch mehr Wichtiges: dies waren zuerst die erwähnten Mittheilungen Dreyer's in den „Papieren des Kleeblattes", welche er nicht „auftreiben" konnte; ferner war es eine schätzenswerthe Biographie Liscow's von *Schmidt von Lübeck* zu Altona in dessen „Historischen Studien", 1827; endlich waren es zahlreiche und wichtige Beiträge zu Liscow's Leben in den *schleswig-holstein-lauenburgischen Provinzialberichten*, 1821 bis 1828. Alles dies kam auch dem Ref. erst nach Vollendung seiner Arbeit kurz vor dem Druck in die Hände, so dafs er es auch nur nachträglich benutzen konnte.

Nach Eröffnung aller dieser Quellen mag es denn vergönnt sein, hier einen kurzen Ueberblick über die Forschungen zu geben, um ihren Stand zu bezeichnen und die Forscher zum weiteren Studium einzuladen. Nach Helbig's Forschung ist schon von L. Wienbarg in den Hamburger Literarischen und Kritischen Blättern, 1845, Nr. 7. — 13., ein Gesammtbild Liscow's versucht, in welchem Liscow als der „gröfste ironische Schriftsteller Deutschlands" aufgefafst und dargestellt wird. Bei dem Mangel an Nachrichten über die Zeit der schriftstellerischen Wirksamkeit Liscow's mufsten aber Versuche dieser Art immer ungenügend ausfallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

1) *Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach Liscows Papieren im K. Sächs. Haupt-Staats-Archive und andern Mittheilungen herausgegeben von Karl Gustav Helbig.*

2) *Christian Ludwig Liscow's Leben, nach den Akten des grofsherzogl. meklenburg. Geheimen und Haupt-Archivs und andern Originalquellen geschildert von G. C. F. Lisch.*

(Fortsetzung.)

Licow stammte aus einer Predigerfamilie Meklenburgs, welche hier an hundert Jahre im geistlichen Stande wirkte und mit andern Predigerfamilien Meklenburgs verschwägert war. Der Stammvater, Christian Liscow, war aus Prenzlau gebürtig, studirte zuletzt in Rostock, nahm demnächst in Meklenburg auf dem Lande Hauslehrerdienste und gelangte so im J. 1639 zu der Pfarre zu Alt-Gaarz in Meklenburg. Sein Enkel Joachim Friederich, unsers Liscows Vater, war zuerst Pagenlehrer am meklenburgischen Hofe zu Grabow; daher kam es, dafs Mitglieder der herzoglichen Familie unsers Liscow Pathen waren und er von einem seiner Pathen, dem Prinzen, nachmaligem Herzoge Christian Ludwig, seine Vornamen führte. Im J. 1699 ward Joachim Friederich zum Prediger in der meklenburgischen Stadt Wittenburg befördert, wo ihm drei Söhne und eine Tochter geboren wurden. Das erstgeborne dieser Kinder, unser Christian Ludwig Liscow ward am 26. oder 27. April 1701 zu Wittenburg geboren und am 29. April getauft. Seine Jugendbildung ist die dunkelste Seite seines Lebens. Wahrscheinlich verlebte er seine Knabenjahre im älterlichen Hause unter der Bildung seines Vaters. Darauf wird er wahrscheinlich die Schule zu Lübeck besucht haben, da seine ganze Bildung den Geist dieser Schule athmet, sein nächstgeborner Bruder Joachim Friederich dieselbe Schule besuchte und unser Liscow sich wiederholt immer nach Lübeck, als seiner geistigen Heimath, wandte. In seinem achtzehnten Jahre bezog er die Universität Rostock, wo er am 17. Juni 1718 immatriculirt ward, ungewifs ist es jedoch, in welcher Facultät. Er soll zuerst Theologie studirt haben, wie seine Brüder; da er aber, einer Ueberlieferung zufolge, bei einer Festdisputation zum allgemeinen Aergernisse die Rolle des Tetzel so gut spielte, dafs die ehrbare Orthodoxie ihn zu relegiren für nöthig fand, so soll er die Theologie mit der Jurisprudenz vertauscht haben, was auch wahrscheinlich ist, da er einige theologische Kenntnisse zeigt und seine spätere Laufbahn eine juristische war, er auch unter den Gelehrten Lübecks ausdrücklich candidatus juris genannt wird. Nach einigen von Helbig aufgefundenen Collegienheften studirte er weiter zu Jena und auch zu Halle, wo er auch bei Thomasius hörte. In Jena studirte seit 1723 auch sein Bruder Joachim Friederich, welcher hier seit 1726 mit dem Dichter v. Hagedorn in einem heitern Leben eine dauernde, innige Freundschaft gründete. Der Vater war schon im J. 1721 gestorben.

Nach Beendigung seiner Studien ging Liscow wahrscheinlich zuerst nach Schwerin und schrieb hier im J. 1726 seine satyrische Kritik des von dem Professor Mantzel zu Rostock, einem alle Zeit fertigen Dissertationenschreiber, herausgegebenen Naturrechts, welche jedoch erst 10 Jahre später im Druck erschien. Bald darauf traf seine Familie ein Unfall, welcher auch auf den Ruf und die Stellung unsers Liscow Einflufs haben mufste. Seine einzige Schwester war nach damaliger Sitte „bei der Pfarre Wittenburg conservirt" und an den Nachfolger ihres Vaters, den ehemaligen Feldprediger Schütze, verheirathet, welcher je-

Digitized by Google

doch schon am 20. Dec. 1726 mit Hinterlassung zweier Kinder starb. Die Mutter wünschte die Tochter zum zweiten Male bei der Pfarre zu „conserviren;" diese hatte sich aber schon im J. 1728 mit dem lüneburgischen Ingenieur Koch in Liebeshändel eingelassen. Die beiden jüngern Brüder Liscows, Joachim Friederich und Carl Heinrich, welche beide als Candidaten der Theologie in der Nähe von Wittenburg Hauslehrerstellen hatten, forderten, über die Verführung ihrer Schwester erzürnt, den Koch zum Duell bei Wittenburg. Joachim Friederich Liscow erhielt in dieser Begegnung eine so gefährliche Wunde am rechten Ellenbogen, dafs die Aerzte ihn aufgaben und die Mutter um Erlaubnifs zur stillen Beerdigung ihres im Sterben liegenden Sohnes bat. Joachim Friederich Liscow starb aber nicht, behielt jedoch Zeit seines Lebens einen steifen Arm; dies ist in sofern bemerkenswerth, als sein Freund v. Hagedorn hierauf anspielt. Die Schwester ging mit dem Feldmesser Koch davon, ihrer Mutter ihre Kinder hinterlassend, und verheirathete sich mit demselben zu Preetz, wohin später auch unsern Liscow das Schicksal führte. Von dem jüngsten Bruder Carl Heinrich verliert sich jede Spur. Der mittlere, Joachim Friederich, aber ging nach seiner Wiederherstellung nach Hamburg, wo er noch im J. 1764 lebte. Hier lebte er als Privatgelehrter oder „Secretair" von schriftstellerischen und Geschäftsarbeiten für Privatleute und hatte im Vereine mit vielen ausgezeichneten Leuten bedeutenden Antheil an den gelehrten Artikeln des „Hamburger Correspondenten," welche damals die spätern Literaturzeitungen vertraten, und an den „Hamburger Anzeigen." Er wird hier eine bedeutende kritische Wirksamkeit gehabt haben.

Zu derselben Zeit verliefs auch Christian Ludwig Liscow Meklenburg. Er ging nach Lübeck und war hier im Hause des Geheimen Raths von Thienen Privatlehrer seiner beiden Stiefsöhne, der jungen v. Brömtsen. Aber auch hier gerieth er gleich mit der Pedanterie in Krieg. Der Geh. Rath v. Thienen liefs seine Stiefsöhne von dem Cantor Sievers prüfen, welcher Liscows Unterricht verwarf; Liscow verlor seine Schüler, welche der Cantor erhielt. Grade damals kam der Sohn des Cantors, der Magister Sievers, ein sehr junger, unreifer, aufgeblasener Vielschreiber, eine Art Wunderkind, nach Lübeck zurück. Sei es nun Empfindlichkeit über die durch den Vater ihm gewordene Kränkung, sei es Entrüstung über die Anmafsungen eines literarischen Gecken, was Liscow in Harnisch brachte: genug er entbrannte in gerechtem Eifer gegen die Thorheit einer geschminkten Aftergelehrsamkeit und trat öffentlich, freilich anonym, gegen den Magister Sievers auf, und begann damit seine schriftstellerische Laufbahn. Liscow privatisirte jetzt in Lübeck und hatte hier vertrauten Umgang in dem Hause des tüchtigen Kunstmalers Paul Heinecken, dessen Gattin, ebenfalls eine geschickte Malerin, unserm Liscow lebenslang mit mütterlicher Liebe zugethan blieb, da sie seinen hohen Geist klar erkannte. Sie schreibt später sehr wahr über ihn: „Er ist ein „*braver* Mensch, *aufrichtig* und hat *verdient*, *von* „*grofsen Herren estimirt zu werden.*" In diesem Hause lernte er auch die beiden Söhne des Malers, den auch als Literaten bekannten nachmaligen sächsischen Geheimen Kammerrath, den spätern Gönner Liscows, und das berühmte lübecker Wunderkind, kennen. — Je heiterer nun Liscow die Albernheit und Aftergelehrsamkeit geifselte, desto lauter schrie die starre Theologie, welche Liscow selbst von der Kanzel herab als Ketzer verlästerte. Während des Streites mit Sievers begann er auch seinen satyrischen Feldzug gegen die Armseligkeit des Professors Philippi zu Halle.

Bis hierher ist aus dem Leben Liscows, wenn auch nur durch Traditionen und durch Fingerzeige, manches bekannt gewesen, obgleich nicht verbürgt. Von jetzt an schweigen aber bisher alle Nachrichten und es treten mit Uebergewicht die Aufklärungen der Archive zu Schwerin und Dresden in die Lücken.

Im J. 1734 nahm Liscow Dienste als Privatsecretair bei dem holsteinischen Geheimen Rath *v. Clausenheim.* Dieser lebte seit 1732 in Hamburg und besafs durch seine Frau mehrere Landgüter in Meklenburg in der Nähe der Stadt Lage. Zu diesen hatte er im J. 1726 das Gut Körchow und im J. 1732 das Gut Brahlstorf gekauft, welche beide in der Nähe von Liscows Vaterstadt Wittenburg liegen. Mit allen diesen Gütern hatte v. Clausenheim viele Geschäfte in Meklenburg erhalten und der Besitz eines Mannes, wie Liscow, war grade ihm von hohem Werthe. Dagegen war wieder Liscow über diese Anstellung sehr erfreut, indem er bald in dem regsamen Hamburg, in

Digitized by Google

der Nähe seines Bruders und v. Hagedorns, bald in ländlicher Stille zu Körchow leben konnte. Während seines ersten Aufenthalts daselbst starb am 11. Juni 1734 seine Mutter, welche er selbst zu Grabe bringen konnte. Hier in ländlicher Mufse zu Körchow schrieb er im J. 1734 mehrere Satiren gegen Philippi und ausgezeichnete Kritiken für die hamburger Blätter und vollendete sein Hauptwerk und Meisterstück, die Satire *„von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit „der elenden Scribenten,"* welche seine ganze Gediegenheit und die Richtung seines Geistes am besten beurkundet. In denselben Verhältnissen gab er im J. 1735 auch seine Satire gegen den Prof. Mantzel heraus, da ein Streit mit dem gelehrten Herrn sie ans Licht rief.

Dieses Jahr 173⅘ ist für Liscows schriftstellerische Thätigkeit das wichtigste, da er in demselben seine Schriften sammelte und die ausgezeichnetsten verfafste; jedenfalls ist dieses Jahr für die deutsche Literatur von grofser Bedeutsamkeit, da Liscow fernerhin wenig Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten fand, und wir nur wenig von ihm besitzen würden, wenn er in Körchow nicht Mufse gefunden hätte.

Plötzlich ward Liscow, als er sich zu Körchow aufhielt, im October 1735 zum *Geheimen und Legations-Secretair des Herzogs Carl Leopold von Meklenburg* berufen und auf seine erklärte Bereitwilligkeit auch *sogleich* angestellt. Es könnte auffallend sein, dafs sich Liscow in die Dienste dieses Fürsten begab, welcher, nach manchen Wechselfällen und im schlimmen Rufe stehend, mit der ganzen Welt in Fehde lebte und sich nach dem schwedischen Wismar zurückgezogen hatte; aber es ist nicht zu leugnen, dafs der Herzog eine feste, ja hartnäckige Entschiedenheit für die Behauptung seiner anscheinend wohl begründeten Rechtsvorstellungen an den Tag legte und lieber alles aufs Spiel setzte, als seine Ueberzeugung verleugnete: und so mochte diese Handlungsweise, welche vielen als ein Martyrthum erschien, für so offene, grade und scharfsinnige Wesen, wie Liscow war, etwas Anziehendes haben, um so mehr da des Herzogs Gegenpartbei auch grade nicht fehlerlos war. Vielleicht mochte Liscow auch glauben, in seiner Stellung für das Beste seines hart bedrängten Vaterlandes wirken zu können. Mit der wahrscheinlich nicht aus Höflichkeit ausgesprochenen Versicherung, dafs es seine „aufrichtige Neigung" sei, trat er am 12. October 1735 zu Wismar in die Dienste des Herzogs, bei welchem er zuerst in dessen Cabinet arbeitete. In dieser Zeit besorgte er die zweite Ausgabe seiner Satire über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten.

Sehr bald mufste sich Liscow jedoch überzeugen, dafs des Herzogs Mittel und Einsicht zu beschränkt waren, um Aussicht auf eine angenehmere und bessere Zukunft bieten zu können. Seine Lage in Wismar war ziemlich gedrückt. Bald sollte er freilich erlöst werden, jedoch nicht zu seinem Vortheile. Der Herzog hatte überall Verbindungen zur kriegerischen Wiedergewinnung seines Landes angeknüpft. Namentlich setzte er seine gröfste Hoffnung auf das kriegslustige Frankreich, als „Geranten des westphälischen Friedens," welchem er durch mehrere Gesandten hinter einander lockende Vorschläge gemacht hatte, und auf Frankreichs Sieg über Oesterreich, da gegen den Herzog von Wien durch hannoversche Vermittelung alle strengen Maafsregeln angeordnet waren. Nachdem mehrere Gesandtschaften gescheitert waren, mufste Liscow sich auf den Weg nach Frankreich machen. Liscow war wohl der Mann zu einem solchen Unternehmen, vielleicht aber hatte er nur den Fehler, dafs er allen Ränken abgeneigt war; aber er war klar und scharfsinnig, höchst gewandt und fest und in der französischen und englischen Sprache und Literatur gebildet und bewandert. Unter dem gröfsten Geheimnisse, so dafs aufser des Herzogs Cabinet, *Niemand*, selbst seine Verwandten und Freunde, nicht wufsten, wo er war, ging er am 11. April 1736 über Hamburg, Rotterdam und Calais nach Paris. Aber trotz aller Bemühungen erreichte er nichts; er folgte dem Hofe nach Versailles und Compiegne, wagte hier bei allen hochstehenden Personen verzweifelte Schritte, konnte aber eben so wenig bei der Friedensliebe des Cardinals Fleury, als bei der diplomatischen Geschmeidigkeit des Siegelbewahrers Chauvelin etwas erreichen und erhielt endlich von beiden und dem Könige höfliche Briefe mit der Versicherung, dafs sie gerne helfen würden, wenn der Herzog sichere Wege dazu angeben wolle. Aber aus dem Munde dieser Herren mufste Liscow oft genug hören, der Herzog glaube doch wohl nicht, dafs Frankreich ein Heer nach Meklenburg senden werde. Liscow

Digitized by Google

überzeugte sich vollständig, dafs er sich in der eingebildeten Sympathie für den Herzog vollständig getäuscht hatte; er sprach daher männlich gegen den Herzog seine Ansicht aus, dafs dieser gelindere Seiten aufspannen und sein Heil in Friedensverhandlungen in Meklenburg selbst suchen müsse. Dies gefiel aber dem Herzoge keinesweges, vielmehr wälzte er alle Schuld auf Liscows Mangel an Eifer für seine Sache. Während der Zeit war Liscow in die gröfste Bedrängnifs gerathen. Bei des Herzogs beschränkten Geldmitteln hatte er nur geringe Summen zu seiner Verfügung und diese waren in Paris sehr bald erschöpft; er konnte nicht wieder nach Hause kommen und dazu hatte er noch seinen ihm vom Hofe mitgegebenen Diener zu erhalten. Alle Bitten um Geld waren vergebens; der Herzog verlangte, er solle erst nach Hause kommen, um Rechnung über die 500 Thaler Reisegeld abzulegen! Hierüber gerieth Liscow in den gerechtesten Unwillen; er „verlangte, dafs man „ihm die *Ehre* anthue, zu glauben, dafs er sich nicht „mit dem elenden Rest einer Summe zu bereichern „suchen werde, die so geringe sei, dafs es sich kaum „der Mühe verlohnen würde, sie ganz zu unterschla„gen." Da zuletzt alle Antwort ausblieb und zum Hin- und Herschreiben keine Zeit war, so mufste Liscow sich auf eigene Gefahr nach Hause zurückbegeben. Er ging am 4. Sept. nach Rotterdam, wo er sich durch lübecker Handelsverbindungen eine Zeit lang hielt. Von hier forderte er wiederholt Geld von dem Herzoge, der aber nicht mehr antwortete. Er ging also am 21. Febr. 1737 (nach der Rechnung in Lisch Leben Liscows S. 79) von Rotterdam zu seinen Freunden nach Hamburg, von wo er nun, durch frühere gewaltthätige Handlungen des Herzogs gewitzigt, am 19. April 1737 in den würdevollsten Ausdrücken selbst Abschied nahm, ohne einen förmlichen Abschied auf wiederholte Bitten von dem Herzoge erreichen zu können. — Diese ganze Gesandtschaftscarriere stellt unsern Liscow in einem sehr günstigen Lichte dar und ist der höchsten Theilnahme würdig.

In Hamburg fesselte ihn einige Zeit der grofse Zusammenflufs ausgezeichneter Männer, namentlich die Freundschaft des Dichters von Hagedorn, von welchem Helbig mehrere interessante Briefe an Liscow mitgetheilt hat, und die Liebe seines Bruders. Nach kurzer Zeit erhielt er die Stelle eines Privatsecretairs bei dem Klosterpropst und Geheimenrath von Blome zu Preetz (1738—1739). Hier in Preetz verlebte er wieder einige Jahre in traulichen und angenehmen Verhältnissen, namentlich im Umgange mit geistreichen Frauen, von denen die Frau des Klosterorganisten Hargens ihn am meisten anzog. Hier besorgte er auch im J. 1739 die Gesammtausgabe seiner sämmtlichen gedruckten Schriften, welche einzeln jetzt sehr selten geworden sind. Aus dieser Zeit sind interessante Briefe Liscows in den Schlesw. Holst. Prov. Bl. mitgetheilt.

Hagedorn arbeitete ununterbrochen dahin, Liscow in einen gröfsern Wirkungskreis zu versetzen und machte ihm mehrere Vorschläge, die Liscow jedoch nicht annahm. In Preetz schrieb Liscow Réflexions sur la Sanction Pragmatique, welche damals zur rechten Zeit abgefafst waren. Liscow empfahl sich durch diese Schrift dem preufsischen Gesandten Grafen Truchsefs von Waldburg zu Hannover, durch welchen er Aussicht auf die Stelle eines preufsischen Legations-Secretairs erhielt. Aber er kam zu spät; der Graf nahm ihn mit sich nach Berlin, wo man ihn als Legations-Secretair bald nach England, bald nach Baireuth senden wollte. Endlich ward er am 9. December 1740 preufsischer Legations-Secretair bei dem Grafen Dankelmann, welchen der König zur Kaiserwahl nach Mainz und Frankfurt schickte. Aber auch diese Gesandtschafts-Carriere mifsglückte unserm Liscow ebenfalls gänzlich. Auf einer Reise des Grafen Dankelmann zum Könige, liefs ihn der Graf, welcher ihm noch einen grofsen Theil seines Gehalts schuldig war, krank in Hannover sitzen, wo er einige Monate blieb und bei dem Grafen Truchsefs von Waldburg supplicirte, was ihm, trotz seiner männlichen Vertheidigung, jedoch von dem Grafen Dankelmann als „Indiscretion" ausgelegt ward.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

1) *Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach Liscow's Papieren im K. Sächs. Haupt-Staats-Archive und andern Mittheilungen herausgegeben von Karl Gustav Helbig.*

2) *Christian Ludwig Liscow's Leben, nach den Akten des grofsherzogl. meklenburg. Geheimen und Haupt-Archivs und andern Originalquellen geschildert von G. C. F. Lisch.*

(Schlufs.)

Da beförderte ihn der Geheime Kammerrath und „Unterminister" von Heinecken, der ihn im älterlichen Hause zu Lübeck kennen gelernt hatte, in sächsische Staatsdienste. Schon im Juli 1741 war Liscow zu Dresden Privat-Secretair des Grafen von Brühl; schon im Sept. desselben Jahres ward er königl. Secretair oder Cabinets-Secretair und erhielt im Oct. 1745 den Titel eines Kriegsraths. Er arbeitete nun unmittelbar unter v. Brühl und v. Heinecken und ward vorzüglich zur Ausarbeitung der Staatsschriften in den polnischen Angelegenheiten verwandt. Im J. 1742 schrieb er die Vorrede zu v. Heineckens Uebersetzung des Dionysius Longinus, durch welche vorzüglich Gottscheds Ansehen vernichtet ward, dessen Schule ihm schon lange ein der Bekämpfung würdiger Gegenstand geschienen hatte. Uebrigens stand er auch in Dresden auf eigenen Füfsen und wandte sich keiner Schule oder Verbindung zu. — Im J. 1745 verheirathete er sich mit der Wittwe des Kammerraths von Buch, gebornen Mylius, aus Eilenburg, welche ihm das Gut Berg vor Eilenburg mitbrachte. Es entsprossen aus dieser Ehe 3 Söhne und 2 Töchter, von denen der zweite Sohn Friederich August das Geschlecht bis auf heute fortgepflanzt hat.

Leider sollte bald eine politische Katastrophe die literarische Wirksamkeit Liscows ganz vergraben. Es ist bekannt, wie des Königs August II. Verschwendung und die Ungunst der Zeiten grofses Leid über Sachsen brachten und wie der Graf Brühl unter August III. das Land dem Verderben nahe brachte. Liscow war zu scharfsinnig und offen, als dafs er sich nicht gegen Gleichgesinnte über die Verkehrtheit mancher Angelegenheit ausgesprochen haben sollte. Im J. 1749 ward plötzlich ein gewisser Bishopfield, der einige Jahre in Sachsen zu Finanz-Projecten benutzt war, und der Geh. Kriegskanzlei-Secretair Seyffert wegen unzuläfsiger Einmischungen und projectirter Veränderung der Landesverfassung zur Untersuchung gezogen, in welche viele Personen verwickelt wurden. Allerdings ergab sich, dafs freimüthige Reden und Briefwechsel geführt waren und ein Memorial an den König ausgearbeitet war, welches die Entlassung der Minister zum Zwecke hatte. Die beiden Hauptangeklagten wurden zu sehr harten Strafen verurtheilt, alle übrigen aber freigelassen, mit Ausnahme Liscows. Auf eine Aussage Seyfferts war Liscow gefänglich eingezogen; er gestand freimüthige Aeufserungen, leugnete jedoch jede Theilnahme an politischen Umtrieben, deren er auch nicht überführt werden konnte. Seine von Helbig mitgetheilten Briefe an Brühl aus dem Kerker sind wiederum Zeugen seines offenen, festen Gemüths. Seine Offenheit nützte ihm aber nichts, verschärfte vielmehr die Untersuchung. Da man ihn keines politischen Vergehens überführen konnte, so ward er zwar nicht an Leib und Freiheit bestraft, verlor jedoch, zur Bestrafung seiner Unvorsichtigkeit, sein Amt und seine Besoldung. Gegen die eidliche Versicherung des unverbrüchlichen Schweigens über alles Vergangene und fernerhin über alle Landesangelegenheiten ward er am 18. April 1750 aus dem Gefängnisse entlassen. Er zog sich auf das seiner Frau gehörende Gut Berg vor

Digitized by Google

Eilenburg zurück, wo er fortan in stiller Abgeschiedenheit mit seiner Familie lebte und am 30. October 1760 starb.

Dies ist die durch Helbig gewonnene Auflösung der Räthsel über Liscows letzte Lebensschicksale, welche bisher so sehr entstellt in der Ueberlieferung gelebt hatten, dafs man annehmen zu müssen glaubte, Liscow sei zu Eilenburg im Zuchthause gestorben.

Aus den hier mitgetheilten Andeutungen ergiebt sich, dafs in beiden angezeigten Schriften hinreichendes Material sowohl über das Leben und den Charakter Liscows, als über die damaligen Zeitverhältnisse enthalten ist, hinreichend, um dem Forscher genügende Aufklärung und dem Arbeiter reichlichen Stoff zu geben. Namentlich sind in den erwähnten Schriften viele Briefe Liscows und seiner Zeitgenossen mitgetheilt und nachgewiesen, welche fortan zu den bessern Geisteserzeugnissen dieser Männer gehören dürften, wenn sie auch nur leichte, augenblickliche Ergüsse sind. Auch der Charakter Liscows und seiner Freunde wird vollkommen klar; ihn, wie sie, bezeichnet eine ungemeine Klarheit, Leichtigkeit und Schärfe der Gedanken und ihres Ausdrucks, so dafs mit ihren Werken in Wahrheit *die neuere Literatur beginnt.* Das wichtigste Resultat dieser Forschungen für die deutsche Culturgeschichte ist aber das, dafs man bei der Darstellung und Erkenntnifs des Ursprungs und Fortschreitens der deutschen Geistesbildung nicht so sehr auf gewisse Schulen und Vereinigungen, was man beim Schematisiren so sehr liebt, als vielmehr auf jene einzeln und selbstständig, frei, klar und offen dastehenden Männer zurückgehen mufs, wenn man mit Erfolg die Herzschläge deutschen Lebens erkennen will. Unter allen Männern jener Zeit ist aber Liscow wohl ohne Zweifel der freieste, klarste und tüchtigste, und ein hohes Vorbild und Muster deutscher Bildung und Tüchtigkeit die letzten hundert Jahre hindurch.

Es haben hier nur die allgemeinen Umrisse gegeben werden können, um ungefähr die Wichtigkeit und den Standpunct der Forschung anzudeuten. Das viele Wichtige und Interessante, was die beiden Schriften an Material enthalten, mufs den Lesern überlassen bleiben.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

XXIII.

The English Language. By R. G. Latham. London, 1841.

Das Buch, welches wir hiermit zur Anzeige bringen, ist schon einige Jahre alt, aber in der Zeit seines Bestehens so wenig unter uns bekannt geworden, dafs eine Besprechung desselben auch jetzt noch nicht überflüssig scheint. Es macht aber unseres Wissens den ersten Versuch, der Englischen Sprache eine gelehrte Untersuchung angedeihen zu lassen, und mit eben diesem Versuche ist zugleich der erste Schritt gethan, den Engländern die neue Wissenschaft der geschichtlich-critischen Sprachforschung in der Anwendung auf ihre Muttersprache vorzuführen. Wir tragen kein Bedenken, diese in Rede stehende Wissenschaft, so fern sie in Deutschland entstanden und bisher weiter ausgebildet ist, als eine *deutsche* zu bezeichnen, und glauben um so mehr, wie ein Anrecht an sie selbst, so eine gewisse Verpflichtung zu haben, ihre Behandlung im Auslande mit prüfendem Blick zu verfolgen; denn — es ist doch wahr — was noch für sie gethan ist, ist im Grofsen und Ganzen Ergebnifs oder Anwendung deutscher Forschung. Der Verfasser des vorliegenden Werkes verkennt diesen Stand der Dinge keinesweges, und fühlt sich namentlich *Grimm* und *Rask* aufs dankbarste verpflichtet. Indem er aber die umfassende Bedeutsamkeit der „deutschen Grammatik" für alle germanischen Sprachen hervorhebt, macht sich in ihm der Engländer auf eine widerwärtige Weise geltend, und er kann die überflüssige Bemerkung nicht unterdrücken: „however, as no work is exhaustive, it must not be thought, that all has been done for the English Language, *and that is has been done by a foreigner.*" Er fügt hinzu: „I write this in the knowledge that much still remains, whereof the greater part can be done by an Englishman at an advantage." Als zwei solche Punkte, — out of many —, werden die details of the Old English und die bearings of the Provincial Dialects namhaft gemacht. Sobald ihm das Wort foreigner in die Feder gekommen, erwacht sein Nationalstolz in ihm und macht ihn blind, dafs er den Deutschen gern etwas anhängen möchte; er belehrt uns nämlich weiter: „in respect, too, to the Affinities of the Articulate sounds, the Germans have much to learn and in re-

Digitized by Google

spect to points of Metre they have much to unlearn", und dieser Passus steigert sich zu dem albernen, fast krampfhaften Schlusse der Vorrede: „I have elsew here recorded the anxious wish and firm hope, that the very foundation of accurate Etymology, the study of existing processes, should be begun by Englishmen, continued by Englishmen and exhausted by Englishmen."

Es ist zum Staunen, dergleichen aus dem Munde eines Engländers vernehmen zu müssen, der ganz und gar auf deutschen Füfsen steht, und am wenigsten gerade für die hervorgehobenen Punkte, das Alt-Englische und die Englischen Dialecte geleistet hat, zwei Puncte, die allerdings von grofser Wichtigkeit, fast unerläfslich für die geschichtliche Behandlung des Englischen sind. Aber — was haben denn die Engländer für die Erforschung derselben und zumal der Dialecte gethan? Man gebe uns das Material in die Hände, und wir wollen sehen, wer die Sache besser angreift und durchführt, ob Engländer oder Deutsche? Denn gerade für diesen Punct (wir verstehen darunter aber nicht das Angelsächsische) bedarf es einer reifern Bildung und einer umfassenderen Kenntniss der germanischen Sprachen, als sie wenigstens Herr Latham besitzt. Indessen kommen wir vielleicht bei einem anderen Werke auf diesen Punct zurück, denn so eben erscheint der Anfang eines ausführlichen Wörterbuches über die alterthümlichen und dialectischen Wörter des Englischen, von dem aber bisher nur wenige Hefte in unsern Bereich gelangt sind.

Werden wir aber durch die mitgetheilten Stellen aus der Vorrede des Buchs nicht selbst befangen und erkennen wir freudig das Verdienstliche desselben an. Das Englische erheischt und verdient, mehr als andre neuere Sprachen, eine wissenschaftliche Behandlung, *einmal* um des reichen Lebens und der bedeutsamen Geschichte willen, die ihm, zumal im Zusammenhange mit dem Deutschen, eine hohe Bedeutsamkeit für die Sprachforschung sichern, und *zweitens*, weil es bisher immer stiefmütterlich behandelt ist, — oder man vergleiche die englischen Grammatiken z. B. mit den deutschen; das was von Engländern für das viel reichere Angelsächsische geschehen ist, mit unseren Arbeiten über Gothisch, Alt- und Mittelhochdeutsch; die armen, ja bettelhaften Verzeichnisse von Wörtern der Dialecte mit unsern unzähligen Idiotiken und Glossaren; die Glossare zum *Chaucer*, *Piers Ploughman*, *Shakspeare* endlich mit unseren Specialwörterbüchern, Schmellers zum Heliand, Benecke's zum Iwein u. s. w.

Seinem oben angedeuteten doppelten Zwecke gemäfs theilt der Verf. den ganzen vorliegenden Stoff in 5 Abschnitte: im ersten gibt er einen historischen und analytischen Ueberblick über die Englische Sprache; im zweiten handelt er von den Lauten und Buchstaben und deren Aussprache; der dritte ist schlechtweg *Etymology* überschrieben; die beiden letztern behandeln die Syntax und Prosodie.

Der erste Abschnitt stellt sich als die Einleitung dar, in der der Verf. das geschichtliche Verhältnifs des Neuenglischen zu den übrigen Sprachen desselben Stammes zu entwickeln sucht, indem er die letzteren zugleich durch Proben vergleicht und veranschaulicht. Dabei untersucht er natürlich die Elemente des Englischen. Sehen wir, wie er dabei z. B. rücksichtlich des Keltischen verfährt: Die Keltischen Elemente des Neu-Englischen, sagt er S. 29, zerfallen in 4 Klassen: *erstlich* später eingeführte Wörter, darunter z. B. flannel (welches man bisher für ein romanisches hielt); *zweitens* dem Keltischen und Germanischen gemeinsame Wörter, wie *brathair* i. e. brother, — aber solche Wörter sind eher indogermanisch, als welsch oder sächsisch", wie der Verf. selbst hinzufügt, mithin, sie gehören nicht hieher, oder man könnte mit demselben Rechte im Lateinischen wegen Wörter wie frater etc. ein indisches Element erkennen, da das Wort sich auch im Sanskrit als bhrâtrĭ findet. Nicht besser steht es mit der dritten Klasse, wohin der Verf. Wörter rechnet, „die vom Keltischen kommen, aber durch das Medium des Lateinischen, wie Bard, Druid". In der *vierten* Klasse nennt er alte Orts-, Flufs- u. a. Bezeichnungen, wie Thames, Kent, Strath i. e. a valley. Aber für ein keltisches *Element* können auch solche Wörter so wenig im Englischen gelten, wie die slavischen Namen für ein slavisches Element der deutschen Sprache. Mehr Spuren sollen sich unter den Dialecten finden, z. B. in Devonshire, Cornwall u. a. Wir wünschten, der Verf. hätte diese letztere Untersuchung fortgesetzt, ebenso wo er uns später in Namen alte Reste des Lateinischen erkennen lehrt, wie Coln, Chester etc. Dafs zu dieser *ersten* Periode des Lateinischen im Englischen auch das Wort *street* gehöre, müssen wir bezweifeln, denn obwohl ursprünglich von *strata* abzu-

Digitized by Google

leiten, ist es doch schon lange in dem germanischen Sprachstamme eingebürgert (ahd. strâȝa, ags. straete), und scheint vielmehr mit dem Angelsächsischen nach England gekommen zu sein. In dem Folgenden kommen manche Ungenauigkeiten und Fehler vor, Anderes ist mindestens zweifelhaft: das Gothische des Ulphilas sei Hochdeutsch oder dessen älteste Periode; die Bibelübersetzung des Ulphilas sei im 3*ten* Jahrhundert abgefafst; das Altfriesische verhalte sich zum Holländischen ebenso, wie das Angelsächsische zum Englischen u. s. w. Die Proben sind, so viel wir gesehn, wenig correct, erstrecken sich aber auch über das Normännische. Das vierte Capitel the relation of the English to the Anglo-saxon, and the stages of the engl. language, wird lehrreicher: der Verf. unterscheidet *zwischen* dem Angelsächsischen und Englischen ein besonderes Stadium der Sprache, welches er *Semi-saxon* nennt, und macht einige Proben aus Thorpe's Anal. Anglo-Sax. als solches geltend, indem er in 7 Puncten einige sprachliche Unterschiede zusammenfafst, so z. B. das Abfallen oder Kürzen der Endvocale, *name* für *nama; dages* für *dagas; n* für *m* in Dativ, *hwilon* für *hwilum*; Veränderungen der Conjug. wie *hi clepen* (they call) für *hi clypiad*. Erst nach dieser mit Zahlen zwar nicht genau zu bestimmenden Zeit zeigen sich andere Unterschiede in der Sprache, die zusammen den Anfang des Englischen, zunächst das *Alt-Englische*, bilden. Eine Proclamation Heinrich's III., vom Jahre 1258, die gewöhnlich für das älteste Denkmal des Englischen gehalten wird, dient hier als Probe; der Verf. weist aber noch auf andere Stücke hin und setzt die ganze Periode von Heinrich III. bis auf Eduard III. an. Bei der Charakterisirung des Alt-Englischen beschränkt sich der Verfasser aber auch nur auf wenige Einzelheiten, die bei dem folgenden Stadium fast ganz fortfallen. Der Vf. führt die Unterscheidung nach Analogie der deutschen Grammatik nämlich noch weiter, aber alles was er darüber sagt, ist §. 38.:

„In *Chaucer* und *Mandeville*, und vielleicht in allen Schriftstellern aus der Zeit Eduard's III., finden wir einen Uebergang von dem *Alt-* zu dem *Mittel*-Englischen. Der letzte Unterschied in der Grammatik jener von dem gegenwärtigen Englischen ist der Plural auf — en: we tellen, ye tellen, they tellen. Wie dieser (Spencer hat ihn durchgehends) verschwindet, zur Zeit der Elisabeth, mag man das *Mittel-* in das *Neu*-Englische übergehen lassen." Es ist ein verdienstlicher Versuch, den Hr. L. hier angestellt hat, aber er hätte ihn gleich weiter verfolgen sollen: liegt der Unterschied der letzten beiden Perioden z. B. nur in der hervorgehobenen Pluralform, die wir übrigens in der genannten Zeit schon vielfach vermissen, so ist der Unterschied so gut wie gar keiner, und da sich das Neu-Englische gleichwohl vielfach von der Sprache Shakspeares unterscheidet, so mufste der Unterschied, über die *Formen* hinaus, anderswo gesucht und nachgewiesen werden, also z. B. in dem Wortschatze, in der innern Entwickelung desselben, in der Construction, in der Durchdringung beider Elemente, des Romanischen und Deutschen etc. Allein diese und ähnliche Puncte, auf die bei der Mangelhaftigkeit der *Formen* im Englischen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu verwenden war, sind fast ganz unberücksichtigt geblieben. Der Verf. sagt selbst: „it is the Norman-French that most especially bears upon the history of the English language;" er giebt davon eine Probe, er zeigt uns durch alte Anführungen ungefähr, in welcher Ausdehnung es in England herrschte, und giebt noch manche gute Notizen, aber über den Einflufs auf das Englische und seine Verschmelzung damit erfahren wir nichts. Es ist unglaublich, wie langweilig und schleppend er in den nächsten Abschnitten die trivialsten Dinge vorträgt, und wie ungenau er dabei zugleich in Bezeichnung sprachlicher Erscheinungen verfährt; so heifst es S. 295: Der Wechsel von einem langen Vokale in einen kurzen kann blofs da stattfinden, wo — nun wo? — wo ein langer Vocal steht, der kurz werden kann.

Der oben berührte Abschnitt über die Dialecte, wo der Vf. hätte zeigen sollen, dafs er der deutschen Forschung entbehren kann, ist möglichst dürr und unbedeutend. Von einigen das Geschichtliche und Locale derselben betreffenden Andeutungen abgesehen, finden wir nur ganz wenige sprachliche Bemerkungen, die indessen keinem Sprachforscher neu sein werden, z. B. über alte part. Formen wie *slepand, goand* etc.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

The English Language. By R. G. Latham.

(Schluſs.)

Diese Form herrscht noch im Alt-Englischen vor, fängt aber schon in der mittleren Periode an der gewöhnlichen Form auf — *ing* zu weichen, wie uns der Verf. später in einem eignen Abschnitte belehrt, ohne indessen wieder ein Wort über den Ursprung der neuen Form hinzuzufügen, — beiläufig eine schwierige Frage, die wir anderswo zu entwickeln suchen werden. Hätte der Verf. solchen alten, noch in den Dialecten erhaltenen Formen und Wörtern nur fleiſsig nachgespürt, so würde ihm die „expression to say that it is the old forms (the archaisms) that the provincial dialects retain" nicht um deswillen sogar *lax* erschienen sein, weil er in ihnen Corruptionen wie ommost, hosses, nobbot für almost, horses, naught but etc. antrifft. Es handelt sich aber gar nicht um einzelne solcher Verstümmelungen der Lautverhältnisse, die in Dialecten oft entartet sind, sondern um wirkliche Formen und Wörter, die in der Schriftsprache untergegangen sind. Der Verf. begnügt sich mit einer Liste von s. g. *transitions of letters:* eins seiner Beispiele ist: „*s* for *se* — *salde* for *sealde*", oder sogen. *changes: siller* for *silver*" zeigt nach ihm eine *ejection* des *v*, um nicht mehrere Proben anzuführen. Daſs jeder deutsche Sprachforscher mit einigen Hülfsmitteln und einiger Kenntniſs des Niederdeutschen hier eine viel brauchbarere Arbeit geliefert hätte, können wir kühnlich versichern.

Ein Paar interessante Bemerkungen kommen S. 81 über die sogen. *slang* oder Diebes- und Gaunersprache vor, deren Proben bis in die Zeit der Elisabeth zurückgehen, und in groſser Fülle in der dramatischen Literatur der Zeit vorliegen: the thieves of London are conservators of Anglo-Saxonisms, ein Resultat, das, so wahrscheinlich es ist, doch wieder durch nichts bewiesen wird.

Der ganze zweite Theil des Buches bietet uns fast nichts dar, was für deutsche Sprachforscher oder Freunde des Englischen nur von einiger Erheblichkeit wäre: denn was nutzen uns Redensarten, wie „that *l* is allied to the series *k*; the evidence of this lies deep in comparative Philology", und daſs es sich *eben so* mit dem Verhältnisse des *r* zur *s*-Reihe verhalte, oder wer kennt nicht den Einfluſs des y (j, i) in der englischen Aussprache auf vorhergehende Consonanten? Hr. L. sollte diesen aber weiter verfolgt und ausgedehnt haben, denn es erklärt sich daraus auch, was er nicht bemerkt, die Aussprache der Lautverbindungen *ce*, *te*, *se*, in Wörtern wie crustaceous, nauseate, righteous etc., wo kein i, j, y vorhergeht, sondern ein *e*: indessen dieses *e* wird vor dem folgenden Vocale gleichsam zu einem i, j, und bewirkt somit dieselbe Erscheinung an dem vorhergehenden Consonanten, wie das in dem langen *u* verborgen steckende ursprünglich kurze, dann semivocalisch werdende *i* der Endungen ure etc. Die Sache ist unseres Wissens noch nie von Grammatikern berührt, erledigt sich aber vollständig auf diese Weise: die Laute sj, tj, cj gehen in der Aussprache voran, um die neuen einheitlicheren Laute sh, tsh etc. später aus sich entstehen zu lassen: eben daher, in dem unbewuſsten Gefühle von der ursprünglichen Entstehung dieser Laute, die *verschiedene* Aussprache, die z. B. in *nature* bald tj, bald tsch zu sprechen und in der letzteren Zeit sich mehr den ersteren Lauten zu nähern scheint, die nach unserer Meinung nicht bloſs ursprünglicher und wahrer, sondern auch schöner sind. Es bleibt daher unbegreiflich, wie eine Auctorität wie *John Walker* selbst in verdure, education die Silbe *du* wie *dshu* auszusprechen lehren und diese Aussprache obenein als zierlich und eleganter empfehlen konnte, während die andere jetzt wohl öfter gehört wird und — für unsere Ohren — viel schöner klingt. Aber *schöner* ist hier freilich relativ.

Wenn der Verf. S. 122 eines interessanten Laut-

Digitized by Google

gesetzes gedenkt, indem das Irisch Gaelische aus bwil + am entweder bwal-am oder buil-im macht, so hätte er dabei nicht das auf andern Verhältnissen beruhende lateinische in-stituo (vgl. con-stituo) anführen, sondern seine Beispiele lieber aus dem Englischen nehmen sollen, um dabei zugleich die Frage zu erörtern, inwiefern daselbst noch Spuren eines alten Umlautes erhalten seien. Bleiben wir einmal bei der Declination stehen, so finden wir denselben in dem Verhältnisse von man und men, tooth und teeth; brother, brethren; woman und women, indem hier die Aussprache im Plural noch einen ganz anderen Laut des wo-, als im Singular spricht, der letztre wird wie *wummän*, der erstere wie *wümmin* gesprochen und zeigt (gegen eine frühere Bemerkung des Verf.'s) ein gewöhnliches deutsches *ü*; ferner geese, mice etc., womit die mndd. Formen wie männer, bröder, göse, lüse, müse zu vergleichen sind. Dasselbe Verhältnifs zeigt sich auch in old, elder vgl. mit old, oll, und öller; I was: we were, vgl. mit ik was, wi wêren (wîren); ik kam, wi kêmen etc., indem der Umlaut später im Neuniederd. auch den Singular ergreift und ik wêr, ik kêm erzeugt, wie im Neu-Englischen I came. Der Verfasser führt selbst einige von diesen Formen, die ihm natürlich nicht entgangen sind, an, aber nur als Beispiele der *permutation of letters* und in *einer* Reihe mit stand: stood, give: gave u. a. In dem gleichfalls hieher gehörigen cat: kit, kitten, oder cock: chicken will er später S. 257 und 346 nicht eine *accommodation* gelten lassen, sondern den Begriff der *Diminution* in dem *Wechsel* des Vocals finden. Er sagt l. l. ausdrücklich: chicken, kitten from *cock, cat.* The notion of Diminution, if indeed that be the notion originally conveyed, lies not in the-*en*, but in the vowel.

Die folgenden Abschnitte, nature of articulate sounds; system derselben; certain combinations ders.; on quantity, accent, orthoepy und orthography, historical sketch of the english alphabet enthalten wenig oder gar nichts Bedeutendes oder Neues. Am bedeutsamsten, wenn gleich für uns nicht neu, ist vielleicht noch, was über die Anordnung des alten hebräischen Alphabets gesagt ist, in welcher ursprünglich ein geregeltes System lag, insofern erst ein Vocal die Reihe anhebt, auf den drei Consonanten, Mediae der Labialen, Gutturalen und Dentalen folgen, dann später in derselben, jedoch schon etwas gestörten Ordnung die 3 Aspiratae und zuletzt die 3 Tenues, nämlich, Pi, Koph und Tau. Indessen auch dieses ist schon in England vor unserem Vf., wie er selbst gesteht, ausgesprochen, zuerst 1839 in Mr. Donaldson's New Cratylus. Im Jahre 1842 wurde dem Referenten noch dieselbe Entdeckung in England, angeblich als neu, mitgetheilt.

Das Bisherige bezieht sich weniger strenge auf das Englische, dessen *Formen* der Vf. nun zu untersuchen beginnt, nachdem er in dem Artikel on the Province of Etymology das sogen. Lautverschiebungsgesetz „currently called Grimm's Law" dargestellt hat. Der Verfasser würde sich wahrscheinlich den Dank seiner Landsleute erworben haben, wenn er ihnen auf eine ähnliche Weise Grimm's Forschungen über die Entwicklung der neuenglischen Laute und deren Verhältnifs zu den germanischen und angelsächsischen vorgeführt hätte, über welche Puncte wir nun nichts finden. Es ist bekannt, wie einseitig Engländer und selbst gebildete, über dergleichen Dinge urtheilen, da ihnen gewöhnlich auch die trivialste Einsicht in das Gewordensein ihrer jetzigen Sprache und deren Unursprünglichkeit abgeht. So wenig wir diese Sache mit Grimm für abgethan halten, so treffliche Lichtblicke enthalten doch seine Forschungen auch hier; aber Hr. Latham wollte nun einmal nicht den Schein, als ob sein Wissen in dieser Beziehung alles Grimm verdankt würde.

Es folgen von S. 195 (III, 2.) die zur Formenlehre gehörenden Abschnitte on gender; the numbers; the cases; personal und demonstrative pronouns; the comparative und superlative degree; numbers; article; Diminutives etc. Den Beschlufs macht eine ausführliche Abhandlung über die Verba.

Der Verf. hat hier die Sache meist genügend behandelt, indem er das Allgemeine zusammenstellt und Eigenthümlichkeiten, die mehr vereinzelt dastehen, mit Hülfe der Geschichte — nach Grimm — zu erklären sich bemüht. Wenn er uns nun auf solche Weise nichts Neues sagt, so mufs der Engländer, für den sein Buch zunächst geschrieben ist, mannigfaltige Belehrung daraus schöpfen können. Heben wir einige Einzelheiten hervor:

Unrichtig scheint es z. B. wenn *bruin* = the bear, entweder gleich *Bärin*, wie *e. vixen*, ursprünglich eine fem. Form sein soll, oder gleich nord. *björn*, während es doch wohl nichts anderes ist als *Braun*, ags. brun. Andere haben es sogar von *bruire* ableiten wollen,

Digitized by Google

woher der Name des Stieres in der Thierfabel, Bruiant, kommt. Dagegen hat Hr. L. wohl Recht, in songstrefs und seamstrefs eine zwiefache, romanische und deutsche Feminin-Endung anzunehmen, da songster ursprünglich, wie spinstir (cf. ags. sangestre) eine *Sängerin* bezeichnete. In ähnlicher Weise sieht er in dem vereinzelten *children* die zwiefache Bezeichnung des Pluralis, einmal *-r* (cf. Kind*er*) und dann *-en*, welches letztere in *oxen* (früher noch hosen, shoon, eyne, welkin i. e. Wolken u. a.) erhalten ist. Wir werden dem Verf. aber leicht ähnliche Formen nachweisen können, z. B. *ayren* i. e. eggs, oder *ayrene* id. und glauben, dafs in dem n ursprünglich eine Casusform des Pluralis stecke, vgl. deutsch Ei, Eier, *Eiern*. Einen alten Plural von dem Worte cow weist der Verf. im schottischen *Kye* (i. e. Kühe, nd. köe, keu) nach und stellt das Wort auch mit men, feet etc. richtig in eine Classe, nur dafs er, wie schon oben bemerkt, den Grund des Umlautes verkennt und den letzteren selbst als Zeichen des Plurals ansieht, daher sich ihm *diese Plurale* zu den romanischen auf *s* so verhalten, wie die starken zu den schwachen Verbis, „if these were, to a certainty, true Plurals" (?). Der Verf. glaubt sich durch ags. Formen, wie boc : béc, brok : brec, turf : tyrf etc. gesichert, die er gleichwohl verkennt, s. Grimm I. S. 647, 2.

In den Advb. *seldom* und *whilom* (at times) erkennt er den alten Dativ, aber man wundert sich dreimal, wenn er nun erstlich lat. raro für einen eben solchen *Dativ* erklärt, wenn er es zweitens schwierig findet, zu sagen, zu welchem Numerus sie gehören, und wenn er drittens sogar (S. 219) diese Endung *om* für identisch hält mit der Präp. *om*, die unserem *um* entsprechen soll, hinzufügend: that the particular Dative form in *om* has arisen out of the Noun *plus* the Preposition is a safe assertion. J am not prepared, however, to account for the formation of all the cases in this manner.

In dem Abschnitte von den Verbis führt der Vf. zuerst den Unterschied zwischen starker und schwacher Conjug. nach Grimm durch, von dem er jedoch öfters abweicht, indem er alle 12 Cl. aufführt und die starken Partic. getrennt behandelt. So rechnet er zur II. Cl. die Prät. slew, flew, drew, deren Präsens einen anderen Laut als *ow* zeigt; zur III. Cl. nur Präs. *ow*, Prt. *ew*; zur V nur das Verb. to beat, zur VI. to come.

Wir wollen indessen nicht mehr Einzelheiten häufen und sind, aufrichtig gestanden, müde, den Vf. durch den gröfsten Theil seines Werkes verfolgt zu haben. Er bewegt sich mit einer lästigen Breite und Schwerfälligkeit vorwärts, die wohl eine gewisse Klarheit mit sich führt, aber auf die Länge unerträglich wird. In der Syntax ist er verhältnifsmäfsig kurz und hebt nur einige Puncte hervor, so wie er hier von mancher deutschen Grammatik übertroffen wird. Was wir besonders wünschten und ohne Zweifel von einem gebornen Engländer am besten und vollständigsten erlangen könnten, wäre eine genaue und ausführlichere Zusammenstellung der mancherlei Unrichtigkeiten und Fehler, die sich der Engländer, selbst der gebildete nicht selten im Sprechen erlaubt, und unter denen einige sehr lehrreich sind. Wir meinen Vulgarismen, wie sie der Vf. S. 267 aus der Conjug. anführt, indem die Personen mit einander verwechselt werden, z. B. J goes, J is, selbst J are, we goes. Dahin gehört auch der an das frz. moi erinnernde Gebrauch von me für J; der Engländer sagt bekanntlich nicht wie wir J am it (ich bin es), sondern it is J; hiefür hört man nun nicht selten, selbst von Gelehrten, Jt is *me*, indem es aber wohl nur mit einigem Nachdrucke gesagt wird, c'est moi. Eine ähnliche Verwirrung ist es, zu sagen you is, you was etc.; he is older than *her* oder *him*, für *she* oder *he*; it is him; us have done it etc. *). Im Deutschen wären solche Fehler nicht wohl möglich, im Englischen sind sie es eher, weil das Bewufstsein von der Bedeutung der Formen mit der Mangelhaftigkeit der Flexionen schon mehr gesunken ist. — Demnächst gibt es eine grofse Reihe von eigenthümlichen englischen Constructionen und Redeweisen, die auch eine besondere Behandlung verdient hätten, wie z. B. die unseres Wissens noch nirgends genügend erklärte sogen. Auslassung des Relativi, Redensarten wie she takes an airing und she is taken an airing, dann ähnliche Fälle wie das vom Vf. angeführte to walk a horse, wo to walk den Sinn eines Causativi hat, endlich der subst. Gebrauch der Participien, der nebst anderen Verbindungen derselben echt romanisch ist. Wir kommen hiemit noch einmal auf die unabweisbare Forderung zurück, dem Einflufs des romanischen Elements auf das Englische eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ob ein ähnlicher

*) Es soll ein Zeichen der feineren und gebildeteren Quäker sein, dafs sie nicht *thou*, sondern statt dessen *thee* sagen.

Digitized by Google

Einflufs fremder Sprachen auf das *Deutsche* schon hinlänglich untersucht ist, lassen wir hier dahingestellt.

Wir glauben nach dem Bisherigen nicht mehr nöthig zu haben, ein allgemeines Urtheil über das Buch des Hrn. L. hinzuzufügen: seine Schwächen und Gebrechen liegen zu Tage, sein Verdienst mufs ihm unbenommen bleiben, wenngleich er unendlich vieles nur aus Grimm und nach dessen Vorgange gegeben hat. Möge er wachsen an Respect vor dem letzteren und möge er bald an einem gründlichen Beispiele erfahren, dafs die Deutschen auch auf dem Gebiete der Geschichte der englischen Sprache unendlich viel Gediegeneres leisten können als die stolzen Engländer selbst.

Inzwischen ist freilich Hoffnung, dafs die letzteren in sprachlicher Erkenntnifs Fortschritte machen werden, denn bald nach dem Erscheinen von Hrn. L.'s Buche bildete sich in London eine Gesellschaft für comparative Philologie und Sprachforschung, deren Gedeihen nicht ohne Einflufs auf die Behandlung ihrer Muttersprache sein kann.

Vielleicht später einiges über die Berichte dieser Gesellschaft, die aber schon ins Stocken gerathen zu sein scheinen. A. Hoefer.

XXIV.

Die Zigeuner in Europa und Asien. Ethnographisch-linguistische Untersuchung vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Dr. A. F. Pott, ord. Prof. der allg. Sprachwissenschaft an der k. preufs. Univ. Halle-Wittenberg. Halle, bei Heynemann: Th. I. Einleit. u. Gramm. 1844. *XVI u.* 476 S. *Th. II. Einleit. über Gaunersprachen. Wörterbuch u. Sprachproben.* 1845. *IV. u.* 540 S. *(London, bei Williams u. Norgate).*

Die schönste Einleitung in die Anzeige des vorstehenden Werkes gibt sein Motto:

Was die Worte mir sind? Es sind die Geister der Menschen,
Und ich achte das Wort, weil mir heilig der Geist;
Offenbaret ist jeglicher Geist, so sind es die Worte.
Ludw. Achim v. Arnim.

Wahrscheinlich läfst sich noch heute kein Zigeuner träumen, dafs ein geistvoller Mann über sein verachtetes Volk und dessen Sprache zwei starke Bände schreiben könne, und der Vf. glaubt selbst (in der Vorrede zum zweiten Bande) „dafs er sein Werk mit fast zu viel Geduld zu Ende gebracht habe." Dafür ist es aber auch ein Denkmal unermefslichen Fleifses und Scharfsinns geworden. Wenn wir gerne patriotisch behaupten möchten, dafs solch minutiöser Fleifs, solch treues Ausharren in einer verhältnifsmäfsig nicht sehr fruchtbaren Arbeit nur einem Deutschen möglich sei; so erkennen wir um so lebhafter die Unparteilichkeit der französischen Gelehrten an, welche diesem Werke, wie bereits mehreren deutschen, den Volneypreis überreichten. Seine reichste Geltung wird es gewinnen, wann es dereinst in vielleicht nicht ferner Zeit als redendes Monument auf dem Grabe einer Volksindividualität stehn wird, deren Verschmelzung mit andern wir in rein menschlichem Interesse wünschen müssen. Sein bedeutsamster Standpunct in der vergleichenden Sprachforschung wird ihm ferner dann werden, wann die indische Sprachenkunde im Stande sein wird, die nächsten Blutsverwandten und resp. Abkömmlinge der Sanskritasprache innerhalb Indiens in grammatischer und lexikalischer Uebersicht an einander zu ketten und dann in der Zigeunersprache ein wichtiges fehlendes Kettenglied finden mag. Um meine Ansichten über die Rechtfertigung für das scheinbar so isolirte Studium der Zigeuner und ihrer Sprache nicht zu wiederholen, darf ich auf meine (wohl allzu) ausgedehnten Recensionen des Borrow'schen Werkes „the Zincali" in unsern Jahrbüchern 1842 Nr. 46 ff. und in der Hall. Allg. Ltz. 1842 Erg. Nr. 68 ff. zurückweisen. Die zahlreichen, zum kleinsten Theil durch Setzer und Corrector verschuldeten, Fehler meiner dortigen Vergleichungen haben in dem vorliegenden Werke meines hochverehrten Freundes ihre Berichtigung gefunden. Zugleich darf ich ihm hier öffentlich meinen freudigen Dank dafür aussprechen, dafs er auf der Widmungstafel meinen Namen neben die unseres gemeinsamen Lehrers und Meisters Franz Bopp und des um die Zigeuner vielverdienten Regierungsrathes Graffunder stellt. Nun erlaube er mir auch einen kleinen Protest. Meine ihm übergebenen Sammlungen für die Kunde der Zigeunersprache waren nur ein Tohu va Bohu, aus welchem er erst Etwas erschuf; namentlich hatte ich nur für *künftige* Sichtung mir eine Menge möglicher und unmöglicher Vergleichungen notirt, wobei der wirre Mischlingscharakter der Sprache und die sehr verschiedene Schreibung der einzelnen zig. Wörter an sich schon die Erwägung selbst polar aus einander liegender Anklänge und Alternativen zuliefsen, ja zur Pflicht machten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nom
Unis
Library

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1845.

Die Zigeuner in Europa und Asien.

(Schlufs.)

Unglücklicher Weise konnte ich mir unmittelbar vor der Abgabe dieser Papiere gar keine Zeit zur Durchsicht nehmen, bei welcher ich gewifs die meisten meiner Notizen gestrichen haben würde, so wenig ich sonst Freund jener unheimlichen *streichenden* Macht bin, für welche unsere ehrliche deutsche Sprache den Namen erst von Rom borgen mufs. Indem nun mein würdiger Freund meine uncensirten Vergleichungen redlich citirt hat, hat er mir — um Shakespeares Satz umzukehren — ein kleines Recht gethan, um mir, unabsichtlich, ein grofses Unrecht zu thun.

Die klassische Vollständigkeit des vorliegenden Buches, in welchem fast alle bis auf diesen Tag zugänglichen Quellen für seinen Gegenstand benutzt wurden, läfst mir um so weniger Raum, noch Bedeutendes nachzutragen, da der Hr. Vf. so gefällig war, noch bis zum Schlusse des Druckes meine spärlichen Nachträge zu meinen Sammlungen dem Buche einzuverleiben. Ich bin somit fast nur auf eine kurze Angabe des Inhalts beschränkt. Der Leser übergehe vor Allem die Vorreden nicht! Die Einleitung des ersten Theils verhandelt zuerst die Quellen für die Zigeunerkunde im Einzelnen; ich wüfste nur etwa zuzusetzen Pougens Trésor v. Bohémiens; Schindleri Lex. pentaglotton p. 854, wo die Zigeuner „juxta Etiam Levitam" für Kuthäer erklärt werden; und den schwedischen Roman Almqvists „Tre fruar i Småland," aus welchem ich unten einiges Sprachliche excerpiren werde. In dem folgenden Abschnitte über die Namen des Zigeunervolkes ist S. 31 der ghadhelische (hochschottische) *Giobag* f. Gipsy nachzutragen, der zwar aus dem englischen entstanden, aber an das gleichlautende gadhelische Wort angelehnt sein mag, welches fimbria, lacinia und manipulus bedeutet, wenn nicht an *giobach* hispidus, hirsutus. Zu dem Namen *Tater* vgl. vielleicht den götzenhaften, gespenstigen *Tatermann* Grimm Myth. S. 469 ff., dessen mögliche Erklärung aus engl. *tatter* ags. *tättera* panniculus an die obige gadhel. Verbindung des Namens mit der Bedeutung lacinia erinnert. Unser Vf. theilt die Namen des Zigeunervolkes ein nach ihrer Ableitung von der schwarzen Farbe, dem Geschäfte, der (wirklichen und vermeintlichen) Heimat, der Verwechselung der Zigeuner mit andern Völkern u. s. w. Als die wichtigsten Namen erscheinen: *Kalo* d. i. Schwarzer; *Sindo*, vielleicht vom Indus mitgebracht; *Rom*, der volksthümlichste und üblichste; *Zigeuner* mit allen zubehörigen Varianten. Die Untersuchungen über diese Namen sind so verzweigt, dafs wir sie nicht epitomiren, auch keine ganz bestimmten Resultate angeben können. Andre Abschnitte geben Personennamen unter den Zigeunern, darunter doch wohl noch einige indische; zig. Namen der Geldsorten, wo S. 52 vgl. 2, 335 bei *lôvo* pl. *lôve* Geld vielleicht das glbd. schweizerdeutsche *luschi* n. Stalder 2, 187 zu bedenken ist; zig. Benennungen der Völker, Länder, Orte. Das kurze, aber wichtige Capitel von der Herkunft und Verbreitung der Zigeuner zeigt zugleich, welche Sprachen aus allen den von Zigeunern betretenen Ländern, die natürlich alle ihre Beiträge zu der Mischung des ursprünglich ind. Sprachvorraths der Wanderer gaben, bei den Forschungen über diesen zu Rathe gezogen werden mufsten. Mit gröfster Wahrscheinlichkeit kann Vorderindien als die Heimat der Zigeuner genannt werden. Bei den ägyptischen Zigeunern möchten wir fragen, ob die von Schwartze in seinem grofsen Werke über Aegypten erwähnten Familien mit eigener Sprache in Oberägypten Zigeuner oder gar noch die alte Landessprache redende Kopten sind? Die *Iliát* in Persien mit eigner Sprache (S. 49) sind, so viel wir wissen, aller Wahrscheinlichkeit nach Mongolen.

Von 1, 63 an bildet die Sprache der Zigeuner den Hauptinhalt des ganzen Buchs. Leider fand der Vf. noch keine Gelegenheit zur mündlichen Abfragung der

Digitized by Google

Sprache. Ihre kritische Behandlung nach den vorhandenen Quellen bietet ganz besondere Schwierigkeiten dar, indem sehr viele Wörter durch halbes Verständnifs oder ganzes Mifsverständnifs falsch aufgefafst wurden; S. 69 sind die wichtigsten dieser Schwierigkeiten aufgezählt und belegt. Sehr bemerkenswerth sind 1, 66 ff. die Untersuchungen über aus Indien mitgebrachte Benennungen von Producten, Zeitabschnitten (*hövesta* Herbst bei den liefländischen Zigeunern doch sicher aus dem neunord. *höst*), Gottheiten. Bei dem fast völligen Verschwinden alter Religion bei den Zigeunern ist die Gleichmäfsigkeit ihrer Benennungen für Gott und Teufel, *devel* und *beng* (*beink* u. s. w.), in ganz Europa um so merkwürdiger. Der Name Gottes ist sicher sanskritisch, der des Teufels noch nicht hinlänglich erklärt.

Die eigentliche Sprachlehre beginnt, wie billig, mit der Lautlehre. In Bezug auf 1, 86 vgl. 2, 403 habe ich zwar die Vermuthung neugriechischen Einflusses ausgesprochen und verweise jetzt noch dazu auf die in Rhodos und den umliegenden Inseln bis heute allgemein übliche Deminutivendung ίν aus ίον, gemeingriechisch ί (vgl. Rofs Reisen 3. Bd.); finde jetzt aber diese Annahme bedenklich, da das zig. *n* und sogar *ng* gar zu häufig, fast nur an *i* und zwar feminines, antritt; Ausnahmen s. a. a. O. In der That lieben die Prakritsprachen, wenn auch nicht an dieser Stelle, doch an manchen andern, Anusvaras und andre Nasale; den Eintritt eines ursprünglich accusativischen Nasals in den Nominativ wagen wir hier nicht anzunehmen. — 1, 105 vgl. 2, 530 kann *d* in *hadus* Hase vielleicht eher aus *r* in engl. nord. *hare*, als aus *s* entstanden sein; möglich wäre indessen Urverwandtschaft mit dem a. a. O. bereits verglichenen britonischen *gad*, dessen Vergleichung mit dem räthselhaften wallonischen *kéoued* (Celtica II. 1, 345) ich jetzt zurücknehmen möchte. — 1, 205 vgl. 2, 347 darf zig. *pattuv*, *pattib* etc. Ehre schwerlich von dem glbd. armenischen *pativ* getrennt werden, wie denn das Zigeunische mehrere armenische Wörter aufgenommen hat. Bemerkenswerth für eine chronologische Folgerung auf das Verweilen der Zigeuner unter Armeniern ist bei jenem Worte, wenn es nicht urverwandt, sondern entlehnt ist, der Umstand: dafs das armenische Original auf der *alten* Lautstufe dem Zigeunerworte entspricht; die neuarmenische Lautverschiebung spricht *p* und *t* als Mediae *b*, *d*. — 1, 228 könnte das Zahlsuffix *gartargende* dat. pl., dessen *g* nach Bischoffs ungenauer Auffassung statt *k* stehn kann, dürfte ebensowohl echt indisch, als lithauisch oder auch slavisch sein; vgl. (aufser Grimm Gr. 3, 233) Bopp vgl. Gramm. §. 324. — Dürfte 1, 237 bei der Form zig. *miro* hind. *mîra* meus, mei zig. *tumaro* hind. *tumhârâ* vester u. s. w. auf die Möglichkeit eines Zusammenhangs dieser, freilich adjectiven und der Motion in das Feminin *rî* unterworfenen, Endung mit dem persischen Declinationssuffixe *râ* (z. B. *merâ* mihi, me) gedacht werden? Lassen erklärt letzteres als ursprüngliches Substantiv, anders Schwartze. — 1, 423 kann die Verwechselung von lehren und lernen (Beides plattd. *lèren* wetterau. *lernen*) eben so gut, wie aus dem Deutschen, auch aus einer andern Sprache stammen, wie z. B. aus dem Doppelgebrauche von *apprehendere* in den romanischen Sprachen.

Der zweite Band bespricht in ausführlicher Einleitung den Charakter der Gaunersprachen, welche sich wesentlich von der Zigeunersprache als einer organisch gebildeten Volkssprache unterscheiden, obschon sich begreiflicher Weise einige wechselseitige Berührungen und Mittheilungen zeigen. Bereits 1, 4 ff. ist viel von jenen und ähnlichen künstlich gebildeten Sprachen die Rede; 1, 10 ff. von dem italienischen „gergo," wobei noch das in Megisers Polyglottenwörterbuche vertheilte Vocabular der italienischen lingua *zerga* oder furbesca zu erwähnen ist. Derselbe theilt auch die rotwelschen Wörter aus Deutschland mit, benennt diese Sprache aber im Lateinischen irrig lingua fictitia *Zingarorum*. Pott wendet bei einer Menge von Beispielen seinen bekannten Scharfsinn an, um den wirklich auch in den *gemachten* Sprachen waltenden Scharfsinn und Witz, oft auch die poetische Bilderfülle dieser an andern Tugenden minder reichen Sprachbildner nachzuweisen. Nicht selten ist ihr Walten kein ganz willkürliches, vielmehr durch einen, dem natürlich schaffenden Sprachgeiste der Menschheit verwandten, Instinct geleitet. Manchmal klingen metaphorisch gebrauchte Wörter in jenen Sprachen an wahrscheinlichst nur zufällig gleich oder ähnlich lautende und bedeutende andrer Sprachen an, z. B. 2, 7 in der spanischen „Germania" *anclas* Hände, eigentlich im Spanischen *Anker* bedeutend, an kymr. *angell* f. Arm u. s. m. *angad* f. Hand sanskr. *angu* (?) id. *ang'ali* Hohlhand und so an andre Derivate der Wz. *ang*, die namentlich in den indischen Sprachen und nachweislich auch

Digitized by Google

in der zigeunischen viele Gliedernamen erzeugt. Minder in derselben Gaunersprache *gerro* Hand (span. *gerra* Klaue) mit spanischem Gutturalanlaute an ngr. χέρι (χείρ). Die Sprache der spanischen Zigeuner, wie sie wenigstens bei Borrow erscheint, hat den stärksten Tauschhandel mit der Gaunersprache getrieben, und mit der castilianischen Wortbiegung sogar völlig jenen Charakter angenommen. — 2, 18 *grenas* cabellos remesados gewifs nicht aus *greno* negro esclavo, sondern ein echt romanisches Wort deutschen Ursprungs, vgl. einstweilen Diez 1, 273. 308. 328 und seiner Zeit Ausführliches in meinem unter der Presse befindlichen Vergl. Wörterb. der gothischen Sprache vv. *brahv. granos.* — Zu span. *duénde* 2, 40 ff. vgl. Grimm Myth. 468.

Das Wörterbuch der Zigeunersprache füllt 2, 44 bis 463, obgleich der Vf. aus weiser Sparsamkeit nur die unmittelbar nöthigen Vergleichungen hinzugezogen hat, wobei natürlich die Pakritsprachen am Meisten berücksichtigt werden. Die Untersuchung wird auch noch durch den Umstand erschwert, dafs die meisten asiatischen und europäischen Sprachen, mit welchen sich die der Zigeuner mischte, indogermanischen Ursprungs, somit jenen Prakritsprachen urverwandt sind, weshalb denn die speciellen Lautverhältnisse der einzelnen Sprachen und Wörter die Ableitung der zigeunischen zeigen müssen. Der sicher indische Sprachvorrath wird durch vorgesetzte Sternchen übersichtlich; indessen scheinen diese oft vergessen, oft auch aus zu grofser Vorsicht ausgelassen. Ref. hat aus dem oben angegebenen Grunde hier nur wenig Einzelnes zu bemerken. S. 77 *vátro* Heerd von walach. *vatra* f. id.; Feuerstelle = Baustelle; Gerüst scheint nach illyr. *vatra* f. Feuer, wie nach den Ableitungen in beiden Sprachen, doch die Grundbedeutung des Feuers zu haben; ich kenne das Wort in keiner anderen slavischen Sprache, doch stammt vielleicht russ. *vatrushka* f. eine Kuchenart davon ab, vgl. u. a. *focaccia: fusco.* — Zu S. 91, 405 ist aufser den malay. Formen *kâkak, kakak* elder brother or sister (Marsden) noch der merkwürdige Umstand zu bemerken, dafs dieser Wortstamm *(kak)* überhaupt durch die malayischen Sprachen geht und namentlich, gleichwie bei den Zigeunern, zur ehrenden Anrede an Männer gebraucht zu werden scheint; vgl. Humboldt Kawi 1, 257, der die indischen und persischen Formen nicht kennt, und deshalb malayische Etyma sucht, zu welchen sogar noch passender das polynesische *kakia, kakiu* ancien, vieux (bei Mosblech) gefügt werden dürfte, da der Begriff des Alters häufig hervortritt. Die javanischen Formen *kakung* Mann, Männliches; Jüngling *kakang* älteres Geschwister entsprechen zunächst der von mir vernommenen zigeunischen Form *kakong;* doch trifft vielleicht nur zufällig der malayische Lieblingsconsonant mit dem oben erwähnten ephelkystischen Zigeunernasale zusammen. Ob polynes. *kakuai* honorer d'une manière particulière etc. dazu gehöre, steht dahin. Uebrigens scheint sich die Sprache der Zigeuner noch mehrmals mit den malayo-polynesischen zu berühren. Ich habe bereits in meiner oben angeführten Recension in diesen Jahrbüchern auf Humboldt's Angabe aufmerksam gemacht. — Zu S. 104 Wz. *kam* gehört die von Borrow erwähnte, besonders grammatisch merkwürdige Form *kamama* in der russischen Zigeunersprache. — S. 105 *gammóna* Kammer erinnert an rhaetoroman. *camonna* f. Hütte. — S. 109 auch armen. *kôr (koyr)* Blinder. — S. 133 ff. darf schwerlich bei *gole, godli* etc. (Geschrei, Ruf) an goth. *goljan* oder an altnord. *gôla* ululare gedacht werden, da der Dental vor oder statt *l* wesentlich scheint; immerhin können sich sonst einige altdeutsche Reste, zum Theile etwa durch spanische Mundarten vermittelt, in der Zigeunersprache finden. — S. 136 das vieldeutige *gunscheuf* scheint nach Bedeutung und Form aus dem niederschlesisch-polnischen, alle Handlungen bedeutenden *onaczyć* (Fiedler, Bemerkungen S. 13) entlehnt. — S. 143 ff. *grast* Pferd ist das, wiederum nach der alten Lautstufe, ganz gleichlautende armenische Wort, über dessen weitere Bedeutungen neben der des Pferdes die Wörterbücher nachzusehen sind. Einige Formen a. a. O. und S. 155 *khúro* Füllen erinnern wohl nur zufällig an das deutsche *gurr* Mähre, Schmeller 2, 63; die indischen Pferdenamen *ghota, ghôdî* etc. an altnord. *goti* equus. — Zu Herzweh für Magenweh S. 163 vgl. noch u. a. frz. *mal au coeur* und die von den moldauischen Romanen als Schiboleth der walachischen verlachte Formel *inima me dóre* d. i. *anima mihi dolet* für: der Leib thut mir weh. — Hängt S. 282 *tât* Bauer mit der *Tatt*sprache oder den *Tadschiks* Persiens zusammen? An eine Beziehung zu *Tater* (Zigeuner) darf nicht gedacht werden. — S. 284 *tuvrar* Schwert vll. zu *tover* Beil, Hacke. — Ebds. *teschari* Axt: Pott Comm. Lith. 2, 60, ist

Digitized by Google

noch die lith. Form *teszlyczia* (Beil) mit *e* aus Mielcke 2, 95 nachzutragen. — S. 286 *télel* Thier vll. aus Mifsverstand aus dem slav. *tele* Kalb des folgenden Artikels. — Zu den Wörtern für Bauch, Eingeweide etc. S. 356 vgl. aufser armen. *phor* Bauch, Brust u. s. w. noch armen. *phoroti* Eingeweide und vll. *port* Bauch, Mitte, Nabel, in letzter Bed. = zig. *porr*, finnischer u. a. Wörter nicht zu gedenken, vgl. Weiteres in m. angef. Goth. WB. *B.* 60, wo sich auch mancherlei Anklänge an zig. *bar, bark* Brust finden. — Bei *bricharđilar* to ask, implore 2, 375 mufs nochmals 1, 439 über *prisseraf* beten u. s. w. durchdacht werden. — Bei *fracaso* Schwein 2, 395 ist die deutsche mundartliche Form *frek* neben *ferk (fark, ferkel* etc.*)* zu bedenken; vgl. Goth. W.-B., *F.* 54. — S. 404 erinnert *bedar (or yaque)* to light (the fire) sehr an das glbd. ags. *(fyr) bètan* und *böten* u. s. w. vgl. Weiteres Goth. Wb. *B.* 27. — S. 424 ff. dürfte *basya* f. sleeve aus einer medopersischen Ableitung von *bâzu* - sankr. *bâhu* Arm entlehnt sein. — S. 440 *mud'árav* ich lösche aus vll. aus einer Ableitung des türk. (alban ngr.) Wortstamms *(murd) murdar* schmutzig vgl. u. a. ngr. μερδώνω, μουρδαρίζω beschmiere. — S. 443 auch armen. *mom* Wachs. — S. 455 zu *mol* Wein auch lydisch μῶλαξ Wein Hesych. — *varda* Wort ist zwar in der Sprachprobe aus Borrow 2, 464, aber nicht im Wörterbuche, gegeben; vgl. u. a. lett. *wârds* id.; Weiteres s. Goth. Wb. *V.* 60.

In dem oben erwähnten Romane Almqvists kommen folgende Wörter und Sätze schwedischer Zigeuner vor: *klissingarne* nycklarne, *beddon, de mandro je karkano!* herre, skänk mig en vitten! *beddo, bedon, bedoni* Herr. *mandro aschar ki trasch* jag är icke rädd. *je marvalo beddo! je lattjo, je schucker tjavo! (tj-tsch, ć)* en rik herre! en beskedlig, en vacker karl! *mandro prûl!* min bror, min vän! *dova beschar baschtadoa allezuvâro* de voro stora rackare allesammans. *mandro aschar ruschto pre dova* jag är arg på honom. *dove dickas je fulano tjavo!* han är en nedrig, en gemen karl. *dela miro, je rani, rabba!* gif mig, en jungfru, bränvin! *dova loviar avar mandro pre pane e maro* för dessa penningar kommer jag på vatten och bröd! *jackarne* ögonen. *balet* håret. *nack* näsan. *schöro* hufvudet. *mojj* mun. *tibb* tungan. *dannar* tänderna. *pre kischpan* i rummet. *kockli* sax (attafklippa band med). *rombana* såg (att afsåga galler). *kurra pre mulo* afrätta. *mulo schöroken* afrättsplats. *buro* bonde; *burono* (de dumma) bönderna. *gycklo* en riktigt stor rackare, vaktmästare och poliskarl. *mandro beschar uschli for loviar* jag är skyldig penningar. *mandro kockaro beschar uschli* jag är skyldig. *kurrning* afstraffning. *mandro traddrar kockaro pre jevaver foro* jag far då hellre sjelf bort till en annan stad. *beddon dickar pre miro!* herrn ser på mig. *baro tjavo, delo miro pansch lock!* o store man, gif mig fem riksdaler! *(Pilco) maju* den store (Pilco). Zahlwörter: 1—5 *je, dy, drin, schtav, pansch.* Die Erklärung ergiebt sich meistentheils, doch nicht überall, durch Pott's Werk; der Raum verbietet, hier darauf einzugehn; mitunter sind die Wörter schwedisch flectirt. Ich begnüge mich, diese Excerpte aus einem in Deutschland meines Wissens seltenen Buche als eigentlichen und Neues enthaltenden Nachtrag zu Pott's Werke hier niederzulegen; nicht aber die, wiewohl interessante, Rede des Zigeuners Hannikel (vgl. Zig. 1., 25), weil sie mit Einschlufs der Uebersetzung und der unerläfslichen Correcturen der fehlerhaft zusammen und aus einander gezogenen Worttheile allzugrofsen Raum einnehmen würde, und weil ich sie überdas bereits in meinen von Hrn. Prof. Pott benutzten Papieren lexikalisch ausgebeutet hatte. Eben dieser „wahrhafte Zigeuner-Roman" Hannikel liefert Antworten genug auf die Frage: wie viel Menschheit in dem verfolgten, verachteten und dadurch immer verächtlicher gewordenen Geschlechte schon von seinen stärkeren Brüdern mit Füfsen getreten worden ist! — Ehe ich hier von dem Meisterwerke meines Freundes scheide, mache ich noch angelegentlichst auf die mannichfaltigen Früchte aufmerksam, die es *jedem* Sprachforscher — auch wenn er keine Zigeunersympathien hegt — bietet. In dem zweiten (lexikalischen) Theile sind namentlich die Bemerkungen für indogermanische Laut- und Biegungslehre S. 210, 532 zu beachten.

Dr. Lorenz Diefenbach, Offenbach a. M.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

October 1845.

Berlin, bei W. Besser.
1845.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des October-Heftes.

Jahrbücher Nr. 61—80.

Seite

Hegelska Philosophien. Historisk Framställning af Fredrik Georg Afzelius. Förra Delen. Första — Andra Häftet. Upsala, 1843. Tredje Häftet 1844. — Gabler. 553

Handbuch der römischen Alterthümer, nach den Quellen bearbeitet von W. A. Becker. Zweiter Theil, erste Abtheilung. Leipzig, 1844. — Hofmann. . . 613

Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neueren Kriegsgeschichte. 4 Bände. Berlin, Posen und Bromberg, 1842. und 1843. (Erster Artikel). — v. Witzleben. 561

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg. 2 Theile (auch u. d. Titel: Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg 3. und 4. Theil). Unmittelbar nach den Quellen dargestellt von K. F. Klöden. Berlin, 1845. — Riedel. . . . 481

Geschichte der Diöcese Breslau. Erster Theil. Von der Pflanzung des Christenthums in Schlesien bis zum Jahre 1290. Von Dr. Jos. Ign. Ritter. Breslau, 1845. — Z. 517

Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunct, von Dr. H. E. W. Sigwart. 3 Bände. Stuttgart und Tübingen, 1844. — Brandis. 582

Weimarisches Herder-Album. Jena, 1845. — Th. Kind. 631

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

XXV.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg. 2 Theile (auch u. d. Titel: Dipl. Gesch. des Markgr. Waldemar von Brandenburg 3. und 4. Theil). Unmittelbar nach den Quellen dargestellt von K. F. Klöden. Mit drei Karten. Berlin, 1845.; *bei Simion. XXIV.* 519 *und* 442 *S. gr.* 8.

Wir empfangen in dem vorliegenden Werke die gleichartige Fortsetzung des in Nr. 114. u. 115. dieser Blätter beurtheilten Geschichtswerkes über Leben und Thaten des echten Waldemar. Es möge daher dem Ref. erlaubt sein, an jene Beurtheilung der ersten Abtheilung dieses wichtigen und interessanten Geschichtswerkes zu erinnern und derselben auch für die zweite Abtheilung Geltung zu geben: hier aber sich lediglich auf eine kritische Beleuchtung einer Hauptansicht, welche sich durch das vorliegende Geschichtswerk hindurch zieht, nämlich der Gründe zu beschränken, wodurch der Hr. Vf. die gewöhnliche Annahme von einem falschen Waldemar zu widerlegen sich bestrebt. Denn die Erscheinung des sogenannten falschen Waldemar, welche hier im Vordergrunde der Darstellung steht, ist so interessant und wichtig für die brandenburgische Geschichte, und die Differenz der Ansichten, wornach man den Prätendenten für echt oder unecht hält, läfst die Hauptpersonen und Hauptereignisse der allgemeinen deutschen Geschichte jener merkwürdigen Zeit in so verschiedenem Lichte auftreten, dafs es ein Leichtsinn wäre, wenn die Kritik sich der Verpflichtung überhöbe, das Gewicht der Gründe, welche Hr. Klöden mit bekannter Feinheit des Urtheils, umfassender diplomatischer Gelehrsamkeit und beredter Darstellung für die Echtheit Waldemars aufgestellt hat, sorgfältig nachzuwägen. Wird auch hierdurch völlige Gewifsheit in dieser wichtigen Streitsache noch nicht gewonnen, da diese Blätter dem einzelnen Gegenstande zu viel Raum gewähren würden, sollten sie, aufser einer Kritik der vom Hrn. Klöden für die Echtheit Waldemars aufgestellten Gründe, auch noch eine genügende Entwickelung der Hauptstützpuncte der entgegengesetzten Ansicht enthalten; so hofft Ref. doch schon hierdurch, bis sich zu einer weitern Verfolgung des Gegenstandes Gelegenheit bietet, vor einem in der Geschichtsschreibung nur allzu gewöhnlichen urtheilslosen Nachschreiben in Ansehung des in Rede stehenden Punctes zu warnen.

Ueber die Stellung des Hrn. Verf.'s zu dem erörterten Gegenstande im Allgemeinen ist zu bemerken, dafs derselbe sich zwar zum Gesetz gemacht hat, seine Ansicht, unabhängig von vorgefafsten oder frühern Meinungen, nur aus den geschichtlichen Thatsachen hervorgehen zu lassen (Th. I., S. XXII) und dafs sich ihm ungesucht der Glaube an die Echtheit Waldemar's ergab (Th. II., S. 359); dafs der Hr. Vf. jedoch nicht den objectiven Standpunct behauptet, wornach er den Gründen für und *gegen* die begünstigte Ansicht gleiche Beachtung oder den letzteren überhaupt nur ein specielles Hervorheben zu Theil werden liefse. Während es nie unterlassen ist, die Aufmerksamkeit des Lesers auf gehörige Würdigung dessen besonders hinzuleiten, was nur entfernt dazu beitragen kann, die für die Anerkennung des falschen Waldemar als wahrhaften Markgrafen gestimmte Meinung zu bestätigen; so wird dagegen niemals auf das Gewicht hingewiesen oder aufmerksam gemacht, was die Urkunden und die darin oder von ältern Geschichtsschreibern überlieferten Thatsachen, für die entgegengesetzte Ansicht in die Wagschale legen. Man sieht daher Hrn. Klöden nicht partheilos die Vertheidigungsgründe beider gegeneinander abwägend über den Partheien stehen, die

Digitized by Google

damals im Gerichte, wie im Felde, über die Person des Prätendenten kämpften; sondern er ist, von dem Glauben, dafs dem Prätendenten und dessen Anhängern Unrecht gethan sei, tief durchdrungen, aus einem partheilosen Richter über beide Partheien warmer Sachwald der einen Parthei geworden. Freilich liegt ein besonderer Grund zum Einnehmen grade dieser Stellung in dem Umstande, dafs die frühere, diesem Gegenstande zugewandte Geschichtsforschung es eben so partheiisch mit der andern Seite gehalten hat.

Die für die Echtheit Waldemars aufgestellten Gründe sind nicht in systematischer Entwickelung an einander gestellt, sondern, wie die ganze Darstellung in dem Werke eine chronistische ist, in derjenigen Reihefolge nach einander hervorgehoben, in welcher die Thatsachen, woraus sie sich ergeben, sich zutrugen und hier zur Erörterung kommen. In dieser Folgeordnung wird Ref. dieselben daher auch hier in Betracht ziehen, um die Beweiskraft derselben im Einzelnen näher zu prüfen.

Zuvörderst behauptet Hr. Klöden, dafs über die Echtheit Waldemars gleich im Anfange seines Auftretens und vor seiner Belehnung mit der Mark Brandenburg vor dem Könige Karl eine förmliche, allen Ansprüchen genügende Untersuchung und Beweisführung stattgefunden habe: und auf das für Waldemars Echtheit ausgefallene Ergebnifs dieser Untersuchung legt unser Verf. dann natürlich das gröfste Gewicht. S. 368 Th. I. sagt er: „König Karl hatte Waldemars Echtheit durch ein vollkommen gesetzliches Verfahren in bester Form, wie es jene Zeit nur kannte, feststellen lassen, es war in dieser Hinsicht nichts versehen, an dem von ihm vollzogenen gerichtlichen Ausspruch war nicht zu zweifeln" u. s. w. Eben so heifst es S. 434: „Es war im Beisein und auf Anordnung des Königs Karl im Lager zu Fürstenwalde eine Untersuchung der Person Waldemars und ein Beweis seiner Echtheit geführt worden, den er als oberster Richter für völlig überzeugend erklärt hatte und an dessen Richtigkeit daher nicht zu zweifeln war" u. s. w. S. 437 bezeichnet unser Vf. eben diese Untersuchung „als eine für vollkommen gesetzmäfsig und befriedigend anerkannte und durch die heiligsten Formen legalisirte." In dieser Art kommt Hr. Klöden noch oft im Fortgange seines Werkes auf das rechtliche Verfahren zurück, wodurch Waldemar im Anfange seines Auftretens als echt anerkannt worden sei und findet er hierin einen Hauptstützpunct seiner Ansicht. Wir müssen dagegen behaupten, dafs über die Echtheit des falschen Waldemar vor seiner Belehnung mit der Mark keine förmliche Untersuchung oder Beweisführung stattgefunden hat, sondern dafs König Karl denselben auf Versicherung von offenen Feinden des Markgrafen Ludwig ohne Weiteres für echt annahm und mit der Mark Brandenburg belieh. Der Hergang der Sache war kurzgefafst dieser. Als Waldemar, der echte, 1319 starb, fielen die Nachbarfürsten von allen Seiten über seine Lande her und jeder suchte aus dem reichen Nachlasse des Markgrafen eine beträchtliche Erweiterung seines Herrschaftsbereiches zu gewinnen, namentlich besetzten Meklenburg und Pommern die Priegnitz, Ukermark und Neumark: das Erzbisthum Magdeburg versuchte die Altmark, die Zauche und andere Districte, worüber es seit 1196 die Lehnsherrlichkeit geltend gemacht hatte, als heimgefallen einzuziehen, und zu dem Erzamt mit dem Uebereste betrachteten die Herzoge von Sachsen und die Fürsten von Anhalt — die nächsten Verwandten Waldemars — sich als nächstberechtigte. Alle diese Hoffnungen wurden durch die Einsetzung Ludwigs des Bayern als Markgrafen von Brandenburg zwar äufserlich unterdrückt, doch im Geheimen um so mehr fort genährt, als die Bewohner der Mark sich ungern von einem Bayern beherrscht sahen, Ludwigs Herrschaft in der Mark niemals eine aus ihr selbst gewonnene feste Begründung fand und ihr Fortbestand daher durch den Schutz und Beistand des Kaisers, seines Vaters, wesentlich bedingt zu sein schien. Sobald daher der Kaiser Ludwig die Augen geschlossen hatte und die Hauptstütze des Markgrafen Ludwig hierdurch verloren war, traten die Absichten der Nachbarfürsten auf die Mark wieder entschieden hervor: und sie konnten sich jetzt um so gewisser einen günstigen Erfolg versprechen, als König Karl, der vermuthlich als Reichsoberhaupt anerkannt wurde, Ludwigs und der bayerschen Parthei unversöhnlicher Feind, dagegen wärmster Gönner des Herzogs Rudolph von Sachsen, überhaupt der ascanischen Fürsten und des Erzbischofs von Magdeburg war. Wie König Karl zu Gunsten dieser und besonders Rudolphs mit der Mark Brandenburg und gegen Markgraf Ludwig zu verfahren beabsichtigte, zeigte er gleich anfangs, da er am 16. Octbr. 1347

Digitized by Google

die zur Mark Brandenburg gehörige Lehnsherrlichkeit über Meklenburg-Stargard dem Herzoge Rudolph von Sachsen übertrug und am 5. Novbr. desselben Jahres sogar die Altmark — eine Hauptprovinz der Mark Brandenburg — ohne Weiteres von dieser ablöste und aus Königlicher Gewalt demselben Herzoge zur Vergröfserung seines Churfürstenthumes verlieh (Riedel's Codex II, II, 201. 202), — Alles ohne irgend einen Schein des Rechts oder irgend einen die Gewaltthat mildernden Vorwand. Da indessen mit der Königlichen Verschreibung die verschenkten Besitzungen dem ritterlichen Markgrafen Ludwig noch nicht abgekämpft waren, so rüsteten Herzog Rudolph von Sachsen, Erzbischof Otto von Magdeburg und die Fürsten Albrecht und Woldemar von Anhalt zugleich ihre Streitkräfte und brachen zusammengeschaart im Frühling des Jahres 1348, da Ludwig grade von der Mark entfernt war, in diese ein. Die Eroberung der vielen festen Städte und Burgen der Mark Brandenburg war aber so leicht nicht, wenn man in den Bewohnern dieser keinen Anhang fand, und letzterer war nicht zu erwarten, wenn man für Sachsen, Anhalt und Magdeburg eroberte und mithin eine Zersplitterung der Mark sicher in Aussicht stellte. Sollte die Einnahme der Mark gelingen, so mufste man die Abneigung und den Widerwillen zu diesem Zwecke benutzen können, welcher noch immer gegen die bayersche Herrschaft stattfand; man mufste dem Märker das Bild jener goldenen Zeit, da die Mark von eingebornen Fürsten aus dem ascanischen Stamme beherrscht wurde, lebhaft wieder vor Augen führen und eine ähnliche Ordnung der Dinge, im schroffen Gegensatz zu der unbeliebten Herrschaft fremdhergekommener Fürsten, dem Märker wieder in Aussicht stellen. Geschah dies, so war auf eine willige, schnelle und leichte Unterwerfung der Mark zu rechnen, nach deren vollendeter Bewerkstelligung dann doch die zur Befriedigung der Habsucht jeder der Bundesfürsten nöthige Landestheilung vonstatten gehen konnte. Hier half nun die Erscheinung des falschen Waldemar aus. Dem Heere sandte man die Nachricht voran, dafs es nicht gekommen sei, um das Land seinen Führern zu unterwerfen, sondern um uneigennützig den Markgrafen Waldemar in die Herrschaft seiner Vorfahren wieder einzuführen: denn dieser Markgraf Waldemar sei 1319 — da man ihn in Gegenwart von viel Edlen und Rittern im Kloster Chorin feierlich begrub — nicht gestorben gewesen, habe vielmehr die Leiche eines Andern für sich begraben lassen, sei zum heiligen Grabe gepilgert und jetzt nach 28 Jahren zurückgekehrt, von dem Erzbischofe von Magdeburg zuerst erkannt und nun entschlossen, die Mark dem Mifsgeschicke, was sie unter bayerischer Herrschaft erdulde, wieder zu entziehen. Freilich kam diese Wiedererscheinung Waldemars den verbündeten Fürsten in wunderbarer Weise gelegen, um die Mark, auf die sie es offenkundig lange schon abgesehen hatten, leichter in ihre Botmäfsigkeit zu bringen, und klang die Erzählung seltsam und märchenhaft und ganz ähnlich der, mit welcher Thile Kolup, der vorgebliche Kaiser Friedrich II., 25 Jahre nach dem Tode des wahren Kaisers die Leichtgläubigkeit zu seiner zehnjährigen (1275—1285) Anerkennung verführt hatte. Indessen wo man der Nachricht nicht freiwillig Glauben schenkte, half die gegen schutzentblöfste Burgen und Städte angewandte, vereinte Kriegsmacht dreier Reichsfürsten wirksam nach: auch wurden die Herzöge von Meklenburg und von Pommern dem Markgrafen Waldemar zum Beistande verbunden. Die demselben unterworfenen Unterthanen wurden durch unmäfsige Begünstigungen, die man ihnen auf Kosten der Landesherrschaft einräumte, an das Interesse seiner Parthei gefesselt. Alles dies geschah dabei ohne Zweifel ganz im Einverständnisse mit dem Könige Karl. Nach einer vom Hrn. Klöden unbeachteten Erklärung des Königs, erhielt derselbe namentlich eine vom 29. Aug. datirte Meldung von diesen Fürsten, nämlich von Waldemar selbst, vom Erzbischofe von Magdeburg und von den Fürsten von Anhalt, über die Fortschritte, welche sie in der Mark gemacht hätten, worin es nach Karl's eigener davon der Stadt Prag gemachter Mittheilung geheifsen haben soll: 25 Städte habe Waldemar bereits erlangt, er schreite aber mächtig weiter und es sei nicht zu bezweifeln, dafs in kurzer Zeit noch andere Städte und Edle unter seine Botmäfsigkeit zurückkehren und er über die ganze Mark herrschen werde. Auf diese Nachricht, bemerkt der König weiter, habe auch er sogleich ein Aufgebot in Böhmen erlassen, um sich mit seinem siegreichen Heere persönlich in die Mark zu begeben, und habe er zugleich seinen Anhang im Elsafs und in Schwaben, so wie Oesterreich veranlafst, den Ludwig, des angeblichen Kaisers Sohn und dessen Anhang kräftig anzugreifen.

Digitized by Google

In diesem Schreiben des Königs wird Waldemar auch bereits entschieden als Markgraf anerkannt, wenigstens als Illustris Marchio Brandenburgensis und Princeps noster bezeichnet, Ludwig aber ohne dies Prädicat, bloſs als Ludewicus natus Ludewici de Bauaria, qui Imperatorem se gessit, aufgeführt. Dabei wird als Zweck des Krieges wider diesen nicht die Wiedereinsetzung Waldemars, sondern offen genug nur angegeben, Ludwigs Hochmuth zu beugen und seine Macht so zu schwächen, daſs er dem Könige für die Zukunft unschädlich sei (Cod. II, II, 216). Alles Obige ging nun aber, wie der geehrte Hr. Vf. uns zugestehen wird, der über die Echtheit Waldemars angestellten vom Hrn. Vf. angenommenen feierlichen Untersuchung lange voraus, folglich stand der Beschluſs des Königs über die Anerkennung Waldemars bereits fest, und wurde dieselbe in Worten wie in Thaten ausgedrückt, ehe noch von der gedachten Untersuchung über die Echtheit Waldemars die Rede war. Der König, der den andern Kronprätendenten gegenüber Alles aufzubieten gezwungen war, um die Krone seinem Haupte zu bewahren, und den Markgrafen Ludwig, den Inhaber der Reichsinsignien und gefährlichsten Widersacher seines Königthumes, zu demüthigen, nahm Waldemar ohne Weiteres für den rechten Markgrafen von Brandenburg an, nicht, weil er ihn für echt hielt, sondern weil er es seinem Interesse für entsprechend hielt, und der offene Kriegszustand, worin er den Bayern gegenüber stand, diesen Schritt rechtfertigte oder wenigstens entschuldigte. Der Prätendent war eine treffliche Waffe, um den Feind damit aus dem Felde zu schlagen und die Anerkennung der Königswürde dadurch zu erzwingen. War dies erreicht, dann konnte die Frage, ob die Angaben, worauf Waldemar sich stützte, gegründet seien oder ungegründet, immer noch einer förmlichen Untersuchung und rechtlichen Entscheidung unterworfen werden. — Im Sinne dieser Ansichten ergriff König Karl seine Maaſsregeln. Mit einem Heere, welches Ludwig's Herrschaft in der Mark völlig vernichten sollte, stieſs er am letzten Tage des September zwischen Müncheberg, Fürstenwalde und Frankfurth mit den Heereszügen der zu demselben Zwecke verbündeten Fürsten, namentlich des Churfürsten Rudolph von Sachsen, des Herzogs Johann von Meklenburg, des Fürsten Albrecht von Anhalt und des Grafen Albrecht zu Mühlingen, Herren zu Barby zusammen. Es wurde nun sogleich auch über die Theilung des Gewinnes unterhandelt, welcher den Theilnehmern durch die theils schon bewerkstelligte, theils noch beabsichtigte Eroberung zufallen sollte. Karl selbst forderte einen nicht unbedeutenden Theil der Beute, nämlich das ganze Markgrafenthum Niederlausitz für sich und dieser Forderung stellten Sachsen und Anhalt den Anspruch an die Seite gemeinschaftlich mit dem Rechte der Succession in die Chur und Mark Brandenburg, so wie in die Mark Landsberg beliehen zu werden. Diesen Forderungen wurde von beiden Seiten nachgegeben. Damit aber die Abtretung und Vermachung der Lausitz an Böhmen und die Belehnung der Herzoge von Sachsen und der Fürsten von Anhalt mit der Nachfolge in die Marken Brandenburg und Landsberg nach Waldemars Abgang förmlich verbrieft und vollzogen werden könnten, muſste vor Allem erst Waldemar selbst vom Könige mit diesen Marken wieder beliehen und diesem dadurch eine, wenn auch nur scheinbare Dispositionsbefugniſs beigelegt werden. Allerdings mag dieser Act, der die Würde des Reichsoberhauptes in Gefahr setzte, dem vorsichtigen Könige bedenklich erschienen sein; allein Ludwig war nicht anders zu vernichten, die Lausitz nicht anders zu gewinnen, und Karl hätte ohne Zweifel seinen ganzen Anhang, dessen Hauptstärke eben hier versammelt war, von sich abwendig gemacht, hätte er Anstand genommen, das so weit mit seinem Darumwissen glücklich geführte Unternehmen der Einsetzung des falschen Waldemar jetzt öffentlich durch seine Zustimmung zu billigen. Am 2. October wurde daher im Feldlager bei Müncheberg Waldemar, der Prätendent, und nach dessen erblosem Abgange Rudolph d. J. und Otto, Söhne des Churfürsten Rudolph von Sachsen, so wie Albrecht und Waldemar, Fürsten von Anhalt, mit der Chur und den Marken Brandenburg und Landsberg beliehen und die Landstände der Mark an sie, als ihre rechte Erbherren verwiesen: dagegen die Lausitz von Waldemar unter Garantie Sachsens, Meklenburgs und Anderer an den König Karl und die Krone Böhmen für die Gnade abgetreten, daſs der König ihm Hülfe leiste „zu gewinnen vnd zu erkrigen vnser land vnd Erbe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Ueber die Echtheit Waldemar's enthalten alle die desfallsigen Urkunden kein Wort; nur der dem Waldemar ertheilte Lehnbrief beginnt mit den folgenden Worten: „Da (wann) wir dem hochgebornen Rudolph Herzog zu Sachsen, dem Erzmarschall des heil. röm. Reichs, seinem Sohne Rudolph d. J., unsern lieben Oheimen und Fürsten, Johansen Herzog zu Meklenburg, Albrecht Grafen zu Anhalt und Fürsten zu Ascanien, und den Edlen Grafen Albrecht zu Mühlingen, Herren zu Barby, Werner Rittern von Anford, Albrecht von Warburch und dem Propste Friedrich zu Berlin, unsern lieben Getreuen, empfohlen haben Versuchung und Erkennung (versucheringe vnd erkentnuzse) des hochgebornen Waldemar Markgrafen von Brandenburg, des heil. röm. R. Erzkämmerer, unsers lieben Schwagers und Fürsten, deren etliche ihn wohl gekannt haben, ehe er vom Lande schied, dafs sie erforschen sollten, ob er es wäre und uns davon berichten sollten; welche denn von Fürsten, Herren, Rittern und Knechten und andern gemeinen Leuten, die den vorgenannten Markgrafen Waldemar vormals auch gekannt, gewifslich erfahren haben, dafs er es sei und uns davon berichtet und gänzlich unterwiesen haben; daher haben wir seine Gerechtigkeit angesehen u. s. w. und ihm verliehen die Mark zu Brandenburg" u. s. w. An der Fassung dieser merkwürdigen Eingangsformel zu Waldemars Lehnbrief — der einzigen urkundlichen Erklärung über die Prüfung der Echtheit dieses Prätendenten — bemerkt man unwillkürlich die höchst verdächtige Vorsicht, womit die Personen verdeckt sind, welche Waldemars Echtheit versichern. Der Erzbischof von Magdeburg, den die Geschichtsschreiber als eigentlichen Urheber des ganzen Auftrittes betrachten, ist hier gar nicht erwähnt: die geistliche Würde durfte nicht compromittirt werden. Die übrigen Führer des Heeres, welches die Mark zur Anerkennung Waldemars nöthigt, mufsten nun freilich vortreten: ihnen, die nicht anders können, als Waldemars Echtheit bestätigen, überträgt Karl die Prüfung der Echtheit, und sie vermögen diese Prüfung aus eigener Wissenschaft anzustellen, da sie zum Theil den alten Waldemar gekannt haben. Aber die Herren hüten sich aus eigener Wissenschaft auszusagen, *es sei der echte Markgraf Waldemar*, geschweige denn diese Aussage auf ihren Eid zu nehmen. Von eidlicher Bestätigung, womit man damals bekanntlich höchst leichtfertig bei der Hand war, ist im vorliegenden Falle gar nicht die Rede: keiner wollte einen Meineid schwören. Anstatt einer bestimmten, aus eigener Ueberzeugung gegebenen Versicherung, begnügen die Herren sich vielmehr — zu ihrer Ehre — mit der Antwort, sie hätten von *andern* Fürsten, Herren, Rittern u. s. w., die den alten Markgrafen Waldemar gleichfalls gekannt hätten, — hier aber wohlweislich ungenannt bleiben, — für gewifs erfahren, dafs die fragliche Person Markgraf Waldemar sei. Dies durch nichts beglaubigte und belegte aus dem zweiten Munde an ihn gelangende blofse *Hörensagen* nahm nun König Karl für überzeugend und als genügendes Fundament an, um auf Grund desselben den Waldemar mit der Mark zu beleihen. Denn die Umstände zwangen den Prätendenten für jetzt als echt darzustellen. Die angeführte Erklärung Karls in Waldemars Lehnbriefe über das gedachte Hörensagen ist es nun aber, welche unser Geschichtsschreiber eine durch die heiligsten Formen legalisirte rechtliche Untersuchung und Entscheidung nennt und in der er behauptet, dafs ein Beweis der Echtheit Waldemars geführt sei, an dessen Richtigkeit man nicht zweifeln dürfe (B. I, S. 368. 437): nur das gestattet Hr. Klöden sich an einem andern Orte selbst zu bemerken, dafs die Commissarien nicht unpartheiische

Digitized by Google

Männer waren (S. 230). Wie nun aber der Leser über die Glaubwürdigkeit jener Aussagen auch richten möge, so viel steht fest, dafs erstens nicht an ordentlicher Gerichtsstätte, sondern im Feldlager über Waldemar's Person entschieden wurde; dafs zweitens die Personen, welchen Karl den Auftrag der Prüfung Waldemar's gab, Waldemar's Beschützer und Verbündete waren, so wie seine Erben nach seinem Abgange; dafs sie drittens die Echtheit Waldemar's nicht aus eigner Kenntnifs versicherten, noch weniger eidlich erhärteten, sondern Andere vorschoben und diese nicht nannten; dafs sie ferner viertens ihre Aussage nicht in der Form eines Rechtsspruches, sondern als Berichterstattung an den König fafsten; dafs fünftens auch König Karl sich wohl hütete, das Resultat dieser partheiischen Untersuchung in der Form einer königlichen Bestätigung zu erhärten, sondern dafs er es nur historisch in dem Lehnbriefe Waldemar's anführt, um sich wegen der diesem ertheilten Belehnung gewissermafsen zu entschuldigen; und dafs endlich sechstens in allen diesen Verhandlungen Ludwig's und seiner Ansprüche auf die Mark gar nicht gedacht, mithin Ludwig der letzteren auch nicht verlustig erklärt wurde, also die dem Woldemar und den Askanischen Fürsten ertheilten Belehnungen nur verstanden werden konnten, unbeschadet der Rechte Ludwig's. — Es ist hierbei übrigens erbaulich, wie in dem ganzen Schauspiele jede der handelnden Personen in der Furcht vor dereinstiger Prostitution, immer eine andere vorschob: König Karl beruft sich auf die oben genannten Fürsten, denen er folge, indem er Waldemar beleihe: die Fürsten aber beziehen sich auf die Aussage ungenannter anderer Leute: Waldemar selbst, der am meisten befähigt sein mufste, seine Echtheit zu beweisen, spielt gar nicht mit! —

Herr etc. Klöden behauptet S. 228, es hätten der Erzbischof Otto von Magdeburg, die Herzoge von Sachsen, Herzog Johann von Meklenburg, Herzog Barnim von Stettin, so wie die Fürsten von Anhalt, *eidlich* versichert, Waldemar sei der echte für todt ausgegebene Waldemar. Aber wann und gegen wen sollte dies geschehen sein? In König Karl's Gegenwart und zu dessen Ueberzeugung ist es zuverlässig nicht geschehen: denn sonst wäre es in jenem Waldemarschen Lehnbriefe zu mehrerer Entschuldigung des Königs sicherlich angeführt. Ref. ist überzeugt, dafs keinen der für Waldemar mitwirkenden Fürsten der Vorwurf trifft, seine Echtheit beschworen zu haben. Dieselben Personen, welche bei der wichtigen Gelegenheit, da sie vom Konige Karl in dessen Feldlager zur Aussage aufgefordert wurden, nicht den Muth oder nicht die Gewissenlosigkeit hatten, aus eigener Kenntnifs zu versichern: *er ist es*, sondern ängstlich ihre eigene Wissenschaft verbargen und hinter Andere sich versteckten, werden nicht bei andern minder wichtigen Gelegenheiten ihr Gewissen und ihren ehrlichen Namen durch einen Eid beschwert und befleckt haben. Herzog Johann von Meklenburg und Herzog Barnim von Stettin hatten vollends am wenigsten Veranlassung dazu: denn von diesen war wenigstens der letztere überhaupt kein warmer Vertheidiger der Unternehmung. Es dauerte lange, ehe er sich derselben anschlofs, und er kehrte frühzeitig wieder zum Beistande des rechtmäfsigen Markgrafen Ludwig zurück. Ueberhaupt aber ist aus Urkunden, — den einzigen zuverlässigen Geschichtsquellen für jene Zeit — keine Spur davon zu entnehmen, dafs irgend jemand, Geistlicher oder Weltlicher, Fürst oder Unterthan, für die Echtheit Waldemar's jemals einen Eid geschworen habe. Die entgegengesetzte Behauptung stützt sich nur auf Berichterstattungen ungenauer älterer Geschichtschreiber, denen bei den angeführten Umständen kein Glauben beigemessen werden darf.

Nach S. 249 unsers Geschichtswerkes sollen auch Markgraf Waldemar und König Karl hinterher, damit die Städte der Mark die sichere Ueberzeugung von der Echtheit Waldemar's gewönnen und Ludwig's Ansprüche durch ein rechtliches Verfahren aufgehoben würden, eine Einladung an alle Städte, die sich ihm noch nicht unterworfen hatten, zum 29. November nach Wittenberg erlassen haben. Dahin soll ein Fürstengericht vom Könige berufen und dazu auch Ludwig eingeladen sein, um sein Recht hier zu vertreten und zu vertheidigen (S. 251). Indessen es ist die Thatsache unerwiesen, dafs Markgraf Waldemar überhaupt zu jenem Tage zu Wittenberg berufen habe: es ist ferner unerwiesen, dafs Markgraf Ludwig hierzu eingeladen sei: und eben so ist es eine blofse Vermuthung, für die Ref. keine Bestätigung findet, dafs alle dem Woldemar nicht anhangenden Städte dahin citirt seien, dafs ein Fürstengericht berufen und Waldemars und Ludwigs gegenseitige Ansprüche durch dasselbe ausgeglichen und festgestellt werden sollten. Die Quel-

Digitized by Google

len verrathen von diesem Allen nichts, als dafs einige Städte, namentlich Guben, und einige Edle der Lausitz um die gedachte Zeit nach Wittenberg citirt waren mit der Aufgabe, den Markgrafen Ludwig mitzubringen, und wenn dieser nicht mitkommen wollte, allein zu erscheinen, um über gewisse Ansprüche Waldemars im Königlichen Hofe Recht zu empfangen. Der Gegenstand, welcher zu Wittenberg verhandelt werden sollte, war vermuthlich wenigstens hauptsächlich die dem Könige und der Krone Böhmen nach dem Befehle Waldemars zu leistende Huldigung, wozu die Stände der Niederlausitz nicht geneigt sein mochten, bevor sie des dem Markgrafen Ludwig geleisteten Eides rechtlich entledigt worden waren. Gesetzt aber auch den Fall, dafs König Karl zu Wittenberg eine allgemeine Maafsregel in der oben angedeuteten Art beabsichtigt hätte, so konnte doch durch dieselbe nimmermehr die Ueberzeugung von Waldemar's Echtheit, und seine Auseinandersetzung mit Ludwig erreicht werden: denn wie konnten Ludwig und die baiersche Parthei zu derselben Zeit, da sie Günther von Schwarzburg zum Könige wählten, weil sie Karl bekanntlich nicht als Röm. König anerkannten, vor diesem in einem von ihm als Römischen Könige gehaltenen Hofgerichte erscheinen und ihn dadurch anerkennen? Karl hätte also vorher gewust, dafs Ludwig und kein Fürst seiner Parthei auf diesem Tage erscheinen werde, welchen der König nach einem mitten im Lande ihrer offenen Feinde gelegenen Orte ausschrieb, mithin wäre die ganze Maafsregel blofs zum Scheine getroffen.

Fafst man die vorstehenden Erwiederungen auf die Deduction des in Rede stehenden Geschichtswerkes zusammen, so ist also Waldemar's Echtheit durch kein rechtliches Verfahren untersucht, auch nicht durch eidliche Zeugenaussage bewiesen, sondern nur von Ludwig's offenbaren Feinden auf Grund von Aussagen ungenannter Dritter gegen den König Karl behauptet, und von diesem im Nothstande des Krieges ohne Weiteres angenommen. Dadurch fällt das wichtige Argument, was man in der feierlichen Anerkennung und Belehnung des Prätendenten für die Echtheit seiner Person sieht, ganz dahin.

Mit grofsem Interesse folgen wir dem verehrten Geschichtsforscher nun zu dem zweiten Hauptstützpuncte dieser Ansicht, um zu erfahren, ob dieser haltbarer sei: es ist die versuchte Nachweisung, dafs nicht nur die Fürsten von Anhalt und Sachsen und der Erzbischof von Magdeburg, sondern auch die dem Markgrafen Waldemar unterworfenen Städte und Unterthanen der Mark, von der Echtheit desselben vollkommen überzeugt gewesen seien (Thl. I., S. 265, 292).

Das Erstere soll eine Urkunde vom 4. December 1348 erweisen. Otto Erzbischof von Magdeburg bekennt darin öffentlich, mit den jungen Herzogen von Sachsen, Rudolph und Otto, so wie mit den Grafen Albrecht und Woldemar von Anhalt zu Wittenberg folgenden Vertrag geschlossen zu haben: der Erzbischof solle dazu mitwirken, dafs Markgraf Waldemar die Mark sich unterwerfe, und dafs nach Waldemar's Abgange jenen Fürsten zu Theil werde in derselben Mark Alles, was Reichslehn und nicht erzstiftisches Lehn und des Gotteshauses Eigenthum sei; dagegen sollen die Fürsten dem Erzbischofe Beistand leisten, dafs ihm und seinem Gotteshause zu Theil werde, was von ihm, dem Erzbischofe, und seinem Gotteshause zu Lehn gebe und des letztern Eigenthum sei: geschähe es, dafs dem Markgrafen Erben zu Theil würden, so soll der Erzbischof den Fürsten beistehn, dafs sie zu ihren Kosten und Schaden kommen. — Das Einzige, was man in dieser Urkunde bei oberflächlicher Betrachtung für ein Zeichen halten könnte, dafs die Contrahenten an die Echtheit Waldemar's glaubten, möchte die Annahme des Falles sein, dafs er Erben erhalte. Indessen das Gewicht dieser Bemerkung fällt sogleich hinweg, wenn man in Betracht zieht, dafs wo von einer Succession in die Besitzungen eines noch Lebenden für den Fall erblosen Abganges die Rede ist, nach einer in den mittelalterigen Urkunden durchweg nachzuweisenden zarten Sitte, immer auf den Fall Rücksicht genommen wurde, mochte noch so wenig Aussicht dazu vorhanden sein, dafs der Besitzer noch Leibeserben gewinnen könnte. Hätte man sich daher gegen Waldemar erlaubt, diese Rücksicht hier ganz aufser Acht zu lassen, so wäre in der That dadurch verrathen worden, dafs man ihn für einen Betrüger ansah. Es ist ohnehin schon sehr auffallend, mit welchem geringen Grade von Ehrerbietung und Achtung von ihm in dieser Urkunde gesprochen wird, indem es z. B. von seinem Tode, höchst ungewöhnlich, ohne Weiteres heifst „wenn der Markgraf abgeht": selbst nicht einmal der der Annahme des Todesfalles eines geliebten Lebenden sonst stets folgende Zusatz „was Gott

Digitized by Google

lange noch abwende", findet hier Platz. Hr. Klöden legt nun auf jenen Zusatz im Betreff der Kinder, die Waldemar erhalten könnte, deshalb einen ungemeinen Werth, weil diese Urkunde „still und im Geheimen" (S. 267) „im innersten Schoofse des Askanischen Familienkreises, wo man nichts von dem, was jedes Glied desselben kannte, zu verhehlen brauchte" (S. 265) ausgestellt sei, „die Welt nichts von diesem Vertrage erfahren habe" (S. 267). Aber woher weifs denn der Hr. Verf. dies? Nennt Erzbischof Otto nicht selbst sein Bekenntnifs über den geschlossenen Staatsvertrag eine „*öffentliche*" Erklärung, und waren nicht zu Wittenberg damals der König selbst und zahlreiche Fürsten, Edle, Ritter, Stadtdeputirte etc. versammelt? Jene Annahme ist daher nicht zu begründen. — Aufserdem aber ist die in Rede stehende Urkunde von dem verehrten Vf. unsers Geschichtswerks mifsverstanden und nur auf dies Mifsverständnifs die fernere Beweiskraft derselben für die Echtheit Waldemar's gestützt. Der Hr. Verf. kommt nämlich bei der Art und Weise, wie er die Urkunde auslegt, S. 266 zu der Ansicht, der Erzbischof habe kraft dieser Urkunde „zu Gunsten Waldemar's und bis zu seinem unbeerbten Ableben auf die Anerkennung der Lehnsabhängigkeit, ja, wie es scheine, sogar auf sein Eigen verzichtet", denn Magdeburg sei nach dem 1336 mit dem Markgrafen Ludwig geschlossenen Uebereinkommen *im Besitz* dessen gewesen, was es durch den jetzigen Vertrag nur als ihm erst nach Waldemar's Tode zufallend in Anspruch genommen habe. „Wie", fragt der Hr. Verf. dann, „ist dies zu erklären?" und die Antwort ist: „Einzig und allein aus der festen Ueberzeugung, man habe mit dem rechten und wahrhaften Waldemar zu thun" etc. — Wäre es gegründet, was in unserm Geschichtswerke behauptet wird, der Erzbischof Otto von Magdeburg habe auf Vortheile, die er früher besessen, also namentlich 1336 im Vertrage mit dem Markgrafen Ludwig bereits erworben hatte, zu Gunsten dieses Waldemar's verzichtet, so würden wir dem geehrten Verf. darin unbedingt beipflichten, dafs Erzbischof Otto dieses nimmermehr für einen Betrüger gethan haben würde. Nun aber hat der Erzbischof im vorliegenden Vertrage sich vielmehr grofse Vortheile, die er nie vorher besafs, ausbedungen, und mufs daher die aus der Annahme des Gegentheils gezogene Folgerung cessiren. Es verhielt sich der ganze Hergang der Sache in folgender Art. Die Markgrafen Otto II. und Albrecht II. hatten 1196 das Eigenthum bedeutender Besitzungen dem Erzstifte abgetreten, und dieselben zu Lehn zurückempfangen. Diese Lehne betrachtete das Erzstift 1319 beim Tode Waldemar's als erledigt: auch nahm es einige dazu gehörige Orte, als Wollmirstedt, Rogätz etc. ein: den Haupttheil jener Besitzungen nahm jedoch der neue Markgraf Ludwig in Besitz, ohne der Lehnsherrlichkeit Magdeburgs zu achten. Lange hierüber geführte Streitigkeiten beendigte endlich der Vertrag vom Jahre 1336, wornach Ludwig eine bedeutende Geldsumme zahlte und seine Ansprüche auf den Lehnsbesitz von Wollmirstedt, Rogätz etc. aufgab, der Erzbischof dagegen Alles, was die Anhaltischen Markgrafen von ihm und seinem Gotteshause zu Lehn getragen hätten, mit Ausnahme der angegebenen Orte, dem Markgrafen Ludwig und dessen Lehnserben, so wie ev. den sämmtlichen Brüdern des Markgrafen und ihren Lehnserben, zu Lehn verschrieb. An diesen Vertrag hielt Erzbischof Otto sich nun nach Waldemar's Wiedererscheinung nicht mehr gebunden. Er betrachtete Waldemar als Lehnsbesitzer des dem Markgrafen Ludwig als Lehn zugesicherten Eigenthums seines Gotteshauses. Sein Vortheil aber, den er sich in dem Vertrage mit Sachsen und Anhalt vom 4. Decbr. 1348 für den Beistand in der Mark zusichern liefs, bestand darin, dafs er Aussicht gewann, nach wenigen Jahren, — nämlich schon nach Waldemar's Abgange, — die bedeutenden Besitzungen, die Eigenthum der Kirche zu Magdeburg und Lehnsbesitz des Markgrafen waren, als erledigt einzuziehen, welche ihm sonst, falls es bei dem Vertrage von 1336 blieb, erst zufallen konnten, wenn Ludwig's und seiner Brüder lehnsfähige Descendenz erloschen war.

Nicht besser wird die behauptete Ueberzeugung an einem anderen Orte des Werkes (S. 301) aus einem Vertrage erwiesen, den Sachsen und Anhalt am 19ten April 1349 über ihre Auseinandersetzung in den Fällen eingingen, dafs die Anhalter sich in dem Besitze der Mark erhalten, oder dafs sie ihre Ansprüche auf die Mark gegen Geld und dergleichen Vortheile aufgeben möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Cambridge University Library

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Die Annahme des letzteren Falles ist in der Vertragsurkunde mit diesen Worten ausgedrückt: Were ouch daz vnse vorghenante bulen (die von Anhalt) oder ore erben von der vorghenanten Marke zu Brandenborch abeghetedinght worden mit minne mit ghelde oder mit ghewalt oder welcherleye wis daz geschege, daz sollen sie thuen mit vnsen (der Herzoge von Sachsen) willen vnd rate: vnd waz en (den Anhaltischen Fürsten) davon wirt, daz sollen wir vnd wollen gliche mit eyn ander haben vnd teylen (Cod. II., u., 247). Hierzu ist nun vom Hrn. Klöden (S. 301) die Bemerkung gemacht: „Auch hier ist die Möglichkeit vorausgesetzt, dafs die Anhaltiner *nach Waldemar's Tode* auf irgend eine Weise von dem Besitze der Mark abgedrängt werden könnten — dafs aber *Waldemar selber* die Mark verlieren könnte, dieser Gedanke liegt den Askaniern so fern, dafs er nicht einmal in ihre Seele kommt. Ist das zu erklären, wenn sie wufsten, er war falsch? Geben sie nicht vielmehr stillschweigend von der festen Ueberzeugung aus, sein Recht zur Mark sei so fest begründet, dafs es nimmermehr angetastet werden könne." — Man könnte diese Bemerkung eher als richtig gelten lassen, wären wirklich, wie unser Geschichtsforscher lehrt, die verabredeten Vergleiche zwischen Anhalt und Sachsen nur in ausdrücklicher Beziehung auf den Tod Waldemar's geschlossen. Von dieser Eventualität findet sich aber in den Urkunden keine Spur. Waldemar's und seines Rechtes an die Mark wird in dem ganzen Vertragsinstrumente mit keinem Worte gedacht. Man betrachtete ihn, wie oft in den Urkunden der Askanischen Fürsten dieser Zeit, schon als gar nicht mehr vorhanden. Die Anhaltischen Fürsten regierten bereits statt seiner in der Mark, und disponirten schon über die dem Namen nach dem Waldemar, in der That aber ihnen selbst unterworfenen Länder und Städte, ohne einmal des guten Scheines wegen seiner noch zu gedenken. Daher ist in dem Vertrage auch nicht die Rede von einer Succession der Anhaltischen Fürsten nach Waldemar's Abgange, sondern es heifst: Were ouch daz dy vorghenanten vnse bulen Albrecht vnd Woldemar fursten von Anhalt vnd ir erben *bleben* by der Mark zu Brandenborch. Es ist also hier schriftlich anerkannt, was factisch allerdings der Fall war, dafs die Anhaltischen Fürsten die Mark bereits besafsen, und es fragte sich daher nur, ob sie in diesem Besitz „*bleiben*" würden. Gesetzt aber auch, es hätten die Askanischen Fürsten im April 1349, da der Glaube an Waldemar's Echtheit schon sehr geschwächt war, noch für nöthig gehalten, in Verträgen, die sie mit einander schlossen, ihn zum Scheine als vorhanden zu betrachten: so gab es im vorliegenden Vertrage doch in der That auch keine Veranlassung Waldemar's zu gedenken. Denn wurde dieser entlarvt und verurtheilt oder wurde er mit Gewalt durch den Markgrafen Ludwig hinausgejagt: so gab es weder Fürstenthümer noch Geldsummen, worüber man Theilungsverträge zu schliefsen nöthig hatte. — Uebrigens zählen wir gerade die vorliegende Urkunde im Gegensatz zu dem Zeugnifs, was sie für Waldemar's Echtheit ablegen soll, zu denjenigen mehreren von Anhalt und Sachsen ausgegangenen Documenten dieser Zeit, welche Waldemar's Echtheit dadurch auf das Höchste verdächtigen, dafs sie ihn ganz in den Hintergrund treten lassen, und deutlich verrathen, wie es ihnen gleich galt, was aus diesem werde, und lediglich darauf ankam, ob sie selbst bei den in Waldemar's Namen unterjochten Landen bleiben würden oder was für Vortheile sie daraus gewinnen möchten.

Halten wir dem Obigen zufolge die Zeugnisse, welche zum Nachweis der behaupteten Ueberzeugung der

Digitized by Google

Askanischen Fürsten und des Erzbischofs von Magdeburg von Waldemar's Echtheit für ungenügend, zumal indem wir uns erinnern, dafs diese Fürsten, da sie vom Könige Karl darüber befragt wurden, die Echtheit Waldemar's nicht einmal aus *eigener Kenntnifs* behaupteten, geschweige denn auf ihren Eid nahmen; so können wir auch die Ansicht unseres Geschichtsschreibers, dafs die Städte der Mark, welche Waldemar als Herrn anerkannten, von seiner Echtheit vollständig überzeugt gewesen seien, keinesweges theilen. Es treten der letztern Annahme viel berücksichtigungswerthe Umstände gegenüber. Dazu gehört erstens gleich im Anfange die Thatsache, dafs die Heereskräfte der Herzoge von Sachsen, Pommern und Meklenburg, des Erzbisthums Magdeburg und des Fürstenthumes Anhalt, ein böhmisches und ein Reichsheer aufgeboten werden mufsten, um die bei Ludwig's Abwesenheit von landesherrlichem Schutze fast ganz entblöfste Mark dem Markgrafen Waldemar zu unterwerfen, und dafs dies den also verbundenen bedeutenden Streitkräften dennoch nur langsam und nur zum Theil gelang. Wie ist dies begreiflich bei dem unversöhnlichen Widerwillen der Märker gegen die bayersche Herrschaft, bei ihrer Abneigung gegen ihren auch von der Kirche ausgestofsenen Markgrafen Ludwig, und bei der Sehnsucht, womit man in der Mark an die Zeiten Waldemar's, wie an ein goldenes Zeitalter, zurückdachte? Ref. bekennt dies nur mit der Annahme in Einklang bringen zu können, dafs man den Prätendenten von vorn herein für eine Erfindung hielt, die Ludwig's Feinde ersonnen und aufgestellt hätten, um sie zu betrügen, die Bayern zu demüthigen, und die Askanischen Fürsten nebst dem Erzbischofe von Magdeburg zur Herrschaft in der Mark zu erheben. — Eine solche Thatsache bilden zweitens die Verhandlungen und Verträge, welche die dem angeblichen Markgrafen Waldemar unterworfenen Städte gleich wieder mit dem Markgrafen Ludwig eingingen, nachdem dieser sich mit dem König Karl ausgesöhnt hatte. Die Askanischen Fürsten hielten die Mittelmark noch gröfstentheils besetzt, der König Karl hatte sich noch keineswegs über Ludwig's Wiederanerkennung als Markgrafen von Brandenburg ausgesprochen, auf Waldemars Unechtheit hatte noch kein Gericht erkannt, — kurz, es hatte sich gegen das vorige Jahr, da sie dem Markgrafen Waldemar unterworfen wurden, nichts geändert, als dafs Ludwig mit Karl ausgesöhnt war: das Gerücht von dieser Aussöhnung, welches die Markgrafen Ludwig d. A. und Ludwig der Römer selbst wohl in der Mark verbreiten liefsen, reichte aber schon hin, um alle oder wenigstens zahlreiche Städte der Mittelmark am 14. Juli 1349 zu der Erklärung zu vermögen, sie wollten mit dem Markgrafen Ludwig gemeinschaftlich eine Deputation an Karl schicken, und bekenne dieser, mit dem Markgrafen Ludwig also ausgesöhnt und berichtigt zu sein, dafs ihm und seinen Erben die Mark Brandenburg bleiben solle, so würden sie sich ohne alle Widerrede wieder zu ihm und seinen Erben halten (Cod. II., II., 258). Die Städte waren daher gewilligt unter ihre bayerischen Herren zurückzukehren, ehe sie einmal durften. Vereinbart sich diese Willfährigkeit gegen die doch keinesweges beliebten, gebannten und vertriebenen Bayern mit der Annahme, diese Städte seien überzeugt gewesen von der Echtheit Waldemar's? — Doch wir vergessen, dafs unseres Amtes hier nicht ist, Gründe für die Unechtheit Waldemar's zusammenzustellen, sondern dafs wir nur die Gründe, welche die entgegengesetzte Ansicht aufgestellt hat, nach ihrer Haltbarkeit zu prüfen haben.

Den Beweis für die Meinung, dafs die Städte der Mark von Waldemar's Echtheit überzeugt gewesen, sucht unser geehrte Hr. Verf. namentlich in einer Erklärung von 36 Städten, welche diese am 6. April, also etwa ¼ Jahr vor der obigen, ausstellten. In dieser Urkunde geloben dieselben, mit Vollbort ihres lieben Herren, des Markgrafen Waldemar, den Fürsten von Anhalt, sie wollten bei Waldemar's Leben und auch nach seinem Tode keinen anderen Herrn annehmen, er möge denn beweisen, dafs er besseres Recht zur Mark habe, als die Herren von Anhalt. Geschähe es aber, dafs ein anderer Herr besseres Recht möchte erweisen zu der Mark, dann würden sie (die Städte) dafür sorgen, dafs den Fürsten von Anhalt ihre erweislich gehabten Kosten erstattet würden (Cod. II., II., 244). So weit die Urkunde. Hierzu bemerkt nun unser Geschichtswerk Thl. I. 292, es sei beachtenswerth, dafs die Städte, obgleich die Askanischen Fürsten feierlich als künftige Nachfolger Waldemar's belehnt worden wären, dessenungeachtet auch für möglich gehalten hätten, dafs jemand besseres Recht zur Mark nachweisen könne, als *diese;* dafs aber, trotz dieses

Digitized by Google

Zweifels, keine Stadt auch nur entfernt daran denke, dafs irgend jemand besseres Recht zur Mark haben könne, als Waldemar; dies zeige gewifs mit grofser Entschiedenheit, dafs sie von seiner Echtheit auf's Vollständigste überzeugt waren: denn sonst hätten sie dies hier eben so gut ausgesprochen, als jenes. Ref. will dieser Deduction nur so viel entgegenstellen. Es handelte sich auf der Versammlung der Städte zu Spandau, deren Resultat jene Erklärung war, ganz und gar nicht mehr um Waldemar's Anerkennung. Die Städte, welche hier versammelt worden, waren dem Waldemar factisch unterworfen und wurden durch magdeburgische, sächsische, anhaltische und andere fremde Truppen in dieser Unterwerfung festgehalten. Die Forderung, welche zu Spandau an die Städte gestellt wurde, betraf blofs die Succession Anhalts nach Waldemars Tode: und in dieser Beziehung legt es in der That von der Freimüthigkeit der so hart bedrängten Städte und von der Festigkeit, womit sie am Rechte festhielten, ein glänzendes Zeugnifs ab, dafs sie den anhaltischen Fürsten die Anerkennung ihres vom Könige unbedingt verliehenen Successionsrechtes nur bedingt ertheilten. Die Bedingung, die sie machten, dafs sie die anhaltischen Fürsten anerkennen würden, wenn keiner besseres Recht zur Mark nachwiese, war nichts als ein Vorbehalt für das bayerische Haus, eine verhüllte Anerkennung seines besseren Rechtes auf die Mark, eine versteckte Erklärung über die Rechtlosigkeit Waldemars, des ihnen aufgedrungenen Herrn. Denn konnte es, wenn Waldemar ohne Erben starb, wohl aufser dem Markgrafen Ludwig und seinen Erben irgend Jemand geben, der besseres Recht auf die Mark hatte? — Wir finden daher in dem besprochenen Zweifel der Städte an dem besseren Rechte Anhalts zur dereinstigen Succession in die Mark, weit entfernt, uns dadurch von ihrem Glauben an Waldemars Echtheit überzeugen zu lassen, vielmehr ein unzweideutiges Zeichen, dafs die brandenburgschen Städte sich des Betruges, zu dessen Duldung sie genöthigt waren, sehr wohl bewufst blieben.

Diese Ansicht des Ref. wird dadurch noch bestätigt, wenn man zugleich erwägt, dafs dieselben Städte, alle oder zum grofsen Theil, welche die eben erwähnte merkwürdige Erklärung am 6. April 1349 zu Spandau abgaben, am 14. Juli schon einen, ebenfalls oben erwähnten, dieselben Gesinnungen bekundenden Vergleich mit dem Markgrafen Ludwig dem Bayern abschlossen über die Bedingungen, unter welchen sie sich diesem wieder unterwerfen würden, dafs sie mit diesem gemeinschaftlich eine Botschaft an König Karl abzufertigen verabredeten, um bei demselben anzutragen, ob er mit Ludwig versöhnt und damit einverstanden sei, dafs ihm die Mark bleibe, welchen Falles sie an ihn zurückkehren, und ihm und seinen Erben unterthänig und treu bleiben würden, wie sie vormals ihrer „*rechten* Herrschaft und ihm gewesen". Unser Geschichtswerk (I., 326) will zwar wissen, die Städte hätten beschlossen, keine Boten an den König zu senden, sondern an ihn zu schreiben und anzufragen, wen sie für ihren Herrn halten sollten, ob Ludwig oder Waldemar: es wird hierdurch die aus der in Rede stehenden Urkunde sonst klar hervorgehende Neigung der Städte, sich an den Markgrafen Ludwig zurückzuwenden, verdächtigt. Allein dieser Beschlufs der Städte ist keinesweges aus der hierüber erhaltenen Urkunde zu entnehmen. Klöden verweiset darüber auf eine verlorene Urkunde, die in Fidicin's Beiträgen III., 224, Nr. 110. excerpirt sei. Indessen die hier durch Mittheilung eines mangelhaften von Nicolai herrührenden Extractes angezeigte Urkunde ist nicht verloren, sondern ist dieselbe, welche von Fidicin, Beitr. IV., 34., von Klöden selbst in dem vorliegenden Geschichtswerke II., 504., und vom Ref. im Codex II., II., 258 edirt ist: auch enthält die Inhaltsanzeige in Fidicin's Beitr. III., 224, nichts von dem, was unser Autor mit Berufung darauf über den Beschlufs der Städte angiebt.

Ref. mufs indessen die im Vorstehenden begründete Behauptung, dafs weder die Fürsten selbst, welche Waldemar unterstützten, noch die Städte, welche ihm gehorchten, an seine Echtheit glaubten, noch dahin erweitern, dafs der Prätendent bei gebildeten Zeitgenossen überhaupt keinen Glauben gefunden hat. Unser Geschichtswerk selbst stellt Thl. II., S. 336—357 mit umfassender Quellenkenntnifs die Berichte von neun *gleichzeitigen* Chronisten zusammen, nämlich den Bericht der Magdeburgischen Chronik, die Meibom edirt hat, den Bericht des Biographen des Bischofs Albrecht II. von Halberstadt, den Bericht der Lübecker Chronik des Franciskaner Lesemeisters Detmar, den Bericht des anonymen Verfassers der Geschichte der thüringschen Landgrafen bei Pistor, den Bericht Heinrich Rebdorffs bei Freher, den Bericht des ungenann-

Digitized by Google

ten Verfassers der Chronik von Leoben bei Pez, den Bericht des Würzbürger Canonicus Michael von Leone bei Böhmer, den Bericht des Albert von Strafsburg bei Urstisius, und den Bericht des Notarius des Königs Karl, Benesch Krabicze von Weitmühl bei Dobner. Von diesen erklären *sieben* ganz unumwunden, Waldemar sei ein Betrüger gewesen, nur der zuerst und der zuletzt erwähnte Berichterstatter enthalten sich eines bestimmten Urtheils: denn diese lebten am Hofe resp. des Erzbischofs von Magdeburg und des Königs Karl. Wir geben jenen neun Berichten noch einen zehnten ebenfalls gleichzeitigen hinzu: nämlich die Worte der Einleitung in die ungedruckte Magdeburger Schöppenchronik, worin der Verf. unter den traurigen Ereignissen seiner Zeit bemerkt:

„Woldemare de dode man
Sprack men, he were upirstan;
Daraf in der marke
Jammer hoef so grote starke,
Dat stede, borge und lant
Vorkeret worden vnd brant."

und den Prätendenten als „einen de sik nomet markgreue woldemar von brandenborch, de doch ouer XXIX iaren gestoruen was" bezeichnet, doch sich nach seiner Stellung zu dem Urheber dieses Auftrittes — er war Geistlicher zu Magdeburg — vorsichtig bestimmterer Erklärung enthält. Dagegen erklärt die alte märkische — leider gröfstentheils verlorene Reimchronik von 1342 — 1404 (Thl. II., S. 354) wieder ganz unumwunden unsern Waldemar für falsch: und eben diese Behauptung spricht Churfürst Friedrich II. wiederholt und ganz bestimmt in Staatsschriften aus, z. B. 1442 gegen Magdeburg, indem er dem Erzbischof Otto die Veranlassung des ganzen Ereignisses zur Last legt (Märk. Forsch. II., Heft 1., S. 121), und 1464 in einer Instruction für seine an den Kaiser bestimmten Gesandten (von Raumers Cod. I., 258). Gegen alle diese Zeugnisse, welche in höchst beachtenswerther Weise in ihrem Urtheile über Waldemars Unechtheit völlig übereinstimmen, ist auch nicht ein einziger Bericht aus jener Zeit beizubringen, dessen Vf. den angeblichen Markgrafen Waldemar für echt gehalten hätte. Der erste Vertheidiger der Echtheit Waldemars unter den Geschichtsschreibern war der den anhaltischen Fürsten eng verbundene Brotuff in seiner Chronica von Anhalt, der am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts lebte! Es läfst sich schwer glauben, dafs alle jene gleichzeitigen Schriftsteller, die in den verschiedensten Gegenden lebten, entweder partheiisch für die Bayern gesinnt oder von Karls späterer Anerkennung der Unechtheit Waldemars bestochen gewesen seien, wie unser Geschichtswerk dafür hält. Die Geschichtsschreibung jener Zeit schöpfte vorzüglich aus mündlichen Berichten, die man freisinnig aufnahm, mochten sie auch den Interessen oder den Entscheidungen von Königen und Fürsten noch so feindlich gegenüberstehen: man schrieb nicht unter Censur noch überhaupt für den Druck. — In Beachtung jener Uebereinstimmung *aller* gleichzeitigen Berichte in der Annahme der *Unechtheit* Waldemars erscheint uns aber als unmöglich, der Ansicht beizupflichten, dafs damals die Ueberzeugung von seiner Echtheit herrschend gewesen sei. —

Im Laufe der Darstellung, welche zu den vorstehenden Erörterungen Veranlassung giebt, begegnen uns noch folgende hiermit nicht im Zusammenhange stehende Umstände, welche unser Geschichtswerk als Beweise für Waldemars Echtheit geltend macht. Auch diese sind daher näher zu beleuchten

S. 281 ist der Umstand hervorgehoben, dafs Waldemar im Jahre 1349 behufs der Königswahl Karls mit dem Erzbischofe Balduin von Trier in Cöln zusammen getroffen ist. Der Erzbischof Balduin hatte allem Anscheine nach den früheren Markgrafen Waldemar persönlich gekannt: denn er war seit 1308 im Besitz dieser Würde: es fiel daher in seine Zeit sowohl die Wahl Heinrichs als Ludwigs, und beiden Wahlen hatte auch Markgraf Waldemar in den Jahren 1308 und 1314 beigewohnt. Dafs Waldemar nun 1349 wieder nach Cöln reiste, sich dem Erzbischofe zu einem gleichen Acte gegenüberstellte, und dieser denselben nicht als unecht verwarf, wird als ein Umstand bezeichnet, der für die Behauptung von Waldemars Echtheit ein grofses Gewicht in die Waagschaale lege.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Western University Library

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Ref. will diesem Umstande keineswegs alles Gewicht absprechen: indessen darf doch nicht unbemerkt bleiben, dafs ein flüchtiges formelles Zusammentreffen bei einem solennen öffentlichen Acte keine genaue Kenntnifs der Personen zu verleihen pflegt, und dafs eine nur darauf gestützte Bekanntschaft, welche vor resp. 41 und 35 Jahren stattfand, wohl schwerlich einen solchen Eindruck in dem Gedächtnisse des erwähnten Erzbischofs zurücklassen konnte, dafs von Waldemars jetzt allenfalls nur solennem Auftreten in Cöln die Enthüllung seiner Unechtheit zu befürchten stand. Dabei war Erzbischof Balduin bekanntlich Grofsoheim König Karls und diente er dem luxemburgischen Hause als treuergebenes Werkzeug. — Aber bei Verhältnissen, die man zu verbergen Ursache hat, ist der Mensch niemals ohne qualvolle Furcht vor Entdeckung. So scheint es den anhaltischen Fürsten auch hier gegangen zu sein: denn die Fürsten Albrecht und Waldemar von Anhalt begleiteten auch hierher ihren Markgrafen, um ihn gleichsam keinen Augenblick unbewacht zu lassen. Unter dem Vorwande, dadurch die Rechte der ihnen an der Mark verschriebenen Eventualsuccession wahrzunehmen, nahmen sie an den churfürstlichen Handlungen Waldemars hier eben so Antheil, wie daheim an denen Regierungshandlungen. Dieses ängstliche Beachten und unausgesetzte Begleiten des Markgrafen durch die Fürsten seiner Parthei liefert einen neuen Beitrag zur Verdächtigung Waldemars: und mögen andere beurtheilen, ob Waldemars Reise nach Cöln die Ansicht, dafs er echt war, oder der Umstand, dafs Waldemar auch hierher von den anhaltischen Fürsten begleitet werden mufste, für den Glauben an seine Unechtheit mehr Gewicht in die Schale legt.

In ähnlicher Art wird S. 319 u. 320 hervorgehoben, dafs so ungemein wenig Urkunden Waldemars auf unsere Zeit gekommen sind, was hier als Beweis dafür angenommen wird, dafs er also wenig Regierungshandlungen ausgeübt haben müsse. Wäre Waldemar unecht gewesen, so deducirt unser Hr. Vf. und hätte dies unterlassen, weil ihm die dazu nöthige Geschäftskenntnifs mangelte, so wäre es von den ascanischen Fürsten eine kaum begreifliche Ungeschicklichkeit gewesen, wenn sie nicht Veranstaltungen getroffen hätten, diesen Mangel zu suppliren. Wäre wirklich ein Betrug im Spiele gewesen, so lesen wir weiter, welch eine Menge von Urkunden — veranlafst durch die Ascanier und ausgestellt in Waldemars Namen — würden wir besitzen, die für Waldemars Thätigkeit, Gewandheit und Vertrautheit in den Geschäften zur Zeit der Ausstellung das rühmlichste Zeugnifs abgegeben hätten. Dafs dies nicht geschehen, das sei nun ein erheblicher Beweis für die Redlichkeit der Sache und der Theilnehmer. — Ungefähr in derselben Weise wird diese Deduction S. 365 u. 366 nochmals wiederholt. Je thätiger, heifst es hier, sich Markgraf Ludwig zeigte, um so auffallender sei es, von dem Markgrafen Waldemar nichts zu vernehmen: vom 4. Juli 1349 bis 4. Jan. 1350 habe man 42 Urkunden von Ludwig und nur eine von Waldemar. Ein Betrüger würde mehr Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen haben: solch ein Mann sei kein Betrüger u. s. w. Auch hier befindet sich Ref. wieder in der Lage, sich zu einer ganz entgegengesetzten Ansicht zu bekennen. Der heutige Mangel an Waldemarschen Urkunden, der das einzige Fundament der obigen Deduction ausmacht, ist nämlich, unserer Ansicht nach, keineswegs ein Beweis, dafs Waldemar oder seine Protectoren es an Ausfertigung von Urkunden und Vornahme von Regierungshandlungen haben mangeln lassen. Wir sind vielmehr sicher überzeugt, dafs ein Prätendent, der

Digitized by Google

so rücksichtslos landesherrliche Rechte und Besitzungen verschleuderte, um sich dadurch Anhänger zu erwerben, wie die wenigen noch von ihm erhaltenen Urkunden nachweisen, nach Prätendenten Art nicht sparsam war in der Austheilung von Lehns- und Eigenthumsverleihungen überhaupt, Privilegien und Begnadigungen aller Art. Dafs der hierüber ausgestellten Urkunden aber nur sehr wenige auf *unsere* Zeit gekommen sind, erklärt sich sehr leicht. Der rechtmäfsige Markgraf Ludwig und seine Brüder, so wie alle spätern brandenburgischen Regenten, haben Waldemar als notorisch falsch und unecht betrachtet und seine Regierungshandlungen nicht anerkannt. Die Inhaber der von Waldemar verliehenen Urkunden glaubten selbst nicht an seine Echtheit und bezweifelten, dafs er das Recht gehabt, dergleichen zu ertheilen. Nach der Rückkehr der bayerischen Herrschaft fiel daher in der That jeder Zweck fernerer Aufbewahrung der von Waldemar ausgestellten Urkunden hinweg. Der Gedanke, dafs künftige Geschichtsforscher über die Echtheit oder Unechtheit Waldemars streiten und jene ungültig gewordenen Documente daher als werthvolle Reliquien sammeln würden, kam den Städten, Stiften und Gutsbesitzern des 14. Jahrh. wohl nicht in den Sinn oder gab ihnen wenigstens keine genügende Veranlassung dazu, den Waldemarschen Urkunden einen Platz in ihren Schatzkästchen, Sacristeien und sonstigen, gewöhnlich engen archivalischen Aufbewahrungsorten, fernerhin einzuräumen und dieselben ein halbes Jahrtausend hindurch sorgfältig zu conserviren. Die Archive des Mittelalters haben es für so viel wichtige Urkunden an dem zur Erhaltung nöthigen Schutz mangeln lassen: wie könnte man glauben, dafs sie Waldemars nichtigen Begnadigungen besondere Fürsorge hätten zu Theil werden lassen! Hätte man an Waldemars Echtheit in jener Zeit in der Mark geglaubt, so würde dies freilich anders gewesen sein. Man würde sich mit der Hoffnung — welche dem unterdrückten Rechte immer tröstend zur Seite bleibt — geschmeichelt haben, die Wahrhaftigkeit des verkannten Fürsten und sein gutes Recht werde in irgend einer künftigen Zeit einmal an das Licht und zur Anerkennung kommen. Dagegen war von jeher bis heut in der ganzen Mark die Ueberzeugung von der Unechtheit des angeblichen Waldemar so verbreitet, dafs — so viel mir bei der Bekanntschaft mit manchen Archiven vorgekommen ist — weder in alter noch in neuerer Zeit von irgend einer märkischen Stadt, einem Stifte oder sonstigen Privatperson an den Landesherrn oder die landesherrlichen Behörden jemals die Forderung gestellt ist, Waldemarsche Urkunden als Beweisdocumente anzunehmen. Unter diesen Umständen bewundere ich es nicht, dafs sich nicht mehr Waldemarsche Urkunden, wohl aber, dafs sich gegen 40 noch bis in die Gegenwart erhalten haben. Von diesen sind viele der Siegel beraubt und mit Einschnitten versehen, letzteres zum Zeichen der Ungültigkeit.

Unser Geschichtswerk erklärt den eben besprochenen Umstand, dafs so wenig Waldemarsche Urkunden erhalten sind, aus einem geistigen Zustande desselben, der sich allmälig verschlimmert habe, bald Ueberspanntheit, Melancholie, Geistesschwäche, bald anders genannt wird und mit einem Worte eine Geisteskrankheit war. Diese Annahme, welche in unserem Geschichtswerke häufig wiederholt wird, gründet sich lediglich auf eine Andeutung des magdeburger Chronisten bei Meibom, der aber keineswegs versichert, dafs der echte Waldemar geisteskrank gewesen sei, sondern nur in Beziehung auf seinen Zeitgenossen, den falschen Waldemar, unter den Behauptungen, welche zu dieser Zeit verbreitet wurden, auch die Angabe, der echte Waldemar sei geisteskrank geworden (delirus) und habe daher sich todtgestellt und seine Lande verlassen, mit der aus eigener Kenntnifs hinzugefügten Bemerkung erwähnt, dafs man an dem zurückgekehrten, dem sogenannten falschen Waldemar, dieses allerdings deutlich wahrgenommen habe. Hiergegen ist schon in einer frühern Kritik (S. 917 dieser Blätter) eingewandt, dafs der echte Waldemar während seiner 16jährigen Regierung so wenig Spuren von Wahnsinn und Geisteskrankheit zeigte, dafs nicht ein einziger Chronist eine mit der obigen Angabe übereinstimmende Meldung auf uns gebracht hat. Dafs man aber am Hofe des Erzbischofes von Magdeburg, wo der falsche Waldemar sich längere Zeit aufhielt, daher mannigfaltige Beziehungen zu alten Bekannten des echten Waldemar nicht zu vermeiden waren, sich gezwungen sah, um der Erklärung auszuweichen, dafs er ein Betrüger sei, ihn für geisteskrank zu erklären, glauben wir sehr gern. Denn es gab in der That keine bessere Ausrede, um alle Zweifel zu beseitigen, welche sich den Bekannten des echten Waldemar aufdrängen

Digitized by Google

mochten. Wenn man sich z. B. wunderte, dafs der früher so hochfahrende, selbstständige Fürst sich jetzt von den ascanischen Fürsten wie ein Kind leiten und zu einer Regierungsmaschine herabwürdigen liefs, oder dafs er Länder- und Herrschaftsrechte verschleuderte, in deren Erweiterung und Behauptung er früher eine seltne Energie entwickelt hatte, oder wenn man es auffallend fand, dafs er sich seiner frühern Lebensumstände und seiner genauesten frühern Bekannten nicht mehr erinnerte, oder wie vor Furcht entdeckt zu werden, diesen menschenscheu auswich, kurz dafs sein ganzes Wesen ein anderes sei, als ehemals; so war die Antwort, er sei geisteskrank geworden, oder nach den Umständen, er sei geistesabwesend, melancholisch, tiefsinnig u. s. w. eine Auskunft, die allen weitern Bedenken ein Ziel setzen mufste. Dabei war sie zugleich eine treffliche Vorbereitung auf das dereinstige Vorgehen, unter welchem sich Magdeburg und die ascanischen Fürsten, falls sie gänzlich in der Mark obsiegten, des angeblichen Waldemar wieder entledigen und vor seinem Tode schon die Theilung seiner Länder eintreten lassen konnten, die nach seinem Tode stattfinden sollte. Wie aber durch die Annahme dieser Geisteskrankheit Waldemars das Verfahren dieser Fürsten gegen die Mark und ihren rechtmäfsigen Besitzer sich sollte rechtfertigen lassen, vermögen wir nicht abzusehen. Denn angenommen, Waldemar sei echt und geisteskrank gewesen; so fiel denselben der harte Vorwurf zur Last, einen geisteskranken Greis dem Reiche zum Churfürsten, der Mark zum Herrscher, dem Vereine des sächsischen Landfriedens zum Richter aufzudrängen. Und wie stimmt diese Annahme von Waldemars Geisteskrankheit mit der in Verträgen der anhaltischen und sächsischen Fürsten im vertrauten Kreise angenommenen Möglichkeit, dafs er noch Leibeserben erlangen könne (Th. I, S. 267), wollte man den Geisteskranken noch vermählen und die Mark mit von ihm erzeugten Nachkommen segnen? und einen seit 28 Jahren geisteskranken Fürsten wieder in den Besitz eines Churfürstenthumes, was er in den Jahren vor seiner Geistesverwirrung inne gehabt hatte, zu setzen, dazu sollten die ascanischen Fürsten, der Erzbischof von Magdeburg und ihre Verbündete so viel Kriege geführt und so grofsartige Anstrengungen unternommen haben? Es ist dies in der That unglaublich und sehen wir uns daher genöthigt, die Geisteskrankheit Waldemars für eine der Erfindungen zu halten, wodurch man die Gefahr der Entdeckung von ihm abwandte. Aus begreiflichen Gründen durfte indefs nur selten, mit grofser Vorsicht und gleichsam nur im äufsersten Nothfalle von diesem bedenklichen Schutzmittel Gebrauch gemacht werden. Dadurch erklärt es sich auch, dafs unter allen Chronisten nur einer hiervon erfuhr.

Wir kommen nunmehr zu der förmlichen Unechtserklärung, die gegen Waldemar gerichtlich ausgesprochen wurde und zu dem dieser vorausgegangenen Ruprechtschen Schiedsspruche. Bis hierher hat sich nichts herausgestellt, was als Beweis für seine Echtheit gelten könnte. Es fragt sich nun, ob die richterliche Entscheidung, welche ihn rechtlich vernichtete, als eine so ungerechte betrachtet werden kann, wie es den Vertheidigern seiner Echtheit erscheint, und ob das vom Könige Karl vor jener richterlichen Entscheidung in Bezug auf Waldemar und Ludwig beobachtete Verfahren den Verdacht rechtfertigt, König Karl habe Waldemar, ob er ihn gleich für echt hielt, nur als politisches Opfer fallen lassen, um seine Anerkennung als röm. König dadurch zu erreichen. — Ludwigs Aussöhnung mit dem Könige Karl erfolgte am 26. Mai 1349 auf Bedingungen, die noch nicht vollständig bekannt sind. Es fehlt nämlich bis jetzt noch die Erklärung Karls zur Feststellung des geschlossenen Vergleiches. Ludwigs Erklärungen sind vorhanden und enthalten in der Hauptsache Karls Anerkennung als König, die Auslieferung der Reichskleinodien an ihn, letztere jedoch erst nach seiner durch Karls zu vermittelnden Freisprechung vom Kirchenbann, das Versprechen *binnen 2 Monaten von Karl die Belehnung mit seinem Fürstenthum, seinen Landen, Herrschaften u. s. w. anzunehmen*, dem Könige Karl den Durchzug nach der Lombardei zu gestatten u. dgl. mehr. In Ansehung der Bedingungen, deren Erfüllung König Karl dem Markgrafen Ludwig versprochen habe, giebt nun der Mangel der Urkunde Gelegenheit zu mancherlei Vermuthungen. Nach Klöden Th. I, S. 315. 316. hätte Karl in diesem Vertrage dem Markgrafen Ludwig den Besitz der Mark Brandenburg in ihrem ganzen Umfange mit der dazu gehörigen Churstimme des Reichs und dem Erzkämmerer-Amte zugesichert. Der König erscheint durch diese Annahme sogleich als gewissenloser Verräther seiner bisherigen treuen Verbündeten und

Digitized by Google

in der That in unwürdigster Selbstsucht, zumal wenn, wie hier zugleich behauptet wird, nach Karls Ueberzeugung Waldemar unbestreitbar in seinem Rechte war. Indessen wird dem Könige mit diesem Vorwurf ohne Zweifel zu viel gethan: denn jene Annahme Klödens steht mit den Urkunden nicht im Einklang. Wir haben namentlich einen noch zu Günthers von Schwarzburg Lebzeiten, also vor dem 14. Juni, mithin in den ersten Tagen nach dem Abschlusse des Aussöhnungsvertrags darüber vom Könige Karl an einen befreundeten Fürsten gemachte Meldung: darin wird Ludwig noch nicht als Markgraf vom Könige anerkannt, sondern nur als Ludowicus natus quondam Ludewici de Bauaria, *qui se nominat* Marchionem Brandenburgensem bezeichnet (Cod. II, ii, 254): und dem gemäfs notificirte er auch unterm 15. August 1349 noch den Bewohnern der Mark Brandenburg sowohl, als den Reichsfürsten, zur Widerlegung von Gerüchten entgegengesetzter Art, die sich verbreitet hatten, dafs er noch immer Waldemar und keinen Andern als Markgrafen von Brandenburg betrachte (das. 261. 262.). Schliefsen wir aus dem weitern Fortgange der Verhältnisse zwischen Karl und Ludwig auf dasjenige zurück, was in dem Eltwiler Versöhnungsvertrage von Karls Seite übernommen war, so bestand dies vorzüglich nur in einer Bestätigung, welche Karl dem Markgrafen Ludwig über die von dessen Vater Ludwig ihm ertheilten Verschreibungen ertheilte (Cod. II, ii, 261): auch mufs ihm Karl das Versprechen gegeben haben, ihn mit seinen Fürstenthümern, Herrschaften und Landen binnen 2 Monaten zu beleihen, da letzteres in Ludwigs Gegenreverse in dieser Art ausgedrückt ist (das. 253) so wie ihm gegen Waldemar und die ascanischen Fürsten in Betreff der Ansprüche derselben auf die Mark den Rechtsweg zu verstatten (das. 268). Welche Fürstenthümer, Herrschaften und Lande Ludwigs als die seinen anzuerkennen sein, ob namentlich die Mark Brandenburg, womit Waldemar beliehen war, und die Lausitz, welche Karl selbst eingenommen hatte, darunter verstanden, scheint nicht speciell ausgedrückt zu sein: denn auch in Ludwigs entsprechender Gegenerklärung ist nur von „seinen Fürstenthum, Landen, Herrschaften und Lehen" im Allgemeinen, ohne namentliche Angabe die Rede. Ueberhaupt war gewifs, der diplomatischen Verfahrensweise Karls gemäfs, der Vertrag sehr auf Schrauben gestellt und daher wurde derselbe auch von Ludwig anders ausgelegt, als von Karl. Ludwig stand nach einer seiner Urkunden vom 14. Juli 1349 (Cod. II, ii, 258) namentlich in der Ueberzeugung, der König wolle, dafs ihm und seinen Erben die Mark Brandenburg bleibe; während Karl, wie wir bereits oben gesehen haben, diese Ansicht in bestimmter Gegenerklärung vom 15. August von sich abwies. Es unterblieb daher von beiden Seiten die Erfüllung des Vertrages: denn auch Ludwig versagte dem Könige, der ihm die Belehnung nicht in der Art, wie er gedacht, zu Theil werden lassen wollte, die feierliche Huldigung sowohl als die Auslieferung der Reichsinsignien. Pfalzgraf Ruprecht mit andern Churfürsten bemühten sich umsonst den König Karl zur Erfüllung seiner ihrem Urtheile nach gegen Ludwig übernommenen Verbindlichkeiten zu vermögen. Der eltwiler Vertrag schien nur einen kurzen Waffenstillstand und bei der Zweideutigkeit seiner Bestimmungen keinen Frieden zwischen Karl und Ludwig gewährt zu haben. Karl konnte seiner Erbfeindschaft gegen das bayersche Haus nicht vergessen und der Wiedererlangung seiner alten Macht durch erneuete Besitznahme der Mark Brandenburg nicht Vorschub leisten. Er blieb daher in Bezug auf die beiderseitigen Ansprüche an die Mark scheinbar unthätig, hielt den Markgrafen Ludwig durch eitle Verhandlungen hin und hoffte es werde inzwischen der in der Mark operirenden, verbundenen Heeresmacht Sachsens, Anhalts, Magdeburgs und ihrer Bundesgenossen gelingen, den Weg zur Rückkehr in dieselbe dem Markgrafen Ludwig für immer abzuschneiden. Indessen gestalteten sich die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze aber anders, als Karl gehofft hatte. Die bayerische Parthei, früher fast allein auf den Besitz der Neumark beschränkt, war eines beträchtlichen Theils der Lande zwischen Elbe und Oder wieder mächtig geworden, indem sie z. B. Orte wie Strasburg, Jagow, Bötzow oder Oranienburg, Fretzdorf und Kremmen (Cod. II, ii, 266) besafs. Pommern und Dänen stritten an ihrer Seite und manche Anhänger der anhaltischen Parthei hatten sich jetzt ihr wieder zugewandt. Es lag den Anhaltinern und ihren Verbündeten schon die Besorgnifs nahe, durch glücklichen Fortgang der bayerischen Waffen des kostbar eroberten Landes noch früher wieder verlustig zu gehen, als dies in Folge des durch König Karl hingehaltenen rechtlichen Verfahrens zu erwarten stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Man bot daher die Hände zum Vergleich und stellte am 2. Febr. 1350 — Ludwig einerseits, so wie Sachsen, Anhalt, Meklenburg, Barby und Magdeburg anderer Seits — zu Spremberg ein Compromiſs wegen aller zwischen diesen bestehenden Streitigkeiten auf den König von Schweden. Daſs der Vorschlag, dies Compromiſs auf den König von Schweden zu richten, von Ludwig und nicht von der andern Parthei ausgegangen sei, daſs man hier die Absicht gehegt habe, die Mark zwischen Waldemar und Ludwig zu theilen und dgl. gehört in den Bereich von Vermuthungen, denen es an sicherer Begründung gebricht.

König Karl fand nun bei der peinlichen Sorgfalt, womit er die Vorzüge der Krone des Reichsoberhaupts bewachte, es äuſserst beleidigend, daſs man, anstatt seines Urtheils zu warten, den Austrag so wichtiger Reichsangelegenheiten dem Könige von Schweden übertrug: er verdachte dies mit Recht besonders seinen alten Anhängern, den ascanischen Fürsten, zu deren Gunsten es gereichte, daſs der König den Markgrafen Ludwig bisher hingehalten und auf die Freude, die Huldigung und die Herausgabe der Reichsinsignien von diesem zu erreichen, so lange verzichtet hatte. Indem sie sich jetzt nicht mehr auf ihn verlieſsen, griffen sie der Entwickelung seiner Pläne rücksichtlich der Mark eigenmächtig und störend vor. Um den hierdurch gegen die Ascanier entstandenen Unwillen des Königs noch mehr zu erregen, hinterbrachte man demselben zugleich Nachricht von Verträgen, durch welche Anhalt und Sachsen sich in der letzten Noth ohne des Königs Genehmigung und Darumwissen den Beistand Meklenburgs erkauft hatten. In Folge derselben muſste, für den Fall des Obsiegens dieser Parthei über die bayerische, ein völliges Zerreiſsen und Zertheilen des Churfürstenthums Brandenburg eintreten (Cod. II, II, 250), — ein Verfahren, was den Grundsätzen des Königs bekanntlich ebenfalls gradeswegs zuwider war. Zugleich war nicht zu verkennen, daſs die mit dem falschen Waldemar gespielte Täuschung, wenn man eine gerichtliche Unechterklärung auch noch so lange hinzog, sich auch ohne diese nicht für die Dauer behaupten lasse. Der Prätendent fand in der Mark keinen seine Herrschaft genügend unterstützenden Glauben: viele der ihm ursprünglich gewonnenen Anhänger wurden nachher des Betruges inne und fielen wieder von ihm ab. Herzog Barnim von Stettin gab in Aufsehen erregender Weise gleichfalls seine Parthei auf und lieh dem Markgrafen Ludwig seine Unterstützung. Dieser aber erbot sich dem Könige öffentlich, vor Gericht zu beweisen, wie er (der König) in Ansehung Waldemars gänzlich betrogen und daſs dieser unecht sei: und König Waldemar von Dänemark und der Pfalzgraf Ruprecht wagten sogar, den König Karl zu Bautzen darüber dreist zur Rede zu stellen, wie er den betrüglichen Waldemar mit der Mark habe belehnen können, wobei sie sich zugleich erboten, *eidlich* zu erhärten, daſs derselbe kein Recht zur Mark habe (Th. I, S. 379). Auch die eigne Parthei Waldemars, nämlich die anhaltischen und sächsischen Fürsten hatten inzwischen zur Verbreitung der Ansicht, daſs Waldemar nicht der echte sein müsse, viel beigetragen, indem sie ihn z. B. den Städten seines Landes ungebührliche Rechte und Freiheiten zugestehen und seine Lande und Hoheitsrechte so verschleudern lieſs, wie mit dem bekannten Charakter des echten Waldemar, der seine Herrschaftsrechte nach innen und auſsen mit der gröſsten Festigkeit behauptet hatte und zu erweitern bemüht gewesen war, in der auffallendsten Weise contrastirte. Auch lieſsen sie die Person Waldemars, wie schon einmal bemerkt ist, während der letzten Zeit in einer Weise in den Hintergrund treten, als hätten sie sel-

Digitized by Google

ber die Absicht aufgegeben, mit ihm ferner zu täuschen: sie schienen ihn nur benutzt zu haben, um die märkischen Lande erst ihrer Gewalt zu unterwerfen: nachdem diese Unterwerfung bewirkt war, disponirten sie darin, wie in einer eigenen Herrschaft (Th. I, S. 321). Dies Alles war nicht geeignet, den Glauben an die Echtheit Waldemars zu verbreiten und zu befestigen und den König zu veranlassen, seine Auctorität für die Aufrechterhaltung desselben länger zu interponiren. Zu dem Allem aber kam, dafs Markgraf Ludwigs Kriegsunternehmungen in der Mark, während der letzten Zeit von einem so glücklichen Erfolge gewesen waren, dafs die ihm gegenüberstehende Parthei besorgen mufste, er werde vielleicht binnen Kurzem völlig obsiegen, und dafs die bayerische Parthei, der andauernden Rechtsverweigerung des Königs überdrüfsig, in einer Weise sich gegen König Karl erhob, welche die Anerkennung seiner röm. Königswürde aufs Neue bedenklichem Zwiespalt zu unterwerfen drohte. Auch Markgraf Ludwig hatte dem Könige bis jetzt weder die Huldigung geleistet noch die Reichsinsignien extradirt.

Unter diesen Umständen nahm König Karl, sobald er von dem spremberger Uebereinkommen Kenntnifs erhalten hatte, nicht weiter Anstand, seinem Aussöhnungsvertrage mit Ludwig endlich die verspätete Erfüllung zu Theil werden zu lassen. Da es indessen, wie erwähnt ist, streitig war, was der König dem Markgrafen Ludwig kraft ihres Vertrages und der dadurch Platz greifenden Rechtsgrundsätze, eigentlich zu leisten verpflichtet sei, so mufste hierüber zuvörderst ein Vergleich oder ein schiedsrichterliches Urtheil erfolgen. Dieses übertrugen beide Theile, Ludwig und Karl, mit dem eidlichen Gelübde, dem Schiedsspruche genau nachzukommen, zu Bautzen dem Pfalzgrafen Ruprecht. Der letztere zog 12 Schöppen hinzu, nämlich den Herzog Erich d. J. von Sachsen, den Markgrafen Friedrich von Meifsen, die vier schlesischen Herzöge von Troppau, Schweidnitz, Liegnitz und Teschen, zwei Grafen (von Schwarzburg und Hohenlohe) und vier freie Herren (von Landstein, Torgow, Kolditz und Maltitz), die ihm das Recht weisen mufsten, was er auszusprechen habe: und entschied hiernach, nachdem noch 12 Zeugen vernommen waren, also:

Sintemal der, der sich Waldemar Markgrafen von Brandenburg nenne, und seine Helfer auf den König von Schweden compromittirt, die Mark ohne des röm. Königs Wissen unter sich zerrissen und getheilt, wie 12 benannte Zeugen ausgesagt, die auch sämmtlich bekannt hätten, falls sie dies auf ihre Eide nehmen sollten, dafs sie eher schwören würden, der Waldemar sei Markgraf Conrads Sohn nicht, als dafs er es wäre; und sintemal der Markgraf Ludwig nun seine Lehen der Marken Brandenburg, Landsberg und Lausitz gemuthet habe, so spreche er und finde 1) dafs der König ihm, Ludwig und Otto, seinen Brüdern, und ihren Erben, diese Lehen sogleich in gewöhnlicher Weise von Neuem leihen, er dagegen dem Könige die Erbhuldigung leisten müsse, und 2) dafs der König dem Markgrafen Ludwig auf den Montag nach dem ersten Ostersonntage einen Termin nach Nürnberg anzuberaumen habe, hierzu den, der sich nenne Waldemar Markgrafen von Brandenburg zu laden und daselbst *die* Fürsten und Herren des Reiches, die billig darüber Recht zu sprechen hätten; erkennen zu lassen, ob dieser des Markgrafen Conrads Sohn sei, den man lange für todt gehalten habe. Bei dem, was die gedachten Fürsten und Herren des Reiches dem Markgrafen Ludwig hier in Betreff der genannten Marken zu Recht theilen würden, solle es belassen werden. Erschienen aber *die* Fürsten und Herren des Reiches, die billig hierüber sprechen sollen, nicht und blieben die Vorgeladenen gleichfalls aus, so solle Markgraf Ludwig all sein Recht verfolgt haben, als wären die gedachten Fürsten alle erschienen und die Vorgeladenen gegenwärtig gewesen.

In Folge dieses Schiedsspruches wurden nun dem Markgrafen Ludwig, seinen vorgedachten Brüdern und ihren Erben sogleich zu Bautzen die Marken Brandenburg und Lausitz von Neuem verliehen: und zugleich wurden die Bewohner der Mark Brandenburg hiervon und von dem Inhalte des Ruprechtschen Schiedsspruches mit der Bemerkung unterrichtet, der König habe früher Waldemar, der ihm für einen Markgrafen von Brandenburg ausgegeben sei, und jetzt Ludwig den Bayern und dessen Lehnserben mit der Mark Brandenburg beliehen: beiden habe er aber einen Termin zur rechtlichen Entscheidung ihrer Ansprüche nach Nürnberg anberaumt. Wen die Fürsten und Herren des Reiches hier als Markgrafen von Brandenburg anerkennen würden, den wolle auch er, der König, dabei lassen und behalten (Cod. II, II, 297).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

XXVI.

Geschichte der Diöcese Breslau. Erster Theil. Von der Pflanzung des Christenthums in Schlesien bis zum Jahre 1290. *Von Dr. Jos. Ign. Ritter, Domcapitular und Professor der Theologie an der Königlichen Universität zu Breslau. Breslau*, 1845. 247 *S.* 8.

Die kirchlichen Gränzen der Diöcese Breslau fallen so ziemlich mit den politischen Gränzen des Herzogthums Schlesien zusammen, und da die politische Geschichte des Landes die Grundlage der kirchlichen ist, und von dem Hrn. Verf. als solche behandelt wird, so haben wir hier eine interessante und lehrreiche Darstellung der alten Zustände dieser wichtigen ursprünglich slavischen Provinz. Die Einführung des Christenthums in Polen und das damals dazu gehörige Schlesien, die Hineinziehung deutscher Ansiedler, denen das deutsche Recht gewährt werden mufste, welches ihre persönliche Freiheit, bei gemessenen Diensten und Leistungen, verbürgte, die geistlichen Stiftungen, und die Streitigkeiten der Breslauer Bischöfe mit den Herzogen machen den wesentlichsten Inhalt des Buches aus. Diese Streitigkeiten wurden am heftigsten von dem Bischofe Thomas I. gegen den Herzog Boleslaus II. (1245) und von Thomas II. gegen den Herzog Heinrich IV. (bis 1290) geführt. Es handelte sich dabei nicht um ein sittliches und christliches Princip, sondern um den Zehnten, den der Herzog und seine deutschen Unterthanen nicht nach polnischem Recht vollständig und ohne Nachlafs auf dem Felde, sondern nach deutschem Recht als Sackzehnten mit mancherlei Nachlafs geben wollten, ferner um die gänzliche Freiheit der Kirchengüter von Abgaben an den Herzog, wie sie der Bischof in Anspruch nahm, der Herzog nicht gewähren wollte. „Aufser den mehr als 150 Ortschaften im Breslauischen besafs das Bisthum noch 67 im Neisseschen, befand sich also im Besitz sehr ansehnlicher Grundstücke", S. 174. Die Herzoge hatten die Kirche grofs an weltlichen Gütern gemacht. „Der Bischof wollte, was die Kirche, sei es durch Schenkung, Verjährung, Nachsicht oder durch immer welchen Rechtstitel erworben hatte, festhalten; Heinrich aber, vermuthlich aufgehetzt durch seine habsüchtigen Ritter, welche ihn umgaben, sah, dafs die Kirche reich war, die Herzoge dagegen arm, darum natürlich auch das Bestreben, so viel wie möglich von der Kirche wieder an sich zu bringen." S. 223. Ein anderer Punct des Streites war das herzogliche Patronat der Breslauer Kirche: S. 213. „Der Streit scheint sich daraus entsponnen zu haben, dafs der Bischof einen Beitrag vom Klerus zu seiner Reise auf die Synode von Lyon verlangte, der Herzog aber die Pfarrer seines Patronats davon ausgenommen wissen wollte, um so mehr, da er gar nicht sähe, dafs es dem Bischofe an Gelde mangele." Der päpstliche Stuhl nahm sich der Forderungen des Bischofs und der Kirche nach Gebühr an, denn nicht vergeblich hatten die Bischöfe sich die neu gemachten Schenkungen vom heiligen Stuhl bestätigen lassen. In den Synodal-Statuten vom Jahre 1248, welche im Jahre 1263 die päpstliche Sanction erhielten, werden die deutschen Ritter scharf angelassen, „welche eine geringere Zahl von Scheffeln gäben, so dafs alles Recht, welches *Gott* auf den Zehnten habe, vernichtet werde." Dagegen verlangte auch der päpstliche Legat auf dieser selben Synode zur Unterstützung des heil. Stuhls in seinem Kampfe gegen Kaiser Friedrich II. die *Hälfte* der kirchlichen Einkünfte auf drei Jahre. S. 178: „Die Prälaten berathschlagten darüber, und vereinigten sich endlich dahin, dem Legaten den *fünften* Theil aller Einkünfte von den kirchlichen Beneficien für drei Jahre anzubieten. Damit stellte er sich auch zufrieden, und die Bischöfe, um die Unterstützung desto angenehmer zu machen, beschlossen, die drei Fünftheile auf einmal zusammen zu bringen und sie dem heiligen Stuhl zu übersenden. Dies geschah auch, die Summe wurde in Gold umgesetzt, und durch den Apostolischen Pönitentiarius Gothofried demselben übermacht."

Das Ende der Streitigkeiten zwischen Bischof und Herzog war der vollständige Triumph der Kirche. Herzog Heinrich IV stellte am *letzten Tage* seines Lebens, den 23. Juni 1290, jene berühmte Urkunde aus, worin es heifst: „Wir geben, verleihen und schenken allen Besitzungen, Städten, Flecken, Dörfern, allen Landgütern, sowohl bäuerlichen als städtischen, eine reine, vollkommene, unbeschränkte Freiheit von allen Leistungen des polnischen und deutschen Rechts, von allen Lasten, Beiträgen, Fuhren und Belästigungen, welcher Art sie auch sein mögen, befreien namentlich das Land Neisse und Ottmachau, wie auch andere kirchliche Güter, in der Breslauer Diöcese belegen, von allen genannten Lasten, entsagen von jetzt für uns und unsere Erben und jegliche Nachfolger, testamentarische und nichttestamentarische, aller Jurisdiction und dem herzoglichen Rechte, was uns in den oben genannten Besitzungen zustand, übertragen auch der Breslauer Kirche das Dominium, die Jurisdiction und die Gewalt der hohen Gerichtsbarkeit in allen Blutsachen und besonders über alle gröfsere Sachen, welche zum herzoglichen Rechte bisher gehörten — und wollen, dafs die zeitigen Bischöfe von Breslau ein volles Dominium und ein vollständiges *herzogliches Recht* in Allem besitzen." S. 233. In der That ist hier mit Fug und Recht eine Epoche in der Geschichte des Bisthums Breslau angenommen worden. Vielleicht mögen unsere Vorfahren hierin die Grundlage des Reiches Christi auf Erden erkannt haben, eines Reiches der Sittlichkeit, Wissenschaft und Frömmigkeit unter der mächtigen Obhut der Kirche. O hätten sie sich doch nicht getäuscht!

Dafs der Hr. Verf. bei dem Streit der Bischöfe und Herzoge auf der Seite der Kirche steht, ist wohl nicht zu verwundern. Die geistlichen Stiftungen des 13. Jahrhunderts erfüllen sein Gemüth mit Bewunderung und Sehnsucht. Herzog Heinrich dem I. (von 1207 — 1238) wird wegen seiner Schenkungen der Vorwurf der Verschwendung gemacht. Hr. Ritter vertheidigt ihn dagegen S. 96: „Die Bedürfnisse eines Fürsten, der Jahre lang in Frieden lebte, kein stehendes Heer unterhielt, und keiner kostbaren Leidenschaft fröhnte, konnten nicht bedeutend sein. Auch eine Staatsökonomie, wie die unsrige, und Casernen und Theater, die

Digitized by Google

jetzt Millionen kosten, kannte man damals nicht. Was die Provinzen eintrugen, wenn nicht etwa ein Krieg es verschlang, wurde von edlen Fürsten wiederum zum Besten der Unterthanen auf die Stiftung von Klöstern und auf den Bau von prachtvollen Kirchen verwendet, ein Luxus, wenn man ihn so nennen darf, in welchem das Mittelalter seinen Ruhm fand. Die Menschen wohnten enge und in niedrigen Gemächern, aber Gott konnten sie keine Tempel bauen, die ihnen hoch und weit genug waren." Sehr schön, wenn sie dieselben mit wahrer Gottesfurcht erfüllten. Das Jungfrauenkloster zu Trebnitz ist eine Stiftung Heinrichs I., auf Antrieb seiner Gemahlin, der heil. Hedwig. Der Hr. Vf. äufsert sich dabei wahr und schön über das was Jungfrauenklöster sein könnten, S. 123: „Jedes unverdorbene weibliche Herz sehnt sich nach einem Berufe, sei es als Gattin und Mutter ihre Pflichten zu erfüllen; sei es, in der stillen Zelle Gott allein zu dienen, und die Obliegenheiten, welche die Einrichtungen der Klöster jeder auflegen, zu erfüllen; es fühlt sich darin glücklich. In bürgerlichen Zuständen, wie die unserigen, mufs oft die Tochter eines höheren Beamten, wenn sie zur Waise wird, die Tochter eines Tagelöhners beneiden, denn letztere kann als Magd gehen und hat mithin einen Beruf." Allerdings soll die bürgerliche Gesellschaft diesem Bedürfnifs entgegenkommen, und sie thut es und wird es nach Kräften thun, aber auf andre Weise. Wie viel Mifsmuth, Langeweile, Stumpfsinn und Gott ungefälliges Treiben sich unter der Firma *Gott allein zu dienen* verbarg, wird dem Hrn. Verf. wohl bekannt sein, und werden wir, so hoffen wir von seiner Wahrheitsliebe, im folgenden Theile dieses Werks erfahren.

Auch ihm, unserm Verf., ist die damalige Macht- und Kraftlosigkeit der Fürsten mifsfällig, aber er schreibt sie nicht dem fortwährenden Drängen der Kirche nach Immunität ihrer grofsen Besitzungen zu, sondern (S. 187) der Herbeiziehung deutscher Ritter. Er nimmt sich dabei gemüthlich der eingeborenen Polen an, die sich nämlich alles aufbürden liefsen und gegen den Garbenzehnten des Klerus keinen Schutz bei ihren Herren fanden, denen sie selbst mit allem Uebrigen wie das Vieh unterworfen waren. „Wie manchen braven polnischen Bauer", ruft er aus, „mögen sie vertrieben haben, um ihre ihnen nachfolgenden Deutschen unterzubringen! Veteres, hiefs es, migrate coloni!" Ja, wenn man den polnischen Bauern nur Freizügigkeit zugestanden hätte. „Auch die deutschen Bauern waren nur gekommen, *um sich eine bequeme Existenz zu verschaffen*, daher mit den Rittern einverstanden gegen die Geistlichen, die ihre bisher besessenen Rechte auf die Zehnten geltend machen wollten. *Es würde allerdings ersprieſslich gewesen sein, ein billiges Abkommen zu treffen.*" Dieser Zusatz entspringt aus des Verf.'s Billigkeitsgefühl. Er mufs sich wohl erinnern, dafs er früher S. 102 alle Veredelung des Landes und Volkes dem Hereinziehen der Deutschen und der Verbreitung des deutschen Rechtes zugeschrieben hatte. Das Wesen des deutschen Rechts bestand nach ihm darin, dafs der Unterthan aufhörte ein Sclave seiner Oberherren zu sein, dafs er mäfsige und gemessene Zinsen und Dienste leistete. Die deutschen Colonisten waren unter besonderen Vergünstigungen ins Land gezogen, „der Bischof aber wollte das Decemsystem ohne Rücksicht auf Stand und Verhältnisse, mit alleiniger Rücksicht auf den Grundbesitz und Ertrag durchführen, was denn freilich für die Colonisten sehr drückend sein mufste". S. 111. Was dagegen die vorher so theilnehmend in Schutz genommenen Polen betrifft, so hat uns der Hr. Verfasser S. 62 selber belehrt: „Das Verwerfliche der Knechtschaft des gemeinen Mannes kam den Polen nie zum vollen Bewufstsein, und sie sind bis heute noch nicht dazu gekommen." Und S. 102: „Die Wohlthat des deutschen Rechts konnte eben so gut Polen als Deutschen zugewendet werden. Indessen scheint die Natur der eingeborenen Polen in ihrem Sclavenstande zu sehr depravirt gewesen zu sein, um den Werth der Freiheit recht zu schätzen."

Wir könnten noch mehrere Widersprüche anführen, in welche der Hr. Verf. durch den Streit seines natürlichen Gefühles für Gerechtigkeit, Billigkeit und Fortschritt mit dem ihm vielleicht unbewufsten Princip alle Institute der Kirche gut zu heifsen verwickelt wird. Wir haben mit wahrem Vergnügen die trefflichen Worte in der Beilage No. V. gelesen, die wir für den aufrichtigen Ausdruck der Gesinnung des Verf.'s halten: „Das Geheimnifs der unglaublich schnellen Ausbreitung der Dominicaner und Franciscaner liegt darin, dafs sie das Christenthum in der Armuth predigten. Alle, die Benedictiner, Norbertiner predigten das Christenthum in der Bequemlichkeit und Fülle, legten als Gutsbesizzer den armen Leuten noch Lasten auf, trieben die Zehnten und andere Abgaben ein, nicht besser die Bischöfe und Weltgeistlichen mit ihren Zehnten und Stolgebühren. Dazu kamen die Immunitäten, so dafs der arme Mann doppelte Lasten tragen mufste. — War aber damals die Kirche kostbar, so ist es heut zu Tage der Staat nicht weniger — die Staaten Europa's bereiten sich eine eben so schwere Zukunft vor, dafs sie hierin kein Einsehen haben, wie die Kirche schwere Leiden durch gleiche Nichtbeachtung der Mifsstände erfahren hat, und noch daran leidet." Dies ist ein wahres und freimüthiges Wort, nicht minder in Betreff der Mängel des heutigen Staatsorganismus, als in Hinsicht auf das Verderben, in welches sich die alte katholische Kirche durch ihr ungemessenes Streben nach weltlichem Gut gestürzt hat. Als sie über den Staat triumphirte, war ihr Sturz entschieden.

Wir erwarten mit grofsem Verlangen die Fortsetzung des Werkes, wünschen aber, dafs der Hr. Verf. dabei sein Augenmerk auch auf den Zustand der Schule unter der Obhut der Kirche richten möge. Hiervon ist im gegenwärtigen ersten Bande auch nicht mit einer Sylbe die Rede. Oder haben die Breslauer Bischöfe bis 1290 nichts, gar nichts dafür gethan?

Z.

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Ref. hat diese merkwürdigen Verhandlungen, welche der Unechtserklärung Waldemars vorausgingen, in kurzem unausgeschmückten Auszuge der Urkunden hier wenigstens zum Theil dem Leser vor Augen führen müssen, um zu der Beurtheilung in den Stand zu setzen, ob wirklich vorliegt, was unser Geschichtswerk darin sieht, ein in der Form völlig illegales und nach seinem Inhalte wahrhaft „monströses" Verfahren (S. 386), welches die Würde des schiedsrichterlichen Amtes entweihte und allein darauf abzielte, den Waldemar seines väterlichen Erbes und die übrigen ascanischen Fürsten ihrer unstreitigen, wohlerworbenen Rechte zu berauben.

Nach S. 381 ist es zuvörderst ein „wahrhaft enormer Fehler in der Procedur, wodurch das ganze Urtheil vorweg bestimmt und präoccupirt, wodurch der Gegenparthei jede Vertheidigung abgeschnitten wurde — ein Flecken in Karls Charakter" u. dgl. m., dafs die ascanischen Fürsten nicht zur Constituirung des bautzner Schiedsgerichtes zugezogen wurden. Hierauf erwidern wir. Der Gegenstand, mit dessen Entscheidung das bautzner Schiedsgericht sich befassen sollte, beschränkte sich, wie in allen bezüglichen Urkunden angezeigt wird, nur auf die Streitigkeiten, welche zwischen dem Könige Karl und dem Markgrafen Ludwig bestanden. Mittelbar influirte dies freilich auf die Interessen der ascanischen Fürsten, denen es ganz und gar nicht gleichgültig sein konnte, ob und wie König Karl und Markgraf Ludwig sich aussöhnten. Aber dies nur mittelbare Interesse zur Sache kann keine Berechtigung dazu verleihen, an der Zusammensetzung des Schiedsgerichts Theil zu nehmen. Das Recht, die Schiedsrichter zu wählen ist vielmehr lediglich den mit einander streitenden Partheien angehörig. Dafs aber die Aufgabe des bautzner Schiedsgerichts sich in der That nur auf die Uneinigkeiten zwischen Karl und Ludwig erstreckte, wird auch durch den Umfang der in dem Urtheilsspruche enthaltenen rechtlichen Erkenntnisse bestätigt, welcher beweiset, wie die Schiedsrichter ihre Aufgabe auffafsten. Hierin sehen wir nun keineswegs ein Recht darüber gefunden, ob Waldemar echt oder unecht sei, ob seine empfangene Belehnung ihm Recht zur Mark gebe oder nicht, ob die den ascanischen Fürsten verliehene Eventualsuccession rechtliche Folgen nach sich ziehen dürfe, ob ihr Compromifs auf Schweden oder ihr Plan der Zertheilung der Mark strafbar sei und über das, was diesem weiter anhing. Vielmehr beziehen sich alle in dem Schiedsspruch gefundenen Urtheile nur auf den Fragepunct: was ist Ludwig dem von ihm als Reichsoberhaupte anerkannten Könige Karl und was im Gegentheil dieser dem Markgrafen Ludwig zu leisten schuldig?

Dem materiellen Inhalte nach aber sind die getroffenen Entscheidungen in der That den Grundsätzen des hier in Betracht kommenden Lehnrechtes so entsprechend, dafs kein Gericht eine andere Entscheidung treffen durfte. Im Wesentlichsten fielen sie dahin aus: es soll 1) einerseits die Huldigungsleistung und die Extradition der Reichsinsignien an König Karl erfolgen und andererseits die Lehnserneuerung gewährt werden, welche beim Wechsel des Reichsoberhauptes nach erfolgter Muthung gewährt werden mufs und die Gegenleistung der Huldigung bildet; und es soll sodann 2) dem Markgrafen Ludwig in Betreff der Ansprüche Dritter auf seine Lehen, namentlich Waldemars auf die Mark Brandenburg, der Rechtsweg verstattet werden, und der Urtheilsspruch eines competenten Reichsgerichts darüber entscheiden, ob Ludwig bei der Mark bleiben soll oder diese an Waldemar abtreten mufs.

Der Rechtsweg war dem Markgrafen Ludwig bis jetzt verschlossen gewesen und mufste es sein, so lange

Digitized by Google

es kein auf allseitige Anerkennung Anspruch habendes Reichsoberhaupt gab. Denn Karls frühere Wahl und Krönung war keine gültige. Ludwig stand ihm daher als offener Feind gegenüber und Gewalt ging für Recht. Vermöge eines solchen durch den Nothstand des Krieges zu entschuldigenden Gewaltstreiches hatte König Karl von Ludwigs Reichslehnen die Lausitz selbst eingenommen, die Mark Brandenburg einem Dritten übertragen, dem letztern auf Grund eines Anspruches, gegen welchen dem Markgrafen Ludwig keine Einrede gestattet war. Durch Ludwigs Aussöhnung mit Karl und in Folge der gleich darauf folgenden vollgültigen Wahl und Krönung Karls, mufste sich dies Alles anders gestalten. Ludwig war nun in die Reihe der Getreuen des Königs übergegangen und konnte daher vor dem Könige Recht fordern, so wie er hier von Andern rechtlich in Anspruch genommen werden konnte. Hier mufste also nun auch der Anspruch, den ein gewisser Waldemar auf den Besitz der Mark erhoben hatte, ungeachtet des durch Karls Willkür früher begründeten factischen Besitzstandes, untersucht und im Wege des üblichen Reichsprocesses zu rechtlicher Entscheidung gebracht werden.

Um die Angelegenheiten Ludwigs in den Rechtsweg wieder einzuleiten, genügte aber nicht, dafs ihm in Aussicht gestellt wurde, es sollten die Ansprüche Waldemars auf die Mark rechtlich untersucht und entschieden werden, sondern Ludwig mufste auch rücksichtlich seines während des Krieges unbeachtet gebliebenen juristischen Besitzes an der Mark gleichsam restituirt werden, nämlich als Markgraf von Brandenburg, so wie als Churfürst des Reiches, so lange anerkannt werden, bis dem Waldemar gelang, ihm im Wege Rechtens die Mark abzugewinnen. In dieser Beziehung war Karl rechtlich verpflichtet, wozu ihn auch der Schiedsspruch verbunden erklärte, die übliche Belehnung dem Markgrafen Ludwig zu ertheilen. Grade in dieser Lehnserneuerung, welche Karl inhalts des Schiedsspruches dem Markgrafen Ludwig leisten mufste, erblickt unser Hr. Vf. eine grofse Ungerechtigkeit, ja einen entschiedenen Gewaltstreich. Diese Lehnserneuerung, meint er, hätte dem Markgrafen Ludwig erst dann ertheilt werden dürfen, nachdem das Fürstengericht zu Nürnberg ihn in Vergleichung mit Waldemar als besser berechtigten Markgrafen von Brandenburg anerkannt hatte: dadurch aber, dafs dem Markgrafen Ludwig die Belehnung mit der Mark vorher ertheilt worden, sei das Geschick der Mark im Voraus entschieden, im Voraus damit auch entschieden, was man zu Nürnberg in Ansehung Waldemars finden wollte, ein hinterher richtendes Fürstengericht sei offenbar leere Ceremonie gewesen: vielmehr ergebe sich hieraus mit Evidenz, dafs Waldemar fallen *sollte* und fallen *mufste*, weil er Ludwig gegenüberstand und dafs die Ascanier ihre Rechte auf die Mark aus gleicher Ursache verlieren sollten (S. 394 — 399). Bei dieser Betrachtungsweise hat der verehrte Vf. jedoch die Ansprüche, welche der rechtlich erworbene Besitz auf Schutz und Schonung begründet, ganz übersehen. Ludwig war kraft der ihm von Karls Vorgänger in der röm. Königswürde mit Zustimmung des Reichs ertheilten Belehnung mit der Mark unzweifelhaft in rechtlichem Sinne Besitzer derselben. Seine rechte Lehnsgewehre mufste daher, wenn das Recht maafsgebend blieb, so lange als bestehend anerkannt und geschützt bleiben, bis vor einem Reichsgerichte, welches der römische König in verfassungsmäfsiger Form mit des Reiches Fürsten und Herren hielt und wozu beide Partheien zugezogen wurden, *A.* der angeblich vom heiligen Grabe oder von einer Pilgerfahrt zurückkehrende Waldemar ausgeführt hatte, 1) dafs er derjenige sei, wofür er sich ausgebe, und 2) dafs er als solcher mehr Recht habe, die Mark wieder zu erlangen, als Ludwig Recht habe sie zu behalten und über beides Ludwigs Einwendungen gehört waren: und bis *B.* mittelst rechtskräftiger Erkenntnisse jenes Gerichts das Erstere als erwiesen anerkannt und rücksichtlich des Letztern der fernere Besitz der Mark Brandenburg dem Markgrafen Ludwig eben so ausdrücklich abgesprochen, als dem Markgrafen Waldemar zugesprochen worden war. Ereignete sich vor einer solchen förmlichen Entscheidung der Streitfrage über das Recht Ludwigs und Waldemars auf die Mark Brandenburg ein Lehnsfall, in welchem die Erneuerung der Investitur gefordert und gewährt werden mufste, — wie die Erhebung Karls zum röm. Könige nach dem Tode des Kaisers Ludwig einen solchen Lehnsfall bildete; — so durfte nicht die Rücksicht auf die noch unentschiedene Ansprache Waldemars so weit getrieben werden, dem Markgrafen Ludwig deshalb die Lehnserneuerung zu versagen. Vielmehr mufste der Lehnsherr dem Vasallen nach rechtzeitiger Muthung die Investitur ertheilen und die Huldigung

Digitized by Google

von ihm annehmen. Und dies konnte dem Markgrafen Ludwig, ohne Benachtheiligung Waldemars und der ascanischen Fürsten um so unbedenklicher gewährt werden, als ihm durch die Erneuerung der Investitur sein Recht zur Mark nicht gebessert wurde. — Zwar hatte Karl zu einer Zeit, welche seiner gültig vollzogenen Erhebung zum Reichsoberhaupte vorherging, den Waldemar mit der Mark Brandenburg bereits beliehen. Indessen, wäre auch Karl zur Verleihung von Reichslehnen damals vollständig schon berechtigt gewesen; so konnten doch diese Belehnungen Waldemars mit der Mark und der Ascanier mit der Succession nach Waldemars Tode, dem Markgrafen Ludwig und dessen Erben gegenüber, keine rechtlichen Folgen begründen. Denn diese Belehnungen verstanden sich vom Anfange an nur unter vollständigem Vorbehalt der Rechte Ludwigs, wenn auch in den Lehnbriefen solch ein Vorbehalt unerwähnt blieb. Ein Lehnsherr ist gar nicht befugt, durch einseitige Verleihung an einen Dritten die Rechte des besitzenden Vasallen und seiner Agnaten aufzuheben oder zu ändern. Jede solche Handlung ist vielmehr für den Vasallen als rechtlich nicht vorhanden anzusehen: und Handlungen dieser Art waren die Belehnungen Waldemars und der ascanischen Fürsten.

Der Ansicht unsers Hrn. Vf.'s, dafs durch die dem Markgrafen Ludwig zuerkannte Lehnsinvestitur zugleich über Waldemars Echtheit und der Ascanier Rechte auf die Mark entschieden sei, liefse sich sogar die Behauptung gegenüberstellen, dafs es dabei auf Waldemars Echtheit oder Unechtheit gar nicht ankam. Denn wäre — was nicht der Fall war — Waldemar auch bereits in legaler Form als echt anerkannt gewesen, so war er dadurch noch nicht ipso jure in die brandenburgische Chur und Mark wieder eingesetzt — zumal wenn Waldemar, wie unser Hr. Vf. behauptet, geisteskrank gewesen ist. Vielmehr fragte sich wenigstens noch, ob die Handlung, wornach er sich absichtlich als todt darstellte, um als Pilger Land und Leute heimlich für immer zu verlassen, und seine acht und zwanzig jährige freiwillige Abwesenheit nicht als stillschweigende Aufgabe des Lehens oder als eine Felonie anzusehen sei, die ihn des Reichslehns verlustig mache, ob daher wirklich das Recht Waldemars, seine Lehen zurückzufordern, dem inzwischen von Ludwig daran erworbenen Lehnsrechte vorzuziehen sei. Auch diese Rechtsfrage konnte nur mittelst eines förmlichen reichsgerichtlichen Verfahrens entschieden werden: und mufste daher, selbst im Falle erwiesener Echtheit Waldemars, immer noch abgewartet werden, dafs ein competentes Gericht dem Markgrafen Ludwig die Mark Brandenburg zu Gunsten Waldemars förmlich absprach, bevor König Karl dem Markgrafen Ludwig die Lehnserneuerung und fernere Anerkennung als Markgrafen versagen durfte.

Hatte daher unzweifelhaft König Karl, indem er früher den Prätendenten Waldemar, auf einseitige Annahme seiner Echtheit gestützt, vor rechtlicher Entscheidung seiner Ansprache an die Mark, mit dieser belieh und die Anerkennung Ludwigs als actuellen Markgrafen auch nach erfolgter Aussöhnung mit diesem fortdauernd versagte, die gerechten Ansprüche Ludwigs auf richterlichen Schutz gekränkt; so entsprachen dagegen Pfalzgraf Ruprecht und die 12 Fürsten und Herren des Reiches, die unter ihm den Schiedsspruch fanden, vollständig den Grundsätzen des Rechtes, indem sie von dem Könige forderten, ungeachtet und wie sich von selbst dabei versteht, unbeschadet seiner dem Waldemar ertheilten Investitur und der Rechte desselben, den Markgrafen Ludwig neu zu belehnen, ihn als Besitzer der Mark und der Chur im rechtlichen Sinne anzuerkennen, darnach aber ohne Verzug ein Reichsgericht entscheiden zu lassen, ob sein Besitz der Mark gegen Waldemars Ansprache zu Recht bestehen könne. Eben so handelte Karl seiner lehnsherrlichen und oberstrichterlichen Würde ganz gemäfs, indem er seine Mifsgunst gegen das bayerische Haus soweit unterdrückte, Ludwig als actuellen Markgrafen von Brandenburg anzunehmen, selbst die in eigenen Besitz genommene Niederlausitz demselben wiederherauszugeben und Alles, was er gewaltthätig gegen die Rechte des Markgrafen vorgenommen hatte, wenigstens formell ungeschehen zu machen, sodann aber einen Gerichtstag für beide Partheien nach Nürnberg anzuberaumen mit der Erklärung, er werde denjenigen von beiden für den wahren Markgrafen von Brandenburg halten, den Fürsten und Herren des Reiches hier als solchen anerkennen und bezeichnen würden.

Während Ruprechts Schiedsspruch in Gemäfsheit des Obigen nach Form und Inhalt gerechtfertigt erscheint; so findet unser Geschichtswerk darin den Sinn (Th. I, 386. Th. II, 35) die Mark sei *a*) vermöge des-

Digitized by Google

selben dem Waldemar und den ascanischen Fürsten abgesprochen und zwar *b*) wegen drei ihnen darin vorgerückter Vergehen, nämlich 1) weil sie compromittirt hätten auf Schweden, 2) weil sie die Mark ohne des Königs Wissen und Willen an sich gerissen und getheilt hätten, und 3) weil Waldemar nach Aussage vernommener Zeugen eher unecht sei, als echt. In dieser Deutung des Ruprechtschen Schiedsspruches ist zuvörderst ungegründet, dafs dem Waldemar und den Ascaniern die Mark oder ihr Recht auf dieselbe abgesprochen sei, geschweige denn aus den angeführten Gründen. Der Schiedsspruch vermifst sich in keinem Puncte der rechtlichen Entscheidung über Waldemars Echtheit oder Unechtheit, urtheilt nicht entfernt über den Grund oder Ungrund seiner Ansprüche auf die Mark und berührt mit keinem Worte die den Ascaniern daran verliehenen eventuellen Successionsrechte. Im schroffen Gegensatz zu einer solchen Auslegung des Schiedsspruches, wornach Waldemar und die Ascanier ihrer Rechte darin verlustig erklärt wären, ist vielmehr denselben die Ausführung, Begründung und Vertheidigung ihrer Ansprüche auf einem anzuberaumenden Gerichtstage vorbehalten. Unser Hr. Vf. scheint zu dieser Auslegung des Schiedsspruches auch nur dadurch bewogen zu sein, dafs er in dem darin für den Markgrafen Ludwig enthaltenen Zugeständnisse der Investitur eine stillschweigende Nichtigkeitserklärung der Ansprüche Waldemars und eine Anerkennung Ludwigs als Besserberechtigten sieht. Indessen ist hierbei übersehen, was schon oben dargethan, dafs der Act der Investitur, den Karl in Folge des Erkenntnisses des Schiedsgerichts vornahm, dem Markgrafen Ludwig kein Recht geben, dem Waldemar kein Recht nehmen konnte und als blofse Folge des bis nach ausgemachter Sache rechtlich anzuerkennenden Besitzstandes, die Rechtsansprüche beider Partheien auf die Mark nicht im Geringsten modificirte.

Was hiernach die drei Umstände anbelangt, die in der Einleitung zu dem Schiedsspruche Ruprechts erwähnt und in unserem Geschichtswerke mit Unrecht für die Entscheidungsgründe des Ruprechtschen Schiedsspruches angesehen werden; so finden wir darin erstens Gefahren nachgewiesen, welche theils für das Reich, theils für die Conservation des streitigen Gegenstandes, nämlich für die Mark Brandenburg, aus den bestehenden Streitigkeiten über dies Reichslehn und aus der Versagung des dem Markgrafen Ludwig im Besitze derselben gebührenden rechtlichen Schutzes hervorgingen: und ebenmäfsig ist zweitens auf die erheblichen Zweifel hingezeigt, welche der Anerkennung Waldemars und dessen vermeintlichem Rechte auf die Mark Brandenburg gegenüberständen. Diese hervorgehobenen Umstände kann Ref. als die eigentlichen rechtlichen Gründe des vom Pfalzgrafen Ruprecht gesprochenen Urtheils zwar in keiner Weise anerkennen. Denn wenn es weiter keine Rechtsgründe dafür gab, wie hätte blofs darum dem Markgrafen Ludwig die verlangte Investitur mit der Mark zuerkannt werden dürfen, weil Waldemars noch unentschiedene Echtheit zweifelhaft, von ihm und seiner Parthei eine Zersplitterung der märkischen Churlande zu fürchten und eine ungebührliche Nichtachtung der oberstrichterlichen Gewalt des römischen Königs an den Tag gelegt sei! Diese Umstände konnten jede andere Sicherheitsmafsregel rechtfertigen, aber nicht für Ludwigs Belehnung als für sich allein genügende Motive auftreten. Da nun aber, wie früher umständlich ausgeführt ist, Ludwigs rechte Lehnsgewehre an der Mark ihm schon einen vollständigen Anspruch auf den Schutz des Lehnsherrn und Richters gegen jeden Dritten gab, so lange dieser nicht in legaler Form sein besseres Recht nachgewiesen und zur rechtskräftigen Anerkennung gebracht hatte, da Ludwig also rechtlich im Besitze der Mark bis nach ausgemachter Sache verbleiben mufste, auch wenn keine Verhältnisse vorlagen, die Waldemars Person verdächtigten und sein factisches Innehaben eines Theiles der Mark für das Reich und für das Churfürstenthum bedenklich machten; so war die in Ruprechts Schiedsspruche uns vorliegende Hinweisung auf die erwähnten Gefahren und Zweifel ganz an ihrem Ort, um die, schon nach den Grundsätzen des dem Besitze zu leistenden Schutzes dem Markgrafen Ludwig gebührende Lehnserneuerung, noch um so mehr gegen jeden Einwand zu rechtfertigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Es trat darnach den Ansprüchen Ludwigs noch die Verpflichtung des Reichsoberhauptes für die Aufrechterhaltung der Interessen des Reichs, und die Verpflichtung des Richters für die unverletzte Conservation des streitigen Gegenstandes zu sorgen, unterstützend an die Seite: und durch den mittelst der Aussage von namhaft gemachten Zeugen wohlbegründeten Zweifel an der Echtheit Waldemars wurde der Annahme begegnet, worauf Karl sich bei der frühern dem Waldemar ertheilten Belehnung gestützt haben konnte, dafs die Echtheit desselben in der Notorietät beruhe. Besonders die Nachweisung des letztgedachten Zweifels war von Erheblichkeit. Denn da jeder Schutz des Besitzes nur hypothetisch ist, so war wenigstens denkbar, dafs gegen die von Ludwig geforderte Investitur und vorläufige Anerkennung noch der Einwand erhoben werde, Waldemar sei notorisch echt und seine Berechtigung zur Mark so offenkundig, dafs Ludwigs Besitzstand auch nicht einmal vorläufig zu schützen sei. Daher hebt auch König Karl in einer hierüber an die märkischen Stände ergangenen Erklärung vom 29. März (Cod. II, II, 207) noch besonders hervor unter den Umständen, welche ihn verpflichtet hätten, dem Markgrafen Ludwig die Investitur zu gewähren, dafs dieser selbst und seine Brüder sich erboten hätten, vor dem Reiche zu beweisen und zu bewähren, dafs der König mit der Behauptung, Waldemar sei echt, gänzlich betrogen worden sei.

Rücksichtlich der einzelnen Puncte, die in der besprochenen Einleitung zu Ruprechts Schiedsspruche angeregt und dem Prätendenten und den ascanischen Fürsten zum Vorwurf gemacht sind, sucht unser Hr. Vf. S. 386 f. deren völligen Ungrund nachzuweisen. In Ansehung des Compromisses auf Schweden wird behauptet, dafs ein solches Compromifs der Gewohnheit gemäfs und nicht verboten, dafs der Waldemar zu Spremberg nicht gegenwärtig gewesen und dafs, das Compromifs auf den Schwedenkönig zu stellen, wahrscheinlich eine von den Bayern oder Meklenburgern, nicht von den Ascaniern ausgegangene Idee gewesen sei. Von diesen Behauptungen sind wenigstens die letztern blofse Vermuthungen, auf deren Wahrscheinlichkeit wir aber um so weniger prüfend einzugehen brauchen, als wir uns gern mit dem Hrn. Verf. zu der Ansicht vereinigen, dafs ein strafbares Vergehen hier eigentlich nicht vorlag. Als ein strafbares Vergehen ist aber dies Compromifs auch in Ruprechts Schiedsspruche keineswegs bezeichnet. Dafs es aber eine für die Würde des römischen Königs und für das Ansehn des Reiches höchst präjudicirliche, in Bezug auf die in jeder Beziehung bedenkliche Einmischung der Krone Schweden in innere Reichsangelegenheiten Deutschlands höchst gefahrvolle Maafsregel war, wenn zwei Churfürsten und mehrere Fürsten Deutschlands jener Krone die Entscheidung ihres Streites über den Besitz eines vom röm. Könige lehnbaren Churfürstenthumes übertrugen, und dafs ein Streit dieser Art nicht zur Cognition eines willkürlich ohne des Lehnsherrn Zustimmung von den Partheien zu consituirenden Schiedsgerichts, sondern vor den röm. König und vor das Reich gehörte, wird wohl jeder einräumen, auch ohne dafs Ref. es umständlich nachweiset. — Das zweite sogenannte Verbrechen, was dem Waldemar und den Ascaniern vorgerückt und um deswillen ihnen die Mark abgesprochen sein soll (S. 386), drückt der Hr. Vf. so aus: „der sich so nennende Waldemar und seine Helfer haben ohne des röm. Königs Wissen, Willen und Erlaubnifs die Mark *an sich gerissen* und getheilt." Dies giebt dem Hrn. Vf. natürlich Veranlassung über ungerechte Beschuldigung mit den härtesten Ausdrücken zu klagen, da Waldemar und die Ascanier den Theil

Digitized by Google

der Mark, welchen sie besafsen, nicht nur nicht ohne des Königs Wissen und Willen, sondern mit seiner Einwilligung, ja mit seinem Beistande eingenommen hatten. Allein in der hier zu Grunde liegenden Quelle steht auch nichts von *an sich* reifsen, sondern: daz dieselben — ane unser küngliche günst, wizzen, willen und laube die vorgenante marke *vnder sich gerizzen und geteilt* haben, als — Ruprecht — des besundern von den vorgenanten Grefen gunther vnd auch den Edeln Johan von kotbuz, friedrich von Lochen etc. — *di da by gewesen sint*, kuntlich vnderwyset und berichtet (Cod. II, II, 280). Dies „*unter sich* gerissen und getheilt" steht hier vermuthlich nur, wie so oft in der Sprache des Mittelalters die Silbe *ge* für *zer* gebraucht wird, für „unter sich zerrissen und zertheilt:" und dafs es wenigstens so verstanden werden müsse und auf die über die künftig vorzunehmende Zerstückelung der Mark kurz zuvor in Grofsenhayn und in Berlin ohne des Königs Zuziehung geschlossenen, unserem Hrn. Vf. wohlbekannten Verträge (Th. I, S. 388) zu beziehen ist, zeigt deutlich der Nachsatz, wornach Zeugen hierüber vernommen wurden, die aussagten, sie seien *dabei* gewesen; während die Eroberung eines Theiles der Mark durch die Ascanier unter König Karls Beistande und Zulassung wahrlich kein so geheimes Factum war, dafs man es durch dabei gewesene Zeugen erst festzustellen brauchte. Die sonstigen Einwendungen gegen diesen Satz des Ruprechtschen Schiedsspruches, namentlich, dafs die Theilung nur erst Plan, nicht schon ausgeführt gewesen, würden nur dann Berücksichtigung verdienen, wenn es sich hier, wie mit Unrecht angenommen ist, um zu abndende Staatsverbrechen gehandelt hätte. Jedenfalls war aber schon eine feierlich unter den Führern des Eroberungsheeres durch Vertrag festgesetzte Theilung der Mark Brandenburg unter sich, eine Maafsregel, welche den verfassungsmäfsigen Fortbestand des Churfürstenthumes Brandenburg und die unversehrte Erhaltung dieses zwischen Ludwig und Waldemar streitigen Gegenstandes in nicht unbedeutende Gefahr setzte: und nur insofern nimmt Ruprechts Schiedssprush auch auf diesen Umstand Bezug. — Der dritte Umstand, auf welchen hierin hingewiesen ist, besteht endlich darin, dafs eine Anzahl Fürsten, Herren und Mannen — es sind ihrer 12, nach andern Ausfertigungen 13, die namentlich genannt werden — bekannt habe, wenn sie es auf ihre Eide nehmen sollten, so wollten sie eher sprechen und schwören, dafs der Prätendent Markgraf Waldemar, des seligen Markgrafen Conrads Sohn nicht wäre, als dafs er es wäre. Die Aussagen dieser Zeugen verdächtigt unser Geschichtswerk S. 393 durch den Einwand, dafs hier keine positive Erklärung mit *Ja* und *Nein*, sondern eigentlich nur gesagt sei, was das allgemeine Bekenntnifs der bayerischen Parthei war: „uns ist es wahrscheinlicher, dafs er falsch, als dafs er der rechte ist." Letzteres ist richtig. Aber grade hierin liegt eine überaus gewichtige Rechtfertigung des Ruprechtschen Schiedsspruches gegen die Anklagen des Hrn. Verfassers. Grade hierin erkennt man recht einleuchtend, wie wenig der Pfalzgraf und seine 12 hohen Schöppen geneigt waren, die ihnen gestellte Aufgabe im Mindesten zu übertreten und dadurch in den Kreis der Rechtsstreitigkeiten, welche vor einem andern Forum zwischen Ludwig und Waldemar unter Assistenz der ascanischen Fürsten abzumachen waren, mit ihrer Beweisführung oder mit ihrer Entscheidung einzugreifen. Sie liefsen jene Zeugen nicht zu dem Eide zu, den dieselben abzuleisten bereit waren, sondern begnügten sich damit, dem Schiedsspruche nur unter namentlicher Anführung ihrer angesehenen, an ihrer Ehre unbescholtenen Gewährsmänner, deren Zweifel an der Echtheit Waldemars in den schonendsten Ausdrücken zu inseriren. Denn auch dieses reichte hin für den Zweck, welchen die ganze Bezugnahme auf Waldemars Person hier nur haben konnte, nämlich zu widerlegen, dafs er notorisch echt sei. Wären sie dagegen weiter gegangen und hätten sie, wie unser Hr. Vf. von ihnen fordert, jene Zeugen bestimmt und eidlich aussagen lassen, ob es Waldemar sei oder nicht, so hätten sie sich dadurch eines Eingriffes in das erst vor dem Reichsgerichte vorzunehmende Untersuchungsverfahren unzweifelhaft schuldig gemacht. Es hätte sie dann der Vorwurf mit Recht getroffen, der jetzt an ihrer Gewissenhaftigkeit abgleitet, in einem Schiedsspruche zwischen Ludwig und Karl, der Rechtssache Ludwigs mit Waldemar präjudicirt zu haben. — Uebrigens ist die Aussage der gedachten Zeugen über ihre Ansicht von Waldemars Person, wenn sie auch keine bestimmte mit Ja und Nein ist, für den Hauptgegenstand der hier in Rede stehenden Untersuchung doch zu interessant, als dafs Ref. dem Hrn. Vf. auch nicht in die angestellten Erörterungen

Digitized by Google

über die speciellen Verhältnisse der einzelnen dieser Zeugen mit einigen Bemerkungen folgen sollte. Der Hr. Vf. gelangt nämlich bei näherer Betrachtung derselben zu dem uns auffallenden Resultat, von den 14 Zeugen — es waren ihrer nur 12 oder 13 — hätten vier weder den echten noch den falschen Waldemar gekannt, zwei nur den letztern, zwei nur den erstern; nur *einer* könne beide gekannt haben, fünf seien völlig unbekannte Personen. Acht von diesen Personen seien daher nicht im Stande gewesen die Wahrheit zu sagen, wenn sie auch den Willen dazu gehabt hätten, von fünfen wisse man nicht, ob sie es vermochten und nur Einer scheine dazu befähigt zu sein (Th. I, 392). Aber liefse sich auch von einigen wenigen dieser Zeugen nach ihren wahrscheinlichen Altersverhältnissen glaublich machen, dafs sie den vor 28 Jahren verstorbenen echten Waldemar nicht genau gekannt haben, so läfst sich doch wenigstens der Beweis, den falschen Waldemar nicht gekannt zu haben, von keinem einzigen dieser Zeugen mit Sicherheit führen. Wir können uns daher in Betreff der angeregten Untersuchung nur im Kreise unzuverläfsiger Vermuthungen bewegen. Denn auch hier giebt es keine andere Beweismittel, als die wenigen bis auf uns gekommenen Urkunden jener Zeit. Aus solchen Urkunden läfst sich nun zwar mit Bestimmtheit die Bekanntschaft des Ausstellers mit darin namhaft gemachten Personen oder die Bekanntschaft der letztern unter sich nachweisen; aber umgekehrt, wie hier geschehen ist, aus dem Mangel an Urkunden, welche eine solche Bekanntschaft nachweisbar machen, oder aus dem Umstande, dafs die in Rede stehenden Personen Anhänger Ludwigs, oder lausitzsche, meifsnische oder dänische Ritter sind, auf deren Unbekanntschaft mit Waldemar, dem echten oder falschen, zu schliefsen und diese darnach zu behaupten, halten wir für zu kühn. Wie leicht man bei so gewagten Schlüssen in Irrthum gerathen kann, wird uns auch im vorliegenden Falle wieder durch die Bemerkung bestätigt, dafs der Hr. Vf. ungeachtet der sorgfältigsten Untersuchungen über die persönlichen Verhältnisse dieser Zeugen, doch einige nicht richtig erkannt hat. Es wird z. B. der in der Reihe derselben namhaft gemachte Henning von Bodebuz mit Annahme eines Schreibfehlers für ein wahrscheinliches Mitglied der im Saganschen angesessenen Familie von Kottwitz und für eine ganz unbekannte Person erklärt (S. 391. 392), während der dieser Zeit angehörige, als Anhänger König Waldemars von Dänemark bekannte Edle Henning von Putbus bei der bekannten frühern Schreibart des Namens Putbus darunter kaum zu verkennen sein dürfte. Von Nickel Erichs und Boëcius Valke, ebenfalls nach dänischen und schleswig-hollsteinischen Urkunden nicht ganz unbekannten Rittern, wird wiederum angenommen, dafs nur ein Schreibfehler ihnen die Existenz gegeben habe, zumal da der Hr. Verfasser das Vorkommen des Namens Boëcius als Taufnamen nicht kennt. Es werden daher aus diesen zwei Zeugen drei gemacht, nämlich Nickel, Erich und Hans Valke und dadurch wird denn der Ritter Nicolaus Valke von der Liesenitz in die Reihe dieser Zeugen gestellt, der gar nicht dazu gehörte, übrigens grade derjenige ist, den der Hr. Verf. als einzigen Zeugen darstellt, der den echten wie den falschen Waldemar gekannt habe. Man sieht aus diesen an sich unerheblichen Nachweisungen zur genüge, wie gewagt es ist vom Standpuncte unserer geringen Kenntnifs in Beziehung auf die Verhältnisse jener in Ruprechts Schiedsspruche als Zeugen namhaft gemachten Personen, darüber ein Urtheil auszusprechen, ob sie mit dem echten und dem falschen Waldemar in persönlicher Bekanntschaft gestanden haben. Nur so viel bemerken wir noch, dafs es schwer glaublich erscheint, der Pfalzgraf Ruprecht habe, um den Glauben an Waldemars Echtheit zweifelhaft darzustellen, sich solcher Gewährsmänner bedient, von denen der König selbst und jeder Zeitgenosse wissen konnte, dafs sie über Personen Zeugnifs ablegten, die sie gar nicht kannten. Es spricht vielmehr eine unabweisbare Vermuthung dafür, dafs gedachte Zeugen wenigstens in damaliger Zeit für urtheilsbefähigt gehalten wurden, was sie ohne persönliche Bekanntschaft mit dem echten und mit dem falschen Waldemar nicht wohl sein konnten.

Es ist hiernächst S. 394 unsers Geschichtswerkes noch als wichtige Bestimmung des Ruprechtschen Schiedsspruches die Stelle hervorgehoben: „Hätte der König irgend Lehn und Güter zum Schaden Ludwigs, seiner Diener und Unterthanen verliehen, oder wäre es zum Schaden des Königs durch Ludwig geschehen, so solle dies gänzlich ungültig sein und beiden Theilen keinen Schaden bringen." Damit war, bemerkt unser Hr. Vf.,

Digitized by Google

Waldemars und der ascanischen Fürsten Belehnung für ganz ungültig erklärt: man sehe hieraus, wie es gemeint gewesen sei mit dem Fürstengericht, vor welchem sich Waldemar stellen und welches erkennen sollte, ob er der rechte Waldemar und wie es mit der Mark Brandenburg zu halten sei — der Concipient der langen Urkunde habe die sonst sehr gewöhnliche Phrase „sonder Arglist und Gefährde", vielleicht aus innerem Schaamgefühle, nicht ein einziges Mal gebraucht (S. 395)! Der Schiedsspruch Ruprechts enthält jedoch in keiner von seinen mehreren, etwas von einander abweichenden Ausfertigungen genau die obigen ihm beigelegten Worte, sondern die bezügliche Stelle lautet: Were auch daz der — Konig dheinerley lehen oder gut verlihen hette zu schaden des vorgenanten vnsers vettern (Ludwigs) dienern und vnderthanen vnd ob vnser vetter dazselbe licht auch getan hette zu schaden unsers herren des königes dienern und vntertanen die sullen gentzlich ab sin vnd beyder siten keinen schaden bringen (Cod. II., II., 272, 277). Der Sinn dieser Stelle dürfte daher schwerlich ein anderer sein, als in welchem eine ähnliche Disposition in mittelaltrigen Friedensschlüssen fast immer vorkommt, nämlich, dafs den Dienern und Unterthanen des Königs die von Ludwig vorgenommenen Verleihungen und umgekehrt den Dienern und Unterthanen Ludwigs die vom Könige vorgenommenen Lehnsverleihungen unschädlich sein sollten. Unser Geschichtswerk änderte diesen Sinn, indem es vor die Worte diener vnd vntertanen das Wort seiner einschob: es scheint hierzu durch die falsche Interpunction verleitet zu sein, welche in den Abdrücken dieser Urkunde stattfindet, wornach vor diener ein dahin nicht gehöriges Komma steht. Dafs aber die besprochene Stelle nicht den ihr untergelegten der Sache und dem Rechte ganz unangemessenen, sondern einen mit den Verhältnissen sehr wohl vereinbaren Sinn habe, bestätigt deutlich die Ludwigsche Erklärung über den Eltwiler Vertrag, der in diesem Puncte noch erhalten ist und dessen Bestimmungen Ruprechts Schiedsspruch in vielen Puncten nur wiederholte. Hier ist nämlich die in Rede stehende Stipulation ganz unzweideutig mit folgenden Worten ausgedrückt: Ob wir inwendig der Zeit und dauer Krieg und Mishelung zwischen uns geweret haben, imant zu beiden Seiten beschediget oder beschwert hetten, den wir ihr Lehn und Gut in fremde Hende vorlichen hetten, dafs solchs vorleyhen wie das geschehen ist mit Briefen oder ohne Briff allen unsern dinern und untertanen beyden Seyten geistlichen und weltlichen vnschedlich seyn soll und sollen dieselben unser diener und unterthanen beyden Seiten bey allen iren Lehengütern und Rechten bleiben (Codex II., II., 252). Hiernach wirft die in Rede stehende Bestimmung keinen Schein arglistiger Eingriffe in das Recht Waldemars und der Ascanier auf unser Schiedsgericht: und noch weniger vermag dieses der gerügte Mangel der Phrase „sonder Arglist und Gefährde": denn diese, wenngleich sehr übliche Phrase fehlt doch in ungemein vielen ohne Arglist ausgestellten mittelaltrigen Urkunden, und war überhaupt weniger für Rechtssprüche, als vielmehr für Vertragsinstrumente gebräuchlich.

Wir nähern uns endlich der von der bayerischen Parthei mit Ungeduld erwarteten gerichtlichen Entscheidung zu Nürnberg. Dazu waren namentlich Waldemar und seine Helfer, also die ascanischen Fürsten und deren Verbündete, und zwar zum 5. April geladen, um hier mit guter Kundschaft und anderen Beweisen darzuthun, dafs Waldemar Markgraf Konrads Sohn sei. Indessen scheint von diesen Fürsten keiner erschienen zu sein: und das war natürlich auch das Räthlichste, wenn Woldemar ein Betrüger war: es wurde hiermit wenigstens die öffentliche Prostitution vermieden. — Am nächsten Tage, den 6. April, da König Karl wieder zu Gericht safs, trat Pfalzgraf Ruprecht vor die Schranken und „beweiste vor vns offenbar in Gerichte mit guter warer kuntschaft, daz er es *nicht* wär Woldemar Marggraffen Chunrads seligen sune ze Brandenburg". Der Markgraf Ludwig selbst war zu dieser Gerichtssitzung nicht erschienen, vielleicht um dadurch zu zeigen, wie gewifs er seiner Sache sei und wie sehr er den Betrug verachte: er hatte den Pfalzgrafen Ruprecht mit gedachter Beweisführung beauftragt. Nachdem dieser sich nun des Auftrags entledigt hatte, so wurde von dem Könige von des Hofgerichts wegen den Ständen der Mark hierüber Kenntnifs gegeben und zugleich die Weisung ertheilt, sich an Waldemar, weil er unecht sei, so wie an seine Helfer nicht mehr zu kehren, sondern sich an den mit Unrecht aus der Mark geworfenen Ludwig zu halten etc. (Fidic. Beitr. IV, 36).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Ueber acht Tage später, nämlich am 13. April, erschienen auch Ludwig d. Aeltere nebst seinen Brüdern persönlich in einer abermals von dem König Karl angestellten Gerichtssitzung. Ruprecht gab nun jenen ihre Klage gegen Waldemar auf, wornach diese vor dem Könige die Marken Brandenburg und Lausitz von Neuem rechtlich behaupteten und der König den Markgrafen Friedrich und Balthasar von Meifsen den Auftrag gab, sie in Nutz und Gewehr derselben einzuweisen (Codex II., II., 297 – 299). Hiemit nun war Waldemars politische Existenz rechtlich vernichtet.

Blicken wir auf die Einwendungen, welche Klöden's Scharfsinn auch der Anerkennung dieses Richterspruchs entgegenstellt, so wird es zuvörderst für eine grobe Rechtsverletzung ausgegeben, ja für eine Bosheit, dafs Karl überhaupt diese Untersuchung über Waldemars Person zugelassen, nachdem schon eine als vollkommen gesetzmäfsig und befriedigend anerkannte und durch die heiligsten Formen legalisirte vorangegangen war (S. 399 u. 437), und hierdurch wird denn auch zugleich das verdächtige Ausbleiben Waldemars und der ascanischen Fürsten auf dem anberaumten Gerichtstage beschönigt (S. 400). Allein es ist bereits oben S. 491 mit völliger Evidenz nachgewiesen, dafs über Waldemars Echtheit niemals zuvor eine rechtliche, geschweige denn durch die heiligsten Formen legalisirte Untersuchung stattgefunden hat. Die hier zu Nürnberg angestellte war die erste und einzige *rechtliche* Untersuchung, welche über die Person Waldemars jemals angestellt ist, und also blieb es für die Angeschuldigten sehr verdächtigend, dafs sie auf derselben nicht erschienen. — S. 431 wird dagegen gerügt, dafs Ludwig hier nicht gleich persönlich mit seinen Brüdern erschienen sei: indessen er hatte hier den Pfalzgrafen Ruprecht als Bevollmächtigten, und konnte sich in der Beweisführung der Unechtheit Waldemars füglichst durch einen andern Fürsten des Reiches vertreten lassen. — S. 441 wird angedeutet, wenn Waldemar unecht gewesen sei, so werde man ihn nicht blofs von der Mark entfernt, sondern auch zur Strafe gezogen haben. Indessen konnten die Rücksichten, welche man auf angesehene Reichsfürsten, die Vertreter dieser Täuschung, nahm und Karl vor Allen nehmen mufste, da er den Betrug, so lange derselbe ihm förderlich zu sein schien, selbst begünstigt hatte, sehr wohl die gerügte Nachsicht erklären. — S. 431 f. erklärt sich der Vf. aus den Gründen gegen die Glaubwürdigkeit des zu Nürnberg nach Karls Versicherung geführten Beweises, weil nicht bekannt sei, *wie* er geführt worden, weil weder Ludwig und seine Brüder, noch Ruprecht den Waldemar persönlich gekannt haben, und weil derselbe nicht *in extenso* den märkischen Städten mitgetheilt sei. Wenn indessen ein Geschichtschreiber in Bezug auf die im Kaiserl. Hofgerichte des 14ten Jahrhunderts als überzeugend angenommenen Beweise hinterher mit solchen Ausstellungen kommen darf: so wird es wahrlich, bei der Beschränktheit der mittelaltrigen Geschichtsquellen, wenig Facta geben, deren Glaubwürdigkeit nicht noch leichter, als das vorliegende, zu erschüttern wäre. — Die umfassendsten Folgerungen aber zieht unser Geschichtswerk aus dem freilich sehr bedauernswerthen Umstand, dafs das eigentliche Erkenntnifs der Nürnberger Gerichtssitzung noch nicht gefunden und an das Licht getreten ist, und wir daher die Entscheidungen, welche darin getroffen wurden, nur aus den kurzgefafsten Notificatorien kennen, welche König Karl darüber an die Stände der Mark und an die Fürsten des Reichs ergehen liefs. Auf den Umstand, dafs wir bis jetzt nur einige solcher Notificatorien kennen, wird S. 426 unbedenklich die Vermuthung gegründet, es sei überhaupt

Digitized by Google

über die ganze Verhandlung nichts weiter aufgenommen, eine Vermuthung, welche schon an sich zu gewagt ist und dadurch entschieden widerlegt wird, dafs ein Notificatorium vom 12. April 1350 auf eine mit dem Hofgerichtssiegel befestigte Urkunde, worin auch die Helfer Waldemars *namentlich* angezeigt waren (Cod. II., II., 298) hinweiset, mithin auf eine ausführlichere bis jetzt der Geschichtsforschung nicht zugänglich gewordene Urkunde. Der Umstand ferner, der eben hieraus folgt, dafs die kurzen Notificatorien, die zu Nürnberg gegenwärtig gewesenen Urtheilsfinder nicht namentlich anführen, — was in dem ausführlichen Erkenntnisse ohne Zweifel der Fall war — dafs wir daraus vielmehr nur erfahren von der Anwesenheit Karls und Ruprechts, führt den Verf. S. 440 und 441 zu der Behauptung, „die ganze Sache sei zu Nürnberg beinahe privatim zwischen Karl und Ruprecht abgemacht nach dem Inhalte jener arglistigen bautzner Festsetzung dennoch mit scheinbarem Rechte — und Karl habe nicht gewagt, Waldemar vor ein Fürstengericht zu stellen." — Mit Erinnerung daran, was Hr. Klöden I., S. 426, selbst sagt, die ausführliche Urkunde über diese Gerichtssitzung sei noch nicht bekannt geworden, kann Ref. auf das Obige nur erwiedern, dafs es in den bezüglichen Notificatorien Karls wenigstens fortdauernd ausdrücklich heifst: daz wir zu Gericht gesezzen, als ain Romischer kunich von recht tun sol (Fidicins Beitr. IV, 36. Cod. II., II., 298). Dafs aber ein römischer König von Rechtswegen nicht allein, sondern mit Fürsten und Herren des Reiches zu Gericht sitzen soll, versteht sich nach bekannter Gerichtsverfassung wohl von selbst. Auch war selbst in der sogenannten arglistigen bautzner Festsetzung Ruprechts denn doch ausdrücklich bestimmt, König Karl solle zu Nürnberg die Fürsten und die Herren des Reiches darüber erkennen lassen, und Karl hatte sich eidlich verpflichtet, diesem Schiedsspruche in allen Puncten genau nachzukommen. Wenn nun Karl, wie unser verehrte Geschichtsforscher selbst nicht unbemerkt gelassen hat (I., 441), nach einem bekannten Charakterzuge in allen Verhältnissen die äufsern Formen sehr schonte, wäre es wohl denkbar, bei der äufsersten Heilighaltung, welche im Mittelalter rücksichtlich der Formen des gerichtlichen Verfahrens stattfand, dafs er zu Nürnberg *allein* ohne des Reichs Schöppen zu Gericht gesessen, die Haltung des Gerichts mit Ruprecht „privatim" abgemacht, sodann aber seinen Willen für einen Richterspruch ausgegeben und im Reiche publicirt habe?

Damit aber selbst dieses glaublich erscheine, hat unser Geschichtswerk sich die Meldung von einer „höchst arglistigen Bestimmung" des Ruprechtschen Schiedsspruches bis zuletzt aufgespart, um hierdurch die bis dahin nur als Vermuthung ausgesprochene Ansicht zu beweisen, dafs in Nürnberg kein von Fürsten besuchtes Gericht stattgefunden habe. Es soll nämlich nach S. 439 in dem oft gedachten Schiedsspruche die Bestimmung vorkommen: *Blieben die vorgenannten des Reichs Fürsten und Herren*, die billig darüber sprechen sollen, *aus*, oder kämen die Genannten, welche vorgeladen worden, nicht: *so solle der Markgraf Ludwig all sein Recht verfolgt haben, ebenso als wenn die Fürsten alle dabei gewesen* oder die Geladenen und als wenn jene darüber gesprochen hätten." Wörtlich ebenso ist dieser Satz bereits Thl. I., S. 348 dem Pfalzgrafen Ruprecht in den Mund gelegt, und wird derselbe noch Thl. II. S. 372 zum dritten Mal wiederholt. Aber wie in aller Welt kamen des heil. Röm. Reichs Pfalzgraf und zwölf achtbare Fürsten und Herren des Reiches, welche unter ihm zu Gericht safsen, dazu, dies für Recht auszugeben? Wie konnte der ganz aufser dem Verschulden der Partheien liegende Umstand, dafs die Urtheilsfinder des Reichsgerichtes ausblieben, dem Ludwig zum Vortheil und dem Waldemar und den ascanischen Fürsten zum Schaden gereichen? — Indessen beruhigen wir uns, auch dies Schreckbild von der damaligen Rechtspflege ist nur ein Gespenst, falsch wie Waldemar selbst. In unserm Geschichtswerke findet man nämlich bei einer genauen Vergleichung des in ihm mitgetheilten Schiedsspruches mit den Urschriften eine kleine Veränderung, bestehend darin, dafs zweimal *oder* für *und* gesetzt ist: und nur diese unscheinbare Abweichung in den Worten giebt jene erstaunliche Veränderung im Sinne, dafs aus dem mitgetheilten Satze solcher Inhalt herausgelesen werden konnte. Betrachten wir den Satz in unveränderter Urschrift, so ist er dem damals in Deutschland geltenden Rechte und Procefsverfahren eben so gemäfs, als der übrige Inhalt des unserm Hrn. Verf. so anstöfsigen Schiedsspruches. Die Stelle lautet: Wir sprechen und finden, dafs der vorgenante unser Herr der Röm. König dem obgenanten Marggrafen

Ludwig — eynen raumhaftigen Tag — in der stadt zu Nurenberg machen und bescheiden soll: und auf dieselbige Frist vor sich laden mit seynen königlichen Briuen und gewalt der vorgenante, der sich nennet Voldemar Marggraf zu Brandenburg und daselbst — die Fursten und die Herren des Röm. Reichs, die billich daruber sprechen sollen, erkennen lassen, ob es der Marggraf Voldemar sey, der Marggraf Conrads zu Brandenburg seligen Son war und des man sich lange tod versehen hat. — Were aber dafs die vorgenanten Fursten und Herren des Reichs, die billichen daruber sprechen sollen, dahin nicht komen *vnd auch* die genante, die geladen weren, *auch* nicht kemen auf den vorgenanten Tag und Stadt, so soll Marggraf Ludwig all sein Recht eruolget haben, gleicher weyse als ob die vorgenanten Fursten alle dabey gewesen wern und hetten daruber gesprochen *und auch* als ob die Geladenen zu gegenwertig gewesen wern (Cod. II., II., 274). Der leicht verständliche Sinn dieser mit dem Reichsprocefsverfahren im Einklange stehenden Stelle bedarf keiner Erläuterung. Bei den Zweifeln, welche im ganzen Reiche, wie wir oben S. 502 nachgewiesen haben, an Waldemars Echtheit stattfanden, war ziemlich sicher vorherzusehen, was nachgehends auch wirklich der Fall war, dafs die Fürsten der Waldemarschen Parthei es nicht auf eine Prüfung der Echtheit ihres Helden vor dem Reichsgerichte würden ankommen lassen, sondern vorziehen würden, ganz auszubleiben und sich contumaciren zu lassen. Verbreitete sich im Reich die Kunde, dafs Waldemar und seine Helfer doch ausbleiben würden, so steigerte dies die Befürchtung, welche schon die verbreitete Ansicht von dem mit der Person Waldemars gespielten Betrug nährte, dafs auch die im höheren Lebensalter stehenden Fürsten und Herren des Reiches die für einen Theil derselben beschwerliche Tagfahrt nach Nürnberg scheuen und daher ausbleiben möchten. Denn unter denjenigen Fürsten und Herren des Reiches, von denen der Schiedsspruch wiederholt sagt, dafs sie billig in Nürnberg das Urtheil finden müfsten, können nur solche verstanden werden, welche Zeitgenossen Waldemars, des echten Markgrafen gewesen waren und denselben persönlich gekannt hatten: dieser war nun seit dreifsig Jahren todt oder verschollen, und hatte vorher etwa 16 Jahre regiert: es waren also jedenfalls nur Männer, die auf höherer Altersstufe standen, welche der Schiedsspruch vorzugsweise zu Urtheilsfindern für die gedachte Gerichtssitzung verlangte. Dabei mufsten sie sämmtlich eine gröfsere Reise zurücklegen, um sich zu Nürnberg zu versammeln: denn der Kreis von Waldemars Bekannten war vorzüglich auf den Norden beschränkt geblieben. Man fürchtete daher mit Recht das Ausbleiben dieser Fürsten, die wenig Lust haben konnten, sich der grofsen Last zu unterziehen, in dem ärgerlichen Schauspiele den letzten Act mitzuspielen, zumal da sie wohl sämmtlich die Ueberzeugung theilten, dafs der Betrüger auch ohne ihre Mitwirkung werde entlarvt werden. Daher traf der Schiedsspruch die Bestimmungen: 1) die Geladenen sollen im Falle ihres Ausbleibens *in contumaciam* verurtheilt, und 2) diese Verurtheilung soll auch dann von dem Gerichtshofe rechtskräftig vorgenommen werden können, wenn die Fürsten und Herren des Reiches, die eigentlich (billich) in dieser Sache sprechen sollen, ebenfalls ausbleiben.

Mit der eben besprochenen Deutung des Ruprechtschen Schiedspruchs stehen die weitern Einwendungen in Verbindung, welche der Hr. Verf. theils im Laufe der Darstellung (Thl. I., 439, 440), theils in einer eigenen dem II. Theile als Anhang zugefügten Abhandlung (Thl. II., S. 363 — 373) gegen die Competenz des Reichsgerichts zu Nürnberg darlegt. Es wird zuvörderst darin angenommen, König Karl habe diese wichtige Angelegenheit „in dem Hofgerichte" abmachen lassen, welches dadurch bewiesen werden soll 1) dafs die bezüglichen Urkunden des Königs nur von einem Gericht schlechthin sprechen, während ein Fürstengericht stets eine Fürstenversammlung, ein Fürstengericht genannt werde; 2) dafs in den Urkunden über das Nürnberger Gericht aufser dem Kläger und Richter kein Fürst genannt sei, auch nicht gesagt werde, dafs Fürsten und Herren des Römischen Reiches erkannt und zu Recht gefunden hätten; 3) dafs die Versammlung auch entscheiden sollte wegen der Mark Brandenburg und der Marken zu Landsberg und Lausitz, wovon in Karls Briefen sehr wenig (sic) stehe, denn darüber habe allerdings nur die Fürstenversammlung, kein Hofgericht entscheiden können, so wie endlich 4) dafs die Ausfertigungen der Fürstenversammlungen mit dem grofsen Majestätssiegel besiegelt würden, Karl aber seine Briefe mit dem Hofgerichtssiegel versehen lassen habe (S. 440). Unter dem Hofgerichte

Digitized by Google

aber versteht unser Hr. Vf. nach den darüber Thl. II., S. 366, 367 u. 368 gelieferten näheren Erklärungen ein Gericht, welches der Königl. Hofrichter an Stelle des Königs hält, und welches sich hierdurch unterscheidet ebenso von dem Gerichte, welches allgemeine Reichsversammlungen bilden können, als von dem Gerichte, welches am Königlichen Hofe gerade anwesende Fürsten als Schöppen unter des Königs Vorsitz formiren. Von diesen Beweisgründen besteht der erste in einer nicht erwiesenen Behauptung, welcher der Sprachgebrauch des Mittelalters, wie wir ihn z. B. im Sachsenspiegel und dessen Glossen finden, widerspricht. Hiernach wird vielmehr der Ausdruck Gericht von allen Arten von Gerichtssitzungen gebraucht, und der König so gut ein Richter genannt wie der Dorfschulze. Die Puncte 2), 3) und 4) finden eigentlich ihre Erledigung schon in einer Erinnerung an den bereits öfter erwähnten Umstand, dafs die Haupturkunden über die Nürnberger Gerichtsverhandlungen bis jetzt fehlen und wir nur die kurzen Notificatorien besitzen, welche das oben Verlangte nicht enthalten können. Eben diese Notificatorien sagen dagegen aufs Bestimmteste aus, dafs der König zu Nürnberg *persönlich* zu Gericht gesessen habe, wie es einem Könige gebühre zu Gericht zu sitzen: und also wird schon hierdurch die Annahme, die Sache sei vor des Königs Hofrichter abgemacht, entschieden widerlegt. Auch war die Besiegelung des obwohl vor dem Könige persönlich von Fürsten und Herren des Reichs gefundenen Rechtsspruches und der desfallsigen Notificatorien mit dem Hofgerichtssiegel nichts Auffallendes und Ordnungswidriges: denn eine förmliche Fürsten-*Versammlung*, deren Schlüsse mit dem Majestätssiegel hätten besiegelt werden müssen, wie der Verf. oben angiebt, sollte zu Nürnberg gar nicht stattfinden, vielmehr nur ein mit Fürsten und Herren des Reiches besetztes Gericht, was wir keine Fürstenversammlung nennen können. Eine Urkunde vom 1. Juni 1350, die auf eine verlorene Ausfertigung über die Verhandlungen dieses Nürnberger Gerichtes hinweiset, sagt, dieselbe sei besiegelt gewesen mit „des reichs gericht insigel" (Codex II., II., 315). — Uebrigens würde die Behauptung des Hrn. Verfassers, dafs Waldemars Sache zu Nürnberg vor dem Hofrichter verhandelt sei, auch wenn sie sich nicht bündig widerlegen liefse, doch keinesweges, wie der Hr. Verf. meint, so unbedingt die Incompetenz dieses Gerichtes darthun. Zu Karls Zeit schrieb man den Reichshofrichtern eine ausgedehnte Gerichtsgewalt über Fürsten und Herren des Reichs zu. Dies auszuführen ist hier nicht der Ort. Ref. weiset jedoch des Beispiels wegen auf das Erkenntnifs des Reichshofrichters zu Magdeburg vom 15. Juli 1363 hin, welches auf vor ihm erhobener Klage des Herzogs Rudolph von Sachsen wider den Herzog Wilhelm von Braunschweig diesem das Herzogthum Lüneburg absprach und solches dem ersteren zuerkannte: worauf Kaiser Karl — mittelst einer „mit unsers *Hofrichters anhangenden Insiegel*" bestätigten — Urkunde die von dem Hofgerichte über Herzog Wilhelm zugleich ausgesprochene Reichsacht genehmigte und allen Reichsinsassen befahl, dem Herzoge Rudolph gegen des Geächteten Leib und Gut behülflich zu sein (Ludewig Reliqu. msspt. X., 47, 66).

Stimmt Ref. hiernach auch in Betreff des dem II. Theile S. 363 — 373 angehängten Nachweises, dafs nur ein Fürstengericht competent in Waldemars und der Ascanier Sache sprechen konnte", keineswegs in allen Puncten der Ausführung überein; so kann doch dem Vf. in Rücksicht auf die Bestimmungen des Ruprechtschen Schiedspruches, welcher dieses vorgeschrieben hatte, unbedingt zugegeben werden, dafs so fern hier unter dem Ausdrucke Fürstengericht gemeint ist ein Gericht, was der König selbst in üblicher Form mit Schöppen aus den Fürsten und Herren des Reiches hielt, nur dieses in dem vorliegenden Falle competent war. Wir sehen hier aber den alten Rechtsgrundsatz, dafs ein jeder nur von Genossen gerichtet werden könne, zu weit ausgedehnt, wenn (S. 366) behauptet wird, *nur* Fürsten hätten in eines Fürsten Sache das Urtheil finden können. Die Genossenschaftlichkeit, die sich in der Gerichtsverfassung also geltend machte, war eigentlich nur die Selbigkeit der Stufe der Freiheit. Der Herrenstand hatte aber mit dem Fürstenstande dieselbe Freiheit gemein, nämlich die höchste Stufe derselben und die Erlangung der Fürstenwürde, die in eine höhere Klasse des Herrenstandes erhob, löste daher nicht das Band der Parität, wodurch der Herrenstand in seinen verschiedenen Gliedern mit dem Fürstenstand zu *einem* Stande zusammengehalten wurde.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg.

(Schlufs.)

Im 14. Jahrhundert machte sich die Gleichheit, wie die Verschiedenheit dieser Klassen des Herrenstandes in der Gerichtsverfassung in der Art geltend, dafs z. B. wenn es sich um eine wichtige Rechtssache von Fürsten handelte, die Schöppen des Gerichts aus Fürsten, Grafen und Herren zusammengesetzt zu werden pflegten. Ein Beispiel brauchen wir nicht weit zu suchen, selbst der oben mitgetheilte Schiedsspruch Ruprechts liefert es uns. Um das Recht zwischen dem Könige Karl und dem Markgrafen Ludwig zu finden, berief er fünf Herzoge, einen Markgrafen, zwei Grafen und vier freie Herren des Reichs zur Gerichtssitzung. — Andererseits ist nach unserem Dafürhalten dem Ausdrucke Hofgericht nach den Verfassungsverhältnissen des 14. Jahrhunderts ein zu enger Begriff angewiesen, wenn darunter, wie später der Fall war, blofs das Gericht verstanden sein soll, was der Reichshofrichter an des Königs Stelle hielt. Kam der König in eine Stadt, worin ein Reichshofrichter oder ein Reichsburggraf seinen Sitz hatte; so war dem Könige während seines Aufenthaltes das Gericht ledig und konnte er bei vorkommenden wichtigen Angelegenheiten selbst den Vorsitz übernehmen und die Schöppenbank mit Fürsten und Herren des Reiches besetzen.

Blicken wir nach diesen Erörterungen nochmals zurück auf die viel mifsdeutete Bestimmung des Ruprechtschen Schiedsspruches, wornach das Contumacialerkenntnifs gegen Waldemar zu Gunsten Ludwigs auch dann sollte gesprochen werden, wenn die Fürsten und Herren des Reiches ausblieben, die billig darüber sprechen sollten; so kann dieses wohl nimmermehr so verstanden werden, als hätten Ruprecht und seine rechtsverständigen zwölf Schöppen des Fürsten- und Herrenstandes dem Könige für den angenommenen Fall die Befugnifs ertheilen wollen, auch ohne Schöppen Gericht zu halten, oder solches mit standesungleichen Schöppen zu besetzen. Dieses hätte entschieden die Vorstellung verläugnet, die man damals von einem Gerichte hatte; Recht verfolgen konnte man aber nur vor einem förmlichen Gerichte. Es hatte nur den Sinn, dafs der König in dem angenommenen Falle sein Gericht auch mit andern geeigneten Schöppen, natürlich aus dem Fürsten- und Herrenstande, besetzen könne. Es sind in der Urkunde die Fürsten und Herren des Reiches, die billig darüber sprechen sollen, nicht im Gegensatz zu Personen gefafst, die nicht Fürsten und Herren des Reichs seien, sondern nur im Gegensatz zu andern Fürsten und Herren des Reichs, die weniger Fähigkeit hatten, das Urtheil zu sprechen, weil sie nicht Altersgenossen Waldemars waren, und mit diesem in keiner persönlichen Bekanntschaft gestanden hatten, aber doch dann, eben so gut wie jene, als Urtheilsfinder zugelassen werden konnten und sollten, wenn Waldemar selbst den Verdacht, dafs er ein Betrüger sei, dadurch stillschweigend einräumte, dafs er seine Echtheit ohne Vertheidigung liefs, mithin nichts mehr zu untersuchen war, wozu eine persönliche Bekanntschaft mit dem echten Waldemar als nöthig erschien. Auch konnte es bei der bekannten zahlreichen und hohen Begleitung, mit welcher König Karl damals überall umgeben erscheint, niemals an dem zu gehöriger Besetzung eines Gerichtes mit Fürsten und deren Standesgenossen erforderlichen Personal in seinem Gefolge mangeln.

Nach dem Obigen dürfte es, der mannigfaltigen und mit seltenem Scharfsinne aufgestellten Gegengründe unsers Hrn. Verf. ungeachtet, aufser Zweifel stehen, dafs Waldemars Unechtheit erwiesen und von einem competenten Gerichtshofe rechtskräftig darauf erkannt sei. Ihm wurde also auch der fernere Besitz der Mark Brandenburg und nicht minder seinen „Hel-

Digitized by Google

fern", d. i. den ascanischen Fürsten, die Succession rechtskräftig abgesprochen. Wenn unser Hr. Vf. daher den zweiten Band des vorliegenden Geschichtswerkes mit den Worten beginnt: „War auch dem Markgrafen Waldemar die Mark abgesprechen, so stand doch das Recht der Ascanier noch aufrecht, denn selbst der Römische König konnte es ihnen nicht anders nehmen, als in Folge eines gültigen Richterspruches vor dem Reiche und den Fürsten, und ein solcher war nicht erfolgt, nicht einmal ein scheinbarer, wie bei Waldemar"; so ist hierbei übersehen, 1) dafs die ascanischen Fürsten überhaupt ein wohlerworbnes Recht auf die Mark niemals besafsen, weil die Belehnung mit einem Gegenstande, der sich im wohlerworbnen Lehnsbesitze eines Dritten befindet, keine Berechtigung daran verleiht, dafs mithin den ascanischen Fürsten eigentlich nichts abgesprochen zu werden brauchte; 2) dafs das ihnen verliehene Successionsrecht in die Mark für den Fall des Abganges des Markgrafen Waldemar ohne lehnsfähige Descendenz an die Existenz dieses Markgrafen Waldemar geknüpft war, die das Lehnsrecht Ludwigs und seiner Erben ausschlofs, folglich von selbst erlosch, wenn es keinen Markgrafen Waldemar gab, und Ludwigs und seiner Erben Berechtigung auf den Lehnsbesitz der Mark Brandenburg unverändert fortbestand, so wie 3) dafs jenes Nürnberger Urtheil, wornach der Markgraf Ludwig *und seine Lehnserben* im Besitze der Mark geschützt werden sollten, nicht blofs gegen den Markgrafen Waldemar, sondern ausdrücklich (Cod. II., II., 298) auch gegen dessen „Helfer" gerichtet war.

Die Hauptpuncte, wodurch der Herr Verf. auch noch im II. Bande des Werkes die Echtheit Waldemars vertheidigt, bestehen übrigens darin: dafs 1) der König gegen die Verpflichtungen, welche ihm die gerichtlichen für Ludwig ausgefallenen Entscheidungen auflegten, diesen in Beziehung auf die Wiedererlangung der Mark Brandenburg, ohne allen Beistand liefs, ihm höchstens mit der Feder, nicht mit den Waffen half und es ruhig duldete, dafs die ascanischen Fürsten dem rechtsmäfsigen Markgrafen noch immer einen Theil der Mark vorenthielten, und selbst dafs Waldemar, wie wohl jetzt noch mehr als früher, im Hintergrunde stehend, seine Rolle fortspielte; dafs 2) eine Anzahl Städte und Vogteien der Mark, welche der ascanischen Parthei noch unterworfen waren, sich in Schreiben an den König, welche die anhaltischen Fürsten noch jetzt in Händen haben, um ihre Belassung bei dieser Herrschaft bewarben, dieser ungeachtet aller Abmahnungen Karls ergeben blieben und grofse Opfer brachten, auch mit Gewalt von den Bayern genommen werden mufsten, um zu diesen zurückzukehren, und dafs 3) dieses dennoch nicht in Ansehung der ganzen Mark Brandenburg gelang, dafs die Bayern vielmehr zuletzt mit den anhaltischen Fürsten, wie mit wohlberechtigten Besitzern, in Unterhandlungen traten, und ihnen, so wie früherhin schon dem Erzbisthume Magdeburg und dem Herzogthume Sachsen, bedeutende Geldsummen verschrieben, um dadurch nur im Umfang der ganzen Mark ihre Herrschaft anerkannt zu sehen, und dem Kriege im Lande ein Ziel zu setzen. Zu diesen Gründen für Waldemars Echtheit gehört endlich auch noch, dafs die anhaltischen Fürsten den angeblichen Waldemar bis an sein Lebensende als einen Markgrafen hielten und ihm auch nach seinem Tode zu Dessau ein ehrenvolles Begräbnifs zu Theil werden liefsen.

Ref. mufs Anstand nehmen, auf diese Gründe für Waldemars Echtheit ausführlich zu antworten. Denn unser Hr. Vf. und jeder der gleich ihm die politischen Verhältnisse jener Zeit kennt, weifs gar wohl, dafs sich alle die gedachten Erscheinungen genügend erklären, ohne dafs man dabei Waldemars Echtheit als Erklärungsgrund hinzuzuziehen braucht. König Karls Verfahren erklärt sich genügend aus seinem bekannten unversöhnlichen Widerwillen gegen das bayerische Haus. Hatte er gleich dem Markgrafen Ludwig im Rechtswege zu Theil werden lassen *müssen*, was die Gerechtigkeit demselben zusprach, so blieb er doch nach dem Nürnberger Gerichtstag eben so weit davon entfernt, als vorher, dem bayerischen Hause den Besitz der Mark Brandenburg zu gönnen. In seiner Seele stand der Wille eisernfest, dafs Bayern die Mark Brandenburg nicht besitzen dürfe, und mit einer wunderbaren Consequenz setzte er diesen Willen durch. Die Hoffnung, welche Karl nach der formellen Aussöhnung mit den Bayern zu Eltwil gehegt hatte, die ascanischen Fürsten würden sich die Mark nicht nehmen lassen und den Markgrafen Ludwig dadurch factisch dessen berauben, was ihm rechtlich nicht abgesprochen werden konnte, war um die Zeit, da es zu dem Ruprechtschen Schiedsspruch kam, sehr erschüttert.

Digitized by Google

Dieselbe wurde jedoch mächtig wieder gehoben, als die ascanischen Fürsten, statt auf dem Nürnberger Gerichtstage um Recht und Unrecht zu streiten, grade in dieser und der nächstfolgenden Zeit ihr Regiment in der Mark wieder siegreich ausbreiteten und durch die Erbhuldigung, die sie von den ihnen unterworfenen Unterthanen nahmen, in gewisser Weise befestigten. Karl, von eigenen Kriegsunternehmungen überhaupt kein Freund, wartete nun wieder ruhig den Ausgang dieses Kampfes ab und duldete inzwischen die Vorwürfe der Bayern, dafs er ihnen den Schutz und Beistand nicht leiste, den er den Fürsten des Reiches schuldig sei. Andererseits war auch Karls Verhältnifs zu den ascanischen Fürsten ein so eigenthümliches, dafs diese die Anwendung von Zwangsmaafsregeln seitens des Königs zur Vollziehung der Rechtssprüche seines Gerichts nicht fürchten konnten. Sie kannten Karls Gesinnungen gegen die Bayern und wufsten, dafs sie diesen erwünscht entsprachen, wenn sie dem Rechte derselben Gewalt entgegen setzten. Hätten sie aber in ihrem Kampfe gegen das bayerische Haus auch nicht ganz im Sinne Karls gehandelt, so würde der König doch schwerlich es zum Aeufsersten haben mit ihnen kommen lassen. Denn Karl hatte die Aufstellung jenes Waldemar und die Unternehmung gegen die Bayern, die auf das Ansichreifsen der Mark Brandenburg abzielte, gebilligt, unterstützt und in seinem Interesse ausgebeutet. Er war, wie Ref. bereits oben bewiesen hat, vom Anfange an Theilnehmer an der ganzen Unnehmung gewesen: nun aber durch höhere für ihn als Reichsoberhaupt unabweisbare Verpflichtungen gezwungen worden, der Rechtspflege auch gegen Waldemar und die Anhaltiner ihren Lauf zu lassen. Kann man sich daher wundern, dafs er gegen diese nicht mehr that, als was ihm als König unvermeidlich war zu thun? Mindestens mufste ihm doch daran gelegen sein, dafs seine alten treuen Verbündeten zu den bedeutenden Kriegskosten kamen, die sie der — anfänglich mit für ihn begonnenen — gewagten Unternehmung dargebracht hatten. Wie könnte man bei diesem Zusammenhange Karls mit der ganzen Unternehmung, an deren Spitze Waldemar gestellt wurde, das Befremden unsers Geschichtswerkes darüber theilen, dafs die ascanischen Fürsten nicht von Rechtswegen aus der Mark hinausgetrieben und nicht zur Strafe gezogen wurden, sowohl wegen der Aufstellung Waldemars, als auch wegen ihres fortgesetzten Widerstandes gegen die Entscheidung des Reichsgerichtes, und dafs vor Allem Waldemar als entlarvter Betrüger nicht, gleich jenem Thile Kolup, der 60 Jahre früher eine fast ganz ähnliche Rolle gespielt hatte, mit dem Feuertode bestraft wurde?

Noch weniger zu verwundern ist, dafs die Städte der Mark, welche die Uebermacht der ascanischen Heere entweder noch besetzt hielt oder von Neuem unterwarf, sowohl zur Leistung der Erbhuldigung, als auch selbst zur Vollziehung von Verwendungsbriefen für die Fortdauer der anhaltschen Herrschaft in der Mark sich demüthigen und mifsbrauchen liefsen. Indessen mag der letztern doch selbst die obsiegende Parthei sich geschämt haben: sie blieben unbenutzt, wenigstens ruhen sie nach Klödens Angabe noch jetzt in den anhaltischen Archiven. Freiwillig haben sie diese traurigen Documente aller Wahrscheinlichkeit nach eben so wenig ausgestellt, als sie sich freiwillig den Ascaniern unterwarfen! Es ist ferner zwar wahr, dafs die Markgrafen Ludwig der Aeltere und der Römer bei der Wiedereinnahme dieser Städte vielfältig auf schwer zu überwindenden Widerstand stiefsen. Aber woher weifs man denn, dafs die Städte es waren, welche diesen Widerstand leisteten: war es nicht vielmehr nur die ascanische Besatzung, die sich in diese befestigten Orte geworfen hatte, von welcher der Widerstand ausging? Der Hr. Verf. selbst unterstützt die letztere Vermuthung, indem er z. B. S. 129 Th. II. erzählt, Markgraf Ludwig der Römer habe 1352 in castris ante Nauen gestanden, doch nicht gegen die Stadt, welche ihn bereits als Herrn anerkannte, der Feldzug müsse daher dem ascanischen Heere gegolten haben. Es ist daher nicht abzusehen, was jene erzwungenen Eide und Fürbitten, was Kriegshülfen und Kriegssteuern, die die obsiegenden Fürsten den Städten abnöthigten, und was die Belagerungen, die man sie gegen die Bayern auszuhalten zwang, für Beweisstücke für den festen Glauben der Städte an Waldemars Echtheit abgeben sollten, zumal da Waldemar um diese Zeit nur sehr selten noch wie ein Gespenst erscheint und sonst immer die ascanischen Fürsten es sind, die statt seiner handelnd auftreten. Vielmehr scheint es zur Begründung einer entgegengesetzten Ansicht von Erheblichkeit, dafs, wie Pommern und Meklenburg von Waldemars Sache abfielen und auf die Seite der Bayern übertraten, auch *der eigne Schwager* der Fürsten von Anhalt, Graf Ulrich von Lindow, für das Recht Ludwigs das Schwert gegen Anhalt ergriff, so wie auch dafs von vielen Städten und Vogteien erweislich ist, dafs sie noch während der Zeit, in welcher die ascanischen Heere in der Mark hausten, günstige Gelegenheiten benutzten, um den Bayern — denen man doch nicht wegen der Beliebtheit ihrer Herrschaft in der Mark sich zuneigte — ihre Thore zu öffnen, wie Kyritz (S. 27), Salzwedel (S. 57), Sandow (S. 63), Rathenow (S. 64) und andere mehr nach des Hrn. Verf.'s eigenen Angaben.

Dafs die bayerischen Fürsten aber endlich doch

Digitized by Google

genöthigt wurden, den Frieden in der Mark und ihre Anerkennung in allen Theilen derselben mit Geldsummen zu erkaufen und Verträge mit den ascanischen Fürsten einzugehen, beweiset unsers Erachtens weiter nichts, als die Schwäche der bayerischen Heereskraft und die Ueberlegenheit der ascanischen Fürsten. Darum kann Ref. sich auch hier gar nicht mit dem Hrn. Vf. darüber wundern, dafs Markgraf Ludwig der Römer nicht die Bestrafung Woldemars zur ersten Bedingung seiner Aussöhnung mit diesen Fürsten machte, den ascanischen Fürsten das Eingeständnifs ihrer durch die Person Waldemars verübten Täuschung oder wenigstens ein Verfahren abnöthigte, worin sie stillschweigend dies anerkannten, während sie jetzt vielmehr die freiwillig geräumten Ueberreste ihrer Besitzungen in der Mark durch Waldemar noch förmlich an Ludwig verweisen liefsen. Dergleichen Bedingungen hätten nur den Abschlufs der Verträge erschwert, wodurch Ludwig der Römer sich die Freude verschaffte, endlich über die ganze Mark zu herrschen. Auch konnte wohl den Bayern wenig daran liegen, ein willenloses Werkzeug der Pläne derer, welche dasselbe erfunden hatten und von ihrer Rache nicht erreicht werden konnten, statt dieser den Betrug büfsen zu lassen. Zu einer Anerkennung Waldemars und auch insonderheit zur Eingehung von Verträgen mit ihm haben die Bayern sich aber niemals herabgelassen: sie unterhandelten nur mit den ascanischen Fürsten, deren Innehaben märkischer Orte sie als eine im Kriege mit ihnen gemachte Eroberung betrachteten, ohne sich dabei auf die Vorwände einzulassen, unter welchen diese Eroberung gemacht war, wie dies aus einer Urkunde Ludwigs des Römer v. J. 1355 (Th. II, S. 244) klar hervorgeht.

Den ascanischen Fürsten und besonders den anhaltischen mufste, wenn Waldemar falsch war, Alles daran liegen, nach dem Mifslingen des ganzen Aufsehn und Spott erregenden Unternehmens den guten Schein, so weit dies noch möglich war, zu retten. Sie konnten daher die Person des falschen Waldemar nicht aufgeben, wenn derselbe auch seine Rolle in der Mark ausgespielt hatte: und gewifs war es ein kleines Opfer, was sie dem guten Scheine brachten, dafs sie den Prätendenten fürstlich hielten, bis an seinen bald erfolgten Tod und den Gestorbenen noch ehrenvoll begruben. —

Ref. glaubt im Vorstehenden alle Verhältnisse und Umstände, so wie die Zeugnisse der Urkunden und Chroniken, welche unser Hr. Verf. für die Echtheit Waldemars im Laufe der Darstellung hervorhebt, vollständig in Erörterung gezogen zu haben und mufs es nun dem Leser zu beurtheilen überlassen, ob derselbe darnach die Echtheit Waldemars für bewiesen annehmen wird, oder nicht. Uns hat eben Klödens Werk von der Unechtheit desselben recht vollständig überzeugt. Denn dafs es dem Vf. bei seinem Scharfsinn, seiner taktischen Geschicklichkeit und seiner umfassenden Gelehrsamkeit doch nicht gelang, haltbarere, den Einwendungen des Gegentheils weniger ausgesetzte Beweise aufzufinden, läfst wahrlich wenig Vertrauen zu Waldemars Sache gewinnen. Wir hoffen übrigens, dafs man uns darum kein abgünstiges Urtheil über das vorliegende Geschichtswerk überhaupt zuschreiben möge, weil wir einen Hauptfaden herauszogen, zu dem wir nach dem Standpuncte, den uns unsere Ansicht über Waldemar anweiset, in Opposition treten mufsten. Die Wichtigkeit des Gegenstandes für die vaterländische Geschichte zwang dazu, grade diese sich durch das Werk hindurchziehende Vertheidigung Waldemars zum Gegenstande scharfer Kritik zu machen, damit nicht nachfolgende Geschichtsschreiber, wie in ähnlichen Fällen nur zu oft geschehen ist, das Behauptete ohne weitere eigene Prüfung für erwiesen annehmen und nachschreiben. Im Uebrigen ist das vorliegende Geschichtswerk ohne Zweifel die gründlichste und interessanteste Leistung, deren sich die Geschichte der Mark Brandenburg während eines langen Zeitraumes zu erfreuen gehabt hat. Seinem Umfange nach erstreckt es sich, vorwärts und rückwärts auch weit über die Zeit des falschen Waldemars hinaus, indem es eben sowohl die ganze Regierungsperiode Ludwigs des Aeltern vor Waldemars Zeit, als auch nach Waldemars Auftreten die Regierungsperiode der Markgrafen Ludwig des Römers und Ottos bis zum J. 1373 umfafst. Das Werk liefert eigentlich eine vollständige Geschichte der Mark unter der Herrschaft des bayerischen Hauses und verbreitet von diesem ganzen, bis jetzt in der brandenburgischen Geschichte sehr unbefriedigend und mangelhaft bearbeiteten funfzigjährigen Zeitraum überaus viel belehrende Kunde. Mit seltner Bücherkunde ist der in erstaunlich vielen Werken zerstreuete urkundliche Apparat benutzt, den der Abdruck bereits zugänglich gemacht hat. Zugleich aber sind zahlreiche noch ungedruckte Urkunden ausgebeutet und ist in dieser Beziehung besonders aus den herzoglich-anhaltschen Archiven ein bisher ganz unbekannter, grofser Schatz werthvoller Documente durch Abdruck der Geschichtsforschung dargeboten. Auch eine Karte der Mark Brandenburg nach ihrem Umfange im Jahre 1256 — dem Jahre, worin Waldemar seine Ansprüche auf den Besitz der Mark Brandenburg aufgab — bildet eine interessante, mit grofser Sorgfalt gearbeitete Zugabe. Wir schliefsen diese, durch die Verfolgung der Gründe für Waldemars Echtheit ohnehin zu umfangsreich gewordene Anzeige, indem wir nochmals die Versicherung wiederholen, dafs das besprochene Geschichtswerk, auch wenn man der Ansicht des Vf.'s über Waldemar nicht beipflichtet, des Interessanten und Belehrenden zu viel enthält und dies in einem zu anziehenden Gewande vorträgt, als dafs es irgend einen für Geschichtsschreibung überhaupt empfänglichen Leser unbefriedigt lassen sollte.

A. F. Riedel.

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

XXVII.

Hegelska Philosophien. Historisk Framställning af Fredrik Georg Afzelius. Förra Delen. Första — Andra Häftet. Upsala, 1843. *Tredje Häftet* 1844. *XII u.* 460 S. 8.

Von der jetzt im Fortschreiten begriffenen Aufnahme der Hegelschen Philosophie und der allmähligen Ausbreitung ihrer Herrschaft im Scandinavischen Norden hat in letzter Zeit fast jedes Jahr neue Beweise geliefert; das Jüngste, was in dieser Hinsicht uns aus Schweden bekannt geworden, ist das oben genannte Werk, dessen Vf., Docent an der Universität zu Upsala, sich in seinem Vaterlande schon früher durch eifrige Thätigkeit für das Studium der speculativen Philosophie ausgezeichnet hat. Es ist nicht unbekannt, dafs früher die Schellingsche Philosophie und ihre Constructionsmethode, noch vom Anfange oder wenigstens zweiten Decennium dieses Jahrhunderts her, eine grofse Aufnahme in Schweden gefunden hatte, und ist daher noch 1841 von *Snellman* in dem Vorwort seiner Schrift (Versuch einer speculativen Entwicklung der Idee der Persönlichkeit) Schweden in Vergleichung mit der finnischen Universität, wo die Hegelsche Speculation schon seit 1824—25 in Aufnahme gebracht worden, die Unkenntnifs derselben zum Vorwurf gemacht worden, mit dem Bemerken, dafs man in Schweden sich noch „in dem mühelosen Construiren der Nachfolger *Schellings* gefalle, was dort aller tieferen Forschung den Eingang wehre." Dagegen hat nun Hr. *Afzelius* durch einige Uebersetzungen, so wie durch eine Streitschrift gegen Schelling eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf die in Schweden auch wohl vorher schon nicht unbeachtet gebliebene Hegelsche Philosophie geweckt und ein lebhaftes Interesse für den neuesten Kampf der Hegelschen Schule mit Schelling anzuregen gewufst. Ja, es ist in diesen Jahrbb. selbst schon (Febr. 1842. No. 29.) zugleich mit der Snellman'schen Schrift eine gleichzeitig erschienene kleine Schrift des Hrn. Afzelius (Aristotelis de imputatione actionum doctrina) ehrenvoll erwähnt und angezeigt worden. Um nun dieser angeregten Aufmerksamkeit Nahrung zu geben und dieses Interesse zu befriedigen, hat der Hr. Vf. eine ausführliche Darstellung der Hegelschen Philosophie und ihrer jetzigen Lage in schwedischer Sprache sich vorgesetzt, wovon uns bis jetzt die oben bezeichneten drei Hefte zugekommen sind.

Wegen eigner Unkunde der schwedischen Sprache sowohl als des gegenwärtigen Standes der philosophischen Ansichten und Bestrebungen in Schweden müssen wir es mit Dank anerkennen, dafs ein junger schwedischer Gelehrter, welcher sich einige Zeit in Berlin aufhielt, wenn er auch sich nicht selbst zur Anzeige und Beurtheilung der Schriften seines Landsmannes entschliefsen wollte, doch die Güte gehabt hat, uns mit den nöthigen Notizen und Materialien dazu zu versehen. Auf diesen, von uns blos überarbeiteten Mittheilungen beruht gröfstentheils, was wir selbst den Lesern dieser Blätter im Folgenden zu geben haben. In der zuletzt angegebenen Beziehung äufsert sich unser Freund folgendermafsen: „Wenn wir den Gang der schriftstellerischen Thätigkeit des Vf.'s betrachten, so glauben wir behaupten zu können, dafs im Norden das Interesse an der speculativen Philosophie unserer Zeit wohl nicht gering sein kann; denn wir finden, dafs er Schriften von immer gröfserem Umfange herausgiebt, was wahrscheinlich nicht Statt finden könnte, wenn diese Bestrebungen nicht von einem gröfseren Publicum erkannt und anerkannt würden. Dafs indessen der Vf. seine Bestrebungen nicht ohne Widerstand fortsetzen werde, läfst sich leicht vermuthen. Dafs eine neue Philosophie, welche mächtig und mit dem Anspruch, sich geltend zu machen, auftritt, diese Wirkung nicht auf alle Diejenigen üben könne, die sich schon für ihr ganzes Leben in bestimmten Ansichten fixirt haben,

Digitized by Google

das versteht sich wohl von selbst. Es versteht sich eben so, dafs alle diese sich feindselig verhalten müssen gegen eine neue Richtung, die über sie hinausgeht. Aber diese Polemik ist so weit entfernt, etwas für die Sache Mifsliches zu sein, dafs sie im Gegentheil eine Art Belehrung und Aneignung ist, wodurch die Sache Eingang findet, wenn auch nicht bei Denen, die Widerstand leisten, so doch bei Vielen, die mit Theilnahme einen Kampf betrachten, in welchem die tiefsten Gründe der Wahrheit und die höchsten Fragen des Lebens zur Sprache gebracht werden. Wie grofs nun auch der Widerstand sein mag, womit der Vf. zu kämpfen hat, so sieht man doch, dafs er in seiner Thätigkeit nicht gehemmt worden ist. Er sieht die Sache selbst in ihrem rechten und wahren Lichte. Er sagt in der Einleitung (S. VI): „Das Alte und Bestehende bekämpft, verketzert, verwirft das Neue; und es hat ein Recht dazu, insofern es von seinem Standpunct aus nichts Anderes darin zu finden vermag, als lauter Zerstörung und Verderbnifs. Wahr ist es nun freilich, dafs das Neue bei seinem ersten Hervortreten erscheint und erscheinen mufs als eine negative, gegen das Alte und Bestehende feindselige Macht, welche es zu erschüttern strebt. Aber diese Negativität ist doch nur ihre *eine* und zwar *vorbereitende* Seite. Die andere Seite, die erst dann hervortreten kann, wenn diese vorbereitende Arbeit schon durchgemacht ist, diese Seite ist *positiv*, eine Kraft zu neuen Schöpfungen und Umbildungen. Die Freunde des Alten müssen sich doch besinnen, dafs was *jetzt* alt ist, nicht immer so gewesen; dafs vielmehr auch dieses einmal ein Neues war, welches, um in die Welt einzudringen, das *damals* bestehende Alte ohne Schonung bekämpfte. Dieser Gedanke könnte wohl ein Mittel zur Versöhnung mit dem Neuen sein. Das Alte mufs bedenken, dafs, indem es das Neue hafst und verfolgt, es sein eigenes Kind hafst und verfolgt, das aus dessen eigenem Schoofse hervorgegangen ist; aber das Neue darf auch nicht vergessen, dafs es dem Alten dieselbe Pietät schuldig ist, wie ein Sohn seinem alternden Vater. Diejenigen aber, die den Streit als solchen hassen und meinen, es könnte auch ohne ihn recht wohl gehen, müssen sich doch in Erinnerung bringen, dafs *Streit* (Kampf) *ist die Bedingung des Lebens.* Ohne Streit wäre keine lebendige Entwickelung möglich; alles würde in eine versteinerte Ruhe, in ein ewiges Einerlei herabsinken."

Wenn eine Bevorwortung solcher Art für uns auch nur sehr Bekanntes enthält, indem sie nur die allgemeinen phänomenologischen Momente wiederholt vorführt, an welche dergleichen Entwickelungen im allgemeinen wie im philosophischen Bewufstsein eines Volkes und einer Zeit sich zu knüpfen pflegen: so ist daraus doch ersichtlich, dafs es in Schweden bei dem Interesse an der Hegelschen Speculation nun nicht mehr blos um eine historische Bekanntschaft mit derselben, sondern um ihre Einführung in das innerste Leben und Bewufstsein des denkenden Geistes, um das Anerkenntnifs ihrer Wahrheit, und damit zugleich um eine Umgestaltung des bisherigen wissenschaftlichen Bewufstseins und der philosophischen Denkweise zu thun sei. Und es ist der Vf. insbesondere, der mit solchen ausgesprochenen Ansichten sich es zum Ziele gesetzt hat, „die speculative Philosophie unserer Zeit in der schwedischen Litteratur geltend zu machen." Die Nothwendigkeit hievon wird von ihm kurz in Folgendem angedeutet. Nach seiner Ansicht „kann nämlich die schwedische Bildung, die seit Jahrhunderten mit der deutschen Wissenschaft in Verbindung gestanden und deren Entwickelungsgange gefolgt ist, sich nicht davon losreifsen, ohne damit ihr eigenes bildendes Princip zu verlieren. Am wenigsten kann eine solche Trennung Statt finden in einer Zeit, wo die alle Wissenschaften durchdringenden Principien und die das Leben bestimmenden Ideen von Deutschland ausgehen, und ein gemeinsames Eigenthum aller Gebildeten geworden sind. Durch Aufnahme fremder Ideen brauchen die nationalen Eigenthümlichkeiten nicht aufgehoben, noch aufgegeben zu werden. Die Individualität ist nicht exclusiv, — sie nimmt das Allgemeine in sich auf. Ist die schwedische Bildung in früheren Zeiten dem Einflusse der verschiedenen philosophischen Systeme offen und zugänglich gewesen, und hat besonders vor etlichen Decennien Schelling's jugendliche Begeisterung einen guten Anklang in Scandinavien gefunden, — wahrlich, Hegel's männliche Stärke mufs es auch." —

Fragen wir nun nach der Art und Weise, wie der Vf. durch vorliegende Arbeit seine Absicht zu erreichen sucht, so haben wir zuerst folgenden Plan anzugeben. Nach einer Einleitung, deren hauptsächlichster Inhalt im Bisherigen schon angedeutet worden ist, giebt Hr. Afzelius seinem Werke folgende Eintheilung: I. Hegel's Leben und Schriften (S. I—34); II. Hegel's philo-

Digitized by Google

sophisches System (S. 35—460). Näher in folgenden Abtheilungen: *A.* Die geschichtliche Grundlegung des Systems, — die philosophischen Abhandlungen, *a.* die negativ-vorbereitenden (S. 45—53), 1) über das Wesen der philosophischen Kritik, 2) Glauben und Wissen, 3) Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie; *b.* die positiv-vorbereitenden (S. 54—65): 1) über das Verhältnifs der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt (wobei der Verfasser noch Michelet's Ansicht zu folgen scheint), 2) Diss. de orbitis planetarum, 3) über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts; *c.* das Resultat der philosophischen Abhandlungen (S. 66—94): 1) das positiv-philosophische, α) Begriff der Philosophie, β) Naturphilosophie, γ) Philosophie des Geistes; 2) das negativ-polemische Verhältnifs zu Schelling; 3) Differenz des Schellingschen und Hegelschen philosophischen Standpunctes. *B.* Die wissenschaftliche Grundlegung des Systems — Phänomenologie des Geistes (S. 95—163). *C.* System der Philosophie oder Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften (S. 164—460): 1) Logik, 2) Naturphilosophie, 3) Philosophie des Geistes. III. Ausbreitung und Befestigung der Hegelschen Philosophie, unter den Rubriken: 1) die Hegelsche Schule, 2) Einflufs der Hegelschen Philosophie auf die Special-Wissenschaften, namentlich auf die Theologie; 3) Ausbreitung derselben aufserhalb Deutschland. —

Was nun diesen Plan zunächst selbst und zwar in Beziehung auf die durch seine Ausführung in Schweden damit zu erreichende Absicht betrifft, so wird derselbe von unserem jungen schwedischen Freunde sehr gut und zweckmäfsig befunden; was auch wir nicht in Abrede stellen wollen. „Denn eine vollständige Ausführung desselben" — fügt er hinzu — „müfste endlich alle Fragen beantworten können, die man etwa, um die Sache genau kennen zu lernen, aufwerfen könnte, sowohl über das eigenthümliche Wesen der Hegelschen Philosophie und den Einflufs derselben auf die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit, als auch über das Verhältnifs dieser Philosophie zu früheren philosophischen Standpuncten, — eine Frage, welche um so mehr in aller Schärfe und Genauigkeit beantwortet werden müfste, je mehr man noch heut zu Tage sieht, wie vergangene und längst überwundene Standpuncte wieder hervorgezogen werden und längst verschollene Ansichten wieder auftauchen, und zwar mit dem Anspruche, sich noch einmal geltend machen zu können."

Es wird mithin auf das Wie der Ausführung ankommen, worüber sich gegenwärtig indessen noch kein Urtheil im Ganzen abgeben läfst. Ohnehin kann die Absicht zunächst nur darauf gehen, zu einer näheren und vertrauteren Bekanntschaft mit Allem, was zur Hegelschen Philosophie gehört und sie angeht, eine feste und sichere Grundlage zu bilden. In den uns vorliegenden drei Heften ist die Arbeit des Vf.'s erst bis zum Abschlusse der zweiten Abtheilung des ganzen Planes vorgerückt, indem sie wenigstens bis zum Ende der Encyklopädie gelangt. Was aber den Inhalt des bis jetzt Vorhandenen betrifft, so giebt die I. Abtheilung, wie schon bemerkt, Hegels Leben gut und genau dargestellt, so weit es die bis dahin dem Verf. zu Gebote stehenden Quellen, der Nekrolog von Gans und Michelet's Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie, ihm gestatteten. Die Biographie von Rosenkranz war damals noch nicht erschienen. Dagegen hat es der Vf. nicht fehlen lassen an reichlichen Auszügen aus Hegels eigenen Reden und Briefen, welche das Ganze beleben und dem Leser einen Blick in die innere Entwickelung des Hegelschen Geistes gestatten. Die ganze Abtheilung athmet zugleich eine tiefe Verehrung für Hegel und eine innige Pietät für sein Andenken, eine Pietät, die, nach unsers Freundes Urtheil, nicht gröfser sein kann bei denen, welche sich des persönlichen Umganges mit Hegel zu erfreuen gehabt haben. Die zweite Abtheilung, der Kern des Ganzen, giebt das Hegelsche System, und zwar nicht blofs in der Form seiner abgeschlossenen Totalität, sondern auch in seiner Vorbereitung, in seinem Werden und Entstehen. Nachdem zuerst der Standpunct dieses Systems als *absoluter Idealismus* angegeben worden, wird mit Hegels eigenen Worten eine nähere Bestimmung dieses Standpunctes gegeben (S. 38 f.). Sodann läfst der Vf. die Annahme und Behauptung folgen, dafs in Hegels Philosophiren, ob er gleich auf dem oben bezeichneten Standpuncte stets fest stehen geblieben sei, sich dennoch gewisse Entwickelungsstadien unterscheiden lassen, aus denen der Vf. „eine in der Sache selbst gegründete Eintheilung dieses zweiten Abschnittes" sich entnimmt. Das erste Stadium oder die historische Grundlegung des Systems bilden ihm die „philosophischen Abhandlungen", deren Inhalt und Bedeutung nach Michelet's „Einleitung" in dieselben angegeben wird (S. 45—66). Das Resultat endlich dieser Abhandlungen wird mit Hegels eigenen Worten und zwar in Beziehung sowohl auf den Begriff der Philosophie überhaupt, als auf die Naturphilosophie und Philosophie des Geistes angeführt (S. 67 bis 94). Das zweite Stadium oder die wissenschaftliche Grundlegung des Systems wird durch Auszüge aus Hegels Phänomenologie des Geistes (S. 95—163) charakterisirt. Das dritte Stadium oder das System selbst, welches den übrigen Raum der drei vorliegenden Hefte einnimmt, und zwar so, dafs das zweite die Logik zu Ende bringt, das dritte aber die Naturphilosophie und die Philosophie des Geistes umfafst, erhält seine Darstellung lediglich nach Hegels Encyklopädie, welcher der Vf. in treuer Uebersetzung folgt, nur dafs er noch einige erklärende Zusätze aus Michelets oben genanntem Buche dazu aufnimmt.

Da es hier nur auf eine allgemeine Angabe des Inhaltes und der Quellen, aus denen der Hr. Vf. denselben, ohne selbst etwas daran zu ändern, geschöpft hat, ankam, wie auf eine allgemeine Schilderung des Planes und Verfahrens, welches derselbe bei seinem Unternehmen sich vorzeichnete, nicht aber um eine kritische Beurtheilung des dargestellten philosophischen

Digitized by Google

Inhalts zu thun sein konnte, welche nichts Anderes als eine Beurtheilung der blofs auf ein fremdes Sprachgebiet übertragenen Philosophie selbst sein würde, so glauben wir mit dem Bisherigen dem Zwecke einer Anzeige von dieser litterarischen Erscheinung genügt zu haben. Eine andere Frage aber ist es, die hier noch aufgeworfen werden kann, ob eine so treue Uebersetzung aus Hegels Werken, als sie vom Vf. angestrebt und meistens auch gegeben wurde, gerade das beste Mittel war, um das Studium der Hegelschen Philosophie in Schweden oder anderwärts aufser Deutschland zu erleichtern und zu befördern. Unser Freund glaubt diese Frage, und zwar nicht in Bezug auf sein Vaterland allein, verneinen zu müssen. Er sagt darüber: „Obgleich von der einen Seite durch eine Uebersetzung solcher Art alle Gefahr einer schiefen und unrichtigen Auffassung des mitgetheilten Inhalts beseitigt wird, wiewohl der Hr. Vf. dies keinesweges zu befürchten hatte, so kann doch von der anderen Seite keinesweges geläugnet werden, dafs Hegels eigene Schriften, besonders die Phänomenologie und die Logik (noch mehr wohl der Paragrapheninhalt der Encyklopädie), wegen ihrer eigenthümlichen Schwierigkeiten kaum denjenigen in Deutschland selbst zu empfehlen sind, die ihre erste Bekanntschaft mit der Hegelschen Philosophie machen wollen. Wir glauben, der Vf. hat zu viel von seinen Lesern verlangt, wenn er meint, sie könnten die von ihm gegebene Darstellung der Logik wohl fassen und begreifen, ohne dafs vorhergehende einleitende und erklärende Schriften ihnen das Studium und Verständnifs derselben erleichtern. Diese in Hegels Werken selbst schon vorhandene Schwierigkeit wird aber bedeutend vergröfsert, wenn diese in eine Sprache übertragen werden, welche für den Ausdruck speculativer Gedanken bei weitem noch nicht so ausgebildet ist, wie die deutsche. Der Vf. hatte in dieser Hinsicht mit grofsen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dafs er sehr viele glücklich überwunden hat, glauben wir behaupten zu können. Wenn es jedoch nicht anders möglich war, als dafs die treue Anschliefsung an das Original, die in einer Hinsicht ein grofses Verdienst ist, theils neue, wenigstens ungewöhnliche Wörter und Zusammensetzungen mit sich brachte, welche wohl beim schwedischen Leser nicht so leicht denselben Sinn hervorrufen, wie die entsprechenden und für die Bezeichnung der Sache bereits gangbar gewordenen deutschen, theils Wendungen und Constructionen nöthig machte, die, um die gedrungene Kürze Hegels zu erreichen, etwas von ihrer natürlichen Einfachheit und einheimischen Stellung eingebüfst haben: so ist davon eine fast nothwendige Folge, dafs die vom Vf. gegebene Darstellung, zunächst der Logik, hie und da fast schwieriger zu verstehen und zu begreifen ist, als Hegels eigene. Um so mehr wird daher noch aufserdem eine mehr populäre Darstellung erforderlich, welche den Eingang in das logische System erleichterte. Von der eifrigen Thätigkeit des Vf.'s möchte man wohl eine solche auch erwarten können; und diese würde dann um so brauchbarer gemacht werden können, da sie sich auf die bereits gegebene authentische Darstellung als auf ihre Grundlage beziehen könnte. Indessen wünschen wir dem Vf. Glück zur Fortsetzung seines begonnenen und schon so weit geführten Werkes."

Wir können in diesen Wunsch nur einstimmen, und zweifeln nicht, dafs die Bemühungen des Herrn Afzelius, neben ihrer sonstigen Verdienstlichkeit, auch für die Sprache zu ihrer weitern philosophischen Ausbildung von Erfolg und Gewinn sein werden. Auch unsere deutsche Sprache hat erst durch die Leistungen ihrer Philosophen sich zu der Fähigkeit und Fügsamkeit, welche sie jetzt der speculativen Philosophie gewährt, emporheben können; die germanische Natur der ihr stammverwandten schwedischen wird diese bei weiterer heimischer Pflege des speculativen Gedankens hinter ihrer Schwester nicht zurückstehen lassen. Für unsere deutsche Philosophie aber kann es nur von Interesse sein, in der von Hegel öfter gepriesenen Tiefe und Innerlichkeit des nordischen Geistes auf scandinavischem Boden dem Entwickelungsgange ihrer eignen Hervorbringungen und Errungenschaften mit Aufmerksamkeit zu folgen, und zu sehen, wie dieselben, von tüchtigen Geistern ergriffen, auf diesem Boden sich gestalten und zu welchen wissenschaftlichen Ergebnissen sie führen werden. Dieses Interesse würde noch erhöht werden, wenn es auch an Kampf und Streit dabei nicht fehlen wird, wir meinen, wenn Schellings Anhänger in Schweden von ehemals, welche auch jetzt für dessen neues Auftreten die Sympathie nicht werden verloren haben, es ihrerseits ebenfalls an der Aufnahme und Verbreitung dieser Philosophie in ihrer jetzigen Gestalt nicht fehlen lassen. Herr Afzelius hat selbst schon den Anfang, wenigstens zum gegnerischen Kampfe, gemacht, wobei nur zu bedauern ist, in Schweden wie bei uns, dafs das Streitobject bis jetzt blos aus der darüber geführten Polemik und den Mittheilungen Anderer zur Kenntnifs gelangt und somit nur sehr unvollständig bekannt ist. Wird uns erst der Wunsch erfüllt werden, dafs wir durch den Schöpfer dieser Philosophie, Herrn v. Schelling selbst, klarer in das Innere seines jetzigen philosophischen Systems blicken zu können, durch eine authentische Mittheilung desselben in seiner Wahrheit und Totalität, in den Stand gesetzt werden, dann wird es, geht der bei uns schon im Absterben begriffene Kampf dann etwa von neuem angefacht auf jenen scandinavischen Boden über, für uns nur ein anziehendes wissenschaftliches Interesse haben können, dasjenige, was für uns in der Nähe und eigenen Betheiligung vielleicht zu minderer Klarheit und Bestimmtheit des Bewufstseins darüber gedeiht, dort in seiner wahren objectiven Geltung und Bedeutung frei ergriffen und zu seinem letzten wissenschaftlichen Abschlusse fortgeführt zu sehen.

Gabler.

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

XXVIII.

Geschichte des Feldzuges von 1814 *in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neueren Kriegsgeschichte.* 4 *Bände. Berlin, Posen und Bromberg,* 1842 *und* 1843*; bei E. S. Mittler.* 8.

Erster Artikel.

Unter allen Feldzügen der neueren Zeit erregt wohl keiner ein so hohes und allgemeines Interesse, als der Feldzug des Jahres 1814 in Frankreich, und nur in kriegsgeschichtlicher Hinsicht dürfte demselben der Feldzug von 1796, durch welchen sich der damalige General Bonaparte den ersten Feldherren zugesellte, gleich zu stellen sein.

Es konnte nicht fehlen, dafs ein Feldzug, in welchem das Geschick des heutigen Europa's entschieden wurde, und welcher in sich so viele Momente hat, die in staatlicher wie kriegsgeschichtlicher Hinsicht unser volles Interesse in Anspruch nehmen, während eines dreifsigjährigen Friedens eine zahlreiche Literatur hervorgerufen hatte.

Bei der Reichhaltigkeit der bisher erschienenen Schriften konnte man die Literatur dieses Feldzuges als geschlossen betrachten, es sei denn, dafs Männer die Feder ergriffen, welche bei der oberen Leitung des Krieges thätig gewesen waren und bisher geschwiegen hatten. Leider aber zählt Deutschland nur Wenige unter seinen Staatsmännern, welche an der Spitze grofser Verhältnisse gestanden haben, die in sich den Drang fühlen, ihre Erfahrungen der Nachwelt zu übergeben; sie überlassen dies Andern, welche dem Heerde der Ereignisse fernstanden, wenn sie demselben nicht ganz fremd blieben, und nun genöthigt sind, sich mehr oder minder mit den Quellen zu begnügen, welche ihnen aus officiellen Berichten zufliefsen. Wie treu dann auch diese Schriftsteller die Thatsachen überliefern mögen, immer wird ihrer Darstellung jener Reiz fehlen, welchen es gewährt, nicht allein die vollendete Thatsache, sondern auch das Werden des Gedankens zur That und die Beweggründe zu derselben zu erkennen, worin zu gleicher Zeit auch viel Belehrendes liegt.

Weder Blücher *), Bülow, York, Gneisenau etc. haben uns ihre Denkwürdigkeiten hinterlassen, welche von unschätzbarem Werthe für das Vaterland gewesen wären, wohingegen die Mehrzahl der französischen Marschälle ihr Erlebtes in Memoiren niedergelegt haben. Je seltener aber uns so werthe Quellen fliefsen, desto höher müssen wir dieselben zu schätzen wissen, und desto dankbarer müssen wir den Männern sein, welche sie uns mittelbar oder unmittelbar übergeben. —

Als Solchen aber sind wir hier dem General von Grolman und dem Oberst-Lieutenant von Damitz zum Dank verpflichtet.

Der General von Grolman, dessen thatenreiches Leben in dem Major von Höpfner einen würdigen Biographen gefunden **), war im Jahre 1814 Chef des II. preufsischen Armee-Corps, welches einen Theil der schlesischen Armee ausmachte, die unter dem Feldmarschall Blücher die eigentliche Entscheidung des Krieges herbeiführte.

Hatte auch so der General von Grolman seinen Wirkungskreis nicht unmittelbar im Oberkommando der schlesischen Armee, so war doch das persönliche Vertrauen, welches er bei Blücher genofs, von der Art, dafs seine Mitwirkung bei den grofsen und entscheidenden Entschlüssen dieses Feldzuges in Anspruch genommen und seinen Ansichten Einflufs gestattet

*) Von Blücher existirt ein Tagebuch aus der Rheincampagne

**) In dem Beiheft-Militair-Wochenblatt im Monat October 1843.

Digitized by Google

wurde. — Nach dem Frieden und besonders am Ende seiner militairischen Laufbahn war es der gröfste Wunsch des Generals, das was ihn zum Soldaten gebildet, auch seinen Kameraden durch Wort und Schrift zugänglich zu machen. Er beklagte oft seine Abneigung gegen alles Schreiben, wodurch er abgehalten wurde, selbst niederzulegen, was er erlebt und erfahren hatte; daher ergriff er es mit Freuden, als sich sein Adjutant, der jetzige Oberstlieutenant a. D. v. Damitz erbot, das zu sammeln, was er ihm mittheilen würde, um es mit den bereits gedruckten und dem General sonst noch zugänglichen Materialien in Zusammenhang zu bringen. So sind durch den schätzenswerthen Fleifs des Herrn v. Damitz und aus den Belehrungen und Anleitungen des Generals von Grolman zwei Werke entstanden, von denen die Beschreibung des Feldzuges von 1815, während dessen sich Grolman als General-Quartiermeister im Hauptquartiere des Fürsten Blücher befand, im Jahre 1837, die Beschreibung des Feldzuges von 1814, sechs Jahre später (1842—1843) erschien.

War es in dem ersteren Werke die Absicht, die Grundsätze für die praktische Verwendung der Truppen in den Schlachten darzuthun, so ist in der Beschreibung des Feldzuges von 1814, welcher weniger durch entscheidende Schläge als durch schnelle und gewagte Operationen entschieden wurde, mehr der Gedanke vorherrschend, die Leitung und Verwendung der grofsen Massen im Kriege zu zeigen und die Modificirung durch Personen und Verhältnisse hierbei recht anschaulich zu machen, damit künftige Theorien die wahre Kriegsführung nicht verdunkeln.

Beide Werke haben viele Begebenheiten dieser denkwürdigen Jahre erst in das richtige Licht gebracht, und sind in Bezug auf die Betrachtungen über diese Begebenheiten wohl als die lehrreichsten kriegsgeschichtlichen Werke der neueren Zeit anzusehen. Auch der Feldzug von 1813 sollte einer ähnlichen Bearbeitung unterworfen werden, doch bevor die Arbeit beginnen konnte, endete von Grolman sein thatenreiches Leben.*)

Wir haben es hier allein mit dem Feldzuge des Jahres 1814 zu thun, und ehe wir in die Einzelheiten des Werkes eingehen, wollen wir zuvörderst einen Blick auf die Anordnung des Ganzen werfen.

Das Werk ist in 3 Theilen abgefafst, und enthält 4 Bände, indem der 3. Theil in zwei Abtheilungen zerfällt. — Der erste Theil erzählt die Ereignisse des Feldzuges bis zum 1. Februar (Schlacht bei la Rothière), der zweite Theil reicht bis zum 2. März, die 1. Abtheilung des 3. Theiles betrachtet die Operationen bis zum 22. März, die 2. Abtheilung des letzten Theiles, oder der 4. Band, endigt mit dem Frieden von Paris.

Die Ausstattung des Werkes ist gut zu nennen, und die demselben zugefügten Karten und Pläne, von dem Lieutenant v. Salvigny gezeichnet, sind mit grofsem Fleifs gearbeitet. Was die dem 1. Theile zugefügte Operationskarte anbetrifft, so haben wir auf derselben öfter Namen vermifst, welche in dem Werke, vorzüglich in den spätern Theilen desselben, vorkommen, und gleichzeitig sehr bedauert, dafs die Karte westlich erst mit der Maas beginnt und nördlich keineswegs so weit reicht, dafs der Feldzug des Bülowschen Corps darauf zu verfolgen wäre. Der Leser sieht sich so genöthigt, sich zum Studium des Werkes mit Karten von Holland und den Niederlanden, vom Rhein, der Schweiz und dem westlichen Theile von Frankreich zu versehen, was nicht immer leicht sein dürfte. Bei einem so ausgezeichneten und bedeutenden kriegsgeschichtlichen Werke, wie das vorliegende, müfste billigerweise eine Mappe mit den nöthigen Plänen und Operationskarten beigegeben werden, auf denen die Bewegungen und Stellungen farbig eingezeichnet sind. —

Was die Art der Abfassung anbetrifft, so hat der Vf. wie in seinem Feldzuge von 1815 die Ereignisse mehrerer Tage in kurzen Abschnitten zusammengefafst und mit Ueberschriften versehen. Ist auf diese Weise ein Zeitabschnitt beschrieben, so folgen in der Regel kritische Bemerkungen über denselben, wodurch dem Leser noch einmal ein Bild des Ganzen vor Augen geführt wird. Wünschenswerth wäre es für dieses Werk, wie für jedes kriegshistorische, wenn bei der Nennung der Ortschaften die Richtung und Entfernung derselben von den früher genannten angeführt worden wäre, wie dies z. B. in dem Werke „*Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre* 1792" geschehen ist. Hierdurch wird dem Leser, der doch unmöglich

*) Starb am 1. Juni 1842 als General der Infanterie und commandirender General des V. Armee-Corps in Posen.

Digitized by Google

die Lage unbedeutender Dörfer und Städte wissen kann, sehr viel Zeit beim Aufsuchen derselben erspart, und er aufserdem mit den Raumverhältnissen bekannt gemacht, was bei dem Studium der Kriegsgeschichte so äufserst wichtig ist.

Die Sprache des Hrn. Verf.'s ist klar, ungezwungen und oft wahrhaft edel zu nennen; die Darstellung ist gröfstentheils partheilos und giebt ein deutliches Bild der Geschehenen, nur hätten wir gewünscht, dafs da, wo Tadel über das alliirte Heer auszusprechen ist, weniger rücksichtsvoll und diplomatisch zu Werke gegangen wäre, indem so jedenfalls bei den Lesern die Kunst zwischen den Zeilen zu lesen, vorausgesetzt wird. —

Jedem Bande sind eine Anzahl Beilagen beigegeben worden, die zum gröfsten Theil als officielle Actenstücke zum Belag des Textes dienen. Wir können der Auswahl desselben nur beipflichten, und haben Mehreres gefunden, was bis jetzt, so viel wir wissen, noch nicht gedruckt war. —

Als Quellen, die bei der Bearbeitung hauptsächlich benutzt zu sein schienen, erkennen wir die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814 vom K. K. Oberst-Lieutenant Schels, welchem der Hr. Verf. oft wörtlich folgt, ohne jedoch immer die Quelle anzugeben, während dies stets geschieht, sobald aus dem Werke des Bataillons-Chef Koch: „La campagne de 1814," aus dem Werke des Michailowski Danilewskij „Darstellung des Feldzuges in Frankreich 1814" oder aus Fain's „Manuscript von 1814" geschöpft wird. —

1. Band. 1. Abschnitt. Das Werk beginnt mit einer übersichtlichen Darstellung der Ereignisse nach der Schlacht von Leipzig. Mit vollkommenem Recht tadelt der Verf. die langsame Verfolgung des Feindes, indem er sagt: „Mit unaufhaltsamen Schritten „nach Paris vordringend, würden die Alliirten mit Napoleon vor den Mauern seiner Hauptstadt eingetroffen sein."

Wenn uns der Verf. über die Vernachläfsigung des blutigen Sieges bei Leipzig dadurch zu trösten sucht, dafs er sagt: „Es schien als ob ein höheres Geschick durch eine weniger entscheidende Benutzung des grofsen errungenen Sieges dem gemeinsamen Deutschland seinen Antheil an der Wiedereroberung seiner Freiheit gewähren wollte, um dieser „Nation das Gefühl ihrer Einheit und Kraft zum Be„wufstsein werden zu lassen;" so glauben wir doch, dafs dies um so sicherer und wirksamer errungen wäre, wenn man die Vernichtung der französischen Streitkräfte zeitgerecht bewirkt und dies nicht einem zweiten und zweifelhaften Feldzuge überlassen hätte.

Am Rhein machte die verbündete Armee Halt und man begann mit Napoleon Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, welche von demselben nur dazu benutzt wurden, um Zeit zu neuen Rüstungen zu gewinnen.

Der Kaiser *Alexander* wird „die Seele der Coali„tion gegen Napoleon" genannt, indem er der Ueberzeugung war, „dafs mit demselben nur ein Kampf „auf Leben und Tod zu führen sei."

Bei der Berechnung der Streitkräfte der Verbündeten, weicht der Verf. hier und da von den bisherigen Angaben ab. — Die aus 6 Corps bestehende Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg war nach ihm am 1. Jan. 1814, 263 Bataillons, 295 Escadrons und 581 Geschütze, zusammen 200,687 Mann stark, wogegen Hr. v. Plotho 28,000 M. mehr angiebt.

Die schlesische Armee dagegen zählte 50,000 Mann, so dafs 250,000 Mann zur Offensive in das Innere von Frankreich verwendet werden konnten, während die Gesammtstreitmasse der Verbündeten incl. der Nordarmee, der Armee in Italien, den Blockade-Corps und der nachrückenden Reserven auf 740,000 Mann angenommen wird.

Höchst lehrreich ist die Schilderung des materiellen Zustandes der preufsischen zur schlesischen Armee gehörenden Corps, und die Angaben über die namhaften Verluste, welche dieselben durch übereilte Bildung, mangelhafte Verpflegung und Bekleidung erlitten. —

Wir können nicht umhin, einige dieser Angaben mitzutheilen, da sie so manche anerkannte Wahrheit von Neuem bestätigen, und hingegen manches Vorurtheil berichtigen.

Je mehr man in neuester Zeit gegen die stehenden Heere schreibt, und die Landesvertheidigung mehr oder minder nur einer Volksbewaffnung, nenne man sie Miliz oder Landwehr, anvertrauen möchte, wobei man stets die preufsische Landwehr im Befreiungskriege als schlagenden Beweis dafür anführt, um so wichtiger ist es, die positiven Leistungen der Landwehr und

Digitized by Google

ihre Verluste genauer ins Auge zu fassen. Bei einer unpartheiischen Beurtheilung wird man aber erkennen, dafs eine patriotische Begeisterung die Wirksamkeit der Landwehr auf Kosten des stehenden Heeres übertrieben hat.

Keinesweges will Ref. den wohlverdienten Ruhm der Landwehr schmälern, denn sie hat geleistet, was nur je eine Volksbewaffnung geleistet hat und leisten wird; indessen treten ihre Leistungen im Verhältnifs zu ihrer ursprünglichen Stärke durch die Verluste, welche sie zum überwiegenden Theil ihrer mangelhaften militairischen Ausbildung zuzuschreiben hat, doch sehr in den Hintergrund.

Wenn wir Seite 22 erfahren, dafs von 13,369 Infanterie-Wehrmännern, welche das 1. (Yorksche) Corps am 14. August zählte, nur 2,164 Mann an den Rhein anlangten und dafs bei den anderen Corps der Abgang nicht viel geringer war, und wenn wir ferner im 2ten Theile lesen, wie Ende Februars aus 18 Landwehrbataillonen nur 4 Bataillone zu 400 Mann gebildet werden konnten, so wird sich die obige Behauptung rechtfertigen, da im Vergleich der dem Feinde gegenüber erlittene Verlust nur ein geringer war.

Hierbei darf man unsere heutige Landwehr mit der von 1813 nicht verwechseln, denn die damalige Landwehr bestand, wie wir so eben erwähnt, aus Leuten, die vom besten Geist beseelt waren, aber Dienst und Disciplin zu spät in der blutigen Schule des Krieges erlernen sollten; während unsere jetzige Landwehr aus dem stehenden Heere hervorgegangen, den kriegstüchtigsten Theil der Landesvertheidigung bildet.

Wollte man aber hieraus schliefsen, dafs das stehende Heer mehr oder minder unnöthig sei, so wäre dies, wie ohne weiteres einleuchtet, ein vollkommener Trugschlufs, denn die Landwehr geht erst aus demselben hervor.

Nachdem der Verf. die Streitkräfte der Alliirten in Erwägung gezogen, wendet er sich zu Napoleon, welcher am 8. November bei Mainz den Rhein überschritt, und von Paris aus bemüht war, sich aus den Trümmern seines Heeres neue Armeen zu schaffen.

Bereits hatte er bis zum August dieses Jahres die Conscriptions-Klasse des Jahres 1814, wobei man also schon ein Jahr vorausgegriffen hatte und aufserdem 230,000 Mann in die Depots berufen; im October wurde wiederum eine Aushebung von 280,000 Mann befohlen und am 15. November gewährte der Senat dem Kaiser eine neue Aushebung von 300,000 Mann.

Napoleon hoffte seine Armee bis zum März neu organisirt zu haben, allein statt 3 Monate liefs man ihm nur 6 Wochen Zeit, und dies ist der Grund warum die französische Armee beim Beginn des Feldzuges so schwach auftritt und nicht etwa gänzliche Erschlaffung und Erschöpfung der Hülfsquellen Frankreichs. Der Verfasser berechnet, dafs die Gesammtmacht Napoleon's, wenn man ihm die nöthige Zeit gelassen, sich noch immer auf 1 Million Streiter belaufen haben würde; dahingegen vermochte der Kaiser, als er von den Verbündeten angegriffen wurde, denselben nur 150,000 Mann disponible Truppen, 100—150,000 Mann in den französischen Festungen, 150,000 Mann allmählige Verstärkung, im Ganzen also 450,000 Mann entgegenzustellen. —

Aufser diesen Streitmitteln besafs Napoleon noch 70,000 Mann in Deutschland, Mainz, Hamburg u. a. O. Die Armee in Italien betrug gegen 50,000 Mann, die Pyrenäen-Armee unter Soult 60,000 Mann, die Armee von Catalonien unter Suchet 37,268 Mann.

Dafs Napoleon von den letzteren Armeen nur 30,000 Mann an sich heranzog, wagt der Verf. nicht geradezu zu tadeln; indessen leuchtet doch daraus hervor, dafs Napoleon entweder seine Verhältnisse verkannte, oder Andere darüber täuschen wollte, was ihm diesmal nicht gelang. So hatte er 1813 das Corps von St. Cyr in Dresden verloren, und derselbe Grund war auch jetzt die Veranlassung, dafs er seine Streitkräfte so wenig concentrirte. —

Die Beschreibung des Kriegstheaters, welche jetzt ihren richtigen Platz gefunden, aber schon S. 68 steht, ist sehr allgemein gehalten, indessen darf man auch in einem kriegsgeschichtlichen Werke keine vollständige Militairgeographie erwarten. —

Sehr interessant sind die folgenden Capitel über den Operationsplan Napoleon's und seiner Gegner. Ersterer suchte durch die Scheinvertheidigung des Rheins, welche er angeordnet, die Alliirten zu täuschen, um Zeit zur Reorganisation seiner Armee zu gewinnen, und dann über den gefährlichsten seiner Gegner herzufallen, ehe dieser stark genug war, ihm selbst die Spitze bieten zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Geschichte des Feldzuges von 1814 *in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris als Beitrag zur neuern Kriegs-Geschichte.*

(Fortsetzung.)

Die Alliirten beschlossen bei Basel mit der grofsen Armee vorzudringen; die schlesische Armee hingegen sollte den Rhein zwischen Coblenz und Manheim überschreiten und die Nord-Armee gegen Holland vorgehn. So wollte man den Feind umfassen, und liefs sich auf eine Umgehung ein, griff aber dabei viel zu weit links, indem man einen grofsen Theil des Heeres über Pontarlier und Dijon dirigirte (S. 83). Der Verf. billigt diesen Feldzugsplan keineswegs, er sagt (S. 82): „die Alliirten hätten da, wo sie die Franzosen über den Rhein zurückgeworfen hatten, gegen das Thal der Marne in der Richtung auf Vitry und Chalons vorgehen sollen und hier entweder Napoleon zur Schlacht zwingen, oder, wenn er sie nicht annahm, die Operationen in der Richtung von Paris fortsetzen sollen." —

Bei dem Operationsplan der Alliirten traf den Feldmarschall Blücher die schwierigste Aufgabe, in den Mittelpunct der französischen Macht einzudringen, wobei er von vorn herein grofsen Unfällen ausgesetzt blieb, da er nur mit 50,000 Mann die Operation beginnen konnte, und nur mit 28,000 Mann die Fortsetzung gegen die Marne unternahm (S. 85).

Hiermit schliefst der 1ste Abschnitt, den wir um so ausführlicher besprochen, weil wir durch ihn in die Verhältnisse der kriegführenden Partheien eingeführt werden und nun vollkommen vorbereitet den Kriegsschauplatz betreten. —

Der 2te Abschnitt führt uns zur Nord-Armee. Wir erlangen durch die Darstellung des Hrn. Verf.'s die Gewifsheit, dafs der General Bülow, der am 7. November mit dem 3. preufsischen Armee-Corps Minden erreichte, die Befreiung Hollands keinesweges auf Befehl des Kronprinzen von Schweden, sondern eben so auf eigene Verantwortung unternahm, als er die Schlacht von Gr. Beeren mehr gegen als mit dem Willen des schwedischen Oberfeldherrn geschlagen hatte. —

Die Schwäche der französischen Streitkräfte und die Unthätigkeit der französischen Generale, erleichterten die Eroberung Hollands, welche Ende December so gut als vollendet angesehen werden konnte. Mit grofser Wahrscheinlichkeit beweiset der Hr. Verf. S. 114 und 143, wie General von Bülow durch energischere Operationen noch gröfsere Vortheile erringen konnte, indessen kannte Derselbe die Verhältnisse nicht so genau, als wir sie jetzt kennen, und zur Beurtheilung eines Generals sind die wirklichen Verhältnisse nur in so weit zum Grunde zu legen, als er dieselben gekannt hat, oder hätte kennen sollen, was der Hr. Verf. selbst auch zugiebt.

Den Hauptvortheil, der den Alliirten durch den Winterfeldzug des Generals Bülow ward, findet der Verf. (S. 154) darin, dafs Napoleon durch das Vordringen desselben veranlafst wurde, 20,000 Mann seiner geringen disponiblen Streitkräfte nach den Niederlanden zu dirigiren, was nicht gebilligt wird, indem die französischen Streitkräfte in Holland und den Niederlanden zur Zeit bei geschickter Führung stark genug waren, den General Bülow von fernerem Vorrücken aufzuhalten. —

Eine Uebersicht sowohl der Operationen in Holland, als sämmtlicher Kriegsverhältnisse im Grofsen seit der Eröffnung der Campagne beschliefst den zweiten Abschnitt. — Mit scharfem Blick erkennt der Hr. Verf. die gemachten Fehler, indessen können wir der Beschönigung derselben durchaus nicht beipflichten, wenn er sagt: „dafs die Fehler dazu beigetragen, die „Seelenkräfte zu stählen und zu erheben."

Digitized by Google

Beim Beginn dieses Abschnittes vermissen wir die Stärke-Angabe des Bülow'schen Corps, welche hier wohl an ihrer Stelle gewesen wäre.

Der dritte Abschnitt führt uns zuerst zur grofsen Hauptarmee, welche an der Grenze der Schweiz und an dem Oberrhein zusammengezogen wurde, am Ende December den Rhein von Schafhausen bis unterhalb Strasburg an 5 Puncten überschritt und sich dann südlich bis Genf ausdehnte, so dafs die Truppen die ungeheure Ausdehnung von 42 Meilen einnahmen. —

Hinsichts der Stärkeangaben weicht der Hr. Verf. nicht unbedeutend von denen des Oberstlieutenant Schels ab, indem er die Stärke der den Rhein überschreitenden Colonnen auf 167,367 berechnet, während genannter Schriftsteller nur 136,000 Mann angiebt, ohne dafs Ref. über die Richtigkeit der einen oder andern Angabe entscheidend urtheilen könnte. Die Stärke der französischen Truppen entnimmt der Hr. Verf. aus dem Werke des Bataillonschef Koch.

Nach demselben stand im Rheinthal von Hüningen bis Strasburg der Marschall Victor mit 16,000 Mann um die Uebergänge über die Vogesen zu vertheidigen, das Reserve-Corps unter Ney, zur Zeit 8000 Mann stark, sammelte sich bei Nancy und der Marschall Mortier erreichte von Namur kommend mit 2 Divisionen Garde (8000 Mann) erst am 10. und 12. Januar Langres. — Napoleon hatte, wie schon einmal erwähnt, nur eine Scheinvertheidigung des Rheins angeordnet, er hoffte durch dieselbe die Alliirten länger aufzuhalten als es geschah; und war daher durch das Vorgehen Schwarzenbergs vollkommen überrascht. Die Wirkung der Ueberraschung mufste sich aber verlieren, als die Hauptarmee auf dem Marsche von Basel bis Langres 24 Meilen vier volle Wochen zubrachte, ohne eigentlichen Widerstand zu finden.

Der Verf. unterwirft die Operationen der Alliirten, welche einem grofsen Leichenconduct glichen, gerechten und diesmal unumwundenen Tadel, indem er die Langsamkeit und das Vereinzelte ihrer Operationen angreift und nachweist, dafs wenn Napoleon im Stande gewesen wäre mit 50,000 Mann gegen mehr als die vierfach überlegene Armee zu operiren, er dieselbe in grofse Verwirrung gebracht haben würde. —

Neben dem Tadel entwirft der Hr. Verf. einen einfachen und zweckdienlichen Operationsplan und geht dann zu den ferneren Operationen vom 18. bis 26. Januar über, wo wir erfahren, dafs sich der Marschall Mortier nach einem unbedeutenden Gefechte bei Chaumont gegen den Kronprinzen von Würtemberg nach Bar-sur-Aube zurückzog.

Da der Fürst Schwarzenberg für nothwendig fand, der Hauptarmee einige Tage Ruhe zu geben, so wurde Mortier erst am 24. bei Bar-sur-Aube angegriffen, und zum Rückzug nach Troyes genöthigt. Bei dem Gefecht von Bar-sur-Aube kamen auch Oesterreicher ins Gefecht.

Die Operationen der schlesischen Armee, welche jetzt in Betracht gezogen werden, zeigen von gröfserem Leben. — Die Armee sollte 140,000 Mann stark sein, Blücher hatte jedoch zur Zeit nur über 50,000 Mann zu verfügen. —

Blücher hatte daher nur Aussicht auf Erfolg, wenn es ihm durch eine kühne und entscheidende Offensive gelang, seine Gegner über ihre Lage und die ihm zu Gebote stehenden Kräfte nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Dafs der Feldmarschall unzufrieden mit dem allgemeinen Operationsplane war, zeigt der Hr. Verf. ziemlich deutlich, dagegen konnte es dem Feldmarschall nur ehrenvoll erscheinen, dafs ihm vollständig überlassen blieb, die Bewegungen seiner Armee nach eigenem Ermessen anzuordnen, denn nur eine Vereinigung der Armeen an der mittleren Marne war von den Monarchen vorgeschrieben worden. —

„Dies unumschränkte Vertrauen, fährt der Verf. „fort, war es auch, was hier wie überhaupt bei der „Führung der letzten Kämpfe gegen Napoleon in dem „alliirten Heere so überwiegend hervortrat, dafs es „als ein besonderes Element der Kriegsleistungen die„ser Zeit erkannt werden mufs."

Die schlesische Armee sollte am 1. Januar, also mit dem Beginn des neuen Jahres den Rhein überschreiten. Dem Uebergang des Sacken'schen Corps bei Manheim wohnte der König Friedrich Wilhelm III. in Person bei. Der Feind hatte, wie überall wo Flüsse in das rechte Rheinufer mündeten, eine Schanze der Neckar-Mündung gegenüber angelegt, die zuvörderst genommen werden mufste.

Die Corps von York und Langeron bewerkstelligten ihren Uebergang bei Caub, den Blücher persönlich leitete. Die Pontonbrücke erlitt mehrere Unfälle, weil die Pioniere den Rath der Rheinschiffer nicht gehörig beachtet hatten. — Die Nichtachtung der Rath-

Digitized by Google

schläge erfahrener Landeseinwohner ist im Kriege schon häufig gestraft worden.

Das Corps von St. Priest überschritt den Rhein bei Coblenz. Hier liefs der russische General unter der ruhmspendenden Inschrift der Säule, welche der französische Oberpräfect zu Ehren des Einzuges der französischen Armee in Moskau gesetzt hatte, die bedeutungsvollen Worte: „vu et approuvé" setzen.

Der Marschall Marmont, welcher mit etwa 20,000 Mann der schlesischen Armee gegenüber stand, ging über die Saar zurück, welche er nach einer schwachen Vertheidigung ebenfalls aufgab, um sich über Metz nach Verdun hinter die Maas zurückzuziehen, wo er am 18. Januar eintraf. Seit dem 13. Januar stand einer Vereinigung der Marschälle Marmot, Ney und Victor, welche letztere am 14. bei Toul standen und sich von da gegen Ligny zurückzogen — nichts im Wege, jedoch erfolgte dieselbe, aber erst am 23., bei St. Dizier an der Marne.

Blücher war dem Feinde auf dem Fufs gefolgt; am 10. Januar war er bei Saarbrücken, am 11. wurde St. Avold erstürmt; hier beschlofs der Feldmarschall die Mosel-Festungen Metz, Thionville und Luxemburg durch das York'sche Corps berennen zu lassen und mit dem Rest seiner Armee 27,000 Mann nach Nancy zu marschiren, woselbst er den 16. eintraf, und von hier aus gegen St. Dizier vordrang.

Bei den Betrachtungen, die der Hr. Verf. S. 306 und 341 über diese Operationen anstellt, sehen wir ihn von der Kühnheit derselben hingerissen, und gestehen gern, dafs die Versuchung dazu sehr grofs ist. Dafs es jedoch ein sehr gewagtes Unternehmen war, mit 27,000 Mann in das Innere von Frankreich einzudringen und hierbei jeden Augenblick von 40,000 Mann erdrückt werden zu können, wird Niemand bestreiten. Wenn auch die französischen Marschälle die Gelegenheit nicht wahrnahmen, die schlesische Armee über den Haufen zu werfen, so war doch darauf nicht zu rechnen, und Napoleon konnte eben so gut statt am 26. am 22. Januar den Oberbefehl übernehmen, wo dann die Blücher'sche Armee ihrem Schicksal nicht entgangen wäre.

Die Voraussetzung gegen die Mosel-Festungen durch das schwache York'sche Corps etwas Wirksames zu unternehmen, zeigt von einer zu grofsen Mifsachtung des Feindes, und im Speciellen müssen wir den Versuch gegen Metz, welcher Platz 8,200 Mann Besatzung hatte, als völlig unzureichend erkennen, da doch ein Bombardement durch einige Haubitzen mehr als unwirksam bleiben mufste. Hätten die französischen Commandanten ihre Sache verstanden, so konnte das in einzelne Theile zersplitterte York'sche Corps vollkommen aufgerieben werden, so verlor es nur in Folge von Fatiguen in den 7 Tagen vom 18. bis zum 25. Januar 2446 Mann (S. 338).

Dahingegen zeigt sich der Hr. Vf. mit der Schnelligkeit der Operationen beim Beginn des Feldzuges nicht zufrieden gestellt (S. 276) und weist nach, dafs wenn man nach dem Rheinübergang den Truppen der schlesischen Armee am 3. und 5. Januar keine Ruhetage gegeben hätte, der Feind grofse Verluste erlitten haben würde. Wir müssen hierin der höheren Einsicht des Hrn. Verf.'s beipflichten, und bitten nur dagegen in Erwägung zu ziehen, dafs die Märsche schon sehr anstrengend waren und ein gröfserer Aufwand der Kräfte den Truppen wohl sehr verderblich geworden wäre, denn wenn der Hr. Verf. nachweist, dafs das York'sche Corps vom 1. bis 25., ohne ein ernstes Gefecht zu bestehen, 5805 Mann oder $\frac{1}{4}$ seiner ganzen Stärke verlor, so scheint es doch bedenklich, den Truppen noch mehr zuzumuthen.

Die französischen Marschälle werden S. 307 und 342 mit Recht getadelt, dafs sie die günstige Gelegenheit, der schlesischen Armee Nachtheile zu bereiten, unbenutzt gelassen haben, und den Kaiser trifft dabei der Vorwurf, dafs er keinem der Marschälle den Oberbefehl übergeben habe. Indessen hatte Napoleon auch bereits die üble Erfahrung gemacht, dafs sich die Marschälle nur ungern einander unterordneten. —

Als „nachahmungswerth" empfiehlt der Hr. Verf. (S. 304), dafs französischer Seits auf dem Rückzuge der gröfsere Theil der alten Soldaten aus den Festungen mitgenommen und an ihrer Stelle Rekruten, welche hinter Wall und Mauer ihre weitere Ausbildung erhalten konnten, gelassen wurden." Wir erkennen aber darin ein Verfahren, das unter Umständen auch sehr verderblich werden könnte. —

Hierauf wendet sich der Hr. Verf. wiederum zur Nordarmee (S. 243). —

Winzingerode näherte sich von Münster kommend Ende Decembers dem Rhein, den er Mitte Januar zwi-

Digitized by Google

schen Cöln und Düsseldorf überschreitet. Die Stärke seines Corps wird 8000 Mann Infanterie, 5000 Mann Cavallerie angegeben; Plotho berechnet dagegen dieselbe auf 25,000 Mann, was jedenfalls übertrieben ist. Der General Sebastiani, der mit 7—8000 Mann Winzingerode gegenüber stand, zog sich nach Lüttich zurück, wo Macdonald, welcher bisher am Niederrhein gestanden, seine zerstreuten Corps sammelte, um sich mit dem Kaiser bei Chalons zu vereinigen. Die Langsamkeit Winzingerode's, der ohne einen Feind gegenüber zu haben, erst am 2. Februar Namur erreichte, und von hier aus nicht eher vordringen wollte, als bis Bülow gleichfalls zur Offensive übergehe, unterzieht der Verf., wenn auch schonend, aber doch einem gerechten Tadel. — Dem General Bülow war es aber zur Zeit unmöglich in Frankreich einzudringen; der Marschall Maison hatte ihm 20—30,000 Mann gegenüberzustellen, welche Bülow in der ersten Hälfte des Januars recognoscirte. Die hierbei am 11. stattfindenden Gefechte sind auf 16 Seiten ausführlich beschrieben. — S. 349 wird erwähnt, dafs Macdonald dem Kaiser den Vorschlag gemacht, die Garnisonen aus den von ihm besetzten Festungen bei seinem Rückzuge herausziehen zu dürfen, wodurch Napoleon 8—10,000 Mann gewonnen haben würde. Napoleon genehmigte aber diesen weisen Vorschlag nicht, woraus abermals klar hervorgeht, dafs er sich nicht überwinden konnte, etwas von dem, was er in seiner Gewalt hatte, aufzugeben.

Das Ende dieses Abschnittes handelt von der letzten Maafsregel Napoleons zur Organisirung seiner Streitkräfte und zur Vertheidigung des Landes, so wie der Hauptstadt. Wir erblicken aus dieser vortrefflichen, anziehenden und lehrreichen Schilderung das schöpferische Genie des Kaisers und seine an das Unglaubliche grenzende Thätigkeit; „dagegen er„kannte man auch, sagt der Hr. Verf. S. 380, die „Nothwendigkeit, dafs Napoleon von Allem, was ge„schah, der Hauptbebel sein mufste, und dafs er auf „die Mitwirkung der Local-Behörden und den guten „Willen der Einwohner nur wenig rechnen konnte." —

Den Plan Paris mit Erdwerken zu umgeben, verwarf der Kaiser wahrscheinlich aus politischen Rücksichten und bestimmte nur, dafs man die Barrieren mittelst hölzerner Tambours decken und durch dieselben die Enceinte flankiren solle. —

Am 25. Jan. langte der Kaiser mit 10—12,000 Mann bei Chalons an und übernahm den Oberbefehl, Marmont, Ney und Victor standen bei Vitry, Mortier auf dem Marsch von Bar-sur-Aube nach Troyes; — die Blücher'sche Armee zwischen St. Dizier und Joinville, die Hauptarmee bei Bar-sur-Aube und Chaumont. —

Demnach stand der Vereinigung Blüchers mit der Hauptarmee kein Hindernifs im Wege, und so mufs man, wie S. 388 sehr richtig gesagt wird: „die Ein„leitung des Feldzugs französischer Seits als *nicht „gelungen* ansehen"; „dagegen, so fährt der Hr. Vf. „fort, erkennt man in der Handlungsweise Napoleons „als Grundgedanken Verbergung der eigenen Schwä„che, Ueberraschung seines gefährlichsten Gegners „und kräftige Benutzung des ihm gebliebenen Augen„blicks zur entscheidenden Eröffnung des Feldzuges „mit vollem Glück combinirt. — Nur in Hinsicht der „Zeit vermifst man sein früheres Glück." „Die Kunst „der Kriegführung aber, so lesen wir weiter unten (S. „390) verschieden von jeder andern, ist von dem Ge„winne von Stunden abhängig, und die Entwürfe des „Genies, in einer noch unbegrenzten Zeit entworfen, „lassen nicht zu, den günstigen Augenblick der Aus„führung zu wählen, sondern müssen ohne ein Ergrei„fen und Festhalten des entscheidenden Moments dem „eisernen Gesetze der Zeit anheimfallen."

Zum Schlufs des Abschnittes erfolgt die Stärkeangabe, und wir erfahren, dafs Napoleon zur Zeit, wo er in Chalons ankam, unmittelbar über eine Armee von 100,000 Mann gebot, von denen er jedoch, weil er von seinem Flügelcorps getrennt, nur im Stande war, 60,000 Mann zu concentriren, wogegen die Alliirten ihm jeden Augenblick 135,000 Mann entgegenstellen konnten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Geschichte des Feldzuges von 1814 *in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neueren Kriegsgeschichte.*

(Schluſs.)

Der vierte Abschnitt nimmt die Operationen Napoleons gegen Blücher auf. Am 27. wurde der russische General Lanskoy bei St. Dizier zurückgeschlagen, und Napoleon befand sich so zwischen der Blücherschen Armee, welche bei Brienne stand, und dem Yorkschen Corps, welches an demselben Tage Saint Mihiel an der Maas erreichte. Der Kaiser konnte sich gegen York wenden, er konnte von St. Dizier aus gegen die rechte Flanke der Hauptarmee manöveriren, aber er entschloſs sich, gegen Brienne zu marschiren, „um seine ersten Streiche auf den erbittertsten seiner Feinde fallen zu lassen".

Der Vf. vertheidigt den Kaiser gegen seine Tadler, welche ihm Operationslinien gegen die rechte Flanke der Hauptarmee vorschreiben, indem er am Schlusse sagt (S. 401): „Für die praktische Kriegführung entbehren diese Annahmen das Hauptelement beim kriegerischen Handeln, nämlich: den nächsten Vortheil, der geboten wird, zu ergreifen, um durch die Benuzzung desselben wieder andere Chancen zu gewinnen." „Hätte Napoleon fährt er weiter unten fort, den Feldmarschall Blücher vor der Vereinigung desselben mit der Hauptarmee geschlagen, so würde es ihm leicht gewesen sein, den Fürsten Schwarzenberg bei seiner systematischen Kriegführung in die Defensive geworfen zu haben. Daſs Napoleon aber mit Recht in Blücher seinen erbittertsten Feind erkannte, geht schon daraus hervor, daſs Letzterer bereits zu Brienne zu dem Chef des Generalstabes des Fürsten Schwarzenberg, dem Grafen Radecky, äuſserte: „Man müsse auf Paris marschiren, und Napoleon vom Throne stoſsen, da, ehe dies nicht geschehe, die Welt weder Ruhe noch Frieden haben würde." Aeuſserungen, welche man im groſsen Hauptquartiere, wo man sich nach Frieden sehnte, tadelte, indem man Napoleon in seinem jetzigen Unglücke durch Erfahrungen belehrt, „anders dachte, als in früherer Zeit, wo er nur der Weltbezwinger war" (S. 410). Die Folge dieser Gesinnung im Hauptquartiere waren die Friedensunterhandlungen zu Chatillon.

Wenn nun auch der Hr. Verf. S. 412 sagt, „daſs der Geist der alliirten Armee noch nicht zu einem methodischen Handeln niedergedrückt war, sondern immer noch die tiefe Begeisterung vorherrschend blieb, welche, wie bei dem Kampf in Deutschland, die kühnen Entwürfe und kräftige Ausführung hervorrief", so erfahren wir doch S. 415, daſs der einzige Stoſs Napoleons gegen St. Dizier hinreichend war, um die Lage des Hauptheeres für *sehr kritisch* zu erkennen. —

Als Blücher Nachricht erhielt, daſs Napoleon gegen ihn anrücke, concentrirte er seine Streitkräfte bei Brienne und wartete den Angriff ab. Den Tadel, der Blücher trifft, sich unter diesen Verhältnissen nicht an die Hauptarmee gezogen zu haben, weist der Verf. zwar bestimmt zurück, dennoch aber läſst sich nicht leugnen, daſs dies das Sicherste gewesen wäre. Der Verf. aber nennt die Handlungsweise des preuſsischen Feldherrn „nachahmungswürdig" (S. 421).

Am 29. griff Napoleon den Feldmarschall bei Brienne an. Wir vermissen hier einen Plan der Schlacht um so mehr, als die gegebene Terrain-Beschreibung zum Verständniſs des Gefechtes nicht genügt, und dem Leser bei der Verworrenheit des Kampfes aus der Gefechtsbeschreibung allein kein vollkommen klares Bild wird. Der Verlust der schlesischen Armee betrug 3000 Mann, den des Feindes finden wir nicht angegeben. Daſs aber Blücher bei diesem Gefechte von der Hauptarmee völlig im Stich

Digitized by Google

gelassen wurde und von derselben keine Unterstützung erhielt, „*was bei einer energischen Kriegführung stattfinden mufste*", mifsbilligt der Vf. sehr schonend nur durch die angeführten Worte. —

Blücher zog sich, um der grofsen Armee näher zu sein, gegen Bar sur Aube zurück. Napoleon nahm in Brienne, wo er seine Laufbahn begonnen hatte, sein Hauptquartier.

Die vom Verf. hier angeknüpften Bemerkungen, können wir nicht ganz partheilos finden, denn hätte Napoleon in dem Gefecht bei Brienne auch nicht die Erfolge gehabt, welche er sich versprochen, so war er doch keinesweges „unterlegen", wie der Herr Verf. annimmt.

Mit der dem Verf. eigenen Klarheit schildert er jetzt das Lagerverhältnifs Napoleons und Blüchers, und sagt unter andern S. 443: „Napoleon sah in seiner Lage die Verhältnisse so an, wie er sie wünschte, und blieb nicht von Selbsttäuschung frei. Blücher hingegen zeigte bei seiner Handlungsweise, dafs er keinen Illusionen Raum gab."

Nachdem die Unentschlossenheit im Hauptquartier der grofsen Armee während des 29. und 30. geschildert worden, wendet sich der Verf. zum Yorkschen Corps, welches von der Mosel her gegen die Marne in Anmarsch war, und nachdem es St. Dizier genommen, nördlich auf Vitry gegen Macdonald dirigirt wurde. Sehr häufig ist hierbei von Wald zwischen Bar le Duc und St. Dizier die Rede, ohne dafs die Karte auf dieser Stelle einen Baum angäbe.

Indem hierauf der Vf. zum Hauptfaden seiner Erzählung zurückkehrt, sagt er S. 461: „Es bedurfte am 31. Januar von Seiten der Alliirten nur eines allgemeinen ernsthaften Angriffs gegen Napoleon, um ihn durch einen entscheidenden Schlag zu vernichten und dadurch den Krieg zu beenden". „Dafs man dies nicht that", fährt der Verf. fort, „mufs einer *späteren Aufklärung* überlassen bleiben." Dies ist eine der diplomatischen Wendungen, wenn der Hr. Vf. ausdrücken will: Es war unverzeihlich! —

Endlich am 31. Januar entschieden die Meldungen Blüchers, so wie die Betrachtung der Kriegslage, in der man sich befand, dafs der Feind angegriffen werden müsse. Aber man ging nicht etwa mit vereinten Kräften auf Napoleon los, sondern man übertrug dem Feldmarschall Blücher den Angriff mit nur 70—80000 Mann, was der Hr. Verf. wiederum einer Aufklärung bedürftig betrachtet. Trotz dessen lesen wir S. 481: „Der im Kriege entscheidende Grundsatz, so stark wie es unter gegebenen Umständen möglich ist, zur Schlacht zu erscheinen, war von den Alliirten in ihrem strategischen Kalkul glücklich gelöst", was doch nur so viel heifsen kann: trotz dessen, dafs man mit allen Streitkräften, d. h. mit 160,000 Mann auf den Kampfplatz kommen konnte, that man es doch nicht, sondern focht mit nur 78000 Mann. Die Stärke Napoleons wird zu 50000 Mann angegeben, indem man die Stärkeangabe französischer Seits auf 36000 Mann als zu gering nachweist.

Am 1. Februar war die Schlacht von la Rothière, zu welcher ein gelungener Plan beigegeben ist. Die Beschreibung der Schlacht ist chronologisch in verschiedene Momente eingetheilt und giebt ein deutliches Bild des Gefechtganges.

Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander erschienen auf dem Schlachtfelde, dagegen wird der Kaiser Franz nicht erwähnt, und Schwarzenberg seiner Selbstverleugnung wegen bewundert, dafs er die Leitung der Schlacht dem Feldmarschall Blücher überliefs, da die schlesische Armee nur den kleinern Theil der zum Kampfe gezogenen Streitkräfte ausmachte. — Wir glauben, Blücher würde im umgekehrten Falle uns keine Gelegenheit zur Bewunderung gegeben haben. — Die Franzosen geben ihren Verlust auf 6000 M. und 54 Geschütze an — die Alliirten verloren gleich viel, zählten aber nach ihren Angaben 73 eroberte Geschütze. „Der sehr wahre Grundsatz in der Kriegführung", so lesen wir S. 510, „der sich in dem Feldzuge 1815 so glänzend bewährte, dafs nämlich der Gewinn auf dem Schlachtfelde nur die *eine* Hälfte und die Verfolgung die *andere* sei, hätte hier eine Anwendung finden können, durch die vielleicht der Krieg beendet worden wäre." Den Feldmarschall Blücher trifft aber diese Unterlassungssünde nicht, denn seine Truppen waren von dem blutigen Kampfe völlig erschöpft.

Napoleon zog sich am 2. bei Leomont über die Aube zurück und wurde wenig beunruhigt.

Im Schlosse zu Brienne ward von den Alliirten der fernere Feldzugsplan entworfen. Man beschlofs, angeblich aus Rücksichten für die Verpflegung, sich zu trennen. Blücher sollte sich mit 55000 Mann der Marne nähern, während Schwarzenberg mit 110,000

Digitized by Google

Mann der französischen Armee auf Troyes folgen sollte. Auf dem Schlachtfelde vor Paris wiederum vereinigt, sollte mit einem Hauptschlage die Macht Napoleons umgestürzt werden.

Der Hr. Vf. sagt S. 529, dafs eine Trennung der Armee schon deshalb nothwendig gewesen, weil die Feldmarschälle Schwarzenberg und Blücher von verschiedenen Principien der Kriegführung ausgingen, und die Monarchen keinen dem Anderen unterordnen mochten. —

„Wenn wir jedoch", hiermit schliefst der 1. Band, „aus dieser Operation ganz andere Resultate hervorgehen sehen, als bezweckt wurden, so lag dieses in Verhältnissen, deren Darstellung erst später erfolgen kann. — Durch sie wurde zwar die Entscheidung des Kampfes länger hinausgeschoben, indessen gewann die Kriegsgeschichte dadurch eines ihrer schönsten Blätter, auf welchem der Nachwelt verzeichnet bleibt, was kriegerisches Genie, Charakterstärke, Kühnheit und Ausdauer im gegenseitigen Ringen auf Leben und Tod zu leisten vermögen, und wie ein Heldenkampf solcher Art bei Freund und Feind eines ewigen Nachruhmes sicher ist."

Wir haben nun noch anzuführen, was der Herr Verf. vielleicht selbst im nächsten Theile nachholt, dafs dem Feldmarschall Blücher wiederum die schwierigste Aufgabe geworden, indem ihm der weiteste Weg, die schlechtesten Strafsen und die dürftigste Gegend anheimgefallen waren.

Wie schonend der Hr. Verf. den Fürsten Schwarzenberg beurtheilt, ist mehrfach angedeutet worden, und gewifs hat der Vf. hierzu Ursache, denn mit besonderer Betonung sagt er, indem er nach der Schlacht von la Rothière einen vereinten Marsch gegen Paris für das Beste hält: „Wenigstens würde ein Feldherr, der über die Masse der alliirten Streitkräfte *frei* gebieten konnte, dies unternommen haben." Hierdurch werden die Verhältnisse hinreichend angedeutet, da Kaiser Alexander als derjenige geschildert wird, der mit Napoleon durchaus den Kampf um Leben und Tod wollte, und Friedrich Wilhelm III. hierin völlig mit seinem kaiserlichen Bruder übereinstimmte.

v. Witzleben.

XXIX.

Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen u. geschichtlichen Standpunct, von Dr. H. E. W. Sigwart. 3 Bände. Stuttgart und Tübingen, 1844. 8.

Kurz hinter einander haben Männer, die geraume Zeit in philosophischer Forschung gelebt und mit Erfolg durch Lehre sie gefördert und verbreitet hatten, in mehr oder weniger umfassenden Uebersichten des Entwickelungsganges der Philosophie theils ihre Auffassungsweisen der Geschichte derselben, theils das Verhältnifs ihrer eigenen Bestrebungen zur Geschichte darzustellen das Bedürfnifs gefühlt. Auf J. F. Fries' von diesem Gesichtspuncte zu fassende und zu würdigende Geschichte der Philosophie, ist Chr. J. Branifs' geistvolle Einleitung in die Geschichte der Philosophie seit Kant, und das oben angeführte Werk gefolgt, leider die letzte Arbeit ihres vielfach verdienten Verf.'s. Branifs und Sigwart kommen, bei aller Verschiedenheit, darin überein, dafs sie die Geschichte der alten und mittleren Zeit nicht sowohl um ihrer selbst willen, als zur Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie behandeln: worüber wir mit ihnen um so weniger rechten möchten, je ausführlichere und vielseitigere Behandlung die Geschichte der älteren und mittleren Philosophie eben in den letzten Jahrzehnden erfahren hat. Während Branifs zu tieferem Verständnifs der mit Kant beginnenden speculativen Richtung, die Idee und weltgeschichtliche Bedeutung auch der beiden früheren bereits abgeschlossenen Perioden in bestimmten das Wesentliche ausdrückenden Zügen dem Bewufstsein zu vergegenwärtigen und den in ihnen sich aussprechenden Gegensatz in zwei dem Wesen des erkennenden Menschengeistes immanenten entgegengesetzten Ideen nachzuweisen unternimmt: wünscht unser Verf., nach dem auf dem Titel ausgesprochenen Hauptgesichtspuncte, die Geschichte der Philosophie und in dieser Gestalt die Philosophie selbst in einen weitern Kreis auszuführen und zum Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme zu machen. Sowie jener sein Hauptaugenmerk stets auf Nachweisung der leitenden Ideen richtet, so dieser auf die Resultate. Daher mufste denn, auch abgesehen von der sehr verschiedenen philosophischen Richtung und Auffassungsweise beider Männer, schon aus dem verschiedenen Gesichts-

Digitized by Google

punkte, von dem aus sie die Geschichte betrachten, grofse Abweichung in der Darstellung derselben sich ergeben. Ohne in vergleichende Würdigung dieser beiden verschiedenen Standpunkte und ihrer Durchführung weiter einzugehn, beschränken wir uns auf eine prüfende Berichterstattung von dem oben angegebenen Werke.

Die Geschichte der Philosophie soll diese darstellen „als das Werk des menschlichen Geistes, sofern er die Wissenschaft von dem Grund, Wesen und Endzweck des Daseins hervorzubringen, das Wirkliche zu begreifen bestrebt ist, als ein Werk welches sich durch verschiedene Momente und Stufen hindurch in der Art entwickelt, wie es theils durch die allgemeine, besondere und individuelle Natur des Geistes, theils durch seine äufseren Verhältnisse und Beziehungen bestimmt ist. Die einzelnen Philosophen erscheinen dabei nur als die einzelnen Organe, in welchen der Geist der Menschheit sich offenbart, die einzelnen philosophischen Systeme nur als besondere in dem Allgemeinen begriffene Bestrebungen und Arbeiten, *die Philosophie selbst nur als ein Element und Moment von dem geistigen Gesammtleben der Menschheit.* Ebendamit ist ein *innerer* Zusammenhang nicht nur der besonderen Bestrebungen und Arbeiten der Philosophie mit einander, sondern auch der Philosophie mit dem ganzen geistigen Leben der Menschheit anerkannt." So spricht sich der Verf. zur Erläuterung einer Darstellung der Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt in der Einleitung (I, 9) aus, welche die Ergebnisse seiner früheren Abhandlung: die Propädeutik der Geschichte der Philosophie u. s. w. Tübingen 1840, kurz zusammenfafst. Er hält es für zweckmäfsig, eine Schilderung der äufsern Verhältnisse, unter welchen die Philosophie sich entwickelt, also eine Schilderung von dem Zustand und Schicksal der Staaten, der öffentlichen Religion, der Wissenschaften und Künste, ferner eine Schilderung der einzelnen Philosophen nach ihrer Herkunft, ihrem Charakter, ihren Verhältnissen und Schicksalen, ihrer sonstigen Thätigkeit u. s. w. der Darstellung der einzelnen Abschnitte voranzustellen und sie mit einer Darlegung der Fortschritte und des Zustandes der Philosophie zu beschliefsen (S. 16).

Allgemeine historische Einleitungen, wie die hier bezeichneten, sind mit mehr oder weniger Ausführlichkeit seit Tiedemann häufig genug, aber bis jetzt mit sehr geringem Erfolg, versucht worden. Weitläuftige Auszüge aus den betreffenden Abschnitten der Weltgeschichte, wie Tiedemanns Werk sie enthält, können kaum einmal denen willkommen sein, die Fremdlinge in diesem Gebiete des Wissens sind; bessere Belehrung finden sie in den neueren Darstellungen der allgemeinen Geschichte. Will man aber, wie billig, sich darauf beschränken, solche Thatsachen hervorzuheben, die nachweislich in innerer Wechselbeziehung mit den Entwickelungen der Philosophie stehen, so mufs man aus dem Vollen schöpfen können, mufs das Bild der Zeiten, deren Philosophie entwickelt werden soll, in lebendig anschaulicher Weise in sich tragen, auf diesem Gebiete wenn nicht mitgeforscht, doch wenigstens sich eingelebt haben. Den Einleitungen unseres Verfassers sieht man es an, dafs sie aus sehr abgeleiteten, zum Theil trüben Quellen geschöpft sind. Sie beschränken sich auf Angaben allgemein bekannter Thatsachen, und fassen auch diese nicht in solcher Bestimmtheit, dafs sie die Geschichte der philosophischen Entwickelungen aufzuhalten dienen könnten. Auch sind ihre Angaben nicht selten ungenau, selbst da wo vortreffliche neuere Untersuchungen vorliegen. Was von den Anfängen der Griechen, ihrer politischen Entwickelung, ihrem Nationalcharakter, ihrer Religion und ihren Mysterien gesagt wird (S. 31 ff. vergl. S. 81 f. 86 f. 170 ff. 233 f. 237 ff.), enthält keine Spur von näherer Bekanntschaft mit Böckh's, O. Müller's, Lobeck's u. A. erfolgreichen Untersuchungen. Kürzer und zugleich zweckmäfsiger werden diese einleitenden Uebersichten im zweiten und dritten Bande.

Jeder Abschnitt zerfällt in drei Abtheilungen, — eine historisch-biographische Einleitung, die Geschichte der Philosophie und eine die Ergebnisse zusammenfassende und vergleichende Schlufsbetrachtung. Die Angabe der persönlichen Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse der Philosophen von der Darstellung ihrer Lehre zu trennen, können wir nicht für angemessen halten, da jene Angabe eben dazu dienen soll die von der besondern Bestimmtheit der Persönlichkeit abhängige Richtung und Ausbildung der Lehre aufzuklären; mithin zu richtiger Auswahl wie zu richtiger Anwendung, Lebensverhältnisse und Lehren gleichzeitig gegenwärtig sein müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

University Library

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen u. geschichtlichen Standpunct, von Dr. H. E. W. Sigwart.

(Fortsetzung.)

Dafs der Verfasser sich darauf beschränken mufste, wenige bezeichnende Züge aus dem Leben der Philosophen hervorzuheben, ergiebt sich aus der Anlage seines Werks, und wir würden eher geneigt sein zu beschneiden als zuzusetzen. Aber nur durchaus Bewährtes hätte gegeben oder das Zweifelhafte als solches bezeichnet werden sollen. Von Anaximander (S. 39) durfte nicht gesagt werden, dafs er nach Einigen etwas älter als Thales gewesen; von dem Buche des Heraklit nicht, dafs es u. a. auch περὶ πολιτείας bezeichnet worden; von Anaxagoras nicht, dafs er erst nach seinem 50sten Lebensjahre Klazomenä verlassen und nach Athen gekommen sei. Auch von Diogenes aus Apollonia steht nicht fest, dafs er ums Jahr 472 geblüht habe, von Melissus nicht, dafs er der Feldherr gewesen, unter welchem die Samier den bekannten Sieg über die athenische Flotte erfochten; von dem Pythagoreer Lysis nicht, dafs er Lehrer des Epaminondas und Zeitgenosse des Sokrates gewesen. Unrichtig ist die Annahme (S. 93), dafs Plato ein dogmatisches Werk über die Ideen verfafst habe; der Verfasser überträgt das bekannte Aristotelische Buch auf Plato. Auch die ἄγραφα δόγματα fafst er nicht richtig. Ebenso unhaltbar sind die Annahmen, dafs Gorgias die Athener zum Feldzuge nach Sicilien überredet, Anaxagoras zu den Lehrern des Sokrates, Hermogenes oder Hermippus zu denen des Plato gehört. Dafs Plato wiederholte Reisen nach Sicilien gemacht, ist eine wohl beglaubigte Thatsache, darf nicht blos angenommen werden. — Nähere Angabe über Plato's und Aristoteles' Schriften sollte auch einem Werke wie das vorliegende nicht fehlen: sie sind die unvergänglichen Urkunden der Philosophie, die ursprünglichen Leitfäden, denen der philosophirende Geist, zur Weckung und Nährung seines Triebes, immer von neuem sich zuwendet. — Dafs Zeno schon während er Xenokrates, Polemo, Chronos (d. h. Demetrius Chr.) und Stilpo hörte, damit umgegangen sei sich aus den verschiedenen Lehrsystemen eine eigene Ansicht zu bilden (S. 178), ist wenigstens schief ausgedrückt. Mit vielleicht unverhältnifsmäfsiger Ausführlichkeit wird vom Leben und den Sitten des Epicur gehandelt (S. 174 ff.), jedoch mit Recht Cicero's und Seneca's Urtheil für ihn geltend gemacht. Dagegen wird von Augustinus nur das nothdürftigste in drei Zeilen angeführt (S. 212) und nicht einmal seiner Confessionen erwähnt.

Wenden wir uns nun aber zu der Hauptsache, zu der Darstellung der Geschichte der philosophischen Entwickelungen selber. Sie beginnt mit den Griechen, aus Gründen, durch welche die meisten andern neuern Bearbeiter der allgemeinen Geschichte der Philosophie bestimmt wurden, nicht auf orientalische Weisheit zurückzugehn, die in ihrer Entwicklung, ihrer Bestimmtheit und ihrem Einflufs auf das Abendland zu erforschen, noch so wenig gelungen ist. Auch Untersuchungen über orientalische Religionssysteme und griechische Volksreligion lehnt der Verfasser mit Recht ab, versucht aber letztere mit wenigen unzureichenden Strichen zu charakterisiren, ohne in Erörterung über die Lehren der alten oder mittleren Theologen einzugehn (als *ältere* Theologen nennt er irrig und im Widerspruch mit der bekannten Stelle des Aristoteles, den Pherekydes u. A.) und ohne Anfänge philosophischer Welt- und Lebensansicht bei den Dichtern und den sogenannten sieben Weisen aufzusuchen. Die Philosophie als Wissenschaft beginnt mit Thales und ihre Geschichte zerfällt in zwei grofse Entwicklungsperioden, deren erste von diesen Anfängen bis ins dritte

Digitized by Google

christliche Jahrhundert reichend, die alte, die zweite von diesem Zeitpunkt an bis zur Gegenwart, die neuere oder christliche Philosophie umfafst. Die erste Periode begreift wiederum drei Abschnitte in sich, 1) von Thales bis zu den Sophisten, 2) Sokrates und die unmittelbar von ihm ausgehenden Schulen und Systeme, endlich 3) die Lehren der Epicureer, Stoiker und Skeptiker. Der Neuplatonismus und was ihn unmittelbar hervorgerufen, wird, weil in Wechselbeziehung mit dem Christenthum entstanden, der zweiten Periode zugewiesen. Ueber ihr Verhältnifs zu der ersten Periode und über das Eigenthümliche der einen und andern finden sich in unserm Werke nur wenige zerstreute Bemerkungen. In die hierher gehörigen neuerlich von sehr verschiedenen Standpunkten ausgeführten Untersuchungen ist es nicht eingegangen. Der erste Abschnitt der ersten Periode sondert die ionische, Pythagorische, eleatische und sophistische Schule (Empedokles wird nach Ritters Vorgang den Eleaten angereiht), und führt die drei Hauptrichtungen auf die Platonische Dreiheit (Arist. Metaph. I, 6) des Sinnlichwahrnehmbaren, des Ideellen und des Mittleren zwischen beiden oder Mathematischen zurück (S. 84), erinnert auch an Aristoteles' Kritik der ältern griech. Philosophie nach seiner Vierheit der Ursächlichkeit, ohne jedoch in das Einzelne tiefer einzugehn. Von den Joniern stellt der Verf. einerseits Thales, Anaximenes, Diogenes und Heraklit, andrerseits Anaximander, Anaxagoras und die Atomiker zusammen, wiederum Rittern sich anschliefsend, dem er auch in der Fassung und Verknüpfung der Philosopheme je eines derselben grofsentheils folgt. Nur selten finden sich Spuren von eigenthümlicher Auffassung. Auch hätten die Grundgedanken wohl hin und wieder klarer und bestimmter hervorgehoben werden können, z. B. das Verhältnifs der zwiefachen Grundbehauptung des Heraklit, Alles sei im ewigen Flusse begriffen, und gegen Feuer werde Alles umgetauscht; ferner, warum der Gegenlauf der Bewegung ihm eine nothwendige Voraussetzung gewesen. Dagegen wird, was wahrscheinlich blos Folgerung aus der Lehre des Heraklit war, dafs der Weg nach Unten das Böse, der Weg nach Oben das Gute sei, als ausdrückliche Behauptung ihm beigelegt. Archelaus ist übergangen worden und freilich mufsten die wenigen und dürftigen Bruchstücke seiner Lehre als durchaus bedeutungslos erscheinen, wenn diese nicht zusammen mit der des Diogenes von Apollonia, als Verwahrung gegen den Anaxagorischen Dualismus gefafst werden sollte. Von den Pythagoreern wird mit Recht behauptet, dafs die zwei Haupt- und Grundbegriffe, unter welchen sie sich die wirklichen Dinge gedacht, die der Gröfse und des Verhältnisses gewesen (S. 59). Aber die Voraussetzung, dafs sie von der Annahme der beiden obersten Principien des Unbegrenzten und Begrenzenden ausgegangen und daraus das Wirkliche als das Begrenzte ableitend, auf jene Grundbegriffe gekommen seien, ist weder geschichtlich zu bewähren, noch auch nur wahrscheinlich. Eben so wenig die ihnen beigelegte Lehre, der menschliche Geist sei ein Ausflufs der Gottheit und seine Vereinigung mit einem menschlichen Leibe die Folge eines Abfalles. Dagegen mufste es thatsächlich feststehend ausgesprochen werden, dafs die Lehre von der Seelenwanderung schon den ältesten Pythagoreern angehöre. — Dafs die eleatische Lehre von der unbedingten Verwerfung des Werdens und aller Mannichfaltigkeit des Wirklichen ausgegangen und Xenophanes Argumentation, auch wenn sie zunächst in Beziehung auf Gott gelte, in seinem Sinne schon eine allgemeine Bedeutung habe und haben müsse (S. 63), — können wir nicht zugeben; auch beschränkt der Verf. selber jene Behauptung später dahin näher, dafs Xenophanes zuerst den Begriff scharf und bestimmt aufgefafst, das in Allem Gleiche und Eine sei das Göttliche, d. h. das wahrhaft und absolut Wirkliche. Parmenides' Erscheinungswelt ist er geneigt entweder als ein zwischen Sein und Nichtsein schwebendes Wesen, oder als die Darstellung eines (vielleicht in verschiedenen Verhältnissen und Abstufungen) negirten Positiven zu fassen, ohne sich für eine von beiden Auffassungen zu entscheiden. Zeno's negative Theorie vom einigen ewigen Sein, führt der Verf. auf die zwei Behauptungen zurück: 1) eine Mehrheit der Dinge ist an sich ein Widersprechendes; 2) woraus oder wodurch sie entstehen könnte, ist auch ein sich Widersprechendes. Mit der Voraussetzung, dafs der eleatische Idealismus bei Melissus in Materialismus herabgesunken, läfst sich freilich nicht die Behauptung vereinigen, dafs die Mannichfaltigkeit der Dinge und Erscheinungen blos subjectiver Schein sei; aber für jene Voraussetzung auch wohl nur eine zu wörtliche Erklärung der Aristotelischen Stelle anführen. Dem Stoffe nach fafste Me-

Digitized by Google

lissus das einige Sein, sofern er den reinen Begriff nicht festzuhalten vermochte und durch den dem Sein Unendlichkeit zueignenden Fehlschlufs, in die Vorstellung des Stoffes überglitt, — ohne sich dessen zu versehen. — Der eleatischen wird die Empedokleische Lehre als ein vereinzelter, vorübergehender Versuch angeschlossen, den Gegensatz zwischen dem ewigen unveränderlichen Sein der Eleaten und dem Werden der Jonier zu versöhnen, indem als Grundgedanke letzterer Lehre betrachtet wird: die Welt der endlichen Dinge sei in ihrem Verhältniss zu Gott (dem Sphäros) als die durch den Abfall bedingte Rückkehr des Endlichen in die ewige und selige Einheit Gottes zu begreifen; oder, die göttliche Einheit sei der Grund und der Zweck, das Werden das den Grund und Zweck Vermittelnde und insofern Nothwendige. Ohne in weitere Erörterungen dieser Auffassungsweise einzugehn, bemerken wir, dafs nicht für eine von Empedokles selber gezogene oder auch nur anerkannte Folgerung der Satz gelten dürfe: die Erkenntnifs Gottes sei beschränkter als die menschliche (S. 76). — Gorgias' Schlufsfolgerung, dafs wenn etwas wäre, es unerkennbar sein müfste, wird als Polemik gegen die eleatische (Parmenideische) Lehre von der Identität des Seins und Denkens gefafst. —

Zum zweiten Abschnitt leitet der Satz über: die zunächst liegende Aufgabe sei gewesen, dafs das Denken über sich selbst, über seine Beziehung zum Sein und zu den andern Functionen des Erkennens zu klarer und voller Besinnung komme (S. 85). Mufs Sokrates für denjenigen gelten, der diese Aufgabe anerkannte und die Lösungsversuche einleitete, so konnte freilich sein so oft wiederholtes Wort: er wisse Nichts, als dafs er Nichts wisse, nicht buchstäblich gelten sollen. „Wie konnte er sich doch mit seiner Ironie an die Sophisten wenden und diese beschämen wollen, wenn es ihm nur darum zu thun war zu beweisen, dafs er wie sie nichts wisse?" (S. 101). Vielmehr mufste er, indem er was Andre zu wissen wähnen, als Nichtwissen nachwies, nur einen höheren richtigeren Begriff vom Wissen und ein richtigeres Verfahren es zu erzeugen, im Hintergrunde haben. „Ueberall wo er das Nichtwissen darlegt, geht er von den Grundsätzen aus, dafs das Wissen in allen wahren Gedanken dasselbe sei und alles Wissen Ein Ganzes, eine in sich übereinstimmende Einheit bilde." Wie sehr wir auch hiermit und mit der weiteren Durchführung einverstanden sind, doch möchten wir nicht mit dem Verfasser behaupten, dafs in Sokrates der Geist nicht nur zur wahren und tiefen Besinnung über sein *Wesen*, sein Verhältnifs zu Gott und seine sittliche Bestimmung, sondern auch zum Bewufstsein der Gesetze gekommen sei, wonach diese Besinnung zum Wissen und zur Wissenschaft erhoben werden könne und solle (S. 166). Selbst nicht von Plato und Aristoteles, den ächtesten und am weitesten fortgeschrittenen Sokratikern, möchte so Grofses sich rühmen lassen. — Kurz durften die theils einseitigen theils rückgängigen Sokratiker abgefertigt werden; nur vermifst man ungern Hervorhebung der verschiedenen Richtungen, in denen der Kyrenaische Hedonismus, das Vorbild alles späteren, sich selber auflöst. Als Grundgedanke des Platonischen Systems wird ihm vorangestellt die Behauptung: „die Wissenschaft ist das reine Bewufstsein der Vernunft von sich selbst, worin nicht nur einer jeden Erkenntnifs ihr Werth und ihre Bedeutung bestimmt und somit alles Wissen zu Einem Ganzen vereinigt, sondern auch das Leben erst zu einem vernünftigen Leben wird, indem sie allen menschlichen Handlungen ihren Zweck bestimmt" (S. 112). Damit wird die Dialektik als die wahre Seele des Lehrgebäudes bezeichnet, aber zu ihrer Charakteristik nur die Platonische Viertheilung der Stufen des Bewufstseins angeführt und von der obersten derselben hervorgehoben, dafs die Begriffe des reinen Denkens dem Geiste immanent, nicht Abstractionen von den sinnlichen Wahrnehmungen seien, und wie für das Wesen des Denkens, so für das Wesen des Seins gelten müfsten. Wie Plato sich die Aufgabe stellen mufste, für das Werden das Sein zu finden und so die Theorien der Herakliteer und Eleaten zu vermitteln, wie er den Sensualismus seiner Zeit widerlegte und selbst den folgenden Entwicklungen desselben im Voraus zu begegnen wufste, wie er die Wechselbeziehung zwischen dem Innewerden der Ideen und den sinnlichen Wahrnehmungen nachzuweisen suchte, wie er die Vielheit der Ideen auf die Gottheit als ihren unbedingten Grund zurückführte, — hätte wenigstens in kurzen Umrissen hervorgehoben werden sollen. Obgleich ausführlicher verbreitet sich der Verf. über die Fragen: ob die Idee Gottes und die Idee des Guten Plato identisch gewesen, d. h. ob in dem gött-

Digitized by Google

lichen Geist die Einheit der Ideen, oder ob der göttliche Geist diese Einheit, und ob der Begriff Gottes abstract idealistisch oder als persönlicher Geist zu fassen sei; ob die Welt vermittelst eines nothwendigen dialektischen Processes oder durch die freie That Gottes werde; ferner ob das Substrat der Sinnenwelt als Stoff oder als blos formaler Begriff des Raumes zu fassen sei, und ob Plato einen zeitlichen Anfang der göttlichen Weltbildung lehre, oder die Weltbildung als einen aufserzeitlichen ewigen Act Gottes denke? Er spricht sich für die Persönlichkeit Gottes, für Ewigkeit eines Stoffartigen und für zeitlichen Anfang der Weltbildung aus. — Wie wir Bezeichnung der dialektischen Grundlegung des Platonischen Systems in dieser Darstellung vermissen, so auch Hervorhebung der nicht minder für alle folgenden Entwicklungen der Ethik wichtigen Platonischen Grundlegung derselben. Wir finden dagegen, mit unverkennbarer Vorliebe, die Platonische Beweisführung von der Unsterblichkeit der Seele entwickelt. Ihr schliefst sich auch die dem zweiten Bande beigefügte Zugabe an: die Platonischen Mythen von der menschlichen Seele im Zusammenhange dargestellt (S. 455—515). Ob es gelungen in der Auslegung dieser Mythen, denen mit Recht der von der Liebe als Abschlufs hinzugefügt wird, Form und Inhalt zugleich in ihrer Zusammengehörigkeit und in ihrer relativen Sonderung, vollständig und richtig zu fassen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden? Wie dem auch sein mag, eine Zusammenstellung der Ergebnisse dieser Auslegung würde Uebersicht und Würdigung sehr erleichtert haben. — Von den nächsten Nachfolgern des Plato konnte nur ihr Bestreben und ihr Unvermögen angeführt werden das Lehrgebäude des Meisters im Einzelnen weiter auszubauen. Doch hätten die lediglich auf Ethik gerichteten Versuche der auf jene folgenden Häupter der Akademie, zur Bezeichnung des auch in ihnen wirkenden Zeitgeistes, kurze Erwähnung verdient. — Der Verf. erkennt die Schwierigkeit einer im Allgemeinen sich zu halten genöthigten Darstellung des eben in seiner Durchführung so reichen Aristotelischen Systems vollkommen an (s. S. 159 Anm.) und hat insofern ohne Zweifel den richtigen Weg eingeschlagen, dafs er in der Auswahl des Auszuhebenden vorzüglich durch die Absicht sich bestimmen läfst, das Verhältnifs des Platonischen und Aristotelischen Lehrgebäudes zu einander möglichst ins Licht zu setzen. Gleich in der Begriffsbestimmung von Philosophie hätte Gemeinschaft und Verschiedenheit beider grofsen Sokratiker sehr bestimmt nachgewiesen werden können, wenn die Deduction im Eingange zur Aristotelischen Metaphysik zu Grunde gelegt wäre. Ebenso in der Eintheilung der Philosophie. In letzterer Beziehung hat der Verf. zwar einige Hauptpunkte der Vergleichung hervorgehoben, aber die für die Eigenthümlichkeit der Aristotelischen Philosophie so bedeutende Dreitheilung theoretischer, praktischer und pöctischer (künstlerisch bildender) Thätigkeit aufser Acht gelassen oder vielmehr sie in die Zweitheilung der praktischen und theoretischen Philosophie aufgelöst, — der dann, — keinesweges im Sinne des Stagiriten — die Logik als drittes Eintheilungsglied nebengeordnet wird. Ebenso ist in der ferneren Eintheilung als drittes Glied der theoretischen Philosophie die Mathematik übergangen worden, obgleich dieser erste Versuch das Verhältnifs derselben zur Physik festzustellen, auch in einer allgemeinen Geschichte der Philosophie nicht unbeachtet bleiben darf. — Dafs die Grundlinien der Aristotelischen Wissenschaftslehre durch Angabe der in den Büchern von der Seele entwickelten verschiedenen Stufen der Seelenthätigkeiten eingeleitet und durch einige der Metaphysik entlehnte Erörterungen ergänzt werden, wollen wir keineswegs tadeln, vermissen aber Hervorhebung der eigenthümlich Aristotelischen Gliederung der Wissenschaftslehre. Auch können wir mit mehreren Erklärungen des Einzelnen, wie des Begriffs der Kategorien, nicht einverstanden sein; sie sind weder Grundbegriffe des Denkens (S. 142), noch viel weniger die ewigen, unveränderlichen Wesenheiten und die ersten Ursachen, welche den objectiven Grund des Seins enthalten (S. 149). Ueberhaupt hat der Verf. die für Verständnifs und Würdigung der Aristotelischen Methode so wichtige Bedeutung der Reflexionsbegriffe aufser Acht gelassen, durch deren Anwendung sie zu realen Begriffen zu gelangen bestrebt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen u. geschichtlichen Standpunct, von Dr. H. E. W. Sigwart.

(Fortsetzung.)

So ist ihm die Wichtigkeit und der Sinn der Begriffe von Stoff, Form und Beraubung für die Aristotelische Physik nicht entgangen; aber wie sie auf dem Gegensatz von Kraftthätigkeit und Vermögen beruhen und wie dieser aus den Erörterungen des Begriffes Sein an sich, in durchgängiger Polemik gegen die Platonische Ideenlehre, hervorspringt, ist unberücksichtigt geblieben. Den Grundlinien der Physik hätten aber auch, zu richtiger Fassung dieser Grundbegriffe, die Erörterungen der ersten Philosophie oder Metaphysik vorangestellt und diese eindringlicher als es auf der ihnen stiefmütterlich zugetheilten einzigen Seite geschieht, behandelt werden müssen. Auch der Begriff der Entwickelung, der mit Recht als ein Grund und Angelpunct der Aristotelischen Physik bezeichnet wird, würde dann in helleres Licht getreten sein. Eben so Aristoteles' erhabene Lehre von der Gottheit, als einer in stetem Erzeugen realer Ideen begriffenen schlechthin thätigen und selbstbestimmenden Intelligenz. Der Schein würde nicht entstanden sein, es bethätige sich der göttliche Geist *nur* als letzter Grund aller Bewegung (S. 168). Ohngleich eindringlicher werden die Grundzüge der Seelen- und Sittenlehre des Aristoteles behandelt und leicht würden einzelne kleine Mifsgriffe sich verbessern, einzelne Lücken sich ausfüllen lassen. Dahin rechne ich die mangelhafte Bestimmung des Tugendbegriffs, die Vernachläfsigung der Sonderung der sittlichen und geistigen Tugend (woraus wiederum unrichtige Auffassung des ethischen Mittelmafses hervorgegangen ist), der bestimmenden und vertheilenden Gerechtigkeit. In welcher Weise und in welchem Grade die Aristotelische Philosophie als Fortentwickelung der Platonischen zu betrachten, erörtert der Vf. ziemlich ausführlich und würde eben so wenig, wie der Berichterstatter, dem scharfsinnigen Branifs (Gesch. der Philosophie seit Kant. I. S. 180 f. vgl. 209 ff.) zugegeben haben, dafs die Platonische Lehre unbedingt den Höhepunct *griechischer* Philosophie in sich darstelle, mit ihr die Geschichte der Production des philosophischen Wissens in der vorchristlichen Zeit endige, das intuitive Denken Plato's in Aristoteles nur discursiv werde, die von jenem in unmittelbarer Vernunftanschauung vollbrachte Geistesthat in diesem nur zu einer vom begreifenden Subjecte ausgehenden Rede sich gestalte.

Mit der Art, wie dieser philosophische Historiker das Verhältnifs der dritten Periode der griechischen Philosophie zu dem vorangegangenen ausspricht, indem er sie als die Philosophie der universellen Bildung bezeichnet (a. a. O. S. 214 ff.); als ihren Zweck, dafs der speculative Gedanke, nachdem er sich in langer und tiefer Anstrengung eine Gestalt für das Bewufstsein gegeben, nunmehr ein gemeinschaftliches, von der Masse der Individuen assimilirbares würde (S. 239), — möchte unser Verf. sich eher befreunden, wie wir mehr aus einzelnen Andeutungen, als aus bestimmter Erklärung schliefsen. Eine solche vermissen wir um so mehr, je mehr jene Auffassungsweise, auch bei Branifs, der näheren Bestimmungen bedarf. Als vorzüglich gelungen darf wohl die Zeichnung der Grundlinien der Epikureischen und der stoischen Lehre bezeichnet werden; nur hätten in der Kanonik der erstern die Vorbegriffe (προλήψεις) den Verbindungen der Vorstellung nach Analogie, Aehnlichkeit und Synthesis nicht nebengeordnet, sondern es hätte bemerkt werden müssen, dafs und wie jene aus diesen Verbindungen hervorgehn sollen. Auch für die Bildung des Urtheils ist die Bedeutung des Zuwartens (in Bezug auf den Begriff des προσμένον) d. h. des Abwartens neuer

Digitized by Google

bestätigender Wahrnehmungen zur Feststellung der Vorbegriffe im Urtheil nicht hervorgehoben worden (S. S. 186). Dagegen wird sehr gut gezeigt, wie die Annahme unbedingter Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmung mit der Anerkennung vereinbar, dafs nicht alle gleichen objectiven Grund haben können. In der Sonderung des denkenden Princips von der Lebenskraft findet der Verf. ein geheimes Geständnifs, dafs die geistigen Wirkungen aus dem Stoffe (d. h. dem sinnlich wahrnehmbaren) sich nicht ableiten lassen. — Den Begriff der Epikureischen Glückseligkeit fafst er wohl etwas zu eng — als den Zustand der befriedigten Begierde und des gestillten Bedürfnisses, erörtert aber sehr genau (S. 193) die Bestandtheile dieses Zustandes höchster Befriedigung und die Bedeutung der Tugenden, im Sinne des Epikur. — Dem schwierigen Versuche, die Lehren des Zeno, Kleanth und Chrysippus in ihrer Sonderung zu fassen, hätte der Verf. in der kurzen Darstellung des stoischen Lehrgebäudes wohl entsagen dürfen, da er ja mehrfach eingestehn mufs, dem Zeno beizulegen, was vielleicht den Entwickelungen der Schule angehört, und leicht möchte die Unsicherheit in dieser Beziehung noch weiter reichen, als er glaubte. — Wenn aber die Eigenthümlichkeit des stoischen Sensualismus ganz wohl sich so bezeichnen läfst, dafs indem er die sinnliche Anschauung (oder richtiger, Wahrnehmung) zum nothwendigen Ausgangspuncte mache, die Seele nicht nur vermittelst derselben, sondern auch in ihr zum Bewufstsein des Vernünftigen und somit zum entwickelten Bewufstsein ihrer selber als der Vernunft gelangen solle (S. 199): so wird doch die stoische Erkenntnifslehre der Platonisch-Aristotelischen zu nahe gerückt und der Gegensatz gegen diese, den sie selber namentlich in den Erörterungen über die Bildung der allgemeinen Begriffe aus den sinnlichen Vorstellungen, so geflissentlich hervorhob, aufser Acht gelassen; und damit ist unter andern auch unerörtert geblieben, warum sie ausschliefslich von der hypothetischen Form der Urtheile und Schlüsse, mit Ausschliefsung der kategorischen handelte. Eben so tritt in den Grundlinien der stoischen Physik der so vieles darin aufhellende Gegensatz gegen Plato und Aristoteles viel zu sehr zurück. Sie als den sinnlichen materiellen Aus- und Abdruck der Platonischen anzusehen (S. 202), ist nur mit sehr wesentlichen näheren Bestimmungen und Beschränkungen statthaft. Dabei wollen wir nicht in Abrede stellen, dafs die Stoiker ihrer Anschauung von der Weltbildung eine ideale Seite abzugewinnen suchten und finden diese namentlich in ihrer Lehre von der Wiederbringung der Dinge, sofern diese — was hier (S. 205) unbemerkt geblieben ist, — als allmählige Steigerung der Vollkommenheit gefafst ward. — Dafs das Verständnifs der Eigenthümlichkeit stoischer Ethik von der richtigen Fassung des Unterschiedes der angemessenen und der sittlichen Handlung abhänge (des καθῆκον und κατόρθωμα), sieht der Verf. vollkommen wohl ein und hebt ein wesentliches Merkmal der Unterscheidung hervor, dafs der Mensch über das blofse Angemessene oder Naturgemäfse sich nicht erhebe, so lange er lediglich durch materielle Zwecke geleitet werde, und dafs er zur wahren Sittlichkeit erst vordringe, wenn er nur durch den Begriff der Form des naturgemäfsen Lebens sich bestimmen lasse. Wie aber kann letzteres nur gelingen? Sofern und soweit wir die Begriffe der allgemeinen Weltzwecke deutlich genug erkennen, um ausschliefslich durch sie bestimmt zu werden, — möchte die Antwort lauten; denn nur dadurch kann Einstimmigkeit mit sich selber, mit der Natur und der Gottheit, d. h. der höchste Zweck oder Glückseligkeit erreicht werden. — Wie in der Skepsis und zwar der akademischen wie der Pyrrhonischen, die hier als dritte und vierte Richtung dieses Abschnitts aufgeführt und auf die Weise zu sehr von einander getrennt werden, aus derselben Grundgesinnung hervorgegangen, die dem Epikureismus und der Stoa zu Grunde lag, — hätte zu richtiger Würdigung der ganzen Entwicklungsperiode billig hervorgehoben, auch das Charakteristische der zwei Hauptrichtungen derselben und ihrer einzelnen Glieder schärfer bezeichnet und betont werden mögen.

Die Skepsis als letzte Entwicklung und zugleich Auflösung der alten Philosophie zu betrachten, dafür liegt eine Berechtigung in der engen Wechselbeziehung, die zwischen der neuplatonischen und jüdisch-christlichen Religionsphilosophie ohnläugbar stattfindet. Der Verf. hebt sie hervor, indem er die Anfänge der neueren Philosophie im ersten Abschnitt der zweiten Periode als griechisch-jüdische, griechisch-heidnische und griechisch-christliche Philosophie zusammenstellt. Als Repräsentant der ersten dieser drei Richtungen wird Philo, als der der zweiten aufser dem Apollonius

Digitized by Google

von Tyana, Plotinus und seine Schule betrachtet und ihre Lehre ziemlich ausführlich erörtert; von den Trägern der dritten Richtung, den Kirchenvätern, dagegen nur gehandelt, so weit es nöthig die verschiedenen von ihnen eingeschlagenen Wege zu bezeichnen. Als Grundgedanke der Philonischen Lehre wird bezeichnet, dafs sie um die von der Offenbarung vorausgesetzte Thatsache einer unmittelbaren Gemeinschaft von Gott und Mensch mit der griechischen Philosophie zu einigen, an die Stelle des Herabkommens Gottes zu den Menschen, eine Erhebung desselben zu Gott gelehrt habe (S. 255); bei der Durchführung dieses Gedankens aber scheint nicht hinreichend beachtet zu sein die unverkennbare Einwirkung der Emanationstheorie des Orients auf die Bildung der Philonischen Religionsphilosophie. Die für die Geschichte der ersten beiden Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung so wichtige geistige Gährung, woraus das System Plotin's (die Bezeichnung: neuplatonisches System wird verworfen) zunächst hervorgegangen, hat der Verf. — wahrscheinlich um nicht zu weit in Einzelheiten sich zu vertiefen — unberücksichtigt gelassen und vorzüglich ins Licht zu setzen gesucht, wie dieses System auf dem Gedanken beruhe, dafs alles was ist nur Eins und durch die Einheit sei, die Einheit also das Wesen und der Grund aller Dinge, das Erste, das Ursein. Wie aber ist Plotinus zu diesem Grundgedanken gekommen? wie hat er ihn festzustellen gesucht? Erörterung der dialektischen Grundlegung seiner Erkenntnifslehre würde zur Beantwortung dieser Fragen und zu noch gründlicherer Einsicht in das Gefüge dieses Lehrgebäudes geführt haben. In Bezug auf die Lehre vom Bösen konnte Sigwart sich auf seine frühere Schrift: das Problem des Bösen oder die Theodice beziehen. — Die Fragen und Probleme der griechisch-christlichen Religionsphilosophie und die verschiedenen Standpuncte, von denen man sie zu beantworten und zu lösen unternommen, sind aus Scheu auf das Gebiet der christlichen Dogmengeschichte überzugehn, nur im Vorbeigehn und auch wohl nicht durchgängig richtig bezeichnet worden. Sollte denn aber in der That die Geschichte der Philosophie, ohne den ihr eigenthümlichen Standpunct zu verlassen, die systematischen Versuche wie der sogenannten Gnostiker, so der christlichen Väter darzustellen nicht berechtigt und verpflichtet sein? Suchte sie ja doch von früher die philosophischen Bewegungen auf dem Gebiete des Mittelalters sich in ihrer Weise anzueignen, ohne darum der Dogmengeschichte das Recht streitig zu machen, sie von einem andern Standpuncte aus gleichfalls zu behandeln. Auch wird in der Schlufsbetrachtung (S. 279) hervorgehoben, dafs der Kampf der griechischen Philosophie mit der jüdischen und christlichen Religion, auf dem Gebiete der Wissenschaft, mit dem Siege des Christenthums geendigt habe. Aber über das *wie* und *wodurch* erfährt der Leser nur Aeufserliches und Unwesentliches.

Der zweite Abschnitt vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert, eben weil er nur von vereinzelten Bemühungen nicht sowohl um eine christliche Philosophie als um Bewahrung der letzten Spuren von Wissenschaft zu handeln hat, möchte sich wohl eher zur Einleitung in den folgenden Abschnitt als zu einem besondern, selbstständigen eignen. Der dritte Abschnitt, vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert handelt von der Concentration der einzelnen Bemühungen um eine christliche Philosophie, oder von der eigentlichen Scholastik. Kürze war hier erforderlich; freilich aber auch deutliche und bestimmte Zeichnung der verschiedenen Grundrichtungen und Strebungen dieser Periode einer sehr lebhaften geistigen Bewegung. Auch gibt was über die Lehren des Joh. Scotus Erigena und des Anselmus gesagt wird, ein hinreichend deutliches Bild von den Anfängen dieser Bewegung; aber eindringliche, wenn auch kurze Erörterung der Beziehungen zwischen ihnen selber und wie die verschiedenen Hauptrichtungen der Scholastik daraus hervorgewachsen, wie die systematische Richtung im Albertus Magnus und Thomas von Aquino ihren Höhepunct erreicht und wie die mystische Richtung der Victoriner und des Bonaventura sich zu ihr verhalten habe, — erhellet nicht aus unserm Werke. Noch weniger treten verschiedene wenn auch untergeordnete, doch nicht unerhebliche Richtungen hervor. Alanus von Ryssel z. B. wird hier nur als Dichter angeführt, unter den Mystikern Hugo von St. Victor, wohl der Bedeutendste von allen, übergangen, auch Richard's und Bonaventura's Lehre schwerlich in der Weise charakterisirt, dafs ihre Eigenthümlichkeiten daraus mit einiger Bestimmtheit entnommen werden könnten. Der vierte Abschnitt, vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, handelt von der allmähligen Auflö-

Digitized by Google

sung der scholastischen Philosophie. Ihre speculative Richtung verliert sich in Wilhelm Occams sensualistischen Nominalismus, ihre Mystik sucht einerseits durch Raimund von Sabunde's Naturanschauung, deren mystische Grundlage unserm Vf. entgeht, andrerseits durch Joh. Taulers und A. innere Beschaulichkeit sich neu zu gestalten; und die eine wie die andre Richtung erschöpft sich in Joh. Gersons Versuchen ihre Gegensätze zu vermitteln, wird durch die neu erwachte Philologie schonungslos der Verachtung Preis gegeben und soll durch Wiederherstellung alter griechischer und orientalischer Systeme oder durch Vermischung beider ersetzt werden.

Schnellen Fufses durchschreitet der Verf. diese Zeit chaotischer Gährung, um den fünften seinen ganzen *zweiten Band* füllenden Abschnitt — vom sechszehnten Jahrhundert bis J. Kant — zu erreichen. Mit ihm belebt und erweitert sich seine Darstellung. In die bedeutendsten Erscheinungen dieses Abschnitts hat er sich eingelebt, ihnen neue Seiten abzugewinnen gewufst. Ob er auch in der Eintheilung und Anordnung glücklich gewesen? Er sondert Skepticismus und Dogmatismus und innerhalb des letzteren wiederum eine mystische, eine empirische und eine rationalistische Richtung; innerhalb der Mystik eine vorherrschend religiöse und vorherrschend naturphilosophische Tendenz. Nur von letzterer wird gehandelt und vorzüglich ausführlich gezeigt, wie sie durch Jacob Böhme sich ausgebildet. In der Reihe des Empirismus werden Bernh. Telesius, Peter Gassendi, Franz Baco, Thomas Hobbes, mit Joh. Locke und den französischen Sensualisten, und diese mit G. Berkeley, David Hume und den englischen Ethikern des Wohlwollens, Franz Hutchison und Adam Smith, zusammengefafst. Der Rationalismus umfafst die Lehrgebäude und Theorien Thomas Campanella's, Giordano Bruno's, René des Cartes', Spinoza's, Malebranche's, Leibnitzen's, Tschirnhausens, Chr. Wolff's, — um der weniger bedeutenden Mittelstufen nicht zu erwähnen. — Wir lassen gerne gelten, dafs mit Hintansetzung aller andern Momente, insbesondere des nationalen einzig und allein die Verwandtschaft der philosophischen Theorien in ihrem wissenschaftlichen Princip, berücksichtigt werden dürfe (II, 9), und meinen, durch scharfe und sorgfältige Vergleichung der verschiedenen von einem und demselben Princip beseelten Theorien hätten die Vortheile dieser Anordnungsweise in noch obgleich helleres Licht gesetzt werden können. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob die sogenannte neu-europäische Philosophie, im Gegensatz gegen die des Mittelalters, lediglich mit Emancipation des Geistes von der Autorität der Kirche und der Kirchenlehre beginne, und erkennen an, dafs dieser Voraussetzung zufolge, der Geist entweder auf jede Grundlage und jedes Princip des Wissens verzichten oder eine andre nicht positive Grundlage zu gewinnen suchen und so als Skepticismus (Skepsis) oder Dogmatismus sich gestalten mufste; ferner, dafs in letzterem Falle er entweder eine von äufserer Offenbarung unabhängige innere göttliche Erregung und Erweckung, oder sein Verhältnifs zu der sinnlichen Natur, oder endlich sich selbst in der Selbständigkeit und Selbstthätigkeit des Denkens zur Grundlage und zum Princip des Wissens machen, d. h. in der Form des Mysticismus, Empirismus und Rationalismus sich ausbilden konnte. Aber auch abgesehen davon, dafs verschiedene dieser Principien Verbindungen unter einander eingegangen sind, so können wir diese Principien nicht für die ausschliefslich mafsgebenden halten. Wir sind mit dem Verf. darin einverstanden, dafs die neuere Philosophie seit Cartesius, nicht im Protestantismus innerhalb der Sphäre des denkenden Geistes, aufgehe, die Philosophie vielmehr ein ihr als Wissenschaft der Vernunft immanentes Princip der Entwicklung in sich trage und der Protestantismus selbst als ein Resultat aus dem Zusammenwirken aller derjenigen Potenzen zu betrachten sei, welche die neuere Zeit hervorgebracht haben (II, 152 f.). Nichts desto weniger sind wir überzeugt, dafs Cartesius mit Recht an die Spitze einer neuen Entwickelungsperiode der Philosophie gestellt zu werden pflegt, dafs sich in ihm zuerst deutlich und bestimmt die idealistische Richtung der neuern Philosophie — eingeleitet durch den Streit des Realismus und Nominalismus — ausgesprochen, er zuerst im Selbstbewufstsein den Ausgangspunct der Speculation anerkannt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen u. geschichtlichen Standpunct, von Dr. H. E. W. Sigwart.

(Fortsetzung.)

Je nachdem dieses nun im reinen Denken festgehalten oder in Empfindung und Wahrnehmung aufgelöst ward, behauptete sich die Philosophie als Rationalismus, oder lenkte wiederum in den Sensualismus ein; aber auch dieser neue Sensualismus gewann, geleitet durch das neue Princip, eine neue von der alten wesentlich verschiedene Gestalt, und die Eigenthümlichkeit desselben in Locke's Lehre verschwindet in der vorliegenden Darstellung, zu deren nicht geringem Nachtheil, eben weil die Theorie aus ihrer natürlichen Reihe herausgerückt, der sehr wesentlichen Beziehungen beraubt ward, durch die sie von jenem neuen Princip bedingt wird. Erst nachdem dieses von neuem dem Bewufstsein abhanden gekommen war, ging Locke's Sensualismus — wir wollen gestehen — nicht ohne seine Schuld, in den Mechanismus der Franzosen über. Dieser gehört einer allgemeinen Geschichte des Materialismus an, nicht jener. Freilich hat der Verf., um Materialismus und Sensualismus, zugleich mit Hume's Skepsis und Berkeley's objectivem Idealismus zusammenfassen zu können, sie gemeinschaftlich dem Empirismus untergeordnet; aber ob auch einen die einzelnen ihm untergeordneten Richtungen wesentlich bestimmenden Gattungsbegriff gefunden? Unter dem Empirismus werden *zunächst* diejenigen Theorien und Systeme zusammenbegriffen, welche die *äufsere Erfahrung*, das Verhältnifs des Geistes zur sinnlichen Natur, zu ihrer Grundlage wie zu ihrem Ausgangspunct machten (S. 69). „Indessen," wird hinzugefügt, „ist schon hier darauf aufmerksam zu machen, wie sich zu verschiedenen Zeiten bald mehr bald weniger bedeutsam neben dieser äufseren Erfahrung ein anderes verwandtes Element, das der *innern Erfahrung*, einzudrängen und geltend zu machen suchte." Oder vielmehr, indem man die äufsere Wahrnehmung zur Grundlage und zum Ausgangspunkt der Erkenntnifs erhob, ward man immer mehr getrieben sie wiederum auf innere Wahrnehmung zurückzuführen. Aber schon in seiner ersten, auf äufserer Wahrnehmung fufsenden Richtung sah der neuere Empirismus sich genöthigt, nur in verschiedener Weise, mit verschiedenen nähern Bestimmungen, ein über die Empfindung oder Sinnlichkeit hinausreichendes, höheres geistiges Vermögen als Princip der Erkenntnifs anzuerkennen; so Telesius, Gassendi, Baco und selbst bis zu gewissem Grade Hobbes. Auch Locke, der zuerst entschieden die äufsere Wahrnehmug auf innere zurückführte und dem Sensualismus die Richtung auf Kritik des Erkenntnifsvermögens anwies, konnte jenes höheren Princips nicht entbehren. Nur die französischen Sensualisten wollten seiner gänzlich entrathen, um in die verlassene Bahn des alten Materialismus von neuem einzulenken. Danach möchte die Entwicklungsreihe des neueren Empirismus in drei Abtheilungen zerfallen, deren ersterer die Versuche angehören, im Gegensatz gegen einen in leeren Abstractionen aufgehenden Rationalismus, auf äufsere sinnliche Wahrnehmung zunächst, wenn gleich keineswegs ausschliefslich, eine ihrer Realität versicherte Erkenntnifslehre zu bauen; der zweiten Locke's sensualistische Ausmessung des Erkenntnifsvermögens; der dritten die Versuche alle äufsere Erfahrung auf innere oder auf Empfindung zurückzuführen und danach Empfindung als die Grundthätigkeit des Subjects, alle übrige als von ihr abgeleitet, das Empfindbare oder den Stoff als das ausschliefslich Wirkliche nachzuweisen. Aber nur eine vergleichende Geschichte der Systeme würde berechtigt sein, diese sehr verschiedenen Auffassungs- und Entwicklungsweisen in einer Reihe zusammenzu-

Digitized by Google

begreifen und müfste dann zu vollständigem Verständnifs der Reihe einerseits bis auf die materialistischen Theorien des Alterthums zurückgehn, andrerseits den neuen Anfangspunct, den sie durch Locke gewinnt, entweder aus der parallellaufenden Reihe hinreichend zu erörtern, oder die Darstellung des kritischen Sensualismus der von Cartesius ausgehenden Entwickelungsreihe vorbehalten. In der vorliegenden Geschichte entbehrt eben die bedeutendste und eigenthümlichste Erscheinung innerhalb jener Reihe der genetischen Erklärung und die ganze Reihe ihrer Wurzeln; zu geschweigen, dafs die kritische Vergleichung der verschiedenen Glieder derselben wenigstens nicht in dem Mafse hervortritt, dafs Ablösung aus ihrem historischen Zusammenhange dadurch gerechtfertigt würde. Noch weniger aber kann ich zugeben, dafs Berkeley's Idealismus und Hume's Skepsis innerhalb dieser Reihe ihre richtige Stelle gefunden. „Dieses Ende nahm also (heifst es am Schlusse der Erörterungen über den Materialismus des *système de la nature*) die geschichtliche Entwickelung des Locke'schen Empirismus, indem man bei genauerer Untersuchung der inneren Consequenz seines Fundamentalsatzes, die Berechtigung der innern Erfahrung als der andern *Quelle* der menschlichen Erkenntnifs in Anspruch nahm. Man konnte aber bei genauerer Untersuchung des Fundamentalsatzes auch die Berechtigung der äufsern Erfahrung, sofern diese eine Quelle der menschlichen Erkenntnifs sein sollte, in Anspruch nehmen.... Diese Entwicklungsstufe stellt sich wirklich zunächst in den Theorien von Collier und Berkeley dar." Es folgt eine, zu allgemein und knapp gehaltene Darstellung der Theorie des letzteren, aus der jedoch so viel zu entnehmen ist, dafs indem sie die abgeleiteten wie die ursprünglichen Eigenschaften der Objecte, die wir aufser uns versetzen, auf subjective Vorstellungen zurückführt, im Gegensatz gegen den Materialismus und Atheismus, wie gegen Locke's Sensualismus, die Realität der göttlichen Ideen und ihre Einwirkung auf den menschlichen Geist nachzuweisen bestrebt ist. Sie geht von Locke's Empirismus nur aus, um Rationalismus an die Stelle desselben zu setzen und ist ohngleich abhängiger von Malebranche's Intellectualismus als von Locke's Sensualismus. Auch der Verf. erkennt an, dafs ein entschiedener Gegensatz zwischen dem französischen Materialismus und dem englischen Idealismus statt finde, sofern das Resultat das erstere sei: die Materie ist das einzig wirkliche, der Geist nur eine Erscheinung derselben; das Resultat des letzteren: der Geist ist das einzig wirkliche, die Materie nur ein Phänomen des Geistes (S. 124). „In dem einen, wie in dem andern Falle (fährt der Verf. fort) überschritt der Empirismus diejenige Grenze, in welche er *als solcher* eingeschlossen ist, nämlich die Grenze der Subjectivität. In diese schlofs ihn David Hume ein." — Und wer wollte die sensualistische Grundlegung der Skepsis desselben, wie seinen Standpunct der reinen Subjectivität verkennen? Aber er sieht sich genöthigt, einerseits eine aus den Impressionen schlechterdings nicht abzuleitende allgemeingültige und nothwendige analytische Erkenntnifsweise, die der Mathematik, anzuerkennen, andrerseits auf all und jede objectiv gültige Erkenntnifs vermittelst der Impressionen zu verzichten und so den Sensualismus in Skepsis aufzulösen. Indem der Verf. ersteres gänzlich aufser Acht gelassen hat, wiewohl schon die auch von ihm mehrfach angeführte Hume'sche Sonderung einer Erkenntnifs der Vernunft und der Einbildungskraft ihn darauf hätte führen müssen, entgeht ihm ein sehr wesentlicher Uebergangspunct zur Bildungsgeschichte des Kant'schen Systems; indem er über der sensualistischen Grundlegung die daraus gefolgerte Skepsis vergifst, läfst er einen zweiten Moment der Einwirkung auf Bildung desselben Systems, und aufserdem den Schlufsstein der Entwickelungen der Skepsis unbeachtet. Daher denn auch seine Geschichte der Skepsis dieses Abschnitts (S. 49. 50) so dürftig ausgefallen ist, mit Uebergehung ihrer eigenthümlichen von der ältern sie unterscheidenden Richtung. Sie würde er nicht so unbegreiflicher Weise bei Montaigne, Scarron, Suarez verkannt haben, hätte er ihren Abschlufs durch Hume vor Augen gehabt.

Unser Verf. enthält sich vergleichender Prüfung der beiden von ihm je für sich dargestellten Entwickelungsreihen des dogmatischen Sensualismus und Rationalismus. Wie hoch letztere über ersterer steht, ergiebt sich auch ohne ausdrückliche Vergleichung aus ihrem unverkennbar höheren wissenschaftlichen Gehalt; und die entschiedene Vorliebe, die in vorliegender Geschichte ihrer Darstellung gewidmet ist, bedarf keiner Rechtfertigung. Nur die an den Anfang der rationalistischen Reihe gestellten Theorieen Th-

Digitized by Google

mas Campanella's und G. Bruno's und spätere Uebergangsstufen müssen mit leichten uad flüchtigen, vielleicht zu flüchtigen Umrissen sich begnügen; Cartesius', Spinoza's, Malebranche's und Leibnitzens Lehrgebäude werden — augenscheinlich unmittelbar aus den Quellen — mit grofser Sorgfalt und in einer Weise entwickelt, die den Kenner wie den Anfänger zu lebhaftem Dank verpflichten mufs. In der vorher besprochenen empirischen Reihe hat, wie billig, Locke's Lehre eine obgleich ausführlichere und eindringlichere Behandlung erfahren, als eine der andern Erscheinungen der Reihe. Doch ist jedes der vier vorhergenannten rationalistischen Lehrgebäude wiederum ausführlicher und eindringlicher entwickelt als jenes. Auslassung solcher Puncte, die die systematische Gliederung des Ganzen wesentlich betreffen, wie der Sonderung primärer und secundärer Qualitäten in der Lockeschen Lehre, möchte sich rücksichtlich jener schwerlich nachweisen lassen. Besonders anzuerkennen ist die Berücksichtigung, die der ethischen und politischen Seite der rationalistischen Systeme, gleich wie den Anfängern des neueren Natur- und Völkerrechts bei Hugo Grotius u. A., hier zu Theil geworden ist. Namentlich erhalten ältere und neuere Darstellungen der Lehrgebäude des Cartesius und Spinoza eine sehr wesentliche Ergänzung. Malebranche könnte verhältnifsmäfsig über Vernachlässigung klagen. Aufser seinem Hauptwerke scheint nur seine Schrift *de la nature et de la grace*, und auch die nur im Vorbeigehen, benutzt zu sein. Dafs der Vf. mit besonderer Liebe Leibnitzens Lehrgebäude zeichnen werde, war schon nach vorangegangenen Abhandlungen zu vermuthen. Nur waren hier weniger, wie bei Cartesius und Spinoza, Lücken früherer Darstellungen auszufüllen. Dankenswerth sind auch die ziemlich ausführlichen Nachrichten von den englischen Verhandlungen über Theodice und Freiheit, von den Lehren Chr. Thomasius', Tschirnhausens u. A. — Uebersehen wir schliefslich die rationalistische Reihenfolge im Ganzen, — so vermissen wir theils einen die Grundrichtung derselben bestimmenden Anfangspunct (Campanella und Bruno können wir dafür nicht gelten lassen, sie gehören dem vorangegangenen Uebergangsabschnitte an), theils entbehren wir durch Entrückung von Locke's Theorie in die empirische Reihe, der Nachweisung einer Spaltung, die innerhalb der von Cartesius ausgegangenen Richtung eingetreten ist und eintreten mufste. Diese Richtung reicht in der That auch noch über die Grenzen des fünften Abschnittes unsers Verf.'s hinaus. Was Cartesius als unerschütterliche Grundlage der neuen Wissenschaftslehre mit einer Zuversicht hingestellt hatte, in welcher, wie so häufig, die Tiefe des Gedankens den Mangel seiner Entwickelung verdeckte, sollte dem von Kant ausgehenden Idealismus zum Anfangspuncte neuer Untersuchungen werden. Denn was ist Kant's reine Apperception des Ich anders, als ein Versuch in die Tiefen des Cartesischen cogito, ergo sum, hinabzusteigen? Bei diesem Versuche konnte man nicht stehen bleiben, und man darf auch jetzt noch nicht wähnen, den Gehalt jenes Grundgedankens neuerer Speculation erschöpft zu haben. So wie aber schon bei Cartesius unmittelbar an die Zuversicht, im Denken das Ich als ein seiendes, im Subject ein reales Object, ergriffen zu haben, ein neuer Durchbruch des Dualismus in der Entgegenstellung des Denkenden und des Ausgedehnten sich anschlofs: so unternimmt zwar Kant in der reinen Apperception des Ich das Princip der objectivirenden Erkenntnifs nachzuweisen, setzt aber einerseits zur Verwirklichung derselben einen sinnlich gegebenen Stoff voraus, andererseits erkennt er im sittlich handelnden Ich und seiner Freiheit ein über die Sinnenwelt hinausreichendes intelligibles Princip an: von dem aus er vermittelst der Postulate der praktischen Vernunft einen Blick in das der theoretischen Vernunft versagte Gebiet des Uebersinnlichen eröffnet. Indem Fichte die erste dieser beiden dualistischen Sonderungen beseitigt, hebt er die letztere, die von Erkennen und Handeln, Sinnenwelt und sittlicher Weltordnung, nur um so entschiedener hervor, und erst Schelling setzt diese, wie die untergeordneten Zweiheiten, zu Seiten und Momenten des einigen untheilbaren Unbedingten herab.

Doch kehren wir, ohne diese ablenkenden Betrachtungen weiter zu verfolgen, zu unsrer Geschichte zurück. Der dritte und letzte Band umfafst den sechsten Abschnitt von I. Kant bis auf die Gegenwart und beschränkt sich auf die deutsche Philosophie. Für den beabsichtigten Anhang über die französische und englisch-schottische Philosophie hat sich das literarische Material mit erforderlicher Vollständigkeit nicht zusammenbringen lassen (III., 7. 8.). Um „die innere Entwickelung der Philosophie" in einem klaren, in die

Digitized by Google

Augen fallenden Bilde darzulegen", hat der Verf. nur die Systeme der Hauptführer, I. Kant, J. G. Fichte, Schelling, Jacobi und Hegel, sie aber ausführlich darstellen wollen. Von C. L. Reinhold's, Schulze's, J. Maimon's, S. Beck's Theorien finden sich einige Nachrichten, beim Uebergange von Kant auf Fichte (S. 159 bis 165). Von Fichte auf Schelling leitet ein kurzer Abrifs von Bardili's rationalem Realismus über (S. 209 bis 213). Vor der Entwickelung des Hegelschen Systems werden Krug, Fries, Bouterweck, Wagner und Andere als solche hervorgehoben, die der einen oder der andern der vorher erörterten Hauptrichtungen und Hauptformen sich angeschlossen (S. 291—297). Herbart gar nicht aufgeführt zu finden, kann nicht anders als Wunder nehmen. Wie man auch über die Resultate seiner Forschung urtheilen mag, — dafs sie eine tief eindringende, mit grofser Energie des Geistes nach allen Hauptrichtungen hin ausgeführte, ihr Standpunct ein in der Reihe der Entwickelungen berechtigter, d. h. ein solcher gewesen, dessen gründliche Durchführung einer stetig fortschreitenden Entwickelung der deutschen Philosophie nicht fehlen durfte, kann ohne grofse Befangenheit kaum verkannt werden. Ob die Unbefangenheit des Urtheils, die sich wie in dem ganzen Werke, so vorzüglich im dritten Bande so vielfach bewährt, unserem Verf. eben hier ausgegangen ist, ob er sich nicht hat entschliefsen können, Herbart's System eine Stelle unter den Hauptformen der Philosophie dieses Abschnitts einzuräumen, und doch Bedenken getragen, es zur blofsen Neben- oder Uebergangsstufe herabzusetzen, — auch darüber findet sich kein Aufschlufs in dem Buche; denn die Paar Zeilen (III., S. 434), in denen behauptet wird, Herbarts Philosophie sei schon in ihrer Grundanlage kein System und könne keins sein oder werden, — dürfen uns dafür nicht gelten. Je entschiedener wir diese Auslassung — welchen Grund sie auch haben mag — mifsbilligen müssen, um so ausdrücklicher wollen wir anerkennen, dafs die den wesentlichen Inhalt dieses Bandes ausmachenden vier grofsen Lehrgebäude, so wie Jacobi's Theorie, den Hauptbestandtheilen nach, in lichtvollen Umrissen dargestellt und in ihnen die Grund- und Angelpuncte hinlänglich betont werden, um in ein gründliches Studium derselben einzuleiten. Auch fehlt es nicht an hellem Blick für die innere Gliederung derselben, für ihr Verhältnifs zu einander, für ihre starken und schwachen Seiten. In der Darstellung des Kantschen Lehrgebäudes fafst unser Vf. die Resultate der transscendentalen Aesthetik in folgenden Worten zusammen: „Abstrahirt man von allem, was Kant selbst unbestimmt und unentschieden läfst, so mufs man geradezu von der innern psychologischen Thatsache ausgehen, dafs das Ich sich auf mannichfaltige Weise afficirt findet, Empfindungen hat und deren Inhalt zunächst nach den ursprünglichen Handlungsweisen von Raum und Zeit verknüpft und ordnet, so dafs dieser Inhalt nun erscheint als Gegenstände, die aufser dem Ich mit Ausdehnung und Gestalt und nach einander sind" (S. 50). In der Analytik der Begriffe ist Sigwart vorzüglich bestrebt, die transscendentale Deduction der Kategorien und dazu die reine Apperception des Ich, nach der ersten wie nach der zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft, in's Licht zu sezzen, namentlich wie in einem Acte Selbstbewufstsein und objective Erkenntnifs entstehen solle. Daraus aber, dafs nach Kant Einbildungskraft und Verstand, dafs überhaupt die Spontaneität des Ich mit ihren ursprünglichen Handlungsweisen allein keine Erkenntnifs zu Stande zu bringen vermöge und der erforderliche Stoff einzig und allein durch *sinnliche* Affectionen gegeben werden könne, — wird gefolgert, die Kantsche Theorie, so fern ihr zufolge das Erkenntnifsvermögen nur Erkenntnifs der Sinnenwelt zu erzeugen vermöge, huldige ganz dem Naturalismus der französischen Philosophie (S. 68 f.), — eine Folgerung, bei welcher von der in beiden so durchaus zu unterscheidenden genetischen Ableitung der Erfahrung gänzlich abgesehen wird. Diese Folgerung hat daher auch später (S. 100, 146 f.) beschränkt werden müssen. Fast noch ausführlicher und eindringlicher wird die transscendentale Dialektik erörtert und zum Schlusse bemerkt (S. 99 f.): „wir sind auch mit der Theorie von der Vernunft über den Naturalismus, in welchen uns die Theorie von der Sinnlichkeit und dem Verstande setzte, nicht hinausgekommen." Kann denn aber der Naturalismus transscendentale Ideen, wenn auch nur von regulativem Gebrauche, anerkennen? Kann er die Denkbarkeit des Begriffs transscendentaler Freiheit zugeben?

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen u. geschichtlichen Standpunct, von Dr. H. E. W. Sigwart.

(Schlufs.)

Wir können daher nicht zugestehen, dafs erst da, wo dem Bewufstsein der Abhängigkeit von den sinnlichen Affectionen das Bewufstsein der Freiheit im Gebiete des sittlichen Handelns entgegentritt, d. h. dafs erst in der Kritik der praktischen Vernunft die Kant'sche Philosophie vom französischen Naturalismus sich lossage. Jedoch müssen wir ausdrücklich bemerken, dafs diese über ihr Ziel ausgedehnte Analogie in die reine unbefangene Auffassung der Darstellung der Lehre nicht eingegriffen hat; sie ist in allen ihren Haupttheilen durchaus treu und genau, und sehr anzuerkennen, dafs dabei Kant's Religion innerhalb der Grenzen der blofsen Vernunft — ein Werk, das auf die wissenschaftliche Gestaltung der christlichen Dogmatik so entscheidend eingewirkt — die ihr gebührende Stelle gefunden hat. Durch Hervorhebung des innern Zwiespalts, in den Kant mit sich selber gerathen war, indem er einerseits, besonders in der ersten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft, die Welt der Dinge in eine Welt unsrer Vorstellungen auflöste, andererseits eine reale Grundlage dafür festzuhalten bestrebt war (S. 148 ff.), — werden wir zu Fichte's vollendetem transscendentalem Idealismus übergeleitet. Vielleicht möchte die Selbsttäuschung, in der Kant begriffen war, durch Vertiefung der Grundgedanken seiner Kritik der Urtheilskraft (denn der Vertiefung bedurfte es freilich; zu völliger Deutlichkeit und Bestimmtheit sind sie nicht gelangt) eine noch zureichendere Erklärung erhalten können. Schiller, der Dichter, ist in das Verständnifs der Wichtigkeit dieser Kritik für das ganze Lehrgebäude und des Mangels ihrer Vollendung wohl tiefer wie irgend einer der philosophischen Anhänger Kant's eingedrungen.

Von Fichte's transscendentalem subjectivem Idealismus, „dem wahrhaften innersten Wesen der Kantschen Philosophie" (S. 438), erhalten wir, worauf es ankommt, einen genau und sauber gezeichneten Grundrifs, woraus hinreichend erhellt, wie das freie und absolute Ich, nachdem es die Schranken durchbrochen, die Kant ihm gesetzt, einerseits durch Beschränkung seiner unendlichen Thätigkeit die objective Welt sich bilden, andererseits durch Befreiung von den Schranken der Sinnlichkeit, die sittliche Weltordnung verwirklichen soll. Zugleich werden die Puncte hervorgehoben, woran die zweite, ich möchte sagen mystische, Entwickelungsperiode der Fichteschen Lehre anknüpfte, die gleichfalls ihren wesentlichen Grundzügen nach dargestellt wird. — Mit warmer Anerkennung der ihm zu Grunde liegenden Tiefe und Schwungkraft der Gedanken, wird dann Schellings Lehrgebäude, und gleichfalls seiner zwiefachen nicht sowohl Periode als Darstellung nach, an uns vorübergeführt und zwar als Lehre vom Absoluten, als Naturphilosophie und als Geistesphilosophie, oder vielmehr als Lehre vom Absoluten nach dem zwiefachen, idealistischen und realistischen, Standpuncte. Der Entwickelung des Absoluten nach realistischem Standpuncte legt der Verf. die diesem Jahrhunderte angehörigen Schriften, vorzüglich die Abhandlung von der Freiheit und das Denkmal u. s. w. zu Grunde, ohne in die Einzelheiten der Naturphilosophie einzugehen: denn mit Recht spricht er sich gegen den Wahn aus, Naturphilosophie sei das alleinige oder nun einmal hauptsächliche Ziel der Schellingschen Speculation gewesen, und hebt hervor, wie theils die Entwickelung der Idee des Absoluten vom idealistischen Standpunct aus zunächst zur Transscendental-Philosophie und von dieser erst zur Naturphilosophie überleite, theils wie der ethische Begriff den Grundton der ganzen Lehre vom Geiste bestimme, theils wie Aufnahme der gesammten Wirklichkeit in

Digitized by Google

die philosophische Betrachtung eines ihrer unbestreitbarsten und unvergänglichsten Verdienste sei. Ebenso unternimmt er nachzuweisen, dafs zwischen der früheren und späteren Evolution des Systems sich kein Gegensatz finde, „Schelling vielmehr in seiner Weltansicht, im Grofsen und Ganzen, in Uebereinstimmung mit sich selber geblieben" (S. 218). Von der neuesten grofsen Erweiterung und Vertiefung der Schellingschen Lehre Bericht zu erstatten, hält er die Geschichte nicht für berechtigt, so lange aus authentischen Schriften sie sich noch nicht schöpfen lasse. Aber hätte nicht mindestens der neue Standpunct, in seinem Unterschiede von dem Hegelschen, nach Schellings eigenen Erklärungen in der bekannten Vorrede, bezeichnet werden sollen? —

Jacobi's Lehre wird mit einer Ausführlichkeit, die man sich gern gefallen läfst, auch wenn sie mit den Regeln des Gleichmafses nicht völlig zu einigen sein möchte, durch ihre verschiedenen Phasen hindurchgeführt und über den nicht unbedeutenden Veränderungen, die sie in ihnen erlitten, die ihr zu Grunde liegende sich selber gleichbleibende Gesinnung nicht aufser Acht gelassen, die mit dem lebendigsten Triebe zur Philosophie, doch in ihr nicht heimisch werden konnte. Die höchst bedeutende Mittelstellung, welche Schleiermacher zwischen Jacobi und Schelling einnimmt, sollte ein Werk wie das vorliegende nicht unbeachtet lassen. Darf die Geschichte die ihm gebührende Stelle einem Manne länger vorenthalten, der in die Fortbildung wie der Ethik so anderer philosophischen Wissenschaften, so kräftig eingegriffen?

Der Berichterstattung von der Hegelschen Philosophie endlich werden, glaube ich, auch ihre Anhänger das redliche und eifrige Bestreben, sie ihren Hauptbestandtheilen nach, mit sorgfältiger Berücksichtigung ihrer Methode des sich selber entwickelnden Denkens, deutlich und bestimmt zu fassen und darzustellen, schwerlich bestreiten. Auch werden sie gerne vernehmen, dafs mit Entschiedenheit der Annahme widersprochen wird (S. 429), Hegel verhalte sich zu Schelling, wie Chr. Wolff zu Leibnitz, jener habe diesem zur Seite stehend, immer nur gesagt, was dieser gethan. Seine Unbefangenheit verdient um so mehr Anerkennung, je weniger der Verf. zu den Bekennern dieser Lehre gehört. Eben so wenig aber bekennt er sich zu denen, die da wähnen, die speculative Methode des Systems, seine Selbstbewegung des Denkens, sich aneignen und den Inhalt aufgeben und verwerfen zu können; er dringt vielmehr darauf, aus diesem System heraustretend, „einen ganz andern *Standpunct* für die Betrachtung der Welt zu suchen, einen andern *Anfang*, um durch eine andre *Vermittelung* ein andres *Ende* zu gewinnen (S. 434).

Wohl hätten wir gewünscht die kurze Erörterung der Bewegungsknoten und Resultate der neueren Philosophie — damit schliefst das Werk — auf Blicke in die Gegenwart und Zukunft der Speculation zurückgeführt zu sehn. Soweit solche Blicke unmittelbar aus der Geschichte sich ableiten lassen, ist diese berechtigt, ja verpflichtet sie festzustellen, und gern hätte man vernommen, mit welchen Wünschen und Erwartungen der Verfasser seine philosophische Laufbahn beschlossen hat. Aber was wir an dem vorliegenden Werke vermissen, soll die Anerkennung und Schätzung dessen, was wir in ihm finden, nicht trüben. Es in reinen Umrissen gezeichnete, kurz und körnig gehaltene Uebersicht der philosophischen Entwickelungen, in ihren Wechselbeziehungen zu den übrigen Richtungen des geistigen Lebens, haben wir auch durch dies Werk noch nicht erhalten, am wenigsten durch den ersten Theil desselben. Er giebt zugleich zu viel und zu wenig, dringt nicht überall ein in den Mittelpunkt der in Umrissen dargestellten Theorien und lebt daher nicht hinreichend sie aus dem Mittelpunkte begreifen und würdigen. Auch fehlt es nicht an einzelnen irrigen oder unzureichenden Auffassungen des Thatsächlichen. Nicht minder sind die inneren Beziehungen zwischen den verschiedenen Theorien, die Einwirkung der einen auf die andre, und die ihre Entwickelungen bedingende Kritik unserm Historiker hie und wieder entgangen, oder wenigstens nicht hinreichend von ihm ans Licht gezogen worden. Obgleich seltener finden sich die hier hervorgehobenen Mängel im zweiten und dritten Bande; und wenn gleich wir weder in Bezug auf die Anordnung der darin erörterten Systeme und Theorien, noch in der Auffassung der Grundgedanken und der Construction derselben durchgängig mit dem Verf. übereinstimmen können — die sorgfältige, treue und unbefangene Darstellung der vorzüglichsten neueren Lehrgebäude, von Cartesius bis Hegel, mufs, davon sind wir überzeugt, diesen Bänden eine sehr ehrenvolle Stelle in der Reihe der

Digitized by Google

Bearbeitungen der Geschichte der neueren Philosophie sichern. Als Leitfaden zu gründlicher Kenntnifs der vorzüglichsten Lehrgebäude neuerer Philosophie eignen sie sich in vorzüglichem Grade und auch der Kenner wird die ihnen zugewendete Aufmerksamkeit reichlich belohnt finden.

Brandis.

XXX.

***Handbuch der römischen Alterthümer, nach den Quellen bearbeitet von W. A. Becker, Prof. an der Univ. zu Leipzig. Zweiter Theil, erste Abtheilung. Leipzig* 1844; *Weidmann.* S. 407. 8.**

Die grofse Umwandlung, die die römische Alterthumsforschung durch Niebuhr erlitten, die rege Theilnahme, der sie sich seitdem erfreut, und die grofsen Fortschritte, die sie gemacht hat, haben den Mangel eines dem jetzigen Standpunkte der Forschung entsprechenden Handbuchs immer mehr fühlbar, zugleich aber auch die Schwierigkeiten immer gröfser gemacht, die der gründlichen Beseitigung eines solchen Mangels immer im Wege stehen. Um so erfreulicher mufste es für jeden Freund des römischen Alterthums sein, dafs endlich einmal ein Mann, wie Hr. Becker, es unternahm diese Lücke auszufüllen. Von seinem mit der *Topographie* so rühmlich begonnenen Werke ist es nun die abgesondert und bis jetzt allein erschienene 1ste Abth. des zweiten Bandes, welche der Gegenstand vorliegender Recension sein wird. Diese Abtheilung enthält eine genaue Darlegung der Grundbestandtheile der römischen Bevölkerung und eine ausführliche Beschreibung der römischen Verfassung unter den *Königen;* also gerade den Theil der Alterthümer, in welchem *Niebuhrs* Genie am meisten glänzte, und auf den die Aufmerksamkeit seiner Anhänger und Gegner am meisten und erfolgreichsten gerichtet war. Mufste nun durch eine solche Fülle von gröfstentheils trefflichen Forschungen ein Werk, wie das vorliegende, ohne Zweifel bedeutend gefördert werden; so kann man doch andrerseits auch nicht verkennen, dafs die eigenthümliche Beschaffenheit jener Leistungen die Ausführung des Unternehmens nicht wenig erschwerte. Man verlangt von einer Darstellung der römischen Verfassung, dafs jede Erscheinung nach anerkannten Grundsätzen der historischen Kritik begründet sei; man verlangt ferner, dafs jede Erscheinung mit allen übrigen harmonire, dafs alle von der Idee des Ganzen durchdrungen seien; man verlangt endlich, dafs dieses System sich auch in der Darstellung manifestire. Wo nun aber, wie hier, die Grundsätze der Forschung streitig sind, da bedarf es eines nicht geringen Scharfsinns den richtigen Weg zu finden, und einer nicht gemeinen Consequenz den einmal eingeschlagenen unabänderlich festzuhalten; wo ferner so folgerecht gedachte Systeme einander gegenüber stehen, da bedarf es eines scharfen politischen Blicks das Ungehörige, wenn auch scheinbar Begründete, auszuscheiden und einen Eklekticismus zu vermeiden, der nur aus nicht folgerecht gedachten Systemen ein System zu erschaffen im Stande ist; wo endlich die an sich schon so grofse und durch verschiedene Auffassung so sehr vergröfserte Masse von Einzelheiten den Geist des Betrachters überwältigt, da bedarf es der geübtesten Darstellungsgabe, jeder Erscheinung ihren Platz und dem Ganzen die Uebersichtlichkeit zu wahren, die allein bewirkt, dafs der Leser ein System findet, nicht es selbst erst schafft. Dies sind die Anforderungen, dies die Schwierigkeiten: sehen wir, wie jene erfüllt und wie diese überwunden sind.

Niebuhr wollte das altrömische Leben darstellen, wie es war, nicht wie es von den spätern Römern aufgefafst wurde; diese vom Geiste ihrer Zeit befangen hätten ihre Quellen vielfach mifsverstanden, und selbst diese ihre Quellen hätten über die ältere Zeit eben auch nichts Zuverlässiges berichten können. Ein so kühn eingenommener und anfangs wenigstens mangelhaft begründeter Standpunkt mufste heftige Anfechtung erfahren, oder alles Leben hätte in diesem Theile der Wissenschaft müssen erstorben sein. Die Berechtigung, über die vorhandenen Quellen hinauszugehen, die Möglichkeit, dies mit Erfolg zu thun, endlich die Art und Weise, wie es geschehen müsse: alles konnte Gegenstand des Kampfes werden und wurde es und ist es noch heute. Auch Hr. B. hat deshalb, wie billig, diesen Punkt gleich in der Einleitung zum 1sten Band einer Prüfung unterworfen. Eine gründliche Erörterung der Beschaffenheit und der Schicksale der ältesten Quellen hat ihn in der Hauptsache auf *Niebuhrs* Standpunkt zurückgeführt, dafs eine im Wesentlichen unverfälschte Tradition auch über die staatsrechtlichen Verhältnisse *nicht* anzunehmen sei. So

Digitized by Google

wenig nun auch Ref. mit diesem Resultate einverstanden ist, so entschieden er sich auch Rubinos Ansicht zuneigt; so wenig kann er sich doch hier auf die Erörterung eines so umfassenden Themas einlassen. Er läfst also G. Beckers Standpunkt gelten und fragt nun nach einem sichern Kriterium des Wahren und Falschen: eine Frage, die auf diesem Standpunkt unabweisbar ist, wenn nicht die Willkür an die Stelle der Kritik treten soll.

Es giebt wohl keine Verfassungsgeschichte, in deren Quellen sich nicht einzelne durchgehende Irrthümer fänden; immer aber werden diese leicht erkannt werden, wofern nur das Uebrige richtig überliefert ist. Die klare Erkenntnifs des allgemeinen Charakters jener Verfassung ist hier ein hinreichendes und völlig sicheres Kriterium. Wo aber dem Princip nach alles Ueberlieferte als solches ebenso gut falsch als richtig sein kann, da steht keine einzige Thatsache fest, und jene Erkenntnifs des allgemeinen Charakters der Verfassung wird mithin unmöglich, wenn anders nur aus den einzelnen Thatsachen die allgemeinen Zustände abgeleitet werden können. Entweder also mufs die Niebuhr-Beckersche Ansicht von den Quellen beim blofsen Negiren stehen bleiben, oder es mufs ein Kriterium geben, dessen Wahrheit völlig unabhängig von eben diesen Quellen ist. Ein solches Kriterium hat Niebuhr angewandt, und ein zweites ist mir wenigstens nicht denkbar. Wenn der Staat ein Organismus ist, dessen einzelne Theile sich gegenseitig bedingen und dessen Entwicklung naturgemäfs erfolgen mufs, so wird man einmal, sobald die Grundzüge der Verfassung erkannt sind, mit Fug auf die Gestalt der übrigen Theile schliefsen können, und zweitens, sobald der ganze Organismus deutlich vorliegt, den Gang der Entwicklung unter gegebenen Umständen bestimmen können. Wenn ferner die Menschheit im Allgemeinen und die Völker im Besonderen gewisse gleichartige Entwicklungsstadien durchlaufen müssen und diese nothwendig um so ähnlicher einander sind, je mehr die Völker der Zeit, der Abstammung und der Beschaffenheit ihres Landes nach einander gleichstehen, so wird man berechtigt sein, aus den bekannten Zuständen solcher Völker auf den unbekannten eines andern zu schliefsen und so die Kenntnifs jener Grundbestandtheile der Verfassung erlangen, die nur noch fehlte um eine Geschichte a priori zu construiren. Wenn nun aber auf der andern Seite zwei gleichartige Völker schon durch blofses Getrenntsein sich verschieden entwickeln, und diese Verschiedenheit durch verschiedene Beschaffenheit ihres Landes, durch Verbindungen mit verschiedenartigen Völkern u. s. w. aufserordentlich gesteigert wird; wenn ferner der Organismus einer Verfassung nie so genau erkannt werden kann, dafs man mit völliger Sicherheit von den Haupttheilen die andern ableiten könnte; wenn endlich nur die genaueste Kenntnifs einer Verfassung einen vollkommen berechtigten Schlufs auf die fernere Entwicklung gestattet: so wird jene auch noch so umfassende Kenntnifs niemals ein hinreichend sicheres Kriterium abgeben können, und zwar wird die Sicherheit des Kriteriums im umgekehrten Verhältnifs mit der Nothwendigkeit seiner Anwendung stehen. Es wird am wenigsten sicher sein, wo die Grundzüge, sicherer, wo die Nebenglieder, am sichersten, wo der Entwicklungsgang der Verfassung erkannt werden soll. Dennoch ist grade bei der Darlegung der Grundzüge diesem Kriterium von Niebuhr die ausgedehnteste Anwendung gegeben worden, ja das Kriterium ist hier selbst constitutives Princip der Erkenntnifs geworden. Man sehe nur Niebuhrs wichtigste Sätze vom Wesen der Patricier und Plebejer, von den gentes und den Curiatcomitien: sie beruhen lediglich auf dergleichen in Bezug auf römische Geschichte a priori gewonnenen Sätzen. So wenig nun auch ein solches Verfahren zu einer historisch sichern Kenntnifs führen kann, so wenig ist es doch vom Niebuhrschen Standpunkt aus zu tadeln. Wer Niebuhrs Ansicht von den Quellen theilt, bedarf eines von Aufsen gegebenen Kriteriums; führt ihn dieses, das doch auch keine wächserne Nase hat, wenigstens nicht haben soll, zur Verwerfung einer Menge inhaltsreicher Stellen und zur Billigung einer kleinen Anzahl anderer: so stehen ihm zwei Wege offen, entweder er benutzt das Kriterium als directes Mittel zur Erkenntnifs und begnügt sich mit einem nur wahrscheinlichen Ergebnifs, oder aber er verzichtet auf alle Erkenntnifs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

North. Univ. Library

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Handbuch der römischen Alterthümer, nach den Quellen bearbeitet von W. A. Becker.

(Fortsetzung.)

Wenden wir das Gesagte auf Hrn. B. an. Hr. B. theilt Niebuhrs Ansicht von den Quellen; dennoch hat er jene Beweise aus der Analogie wenn auch nicht ausdrücklich verworfen, so doch nur selten und nie mit vollem Gewicht angewandt. (Man sehe z. B. den Abschnitt von den Patriciern und Plebejern und von den gentes). Da er nun, so viel ich sehe, kein anderes Kriterium des Wahren und Falschen angegeben hat, so konnte seine Behandlung der Quellen nicht von Willkür frei bleiben. Diese Willkür konnte sich auf doppelte Weise zeigen: entweder Hr. B. macht *mit* Niebuhr Reihen von Stellen einseitig geltend und verwirft andere, ohne dafs man, wie bei jenem, den Grund einsieht, warum jene gelten und diese nicht gelten; oder er fafst *gegen* Niebuhr die Tradition thatsächlich als unverfälscht auf und combinirt nun nach den gewöhnlichen Regeln der Kritik, ohne dafs man wiederum einsieht, wie jetzt auf einmal die Alten das Wahre berichten sollen. Im ersten Falle liegt die Willkür in dem Mangel eines festen Princips, wornach das Wahre vom Falschen geschieden wird, im zweiten in dem Verlassen des eignen Grundprincips. Von beiden Arten nun finden sich Beispiele im Beckerschen Werke. Da aber die Beispiele der zweiten Art nur solche sein können, in denen alle Stellen zu ihrem Rechte kommen; ein Factum, das Hr. B. selbst ohne Zweifel gern anerkennen wird: so begnüge ich mich einige Beispiele der ersten Art herauszuheben: p. 299 heifst es: es ist nie davon die Rede, dafs ein Interrex vom Senate oder einem Theil des Senats erwählt worden sei u. s. w., und dazu in der Anmerkung nach Anführung mehrerer Stellen des Livius: „das ist auch der Grund, weshalb Dionys *nur mit irriger Beziehung auf den Senat* τῶν πατριχίων οἱ καταγραφέντες εἰς τὴν βουλὴν sagt," als ob nicht gerade das Irrige dieser Beziehung erst erwiesen werden müfste, ganz abgesehen davon dafs Dionys III, 1. XI, 62, wo nur vom Senate die Rede ist, nicht erwähnt werden. Ferner p. 302: „Es ist eine entschiedene Gewifsheit, dafs von den frühesten Zeiten der Republik an von der Theilnahme der Plebejer an den Curiatcomitien gar nicht die Rede ist," ohne Zweifel wenn alle Stellen, wo überhaupt auf die Theilnehmer geschlossen werden kann (z. B. Dionys VI, 89. IX, 41. Cic. fig. Cornel. p. 451 de lege agr. II, 11) stillschweigend für nicht vorhanden erklärt werden, sonst hätte es doch nur heifsen können „es ist nur irrthümlich davon die Rede." Ferner p. 373: Gell. XV, 27 läfst die Curien durch Lictoren, die Centurien durch Hornbläser berufen werden, Dionys II, 7 macht denselben Unterschied bei der Berufung der Patricier und Plebejer; also, schliefst Hr. B., waren in den Curien nur Patricier. Gut, warum denn aber nicht in den Centurien nur Plebejer? Endlich p. 317: „Endlich darf man auch nie vergessen, dafs es allgemeiner Charakter der römischen und römisch-griechischen Geschichtschreiber ist, dafs sie häufig mit wortgetreuem Ausdruck nach den Quellen, die sie benutzten, schrieben, ohne auf die Lösung des Widerspruchs einzugehen, der aus diesem Ausdruck mit ihren eignen nach der Praxis ihrer Zeit gebildeten Vorstellungen hervorging." Wäre das wirklich der Charakter jener grofsen Schriftsteller, die Jahrhunderte hindurch in stylistischer Beziehung unsere Vorbilder waren, so wäre es in der That mit unserem und unserer Väter Urtheil schlecht bestellt gewesen. Ueberliefertes falsch auffassen, das konnten jene freilich und konnten doch grofse Historiker, wenn auch nicht grofse Kritiker sein; sich selbst widersprechen aber, das ist ein Fehler, den auch der mittelmäfsigste Scribent mit Glück vermeidet. Kann dieser Fehler dennoch selbst bei gu-

Digitized by Google

ten Schriftstellern nachgewiesen werden, so wird es doch nur in umfangreichen Werken bei weniger bedeutenden Einzelheiten geschehen. Dafs aber solche Widersprüche Gegenstände betreffen, die fast auf jeder Seite vorkommen und auf denen das Verständnifs des ganzen Werks beruht; dafs sie bei einem Schriftsteller am öftersten vorkommen sollen, dem man andrerseits wieder den Vorwurf macht, die Geschichte aus seinem Kopfe construirt zu haben: gegen eine solche Behauptung erhebt sich gleicherweise das hermeneutische Gesetz, dafs jedes Buch vor Allem aus sich selbst erklärt werde, und die gerechte Forderung jedes Schriftstellers, nur dann erst, wenn jede andere Erklärung unmöglich ist, eines Widerspruchs mit sich selbst geziehen zu werden. Anstatt also dafs man über irgend einen Gegenstand z. B. aus Dionys eine zweideutige Stelle herausnimmt und diese nun gegen seine anderweitig klar ausgesprochene Meinung geltend macht, setze ich seine unzweifelhafte Meinung als das Erste und suche die scheinbar widersprechende Stelle auf jede mögliche Weise damit zu vereinigen: gelingt es, so ist die Sache entschieden, gelingt es nicht, so kann der abweichende Sinn der zweifelhaften Stelle allerdings der wahre sein, Dionys Auctorität hat er aber niemals für sich.

Doch nun von den Grundsätzen der Forschung zu dem Erforschten selbst. Dafs ein Mann, wie Hr. B., nicht der blinde Nachtreter eines Andern wurde, dafs er sich die auf einer gründlichen Durchforschung der Quellen beruhende Selbstständigkeit des Urtheils bewahrte, war vorauszusehen und kann auch hier nicht in Frage kommen. Dafs er ferner bei dieser erneuerten Quellenforschung die Hauptsätze Niebuhrs als Wahrheit erkannte, kann auch den nur freuen, der den liebgewordenen Vorstellungen des grofsen Meisters nur ungern entsagte. Wie er aber Niebuhrs Hauptsätze annehmen und dennoch in einer Menge wichtiger Puncte von ihm abweichen konnte; wie eben diese Hauptsätze damit harmoniren sollen, dafs die Patricier in den Tribus, dafs sie auch in den centuriis peditum waren, dafs wohl die Ritter, aber nicht die Senatoren von den Curien abgeordnet waren u. s. w.: das mufs jeden befremden, der aus eigner Prüfung weifs, wie schwer man sich Niebuhrs Folgerungen entziehen kann, wenn man seine Hauptsätze zugegeben hat. Indessen die Folgerichtigkeit des Systems zu prüfen, verbietet der mir zugemessene Raum; ich mufs mich darauf beschränken die Grundlage zu untersuchen, auf der es ruht. Diese Grundlage bildet ohne Zweifel die Ansicht von dem Verhältnifs der Patricier zu den Plebejern, und diese wird wiederum um so mehr auf dem Verhältnifs der *patrum auctoritas* zur lex curiata de imperio beruhen, je gröfserer Werth auf den aus den Quellen geschöpften Beweis gelegt wird. In der That hat auch Hr. B. gerade diese Frage als eine eigentliche Lebensfrage für seine Auffassungsweise erkannt und hat sie mit solcher Ausführlichkeit behandelt, wie keine andere in diesem Bande.

Von p. 314—332 führt er den Beweis, dafs der Ausdruck *patres auctores fuere* nichts anderes bedeute als die Bestätigung eines Volksbeschlusses durch die Patricier in den Curien. Der Beweis ist ein doppelter: 1) aus den Zeugnissen, welche deutlich die patres auctores vom Senat unterscheiden und selbst die Patricier als die Bestätigenden nennen, 2) aus der ursprünglichen Identität dieser Bestätigung mit der lex curiata de imperio. Endlich 3) werden noch die im spätern Verfahren hervortretenden Widersprüche beseitigt. Mein Gegenbeweis wird sich genau an diese Ordnung anschliefsen, wird aber den dritten Theil ganz übergehen, weil er dieser ihm nur günstigen Widersprüche nicht bedarf.

Hrn. B.'s 1ster Beweis läfst sich in folgenden Schlufs zusammenfassen: patres bezeichnen in der ältesten Zeit eben so gut den Senat als die Gesammtheit der Patricier; nur werden Liv. VI, 42 die patres auctores ausdrücklich vom Senat unterschieden und Liv. VI, 41, Cic. pro domo 14, Sall. fig. p. 234 Gerl., Dionys II, 60. VI, 90 die Patricier als die Bestätigenden genannt; folglich mufs die Formel patres auctores facti immer von der Gesammtheit der Patricier verstanden werden. — In diesem Schlusse gebe ich von vorn herein die erste Prämisse zu: die patres auctores und die patricii auctores in den beiden Formeln *können* also dasselbe, nämlich die Patricier, bezeichnen, sie *müssen* es aber nicht. Einmal nämlich müssen patres nicht = patricii sein, anderntheils mufs auctor nicht in beiden Formeln dasselbe bedeuten. Die Formeln an sich betrachtet ist also eine vierfache Erklärung möglich: 1) die Sache und die Handelnden sind in beiden Formeln verschieden, 2) die Handelnden

Digitized by Google

sind dieselben, aber die Sache verschieden, oder 3) umgekehrt, endlich 4) beides ist gleich und nur der Ausdruck verschieden. Von diesen 4 möglichen Erklärungsweisen nimmt Hr. B. die vierte an, ohne ihre Nothwendigkeit oder die Unstatthaftigkeit der 3 andern nachzuweisen. Hierin liegt also schon ein Mangel des Beckerschen Beweises. Da aber die Beckersche Voraussetzung die gewöhnliche ist, so sieht sich der Gegner genöthigt, seine etwaige andere Erklärung als nothwendig nachzuweisen. Ich bin nun in dem Falle, dafs ich für die eine der beiden Stellen des Livius VI, 42 die Beckersche Voraussetzung als begründet anerkenne, bei der andern aber VI, 41 sie verwerfe und die erste Erklärungsweise geltend mache.

Fragen wir zuerst nach einer Stelle, in der Livius unzweideutig seine Ansicht von den patres auctores ausspricht, so bietet sich uns eine solche in der Formel, die der Interrex vor der Königswahl sprach: Quirites, regem create: ita patribus visum est. Patres deinde, si dignum qui secundus a Romulo dinumeretur crearitis, auctores fient. In dieser Stelle ist unläugbar unter den patres auctores der Senat verstanden: denn einmal handelt die ganze Stelle von den Rechten, die sich der Senat bei der Königswahl reservirte; zweitens deutet auch das ita patribus visum est auf das vorberathende Senatusconsult, und das zweite nach zwei Worten folgende patres kann unmöglich etwas anderes als den Senat bezeichnen. Wäre nun Hrn. Beckers Einwand blofs der, dafs die auctores bei Livius auch patricii genannt werden, so würde dieser nicht viel bedeuten; denn vorausgesetzt dafs die Sache selbst dieselbe geblieben ist, so müfste gerade aus diesen Stellen, auch wenn sonst nirgends der Ausdruck patricii vom Senat vorkäme, auf das Vorhandensein dieses Sprachgebrauchs geschlossen werden. Indefs Hrn. Beckers Einwand ist weit gewichtiger: die patricii auctores bei Liv. VI, 42 sollen dem Zusammenhange nach durchaus nicht den Senat bezeichnen können. Es heifst nämlich dort: per ingentia certamina dictator senatusque victus ut rogationes tribunitiae acciperentur, et comitia consulum adversa nobilitate habita quibus L. Sextius de plebe primus consul factus. Et ne is quidem finis certaminum fuit, quia patricii se auctores futuros negabant, und hiernach schliefst Hr. B. folgendermafsen: der Senat hat in die Wahl eines plebejischen Consuls gewilligt, die Patricier verweigern ihre Zustimmung der geschehenen Wahl, also kann unter patricii nicht der Senat verstanden werden. In diesem Schlusse wäre die conclusio nur dann gehörig begründet, wenn die gegebene und versagte Zustimmung in den beiden Prämissen ein und denselben Gegenstand beträfe. Denn wenn der Senat in die Wahl eines plebejischen Consuls gewilligt hat, so konnte er wegen der auf Sextius gefallenen Wahl, die gewifs jeder voraussah, unmöglich seine Zustimmung dem Plebiscit wieder entziehen. Nun aber geht ja die versagte patrum auctoritas ohne Zweifel auf die vollzogene Wahl und nicht auf das Plebiscit: denn einmal bedurfte ein Plebiscit keiner patrum auctoritas, und zweitens, wenn es derselben bedurfte, so mufste diese ja schon gegeben sein, ehe die kraft des Plebiscits gehaltene Wahl Statt fand. Ist dem aber so, wie kann es auffallen, dafs der Senat seine Zustimmung der Wahl des Sextius versagte, obgleich er in die Wahl eines plebejischen Consuls gewilligt hatte? Er wollte ja und konnte nicht die Gültigkeit des Plebiscits selbst anfechten, nur dem verhafsten Urheber wollte er die Frucht seiner Anstrengung entziehen. Dafs ein solcher Gedanke dem Senat keineswegs fremd war, zeigt hinlänglich das Beispiel der Icilier (Liv. IV, 55); dafs er aber auch die Macht hatte ihn zu realisiren, kann nicht zweifelhaft sein. Von Alters her hatte der Senat das Recht die Candidaten in den Comitien vorzuschlagen, und er behauptete dies Recht wenigstens bis auf diese Zeit. Für die ältere Zeit beweist dies entschieden Dionys VIII, 82. 90. IX, 1. 42. 43.; aber auch später ist es dies Vorschlagsrecht allein, was geschickt gehandhabt die Plebs so lange vom Consulartribunate ausschlofs (Liv. IV, 56. 57), und was es erklärlich macht, warum ein Gesetz von der Plebs für nachtheiliger gehalten wurde, wornach beide Consulstellen ihr überlassen werden konnten, als wornach eine ihr überlassen werden mufste (Liv. VI, 35. 40. IV, 43). Hat nun in unserm Falle der Senat kraft dieses Rechts den Sextius nicht auf der Liste der Candidaten aufgenommen, so konnten für ihn auch keine Stimmen angenommen werden. Dennoch konnte von Livius Sextius consul factus est füglich gesagt werden; denn dafs dieser Ausdruck weder die erfolgte Renunciation noch selbst die Annahme der Stimmen voraussetzte, beweisen hinlänglich Vellejus Worte (II, 92): Etiamsi factus esset consul, tamen se eum

Digitized by Google

non renuntiaturum. Nahm also der Dictator auf Sextius keine Rücksicht, weil er nicht vom Senat vorgewählt war, und hatte dieser dennoch die Stimmen des Volks für sich, so scheint mir die Annahme keineswegs absurd, dafs der Senat seine Zustimmung verweigerte und dafs hier unter patricii auctores der Senat verstanden werden könne.

Indefs ist hiermit die Sache noch nicht abgethan. Das SCtum am Ende der Stelle ut duo viros aediles ex patribus dictator populum rogaret: patres auctores omnibus ejus anni comitiis fierent wird Hrn. B. noch eine Hauptstütze für seine Ansicht. „Es wäre doch über die Maafsen absurd, meint er, wenn der Senat durch ein förmliches SC. sich selbst vorgeschrieben hätte, dafs er seine Zustimmung geben solle." Gut, es sei absurd sich selbst etwas vorzuschreiben, ist es denn etwa weniger absurd einem Andern etwas vorzuschreiben, dem man nicht das Geringste zu befehlen hat, und dann vom Gegner zu verlangen, dafs er diesem Befehle volles Vertrauen schenke? Nun aber ist es keineswegs unerhört, dafs der Senat sich selbst etwas zu thun auferlegt (s. z. B. Dio 39, 28, vgl. Liv. 24, 11.); es ist ferner ein SC. nicht immer, wie Hr. B. meint, ein maafsgebender Beschlufs (s. z. B. Dionys VI, 8, Liv. 25, 4, Auct. ad Heren. I, 12); es ist endlich die befehlende Redeweise von jeher bei Friedensschlüssen und Vergleichen gebräuchlich gewesen, und als Vergleich kann dies SC. füglich betrachtet werden. Eine wirkliche Schwierigkeit ist also nicht vorhanden; aber auch die scheinbare würde verschwinden, wenn mir der Raum gestattete eine von der gewöhnlichen abweichende Erklärung dieses SC. geltend zu machen. Ich glaube nämlich, dafs darin nicht von Zugeständnissen, sondern nur von Erwerbungen der patres die Rede ist: die patres sollen allein das Anrecht auf die Aedilenstellen haben, sie sollen ferner befugt sein auch für die Wahlen zu den neueingerichteten Aemtern auctores zu werden.

Wir kommen nun zu der andern Stelle des Livius (VI, 41) aus Appius Rede wider das Licinische Gesetz. Appius geht von dem Satze aus, dafs die Auspicien ausschliefslich auf den Patriciern ruhen, dafs mithin die Wahl plebejischer Consuln den Untergang derselben herbeiführen müsse; dann fährt er fort: Vulgo ergo pontifices, augures, sacrificuli reges creentur. — — Non leges auspicato ferantur nec magistratus creentur, nec centuriatis nec curiatis comitiis patres auctores fiant. Dafs in dieser Stelle unter den patres nicht der Senat zu verstehen sei, gebe ich Hrn. B. zu, denn nur Patricier und Plebejer sind hier Gegensätze; ich billige aber seine Ansicht nicht, dafs es die patricischen Curien sind, denn mag auch die auctoritas, was Huschke mit Recht läugnet, den Curiatcomitien zukommen können, jedenfalls kann man nur einem Andern auctor sein, niemals sich selbst, es sei denn dafs, wie bei Tac. Hist. 3, 71 mit diesem Ausdruck die Abwesenheit jedes Auctors überhaupt bezeichnet werden soll. Genügt demnach keine von beiden Annahmen, und will man dennoch das auctorem fieri durchaus in der Bedeutung von „bestätigen" fassen, so bleibt nur noch Huschkes Ansicht übrig, dafs diese Bestätigung von den Patriciern im Senat ausging. Aber auch diese reicht nicht aus die vorliegende Stelle zu erklären. Die Rede des Appius würde alles Zusammenhangs entbehren, wenn nicht die von ihm angeführten einzelnen Fälle als Folgen des Untergangs der Auspicien zu erklären wären. Werden hier, meint Appius, die Auspicien nicht mehr geachtet, so können eben so gut die Priesterwürden jedem Beliebigen übertragen werden; inauspicato können Gesetze gegeben und Magistrate erwählt werden; die patres können aufhören auctores der Comitien zu werden. Alles pafst hier vortrefflich, nur nicht der letzte Fall: denn mochten auch die patres unter Beobachtung von Auspicien die Beschlüsse der Comitien bestätigen, so konnte doch die Nichtachtung der Auspicien überhaupt nur das Wegfallen der Auspicien bei der Bestätigung, niemals das Aufhören des Bestätigungsrechtes selbst zur Folge haben. Der Ausdruck auctores fieri kann also hier nicht auf diese Bestätigung, sondern mufs auf die Auspicien zu den Comitien sich beziehen. Da nun der, welcher ein Gesetz beantragt, auctor legis heifst (Liv. II, 56. VII, 40), da ferner die Götter, von welchen die Auspicien ausgehen, auctores der Comitien sind (Liv. XXVI, 41); so können auch diejenigen von den Patriciern, welche kraft ihres Amtes den Comitien vorsitzen und durch welche allein die Auspicien gültig an das Volk gelangen, füglich auctores comitiorum genannt werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Handbuch der römischen Alterthümer, nach den Quellen bearbeitet von W. A. Becker.

(Schlufs.)

Aus diesen Gründen scheint mir Wachsmuth, der in seiner röm. Gesch. p. 339 diese Ansicht aufstellt, vollkommen das Richtige gesehen zu haben; er fehlte nur darin, dafs er nicht nachwies, wie die gewöhnliche Erklärung dem Zusammenhang nach unstatthaft und wie die von ihm gegebene im Sprachgebrauch begründet sei.

Durch die bisherige Erörterung glaube ich Herrn Beckers erstem Beweis die Auctorität des Livius, auf welcher er vorzüglich ruht, entzogen zu haben; es wird daher erlaubt sein, die übrigen Stellen kürzer abzufertigen. Zuerst läfst sich aus dem Fragment des Sallust das wenigstens nicht herleiten, dafs hier unter patricii durchaus nicht der Senat verstanden werden kann; überdem ist nach meiner Ansicht der Zusammenhang der ganzen Stelle von Gronov obs. 1, 25 noch nicht genügend nachgewiesen. Was ferner die beiden Stellen des Dionys II, 60 und VI, 90 betrifft, so wird die erste weiter unten ihre Erledigung finden, die zweite gleich hier mit wenig Worten beseitigt werden können. 1) nämlich konnte Dionys den Senat Patricier nennen, weil er sich mit Recht oder Unrecht alle Patricier im Senat anwesend denkt (VI, 65, VIII, 71); 2) meint er hier bestimmt den Senat: τοὺς πατρικίους πέισαντες ἐπικυρῶσαι τὴν ἀρχὴν .... ἐδεήθησαν ἔτι τῆς βουλῆς ἐπιτρέψαι .... λαβόντες καὶ τοῦτο τὸ συγχώρημα παρὰ τῆς βουλῆς etc.; endlich 3) ist eine zweimalige Bestätigung durch den Senat nicht undenkbar. Die erste Bestätigung nämlich war weiter nichts als eine feierliche Annahme des Vergleichs; darauf wurden nicht nur erst die Tribunen gewählt, sondern auch durch ein besonderes Gesetz für sacrosanct erklärt, zwei Vorgänge, die einer besonderen Bestätigung wohl bedürftig erscheinen konnten.

Nach dem Allen entbehrt Hrn. Beckers erster Beweis jeder sichern Grundlage und beweist folglich gar nichts gegen die gewöhnliche Ansicht. Wir können uns also zu dem *zweiten Beweise* wenden, der selbst wieder ein doppelter ist. 1) Aus einer Vergleichung mehrerer Stellen des Cicero, in denen nach jeder Königswahl durch eine lex curiata das imperium ertheilt wird, mit Livius und Dionysius, welche an der Stelle dieser lex eben so ausdrücklich sagen patres auctores facti oder οἱ πατρίκιοι ἐπεκύρωσαν, soll einleuchten, dafs dies auctorem fieri nichts anderes ist als die lex curiata selbst. Allerdings leuchtet dies ein, sobald beide Vorgänge wirklich ein und dieselbe Stelle im gesammten Wahlprocefs einnehmen. Dies kann aber nur dann angenommen werden, wenn jene Schriftsteller kein Moment des Wahlprocesses in ihrer Beschreibung übergingen: eine Voraussetzung, die weder von Hrn. Becker bewiesen noch überhaupt beweisbar ist, und deren Unrichtigkeit sich sogleich offenbaren würde, wenn irgend einmal einer von jenen drei Autoren beide Vorgänge zugleich erwähnte. Nun erwähnt Cicero aber bei der Wahl des Numa de rep. II, 13 unläugbar die patres auctores und zugleich die lex curiata; ferner deutet Dionys II, 60 neben den patres auctores auch die lex curiata an. Dionys sagt nämlich von der Wahl des Numa: μεσοβασιλεὺς βασιλέα τῆς πόλεως αἱρεῖται Νομᾶν, d. h. nach bekanntem, auch von Hrn. Becker anerkanntem Sprachgebrauch: auf den Vorschlag des Interrex wird Numa gewählt. Numa wird nun nach Rom geholt, und jetzt heifst es: ἐκκλησίας συναχθείσης, ἐν ᾗ διήνεγκαν ὑπὲρ αὐτοῦ τὰς ψήφους αἱ φυλαὶ κατὰ φράτρας, καὶ τῶν πατρικίων ἐπικυρωσάντων τὰ δόξαντα τῷ πλήθει .... παραλαμβάνει τὴν ἀρχήν. Gewählt war Numa: was kann also die zweite Curienversammlung anderes als die Ertheilung des imperium zum Zweck gehabt haben; ganz wie bei Cicero: Numa ut huc venit, quamquam populus in curiatis eum comitiis regem esse jusserat, tamen ipse de suo imperio legem curiatam tulit.

Digitized by Google

2) Hrn. Beckers letzter Beweis stützt sich auf zwei Stellen des Cicero, die ich des Verständnisses wegen hersetzen muſs. De lege agr. II, 11 heiſst es: Majores nostri de singulis magistratibus bis vos sententiam ferre voluerunt. Nam cum centuriata lex censoribus ferebatur, cum curiata ceteris patriciis magistratibus, tum iterum de iisdem judicabatur, ut esset reprehendendi potestas, si populum beneficii sui poeniteret. — pro Planc. 3: Nam si ita esset, quod patres apud majores nostros tenere non potuerunt ut reprehensores essent comitiorum, id haberent judices; vel quod multo etiam minus est ferendum. Tum enim magistratum non gerebat is qui ceperat, si patres auctores non erant facti. Eine Vergleichung dieser beiden Stellen führt Hrn. B. zu folgender Argumentation: „Wenn Cicero das Wesen der lex curiata in die potestas reprehendendi comitia setzt, wenn er ebenso bestimmt diese potestas der patrum auctoritas zuschreibt; wenn einmal von der lex curiata und wieder von der patrum auctoritas gesagt wird, daſs darin das iterum judicare gelegen habe, so muſs es als völlig entschieden gelten, daſs beides nur verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Sache sind." — Gegen diesen Schluſs wende ich zuerst ein, daſs er mehr beweist, als Hr. B. für gut hält anzugeben. In der ersten Stelle nämlich wird die lex centuriata der Censoren ganz ebenso behandelt, wie die lex curiata der übrigen patricischen Magistrate; was also von dieser gilt, wird auch von jener gelten müssen. Ist nun die lex curiata = der patrum auctoritas, so wird es auch die lex centuriata sein; folglich enthalten die Centurien nur Patricier. Ferner wenn zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, sich selbst gleich sein müssen, so ist die lex centuriata gleich der lex curiata; es muſs also für völlig entschieden gelten, daſs Centuriat- und Curiat-Comitien nur verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Sache sind. Doch ich halte ein; das Beweismittel der deductio ad absurdum wird ja niemals gern gesehen und kommt gar zu leicht in den Geruch der Spitzfindigkeit. Setzen wir also jene fatale lex centuriata als nicht vorhanden, und betrachten wir Herrn Beckers Schluſs ganz für sich allein. Nach der Fassung desselben scheint die Beweiskraft in Doppeltem zu liegen: in der wesentlichen Gleichheit beider Vorgänge und in der Undenkbarkeit eines dreimaligen judicium. Indeſs das erste Beweismittel erweist sich sogleich als unzulänglich; denn zwei Zweck und Wirkung nach gleiche Handlungen können ja darin ungleich sein, daſs sie von verschiedenen Handelnden ausgehen; und daſs dies nicht stattfinde, soll ja erst bewiesen werden. Es bleibt also nur das zweite. Es soll aber nach Hrn. B. die Annahme eines dreimaligen judicium über dieselbe Sache Cicero's Worten entgegen und an sich widersinnig sein. Nun sagt Cicero allerdings majores bis vos (d. i. populus) sententiam ferre voluerunt, und ich gebe zu, daſs er ter gesagt haben würde, wenn das Volk jemals dreimal geurtheilt hätte; er sagt aber nicht, daſs überhaupt, sei es von wem es wolle, nur zweimal geurtheilt worden sei. Ferner was das Widersinnige anlangt, so müſste z. B. die englische Gesetzgebung, ja jede römische Königswahl nach Hrn. B.'s eigener Darstellung als widersinnig zu betrachten sein. Endlich wird sich sogar die als widersinnig verworfene Annahme eines dreimaligen judicium nach Hrn. Beckers eigenen Zugeständnissen als nothwendig erweisen lassen. Bekanntlich hat Rubino in seinen Untersuchungen das Wesen der lex curiata trefflich entwickelt, und vor allem überzeugend dargethan, daſs der Zweck dieser lex keinesweges eine Annullirung der vollzogenen Wahl sein konnte. Er muſste dabei anerkennen, daſs die vorliegende Stelle (de lege agr. III., 11) seiner Ansicht widerspreche, und wies nun, um diesen Widerspruch zu entkräften, nach, wie Cicero, um der Plebs zu schmeicheln, der Wahrheit ungetreu geworden sei. Ich billige diese Erklärung vollkommen, halte sie aber nicht für nöthig, weil auch in den beiden vorliegenden Stellen die Wirkung der versagten lex curiata und der nicht erhaltenen patrum auctoritas verschieden erscheint. Pro Planc. 3 nämlich wird durch die versagte patrum auctoritas die Wahl offenbar annullirt; de leg. agr. II., 11 dagegen wird die Wirkung der der lex curiata zugeschriebenen potestas reprehendendi im Allgemeinen gar nicht angegeben, in der besondern Anwendung auf die Consuln aber wird gesagt, daſs ihnen in Ermangelung der lex curiata die Führung des Heerbefehls nicht gestattet sei. Ferner heiſsen die patres in der ersten Stelle reprehensores comitiorum, d. h. sie verwerfen die Comitien ganz und gar; in der zweiten Stelle kann bei der potestas reprehendendi nicht comitia, nicht beneficium, sondern nur eos ergänzt werden, und dann ist diese reprehensio nicht eine Verwerfung der Comitien überhaupt,

Digitized by Google

sondern nur der Ausspruch der Unzufriedenheit mit dem Gewählten, indem man ihm das imperium nicht ertheilt. Mag diese Erklärung übrigens gegründet sein oder nicht, so ist doch die Verschiedenheit der lex curiata und der patrum auctoritas ihrer Wirkung nach aufser Zweifel, und wird selbst von Hrn. B. in so fern anerkannt, dafs er die potestas reprehendendi nur secundär mit der lex curiata verbinden will, während sie doch bei der patrum auctoritas offenbar der eigentliche Zweck ist (Cic. de rep. II., 32. Liv. I., 17). Sind demnach die lex curiata und die patrum auctoritas dem Zweck und der Wirkung nach verschiedene Handlungen, so könnten sie wohl von demselben Handelnden ausgehen, niemals aber eine und dieselbe Handlung sein. Sind sie aber zwei verschiedene Handlungen, so ist das Stattfinden eines dreimaligen judicium nicht zu läugnen. Da nun nach Cicero das Volk nur zweimal urtheilte, da ferner das zweite Urtheil in der lex curiata sich aussprach, so kann die patrum auctoritas nicht vom Volke und nicht von den Curien ausgehen. Da endlich Cicero in einer Rede an das Volk ohne Zweifel dem herrschenden Sprachgebrauche folgte, so mufs er als den Urheber der patrum auctoritas den Senat betrachtet haben. Nicht also was Hr. B. will, sondern die Ansicht der Gegner folgt aus den von ihm selbst angeführten Stellen.

So habe ich es denn ausführlich und, wie ich hoffe, gründlich motivirt, warum ich in einem der wichtigsten Puncte Hrn. Becker's Ansicht nicht theile; leider hat aber dieser Nachweis so viel Raum eingenommen, dafs ich auf jede irgendwie genügende Erörterung anderer Puncte ganz verzichten mufs. Nur einige leichte Bemerkungen können noch einen Platz finden. Vor Allem hat es mich befremdet, dafs der Beweis des wichtigen Satzes, dafs die Curien nur Patricier enthalten, an 5 Stellen (p. 135, 137, 302, 332, 337) zusammengesucht werden mufs, und dafs er an keiner vollkommener, oder vielmehr weniger unvollkommen erscheint, als der schon von Niebuhr uns gebotene. — Ferner trägt Hr. B. S. 77 Bedenken, auf Macrobius Autorität hin anzunehmen, dafs die volones das Bürgerrecht erhalten hätten; vielleicht weil er Liv. 25, 6 übersah, wo sie ausdrücklich *cives* genannt werden. — Ferner sollen nach S. 90 und 56 die Kinder bei mangelndem Connubium dem Stande der Mütter folgen, und es wird, so viel ich sehe, von dieser Regel keine Ausnahme für das Verhältnifs der Patricie zu den Plebejern vor der lex Canuleja geltend gemacht. Es mufs aber eine solche angenommen werden, denn sonst hätte ein Plebejer nur eine Patricierin zu heirathen gebraucht, um seine Kinder zu Patriciern zu machen. — Endlich folgt Hr. B. in zwei wichtigen Abschnitten, über die Ritter und die capitis deminutio, fast in allen Puncten den anerkannt vortrefflichen Untersuchungen von *Zumpt* und *Savigny*. Ich billige dies in Betreff der Ritter vollkommen; nicht so im anderen Falle, da der zur Zeit der Republik herrschende Begriff der capitis deminutio ganz verschieden von dem war, welchen Savigny für die spätere Kaiserzeit geltend machte. Uebrigens hat Hr. B. einen von den beiden Fällen der capitis deminutio, welche sich nicht unter den von Savigny aufgestellten Begriff bringen lassen, zu beseitigen versucht; er behauptet nämlich, dafs die in manum conventio der Frauen, welche nicht sui juris waren, deshalb eine capitis deminutio begründet habe, weil die coemptio durch mancipatio geschehen und dies offenbar eine vorübergehende Degradation gewesen sei. Dagegen spricht aber, dafs jene mancipatio eine gegenseitige war, und dafs Gajus I., §. 123. sagt: „Si quis quaerat qua re feminarum coemptio distet a mancipatione, femina quidem quae coemptionem fecerit non deducitur in servilem conditionem etc."

Dies mag genügen über die Resultate der Beckerschen Forschung. Freilich habe ich nur solche Puncte hervorgehoben, in denen ich mit Hrn. B. nicht übereinstimmte; ich konnte dies aber ohne Bedenken thun, da jeder, der auch nur oberflächlich die Literatur dieses Fachs kennt, auch ohne mein Erinnern weifs, dafs in einem Beckerschen Werke die Zahl der gelungenen Stellen bei weitem die der minder gelungenen überwiegen mufs.

Was nun schliefslich die Darstellung anlangt, so ist die Sprache durchgängig deutlich und fliefsend, die Eintheilung nur dann nicht ganz tadelfrei, wenn man dem historischen Gesichtspuncte gegenüber dem antiquarischen eine gröfsere Berücksichtigung wünscht, endlich die Uebersichtlichkeit des Ganzen nur hin und wieder durch zu ausführlich gerathene Widerlegungen gestört.

Dr. Friedrich Hofmann.

Digitized by Google

XXXI.

Weimarisches Herder-Album. Jena, 1845.; *bei Cröker.*

Das Herder-Album, eine Stiftung der Weimarischen Liedertafel, hat das dankbare Andenken Weimars an Herder, „diesen seinen grofsen Mann" (S. 139), bezeugen sollen. Ein Werk rührender Pietät, soll es zugleich dem Werke Herders, dem Schullehrerseminar in Weimar, „für welches er sich noch in den achtziger Jahren unsägliche Mühe geben mufste und gegeben hat," und dem noch ein eigenes Gebäude fehlt, zu einem solchen verhelfen; die Einnahme für das Herder-Album „soll auf dem Altar der Menschheit, des Vaterlandes," niedergelegt und zum Besten der genannten Bildungsanstalt verwendet werden. „Fortwirkung auf menschliche Seelen im Kreise der Menschheit" ist, nach Herders eignen Worten, die Aufgabe dieser Herders-Stiftung; und sie ist, bei diesem nach- und fortwirkenden Einflusse, den dieselbe auf die Menschheit, auf Mit- und Nachwelt ausübt, ein um so würdigeres Denkmal Herders selbst und seines heiligen Strebens für Humanität, wie nun auch das Herder-Album, eben bei jenem Zwecke im Sinne Herders, auch seinerseits als ein würdiges Denkmal, nach- und fortwirkend über die Gegenwart hinaus, angesehen und anerkannt werden mufs.

Der gesammte Inhalt dieses Albums, auch insofern er nicht unmittelbar von Herder selbst ausgegangen ist, doch aber in den innigsten Beziehungen zu ihm steht, strahlt gleichsam prismatisch sein ganzes Wesen, nach Persönlichkeit, Charakter, literarischer und amtlicher Wirksamkeit, namentlich was gewisse einzelne Richtungen seines reichen und vielumfassenden Geistes anlangt und sein Verhältnifs zur Theologie, Poesie, Kunst, und sein Hauptstreben für Humanität betrifft, in klarem hellem Lichte zurück. Denn Herder war in allen Gebieten des menschlichen Wissens überhaupt thätig, und er trug nicht auf einem vereinzelten Standpuncte Einen Stein nur zum grofsen Bau hinzu, sondern öffnete sein weites Herz nach allen Seiten hin; daher J. Paul über Herders ganze geistige Erscheinung mit allem Recht sagt, dafs er „nur den Fehler gehabt habe, nicht Ein Stern erster oder sonstiger Gröfse zu sein, sondern ein Bündel von Sternen, — aus welchem sich Jeder sein Sternbild buchstabire." Aus diesem Gesichtspuncte mufs man das vorliegende Album betrachten, und man wird viel finden und eine reiche Ausbeute gewinnen, wäre es auch nur an tieferer und vielseitiger Erkenntnifs Herders und seiner ganzen Erscheinung, ohne Rücksicht auf sonstigen Nutzen und Genufs, den das Album in so vollem Maafse gewährt und darbietet.

Der Inhalt desselben ist ein gar bunter und mannigfaltiger, verschieden im Einzelnen an Stoff und innerem Gehalte. Es mag an und für sich, zugleich auch für Förderung des oberwähnten schönen Zweckes nicht unpassend sein, diesen Inhalt mit einiger Auswahl etwas näher zu betrachten.

Den Anfang machen, wenn wir eines Prologs, der Herder als den „Hohenpriester der Humanität" feiert, nur im Vorbeigehn gedenken, Mittheilungen aus dem „Briefwechsel des Grofsherzogs Karl August mit Herder" (S. 9—42). Enthalten auch diese Mittheilungen manches Unbedeutende, so sind sie doch geeignet, namentlich den Ersteren der beiden Genannten, zunächst von seiner reinmenschlichen Seite kennen zu lehren. Karl August zeigt sich herzlich, theilnehmend, herablassend bis zur Vertraulichkeit (er nennt hier Herdern öfter: „lieber Freund," was auch Letzterer in ähnlicher Weise erwiedert, z. B. S. 31), dabei für grofse Ideen, z. B. die das gemeinschaftliche Vaterland betreffen (vgl. S. 12), begeistert. Er nimmt lebhaftes Interesse an den neuen Erscheinungen der Literatur, und theilt Herdern dieselben mit. Von Herders Briefen ist besonders der aus Rom d. 29 Nov. 1788 (S. 27 f.) von vorzüglichem Interesse. Auch Herder macht hier die Bemerkung von der Macht des Eindrucks, den der klassische Boden auf den Geist des mit demselben aus Büchern bekannten Beschauers äufsert. Er schreibt unter andern (S. 28): „Der Anblick dessen, was die Stadt selbst war, wo sich der römische Staat entspann, und wo jene Wölfin die beiden Fündlinge säugte, — alle die Plätze, wo Schlachten geliefert, geredet, berathschlagt, geurtheilt, gewüthet, gemordet, gespielt, gebadet und tausend anderes tolles Zeug getrieben wurde, das denn insonderheit die Herren Kaiser auf die unverschämteste Weise trieben, geben der Seele, wo nicht neue, so doch frische und wahrere Bilder über Alles, was man von ihnen gelesen und gehört hat. Ich wollte, ich hätte Rom gesehen, ehe ich den dritten Theil meiner Ideen schrieb; indessen auch jetzt ist von allen diesen Eindrücken und Rectificationen Nichts, wie ich hoffe, für mich zu spät, und ich habe auf manchem Spaziergange von ein paar Stunden mehr gelernt, als ich durch das Lesen von hundert Büchern je würde gelernt haben." Und bald nachher (S. 29): „hundert Sachen der Kirchen- und Ketzergeschichte erklären sich von selbst, sobald man Rom und das Oberhaupt desselben, sammt seinen Mithelfern und dem Volk, auf welches sie am nächsten zu wirken hatten, kennet." In anderer Hinsicht dagegen sagt Herder (S. 28), der übrigens in Rom als Pescovo di Weimar galt (S. 30): „Den schönsten Anblick von dem, was das alte Rom zeigt, gewähren die Denkmale, die diese Räuber der Welt zusammengeschleppt hatten. Die Schätze der Kunstwerke im Clementinum, auf dem Kapitol, in der Villa Borghese, u. s. w. sind für mich das Reizendste, was Rom hat, alle Zeichen und Wunder Raphaels selbst nicht ausgenommen. Die Seele bekommt unter diesen Denkmalen Formen der Wahrheit und Schönheit, des Anstandes und der Bildung allgemeiner Begriffe, die sie vorher nicht hatte und sonst nirgend in der Welt erlangen kann."

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Northwestern University Library

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1845.

Weimarisches Herder-Album.

(Schluſs.)

Dagegen schreibt er (S. 31): „Körperliches Vergnügen, weiche Bequemlichkeit und Anmuth hat bisher für mich diese Reise wenig oder nichts gehabt; vielmehr habe ich in meinem ganzen Leben nie unbequemer und unbehaglicher gelebt, als ich hier lebe; selbst das geistige Vergnügen muſs in Rom und in Italien mit mehr Mühe erkauft werden, als manches derselben werth ist." — Die römisch-katholischen Gebräuche machten, wie zu erwarten war, auf Herders Geist keinen Eindruck, was Karl August in seiner Antwort erklärlich genug findet, mit dem freimüthigen Zusatze: „Ich dächte, diese Gebräuche müſsten einem an Wahrheit gewöhnten und gereiften Manne ekelhaft und ärgerlich werden."

Die hier mitgetheilten Briefe Beider, nebst einigen Handbillets von Karl August an Herder, sind übrigens aus den Jahren von 1782—1803; der letzte Brief Karl Augusts (S. 39), voll herzlicher Innigkeit und Theilnahme, ist wenig Wochen vor Herders Tode geschrieben. Die beiden darauf folgenden Aufsätze: „Herders Berufung nach Weimar," von Friedrich Peucer (S. 49—64), und Herders Antrittspredigt in Weimar, am 20. Sonntage nach Trinitatis 1776 gehalten (S. 67—90), sind für Leben und Charakter Herders von besonderem Interesse. In dem, der Berufung Herders nach Weimar vorausgegangenen Briefwechsel wird S. 54 einer Lücke gedacht, die indeſs zur Zeit nicht zu ergänzen gewesen ist, — nämlich des zwischen Herder und Goethe in den Monaten Dec. 1775 und Jan. 1776 doch wahrscheinlich gepflogenen Briefumtausches, von dem jedoch nicht das Geringste, auch nicht einmal irgend eine Spur hat aufgefunden werden können. Herders Gedanken „über das Project zuläſsiger landsmannschaftlicher Verbindungen auf Universitäten" (S. 93—104) dürften auch noch heutzutage wenigstens Interesse erregen, insofern sich hier Herder mit Umsicht darüber ausspricht, was eine solche Einrichtung und wie sie es, in sich selbst und im Verhältnisse zur Staatsregierung, sein müsse. Ein Mann, wie Herder, konnte jedenfalls in einer solchen Einrichtung Etwas Anderes, als „eine Gesellschaft für die öffentliche Ehre und die guten Sitten der Studirenden," nun und nimmer erblicken.

Die „kurze Charakteristik Herders," von Konrad Schwenk, S. 117—136, ist eifrig und ernstlich bemüht, Herders Bild klar und wahr hinzustellen. Sittlichkeit und Reinheit im Leben und im Amte; dazu ein schönes und lauteres Verhältniſs zur Gattin und im Hause, und Würdigkeit und männliche Freundschaft im Umgange mit den Menschen, — dies Alles läſst Herders Streben und Wirksamkeit auf dem festen Boden einer festen und edlen Persönlichkeit als sicher begründet erscheinen, und dies Alles sind zugleich die Hauptzüge dieser Persönlichkeit. Was die einzelnen Lebensverhältnisse Herders anlangt, so sucht ihn der Verf. des Aufsatzes namentlich in Betreff seiner Verstimmung, Reizbarkeit und Bitterkeit, besonders in späteren Jahren, zu entschuldigen (S. 123 f.), und gewiſs ist es sehr wahr, was hier S. 124 bemerkt wird: „daſs Herder in seinem Leben auch auſser der amtlichen Wirksamkeit eine Gesinnung zeigte, welche gemeine Naturen eine grämliche oder eine stolze zu nennen pflegen, möchte eher eine richtige und würdige Lebensansicht bei ihm darthun, als einer Schwäche zuzuschreiben sein." — Charakteristisch ist für Herder, daſs er in Rom von Sehnsucht nach seinem Wirkungskreise in Weimar getrieben ward (S. 125, vgl. damit den oberwähnten Briefe Herders aus Rom, S. 27 f., vornehmlich S. 31). „Nur im Streben für Humanität lebend und webend, in tiefster Seele von begeisterter Liebe dafür durchdrungen, muſste ihn Rom, dies Grab der Vergangenheit mit verödeter Umgebung, aller Humanitätsentwickelung entfremdet, und nur von dem grellen, aber wärmelosen reflectirten Lichte der Hierarchie überstrahlt, unheimlich anwehen," u. s. w. Natürlich wird hier auch Herders literarische und amtliche Wirksamkeit in den Kreis der Betrachtung gezogen (S. 125 f.). „Wer in der Literatur für die Entwickelung der Humanität wirken will," heiſst es da, „muſs sich nothwendig nach vielen Seiten mit seinen Betrachtungen und Erklärungen wenden, und der Menschheit in den Gestaltungen, worin sie in den verschiedenen Zeiten und Ländern erschienen ist, folgen. Daneben kann er nicht umhin, kämpfend gegen Alles aufzutreten, was in der Literatur auf Gesinnung und Leben einen rohen und gemeinen Einfluſs übt, und was der wahren Humanität störend entgegentritt." In dieser Weise war nun auch Herders literarische Wirksamkeit begründet, — eine Wirksamkeit, die sich nicht genau berechnen läſst; denn „solche Geister zünden das in andern schlummernde Feuer zur Flamme an, es entfalten sich an

Digitized by Google

ihrer begeisterten (muſs wohl richtiger heiſsen: begeisternden) Wärme schöne Blüthen, die vielleicht nie ohne dieselbe dem Boden entlockt worden wären, und in dieser Hinsicht bleibt die Wirksamkeit solcher herzenswarmen Menschen, deren starker Verstand nie anders als durch das Herz seinen Weg nimmt, unberechenbar, während die Wirksamkeit des alleinigen Verstandes in seinen Bahnen und Wegen leichter zu verfolgen ist." Herders Streben nach Humanität war überall eingreifend, namentlich in seinen Schriften, und besonders muſs als eine Unternehmung von wahrhaft unschätzbarem Werthe seine Sammlung der Stimmen der Völker gelten, worin er überall die natürlichen Anschauungen und Gefühle, das Volksthümliche der Dichtungen, was ohne Zuthaten der gelehrten Bildung und des Conventionellen auf dem Boden reiner Menschlichkeit in ihrer einfachen naiven Aeuſserung erwachsen war, zusammenfaſst (S. 131). Zu dem, was man jetzt Weltliteratur zu nennen pflegt, welche „nur das Ergebniſs der Humanisirung des Menschengeschlechts sein kann," hat Herder bedeutend beigetragen, indem er ohne Antastung des Nationalen überall auf das Reinmenschliche hinwies und diesem Geltung zu verschaffen wuſste (ebend.). Des Verhältnisses Herders zu Goethe wird S. 129 f. nähere Erwähnung gethan. Sehr richtig heiſst es am Schlusse dieser Charakteristik (S. 135): „Durch Herders Tod entstand eine Lücke in der deutschen Literatur, welche nicht wieder ausgefüllt ward, und es ist in der deutschen Literaturgeschichte fühlbar, wie statt der wahren, natürlichen, auf groſse Genialität gestützten Wirksamkeit Lessings und Herders, dieser starken kritischen und literarischen Dioskuren, eine schimmernde, sophistische und oft auf unwahren Affectationen beruhende kritisch-literarische Wirksamkeit eintrat, die zu keinem wahren Fortschritt führte, so daſs Lessing und Herder in dieser Hinsicht immer noch die unübertroffenen Muster sind, zu welchen Rückkehr zu empfehlen ist, als den vorzüglichsten Quellen eines natürlichen Geschmacks in der Literatur, welcher bei eitlen Egoisten nie edel und rein zu finden ist, weil nur ein edler Mensch eine edle Idee mit dem Accente der Wahrheit und mit Herzenswärme zu würdigen weiſs." Dergleichen eitle Egoisten, wie sie hier bezeichnet werden, haben wir heutzutage in Menge, und sehen sie auf ihren selbstgeschaffenen kritischen und poetisch-literarischen Thronen je höher, in desto ekelhafterer Blöſse sich breitmachen. Unsere Zeit wäre eines Herders, mehr aber noch eines Lessings, in der That doppelt würdig und bedürftig!

Ein besonders zeitgemäſser Aufsatz behandelt (S. 137 — 169) die Frage: „Welche Bedeutung hat Herder für die Entwickelung der neuern deutschen Theologie"? vom Prof. Müller in Basel. Hier finden sich zunächst beachtungswerthe Bemerkungen über den Gang der protestantischen Theologie in Deutschland, und über den Einfluſs der modernen Denkweise des selbstständigen nationalen deutschen Bewuſstseins und des in ihm wohnenden religiösen Gefühls, so wie über den Einfluſs der kritischen Philosophie auf die deutsche Theologie. Nur durch diese letztere ist das specifisch Christliche in der neueren Wissenschaft wieder zur Anerkennung gekommen (S. 149), nachdem sie auch noch nach der Reformation durch Luther längere Zeit in scholastischen Formen sich festgesetzt und erhalten hatte. „Und bei all' dem positiven Streben und Interesse der deutschen Philosophie, bei all' diesem Eindringen und Erfassen eines, der Menschheit gegebenen religiösen Gehaltes und wirklichen Verhältnisses fand dennoch immerfort die freieste Untersuchung statt, die man als nothwendige Mitarbeiterin ansah" (S. 149). Besonders aber wird hier (S. 150 f.) Herders Verhältniſs zur Entwickelung der neueren deutschen Theologie, sein allgemeiner wissenschaftlicher Einfluſs, sein humanistisches Streben auf dem Gebiete der Poesie, Philologie, Philosophie und Geschichte, nächstdem vorzüglich der Theologie nachgewiesen. „Das Leben des menschlichen Geistes in seiner Gesammtheit berührte Herdern dergestalt, daſs man von ihm sagen kann, es sei ihm Nichts Menschliches fremd gewesen. Und weil er es innig erfaſste, erfaſste er es mit Ursprünglichkeit, vergaſs die früheren Fassungen, um Alles wie von Neuem zu finden und zu sehen, und war so unter Wenigen einer der Ersten, die eine neue Bildung des deutschen Geistes herbeiführten" (S. 157). Die Frage, wie Herder auf die verschiedenen Theile der Theologie in dem ihm eigenen divinatorischen und reformatorischen Geiste einwirkte, wird in Bezug auf biblische Poesie, Geschichte des hebräischen Volks, Schrifterklärung, systematische Theologie näher erörtert (S. 160 f.), und dabei auch seine Stellung als praktischer Geistlicher (S. 165) besonders ins Auge gefaſst. Mit Klarheit und Wärme geht die Darstellung in das Einzelne der Herder'schen Eigenthümlichkeit und Wirksamkeit ein, und läſst es jeden Unbefangenen inne werden, daſs Herder „auch noch für unsere Zeit eine erwärmende und erfrischende Gabe Gottes in der Hitze und Kälte des Lebens bleibe" (S. 168).

An das, was in dem eben erwähnten Aufsatze über Herders Stellung auf dem praktischen Gebiete der Theologie gesagt worden, schlieſst sich der folgende Aufsatz (S. 169 — 192) über „Herder als Prediger," vom Kirchenrath Schwarz in Jena, an. Der Verf. desselben will besonders dazu beitragen, daſs die Erinnerung an Herder als Prediger unter uns lebendig bleibe, und zu diesem Zwecke beantwortet er zugleich die Fragen: Was war Herdern die Theologie? was das Ziel des Geistlichen als Prediger? was war ihm die Predigt (S. 173 f.)? Auch hier wäre Viel für unsere frivole und egoistische dünkelvolle Zeit zu lernen. Theologie, „Lehre von Gott und dem Menschen," galt Herdern als die edelste aller Wissenschaften, so gewiſs religiöse Wahrheit und Tugend die edelsten Schätze der Menschheit sind (S. 173). „Nur wer sich reines Herzens und höher gerichteten Geistes fühlt, soll Theolog werden." Dagegen soll nach Herder (S. 177) jeder Prediger „Redner, Bote Gottes, Pfeiler in seinem Tempel" sein, „nicht mit der Affectation einer neuen, unerhörten Inspiration,

Digitized by Google

wie sie den alten Propheten und Aposteln zu Theil ward, wohl aber von ihrem Geist getragen und gehoben und so das Christenthum verkündigend." Dieses selbst ist ihm „keine blofse Lehre, überhaupt nicht eigentlich zu demonstriren, sondern zuletzt nur zu erfahren, Princip eines neuen Lebens in Wahrheit und Liebe, ein Werk von grofsem, weltumfassendem Plan, in dessen Umkreis wir noch stehen. Der Mittelpunkt von ihm bleibt Christus, der beste Beweis dafür, menschlich und göttlich durch die Seele seines Lebens, Vorbild zur Entwickelung alles rein Menschlichen." Aber — „er ist noch Mehr: alleiniges Haupt seiner Gemeinde in Zeit und Ewigkeit, Erlöser und Versöhner," so dafs Herder mit einer Entschiedenheit, welche der sogenannten Aufklärung eben so sehr zum Anstofs gereichte, wie die Wärme und Freiheit, womit er die Sache erfafste, der in sich erstarrten Orthodoxie, den rechtfertigenden Glauben freudig bekennt. — Die einzelne Predigt (S. 177) war Herdern kein Glaubensbekenntnifs, nach dem Buchstaben der symbolischen Bücher zu messen. „Das Allen Gemeinsame ist lebendige, frische Schriftauslegung und Anwendung." Hiernach war auch seine Predigtweise, der Geist seiner Predigten beschaffen. Von Interesse ist das Urtheil von Sturz über eine, während des ersten Jahres der weimarischen Amtsführung von Herder gehaltenen Predigt (S. 185.) „So predigt Niemand, — sagt Sturz, — oder die Religion wäre Allen, was sie sein sollte, die vertrauteste, wertheste Freundin der Menschheit! Da wurde Nichts erklärt, weil Alles fafslich war, nirgends an die theologische Metaphysik gerührt, die weder leben, noch sterben, aber desto bündiger zanken lehrt. Es war keine Andachtsübung, kein in drei Treffen getheilter Angriff an die verstockten Sünder, oder wie die Currentartikel aus der Kanzelmanufactur alle heifsen; auch war es keine kalte heidnische Sittenlehre, die nur den Sokrates in der Bibel aufsucht, und also Christum und die Bibel entbehren kann, sondern er predigte den vom Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe." In der That: wahrhaft goldene Worte, denen man besonders nach gewissen Seiten hin die rechte Beachtung wünschen mufs!

Ein anderer Aufsatz, von Schöll, verbreitet sich über Herders Verdienst um Würdigung der Antike und der bildenden Kunst (S. 193—254), der, bei dem innigen Zusammenhange unserer Bildung mit der antiken, auch wenn und wo wir uns dieses Zusammenhanges nicht bewufst sind, so wie bei dem Vorhandensein verschiedener praktischer Wirkungen der antiken Bildung innerhalb der Bewegungen unserer Cultur, von um so gröfserem Interesse ist. Liegt in dem Klassischen der Geist reiner Menschlichkeit verborgen; hat, wie Herder selbst sagt, ihre Gottheit die Kunst der Griechen humanisirt, und so in Götterformen die Menschheit deificirt: so war auch von Herders innerer Welt das kunstreiche, menschlichschöne Alterthum jederzeit unzertrennbar, und überall blickt Griechenland durch noch in seinen letzten kritischen und historischen Betrachtungen, wie in seinen ersten Schriften. Ausführlich wird dies in der näheren Betrachtung der Schriften Herders selbst auseinandergesetzt. Allein wenn auch Herder schon in seinen ersten Schriften die Schätzung der Sprache, Literatur und naturgleichen Bildung der Griechen in einem Sinne darlegte, der die gleichartige Beachtung ihrer bildenden Kunst einschliefst und ausspricht (S. 204), so empfahl er doch unserer Dichtung und Literatur die griechische, und unserer Kunst die antike nicht schlechthin als Muster der Nachahmung, sondern als Mittel der Sinnesbildung und Anschauungsläuterung (S. 240). Und wie er vor Allem in der Entwickelung der griechischen Kunst und in ihren Werken das hervorhob, was sie vor jeder andern auszeichnet, nämlich das Wachsthum aus sich, die organische Fülle, die Ruhe der Selbstständigkeit und reinen Durchbildung, mit einem Worte: das plastische Princip, so unterliefs er es auch nicht, überhaupt die Antike, in ihrer Idee gefafst, als ein Mittel sittlicher Selbstverständigung den Neueren zu empfehlen. Den Verächtern griechischer Kunst und griechischen Lebens unter den Neueren, die sich in ihrer Aufgeblasenheit und Hohlheit ziemlich breit machen, kann dieser Aufsatz als ein Spiegel gelten, worin mit klaren Worten auch für sie geschrieben steht: Ars non habet osorem, nisi ignorantem!

Der darauf folgende Aufsatz: „Herder als Humanist," vom Consistorialrath Gernhard in Weimar (S. 255—270), schliefst sich an den vorhergehenden genau an. Er soll auf Herders Verdienste um die humanistischen Studien, d. h. um „die würdigste Benutzung der griech. und röm. Literatur hinweisen, und geht von Herders eigenen Aeufserungen über Humanität und über das griech. Alterthum, über griech. Kunst und Literatur, im Allgemeinen und Einzelnen, aus. Er ist in dieser Beziehung gleichsam der beredteste Commentar zu dem Worte Herders selbst (S. 264): „Auch die griechische Kunst ist eine Schule der Humanität; unglücklich ist, wer sie anders betrachtet."

In dem nächsten Aufsatze: „Herder in Beziehung auf Musik," von Keferstein (S. 271—332), wird nicht nur behauptet und nachzuweisen versucht, dafs in Herder die μουσική des Platon in reinster Vollendung, in reichster Verklärung hervorgetreten sei (S. 280 f.), sondern auch, dafs und inwiefern der eigentliche Musiker, im gewöhnlichen engeren Sinne des Worts, in Herder tüchtig vertreten gewesen sei.

S. 339—362 ist ein, in die gegenwärtigen Zeitverhältnisse tief eingreifender Aufsatz von Röhr: „Die Vereinigung der beiden evangelisch-protestantischen Confessionen zu Einer Kirche mit Hindeutung auf Herders Ansichten darüber," enthalten, in dem der Verf. zunächst darzuthun sucht, dafs einer Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche zu einer evangelisch-protestantischen Kirche, wie sich aus einer näheren Betrachtung ihrer kirchlichen Grundsätze und christlichen Glaubenssätze ergebe, durchaus nichts im Wege stehe. Geht er hierbei natürlich auch in das Einzelne jener Grund- und Glaubenssätze ein, so betrachtet er nun auch den Gegenstand aus dem historischen Stand-

Digitized by Google

punkte und mit Bezug auf die, erst so spät erfolgte förmliche Vereinigung beider Confessionen. Eine höchst interessante und besonders auch für unsere Zeit beachtenswerthe Zugabe sind die Hinweisungen auf Herders Ansichten über jene Vereinigung (S. 354 f.). Betrachtet Herder schon im Allgemeinen die Spaltung der christlichen Kirche in verschiedene Parteien als unheilbringend, und beklagte er sie aufrichtig als nachtheilig, besonders auch für die fortschreitende Geistesbildung unsers Volks, so war er auch in Folge einer richtigen und unbefangenen Würdigung des wahren Princips des Protestantismus für die förmliche Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche zu Einer Kirche. „Herder" — heifst es S. 356 — „fand das Wesen des Protestantismus nicht in einer bestimmten Summe eigenthümlicher Lehrmeinungen Luther's oder Calvin's, sondern in dem Grundsatze freier Schriftforschung, welcher, wie für sie, so für alle nachfolgenden Bekenner des Protestantismus eine unverrückte Geltung hat." „Ist, sprach er, Freiheit der Schriftauslegung nach wachsender Erkenntnifs Princip des Protestantismus, so mag sich der Lehrbegriff, ein Haufe zusammengetragener Meinungen, ändern; *die Religion aus dem Munde und Leben Christi ändert sich nie.*" Und an einem andern Orte sagt Herder: „Lessing, den man den Rechtdenker unter den Freidenkern nennen könnte, stellte Grundsätze auf, die ein Erstes sind in ihrer Art, Gewinn und Regel für die kommenden Zeiten. — Er sprach: „„Luther, du grofser verkannter Mann! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst; wer erlöset uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens? Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde? Wer? — Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers *Geist* geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, dafs man keinen Menschen, in der Erkenntnifs der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern mufs."" —

„Der leidende Philoktet, von Dr. Osann in Giefsen" (S. 363—388), erinnert an jene, durch Winkelmann und durch Lessings „Laokoon" angeregten mächtigen Bewegungen auf dem Gebiete des guten Geschmacks, in dem Streite über das Schöne der antiken Kunst, an denen auch Herder, um zur Förderung der Wahrheit aus dem Conflicte entgegenstrebender Ansichten das Seinige beizutragen, einen so innigen Antheil nahm. Mit Recht weist der Verf. S. 366 Seiten Herders auf die Art jenes Kampfes hin, womit er namentlich Lessing entgegentrat, und in welchem jeder der Streitenden die Kräfte des andern kennt und ehrt, und es nicht gilt, „sich selbst einen Siegeskranz zu flechten, sondern der Wahrheit die Krone aufzusetzen." Auch hieran die Genossen unserer Zeit, die nicht immer mit würdigen Waffen und in ehrenvoller Absicht einander bekämpfen, zu erinnern, ist lobenswerth. Im Uebrigen hat der Aufsatz selbst noch vornehmlich das Verdienst, diejenigen alten Kunstdenkmäler, welche den leidenden Philoktet zum Gegenstande haben, anzugeben und zu beschreiben (S. 376 f.)

Von den beiden Vorlesungen (S. 389 f.), wovon die erste, von Dr. Huschke in Jena, „das Auge und den menschlichen Blick" zum Gegenstand hat, dagegen die andere, vom Regierungsrath Schmidt in Weimar, „über Volkslieder" sich verbreitet, schliefst sich die letztere an Herders Bemühungen namentlich auch für das deutsche Volkslied an. Sie kommt dem seitdem mächtiger erwachten und noch fortwährend regen Interesse an den Volksliedern der einzelnen Nationen entgegen, welches in und aufserhalb Deutschland bereits herrliche Schätze zu Tage gefördert hat, indem sie über das Wesen des Volkslieds, wenngleich nur in flüchtigen Bemerkungen, und fast nur auf Deutschland und das deutsche Volkslied sich beschränkend, sich ausspricht. Aber immer sind auch solche Stimmen in nicht geringem Grade anregend, besonders für die Deutschen; denn — „keine Nation ist säumiger, das ihr eigenthümliche Gute und Schöne anzuerkennen, als die deutsche" (S. 406).

Von den übrigen Mittheilungen sei hier zum Schlusse noch der beiden Briefe des Prof. v. Schubert von München (S. 419 f.) aus Smyrna vom 12. Oktober und 3. November 1836, gedacht. Der jonische reine Himmel, mit dem klaren Blau und kräftig anregenden Einflusse des Südens, lacht uns hier, neben der lebendigen Erinnerung an Griechenlands untergegangene Herrlichkeit, entgegen; aber in der öden und dumpfen Gegenwart, die sich über das Land selbst gelagert hat, umfängt das Gemüth des Reisenden der düstre Ernst des Nordens, den Ersterer nicht erst mitzubringen braucht, den er vielmehr dort schon findet. Um so schmerzlicher und niederschlagender ist der Eindruck, den jene Briefe machen, indem uns neben der ewigen Jugend der Natur, die uns hier anlächelt, der Modergeruch und vergiftende Pesthauch, wie er aus den Gräbern der Vergangenheit aufsteigt, aus ihnen entgegenweht. Wird denn aber aus diesem öden Grabe der Vergangenheit nie wieder ein neues frisches Leben erblühen? und wäre das rege Geistesleben, das hier einst so schöne Blüthen der Humanität zu Tage förderte, zu ewigem Schlafe — ohne Rückkehr — verdammt?

Theod. Kind.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

L830.5 J25 1845 inc
3 5556 007 249 337

NORTHWESTERN
UNIVERSITY LIBRARY

BOOK CARD
PLEASE KEEP THIS CARD IN BOOK POCKET.

L830.5
J25
1845
(Inc.)

LOWER LEVEL STORAGE

Digitized by Google

NOT TO BE

Digitized by Google